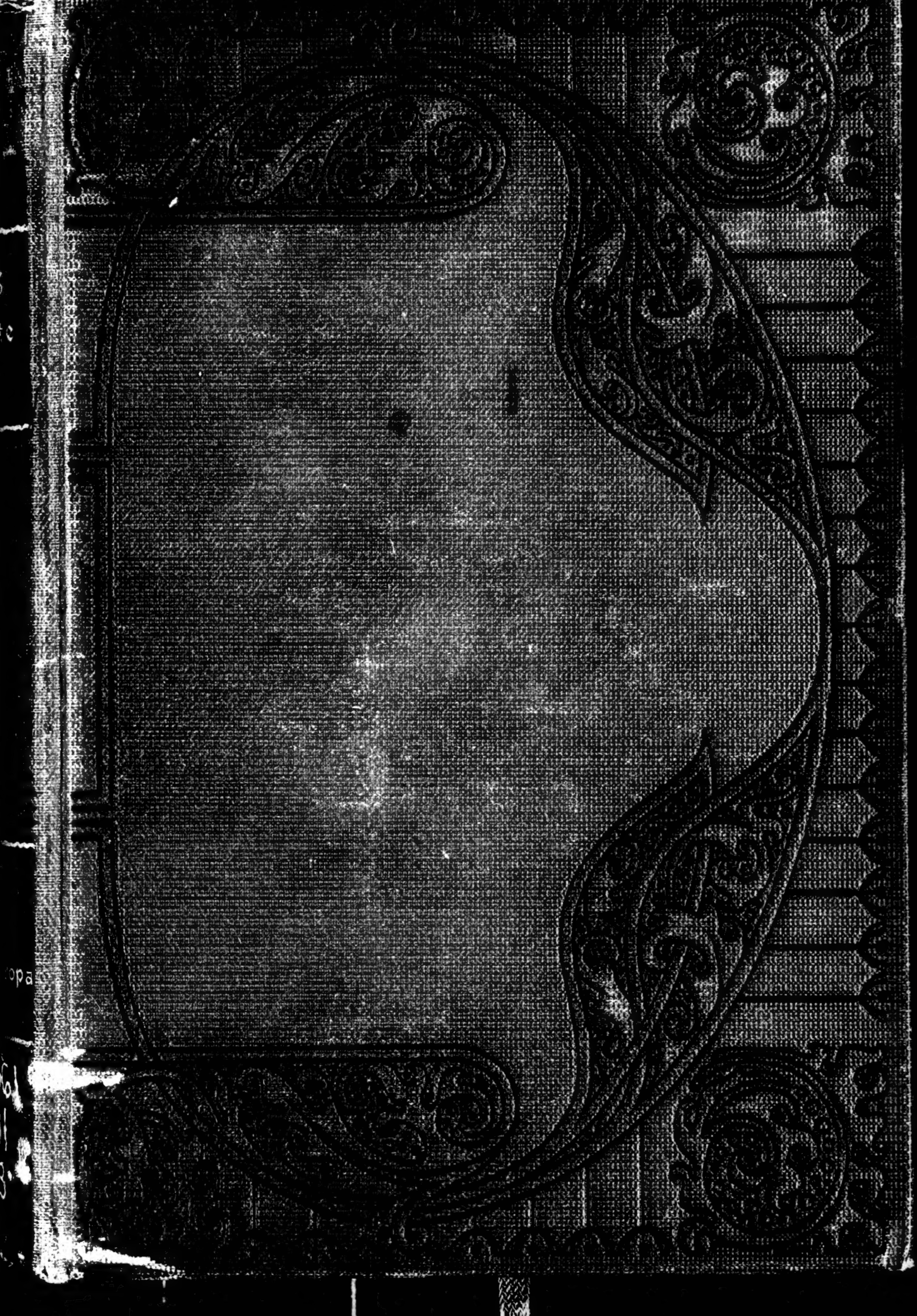


Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Erster Band.

Vorbericht und Inhaltsverzeichnis.

Das junge Europa. I.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Vorbericht und Inhaltsverzeichnis

zu

Heinrich Laubes gesammelten Werken

in fünfzig Bänden.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbericht und Inhaltsverzeichnis zu Heinrich Laubes gesammelten Werken

in fünfzig Bänden.

Den vor etwa Jahresfrist (1906) erschienenen

„Ausgewählten Werken in zehn Bänden"

lassen wir jetzt folgen

Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden.

Die Veranlassung zu dieser umfassenden Ausgabe gab der mitunterzeichnete Stiefsohn Laubes. Ihm war es eine unerläßliche Pflicht der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit gegen seinen Vater und zugleich eine Pflicht, die ihm seine Verantwortlichkeit als Erben aller Urheberrechte Laubes auferlegte, ein möglichst vollständiges Bild der literarischen Tätigkeit Laubes auf allen ihren Gebieten zu bewerkstelligen.

In dieser Absicht werden die „Gesammelten Werke" alle Bestandteile sowohl der „Ausgewählten Werke" als auch der Sammlungen enthalten, die Laube selbst veranstaltete; es sind dies „Laubes gesammelte Schriften", Wien, W. Braumüller, 1875/82, 16 Bände, und die „Dramatischen Werke", Leipzig, J. J. Weber, 1845/75, 13 Bände.

Aber auch die Zusammenfassung der drei Sammlungen läßt wichtige Gebiete der Tätigkeit Laubes unberücksichtigt oder berücksichtigt sie doch nur lückenhaft. Für die aus-

reichende Charakteristik seines Schaffens und Lebens war daher Vervollständigung und Ergänzung geboten.

Sie erfolgt jetzt durch die Einreihung der historisch-politischen Schriften Laubes, von denen vor allem das Hauptwerk: „Das erste deutsche Parlament“ mit seinen meisterhaften, unübertroffenen Charakteristiken Aufnahme finden mußte.

Die Novellen erfahren eine weit vollständigere Berücksichtigung als dies in den bisherigen Sammlungen der Fall war, um dem frischen Erzählungstalente Laubes gerecht zu werden.

Nicht vergessen werden durfte das „Jagdbrevier“ — allen „vollkommenen deutschen Jägern“ zur Freude und zum Heile!

Allerdings konnte auch mit diesen Zusammenfassungen und Ergänzungen nicht beabsichtigt werden, das gesamte Material zu liefern, das der literargeschichtlichen Forschung des Fachmanns erforderlich oder wünschenswert sein mag. Völlig ausgeschlossen erschien dies für die unabsehbare Fülle der zerstreuten Aufsätze, die Laube auch in den arbeitsvollsten Zeiten als Rezensionen, Feuilletons, Zeitungsartikel, Zeitschriftenbeiträge geschrieben hat. Reichhaltige charakteristische Proben werden an entsprechender Stelle gegeben werden. Nicht minder auszuschließen waren die zahlreichen Herausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Werke, insbesondere französischer und englischer Theaterstücke.

Auch nach diesen Ausscheidungen blieb eine so gewaltige Menge von Material übrig, daß eine Überfüllung drohte, die das Charakteristische und Wesentliche mit Gleichgültigem und Nebensächlichem erdrückt und verwischt haben würde. Zur Vermeidung dieser Gefahr war eine engere Auswahl erforderlich, die aber zugleich eine beschränkte bleiben mußte — beschränkt, weil sie die an die Spitze gestellte Aufgabe der jetzigen Ausgabe nicht beeinträchtigen durfte, beschränkt

dadurch, daß sie nach denselben Gesichtspunkten erfolgen mußte, die Laube selbst der eignen Redaktion, insbesondere der Wiener Ausgabe in erkennbarer Weise und nach beglaubigten Äußerungen zugrunde legte. Laube wollte alles das, was nach dem von ihm viel gebrauchten Ausdrucke noch Aktualität besaß oder wieder zu gewinnen versprach, allem übrigen voran durch seine Sammlung erhalten wissen. In diesem Sinne verweigerte Laube z. B. dem „Neuen Jahrhundert“ (Polen, Politische Briefe, 1833) die Aufnahme, weil ihm nur ein kleinster Kreis — selbst unter den Literaturhistorikern — noch Interesse abgewinnen kann.

Diesen Grundsätzen folgt die vorliegende Ausgabe; es mußten daher auch die vierbändige „Geschichte der deutschen Literatur“ 1838/40 und die in augenblicklichen Zeitströmungen entstandenen Broschüren, insbesondere „Die französische Revolution“ (1836), „Der Prätendent“ (1842) unberücksichtigt bleiben.

Dieselbe Weigerung des Verfassers traf die „Neuen Reisenovellen“ 1837 gegenüber den älteren „Reisenovellen“, die „Drei Königsstädte im Norden“ (1845) gegenüber den „Französischen Lustschlössern“, weil je die letzteren je das gewählte Genre zum vollen Ausdruck bringen, den ein Mehr durch die Ermüdung des Lesers nur abschwächen würde. Auch hier folgt ihm die jetzige Ausgabe und sie glaubt dies auf gleichartige Fälle erstrecken zu sollen. So wenn dasselbe Thema den Stoff einer Novelle und eines Theaterstückes bildet, wie in dem Schauspiel „Crescentia“ (unter dem Pseudonym „Gustav von Blittersperg“, 1859) und in der Novelle „Die kleine Prinzeß“, ebenso in dem Schauspiel „Advokat Hamlet“ (anonym 1870) und in der Novelle „Stella und Hulda“; in beiden Fällen ist der Novelle der Vorzug gegeben worden.

Endlich durfte angenommen werden, daß die Produktion des spätesten Alters auch ohne Wiederabdruck des dreibändigen

Romanes „Die Böhminger“ (1880) ausreichende Würdigung findet durch die köstliche Kleinstadtnovelle „Der Schatten Wilhelm“ (1883) und den Roman „Ruben“, der erst 1885 nach dem Tode des Verfassers erschien.

Aus allen diesen Erwägungen ergab sich die Gestaltung der „Gesammelten Werke Heinrich Laubes“, wie sie das Inhaltsverzeichnis aufweist.

Die Herausgabe auch dieser großen Ausgabe liegt nach Maßgabe seiner nachfolgenden Bemerkung in der bewährten Hand des Herrn Dr. Heinrich Hubert Houben. Seine den „Ausgewählten Werken“ vorausgeschickte Biographie Laubes bleibt auch für die jetzige Ausgabe ein unentbehrlicher Wegweiser; sie ist nach wie vor als selbständiges Werk im Buchhandel zu beziehen.

Am Schlusse der Ausgabe soll ein Register erscheinen, das deren Benutzung erleichtern wird.

Max Hesses Verlag. Dr. **Albert Hänel** (Kiel).

Der unterzeichnete Herausgeber hat sich im Anschluß an seine oben genannte Laube-Biographie bemüht, durch erläuternde Vorbemerkungen das Interesse und Verständnis für Laubes Werke zu beleben; und im übrigen der Druckrevision des Ganzen die möglichste Sorgfalt gewidmet. Auf die Auswahl der Werke selbst, ihre Zusammenstellung und die Wahl der Texte hat er lediglich einen beratenden Einfluß gehabt.

Dr. **Houben.**

Inhaltsverzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen das Jahr des ersten Druckes als Buch, bei den dramatischen Werken das Jahr des Druckes als Manuskript.)

I.

Romane und Novellen

Band 1833—1866.

II.

Dramatische Werke

(mit den „Einleitungen").

III.

Dramaturgische Schriften.

IV.

Historische, politische, autobiographische Schriften.

V.

VI.

Erzählungen der Spätzeit (1881—1884).

VII.

Vermischte Schriften.

Das junge Europa.

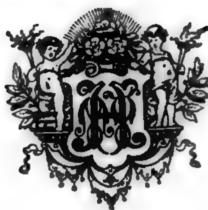
Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Die Poeten.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Heinrich Laube im Alter von sechsundzwanzig Jahren seine erste novellistische Dichtung „Das junge Europa“ aus seinen Erlebnissen und seiner Phantasie herauszuspinnen begann und nebenbei als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ in Leipzig vom Dezember 1832 bis zum Sommer 1834 eine stramme literarische Diktatur auszuüben verstand, war er noch ein völliger Neuling, der sich nur durch sein frisches zugreifendes Wesen und seinen kecken Stil das Vertrauen des Verlegers jener Zeitung gewann. Seine Redaktion der Studentenzeitschrift „Aurora“, die er 1829, noch Kandidat der Theologie, geführt hatte, sein erstes Auftreten als Dramatiker, als Dichter eines „Gustav Adolf“, und sein Wirken als Theaterkritiker waren alles Ereignisse, die über ihren heimatlichen Schauplatz Breslau hinaus kaum irgend eine Beachtung gefunden hatten; und nachdem er seit jenen Anfängen durch zweijähriges Hauslehrertum aus der literarischen Arena getreten war, hatte er sich gänzlich als **homo novus** betrachten lassen müssen. Auch sein historisch-politisches Erstlingswerk „Das neue Jahrhundert“ (1. Teil: „Polen“, 2. Teil: „Politische Briefe“, auch „Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele“ betitelt) war noch erst unter der Presse. Die anspruchsvolle Zuversicht des unbekannten Autors, die sich schon in der Wahl der auffallenden, ja gefährlichen Titel für seine ersten Bücher aussprach, mußte um so überraschender wirken.

Als Theologiekandidat und zum Verbummeln neigendes altes Semester, das sich zufällig von einer Vorstellung des „Käthchen von Heilbronn“ innerlich hatte packen lassen, war Laube in einen Studentenverein geraten, der abseits von allem Burschenleben, wie es sich in den Burschenschaften austobte, einen literarischen Kultus trieb, sich gegenseitig poetische Produkte vorlas, und durch beides Shakespeare und Tieck verehrte. Hier hatte sich Laube bald als rücksichtsloser Kritiker ein Ansehen verschafft und war so zum Redakteur der „Aurora“, des Organs jenes Dichtervereins, gewählt worden. Das hatte ihn nicht abgehalten, im breiten Strome lyrischer Produktion lustig mitzuschwimmen. Diesen so erworbenen anregenden Freundeskreis, der in dem Theologen den Literaten entdeckte, hatte Laube gleichsam mit sich geführt, als er hauslehrernd zunächst nach Kottwitz

auswanderte, zu einem Dr. Rupricht, dem Verwandten eines Breslauer Dichterkollegen; die Verbindung mit dem nahen Breslau war die engste geblieben, und dieser ideale Poetenbund fand mit Laubes Übersiedelung nach Jäschkowitz, seiner zweiten Hauslehrerstelle, eine Art Hochburg in dem dortigen stattlichen Herrenhaus, dessen Konturen wir in dem „Grünschloß“ der Laubeschen Novelle „Die Poeten“ deutlich durchschimmern sehen. Auf die Breslauer Epoche baute sich in diesen Hauslehrerjahren eine neue Lebensstufe auf, die dem Sprottauer Maurersohn eine unbekannte Sphäre vornehmen aristokratischen Behagens eröffnete. Aus diesen zwei Elementen ist das Milieu der ersten Novelle hervorgewachsen. Von einheitlicher Handlung kann bei ihr keine Rede sein; nur jenes phantastische „Grünschloß“, in dem ein Teil der Helden der Novelle gastliche Aufnahme findet und dem sie alle zustreben, ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht und verknüpft die Schicksale der einzelnen Poeten, die mit ihrem übermütigen Marketendertroß von revoltierenden Lebensanschauungen, waghalsigen Unternehmungen und romantischen Liebesabenteuern dort ein- und ausziehen. Für die Einzelheiten der biographischen Unterlage muß ich hier auf meine Laube-Biographie (Laubes ausgewählte Werke, 1. Band, Leipzig, Max Hesse) verweisen.

Der erste Teil des „Jungen Europa“, der im Winter 1832/3 niedergeschrieben wurde und im Sommer 1833 erschien, ist völlig der breiten Entwicklung der Charaktere gewidmet, und die weite Perspektive einer Trilogie verlangte natürlich mehr als ihre bloße Skizzierung. Die Möglichkeit einer Entwicklung mußte sich aus ihrer Jugend und ihrer ganzen Anlage ergeben, und hier bewies Laube schon eine sicher arbeitende Hand. Die Erotik ist die eigentliche Seele dieser „Poeten“; sie ist eine Mitgift ihrer Jugend und besonders aufgewühlt durch die damals aufsteigenden Probleme der Saint-Simonisten, denen sich Laube mit vollem Enthusiasmus hingegeben hatte. Aus diesen Fragen nach dem neu zu regelnden Verhältnis von Mann und Weib, aus der zu Paris erfolgenden Erhebung des „freien Weibes“ und aus all den Anregungen zur Schaffung neuer Lebensformen, wie sie in ungewöhnlicher Fülle von den Saint-Simonisten ausgingen, hat sich hauptsächlich das Fleisch des Laubeschen Romans gebildet. Die simonistische Gemeinschaft kennen zu lernen, war der abenteuerliche Gedanke in Laube entstanden, von Jäschkowitz aus geraden Weges nach Paris zu reisen; er kam allerdings nur bis Leipzig.

„Die Poeten“ sind in der Form des persönlichen Geständnisses, in Briefform, abgefaßt und begünstigten dadurch das Verarbeiten eigener Erlebnisse. In den „Kriegern“ aber, die Laube in der Stadt- und Hausvogtei zu Berlin 1834/5 in der Hauptsache fertig niederschrieb, löste er sich energisch von dieser Form und versuchte sich zum erstenmal in der einfachen objektiven Erzählung. Laube schildert hier die polnische Revolution, die blutigen Kämpfe der „großen Woche“, wie sie ihm aus seinen Studien, aus seiner Zeitungslektüre, den in Jäschkowitz und Leipzig gesammelten Nachrichten und aus seiner schon 1832 in Karlsbad gemachten Bekanntschaft mit mehreren ihrer Heerführer gegenwärtig war, in packenden Kriegsbildern und Volksszenen, die zu seinen besten prosaischen Leistungen gehören.

Der dritte Teil „Die Bürger“, kehrt zu der etwas ermüdenden Briefform des Anfangs zurück, und damit tritt auch wieder die Zersplitterung der Handlung ein, die man dem ersten Teile bei Entwicklung der einzelnen Charaktere nachsieht, die aber jetzt im Gegensatz zu der Geschlossenheit der „Krieger“ einen unbefriedigenden Schlußeindruck hinterläßt. Es fehlt dem schon dramatisch empfindenden Autor das Rückgrat einer starken Handlung, die ihn zur freien Erzählung ermutigt. Der Brief war für ihn keine bewußte künstlerische Form, sondern nur ein primitives Hilfsmittel; ihm kam aber wieder das autobiographische Element entgegen, das im dritten Teile des „Jungen Europa“ verarbeitet werden wollte, denn manche der Stimmungsbilder aus dem Kerker, die fast den Hauptinhalt dieser „Bürger“ ausmachen, sind aus dem selbsterlebten Augenblick geboren. Diese vielfach eingeflochtenen lyrischen Ergüsse hatten dem Gefangenen Erleichterung verschafft, als er vom Juli 1834 ab seiner literarischen Vergehen und seiner Teilnahme an der Halleschen Burschenschaft wegen in einer aussichtslosen Untersuchungshaft gehalten wurde. Als er dann wieder frei ward und, dem äußern Zwang, aber auch der innern Entwicklung gehorchend, die Vergangenheit zu überwinden trachtete, konnte er sich nicht lange mehr in der Stimmung behaupten, die zu künstlerisch abgerundetem Abschluß seines Werkes geführt hätte, und so weist der Ausgang der „Bürger“ deutlich die Spuren notgedrungener, flüchtiger Vollendung auf.

Als dreieinige Idee dieser Novellentrilogie ergibt sich folgende Steigerung: „Die Poeten“, die sich ein Leben erträumen, „Die Krieger“, die sich eines erkämpfen, „Die Bürger“, die eins leben.

Aus dem fessellosen Reich der Phantasie geht es nach heftigem Kampf in die stille, tüchtige Arbeit, der Poet, der sich als Kämpfer bewährt, wird zum Bürger, der Konflikt mit der Welt, dem Bestehenden, hat den Idealisten zum Realisten umgeschaffen. Dies ist natürlich des Verfassers eigenstes Erlebnis, und der Hauptheld der Novelle, Valer, der diese Entwicklung durchmacht, ist Laube selbst.

Nach solchem Ausgang durfte Laube mit einigem Recht das „Junge Europa“ ein „konservatives Buch“ nennen; nicht der Widerstand gegen das „Bestehende“, sondern die Unterwerfung führt zur Ruhe, die als erste Bürgerpflicht erscheint. Daß aber dadurch keineswegs eine befreiende Stimmung ausgelöst wurde, empfand sogar der preußische Zensor, der es für nötig hielt, auch die beiden Fortsetzungen der „Poeten“ nach ihrem Erscheinen 1837 durch Verbot dem Publikum vorzuenthalten, weil sie geeignet seien, „in jugendlichen Gemütern eine düstere Stimmung zu erregen und die ohnedem allgemein verbreitete Ansicht zu nähren, daß die sozialen Verhältnisse, so wie sie dermalen sind, mit allen höheren Geistesrichtungen und Bestrebungen, ja mit allem Edlen und Schönen in Widerspruch stehen.“ Die soziale Revolution, die Laube mit seinem „Jungen Europa“ anzugeben hoffte, hatte also mit einer bittern Resignation geendet; die Zeit und die Persönlichkeiten waren noch nicht reif zu einer erlösenden künstlerischen Formel. Der ursprüngliche Entwurf der Trilogie war ja ein wesentlich andrer gewesen; der dritte Teil sollte eigentlich den Höhepunkt bilden, eine Zusammenfassung „unsrer Konfessionen“, deren Träger „Die Poeten“ gewesen waren, wie Laube am 6. Dezember 1833 an Heine schrieb. Aus diesem neuerdings von Prof. Dr. Elster herausgegebenen Briefwechsel wurde auch der ursprüngliche Titel des Ganzen „La jeune Allemagne“ bekannt, der sich mit dem schnell zunehmenden Gesichtskreis des Autors unter der Hand zum „Jungen Europa“ erweiterte.

Die Wiener Ausgabe, der unser Neudruck folgt, hat besonders im ersten Teile mancherlei Kürzungen vorgenommen, die dem schnelleren Fluß der Erzählung zugute kommen, indem die breiten Räsonnements über Religion und Politik auf ein wohltuendes Mindestmaß beschränkt sind. Auch die Wandlung der drei „Novellen“ in einen „Roman in drei Büchern“ ist des Dichters endgültige Bestimmung.

H.

Die Poeten.

1. Konstantin an Valerius.

Den 20. März 1830.

Die Sehnsucht, wieder einmal mit Menschen umzugehen, läßt mich schreiben — mit Menschen, denn hier gibt es nur Oberpräsidenten, Unteroffiziere, Leutnants, Regierungsräte usw. So wenig Ihr — ich hoffe, Du wirst mein Sendschreiben unserem erlauchten Kreise mitteilen — nach diesem Eingange von meinem hiesigen Nichtleben erwarten möget, so fange ich doch damit an, und gehe erst später zu Angenehmerem.

Wenn zur Glückseligkeit weiter nichts erforderlich ist als gutes Essen und Trinken, Tabak, Whist, Pikett, Patentvisiten, Gesellschaften, reine Wäsche und ein gutes Bett, so bin ich jetzt überaus glücklich. Doch ist mir's, als fehlten mir noch einige Kleinigkeiten.

Man lebt hier ein thrakisches (böotisch ist durch uns nobilitiert) und selbst für mich, der ich doch kein Kostverächter bin, tragisches Leben. Ich lebe wie mit zugeschnürter Kehle und denke an die Poesie wie an eine verbotene Frucht. Neben der pupillarischen Substitution, der Intestat-Erbfolge und der querela inofficiosi testamenti geht mir der Bernhard von Weimar sporenklirrend im Kopf herum, nur seh' ich zuviel Schwierigkeiten, den Mann dramatisch zu besiegen. Gibt's im poetischen Vereine viel Neues? Ich habe sehr wenig gemacht und bin nur einmal aus diesem Sibirien nach Spanien gegangen.

Uhland scheint wieder zu erwachen; ich habe schon hin und wieder Kleinigkeiten von ihm gelesen — das wäre für mich von großer Wichtigkeit, denn er veredelt und erhebt mich immer sehr: mein demokratisches Treiben grinset mich zu-

weilen ein wenig an, nur in ihm ist es ewig schön, ja ist es das Urschöne.

Dem Fähnrich Pistol, meinem liederlichen Hippolyt gib die Beilage, grüß den William und die böotischen Brüder und lebe wohl — hörst Du, lebe wohl! —

A propos, ich verweise Dich auf das Abenteuer, das Du am Schluß des beiliegenden Briefes findest; ich sehe Dein Stirnrunzeln und Deine drohende Unterlippe und höre des finsteren William grollende Worte: „Es ist und bleibt ein rohes Volk“ — ich hoffe, Du sprichst als echter Tragöde jetzt nur in Jamben. „Auf Donnerstag, mein Graf? — Die Frist ist kurz!“ Ade, Du dunkelfarbiger Romeo!

Konstantin an Hippolyt.

Ein Lied nüchtern zu singen.

1. Und es war ein Mann zu Bahri, der hieß Semajah, der blies die Posaune und sprach:
2. Was trotzest du also und freust dich deiner Schande?
3. Deine Zunge trachtet nach Schaden, und schneidet mit Lügen wie ein scharfes Schermesser.
4. Du redest lieber Böses denn Gutes, und falsch denn recht. Sela.
5. Du redest gern alles, was zum Verderben dient mit falscher Zunge. Sela.
6. Darum wird dich auch Gott ganz und gar zerstören und aus deiner Hütte reißen und aus dem Lande der Lebendigen dich ausrotten. Sela.
7. Ich aber werde bleiben wie ein grüner Ölbaum im Hause Gottes usw.

Ich hoffe, mein Hippolyt, Du hast das sorgfältig gelesen, und bist jetzt in einem gesammelteren Zustande. Ach, Dein Brief duftete wieder so kräftig nach Sekt, daß ich auch ohne die Handschrift zu kennen, und ohne Unterschrift den

Autor sogleich würde erraten haben. Sage mir, lieber Junge, kommt es wohl noch vor, daß Du Dich in einer ganz nüchternen Stimmung befindest? O pfui! und Du hattest doch so schöne Vorbilder; ich sah Dich früher oft in Gesellschaft eines wohlbeleibten Mannes mit einem heiteren Blick und sittigen Betragen, hat der all seinen Einfluß auf Dich verloren? Ich will es nicht hoffen, mein Fähnrich! Der heitere Mann hat ein kleines Fläschlein zarten Ausbruchs vor sich stehen, er trinkt Dir ein mäßiges Gläschen zu, tu ihm Bescheid und befolg seine Lehren. In Deiner wilden Unbändigkeit rennst Du also jetzt nach einem Epos? Wunderlich, als stiege die epische Lust aus gleichem Stoff — ich suche eben auch. Ich sehe Dich des Vormittags bei verhangenen Fenstern wirtschaften, die Helden abschlachten, und Dein wildes Haupt stolz in den Nacken werfen. Ich hoffe wenigstens, daß Du aus Dankbarkeit deutsch schreibst; denn wahrlich, die geringe Zivilisation, welche Du besitzest, hast Du doch lediglich uns zu danken; nicht viel anders als der schwarze Falke vom Lorenzstrome kamst Du in unsere erlauchte Gesellschaft. Fähnrich, tu mir die Freundschaft an, schreib deutsch, es ist die schönste Sprache. Nur bei schwerem Sekt, Du kennst das edle Gewächs, das eben vor meinen Blicken goldglühend wächst — nur bei schwerem Sekt ließ sich Pistols und Sir Johns zungenschweres, lallendes Englisch verbrauchen. Schreib deutsch, Pistol! Es ist eine Universalsprache, selbst wenn Dir die duftigen Träume des Guadalquivir wiederkommen, wie sie Dich manchmal in sternenheller oder morgenfrüher Seligkeit des Julius an den Boden warfen, selbst wenn Deine spanische Jugend die weichen weißen Arme um Dich schlägt — hat die deutsche Sprache auch nicht Deine wollüstigen spanischen Liebestöne, so hat sie doch eine göttliche Zärtlichkeit, die mich selbst oft vor ihr erröten macht. Schreib deutsch, Hippolyt!

Ich habe noch neulich Tassos Jerusalem gelesen! Ja,

aus jener Zeit ist es schön usw., aus den dunkeln Lagunen, wo die romantische Verborgenheit und unergründliche Tiefe der Sehnsucht, wo das tiefblaue Dunkel des zurückgestrahlten Himmels die Sinne umstrickt, — aber ich würde es für keinen Gewinn halten, wenn wir heutzutage mit dergleichen beschenkt würden.

Ich bin sehr beschäftigt, und zwar mit den verschiedenartigsten Dingen. Es besucht mich fast niemand, und ich gehe nur wöchentlich zweimal zu einem Bekannten, mit dem ich Schach spiele, lese, und dessen Flügel ich benutze. Die Musik kommt mir seit langer Zeit vornehm, fremd vor, es ist mir, als ob sie mich über die Achseln ansähe — so war's doch früher nicht, und ich begreife durchaus nicht, was der Dame einfällt — ich glaube, sie liebt den Sekt nicht. Auch bringt sie mich stets ein wenig aus dem Gleise, es wird mir, als säß ich einer früheren Geliebten gegenüber, der ich untreu geworden, Jünglingserinnerungen klopfen mich unsanft wie Fächerschläge auf die Wangen — es ist wunderlich, aber ich kann das Klavierspiel nicht lassen, es ist eine schmerzliche Lust, mit alten Geliebten zu plaudern. Außerdem ist das Theater meine einzige Erholung. Ich bin wirklich, so sehr ich mir Mühe gebe, auch wenn ich ausgestreckt auf dem Sofa liege, nicht ganz ruhig. Ich schreibe dies und das, reiße mich aber mit Gewalt wieder los, denn ich will einige Zeit wieder etwas lernen. Ich weiß nicht, was das Volk in mir für eine Wirtschaft treibt, es gebärdet sich manchmal wie eine mit der Regierung unzufriedene Nation. Ich hoffe, das Studieren wird sie beschwichtigen. Ich gäbe viel darum, wenn ich jetzt unseres kleinen Kupido Chronik hier hätte. Wenn einmal jemand mit einem zu leichten Wagen hieher fährt, so pack' ihm doch das Ding auf. Was macht Kupido? Sitzt er noch in den Bergen bei seiner idyllischen Landschöne? Sein letzter Brief war wie die Sage eines wandernden Minstrels; der Junge lauft im Lande umher, schöne Mädchen zu suchen. Ich fürchte, er wird nächstens einmal der

Polizei in die Hände fallen und uns Schande machen, was man so Schande nennt.

Heute wäre so ein rechter Phantasietag, wenn wir beisammen wären; es regnet und stürmt, und dunkelglühende Grogschatten ziehen vorüber. Aber ich will dem Salamander abschwören, er stört mich jetzt, denn ich bin mitten in einer Liebesintrige. Höre, wie das kam!

Ich saß vorn im Sperrsitz des Theaters und sah der Gaukelei zu. Ein junges Soubrettchen machte mir Spaß, sie war so nett und fix und rund und drall: Du weißt, das lieb' ich. Bald darauf kam sie im Ballett wieder zum Vorschein. Hochgeschürzt entwickelte sie einen behenden, makellosen Wuchs, eine geregelte muntere Formenschönheit schoß aus Fuß- und Handspitzen blitzende Funken in mich. Mein Nachbar meinte, es sei ein unternehmendes Kind, und Dein Sir John verfügte sich alsbald hinter das Geheimnis der schützenden Kulissen. Glühend sprang sie eben aus der Szene herein in die dunkle Verborgenheit, als wollte sie heiß dem Korydon in die Arme fliegen. Der Korydon war da und stellte sich ihr sehr lebhaft vor, eine kurze Topographie seines inneren neuentdeckten Terrains entwerfend, die üppige Vegetation seiner Triften beschreibend. Das muntere Ding nahm es harmlos auf, und im raschen Flusse der Worte und Begebenheiten — denn die phantastische Welt des Balletts spielte im Köpfchen noch weiter — überließ sie sich nach geringem Sträuben der Woge meines Anerbietens, sie nach Hause zu geleiten. Ich schwor bei Pistols Sekt und Fallstaffs Schwert — sie hatte Heinrich IV. wahrscheinlich noch nicht gesehen — ich würde die Stadt anzünden, wenn sie nicht in diesem reizenden Kostüme bliebe, sie gewährte, warf den Mantel um und wir gingen.

Dabei, lieber Hippolyt, muß ich im Vorbeigehen dem Valerius recht geben, und ihm Dank sagen; er behauptete oft, wenn von dem Reiz der Schauspielerinnen die Rede war, daß man mit diesen Damen nur verkehren müßte, wenn sie noch in

selbigem Anzuge seien, der sie auf der Bühne geschmückt, mit dem Gewande schwinde die Illusion, und man bekäme ein Gedicht in schleppende Prosa übersetzt.

Wahrhaftig, die Welt der Täuschung ist ja das einzige, was am Leben erfreut, ein Narr, der einen Fetzen davon aufgibt. Das Gepränge der Täuschung macht die Schauspielerinnen gefährlich, — wer möchte in die Gefahr eingehen und den Glanz wegwerfen. Eine Bajadere in ein Kattunkleid gesteckt, das zwei Ellen lang, lieben wollen, heißt sich an einer Statue ergötzen, die gegen die Witterung in Leinwand gehüllt ist.

Kurz, ich führte meine Bajadere nach Hause und sprach geflügelte Worte mit ihr. Aber das Erzählen ist träg — ein andermal von Euern Taten, Sir John — Ade, mein Fähnrich!

---

2. Konstantin an Valerius.

Ich lebe hier noch ebenso einförmig, wie ich Dir's geschildert habe: äußerst selten ein poetischer Augenblick — ein nüchternes Vegetieren. Es weiß der Himmel, woran das liegt. Ich gebe mir alle ersinnliche Mühe, das zu ändern — Du wirst dies aus meinen philantropischen Bestrebungen im Briefe an Hippolyt erkennen. Ich suche tastend nach allen Spitzen meiner Gemütsnerven: es geht nicht; wenn ich neben Rosa sitzend einen an seinem Endpunkte erreicht habe, so schnellt er mir immer wieder davon. Es ist sehr ärgerlich. — Durch Goethe hab' ich sehr große Begier nach Italien bekommen, — ich will es indessen versuchen, hier seine Elegien nachzuleben. Aber ich glaube, es ist italische Sonne und italischer Himmel nötig, denn ich schaffe alle Ingredienzien seiner Poesie herbei, aber ich kann das Getränk nicht zustande bringen. Du glaubst nicht, Valerius, was ich mir für Mühe gebe, poetisch zu genießen. Es weiß der Kuckuck, warum es nicht gehen will.

Da ich hier nichts vernünftiges Neues und Deutsches auftreiben kann, so hab' ich mich an ältere französische und englische Schriftsteller gemacht, wie Le Sage, Lorenz Sterne usw. Es ist merkwürdig, wie ihre Satire beinahe ganz noch auf unsere Zeit paßt.

Die Menschheit muß doch viel-stehende Gebrechen haben.

Ihr schreibt so dürftig wie für einen Bettelmann. Gebt mir doch nicht so karge Tropfen, Ihr wißt ja, wie ich die vollen Gläser liebe. Vom Kupido gar nichts, und doch will und muß ich mit dem Kleinen in Verbindung bleiben.

Bessert Euch! — Ade.

Konstantin an Hippolyt.

Fähnrich, auf ein Wort! Ihr müßt bis tief in die Nacht bei der ehrsamen Witwe von Ephesus im Promenadengäßchen gesessen haben, daß Ihr nicht dazu gekommen seid, meine Epistel zu beantworten. Ich will nicht hoffen, Pistol, daß meine Intrige so wenig Interesse für Dich gehabt hat, ich sollte doch meinen, sie müßte Deinem abenteuerlichen Sinne zusagen. Wem soll ich sie denn erzählen, wenn Du nicht hören willst. Vor Valerius hab' ich in dieser Rücksicht eine unüberwindliche Scheu — wäre er prüde und fromm wie William, und sagte er mir wie dieser: Du bist ein unmoralischer Mensch, so würde ich lachen, und es würde mich nicht berühren: Du weißt, wie ich über objektive Moral denke. Aber ich sehe seine großen klaren Augen dabei zentnerschwer auf mich fallen und mit erdrückender Wehmut auf mir verweilen — das ertrag' ich nicht. Ich weiß, er gestattet eine rein subjektive Sittlichkeit, aber sein wenn auch wohlwollender Blick dringt so schonungslos in alle Ritze meines Wesens, daß ich immer zu fühlen glaube, es beginne ein murmelndes Bröckeln und Lösen meiner inneren Wände. Er richtete, als ich ihm einst ein ähnliches Abenteuer erzählte, nur drei

fragende Worte an mich: „Bist du froh?“ und meine phantastische Welt war auseinandergejagt wie Kosakenschwärme durch einen Kanonenschuß. Ich mag es mir nicht gern gestehen, und doch ist es so: er ist mir unbequem bei derlei Dingen. Ich halte mich dabei lieber an Dich wilden Burschen und den leichtbesohlten Kupido.

Meine Schöne heißt Rosa und ist wirklich scharmant. Sie ist von der Größe, die nicht auffällt, wobei man nicht an die Größe denkt, aber in den schönsten Wellenlinien gewachsen. Die Taille schneidet sich so kühn ein, daß man daran zweifelt, und gedrängt wird, sie zu umfassen. Zu meinem großen Vergnügen ist sie frei von dem mir so verhaßten Wuchs der Weiber, welcher von der Hüfte an in einem plumpen, krummen Beine alle Leichtigkeit, Eleganz, Grazie des Ganges und der Erscheinung vernichtet. Solche Weiber sind wie die Chinesen nur zum Sitzen da, ihr Gang ist ein stetes Besiegen von Hindernissen, jeder Tritt muß erkämpft werden, — das ist mir entsetzlich lästig; während die wohlige Freiheit in Rosas Bewegungen mich hebt und entzückt. Man findet in Abbildungen aus alter Zeit niemals eine Annäherung an jenen Knieholzwuchs des weiblichen Unterkörpers; es scheint eine neuere schlechte Mode zu sein, die vielleicht von irgend einer übeln Angewohnheit oder Beschäftigung der Mütter herrührt. Dergleichen Dingen sollte die Medizin nachforschen, und die Polizei sollte ihr dann an die Hand gehen — es ist eine der größten gesellschaftlichen Sünden, fehlerhaft häßlich zu sein (eine regelmäßige Häßlichkeit ist auszunehmen) — ich wäre überhaupt dafür, alles mangelhaft Geborene sogleich dem Chaos wiederzugeben, wie der Metallkünstler das Verunglückte wieder in die Masse wirft, und es zu ersäufen.

Ich hoffe, Du weißt, Fähnrich, was ein schönes Bein ist — es ist ein Hauptvorzug der Spanierinnen, und ich gebe außerordentlich viel darauf, es ist das Motiv der Er-

scheinung. Rosa geht wie ein flüssiger Daktylenvers. Von der Hüfte an nämlich strebt in schönstem Schwunge die runde volle Form immer sanft nach außen, dem Schauenden sich entgegendrängend, man sieht in den sanften Linien das Weiche und Elastische ausgedrückt und ergötzt sich doch an der springenden Kühnheit des Grundzuges, welcher da, wo das Bein in die Nähe des Fußes kommt, durch den liebenswürdigsten kleinen Bogensprung die genialste Verbindung mit diesem bewerkstelligt. Zu oben gerügtem schlechten Wuchse des Unterkörpers gehört nämlich auch, daß das Bein perpendikulär auf einen horizontalen Fuß sich aufsetzt und beide zusammen das fatalste Dreieck bilden. Bein und Fuß sondern sich wie Staatsgewalten — das ist widerwärtig platt. Bei Rosa hüpft das Bein in gerundetem hohem Spann auf den Fuß, und dadurch erhält der ganze Körper jene schaukelnde über alles bestechende Grazie, welche der fliegende Poet vor dem schwerfälligen Philosophen voraus hat.

Nun hat Rosa nicht die unangenehme Manier sovieler leicht und rasch gewachsenen Mädchen, daß sie in ihrem Gange tänzelte und hüpfte, eine Manier, die so unschön ist wie das Zappeln mit den Fingern — nein, sie geht, aber schön und leicht wie ein anmutiger Gedanke. Wie wenige unserer eleganten Damen wissen zu gehen! Es muß eine Selbständigkeit, eine Unabhängigkeit im Gange sein, die ein wohltätiges Gefühl von sicherer Freiheit erweckt, der Gang muß das Zeichen des Sieges über die träge Erde sein — bei den meisten Weibern ist er das Zeichen des Kampfes. Die Straffheit der Muskeln spielt mit dem schwerfälligen Boden, wenn die Dame schön geht, sie ringt mit ihm, wenn unschön. Daher ist es so greulich, wenn plump Gewachsene einen sogenannten Anlauf nehmen — es wird mir so unbehaglich dabei, als wenn ich schwere Gänse zum Fliegen ansetzen sehe. Es ist dann ein Rücken, Ziehen und Heben der Schultern und Hüften, ein Lenken und Renken mit den Armen — das

schönste Mädchen könnte durch solchen Gang meine Illusion zerstören. Rosas Leichtigkeit hält mein Wünschen in stetem Schweben, sie erzeugt eine ästhetische Behaglichkeit, wie ich sie über alles liebe. Auch ihr Kopf, Hals, Nacken, ihre Schultern — alles atmet in einer rasch gebogenen Wellenlinie soviel Leichtigkeit, daß mein Auge auf diesen geflügelten Formen mit einer Wonne herumhüpft, wie die heiterste Sehnsucht nach Lust in warmer Sommernacht auf den spielenden, lauen Lüftchen. Nichts an allen diesen Formen ist starrer Stillstand, wie plätschernde Wellen nickt und wiegt alles. Ein reiches, nußbraunes Haar trägt sie auf griechische Weise leicht hinter dem Scheitel zusammengenestelt; wie herausfordernde lose Schalke fliegen die kleinen zierlichen Löckchen vom Hinterkopf herunter, als wollten sie erinnern, man müßte die vorüberfliegende Schönheit der Nymphe fassen. Glatt liegt vorn das Haar an der weißen runden Stirn, und nichts von dem vielfachen Unrat des Kopfputzes unserer Modedamen stört das lachende Oval des ganzen Köpfchens. Zierlich schwingen sich die schmalen dunklen Augenbrauen über das weite lachende Auge hin, eine leicht gebogene Nase deutet auf fröhlichen Unternehmungsgeist, ein kleiner Mund mit schmalen Lippen auf verschwiegene Lust, das ganze zurückgeworfene Köpfchen, das sich auf einem länglichen schneeweißen Halse wiegt, auf Übermut. Die blendenden Schultern sind, harmonisch mit dem Bau der Hüfte, so überraschend schön nach dem Arme geschweift, daß der Blick in unbeschreiblicher Lust heruntergleitet zu dem vollen Händchen der rosenfingerigen Eos.

Dies ist Rosa. Ich hoffe, Clauren malt sie Dir nicht deutlicher.

Sie wohnt drei Treppen hoch, einfach aber niedlich. Eine alte Frau, die sie ihre Pflegemutter nennt, wohnt in einem kleinen Zimmer neben ihr — sie war nicht zu Hause, als wir aus dem Theater ankamen, und ist mir jetzt schon sehr im Wege; solche alte Weiber sind bei Liebeshändeln die fatalste Grammatik, das auswendig zu lernende Vokabelbuch, ohne

das man nicht zur ruhigen Lektüre des Poeten kommt, der in einer uns noch fremden Sprache geschrieben. Das ist ein Gucken und Schnüffeln und Fragen — der Mantel wird gestrichen, üm aus der Qualität des Tuches Schlüsse auf die Qualität des Besitzers zu ziehen, nach der Uhr wird gelugt, ob sie von Gold oder Silber, das Taschentuch wird beäugelt, ob es von doppelter oder einfacher Seide ist — diese alten Weiber sind die Zollbeamten in den Liebesstaaten, und Zölle habe ich nie leiden mögen. Ich stehe mit dieser auch schon auf einem ärgerlichen Fuße.

Darin ist doch nur die Jugend liebenswürdig; sie kennt den Umfang ihrer Kräfte, also auch ihr Ende noch nicht, und fragt darum nie, wie weit oder kurz der Weg, es steht ihr noch alles offen, darum nimmt sie jeden Nahenden nur als einen kleinen Teil des Alls, und fragt und forscht nicht ängstlich nach ihm — sie rechnet nicht, weil sie ungekünstelt, und das Rechnen die größte Künstelei ist — sie schiebt die Summe der Teilnahme, welche man ihr schenkt, ungezählt in die Tasche, weil sie noch unzählige Summen erwartet. Ein alter Drache aber besieht jeden Pfennig, weil er berechnen kann, wieviel ihm noch abfallen werden. Das hat mich am meisten für Rosa gewonnen, daß sie sich um mein Aushängeschild gar nicht bekümmerte. Das ist die Poesie des Liebens, daß sie hundert Augen für den Liebenden und nicht einen Blick für den Bürger hat. Man redet sich's wenigstens vor, und weil man Täuschung sucht, findet man sie, es ist ja all dies Liebeswesen nur ein künstlich Gestell, ein ungeschickter Stoß und es kracht zusammen — die Leute, welche sich selbst und gegenseitig am geschicktesten zu täuschen verstehen, lieben am glücklichsten. Rosa konnte an Deinem wohlgebildeten und wie immer sehr elegant ausstaffierten Sir John leicht erkennen, daß er eine respektable Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einnehme — aber es freute mich doch, daß sie nicht fragte.

Die kleine Bajadere bereitete auf das zierlichste Tee, und ich improvisierte ihr unterdes das Sujet eines phantastischen Balletts. Sie lachte und klatschte mitunter in die Hände dazu, machte rasch eine Pantomime meines Balletts, und setzte sich endlich behaglich zu mir aufs Sofa, sah mir lächelnd in die Augen, schlürfte Tee und versicherte mich, daß ich recht hübsch zu schwätzen wisse. Ich nahm ihre Hand und küßte sie, und behielt sie, und betrachtete mit Wonne den schönen weißen Arm, den sie im leichten Gewande bis dicht an die Schulter aufgeschürzt trug. Sie ließ mich einen Augenblick gewähren, dann zog sie die Hand zurück, ward still, sah mich sinnend an, lächelte endlich in sich hinein und nickte mit dem Köpfchen — ich fragte — —

Genug für heut; morgen mehr.

---

3. Konstantin an Hippolyt.

Ich habe sehr schöne Gedanken und Reflexionen im Kopfe, aber ich weiß ja, was Du dazu sagst, wenn man sie zwischen Handeln und Tat spreut. „Handle, lebe," pflegtest Du zu sagen — „von den sieben Weisen Griechenlands herunter haben die Leute philosophiert, systematisiert, schematisiert und doch nichts gelernt, sie haben alles in Formeln gebracht und darüber die schöne Zeit verloren, während welcher sie glücklich sein konnten. Lebe, sagtest Du mir beim Abschiede, und da Du ja auch ein Federheld bist, schreib mir's, wie und was Du lebst, aber ohne Beisatz, Beigeschmack und Brimborium; schick mir das nackte Leben, und ich werd' mir's schon selbst ankleiden."

Nun denn! — Rosa gehört zu den wunderlichen Geschöpfen, welche die ersten Schritte der Bekanntschaft, wie Du gesehen, am auffallendsten erleichtern — das kommt von der Bühne. Die dramatischen Dichter machen sich das immer unglaublich leicht: die Personen sehen sich und merken also=

bald beide, daß sie viel miteinander zu tun haben müssen, sie bombardieren sich ohne weiteres mit Sentiments, und wenn man ihnen nach einer viertelstündigen Bekanntschaft im ersten Akte viel zu schaffen macht, so gehen sie ohne weiteres im zweiten Akte miteinander durch — Päſſe brauchen sie nie, und Geld findet sich immer. Ich lasse mir das im höheren Schauspiele gefallen, wo die modernen bürgerlichen Verhältnisse in ihrer Kleinheit verschwinden vor der künstlerischen Höhe der Gedanken und Gefühle, aber im Lustspiele bleibt's doch immer sehr drollig. Darum bin ich noch immer der Meinung, nur ein Mann von Welt wisse ein feines modernes Lustspiel zu schreiben. Es müßte denn wie in Williams Lustspiele das bunte Zelt phantastischer Poesis zum Ort der Handlung aufgeschlagen werden.

Rosa fand unsere schnelle Bekanntschaft ganz in der Ordnung, alle die kleinen Nebenwege der gewöhnlichen Liebschaften sind ihr durch die Bühne abgeschlossen worden, sie fängt auf dem Punkte an, wo andere Mädchen nach mannigfachen telegraphischen Depeschen, verhüllten Andeutungen, Pfänderspielen, gegenseitigen Träumen, schüchternen Worten, geflügelten Sonetten, Notenaustausch usw. anlangen. Ich gestehe, das ist Mangel eines romantischen Reizes, das ist selbst mir zu modern, obwohl sehr bequem. Auf jenem Punkte bleibt sie nun aber stehen; das ist ein Mißverhältnis in den einzelnen Teilen, reizt mich zwar ein wenig, ist mir aber unbehaglich.

Man läuft gern lang nach einer goldenen Frucht, aber am Baume angekommen streckt man nicht gern die Hand tagelang aus.

Sie duldet meinen Kuß auf den Arm, auf die Schulter, aber wenn ich sie umfasse und auf den Mund küssen will, so hält sie mir den Mund zu und wehrt mich entschieden ab. Das würde mir bald langweilig werden, wäre sie nicht gar so hübsch.

Die alte Pflegemutter hatte zu Muhmen und Basen geschwatzt, ich wolle Rosa heiraten — meinen Namen hatte sie schon am andern Tage erfahren — das hat sich bald ver-

breitet, und heute fragt mich meine Schwester danach. Das ist mir sehr fatal und verleidet mir die Sache. Das Ganze wird dadurch so platt bürgerlich. Was einem das dumme Volk das Leben erschwert! Das Märchen konnte so duftig einsam abgesungen werden, wie in einem dunkeln Kiosk im Morgenlande. Ich werde an Rosa schreiben und versuchen, der Sache einen andern Schwung, eine andere Wendung zu geben.

Ade!

---

4. Valerius an William.

Breslau, am Himmelfahrtstage 1830.

Ich hätte früher an Dich geschrieben, Freund, wär' ich nicht gar zu sehr beschäftigt gewesen; ich würde Dir mehr schreiben, wäre ich's nicht noch. Womit aber? frägst Du barsch. Mit mir selbst. Später ein paar Worte darüber, jetzt zu der Besorgnis, die mich in diesem Augenblicke drängt. Ich habe eben von Konstantins Schwester einen Brief erhalten, worin sie mich beschwört, alles aufzubieten, um den Aufenthalt ihres Bruders zu entdecken, der seit mehreren Tagen verschwunden ist. Man hat seine Abwesenheit während der ersten Nacht und des nächsten Tages unbeachtet gelassen, da dergleichen — Du hast ja oft genug dagegen gescholten — zuweilen bei ihm vorkam, namentlich wenn er mit Hippolyt den Shakespeare paraphrasierte. Nach der zweiten Nacht hat man suchen lassen — umsonst. Man hat zu Rosa geschickt — dies ist eine junge schöne Dame, mit der er ein Liebesverhältnis entriert hat — sie hat schnippisch geantwortet, man solle verloren gegangene junge Suitiers nicht bei ihr suchen. Des Tags darauf hat das schnippische Dämchen auch gefehlt und das Repertoir in Unordnung gebracht. Ihre Pflegemutter, die, Gott weiß, ob unterrichtet oder nicht, zurückgeblieben, ist heulend und weinend zu Konstantins Schwester gekommen. Diese Frau Martha, denn so scheint sie mir

auszusehen, hat auf Berlin gedeutet — Du hast ja lebhafte Verbindungen dahin, tu doch rasch alles mögliche, um mir Klarheit für die arme Schwester zu verschaffen. Du begreifst, daß ich in meiner einsamen Wohnung, fern vom Getümmel des Stadtverkehrs, mürrisch mit den bleichen Worten der Theologen redend, und in tiefschattigen Schmerzen vergangener Herrlichkeit herumwandelnd weniger geeignet bin, einen Flüchtling zu entdecken. Doch möchte ich so gern die Schwester beruhigen. Es ist so hart vom schlimmen Konstantin, ein so weiches Herz mit rauhen Händen anzufassen. Er hat sie so oft verletzt durch seine abscheuliche Opposition gegen die Gesetze des Herkömmlichen, die seinem barocken Sinn nicht behagen. Dennoch liebt sie ihn mit einer Fürsorge, warm wie Maiensonne. O, das Herz des Weibes ist reicher denn alle Welt, welche hineingeht, denn es liebt mit dieser Welt noch eine andere — die besten von uns lieben kaum etwas von dieser.

Gehab Dich wohl und antworte!

Hippolyt tritt eben ein, hört stumm und lächelnd die Geschichte an, und läßt Konstantin ersuchen, wenn ihn Deine Kundschafter finden, ihm von Berlin ein Exemplar der Lusiade zu besorgen, weil er hier keins auffinde. Übrigens meinte er, sei es unnütz, den Konstantin zu beunruhigen — man solle die Schwester durch irgend eine Nachricht zufriedenstellen und jenen ungestört lassen, bis er sich selbst melde.

Tu aber nur, wie ich Dich gebeten!

William an Valerius.

Freund!

Ich habe der verdrießlichen Geschichte halber nach Berlin geschrieben, und denke Dir bald Bescheid geben zu können. Ich mische mich übrigens sehr ungern in derlei Skandal, und nur die alten Freundschaftsverhältnisse aus unserm poetischen Vereine bewogen mich, der Polizei ins Handwerk zu greifen.

Das sind die Folgen jener grauenhaften Lebensansichten, denen Du selbst nicht ganz fremd bist. Was ist Euer Bodensatz? Die empörendste Eigenliebe. Das Ich allein soll sich auf jede Weise wohl befinden, mag nun um Euch herum alles darüber zugrunde gehen. Es ist die unchristlichste Subjektivität, die nur ersonnen werden konnte, und dabei wollen sich einige von Euch noch in die Mitte der demokratischen Zeitbewegung stellen, wollen sie loben und führen. Heißt das nicht den Bock zum Gärtner setzen! Das Wesen dieser demokratischen Richtung ist Allgemeinheit, Zurückdrängen des individuellen Interesses, um das der Gesamtheit auf den Thron zu setzen. Gebärdet Ihr Euch nicht wie kleine Despoten, wenigstens Autokraten, die sich eben nur selbst Gesetz sind, die all ihren Launen den Zügel schießen lassen?

Und unsern Vereinigungspunkt, die Poesie anlangend, was hat uns da diese Richtung gebracht? Eine schamlose Enthüllung des eigenen Körpers, mit dem die Poeten feilen Dirnen gleich kokettieren. Sie haben keinen andern Mittelpunkt mehr, als das persönliche, meist materielle Vergnügen, und je nachdem das nun groß oder klein oder gar nicht da ist, wird das Gedicht frivol oder abgeschmackt oder gottlos. Sie haben sich selbst auf den Thron des Höchsten gesetzt, darum haben sie eine so arme Welt, eine so jämmerliche Regierung derselben, einen so sündhaften schwachen Gott. Mit wieviel Heineschen Gedichten könnte ich Dir das belegen, und wie klar liegt der Ursprung alles dessen vor Augen.

Unfähig sich durch großartige Zusammendrängung der neu entdeckten Gefühle und Gedankenkreise auszuzeichnen, etwas die allgemeine Aufmerksamkeit Überwältigendes zu liefern, aber doch gedrängt und gestachelt durch weibische Eitelkeit, enthüllten sie wie jener Mann in der Bibel die eigene Scham, brachten sie die ganze Rumpelkammer der früheren Poesie, die Hobelspäne der früheren Werke hervor, putzten sie mit modernen Kleidern auf, und gaben sie hin

für Gedichte. Die faule Welt, die soviel Soziales zu tun hatte, daß ihr keine Zeit blieb für die Räume des besten inneren Menschen, nahm die Wechselbälge wohlgefällig hin, weil sie in ihrer bunten Tracht nur eines flüchtigen Blicks bedurften, und kein sorgfältiges Beschauen, keine Zeit, keine Tätigkeit in Anspruch nahmen. Das einmal Gebilligte war Regel geworden, und nächstens erwarte ich das Unanständigste, weil die heutige Welt doch erst auf der Spitze des Berges umkehren wird. Es ist wie mit dem Verdauungsprozeß — das ist ein Bild aus Eurer Schule — der kranke Magen fördert die halbrohen Speisen weiter, der gesunde zerteilt, zerlegt sie bis in die kleinsten Atome; Eure Poeten packen die Situation, schleudern sie durch einige Verse, und das Gedicht ist fertig; der wahre Poet läutert sie bis in die geheimsten Motive, und das Geistige daraus gibt er wieder in Tönen. Der wahre Poet fühlt die Situation durch bis an die Spitzen der Wurzeln und sein Gefühl davon ist die Poesie — der Eure flattert mit seinen Blicken durch das Laub, und was er gesehen, ist sein Gedicht. Es ist eine traurige Oberfläche, und ich weiß nicht, wo das hinaus soll, wenn die Opposition nicht lebhafter wird.

Das Gedicht muß aus der Knospe des innersten Menschen brechen. Ihr pflückt es von den blinzenden Augenwimpern, dem zuckenden Munde. Was soll man zu diesen kleinen Darstellungen Heines sagen, die Du so verehrest, wo nichts beschrieben wird als ein Knabe, der im Kahne angelt und dazu pfeift, wo ein Mädchen im Lehnstuhl sitzt und schläft. Das ist ein Buhlen mit fremden Künsten, das gehört der Malerei und ins Gebiet der Fläche, die Poesie hat aber mehr Dimensionen, und die Höhe und Tiefe ist ihr Wesentliches.

Ich entferne mich immer mehr von Euch — ich weiß nicht, was Euch halten soll, wenn Eure physische Spannkraft Euch verläßt, Ihr besteht ja doch nur wie künstliche Maschinen; wenn Eure künstliche Tätigkeit aufhört, so fallt Ihr zusammen.

Ihr seid isoliert von der Verbindungsstange der höheren Elektrizität, Ihr seid ohne Bezug zur Gottheit — eine Krankheit, die Eure geringe geistige Kommunikation mit ihr aufhebt, weil sie Eure geistige Tätigkeit aufhebt, wirft Euch zu den Tieren. Meine Religion ist die unzertrennbare Einigung mit dem Höchsten, sie besteht wie die Atmosphäre, auch wenn ich selbst unfähig bin, die geistigen Anknüpfungspunkte festzuhalten. Was soll ich zu Deinem theologischen Treiben sagen, das unsere Urkunden und die Worte der alten Glaubenshelden nur mit dem zersetzenden kritischen Auge ansieht und fertig zu sein hofft, wenn alles in Wasser aufgelöst ist. Ich bedaure Euch und gäbe viel darum, wärt Ihr anders. Ade. —

Nachschrift.

Eben erhalte ich Briefe von Berlin. Konstantin ist dort angekommen, hat ein Logis von mehreren Gemächern gemietet, ist wieder abgereist und hat seine Rückkehr mit einer Dame angekündigt. Die Adresse findest Du beigelegt, erlasse mir die Erforschung des Details dieser skandalösen Geschichte. Leb wohl!

Valerius an William.

Daß Du nicht in der Nähe des Walter Scott gelebt, als er seine „Schwärmer" schrieb, bedaure ich lebhaft; Du hättest ihm ja das beste Bild eines hartnäckigen und hartmäuligen Presbyterianers gegeben. O, über Euch schlimmen Menschen! Weil Ihr nun einen Käfig zusammengesetzt, in dem Ihr Euch wohlbefindet, verlangt Ihr denn nun ungezogen tyrannisch, es solle alle Welt in diesen Käfig kriechen. Ihr habt Euerm innern und äußern Menschen ein Kleid zugeschnitten, und alle Welt soll nun hineinkriechen, es mag ihr zu eng oder zu weit sein. Erinnere Dich, Freund, daß ich Dich nie Deines Systems halber getadelt habe, wenn auch das System nicht das meine ist — ich bin ein Mann der

Freiheit, und sitze zur Seite ihres holden Töchterleins mit den lieben, klaren Augen, der Toleranz. Du sprichst aber despotische Worte, und klagst doch wunderlich genug uns Leute der leichteren Moral des Despotismus an.

Du berufst Dich zuerst auf die demokratische Tendenz unserer Zeit, der wir huldigen, und verlangst Zurückdrängen des einzelnen, damit die Allgemeinheit gedeihe. Das hat seine vollkommene Richtigkeit, und es ist niemand so sehr dafür als ich — ich hasse wie Du den Egoismus des Staates in Bevorzugung einzelner. Aber Freund, Du siehst die Sache schielend an, und das Endziel aller Bestrebungen — die Freiheit — entgeht Dir. Die einzelnen sollen nicht bevorzugt, aber jeder einzelne soll frei werden. Damit dies nun aber auf eine der Allgemeinheit ersprießliche Weise geschehe, predigen wir als höchste Blüte der Bildung: Abstreifen jeder Art von Egoismus, Humanität. Das sind nicht Gegensätze, wie Du zeichnest, sondern Stufen.

Die Freiheit widerspricht aber jede Art von Formel, sie betreffe Moral oder sonst etwas — erreichten wir selbst durch solche Formeln das allgemeine Wohl, so bezahlten wir dies doch mit dem allgemeinen Wohl, d. h. mit dem Wohle der einzelnen, die von außen her nur gezwungen lebten, und nur in trostloser Gleichgewichtstheorie den allgemeinen Fall vermieden. So werden die Menschen beklagenswerte Negationen, und die Haupttugend wird wie in manchem melancholischen Christentume die Unterlassung, die Demut. Es ist aber ein größeres Ziel unserer Richtung, die Menschen selbständig zu veredeln, und die Veredelten Selbstherrscher werden zu lassen. — Die Millionen Selbstherrscher sind das äußerste Ziel der Zivilisation. Dieses Ende verschließt Deine Autoritätstheorie für immer, Dein Schluß muß eine starre Monarchie sein, der meine ist die fröhlichste, ungebundenste Allherrschaft, wo jede Individualität gilt, weil jede in sich gesetzmäßig ist und in ihrer Veredlung das neben ihr wandelnde Gesetz nicht

stört. Zu diesem Ziele ist das Zurückdrängen des Individuums Weg, — bei Dir aber leider Endpunkt. Darum tadle auch ich es, wenn Konstantin jetzt, wo die große Epoche des Demokratismus erst beginnt, ihre Vollendung für sich antizipiert, und nur sein persönliches Wohlsein im Auge habend, Unheil anrichtet. Er betrügt seine Umgebungen, die noch auf einer tiefern Stufe der Entwicklung stehen und in anderer Münze Zahlung erwarten, als er gewähren will.

Unsere Ansichten verhalten sich zueinander wie zur Vereinigung zusammenlaufende und in endlose Weite auseinandergehende Linien. Du willst die Menschheit zu einer willenlosen Masse, zu einem Punkte zusammendrängen, ich will sie aus dem engen Raume der Formel ausbreiten in das unendliche Gebiet des unermessenen inneren Menschen. Darum bist Du Monarchist, ich Republikaner und mehr denn dies.

Ich weiß, daß tausend solche Opfer, wie Konstantin eins vorbereitet, fallen müssen, eh' der Tag siegreich alles erhellt; in der unsichern Beleuchtung des dämmernden Morgens stolpern die meisten — aber ich weiß auch, daß dieser einleitende Nachteil Eurer großen Sklaverei vorzuziehen ist, welche den Menschen der Menschheit opfert. Mir ist der Staat des einzelnen wegen da, Dir der einzelne des Staates wegen. Darin ruht der große Unterschied. Ich opfere einzelne für den künftigen allgemeinen Gewinn, Du opferst alle für eine regelmäßige Maschine. Das Individuum soll allerdings mit seiner Persönlichkeit zurücktreten, um die Allgemeinheit zu fördern, aber dies soll das Ergebnis der Bildung, der überzeugten Resignation sein, ein Akt der Freiheit, und so rettet das Individuum seine Freiheit durch seine Opfer. Das Opfer wird aber von Tage zu Tage geringer, da die Zahl der selbständigen Individuen größer wird und am Ende keines dem andern mehr in den Weg tritt — so wird endlich der einzelne und die Allgemeinheit frei: Dein einzelner bleibt aber ewig Sklave.

Darum tadle ich es nicht einmal, wenn sich das Individuum glänzend geltend macht, ich tadle es nur, wenn ein anderes darunter leidet.

Nicht viel anders ist es nun auch mit Deinen Ansichten über die Poesie. Sie ist bei Dir auch nicht viel mehr als die Kunst der abstrakten Formeln. Wenn das Individuum selbständig werden soll, so muß es sich erst verschönern, geltend machen. Daß nun die neuere Poesie, an deren Spitze sich Heine gestellt, die einzelne Figur mit Vorliebe heraushebt, und spielend an ihr herumgleitend, erst tändelnd an ihr hinabgleitend, mit einem schnellen Sprunge in dem oder jenem Gedanken sich begräbt — das alles ist Dir ein Greuel. Du willst keine Figur, willst nur die aus ihr abgezogene Formel, willst Sentenzen, Sätze usw. Darum verstehst Du auch die poetische Naturanschauung Heines nicht — es ist eine streng demokratische: er läßt nichts unbeachtet liegen, was einmal da ist; Ihr esoterischen Sublimritter habt aber ein gewisses Register poetischer Gegenstände. Es ist alles poetisch oder nichts — es kommt nur auf das Glas an, womit man's betrachtet. Euch ist es unerhört, daß ein Knabe im Gedicht „angeln und pfeifen“ kann; Ihr habt eine prüde Poesie. Natürlich könnt Ihr auch die kleinen poetischen Gemälde nicht verstehen, weil Ihr keine Bilder ohne Unterschrift wollt. Konsequent setzt Ihr auch die schönen Uhlandschen Balladen und Romanzen den breit erklärenden Schillerschen nach. Ich tu natürlich das Gegenteil. Daß das Gedicht mitten im Klange aufhören und darum den höchsten Wert haben könne, wenn es auf eine schöne Weise die Saiten des Lesers tönend angeschlagen habe, begreift Ihr nicht. Wie es bebt und rauscht und klingt, nachdem Ihr das Gedicht zu Ende gelesen und seinen Flügelschlägen nachlauscht — das ist Euch zu unbefriedigend, Ihr wollt die Flügel so lange sehen, bis sie am Boden liegen. Ihr seid Philister. Alles Ende ist prosaisch — ein Gedicht, dessen Schluß den Raum des Gedichts

offen läßt, entfaltet die meiste Poesie. Ihr platten Leute wollt eine tranchierende Sentenz am Ende, damit Euerm ängstlichen Gewissen geholfen werde, sonst werdet Ihr unruhig, unbehaglich, weil Ihr die peinliche Abgeschlossenheit liebt. Geht, geht, Ihr seid Rechenexempel.

Von Konstantin hab' ich Nachricht, will Dich aber nicht damit behelligen.

---

5. Leopold an Valerius.

Kupido schreibt seinem lieben Zuverlässigen. Ich sehe Dich lächeln, Du ernster Gesell, denn Du vermutest sogleich ein Anliegen, ein Geschäft, sonst — meinst Du — kommt der Schmetterling nicht zum Schreiben. Ich werde Dich nächstens hassen, weil Du mir gegenüber immer recht hast. Du bist wirklich ein fataler Mensch mit Deiner Ruhe: wärst Du wenigstens ein Pedant wie William, so könnte man doch über Dich lachen, aber so wie Du bist, bist Du doch eigentlich gar nicht amüsant.

Da ich einmal schreibe, so könnte es sich begeben, daß ich im Schusse die eigentliche Veranlassung vergäße — lächle nicht wieder, lieber Valerius, ich bitte Dich, es ist mir unbequem — ich will also gleich damit anfangen. Ich wohne hier auf einer reizenden Villa bei äußerst lieben Leuten; der Graf Topf ist zwar, wie Du's nennst, ein eingefleischter Aristokrat, indessen weißt Du, daß mich das wenig kümmert; er ist ein poetisches Gemüt. Wäre es nicht Dir gegenüber, so würde ich sagen, das sei mehr wert als alles andere. Still doch — ich hab' es ja nicht gesagt, hinweg mit der Stirnrunzel! Ein klein wenig Eitelkeit — mein Gott, wer ist nicht eitel — mag wohl auch teil dabei haben; er spielt gern den Mäcen und da ich ihm von unserm poetischen Vereine erzählte, so besteht er darauf, die Mitglieder alle hier auf seinem Schlosse zu sehen und zu bewirten. Ich

habe Dich kühlen Mann als einziges wahrscheinliches Hindernis genannt, deshalb tat er das Unerhörte und schrieb eine verbindliche Einladung an Dich. Du hältst sie als rosenfarbene Beilage meines Briefes in der Hand. Sei freundlich, teile die Aufforderung den andern mit, und kommt her in das Reich der Düfte und Töne, der süßeste Rausch wird über Euch kommen, ich lebe wie ein kleiner Liebesgott und habe Euren Beinamen nie besser verdient. Ich wiege mich von einer Seite der klingenden Tiekschen Gedichte auf die andere, ich schwebe auf Akkorden, ich bin wie entpuppt und säusle wie Psyche körperlos durch die Lüfte. Mein ganzes Wesen ist der liebenswürdigste Argus mit hundert Augen für eitel Schönheit, der alte kleine Leopold begegnet mir nur zuweilen und überrascht mich wie ein wiedergefundener Bekannter, ich bin durch und durch ein neuer Gedanke von Glück und Liebe. — Wie Du sanft lächelst ob meiner Überschwenglichkeit, nicht wie ein Mephisto, aber wie ein Weiser der kühlen Stoa — sieh, das macht Dich mir so liebenswert, daß ich immer wieder meine heiße Brust an Dein kühles Haupt lege: Du gewährst ja der Persönlichkeit ihr Recht. Ich lasse mich nur von Dir gern schelten. William dagegen erbittert mich.

Nun horch, was mich hier so unsäglich beglückt. Der Graf hat eine Tochter, Alberta, schön wie Diana, spröde wie Diana, göttlich wie Diana — jeder Gedanke in mir liebt sie, und jeder Gedanke an sie ist Poesie. Ihr Kopf ist der einer Madonna, die ihre Verklärung ahnt, die noch nicht geliebt hat, aber auf den Lippen, auf den Augenwimpern die schalkhaften Liebesgötter hebt und wiegt, die ihr zuflüstern, daß sie unendlich lieben werde. Der Ausdruck ihrer Züge ist ein seliges, träumerisches Aufwachen, ihr wie ein Blumenkelch sich aufschließendes Ganze lispelt zauberisch: Ich fühl's, ich werde lieben. Wie über der Blume schimmert der Tau der Sehnsucht, der frische Morgen — ach es ist ein unbeschreiblich liebes Mädchenbild, und ich muß mir die

Augen zuhalten, um ungestört mit ihr kosen zu können. Sie ist fein, aber rund und voll gewachsen. Trotz ihrer sonstigen Sanftmut trägt sie den Kopf keck und stolz und geht in einer sehr vornehmen Haltung einher. Ihr Haar ist rabenschwarz, sie trägt es glatt und ungelockt, meist verhüllt durch eine Art leichten Turbans, den sie mit großer Geschicklichkeit zu drapieren weiß, so daß er wie ein keckes Bürschchen herunterschaut. Die Stirn ist schön wie ein Marmortempel, die Augen — ach wenn ich Dir sagen könnte, was es mit diesen Augen, mit diesen lispelnden Mundwinkeln für eine Beschaffenheit hätte! In den Augen und auf dem Munde ruht jene Sehnsucht des betauten Blumenkelchs. Das Auge ist groß und schwarz, aber nicht stechend schwarz, nein, weich wie Sammet und Seide, weich wie die Nachtluft im heißen Sommer, glänzend wie ein dunkler Wasserspiegel, der in ungestörter Ruhe zwischen den hohen Bergen Tirols lagert. In seinen Tiefen glaubt man bezauberndes Glockengeläut zu hören, Städte von fabelhafter Pracht und Herrlichkeit liegen zu sehen. Albertas Auge ist das Märchen von tausend und einer Nacht, und die langen dunkeln Wimpern beschatten es wie die träumerische Palme Arabiens zur Zeit der Dämmerung; fein und schlank, fast unmerklich gebogen ist die Nase, aber die zarten Flügel zittern mitunter wie Lotosblätter, die Brahmas Odem durchbebt, und dann hebt sich so herausfordernd der kleine Mund mit seinen vollen Lippen, und um seine spielenden Winkel hüpfen kleine üppige Tänzerinnen. Sie geht immer schneeweiß gekleidet — Himmel, da kommt sie mit ihrer Freundin Kamilla, ich schreibe im Pavillon, kann nicht entrinnen und Kamillens zügelloser Neugier könnt' es leicht einfallen, mir meinen Brief wegzunehmen, ich will — —

Später.

Wie ich befürchtete, geschah's. Eh' ich meine Schreiberei verbergen konnte, waren sie bei mir. „Was schreiben Sie?“

„Den Einladungsbrief an Valerius," schütte ich in meiner dummen Bestürztheit heraus. — „Sonst nichts?" Und nun half kein Sträuben. Die leichtsinnige Kamilla bemächtigte sich des Briefes und las ihn in Albertas Gegenwart vor. Ich war einen Augenblick in großer Verlegenheit, indes Du kennst mich ja, und hast diese Art meiner Dreistigkeit oft besprochen; ich faßte mich schnell, die Schönheit, der Zauber des Gegenstandes entflammte mich; ich las den Brief selbst zu Ende. Mit dem Erfolge hab' ich indes sehr wenig Ursache zufrieden zu sein; die törichte Kamilla trieb nichts als Spott mit meinen sehr ernsthaften Dingen, und Alberta — ja Alberta sah so wunderlich drein, daß ich gar nicht aus ihr klug geworden bin. Ach, Valerius, wo ist das Tor, das zu diesem Paradiese führt? Ich flattere an dem Gitterwerk herum und nasche, wie Du's nennst, von den herüberhangenden Zweigen, und träume im bloßen Anblick taumelnd umher; — wär' ich ein anderer, so wär' ich unglücklich, da ich aber Ich bin, so bin ich trotzdem munter, und bis Ihr auf Grünschloß, des Grafen Gute, eingetroffen, hab' ich alle Belagerungskunst erschöpft und empfange Euch als Herr und Meister der Festung. Die prosaische Kamilla ist mir sehr im Wege, sie besprüht meine Raketen stets mit kaltem spöttischen Wasser, und scheint doch neben diesem fatal platten Wesen eine Innigkeit zu besitzen, mit der sie Alberten unauflöslich fesselt, und die ich durchaus nicht verstehe, für die mir der Zugang zu fehlen scheint. Sie ist nicht schön, aber hübsch und bewundernswert gewachsen. Ich glaube, sie wird Dir behagen.

Eben erhalte ich zwei Briefe von zwei früheren Geliebten, die in dem goldenen Wahne sind, ich hätte seit der Zeit meiner Abreise von ihnen nichts zu lieben gehabt als sie; ich hätte ins Tränentüchlein geseufzt. Ich bin nur ein Siegwart des Augenblicks, ich liebe das Leben und nicht den Tod, Ferne und Vergangenheit sind aber Tod. Ich werde zwei Briefe an Alberten schreiben und sie den beiden guten Kindern schicken, ich hoffe, sie werden zufrieden sein.

Meine Poesie fließt lustig, ich singe Tag und Nacht wie der Vogel, und in der Musik bade ich mich wie ein sommerheißer Schwan. Komm zu uns, komm und hilf uns glücklich sein — der Himmel ist blau, die Welt ist schön, man kann so unendlich viel lieben!

---

6. Konstantin an Valerius.

Berlin, den 2. Mai 1830.

Was hilft das Klagen?
Was soll das Zagen?
Nur keckes Wagen
Macht uns gesund.

Ich bin da, sie ist auch da — das weißt Du aus meinem letzten Billett — aber ich bin noch nicht da, wo ich sein möchte. Mit aller Kraft meiner Suada bewog ich Rosa, sich hieher entführen zu lassen. Ich weiß selbst nicht, warum sie's eigentlich tat, denn ihre Neigung zu mir scheint nicht eben groß zu sein; ich glaube, sie wollte die alte Martha los werden und die Welt sehen. Ich hatte uns hier eine angenehme Wohnung gemietet, warm und bequem wie römische Thermen, sie schlug es bestimmt aus, mit mir zu wohnen, sie affektiert noch viel von Ruf und dergleichen; schwache Weiber klammern sich an den Ruf wie Greise an den Stock — jedes Kind schlägt ihn weg. Ich mußte vorausreisen, und als ich ihr dann von hier aus entgegenfuhr, durft' ich sie nur einige Stationen begleiten, sie wollte allein hier ankommen, hat sich in einem ganz anderen Stadtviertel eingemietet und bewirbt sich um ein Engagement an der Bühne. Sie ist freundlich, liebenswürdig, gut, lieb gegen mich, aber ich komme nicht von der Stelle; es ist lächerlich, ich habe ihr erst einige Küsse gestohlen, aber noch nicht einen erhalten. Es ist eine großartige Koketterie, wenn es eine ist.

Apoll senkt sein Gespann zum Schatten eines süßen Maiabends; ich habe mehrere Tage mit Rosa geschmollt; jetzt will ich zu ihr gehen, und küßt sie mich heut nicht, so küßt sie mich nie.

Lustig ist's im Monat Mai,
Weil sich die Erde kleidet neu;
Lustig ist's dann in Walladmors Haus,
Weil die bösen Geister weichen hinaus.

Den 3. Mai.

Der Teufel hole den Mai! Wer gut erzählen will, muß Hindernisse bringen — der Teufel hole die guten Erzählungen. Rosa war nicht zu Hause, oder was noch schlimmer wäre, ließ sich verleugnen. Ein Gardeoffizier ging in weiter Entfernung vor mir her und in das Haus hinein, ein Gardeoffizier machte seiner Lorgnette, meiner Rosa und mir neulich im Theater viel zu schaffen, ein Gardeoffizier folgte uns beim Nachhausegehen wie ein Schatten — der Teufel hole die Gardeoffiziere. Rosa, das kokette Mädchen, gestattet meine Begleitung stets nur bis an die Haustür, der Aff' meint, es schicke sich nicht, so spät noch Besuche anzunehmen, wenn man allein wohne — ach, ich bin so bös, die Geschichte ist so garstig verfahren, und das dumme Zeug bringt mich so aus dem Gleichgewicht und verdient doch so wenig Aufmerksamkeit. Ich werde ganz bös werden und morgen mich hinter die Bücher setzen und die Wirtschaft ganz liegen lassen. Wahrhaftig das werd' ich. — Ob sie wirklich so schnell hätte intrigieren können? Valer, was meinst Du, Du kennst ja die Weiber; ist ihr Teilnahmsgedächtnis wirklich solch Entengedärm? —

---

7. Valerius an Konstantin.

Grünschloß, Anfang Juni.

Du wirst Dich wundern, wie ich aus meiner stillen Zelle plötzlich hieher gekommen bin, was mit mir vorgegangen ist.

Ich gestehe Dir, daß mich die letzten Tage etwas übereilt und verwirrt haben, ihre Bewegung hat an meinem ruhigen Gleichgewichte gerüttelt, es ist mir Erholung, Bedürfnis, mich ausführlich auszusprechen, mich selbst aufs Reine zu bringen. Wie einen ungeübten Novellenschreiber beunruhigt mich der Faktenstoff, der in der Hand herumspringt und Ort und Stelle und Ordnung erheischt. Wirst Du aber auch Zeit dazu haben, mein lieber Freund? Du hast einen leichten Roman angesponnen und hast Dir die Kraft zugetraut, Held und Dichter und Publikum zugleich zu sein, Du hast versucht, Dir einen kleinen Freudenplaneten zu schaffen, in ihm zu genießen und von außen her ihn zu bewegen, zu regieren. Nach Deinem letzten Briefe ist Dir der Zepter schon klirrend an den Boden gefallen, der falsche griechische Kaiser hat nur seinen Ornat noch behalten, aber das Ansehen und die Macht verloren; Dichter und Publikum sind lachend davongegangen, und der Held des Romans, der passive, steht in den Mantel gehüllt tief in der Nacht vor des Mädchens Haus und schaut grollend und sehnsüchtig nach den Fenstern. Ja Freund, die Neigungen des Menschen sehen immer anfänglich wie kleine harmlose Mädchen aus, bei denen man einen Augenblick scherzend stehen bleibt, mit denen man spielt; und unter den Spielen wachsen sie wunderbar schnell in die Höhe, und sie werden wunderbar schön, und das kleine Händchen ist eine weiche warme Hand geworden, die uns mit wunderbarem Zauber festhält. Dies geisterartige Wachsen der Neigung hätte etwas Unheimliches, wären nicht eben Blut und Wärme ihre Waffen, die da aufreizen, statt abzuschrecken.

Schreibe mir, wie es Dir ergeht. Ratschläge sind lächerlich; es sind friedliche Landesgesetze für eine eben vom Feinde eroberte Stadt, die unter dem Martialgesetz seufzt, — ich gebe Dir keine, Du kannst keine brauchen.

Leopold schwärmte seit längerer Zeit hier auf Grünschloß, er hat den William und mich hieher gebracht. Ich

hielt es für nötig, die Vorhänge meiner Einsamkeit endlich aufzurollen und mich einmal nach der Sonne umzusehen. Wie ein bleicher Mann trat ich hervor aus langer Kerkernacht in die bewegte Erde — was Wunder, daß ich ein wenig bestürzt war. Beinahe ein halbes Jahr ist es her, daß ich einsam auf meinem Gartenhause lebte, nur Euch sah ich zuweilen bei mir, nur der Abend sah mich manchmal bei Euch, sonst hat mich niemand, sonst hab' ich niemand gesehen. Ihr hattet mich immer nur zurückgezogen gekannt; solange wir zusammen lebten, war ich völlig aus dem Getümmel der Welt getreten. Ein Unterschied nur mußte Euch auffallen. Früher suchtet Ihr mich oft vergebens in meiner Behausung; ich war oft nicht daheim. Ob Ihr es wißt, wo ich war, was mich beschäftigte, weiß ich nicht; ich bin Euern Fragen ausgewichen, ich habe nie geforscht, ob Ihr geforscht. Wahrscheinlich indes ist's Dir nicht neu. Ich liebte, Freund, und war bei ihr, die mich wieder liebte. Nenn es eine Schwäche oder wie Du willst: das grelle Licht der Öffentlichkeit blendet meine Augen, wenn ich sie hineinsenken kann in das Auge der Liebe. All mein Tun gehört der offenen Welt, aber meine Liebe trag' ich scheu in den dunkelsten Hain; mein Herz erschrickt, wenn es plötzlich vor aller Welt erscheinen soll mit seiner großen Sehnsucht nach einem Weibe. Dazu kam, daß es eine glückliche Unglücksliebe war; wir liebten uns über offenen Gräbern, wir wußten unseren Todestag, und da wollten wir keine Minute verlieren, und die Welt sollte uns mit ihrer Störung keinen Moment rauben. O meine süße Klara! wie redlich haben wir mit der Zeit gegeizt! Wie oft hab' ich Euch bis ans Tor begleitet, wo Ihr nach Euerm Sammelplatze, jenem klassisch gewordenen Kaffeegarten, steuertet, und wenn Ihr mich drängtet mitzukommen, und ich den Kopf schüttelte und traurig lächelnd von Euch ging, um in die Felder hinauszustreifen, da harrte sie meiner schon in jener dichtbewachsenen Laube, wo uns niemand störte, da ging ich

zu ihr und saß stundenlang zu ihren Füßen. Ach, die Welt ging da gemessen und harmonisch, es war alles so schön, denn ich liebte kindlich und kindisch wie ein fünfzehnjähriger Knabe. Mein demokratisches Glaubensbekenntnis sagt mir heut, daß man besser lieben könne, weiter, breiter, universeller — ich konnte in jener Laube einsam mit ihr sitzen, aber ich konnte die Welt mitbringen, die Welt der Ideen. Ich glaube es auch, ich würde heut reicher lieben. Aber damals war die Welt so arm, sie hatte noch keine Ideen, ich wußte wenigstens nichts davon, und meine modrige Wissenschaft paßte nicht dazu. Auf ihrem Schoße schrieb ich jene Lieder, die ich Euch im Vereine las, und weil wir im täglichen Abschiednehmen lebten, so waren sie im höchsten Glück so tragisch, ein schlagendes Herz, mitten durchschossen vom tödlichen Pfeil. Klaras Schicksal war unwiderruflich bestimmt und entschieden durch ihren Vater. Wie einen Gott liebte sie diesen Vater; sie wollte für mich sterben, aber nie mein Glück mit ihr in feindlicher Opposition gegen diesen Vater durchsetzen. Jeder Versuch, das Geschick zu wenden, scheiterte an ihrer eisernen Festigkeit. Es hat mich diese Festigkeit viel Schmerz gekostet. Ich sah sie vernichtet zusammenbrechen, als diese vorgeschriebene Bestimmung erfüllt werden mußte; ich sah sie zerbrochen und leblos vor mir; — aber nicht das leiseste Wort eines Änderungsversuchs ist je über ihre Lippen gekommen.

Der Zufall hatte mich mit ihr zusammengeführt; sie fürchtete sich anfänglich vor mir. Ich war bestürzt über ihre Anmut, es war eine rührende Schönheit, die meinen ganzen Menschen erweichte. Ich sah sie eine Woche lang täglich, und wir wußten beide nicht, was wir wollten. Ihre Furcht hatte bald dem Extreme, einem grenzenlosen Vertrauen, Platz gemacht, und — an einem melancholischen Abende hing sie mir plötzlich weinend am Halse, und auch ich weinte Tränen der Liebe. Wir haben überhaupt viel miteinander geweint, aber uns geliebt wie die Engel. Aber Weib war sie durch

und durch; zu einer Art von männlichem Kosmopolitismus in der Liebe habe ich sie nie bewegen können, sie wehrte mich hastig mit den Händen ab, sie hielt mir den Mund zu, sie schlug mich, wenn ich ihr sagte, die Liebe sei etwas Größeres als die Neigung zu dieser oder jener einzelnen Person, man könne der Liebe treu sein, während man der Geliebten untreu werde. Darin war sie einseitig und leidenschaftlich. Und damit hat sie mich gelähmt für mein ganzes Leben.

Es war eine warme, weiche, mondhelle Nacht, als Ihr einst von mir gingt, Balladen und Lieder küßten sich in mir, es war Ball in meinem Herzen, und zauberische Musik trieb mir alles im Kreise herum. Aus dem Fenster sah ich Euch nach, mein ganzer Mensch war liebedurstig wie ein wohltuend ermüdeter Wanderer; ich ging Euch nach, bald fand ich mich vor dem Gartenzaun, der meiner Liebsten Haus umgab. Der Hofhund kam brüllend herbei; meine, eines alten Bekannten, leise Schmeichelworte beschwichtigten ihn bald, ich stieg über den Zaun. Klara hatte Besuch von ihrem Bruder. Von unserem Verhältnisse durfte er nichts ahnen; er war ein leidenschaftlicher Mensch, der in Italien geboren und erzogen war; entdeckte er mich bei meinem Vorhaben, er schoß mich wie einen Strauchdieb nieder. Ich aber war liebelustig und verachtete alle Rücksichten; in den hohen Affekten kennen wir keine künstlichen bürgerlichen Formen, man hütet mit König René Schafe, und reitet mit Hüon nach Bagdad. Jener Besuch hatte mich seit mehreren Tagen von Klara getrennt, ich lechzte nach ihrem Auge, wie nach Licht — er war noch da, das wußte ich, aber ich wußte auch, daß Klara wie ein Vogel schlief, der bei dem leisesten Geräusch die Schwingen hebt; ich wußte, daß ein hoher, breitästiger Kastanienbaum dicht unter ihrem Fenster stand. Ich schlüpfte entschlossen durch die dunkeln Gänge des Gartens dem Hause zu. Klaras Fenster waren offen, wahrscheinlich war sie noch wach — aber die Fenster des Bruders waren

hell, eines sogar war geöffnet, das kleinste Geräusch konnte mich verraten. Du weißt, daß ich im Sommer immer leichte Tanzstiefeln trage, dies kam mir zustatten; ohne Geräusch kam ich bis an den Stamm des Baumes, die alte Turngeschicklichkeit brachte mich bald hinauf, wie staunend sah mir unten der Hund nach. Der Mond schien geisterhaft, ich stand im Dunkel der Äste und übersah mein Terrain. Klara lag halb entkleidet auf dem Sofa, ihr dunkelbraunes Haar war zur Hälfte aufgelöst und schmiegte sich schmeichelnd wie ein sehnsüchtiger Trieb, dem man Gewährung gestattet, um Hals und Busen, ihre weiße Hand und der schöne, zur Hälfte entblößte Arm spielten damit. Sie sah träumend vor sich hin — ich habe nie etwas Reizenderes gesehen. Sie trug sonst immer ein weites faltiges schwarzseidenes oder sammtenes Kleid, es schmiegte sich dies zwar liebend an die schönen Formen, aber das warme Leben war immer verhüllt — zum erstenmal sah ich's entfesselt, und eine göttliche Sinnlichkeit, die sich mir selbst in ihrem Arm nie so klar angekündigt, kam über mich. Ich hätte zu ihr gemußt und hätte es mich tausend Leben gekostet. Wie Käthchen unter dem Hollunderbaum mit dem Mondschein buhlend lag sie da, der kleine Fuß, des Schuhes ledig, spielte tändelnd in der Luft, der auf den Busen vorgebeugte Kopf trug den Ausdruck einer glückseligen, heimlichen Erwartung. Eben wollte ich auf ihren Fensterbogen treten, da öffnete der Bruder, dessen Zimmer daneben war und den ich auf und nieder gehen gesehen hatte, den zweiten Fensterflügel und sah in den Mondschein heraus. Ich blieb regungslos stehen, der verzweifelte Hund fing an zu knurren, heraufsehend nach Baum und Fenster, ich konnte leichtlich dadurch verraten werden. — Klara träumte und tändelte ungestört fort. Eine peinliche Minute verging, der Bruder schien nach mir herzusehen, ich hielt den Atem an, plötzlich brach ein kleiner Ast, auf den ich im Rückzuge mit dem rechten Fuße getreten war; die Grabesstille der Nacht

machte ein auffallendes Geräusch daraus, der Bruder fuhr blitzschnell mit dem Kopf aus dem Fenster. Klara hob sich ein wenig in die Höhe und horchte, der Hund knurrte lauter, ich hielt mich mit dem Arm fest an einem Ast und wagte nicht, eine neue Stütze für meinen rechten Fuß zu suchen, aus Besorgnis neues Geräusch zu machen. Der Vetter aller Liebenden, Freund Mond, bemerkte zu rechter Zeit meine Not, er trat hinter eine Wolke; schwerlich wäre sonst des Bruders unablässigem Hinstarren nach dem Baume meine leuchtende weiße Hose entgangen. Tödliche fünf Minuten schwebte ich so auf der Folter, da gab er endlich die Sache auf, warf das Fenster zu und ging in die Tiefe des Zimmers. Ich trat jetzt keck auf den Fensterbogen und sprang behend ins Zimmer. Ein unterdrücktes „Ach!“ Klaras bedeckte ich vollends mit Küssen. Die furchtsamsten Weiber, wenn sie lieben, werden nie durch eine Äußerung der Furcht etwas verraten, sie haben den Liebhaber und die Liebe zu immerwährenden Begleitern bei sich, und wenn etwas vorfällt, so sehen sie sich immer erst nach diesen um und horchen, was diese dazu sagen. Der glühendste Mann liebt mit Geschäftspausen, er vergißt des Tags über wenigstens zehnmal die Geliebte und erinnert sich hundertmal ihrer. Das Weib erinnert sich des geliebten Mannes gar nicht, denn sie hat ihn immerwährend bei sich, er ist in ihr und verläßt sie nie; er ist nicht nur ihr Gedanke, denn der kann wechseln, er ist ihr Denken, ihre Phantasie, ja ihr Verstand. Klara hatte auch mit mir gedacht. Sie schalt meine Dreistigkeit und küßte mich und war so weich und warm und lieb wie ein Sonnenstrahl. Sie wollte ihr Negligé verbergen und schmiegte sich tiefer in meine Arme, damit ich sie nicht sehen sollte; sie war sanft wie ein spielend Kind, sie war wie eine seltene Blume, die in schweigsamer Mondnacht ihren vollen warmen Kelch aufschließt und Wärme und Sehnsucht haucht in die Nacht hinein, sie war unbeschreiblich liebenswürdig. Und

doch war sie neben jener Weichheit so entschlossen stark, kühn wie eine Göttin. Sie beherrschte mich in jener Nacht mit allen Waffen. Klara zog mich aufs Sofa, drängte mir den Kopf nieder in ihren Schoß und sprach mir dann leise ins Ohr: „Valer, ich will Dir angehören, wenn Du mir schwörst.“ — Ich erhob den Kopf und erwiderte leise: „Ich schwöre“ — „Narr, Bösewicht“ — lachte sie — „Du weißt ja nicht, was.“ Und nun gab's ein neues ausgelassenes Treiben übersprudelnder Wonne, wir lachten einander in die Augen, wir küßten den Stern und die Seele darin; ich suchte ihr Herz und drückte mein brennend Gesicht daran, wir jubelten wie losgelassene Gefangene. Plötzlich begann sie wieder die vorige Szene, ward ernst, weinte, beugte sich küssend zu mir, bat mich um Verzeihung, und beteuerte, sie könne nicht anders — „Schwöre mir, Valer, nie einer anderen zu gehören, schwöre mir's — still, Freund, ich bin Dein, Dein mit Seele und Leib auch ohne den Schwur — aber Du erfreust, Du erquickst meine Seele durch ihn; willst Du?“

Ermiß, ob ich wollte, ob ich's tat. Ich wußte es fast in dem Augenblick, daß ich falsch schwor, da ich ganz gewiß wußte, Klara werde mir entrissen — ach, Freund, die Erinnerung steigt mir in das Herz, in die Augen, ich drücke den Kopf in die Hand — ich kann nicht schreiben, ich will meine geschlossenen Augen in die Sofakissen pressen und Seele und Leib dem wirbelnden Gewitter der Erinnerung hingeben.

Später.

Es ist unterdes Abend geworden; ich weiß nicht, habe ich geschlummert, geschwelgt, geweint oder Schmerzen gelitten — ich fühle mich so hoch gehoben, die Welt schwingt sich so tief unter mir; es ist die Stimmung einen Thron auszuschlagen — die Phönixflamme ist uns genommen, aber die reinigende verjüngende Träne ist uns geblieben. Draußen

ist ein Gewitter drohend und sprühend vorübergegangen, ich habe es donnern gehört, ich sehe wie frisch die Erde ihre tausend Augen aufgeschlossen, außen und innen steigt eine Welt frisch aus dem Bade — die Welt ist schön, denn sie wechselt, sie ist eine Geliebte, die sich zu verjüngen weiß. Ich wohne sehr angenehm. Das Schloß lehnt sich an einen Hügel, der zu einer Terrasse abgeplattet ist; dahin führt meine offene Fenstertür. So hab' ich nicht das lähmende Parterre, das umsonst mit den Schwingen nach Aussicht flattert und nicht die abgesonderte Höhe, die umsonst Bewegung und Ausdehnung sucht. Die Terrasse stuft sich zu einem spiegelglatten Weiher ab, über welchen Brücken in Park und Garten führen. Ich sitze an der offenen Tür und sehe durch die offenen Partien in die fernen blauen Berge und in die durchsichtige, in der Abendsonne mit Tränenstäubchen spielende Luft. Das Geräusch der Bewohner kommt selten hieher, sie schwärmen vorn unter den Zitronen- und Mandelbäumen, die in den breiten Vorhallen des Schlosses stehen. Ich habe mich unwohl melden lassen; so denk' ich, wird mich niemand stören, wenn ich Dir weiter erzähle von meines Lebens größtem Glück und Leid. — —

Sie zog mich fort vom Sofa, weil sie befürchtete, ihr Bruder könne Geräusch hören, ging in ihr Schlafzimmer und setzte sich aufs Bett; ich kniete vor ihr. Es war keine platte Sinnlichkeit, die Poesie beugte sich lauschend wie ein rosenrotes Kind zwischen uns, der Mond schien in Klaras Gesicht, sie sah wie eine Heilige aus, die zurückgekommen ist auf die Erde, um ihre törichte Verhöhnung der Natur lächelnd und küssend abzubüßen. Klara küßte einen heißen Kuß auf mein Auge, ihre runden weichen Arme schlossen sich wie elektrische Bande der Seligkeit um meinen Nacken, eine glühende Träne fiel auf mein Angesicht — „Valer, unaussprechlich geliebter Mann, willst Du mein sein für Zeit und Ewigkeit, mein und nur mein, daß nie ein Lichtstrahl zwischen unsere Herzen

sich dränge, daß ich fern von Dir" — sie drückte ihr tränenheißes Gesicht in wollüstigem Schmerz in das meine — „fern von Dir, gewiß bin, sterben kann auf die Gewißheit, Du seist mein unberührtes Eigentum?" Ach, ich war aufgelöst, die Seele des schönen Weibes schien wie Maisonne in die geheimsten Winkel meines Innern, alles was gut, was edel in mir ist, tat sich auf wie die kleinen Blümlein im Frühling, Schluchzen erstickte meine Stimme, der Drang nach Seligkeit, die Fülle von Seligkeit, das ganze innere beste Leben solch eines Weibes zu besitzen, wollte mir Brust und Hals zersprengen — der flammendste Liebesschwur, unbändig wie das Kreisen der neuen Welten in meiner Seele, unbändig, daß selbst Klara davor zusammenschrak, rang sich los aus meiner Brust — ich halte nichts von Schwüren, aber ich glaube, wir würden beide innerlich zusammenbrechen, wenn wir einander gegenüberständen mit treulosen Armen. Ich meinte, wir töteten, wir erwürgten uns damals in glückseliger Gewißheit gegenseitiger riesengroßer Liebe; es war ein Umarmen, ein Küssen und Lachen, als ob die Engel trunken um die Herrlichkeit der Sonne herumsprängen, und es war die Nacht unserer Liebe. Jene Nacht ist der schönste Gedanke meines Lebens, aber sie ward auch die schönste Fessel meiner äußeren Freiheit — ich weiß es, Klara verginge wie das grüne Blatt des spanischen Feigenbaumes, über welches der giftige Solano hinstreicht, wenn ans Licht des Tages und vor ihr erschrockenes Auge die Nachricht träte, „Valer liebt eine andere."

— Nicht der Schwur, Freund, bindet mich, aber das Schwören.

O hättest Du sie gesehen, als sie mich von sich trieb! Einen dunkelgrünen Überrock von leichter Seide hatte sie übergeworfen, nur das Gesicht war verklärt wie Seligkeitstraum, das Haar schlang sich lüstern in den offenen Busen, das weiße Unterkleid lachte schelmisch triumphierend ob seines

Mitwissens; so beugte sie sich über mich, der ich selig träumend auf dem Lager ruhte, und mit offenen weiten Augen in den dämmernden Morgenhimmel sah. „Valer, mein, mein, mein, o und nur mein Valer, geh — geh mein Tag, eh' der Menschen Tag kommt und uns verrät."

Noch heute fühle ich die keusche Träne, die da auf meine Wange fiel, weil sie ein Tropfen aus heißem Herzen kam, ein Tautropfen ihrer Seele, den die Liebe entzündet hatte! O wenn mein Mund jenen Scheidekuß vergessen könnte! So küßt die Sonne die Erde, wenn sie sich im Abendrot scheiden und der rote Liebesschein den Abschied einhüllt in Purpurwolken; es wird still auf der Erde, und der letzte Sonnenhauch bringt in leisen Abendlüften die stille Versicherung, daß neuer Tag und neue Liebe anbrechen werde. Könnt' ich jenen Abschied vergessen, es läge endlose Nacht vor mir, ich hätte keinen Morgen zu erwarten. Sie strich mir mit weichen Händen das Haar von Stirn und Schläfen und drückte sich wie eine aufgeschlossene Blume in mein Gesicht. Ich weinte Freudentränen und hob sie hoch in die Höhe.

„Und der Franzose hat recht" — sagte sie und legte das Haupt auf meine Schultern und sah herauf in meine Augen — „nicht wenn er zärtlich kommt, nein, wenn er zärtlich geht, ist der Geliebte edel." — „Aber der Morgen kommt — Ade, — Ade." — Ich kehrte auf dem alten Wege zurück, und ging hinein ins erwachende Land und sang mit den Lerchen die Schönheit der Welt. Das Gedächtnis und die Erinnerung, so oft die Gefängniswärter unserer Leiden, sind rosenrote Bänder, die um Schläfe und Augen flattern, wenn wir Freuden gesehen. — —

In der Nacht.

— Ich ward auf eine wunderliche Weise gestört; die Wogen der Vergangenheit bedeckten mein Gesicht und Auge, ich sah über die Terrasse hinaus in die Wolken hinein und

war weitsichtig; denn ich bemerkte es nicht, daß die beiden jungen Damen von hier, Alberta und Kamilla, schon lang an meiner Glastür standen und mich lächelnd ansahen. Einen Augenblick war ich in Verlegenheit, als sie mich scherzend aufschreckten, weil ich nicht wußte, ob ich meine Wolkenschrift laut gelesen hätte oder nicht.

Und doch tat es mir unendlich wohl, Weiber um mich zu haben — das Weib empfindet Liebesleid um soviel besser als der Mann, wie der Mann die Kriegsgeschichten besser liest als das Weib. Die Liebe ist der Frauen Brotwissenschaft, und sie haben den Vorteil vor den Studenten voraus, daß sie selbige immer mit Leidenschaft treiben. Liebe und Liebestrost ist das Amt der Frauen, in ihrer Nähe fühlt sich der unglücklichste Liebhaber in weicherer Luft. Der Begriff von Untreue existiert zudem bei mir nicht. Das ist der tragische Widerspruch mit meinem Versprechen an Klara, welcher den letzten Akt meiner Tragödie im Schoße trägt. Ich bin der Liebe treu, nicht aber der Geliebten. Weil ich eben die Liebe liebte, so liebte ich die schöne Alberta, die muntere, geistreiche Kamilla. Meine Wehmut schüttelte den düsteren Morgennebel von den Schwingen, flatterte wie ein erwachtes Vöglein mit den Mädchen hinaus in den Garten und Abend. Sie waren freundlicher, inniger denn je gegen mich, weil sie meinten, ich sei es; der warme Gewitterregen müßte mein Herz befruchtet haben, das sonst ohne Grün und Blätter nur kühle Worte zu sprechen pflege. Leopold hüpfte herum wie ein kleiner Flamingo, der seine Farbenpracht in wehenden Flügeln schillern läßt. Wenn mein Gefühl Feiertag hält, reich' ich ihm gern dieses kleine duftende Riechfläschchen, und wenn der Herbst einen sonnigen warmen Tag bringt, da werden die Menschen alle wärmer und poetischer als im stets heißen Juni, denn die Überraschung befängt sie in goldenen Netzen, und die Überraschung ertappt das Beste im Menschen. Wir ließen uns alle auf Empfindungswogen

schaukeln, und die übrigen meinten, ich sei schuld daran, weil ich endlich einmal meinen Rock aufgeknöpft hätte.

Kamilla, mit der ich sonst nur in blitzenden Gefechten spiele, war weniger widersprechend, mehr ergeben, liebenswürdig, Alberta, ein südlicher Liebesgedanke, zitterte wie ein arabisch Lied in weicher Nachtluft, William war still und sanft.

Wir setzten uns in eine Laube und sprachen von Sternen und Gott und Liebe. Der Graf ritt unweit von uns am Gartenzaune vorüber, er kam aus der Stadt; William ging, ihn zu begrüßen, Leopold ward bald darauf vom Reitknecht abberufen, der ihm Briefe mitgebracht. Ich war allein mit den in Empfindung schauernden Mädchen, das Herz drängte sich in meinen Kopf, ich sprach — das nächstemal, Freund, ich sprach zuviel für unbefangene Mädchen.

---

8. Konstantin an Valerius.

Berlin, den 6. Juni.

Symb.

Der nur ist ein großer Mann,
Der vom Himmel nichts erbittet,
Außer was man essen kann.

Der inliegende Wisch — man hört aus allem nur das bittere Nein — ist von einem Vater an seinen Sohn, worin er ihm verkündet, daß er die väterliche Hand abziehe von dem Heidensohne. Ich lege Dir ihn bei, weil Du ihn vielleicht für eine bürgerliche Tragödie oder einen zivilisierten Roman brauchen kannst. Mein Vater schreibt einen lehrreichen, deutlichen Stil; das Aktenstück kann klassisch werden.

„Bardolph eine andere Farbe, aber halte sie nicht zu hoch an Deine glühende Nase."

„Nyms. Das ist eben der Humor davon."

Ich habe hier einige sehr gescheite Leute kennen gelernt und manche andere.

Die Mäßigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. — In meines Vaters Briefe ohne Datum befinden sich einige Grobheiten, die mit dieser Erwähnung abgefertigt sein sollen. Meine Schwester, das gute Ding, schickt mir unter der Hand einiges Papiergeld — wenn ich nur gutes Wasser habe, so lasse ich alles Bier stehen und trinke Wein. Ich werde ein Dutzend fade Lustspiele schreiben — wofür bin ich fade und lustig? und darüber setzen „aus dem Französischen des X. Y. Z.“ — Nur eine ausländische Firma hat Kredit und wird auch den Vater vergessen lehren. Töpfer macht es freilich umgekehrt, er übersetzt ein Lustspiel von Planché aus dem Englischen und schreibt ausdrücklich „Originallustspiel von Töpfer.“

Es freut mich immer, wenn ich irgend einem Menschen begegne: Du schriebst mir neulich „man weiß noch zu wenig“, und dieses Bewußtsein des Nichtwissens erfüllt mich jetzt ganz und gar. Hast Du Börnes Schriften noch nicht gelesen, so rate ich Dir, sie schleunigst vorzunehmen: das ist ein kapitaler Kerl.

Gestern hab' ich drei Festspiele geschrieben, weil ich heute essen wollte. Morgen werde ich eine Novelle schreiben in biblischem Stile: „Wie der ungeratene Sohn nach Berlin reist und sich betrügen läßt.“ Weil ich jetzt edieren will, lobe ich des alten Claudius Alphabet:

V. Vor Kritikastern hüte Dich,
W. Wer Pech angreift, besudelt sich.
W. Wer Pech angreift, besudelt sich,
V. Vor Kritikastern hüte Dich.

Vor allen Dingen aber empfehle ich Dir dringend: halte Deine Pflegebefohlenen fern von aller produzierenden Poesie! Du weißt selbst, daß sie zwar schöne Stunden schafft, weißt aber auch, daß Poeten (nach wiederholten Bescheiden des Kammergerichts) immer noch mit Seiltänzern, liederlichen Dirnen und sonstigem Gesindel von der „feinen Welt“ auf eine Stufe gestellt werden. Ferner erzeugt die Poesie Mangel an Selbstdenken, raubt die höheren Gesichtspunkte usw. —

welches alles zur instruktionsmäßigen Verwaltung vieler Ämter so unumgänglich notwendig ist, kurz, sie macht uns zu rohen, unbrauchbaren Menschen. Wir sind nun einmal von diesem Gifte angesteckt und werden es wohl nie wieder ganz los werden. Das müssen wir ertragen; aber verhindern wollen wir doch, daß unsere heranwachsende Jugend mehr davon erschnappe, als zur Führung eines geistreichen Gesprächs in einer Teegesellschaft nötig ist. Dixi.

— Wir wollen doch die Rezensionen abwarten, die sich im Jahre 18— oder 19— in irgend einem Literaturblatte verbreiten werden über „pp. sämtliche Werke, zum ersten Male gesammelt und zum Besten der Familie des zu früh Verblichenen von ppp.“ —

Ich verbleiche schon sehr. Was Rosa macht? O, sie ist sehr munter, ich sah sie gestern in der Oper. Die Heinefetter sang vortrefflich, und Rosa schien sehr erfreut davon, wenigstens gebärdete sie sich sehr heiter und lustig mit ihren Nachbarn — ich kann's nicht verbürgen, denn ich war weit davon im Parterre, und Röschen blühte in einer Loge, und mein Glas war nicht recht durchsichtig.

Übrigens lebe wohl, mein lieber Junge! Über der ganzen Welt scheint ein unendlicher Katzenjammer zu hangen, und selbst der Mutigste erfreut sich höchstens dessen, was Tieck in bezug auf Kleist „eine herbe Frische“ nennt. Die Welt ist krank, und die Zeit der Schäferspiele, Idyllen und des kindlichen Frohsinnes ist aus der Poesie und dem Leben entschwunden. Könige und Deys werden ab- und aufgesetzt wie ein Hut, und ich studiere Kriminalrecht, gegenwärtig fleischliche Verbrechen.

Schade, daß es keine Klöster mehr gibt in unserer nüchternen Protestanterei; ich möchte auf einige Zeit Mönch oder Nonne werden. Ade! —

9. Kamilla an Julia.

Grünschloß, im Juni.

Ich bin so glücklich, meine Liebe, Süße, Beste, daß ich Ihnen mitteilen muß von unserem Überflusse. Worin unser Glück besteht? — Ja, das kann ich Ihnen nicht auseinandersetzen, das Auseinandersetzen ist überhaupt meine Sache nicht. Die Welt ist schön, der Frühling grün, die Menschen sind gut. An den Menschen, ja, daran mag's wohl größtenteils liegen, wir haben meist neue um uns, lauter neue Weltteile mit neuen Pflanzen und Bäumen, und das unterhält. Wunderliche Leute sind's, aber lieb, gut meist, scharmant alle. Alberta hat Ihnen schon davon geschrieben, ich darf wohl nur ergänzen. Es behagt auch meiner Hastigkeit nicht, breit und tief zu schreiben. Kurz und spitz, das ist mir lieber. Eins ist dabei wunderlich — der Graf. Wie der zu dem Gedanken kommt, uns mit so junger, größtenteils bürgerlicher Gesellschaft zu umgeben, das weiß ich nicht. Ich glaube, er experimentiert. Die Leute sind artig, und was dem einen oder dem andern an gutem Ton, feinen Manieren abgeht, das ersetzt vielleicht für die Privatgesellschaft ein gewisser Adel des Geistes und Gemüts. Viel gelernt haben alle, zu reden wissen sie alle wie die Bücher, Poeten sind sie auch alle, und meine schnurrige Gouvernante pflegte zu sagen, die Poeten wären alle von Adel. Unsere Gespräche sind jetzt auch ganz anderer Art als früher, manchmal sind sie mir sogar zu hochtrabend: über Völker, Länder, Sitten, Religion, Staat, Stände, Poesie, Geschichte und was dergleichen hochbeinige Dinge mehr sind. Gar nichts mehr über unsere Nachbarschaft, kein Räsonieren, Mokieren mehr, und wenn mich manchmal der Schalk treibt, ein wenig über diese oder jene zu lästern, so sieht mich Herr Valerius mit seinem wunderlich vornehmen Lächeln an, spricht „immer frisch — 's ist noch zu wenig" u. dergl., daß ich still werde und mich

schäme. Das ist überhaupt der sonderbarste von allen, Herr Valerius, er kommt mir wie der gelehrte Napoleon vor, er herrscht über uns alle. Wenn ich Ihnen aber sagen soll, wie er das anfängt, so bin ich wieder in Verlegenheit. Ich weiß es nicht. Er ist einfach in Manier und Rede; er befiehlt nicht etwa, Gott bewahre, er spricht oft nur ein paar Worte, aber darin ruhen Napoleons Kanonen; er sieht dabei mit seinen klaren bis ins Mark dringenden Blicken hinein: darin, ja, ja, ich glaube, darin ruht die Herrschermacht, und man streckt die Waffen. Er scheint unglücklich zu sein, es dämmert solch eine melancholische Nacht um das große graue Auge, und wenn er etwas Wehmütiges spricht, so ist es unbeschreiblich rührend. Er ist gar nicht hübsch, und als er das erstemal in unsern Gesellschaftssaal trat mit seinen kurzen leichten Schritten, seinen kurzen Begrüßungsworten, seinen sparsamen Verbeugungen, die man kaum angedeutete nennen möchte, hatte er etwas Schreckhaftes für mich und Alberta. Erst allmählich wurden wir frei in seiner Gegenwart; aber dann war es auch, als sei es etwas besonders Edles, womit wir uns beschäftigten, als wir das von ihm eingeleitete Gespräch fortführen halfen. Und wenn er spricht, so fühlt man sich in einer so wohligen, sicheren Befriedigung, er hat ein sehr angenehmes, fest männliches Baritonorgan. Übrigens schweigt er sehr viel, aber es ist, als ob er im Zuhören redete. Er ist von mittler Größe, fest und sicher gewachsen und ebenso fest und sicher in seinen Bewegungen, ich möchte sagen ernst, aber doch keineswegs schwerfällig oder gar plump. An seinem Gesichte ist gar nichts Besonderes, es ist blaß, fast krank, doch hat der Mund etwas äußerst Wohlwollendes, wenn er in seiner sanften Stimmung ist, etwas tief Verächtliches, wenn er zürnt. Sein Anzug ist immer ganz schwarz und modern; er trägt meist einen schwarzen leichten Rock, der ihn sehr gut kleidet; im Frack gefällt er mir nicht, man sieht ihn auch selten darin. Seine Wäsche ist immer

blendend weiß, und das find' ich allerliebst am Manne. Ich glaube, er hat Theologie studiert, aber die Wissenschaft gefällt ihm nicht mehr. Er soll arm sein, das würde mir sehr leid tun. An ihm selbst bemerkt man aber nicht das mindeste der Art. Ich glaub's auch nicht, denn er ist in allen den freien Künsten, welche die höheren Stände auszeichnen, sehr wohl erfahren: er reitet, ficht, tanzt gut, ist musikalisch, spricht die fremden neuen Sprachen, und das Geld erscheint in seinen Reden nie. Er ist mir überhaupt zu vornehm für einen Armen. Mit dem Grafen spricht er am sichersten, wenn auch nicht soviel wie Herr William. Äußerst selten ist er gleicher Meinung mit jenem, aber er streitet, obwohl streng, doch nie zänkisch, leidenschaftlich ungezogen wie soviele. Aber mein Gott, ich schreibe Ihnen ja nur über den Mann, und doch wollt' ich Ihnen über uns alle referieren.

Doch jetzt habe ich das Federfechten satt, wir wollen Federball spielen — morgen weiter; ich habe einmal den Befehl vom Grafen und Alberten, Sie von unserem Leben im Detail zu unterrichten und Sie dann schönstens zu bitten, es recht bald selbst bei uns anzusehen. Adieu, meine Liebe, für heut'.

Später.

Ich bin soviel herumgesprungen, daß ich ganz müde bin. Nie hätte ich geglaubt, daß unsere ernsten jungen Herren so beweglich sein könnten, den kleinen Leopoldus ausgenommen, an dessen Quecksilbernatur ich nie gezweifelt. Aber auch der ernste William, der ruhige Valer — ich habe zu meinem Staunen erfahren, daß sie alle Turner gewesen sind; sie haben in der Stadt einen poetischen Verein gehabt, da ist immer zuerst eine Stunde gedichtet, gelesen und kritisiert, die nächste Stunde gefochten oder geturnt worden. Ich erinnere mich, als kleines Mädchen noch einige Nachzügler jener Turnzeit gesehen zu haben, und gestehe, daß mir diese leinwandnen Burschen wenig behagten. Unsere jungen Herren fassen dies

wie alles romantischer auf; Herr William sprach dabei von Deutschland, Einheit und Vaterland und geriet sehr in Ekstase, Valer lächelte ernsthaft und sagte mir, Deutschland sei einst von edlem Weine trunken gewesen und habe das edle Herz auf der Zunge, den Verstand in der Tasche getragen und dumme Streiche gemacht. Es habe eine lang verlorene schöne Geliebte gesucht und mit schwimmenden Augen ihren Schatten dafür angesehen und ihn brünstig umarmt. Verstehen Sie das? — „Herr, dunkel war der Rede Sinn.“ — Ich muß ihn beim Tee bitten, mir's deutlicher zu machen; des Abends ist er immer am zugänglichsten, da tritt er mit mir in den Fensterbogen und spricht allerliebst über lauter kleine unbedeutende Dinge; aber er sieht alles so eigen, ich möchte sagen so groß an, daß man lauter Neuigkeiten hört. Fatal ist's mir, daß man uns nie lange allein läßt; denn allein schwatzt er viel zutraulicher. Namentlich ist Herr William immer gleich bei der Hand. Irre ich mich nicht ganz, so macht mir dieser lebhaft den Hof. — Was sagen Sie dazu, und was wird er sagen, den Sie kennen? Ich glaube kaum, daß William auch unter anderen Verhältnissen Glück bei mir machen könnte. Sein Äußeres ist im Grunde gar nicht übel: er ist hoch und schlank gewachsen, indessen fehlt dem Wuchse die eigentliche Konsistenz, er ist gertenartig. Dunkelblonde, schief gescheitelte Haare legen sich schlicht an einen ziemlich kleinen Kopf, der durch ein schönes blaues Auge interessant wird. Sein Anzug ist von weitem angesehen modern; guckt man aber in der Nähe danach hin, so sieht man, daß er nach der vorletzten Mode, gewissermaßen schon altfränkisch ist. Das kann ich an einem jungen Manne durchaus nicht leiden: Halstuch, Halskragen, Jabot, Weste, — das alles, obwohl vom feinsten Stoffe, sitzt so verwirrt und unordentlich durcheinander, daß man kaum eines aus dem andern herausfindet. Er ist sehr rigoristisch und von äußerst strenger Moral; das macht mir Todesangst; ich liebe den Leichtsinn und die leichteste

Beurteilung über alles. Übrigens besitzt er unleugbare und große Vorzüge; er spricht schön und geordnet, ist äußerst unterrichtet, selbst nach Valers Zeugnisse sehr verständig, dichtet reizend, spielt die meisten musikalischen Instrumente vortrefflich, er ist mitunter sogar äußerst liebenswürdig, besonders wenn er lacht. Seine Manieren sind hart wie seine Moral, aber bestimmt, fest, ohne Verlegenheit. Denken Sie sich ihn stets im blauen Frack. Der kleine Leopold ist sein Pol. Sie wissen, daß dieser schon früher hier war und uns wörtlich die Zeit vertrieb. Der Graf hatte ihn im Theater in einer Ecke der Loge gefunden, wo er zusammengekauert wie ein kleiner Gnom sitzend auf die Ouverture der Dame blanche gehorcht hatte. Plötzlich war er lebendig geworden, hatte wie ein Regenwurm gezappelt, wenn eine schöne Stelle darangekommen, und war bald darauf ohne weitere Einleitung mit dem Grafen in ein Gespräch über Oper und Musik geraten. Mit Alberta, die auch da war, machte er sich alsbald bekannt, ist beweglich, gefällig, redselig, liebenswürdig, daß ihn der Graf zum Souper bittet, und binnen achtundvierzig Stunden ist er mit hieher nach Grünschloß gefahren, hat tausend Geschichten erzählt, zehn Sonette gemacht, ist häuslich eingerichtet und wie ein Glied der Familie, wie ein gern gesehener bunter Papagei, dem man Zucker schenkt. Es ist ein pudelnärrisch Kerlchen, romantisch vom Scheitel bis zur Sohle, gewandt und beweglich wie ein Püppchen, verliebt und hübsch wie eine Amorette. Er ist klein und zierlich gewachsen, ein schwarzer Krauskopf, hat schwarze, muntere Augen, ein scharmantes ovales italienisches Gesichtchen, ein weiches angenehmes Organ und den schönsten deutschen Akzent, den nur Valers an Richtigkeit, nicht aber an Schönheit übertrifft. Es ist nicht das schneidend scharfe Norddeutsche, sondern die südliche Weiche hat sich sanft um die nordische Schärfe gelegt, so daß man sie nur zuweilen ahnt, aber nie unangenehm empfindet. In Valers Akzent tritt sie schon mehr hervor.

Dazu kommt, daß Leopoldus, der Provenzale, wie er meist genannt wird, fortwährend in poetischer Schwebelei zappelt und von Blumen und Düften redet; Valer aber nur selten eine lodernde Fackel aus seinem Gemüte holt. Sie sehen, es steckt an, ich schreibe auch sogleich emphatisch. Übrigens ist der Kleine nicht so unangenehm in dieser steten Verzückung, als man glauben sollte; er besitzt viel Geist und ist keineswegs ein gewöhnlicher Wortklimperer. Was mir an William so sehr mißfällt, ist, daß er ihn unglaublich wegwerfend behandelt, ungefähr wie ein Rechtgläubiger einen Ketzer. Leopold mag freilich im Gegensatze zu ihm eine sehr geduldige, nachgiebige Moral haben — aber es bleibt doch immer garstig und ist so sehr hübsch und gut von Valer, daß er ihn wie einen flatternden lieben Knaben hält, dem er lächelnd zusieht, den er oft streichelt, zuweilen aber auch mit ein paar ernsten Worten zurechtweist. Diese Art von Liebe fühlt auch Leopold sehr, er unterwirft sich ihm leicht und sogleich und liebkost ihn oft, wie ein Mädchen ihrem Liebsten tun mag. Da ich zufällig wie ein Pfäfflein schon zweimal von moralischer Beschaffenheit gesprochen habe, so muß ich auch der Moral Valers gedenken. Aber wie fang' ich das an? Ich habe das Wort nie von ihm gehört. Nach manchen leichten Äußerungen, die er immer wieder in andern für mich schwer verständlichen Worten verbarg, scheint er ein schlechter Christ zu sein. Als ich ihn neulich des Abends, da die Gesellschaft auseinanderging, fragte, ob er denn auch betete, da schüttelte der freche Mensch lächelnd den Kopf und sagte: „Nein — ich sehe viel in die Nacht, in Mond und Sterne hinein, und frage sie, wer sie so schön gemacht — aber was Sie beten nennen, meine Holde“ — und dabei küßte er mir zum ersten Male schelmisch die Hand — „das hab' ich nur als kleiner Bub getan, weil es die Mutter so wollte.“ — Ich war so verlegen und verwirrt von dem Handküssen; ich kam mir dem klugen Manne gegenüber, der alles in Entfernung von sich hält, dessen so unwürdig vor, daß ich nichts zu sagen wußte.

Später.

— Ich stand vom Schreiben auf und eilte ans Fenster, weil ich Reiter und viel Geräusch hörte. Von der einen Seite kam Graf Fips, von der andern ein Fremder geritten, um den sich unsere jungen Gäste bald stürmisch drängten, den sie umarmten und jubelnd begrüßten. Also wahrscheinlich ein neuer Zuwachs zu unsern Poeten. Sollten Sie sich des Grafen Fips nicht erinnern? Es ist die sogenannte „elegante Figur“, die immer auf den Bällen zu sehen ist. Ziemlich groß, schmal und schmächtig gewachsen, mit einem jener traurig regelmäßigen Gesichter, die man sich nicht behalten kann. Diesen erkenn' ich nur immer an der unanständig gesunden Röte wieder, die sich bis an die Ohren zieht, unweit der Nase erschreckt aufhört und sich in mädchenhafter Weiße verliert. Außerdem hat er die unangenehme Manier, blonde Augenwimpern zu tragen und dadurch wie ein malitiöses Gewissen auszusehen, das fortwährend zu Lästerungen stachelt. Auch hoffe ich sehr, die zierlichen dunkelblonden Haare sind ganz das Werk seines Friseurs, darum denke ich mir ihn immer kahlköpfig, und er erscheint mir nie anders als wie ein Mischling von Türke und englischem Lord, ein europäischer Kreole, der innerlich halb bestialisch und nur äußerlich modernisiert ist. Mein Gott, was ist das für Zeug! Er gilt allgemein für einen schönen Mann, und im vorigen Winter haben mich mehrere Damen sogar versichert, er sei witzig, wenigstens scharf. Ein Kunststück versteht er gewiß: er näselt schnarrend; ich verziehe mein ganzes Gesicht, wenn ich's ihm nachmachen will. Seit einem Jahre schon ist er käuflich, das heißt, er sucht eine Frau; ich fürchte, er hat sein schillerndes blinzelndes Auge auf meine liebe Alberta geworfen. Das wäre sehr schlimm, denn es will mich bedünken, der Graf, ihr Vater, suche eiligst einen Schwiegersohn. Gott weiß, was er für Pläne hat, Gott weiß, was für ungewöhnliche, denn gewöhnlich ist nichts an ihm. Arme

Alberta! Graf Fips ist übrigens ein gewandter Kavalier, der viel Glück bei den Damen hat. Ich erinnere mich keiner einzigen, die in mein Lästergeschwätz über ihn eingestimmt hätte. Kolossal — kolossal, würde er sagen, läs' er das.

Aber meine Liebe, Sie begreifen leicht, daß mich meine Neugierde nicht länger am Schreibtisch duldet — ich muß rekognoszieren. — Adieu und nochmals Adieu und herzliche Küsse auf Ihren lieben Mund von Ihrer Kamilla.

P. S. Ich war schon aufgesprungen und komme noch einmal zurück, weil ich mich eines Auftrags von Herrn Valer zu entledigen habe. Ich erzählte ihm von Ihnen, daß Sie unsere Freundin seien und daß ich an Sie schriebe, daß Sie sehr schön und liebenswürdig usw. — er schien nur mit halbem Ohr hinzuhören. Vor einigen Tagen suchte er mich auf — ich glaube, der Postbote war eben bei ihm gewesen, und erkundigte sich nach Ihnen, und ob man Sie wohl um folgendes bitten dürfte. Ein Freund von ihm, Konstantin Müller, lebt in Berlin in einem äußerlich und innerlich sehr aufgelösten Zustande — die Adresse ist am Schluß meines Briefes angegeben; ich muß Valer noch einmal danach fragen. Dieser fürchtet, Konstantin verschweige mehr als er sage von seinem Unglück; er weiß nicht, wie er ihm zu Hilfe kommen kann. Ob es nicht angeht, dem Herrn Müller in Ihrem Hause Zutritt zu verschaffen. Valer erlaube sich, dies einleitend, einige Zeilen an Konstantin meinem Briefe beizulegen, die Sie ihm zuschickten usw. — die Ihrigen machen ja ein großes Haus, das ist ja eine Kleinigkeit. Zur Courfähigkeit bei Ihrem Vater dient Valers malitiöse Notiz, daß der junge Mann von Adel sei, sich aber aus Oppositionsgeist nie so nenne. Die Sache interessiert uns nach dem wenigen, was wir über jenen Konstantin wissen, außerordentlich, und Sie verbinden uns alle, wenn Sie sich der Angelegenheit annehmen.

Gott, Gott, soviel Worte! Adieu, Adieu — ich küsse Sie von Herzen — der Graf legt einen Brief bei, worin

er Sie gewiß sehr bittet, zu uns zu kommen. O, wir bitten alle recht, recht schön, kommen Sie bald zu Ihrer Kamilla.

---

10. Konstantin an Valerius.

Es ist eine Schwäche, daß ich meine Rhapsodien wieder an Dich beginne, aber ich will schwach sein. Laß mir die Freude oder das Leid. Ich bin sehr allein.

Geehrtes Volk der Myrmidonen, ich danke Euch für Eure gute Meinung, die mir William in ein paar albernen Zeilen kundgibt, daß ich ruiniert sei. Und wenn ich eben an den Galgen hinaufgezogen werden sollte, ich würde dem hyperboräischen, frommen Manne sagen, er sei ein Schwachkopf — der Mensch hat mich in Harnisch gesetzt mit seinen biblischen Auszügen — man soll sich aber nicht in Harnisch bringen lassen, vielmehr sich einer gewissen innern Ruhe befleißigen, nicht zu schwere Weine trinken, ins Kloster gehen. Wir sind alle mehr oder weniger Ophelien. O Hamlet, Welt, warum warst du so kühl gegen mich! Pfui doch! —

O lieber Valer, tu mir die Freundschaft und tritt recht derb in den Dreck der Dir verhaßten Welt — ja so, Dir ist sie ja nicht verhaßt — wenn Du dann die Füße nicht mehr regen kannst, so bildest Du Dir ein, festzustehen.

Brust heraus, Kopf in die Höhe! Und nun laß sausen und brausen — Mut, klare Augen! Indem ich dies schreibe, tun mir meine Augen sehr weh. Ich habe die Dinger in den romantischen Jahren der heimlichen Gymnasiastenlektüre gar zu sehr angestrengt, und büße jetzt für die Kleindrucksünden des Zwickauer Walter Scott.

Noch immer wate ich getrost in der trostlosen Pfütze unserer Jurisprudenz; warum ich das tu', ist leicht begreiflich: hungern ist immer besser als verhungern. Wenn ich mehr Mut hätte, tät' ich's vielleicht nicht. Mut, Mut! der fehlt uns und ganz Europa, sonst läg' es nicht so im argen.

Nicht der Mut, Gendarmen zum Einhauen zu kommandieren, wohl aber der, Lächerlichkeiten ruhig anzusehen oder Ernstes genau und unbefangen zu prüfen. Die Welt will jetzt nicht nach Gesetzen leben, die da sind, weil sie da sind, sondern nach Gesetzen, die aus der Zeit und dem Bedürfnisse hervorgehen, von denen sie weiß, warum sie da sind. Gebt gutwillig, was man Euch später nimmt, und Ihr könnt für willenlose Puppen Menschen einhandeln, meines Erachtens ein schöner Tausch. Ich bin kein Narr, der den Staat für ein Rechenexempel ansieht, das in einer Stunde zustande gebracht ist, aber ich bin auch kein Esel, der sich beruhigt, wenn er Disteln hat. O, ich sage mit Kaiser Max: „Wenn sich Gott nicht der Sache erbarmt, ich armer Kaiser und der versoffene Julius werden's nicht besser machen."

Steht auf aus euren Gräbern, die ihr sie zugeschnitten habt jene rote Mütze, welche jetzt am Horne des Mondes hängt, vor allen du, Rousseau! Wirf noch einmal dein heiß- und vollblütiges Herz über den Erdkreis, daß ihnen der Blutregen die Augen füllt statt der vergossenen Tränen. Wenn ich oft knirschend am Boden meines Zimmers liege, da richtet mich der Gedanke an jene metallenen, mit Blut bespritzten Helden der Franzosenjugend auf, der Gedanke an den brüllenden Danton mit der Athletenfigur, dem von Pocken zerrissenen Gesichte, wie er einen Vulkan des zertretenen Menschenrechts nach dem andern aus der wogenden Brust herausschleudert; an den blitzenden Desmoulins mit dem garstigen schwarzen Antlitz, der schönen Frau im Arm und die tödliche Gerechtigkeit auf der sprudelnden Lippe; an den rigoristischen frommen heuchlerischen Narren Robespierre und die Helden des Ultraismus Sankt Justs, welche die neue schöne Lehre von der Freiheit mit dem stockigen Gifte enthaltsamer Tugend versetzten — wahrhaftig, Du hattest recht, als Du mir sagtest, alles andere Studium sei heut' toter Kram, die französische Revolutionsgeschichte enthalte alle

Fußstapfen unserer kommenden Jahre, man solle sie studieren, und den Deutschen endlich eine schreiben, denn sie haben noch keine und nur die Henkerlisten davon, und dann sollten sie die Schulbuben auswendig lernen. Valer, das war Dein größter Gedanke — o rote Freiheitsmütze, wann sieht dich Europas bleiche Sonne wieder! Mein krankes Auge dürstet nach deinem Anblick. —

Es ist gut, wenn man an jemand hängt, es ist eine Art Stütze. Wenn man auch im Wasser ist und sieht nur von fern Land, so hofft man auch wieder. — Warum bist Du nicht bei mir; wie ein verliebtes, schwindsüchtiges Mädchen schmacht' ich nach Dir — selbst Hippolyt wäre jetzt nicht für mich, in einiger Zeit ja, denn ich weiß es, in einiger Zeit werd' ich sehr munter leben, wenn ich wissen werde, wo ich die Million stehle, die ich in die Lüfte und Spelunken streuen will. Kronen und Millionen stiehlt man ungestraft, nur die kleinen Diebe hängt man, nur die kleinen Sünder beichten und büßen. Alles kommt auf die Quantität, die Masse an — mit Millionen von Goldstücken, oder von Liebe, oder von Ehre, oder Lust ist jedermann zu bestechen. Ich schwör' es, jedermann. O, will mich niemand bestechen!?

Um mich verrückt zu machen, fehlt weiter nichts als die Liebe — wenn ich nicht so sehr liebte, wär' ich längst verrückt. Es gibt keinen liebevolleren Menschen als mich. Die winselnden Lyrika scheinen uns verlassen zu haben, und das ist gut, ich halte sie nur für eine Übergangsstufe. Der Dichter soll und muß über der Empfindung stehen.

Ach, und doch wären mir einige lyrische Gedichte notwendig und erleichternd, wie Tränen. Ich habe beides nicht. Frag nicht nach dem Mädchen, denn ich hasse es. Deine nächsten Briefe schicke frankiert. — Ade!

---

11. Hippolyt an Konstantin.

Grünschloß, den 20. Juni.

Mein gehaltreicher Sir John, was hör' ich für Dinge von Euch, Ihr gebt Euch einer wüsten inneren Unordnung hin — was soll das? Befolge eiligst Valers Rat und komm hieher, die Luft der Kuhställe wird Dich heilen. Ein Mann wie Du wird sich doch nicht den Grillen ergeben! Du siehst, ich habe mich auch hier eingefunden, um meinen Geist zu sammeln vom wirren Stadtleben, und ihn vorzubereiten auf größere Wirren, denen ich in Europas Hauptstädten entgegengehen will. Das ist nämlich der Plan zu meinem neuen Epos: zur Physiognomie jeder Hauptstadt will ich einen entsprechenden Körper schaffen, dann will ich sie durcheinander werfen und Situationen erzeugen, und wer die Zivilisation und die Schönheit heiratet, der ist der Held. Komm und beschreib mir Berlin mit der langweiligen Regelmäßigkeit und der kurzweiligen Soldatenspielerei — romantisch darf ich jene dürre Stadt schwerlich anziehen, dazu ist sie zu gesetzt, zu altklug, zu hegelisch; komm, hilf mir den grauen Magisterrock zuschneiden. Und das Herkommen lohnt wirklich der Mühe: der Ort liegt schön, der Graf ist gastfrei, der Ton fessellos, die Damen sind schön, Stoff zur Gallenabsonderung, besonders für Valer ist auch da: ein junger adeliger Laffe, Graf Fips, kam nämlich mit mir an und krächzt den Liebhaber und Aristokraten — was willst Du mehr? Du hast Dich wahrscheinlich gewundert, warum ich die Stadt so schnell verlassen habe, der Du mich dort in schönen Fesseln wußtest. Hast Du Dich wirklich gewundert? Ei, Mylord, wie kennt Ihr mich mangelhaft! Ich dulde keine Fessel, auch nicht die schönste. Wie denken wir doch alle so verschieden über die Liebe. Willst Du wissen wie? Höre! Du liebst den Genuß der Liebe, Leopold liebt die Weiber; Valer, der immer was Besonderes haben muß, liebt

die Liebe; William, der Narr, liebt die Gottheit in ihr, und weil er ein christlicher Pedant ist, schwört er zum Monotheismus und verdammt alles andere — ich — ich liebe das Leben. Was mir nicht mehr am Leben ist, werfe ich weg, gleichgültig darüber, ob ich nach der Definition anderer morde. Ich kenne darum auch nicht Valers Pietät gegen das, was er geliebt, alles Tote ist für mich nicht da; ich kenne Leopolds Zärtlichkeit, Überschwenglichkeit nicht, weil ich nur Leben geben will für Leben. Ich schwöre keinem Mädchen Liebe, ich liebe nur. Insofern nähere ich mich Dir zumeist, nur mit dem Unterschiede, daß ich nie mitsterbe, wenn meine zeitige Liebe stirbt, mit platten Worten, wenn eine Liebschaft aus ist, wie es Dir Stümper begegnet. Dem William mit seinem armen Glauben gleiche ich in nichts, als daß ich meinen Monotheismus so sehr erweitert habe, daß die ganze Welt hineingeht, während er bei jenem nur zwei Schuh hoch ist, gerade so hoch nämlich, daß ein Mädchen hineingeht. Valer kann allerdings recht haben, wenn er mich den Kriegsgott der Liebe, wenn er mich den gefährlichsten nennt, der wie der Samum entzünde und töte. Wenn Du dies Glaubensbekenntnis betrachtest, so können Dich meine letzten Ereignisse nicht überraschen. Mein Akt mit der jungen Fürstin, von der ich Dir neulich schrieb, entspann sich folgendermaßen. Ich trat im Theater in die Loge, wo sie saß, ohne sie zu bemerken. Man gab Shakespeares Othello, die Desdemona war ein schönes, liebes Weib, die Tragödie saß mit verschränkten Armen in ihren Augenwinkeln, der Reiz des Unglücks lächelte weinend um ihren Mund. Sie sah mir wie ein schönes Opfer des Lebens aus, wie eine indische Witwe, die mit Wollust im Scheiterhaufen verkohlen will. Fast unverwandt sah sie nach unserer Loge und, wie es schien, auf mich. Plötzlich fiel mir ein, daß ich sie schon gesehen. Auf einem einsamen Wege kam ich neulich zur Stadt geritten, mein Pferd war scheu und unstet, es ging sehr unruhig, ich

lasse ihm die Zügel schießen, um seinen Drang nach Freiheit zu stillen. Wie ein rasselndes Gewitter brauste es die Straße einher, eine kleine Strecke vor mir seh' ich plötzlich ein Kind in den Weg hereinspringen, eine Dame mit durchdringendem Geschrei ihm nach, sie will es von der Straße reißen, das Kind sträubt sich, mein Pferd ist schon dicht vor ihnen. War das Kind allein, so setzte ich darüber hinweg, mein Rappe versteht das und beschädigt niemand. Aber die Dame richtet sich auf, ich pariere mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, das Pferd und setze es so fest in den Boden, daß mich der Stoß über den Kopf des Tieres schleudert. Ich stand neben der Dame, die mich mit unbeschreiblich schmerzhaftem Ausdrucke in ihrem schönen Gesichte ansah, sie war wieder halb zusammengekauert und drückte wie schützend das kleine Mädchen in ihren Schoß. Ich hob das liebe Kind, welches sorglos lächelte, in die Höhe, küßte es und gab es der schönen Mutter in die Arme. Sie war außer sich vor Bewegung, sah mich mit weiten Augen wie ein durstiger Himmel an, griff hastig nach meiner Hand und bedeckte sie mit Küssen. Ich erwehrte mich dessen kaum — das heiße Wasser stand in ihren Augen; erregt stieg ich wieder auf mein Roß, winkte ihr Lebewohl und flog davon. Dieselbe Dame — ich erkannte sie jetzt genau — war die Desdemona.

Ich sah unverwandt hin und bemerkte es nicht, daß mich die Fürstin fortwährend fixierte, daß ihr Bruder, den ich einige Male an der Pharaobank und in liederlichen Häusern gefunden, mich zu begrüßen versuchte. Als ich dessen inne ward, fertigte ich ihn kurz ab und verwies ihn auf das schöne Spiel der schönen Schauspielerin. Seine Schwester winkte ihm, und nach dem ersten Akte stellte er mich ihr vor. Ich war zerstreut und sprach wie eine Seite der Abendzeitung in langweiligen Aphorismen, die Blicke immer auf den Vorhang heftend. Sie fragte boshaft, ob ich so sehnsüchtig auf die Desdemona wartete. Ich sah sie lange freundlich an

und sagte lächelnd: „Ja.“ Es zuckte etwas über ihr Gesicht, und sie wendete den Kopf hinweg. Jetzt erst fiel mir ein, daß ich doch wohl etwas unartig sei. — Das Profil der Fürstin betrachtend, versank ich aber doch wieder in ein behagliches Träumen. Sie ist blond und hat die schönste weißeste Haut, die ich je gesehen. Das Gesicht ist vornehm und edel, braune Augenbrauen und lange gleichfarbige Wimpern beschatten ein dunkles verlangendes blaues Auge, das in seiner heißzonigen Art wunderlich heißzonig absticht gegen das Nördliche, Unschuldsvolle des übrigen Gesichts, dessen feine, fast unmerklich aufgestutzte Nase keck und leichtsinnig aussieht. Der kleine Mund ist zum Küssen herausfordernd mit seinen quellenden Lippen, der Körper ist voll und üppig. Sie trug einen blausammtnen Reitrock, der am Busen geöffnet war, und unter weißer Chemisette, dessen erster Knopf sich gelöst hatte, zeigte sich eine schneeweiße, kühn und gesund gewölbte Brust zum Teil ohne Hülle dem fragenden Blicke. Ihre Gedanken schienen sich zu erhitzen, sie ward rot und die Brust ward rascher. Plötzlich wendete sie sich zu mir und fragte mich, warum ich sie unverwandten Blickes ansehe. Ich lachte und versicherte ihr, ich sei ein Physiognomiker, der Charaktere studiere und bei den interessantesten natürlich am längsten verweile.

Ich war zwischen ein doppeltes Leben eingedrängt. Desdemona kam wieder und sendete mir befruchtende Lichtstrahlen, die Fürstin erwärmte wie Maiensonne. Ich habe lange nicht so viel gelebt als an jenem Abende. Der Fürst kam dazu und wollte meine Familie und ihren Stammbaum in Spanien kennen, er schwatzte viel unnützes, genealogisches Zeug; ich versicherte ihm, daß ich ein Bastard, von einer armen Baskin geboren, und nur aus Mitleid angenommen und mit meinem jetzigen Namen beschenkt sei. Er lächelte, meinte, ich sei ein schnurriger Kauz, und ich solle ihm meine Aufwartung machen. Die Fürstin warf dazwischen, ich würde

wohl keine Zeit haben; der Fürst fragte, womit ich mich beschäftige. Ich dichte, antwortete ich. Sonst — fuhr er fort — sonst, nahm ich seine Rede auf, studier' ich die chinesische Geschichte, wegen der schwierigen Stammtafeln. Sie sind Historiker? — Nur mit dem interessantesten Teile der Geschichte, mit der Genealogie und Heraldik beschäftige ich mich. Jetzt schien er's zu glauben, nur die Fürstin schüttelte leicht das Köpfchen und lächelte. Ich weiß alle guten Familien von Nebukadnezar herunter — fuhr ich fort. „Hatten denn die Alten auch Wappen?“ — O ja, sie trugen sie an den Schwertknöpfen und die Urvölker an den Häuptern, über welche sie Tierhäupter zogen. „Was halten Sie von Shakespeare und dem Othello?“ warf die Fürstin dazwischen. Wenn ich eine Frau wäre, entgegnete ich, würde mir die Desdemona nicht gefallen, weil sie der ausgeprägteste Typus von weiblicher Ergebenheit ist, und ich hasse als Mann die Ergebenheit; sie ist wie ein rührendes Lied; man muß das Lied lieben, ich liebe aber auch gern den Dichter des Liedes. Vom Dichten ist aber nichts an ihr, sie ist nur gedichtet, sie ist durch und durch Passivum — sie ist nur Träne, darum ein reizendes Weib; der Mann liebt aber den Schmerz mehr als die Träne. Sie ist zum Sterben, zum Vergehen liebenswürdig, der Mann braucht aber weniger Todesmut als Lebensmut; Sterben ist leichter als Leben. Aber sie ist so verführerisch weiblich liebenswürdig, daß man mit ihr sterben möchte, und dies ist ihr einziges Unrecht. Ihr Vater, Shakespeare, aber ist ein braver Mann. — „Ein wenig roh,“ setzte der Fürst hinzu. — Beefsteak, Durchlaucht, Beefsteak — und die Natur ist nicht für alle anständig, der Herrgott hat die Etikette nicht erfunden. Der Mann mit den Sternen auf der Brust schwatzte noch viel albernes Zeug, ich sagte ihm noch dreimal, daß er recht habe, dann schwieg ich, legte mich an den Pfeiler und litt mit des Mohren Weib. Zwei Striche für Jago, und er ist der stärkste Engel. Shakespeare

hätte den Raffael übertreffen können, der mit zwei Strichen Weinen in Lachen verwandelte. Es ist die fürchterlichste Potenz von menschlicher Kraft in diesem Jago — Shakespeare muß ein starker Mensch gewesen sein, sonst hätte er nie einen Jago zeichnen können. Es ist die verzeihlichste Schwäche, einen großen Menschen anzubeten, ich verzeihe darum gern der Welt die Tändeleien mit dem dogmatischen Christentume — wenn mich Shakespeare nicht umarmen wollte, so würde ich seine Füße küssen. O Gesundheit! du Seele der Welt, warum hast du die Poeten verlassen? Ich danke der Geschichte nur für zwei Bücher, die sie gerettet, für den gesunden Homer und den gesunden, strotzend gesunden Shakespeare.

Alles war tot; ich vergaß das Fortgehen. „Ich hoffe Sie mehr zu sprechen" — hörte ich neben mir und gewann kaum Zeit, der fortrauschenden Fürstin mich zu empfehlen. Die Nacht und den andern Tag hatte ich für niemand Zeit. Shakespeare war bei mir, ich hielt Tür und Fenster verschlossen. An Desdemona hatte ich viel geschrieben. Am zweiten Morgen hatte ich die schönsten Antworten. So hatte ich mir das reizende Weib gedacht, jede Zeile war Poesie, war Herzblut. Aber ein resignierendes Opfergeschöpf war sie und blieb sie wie Othellos Weib. Ihre Liebe versprach eine grausame Wollust zu sein. Die Keime des Todes streckten ihre Spitzen aus jedem Gedanken. Ich fühlte ein inniges Erbarmen mit ihr und konnte sie nicht sehen, sie verlangte es auch nicht, aber wir schrieben uns fleißig. Ihr Mädchen, das mir die Briefe brachte, hatte einmal auch das kleine liebe Kind mit sich, ich spielte einen ganzen Vormittag im Sonnenscheine meines Zimmers mit dem kleinen Dinge. „Du bist wohl ein großer Herr, meine Mutter erzählt mir, daß du mit der Prinzessin sprichst," lallte das kleine harmlose Geschöpf und erinnerte mich zu ihrer Mutter Nachteil, daß ich noch nicht bei der Fürstin gewesen.

Ich fuhr hin, das schöne Weib tat anfänglich stolz, sie

war verletzt durch meine Nichtachtung, Ungezogenheit. Sie ist klug und sehr unterrichtet. Wir sprachen über unsere Literatur. Das Gespräch wurde warm, ja, es ward üppig, als wir auf Goethes Elegien kamen. Es überraschte mich äußerst angenehm, ein Weib so ganz ohne Prüderie zu finden; sie sprach keck wie eine Griechin von ihrem Entzücken über die Darstellung jener italischen Szenen. — —

Eben empfange ich Deinen Brief, erlaube, daß ich ihn erst lese, ehe ich weiter schreibe.

---

12. Konstantin an Hippolyt.

Frag doch einmal den Valerius, welche Bewandtnis es mit seinem letzten Billett habe, das mir aus einem bedeutenden Gesandtschaftshotel zugeschickt worden ist und in dessen Begleitung ich eine zierliche Einladungskarte in jenes Hotel erhielt. Ich war eben mit einer Auktion meiner letzten reputierlichen Kleider beschäftigt, der gallonierte Bediente nahm sich schnurrig unter meinen Juden aus. Es war der letzte Tag meiner äußerlichen Anständigkeit, im himmelhohen Dachstübchen meiner jetzigen Höhe soll der geputzte Lakai mich schwerlich wiederfinden. Ich sehe hoch herab auf den steifen Berliner Jammer.

Tut mir nur den Gefallen, in Euren etwaigen Novellen keine miserablen Kerls mit prächtigen Ansichten auszustaffieren, sondern die Gestalten möglichst bedeutend zu machen — etwa von meiner Figur. Diese genialen Kerls, die bloß deshalb unglücklich sind, weil ihnen eine beträchtliche Dosis Menschenverstand fehlt und weil sie auf der Welt nicht wie auf dem Dudelsacke spielen können, sind mir im höchsten Grade zuwider. — Ich gebe mir alle ersinnliche Mühe, um glücklich zu sein, wenn ich früh mit der Morgensonne die tote Stadt betrachte und den lustigen Rauch aus den Schornsteinen steigen sehe, da will mich oft eine Träne beschleichen

und eine wimmernde Elegie zerbröckelt sich auf der Zunge, aber ich jage das dumme Zeug fort und nehme meinen alten Moniteur von 1793 zur Hand und lese ihn mit starker Stimme in die Morgenluft hinaus. Da kommt mir bald der Zorn gegen die jämmerliche Welt, die ihren Geburtstag vergessen hat, und wenn der Zorn erst kommt, da ist alles gut. Nach der Liebe ist er die edelste Leidenschaft. Ich gehe oft einen ganzen Tag lang zürnend auf meiner kleinen Stube hin und her; denn der einzige Rest meiner Zivilisation, der mir geblieben, mein Mantel von Marengo, der mich Tag und Nacht schützt, erlaubt mir nicht, am Tage auszugehen. — Die Zukunft kümmert mich nicht; wären wir nicht alle zukunftskrank, so würden wir eine stärkere Gegenwart haben. Mache Dir alles Angenehme recht anschaulich und betrachte das Unangenehme als ein notwendiges Übel — hätte ich nicht für mich selbst diese Registratur der notwendigen Übel errichtet, beschäftigte ich mich nicht mit allem Unangenehmen, bis es mir wenigstens interessant und für eine Novelle brauchbar erscheint, ich würde wahrlich nicht so guten Mutes sein. Ich lache doch alle Wochen wenigstens einmal. Auch les' ich jetzt fleißig in der Bibel; ich will doch mit Vernunft über den Unsinn räsonieren, nach achtzehnhundert Jahren noch immer ungestört von einem Buch sich gängeln zu lassen, das unwissende Schüler einem großen Meister nachlallten. Die „Menschenrechte" daneben geben die Glossen dazu.

Die weibliche Nachbarschaft mit ihren Gewissensfragen in Grünschloß amüsieret mich sehr. Die Weiber sind noch heute wie die Helden in den alten Novellen, die sich beim ersten Begegnen ihre Lebensgeschichten abfragen. Macht Ihr noch keine Sonette? Diese Dichtungsart ist ja wie für Eure Lage erfunden. Man muß beim Sonett nur immer die Form in größter Vollkommenheit voraussetzen und so wie die Färbung beim Gemälde, der Stein bei der Bildsäule Bestandteile der Schönheit sein können, wenn auch der Gedanke die Haupt-

sache bleibt, so ist's auch beim Sonett. Das äußerlich Glänzende verteidigt niemand weniger als ich, aber beim Sonett darf's nicht bloß dieses sein: den äußeren Glanz muß eben die innere Harmonie geben. William sagt gut: „Es ist eine Säulenordnung, wo jede Säule zur andern und alle zum Ganzen in schöner Beziehung, klarem Verhältnis stehen müssen.“ Man mache hie und da, wenn es eben recht aufgeräumt im Kopfe ist, ein Sonett und sende es der Liebsten. — Das Sonett ist ein Weib, dies wird sich dessen freuen, es ist ihr ein Spiegel eigener schöner Zusammenstimmung, wenn das Weib anders eben Musik in sich hat. Ein Dichter, der nur Sonette macht, ist ein weibischer Mann aus unserer Teetassenzeit. Sonette können schon wegen der Schwierigkeiten nichts als der Schaum unserer inneren Wogen sein, das Eigentliche liegt auf dem Grunde, und wenn es heraufkommt, so ist es das Einfache, der Urvers, der sich in der poetischen Prosa oder dem klaren Jambus ausspricht.

Daß ich nicht ins Theater gehen kann, tut mir leid. Bei dieser schalen mageren Welt seh' ich gern die phantastische Tätigkeit des Traums. Was mir Valerius einst über Nationalität als Hebel der — namentlich der dramatischen Poesie sagte, stimmte mit meinen Ansichten überein. Ich glaube aber, daß alle Nationalität nach und nach verschwinden wird und daß dies ganz notwendig im Gange der Weltgeschichte liegt. Ich glaube nämlich an eine dereinstige Universalrepublik so fest wie an meine Fähigkeit, ein Glas an den Mund zu führen. Es wird und muß sich eine neue Zeit bilden, wir leben freilich in keiner, sondern in dem Zwischenraume auf der Brücke zweier Zeiten. Individualitäten, plastische Figuren, mit einem Worte, Helden verschwinden, und an die Stelle der Helden tritt die Meinung. Wir bereiten den Stoff zu einer neuen Ära der Poesie, welcher der voreilende Jean Paul teilweise schon angehört. In dieser neuen Weise können wir noch nicht schreiten, weil sie erst die

Hälfte ihres Körpers aus dem Mutterleibe der kreisenden Weltgeschichte hervorstreckt; die alte Weise kann uns aber nicht mehr genügen, eben weil die Ahnung der neuen schon in uns vorhanden ist. Daher finden wir von allen Arten der Poesie die meiste Befriedigung in der Musik, weil sie der Ausdruck halbbewußter Gefühle ist. — Nenne dies „Fieberphantasie eines tauben Musikers."

Dieser Schuft von Diener aus der Gesandtschaft hat eine Spürnase wie ein Jagdhund und mich wirklich ausgeschnüffelt — keuchend kam er eben auf meiner Höhe an, und brachte mir die verbindlichste und dringendste Einladung. Man habe mir vielerlei mitzuteilen. Mantel, schütze mich vor Blößen! „Menschenrecht", wahre meine Freiheit — in dies dumme Zeug hat mich Valers besorgliche Gutmütigkeit wahrscheinlich gestürzt. Bitte ihn doch, daß er die Leute unterrichten läßt, ich sei ein Taugenichts. Dann lassen sie mich hoffentlich in Ruhe. Ich räusperte mich und hielt dem Diener eine jakobinische Standrede. Erstens bedeutete ich ihm, daß mein Name Müller, einfach Müller, Stadtmusikus Müller sei, mein Vater heiße von Müller, ich aber nicht — das von sei überhaupt nicht mehr Mode, und die Mode sei die Hauptsache. Zweitens paßte mein Äußeres und Inneres nicht in ein Gesandtschaftshotel, drittens gehörte ich zu den Sansculotten, viertens würde ich ihm den Hals brechen, wenn er sich noch einmal bei mir sehen lasse. —

Ich hoffe, er hat genug.

Gestern habe ich in der Zeitung gelesen, daß meine gute Schwester gestorben ist, es war, als ob eine alte Saite in mir spränge, es schwirrte eine ganze Weile. Ach, Sterben ist keine Kunst; — nur weil die Leute das nicht wissen, erschrecken sie so unmäßig vor der französischen Schreckenszeit. —

Ade — freue Dich, denn dies ist der Punkt, um den sich alle Sonnen und Monde drehen — Epikureer ist auch

der Stoiker, denn was anderes als Freude in sich will er durch Stoizismus gewinnen? Um zum Vergnügen zu kommen, sei mäßig, nur nicht in der Liebe zu mir; ich denke Dir mit Wucher zu zahlen.

---

13. Hippolyt an Konstantin.

Lieber Freund, Valerius, der eben zu mir kommt und mir den ähnlichen Brief von Dir mitteilt, ist mit mir gleicher Meinung: das muß anders mit Dir werden. Beiliegende Summe wirst Du zu Deiner Akklimatisierung anwenden, oder es trifft Dich das Anathem der Böotier. Sobald Du Dir einen Frack gekauft, folge jener Einladung; nach allem was ich gehört, findest Du ein reizendes Mädchen.

Jetzt höre zu, ich erzähle weiter. Die Fürstin bedauerte, daß Goethe nicht auch dergleichen Szenen aus reicheren, vornehmeren Umgebungen geschrieben, die Weiber seien zu sehr Landschaft, ich solle ihr Elegien schreiben, wo die Frauen mitsprächen. Jenes Behagliche, Reiche — entgegnete ich ihr — was sie vermisse, ersetze der Schauplatz Italien, aber es sei allerdings ärgerlich, daß unsere übrigen Poeten noch immer so wenig Courage hätten, dergleichen zu schreiben. Einmal, sagte ich, liegt es an unserer bürgerlichen Einrichtung, die in so vielfache kleine bürgerliche Fächer abgeteilt und durch Mauern und Hecken abgetrennt ist, die so sehr der Freiheit ermangelt, daß die meisten Menschen nach dem Rechenbuche leben müssen, in die nassen Felder hinausrennen, um sich Luft zu machen, da empfängt sie unser schlechtes Klima, und sie holen sich den Schnupfen. Zweitens werden den meisten jene Fächer ins Herz hinein erzogen, sie prallen vor jeder papiernen Wand zurück, weil ihnen das leidige Herkommen zum unerschütterlichen Naturgesetz geworden ist. Sie zweifeln eher an der Richtigkeit und Gesundheit ihrer Gefühle, als an der der Verhältnisse. Der ist schon ein

bürgerlicher Held, der als Kanzlist der Tochter oder Schwester des Regierungsrates seine Liebe anzubieten wagt. Drittens sind unsere allgemeinen politischen Verhältnisse noch immer die der Herren und Sklaven, und der großen Masse von Sklaven fehle es an Mut zu lieben, wenigstens an Mut, Gegenliebe zu verlangen.

„Das sind wunderliche Dinge“ — entgegnete die Fürstin — „ich glaube aber nicht, daß Sie zu den Sklaven gehören.“ — Dabei reichte sie mir die schönste Hand, welche ich je gesehen, zum Kusse. Ich küßte sie ihr lachend mit warmen Lippen, und da sie mit dem Zurückziehen nicht eilte, so eilte ich nicht mit dem Zurücklassen. Ich sprach noch viel mit erhöhter Wärme über Poesie und Weiber. Meine Dame ward auch bewegter, zog einmal ihre Hand weg, nannte meine Theorien männerfrech, ließ mich später die Fingerspitzen wieder ergreifen, schwieg lange, sah mich forschend, durchdringend an, stand dann plötzlich auf, strich mir wie Adelheid in Goethes Götz dem Franz über das Gesicht und erlaubte mir, den andern Tag wiederzukommen und ihr Gedichte mitzubringen.

Ich war in einer Art Sinnlichkeitsrausch. Wenn Du Dich darüber wunderst, so hab' ich Dir nicht genug von der Schönheit des Weibes, nicht genug von dem stolz einhergehenden und doch von Bewegung immer in die Knie sinkenden Trotze ihres Wesens gesagt, das unwiderstehlich reizte. Eine stolze Blume, die sich des feuchten Taus nicht erwehren kann, der ihre Blätter, die Augenlider, erweicht und das Haupt beugt. Rechne dazu die reizendste, reichste Umgebung, welche der trägsten Phantasie schwellende Polster unterschob. Glaube ja nicht, daß die äußeren Umstände ohne großen Einfluß seien. Wer unter den gewöhnlichen engen bürgerlichen Verhältnissen, wo das Philisterhafte der Frau Mutter oder Frau Muhme mit beobachtet sein will, frei, mild, stark lieben will, muß einen viel größeren Grad von Freiheit und Stärke entwickeln, als wer eine Fürstin in goldenen Zimmern

findet, wo auch die leiseste Störung scheu nicht in die Nähe zu treten wagt. Nur die sentimentale, eine Jugendliebe, die Raserei der Liebe wächst unter erschwerenden Umgebungen — die Romanschreiber, die den Satz überall gelten lassen, verstehen nichts davon. Wie käme jeder arme Novellist in seiner kleinen Bürgerstadt mit seinen paar Papiertalern Honorar in Kreise, wo die Spirallinien des Wunsches in weiten freien Bogen springen! Daß so wenige von den äußerlich Begünstigten Romane schreiben, daß diese freieste schönste Dichtungsart so fast lediglich den armen Teufeln überlassen ist, bringt soviel Jämmerlichkeit, zusammengeschnürte Herzen in unsere Poesie. — Es ist ein ander Ding, daß die Liebe durch Hindernisse wachse — wer möchte das leugnen, aber der Feind muß des Kampfes wert, der Feind muß gewaltig die höheren Tätigkeiten aufregend sein, — wer und was ist denn aber der gewöhnliche Feind Eurer Liebschaften? Ein kleines Kastenherz, das die lebendigsten Pulsschläge als zu kühn und illegitim fürchtet, jämmerliche Furcht vor einigen herkömmlichen Rücksichten, die nicht erlaubt glücklich zu sein, weil's tausend andere Hasen nicht gewesen sind, altes Weibergeschwätz, der sogenannte Ruf, d. h. das Klatschthema aller mittelmäßigen Menschen. Solch ein Feind stärkt nicht, aber er lähmt. Man kämpft gegen einen ausgestopften Wanst, in welchem das Schwert stecken bleibt, was den Arm ermüdet, das mutige Herz aber mit Ekel erfüllt.

Ich erinnere mich eines Universitätsbekannten, der den Umgang mit einem liebenswürdigen Mädchen aus lauter bürgerlicher Verzweiflung aufgab; sowie er bei ihr saß, kam die Frau Muhme und die Frau Base und die Frau Nachbarin, und wenn er die losgeworden war, der Herr Gevatter und der Herr Bruder Handschuhmacher und der Papa und die ältere unversorgte Schwester und sprachen von den Stunden der Andacht, von den schlechten Zeiten, von der Sittenverderbtheit und noch einmal von schlechten Zeiten, daß der

Mensch immer zum Tode abgemattet von seinem Liebchen kam und ein Ende machte, um nicht vor Ärger, Langerweile, unbefriedigtem Sehnen, verplatteter Empfindung aufgerieben zu werden.

Der Gegensatz von all den Dingen zeitigte allerdings wie klarer Sonnenschein meine Neigung zur Fürstin. Ihr sogenannter Gemahl zählte gar nicht; einmal gehorchte er seiner Frau unbedingt und war ein kläglicher Pantoffelritter, zweitens war er ein abgestumpfter Mensch, der ein ordinär-liederliches Leben geführt hatte; ferner beschäftigte ihn eine kindische Eitelkeit mit soviel andern Gegenständen, daß er keine Zeit und keinen Zugang für den Gedanken hatte, seiner Frau könne ein anderer Mann gefallen, endlich war er meist verreist. Während ich bei seiner Frau saß, ließ er sein nobles Pharospiel bewundern, seine schönen Pferde preisen, sein vielwisserisches fades Gespräch geistreich schelten. Der Bruder der Fürstin war sein Genoß und störte uns ebensowenig. Aber des Fürsten Bruder war ein kräftiger Feind, denn er liebte seine Schwägerin mit Leidenschaft. Doch davon später. Ich wollte Dir nur dartun, wie das Behagliche aller Umgebungen mich hineinlockte in das Zauberschloß zur schönen Fee, wie ich so lange einen Engel gleich Desdemona ihr nachsetzen konnte.

Sie hatte mich das erstemal in einem großen Gesellschaftszimmer empfangen; als ich den andern Tag wiederkam, fand ich sie in einem kleinen lauschigen Gemache. Schwere grünseidene Gardinen mit glänzenden Goldtroddeln verhüllten zwei hohe Fenster, der Fußboden war ein bunter Blumenteppich, an der einen Wand hingen zwei große Ölgemälde, Joseph, eh' er zu dem einfältigen Entschlusse kommt, sich der Potiphara zu entreißen, und Leda, als sie brünstig ihren Schwan küßt; an der Wand gegenüber stand ein rotseidener Diwan, über welchem ein vortrefflicher Kupferstich hing, Jupiter darstellend, wie er in goldenen Regenstrahlen zur Danaë kommt. Das Zimmer war sonst fast leer, ein breiter Spiegel strahlte den Diwan zurück und umarmte strahlend den keuschen Israeliten

und die begehrliche Leda, ein reicher kleiner Tisch mit Erfrischungen bedeckt stand neben dem Sofa. Es war die leichte heitere griechische Freiheit, die über das ganze Zimmer gegossen war; ich hasse nichts so, als die mit Herrlichkeiten überladenen Gemächer, wo man bei jedem Schritt befürchten muß, etwas zu zertreten.

Die Fürstin stand vor dem Spiegel und rollte eine Locke an den Fingern auf. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen als dies Weib in jenem Augenblicke an jenem Abende. Sie trug einen leicht seidenen weißen Rock, hoch geschürzt mit einem Florüberwurf, nach Art der sarmatischen Überkleider geschnitten. Beide waren natürlich vorn offen und schlugen sich, wenn sie ging, zurück, so daß man das weiße Unterkleid und die sich rund hervordrängenden Umrisse des Schenkels und Beines sah. Schultern, Hals und Arme waren frei, die kurzen herunterhängenden polnischen Florärmel fielen zurück, wenn sie den Arm hob. Titian hat nie ein schöneres Fleisch gemalt. Sie war ungeschnürt, und der volle Busen drängte die schwache Seide wie ein volles Herz die kleinen gesellschaftlichen Rücksichten. Ihr reiches blondes Haar fiel in reichen Locken um das Haupt. Der gewöhnliche scharfe Ernst ihrer Züge war gemildert, und sie ging anfänglich in launigen Gesprächen wohl eine Viertelstunde lang im Zimmer auf und ab. Es mochte wohl Eitelkeit sein, ihre in Schönheitslinien sich schaukelnde Figur zu zeigen. Aber ich liebe diese Eitelkeit, und die stets sitzenden Frauen kommen mir wie fette Türkinnen vor, die mich nie reizen könnten. Das freieste Wort, die freieste Sprache des Körpers ist der Gang. Diese vornehme Keckheit, mit der sie ihre Reize offenen Auges, offener Stirn auftreten läßt, erfreut und stärkt meine Sinne. Es ist eine kühne Gesundheit darin. Jenes verdeckte, versteckte Kokettieren mit nackten Eckchen und Zipfelchen ist der bare Gegensatz davon und mir in der Seele zuwider. Parallel damit geht auch die krankhafte Beschreibung solcher hysterischen Schön-

heiten, wie sie in den sogenannten schlüpferigen Romanen zu finden. Beides schwächt die Sinne. Die Natur in ihrer ungeschminkten Schönheit, in ihrer Nacktheit ist immer edel und schön, ihre Verkünstelung ist krankhaft. Weil der Novellist nicht den Mut hat, die unverhüllte Form zu zeigen, so hat er auch nicht den Mut, sie zu bewundern, und er gibt Dekokte für die bare Schönheit. Darin besteht ja die Fülle von Vollkommenheit in der Poesie, daß ihr alle Künste zu Gebote stehen, und wer die plastische verdirbt und einen löcherigen Mantel über die nackte Statue wirft, bestiehlt den Roman. Was gäbe ich darum, schrieben unsere Bildhauer Novellen, das könnte eine stärkende Kur werden; was gäbe ich darum, lebten noch zwei Heinse, die einfachen Homöopathen der Beschreibung. Das ist es, worin ich ganz mit Valer übereinstimme, nur, daß er mit größerer Vorliebe den weichen Formen des Praxiteles nachgeht, ich die dreisten Linien des Phidias vorziehe. William hat gar kein Verständnis dafür, und ich fürchte, der kleine Provenzale nimmt mehr das Lüsterne heraus, was ich ganz verwerfe, weil es entnervt.

Die Fürstin sprach von den Männern; ich mußte ihr von Weibern erzählen. Sie hatte viele von unseren einbalsamierten Herren kennen gelernt, deren Gestalt nur hier herumläuft und deren Geist in Erziehung, Liederlichkeit oder Furcht verflüchtigt ist. Wenn das Gegenteilige ihr begegnet war, so hatte es aus jener materiellen, rohen, ich möchte sagen, bestialischen Soldatenkraft bestanden, die schon seit vielen Jahrhunderten unsere höher gestellten Stände für ein Axiom der Bildung ansehen. Es ist diese Barbarei ein Kindlein des Mittelalters und eigentlich ein diplomatischer Streich des Adels. Als das Rittertum verschwand, pachteten sie die vornehme Soldaterei und Jagd; sie ahnten etwas vom Kriegerstande der Ägyptier und Inder und wollten die herrschende Partei, welche mit des Schwertes Kraft das Land erobert hat, fortspielen. Unterdes ist die Welt mit ihrer

Zivilisation weit über jene behelmten Häupter hinausgewachsen, darum sehen wir jetzt unter den sogenannten höheren Ständen eine solche Menge barbarischer Fratzen mit lächerlichen Schnurrbärten von einem Ohr bis zum andern, die noch immer der ernstlichen Meinung sind, sie hätten das Privilegium der Courage. Gemütern, die alle zivilisierten Anlagen zum Herrschen besitzen, also ein Wort aus Erfahrung darüber reden können, muß dieser Vandalismus greulich sein. Das klagte die Fürstin, und es beschlich sie, nachdem die Schärfe des Wortes lange genug gemäht hatte, eine leise Wehmut, die ihr sonst gar nicht eigen, darum aber doppelt verführerisch an ihr war. Männersehnsucht, Männertrauer, Tränen nach Männern sind die schärfsten Waffen eines stolzen Weibes. Sie erobert, indem sie um Gnade bittet. Ich fühlte die reiche Armut des einsamen, hochgestellten Weibes, ich fühlte meine Kraft sie zu halten und zu beglücken. „Arme reiche Frau" — sprach ich, blieb vor ihr stehen, faßte ihre beiden Hände, führte sie an meine Lippen und sah ihr drängend tief in die Augen hinein. Sie legte ihre Arme auf meine Schultern und gab mir die Blicke feucht und redlich zurück. Aber es war, als kämen sie aus einer weiten, fernen Dämmerung, als wären sie Träume von reizenden Sternbildern; sie schauten wie aus den Wogen tiefer Gedanken, sie sahen träumerisch, aber unendlich glücklich aus, diese Blicke. Es war, als bückte sich die Seele des hohen Weibes tief vor ihnen. Die starren Kräfte des kalten schönen Gesichts waren gebrochen, die Züge sanken in die Knie zu zauberhafter Milde, wehmütiger Freundlichkeit. Venus stieg aus dem Meeresschaum, und die schäumenden Wellen fielen plätschernd von ihr, und sie ward ganz das warme Weib. Lange sahen wir uns so in die Augen, näher und näher sie aneinander drängend. Keines sprach. Wenn sich die Seele unter Schmerz und Lust und Tränen nackt an den Tag drängt, da staucht und hemmt sie erst das vorlaute Wort, die dreiste Kehle, wie man ein

Wehr hemmt, wenn man die Tiefe des Wassers trocken und nackt sehen will. Endlich lispelte die Fürstin leise, so leise, daß es nur mit Mühe mein innerster Mensch erlauschte: „Du bist ein Mann“, und ich fühlte einen brennend heißen Kuß auf meinem Munde. Sie schlug die schönen Arme um mich, ich hob sie dicht zu mir und hielt sie, die halb schwebende, die ihre brennende Wange an mein Auge drückte und so eine Minute in meiner Umarmung verweilte. Dann hob sie den Kopf, drückte mein Gesicht in ihre Hände und küßte mich einige Male heftig, machte sich halb los von mir, warf Haupt und Locken in den Nacken zurück und mich mit halbgeschlossenen Augen betrachtend lächelte sie und nickte leise mit dem Kopfe. „Komm, Mann,“ sprach sie, legte den Arm auf meine Schultern und ging mit mir einige Male im Zimmer auf und ab, hie und da blieben wir stehen und küßten uns inbrünstig, und meine passive, mir so ungewohnte Rolle von mir werfend, drückte ich die vollen straffen Glieder des schönen Weibes an mich und schleuderte die lodernden Funken der Sinnlichkeit verschwenderisch um uns herum, umschlang sie wie ein Löwe sein Weib, überließ mich ganz der heiteren Kraft meines Wesens, und küßte sie, bis sie weich und erschöpft in meinen Armen zusammenbrach, da hob ich sie, einen Arm um ihren Leib schlagend, die Hand an ihren Busen drängend, an meine Seite und ging, sie halb tragend, mit ihr durchs Zimmer. Vor dem Spiegel blieb ich stehen und zeigte ihr unser Bild. Sie wollte den Stolz ihres Wesens aufrichten, aber es gelang ihr nicht, sie ließ das Haupt nach vornhin gebeugt sinken und sah mit einem lächelnd naiven Ausdrucke, dessen ich sie gar nicht fähig gehalten hätte, auf unsere Gruppe im Spiegel. — —

Die Stunden waren geflogen, wir saßen auf dem Diwan und ich mußte ihr Liebesgeschichten erzählen. Sie meinte, eifersüchtig sei sie nicht auf die Vergangenheit. Dennoch konnte ich keine Geschichte zu Ende bringen, ohne daß sie mich da, wo sie anfing interessant zu werden, auf den Mund

schlug, stillschweigen hieß, aufstand, einen Gang durchs Zimmer machte, dann vor mir stehen blieb, zausend in meine Haare griff und halb zornig, halb lachend sagte: „Du hättest wohl auf mich warten können mit Deinem Lieben, dreister Mensch.“ Ich lachte und zog sie an meine Brust, und drückte die Hand in ihren Busen, um den Pulsschlag ihres Herzens zu fühlen, und als ich ihr sagte, sie hätte ja kein Herz, da schlug sie mich ins Gesicht und ging hinweg. Ich sprang ihr nach — „still,“ sagte sie — „Du mußt jetzt fort, es wird zu spät, meine Dienerschaft kümmert mich zwar nicht; aber es reizt mich, nichts vor dem besorgten Bürgerweibe voraus zu haben — man soll Dich fortgehen sehen. Dieser Schlüssel — sie nahm ihn von jenem kleinen Tische am Diwan — schließt die westliche Gartenpforte, ich habe ihn selbst heut mittag für Dich abgezogen, Du Schuft; in einer Stunde kannst Du zurückkehren. Schwing Dich auf den niedrigen Balkon an der Ostseite des Hauses, die mittlere Flügeltüre findest Du offen, geh dann durch die nächsten drei Gemächer bis in das Bibliothekzimmer, dort erwarte mich. Adieu, Mann meiner Liebe!“ — — —

Das Palais liegt, wie Du weißt, halb im Freien; ich wollte in frischer Luft und Nacht die Stunde verbringen und schlenderte auf die Promenade und auf die Wege, die zu den umliegenden Gärten führen. Aus einem etwas seitab liegenden Gartenhause hör' ich Musik, eine Singstimme zum Klavier, und zwar Juliens Arie aus der Vestalin, die ich liebe. Ich gehe hinan, und aus einem hohen Parterrezimmer klingt die schöne volle Frauenstimme. Ein Gartenschemel, der in der Nähe steht, soll mir die Aussicht ins Zimmer gewähren, er wird unters Fenster getragen, ich steige hinauf und sehe eine Dame im schwarzseidenen Überrocke, mir den Rücken zukehrend, am Klavier sitzen. Die Arie ist zu Ende, sie läßt die Hände in den Schoß, den Kopf nach vorn niedersinken. Ich rege mich nicht. Sie hebt eine Hand und fährt

leise mit ihr auf den Tasten herum. Dabei bewegt sie den Kopf ein wenig nach der Seite, ich sehe das Profil, es ist — Desdemona. „Guten Abend, Desdemona!“ — Sie fährt auf, sieht, erkennt mich, springt ans Fenster, greift nach meiner Hand, bedeckt sie mit Küssen und spricht: „Mein liebster Hippolyt.“ Sie fragt nach nichts, sie schilt nicht, sie gießt nur ihre Seele aus dem Auge in das meine; wir schwatzen kosend wie zwei Vögel, die auf zwei Ästen sitzen, da schlägt es elf. „Einen Kuß, Desdemona, ich gehe.“ Und das liebe Weib biegt sich weit heraus und bietet mir ihr Auge hin. „Gut’ Nacht, Hippolyt,“ sagt sie — Gut’ Nacht, Desdemona, und die Vöglein flattern voneinander.

In wenig Minuten war ich an der Gartentür, auf dem Balkon, im Bibliothekzimmer, ich suchte mir Heinses Ardinghello, streckte mich aufs Sofa, und las beim Schein der Astrallampen, die den weiten Raum erhellten.

Wie amüsieren mich Eure langen Gesichter, wenn Ihr von dieser Impietät hört, wie man in voller Glut von einem Weibe zum andern laufen, jetzt diese, eine Viertelstunde später jene umarmen könne. O Ihr armen Leute! Wie können die Bettler den reichen Mann begreifen, der links und rechts ohne Not Gold spendet? Ich habe Leben für eine Million, komme Million und liebe mich! Wie sollt’ ich geizen? Euer gewöhnlicher Don Juan ist ein liederlicher sinnlicher Wicht. Aber weil Ihr einmal wißt, daß den der Teufel holt, so haltet Ihr jeden für des Teufels Beute, der nur zufällig ein ähnliches Wams trägt wie Euer Opernheld getragen. Ich wollt’ es dem armen Teufel nicht raten, sich an mich zu wagen; der Teufel ist der Tod, ich erdrücke ihn in der Fülle meiner Lebenskraft. — Genug, ich will zu Ende.

Die schöne Fürstin war so leise eingetreten, daß ich sie nicht bemerkt hatte, ich phantasierte über die Formenschönheit mit Ardinghello — wie eine heiße Sonne trat sie plötzlich vor mein Lampenlicht. Eine Million lebte eben in mir, ich

riß sie in ihrem weichen Nachtkleide zu mir nieder, ich erwürgte sie fast. „Laß mich einen Augenblick los“ — flehte sie. Als sie frei war, sprang sie durch die Tür, ich ihr nach. Sie war verschwunden. Mitten im nächsten Zimmer sah ich mich um, sie schloß eben sorglich die Tür, hinter deren Flügel sie sich einen Augenblick versteckt hatte. „Der Fürst könnte zurückkehren,“ — sagte sie — „und es fällt ihm zuweilen, meinem Schwager aber oft ein, sich selbst ein Buch suchen zu wollen.“ Wir gingen in ihr Schlafzimmer, es ist verführerisch wie ein anakreontisches Gedicht. Eine nur angelehnte Tür führte zu einem Badezimmer; ich küßte einen Augenblick Abschied auf Mund und Busen meiner Konstantie, warf die leichten Kleider von mir und tränkte meine durstigen Glieder mit der weichen Welle. Es ist dies etwas, was Ihr Deutschen durchaus nicht lernen wollt, daß das viele Baden etwas Reizendes sei. Ihr rauhen Bären Germaniens, die Ihr vom Urzustande doch übrigens nichts als das rauhe Fell behalten habt, wo drei Schläge auf einen Fleck fallen müssen, ehe Ihr einen fühlt, begreift's nicht. Das deutsche Weib, ja selbst der deutsche Jüngling weint sich windelweich, weint sich aus, wenn er einen neuen Menschen anziehen will, der südliche badet, und erfrischt, geschmeidig, geläutert tritt er an die Luft, für deren Balsam er tausend neue Organe geöffnet hat. Das Bad ist ein Hauptakt der körperlichen Zivilisation; schon in Frankreich findest Du in jedem einfach eingerichteten Hauswesen ein Badezimmer, in Deutschland keines in dem besteingerichteten. Ich verlange nicht den Reichtum des Südens darin, denn natürlich drängt dort das Klima mehr dazu; ich verlange nur das Aneignen des reinigenden Elements. Die üppigen Thermen der Griechen und Römer bekunden heut' noch in ihren Trümmern, welchen Wert man auf diese Sitte gelegt. Geist und Gemüt entfalten sich behaglicher in einem Leibe, der aus dem Bade steigt, eine reinere frischere Sinnlichkeit hüpft durch die erregten Adern

— aus dem Meere hoben die Griechen ihre Liebesgöttin, die strahlende Aphrodite. Das Wasser ist ein geistigeres Element als die Erde, man fühlt sich höher, edler, wenn man die Glieder aus den Fluten hebt. Darum lob' ich die mehr und mehr überhandnehmenden Schwimmanstalten in Deutschland. Die Polizei sollte an den Toren darauf sehen, daß die Einpassierenden erst in den Fluß gingen, ehe sie in die Stadt kämen; statt die im Zimmer verkümmernden deutschen Bürger allsonntäglich wie die Herde zum nutzlosen Geschwätz eines Pfaffen zu schicken, würd' ich sie ins Wasser jagen, damit sie die trägen Flügel schütteln lernten wie die Vögel, die sich auch baden, obwohl sie in reinerem Elemente verkehren als wir. Deutschland hat die gründlichste Ästhetik ediert, und die Ästhetiker holen die Regeln aus dem Bücherstaube und schreiben ungewaschen über Schönheit. Es hat mir den Anblick manches zärtlichen Liebespaares verleidet, wenn ich daran dachte, daß beide vom Baden nichts wüßten. Man soll den Körper pflegen wie die Frucht, deren Saft unsere physischen und geistigen Teile stärkt und nährt. Deutschland geh' ins Bad.

In der Mitte des Juli.

Das Papier ist gelb geworden; ich habe das Schreiben lang liegen lassen. Du weißt, daß ich immer das künstliche Leben dem natürlichen nachsetze. Es gibt aber hier viel zu leben. Davon will ich Dir später erzählen; erst rasch meine Geschichte bis zur Ankunft auf Grünschloß beendigen. Wenn ich auch an den Bildern mehrerer Jahre vorübergehe, Konstantie bleibt das schönste Weib, das ich gesehen. Linie, Muskel, Form, Auge, Wort, Geist, Gefühl — alles ist straff an ihr; sie ist der Gedanke eines Mannes, der weibliche Form gefunden. Es hat mich nie ein Weib mit solcher Energie umarmt und geliebt als Konstantie in jener Nacht. Ich liebe diese Kraft am Weibe über alles; das Weiche,

Vergehende, Ergebene gewährt mir zu wenig Widerstand. Ich gehe noch einen Schritt weiter als Valerius, der ebenfalls Kraft und Stärke des Weibes bevorzugt, ich liebe sogar die Strenge der Form, des Geistes und des Gemüts. Vielleicht sind solche Weiber der Übergang zur griechischen Knabenliebe. Als Konstantie des Morgens erwachte, war nichts von jener Scham, welche der Tag so oft über die Freuden solcher Nächte gießt, an ihr zu entdecken; sie umarmte mich beim Tageslichte so glühend, wie sie beim Lampenschein getan. Ich mußte den Tag über in jenen Gemächern bis zum Balkon bleiben, weil ich nicht leicht unbemerkt fortkommen konnte. Konstantie war für die Welt krank und speiste auf ihrem Zimmer. Wir lebten wie goldene Vöglein im Käfig. Als die zweite Nacht zu schwinden begann, verließ ich sie erst — ein großer Tränentropfen der Wollust und des Schmerzes, der einzige, den ich je in den stolzen südlichen Augen gesehen, erweichte ihren Blick, als sie an der letzten Tür von mir schied. Wir hatten verabredet, daß ich ihre Salons fleißig besuchen sollte. Wenn sie mich italienisch fragte: „Wie leben die Poeten?“ so war dies ein Zeichen, daß mein Schlüssel gefahrlos zu ihr führte.

Daheim fand ich einen Brief Desdemonas, ein duftender Zweig aus einem indischen Walde. Ich schrieb ihr innig zurück und ritt dann in das duftende Land hinaus. Es hüpfte ein karger Frühling über die deutschen Felder, aber es war doch ein grüner Junge mit frischem Atem; ich vergaß die springende Jugend Spaniens und ritt immer weiter und weiter. Erst nach mehreren Tagen kam ich zurück. Wieder lag ein Stück Himmel Desdemonas auf meinem Tische, daneben eine trockene Einladung zur Soiree beim Fürsten. Ich ging hin, aller sogenannte Adel der Stadt und Umgegend hatte sich geputzt eingefunden, sie machten alle ernsthaft ihre Kapriolen und spielten ihre Puppenkomödie aufs beste, d. h. ohne allen Geist. Wie sie sich gefreut haben

mögen, als sie nach Haus gekommen sind, jeder auf seine Weise, der eine, daß er sich keines Schnitzers im Französisch-Plappern erinnerte, der andere, daß der Fürst ihn auf die Schulter geklopft und versichert habe, er sei noch ganz derselbe wie 1806, der dritte, daß er niemand auf die Füße getreten, auch nicht gefallen sei, die erste, daß sie das zweite Paar im Kotillon und was dies Geschmeiß der Zivilisation dergleichen schwatzt. Der Adel als Begriff und Masse ist wirklich in heutiger Zeit, wie Valerius sagt, ein Indianerstamm, dessen Farbe europäisch geworden, dessen Charakter aber wild geblieben ist. Die späteren Historiker werden unsern Adel als naturhistorische Merkwürdigkeit aufführen.

Die Fürstin war so umlagert, daß ich nicht zu ihr konnte. Aber wo wäre ein Mann so klug wie ein Weib. Beim Kontertanz stand sie plötzlich mit ihrem Tänzer neben mir, und ich hatte es kaum gesehen, als ich auch schon die Frage nach den Poeten beantworten mußte. Sie tanzte mit ihrem Schwager. Er sah sehr ernsthaft aus und maß mich mit stolzen Blicken. Meine lange Gestalt machte ihm viel zu schaffen, er schien nicht einig zu werden über das Maß und fing immer wieder von neuem an. Da ich dort nichts übelnehmen konnte, so lachte ich, das machte ihn noch ernsthafter. Konstantie ignorierte mich — alles flüsterte, sie sei nie so schön gewesen. Ein Weib kann noch so schön sein, die Liebe macht sie doch erst reizend.

Die Nacht kam und ging, ich mit ihr. Dieselben Szenen wiederholten sich; Konstantie, die früher nur auflodernd heiß gegen mich war, wurde von Tag zu Tage wärmer, der männliche Tau schien mehr und mehr von ihr abgestreift zu sein, das Weib war durch und durch erweicht, sie ward mit Blicken und sanften, lind schmeichelnden Worten freigebiger und unvorsichtiger gegen mich. Die Eifersucht aber ist das Bild des alten Argus, sie sieht das meiste. Ihr Schwager ging wie ein Tiger umher; das hätte dem hypochondrischen

deutschen Jünglinge die Freude verdorben, die meine erhöhte es. Die Poeten waren des Abends daran gewesen, ich stand gegen Mitternacht auf dem Balkon. Als ich eintrat, fand ich Konstantien nachdenklich, den Kopf auf den weißen Arm gestützt im Lehnstuhl sitzend. Sie trug noch das himmelblaue Sammetkleid, womit sie im Salon gewesen, hatte nur allen andern Kram von sich geworfen und die Fesseln des Kleides gelöst. Ich blieb in einiger Entfernung vor ihr stehen und betrachtete im Spiegel unser eingerahmtes Bild, Du weißt, wie ich das Schaffen von Bildern liebe. Wir schwiegen beide. Endlich hub sie an: — „Hast Du wohl verschlossen, Hippolyt?“ „Ich habe.“ — „Mein Schwager sinnt ohne Zweifel Arges, und ich will lieber sterben als dem Menschen die kleinste Rache gegen mich gelingen lassen.“ Dabei stand sie auf, kam zu mir, legte die Arme und das Haupt an meine Brust und sprach nichts mehr. Plötzlich ging sie und schloß auch die Tür ihres Schlafgemachs, was sonst nicht geschah, da die Bibliothek von uns aus verschlossen war, und von dieser Seite keine andere Tür zu uns führte. Ich lachte und küßte sie. Nach Verlauf einer halben Stunde schrak sie in meinem Arm auf, hielt mir den Mund zu und lauschte. „Es ist Geräusch in der Bibliothek — man schlägt drüben an die Tür.“ — Wir horchten beide — es war so. „Auf, Hippolyt!“ Ich schickte mich eiligst zur Abreise an und fragte lachend: „Wo hinaus?“ Sie führte mich hastig ins Badezimmer und deutete auf ein an der oberen Wand in tiefer Nische angebrachtes rundes Fenster mit bunten Gläsern. „Kannst Du?“ — fragte sie. „Ich muß.“ — Ein Stuhl ward herbeigebracht, ich sprang an ihm in die Höhe und klammerte mich in der Nische fest, wo ich zusammengekrümmt mit entsetzlicher Mühe das Fenster aus seinen Angeln brach, denn es war nicht zum Öffnen eingerichtet. Ich reichte es Konstantien hinunter, sonst hätte ich's beim Hinunterspringen in den Hof mit hinabgerissen, da der

Raum zu eng war. Was sie damit gemacht hat, weiß ich nicht, sie wollte nur mich entfernt haben, alles übrige aber ohne Mühe dann vertreten. „Es stürmt heftig,“ gab ich ihr noch als Notiz in die Hand, sie warf mir den letzten Kuß zu, ich sprang hinunter. Der Sprung war ein mäßiges Stockwerk hoch und führte in einen Seitenhof, wo glücklicherweise statt der Steinplatten Rasen war. Es krachten alle Knochen in den Gelenken, jedoch die Elastizität meiner gesunden Glieder spottete der Erschütterung. Das Geräusch hatte aber den großen Hund des Palastwächters herbeigelockt, ich stand kaum auf den Beinen, so kam er brüllend auf mich eingesprungen, setzte an mir in die Höhe und schlug Schnauze und Rachen an meine Brust. Ich hatte Eile, spannte all meine Muskeln, würgte ihm den Hals zusammen, daß ihm der Atem benommen ward und stieß seine Schnauze so heftig, als ich konnte, an die Mauer. Das Ringen seiner Glieder hörte auf, schlaff streckten sich die Pfoten, er war halb erdrosselt, das Blut schoß aus dem Rachen. Da hört' ich das kommende Nahen des Wächters — ich mußte fort, den Hund drückte ich auf die Erde, ließ ihn einen Augenblick los und trat ihn, der fast regungslos war, den Fuß mit dem ganzen Gewicht des Körpers auf den Kopf. Das Terrain kannte ich, über eine kleine Mauer springend, gelangte ich in den Garten und jagte unter den Bäumen hin nach meinem Pförtchen. Doch konnte ich meine Neugier nicht bezwingen; ich mußte mich nach dem Balkon und dem Eingange, der zur Bibliothek führte, umsehen. Die Tür war offen, man irrte mit Lichtern in den Zimmern umher — es hatte das Ansehen, als suche man einen Spitzbuben. So war ich, mit dem Gesicht nach dem Palais zugekehrt, in die Nähe des Pförtchens gekommen, jetzt kehrte ich mich nach diesem um und ward nicht wenig überrascht, als ich eine Gestalt vor der Tür auf und ab gehen sah und hörte. Es war sehr dunkel, man konnte nichts genau erkennen — „Wer da?“

rief's — ich meinte Livreestreifen am Kragen des Wächters zu sehen und wagte es auf gut Glück, die Stimme des Schwagers vom Fürsten, rauhe tiefe Baßtöne, nachzuahmen, dem wachstehenden Manne zuzurufen: „Du kannst gehen — es ist vorbei," und mich wieder einige Schritte nach rückwärts zu wenden, als kehrt' ich zum Palais zurück. Es glückte wirklich, der Mensch murmelte etwas Unterwürfiges in den Bart, und fragte, ob er das Pförtchen schließen solle. In diesem Augenblicke kamen Menschen vom Balkon her. — „Nein," herrschte ich ihm zu. Der Narr zögerte noch immer, ich mußte fort und konnte nicht an ihm vorüber ohne erkannt zu werden, die Leute kamen direkt auf uns zu. „Pack Dich," gurgelte ich endlich nach dem Lästigen hin; er ging, ich kam hinaus. Kaum drei Schritte entfernt, hörte ich den Ruf der richtigen Baßstimme: „Andreas" — aus der Ferne gibt der Diener Antwort und kommt zurückgeeilt. Ich aber springe nun auf den Zehen eiligst von dannen, bis ich die Promenade erreiche. Da schüttle ich die Ereignisse von mir und schlendre auf einem weiten Umwege nach meiner Wohnung. Es schlug eins. Eben wollte ich aus der Vorstadt in die Hauptstraße, wo ich wohnte, einbiegen, als ein Mann aus dem Schatten einer Haustür vorspringend mit blankem Degen mich anfällt. Ich springe rasch auf die Seite, der mit aller Wucht des Körpers geführte Stoß fährt vorbei, und eh' der Bewaffnete Zeit gewinnt, von neuem auszufallen, bin ich ihm am Leibe und dränge meinen Arm in die neu ausgeholte Degenbewegung. Der Degen schneidet zwar in meinen Arm, aber die Waffe ist doch zur Hälfte gelähmt, und mit aller Kraft seinen Arm in die Höhe drängend, gelingt es mir, ihm den Degen durch einen heftigen Stoß bis ins eigene Gesicht zurückzuschlagen, und da er mit dem Kopfe zurückfährt, ihm selbigen in diesem Augenblicke seiner Bestürzung und rückwärts gebeugten Haltung zu entringen. Bei diesem Ringen entfällt ihm der Mantel, ich erkenne Konstantiens Schwager.

Eine Berserkerwut kam über mich, einen Augenblick wollte ich ihm mit der eigenen Klinge den Wanst durchrennen. Er drängte sich aber schnell genug an mich, als ob er sich solch eines Aktes versehe, und verhinderte mich dadurch. Ich sprang einen Schritt zurück und hieb ihm die schmale Klinge durchs Gesicht. Vielleicht war der Hieb über ein Auge gegangen: er taumelte rückwärts. Ich stieß ihn mit der Faust vor die Brust, daß er klirrend und dröhnend rücklings auf das Pflaster schlug. Den Degen bog ich heftig gegen die Steine, daß die Klinge sprang, das Gefäß mit dem Stumpf warf ich weit in die Straße, und ging zurück hinaus in die Vorstadt, da ich die Nachtwächter kommen hörte. Es war kein Wort gesprochen worden, im Dunkeln, lautlos vergossen wir unser Blut. Ich war wieder jenseits der Promenade in die Gartenstraßen geraten, mein Arm erstarrte und schmerzte, ich hatte mir auswendig über den durchschnittenen Ärmel das Taschentuch festgebunden, um das Blut zu hemmen. Desdemonas Haus war in der Nähe; ich sprang über den niedrigen Gartenzaun und klopfte an das Fenster ihres Schlafzimmers. Ich hatte damals durch die offene Tür gesehen, daß sie neben jenem Zimmer schlief, wo sie Klavier spielte. Durch den Fensterladen hörte ich Geräusch. Um ihre Angst vor Dieben und dergleichen zu verscheuchen, sprach ich meinen Namen durch die Ritzen hinein. Ein leiser Schrei, und es ward geöffnet. Desdemona war im bunten türkischen Schlafrocke mit aufgelöstem Haar. Sie hatte diesen Abend die Lady Macbeth gespielt, noch erhitzt davon hatte sie keinen Schlaf gefunden, und im Shakespeare und meinen Briefen gelesen. Sie legte ihre Hände auf meine Arme und fragte mild: „Willst Du herein?“ Entsetzt fuhr sie zurück, sie hatte in das kalte Blut gegriffen, das auf meinem Ärmel lag, und ich parodierte pathetisch die Lady: „All the parfums of Arabia shall not sweeten this little hand.“ — Desdemona verging fast vor Schmerz über mein Blut; ich mußte eilen hineinzusteigen,

um sie zu beruhigen. Sie war aufgelöst und weinte unaufhörlich. Es war, als ob ein nächtlicher Sommerhimmel warm regne. „Unglücklicher, was ist dir geschehen?“ Mein Lachen tröstete sie noch immer nicht. Ich riß mit einigem Schmerz den Rock herunter, wir wuschen das Blut ab, und es zeigte sich zu meiner Freude und ihrem Entsetzen eine tiefe lange Fleischwunde. Ich beruhigte sie mit Mühe, daß das gar nichts zu sagen habe und nichts als eine kleine Narbe bringe. Ihre Tränen fielen heiß darauf, und kaum hielt ich sie vom fortwährenden Küssen der Wunde ab. Sie riß alle Schübe auf, und brachte Linnen und allerlei Verbandzeug. Unter immerwährenden Fragen, „ach, es schmerzt dich wohl sehr?“ „Ach, mein armer Hippolyt!“ verband sie den Arm, und wollte gar nicht daran glauben, daß ich wohl und munter sei. Ein wenig erschöpft war ich doch und streckte mich aufs Sofa, Desdemona kniete vor mir, und strich mir die verwirrten Locken von der Stirn und den wirren Bart vom Munde, und küßte mich sanft wie ein warmer schmeichelnder Luftzug. Sie sah rührend aus. Der bunte Rock stach so wunderlich ab von der stillen Trauer, die über ihr ganzes Wesen gegossen war, von dem schneeweißen Halse und der Brust, die wie stets gleichmäßige Ruhe unter den Freuden der bunten Blumen des Rockes lag. Das glänzend schwarze, geringelte Haar schaukelte sich wie eine Nacht der Poesie auf den schimmernden Bäumen des Südens. Das blasse Gesicht mit den weichen Zügen, die schmerzlichste, rührendste, tragische Maske, die je ein Maler gebildet, worauf die bezauberndste Trauer ruhte, sah so durchweichend, teilgebend in mein Antlitz, daß alles sinnliche Leben zum ersten Male diesem Weibe gegenüber aus meinen Adern wich. Die kleine weiße Hand tändelte wie arabischer Wohlgeruch auf meinen Zügen herum. Desdemona war das Weib des reizendsten Sterbens, und da ich ein Mann des Lebens bin, so ward unsere Vereinigung darum vielleicht so wunderlich, so tödlich — ich weiß es,

Desdemona wird nie einen Mann nach mir lieben. Sie legte sich wie ein süß schmerzlicher Traum in meine Arme, der flehend bat, ihn nicht zu verscheuchen. Ich sollte ihr erzählen, was mir begegnet sei. Die kleinlichen Winkelzüge der platten Glücksritter hasse ich; dieser Seele gegenüber, die mit offenem blutenden Herzen immer wahr vor mir lag, hätte ich das Schrecklichste nicht verschwiegen: ich erzählte ihr lächelnd mit Weglassung der Namen — alles. Das Zuhören dieses Weibes bekundete eine Liebe, wie ich sie auf dieser Welt noch nicht gesehen. Nicht die flüchtigste Entrüstung flog über das schöne Gesicht, ja sie lächelte mit, wenn ich in meiner Erzählung mich freute, und als ich zu End' war, hielt sie mir die Augen zu und sagte: „Es kann mir doch niemand wehren, dich zu lieben." — Das überwältigte meinen harten Menschen. Das Wasser trat mir in die Augen, zum ersten Male, seit ich vor zehn Jahren in Valencia von meiner Mutter schied; ich schlug meinen gesunden Arm in ihr offenes Kleid und preßte ihre Schulter zu mir und hob mit dem andern Arme ihr Gesicht an das meine, und küßte sie, daß wir beide zitterten. „Hippolyt" — stöhnte sie — „mein Engel, dein Arm, dein Arm!" Und als ich ihre Schulter leiser faßte, da sank sie mit dem Haupt an meine Brust und sah zu mir auf und lächelte wie ein sterbender Engel und sagte: „Das ist der Himmel, du meine Seele." — —

Laß mich aufhören, Freund, dies ist die einzige Liebesgeschichte, die ich mit Schmerz, wenn auch mit süßem Schmerz, erzähle. Sie hat mein innerstes Herz erweicht.

Viele Tage und Nächte gingen vorüber, ich war auf jenem Gartenhause und saß vor ihr am Boden, und legte das Haupt in ihren Schoß, und sah in den herabschauenden Himmel ihrer Augen. Was der Koketterie, der Kraft, Größe, Schönheit nie gelungen war, das gelang der Seele dieses Weibes: ich liebte wie ein Knabe, wie ein hüpfender Jüngling. Erst eines Abends, wo sie spielen mußte, und einen Akt lang

nichts zu tun hatte, kam ich in meine Behausung. Mehrere Einladungen zum Fürsten lagen da. Ich ging zurück ins Theater, ich sah nichts als jenes schwarzblaue Auge, von schweren Wimpern beschattet, das seine Millionen von den Brettern her auf meinen Mund, in meine Arme legte. Und wenn ich sie heimbrachte nach der Vorstellung, und jede Fiber an ihr doppelt lebte und ich heut' für den und morgen für den geliebten Helden ihre verschwenderische Liebe erhielt, o Freund, da war ich glücklicher denn König René: mein Idyll kam mir vom Himmel, ich durfte mir nicht erst bunte Kleider dazu anziehen.

Eines Tages — in unserem Bürgerleben war es Mittag und unsere kleine Mahlzeit wurde schon aufgetragen — stand ich mit Desdemona am offenen Fenster, das auf die Straße sah, nur wenige Weinranken verhinderten von außen das Hereinsehen. Ich hatte meinen Arm um ihren Nacken geschlungen, und meine Hand ruhte auf ihren Schultern — wir sahen hinaus in die grünen Gärten. Da nahten sich Reiter, eine Dame zu Pferd sah nach uns herüber — es war die Fürstin. Sie schien ihren Augen nicht zu trauen und hielt einen Augenblick ihr Pferd an. Nur einen Augenblick, dann hieb sie's mit der Gerte über den Kopf, daß es wild davon brauste. — Um diese Zeit traf mich die Einladung hierher nach Grünschloß; Du kannst denken, daß ich wenig Lust dazu hatte. Ich ging noch einmal in die Gesellschaft zum Fürsten; durch unbefangenes Fragen bracht' ich heraus, daß der Schwager des Fürsten mit dem Pferde gestürzt sei, und krank daniederliege, daß in einer stürmischen Nacht Diebe versucht hätten, in den Palast einzudringen usw. — Die Fürstin war nicht da, man meinte, sie sei schon seit einigen Tagen unwohl und werde wohl schwerlich in der Gesellschaft erscheinen. Doch kam sie noch später. Sie sah wirklich krank und angegriffen aus. Mich behandelte sie natürlich sehr vornehm, doch entging es mir nicht, daß ihr Auge oft schwermütig auf

mir ruhte, oft hastig blitzend mich suchte. Ich trat in ihre Nähe, sie war sehr zerstreut. Ich war sehr munter und aufgeräumt, und tändelte mit einem kleinen flinken Dämchen, das sich gar nicht zu gut geben konnte über das prätentiöse Wesen unserer jungen Gelehrten und Schriftsteller, die in die Gesellschaften kämen um auszuruhen, nicht um die Damen zu unterhalten. Als ich sie fragte, womit sie sich den Tag über beschäftigt habe, sah sie mich fragend an, wo ich hinaus wollte und erwiderte naiv: mit vielerlei, früh bin ich spazieren gegangen, nachmittags gefahren, und eh' ich hierher kam, hab' ich einen Akt in der Oper gesehen. — „Nun bedenken Sie, mein Fräulein, ob der Mann dort im Winkel mit dem jungen leidenden Gesicht recht hat: ich habe eben mit ihm gesprochen und weiß, daß er heute den ganzen Tag alle alten Rechtsgelehrten in allen Sprachen studiert hat, wie und unter welchen Verhältnissen Revolutionen erlaubt seien — daß er einen Artikel über Abschaffung der Todesstrafe geschrieben hat, aber freilich nicht spazieren gefahren und nicht in der Oper gewesen ist. Wollen Sie ihm nun nicht erlauben" — —

Sie meinte, er hätte was Besseres tun können, und — ward von der Fürstin abgerufen, und mit einem Geschäft entfernt. So ging mir's mit einer zweiten, einer dritten, bis ich mich selbst entfernte. —

Desdemona, deren tiefes Spiel, deren blutende Seele nur von den besseren Zuschauern im Theater erkannt wurde, und deren giebt's in den deutschen Theatern sehr wenige, ward meisthin wenig applaudiert, das hohle dreschende Volk neben ihr mit dem bestialischen Spektakel galt immer mehr; — das war sie gewohnt und es kümmerte sie nicht. Plötzlich zeigte sich eine heftige Opposition gegen ihre Verehrer, man zischte und lärmte, wenn sie applaudiert wurde. Die Anzettelung war nicht zu verkennen, aber Desdemona litt unsäglich dabei: endlich erklärte sie, es sei ihr unmöglich, vor einem Publikum zu spielen, das sie nicht wolle, ihr Gefühl

erstarre zu Eis, sie sterbe darüber. Der Direktor des Theaters, ein Einfaltspinsel, der seine Kasse gefährdet glaubte, willigte in ihre Kündigung. Desdemona ward frei; aber mit Entsetzen sah ich, wie sie verging in der neuen Untätigkeit — sie gestand mir weinend, daß sie stürbe, wenn sie nicht spielen könne. Aber sie könne nicht von mir gehen, um ein anderes Engagement, das man ihr geboten, anzunehmen. Was blieb mir übrig? Sollt' ich das schöne innige Weib sich verzehren sehen, dessen Lebensodem die Kunst war? Ich küßte eines Abends den Abschied auf ihr weiches Antlitz, der Mond schien zitternd durch die Blätter der Bäume, unter denen wir standen, ihr Kopf lag wie ein verbleichender Stern an meiner Brust, sie schluchzte leise, obwohl ich ihr nichts gesagt, daß es ein langer Abschied sei. Ihre zartgesponnene Seele fühlte fein wie die Mimosa, sie ging mit mir bis an die Gartentür, ihr ganzer Körper schauerte, sie war heiß wie eine Fieberkranke. Ich wollte gehen und war schon einen Schritt fort, ihre kleinen Hände hielten mich noch, sie preßte sie krampfhaft in die meine und flehte innig — „Noch einmal, Hippolyt, noch einmal küsse mich!" Ich umschlang das liebe Wesen, sie brach in die Knie zusammen wie eine gebrochene Blume. Ich mußte sie ins Haus tragen und aufs Sofa legen. Dort lächelte sie sanft und winkte mir mit der Hand zum Gehen.

Am andern Morgen ritt ich hieher nach Grünschloß — erlaß mir heute das Weitere. Ich bin nicht der Mann der Sentimentalität, aber ich bin ein Mensch — schickt mir, was ein Mensch tragen kann, ich will's tragen, ich hab's getragen. Leb' wohl!

---

14. Kamilla an Julia.

Den 30. Juli.

Und Sie kommen nicht und kommen nicht, Sie Schlimme, und lassen uns immer vergebens warten. Wenn Sie noch

lange zögern, so werden Sie das Leben hier sehr verwirrt finden. Die Fäden gehen so zickzack ineinander hinein, daß ich wirklich nicht weiß, was für ein Muster aus dem Gespinst werden wird. Mit jenem Fremden, der mit Graf Fips ankam, ist ein gewaltiger Unruhstifter in unser Schloß gezogen. Er heißt Hippolyt und hat uns allen die Köpfe verrückt, und alles aus dem Gleise geworfen; unsere ruhig segelnde Flotte ist wie durch einen Sturm auseinandergeblasen, und hier irrt ein schwankendes Schiffchen, dort irrt eins. Sie sollten aber auch diesen Hippolyt sehen! Jeder Zoll ein Mann, ein moderner Herkules — ein strahlender Halbgott, sagt Alberta. Denken Sie sich einen hoch, kräftig und doch geschmeidig gewachsenen jungen Mann, der wie ein geborner König einhergeht. Ich äußerte unverhohlen gegen Valerius mein Erstaunen über die glänzende Erscheinung. Dieser stand mit verschränkten Armen im Fensterbogen, und sah lächelnd dem Aufruhr zu, den Hippolyt erregte. „Ich will Ihnen einen Brief mitteilen," sagte er, „worin ich den Hippolyt einem Freunde schilderte, als ich ihn vor einiger Zeit in Straßburg zum ersten Male traf." Er tat's, hier haben Sie einen Auszug davon.

„Ein Mädchen, wahrscheinlich eine leichte, über die Oberfläche hinflatternde Libelle beschäftigt aber meinen neuen Freund, der bisher saugend am tiefsten Borne der Menschheit lag, den des Wissens Trieb bis an die Mauern von Lahore gedrängt, der gebräunt von Luft und Sonne, erwärmt vom Feuer des Forschens wie ein Athlet erst vor kurzem nach Europa zurückkehrte. In Straßburg lernte ich ihn kennen, wo er in historische Studien versunken täglich auf der Plattform des Münsters zu finden war, eine Viertelstunde las, dann sinnend in die vor ihm wie eine Karte ausgebreitete Welt sah — die deutsche Dichtkunst, Goethe, Tieck, ging an ihm vorüber, er ahnte, bemerkte es kaum; die Kosmogonie, der Ursitz der Menschen, der Ursitz der Bildung beschäftigte

ihn. Du weißt, wie auch ich seit längerer Zeit nach den Fußtapfen der menschheitlichen Entwicklung jage, Heeren, Herder, Schlegel, Champollion studiere — wir sprachen über Indien, Ägypten, die Wiegen des Menschengeschlechts, wir wurden schnell miteinander bekannt. Er war dabei ein fröhliches, lustiges Gemüt; wir zogen zusammen nach Paris, er studierte und lebte, mit den schwerfälligen Sätzen der Professoren spielte er wie mit bekannten Bällen, mit der Gelehrsamkeit des alten Abbé Remusat sprang er wie mit einem leichtfüßigen Mädchen herum, mit den Mädchen tändelte er wie mit Buchstaben, wie mit längst gelösten Hieroglyphen; er fand den Schlüssel zur stolzesten Pyramidenschrift. Des Abends fanden wir uns im Theater, und von da durchstrichen wir die Salons, und rasteten in manchem stillen verführerischen Gemache. Wo er auftrat, der Sohn des Prometheus mit dem leuchtenden Siegel der Gottheit auf der stolzen Stirn, zog er die Blicke auf sich. Sein Körper ist ein Meisterstück der Natur, und Tausende, die ihn sehen, werden zu gerechten Anklagen der launischen Göttin bewogen. Als ich den Cornel las, dachte ich mir den Alcibiades so. Ein hoher Wuchs, leicht wie ein Gedanke, kräftig wie ein fester Gedanke, getragen durch die Wellen der Hüften und Schultern, dunkles, kühn um die Schläfe fallendes, an den Spitzen gelocktes reiches Haar, ein dunkelblaues Auge, am Tage tiefblau wie südlicher Himmel, in den man ohne Unterlaß sehen muß, als werde aus der zauberisch düsteren Ferne eine neue Welt heraustreten, des Abends schwarz wie eine glänzende Sternennacht. Die Form der Augen ist schön, eine voll ausgeschnittene längliche; der Glanz zur Zeit der Ruhe mild, angenehm, beruhigend, tröstlich, bestechend; im Affekt aber, und zwar im kleinsten drängt sich alles geistige Leben in ihnen zusammen, und nur der Mutige, der das gegenüberstehende Leben nicht fürchtet, sieht sie dann gern. Weiber blicken sie dann nur seitwärts an, wie sie tapfere Taten, wo anders Lebendiges

mit im Spiel ist, nur seitwärts, nie geradhin ansehen. Aber das Weib ehrt und liebt am meisten, was es vorher gescheut, so wie der Mensch den Löwen, wenn er gezähmt ist, am höchsten hält, daher Hippolyts fabelhaftes Glück bei den Weibern. Die Nase ist streng griechisch, und um ihre feinen Flügel haucht ein tatendürstiger Sinn, schreckender Mut, aber auch eine fast frivole Sinnlichkeit, die im Affekt einer mit Mühe bezähmten Bestialität nicht unähnlich sieht. Kräftige Männer haben alle in der Leidenschaft ein Etwas, was zwischen dem griechischen Gotte und der Bestie steht; etwas Ähnliches bezeichnet das Wort „Halbgott!“ Daher geht jedes Weib den eigentlich kräftigen Männern langsam nahe, wenn sie je einen Ausbruch irgend eines Affekts, vielleicht nur den des Zornes an ihnen gesehen, und nur die Phryne, die das wild Materielle sucht, stürzt sich in ihre Umarmung.

Aber der Mund versöhnt durch unwiderstehliche Anmut.“ — —

So weit der Brief; ich verstehe manches darin nicht, vielleicht wird's Ihnen klarer; aber ich fühle, daß das Bild richtig ist. Als er bei uns eintrat mit dieser hohen, imponierenden Freiheit, dieser leichten ungezwungenen Turnüre, war selbst der Graf überrascht, und Graf Fips wurde unruhig und unstet. Alberta wurde rot, ich selbst verlegen, nur das sarkastische Lächeln Valers, mit dem er ihn vorstellte, gab mir schnell meine Fassung wieder; es ärgerte mich. Aber es war wirklich, als ob der Herrscher ins Zimmer trete. Er war modern gekleidet, und doch lag etwas Ausländisches in der Erscheinung. Der leichte blaue Sammetrock, der kurz und mit Schnüren und Stickereien besäet war, mochte wohl schuld daran sein. Alles übrige an ihm war schwarz bis auf den ans Kinn quellenden vollen Backenbart und den übermütigen Schnurrbart und Henri quatre. Er war in den ersten Tagen sehr sanft und mild, von Tag zu Tage ist er aber ausgelassener und wilder geworden. Am meisten ver=

kehrt er mit Valerius; sie reiten auch täglich zusammen aus, und gehen so sicher männlich miteinander um, daß einem stark und wohlig zumut wird, wenn man sie zusammen sieht. Alberta ist seit Hippolyts Ankunft ganz verändert, unruhig, heftig, bewegt, ausgelassen, still, lauter Dinge, die zu ihrem früheren Gleichmaß gar nicht stimmen. Ich selbst erwehre mich einer gewissen Unruhe und Bangigkeit nicht, wenn ich bei ihm stehe und nur, wenn Valer hinzutritt, wird es beruhigter in mir. Weiß Gott, es ist, als ob ein Raubvogel ins Taubenhaus gekommen wäre, alles ist bestürzt — und doch ist der Raubvogel so zauberhaft schön. William hat sich auch ganz zurückgezogen, er lacht gar nicht mehr, und spricht fast nie mit Hippolyt; Leopold springt wohl an ihm herum, aber er scheint auch nicht die rechte Courage gegen ihn zu haben, und wird oft verlegen, wenn ihn jener zum besten hat. Graf Fips spricht von seiner Abreise, der Graf ist sehr aufmerksam gegen Hippolyt und Valerius, aber er scheint auch nicht ganz sicher zu sein.

Alberta grüßt Sie aus der Fülle des Herzens, und bittet Sie, doch ja recht bald hieher zu kommen. Adieu! Adieu!

Man ruft mich zu Tisch, und unsere Mahlzeiten sind jetzt immer diplomatische Mittagsessen; der Graf bringt lauter schwerfällige Gegenstände aufs Tapet, und es entsteht immer ein so klirrendes Gefecht, daß man das Essen ganz vergißt. Ich glaube, es würde oft Blut fließen, wenn nicht Valer immer die zürnenden Parteien vom Schlachtfelde wegführte. Meine Herren, pflegt er dann zu sagen, ich bitte, mir auf ein höher gelegenes Terrain zu folgen, und dann rückt er die Streitfrage der Parteien auf ein sogenanntes historisches Entwicklungsfeld; stellt zuerst den blutig um sich hauenden Hippolyt zur Ruhe; ihm folgt der Graf mit einigen leichten Einwendungen, die bald beseitigt sind, und Graf Fips ist dann immer sogleich still; ich glaube, er versteht nicht viel mehr davon als ich. Doch hab' ich mich schon sehr in des

Valerius Gelehrsamkeit eingerichtet; anfänglich kam sie mir stets wie ein Bergsturz vor, der mich verschüttete, jetzt hat er mich mit ein paar klaren einfachen Worten von dem Hauptgange seiner Ideen unterrichtet, und nun folg' ich ihm mit Leichtigkeit, und es tut mir unbeschreiblich wohl, wenn er die Rede an mich richtet über die wichtigsten Dinge. Wenn man ihn erst ein wenig kennt, sieht man, wie äußerst einfach er redet, wie alles so schwer golden ist, was er bringt, wie er es dem Zuhörer so gutmütig zuschneidet und anpaßt. Ich antworte gewiß oft sehr einfältig darauf, aber wenn er meine Antwort in seiner Sprache wiedergibt, wenn er mit leisen Fingern die Wurzeln der Gedanken aufdeckt, so erscheint alles so eng verzweigt mit großen allgemeinen Ansichten, daß ich mich oft kindisch freue über meine Gelehrsamkeit, in die Hände klatsche und — ja, denken Sie, neulich hab' ich den klugen lieben Mann wegen einer so schönen Auslegung meiner Worte beim Kopf genommen und ihm rasch einen Kuß gegeben. Ich schämte mich hinterdrein und alle lachten, aber Valer sah mich so freundlich lächelnd an, daß es mir nicht leid tat. Ach, nicht wahr, ich schwatz recht dummes Zeug — Adieu — Adieu!

---

15. Konstantin an Hippolyt und Valerius.

Ich danke Euch, meine Freunde, meine Freunde, ich danke Euch! Wir wollen unsern Zug nach Westminster antreten, besorgt ein paar hübsche Jungen für meine Schleppe. Ihr edlen Pairs meines Königreichs habt mir Geld geschickt, das war brav von Euch — mit dem Gelde hab' ich gespielt, um rote Dukaten gespielt, und ich mußte mir einen neuen Rock machen lassen, weil ich nicht genug Taschen für den Gewinst hatte.

Spiel und Soff sind zwei Laster; aber beim heiligen Georg von England! schöne Laster.

Ich habe alle Tage einige Zeilen an Euch geschrieben;

hier folgen sie; wundert Euch nicht, daß sie aphoristisch sind, ich bin selbst ein abgerissener Fetzen der Welt, wer hält mich fest? Der nächste Sturmwind führt mich fort — die ganze Welt ist aphoristisch, es ist kein Zusammenhang darin als die Luft, will sagen, der Wind. „Die Welt ist lauter Wind, Juchhe!“ —

Vaterland! Wieviel abgerundeter und einiger würde ich sein, wenn ich mit dem Worte das verbände, was viele Leute dabei zu fühlen scheinen. Ganz Deutschland danke ich die deutsche Sprache; für dies Geschenk bin ich um so dankbarer, als ich keiner andern mächtig bin. So bin ich sehr erklärlich — ein Deutscher, denn wenn man zu keiner andern Nation gehört, so muß man ein Deutscher sein. Übrigens bin ich es aus Gewohnheit, Temperament usw. — der Patriotismus ist einseitig, klein, aber er ist praktisch nützlich, beglückend, beruhigend; der Kosmopolitismus ist herrlich, groß, aber für einen Menschen fast zu groß, der Gedanke ist schön, aber das Resultat für dies Leben ist innere Zerrissenheit, Humor. Eine gute Tragödie muß jetzt mindestens zum fünften Teil humoristisch sein.

Donnerwetter, was ist das für patriotisch albernes Zeug, ich reise doch morgen nach Paris und werde Franzos. Ja so, das wißt Ihr noch nicht, daß dies mein letzter Brief aus Berlin ist. Holla, ins moderne Babel reis' ich morgen! Was soll ich mit dem vielen Gelde machen? Es gibt hier gar keine Gelegenheit, dafür munter zu sein unter dem steifen Volk, unter freien fröhlichen Parisern will ich leben, und gegen den dummen Polignak will ich schreiben — dort knirscht der Minister mit den Zähnen gegen die frechen Wahrheiten, aber dort brauchen die Pässe der Wahrheit keine Unterschrift, er kann knirschen, sonst kann er nichts — und morgen geh' ich nach Paris.

Raupachs hohenstaufischen Philipp, eine Silhouette des Herrn von Raumer, hab' ich gesehen — wär' ich Rezensent, wie wollt' ich Dich, o Philippus Raupach. — —

Und unsere Kritik „ach glücklich sind Widersacher, die einander prügeln können.“ Diesmal war ich in der Loge, und Rosa saß demütig im Parterre, und sah sehr blaß, ich aber sehr rot aus. Ja, mein Kind, das Leben ist aphoristisch. Ich ließ mein weiches Herz gewähren und ging zu ihr, und fragte sie, was ihr fehle. Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und war verlegen. Ich ging mit ihr nach Hause; heut' ließ sie's ruhig zu — es sah etwas windig und leer in ihrer Stube aus, und das Mädchen war auch etwas salopp gekleidet. Ich machte sie darauf aufmerksam — da weinte sie. Ich fragte, wie es um ihr Engagement stünde, sie meinte, erst mit dem ersten August könnte sie eintreten. Es ward mir unheimlich; ich fragte nicht nach ihrem Gardeoffizier, sondern nur, wieviel sie des Monats brauche. Sie wollte mir schluchzend vor Rührung um den Hals fallen, und mich einen edlen Menschen nennen — ich ließ sie aber nicht dazu kommen. Das Mädchen konnte nicht dafür, daß ihr ein anderer besser gefallen hatte; ich konnte aber auch nicht dafür, daß ich nicht mehr eine Fingerspitze von ihr hätte berühren mögen. Hübsch war sie noch, aber ich ging in innerer Unbehaglichkeit fort und trank eine Flasche Champagner, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Wie kam denn das alles?

„Warum wollt Ihr denn alles gleich ergründen?
Wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden.“

Was ist das für eine Figur? Mit Gott und der Welt ist sie zerfallen, vom Vater verstoßen, mit dem Theater unzufrieden, von der Geliebten betrogen, voll Durst nach Wein und Liebe, immer noch wohlgenährt aussehend, ohne einen einzigen Vers im Kopfe, gekleidet nach der letzten Mode, unschlüssig, ob er Theologe oder Theaterlampenputzer werden soll, voll Gärung und doch ruhig, oft im Begriff, sich nach klassischen Mustern den Hals abzuschneiden und doch wieder zu vernünftig dazu — kein Held, kein Held und doch manch

Handwerkszeug dazu — keine Geduld, kein genügender Leichtsinn, keine Festigkeit, ein genialischer Charakter, auf der Bühne kalt lassend, im Roman sündhaft — meine Freunde, das ist eine Novellenfigur. Die Novelle ist die moderne Brücke von der früheren Zeit zu den jetzigen Begriffen, sie ist der Übergang, die Form des Entstehens, Werdens, nicht des starren Seins. Jene Figur ist eine Novellenfigur, auf mein Wort. Niemand, ich sage niemand soll mir widersprechen. Auch dies gehört dazu, daß mich jetzt sogar die Orthographie peinigt, ich weiß nicht, ob ich niemand, etwas usw. groß oder klein schreiben soll — am liebsten schreib ich alles klein. Nun denkt Euch einen geistreichen Schriftsteller, der mit der Orthographie noch nicht im reinen ist! Und hab' ich nicht recht, daß die Novellenfigur der eklektische Skeptizismus ist — hab' ich nicht? O bleibt bei mir, geht nicht von mir, Freunde, auch wenn ich nach Paris gehe! Es kümmert sich ja keine Seele um mich, ich lebe und sterbe unbeweint. Wollt Ihr nicht, o ich bitt' Euch schön. — —

Später.

Gegen Abend geht ein Bekannter von mir als Kurier nach Paris, ich mit ihm. Übrigens bin ich beim Gesandten gewesen und habe die schöne Julia mehrmals gesehen und gesprochen. Im Vertrauen gesagt, Ihr Herren, wenn ich nichts Besseres tun könnte als lieben, ich bliebe hier. Diese Augen, dunkel wie die Nacht mit auf und ab wehenden weichen Lüften, diese feine Nase, empfindsam wie aus Blättern des Lotos; dieser kleine gewölbte Mund und das Ganze wie aus dem Tau gezogen, nicht üppig sömmerlich, aber duftend frühlingsartig, zart durchsichtig, nördlich und doch voll Reiz — ich schwör' es Euch, das Weib kann einen Poeten, dem noch etwas Herz geblieben, grenzenlos glücklich und sehr unglücklich machen.

Aber ich bin selbst so nördlich geworden, daß mein Wohlwollen, das ich an solcher Schönheit empfand, nichts

als ein paar Minuten sehen, ein paar Worte sprechen wollte, um den Gang des Ausdrucks zu beobachten, aber nicht einmal im leisesten affiziert wurde, als ich scheiden mußte.

Ich bin reif zum Künstler.

Aber wenn ich einmal wieder poetisch werde, so wird der schmeichelnde Effekt dieser reizenden Figur viel Einfluß gehabt haben. Ich werde sie noch lange sehen im kurzen weißseidenen Gewande, das Haar verführerisch natürlich und doch so kunstreich modern aufgelöst, ihre schwarzen Locken dem Anschein nach mühsam von einer einzigen blendenden Kamelie zusammengehalten, hinabfallend auf den stolzen weißen Nacken. Ich vergesse sie nimmer diese Figur, leicht sich wiegend und geschmeidig wie eine verführerische Melodie und doch stolz und hoch wie eine hohe Kunstidee — hinter den breiten Augenlidern, den langen schattigen Wimpern lag eine südliche Nacht mit allem Verlangen und allem Reiz, mit Schalkheit und Tönen — sie will nächstens nach Paris kommen. Auf Wiedersehen, mein schönes Kind!

Aber echt Deutsch schreib ich die letzte Stunde heran — wir sind Federvieh. Jetzt Ade, du Land der Hofräte und der langen Weile — ade ihr Freunde, schickt Eure nächsten Briefe poste restante nach Paris.

---

16. Julia an Kamilla.

Nur drei Zeilen, meine Liebste. Hoffentlich bin ich in nächster Woche bei Ihnen — mein Papa muß schleunigst nach Paris, dort soll es sehr unruhig hergehen; ich soll beim Grafen aufgehoben werden. Ich freue mich kindisch auf Grünschloß, auf meine liebenswürdige Kamilla, meine duftende Blume Alberta und Eure bunte Gesellschaft. Ich sehne mich ordentlich nach Poeten, Berlin ist sehr trocken, und der Herr Konstantin war eine auffallende, interessante Erscheinung in unserem Salon. Die Leute wußten nichts Rechtes über ihn,

das machte ihn mystisch, er sprach so abgebrochen, aber so bunt originell, das machte ihn pikant. Und dabei hat er ein vornehmes, sehr einnehmendes Äußere. Ich weiß nicht, ob das gestört oder erhöht wird durch einen wegwerfenden Zug von Frivolität, Leichtsinn, der oft wie Verachtung aussieht und über das ganze Gesicht streift. Er verzieht einen fein geschnittenen Mund zu einem nicht recht heimlichen Lächeln, und drückt die Mundwinkel nach unten. Die großen hellblauen Augen sind etwas unstet, das lichtbraune Haar ist aus Stirn und Schläfen gestrichen und fliegt ein wenig wild, das Gesicht ist voll, aber es scheint mehr das zu sein, was man mit den fatalen Ausdrücken aufgedunsen, schwammig, bezeichnet. Es ist von feiner Haut und schwach gerötet, meine Gouvernante nannte ihn einen unbärtigen Apollokopf. Ausdruck und Haltung des Kopfes und der vollen hohen Figur ist sehr vornehm, ich hab's wohl schon einmal gesagt; verlangen Sie nichts Geordnetes von mir. Sie wollten eine Beschreibung, ich gebe sie, wie ich in meiner Eile und Zerfahrenheit eben kann. Er war beide Male, wo ich ihn sah, braun gekleidet, trug um den vollen Hals ein leicht fliegendes Tuch, keine Krawatte und keinen steifen Vatermörder, sondern einen weichen nachgiebigen Hemdkragen. Sie sehen, wie ich Ihren Regeln nachzukommen trachte und ins Detail beschreibe, um Ihnen die Figur deutlich zu machen. Ich muß mich im Beschreiben von Personen üben, dies Zeichnen mit Worten macht mir Vergnügen. Bitte, lassen Sie mir wieder mein altes Zimmer einrichten, das auf die Terrasse sieht, es ist gar zu hübsch. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie ich mich auf Grünschloß freue; ich bin hier so sommertrocken und suche Kühle und Grün. Adieu, meine Liebe, tausendmal Adieu.

---

17. Konstantin an Hippolyt.

Paris, den 29. Juli.

Ich hoffe nicht, daß mir die Zeitungen vorausfliegen; wenigstens werden sie Euch nicht sagen können, wie gut mir's in der hiesigen Schlacht geht. Sattle Dein Roß und fliege her, wir machen Freiheit hier. Vorgestern ist er losgegangen in den Straßen von Paris, der hochrote blutige Kampf eines Volkes um sein Recht, die dunkeln Schatten der Jakobiner schreiten vor der neuen Jugend einher, die alten Freiheitslieder flattern wie Sturmvögel über den Plätzen, mein Herz ist fast zersprungen vor Freude, so zur rechten Zeit gekommen zu sein, und meinen grimmigen Haß gegen alles weltgeschichtliche Unrecht ausbaden zu können in schlechtem Söldnerblute. Ich habe gefochten wie ein Rasender. Gestern stand ich am Fenster des Zimmers, wo die Deputierten zusammenkamen — der alte Student der Revolutionen, das bemooste Haupt auf dem Fechtboden der Völker, Lafayette, sagte uns, was wir taten. Die Deputierten sprachen verwirrt von Emeuten, Revolten usw. — Da stand der unsterbliche alte Knabe, dessen Herz noch im Sarge schlagen wird, auf, und sagte mit seinem gewöhnlichen welthistorischen Lächeln: Meine Herren, das ist keine Revolte, das ist eine Revolution. — Wie ein Kanonenschuß donnerte das Wort durch Paris; er, der alle Vorlesungen der revolutionären Professoren besucht hatte, er mußte es wissen, wie das Kollegium hieß. Nun ist der Name da und nun läßt sich Paris totschlagen, bis dieser Name von allen Türmen flaggt. Heiß brennt die Julisonne und saugt gierig das Blut auf, heiß schlagen die Herzen, wir haben eben das Stadthaus wieder gewonnen, das Haus, wo die ehernen Männer der neunziger Jahre saßen; in einem Winkel desselben schreib' ich Dir; an dem Fenster, wo ich sitze, stürzten sich einst die Männer des Thermidor hinunter. Hurra, Freund, von hier geh' ich,

um die letzten Schergen des dummen Herrschers aus dem Louvre vertreiben zu helfen, neben mir regiert Lafayette, und seine Arme, die Hunderttausende des Volks, geben dem alten morschen Thron der Bourbonen, dem Thron der herkömmlichen Bevorzugung, den letzten Stoß; morgen machen wir eine Regierung, eine lustige Republik. — O großer Gott, seit Jahren dank ich dir heut zum ersten Male für deine Welt, ja sie ist schön; der alte Unflat wird unter die Füße getreten, die Menschenrechte schreien durch die Gassen, und alle Welt hört sie; das Herrschen und Beherrschtwerden hört auf — frage den Valer, ob er Präsident werden will, ich werd' ihm meine Stimme geben. Du taugst nichts dazu, Du bist zu monarchisch gewachsen und geartet. Schreibt mir, schreibt mir, was das erschrockene Schlesien sagt — könnt' ich die zertretenen dummen Fratzen Eurer Aristokratie in diesem Augenblicke sehen, mein Glück reichte bis an den Himmel. Eine Schmarre in der Wange ausgenommen bin ich noch heiler Haut — hätt' ich tausend Leben, ich stürbe tausendmal für die Freiheit. Holla die Trommeln — die Trommeln, es geht zum Louvre gegen die Schweizer. Gott behüte Euch; fall' ich, so beneidet mich, ich bin im Rausche gefallen. —

---

18. Hippolyt an Konstantin.

Den 7. August.

Mein Pferd — mein Pferd — a horse, a horse, a kingdom for a horse — ja so hab' ich geschrien, und bin hinuntergestürzt, um fortzujagen nach Paris — lache mich aus, schmähe mich, schlage mich, daß ich nur bis ans Portal des Schlosses kam: Julia stieg aus dem Reisewagen und sah mich neugierig an mit ihren großen Augen, und das große Auge der Weltgeschichte schlug seine Wimpern für mich zu, und ich blieb hier und glühe in Liebesfieber, wie es

meine Seele nie gekannt. Vergib mir, ich reiche dem Valer die Feder, er mag weiter schreiben. Ich kann es nicht.

Valerius an Konstantin.

Ich habe sie gelesen jene Worte, Freund, „Sie haben den König verjagt, weil er die Charte gebrochen,“ ich habe sie gehört, und mein zitternder Mund hat sie mir hundertmal zum Hören vorgesagt, daß die Eisrinde an meinem Herzen springen und meine liebende Seele, die alles Hoffen verlernt, daran glauben möchte, es gebe noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt, und der Freund der Menschen brauche nicht mit gebrochenem Herzen zu sterben. O Berg, der auf meiner Seele lastete, wie hoch flogst du auf, o du schlimmes Jahrhundert, wie hattest du dich verpuppt, daß selbst deine liebendsten Söhne dein Angesicht nicht mehr erkannten. Hätte ich doch einen Franzosen bei der Hand, daß ich ihn küssen, drücken und wieder küssen könnte. Also wieder dieses leichtblütige Volk mußte es sein, das zum zweiten Male die Riegel der Entwicklungsgeschichte hinwegstoßen mußte von der finsteren Zeit, auf daß Licht hereinbreche, strahlendes Licht. O mein Vaterland mit deinen Philistern, nur diesmal nicht wieder den abscheulichen Undank, jene Pförtner der Weltgeschichte, jene rosenroten Franken nicht anerkennen zu wollen. Ach Konstantin, Konstantin, ich habe mich gefreut wie ein Knabe, den man eingesperrt hatte, und nun hinausließ in den Sonnenschein; wie einen unnützen Wanderstab warf ich alle Rücksicht, alle Besonnenheit von mir, fiel dem Grafen um den Hals — wir saßen bei Tisch, als Dein Brief ankam — küßte seine Tochter zwei-, dreimal, küßte Kamilla fünf-, sechsmal, riß das Fenster auf und schrie in den Himmel: „Jetzt, blauer Bogen, behalte Deine Sonne, auf der Erde ist die Freiheit eingekehrt,“ und den kleinen Leopold hob ich hoch in die Höhe und drückte ihn dann an meine Brust, und

zerquetschte ihm fast den kleinen Schädel und rief: „Nun Junge, sing' mir Freiheitslieder“ — ach ich war ein Kind, es war die glücklichste Stunde meines Lebens. Und Dir, Konstantin, vergeb ich alle dummen Streiche und schlimmen Dinge für Deine Schmarre auf der Wange, und glücklich bist Du ja nun auch geworden, es mag kommen was da wolle, Du hast ja bluten, das Leben wagen dürfen für unsern Glauben.

Laß mich schweigen, laß mich schweigen, Freund, ich werde kindisch. Ich werde Dir von unserem kleinen Ameisentreiben hier erzählen, um mich zu sammeln. Wenn's nur gehen wird. Ich bin ganz aus dem Gleise und möchte hinaus in die Welt, um zu helfen am neuen Bau der großen Weltkirche. Die Verhältnisse begannen eben in ihrer Unordnung sich ein wenig zu ordnen, als — ach, ich kann jetzt nicht, die Völker tanzen Arm in Arm auf dem Papier herum, statt der Liebespaare, die es sollen. Morgen, morgen — morgen ist ja auch Freiheit, ich muß mich erst an das Glück, das wie ein Gewitter gekommen ist, gewöhnen. Morgen, übermorgen von unseren kleinen Liebesgeschichten; ich will Parodien von jener begonnenen großen daraus machen, dann wird's am ersten gehen. O Gott, ist denn diese rosenfarbene Welt dieselbe, die noch gestern aschgrau war, soweit ich die Blicke sandte, und Du kleiner Vogel, der sich auf mein Fenster setzt, kommst Du aus dem schönen Frankreich, flogst Du vielleicht über Paris in den letzten Julitagen, hast Du jenes bunte Stück der neuen Welt schon gesehen? Vöglein, willst Du Zucker, bleib' ruhig, ich taste Deine Freiheit nicht an, solch ein Frevler bin ich nicht — nicht wahr, die Freiheit ist das Höchste, da fliegt er fort und lacht mich aus. Bravo, mein Vöglein. Wärst Du doch ein Kutscher, Vogel! — Konstantin, Du siehst, ich werde kindisch, ich muß aufhören. In den Fluß will ich mich werfen, meine Glut zu kühlen, mit den Wellen zu ringen. Mein Körper zuckt nach Tätigkeit, ich muß ihn ermüden, sonst bringt er mich um. —

Den 8. August.

Nichts davon heute. Wie meine heiligste Liebe will ich es einschließen in mein Herz. Von Grünschloß aber will ich erzählen, es wird wie ein grünes Idyll in Dein rotes Epos treten.

Du erinnerst Dich, daß mir der Graf Topf rätselhaft war. Ich glaube jetzt etwas mehr auf dem Reinen mit ihm zu sein. Vor einiger Zeit kam ein Graf Fips hier an, ein Ohrfeigengesicht, offenbar um des Grafen Tochter Alberta zu freien. Ich schrieb nach der Stadt einem jungen Manne aus den sogenannten vornehmen Ständen, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat um Auskunft über diesen Herrn Fips, und was man von unserem Grafen sage. Der junge Adelige schrieb sehr unbefangen und wie es schien, sehr genau unterrichtet. Fips suche eine reiche Frau; außer diesem Wünschen sei nichts an ihm: das war leicht glaublich. Das Urteil über den Grafen klingt bizarr, ist aber so mit richtigen Details unterstützt, und paßt im höheren Stile wirklich zu dieser originellen Figur.

„Graf Topf“ — sagt der Briefsteller, — „ist von Jugend auf ein Mann der Mode gewesen, aber immer der neuesten, so daß er seinen Umgebungen immer voraus war, und darum stets wunderlich erschien. Als die Mode aufkam, nach Italien zu reisen, ging er auf mehrere Jahre hin und errichtete in Florenz ein glänzendes Haus für alle Künstler, die bei ihm wohnten und lebten; er war bald eine Behörde der dortigen Kunst. — Als die Franzosen vertrieben waren, und alles gegen sie schimpfte, war er der erste Napoleonspoet, und verteidigte ihn gegen alle Welt. Zur Zeit der europäischen Kongresse begann die Aristokratie ein neues übermütiges Leben, ihr Muster war Graf Topf, der schon ein halbes Jahr vorher in der Residenz den Grandseigneur spielte, von dem man damals glaubte, er ruiniere sich aus eitel Hochmut. Damals lebten ab und zu in seinem Hause die bedeutendsten Schriftsteller der Reaktion. Herr von Haller

war viel willkommen, Kotzebue sehr wohl aufgenommen, Herr von Stourdza hatte sein Absteigequartier beim Grafen Topf, und Frau von Krüdener trank alle Tage Tee bei ihm und segnete die Teegesellschaft. Nur die Turnzeit, das altdeutsch gebundene Gesangbuch der Reaktion, hat er beinahe verpaßt. Das allzu Demokratische daran mochte ihn eine Zeitlang abgehalten haben, sich damit einzulassen, und wahrscheinlich hoffte er, die Richtung werde bald vorübergehen. Dennoch erinnern sich noch sehr viele lebhaft, daß er einer durchziehenden Turnerbande ein großes altdeutsches Mahl gerüstet, und weil er nicht schnell genug einen deutschen Rock bei der Hand gehabt, mit bloßem Halse und halb entblößter Brust dem alten Jahn gegenüber im Schlafrock präsidiert habe. Man erinnert sich noch eines lebhaften Streites, den er mit jenem geführt, ob Kastanien eine echte deutsche Frucht seien. Jahn verneinte es zürnend, und warf eine große hölzerne Schüssel, — denn Topf tat nichts halb, und alles Geschirr war antik — voll Kastanien an die Erde, obwohl seine Turner sich ein wenig opponierten, weil ihnen die schmackhaften Maronen behagten. ‚Eicheln, Topf, wuchsen im Teutoburger Walde, Eicheln, nicht aber diese welschen überalpigen Gewächse, mit denen wahrscheinlich Hannibal seine Truppen zu Capua verweichelte. Tu mir nicht ein Gleiches mit meinen jungen Söhnen Teuts, Topf, ich beschwöre Dich bei Hertas weißen Rossen.‘ Der Graf argumentierte eine Zeitlang mit dem Nibelungenliede, dann gab er gerührt nach, und umarmte Jahn mit den Worten: ‚So retten wir Deutschland vor ausländischem Tand. — Jahn, keine Kastanien!‘

Als der spanische Corteskrieg ausbrach, hatte er sich wahrscheinlich mit dem englischen Unterhause in Rapport gesetzt, kurz mehrere Tage vorher, eh' Canning zu St. Stephan sich erhob und seinen liberalen Donner über Europa schleuderte, hielt der Graf Topf bei einem Gastmahl eine ähnliche Rede, und ward so lange für verrückt gehalten, bis die Zeitungen

aus England ankamen. Lang vor der Schlacht bei Navarin war er der renommierteste Philhellene im ganzen Lande und teilte oft englische Griechenlieder mit, welche ihm sein Spezialissimus Lord Byron geschickt haben sollte. Noch ehe der Kaiser Nikolaus daran dachte, den Verdienstadel gegen den Erbadel zu erheben, verteidigte er mit steigender Beredsamkeit diese Idee und focht gegen die Türken und gegen den Halbmond, eh' die russischen Truppen dazu kommandiert wurden. Seine unverkennbare Absicht ist immer dahin gegangen, den weitsehenden Politiker, den Mann der modernsten Bildung zu spielen; man weiß nicht, ob er je ein wichtiges Staatsamt gesucht, oder nur den Titel eines Gonfaloniere der Zeit erstrebt; aber trotz seiner extremen Handelsweise, die ihn oft vorübergehend lächerlich gemacht hat, steht er in dem Rufe großer Klugheit, und alle Welt ist der Meinung, daß er sich jetzt mit jungen Geistern Ihrer Art umgibt, damit er der Zeit vorausgehoben werde. Nach dem, was jetzt in Frankreich vorgefallen, scheint es ihm wirklich wieder gelungen zu sein, denn ich kenne ja Ihre liberale Richtung, die wahrscheinlich auch Ihre Freunde teilen. Man spricht neben der Julirevolution nur vom Grafen Topf und seinem historischen Treffer, und Sie werden wahrscheinlich bald mehrere der hiesigen Notabilitäten auf Grünschloß sehen, welche das Terrain rekognoszieren wollen. Das wird des Grafen größte Freude sein. Sein Vermögen ist zwar durch seine kühne Art zu leben ein wenig erschüttert, aber noch keineswegs zerrüttet, und er wird bei der Vermählung seiner Tochter keiner andern Rücksicht folgen, als sie dem historisch modernsten Manne zu geben. Stand, Vermögen wird gar nicht in Betracht kommen, schon weil es jetzt Mode wird, die sogenannten geistigen Vorzüge im Gegensatz zu den herkömmlichen allein zu beachten. Von dieser Seite also, werter Freund, steht Ihnen gar nichts im Wege, wenn Sie Absichten auf die schöne Alberta haben — davon ist man

jetzt nach den Julitagen allgemein überzeugt, daß Graf Fips nicht reüssiert." —

Soviel aus jenem Briefe. Denke Dir nun den Grafen als einen Fünfziger, als einen Mann von den feinsten Sitten, dem gebildetsten, artigsten Betragen, der in allen Dingen Kenntnisse, und für alles große Empfänglichkeit besitzt. Es ist wahr, sein Wissen ist meist oberflächlich; er hat die Klassiker gelesen, aber nicht empfunden, er kokettiert mit den Griechen und ein abgeschmackter hohler Römer läuft ihm hie und da dazwischen; er hat Geschichte studiert, weil er sie aber oft an so verschiedenen Fäden aufgereiht hat, so sind seine Ansichten verworren geworden. Er hat von allen Religionsphilosophemen genippt, ist abwechselnd Atheist, Deist, Protestant, Quäker und Pantheist gewesen und wie alle extremen Geister, die in der eigenen Positivität keinen Haltpunkt finden, am Ende romanischer Katholik geworden, der aber noch immer mit Aufmerksamkeit Religionsgespräche anhört. Sein Äußeres ist imponierend. Von hohem starkem Wuchse hat sein Gang jene adelige Gemessenheit und Sicherheit, die wir noch in unserer frühen Jugend so oft an den damaligen Grafen und Baronen gesehen. Die Gebärden, Gestikulationen, Bewegungen sind weit, breit, aber sicher gerundet. Du siehst, wieviel auf den ersten Tanzmeister ankommt, denn ich bin überzeugt, daß sich der Graf viel Mühe gegeben hat, die modernen, kürzeren Bewegungen zu erlernen. Natürlich geht er ganz modisch gekleidet. Sein lockiges Haar ist noch voll und dicht wie das eines Jünglings, aber schneeweiß. Das gibt dem ganzen Gesichte, welches sich ebenfalls durch einen sehr weißen Teint auszeichnet, etwas Geisterartiges, und die unsteten schwarzen Augen irren wie heimatlos umher. Der Schnitt des Gesichts ist edel; eine Römernase erhöht diesen Eindruck. Nur der etwas breite eingekniffene Mund und der untere Teil des Kopfes deutet darauf hin, daß der Mann schon viel gelebt hat. Die Faltenlinien von

den Nasenflügeln aus drängen die untere Wange tief hinab nach dem Kinn. Dieser untere Kopf hängt nur, und hat die Spannkraft verloren; er ist das Bild seiner Charakterlosigkeit; Er redet fast alle Sprachen und dem Anschein nach alle gut, wenigstens versichert es Hippolyt vom Spanischen, William vom Englischen, Leopold vom Italienischen, und ich höre es am Französischen, das er keineswegs so altmodisch wie die meisten unserer Aristokraten redet, die wie der junge Anacharsis plappern. Eines ist überaus liebenswürdig an ihm: sein Sinn für jede Art von Poesie. Der Mann verdaut mehr Verse in einem Niedersitzen, als ich einen ganzen Monat lang imstande bin zu verbrauchen, und hört Räsonnements über Poeterei an, bis der Räsoneur heiser ist. Ich glaube, er hat viel geliebt; er kostet das kleinste Lied durch und durch und hat wirklich ein so ausgebildetes Gefühl dafür, daß ihm nicht die kleinste Andeutung oder Beziehung entgeht. Dies ist denn auch das schöne Band, welches ihm seine Tochter fest am Herzen erhält. Ich glaube wirklich nicht, daß er ihrer Neigung nur im entferntesten in den Weg treten würde, sie müßte denn auf einen ganz veralteten jungen Mann fallen. Aber ich habe nichts als Besorgnis mit der schönen Alberta. Seit einiger Zeit neigte sie sich offenbar mit großer Vorliebe zum altertümlichen William, diesem altenglischen Stockjobber, wie Ihr ihn zu nennen beliebt. Ich glaube, sein gläubiges Christentum fesselte die weiche furchtsame Seele. Da kam Hippolyt, das reizende böse Geschick der Weiber, und nun ist die Verwirrung vollständig. Es ist eine sehr schlimme Sache mit Hippolyt. Wie oft hab' ich es ihm vorgestellt, daß es gar kein Rechtsverhältnis sei, in das er sich Frauenzimmern gegenüber begebe. Er geht jede Verbindung ein, ohne von seiner Seite auch nur irgend etwas anderes zu gewähren, als daß er genießt, solange es seine Laune so will. Auf meinen ernsten Tadel und meine ebenso ernste Versicherung, daß ich ihn ein=

sperren lassen würde, hätte ich Gewalt über ihn, erwiderte er lachend, daß er nie von einem Frauenzimmer Liebe verlangt, noch irgendeiner mehr als augenblickliche Neigung versprochen habe. Es sei ein rechtliches Kontraktsverhältnis; daß man von der anderen Seite oft mehr präsumiere, wäre nicht seine Schuld. Was soll ich mit ihm anfangen? Soll ich ihn der Polizei anzeigen? Die betrachtet bloß die moralisch Buckligen, Lahmen usw.; sie ist nur für äußere Übel da, die jeder andere Mensch auch sieht; soll ich ihm unaufhörlich Steckbriefe schreiben und seine Umgebungen vor ihm warnen, wie ein Gendarm mit blanker Klinge neben ihm herreiten? Wenn ich ihn nur überzeugen könnte, daß er unter unseren bürgerlichen Konstellationen unrecht habe, daß man dem Verbande einer Gesellschaft vielerlei, so auch dieses zum Opfer bringen müßte. Solange das Verhältnis zwischen Mann und Weib noch nicht anders geordnet ist als wie jetzt in das traurige Einmaleins der Ehe, solange erfordert die Verpflichtung gegen die neben mir Stehenden meine Aufmerksamkeit, Schonung, Vorsicht, ja Entsagung; Hippolyt kennt aber nur Verpflichtungen gegen sich, darum ist er eigentlich für keinen zivilisierten Staat zu brauchen. Die persönliche Freiheit ist bei meiner Theorie durchaus nicht gefährdet, aber die Freiheit sieht, nur die Schrankenlosigkeit ist blind. Das Weib, das gleich mir die Ehe nur für eine Krücke der tausend Schwachen, nur für ein leider noch immer notwendiges Hilfsmittel der Gesellschaft ansieht, das Weib, das sich stark genug fühlt, die äußeren Nachteile der Gesellschaft zu ertragen, sobald diese den Betrug gegen sich entdeckt — dies Weib ergibt sich mir mit Freiheit, und sie freut sich oder leidet wie ein selbständig freies Wesen, je nachdem unsere Verbindung Freud oder Leid bringt; dies Weib such' ich zu gewinnen, sobald sie mein Interesse für sich erregt. Aber den Galeerensklaven von Freiheit und Genuß zu reden, ist grausam; ein Weib, das in den gewöhnlichen Banden der Gesell-

schaft Notwendigkeit sieht, Befriedigung, Genüge findet, in Opposition gegen sie also zugrunde gehen müßte, ein solches Weib an sich reißen und doch ihre Ansichten vom bürgerlichen Leben nicht annehmen wollen — das ist Laster. Und in solchem Falle ist Hippolyt. Die Welt um ihn lebt im rechtlichen Friedenszustande, er aber zieht umher wie ein außerrechtlich erobernder Krieger, das ist eine unverschämte Bevorzugung des Individuums gleich dem Absolutismus, die ich verabscheue, und doch kann ich mich nicht zu dem philisterhaften Handwerk entschließen, Alberta, seine sichere Beute, vor dem Unglück, das ihrer harrt, zu warnen. Weiß ich denn auch, ob das Mädchen nicht glücklich ist, wenn sie nur eine heiße Stunde unter den Strahlen ihrer Liebessonne ruht? Wie ist sie glücklich, wenn sie ihn nur sieht, träumerisch geht sie mit uns umher, lächelt schmerzlich, spricht wenig und ist innig, weich wie ein Blumenblatt. Mit allen Waffengattungen ist die Liebe in ihr sanftes Herz gezogen und hat alles zum Kriegsstande ausgerüstet; wenn der Feind der Liebeshindernisse in unseren Gesprächen zum Vorschein kommt, da hebt sie das schöne Köpfchen plötzlich mutig, und ihr Türkenbund, den sie um den Kopf trägt, wirft sich in den Nacken, und sie fordert kühn alle Welt heraus. Alle Scheu ist von ihr gewichen in solchen Momenten. In einem ähnlichen Gespräche redete ich ihr in diesen Tagen — wir promenierten in einem entfernten Teile des Gartens — aus vollem Herzen und mit inniger Überzeugung von der Freiheit jeder Art. Sie horchte mir mit gesenktem Haupte zu, plötzlich blieb sie stehen, sah mich mit den rührenden Blicken eines Engels, dem das Gefühl die Brust sprengen will, lange und innig an, faßte auf einmal mein Gesicht in ihre beiden Hände, legte das Köpfchen auf meine Brust und sprach: „Sie sind ein guter Mann“ — dann flog sie schüchtern wie ein Reh von dannen. Wenn Hippolyt mit ihr sprach, so schauerte sie in Liebeslust; ich hab' immer gefürchtet, sie werde ihm

einmal öffentlich um den Hals fallen. Graf Fips läßt immer neue Krawatten und Fracks aus der Stadt kommen, ich glaube aber, er fängt allmählich an zu verzweifeln, wenigstens spricht er schon sehr lange von der Abreise. Er ist in einer sehr üblen Stellung, und ich bewundere aufrichtig die Schafsgeduld dieses Menschen, dies Treiben mehrere Wochen mit anzusehen. Uns bürgerliches Pack verachtet er natürlich im Grunde seines Herzens, und in Verzweiflung richtet er hie und da das Gespräch an den legitimen William, das ist der einzige Knopf seines Rocks, auf den er sich verlassen kann. Der Graf sucht das Gespräch immer allgemein zu machen, und das liebt Graf Fips nicht; die Unterhaltungen, welche er mit den Damen anknüpft, schnappen auch stets in großer Geschwindigkeit ab; bei Hippolyt muß er befürchten, gar keine Antwort zu bekommen. Leopold, den er manchmal gern zum besten haben möchte, verwickelt ihn in poetische Gespräche, aus denen er keinen Ausweg findet; mich hat er nie recht leiden mögen, nach einem neulichen Gespräch über Adel, feine Manieren usw., was ich Dir später mitteilen werde, hat er über mich unzweifelhaft entschieden; er läuft wie ein verlorener Gedanke aus vergangener Zeit unter lauter fremden Büchern herum, rückt seine Brille, zupft den braunen Frack in die Taille, ist ein Laffe — das sind seine Vergnügen. Seit wir ein demokratisches Treiben bei Tisch vorgeschlagen haben, ist er ganz sprachlos. Man aß früher an langer Tafel, und in den Sitzen herrschte eine Art Rangordnung. Wir stellten dem Grafen vor, daß alles Schöne und Große rund sei, alle Ecken würden heutigentages abgeschliffen — den Tag darauf speisten wir an einem runden Tische und setzten uns, wie's eben kommt. Der Graf hat sich nur ausbedungen, daß ich immer neben ihm sitze, und da wir immer zusammen schwatzen, so sitzt Kamilla fast immer zu meiner andern Seite, sie müßte denn böse auf mich sein. Sie ist ein sehr liebenswürdiges Wesen, hat viel

Verstand, faßt sehr schnell und ist munter über und über. Du weißt, wie ich das liebe. Sie stellt sich zwar, als schnelle sie die Gefühle mit dem Finger fort, ich glaube aber aus einzelnen Gewitterschlägen ihres Wesens schließen zu können, daß sie der tiefsten Leidenschaft fähig ist, da sie zu den verschlossenen Gemütern gehört — verstehe mich recht: zu denen, welche alle Türen des Wesens offen halten, die innerste Herzenstür aber nur allein unter Tränen der schönsten Freude oder des tiefsten Leides öffnen, sonst aber so verstellen, daß man gar keine Tür ahnen, und alles an ihnen zu wissen glauben möchte. Da sie ein solch verstocktes Gemüt ist, so wird sie einst unendlich reicher als tausend andere beglücken können, aber auch unendlich glücklicher oder unglücklicher sein. Alle innersten Herzenskräfte harren nämlich noch ungeschwächt ihrer Befreiung. Sie ist hoch und sehr schön gewachsen und hat ein äußerst liebreiches Gesicht, lächelnde schalkhafte Augen, eine zierliche Stumpfnase, einen kleinen üppigen Mund, der viel schwatzt und lacht und blendend weiße Zähne zeigt. Ihr volles lichtbraunes Haar flattert in zurückgestrichenen Locken in einen vollen, feisten, schneeweißen Nacken, der wie zum Köpfen gemacht ist. Ich nenne sie darum oft Ludwigs Frau, und erkläre ihren öfteren Eigensinn und ihre Hartnäckigkeit daher. Das tu ich oft, weil sie mich dabei immer auf den Mund schlägt. Wie ein bunter Vogel geht sie gekleidet; ich habe sie mehrmals darüber verhöhnt und bin deshalb von ihr ausgelacht worden, weil ich so wenig Farbenschönheit und Farbenverhältnisse begriffe. Und sie hat den Sieg davongetragen, hat sich mehrmals einfarbig gekleidet, und ich habe zugestehen müssen, daß es nicht zu ihrem bunten Wesen passe.

Noch an jenem Abende, wo Alberta so erregt war, daß sie mich fast mit ihrem Geliebten verwechselte, fand sie sich mit Hippolyt zurecht. Ich sah zufällig der Szene zu, es war wirklich ein artiges Bild. Neben dem großen Saale,

wo wir oft sind, ist nur durch eine Glastür getrennt und mehrere Stufen tiefer das Gewächshaus, wo ein Teil der Orangerie steht, der nicht Raum genug vor dem Schlosse haben oder vielleicht die deutsche Luft gar nicht vertragen mag. Ich suchte Kamilla, die sich nirgends sehen ließ — der Saal war leer; ich gehe bis an die Glastür und sehe in der Tiefe der südlichen Bäume Alberta sinnend und träumend die Hände in den Schoß gelegt unter einem Feigenbaume sitzen. Sie sah wie Preziosa aus, die mit gebrochenem Herzen nachsinnt, ob ihr wohl Alonso aus Madrid nachfolgen werde. Da öffnet sich die Tür an der anderen Seite der Orangerie und einen Fandango singend kommt Hippolyt herangestürmt. Wie im Traum springt das Mädchen auf und hebt die Arme. — Hippolyt, den nichts überrascht, faßt ihre Hände, sie sinkt ihm an die Brust und umschlingt ihn; er hebt mit beiden Händen ihren Kopf in die Höhe und küßt sie. Die fremden Bäume und ich hinter der Glastür, wir sahen still zu; mal es aus das Bild.

Später.

Der Graf holte mich gestern vom Schreiben zum Spazierengehen ab. Ich bin sehr verdrießlich, Freund, über all die Dinge, die sich hier zusammenfädeln; es ist lächerlich, daß ich sie Dir erzähle, der Du auf dem Markte der Welt Dich herumbewegst. Aber ich denke, dieser Mikrokosmos soll Dich doch unterhalten, ich fürchte, er wird nur zu bald sehr interessant. Der Graf war so unsicher, er fühlte so hin und her nach diesem und jenem an mir und Hippolyt, daß ich nicht weiß, wie ich Dir's beschreiben soll. Mir ward ganz heiß dabei, — es wurde alles so heiratlich, so bürgerlich ernsthaft, daß mir bald kein Zweifel blieb, der Graf wolle unserem Weibertreiben ans Leben gehen. Ich konnte nicht klar heraustreten mit meinen Antworten, weil er es mit seinen Fragen nicht tat und ich solchergestalt leicht eine Betise begehen konnte; indes ließ ich ihn doch nicht undeutlich

merken, wie diese ganze Wendung der Fahrt nicht in meinen Kram passe, mir sogar sehr unangenehm sei. Die Welt ist doch wahrhaftig eine so große Heiratskanzlei, daß man nur in ein Haus treten darf, worin ein weibliches Wesen wohnt, um beim Herausgehen Heiratsfragezeichen auf dem Rücken zu haben. Wird nicht alle Geselligkeit dadurch zugrunde gerichtet! Sieh unser Schloß an, wie ist alles durch diese verzweifelte Einzäunung zerrissen, zerteilt! Graf Fips reist schon seit vierzehn Tagen ab und ärgert sich alle Tage dreimal, daß er noch da ist, und beschließt zehnmal, morgen werde er reisen und immer nur einmal, daß er noch einen Tag warten wolle. Wenn die Sonne aufgeht, da ist die Erde unschuldig und der unglückliche Liebhaber hofft das Beste — dieser Fips ist ein Maulaffe, aber er fühlt seinen traurigen Schmerz, einen Korb am Frackschoß zu tragen, so gut wie einer. Was ihm an Gefühl zur Empfängnis dieses Schmerzes fehlt, das ersetzt die Eitelkeit; ich glaube, er wartet bloß, weil er sich fürchtet, leer in der Stadt anzukommen. Leopolds leichter Sinn ist sogar gebrochen, er hinkt wie ein lahmes Füllen hinaus ins Feld; man ist ihm zu ernsthaft geworden, sein Scherz erschrickt vor den verkauften oder verschenkten Augen, die keinen Blick für ihn haben. Für ihn ist mir zwar am wenigsten bange; er ist wie der Flußreiher in der Fabel, er nascht am Besten herum, bis ihn der Liebeshunger drängt, mit einem Gründling vorlieb zu nehmen. Ich höre, er hat sich beim Pastor und Förster bekannt gemacht, und er tändelt wahrscheinlich bereits von der Waldmaid zum Gotteslämmchen. Aber William ist mir ein Greuel, seine eigene philisterhafte Absonderungswut rächt sich fürchterlich an ihm; weil er alles, die ganze reiche schöne Welt zu zwei und zwei abschachteln möchte wie in eine traurige dumpfe Arche Noäh, so ist er nun selbst ein verlassenes, trostloses Wesen. Seit sich Alberta so entschieden mit allen Kräften zu Hippolyt wendete, ist dieser William ein wahrer Cromwell,

der alles malträtieren möchte. Er ist ingrimmig, grob, ungezogen, ja boshaft wie ein verwöhnter Knabe. Er ärgert alle. Das ist nun jene christliche Liebe, welche der Mann auf der Lippe trug. Weil er keine Freiheit kannte im Glauben und Gefühl, so weiß er nun auch keine zu gestatten. Er ist auch in der Eifersucht Fanatiker und Schwärmer; er ist sehr unangenehm. Es ist kein Schmerz in ihm, sondern Grimm. Ich selbst bin aus meiner Ruhe aufgestört, weil ich die fröhliche Kamilla täglich mit verweinten Augen sehe, weil ich kein heiteres Wort mehr von ihren Lippen höre, weil mich das gute Mädchen innig dauert und ich durchaus nicht weiß, was ihr fehlt. Sollte das unglückliche Mädchen etwa auch den Mörder Hippolyt lieben?! Nun sieh, was sind das für Dinge, was ist das für unnütze Verwirrnis, die das Leben unklar, unerquicklich macht. Ach, ich bin ärgerlich! Als gäb' es auf der Welt keine andern Beziehungen mehr als zwischen Mann und Weib! Ich bin der traurigen Kamilla selbst so gut geworden, daß ich in mir selbst Verwirrung fürchte. Und nun führt das Geschick die Gräfin Julia hieher, und das Haus wird ein Tollhaus. Ich will die Sache erst noch etwas reifen lassen, eh' ich Dir breiter davon spreche. Wir geben uns alle mögliche Mühe, wichtige, spannende, ja verletzende Gespräche über allgemeine Gegenstände aufs Tapet zu bringen, sobald wir bei Tisch oder beim Tee alle versammelt sind, damit die große Spannung und Zerrissenheit der Gesellschaft zugedeckt werde. Höre eines derselben.

„Der Adel," nahm Hippolyt das Wort, „hatte eine in der ganzen Konstruktion der Gesellschaft begründete Stellung, er war ein integrierender, lebendiger Teil des Staatslebens, mit einem Worte, er war Leben, als es nur Herren und Sklaven gab. Die herrschende Klasse, die aus den Anführern oder den Kriegern oder den Eroberern bestand — denn nur das Schwert war das Kriterium — wurde der Adel; er gestattete einem, Fürst zu sein, und hielte ihn nur so weit in Zaum,

daß er seiner Teilnahme am Herrenrechte nicht zu nahe trete. Allmählich machten sich aber die Sklaven durch ihre heranwachsende Masse, durch Erfindungen, durch Gelehrsamkeit geltend, das Schwert reichte nicht mehr ganz aus; da sprach der Adel die Vergangenheit um Hilfe an, er erfand die Stammbäume, die Ahnen; an die Stelle des Schwertrechts trat das historische. Der Vorzug des größeren Besitzes machte es ihm noch lange Zeit möglich, eine höhere Klasse zu repräsentieren. Der spekulative Geist des Bürgers riß nach und nach einen großen Teil dieses Besitzes an sich, die Gelehrsamkeit wurde immer flüssiger, man fing an, die Bestandteile der Gesellschaft zu prüfen, der Adel war genötigt zu glänzen, weil sein Kern verdorrt war. Alle höheren Tätigkeiten des Menschen drängten sich allmählich in einen Früchteknoten zusammen, es entstand die Bildung, und sie stürzte den Adel, weil sie das Kriterium des Schwertes und der Ahnen vernichtete. Die Allgemeinheit ward vernünftig, und es wurde ein lächerlicher Begriff, auf eine höhere Stellung in der Gesellschaft Ansprüche zu machen, weil es die Vorfahren getan."

„Aber mein Gott," begann Graf Fips, „es muß doch ein Unterschied existieren." Er erhielt lange keine Antwort, weil jeder lachte. Das Gespräch schien abgebrochen, und der kleine Leopold knüpfte es spaßhaft mit einer Antwort für Fips wieder an. „Allerdings," sagte er, „ein Unterschied zwischen Klugen und Dummen, und der existiert noch." Der Graf Topf schwieg. William aber erhob seine Stentorstimme und verteidigte das Mittel der Erinnerungen, was Tausende aufreize, besser zu sein, als sie ohne selbiges sein würden. Er sei nicht eben für den Adel, aber wenn man solches Verhöhnen alles Herkommens und historischen Rechtes zugäbe, so bräche das jakobinische Vernunftrecht unheilvoll über alles herein und nichts stünde mehr sicher. Ich erwiderte ihm, daß nichts bestehen solle, was nicht vernünftig sei, daß darüber kein Zweifel mehr obwalte und man nur über die Art und

den Weg, alten Schutt wegzuräumen, uneins wäre. Die gemäßigten Reformer wollten kein Privatrecht verletzen, um allgemeines Recht zu erzeugen. Der Adel selbst aber sei nicht einmal ein Privatrecht, sondern nur ein usurpierter Titel einer alten Gewalt, die Gewalt sei aber gestürzt, und ein König ohne Land sei ein Narr, wenn er sich noch König nennen und von Hofzeremonien umräuchern lasse. Der Adel sei für wahnsinnig zu erklären — fuhr Hippolyt fort — wenn er noch in Generalsuniform einhergehen wolle, während er längst mit der großen Menge in Reih' und Glied marschieren müßte. „Wollen Sie nicht ‚schwach' sagen?" schaltete Graf Topf ein.

Du siehst, wie gereizt das Gespräch wurde. Ich versuchte einzulenken, und setzte hinzu: „Es ist aber auf der andern Seite etwas, was der Adel aus seiner Herrscherzeit behalten hat, und was wir ihm immer noch nicht haben gleich tun können, das ist die *leichte* Art zu leben. Er lebt geflügelter, freier, weil er sich hoch gestellt glaubt, seine Geschäfte sind ihm Nebensache, der Genuß des Lebens aber Hauptsache. Er weiß mehr zu genießen, weil er mehr sucht. Die Mühen der Jahrhunderte, durch welche wir bis hieher gekommen sind, lasten noch lähmend auf unseren Schwingen. Der Adel hat keine Mühen gekannt, darum ist sein Wesen leichter, darum verfällt er nicht in den Irrtum, das Geschäft für den Zweck anzusehen, wie es z. B. unser Kaufmann tut. Der Adel lebt leichter, weil er von Jugend auf sorglos ist. Er kennt unsere Hypochondrie, die Krankheit der Mühe, nicht. Indes, der Sieg ist schon lang erkämpft, und die Not des Kampfes wird bald vergessen sein, dann erwerben wir auch diesen Vorzug, dann wird der Adel nicht nur getadelt, er wird verlacht werden, wie jeder bankerotte Kaufmann, der noch nach Goldstücken rechnet."

„Aber der Menschen Sinn trachtet nach Bevorzugung —" hub Graf Topf an — „nur das moralische Streben bändigt ihn; unter den Siegern über die historische Klasse bildet sich

wieder eine Aristokratie, die Phasen der Geschichte sind nur ein Wechsel der herrschenden Klassen, aber kein Aufhören derselben; der neue Feind ist die Geldaristokratie, und wahrlich, meine Herren, sie ist noch platter und prosaischer, sie hat nicht einen Funken von Poesie, und gerade das Extrem des Adels, das trostlose Geschäft, schwingt sich im Gewande der Industrie auf den Thron; mir schaudert vor dieser neuen, bloß rechnenden Herrschaft, wo die Herzen nichts mehr gelten."

Ich gab ihm recht und gestand zu, daß wir sehr auf der Hut sein müßten, uns den Sieg nicht stehlen zu lassen, den Sieg der Bildung. „Immer aber," fuhr ich fort, „ist das doch ein großer Schritt weiter, wenn der Erbaristokratismus gestürzt ist, und wir vielleicht leider beim Geldaristokratismus angekommen sind, so ekelhaft dieser auch sein mag. Die nächste Morgenröte kann mir das Geld, einige Jahre können mir die Gelehrsamkeit, das Wissen bringen — keine Ewigkeit, kein Gott kann mir eine Vergangenheit, lächerliche Ahnen geben, wie sie der Adel verlangt. Und darin liegt das Fundament zukünftiger Zeit, die vielleicht jetzt in Frankreich beginnt. Alle Wege müssen offen sein zu allem — nicht unbedingte Gleichheit, aber unbedingt gleiche Befugnis zu allem, das ist die Losung des neuen Jahrhunderts."

„Erbt nicht der Sohn des Millionärs auch die Million?" warf abgehend von meinem Schlußsatze der Graf ein. Hippolyt antwortete für mich: „Er kann sie morgen ganz oder zum Teil verlieren, und sein Nachbar kann sie gewonnen haben. Sie können Ihre Ahnen nicht verlieren, kein Nachbar kann sie gewinnen, darin ruht der Widerspruch mit der neuen Theorie: alles muß für alle erreichbar sein."

Graf Fips meinte, ich hätte der feinen Manieren nicht erwähnt, die würden nach diesen barbarischen Ansichten ganz zugrunde gehen. Ich erwiderte ihm, daß ich die feinen Manieren allerdings für ein Produkt der Zivilisation ansähe, daß ich aber keineswegs an ihren Untergang ohne den Adel

glaubte. „Manches von dem,“ fuhr ich fort, „was Sie, Herr Graf von Fips, so nennen, dürfte allerdings verloren gehen; manches von dem, was der Adel darunter versteht, der aber nur eine Frucht mit schöner Schale will, die ihren Zweck durch ihr Aussehen erreicht habe, nimmer aber geöffnet zu werden brauche — die eigentlichen feinen Manieren sind ein Ergebnis der höchsten Kultur, und die meisten feinen Leute kennen sie nicht, weil sie eben nicht kultiviert genug sind. Es handelt sich dabei natürlich nicht um ein Kompliment oder diese und jene Floskel, das ist nichts als Turnüre, die durch einige Übung wie das Tanzen von jedem erlernt werden kann und erlernt werden soll, denn sie ist die Bedingung des Erscheinens, und das Erscheinen soll schön sein. Es handelt sich aber um das höchste geistige Verständnis und um die schönste und gewandteste und geeignetste Erscheinung des Geistigen. Es kommt dem sogenannten feinen Menschen nicht im geringsten darauf an, die geistigen Interessen einer Gesellschaft vor den Kopf zu stoßen, wenn er das nur mit einem zierlichen Komplimente tut — man spreche das Wichtigste, erzähle, lese das Interessanteste: ein gesellschaftliches Unding, das sich eben ereignet, bricht es ab, stört, und kein Mensch mit feinen Manieren fragt, welcher Gedanke, welche Folgerung unterbrochen worden sei — darum weil diese Manieren ihnen nur der Form, nicht der Gedanken halber da sind; der Gedanke erzeugt bei ihnen nicht die Form, sondern die Form den Gedanken. Darum ist ihr Gipfel die Förmlichkeit, und nur die Auserwählten werden das, was die Römer formosi nannten, äußerlich schön, mehr aber nicht. Jedermann aber weiß, daß Roms größte Männer nicht die formosi gewesen sind.

Das ist z. B. gute feine Manier, um Ihnen durch ein Beispiel anzudeuten, was ich darunter verstehe, dem andern durch alle Schlangenwindungen des Gedankenprozesses zu folgen, wo er strauchelt, ihm die Hand zu reichen, wo er eilt und fliegt, nachzueilen, nachzufliegen, und wenn's wirklich

geflogen ist und man artig sein will, dies bemerken — alle geistigen oder sonstigen Interessen des anderen zu den eigenen machen und mit Teilnahme verfolgen, der geistigen oder moralischen Atmosphäre, die um ihn ist, ungeteilte Aufmerksamkeit schenken — da kann manches Äußere, eine herabgefallene Nadel, ein Zwirnknäuel übersehen werden; wenn man dem Besten des Menschen sich anschmiegt, so hat man die besten Manieren, alles andere ist angenehme Zugabe." „Wird es aber zur Hauptsache gemacht —" setzte Hippolyt fort, — „so wird es Leerheit, Abgeschmacktheit, Unkultur, und die feinen Personen, die sich immer und nur darin wohlbefinden können, dürfen nicht zu unseren gebildeten Ständen gezählt werden, weil sie von Bildung nichts wissen und an hohlen Spielereien, an Firlefanz und Puppenkram genug haben. Und meinen Sie denn, daß jene feinen Manieren ein Prärogativ des Adels seien? Wir haben solcher bürgerlichen Affen genug. Es ist eine lächerliche Schwäche von uns, daß wir den arroganten Titel ‚Adel' noch immer gestatten, daß wir ihn selbst in unserer Polemik noch immer gebrauchen; man nenne es „Junkerei' oder ähnlich."

Man war still, wir hatten zu heftig gesprochen; ich fürchte, unsere hiesige Gesellschaft ist der Auflösung nahe.

Ich sehe durch meine Glastür Kamilla einsam wandeln — leb' wohl für heute, ich will ernstlich zu erfahren versuchen, welcher Kummer das liebe Mädchen drückt, ich habe sie sehr gern. Leb' wohl!

---

19. Kamilla an Ludoviko.

Grünschloß.

Ich habe unrecht gegen Sie, Ihre gegen mich gerichteten Vorwürfe sind gerecht. Aber ehrlich und offen will ich gegen Sie bleiben; Sie haben mir Ihre Liebe und Hand angetragen, Sie haben mich damals überrascht, ich war ein unerfahren

Ding; ich wußte nicht, was ich versprach. Warum mußten Sie aber auch so lang von mir bleiben; warum kamen Sie nicht, wie Sie versprachen, dies Frühjahr! Wieviel Schmerz wäre mir erspart worden. Ich habe die Treue gegen Sie gebrochen. Ihr Verlobungsring liegt im Kasten. Fürchten Sie nicht die Nachricht eines Exzesses, es gilt nur die Treue meines Herzens. Valerius, ein Poet, kam zu uns, er warb um niemand, lebte ruhig, harmlos, dem Anschein nach ohne Wunsch, ohne Verlangen nach irgend etwas an unserer Seite und gewann sich somit das, was er nicht suchte, unsere Teilnahme. Ich hatte ihn gern, und nur zuweilen dämmerte die Vermutung in mir auf, daß er Ihnen gefährlich werden könnte. — Erlauben Sie mir dies Wort; Ihr letzter Brief berechtigt mich noch dazu. Aber ich schüttelte lächelnd den Gedanken von den leichten Schwingen meines Wesens; ich hoffte nichts als einen lieben, zuverlässigen Freund in ihm zu gewinnen. Sein unwandelbarer Gleichmut bestärkte mich darin. Wie ein Blitzstrahl traf mich das Wetter. Vor einiger Zeit such' ich ihn und Alberta, die im Garten promenierten. Ich biege um eine hohe Zypressenreihe und sehe in der Tiefe des Gartens zwischen Bäumen eine Gruppe, die mich erstarren machte, und mir eine traurige Gewißheit über mein Inneres brachte. Alberta ruht an der Brust des Valerius. Heiße Tränen stürzten aus meinen Augen, ich fühlte, daß ich Ihnen untreu geworden, daß ich jenen unglückseligen Mann liebte. Keine Macht der Erde würde dies Geständnis über meine Lippen gebracht haben; Ihnen bin ich's schuldig. Vergeben Sie mir, vergessen Sie mich. Denken Sie mit Teilnahme an unser grünes Schloß, wo außer meinem Leid ein breites Feld von Trauer sprießt.

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt."

Der Stifter meines Unheils wird selbst unglücklich: Alberta liebt seinen Freund Hippolyt, ach und ich fürchte, dieser liebt die schöne Gräfin Julia, die vor kurzem hier angekommen ist. Das Unglück hat sich hier eingenistet. Grüßen Sie innigst Ihre Schwester; o daß ich mein Leid in ihren Busen weinen könnte.

Die Bitte, mir nicht zu antworten, darf ich wohl nicht erst aussprechen. Vergeben Sie mir! Kamilla.

---

20. Hippolyt an Julia.

Wir sind in einem Hause, und ich muß das tote geschriebene Wort an Sie richten, dem warmen lebendigen gestatten Sie keinen Zugang. Warum verschließen Sie sich in Ihrem Zimmer, warum nehmen Sie mir meinen Tag, das Licht Ihrer Augen? Ist es meine Schuld, daß ich Sie später gesehen als die gute Alberta? Ich habe ein heißes glühendes Herz, mein Fräulein, ich schwöre es Ihnen, ich will, ich werde Ihr kaltes Gemüt erwärmen; nur Ihre Hand reichen Sie mir, durch die Fingerspitzen will ich mein Leben bis zu Ihrem Herzen treiben. Nie habe ich einem Weibe meine Liebe erklärt, Ihnen, Julia, sage ich, daß ich vergehe in Liebessehnsucht nach Dir. Du bist meine Sonne, mein Mond, der ganze gestirnte Himmel meiner Wünsche, meine Erde, meine Welt, meine ganze Hoffnung auf Seligkeit. Antworten Sie mir, meine ganze Seele fleht, antworten Sie mir gütig, öffnen Sie Ihre Zimmer, ich muß Sie sehen, ich verschmachte in dieser Wüste. Ihr Anblick ist mir die erfrischende Quelle; ich renne mir den Kopf ein in dieser Nacht. Sie sind mein Licht, o leuchten Sie mit dem Meere des Lichts in Ihren Augen. Ich zünde das Schloß an, um Sie aus den Flammen zu tragen, Sie in Dampf und Glut zu küssen. — Weib, das mich unterjocht, ich liebe Dich Julia, Du weißt nicht, was das heißt. Antworte mir, erscheine! —

---

21. Valerius an Konstantin.

Warum schreibst Du keine Zeile, Mensch? Lebst Du nicht mehr? Ich muß alle Stärke des Gemüts zusammennehmen, um in diesem Drange der Dinge fest zu stehen. Sollte Dir ein Unglück begegnet sein, laß es uns bald wissen; ich will zu Dir kommen, Du hast ja für die Freiheit gefochten, für das einzige Unwandelbare im Leben. Hier ist viel Unheil. Kamilla weicht mir aus, steht mir nicht Rede. Das tut mir unendlich weh. Alberta liegt krank, Hippolyt hat ihr das Herz gebrochen, der Südländer ist rasselnd in ihm aufgesprungen, er rast in Liebe für die schöne Julia. Diese flieht ihn wie ein Reh den Wolf, und hält sich mehrere Tage in ihren Zimmern verschlossen. Heut' kam sie zu Tisch; im Augenblick als wir uns setzten, fuhr die Fürstin Konstantie vor. Nun ist die Verwirrung vollständig. Hippolyt schäumt wie ein Eber, ich habe meine Not, ihn in zivilisierten Schranken zu halten. Wäre dieser Mensch ohne Bildung, man sähe die Taten eines blutigen Barbaren. Der Graf ist äußerst niedergeschlagen und sprach heute wehmütige, rührende Worte mit mir. „Ich bin alt geworden" — sagte er — „und kann der Zeit nicht mehr voraus, sie übereilt und mordet mich und mein armes Kind." —

Später.

Eben erhalte ich eine Ausforderung von unbekannter Hand. Es werden da soviel Nichtswürdigkeiten auf mich gehäuft, daß ich ein entsetzlicher Verbrecher sein muß. Es ist doch unangenehm, auch nur für einen einzigen Menschen ein solcher Gegenstand des Abscheues zu sein. Ich sinne hin und her, weil mir der Gedanke aufsteigt, die Handschrift schon irgendwo gesehen zu haben. Ich kann's nicht aussinnen. Alle Anschuldigungen sind indes so unklar, unbestimmt ausgedrückt, daß ich durchaus nicht genau weiß, welcher Übeltat ich angeklagt werde. Weiber scheinen dabei

beteiligt zu sein; es ist also wohl ein eifersüchtiger oder Ritterdienst tuender Mann. Und somit ist die Sache vielleicht ein Mißverständnis, denn ich wüßte doch wahrlich nicht, wem ich der Weiber halber etwas getan haben sollte. Der gute Mann verlangt keine Antwort, sondern wird sich in kurzem selbst melden. Soll ich offenherzig sein? Die Sache ist mir unangenehm; ich habe es neuerdings immer gefürchtet, in eine Duellangelegenheit verwickelt zu werden, weil ich den fatalen Kampf meiner gesunden Ansicht mit meiner schwächlichen Empfindsamkeit voraussah. Das Duell ist mir verhaßt, und wenn ich an die sogenannten Skandäler auf der Universität zurückdenke, so kommen auch alle die Harlekinaden mit, aus deren bunten Lappen das ganze Studentenleben bestand, und jene Paukereien erscheinen mir wie ein ernsthaftes Spiel, bei dem leicht ein Unglück geschieht. Wenn man aber die Harlekinsjacke ausgezogen hat, soll man auch das Spielen lassen. Ich würde es von Staats wegen niemand verbieten, weil es eine Beschränkung der persönlichen Freiheit wäre, und weil es wirklich Verhältnisse gibt, von deren feinen Linien das bürgerliche Recht keine Kenntnis haben kann, da es seiner Natur nach al fresco gemalt sein muß. Ich kann es niemand wehren, an den Vorteilen der Zivilisation keinen Anteil nehmen zu wollen, sobald er einen andern, der das will, nicht stört. Wenn also ihrer zwei außer dem Gesetze begriffen sein und ihre Angelegenheit durch Degen oder Kugel schlichten wollen, so soll man sie gewähren lassen. Aber man betrachte jedes Duell mit also mißtrauischen Augen, als man es noch immer mit günstigen tut. Man gestatte jedem, es unbeschadet seiner äußeren Ehre zurückzuweisen; man blamiere, verlache diese mittelalterliche Courage, das Vorrecht von Studenten und Soldaten, die es in Ermangelung eines besseren Kerns zum Mittelpunkte ihres Lebens gemacht haben, bei denen man keiner andern Eigenschaft bedarf, um für vollkommen zu gelten. Die besten

Männer der Weltgeschichte dürften leichtlich nichts taugen, wenn man diesen Duellmaßstab bei ihnen anlegen wollte, und doch ist es Mode geworden, selbigen Maßstab an uns alle anzulegen. Sind wir nicht wie die Kinder? Wenn sich einer vor Dummheiten nicht fürchtet, so ist er ein tüchtiger Mann, vor Klugheiten aber Furcht zu haben, ein Dummkopf zu sein, das tut der Ehre nichts. Ich habe mich auf der Universität geschlagen, weil — nun ja, weil ich Student war; ich werde mich wahrscheinlich jetzt wieder schlagen, weil ich schwach bin, oder wenigstens nicht den Mut habe, allein stark zu sein. Aber ich will mich bessern, ich will mich an das Schreckbild gewöhnen, für feig zu gelten; es gehört ja doch wahrlich mehr Mut dazu, ihm ins Angesicht zu sehen als einer schmalen Kugelmündung. Wenn meine Besserung nicht so schnell vonstatten geht, daß ich schon meinen jetzigen Ausforderer heimschicke, so soll er doch der letzte sein, mit dem ich diese Narrheit treibe. Laß mich Dir's gestehen, daß meine Schwäche durch meine Umgebung gesteigert wird: der Adel sieht seinen Duellmut für eine Prärogative an, womit er seine andern Prärogativen verdiene; wenn ich ihm den Unsinn des Duells noch so klar beweise, so zuckt er doch die Achsel und schwappt sich auf den Bauch und spricht: „Man sieht's doch gleich" usw. — Unter den Indianern mußt Du erst an den Götzen, welchen sie verehren, geglaubt haben, eh' Du ihnen beweisen kannst, daß der Götze ein Götze sei. Ich will noch einmal mich gläubig stellen, und dann auf offenem Markte das Götzenbild zertrümmern. Es ist ja doch gar zu lächerlich, jedem Laffen preisgegeben zu sein, sei's auch nur den Zeitpunkt betreffend, in welchem ich ihm zu Dienst sein muß. Man beschäftigt sich mit den höchsten Interessen der Menschheit und ist den alten Resten der Blutrache, dem faustrechtlichen Larifari unterworfen; man predigt auf der Kanzel und sündigt hinter der Kirche. Der Krieg im allgemeinen bleibt immer noch ein Akt der Barbarei,

welcher wegen der Verschiedenartigkeit der Stufen, auf denen die Völker stehen, noch immer nicht abgeschafft werden kann; aber den Krieg im kleinen sollten wir doch wahrlich dämpfen können. Es ist eine ebenso große Dummheit, als wenn man den Kriegerstand den übrigen voranstellt. Ist es wohl schon jemand eingefallen, die Kanone mit Verehrung anzusehen, weil man damit eine Masse Menschen niederschießen kann? Aber es ist der alte Rest der Eroberung, des Lehenwesens, der Barbarei, wo nur das gelten konnte, was große physische Gewalt entwickelte, was Furcht einflößte. Die Kultur beginnt mit Zerstören: man haut Wälder nieder, tötet die wilden Tiere — wollen wir denn immer im Beginn der Kultur stehen bleiben? Man lehre die Jugend, den Tod nicht zu fürchten, aber man lehre es auf eine zivilisiertere Weise. —

Die Fürstin hat viel Gefolge mitgebracht. Es ist ein buntes festliches Treiben hier eingekehrt, es geht alles geputzt, und doch ist niemand vergnügt — wir leben auf einem Totenacker, den man mit bunten Blumen beworfen hat. Hippolyt steht knirschend wie ein Todesengel da und ist vernichtend in Wort, Blick und Gebärde. Ich habe ihn nie so beißend witzig, verständig, vornehm gesehen. Die kecke Fürstin richtet oft das Wort an ihn, er wirft Dolche statt Worte zurück. Gestern fragte sie ihn nach Desdemona. Mit einer fürchterlichen Kälte erwiderte er: Eine Schlange hat ihr Leben vergiftet und sie von dem Ort vertrieben, wo sie glücklich war — jetzt ist sie wahnsinnig. Konstantie erbleichte. Ich fragte ihn später, ob es gräßliche Erfindung seines Grimmes sei. Nichts weiter, erwiderte er, und reichte mir einen Brief. Er war aus Wien und von Desdemona angefangen; sie schrieb mit herzzerreißender Sehnsucht, ihre Liebe stand auf einer Höhe, vor der ich selbst schwindelte — die Fortsetzung war von einer uns unbekannten Dame, welche Hippolyt mitteilte, daß Desdemona in ein hitziges Fieber verfallen sei, und daß

die Ärzte für ihr Leben und für ihren Verstand alles besorgten. Möge es Dir besser ergehen als uns. Leb' wohl.

---

22. Julia an ihre Mutter.

Wie es mir geht, meine liebe, liebe Mutter? Gut — schlecht — die Worte passen nicht dafür; unglaublich wunderlich. Für Augenblicke fühl' ich mich beseligt, ich schwimme in Blütendüften, und dann kommt wieder ein langer Tag unaussprechlicher Angst, kindischer Verzweiflung. So leiten die Dichter gewöhnlich ein, wenn sie ein verliebtes Mädchen einführen wollen; ich weiß, wie oft Papa darüber lachte, aber hier ist es doch ein wenig anders. Ein junger Mann, von aller Welt kurz Hippolyt genannt — er soll der Sohn eines spanischen Grand sein — macht mir auf eine beispiellose Weise den Hof. Sein stürmisches Wesen, mit dem er mich übereilte, hat mich tödlich erschreckt; was ich von der Fürstin Konstantie, die seit einigen Tagen hier ist, vernehme, was ich an der unglücklichen Alberta sehe, die ihn glühend liebt, und plötzlich von ihm verlassen ist, flößt mir ein Grauen vor dem Menschen ein. Und dabei ist er zauberhaft schön, beredt, liebenswürdig — ach meine liebe Mutter! dafür ist der Ausdruck erfunden: er ist ein gefährlicher Mensch. Wenn alles wahr ist, was man vereinzelt von ihm hört, so ist er ein solcher Ausbund von Lasterhaftigkeit, eine solche Größe von Untugend, daß man versucht wird, ihn zu bewundern. Er weiß z. B. um Albertas heftige Neigung für ihn, er hat sie hingenommen wie ein angenehm Geschenk, und vom Tage meiner Ankunft an nicht die mindeste Notiz mehr davon gezeigt. Meinst Du nun aber, daß er in ihrer Gegenwart befangen, auch nur im mindesten befangen wäre? Gott bewahre; er unterhält sich harmlos, als ob gar nichts vorgefallen sei. Mich verfolgt er mit den feurigsten Versicherungen seiner Liebe; aber selbst in seinen Bitten liegt

etwas Wildes, Herausforderndes. Der Himmel weiß, was die Fürstin gegen ihn hatte, sie nahm in der ersten Zeit ihres Hierseins unglaublich leidenschaftlich Partei gegen ihn, sie war immer so erregt, wenn sie von ihm sprach, daß ich eine Zeitlang glaubte, sie habe eine glühende Neigung in die Livree des Hasses gekleidet — es war ein auffallender Anblick, diese stolze gewaltige Frau und den imponierenden Hippolyt einander gegenüber sitzen zu sehen: Konstantie sah ihm vornehm, fest, starr in die Augen, als erzähle sie ihm eine Geschichte von seiner eigenen Nichtswürdigkeit; er gab die Blicke sprühend zurück und warf einen ganzen blitzenden Wolkenhimmel mit lauter Zerstörung und Verachtung in ihre Augen, der verächtlich heruntergezogene Mund sprach die Erläuterung jener fürchterlichen Blicke. So oft er den Namen Desdemona aussprach, war der Stolz der Fürstin gebrochen, ihre Schlacht verloren — es ist unverkennbar, daß sich die beiden Leute gekannt, und vielfache Beziehungen zueinander haben. Konstantie ist heftig, leidenschaftlich, sogar rachsüchtig, weil sie nicht nur eitel, sondern stolz ist — sollte es ihr vielleicht mit Hippolyt wie der armen Alberta ergangen sein! Ich will doch genau achthaben, oder Hippolyt selbst einmal fragen — erinnerst Du Dich nicht, liebe Mutter, wie verwegen sie vorigen Winter in Berlin über dergleichen Dinge sprach, wenn sie des Donnerstags in unsere kleineren Gesellschaften kam? Ich habe mich immer vor ihrer Art zu lieben gefürchtet; ihre Neigungen sind ein glühender Sirokko, und sie paßt eigentlich ganz zu Hippolyt. Die gute Alberta hat einige Tage unaussprechlich gelitten, jedoch es scheint mir wie eine hitzige Krankheit mit Heftigkeit, aber schnell vorübergehen zu wollen. Ihr zum Glück und uns allen zur Freude ist ein Herr Valerius hier, der auf alle den wohltätigsten Einfluß ausübt. Er ist der einzige, mit dem Hippolyt in seiner jetzigen Leidenschaft, die aus allerlei Ingredienzien zusammengesetzt ist, redet. Ich glaube, Hippolyt haßt die

Fürstin ebenso, wie er mich zu lieben glaubt, und wenn ich dem Manne heute sagte, ich liebe ihn, so teilte ich wahrscheinlich in einigen Wochen das Schicksal seiner Verlassenen — ich will aber mein Schicksal mit niemand teilen, ich will mich durch nichts hinreißen, übereilen lassen, ich will nicht diesen Gefühlsaufwand, diese Stürme, diese Unebenheiten, dies unersprießliche Geräusch. Liebe Mutter, ich bin meines Vaters Tochter, schilt mir nicht dies mein Wesen. Es macht diese innere Ordnung nur mein Glück. Könntest Du Dich mit mir hier umsehen, wie die Neigungen, Leidenschaften, Verhältnisse bunt durcheinander liegen, wie in einem ungeordneten Zimmer, Du würdest mit mir davor zurückschrecken. Solche Unklarheit, Verworrenheit meiner inneren Dinge ist immer ein Unglück für mich, das mich zu Tode hetzte wie ein Gespenst. Darum lobte ich den Herrn Valer; fast alle lehnen sich an ihn, weil er allein fest zu stehen scheint. Es ist, als ob er mit Alberta in magnetischem Rapport stände, sowie er zu ihr tritt, schließt sich die Blume ihres Schmerzes mit ihren Tränen, und das liebe Mädchen ist mild, sanft, ja manchmal sogar heiter. Er spricht sehr schön, nicht so glänzend wie Hippolyt, aber eindringlicher, gediegener; alle seine Eigenschaften sind nicht so blendend wie bei diesem, aber alle sind sicherer, fester, abgemachter. Ich liebe das sehr. Auch Graf Topf ist ihm sehr zugetan, und die Fürstin, welche ihn anfänglich ignorierte, weil er etwas sparsam in den Annäherungs- und Höflichkeitsformen ist, geizt jetzt förmlich mit seinen Gesprächen. Er schafft uns die einzigen heimlichen Abendstunden; wir sitzen auf der Plattform des Schlosses unter dem Zelte, sehen auf der einen Seite nach den fernen Bergen, auf der andern nach der nahen Stadt und dem Flussesspiegel, der zu ihr hinzieht; Hippolyt rastet selten lange dabei, sondern stürmt meist zu Pferd durch die Ebene, und Valerius bringt uns in das liebenswürdigste Geschwätz. Er hat zwar eigentlich selbst abscheuliche Grundsätze über

Ehe, Staat und Menschen, aber er versteht es, das Wildeste geordnet vorzutragen, interessant, wünschenswert zu machen; die freien Dinge, welche Konstantie äußert, sind eigentlich bei weitem nicht so arg als die seinen, und doch klingen sie mir soviel greulicher. Es kommt vielleicht daher, weil sie mir unweiblich dünken. Die Fürstin verteidigt zum Beispiel den Genuß aller Vergnügungen, auch wenn sie nach unseren bürgerlichen Ansichten zu den verbotenen gehören. Sie hält z. B. die Ehe nur für eine Form, welche der äußeren Dinge wegen da sei, und namentlich den materiellen Besitz des Weibes sichere. Es wird mir unheimlich, wenn ich eine verheiratete Frau so sprechen höre — wenn dergleichen verwirklicht werden sollte, so müßte ja ein trostloses Durcheinander entstehen. Valer, welcher die Frauen selbständiger gestellt sehen will, und wunderlich genug von den neuen verwirrenden Zeitbewegungen viel für uns erwartet, opponierte der Fürstin in vielen Dingen. Er machte sie darauf aufmerksam, wie gerade jetzt das äußere Leben der Frauen in der Luft schwebe, wenn sie ihren einzigen Haltpunkt, die Ehe, aufgäben; wie nur die stärksten und edelsten Weiber einen Übergang zu besserem freierem Gesellschaftsleben dadurch bilden könnten, daß sie sich der Ehe nicht unterwürfen, die neuen Begriffe aber auf alle Weise unterstützten, weil nach der politischen Revolution die soziale vor den Toren läge, durch welche das Weib eine gesellschaftliche Stellung erlangen würde. Das Christentum habe das Weib nur zur Hälfte frei gemacht, es müsse es ganz werden; der jetzige Durchgangspunkt aber bringe wie jedes Ringen nach neuen Zuständen, wie alles Halbe sehr viel Unglück, und die Frauen müßten sehr auf ihrer Hut sein, da die öffentliche Meinung noch keineswegs soweit gebracht sei, Toleranz gegen sie zu üben. Die alten Verhältnisse seien wie die alte Kirche in Auflösung begriffen, die Rettung sei nahe, aber die Gefahr doppelt groß. Ich schreibe Dir diese Dinge aus meinem

treuen Gedächtnis; ich verstehe wenig oder gar nichts davon, und sie würden mich wie alles Ändern beunruhigen, sähen sie nicht in dem Vortrage Valers so abgemacht aus. Die Fürstin protestierte feurig dagegen. Sie gab die eigentliche Auflösung der Ehe und Kirche in den höheren Ständen zu, fand die Auflösung vernünftig, verlangte aber das Beibehalten der alten Formen, welche die Gebildeten schützten und doch nicht beengten, der großen Masse aber notwendig seien. Valer nannte das lächelnd Aristokratismus und gebrauchte den garstigen Ausdruck, daß auf diese Weise die Welt verfaule. Geschwüre müsse man aufschneiden, auch wenn es schmerze. Fi, — wie häßlich klingt das, und doch fällt es mir jetzt erst auf; im Munde des Mannes klang's nicht so. Herr William, einer der hiesigen Gäste, verteidigte hart und unduldsam das Bestehende, und tadelte beide Ansichten, sie seien unchristlich und darum unsittlich, lösten das Fundament der Zivilisation und untergrüben die Grundprinzipien der Gesellschaft; sie seien die Ausgeburt des menschlichen Dünkels, welcher die Gottheit spielen und die ewigen Gesetze umändern wolle. Die Menschen hätten zu hundert Malen versucht, das Christentum abzuschaffen, und seien immer zuschanden geworden; ihm verdankten wir alle Art von Bildung, und es heiße auf die Barbarei zurückdrängen, wenn man dergleichen Auflösung predige — menschlicher Verstand ordne keine Welt, der göttliche sei uns in Christo zu Hilfe gekommen, und es heiße Gott lästern, wenn man seine eigenen Institutionen verbessern wolle. Valer nahm das Gespräch gegen ihn auf; ich kann Dir's nicht wiederholen, weil es für mich zu gelehrt wurde. Die Fürstin lud beide ein, in einigen Wochen auf ihrem Lustschloß einzukehren, wo sich einen Monat hindurch viel Gesellschaft zusammenfände. Es sei ein Gesundbrunnen in der Nähe, welcher Valers nicht ganz fester Gesundheit sehr zuträglich sein werde. Alberta sah aufmerksam und fast ängstlich drein und horchte. William nahm

die Einladung sehr dankbar an, Valer schlug sie aus. Die Fürstin war verletzt. Alberta schien erfreut; wir trennten uns. — — Soeben ist der Graf aus der Stadt zurückgekommen und hat die wunderliche, aber wie er meint, zuverlässige Nachricht mitgebracht, daß sich unter den hiesigen Poeten ein verkappter Prinz aus einem sehr vornehmen Hause befinde. Du kannst denken, welche Neugier diese Nachricht erregte; die Meinungen waren alle dafür, es könne nur Hippolyt oder Valerius sein. Natürlich dauerte es auch nicht lange, daß beide aus dem Fragen, Zischeln, Ausholen erfuhren, um was es sich handle. Hippolyt schlug ein tolles Gelächter auf und verlangte unanständig, man solle seinen Vater nicht verunglimpfen, der ein Mauleseltreiber in Katalonien sei. Valerius lachte ebenfalls und erklärte mit liebenswürdiger Offenheit, daß sein Vater ein schlichter Landgeistlicher mit vierhundert Taler Gehalt wäre und noch sechs Prinzen außer ihm und zwei Prinzessinnen auferzogen habe. Die Gesellschaft war durch diese Erklärungen verstimmt, und die Fürstin fragte pikiert Valerius, ob es ihm so unangenehm sei, für einen Prinzen gehalten zu werden. Der abscheuliche Mensch antwortete sehr ernsthaft „ja." Auf William riet wunderlich genug niemand, und obwohl man die Vermutung bei Hippolyt und Valerius noch keineswegs aufgab, so ging doch nun alles auf den sogenannten Provenzalen Herrn Leopold über. Dieser kleine hübsche Mann ist sehr wenig auf dem Schlosse zu sehen, er streift in der Umgegend umher und soll lauter demokratische Liebschaften anknüpfen. Seine Freunde wußten nichts über sein Herkommen, und dem einfältigen Valerius fiel es erst jetzt ein, daß er schon früher einmal von Leopold selbst etwas Ähnliches gehört, es aber vergessen habe. — —

— — Wir saßen eben nachmittags im Garten, als der Kleine von seinen Streifereien ankam. Er hat wirklich so etwas Apartes an sich, und ist so fein und niedlich, als

sei er in Purpurwindeln gewickelt gewesen. Man fragte ihn; er tat verlegen, leugnete nicht direkt, gab nicht eben zu — kurz bestätigte alle in dem vorgefaßten Glauben, und hat nun den immerwährenden Spott von Hippolyt, den Scherz von Valer zu erdulden. Jener nennt ihn nicht mehr anders als „Kleine Exzellenz!“ Was mich anbetrifft, ich glaube, der Prinz steckt anderswo. O Mutter, rat' mir, hilf; Hippolyt überströmt mich mit feuriger Liebe; zuweilen komme ich mir wie die glückliche Omphale vor, zu deren Füßen Herkules ruht, und zuweilen wieder wie die unglückliche Proserpina, welche der Gott der Unterwelt bedroht und vom Lichte der Sonne hinwegreißen will.

O wie schmerzhaft ist mir diese Unsicherheit, diese Verwirrung, welche die Männer anrichten! Unsere fröhliche, muntere Kamilla ist — der Himmel weiß wodurch — vollständig umgewandelt. Sie ist still wie das Grab, und ist wenig unter uns.

Eben erhalte ich einen Brief vom Vater aus Paris — ich werde Dir ihn beilegen — Adieu, tausendmal Adieu, meine liebe zärtliche Mutter.

---

23. Valerius an Konstantin.

Also wirklich krank bist Du, gemütskrank? Krank an Deinem neuen Frankreich — ich glaube, Du hast recht mit Deiner Krankheit; sie wollen Euer heißes Juliblut konfiszieren. Schreib' mir nur nicht so karg darüber — mehr, mehr, auch wenn es Wermut ist.

Heut abend ist plötzlich mein Gegner hier angekommen; er kennt den Grafen und hat ihn unterrichtet. Eben war dieser bei mir, sehr ernsthaft und feierlich gestimmt; von seiner sonstigen Wärme gegen mich keine Spur. Was muß der Mensch für Dinge ihm gesagt haben! Ich ging mein Leben durch und fand durchaus keinen Anhaltspunkt. Des=

halb versicherte ich dem Grafen, es müßte notwendig ein Irrtum sein. Mit wunderlicher Bestimmtheit versicherte mir dieser, es sei keiner, und der Fremde habe den triftigsten Grund mich zu fordern. Natürlich erklärte ich, daß vom Duell keine Rede sein könne, bevor ich von der Ursache unterrichtet und mit dem Narren, der Person, welche mich durchaus totschießen wolle, bekanntgemacht sei. — Auf des Grafen Bitte, nicht danach zu fragen, auf seine heilige Versicherung, daß alles in vollgültiger Richtigkeit sei, habe ich mich zu der wunderlichen Farce entschließen müssen, ein Duell mit jemand einzugehen, den ich nicht kenne, dessen Vorwürfe und Zornesgründe mir unbekannt sind. Morgen früh werden sich zwei Leute im Park schießen. Der eine tritt wie eine Sache, wie ein Pfahl ans Ziel hin, der andere aber wird, Gott weiß, wessen Ehre durch einen Schuß auf diesen Pfahl reinigen. O Welt, mit wieviel Fratzenbildern bist du eingezäunt!

Begegnet mir etwas Menschliches, so bedaure die Enkel, daß ihnen ein Kämpfer für ihre Freiheit gefallen ist, beneide die jetzt Herrschenden, daß sie einen unversöhnlichen Feind ihrer Herrschaft weniger haben. Ich habe nur ein großes Interesse auf dieser Welt, das ist die Freiheit, nur weil ich noch für sie sterben kann, würd' ich ungern im Fratzenkampfe untergehen. — —

Eben höre ich mit tiefem Schmerz, daß Kamilla bei Ankunft des Fremden außer sich geraten ist, sich eingeschlossen, gepackt und soeben den Reisewagen bestellt hat. Der Wagen rollt vor das Schloß — lautes Geräusch auf der Flur, der Treppe. — —

Ich ging an die Tür und hörte eine fremde Stimme neben Kamillas; ich durfte nicht hin; es war offenbar der Fremde, und dem Grafen hatte ich versprechen müssen, ihm auszuweichen. — Alberta sprach weinend dazwischen; sie waren im Hausflur, ich eilte an mein Fenster, Lichter und Laternen erhellten den Raum vor dem Schlosse, Kamilla

ging eilig auf den Wagen zu, wehrte mit der Hand alle zurück, sprang in den Wagen und flog davon.

Das Schloß ist einsam für mich, ich bin dem Mädchen sehr gut gewesen. Die Lösung der Rätsel muß ich erwarten.

---

24. Hippolyt an Konstantin.

Der Teufel ist los, und es gilt den ernsthaften Versuch, ob wir ihn nicht besiegen können. Ein Weib, das ich nicht gewinnen kann, ein Freund, dessen Herzblut unnützerweise strömt. Valerius schoß sich heut morgen mit einem Fremden, der verlarvt auf der Mensur erschien, und dem Graf Topf sehr ernsthaft sekundierte. Sie schossen sich auf Barriere. Valer war vollkommen passiv dabei, blieb unverrückt auf seinem Platze stehen und machte keine Miene anzugreifen. Desto eiliger avancierte der Gegner. Als Valer die blutigste Absicht nicht mehr verkennen mochte, regte sich ihm die Galle auch, er trat einen Schritt vor und drückte ab, im nämlichen Augenblick tat's der Gegner auch — Blitz und Knall von beiden Seiten, beide stürzen zusammen. Kaum fing ich meinen armen Freund noch in den Armen auf. Das Blut stürzte aus der oberen rechten Brust. Eh' ich ihn noch ins Haus bringen konnte, hatte sich der Gegner aufgerafft, er war nur von einem Streifschuß am Schlaf betäubt gewesen und kam ohne Maske zu uns heran. Valer, der nicht einen Augenblick die Besinnung verlor, schien ihn sogleich zu erkennen und machte — sprechen konnte er nicht — eine unwillige Bewegung mit der Hand zum Zeichen, daß er ihm aus den Augen gehen möge. Der Narr konnte aber sein Komödienspiel nicht lassen und fing an zu deklamieren, er sei Klaras Bruder, und Valer habe seine Schwester unglücklich gemacht, ein Brief, den er bei seiner Schwester gefunden, habe es ihm verraten. — — Es wurde mir zuviel, und ich drängte ihn mit Schulter und Arm von meinem Freunde

weg, ihm bedeutend, daß Epiloge vor einem Schwerverwundeten überflüssig seien, und daß ich ihm mit meiner Sekundantenkugel den Weg zeigen würde, wenn er sich nicht schleunig davon mache. Dem Grafen sagte ich einige harte Worte wegen dieses unziemlichen Betragens, er zog den Mann mit dem gelben Italienergesicht fort. Ich trug Valer auf sein Zimmer; es war sehr früh am Tage. Niemand störte mich. Der Graf hatte schon den Abend vorher nach einem Arzte geschickt, der ward herbeigeholt und untersuchte die Wunde. Die Kugel war dicht unter der Schulter hineingegangen und saß noch drin. Der maliziöse Schuft hatte wenig Pulver genommen. Valer hatte noch kein Wort gesprochen; wir legten ihn so, daß er es bequemer hatte, und er forderte plötzlich den zögernden Arzt auf, rasch ans Werk zu gehen, die Kugel herauszuziehen und ihm rund und bar zu sagen, ob es das Leben koste, und wie lang es dauern könne. Der Arzt schien ein Tölpel zu sein, machte dem armen Valer unsägliche Schmerzen, eh' er die Kugel fassen und herausbringen konnte, und zuckte dann, nochmals befragt, unsicher die Achseln. Ich stieß den Narren weg, nahm die Untersuchungswerkzeuge, und forschte sorgfältig, wie weit die Kugel gedrungen. Ich habe ja doch nicht umsonst mit Cuvier am menschlichen Körper die Lebensströmungen aufgesucht. Mein Bescheid war etwas tröstlicher. „Es ist Gefahr da, Valer, sie kann aber abgewendet werden, wenn du mehrere Tage ohne äußerliche und innere Bewegung still ruhest.“ — „Ich danke Dir, — sagte er — berichte dem Manne noch, daß er seine fanatische Wut aufgeben und versichert sein möge, er sei im Irrtum über mich und seine Schwester.“ — „Ich will lieber dem Hanswurst den Hals brechen.“ — Valer machte lächelnd eine mißbilligende Bewegung; ich ging zum Grafen. Das ganze Haus war aufgeweckt und voll Besorgnis; die arme Alberta, das gutmütige Kind, hatte verweinte Augen, auch Gräfin Julia war da, und das schlimme

Weib hat mich noch nie so angelegentlich um etwas gebeten als hier um Nachricht über Valer; selbst die Fürstin hatte sich eingefunden und stellte sich besorgt um unsern Freund. Der Graf begegnete mir und war auf dem Wege zu uns; der gute alte Mann hatte geweint, und war in Todesangst um seinen Liebling, dem er bereits im Herzen alles Mißtrauen abgebeten, das etwa die Anklage des Fremden erregt haben mochte. Ich teilte ihm Valers Auftrag mit; der Fremde war schon fort, er ist Kamillas Verlobter, und ist seiner entflohenen Braut nachgeeilt. Gott weiß, was der flüchtigen Kamilla durch den Sinn gegangen ist. Es hat mich gerührt, wie alle Domestiken schluchzend herankamen, um zu fragen, ob der gute Herr Valerius auch am Leben bleiben werde. Es ist mir immer bewundernswert an Valers eigentlich so vornehmem Wesen geblieben, wie demokratisch er die unter ihm Stehenden zu behandeln und dadurch zu fesseln weiß. Es ist nicht die niedrige Volksschmeichelei, die ich ebenso hasse wie das Speichellecken eines Hofrats, es ist das vertrauliche Zugeständnis, der andere habe dieselben Ansprüche wie er, und nur die Mittel, selbige geltend zu machen, seien verschieden, was dem Valerius soviel Herzen unter der Volksmasse gewinnt. Es wäre entsetzlich, wenn der Tod seine Krallen in das schöne Herz schlüge. Ich habe Valer sehr lieb. Selbst ein allzu sanguinischer Mensch brauche ich wechselnde Wogen und Stürme, aber mein Auge ruht aus auf meines Freundes Spiegelfläche des inneren Meeres. Ich bin gewiß, daß es ihm unsäglich viel kosten mag, so ruhig und geordnet zu sein, die Gedanken, die oft so wild und toll sind gleich den blutdürstigen Tieren der Wüste, also gezähmt zu haben, daß sie wie stolze zivilisierte Löwen und Panther vor seinem Wagen einhergehen, ich bin überzeugt, daß es seine besten Kräfte verzehrt, die umfassendste Revolution im Busen zu tragen und doch der Humanität keinen Augenblick zu vergessen. — Seine Gefahr hat das Unglaub-

liche vermocht: sie hat eine Pause in meiner Leidenschaft zu Julia hervorgebracht, ich darf und will jetzt nicht an das Weib denken, nach dem mein ganzes Wesen sich breitet, wie der Sturmwind über die Fläche, die er bedecken, durchdringen, mit sich fortreißen möchte. Es ist nicht die gewöhnliche Koketterie in mir, daß mich ihr Widerstand doppelt reize; ich habe immer despotisch geliebt und nie danach gefragt, wie der Gegenstand meiner jedesmaligen Neigung mein Ich in sich aufnahm, wenn ich mich ihm näherte, ich weiß, daß Valerius recht hat, wenn er mich den fürchterlichsten Egoisten der Liebe und darum unmoralisch nennt — aber ich weiß auch, daß ich diese schöne Julia mit den schwimmenden Herzensaugen, mit der ganzen im Morgentau der Jugend lüstern hin und her schwankenden Gestalt verfolgen werde durch alle Zonen, bis dies weiche Wesen meinen straffen Gliedern sich anschmiegt in Begegnung und Wollust. Ich werde — — nicht doch, ich werde nichts tun, bis Valers Gefahr abgewendet oder — oder beendet ist. Es würde mich ein Totenfieber schütteln, wenn mir der liebe Mann von meinem Feinde, dem Tode, entrissen würde. Ihr seid alle Trabanten, er ist ein Planet mit eigenem Lichte; ich bin sein Komet. Sein Anblick, ein Wort aus seinem Munde, eine Zeile von seiner Hand sind mein Polarstern auf meiner großen Seereise, ich würde mich den Wogen überlassen, ginge mir dieser Stern unter. — —

— Er liegt still wie ein griechischer Philosoph mit seinen Schmerzen da. William liest ihm des Äschylus Prometheus vor; sein Zustand ist sehr bedenklich; wenn ich der Furcht in meinem Herzen den Zugang gestatten wollte, lieber Konstantin, so würd' ich fürchten, das schöne Herz Valers werde heut nacht still stehen. — — Leopold weint an seinem Bett still in sich hinein, Valers Hand ruht auf des Kleinen Lockenkopf, er sieht nichts von den Tränen. Ich war eben unten im Gesellschaftssaale — es war alles versammelt;

außer der Fürstin sprach man nur leise, es war wie in der Kirche. Zum ersten Male seit Julias Ankunft, wo ich sie nicht mehr küssen konnte, kam heute Alberta zu mir, als ich eintrat; das arme Kind sah recht blaß aus; ich konnte ihr nicht helfen, ich konnte ihr auch nichts Tröstliches von Valer sagen. Auch Julia forschte ängstlich, und in der Hast des Fragens ergriff sie zum ersten Male meine Hand! Aber Valer rann durch alle meine Adern, ich fühlte nichts im ersten Augenblicke — der Augenblick war kurz, das Blut ward wieder mein; da floh die Hand feig aus dem Kampfe. Die Fürstin tut verständig teilnehmend, das ist mir sehr widerwärtig. Graf Fips, der wie ein Stück Holz dabei steht, ist mir angenehmer. Alberta hatte die Kühnheit, ihren Vater um die Erlaubnis zu bitten, mit ihm den Kranken besuchen zu dürfen. Er hat es ihr zum Abende zugesagt. Ich habe es nicht verweigert, weil ich nicht glaube, daß es den Valerius aufregen werde; seine Klara würd' ich nicht zu ihm lassen. „Des Abends sieht ein Sterbender besser aus als beim Sonnenschein — das helle Leben des Tages kontrastiert zu grauenhaft mit dem heranziehenden Tode; es ist natürlicher des Nachts zu sterben." —

Diese Worte des Grafen fielen wie Grabgeläut in unsere Herzen — wir waren erstarrt. Ich hasse das Glockengeläut, ich hasse die Raben, ich hasse den Tod. Es wär' eine Dummheit der Natur, wenn sie den Valerius sterben ließe.

---

25. Konstantin an Valerius.

Ich weiß es, Freund, Du wirst außer Dir sein über meinen Brief, Du wirst mich dumm, albern, verrückt nennen. Vergib mir meine Albernheit, ich will wenigstens wahr sein und Dir alles geben, was sich mir durch den Kopf bewegt. Ich fühl' es, daß ich auf einer Grenzlinie angekommen bin und plötzlich ein anderer Mensch werde; ich fühl' es, daß

Dir dieser neue Mensch weniger behagen wird als der alte mit seinen Fehlern. Aber gestatte mir, daß ich Euch allmählich alles, was sich in mir bewegt, darlege. Daß ich vielleicht mehrere Monate nur rhapsodisch zu schreiben imstande bin, kann Euch nicht wundern, wo soll ich die Ordnung hernehmen, da ich eben in eine Krisis trete, die nach Ordnung lechzt. Die Welt mit ihrer Unordnung ist mir plötzlich auf die Brust gefallen, ich will sie allmählich herunterwerfen, Gott weiß, was mir dann übrig bleibt. Ob ich reicher oder ärmer werde! Wenn auch ärmer, ich will aufräumen. Ich glaube Dir schon einmal etwas Ähnliches geschrieben zu haben, es ist nicht dasselbe gewesen, was ich jetzt denke, vielleicht ist das jetzige gerade der Antipode von dem früheren, vielleicht war jenes Abenddämmerung, vielleicht ist dies Reaktion und jenes war Revolution. Beide müssen Schutt wegschaffen, aber wahr bin ich immer, bei meiner armen Seele.

Über der Menschheit vergißt man jetzt gewöhnlich die Menschen, und in dieser Zeit der Brände, Kanonen und glühenden Reden ist es doch erbärmlich kalt. Die Idee ist eine ganz schöne Sache, für fast alle zu groß, und sie bleibt immer nur Idee. Vermählt sie sich nicht mit dem Individuum, mit der Gestalt, so ist sie so gut wie nicht dagewesen. Ach und das traurige erbärmliche Pathos. Da bestrafen nun die Franzosen den Meineid ihres Königs — gut, obgleich schlimm, sie betragen sich eine Weile vernünftig — sehr gut. Nun kommen die allgemeinen Redensarten liberté, gloire usw. heran. Wer für diese hundsföttische gloire Leben und Glück von Generationen opfert, jeder noch so ruhmgekrönte Eroberer ist als solcher (unbeschadet seiner übrigen Größe) gebrandmarkt und ehrlos. Ich will nicht hitzig werden, darum hör' ich auf, ich will nicht gemein und wütend werden, darum schweig' ich von der Journalistik. Gott, wenn sie doch erst so schlecht wäre, daß keiner mehr von ihr wissen wollte; aber nein, dazu müßte sie sehr gut werden.

Ja, in den ersten Tagen des August war ich noch außer mir, als die Lafittesche Partei für den Herzog von Orleans warb, ich habe mit den Volksmassen das Stadthaus umlagert und mich heiser nach der Republik geschrien, ich habe neben Dubourg gestanden, als er dem neuen Könige drohte, es werde ihm ebenso gehen wie dem schlechten zehnten Karl, wenn er seinen Eid breche, ich habe die geballte Faust in dem Augenblicke gegen Ludwig Philipp erhoben, ich habe mit Dir durch die Straßen geschrien: „Man hat unsere Revolution konfisziert,“ ich habe mich und die Welt ermorden, in die Luft sprengen wollen, hätt' ich nur Pulver genug gehabt. —

Darauf verfiel ich in ein hitziges Fieber, und nach mehreren Wochen fand ich meine Besinnung und mich im Hôtel Dieu wieder. Als ich wieder auf den Beinen war, fand ich Paris in Ordnung. Ich dachte viel über die Ordnung nach und bin lange Zeit sehr kleinlaut gewesen.

Es ist wirklich ein großes Ding um die Ordnung, mein Freund. Als kleiner Bube hatte ich einen Holzkasten, wo kleine Quadrate und Dreiecke geschickt ineinander gepaßt waren; mein größerer Bruder verstand das Zusammensetzen, aber er ging immer sehr vorsichtig zu Werke, wenn er die Teile auseinander nahm, ich wollte es ihm nachmachen und stürzte den Kasten um, aber ich kam nicht zustande und mußte ihn zu Hilfe rufen; allein da alles durcheinander geworfen war, kostete es ihn viel Zeit und Mühe, und er schalt mich sehr aus. Mit dem Umstürzen des Holzkastens ist man sehr eilig.

Ich befinde mich übrigens im ganzen hier recht wohl — in einem fremden Orte erträgt man seinen Jammer leichter als in dem, der die historische Entwicklung dieses Jammers mit angesehen hat. Man kann in einem neuen Rocke nicht so traurig sein wie in einem alten. Ich habe meinen alten, blutigen Kittel ausgezogen und fühle mich viel leichter und freier. Die Welt spricht von ihrer Universalrevolution, und daß die Lutherische Revolution ihren Wendepunkt erreicht habe,

und ich habe indes meine Spezialumwälzung vollendet; ich glaube, Ihr werdet nicht ermangeln, aus diesem äußeren Wechsel vielerlei zu schließen. Hört, seit Monaten bin ich in die Nähe keines Weibes mehr gekommen, die Haare werden nicht mehr à la Caracalla gestrichen, seit langer Zeit bin ich nicht mehr trunken gewesen. Jetzt habe ich sogar das Wassertrinken gelernt, seit kurzer Zeit rauche ich keinen Tabak mehr. Demnach ist die Titulatur Falstaff antiquiert und gänzlich unpassend geworden. Mit diesen alten Gewohnheiten ist auch das vollblütige Phlegma von mir gewichen, und mir ist viel leichter dabei. Es ist wirklich ein großer Unterschied, ob einem Bier und Wein oder Blut in den Adern fließt. Ich tummle mich jetzt mitunter in den wahnsinnigsten Reimereien und nicht bloß der Reimerei wegen; mein früheres Schimpfen auf die bloße Form kommt mir jetzt platt vor, auch die bloße Form ist ein Leben, und ihre Seelenfäden sind dem geübtesten Auge sichtbar. Man muß das Auge üben.

Ich höre jetzt viel Musik. Das Werdende, sich Bewegende ist das Musikalische in uns, weil man es in seinem Zusammenhange nicht überblicken kann; darum, Freund, sind Revolutionen etwas so sehr Gewagtes, dem man sich nur in äußerster Notwendigkeit hingeben darf; das Gewordene, Abgemachte, Plastische ist als ein außer uns Liegendes immer in der Vergangenheit. Man übersieht es und kann leichter der Sache Herr werden.

So bin ich auch mit meinen religiösen Ansichten jetzt unzufrieden. Man sieht es solchen Byron-rationalistischen Ansichten auf hundert Meilen an, in welcher Unbehaglichkeit sie empfangen worden sind. Ich habe mich nun lange genug mit solchem Zeuge gequält: aber was ist das Ende vom Liede? Man kann nun einmal alles Religiöse und dahin Gehörige nicht ins reine bringen, und was hätte man auch davon, wenn man es könnte? Eine Wissenschaft mehr und eine Welt von Gefühlen weniger. Ich habe den festen Ent-

schluß gefaßt, das Leben schön zu finden, und schon gibt es Stunden, wo ich es ganz erträglich finde.

— Manche Stunden gibt es indes noch, Freund, wo ich mir selbst mit meinen überaus vernünftigen Ansichten wie ein bei der Gewerbeschule angestellter Regierungsrat vorkomme. Ich habe an meinen Vater um Versöhnung und Vergebung geschrieben, und denke meine juristische Karriere wieder aufzunehmen. Meine Tollheiten in Paris kennt bei mir zulande niemand.

Was einem wohl das stete Ringen, Lesen, Denken, Rezensieren, Rezensiertwerden nützt? — Eben daß man ringt, denkt, liest usw. — daß man etwas zu tun hat, so wie das gemähte Gras wieder wächst, um wieder gemäht zu werden. Was verstehst Du unter einer zeitgemäßen Religion? Die Religion einer jeden Zeit ist die zeitgemäße. Du räsonierst über die Pfaffen, die sich so gemächlich in ihrem alten Dachsbau bewegen, und willst doch am Ende einen neuen detto anlegen. Sowie man über Religion spricht und schreibt, kommt gewiß etwas Verkehrtes heraus, was dem Sprechenden oder Schreibenden fremd ist; die Worte werden im Munde verdreht. Es ist, als sollte man dergleichen nicht besprechen wie die nächste Wollschur oder Weinlese. Lieber Katholik als in der Religion Rationalist.

Laß mir nur etwas Zeit, ich werd' mich schon finden; der alte und neue Mensch wirtschaften noch heftig in mir. Du achtest ja jede Individualität, achte auch vorderhand meine tastende. Und bildet sich am Ende auch eine Dir entgegengesetzte heraus, gewähr' mir nicht nur Gerechtigkeit, ich weiß, das wirst Du immer, sondern auch Teilnahme. Ich werde bald nach Deutschland kommen.

---

26. Kamilla an Alberta.

Um Gottes willen ist es wahr, ist es wirklich, was ich eben im Hause der Fürstin vernommen — Ludoviko hat den

Valerius erschossen? O ich beschwöre Dich, fertige den Boten sogleich wieder ab, damit ich heut noch Nachricht habe. Ich stehe zwischen lauter Gräbern und will doch wissen, in welches ich springen soll. O Gott, meine Gute, ich kann nicht schreiben, weil ich nicht sehen kann vor dem Tränenstrome. Nein, nein, Gott wird seinen Liebling doch nicht von einem heißblütigen Tölpel ermorden lassen, dessen einzig Verdienst das heiße Blut ist. Armes Mädchen, was magst Du leiden. Ach es ist Unsinn! Der Mann, der noch soviel in der Welt zu tun hat, kann nicht erschossen sein von einem nutzlosen Menschen. Ist dieser Narr doch gar verrückt genug, mich hier auszukundschaften und meine Hand zu verlangen, während er mir auf die nächste Frage eingestehen muß, daß er Valerius niedergeschossen, und nicht wisse, ob er noch lebe. Und jenes Herz sollte still stehen — o wozu klappern die tausend unnützen dann noch weiter?! O Liebe, schreibe mir sogleich! Ludoviko ist schon auf dem Wege nach Berlin, um mich einzuholen — der Übeltäter soll in den Wind fahren, ich bleibe vorderhand hier — und meine gute Alberta, nicht wahr, Du schreibst sogleich — ach Gott, ich weiß nicht was ich sage, was ich will — ja, ja, Gewißheit nur, nichts weiter. —

---

27. Hippolyt an Konstantin.

Warum hat die Natur den Menschen nicht größer und stärker geschaffen? Über Berge mag er stolpern können, aber es ist ein Jammer, daß er über jeden Maulwurfshaufen fällt. Solch ein Wicht kann doch eigentlich auch nicht schön sein! Man sollte keine Statuen mehr machen, keine menschlichen Figuren malen, keine Heldengedichte und Dramata schreiben. Die ganze Natur allein verdient so etwas, der einzelne Mensch aber nicht. Nicht das kleine Herz dieses Mädchens kann ich erobern — o, der Mensch ist ein Wicht und nichts weiter.

Valerius scheint die Hauptgefahr überstanden zu haben,

indessen ist er noch keineswegs gerettet. Ist so was in Arabien erhört worden? Wie barmherzige Samaritanerinnen sitzen die Weiber um sein Lager herum und sprechen und lesen ihm vor. Selbst die stolze Konstantie fehlt nicht. Der Graf hat dem armen Kranken einen weichen seidenen Patienten-anzug geschenkt, in diesem nun liegt Valer wie ein verwundeter Emir, dem die verrückten Kreuzfahrer hart zugesetzt, auf seiner Ottomane und läßt die Houris um sich tändeln. Ihm zunächst sitzt immer die sensitive Alberta, die meine Untreu in seine schönen Augen versenken zu wollen scheint. Meinet-halben, das weiche, weiße Kind kann mich nicht ansehen, und nur Valers Nähe scheint sie zu stärken. Die Fürstin über-trifft mich; so groß hab' ich die Geschicklichkeit noch nicht gesehen, kein Gedächtnis zu besitzen. Nach jenem kurzen Wortwechsel über Desdemona schien sie lange Zeit sehr be-wegt zu sein. Sie hat lauter stolze Laster, aber auch ihre ebenbürtigen Gegner: stolze Tugenden. Sie schien durch jene Nachricht von Desdemona sehr zu leiden, und von William, dessen Unterwürfigkeit ihrem gesellschaftlichen Sinne am bereit-willigsten entgegenkam, erfuhr ich, daß sie durch ihn die lebhaftesten Anstalten in Wien treffe, Desdemonas Wohl zu befördern. Der junge Pfaff sagte mir das triumphierend und mit scharfen Andeutungen mich anklagend. Ich wehrte ihm diesmal nicht: war ich ein guter Mensch, so ließ ich jene heiße liebedurstige Seele nicht verschmachten und allein ziehen. Aber ich bin nur ein Mensch. Konstantie läßt sich oft stundenlang von William christliche Moral auseinander-setzen und scheint sehr aufmerksam zuzuhören; sie stellt eine Art Examinatorium mit ihm an, und legt ihm schwierige Fälle vor. William ist natürlich entzückt, seinen Kram so anzubringen und wird lächerlich hochmütig; solche Geduld ist ihm lange Zeit von verständigen Leuten nicht geworden. Die Fürstin schloß meist die Gespräche damit, daß sie plötzlich kopfschüttelnd und lächelnd aufstand, vor sich hinsprach: „Ja,

ja, das sind schlimme Dinge.“ Nur das Lächeln sah William nie, und er fiel natürlich heut aus seines Himmels Wolken, als Konstantie die Sitzung mit den Worten aufhob: „Mein lieber Herr William, das ist lauter Büchermoral, die bestaubt aussieht in dem Sonnenschein, welcher in unseren modernen Zimmern lagert. Unsere Menschen sind nicht mehr die Vordersätze zu Ihren Schlüssen, die Dinge können also unmöglich zueinander passen. Es gibt eine Moral, die in die Poren des leichtsinnigen Burschen dringt; aber die holt man nicht aus dem Grunde eines alten abgestandenen Gewässers, man greift in die Fluten, in welchen jener leichtsinnige Bursch eben treibt; nicht in Syrien heilen kluge Leute den Pariser, sondern in Paris. Ihr Zeug ist langweilig wie alles Unzeitige.“ — Beim Zeus, es ist ein verständig Weib, und der Blick, der mich in diesem Augenblicke aus ihren blitzenden Augen traf, erinnerte mich an jene Nächte neben der Bibliothek, an jene Herrscherblicke, mit denen sie mich regierte. Sie sah, was in mir vorging, und wie ein schneller Windstoß flog jene nächtliche Liebe über unsere Augen und Lippen. Wir hätten uns umarmt, wären wir allein gewesen. William stand so zerschmettert da, daß ich ihn das erstemal in meinem Leben bedauert habe. Die Fürstin hatte am Fenster gesessen, er vor ihr gestanden, Julia saß auf dem Sofa und hatte ein großes Gemälde vor sich, nach welchem sie einen Teppich stickte. Ich saß ihr gegenüber am Tisch und erzählte ihr von Spanien, von der Einsamkeit der öden Straßen, von dem romantischen Zauber dieses Alleinseins und dergleichen; sie war freundlicher als gewöhnlich und ließ zuweilen die Nadel ruhen, indem sie forschend auf mich hinsah. Dies träumerische Zuhören gab ihr einen so rührend unschuldigen, harmlosen Ausdruck, daß ich gar zu gern zu ihr gesprungen wäre. Ich wünschte Konstantien und William zum Henker. Bald darauf schloß sich das Gespräch, wie ich Dir erzählte. Die Fürstin ging und gleich darauf auch

William. Julia ward unruhig und machte Miene, ihre Arbeit zusammenzulegen und aufzubrechen; sie scheint wie etwas Unheimliches das Alleinsein mit mir zu fliehen. Ich sprang zu ihr, drückte ihre Hand an meine Lippen und bat, wirklich schmerzlich erregt, so sanft als ich konnte, sie möge nicht so hart gegen mich sein, sie möge mich nicht fliehen. Einen Augenblick stand sie unschlüssig mit gesenktem Köpfchen, ließ mir aber ihre Hand, dann sah sie auf, das Wasser stand ihr in den Augen, der alte Hippolyt erwachte, ich wollte sie in meine Arme schließen; sie drückte mir aber die warme kleine Hand ins Gesicht, schüttelte weinend ihre Locken und ging nach der Tür. Wo hätte ich sonst das Abweisen eines Sturmes so ohne neuen Versuch hingehen lassen! Ich blieb starr und traurig stehen. Und dies schien sie zu ermutigen. Sie hatte schon die Tür in der Hand, als sie mit ihrer rührenden Stimme sagte: „Wollen wir einen Gang durch den Garten machen?"

Ich führte sie in eine dunkle Kastanienallee, die aus dem Garten in ein nahes Wäldchen führt. Sanft und mild war sie und sprach mehr als gewöhnlich. Ich faßte ihren Arm, um sie zu führen; sie bebte zusammen, als meine Hand sie berührte. Mein ungeduldiges Herz duldete den Zwang nicht länger, es drängte mich stürmisch, das blühende Mädchen zu umarmen. Ihre klare, durchsichtige Haut war durch die Bewegung auf den Wangen gerötet; es war ein warmer Tag, und sie trug ein leichtes weißes Kleid, ein dünnes rotes Flortüchlein um den Hals, mit dem die Lüfte spielten, und das nicht imstande war, das schöne weiße Fleisch der runden Schultern und des jungen Busens zu verhüllen. Unter einem großen Platanusbaume, der einsam unter den Kastanien stand und seine breiten Äste wie ein gefälliger Liebeshehler ausbreitete, hielt ich plötzlich im Gehen inne, schlang meinen Arm um das heiße strahlende Mädchen — sie wendete sich nicht zu mir und ich konnte nur ihre Seite an meinen glühen-

den Körper drängen. „Nicht so, Hippolyt,“ bat sie innig. Mein gerührtes Herz zerbrach die Sehnen meines Körpers, ich knickte zusammen und mein Kopf sank auf ihre Schulter. Ich fühlte ihre Hand in meinen Haaren und den Hauch eines Kusses auf meiner Stirn. „Leb' wohl, mein Freund,“ sprach sie und flog davon. An die Platane gelehnt, sah ich ihr schmerzlich nach. Das mag wohl etwas von Eurer sentimentalen Liebe sein, was mir mit diesem Mädchen gekommen ist; ich wüßte nicht, daß es mir je so ergangen wäre; meine Augen standen in Tränen.

Wie lange ich an dem Baume gestanden, weiß ich nicht. — Prinz Leopold kam aus dem Wäldchen hergeschlendert und weckte mich durch seinen Gesang. Es war eines jener leichtsinnigen deutschen Liebesliedchen, deren die Deutschen so wenig, die Franzosen soviel, die Spanier gar keine haben, in denen Liebe und Liebchen gutmütig verspottet werden. Sie sind die Kritik eines leichten Herzens. Er erzählte mir lachend, daß ihm der Pfarrer und der Förster soeben die Tür gewiesen. Sie waren dahinter gekommen, daß er ein Liebesverhältnis mit den Töchtern von beiden zu gleicher Zeit unterhielte. Der Pfarrer hatte dem Förster und dieser dem Pfarrer vom zukünftigen Schwiegersohne erzählt, und am Ende hatte sich's ergeben, daß sie beide denselben meinten. Darauf hatte ihn der Förster unsanft unter mehrfachen Grobheiten und Flüchen, der Pfarrer mit himmlischem Schwefel drohend unter salbungsvoller Rede jeder aus seinem Hause gewiesen. Er war nämlich zuerst bei letzterem gewesen und hatte sich für solch' Finale rasch bei der Tochter des ersteren stärken wollen, war aber aus dem Regen in die Traufe gekommen. Dem groben Förster hatte er mit seiner Prinzlichkeit gedroht; das hatte aber den nur noch mehr ergrimmt. Hinter dem Hause indes hatte ihm das gutmütige Försterröschen zum Abend um neun noch ein Rendezvous im Walde versprochen, und als er auf dem Rückwege bei der Kirche

vorbeigekommen, hatte ihm Juditha, des Pfarrers Töchterlein, einen Abschied abends um elf unter dem Sturmdach der Sakristei zugesagt. Ich mußte über unsern kleinen Detailhändler in der Liebe herzlich lachen. Wenn übrigens der kleine Aff' nicht wirklich der Sohn eines Prinzen ist, so glaubt er doch gewiß bald selbst daran — aus lauter Poesie. Es ist alles an ihm so Duft, Lüge, Traum, daß er am wenigsten darüber Auskunft geben kann, was von seinen Verhältnissen richtig und wahr ist. Ich glaube ihm nicht einen Vorgang, den er mir erzählt; deshalb klag' ich seinen lügenhaften Willen nicht an, er weiß es nicht besser. Jeden Vorfall sieht er mit tausend dichterischen Augen an, er kann nicht dafür, daß er unendlich viel Dinge zuviel sieht. Er hat nicht eine Ader vom Historiker und ein paar Eimer Blutes zuviel vom Poeten.

Es ist lächerlich, was sich die Leute für Mühe geben hinter das prinzliche Inkognito zu kommen, selbst der Graf verleugnet seinen antizipierenden historischen Charakter und interessiert sich sehr dafür. William ist offenbar in der peinlichsten Verlegenheit, ob er seine frühere fanatisch-sittenrichterliche Rolle dem Kleinen gegenüber mildern oder aufgeben soll, es freut mich aber an ihm, er scheint doch soviel Stolz zu besitzen, daß er sich nicht ganz dazu entschließen kann. Er knurrt und grollt wie ein Kettenhund, der aufgehört hat zu bellen. Fips ist sehr respektvoll gegen den Kleinen, und Konstantie betrachtet ihn so oft lächelnd, so ahnungsreich, sarkastisch und doch komisch gutmütig lächelnd, als sähe sie tief durch ein Gewebe — sie ist ein kluges Weib; Gott weiß, was sie hat, ich bin zu wenig neugierig, um mich darum zu kümmern. Wäre die Sache aber wichtiger, als sie's ist, so könnte sich das Tragische ereignen, daß die in Frage stehende Person über das eigene Ich keine zuverlässige Auskunft geben könnte; denn ich bin fest überzeugt, Dichtung und Wahrheit ist in Leopold über seinen Prinzen

bereits so ineinander geflossen, daß er am wenigsten entscheiden könnte, ob er ein Prinz sei oder nicht.

Die Fürstin hat irgend etwas vor, will irgend eine Komödie aufführen; sie lacht den William aus und protegiert ihn offenbar, und hat ihn ernsthaft auf ihr Schloß eingeladen; sie lächelt spitzbübisch über Leopold und will ihn ebenfalls mitnehmen; sie achtet und scheut Valerius, und möchte ihn offenbar auch von der Partie haben. Ich glaube, sie fürchtet am meisten darum für sein Leben. Es ist ein schwer zu ergründendes Weib. An William will sie sich wahrscheinlich einen gläubigen, verehrungslustigen Lamartine erziehen, der sie in Oden und Liedern preist; daß er ein bedeutendes poetisches Talent ist, hat ihr richtiger Takt längst herausgefunden. Und allerdings ist er der einzige, der sich etwa noch zum Hofsänger qualifizierte. Sie behandelt ihn wegwerfend, und doch umstrickt sie ihn mit Aufmerksamkeit, während sie Leopold wie ein Kind behandelt, das man verhätschelt. Ob alles dies, vor allem aber ihre innige Teilnahme, die sie dem Valer an den Tag legt, Oppositionsgeist gegen mich ist, ich weiß es nicht; die Frau weiß die Anfangsfäden so schlau zu verbergen, ist bizarr und affektiert Bizarrerien, so daß man schwer zur richtigen Anschauung kommt.

Du merkst es wohl, daß ich aus Verzweiflung schwatze — umsonst hab' ich Julia gesucht, sie entzieht sich mir geflissentlich. Ich werde Schicksalstragödien lesen, denn ich glaube fast, das Schicksal der Liebe und des Weibes will sich rächen an mir durch dieses schöne Mädchen. Sie ist die erste, der ich meine Liebe nachtrage wie ein Bettler dem hartherzigen Wanderer seine Bitte — und sie ist's gerade, die mich verschmäht. Ist mein Leben verdorrt, mein Blut vertrocknet, mein Geist versumpft? Wo liegt jenes Etwas, jener unerklärliche Hauch der Sympathie, der das verbindende Mittel ist zwischen den verschiedenartigsten Wesen, der sie zusammenzieht? Wo ist jene Elfenbrücke, wo sich des Mannes

und Weibes Gedanken im Mondschein finden und miteinander buhlen, eh' Mann und Weib die klare Vorstellung davon haben, und die dann zurückhüpfen in die Tiefen der Herzen, ihre nächtlichen Geschichten erzählen und die Liebe stiften wie ein Gedicht? O ihr Elfenpoeten Julias und Hippolyts, wo seid ihr!

Sieh, es ist so weit mit mir gekommen, daß ich klarer, sonnenheller Mensch dem Mondscheingeheimnis der sentimentalen Liebe nachspüre, daß ich ein blasser Romantiker werde; wo ich früher nichts als das offene Walten der besten Kräfte sah, die sich nach Naturgesetzen anziehen, da such' ich jetzt mysteriöse Sympathie. Es ist weit mit mir gekommen. Ich bin wie ein überschwenglicher Mediziner; wenn seine Therapie nicht mehr ausreicht, da flüchtet er zu den sympathetischen Beschwörungsformeln. Weißt Du keine für meine Julia? O daß wir keinen Teufel mehr haben, dem ich mich verschreiben könnte für das liebreizende Mädchen! — —

Und doch muß ich über die lächerliche Szene, die sich neben mir begibt, lachen. Valerius hat den Provenzalen an den Schreibtisch zitiert, um ihm einen Brief an Dich zu diktieren; Leopold zappelt wie ein Böcklein, und möchte gar zu gern fort, aber Valers Auge und Wort fesselt ihn, er ist wie eine am Magnet hin und her rückende Stecknadel, die gern entweichen möchte, er sieht pudelnärrisch aus.

---

28. Valerius an Konstantin.

Meine Kräfte sind in diesem Augenblick zu geschwächt, als daß ich Deinen Brief sorgfältig einzeln und umfassend beantworten könnte. Es ist ein trüber Nebeltag, den Du mir geschickt, Freund. Jeder gewissenhafte Mensch zweifelt zuweilen an den Wahrheiten, die sein Leben leiten und zusammenhalten. Du bist in einer bedenklichen Krisis, und ich fürchte, die Jugend Deines Geistes und Herzens geht darin zugrunde; ich fürchte, Du wirst in kurzem ein alter Mann

sein, die Jugend irrt allerdings mehr als das Alter, aber sie ist Poesie und Leben; ein grüner Irrtum ist schöner als ein vertrocknetes richtiges Wort. Jeder große Mann bringt Tausenden Tod, um Millionen Leben zu bereiten; der Haufen Toter, den der Kampf einer neuen Zeit um Euch aufhäuft, verengt Euch die Aussicht, Ihr seht nur den blutigen Tag, nicht das goldene Jahrhundert. Wenn uns die Jugend verläßt, so meinen wir, die Zeit müsse ebenfalls vollendet sein; wir verlangen, daß die Zeit in ebenso kurzen Schritten gehe als ein Mensch, ebenso schnell mit ihrem Leben zu Ende sei als wir. Der ist der große Historiker, der nicht nach dem Schlage des eigenen Herzens urteilt, denn wie zeitig schlägt ein menschliches Herz matt, sondern nach dem Herzschlage der geschichtlichen Epoche. Das Jahrhundert kommt wie ein Wandersmann mit zerrissenen, abgetragenen, schmutzigen Kleidern an dem Orte an, wo es sich neu kleiden, reinigen, säubern, umgestalten soll — ein Kleidungsstück nach dem andern wird abgeworfen, der unkundige Mensch geht vorüber, er hat es lebhaft gewünscht, daß jener Wanderer sich neu gestalten soll; aber er sieht die halb entkleidete schmutzige Figur, er entsetzt sich davor, nennt seinen Wunsch Frevel, verhüllt sein Gesicht und läuft heulend von dannen.

Du hast plötzlich vergessen, daß wir inmitten einer kritischen, zerstörenden, umwandelnden Epoche sind, in drei Tagen hast Du die Metamorphose vollendet sehen wollen — da dieser Glaube Dich getäuscht, wie er Dich täuschen mußte, denn nicht in einer Nacht blüht die ganze Erde auf, läufst Du heulend und Dein Gesicht verhüllend von dannen. Dir spukt die Tages- und Wochengeschichte im Kopf, und die Weltgeschichte Deines Herzens hast Du vergessen, die in Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten schreitet, weil Dein Herz plötzlich zusammengeschrumpft ist.

Da das Handgemenge um die Freiheit begonnen hat, alle Triebe, Begriffe, Wissenschaften, Künste in dieses Hand-

gemenge verwickelt sind, schreist Du mit schwacher Stimme „Ordnung — Ordnung“, und weil es nichts hilft, wirfst Du Dich weinend an den Boden. Kämpfe — der Kampf ist zur Kriegszeit der nächste Weg zur Ordnung.

Ermannst Du Dich nicht, erreichst Du nicht die Höhe des historischen Überblicks, wo die kleinen Störungen verschwinden, Freund, so bist Du in kurzem von der neuen Zeit geschieden, so bist Du bald eine Mumie.

— Ade, Konstantin — Dein Valer.

Schreiber dieses, der Prinz Zerbino aus der Provence, schickt Dir ein ganzes Füllhorn Grüße und Entschuldigungen, daß er seine Hand hat leihen müssen zu so herben Dingen.

---

29. Hippolyt an Konstantin.

Jag Deine Augen Karriere durch diese Zeilen. Sobald Du am Ende bist, eil an die Tore nach Deutschland zu, gib Aufträge, beschreibe, unterrichte, versprich Belohnungen — tu alles, um der Gräfin Julia, wenigstens ihrer Wohnung, wenigstens der Nachricht habhaft zu werden, ob sie in Paris ist oder nicht. Dieser Brief kommt auf dem kürzesten Wege zu Dir, er reist gewiß schneller als eine Dame. Vor einer Stunde ist Julia abgereist; ich trat nach jenem törichten Geschwätz Leopolds, wobei wir vielfach stehen geblieben waren, gelacht, kurz die Zeit vertrödelt hatten, in den Schloßhof, und hoffte Julien verschämt aber liebevoll im Gesellschaftssaale zu finden — da fliegt Juliens Reisewagen über die jenseitige Brücke, die vier Pferde wiehern wie hohnlachend und ziehen die Beute im gestreckten Trabe von dannen — alle Muskeln schwellen mir, ich starre wie ein zürnendes Steinbild hin, tausend Leidenschaften drohen mich zu zersprengen — da wendet sich ein Kopf aus dem Wagen; ich erkenne Julien, sie winkt Abschied mit dem Taschentuche. Da wird der Stein lebendig, ich fliege in den Stall, zum

Satteln ist keine Zeit, werfe meinem Pferde den Zaum über, springe auf und jage ventre à terre der davoneilenden Beute nach — am nächsten Dorfe erreiche ich glücklich den Wagen, ich ruf' den Kutschern Halt zu, sie erhalten aus dem Wagen Gegenbefehl, Julia, die mich erblickt hat, erteilt den Gegenbefehl, mein Pferd droht unter mir zusammenzustürzen. Ich wollte in den Wagen springen, mit gerungenen Händen bat sie mich abzulassen, zurückzukehren. Ihr Gesicht schwamm in Tränen, sie schien immerwährend geweint zu haben — Hippolyte, toute mon âme Vous prie de me laisser partir, Vous m'assassinez en m'empêchant — das geschah alles noch im Trabe, ich schrie dem ersten Kutscher zu, ich erwürgte ihn, wenn er nicht Schritt führe — er tat's. „Julie, mon ange, pourquoi ça?“ Sie reichte mir die Hand aus dem Wagen, sie war glühend heiß und bebte. Ich drückte sie an meine Lippen. „Vous me tuez, si vous ne retournez pas!“ — Ach, das sagte sie mit einem Blick, der mit seiner Rührung den Himmel gespalten hätte. Ich hielt mein Pferd still und blieb zurück. Da warfen die Kutscher ihre Pferde in Galopp — meine Wut erwachte, ich wollte die Schufte ermorden und jagte nach. Julia erhob sich händeringend im Wagen, neben ihr stürzte mein Pferd zusammen, ich hörte Juliens Schrei und Haltrufen, aber mein Stolz hob mich unter dem Leibe meines Pferdes in die Höhe; ich winkte ihr, fortzufahren — sie fuhr. Ich weiß nicht, wie ich zurückgekommen bin. Tu, wie ich Dich gebeten, bald siehst Du mich selbst.

---

30. Julia an ihre Mutter.

Du hattest recht, Mutter, als Du mir rietst, meinen Aufenthalt in Grünschloß abzukürzen, Hippolyt würde mein Unglück sein. Er ist der schönste, gewaltigste Mann, den ich gesehen, wäre ich länger geblieben, so hätte er mich überwältigt, ob ich ihn deshalb je geliebt hätte, weiß ich nicht.

Gestern bin ich abgereist, weil es die höchste Zeit war, ich gehe zum Vater nach Paris und schreibe Dir dies Billett aus dem ersten Nachtlager. Morgen mehr, liebe Mutter, ich bin todmüde. Fast eine Stunde lang bin ich im Wagen ohnmächtig gewesen — Hippolyt kam wie ein zürnender Gott hinter dem Wagen her und wollte mich halten. Ach Mutter, was hab' ich gelitten dabei. Ich gab ihm meine Hand, unendliche Wollust jagte sein Kuß darauf durch meine Sinne, aber mir war's, als hielte mich ein wilder Geist. Mein Mädchen, die etwas von unseren Gesprächen verstanden hatte, gab den Kutschern ein Zeichen, der Wagen flog davon, Hippolyt schrie auf, daß es mir Mark und Bein erbeben machte, er jagte uns nach, das Pferd brach unter ihm zusammen und stürzte auf ihn — Mutter, ich war zertrümmert, schrie Halt, wollte aus dem Wagen — ach — meine Kräfte hatten mich verlassen, ich war bewußtlos zurückgefallen, das Mädchen hatte fortfahren lassen. Sie erzählte mir, Hippolyt habe unverletzt geschienen, habe selbst uns fortgewinkt, sei aufgestanden und habe uns lange mit untergeschlagenen Armen dastehend, nachgesehen.

Ach, es war sehr traurig, liebe Mutter, und ich werde wohl lange nicht froh werden.

---

31. Alberta an Kamilla.

Ach, daß Du nicht mehr bei mir bist, meine arme geliebte Kamilla! O wie wollt' ich Dich küssen! Du wunderst Dich, daß ich nicht traurig bin, weil Du von der Fürstin gehört hast, Julia sei fort, und Hippolyt sei ihr spornstreichs nachgereist. Nein, meine Liebe, ich bin gar nicht traurig, ich bin recht still, aber recht ruhig, ja sogar glücklich. Der ganze Schwarm ist fortgeflogen; Du weißt, daß Konstantie William und Leopold mitgenommen hat, Graf Fips ist ein stummer Mann, wir haben nur den lieben kranken Valerius hier, und der ist mehr wert als alle.

Man sagt mir, ich sei in Hippolyt verliebt gewesen, und er hätte mich sehr unglücklich gemacht; das erste mag wohl wahr sein, ich glaube, es ist auch das rechte Wort getroffen. Geliebt? Ach, nein, berauscht —, o bitte, erlaß mir das Zergliedern, Du weißt, ich kann das nicht, ich liebe das bewußtlose, ungeprüfte Hinträumen, ich frage nicht viel. Valerius nennt mich darum immer die romantische Dame, und hat mir versprochen, mit mir nach Paris zu reisen, und mich mit den dortigen Romantikern Viktor Hugo, Janin und wie sie heißen mögen, bekannt zu machen. Ja, ja, das hat er mir versprochen. Und sie würden mich sehr lieben, sagt er, der gute Mann. Gestern hat er mir Viktor Hugos Hernani vorgelesen — ach, wenn ich doch so lieben könnte wie Donna Sol, sterben könnt' ich gewiß so für meinen Hernani. Aber Hernani gleicht in vieler Wildheit zu sehr dem Hippolyt, es ist in beiden zu tolles spanisches Blut. Ich habe Valerius gebeten, mir einen sanfteren Hernani, einen deutschen zu schreiben. Er lachte, als ich's ihm sagte, daß die Deutschen am liebenswürdigsten wären. Der Vater hat uns versprochen, daß wir drei, er, Valerius und ich im Spätherbst nach Paris reisen würden. Papa ist viel weicher als sonst, aber nicht mehr recht lustig. Du fehlst ihm, meine liebe Kamilla, o komm und mach uns munter mit Deiner guten Laune. Wenn Du bald kommst, kannst Du auch mitreisen. Valerius hat heut' viel zu schön für Dich gebeten, und der Vater nickte still mit dem Kopfe und sah so unbeschreiblich gut dabei aus. Ach Gott ja, Du warst in der letzten Zeit gar nicht mehr vergnügt, das fällt mir erst ein. Gib doch Deinen garstigen Ludoviko auf. Dem Herrn Valerius darf man gar nicht davon sprechen, sonst wird er gleich betrübt.

Die Fürstin wollt' ihn gar zu gern mitnehmen; der Vater sagte uns, sie hätte sich einen Scherz ausgesonnen, die jungen Leute mit ihren neuen Ansichten in den großen Gesellschaften auftreten zu lassen, welche sich jetzt auf ihrem

Lustschlosse versammeln werden. Sie verspräche sich von diesem Turnier mit den alten Rittern sehr viel Spaß, aber William und Leopold hälfen ihr eigentlich nicht viel, jener, weil er zu fromm und legitim, dieser, weil er zu lustig, unsicher und nachgiebig sei. Beide würden ihr nur mit Poesie aushelfen können; nur wenn Valerius mitkäme, sei auf vorteilhaften Kampf zu rechnen. Da er es bestimmt ausschlug, so hat er wenigstens versprechen müssen, feindliche Briefe hinzuschreiben, welche die ganze Gesellschaft besprechen, und bekämpfend durch den Sekretär William beantworten würden. Es ist gar nicht hübsch von Konstantien, daß sie unserem kranken Freunde soviel zu schaffen machen will — er soll ruhen, und geht's nach mir, so schreibt er keine Zeile.

Aber das ein und alles meines Briefs ist: Komme — komme morgen, Herr Valerius bittet auch schön, und der Vater auch. Es ist jetzt ja hübsch still und heimlich auf Grünschloß, es wird Dir sehr behagen. Valerius darf noch nicht viel gehen, und da sitzen wir fast den ganzen Tag auf der Terrasse unter den Akazien und schwatzen und lesen und treiben allerlei. Herr Valerius trägt den Arm im Tuch und sieht noch blasser aus als sonst, aber viel sanfter, freundlicher, milder. Komm nur, komm, er will uns Geschichten erzählen, wenn Du da bist — hörst Du? Komm! Jetzt küss' ich Dich ein- zwei- dreimal und bin Deine zärtliche

Alberta.

---

32. Kamilla an Alberta.

Ich soll zu Euch kommen? Ach Du gutes, harmloses Kind weißt nicht, was Du bittest und doch, wenn ich wirklich ein starkes Mädchen bin, so siehst Du mich bald. Ach, ich weiß nicht, wohin ich soll, und Grünschloß ist so schön, so verführerisch schön. Hätt' ich nur einen so jungen, fügsamen Charakter wie Du, meine Liebe. Ich habe ein hartes garstiges Herz. Aber hier auf dem Schlosse der Fürstin halte ich's

nicht mehr aus vor Langerweile. William schmachtet für die Fürstin und bemerkt es nicht, wie ihn ihr Schwager schnöde, ja unwürdig, verächtlich und abgeschmackt behandelt — o wie würde Valers Zorn donnern, wenn er dies mit ansähe. Der Prinz gewordene Leopold spielt eine wunderliche Rolle hier. Man behandelt ihn mit aller Auszeichnung, die seinem neuen Stande zukommt, und doch weiß niemand, wie er eigentlich heißt, und doch hüpft ein so gefährlicher Spott auf den Lippen der Fürstin herum, wenn sie mit dem „verzauberten Prinzen“ spricht, daß ich wirklich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. So erregt mir das ernsthafte Liebesverhältnis, das sich zwischen Leopold und der Prinzessin Amelie gebildet hat, eine Art gespenstigen Grauens. Ich fürchte, Konstantie haßt die Prinzessin. Die klare, in Goethe poetische Frau ist der gerade Gegensatz alles Nebelhaften, unklar Romantischen. Unsere Freunde würden sagen: Sie ist griechisch, plastisch und Gott weiß was, die Prinzessin aber ossianisch, mittelalterlich, christlich. Es ist mehr, es ist ein wunderlich Wesen, diese Amelie. Wenn man noch keinen Begriff von einer Mondscheinprinzessin hat, so muß man sie ansehen, aber feineren, durchsichtigeren Teint habe ich nie erblickt, weicheres, schöneres Organ nie gehört — ich kann mich nur von dem Gedanken nicht losmachen, daß all solche toll romantische Personen schwachköpfig sind. Du weißt, daß das Haus, woher sie stammt, sehr vornehm, aber sehr arm ist. Bei all ihrer Schwärmerei hat Amelie doch gegen alle niedrigeren Stände einen Stolz, ja Hochmut, daß ich mich oft innerlich erbittert gefühlt habe, wenn ich es sah. Das ist alles so ganz anders bei der Fürstin. Nur der Schwager derselben paßt zu Amelie — es ist ein garstiger Mensch, hinter dessen Hofton eine grinsende Roheit zu lauern scheint. Er gibt sich den Anschein, als zeichne er mich aus. Ach mir ist so unheimlich unter all den Larven, und daß sie mich zum Teil an Grünschloß erinnern, ist mir doppelt schmerzhaft

— ich will nichts von Euch Lieben hören, wenn ich nicht bei Euch sein kann. Ach, Ihr mögt in Eurem Frieden recht glücklich sein, Ihr guten Leute. Nach Paris soll ich mit Euch reisen? Ich möchte wohl, aber — liebe Alberta, es ist nicht alles gut in der Welt. Wenn ich recht stark oder recht schwach werde, so bin ich bald in Grünschloß. Gestern hab' ich einen sehr lieben Brief von Ludovikos Schwester erhalten. Sie muß ein sehr liebenswürdiges Wesen sein, und bittet mich um Nachricht über ihren Bruder, der sie plötzlich verlassen hat, ohne daß sie den Grund seiner Abreise weiß. Wie geht es mit Valers Gesundheit? Wie ist der Himmel doch so gut, daß er das Unglück abgewendet. — —

Ich werde wohl bald kommen, ich sehne mich sehr nach Euch und doch, liebe Alberta, ist es eine große Torheit, wenn ich zu Euch gehe. Glaub mir's, ich bin recht übel daran. Hätte mir nicht die Fürstin mit ihrem klaren Geiste so manches von den Verhältnissen auf Grünschloß in einem andern Lichte dargestellt, als es mir erschienen war, ich wäre noch übler daran und käme nicht zu Euch, verzehrte sich auch mein Herz in Sehnsucht. Frag mich nicht, was das für Rätsel sind, frag mich nicht, gutes Kind! Wenn einmal meine gute Laune wieder bei mir einkehren sollte, dann werde ich Dir davon erzählen, recht viel erzählen.

Tausend Grüße für Euch alle und nun Ade — Ade! —

---

33. Hippolyt an Valerius.

Wien, im September.

Verachtete ich nicht die Trostlosigkeit, Freund, ich wäre trostlos. Haßte ich nicht die Reue, diese Schuldenmacherin bei der Zukunft, die unnützerweise Geld für die Vergangenheit leiht, ich finge an manches zu bereuen.

Ich trete in den Speisesaal und setze mich. Ein leiser Schrei meiner Nachbarin läßt mich genau in das halbverhüllte

Gesicht sehen — es ist Julia, die aufstehen und davoneilen will. Ich fasse krampfhaft ihre Hand und halte sie fest, sie kann nicht fort, ohne großes Aufsehen vor der zahlreichen Gesellschaft zu verursachen. Der Himmel weiß, was ich ihr in Glut und Wut der Liebe alles zuflüsterte, sie bebte wie ein Espenblatt, ihre Brust schlug hoch, das Gesicht brannte in Scham und Feuer. Da fielen ihre weinenden Augen wie fußfällig in die meinen, sie bat, wie eine Sünderin ihren Beichtiger um Hoffnung für die Seligkeit bitten mag, ich möge sie lassen. Noch eh' ich zu etwas entschlossen war, erstarrte ihre Hand in der meinen, sie lehnte sich an die Rückseite des Stuhls und war ohnmächtig. Ihre Augen blieben offen, kein Mensch außer mir kannte ihren Zustand. Die Kellner präsentierten ihr die Speisen, ich dankte statt ihrer. Mein wilder Mensch hatte Lust, sich über das Ereignis zu freuen, und wollte eben die unwohl gewordene Dame auf ihr Zimmer bringen lassen, um die wieder lebendige in ihrer Schwäche zu erobern. Der alte stolze Hippolyt schämt sich dieses jämmerlichen Gedankens, aber die Liebe hat die alte Kraft zermalmt. In dem Augenblicke tritt ein Kellner zu mir und berichtet, daß eine Dame, welche im Hause wohne, meinen Namen erfahren und mich fragen lasse, ob ich derselbe sei, welcher die Schauspielerin Desdemona gekannt habe. Diese liege krank in selbigem Hotel danieder, und wünsche sehnlich mich zu sprechen. In eine verödete Gegend meines Herzens schlug dieser Blitz und entzündete sie von einem Ende zum andern. Julia hatte sich erholt, ich führte sie aus dem Saale, küßte sie auf das gebrochene Auge und flog davon, Desdemonas Zimmer suchend.

O was erlebte ich! Mein gestähltes Innere bog sich wie ein Baumzweig. Bleich, ein Bild des zerstörenden Todes, lag das einst so schöne Weib auf dem Lager. Die langen schwarzen Flechten hingen aufgelöst über Gesicht und Schultern und das weiße Nachtkleid herunter, die weichen Züge des

Antlitzes waren spitz und schmerzhaft geworden; der Mund, sonst lieblich wie ein Liebeslied, war verzogen, nur das Auge mit seiner ewigen Liebe war derselbe Stern geblieben, der nur bei heranbrechendem Tageslichte matter schien. Sie sprach nichts, als ich eintrat, es schien sie gar nicht zu überraschen; als ich an ihr Bett trat, nickte sie kaum merklich mit dem Haupte und lispelte: „Nicht wahr, Hippolyt, es kann mir doch niemand wehren, Dich zu lieben?“ Die heißen Tränen — ja Freund, es waren heiße Tränen aus dem Kern meines Herzens — stürzten aus meinen Augen auf ihre abgemagerte Hand: „Bist ja heut' so lang' bei der Fürstin gewesen“ — sagte sie weiter, ein zweischneidig Schwert wühlte in meinem Innern — „Du hast mich heut' nicht gesehen und ich habe die Desdemona gut gespielt, so wie Du mich's gelehrt.“ Ich fühlte einen krampfhaften Druck in meiner Hand, sie holte tief Atem, der Mund war wieder Liebe und lächelte, das Auge strahlte alte Glückseligkeit, ich hörte noch leise, ganz leise die Worte: „Ach, wie lieb' ich Dich“ — und Desdemona war tot. Lange stand ich unbeweglich, ich war auch tot. Des Kindes Stimme, das an der Erde spielte, und plötzlich über sein Spiel aufjauchzte, erweckte mich. Die erstarrte Hand Desdemonas hielt die meine fest umklammert, ich konnte nicht los und wollte der Toten durch das Aufbrechen keine Schmerzen machen. Ich blieb noch lange stehen und suchte mit der freien Hand in all meinen Taschen herum, um eine Waffe zu finden. Ich wollte bei meinem Weibe bleiben. Meine Taschen waren leer. Da mußte ich das Gräßlichste tun und meine Hand gewaltsam von der toten Liebe befreien. Langsam ging ich nach der Tür. Das kleine Mädchen sah mich lächelnd an und bat mich, mit ihr zu spielen. Lange stand ich noch an der Tür und sah nach der lieben Leiche; dann ging ich und schloß die Tür leise; ich wollte mein Weib nicht stören. Dieses zuschlagende Schloß trennte mich von meiner innigsten Vergangenheit. Ich ging langsam den Saal

entlang und sah nur in weiter Ferne, was dicht um mich her vorging. Damen in Reisekleidern schlüpften an mir vorüber — es mochte Julia und ihr Mädchen sein — ich beachtete sie nicht. Man erzählte mir später, daß ich mich an die Haustür gestellt und der fortfahrenden Julia starr zugesehen, auf ihre an mich gerichteten Worte nichts erwidert habe. Es war die erste Totenstunde meines Lebens, und ich denke mit Grausen daran — der Tod ist ein garstig Scheusal, er ist der bare häßliche Gegensatz des Schönen. Es war ein trüber Regentag gewesen. Als ich noch an der Haustür des Hotels stand, brach plötzlich die Nachmittagssonne die Wolken und leuchtete mir in das starre Auge. Da wich mein Feind, der Tod, aus allen meinen Gliedern, ich fühlte wieder lebendig Blut in mir, meine Sehnen spannten sich, ich war auferstanden. Es fiel mir alles Lebendige, was ich gesehen, wieder ein. Juliens Abreise und ihre Schönheit — ich rief nach Pferden. Was kümmert mich der Tod! Was sind die Menschen dumm, mit diesem abscheulichen Zustande noch Gepränge und Aufsehen vorzunehmen. Der gestorbene Mensch ist eine Sache, man bringe sie beiseit' so schnell als möglich. Wer sich mit einem Leichnam beschäftigen kann, die Seele mag ihm noch so lieb gewesen sein, ist ein verhärtetes unästhetisches Leichenweib, ein Handwerkstotengräber. Ich will lieber selbst sterben als sterben sehen. Ich schreibe dies in einem andern Gasthofe und warte auf Pferde. Die bunte Bastei mit ihrem Sonnenschein liegt vor meinem offenen Fenster; es ist aller Tod in mir überwunden, die Vergangenheit der vorigen Stunde liegt in tiefem, weit entferntem Nebel hinter mir. Mein Leben ist wieder lebendig — der Wagen fährt vor — Ade, mein Freund, ich fliege nach Paris, um Julien zu erobern. Ich werde sie erobern, müßt' ich ihr nachjagen durch alle Zonen. Soll ich auch noch die Sentimentalität lieben, diese Krücke der Schwäche, den Regenschirm beim Gewitterregen, der das furchtsame Gesicht vor

Donner und Blitz versteckt, dies Liebäugeln mit dem Tode! Bin ich hier um zu sterben oder um zu leben? Ist die Sonne, weil sie täglich einmal untergeht, zum Untergehen da? O ihr täglich sterbenden Menschen mit eurer Romantik und wie ihr die Fratze nennt, Blut und Wärme such' ich, ich suche Liebe und Julien — und damit Gott befohlen, Freund.

---

34. Valerius an Konstantin.

Hippolyt ist auf der Reise nach Paris, ihm kann ich nicht schreiben, Du wirst wohl in Deiner begonnenen Metamorphose noch soviel Gedächtnis übrig behalten haben, daß Du ein wenig Interesse an mir und meinen Angelegenheiten nimmst; ich will nichts über Staat und Kirche schreiben, mein Herz drängt mich aber zur Mitteilung, ich muß sprechen, muß schwätzen, höre mir zu. Sie ist wiedergekommen, Kamilla nämlich. Errötend trat sie mir entgegen, ein ganzer Morgenhimmel von Schamhaftigkeit glänzte auf ihrem liebreichen Gesichte; damals wußte ich nicht warum, jetzt weiß ich's. Ich war spazieren geritten, als sie ankam; der Himmel war blau, die Sonne, das Auge Gottes auf dieser Erde, wärmend und freundlich in milder Liebe, die Lerchen sangen ihre jauchzenden Stoßtöne der Freude, die Bäume mit Früchten beladen sahen wie glückliche Mütter freundlich drein in die helle Welt, ich schaukelte mich auf dem Pferde in gesunder fröhlicher Empfängnis all dieser Freuden, die der Schöpfer allen, auch den Ärmsten freigebig schenkt, die Weltgeschichte ging rosenfarbig an mir vorüber, ich hoffte das beste für die strebenden Menschen. In dieser Stimmung ritt ich langsam in den Schloßhof. Auf den Stufen vor dem Schlosse sah ich zwei Damen stehen und die eine — ich erkannte Alberta am weißen leuchtenden Gewande — mir mit dem Tuche winken. Kamilla war die andere, sie war eben angekommen. In meine glückselige Seele fiel ihr verschämter Blick wie ein

tiefsinniger Liebesgedanke Byrons, die ruhige Freude in mir, die wie ein glücklicher Vogel in den Baumzweigen saß, erhob plötzlich die Schwingen und flatterte jubelnd in die Höhe, die ruhige Freude in meinem Innern erhob sich zu einem Jauchzen über namenloses Glück. Ich sah plötzlich, daß ich Kamilla liebte. Sie reichte mir ihre schöne, weiße Hand, ich drückte sie innig an meine zuckende Lippe, ich sah aus meinem Glück heraus ihr tief in die feuchten glänzenden Augen bis ins Herz hinein, unsere Hände vermählten sich, und die harmlose Alberta freute sich unserer Freude. Wir gingen in den Garten und spielten wie die glücklichen Kinder. Kamilla war weich, innig und warm wie ein Maiabend, und ihr Auge hing wie ein küssender Engel an meinen Blicken; sie war nicht wie sonst munter und ausgelassen, sie lachte nicht, aber sie sah wie ein Engel aus, der sich freut. Nur wenn mein Glück mitunter aufjauchzte, sprang ihr sonstiges hüpfendes Temperament aus ihr hervor, die Augen blitzten, alle Züge des Gesichts jubelten, alle Glieder hoben sich zum schwebenden Tanze, sie begann ein fröhliches Lied und tänzelte eine Strecke hin. Ich konnte ihr nicht sagen, was mir das Herz bewegte, denn Alberta ging nicht von unserer Seite. Wir schwärmten also in romantischer Ungewißheit den halben Tag in Garten und Wald umher, unsere Blicke sprachen von vollem Herzen, von süßem Glücke, unsere Lippen bargen die Schönheit der Welt. Hie und da schien mir ein Schatten über Kamillas Angesicht zu fliegen, wenn ich mit Alberta tändelte und mit dem lieben kindlichen Wesen kosende Worte wechselte.

Der Graf ist in der letzten Zeit unserer Einsamkeit wieder aufgelebt; an die Stelle des langweiligen Fips, der endlich seine diplomatischen Bestrebungen aufgegeben und seine Lenden gegürtet hat, ist sein bunter Marschall der Laune, Kamilla getreten. Wir leben wie die Engel, und wollen in einigen Monaten nach Paris kommen. Die romantische Un=

gewißheit mit Kamilla hat sich in die reizendste Klarheit aufgelöst. Wir saßen in den ersten Tagen ihrer Ankunft auf der Plattform unter dem Zelt, dessen Seitenwände wir aufgeschlagen hatten. Es war gegen Abend, der Himmel rot, die Erde duftete in Wollust. Ich sah glücklich ins Land hinein und stand mit untergeschlagenen Armen neben Kamilla, welche die Gegend zeichnete. Alberta stand auf der andern Seite und sang, den Kopf an die Säule des Zeltes hinauslehnend, sang ein Wanderlied des lieben Wilhelm Müller. Kamilla sah von Zeit zu Zeit auf und hing ihre innigen Blicke an mein freudestrahlendes Auge. Es küßten sich unsere Seelen. Die Nachtigall schlug in Albertas Gesang. Auf einmal kehrte sich diese um, küßte Kamilla, reichte mir die Hand und sprang hinweg, um zu musizieren — der Gesang, sagte sie, sei ihr zu wenig, sie müsse die Töne, die in ihr herumwogten, ausströmen. Ich setzte mich neben Kamilla und sah bald auf ihre Zeichnung, bald in ihr Auge. Ich fühlte es, daß ich im Begriff stand, unsern Dämmernebel zu zerreißen. Der Mann ist darin immer plumper als das Weib, er trachtet in seiner Nüchternheit mehr nach bestimmten Formen, er ist griechischer, das Weib romantischer, christlicher. Das reine Weib liebt jahrelang ohne Worte, der Mann nicht soviel Monate. „Kamilla," sprach ich leise — sie ahnte, was kommen würde und bebte zusammen. „Valerius," fragte sie kaum hörbar zurück. Der Bleistift fiel ihr aus der Hand, sie neigte sich danach und die Fülle ihrer Haare fiel ihr über Wange, Schultern und Busen. Ich ergriff ihre Hand, führte sie an meinen Mund und sah ihr bewegt in die Augen. Sie erwiderte den Druck meiner Hand nicht, aber die Tränen standen ihr im Auge, und als ich meinen Kopf an ihre Schulter in die herunterwallenden Locken drückte, da zog sie die Hand aus der meinen, und ich fühlte den weichen runden Arm um meinen Nacken, und ihre Träne fiel auf meine Stirn. Ich sah in ihr seliges Gesicht und sagte leise: „Kamilla, ich

liebe Dich.“ Ihr leises Weinen ging in Schluchzen über, und ihr Antlitz an meinem Haupte verbergend vernahm nur mein nahes Ohr die kaum hörbaren Worte: „Ich liebe dich unsäglich.“ Da sprang ich auf, hob ihr Gesicht in die Höhe, küßte ihr die Tränen vom Auge und drückte die weiche nachgiebige Gestalt fest an mein Herz. Sie lächelte jetzt wie ein Engel, und wir küßten uns und freuten uns unserer Liebe. Aller frühere Übermut, dieser reizende vielfarbige Knabe, kam mit diesem Geständnisse wieder über sie. Blöde und bescheiden vorher, war sie nun toll und ausgelassen. Aber rührend klagte sie mir, was sie damals gelitten, als sie Alberta im Garten an meiner Brust gesehen habe; mit neuen Tränen gestand sie, daß sie deshalb hinweggereist, und sie sah mich unsicher, schwankend, halb ungläubig von der Seite an, als ich ihr die Versicherung gab, sie sei im größten Irrtume gewesen, und es habe zwischen mir und Alberta nie etwas anderes als ein freundschaftliches Verhältnis bestanden. Endlich hielt sie mir den Mund zu und sagte: „Ich glaube dir, aber sei kein roher Mann und laß Alberta nie etwas von unserem Übereinkommen in Liebe und Zärtlichkeit wissen — hörst du?“ Ich versprach's mit Freuden. Durch die vielen Hindernisse unserer bürgerlichen Gesellschaft, durch die Polizei und die Strafgerichte, durch die Unsicherheit unseres ganzen Lebens, die Ungewißheit des nahen oder fernen Todes sind wir so furchtsame Wesen geworden, daß wir das Schönste, was wir besitzen, oft dann schon gefährdet glauben, sobald es nicht mehr unser Geheimnis ist. Die herzdurchdringende Liebe will keine andere Wohnung als das Herz, sie flieht und haßt die Märkte — so ist ihre Jugend. Sie gleicht dem jungen Bürger in der hoch- und dumpfgebauten Reichsstadt, er schleicht aus dem strahlendsten Sonnenschein, der vor den Toren üppig seine Arme um die Erde schlägt, aus der lebendigen Menschenmenge, die sich laut des Daseins freut, auf das düstere Stübchen seines Mädchens, und oben

in der dunklen Einsamkeit sind beide froh, daß nicht Sonnenschein noch Menschenwoge zu ihnen dringt. Dies äußerlich aristokratische Absonderungswesen ist aller jungen Liebe eigen. Ich freute mich noch aus vielen andern Gründen über Kamillas Vorschlag. Ist doch meine öffentliche Liebe Sünde gegen Klara. Fragst Du mich, warum ich mein Klärchen nicht suche, da ich doch erfahren, sie sei noch frei und harre wahrscheinlich ihres alten Geliebten, so kann ich Dir nicht viel Tröstliches für die meisten Leute erwidern. Der Liebesharm ist eine süße Krankheit, die mit dem schönsten Schmerz beglückt und mit reiferer Gesundheit endet. Der deutsche Liebesharm ist ein chronisches Übel, das Jüngling und Mann entnervt. Man muß gegen ihn kämpfen. Ich will nicht treu sein, weil ich die Treue zumeist für eine Sünde gegen unsern fort und fort rückenden Planeten und das, was darauf und daran ist, halte. Treue ist ein Schutzmittel für schwache, nicht ausreichende Kräfte; die Kräfte sollen aber am Ende stark werden. Solange man diese Krücken der Liebe nicht fortwirft, lernt man nicht selbständig lieben. Auch die Liebe verläßt sich in jener sogenannten Tugend auf das Herkommen und ruht aus auf einem hergebrachten Privilegium, statt auf eigener, unversiegbarer Kraft zu bestehen. Es ist ein Traditionsgut, wie jedes andere auch, die Länge der Zeit ist das Verdienst, nicht die Größe oder Schönheit der Sache. Alle die tausend gebrochenen Herzen, alle die langweiligen verdrossenen Ehen sind die Kinder der Treue. Jedes schwindsüchtige Mädchen, jeder jämmerliche Jüngling verläßt sich auf ihren Schutz, wenn es ihr oder ihm gelungen, in einer schwachen Stunde eine Eroberung zu machen. Die Treue ist das große Gängelband der menschlichen Faulheit und Schwäche, sie ist auch die Poesie der Kraftlosigkeit und ein „getreuer Eckard“ unserer Tage, wie Du ihn einst vorhattest, ist eine Sünde wider den Geist der Zeit, und der Geist der Zeit ist der Zeit heiliger Geist. Wenn der König von Gottes Gnaden

sich auf Herkommen und angestammte Treue beruft, und darin statt in der Vortrefflichkeit seiner Regierung die Notwendigkeit derselben finden läßt, so ist dies die steife Lehre von der Treue. Nur was Blut hat, soll leben, nicht was nach Leben aussieht; ist Deines Lebens Blut in Deiner alten Liebe zu finden, dann sei treu, dann ist Deine Liebe jung. Dies ist die schöne Lehre von der Beständigkeit, die dann eine Tugend ist, wenn die äußeren Verhältnisse mit den inneren harmonieren. So ist die Ehe nur ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; wißt Ihr auf freiere Weise den Strom zu leiten, so braucht Ihr keine Dämme. Wenn erst Tausende nichts mehr dem Herkommen zuliebe tun, so ist das Lebenselement des Herkommens, seine Unzweifelhaftigkeit, vernichtet, und eine neue Welt nähert sich im Sturmschritt. Es geht alles Hand in Hand, die Gesetze sind eine große Kette: trennt ein Glied, und die andern klirren ebenfalls auseinander. Die neuen Staaten machen nach eben diesen Grundsätzen die Ämter beweglich, nur die Kraft behält sie, dem Herkommen zahlt man keinen Deut — alles gilt nur durch das, was es ist, nicht was es war oder heißt. Soll es mit den Ämtern der Liebe nicht ebenso werden? Dasselbe Geschrei, das sich gegen Aufhebung von Ehe und Treue jetzt erheben wird, erhob sich gegen den wechselnden Staatsdienst in den neukonstruierten Staaten. — Fülle vom Leben bringt allerdings auch oft schnellen Tod; man wird neue Gesetze für jenes gesellschaftliche Verhältnis erfinden, wie man sie für diese gefunden, denn auch die Freiheit hat ihre Gesetze. Aber sie müssen sich in allen Teilen erweitern, darin ruht das unbehagliche Drängen des jungen Geschlechts. Der Furchtsame mag davor erschrecken, den Mutigen gehört die Welt. Was man nicht erwerben kann, fürchtet man am meisten zu verlieren; wer die Kraft in sich fühlt, bangt vor keinem Verlust, und nur die Kraft soll herrschen, nicht das Herkommen.

Dies und manches andere sprach ich in stillen Stunden

zu Kamilla. Sie hörte aufmerksam zu, schmälte oft, es sei ihr zu hoch, nötigte mich deutlicher zu sprechen, nickte lächelnd, daß sie mich verstünde, weinte dann, daß sie mich verlieren werde und lachte wieder, daß sie mich jetzt habe. „Ich glaub' es gern, daß du recht hast, denn ich glaub' dir alles“ — sagte sie. — „Du sollst mich nicht heiraten, wenn du nicht willst, das Heiraten ist auch wirklich nicht hübsch, es ist wirklich philisterhaft. Ich will bei dir bleiben, solange du mich magst, und magst du mich nicht mehr — nun — nun so will ich die Vergangenheit noch einmal allein leben und doch glücklich sterben.“ Sie war einen Augenblick traurig, und wir küßten uns heiß und leidenschaftlich, dann trocknete sie sich die Augen, fuhr mit der Hand über die Stirn und durch die Luft, als wollte sie schlimme Gestalten hinwegjagen und sprach dann fröhlich weiter: „Wie es mich reizt, die große Revolution mitbeginnen, mitbezahlen zu helfen; wie ich mich freuen werde, wenn die Leute mich anklagen und doch beneiden werden, daß ich frei und fessellos ein schönes Liebesleben mit dir führe. Meine guten Eltern sind tot, ihnen mach' ich keine Sorge durch dies neue, ungewöhnliche, darum verdammte Leben; mein Vermögen reicht hin nach den Wünschen unseres Herzens zu verkehren, und nicht wahr, so schnell und sogleich wird dir nicht eine andere besser gefallen, mein lieber Valer — — in Paris bleiben wir zurück, wenn der Graf heimkehrt, und wir fragen um nichts, als daß wir einander gehören.“ Das gute Kind ist ein Engel, und ich bin überaus glücklich; ihre unverfälschte Seele, welche der Frohsinn vor allen Flecken bewahrt hat, schleicht mit liebenswürdiger Zudringlichkeit in alle Ritze meines Herzens und nistet sich fest — o es ist eine freie göttliche Liebe, von der die Heiratskandidaten keine Ahnung haben. — Bald erfährst Du mehr, schreib' bald, ob Hippolyt angekommen ist.

---

35. Kamilla an Valerius.

Es ist sehr garstig, sehr garstig und ungezogen von Dir, daß Du Deine dummen Stadtgeschäfte nicht schneller abmachst und länger, als Dir erlaubt war, ausbleibst. Alberta ängstigt sich um Dich, das tu ich zwar nicht: Du bist ja ein starker Mann, der im gewöhnlichen Lebensgange den harten Nacken nicht brechen wird; aber komm Herz, Seele, Gedanke meines Lebens, ich lechze nach Deinem Auge, nach dem Druck Deiner Hand; hätte ich nur eine Wange von Dir da, um mein heiß Gesicht darauf zu drücken. Bis gestern abend war ich doch eigentlich sehr heiter, ich saß lange auf Deinem Zimmer, naschte in Deinen Papieren herum und sang Deine Lieder; ich fand es sogar schön, Dich einmal nicht zu haben, um zu sehen, wieviel mir fehle, um meiner Schwäche zu trotzen und allein zu leben. Die gute Alberta war viel trauriger und sprach immerwährend mit einiger Sehnsucht von Dir. Als der Abend kam, gingen wir Dir entgegen, die Weiber, nicht die Hexen erwarteten den Macbeth auf der Heide, — er kam nicht. Da brach alle Glut und Leidenschaft, über welche mich die Ruhe des Tages so sehr getäuscht hatte, wie ein Orkan aus mir heraus, ich mußte bitterlich weinen — o bitte, schilt mich nicht, ich dachte, Du wolltest nicht wiederkommen, — dumme schwarze Abendgedanken, fremd in meinem Blute. Heut' ist's viel besser, ich bin wieder munter und heiter und denke: „Kommt er nicht heute, so kommt er doch bald.“ Aber höre, zu lang treib' mir's nicht, bin ich denn dazu auf der Welt, um getrennt von Dir zu leben?

Vergiß nicht, mir hochrotes Band zu kaufen, sonst mußt Du noch oft schelten über meine verblichenen Bänder, und Du hast recht, sie sind matt und häßlich wie blonde Augenbrauen auf einem brünetten Gesicht. Ich habe mir auch ausgesonnen, wie ich Dich viel hübscher küssen will — Du sollst nur sehen, aber laß Dir Dein Bärtchen nicht abschneiden,

bitte, bitte. Vergiß mir das Zeichenpapier nicht, ich muß Dein kühnes Byrongesicht malen. Deine Formen sind nicht so schön, aber es fliegt Dir dieselbe Freiheitsmelancholie um die Augenwinkel, es ist derselbe schöne Liebesmund, auf dem die großen Worte und die süßen Küsse ruhen, mit denen er die schönen Italienerinnen bestach.

Wenn Dir doch der Bote mit diesem Briefe schon unterwegs begegnete. Wärst Du nicht Du, der überaus zuverlässige Valer, Dein Wegbleiben, Deine Kameraden, von denen ich Dir gleich erzählen werde, machten mir große Angst. Wie wild, unbändig, schonungslos betrug sich in allen Verhältnissen Hippolyt und nun höre, was uns die Fürstin schreibt. Leopold hat die Prinzessin Amelie wirklich heiraten wollen; am Ende hat man doch natürlich sichere und bestimmte Dokumente über seine Herkunft und seine sonstigen Verhältnisse begehrt, er hat ein unlösbares Inkognito vorgeschützt, die Fürstin hat wunderlich genug seine Partie genommen, und es hat den folgenden Tag zur Hochzeit kommen sollen, da der schwache Fürst keine weiteren Einwendungen gemacht. Das ganze Schloß glänzt des Abends im Kerzenschein eines strahlenden Polterabends, Park und Büsche blitzen Liebeslichter, die geladene und frei herbeiströmende Menge erfüllt die Gänge, der glückliche Prinz Leopold, seine ätherische Braut am Arme, hüpft populär durch die Massen und lächelt äußerst glücklich. Er spricht im Vorübergehen mit den Bauern von Volksrechten und Freiheit und Gleichheit, der Volksjubel wird immer größer, ein wütendes Geschrei läßt den volksfreundlichen Erbprinzen leben, verlangt ihn zu sehen, trägt ihn auf den Schultern einher. Prinz Leopold hat seiner Prinzessin Braut gesagt, so hätten's die alten Minnefürsten zur Zeit der Romantik getrieben, und bestellt eine Tragbahre für die romantische Dame, damit sie teilnehme an dem Triumphzuge. Vom Balkon aus sieht der Hof zu, und die Fürstin lächelt sehr — so schreibt sie selbst. Da kommt ihr

Schwager an und zerstört dräuend die demokratische Herrlichkeit. Er ruft Leopold beiseite und spricht lange mit ihm. Dieser kommt zu seiner Braut zurück, spricht viel von den Tränen der Romantik, erbittet sich von William eine Summe Geldes, um die Bauern damit zu beglücken, und verschwindet. Dem zu Fuß Fortwandernden ist ein Bauer begegnet, der fahrende Prinz hat ihm erzählt, er ginge erst nach Belgien, um für die Volkssouveränität zu fechten; erst wenn diese errungen sei, dürfe man der Liebe Freuden pflegen. Prinzessin Amelie hat erklärt, Ohnmachten seien zu modern, sie werde sich nicht damit befassen; sie trägt das Haar aufgelöst und singt am offenen Fenster des Nachts Lieder von Tieck und Novalis; sie ißt nur ein Gericht und kleidet sich aschgrau, übrigens ist sie wohl. Die Fürstin setzt hinzu, viele würden die Sache einen Skandal nennen, auch Herr Valerius, und das Ganze würde Wasser auf Deine Mühle sein. Übrigens mögest Du sie doch besuchen, sie wolle mit Dir darüber sprechen. Ich hoffe, das wirst Du bleiben lassen. Es ist ein stolzes, herrsch- und rachsüchtiges Weib, Du magst mir's glauben, und ich fürchte sehr, sie hat dies alles absichtlich angezettelt. — —

Eben kommt eine schreckliche Nachricht an. William hat des Abends auf dem Korridor den Schwager der Fürstin mit einem Dolchstich niedergeworfen, ist in die Zimmer der Fürstin wie wahnsinnig gedrungen und erst bei ihrem Hilferufen entflohen. Er wird auf das lebhafteste verfolgt; zu dem Ende kam die Nachricht mit einem Kurier hier an. Ach, wenn er nur Dir nicht begegnet! O eile, eile zu uns, mir bangt für Dich bei so grauenvollen Nachrichten.

---

36. William an Valerius.

Ich baue auf Deine Redlichkeit und vertraue mich Dir an. Die Verfolgung ist mir auf der Ferse, ich habe große

Not, ihr zu entrinnen, tu alles Mögliche, sie auf falsche Spur zu leiten, verbreite, ich sei nach Österreich geflohen. In diesem Augenblicke darf ich mich nicht weiter wagen, sondern muß mich verborgen halten. Erst wenn die falschen Nachrichten zu wirken anfangen, hoffe ich über die belgische Grenze zu entkommen. Mein ganzes Innere ist aufgelöst, ich frage mich nach keiner Rechenschaft, denn ich kann mir keine geben. Mein Gewissen ist verloren, keine Autorität vermag mich freizusprechen; nun so rolle denn das Rad dem Abgrunde zu. Daß ich die Fürstin mit glühendem Verlangen liebte, wird Dir wohl schon klar geworden sein. Lange kämpften meine Grundsätze hartnäckig gegen mein Fleisch. Ich hätte gesiegt, wäre ich nicht durch die freundlichen Worte und Blicke des schönen Weibes verführt worden. Ich stand auf dem Punkte abzureisen und empfahl mich ihr; sie reichte mir die weiche Hand zum Kusse, strich mir das Haar von der Stirn und fragte, was mich drängte. Ich konnte nicht fort, die Sünde war ausgebildet in meinem Herzen, ich vermochte es nicht mehr, mich vor meinem Gewissen zu rechtfertigen. Ich schlug mein Gewissen tot und wollte genießen. Jener unheimliche Schwager stellte sich mir entgegen; er fiel als erstes Opfer eines Menschen, der die Bande der Ordnung in sich zerrissen hat. Schweig, schweig, ich erkenne es an, daß Du mir gegenüber jetzt im Rechte bist. Es ist Ordnung in Dir, wenn auch eine Ordnung, die ich verabscheue. Ich selbst geh' zugrunde, aber mein System bleibt unerschüttert; ich bin außer ihm. Alle jene Begierden, welche die Gesetze meiner Religion in starren Banden hielten, sind rasselnd aufgesprungen, haben sich meiner bemächtigt, seit ich jenen Fehltritt begangen. Ein Stein ist herausgerissen, es stürzt das ganze Gebäude über mir zusammen; ich muß rennen und rennen, um diesem Geschick zu entgehen. Die Hölle hohnlacht, aber sie soll wenigstens einen glänzenden Fang gemacht haben; ich habe mich verloren, aber die Lust will ich ge-

winnen. Zurück führt kein Weg, der Himmel geht am Abgrunde hin, ein falscher Tritt ist hinreichend. Ich bin gefallen und will mich der neuen Gesellschaft würdig machen. Früher lohnte meine Tugend die äußersten Entbehrungen, Entbehrungen ohne diesen Gegendruck sind kindische Schwäche — die Tugend ist verloren, nun denn, so jag' ich nach dem Genuß. Ihr habt viel Schuld an meinem Unglück; wer die Verleugnung der Religion stets neben sich sieht, wird matt in seinen Dogmen. Ihr unseligen Volksverführer habt meinen besten Teil auf Eurem Gewissen.

---

37. Konstantin an Valerius.

Du schreibst mir nicht, Freund, weil Du wahrscheinlich mir und meiner Sinnesänderung zürnst. Warum lässest Du Dir die Gelegenheit entgehen, auf eine Krisis einzuwirken, und in einer solchen befind' ich mich doch zuverlässig. Rette an mir, was zu retten ist, ich fühle, wie mir alles unter den Händen verschwindet; ich fange an, den Schicksalstragödien zu glauben, es denkt und löst ein fremder Geist in mir. Du gehörst ja doch sonst nicht zu der platt republikanischen Partei, Du warst ja, wahrhaftig so war's, oft genug mein Gegner; Du gestattest ja Entwicklungsgang, Modifikation usw. — Sollte denn an mir gar nichts mehr zu brauchen sein? Hippolyt ist da und trägt mir eigentlich auf, an Dich zu schreiben, er selbst schreibt keine Zeile: entweder tobt er herum oder liegt starr ausgestreckt da und schweigt. Meine politische Sinnesänderung, die ich ihm mitteilte, nahm er mit tödlichem Schweigen auf; es erkältete, ja entsetzte mich durch und durch, als er mit untergeschlagenen Armen vor mir stehend mit den schwarzen tiefbrennenden Augen bis in das Innerste meiner Seele hineinsah; — die Verachtung sprang lachend um seine Mundwinkel; er sprach kein Wort. „Willst Du mir nicht etwas darüber sagen? — Wofür habe

ich euch Freunde? Hippolyt sprich doch!" „Du bist ein schwacher Mensch, ein deutscher Wicht, der mit Träumen buhlt und vor dem Sonnenlicht bleich wird — wäre nicht Valer unter euch gewesen, mich reute der Zeit, die ich in euren Kreisen verbracht — sprich mir nicht wieder davon!" Damit ging er hinweg. Es ist ein beispielloser Übermut solchen Ausländers, ich war sehr zornig und machte mir durch viele Worte Luft. Als er am andern Morgen erst heimkam, wiederholte ich ihm allen Zorn, alle Vorwürfe. Lange schien er gar nicht zuzuhören, endlich warf er einen raschen unwilligen Blick auf mich, und warf die ganz fremde Frage dazwischen, ob ich ihm für den Abend ein Billett zum Gesandtenballe verschaffen könne. Sein Liebeselend, das auf dem blassen Gesicht umherirrt, ließ mich abstehen von meiner Polemik; ich fragte teilnehmend, wie seine Sachen mit Julien ständen. Mit vieler Mühe habe ich folgenden Tatbestand ermittelt, denn man muß ihm wie ein Kriminalist das Wichtigste abfragen, da er kaum mit drei Worten antwortet, nie aber erzählt. Er ist früher hier eingetroffen als Julia, und erfuhr es bald, daß sie erst erwartet werde. Wie eine Bildsäule stand er nun Tag und Nacht vor der Barriere, welche sie aller Wahrscheinlichkeit nach passieren mußte. Sie kam des Nachts, sein Falkenauge erkannte sie, er sprang hinten auf den Wagen und fuhr mit in das Hotel, öffnete den Schlag, hob sie heraus. Heftig drückte er sie an sich, da erkannte sie ihn und wollte rufen. Er verhinderte sie daran und bat, ihm Zutritt zu ihrem Hause zu gestatten. Sie verneint es entschieden. „Wohl," sagte er, sie loslassend, „ich spreche Sie mindestens fünf Minuten allnächtlich um zwölf Uhr auf dem Korridor des ersten Stockes oder ich zünde das Haus an und ermorde Sie samt Ihrem Vater."

Das alles war das Werk von zwei Minuten; als man nach ihr rief, war er verschwunden gewesen. Was ist diesem wilden unzivilisierten Menschen nicht alles zuzutrauen; könnte

er's, er würfe die Erde dem Monde an den Kopf um einer Liebesgrille halber. Das Mädchen konnte ihn arretieren lassen, wenn er kam; aber so antiromantisch sind unsere Mädchen nicht. Und ist es nicht süß, so toll geliebt zu werden? Er hat sie mehrmals gesprochen, sie hat geweint und ihn beschworen, sie ungestört zu lassen. Tränen fruchten sonst nichts bei ihm; aber er liebt Julien grenzenlos, er ist schon über eine Woche lang nicht mehr hingegangen. Ich will ihm zu Willen sein, meine Berliner Bekanntschaft erneuern und bei Juliens Vater meine Aufwartung machen. Hoffentlich bekomme ich auf diese Weise Karten zu dem großen Balle. Es macht auch mir Freude, das schöne Mädchen wieder zu sehen. —

Später.

Das wird eine bunte Wirtschaft. Ich wurde gemeldet und angenommen. Julia ist wirklich sehr schön und liebenswürdig. Sie saß noch in Haustoilette am Fenster und las. Ein leichtes weißes Morgenkleid mit fliegenden Ärmeln, die um den schönen vollen Arm spielten, umflog poetisch die schönen Glieder; die dunkeln Locken hüpften wie damals auf den Schultern. Sie war herzlich freundlich gegen mich und behandelte mich mit aufgeschlossener, liebevoller Seele wie einen alten Bekannten, mir vorwerfend, daß ich erst so spät nach ihr frage. Wie warm und heimatlich tut das meiner erstarrten Brust — was ist doch die Weltgeschichte trocken ohne den Odem der Weiber. Du hast recht, Freund, die Welt ohne Weiber ist ein Rechenexempel, oder eine langweilige Schulstube. Ich trat mit ihr ins offene Fenster und sah in die lebendige Rue St. Honoré! — Das war ein ganz ander Paris, wie es sich in ihren Augen widerspiegelte, von ihren Lippen wieder zu mir kam. Noch will ihr die tolle Stadt nicht behagen, es geht ihr alles so wüst und regellos durcheinander; „ich bin ein kleiner Pedant, sagte sie, wo ich die Regel nicht entdecken kann, da wird mir unruhig zumut; ich

habe mich zum deutschen Gott der schönen Ordnung und Harmonie, zu Goethe geflüchtet und seine Iphigenia, seinen Tasso gelesen, um mir Ruhe zu verschaffen vor dem Getümmel."

Liebenswürdiges Mädchen, wie harmonisch klang das in das Streben meines jetzigen Wesens. Ich sprach freudeglühend davon, wie angenehm es mich überrasche, in den hüpfenden Jugendjahren solche Besonnenheit zu finden, sie lächelte und meinte, Du habest sie oft deshalb geneckt und eine junge Matrone genannt. „Aber" — fuhr sie fort — „hat das Weib bei seiner schönen unbeteiligten Stellung in der gesellschaftlichen Welt etwas Passenderes zu erwählen als das Prinzip der Ordnung, der Einfachheit und Ruhe? Einfachheit und Ruhe sind die Elemente der Schönheit, und diese soll ja unser Streben, unser Endziel sein. Der Mann schafft, zeugt, produziert, wir reproduzieren, wir ordnen das Geschaffene. Ich halte es für töricht, wenn eine Frau nicht wie Goethe allen unerquicklichen Lärm, alle Unruhe, ja allen Wechsel fern von sich hält, selbst mit Aufopferung des Reizes; die Empfänglichkeit wird durch große Gaben verwöhnt, die feinen Organe, welche sonst bei den kleinsten Luftströmungen beben, werden abgestumpft. Ich halte aber darum auch Goethe für eine neue Art Halbgott, d. h. ich glaube, das Beste des Weibes war in ihm aufgenommen und durch seine edle Männlichkeit verherrlicht, gehoben. Zum plumpen Handeln würde er nie getaugt haben." — Dabei spielte die kleine fleischige Hand, die sich weich senkend an den schönen Arm schließt, mit den Blättern des Tasso, und das Auge ruhte auf mir wie das der schönen Prinzessin Leonore. Ich fühlte Tassos Vergehen in mir und hätte sie gern umarmt, wenigstens die schönste Hand und den verführerischen Arm geküßt. In ihre Ideen eingehend beschrieb ich ihr meine Entwicklung und die allmähliche Reaktion, wie Du es nennen magst — das freute sie sehr und sie erwähnte mehrmal, warum Du mit Deiner Mäßigung, sauberen Klarheit, Deinem geläuterten

Schönheitssinn nicht eben dahin kommen könnest. Sie bat mich, bald wiederzukommen und ihren Vater kennen zu lernen, der sich sehr freuen würde, einem solchen Gange der politischen Ausbildung zuzuhören. Ich nannte Hippolyts Namen; sie entfärbte sich und Tränen traten ihr in die Augen. Ich bat, ihn mitbringen zu dürfen. Sie schwankte, mein Mitwissen erriet sie mit weiblichem Takte sogleich — das gab ein heimliches Band zwischen uns, das uns schnell einander näher brachte. Sie war verlegen, zupfte an den Bändern, sah auf die Erde, faltete auf dem Schoß die kleinen Hände und sah starr in ihre Verschlingung. Endlich hob sie langsam den Kopf, sah mich wehmütig an und sagte bittend: „Lassen Sie ihn nie allein kommen, ich fürchte mich vor ihm.“ Dies Vertrauen überwältigte mich, ich ergriff ihre Hand und küßte sie schnell; sie zog sie so schnell, als es die Artigkeit gestattet, hinweg, stand auf und empfahl sich mir. Ein Gang in die Pairskammer hielt mich ein wenig auf. — Zu Hause angekommen fand ich schon Billetts für uns zum Balle für den Abend. Hippolyt sah schmerzlich drein, als ich ihm alles erzählte.

Später.

Nun, wir sind dagewesen und werden wohl schwerlich wieder zusammen hingehen. Es war ein glänzender Ball. Alle Notabilitäten vom jungen Frankreich waren da. Er unterhielt sich viel mit Julia, und er ist allerdings ganz der Mann für sie. Ich ging in den Tanzsaal und betrachtete mir die Jugend Frankreichs. Mein Blick fiel bald auf Hippolyt und Julia, sie tanzten nachlässig, Hippolyt sprach eifrig, sah sehr erhitzt aus. Ich trat näher hinzu und sah, wie er ihre Hand krampfhaft festhielt. Der Tanz war zu Ende, er ließ sie nicht los und begleitete sie nach einem Nebenzimmer, oder vielmehr sie schien notgedrungen ihn zu begleiten. Ein unaussprechlich bittender Blick von ihr traf mich, ich folgte ihnen. Hippolyt eilte mit seiner Beute durch

die von Gästen angefüllten Zimmer nach den entlegeneren leeren. Mich bemerkte er nicht, mit dem Rücken gegen mich hielt er in einem leeren Gemach inne, umfaßte Julien und beschwor sie mit herzzerreißender Stimme, den innigsten Worten, seine Liebe nicht ferner zu verschmähen; er werde sanft und mild sein, er liebe sie bis zur Raserei. — — Julia weinte heftig, Hippolyt ließ sie los und küßte sie auf das feuchte Auge, sie schauerte zusammen, streckte die Arme nach mir aus, taumelte die wenigen Schritte bis zu mir und fiel ohnmächtig in meine Arme. —

Da näherte sich Geräusch aus dem angrenzenden Zimmer, Hippolyt sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an und griff nach Julien, um sie hinwegzutragen; ich bat ihn herzlich, es nicht zu tun, lieber eiligst die Tür zu verriegeln. — „Nein," sagte er hart; da wollte ich selbst die Ohnmächtige ins nächste Gemach retten. In dem Augenblicke ging die Tür auf, Juliens Vater trat ein. — Heut' ist Julia nicht mehr in Paris; Hippolyt hat kein Wort mit mir gesprochen und ist verschwunden; seinen Hut und Mantel hat mein Diener aus der Seine gefischt. Juliens Vater schickt eben nach mir. Lebe wohl, ich komme in diesen Tagen nach Deutschland, um eine Anstellung zu suchen.

---

38. Kamilla an Valerius.

Daß die dummen Polen auch gerade jetzt ihre Revolution anfangen mußten, während Du in der Stadt warst — von hier hätte ich Dich gewiß nicht fortgelassen, nach den neuesten Vorfällen zu fragen. Ich wünsche den lieben Leuten alles Gute, ich glaube Dir's gern, daß sie ein himmelschreiendes Recht haben, aber ich wünsche mir auch meinen Liebhaber.

Hast Du noch nicht genug Nachrichten, wirst Du nicht bald kommen? Ach ich bin wirklich schon recht böse auf Dich: das Wetter wird immer rauher, man kann beinah' nicht mehr

aus dem Hause, die Langeweile und Sehnsucht wird immer größer und noch dazu die Angst — jawohl die Angst. Höre nur! Gestern kam ein Reisewagen und brachte mir eine liebe alte Freundin, das wäre ja doch nur etwas, worüber ich mich freuen könnte; ja doch, ich freute mich sehr, aber nicht lange. Denke nur, als wir zum ersten ruhigen Gespräche kamen, da sah aus jedem Auge, jedem Zuge des Gesichts, Dein Blick, Dein Geist, die Worte waren Dein, so müßtest Du sprechen, wärst Du ein Weib; der Rede- und Tonfall ganz wie bei Dir, das ganze Wesen, der ganze Luftkreis der des Valerius — Mann ich entsetzte mich, wärst Du verheiratet, es müßte dies Deine Frau sein. Ich teilte dies alles meiner Freundin mit, sie lächelte. Wie bin ich erschrocken, als sie mir sagte, daß sie Dich kenne. O bleib jetzt, komm nicht, ich fürchte mich vor Unglück, wenn Du jetzt kommst. Ach nein, wenn sie Dich beglücken könnte, komm, komm, ich würde so gern für Dein Glück sterben. Als Du mir von Deiner ersten Liebe erzähltest, da war ich so schmerzhaft erregt und doch so überaus selig in dem Gedanken, wenn ich sie Dir wieder in den Arm legen und mein seligweinend Gesicht zwischen eure aneinander gedrückten Schultern schmiegen könnte. Du hast recht, die Liebe ist mehr als der Besitz einer einzigen Person, sie ist eine ganze Atmosphäre von Wohlwollen, und viel hat darin Raum. Wenn ich Dich nur nicht soviel geküßt hätte, das ist so schlimm, jetzt wird es mir doch viel schwerer werden, Dich am Herzen einer andern zu sehen. Du glaubst aber nicht, um wieviel lieber ich Dich habe wegen Deiner offenen Ehrlichkeit, daß Du mir gleich beim ersten Kusse sagtest, Dein Herz sei nicht mehr jungfräulich, Du hättest Liebe gewährt und genossen und liebtest noch und würdest noch geliebt. Ich kann klagen und weinen, wenn man Dich mir heute entführte, aber nicht über Dich, und das ist sehr lieb und schön. Du bleibst ewig mein unwandelbarer Stern, Du bist der ehrliche Palmerio. Komm, komm, Du

Licht meiner Augen, ich will nur Deine Gestalt sehen, das gleichgültigste Wort Deiner lieben, lieben Stimme hören und glücklich, sehr glücklich sein. Komm! — Ich lege Dir einen Brief von Konstantin und einen von der Fürstin bei — was will denn die gefährliche Frau von Dir? Ach, Du machst mir recht viel Sorge. Die gute Alberta ist so still und traurig, daß Du nicht da bist, sie sitzt fortwährend am Fenster, und wenn ein Reiter kommt, jubelt sie, und wenn Du's nicht bist, kommt ihr das Wasser in die Augen. Ach, Du bist ein Bösewicht. Auch der Graf ist so still und noch sanfter als sonst; auch er scheint Kummer zu haben. Eile, uns froh zu machen!

---

39. Valerius an Konstantin.

Ich lege Dir Williams Brief bei; sieh', wohin der einseitige Fanatismus führt. Wo jeder Gedanke von Freiheit fehlt, da gibt es nur Höhen und Tiefen, schmale Wege, jähe Abgründe; nur die Freiheit ebnet die Welt so wunderbar, daß alles gefahrlos gehen und springen kann. Man kann irren mit der Freiheit, aber an jedem neuen Morgen kann man sich zurechtfinden. Der absolutistische religiöse oder politische Glaube kennt keinen Irrtum, er kennt nur Sünde und die Sünde gebiert den Tod, sagt er selbst. William ist das Opfer des Absolutismus, Leopold wird der Spielball der Gesetzlosigkeit — er ist im belgischen Heere Kompagnie-Chirurgus, wie ich eben erfahren und spielt eine abgerissene, kümmerliche Rolle, und nur die ungeheuren, titanenartigen Kräfte erhalten oben auf der Lebenswoge den zügellosen Hippolyt; nur sein riesenhafter Geist läßt ihn bestehen mit seiner unbändigen, die Zivilisation überspringenden Freiheit. Du scheinst ihn für tot zu halten, das ist er gewiß nicht; ein solcher Romancharakter lebt noch lange in der Wildheit und wird einst, wenn seine bestialische Kraft an den Schranken

der Bildung gebrochen ist, der Anführer eines freiheitsbedürftigen Volkes. Seine Subjektivität muß erst zertrümmert werden, eh' er nützen kann. Jetzt ist er im Stadium des Danton, und nur die gefährliche Zeit fehlt, daß er sich wie jener auszeichne. Aber dieser subjektive Danton wird guillotiniert werden, und seine geläuterte Objektivität wird einst mit der neuen Gironde unserer Tage lehren. Er wird einst der hinreißende neue Vergniaud werden. Es ist ein merkwürdiger Wendepunkt in unserem Leben eingetreten. Ich gehe morgen nach Warschau, um für das heilige Recht eines Volkes gegen die Tyrannen zu fechten. Ich liebe das polnische Volk nicht eben sehr, aber für seine Sache will ich bluten und sterben. Dies asiatische Element einer Herrscher- und einer Sklavenkaste, das sie noch immer nicht ernstlich bekämpft haben, ist mir sehr zuwider. Es ist allerdings nicht der gewöhnliche Begriff der Aristokratie, die man ihnen meisthin zum Vorwurf macht, es ist eine demokratische Aristokratie, welche die Stufen unter sich wenig beachtet und eine große Gleichheit unter sich eingeführt hat; aber ich würde lieber eine aristokratische Demokratie sehen. Ihre ernstlichen Annäherungen an eine allgemeine demokratische Zivilisation sind sehr träge, wenn man selbst die Absicht der Besten, welche die Charte vom 3. Mai entworfen, wenn man die Selbständigkeit ihrer bisherigen Unterjochungsperiode abrechnet. Es ist noch viel roh Asiatisches an ihnen, aber ihre überwältigende Poesie der Vaterlandsliebe, dieses Käthchen von Heilbronn in einem ganzen Volke, ist zauberhaft, ihr Kampf ist der reinste und edelste, der gefochten werden kann. Darum will ich hin, morgen schon, aus folgendem.

Ich kehre aus der Stadt zurück, finde weiblichen Besuch auf dem Schlosse, trete ins Zimmer; an der Hand Kamillas tritt mir Klara entgegen. Freude, Überraschung, Schrecken, Besorgnis pressen mir den Namen Klara aus — ich sehe den Blitzstrahl in die schlanke Palme Kamilla zündend ein-

schlagen. Das liebe Kind ward bleich, das Wasser schoß ihr in die Augen, aber sie lächelte wie ein Engel. Klara war sanft und lieb. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich kündigte ihnen meine morgende Abreise an. Die guten Wesen haben mich alle so lieb, daß jedes nun zu sehr mit sich beschäftigt war, als daß es auf die andern hätte achthaben können. Einen Augenblick war ich durch einen Zufall, der die andern auseinandersprengte, mit Klara allein. — „Willst Du mir nicht Morgen schenken, lieber Valer, ich will sonst weiter nichts von Dir.“ Die Rührung überwältigte mich, weinend fiel ich ihr um den Hals, sie bedeckte mein Gesicht mit ihren warmen Händen, küßte mich nur auf das Auge und sprach: „Du guter Junge — ich will nichts von Dir, als Dich einmal sehen.“

Ich wäre untröstlich, erführe dieser Engel meiner Poesie, daß ich noch andere liebte und küßte. — Als Alberta zurückkam, eilte ich fort, um Kamilla zu suchen. Sie kam mir wie ein Kind sanft lächelnd entgegen, gab mir ihre Hand und fragte nur: „Sie ist es?“ — „Sie ist's,“ antwortete ich und erregt in allen Fibern meiner Seele wollt' ich das liebenswürdigste Mädchen an mein Herz drücken. Sie hielt mir die Hand vor den Mund und sagte: „Bitte, bitte, nein — Du armer reicher Mann.“ — „Willst du mir meinen Reichtum lassen?“ — „Ob ich will?“ — „Laß Klara nichts von unserer Liebe ahnen.“ „Wie kannst du bitten, was sich von selbst versteht; ich bin doch glücklich.“ Nun war ich ausgelassen lustig — Liebe, was bist du reich, und die ungeschickten Menschen machen dich so dürftig, weil sie egoistisch, jämmerlich egoistisch sind. Ich sagte Kamilla, daß ich den andern Tag noch dableiben würde. „Es ist recht schlimm, daß du gehst, wir werden alle vor Sehnsucht sterben.“

Es war ein seliger Tag, den ich von allen Seiten in Liebe gehüllt verlebte. Meine neuen Ideen, die Kamilla zur Sprache brachte, weil sie unser Lebensodem geworden

sind, waren für Klara neu; meine alten, deren Klara erwähnte, waren's für Kamilla, Alberta flog wie ein Schmetterling zwischen uns. Ich habe einen Tag in Indien gelebt, wir haben unser Herzblut ausgetauscht. Allein konnt' ich, durft' ich mit keiner sein, allen Abschied verbat ich mir sogleich; wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, nur den guten Grafen küßte ich im Vorsaale herzlich ab, nahm Reisegeld von ihm an, versprach zu schreiben und, wenn mich keine Kugel träfe, bald wieder zu kommen. Der liebe Mann weinte und segnete mich wie ein Vater. — Ich hatte mir mein Pferd satteln lassen, brachte meine lieben Zuhörerinnen in ein erhebendes Gespräch über ein weites reiches Leben nach dem Tode, über seinen Vorgeschmack, die Freiheit, und die Opfer, die wir ihr bringen müßten. — Der erhobene Mensch trägt alles Leid noch einmal so leicht; das Herz besitzt unglaubliche Kräfte, man muß sie nur wecken. Wir glühten alle von Begeisterung für das Edle und Große, und die Mädchen wären alle mit gestorben, wenn es des Todes bedurft hätte. Da ging ich hinaus, setzte mich aufs Pferd, ritt unter das Fenster und rief. Sie öffneten hastig, in vollem Lichte standen sie beide, meines Herzens Arme. Alberta mußte zufällig eben das Zimmer verlassen haben. Der Mond schien auf mein tränenweiches Gesicht Ade, meine Liebe, sprach ich, in einer freieren Welt wieder. Fort ritt ich, und sah nur noch, wie sich die lieben Mädchen in die Arme fielen. Taugt mein Dichten und Trachten nicht für diese gesellschaftliche Welt, so wird mich wohl eine russische Kugel treffen. Ade Deutschland, vielleicht seh ich dich nie wieder. Kommst Du her, wie Du schreibst, so suche die Bekanntschaft der Fürstin, und sage ihr, wenn ich am Leben bliebe, würde ich ihr einst antworten. Sie hat mir einen wunderbar klugen Brief über William, Hippolyt, Leopold und alle diese betreffenden Verhältnisse geschrieben. Man darf sie nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe messen, sie ist ein

merkwürdig Weib, die vielleicht durch allzu spitze Klugheit sich und andere verderbt. Ich schreibe Dir dies in Breslau — lebe wohl, ich reise. Halte Dein Herz munter, Freund, laß es nicht vertrocknen.

---

40. Der Oberst Ricki an den Grafen von Topf.

Im März 1831.

Ihrem Verlangen gemäß, sehr geehrter Herr, hab' ich mich nach Herrn Valerius überall erkundigen lassen, kann Ihnen aber leider nur einen unvollständigen, traurig klingenden Bericht mitteilen. Die ihn umgebenden Reiter haben ihn bis nachmittags ungefähr zwei Uhr tapfer bei Grochow kämpfen sehen, nach dem großen Kavallerieangriff der Russen ist er vermißt worden. Noch weiß niemand was ihm widerfahren, freilich ist es das Wahrscheinlichste, daß er gefallen, es waren der Toten soviele, der Feind drang bis auf unsere Stellungen, es ist fast unmöglich, das Schicksal eines einzelnen zu ermitteln.

Gestatten Sie mir, Herr Graf, die Versicherung vorzüglicher Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein usw. usw.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

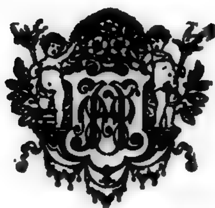
Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zweiter Band.

Das junge Europa. II.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Das junge Europa.

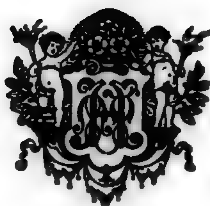
Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Die Krieger.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Die Krieger.

1.

Es war spät am Abende, ja die Nacht brach schon herein, als ein kleiner polnischer Wagen vor einem Gehölz hielt. Die kleinen Pferde prusteten angegriffen, denn es war kein eigentlicher Weg, auf welchem sie dahergekommen waren, und der Boden war halb feucht und halb gefroren. Dazu herrschte eine undurchdringliche Finsternis, die Tiere schienen selbst voll Angst zu sein; wie denn bekanntlich das Pferd eines der sensibelsten Geschöpfe ist und fast überall nur Eindrücken der Furcht nachgibt. Dazu knallte bald hier, bald da noch ein Schuß, plötzlich und unerwartet jagte ein Reiter oder ein Fuhrwerk vorüber — es war nicht zu verwundern, daß man dicht neben ihnen den warmen Dampf spürte, welchen sie ausströmten. — Aus dem kleinen Wagen kroch eine Figur und schritt in das Gehölz. Dort schlug sie Feuer, zündete in einer alten Laterne ein Lichtstümpchen an und schloß die kleine blecherne Tür sogleich wieder. Die Wände der Laterne waren trübes, schmutziges Horn, das Licht gab also nur einen sehr matten, unsicheren Schein, bei welchem kaum die äußeren Umrisse des Mannes zu erkennen waren.

Er trug einen langen Mantel, sein Gesicht war durch eine tiefe Mütze halb verhüllt — nur wie er mit der Laterne am Gesträuche herumsuchte, kam er einmal mit dem Lichte bis in die Nähe der Brust, und man sah einen dichten grauen Bart aus dem Mantel herausgucken.

Sein Bestreben ging dahin, einen Zugang ins Gehölz

zu finden, und bald fuhr er auch seinen Wagen mitten in eine kleine Birkenschonung hinein, deren junge Stämme und Zweige Pferden und Rädern nachgaben.

Darauf barg er die Laterne unter dem Mantel und schritt eiligen Fußes auf der entgegengesetzten Seite aus dem Hölzchen. Man kann eigentlich nicht sagen, er schritt, es war mehr ein geräuschloses Hinschlüpfen. Im Freien angekommen, kauerte er sich zusammen und horchte mit angehaltenem Atem. Aber der Wind fuhr eben rauh über die Fläche und warf harten, eisigen Regen durcheinander. Es war kalt und schauerlich. Als jedoch der heftige Windstoß vorüber war, drang es wirklich wie ein leises Geräusch von allen Seiten her, aber das Geräusch war wunderbar und ungewöhnlich, bald war es einem Wimmern, bald dem Hufschlag von Pferden, bald dem Gestöhn eines Tieres ähnlich — ein neuer Windstoß, und es war nichts zu vernehmen.

Der graubärtige Mann schien befriedigt und huschte weiter fort auf der nassen Erde, ohne die Laterne hervorzubringen. Plötzlich strauchelte er und fiel auf die Seite. Lautlos raffte er sich wieder zusammen, öffnete den Mantel ein wenig und suchte mit dem trüben Lichte seiner Hornleuchte, was im Wege liege.

Es war ein Mensch, der auf dem Angesichte lag. Ringsum floß eine schwarze Masse, in welcher die einzelnen fallenden Schneeflocken schmolzen, und die man selbst bei der düsteren Beleuchtung für Blut erkannte. Der Graubart rückte näher und beleuchtete den Körper von unten bis oben. Darauf schüttelte er den Kopf, setzte die Leuchte beiseit und versuchte es, den Menschen umzuwenden. Mit Mühe gelang es ihm; denn der Körper wog schwer, es war ein Leichnam. Der Alte nahm die Leuchte wieder zur Hand, das Gesicht war von Blut besudelt, aber des Alten Forschen ging auf einen Orden, den der Tote auf der Brust trug. Er untersuchte ihn beim Schein der Laterne. Davon abstehend hielt er eine

Weile inne und seufzte tief. Dann riß er des Toten Rock auf, leerte ihm die Taschen und schlüpfte weiter.

In einiger Entfernung gab's ein heftig Stöhnen — der Alte näherte sich vorsichtig, prallte aber wie von einem heftigen Stoße zurück, daß der Mantel aufschlug und die Leuchte schimmerte. Es war ein sterbendes Pferd, das mit dem Tode ringend die Vorderfüße in die Erde hieb und dann röchelnd zusammenbrach. Der Alte nahm ein Pistol aus dem Sattel, untersuchte vorsichtig, ob es geladen sei, und versuchte sodann, auch das andere hervorzuziehen; er war aber zu schwach, die daraufliegende Wucht des Tieres zu lösen.

Jetzt schlug er den Mantel zurück, erhob sich und ging offen mit seiner Leuchte weiter. Links und rechts fand er Leichname und Kadaver von Pferden. Er untersuchte überall, nahm, was er fand, schob's in die Taschen eines weiten schwarzen Gewandes, das er unter dem Mantel trug, und ging weiter.

Erschöpft setzte er sich endlich auf die Kruppe eines toten Pferdes, stellte die Leuchte an die Erde und seufzte tief und schwer. „Russen, Russen, nichts als Russen — o Joel!"

Bei diesen leise gemurmelten Worten stemmte er die Hände auf die Knie, der lange Oberkörper hob sich geisterartig aus dem Mantel, und bückte sich nach vorn. Das schmutzig-gelbe Licht der Laterne fiel zum ersten Male völlig auf ihn. Es war ein alter, von Haaren fast unkenntlicher Judenkopf. Der weißgraue Bart bedeckte die untere Hälfte des Gesichts und ging bis dicht an die Backenknochen. Auch von den Wangen selbst und von der scharfen großen Habichtsnase hingen einzelne lange Haare, und die Augenbrauen buschten sich mit ihrem noch dunkel gebliebenen Kolorit bis an die Augenlider. Die Figur war lang und schmal und gebückt, in einen anliegenden schwarzen Rock gehüllt, der bis auf die Füße reichte und von seidenem Stoff zu sein schien, wie ihn die polnischen Juden heute noch tragen. Seine

mageren langen Hände, mit schwarzen Haaren bedeckt, stachen grell von dem dunkeln Kaftan ab.

„O Joel, mein Joel!“ stöhnte er aufs neue und erhob sich wieder und schritt weiter zwischen Leichen und Kadavern, die jetzt mitunter zu großen Haufen im Wege lagen. Es war kein Zweifel mehr, daß er auf einem Schlachtfelde wandelte. — Aus einem Haufen drang plötzlich das deutliche Wimmern eines Menschen. Der Alte steckte hastig seinen Kopf vorwärts und horchte, und als sich das Gestöhn wiederholte, schritt er schnell darauf zu. Es drang mitten aus einem Hügel von Leichen. Mit riesenmäßiger Anstrengung, die niemand dem alten Manne hätte zutrauen sollen, warf er die oben liegenden Körper auf die Seite und drang zu dem noch Lebenden. Er richtete ihn halb auf und griff in die Tasche, brachte eine Flasche hervor und gab ihm zu trinken. Dem Unglücklichen waren die Beine zerschossen. Der Alte streichelte ihm heftig das Gesicht und fragte mit fliegenden Worten, wo die Kickischen Ulanen zuletzt gefochten hätten. „Sage mir's, Freund, sage mir's gleich, ich komme wieder und nehme dich mit.“

Der Verwundete streckte den Arm aus und wies nach Westen. „Ist es weit?“ Verneinend schüttelte jener den Kopf.

Da nahm der Alte heftig die Leuchte und wollte von dannen, aber der zerschossene Soldat griff krampfhaft in den langen Mantel, und sein Wimmern und seine Mienen beschworen den Juden, ihm zu helfen. Mit einem Ruck machte sich indessen dieser los, sprach: „Ich komme zurück!“ und schritt hinein in die Finsternis.

Schneidend drang das Gestöhn des Verlassenen durch die Nacht.

Der alte Jude war nicht lange gegangen, da stolperte er über Kürasse und Helme. — „Gott meiner Väter, ich bin auf dem rechten, traurigen Wege,“ murmelte er vor sich hin, „mit diesen eisernen Männern haben sie gefochten.“ Und

überwältigt von Angst und Sorge brach er in lautes Wehklagen aus: „Joel, Joel, Sohn meiner Esther, wo bist du?!“

Hastig unter den Riesenleichnamen der Kürassiere herumsuchend, die auf und unter den ungeheuren Pferden lagen, wiederholte er diesen Schmerzensruf unaufhörlich.

Auf einmal vernahm er in einiger Entfernung eine Stimme, aber der Wind warf den rasselnden Eisregen dazwischen, er konnte nichts Deutliches vernehmen.

„Manasse, mein Vater!“ klang es von neuem. „Joel, ich komme, Joel —“

Aber statt hinzueilen, duckte er sich zusammen zwischen die Füße eines toten Pferdes und regte sich nicht. Seine aufmerksamen Sinne hatten ihn auch nicht getäuscht, ein Trupp Soldaten kam über das Schlachtfeld dahergeritten gerade auf den Ort zu, wo Manasse lag, die Leuchte fest in den Mantel hüllend. Ob sie versprengt, ob Freund oder Feind waren, wer konnte es wissen.

Ein Mann mit einer hell brennenden Laterne schritt voraus, die Pferde gingen schlurfend und unruhig zwischen den Leichen, sie kamen dicht zu Manasse; kaum wagte er es, hinzusehen nach den in Mäntel gehüllten Reitern.

Dicht in seiner Nähe hielten sie, und einige stiegen von den Pferden. Manasse hörte ihre Sprache; es waren Russen. Zitternd vor Frost drückte er sich tiefer in die Weichen des toten Pferdes.

2.

Es schien, als ob sie den Körper eines bedeutenden Offiziers suchten. Alle Leichen wurden betrachtet, und sie kamen dabei Manasse so nahe, daß ein Reiter mit seinen Sporen in des Juden Mantel hängen blieb. Manasse regte sich nicht, das morsche Tuch gab nach, der Reiter sah sich um, aber da die Laterne auf einer andern Seite leuchtete, so entdeckte er den zitternden Juden nicht.

Als sich die suchende Gruppe ein wenig entfernt hatte, machte sich Manasse auf und schlüpfte nach der Gegend, wo er Joels Ruf vernommen hatte. „Joel — Joel!“ flüsterte er ununterbrochen mit gedämpfter Stimme. Die Laterne durfte er nicht zum Vorschein bringen, und so kam's, daß er in einen tiefen Graben stürzte, dessen Oberfläche mit einer dünnen Eisrinde bedeckt war. Die Laterne zertrümmerte und verlosch. Er raffte sich mühsam auf — „Manasse — Manasse!“ klang's in seiner Nähe. Das gab ihm Kraft, sich vollends aus dem Graben herauszuarbeiten. „Mein Sohn, mein Joel, mein Joel!“ — und so eilte der Durchnäßte dem Rufe zu.

Er fand seinen Sohn halb aufgerichtet, und nun brach aus dem Alten ein wirbelndes Gewitter von Empfindungen los. „Mein Sohn, mein Joel, Esthers Sohn — lebst du, wo haben dich die Ismaeliter verwundet, o mein Joel!“ Und dabei fuhren zitternd, liebkosend, schnell, aber behutsam die Hände des Alten über den ganzen Körper des Sohnes.

Joel beruhigte ihn mit der Versicherung, die Wunde sei unbedeutend und hindere ihn nur am Gehen.

„Auf, mein Sohn, hänge dich auf meine Schultern, der Wagen harrt unserer im Hölzchen.“

Joel aber bedeutete seinem Vater, erst müsse sein Nachbar dahin gebracht werden, dieser habe ihn durch den letzten Schluck aus seiner Flasche wieder ins Leben zurückgerufen.

Manasse war eine Zeitlang sprachlos, der Ideengang seines Sohnes mocht' ihm augenblicks ganz unfaßlich erscheinen. — „Törichter Joel, mach, hänge dich auf meine Schultern, ich werde Mühe haben, dich über den Graben zu bringen — ach Sohn meiner Esther,“ und Schluchzen hemmte seine Worte, er fühlte von neuem besorgt an Joels Körper herum. „Joel, wo ist die Wunde, welche dir die Gottlosen geschlagen?“

Joel bestand darauf, daß erst sein Nachbar in Sicherheit gebracht werde. „Er war der bravste Soldat, und da liegt

er erstarrt, kaum fühl' ich noch einen Rest Leben in ihm, Vater Manasse, eilt, schafft ihn zum Wagen, und holt dann mich."

Jetzt brach des Alten Leidenschaft in stürmende Worte aus, er schalt seinen Sohn einen halbchristlichen Narren, und man wußte nicht mehr, ob das unterbrechende Schluchzen mehr Mitleid oder Zorn gegen seinen Joel sei — „was kümmert dich der tote Idumäer, komm, halte dich fest!" — Und damit schickte er sich an, seinen Sohn aufzuladen.

Joel weigerte sich entschieden; des Alten Zorn stieg auf das höchste — da kamen die suchenden Russen auf sie zu, wahrscheinlich aufmerksam gemacht durch die lauten Worte des Zwiegesprächs. Manasse drückte schnell seinen Kopf in den Schoß seines Sohnes, und bedeutete diesem leise, sich still zu verhalten. Aber obwohl die Russen schon dicht am Graben waren, so konnte er es doch nicht unterlassen, seine heftige Entrüstung fortzumurmeln über die Torheit Joels; wie ein gereizter Hund leise fortknurrt, wenn er nicht mehr bellen darf.

Die Russen standen am Graben und horchten — Manasse regte sich nicht mehr; sie wendeten sich nach einer andern Seite.

Bald erhob sich der vorige Streit zwischen Vater und Sohn aufs neue — Manasse raufte sich den Bart und schlug bald nach Joel, bald streichelte er ihn. Er fand in seinem Kopfe nicht die kleinste Beschönigung für solchen Wahnsinn, und dies brachte ihn immer von neuem außer sich.

Joel aber blieb unerschüttert, und so mußte der Alte endlich weichen, wenn er den eigenen Sohn nicht seinem traurigen Schicksal überlassen wollte. Der Nachbar Joels lag auf zwei toten Kürassieren, also zum Teil im Trocknen, Joel hatte auch ein Stück Mantel über ihn gebreitet.

Unter heftigen Verwünschungen lud ihn Manasse auf sich und schleppte ihn ziemlich unsanft durch den Graben. Dann kam er zurück und brachte auch Joel hinüber. „Laß uns forteilen," rief er, am andern Ufer ankommend, „der Mensch ist tot."

„Und hörst du nicht sein Stöhnen, Vater Manasse,“ damit machte er sich heftig vom Vater los, fiel an die Erde und stieß einen Schmerzensschrei aus, da der Fall seine Wunde berührt hatte.

„Joel, mein Blut —“

„Bei unserer Mutter Esther beschwör' ich dich, Vater Manasse, bringe den Mann fort!“

Seufzend tat es Manasse. Keuchend kam er zurück, trocknete sich den Schweiß und lud seinen Sohn auf den Rücken. „Meine Glieder zittern vor Frost, und doch rinnt der Schweiß über meine Stirne, kaum hab' ich den Wagen wieder gefunden — o Gott meiner Väter, wie züchtigst du mich, weil mein eigen Blut, dieser Joel, mit den Ismaelitern unsere Sitten vermengt, o, törichter, törichter Joel.“

Während er abgebrochen diese Worte sprach, waren sie in die Nähe jenes Verwundeten gekommen, welcher dem Alten kurz zuvor den Weg zu seinem Sohne gezeigt hatte. Er bat in herzzerschneidenden Tönen, ihm zu helfen, und erinnerte den Alten an sein Versprechen, da dieser dicht an ihm vorüberging und trotz der Finsternis an der Stimme zu erkennen war.

„Vater Manasse, was hast du versprochen?“

„Schweig, Joel — nichts hab' ich versprochen!“ — und rascher ging er vorwärts.

Immer kläglicher ward das Winseln des Zurückbleibenden. Sie kamen zum Wagen. Sorgfältig legte der Alte seinen Sohn in das Heu, womit der kleine verdeckte Wagen angefüllt war, nahm die Pferde am Zügel und brachte mit vieler Vorsicht den Wagen aus dem Gehölz.

„Vater Manasse, hole den Unglücklichen!“

„Schweig, kindischer Joel, kann ich das ganze Schlachtfeld meinen kleinen Krabben aufladen, kindischer Joel!“

Damit setzte er sich vornhin und fuhr in die Nacht hinein, die ein wenig heller geworden war durch den dichten Schnee, welcher seit einigen Minuten dicht herabfiel.

3.

Es war das Schlachtfeld von Grochow, aus dessen Nähe die kleinen Pferde den Wagen zogen. Am Tage vor dieser unfreundlichen Nacht hatten die Polen und Russen zum dritten Male auf das erbittertste miteinander gekämpft. Die Ebene von Warschau, welche sich ostwärts an die nahen Wälder erstreckt, war drei Tage lang der Schauplatz mörderischen Kampfes gewesen.

Bekanntlich fließt der breite Weichselstrom rechts an der polnischen Hauptstadt Warschau vorüber. Die eigentliche Stadt liegt also an seinem linken Ufer nach unseren Ländern zu, und wenn man so sagen darf, auf der europäischen Seite. Am Ufer des Flusses hin prangen große Paläste, und das stolze Warschau gewährt von der großen Brücke, welche hinüber führt zur östlichen Vorstadt Praga, einen königlichen Anblick. Man irrt sehr, wenn man bei dem Worte „polnische Hauptstadt" seine Vorstellung nur ein wenig von dem Anblick und Begriffe polnischer Ortschaften steigert: Warschau gehört zu den imponierendsten Hauptstädten Europas.

Die Vorstadt Praga nun, ein befestigter Brückenkopf, war der erste Stützpunkt der polnischen Armee, welche sich auf den Feldern angesichts der großen Waldungen ausgebreitet hatte. Die Russen rückten von Osten her in den letzten Tagen des Februar aus jenen Wäldern heraus. Diebitsch war ihr Heerführer, und angesichts Pragas entspannen sich die zwei Tage lang dauernden stürmischen Gefechte, welche man die Schlacht bei Praga nennt. Sie führten äußerlich zu keinem besonderen Resultate, und die Schlacht wird von der Geschichte eine unentschiedene genannt, war aber von großem moralischen Einflusse. Überall hatte man erwartet, Diebitsch werde mit der großen russischen Armee die nach Zahlenverhältnis unbedeutenden Truppen der Polen werfen, über die Pragaer Brücke nach Warschau hineindringen

und so den Aufstand endigen. Das war indessen nicht gelungen. Die historisch bekannte leidenschaftliche Vaterlandsliebe der Polen, welche man bei dem sonstigen Wesen dieser Nation hier und da bereits für Prahlerei hielt, hatte auf eine überraschende Weise Wort gehalten. Und zwar unter den ungünstigsten Verhältnissen. Denn es gebrach ihnen vor allen Dingen an einem Mittelpunkte ihrer militärischen Kraft, an einem verlässigen Heerführer. Chlopicki, in der Zeit des Aufstandes am letzten Tage des November zum Oberbefehlshaber ernannt, hatte nie an die Möglichkeit geglaubt, dem mächtigen Rußland militärisch die Spitze bieten zu können, hatte sich auf Unterhandlungen eingelassen, die Rüstungen vernachlässigt, und am Ende störrisch seine Diktatur niedergelegt, als die zum Äußersten entschlossene Nation ihm in den Weg trat. Chlopicki war aber der einzige populäre Mittelpunkt des Heeres, unzweifelhaft tapfer und ein tüchtiger Führer aus der Napoleonischen Schule. Die Wahl eines neuen Führers war unsäglich schwer. Einen zweiten so hervorragenden General gab es nicht, jede Wahl mußte also die nicht Gewählten kränken. Besonders bei einer so ehrgeizigen und eifersüchtigen Nation. Man entschloß sich zu dem traurigen Auswege, einen Nichtmilitär, den Fürsten Radzivil, einen alten, höchst wackeren Patrioten zum Generalissimus zu erwählen. In der Hoffnung, er werde nur für Chlopicki den Namen hergeben.

So geschah es nun wohl auch, denn der graue Chlopicki setzte sich zu Pferde und ritt hinaus ins Lager. Er hat ein starres, gerötetes Soldatenantlitz, weißgrauen Bart, hellblaue scharfe Augen. Prüfend sah er nach den Wäldern hinüber, aus welchen die Russen sich entwickelten, und ordnete die Treffen. Aber es war ein halbes Wesen mit dem Kommando ohne Titel. Nicht alle Führer gehorchten unbedingt und schnell, und es war mehr die erstaunenswerte ritterliche Tapferkeit der auf eigene Hand fechtenden Korps, welche die Schlacht in den Tagen bei Praga aufrecht erhielt.

Beide Heere waren übrigens in diesen Tagen noch nicht in voller Kraft. Abteilungen der polnischen Armee waren nordöstlich ein wenig vorgeschoben, um die Vereinigung eines großen russischen Korps mit Diebitsch zu hindern. Die überlegene Zahl der Russen hatte dies aber vereitelt, am Tage von Grochow war alles konzentriert.

Grochow ist ein kleines Dörfchen auf der Ebene von Praga. Nach diesem drängte sich an diesem Tage die Hauptschlacht. Ein Erlengebüsch war der Preis des Sieges, dasselbe Gebüsch, in welchem Manasse die Nacht darauf sein Fuhrwerk verbarg.

Diebitsch hatte am Ende bei so hartnäckigem Widerstande die Entscheidung des Tages auf einen großen Reiterangriff gesetzt, und Chlopicki war bei neuer Eroberung des Gebüsches von einer Granate niedergeworfen worden. Schon vorher hatte sein scharfes Auge die Entwicklung der Reitermassen am fernen Waldessaume entdeckt, und ununterbrochen hatte er nach Kavallerie gerufen. Aber er war nicht Generalissimus und Fürst Radzivil nicht bei der Hand. Noch als man ihn forttrug, wies er fortwährend mit seinem Pfeifenstummel zurück und flehte um Kavallerie.

Von Praga aus läuft mitten durch die Ebene die breite große Heerstraße in die Wälder hinein über Siedlce bis an die altpolnischen Provinzen. Sie war der Mittelpunkt des auf diese Tage folgenden Krieges, der rote Faden aller Treffen und Schlachten vor der bei Ostrolenka. Auf und neben dieser Straße war der kolossale Angriff von Reitern einhergedonnert, welchen Diebitsch angeordnet hatte. Auf der Straße selbst kamen die gewaltigen Kürassierregimenter, unter welchen das Riesenregiment Prinz Albrecht, an der Seite der Chaussee die leichtere Reiterei.

Dieser Angriff nun war durch den kalten Mut der polnischen Infanterie, welche sich in Karrees formierte, und erst in der dichtesten Nähe des Feindes ein mörderisches Rottenfeuer eröffnete, er war durch die gewandte Tapferkeit

der Kickischen Ulanen zersprengt worden. Die besudelten, zersprengten, abgematteten Reste, welche nach dem Saume des Waldes zurückkamen, nötigten Diebitsch, den Tag aufzugeben und in die Wälder zurückzugehen.

Bei diesem blutigen Reitergefechte waren Joel und sein Nachbar gefallen.

Durch Chlopickis Fall war aber auch unter den Polen eine solche Ungewißheit entstanden, daß niemand recht wußte, wie die Schlacht stand. Wer eben am Kampfe war, kämpfte aufs beste, ein großer Teil des Trains zog aber bereits schon im Rückzuge über die Brücke von Praga, und der Generalissimus Radzivil selbst hielt unsicher mit seinem Pferde am Brückenkopfe.

So lagen die Sachen an jenem rauhen Spätabende, und weder Manasse, der jenseits aus der Waldung gekommen war, noch Joel, der bald polnische, bald russische Partien vorübereilen gesehen hatte, wußte, wie das Schicksal des Tages entschieden worden sei. Im allgemeinen kamen indessen beide dahin überein, das Resultat für die Polen günstig anzusehen, da Manasse auf seiner Herfahrt durch den Wald nur mit Mühe den rückwärts marschierenden Russen ausgewichen war. Dies regte nun aber auch wieder die größte Bedenklichkeit auf, ob man sich auf den Weg nach der Heimat machen dürfe, da dieser eben durch jene Wälder führte, oder ob es geratener sei, nach Warschau zu fahren. Der Wagen kam eben an der großen Chaussee an, und man mußte sich entscheiden.

Manasse hatte viel gegen Warschau einzuwenden: es sei ein teurer Ort, man werde abgesperrt von allem Verkehr, das Haus in der Heimat bliebe allen Zufällen preisgegeben, an Pflege für den Verwundeten dürfe man auch nicht denken, da soviele Tausende darauf Anspruch machten. Im Hintergrunde lag ihm auch der lebhafte Wunsch, dem Sohne die Soldatenjacke wieder auszuziehen, worauf in Warschau durchaus nicht zu rechnen war. Zur Sicherheit kannte Manasse alle kleinen Wege durch die Wälder und meinte zuversicht-

licher, als sonst seine Art war, man würde gewiß glücklich durchkommen, wenn man sich weit genug rechts von der großen Straße halte nach dem Schlosse des gnädigen Herrn zu.

Anfänglich hatte sich Joel lebhaft widersetzt, der letzte Zusatz schien ihn aber anders zu stimmen. Der Alte mochte ihn nicht ohne Absicht beigebracht haben, Joel schwieg — Manasse fuhr quer über die Chaussee nach dem Walde zu.

4.

Die Finsternis zwischen den Bäumen war natürlich noch dichter und das Fahren sehr beschwerlich. Manasse zitterte und klapperte vor Frost in den nassen Kleidern, sprach aber kein Wort. Er mochte indes noch so oft absteigen, und rechts abführende Wege suchen, indem er mit den Händen herumtastete, immer hörte man von Zeit zu Zeit auf der linken Seite den verworrenen Lärm russischer Kriegsvölker. Nicht selten mußte er stillhalten, weil er bald eine marschierende, bald eine reitende Truppe vor sich hörte. Es blieb auch nicht aus, daß sich einzelne Nachzügler am Wege fanden, welche vor Wunden oder Erschöpfung nicht weiter konnten und den Wagen in Anspruch nahmen. Glücklicherweise war aber Manasse der russischen Sprache völlig mächtig, und er wies alle Zudringlichen mit dem barschen Bedeuten ab, er führe einen verwundeten russischen General.

Bei alle dem war die Lage äußerst gefährlich; wenn die Russen die polnischen Uniformen auf dem Wagen erkannten, so war das Äußerste zu befürchten. So nötig ihnen also auch das Tageslicht war zum Auffinden des Weges, so besorgt sahen sie doch das verdrießliche Grau des Morgens heraufdämmern.

Und das Unglück stand auch schon am Wege. Nicht weit von ihnen teilte sich die Straße; am Scheidepunkte hielt

ein russischer Offizier zu Pferde. Als er das Fuhrwerk erblickte, kam er ihm einige Schritte entgegen und forderte mit rauhen Worten die Abtretung des Wagens. Manasse brachte die gewöhnliche Entschuldigung vor. Der Offizier ließ sich aber nicht hindern, zog den Degen, gebot Halt und steckte den Kopf nach dem Wagen hinein. Glücklicherweise war jener Mantel, womit Joel auf dem Schlachtfelde seinen Nachbar zugedeckt hatte, von einem russischen Kürassier. Joel suchte deshalb in Eile sich selbst damit zu bedecken, und da er ebenfalls Russisch verstand, so rief der drohend, der Kamerad möge einen russischen General nicht aufhalten. Der Offizier an die unterwürfigste Subordination gegen Höhere gewöhnt, wollte sich eiligst zurückziehen, als Valerius — so hieß der Nachbar Joels — zum ersten Male die Besinnung wieder erhielt und sich ein wenig aufrichtete. Der plötzliche Stillstand des Wagens, das heftige Gespräch mochten dazu beigetragen haben. Durch diese Bewegung ward der Mantel zurückgeschlagen, und der Offizier sah noch mit dem letzten Blicke polnische Uniformen. Da erhob er ein lautes Fluchen, hieb mit dem Säbel nach Manasse und griff nach der Pistolenhalfter. Manasse war aber dem Hiebe glücklich ausgewichen, Joel schob sich, so schnell und so weit es seine Wunde gestattete, vorn nach der Öffnung des Wagens und drückte ein Pistol nach ihm ab. Der Schuß traf, der Reiter wankte, Manasse hieb in die Pferde, und der Wagen flog rechts in den Weg hinein.

Es war dasselbe Pistol, welches Manasse auf dem Schlachtfelde mitgenommen und unterwegs seinem Sohne gegeben hatte. Dies rettete sie für den Augenblick; der Schuß hatte aber ihre Lage doppelt bedenklich gemacht. Er mußte alles aufregen, was von Feinden in der Nähe war, und wirklich hörten die Flüchtigen bald mehrere Schüsse hinter sich fallen und Lärm von vielen Seiten. Manasse trieb die bereits erschöpften kleinen Pferde auf das äußerste an und

fuhr in jeden noch so schwach angedeuteten Weg hinein, welcher sich nach rechts hin öffnete.

Nach einer Viertelstunde hörte aller Weg auf, und sie waren mitten im unwirtlichen Forste. Die beschneiten Kiefern sahen sie trostlos an, der Schnee fiel dichter, sie waren ratlos. Manasse stieg wimmernd und betend ab, um einen Ausweg zu suchen. Valerius war unterdessen völlig zu sich gekommen, Joel sah jetzt hastig nach des Nachbars breiter Kopfwunde. Es war der tüchtige Hieb eines handfesten Kürassiers. So gut er konnte, verband er wenigstens die klaffende Stelle mit seinem Halstuche und setzte Valerius von dem in Kenntnis, was mit ihnen vorgegangen war.

„Und warum fahren wir zu den Feinden statt nach Warschau?“ fragte dieser verwundert.

„Still, still,“ erwiderte Joel, „wo ich Sie unterbringen werde, gibt's keine Feinde, es ist eine überaus patriotische Familie, Sie werden mit Bequemlichkeit geheilt, die alte Gräfin —“

Ein durchdringender Schrei Manasses unterbrach ihn. Sie fuhren hastig an die Öffnung des Wagens, Manasse kam an den Wagen gestürzt, die Pferde gerieten in Bewegung, ein Wolf sprang durch die Bäume, graurot, mager, den Kopf mit den tödlichen düsteren Augen nach dem Fuhrwerke gerichtet. Valerius und Joel schrien ebenfalls jach auf, die Pferde jagten mit dem Wagen in die Bäume hinein, die Achsen und Rippen des Fuhrwerks krachten, mit Mühe erhaschte Joel die Zügel und sprang, seine Wunde vergessend, aus dem Wagen. Ebenso tat Valerius, dessen Füße ihn nicht hinderten, rückwärts nach dem verlassenen Schauplatze zu laufen. Joel konnte nicht wieder von der Erde in die Höhe und schrie auf das kläglichste: „Manasse, Vater Manasse!“

Der Alte war bei dem plötzlichen Anrücken des Wagens auf die Seite geworfen worden und zurückgeblieben. Alles das lag im Zeitraume von wenig Augenblicken.

Valerius fand noch vom Schlachtfelde den Säbel an seiner Seite, und obwohl ihm Schmerz und Betäubnis durch die Wunde bei der plötzlichen Bewegung alle Gegenstände in eine Art von Nebel hüllte, so tappte er doch mit gezogener Klinge vorwärts.

Manasse kauerte an einem Baume, zitterte und bebte, und wies mit den Händen nach der Seite: „Er ist vorüber, ist vorüber.“

Kaum vermochte es der schwache Valerius, den in diesem Augenblicke noch schwächeren Alten aufzurichten. Diesem hatte die Todesangst alle Sehnen zerschnitten. Straff und geschmeidig war er bis hierher durch soviel Gefahren gegangen, und vor dem wilden Tiere brach er zusammen. Er gestand es später, daß ihm ein ganzer Trupp Feinde nicht so fürchterlich seien als ein gefährliches Tier. „Es sind doch Menschen,“ sagte er mit schwacher Stimme, als er bis zum Wagen gekommen war und sich ein wenig erholt hatte, „es sind Menschen, für tausend Dinge zugänglich, mit Organen wie ich, mit Schwächen wie ich. Sie können auf mich schießen, und meine Furcht ist nicht so groß, sie können vorbeischießen — aber die Bestie hat keine Schwäche mit mir gemein, ihre Zähne treffen immer — ach Joel!“

Trotz seiner Schwäche sah er, daß der Sohn hilflos an der Erde lag, und mit zitternden Händen griff er nach ihm. „Joel, warum tust du dir solchen Schaden! Das wilde Tier sprang vorbei, weil wir alle geschrien haben, wozu steigst du mit dem kranken Beine vom Wagen! — —“

Joel verbarg seinen Schmerz und ließ sich von Valerius und dem Alten wieder hinaufheben. Darauf untersuchte Manasse voll Angst und Sorge, ob und wie der Wagen zerbrochen wäre, sah sich indessen immer noch vorsichtig um, ob noch eine Bestie in der Nähe sei.

Der Wagen war zwar beschädigt, aber nicht so arg, daß die Weiterfahrt nicht hätte gewagt werden können. Er war

durch den plötzlichen Ruck der Pferde auf einen schmalen freien Platz gebracht worden, und es öffnete sich wieder ein enger Weg rechts in den Wald hinein. So fuhren sie denn in Gottes Namen weiter. Manasse war noch totenbleich, und die großen schwarzen Augen lagen erloschen tief in den Höhlen, die langen erstarrten Finger hielten unsicher die Lenkstricke der Pferde.

So ging's einige Stunden fort. Es zeigte sich kein Wechsel: immer dieselben unwirtlichen Kiefern, derselbe halb verschneite Weg. Valerius sagte, ob man nicht den Pferden etwas Heu vorlegen wolle. Manasse schüttelte schweigend den Kopf. Man könne indessen ein Feuer anmachen, um sich ein wenig zu wärmen. Manasse selbst vor Frost klappernd, schüttelte schweigend den Kopf. — Der Alte war zwar von Wilna bis Lemberg und von Brody bis Kalisch mit allen Wegen und Stegen des alten Königreichs bekannt, aber wer einmal auf Irrwege gerät in diesen polnischen Wäldern, namentlich wenn der Schnee die Gegenden alle gleich macht, der braucht auch bei genauer Kenntnis des Landes oft Tag und Nacht, eh' er sich wieder zurecht findet. Manasse sah immer aufmerksam vor sich hin und trieb die müden Pferde ununterbrochen an. Joel klagte über Hunger: der Alte zog ein Stück Brot aus der Tasche und reichte es seinem Sohne, ohne selbst einen Bissen zu begehren. Wohl aber wandte er sich verdrießlich um, als Joel einen Teil davon an seinen Nachbar gab.

Es mochte gegen Mittag sein, als er still hielt und den Pferden etwas von dem Heu vorwarf, was auf dem Wagen lag. Er zupfte es von der Seite heraus, auf welcher Valerius saß, und beobachtete übrigens noch immer dasselbe Schweigen. Vorsichtig griff er nun an seines Sohnes Bein und sah fragend mit schmerzlichem Gesichte zu ihm in die Höhe. Auf Joels zufriedenes Kopfnicken ging er hinweg und stellte sich an die Seite des Wagens. Das Schneien hörte

auf, und es fuhr solch ein hellgrauer Dämmer über den Himmel, wie er in jenen Gegenden zuweilen daran erinnert, es sei noch eine Sonne hinter den Wolken. Alles rings war still.

„Ich höre Tritte — wahrhaftig, ich höre Tritte," sagte Manasse murmelnd vor sich hin. Joel und Valerius indessen entdeckten nichts. Wirklich aber trat nach einer Weile ein Mann aus den Kiefern und kam in den Weg unserer Reisenden. Er nahm keine Notiz von ihnen und wäre wahrscheinlich ohne zu grüßen vorübergeschritten, wenn ihn nicht Manasse angeredet hätte. Der polnische Bauer, und einem solchen sah er gleich in dem kurzen Schafpelze, der die Knie kaum bedeckte, ist auf der Landstraße nicht gesellig, am wenigsten spricht er einen Juden an. Das unterläßt er nicht sowohl aus Haß oder Abneigung, sondern aus gewöhnlicher Gleichgültigkeit. Der Reisende hat kein Interesse für ihn, und die deutsche Redseligkeit, die sich freut, wenn sie nur Gelegenheit findet, etwas zu reden, die kennt er nicht. Er geht tagelang durch Wald und Feld, ohne ein Wort zu sprechen. Er unterscheidet sich von der höheren Klasse in sehr vielen Dingen, welche nicht bloß Reichtum und äußere Verhältnisse betreffen. Das Melancholische des slawischen Volkscharakters ist noch vielfach am Bauer zu erkennen. Mag er auch heftig, schnell, verschlagen erscheinen, der trübe Slawe ist doch der Grund seines Wesens, und Schweigsamkeit bringt er aus seiner Hütte mit. Das chevalereske lebendige Wesen der Polen, das uns als polnisches bekannt wird, ist, wie gesagt, mehr dem Vornehmen eigen, und widerspricht auch dem eben Gesagten nicht — der lebhafteste Pole ist nicht so geschwätzig wie der Franzose und Deutsche.

Manasse erkundigte sich in schneller Frage nach Weg und Richtung, und ob kein Dorf in der Nähe sei. Der Bauer antwortete „Ja!" und schritt weiter. Manasse zäumte die Pferde wieder und fuhr hinter ihm her. Bald hatte er ihn eingeholt und begann seine Fragen von neuem: ob Russen

in dieser Gegend seien? Der Bauer schüttelte den Kopf — ob da drüben, von wo er herkäme, schon welche wären?

„Ja."

Nun peitschte der Alte die Pferde, und in kurzem sah er auch die Hütten eines Heidedörfchens vor sich. Gleich aus dem ersten Hause guckte ein alter Judenkopf nach den Ankömmlingen. Manasse hielt still, denn das war ihm ein Zeichen, daß er vor dem Wirtshause sei. Die meisten der polnischen Schenken sind im Besitz von Israeliten.

Die Verwundeten wurden ins Haus gebracht. Das Zimmer begann sogleich an der Haustür, der Fußboden war ohne Dielen, ein großer Ofen stand in einer Ecke des weiten Raumes, und Feuer und Rauch drangen aus seinen vielen Ritzen. Dort legte Manasse seinen Sohn nieder, versorgte die Pferde, verschaffte sich warmes Wasser, zog ein chirurgisches Besteck unter dem seidenen Rocke hervor und kniete nun hin vor seinen Sohn, um die Wunde zu untersuchen. Aus den festen und sicheren Handgriffen konnte man schnell ersehen, daß er in dieser Beschäftigung vollkommen erfahren war. Als er die Wunde abgewaschen hatte, stöhnte er vor Schmerz, als säße die Kugel, welche er entdeckte, in seinem Fleische.

Unterdes trat auch der Bauer ein, forderte ein Glas Schnaps und sah der Operation zu. Aufmerksam betrachtete er die Uniformen der Reisenden; sie waren das erste, was seinen Indifferentismus zu stören schien.

Zur Stärkung für die Verschmachtenden war nichts zu finden als ein Glas Schnaps, ein Stück Brot und ein Töpfchen alter Kartoffeln, das Manasse ans Feuer setzte.

5.

Die Operation war glücklich vollendet. Joel lag am Ofen und war vom Schmerz erschöpft eingeschlafen. Manasse saß neben ihm an der Erde und bewachte aufmerksam seinen

Schlummer. Er hatte noch immer keine Nahrung genossen und verlangte noch immer keine. Seine Augen ruhten nur auf den Zügen seines Sohnes. Es ward allmählich dunkel in dem Raume, und der schwarze, magere Alte mit der Habichtsnase, dem schwarzen Käppchen auf dem Haupte, glich in seiner zusammengekrümmten Stellung einem alten Raubvogel, welcher sein Junges hütet. Das unsicher flimmernde Licht aus den Ofenritzen erhöhte das Phantastische des Anblicks.

Der Hauswirt, welcher öfter als nötig war an der Gruppe vorüberging, fragte endlich leise Valerius, ob der Schlafende ein Verwandter Manasses sei. Bei der Antwort schwieg er. Nach einer Weile trat er an den Alten hin und sagte leise: „Ist des Rabbi Manasse Fleisch ein Krieger unter den Nazarenern?"

„Sprich nichts Unnützes!" erwiderte hastig ebenso leise der Alte, „bis dazu kommt die gelegene Zeit."

Der polnische Bauer hatte sich unterdessen an Valerius gemacht und ihm mitgeteilt, er wolle Soldat werden, ob ihm dieser nicht sagen könne, wo er polnische Truppen fände. Valerius erkundigte sich nach seinen näheren Umständen, und der Bauer gab ihm in wenig Worten Auskunft. Er heiße Thaddäus Magiak und sei drüben aus Wawre, wo die Russen stünden. Eigentlich habe er nicht viel Lust zum Kriege gehabt, als er aber die Russen gesehen habe, da sei ihm der Groll gekommen, und er sei zur Hintertür hinausgesprungen, um die Soldaten seiner Landsleute zu suchen. „Was soll ich auch daheim," setzte er hinzu, „Arbeit gibt es während des Krieges nicht, der Herr ist fort, den Feinden mag ich keinen Handgriff tun, und die Russen hassen wir alle. Es sind mir viel Kameraden begegnet hier herüber, die auch davongegangen sind; allein kommt aber jeder am besten durch — die Weichsel ist breit, und unsere Lanzen sind lang. Als die Moskowiter gestern zurückkamen, haben wir's wieder erfahren — helft mir zu einer Lanze, Herr."

In diesem Augenblick stürzte der jüdische Wirt mit dem Geschrei in die Stube: „Die Russen! die Russen! Ich höre ihr Geschrei im Walde." Im Nu hatte Manasse seinen Sohn auf den Armen und stürzte hinaus zum Wagen. Thaddäus war auch wie ein Blitz bei der Hand und zäumte den einen Gaul, der Alte schrie: „Genug, genug," sprang auf den Wagen und wollte fort, eh' Valerius noch eingestiegen war. Der flinke Bauer riß ihm aber die Zügel aus der Hand, stieß ihn rücklings in den Wagen, sprang selbst hinauf, hob Valerius zu sich, entriß dem Alten die Peitsche und jagte in den Wald hinein.

Hier hielt er still, zäumte rasch auch das andere Pferd, gab Valerius die Zügel, horchte einen Augenblick und sagte dann: „Der Jude hat nicht gelogen, das ist Kosakengeschrei. — Wohin willst du?" fragte er den Alten kurz.

Manasse nannte den Namen eines Städtchens, wo er zu Hause sei.

„Wenn die Kosaken hier sind," erwiderte Thaddäus, „so sind sie auch längst in Eurem Orte."

Manasse seufzte tief. Joel, der aufgewacht war, nannte das Schloß eines Grafen.

„Ich weiß," rief Thaddäus, und fort ging's im Galopp. Es war finster geworden, der neue Kutscher schien aber des Weges vollkommen sicher zu sein; Valerius kroch aus Frost mit in den Wagen und sank in Schlaf.

Als er erwachte, war es schon heller Tag, und das Fuhrwerk stand still. Manasse und Joel waren schon abgestiegen, die Pferde waren ausgespannt und Thaddäus wartete seiner, am Kutschersitze stehend. Die vernachlässigte Wunde hatte sich gerächt und machte ihm große Schmerzen, ja, als er sich aufrichten wollte, verlor er das Bewußtsein.

Da er wieder zu sich kam, fand er sich auf einem harten Bett in einem großen Gemache; die Sonne schien hell durch schmutzige Fenster, von Möbel fiel ein glänzender Sekretär

von Mahagoniholz in die Augen, daneben stand aber ein fichtener Schemel, und ein grober, gewöhnlicher Tisch war an das Bett geschoben. Die Decke, welche auf ihm lag, war von dunkelroter Seide und auf das sauberste gearbeitet. Man sah an allen Winkeln des Zimmers, daß es lange nicht bewohnt worden sei.

Thaddäus stand neben dem Tische und sah mit fröhlichen Augen auf den sich bewegenden und ermunternden Kranken. Valerius blickte ihn lange an, der frische Polack mit dem roten, frischen Luftgesicht war ihm eine tüchtige Verheißung der Gesundheit. Thaddäus war auch wirklich ein Repräsentant jenes schlanken und doch fleischig und saftigen polnischen Nationalkörpers, an dessen Bewegungen man überall Kraft und Geschmeidigkeit erblickt. Er mochte sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein, das lichtbraune Haar hing ihm glatt geschnitten um den Kopf, die blaugrauen Augen sahen verschlagen unter langen Wimpern hervor, ein weicher Bart, der nie geschoren sein mochte, lag auf Lippen und Kinn, und der nackte Hals sah wetterhart aus dem schmutzigen Pelze. Er sprach nicht eher, als bis Valerius ihn fragte. Dann unterrichtete er ihn, soweit er es vermochte. Sie seien auf dem Schlosse eines reichen Grafen, welchem die ganze Umgegend zugehöre. Als man gehört, daß Valerius ein Freiwilliger aus Deutschland und bei Grochow verwundet sei, habe man ihn auf das bereitwilligste empfangen. Manasse habe ihn verbunden und sei alsdann nach seinem Städtchen gewandert, um seine Habseligkeiten zu schützen. Joel sei noch da, und könne schon am Stock umhergehen; das ganze Haus lebe übrigens in großer Fröhlichkeit, weil nach allen Nachrichten und den Bewegungen der Russen kein Zweifel obwalte, daß die Schlacht bei Grochow von den Polen gewonnen worden. Er selbst — Thaddäus — sei zu Valerius' Pflege dageblieben, weil die meisten männlichen Domestiken Soldaten geworden, und weil die Wunde des Herrn aus Deutschland

nach Manasses Versicherung ihm bald gestatten würde, den Thaddäus mit nach Warschau zu nehmen.

Valerius konnte bald das Bett verlassen, der Graf ließ sich entschuldigen, daß er dem Gast nicht aufwarte — das Podagra fessele ihn an sein Zimmer. Er eilte ans Fenster, um sich zu orientieren. Das Schloß schien ein großes Gebäude zu sein, es war aber offenbar schlecht erhalten, der Putz war an vielen Stellen abgefallen, die Stufen, welche zum Portal führten, waren schadhaft oder fehlten ganz, die Rinnen hingen zerstört von der Traufe, auch das Dach mußte schadhaft sein, denn im Zimmer des Valerius, das sich im zweiten Stock befand, war ein Teil der Decke so mit Feuchtigkeit angefüllt, daß er jeden Augenblick herunterzustürzen drohte. Die Aussicht vom Fenster führte auf den nahen Wald. Wirtschaftsgebäude und Scheuern lagen zerstreut umher und gewährten einen unerfreulichen Anblick. Sie waren nachlässig aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt. Hie und da bemerkte man große Lücken in Dach und Mauern. Die dünne Schneelage, welche alles bedeckte, schmolz eben unter der hervortretenden Sonne, und das Ganze bekam ein schwarzes, unwirtliches Ansehen.

Valerius stand mit untergeschlagenen Armen am Fenster, und ein tiefer Seufzer drang aus seinem Herzen. Er war aus Deutschland gekommen, um diesem tapferen Volke zur Erkämpfung der Freiheit seinen Arm zu leihen. Mut und Patriotismus ohnegleichen hatte er allerdings gefunden, sonst aber alles in traurigem Zustande. Hohe gesellige Kultur neben aller Vernachlässigung des häuslichen Lebensmaterials, Ehrgeiz ohne Maß und ohne Berücksichtigung der Allgemeinheit, keine Spur von deutscher Häbigkeit und Wohlfahrt. „Es ist ein ander Volk, ein ander Land," sprach er oft zu sich, „du mußt dich einleben, es nicht nach andern Formen bemessen." Aber froh wurde er doch nicht.

Wir glauben es nicht, wieviel äußere Freiheit wir ent-

behren können für den zierlichen und behaglichen Herd, für die anregende und befriedigende Gesellschaft. So daß die gesellige Kultur oft mächtiger erscheint als der Drang nach Freiheit. Dies macht es auch allein erklärlich, wie ganze Völker ohne Klage in den erniedrigendsten Regierungsformen fortleben, ja sich befriedigt fühlen können.

Die Behaglichkeit eines heimlichen, hergebrachten Zustandes ist die größte Macht des Bestehenden, da immer nur der kleinste Teil des Volkes von Ideen angeregt wird und aus dem warmen Bett in die kalte Luft hinausspringt.

Joel kam herbeigehinkt und unterrichtete den Kranken über Personen, Eigentümlichkeit und Zusammenhang des Hauses.

6.

Einige Tage darauf war Valerius so weit hergestellt, um der Familie des Hauses seine Aufwartung machen zu können. Er fand den Grafen in einem weiten, leeren Saale. Dort saß er auf einem Räderstuhle, große Jagdhunde lagen daneben, die Füße waren in weite Pelzstiefeln gehüllt, ein reicher Zobelpelz schützte ihn gegen die ziemlich unbehagliche Temperatur des öden Raums.

Der Graf empfing ihn mit der Höflichkeit eines gewandten Weltmannes, Valerius mußte sich einen der schlechten Stühle nehmen, welche in geringer Anzahl und unordentlich im Saale herumstanden, und das Gespräch war sogleich mitten im Kriege.

Der Graf hatte eines jener verwüsteten Gesichter, die auch mitten in der Verwüstung noch Spuren von großem Reiz entwickeln. Die Formen sind ursprünglich scharf und schön gewesen, das Leben hat sie hie und da abgestumpft, die Mienen sind durch tausend Affekte ein wenig verzerrt worden. Die Mienen sind aber die Sprache der Formen, und so machte der Anblick des Grafen keinen wohltuenden

Eindruck. Das graue Haar lockte sich nur spärlich noch um die Schläfe, das Haupt war schon kahl; auf der hohen Stirne liefen allerlei Leidenschaften wild durcheinander, und die Augen lauerten dreist, oder kamen frech angesprungen Um den Mund, welchen ein schwarzer Knebelbart zur Hälfte verbarg, flogen jene schnell wechselnden, ungewöhnlichen Falten und Eindrücke, die wie ein unbekanntes Alphabet aussahen, dessen Buchstaben man nicht zusammenreimen kann.

Das war der Mann, welcher vor Valerius saß, heftig schilderte, verbindlich dazwischen sprach, einen der Hunde über den Kopf schlug, die Peitsche nach dem alten Diener warf, der den Tisch zu decken kam, und mit dem Fuße an einen der Hunde stieß, schnell wieder verbindlich gegen den Fremden lächelte, und mit vielerlei Redensarten das Gespräch fortzuspinnen wußte.

Aber in dem einen Punkte war er wie die Besten: alles ward hingegeben für Polen, alles aufs Spiel gesetzt — der Graf brauchte nur seltener das Wort „Vaterland", er sprach vom Königreich Polen.

Selbst diese Eigenschaft hatte für Valerius etwas Unheimliches. Dies Gefühl ward noch gesteigert durch die Mutter des Grafen, welche bald darauf eintrat. Es war eine Matrone von achtzig Jahren, aber sie trug ihre hohe Figur noch kerzengerade, und ihr starres, mageres Gesicht war noch voll angefangener Erzählungen von früherer außerordentlicher Schönheit. Sie machte den Eindruck eines Gespenstes auf Valerius, denn sie war schwarz gekleidet vom Scheitel bis zur Zehe, und ihre Manieren waren steif und förmlich, wie man sie an alten spanischen und französischen Hofdamen beschreibt. Eine kurze Rede, welche sie an ihn richtete, und worin sie im Namen der Nation dankte, daß er aus fremdem Lande zum polnischen Kriege gekommen sei, machte einen peinlichen Eindruck auf den Deutschen. Die Worte kamen wie aus dem Grabe und waren kühl wie die

Luft der Grüfte. Und doch war diese Frau eigentlich das Ehrwürdigste, was man sehen konnte. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte sie die erste Teilung erlebt und jene erste Wut des Adels gesehen, die noch nicht wußte, wie sie sich gestalten sollte über die grinsende Neuheit der Dinge. Sie war am Hofe des gelehrten Stanislaus, des letzten Königs gewesen, sie hatte Kosciusko durch ihre Schönheit und ihre Rede begeistert, ihr Gatte war mit ihm bei Maciejovice gefallen, fünf ihrer Söhne waren in den Napoleonischen Kriegen untergegangen, im Jahre zwölf hatte sie zu Napoleon gesprochen vom Königreiche Polen, vor wenig Tagen war ihr letzter Enkel bei Grochow in der Schlacht gewesen, und sie wußt' es noch nicht, ob er noch lebte, und fragte auch nicht danach. Seit Kosciuskos Falle hatte niemand sie mehr lächeln sehen, und sie trug nun sechsunddreißig Jahre die schwarzen Kleider.

„Wenn man von Wilna bis an die Karpathen kein russisch Wort mehr hören wird," pflegte sie zu sagen, „dann sollt ihr mich mit einem weißen Kleide in den Sarg legen, und ich will im Tode wieder lächeln. Ich will auch nicht eher sterben, als bis dies geschieht, oder bis man noch einmal schreibt: Es gibt kein Polen mehr. Und ließe Gott, unser Gott, das letztere geschehen, dann sollt ihr meinen Leichnam auf das freie Feld werfen für die Vögel des Himmels, damit die Kunde von unserem Unglück durch alle Lüfte getragen werde, und Gott sie hören muß."

Es ist ein tiefes Geheimnis um die Heimat, und es ist ein wahres Wort: Was uns wohl tun soll, muß uns heimatlich werden. Valerius staunte die lange Grabesfrau an, er sah in das untraulich lächelnde Gesicht des Grafen, aber es war ihm kalt im Herzen. Er fühlte es mit tiefem Weh, daß ihn nur ein Begriff mit diesen Leuten vereine, kein Tropfen warmen Blutes; daß die Nationalitäten, die ihm stets unwichtig erschienen waren, von gewaltiger Bedeutung und Trennung seien.

Nur die Tochter des Hauses, die schöne Hedwig, erinnerte ihn an das frische polnische Element, an die ewige, tragische Jugend dieses Volkes, die nimmer klagt und wimmert, und unter Tränen lacht. Sie und der liebenswürdige Joel hielten seinen Mut aufrecht in dieser unnahbaren Fremde. Die Liebenswürdigkeit ist überall daheim.

7.

Die beiden Jugendgestalten waren es allein, die seinen Geist ein wenig aufheiterten. War es Folge der Krankheit, oder rührte es von andern Einflüssen her: Valerius befand sich fortwährend in einer Stimmung, die ihm das Leben ohne alle Farben, ohne alle Reize darstellte. Er war durchgehends unzufrieden mit sich selbst, unzufrieden, daß er sich früher jedem Anregen zur Begeisterung hingegeben hatte, unzufrieden, daß ihm jetzt alles grau, unerquicklich, uninteressant erschien.

Es war ein rauher Abend, als ihm diese Gedanken quälender als je auf Herz und Lippe traten. Er saß in dem großen Saale, wo die Familie zu Abend gegessen hatte. Die alte Gräfin und der Graf waren nach ihren Zimmern gebracht, Cölestin, der betagte Diener, räumte den Tisch ab und brachte die leeren Flaschen beiseit. Das war ein Geschäft, das der regierende Herr Graf alle Tage einigemal nötig machte. Der weite wüste Saal lag in unheimlicher Dämmerung, ein Licht, das für Valerius bestimmt war, brannte flackernd an einem Fenster, und der Luftzug, der durch die schlecht verwahrten Rahmen drang, drohte es zu verlöschen. Der alte Domestik ging leisen Schrittes schweigend ab und zu; in dem fernsten Winkel des Saales stand Valerius und blickte in die unfreundliche Nacht hinaus. Hie und da sah er eine Schneeflocke vorübergleiten.

Er war in einer traurigen Stimmung, wie sie im

jungen Mannesalter bei einem prüfenden, strebenden Geiste leider nicht so selten erscheint, als man zu glauben geneigt ist. Sein Charakter war nicht von jenem leidenschaftlichen Schwunge gehoben, der ohne weiteres auf den Dingen und Erscheinungen hinfliegt, welche sich ihm bieten. Obwohl der begeisterndsten Gefühle fähig, war doch ein gewisses, rationelles Wesen in seinem Innern mächtig. Er hatte selten rasch und leidenschaftlich eine Richtung eingeschlagen; blieb er nun zwar im Verfolgen derselben um so standhafter und hartnäckiger, je tiefer allmählich seine Überzeugung Wurzel geschlagen hatte, so fehlte ihm doch in kritischen Momenten jener schwärmerische Fanatismus, der alle Zweifel überflügelt und mit bunten Farben die blasse Wirklichkeit übertüncht. Jenes begeisternde Element Alexanders des Großen ging ihm ab, das dieser von seiner exaltierten Mutter Olympia geerbt hatte.

Man erzählt von dieser, daß sie die wildeste unter den Frauen gewesen sei, welche mit aufgelöstem Haar und brennenden Fackeln und Augen in dunkler Nacht zum Opfer der Götter schritten. In der Nacht, bevor sie Alexander empfing, hatte sie geträumt, Jupiters Blitz schlüge in ihren Schoß.

Dieser Blitz des Jupiter, der die zweifellosen Helden und Verbrecher schafft, der Blitz des Fanatismus, fehlte dem Valerius. Sein Wesen war fern von der schwanken Unentschlossenheit, von dem charakterlosen Umhertappen. Es war eben im Gegenteil zuviel Charakter in ihm, als daß er hätte gerade fortschreiten können, ohne wiederholt zu prüfen; es war zuviel Humanität in ihm, als daß eine entschiedene, unerschütterliche Feindschaft in seinem Herzen hätte entstehen können. Die Humanität verträgt sich nicht mit dem romantischen Heldentume.

Valerius hatte sich Polen anders gedacht, und er schalt sich, daß er sich wie ein Kind romantischen Vorstellungen hingegeben hatte. „Ist es nicht töricht, andere Zustände von einem Lande verlangen zu wollen, dessen Entwicklung so

gewaltsam gestört worden ist! Bedarf's denn äußerer bunter Illusionen, um die Begeisterung für einen schönen Begriff lebendig zu erhalten? — — Leider ist es so; unsere Augen sind die schnellsten Boten, wir tun immer nur halb so viel für ein garstiges Mädchen, als für ein schönes, wenn wir auch glauben, es mit jener so gut zu meinen, als mit dieser."

So sprach er leise vor sich hin. Er kam nicht einmal zu dem Geständnisse, daß das Unbehagliche um ihn her, der wüste Saal, das Unordentliche des Hauses das meiste beitrügen zu seinem Übelbefinden. Er vergaß es völlig, daß er die Ansprüche eines Deutschen an eine fremde Nation mache, daß es jene Gemütlichkeit, jenes Beisammensitzen, jenes Schwätzen sei, was er vermisse. Über die Nationalunterschiede glaubte er so weit hinweg zu sein, und wußte nicht, daß sie bis in die geheimsten Winkel unseres Wesens eingepreßt sind, und am lautesten sprechen, wenn man wer weiß welch hohe Motive zu hören glaubt. Wir erfreuen uns anders, wir erholen uns anders, wir hassen und lieben anders — das wirkliche Nationalleben Italiens und Spaniens würde uns lange Zeit ebenso unbequem erscheinen; und vorzüglich zu Zeiten allgemeiner Erregtheit, wo das angewöhnte Wesen ohne Hülle hervortritt. Die Völker sind in gegenseitiger Beurteilung noch lange nicht vorsichtig genug.

Valerius gestand sich's, daß er in einem wohnlichen Zimmer, im breiten Gespräch mit deutschen Freunden Welt und Dinge plötzlich anders ansehen würde.

Cölestin war unterdes schon lange mit seinen Geschäften zu Ende gekommen, hatte das Licht wieder auf den Tisch gestellt, und schien den Aufbruch des Gastes vom Hause erwarten zu wollen. Zur deutschen Nationalität des Valerius mochte es auch gehören, daß er keinen Diener warten lassen, hinter dem Stuhle bei Tisch sehen konnte; es quälte ihn, es benahm ihm alle Ruhe, wenn er wußte, daß ein Mensch eine Zeitlang lediglich von ihm und seinen Launen bestimmt

werde. Rasch ging er nach dem alten Cölestin hin. Zu seinem Erstaunen sah Valerius in einer andern Ecke des Saales Joel auf einem Stuhle sitzen; er hatte das Gesicht in die Hand gedrückt und schien zu schlafen. Valerius zog ihm die Hand weg und fand das blasse Gesicht seines jungen Freundes in Tränen gebadet.

Wenn man solche Tränen nicht errät, muß man nicht danach fragen. Das war Valers erster Gedanke, indes glaubte er ihre Quelle zum Teil zu kennen, und er wollte den jungen Mann zu trösten versuchen. Gleich als ob er selbst dazu einer behaglicheren Stimmung bedurft hätte, fragte er Cölestin, ob es möglich sei, in dem Kamin Feuer anzumachen. Dem Alten schien die Frage so völlig überraschend zu sein, daß er sich lange besinnen mußte, ehe ein gedehntes „O ja!“ zum Vorschein kam.

Es befand sich nämlich wirklich ein geschmackvoller Kamin im Saale. Er war nach Art der Pariser eingerichtet und wie jene mit einer messingnen Einfassung umgeben. Alles war indessen mit Staub bedeckt, und Cölestin antwortete, daß seit fünfzehn Jahren kein Feuer darin gewesen sei. Damals wäre der regierende Herr Graf von Paris gekommen und habe den Kamin anlegen lassen; die selige, gnädige Gräfin wäre ein paarmal dagesessen, wenn sich Besuch auf dem Schlosse eingefunden hätte; die neue Gewohnheit sei aber bald wieder vergessen worden.

Magyac ward gerufen, um den Kamin zu reinigen, Valerius nahm Joel unter den Arm und ging schweigend mit ihm auf und ab. In kurzem brannte eine lustige Flamme und erleuchtete den wüsten Saal, ja das Licht lief bis in den nahen Wald hinüber. Die jungen Männer setzten sich an den Kamin. Cölestin und Magyac hatten sich in einen Winkel zurückgezogen und sahen mit einer Art von Neugierde auf das Feuer. Magyacs luftrotes Gesicht stach wunderlich ab von dem schneeweißen Haare des alten Domestiken. Cölestin

war groß, das Alter hatte seine Schultern schon etwas nach vorn gebogen; aber sein Schnurrbart war noch pechschwarz, und die eingefallenen Züge traten noch mit großer Strenge hervor. Er hatte ein Auge verloren und das andere war immer zur Hälfte bedeckt vom Augenlide, so daß man selten das frische Schwarz des Augapfels erblickte. Die ferne Flamme spielte wunderliche Lichter auf die beiden Sarmatengestalten, und Valerius, ein lebhafter Freund von solchen Bildern, machte eben seinen Nachbar auf die ganze lichte und dunkle Umgebung aufmerksam, als die Szene noch lebendiger wurde durch den Eintritt Hedwigs. Sie klatschte in die Hände und kam zum Kamin gesprungen; ihre französische Zofe rief entzückt, sie sehe Paris wieder; sogar Joel wurde munter, und man schwatzte ein Weilchen heiter und lustig. Das frische sechzehnjährige Mädchen glänzte wie ein zweites Feuer vor den Flammen mit ihren blitzenden, mutwilligen Augen, den weißen Schultern und den braunen Flechten, die ihr halb aufgelöst um den Nacken flogen. Es schien, als habe sie eben zu Bett gehen wollen, da sie die unerwartete Gesellschaft im Saal gefunden hatte. Das Halstuch trug sie in der Hand, und den Kamm, welcher schon aus dem Mittelpunkt der Flechten gezogen war, steckte sie scherzend in den Scheitel des offenen Haares. An sich harmlos, von Jugend auf unter Männern, war sie dreist und am fernsten von aller Prüderie. Ihre Großmutter war ja auch ein Mann und kümmerte sich nur um die Befreiung des Vaterlandes, nicht aber um das Busentuch ihrer Enkelin, die jetzt über Nacht zur Jungfrau emporgewachsen war. Ihre Mutter hatte sie kaum gekannt. So war sie denn wie ein lustiges, freies Füllen gediehen, war natürlich dreist und doch voll echten Schamgefühls. Als sie ihre Freude am Feuer gesättigt hatte, sagte sie „Bonne nuit, Messieurs“, und sprang davon. Es trat eine augenblickliche Stille ein, Valerius warf neues Holz aufs Feuer, Joel sah gedankenvoll in die Flammen

hinein, als wollte er sein Leben bis in die fernste Zukunft darin entdecken. Da hörte man plötzlich außerhalb des Hauses einen gellenden Pfiff durch die Luft schwirren. Joel schrak sichtbar zusammen, Valerius wendete sich schnell um und fragte die noch im Winkel stehenden Bedienten, was dies zu bedeuten habe. Sie erklärten mit halben Worten ihre Unwissenheit; es war aber dem Valerius nicht entgangen, daß Cölestin seine Hand nach dem Rockzipfel Magyacs ausgestreckt hatte, wahrscheinlich, um diesen vor einer Unvorsichtigkeit zu warnen. Magyac war offenbar am meisten beunruhigt, und da er noch weniger an die unterwürfige Domestikenform Cölestins gewöhnt war, dessen Körper wie eine Bildsäule unbeweglich stand, während die Befehle seiner Herrschaft ruhten, so wagte er's, sich ans Fenster zu schleichen und hinauszublicken. Er ging sogar auf die entgegengesetzte Seite des Gemachs zu einer halb zerschlagenen Glastür, die auf einen verfallenen Balkon führte. Dabei schlich er aber auf den Zehen, als sollte Valerius, den er wie seinen Herrn betrachtete, die Dreistigkeit seines Herumstreichens im Saale nicht bemerken.

Verdrießlich über das Verleugnen einer Erscheinung, die seinen Umgebungen weniger unbekannt zu sein schien, hieß er die beiden Leute zu Bett gehen.

Cölestin war wie ein Blitz verschwunden, und Magyac verbarg seine Eile wenig. Die freundliche Behandlung, welche er bisher von Valerius erfahren hatte, war nicht ohne tiefen Eindruck auf den jungen Polen geblieben. Er war an rauhere Hände gewöhnt, und bewies dem deutschen Herrn eine lebhafte Hingebung. Valerius hatte oft große Mühe, sich den Versuchen Magyacs zu entziehen, wenn er ihm den Arm oder den Rockzipfel küssen wollte. An jenem Abende machte ihm diese orientalische Manier Magyacs keine Sorge. Wie ein Fuchs klemmte er sich mit seinem Pelze durch die halboffene Saaltür und verschwand.

„Gegen die besten Freunde ist diese Nation mißtrauisch und stolz," brummte Valerius mürrisch vor sich hin, und setzte sich wieder ans Feuer; er sah Joel fast unmerklich mit dem Kopfe nicken, tonlos die Lippen bewegen und in die Flamme starren. Es war totenstill; nach einer Weile glaubte Valerius gegen den Wald zu wiederum jenes Pfeifen zu vernehmen, wenn auch ganz leise — er horchte aufmerksam: alles blieb still, nur die Saaltür knarrte im Luftzuge.

8.

Die beiden jungen Männer brachten noch eine lange Zeit schweigend zu. Jeder war offenbar in trübe, düstere Gedanken versunken. Joels Traurigkeit schien indes weicher und von höherer Reizbarkeit zu sein: zuweilen rollten dicke Tränen über seine Wangen.

„Der Freiheitskrieg eines Volkes," sagte endlich Valerius leise vor sich hin, „ist wie ein Liebeskrieg, man nimmt die Unterstützung eines Fremden an, aber betrachtet ihn gleichgültig wie ein Werkzeug, in den Herzensrat kann er nimmer aufgenommen werden."

Da sah er zwei große Tränen des armen Joel; er schalt sich, daß er so drängendes, nahes Leid über seinen Grillen habe vergessen können, und suchte nach einem Eingange, dem Kranken nahe zu treten, ohne ihn durch Beileidsgeschrei noch schlimmer an seine Krankheit zu erinnern. Alle Leiden sind von einer Familie, die meisten Trostgedanken passen auf alle, und die edelsten Leiden sind wie die edelsten Familien: sie hören sich nicht gern selbst nennen, wenn man über ihre Schmerzen spricht. Das Unglück hat die zarteste Schamhaftigkeit. Deshalb suchte Valerius einen fernen und doch verwandten Gedankengang, um nur in die Tonart seines weinenden Nachbars einzufallen, nicht aber seine Trauermelodie selbst anzustimmen.

„Die Natur,“ hub er leise an, als setze er sein Selbstgespräch fort, „ist doch von tiefer Gerechtigkeit, sie gleicht das äußere Leben durchs innere aus. Je schwärzer es außen um den Menschen wird, desto mehr wird er nach innen gedrängt, desto lebendiger entzündet er das Licht seiner inwendigsten Seele; Leute, denen es immer nach Wunsch geht, sehen niemals die verborgenen Reize des unergründlichen Menschen. Der Flüchtling entdeckt alle versteckten Täler seiner Heimat. Nur das wäre ein zweifelloses Unglück, wenn großes Leid keine Poesie in dem Menschen zu wecken vermöchte, aber das geschieht nicht: die unglücklichsten Menschen sind immer die begabtesten. Ein jeder von ihnen trägt seine Tragödie im Herzen, die hebt und erquickt ihn. Der Schmerz ist der edelste Reiz. — —“

Joel drückte ihm die Hand. Sein Schmerz löste sich in einzelne Worte, endlich in eine zusammenhängende Erzählung auf. Und es ist mit dem Schmerze ebenfalls wie mit schmollenden Liebesleuten: wenn sie erst zu sprechen anfangen, und sich ihr Leiden vorhalten, dann folgt auch die Versöhnung.

Sein Vater Manasse spielte die Hauptrolle in der Erzählung. „Dieser lange, magere Mann,“ sagte Joel, „war einst kräftig und schön, und in seiner gefurchten Stirn liegen lange, abenteuerliche Geschichten, unglückliche Geschichten. Er hat allen Wissenschaften obgelegen, die den menschlichen Geist anziehen, und nichts ist ihm geblieben, was sein Alter reizt und mit Anteil erfüllt, als sein Geld und sein Sohn. Nach jenem strecken tausend Diebe die Hände, über Nacht kann es verschwunden sein; der Sohn, sein Stab und seine Stütze, verläßt ihn mit Undank. Der Glaube, an den sich der Vater krampfhaft klammert, obwohl er seinem Herzen fremd ist, dieser Glaube ist seinem Sohne ein Greuel. Und schiene die Sonne zwölf Monden lang ununterbrochen Tag und Nacht, sie fände in dieser kleinen Familie keinen glücklichen Winkel.“

Joel seufzte tief und hielt einen Augenblick inne.

„Nur aus Szenen der Verzweiflung, welche meinen armen Vater zuweilen überfällt, weiß ich einiges aus seinem Leben. Er ist verschlossen wie das Grab. Die Medizin scheint er in seinen jungen Jahren am eifrigsten betrieben zu haben; in allen bedeutenden Städten Europas hat er sie ausgeübt. Aber auch die Ärzte haßt er wie die Pest. Einst war ich schwer krank und lag im Fieberschlummer auf dem Lager. Manasse saß weinend an meinem Bett und glaubte meinen Geist vom Fieber oder vom Schlafe befangen. Dem war aber nicht so, ich hörte alles, was er vor sich hinlispelte. Er verwünschte die Natur, wenn sie mich tötete, das Auge seines Lebens. ‚Kein Mensch kann einen Pulsschlag schaffen, nur die Frechheit behauptet's‘, murrte er vor sich hin, ‚rette ihn Zufall oder Jehova, rette ihn, wer am mächtigsten ist.‘ Dann brach sich seine Stimme zu großer Milde, er rief mehrmals den Namen Maria, und erzählte vor sich hin, wie er des Abends in den Mantel gehüllt unter Kirchenpfeilern gestanden, wie sie gekommen sei und ihn geküßt habe, heiß und brünstig. ‚Aber Jude — Jude — ein Jude!‘ stöhnte er ingrimmig, ‚ich verlor die ganze Welt, und mein eigen Kind mußt' ich mir stehlen.‘ — —

Jene Maria war vielleicht meine Mutter. Einmal nur hab' ich's zu Manasse gesagt, da starrte er mich an und verfiel in eine schwere Krankheit. Kurz, mein Herr, ich bin als Jude aufgewachsen, und in dem einen Worte liegt das Unglück eines ganzen Menschenlebens.

Die Juden Jerusalems kreuzigten Christum, und seine Bekenner kreuzigen dafür seit achtzehnhundert Jahren alles, was Jude heißt auf dem weiten Erdboden. Und was noch schlimmer ist, sie haben bereits einen großen Teil dieses Volkes so weit gebracht, daß er der Geißelung, der Verachtung würdig ist. Sie haben ihnen Messer und Schere genommen, und prügeln sie, wenn sie mit ungeschornem Barte umhergehen. — —

Was soll ich Ihnen mehr erzählen? Mit jenem Worte ist alles gesagt. Ich bin blind von Kindesbeinen auf — nicht genug: ich bin taub geboren — nicht genug: meine Zunge ist lahm und lernt nicht sprechen. — Solche Menschen nennt man elend, aber viel größeres Elend liegt in den drei Worten: Ich bin ein Jude. Jene sehen und hören nichts von der Schönheit der Welt, sie wissen nicht, was sie entbehren. Wir sehen und hören und dürfen nicht genießen. Es gibt kein größeres Unglück, als verachtet zu sein, nicht wahr? — Doch, doch — das Unglück, einem verachteten Volke anzugehören, ist noch ein größeres. Verbirg dich jenseits der Meere, fliehe auf den Flügeln der Abendröte in die Nacht hinein, wo du einen Menschen findest, hörst du die drei fürchterlichen Worte: Er ist ein Jude! — —

Mein Vater ließ mich alles lernen, was ich erlernen wollte. Die Wissenschaft tröstet nicht, aber sie hilft. Damals war er noch sanfter, aber mit dem Alter stieg sein Unglück, weil seine Schwäche stieg. Seit einiger Zeit gehört er zu der überspannten Sekte, welche sie Chassidim nennen, und ist grundlos elend. Sonst kümmerte er sich nicht um seinen Glauben, nur aus Stolz verließ er ihn nicht; er ließ mich gewähren, wenn ich mich um die Bräuche nicht kümmerte, er fragte nie danach — jetzt ist er bigott, ohne an seine neuen Dinge zu glauben. Er will einen Glauben haben, und zwar den strengsten, um die Öde seines Wesens zu bevölkern. Jetzt mag ihm mein Heidentum viel Herzeleid machen, obwohl er mir nimmer ein Wort darüber sagt.

Als ich von der Universität heimkam, fand ich meinen Vater bei dem Herrn dieses Hauses, bei dem er Geschäfte hatte. Als dieser hörte, daß ich musikalische Kenntnisse besäße, fragte er, ob ich seiner Tochter Musikunterricht geben wolle, ihr Verlobter, der Graf Stanislaus liebe Musik. Fräulein Hedwig war damals ein Jahr jünger als jetzt; man hatte die beiden jungen Leute schon als Kinder verlobt —

ich blieb. Da kam die Revolution und der Krieg. Ich bat um eine Soldatenjacke, ich wollte ein Vaterland haben — man gewährte sie mir. Mit Ihnen, mein Herr, kam ich zum erstenmal seit dem Dezember wieder hierher, und ich törichter Mensch wundere mich, daß man mir unter dem Kaskett noch immer den Juden ansieht. — —

Ich weiß selbst nicht, was mir fehlt, und ich will auch nicht mehr weinen — lassen Sie uns zu Bett gehen."

Der Vorschlag war dem Valerius nur zu angenehm, er hatte keinen Trost für ihn. Die Lücke in seiner Erzählung, wo er von der Universität heimkehrte, war ihm nicht entgangen.

Man hatte das Feuer vergessen, es war dunkel geworden, nur die glühende Asche warf einen unsicheren roten Schimmer auf das schmerzenreiche Antlitz des schönen Joel. Valerius nahm ihn bei der Hand, und sie suchten schweigend ihre Zimmer.

9.

Den andern Morgen schien die Sonne; das trübe Wetter hatte sie bisher immer verborgen. Sie brachte Mut in das schwer gedrückte Herz des deutschen Freiwilligen. Die Sonne hat wirklich ein wunderbares Belebungselement für die sinnenden Menschen, die in lauter Gedanken das Leben hindurchklettern und jener körperlichen Anregung zur Freude entbehren, welche die stumpfe Masse und die eigentlich glücklichen Menschen zu Lust und Jauchzen stachelt. Valerius gehörte nicht zu diesen letzteren, und er verehrte darum die Sonne wie ein Peruaner; sie war ihm das wirkliche Auge des Himmels, und Gott und der Himmel waren für ihn der Begriff von eitel Schönheit, Freude und Glück.

Es war ihm aber auch dieser Trost nötiger als je, es tat ihm mehr als je not, ins Auge, in die Seele der Welt hineinzublicken. Er befand sich auf jenem traurigen Standpunkte menschlicher Entwickelung, wo der graue Zweifel, die

aschfarbene Ungewißheit Herz und Geist anfüllt, wo bei leidenschaftlichen Menschen die Verzweiflung ausbricht, bei ruhigeren aber jene tötliche Gleichgültigkeit des Unbehagens. Sogar die Vergangenheit war ihm verleidet: sein eigenes sicheres, abgemachtes Wesen, das ihn früher ausgezeichnet hatte, war jetzt seiner Erinnerung ein Greuel. Abgeschmackt, eitel, töricht erschien ihm diese knabenhafte Sicherheit, dies ganze gesetzte Wesen, das ihm stets ein so großes Übergewicht unter seiner Umgebung eingeräumt hatte.

Und doch waren es nicht jene Freiheitsgedanken an sich, die er jetzt bezweifelte; es waren die Verhältnisse im großen, die allgemeinen historischen Entwickelungen, die ihm den Geist mit Dämmerung bedeckten. Er ahnte das Tausendfältige der menschlichen Zustände, die tausendfältigen Nuancen der Weltgeschichte, die millionenfachen Wechsel in der Gestalt eines Jahrhunderts und in der Gestalt seiner Wünsche und Bedürfnisse. Er sah die Armut des menschlichen Geistes, der reformieren will, neben dem unabsehbaren Reichtume, der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Welt und ihres verborgenen ewigen Gedankens. Wie ein Prisma schimmerte ihm aus dem Dunkel seiner Seele jener ewige Gott der Welt mit seinen Farben. Und dies Gefühl der Schwäche, daß er nicht eine einzelne bestimmte Farbe herausblicken konnte, das Gefühl der Ohnmacht, sie nicht im Geiste alle vereinigt halten zu können, dies Gefühl der menschlichen Beschränktheit drückte ihn zu Boden.

Es gibt Menschen, welche zu stolz sind, einen Schritt weiter zu gehen, bevor sie das Ziel genau kennen, auf welches sie losschreiten. Zu diesen gehörte Valerius. Er glaubte noch an all seine früheren Gedanken, aber sie erschienen ihm jetzt unvollkommen, Anfänge der Bildung.

Das sind die trostlosesten Momente im Leben, wo wir den Fuß erhoben haben von einer früheren Entwickelungsstufe, und noch keinen neuen festen Boden unter uns fühlen. Wir sehen

mit Schrecken, wie tief jene Stufe noch gelegen, wir erinnern uns mit Scham, wie weit wir uns schon vorgeschritten glaubten, als wir auf jener Stufe standen, und der Gedanke zerknirscht unser stolzes Herz, daß wir beim nächsten Ruhepunkte wieder in denselben Irrtum verfallen, und uns für fertig, für vollendet halten werden. Wir sehen ängstlich fragend zum Himmel: Wo ist das Ende, wo ist der Gipfelpunkt des Menschen? Aber der blaue Himmel ist endlos für das menschliche Auge, und wenn wir noch so hoch gestiegen sind, wir wissen's nicht, ob es höher Stehende gibt, die uns verlachen. Da bricht das Herz, und wir greifen nach jener Milde und Toleranz für andere, damit wir Versöhnung in das Leben bringen.

Valerius seufzte tief auf nach solchen Gedanken und sah schmerzlich lächelnd in die Sonne: „Nun denn, du mildes Licht, ich will eben weiter gehen, und jeder deiner Strahlen soll mir Mut verleihen.“ Es war ihm sanft zu Sinne, als habe er sich recht ausgeweint, und er ging leichten Schrittes in den Hof hinunter, um einen Ritt ins Freie zu machen. Er wollte mit der Sonne schwelgen. Magyac war nicht zu sehen; als wieder rüstig gewordener Soldat ging er nach dem Pferdestall, den litauischen Gaul selbst zu satteln, den ihm der Graf geschenkt hatte.

Zu seinem Erstaunen fand er das Pferd schon gesattelt, sogar schon aufgezäumt. Beim Umherblicken bemerkte er, daß alle übrigen Gäule ebenfalls angeschirrt und zum Ausreiten bereit waren.

In geringer Entfernung von ihm legte Magyac eben dem letzten noch übrigen Tiere einen alten Kosakensattel auf; Cölestin stand neben ihm an die Pfoste gelehnt, und Valerius hörte bald, daß sie in einem lebhaften Zwiegespräch begriffen waren. Beide kehrten ihm den Rücken zu, und hatten ihn nicht gesehen.

„Und was wird's euch helfen, ihr Tellerlecker, wenn's glücklich ausgeht,“ sagte Magyac, „was? Für 'nen dummen Herrn bekommt ihr einen klugen?“

„Besser einen, als zwei!“ erwiderte Cölestin.

„Besser gar keinen!“

„Das geht nicht, dummer Bauer, Herrschaft muß sein.“

Magyac lachte, hielt einen Augenblick inne im Schnallen des Sattelgurtes und sah vor sich hin, als besänne er sich auf etwas, dann sprach er schnell: „Dein Graf ist einer der schlimmsten — er schlägt die Woche siebenmal nach dir, und schenkt dir's ganze Jahr nicht einen Schluck.“

„Dafür nehm' ich mir alle Stunden einen.“

Cölestin zog bei diesen Worten eine kleine Flasche aus seiner kurzen abgetragenen Kutka, stemmte sie fest unter seinen Schnurrbart, legte den Kopf tief in den Nacken und tat einen langen Schluck. Darauf schüttelte und räusperte er sich, gleich als ob ihm der Trunk entsetzlich vorkäme, und reichte dem Magyac die Flasche. Valerius belächelte diese Säufermanier und stellte sich hinter einen hohen Futterkasten, um dem Gespräche weiter zuzuhören, wenn sich Magyac etwa beim Zurückgeben der Flasche umkehren sollte.

„Wie lange dienst du dem Grafen schon?“

„Länger als du Grünschnabel pfeifen kannst — im sechsunddreißigsten Jahre.“

„Da hast du Kosciusco noch gesehen?“

„Alle Tage.“ Und dabei nahm er seine Mütze andächtig vom Kopfe und murmelte etwas vor sich hin.

Magyac hatte sich bei der Frage umgewendet und sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Kosciusco hat nie einen Polen geschlagen — weißt du das?“ Und dabei fing er das alte Volkslied an „Noch ist Polen nicht verloren“, und wenn er an den Refrain kam, „Kosciusco führt uns an“, da zwickte und kitzelte er das Pferd, daß es wieherte und hinten und vorn ausschlug, und je mehr es lärmte, desto stärker sang er.

„Hatt' es der Schmied gestern eilig?“ fragte Cölestin nach einer Weile.

„Jawohl, die Hunde zotteln wie die Wölfe überall herum, sie hungern!“

„Nun, zu packen habe ich nicht viel, das silberne Tischzeug ist schon lange in Warschau, meinetwegen können sie jede Stunde kommen, 's ist mir nur um die gnädige Gräfin —“

„Ist's denn wahr, Cölestin, daß König Stanislaus in sie verliebt gewesen ist?“

„Es ist die beste Polin von der Warthe bis an den Dniepr, du naseweiser Lümmel.“

„Ich weiß, ich weiß, Alter. Laß uns noch eins trinken. Solange der Schmied ein paar Augen im Kopfe hat und seine großen Fäuste auf die Flinte legen kann, sind ihre weißen Haare in Sicherheit. 's wird ein lustiges Jahr, du krummer Schimmel, und 's werden viele Franzosen traurig werden, die unsere Kutka nicht mehr tragen mögen. Gib her, du langer Saufaus, ich will eins auf den alten Krukowiecki trinken.“

In diesem Augenblicke hörte man Cölestin rufen. Er steckte eiligst die Flasche ein, wischte sich den Schnurrbart ab, hauchte schnell einigemal in die Luft, und machte sich eiligst davon.

„Vergiß nicht, Alter, heut' abend wegen des Feuers,“ rief ihm Magyac nach.

Valerius ging jetzt nach dem Stande seines Pferdes und machte Geräusch, als ob er eben erst in den Stall trete. Magyac kam eiligst herbeigesprungen und bat ihn, heute noch nicht auszureiten. Valerius fragte ihn nach der Ursache dieser Bitte. Der junge Pole meinte, des Herrn Kopfwunde sei noch nicht so weit.

„Possen,“ sagte dieser, und griff nach dem Zaum.

„Die Gegend ist unsicher, es reiten Russen durch die Wälder, Herr.“

Valerius zog das Pferd hinter sich fort, der Stalltüre zu.

Magyac kratzte sich verdrießlich in den Haaren, endlich als jener den Fuß in den Steigbügel setzte, kam er eiligst

hinzugesprungen: „Herr, reitet nicht, der Schmied von Wavre ist dagewesen."

„Wer ist der Schmied von Wavre?"

„Ein Pole, Herr."

In diesem Augenblicke ward ein Fenster im Schlosse geöffnet, und Joel rief hastig herunter, der Herr Graf ließe Valerius bitten, eiligst zu ihm zu kommen. Hedwig öffnete den anderen Fensterflügel und winkte ihm heftig. Es blieb ihm keine Zeit, nähere Aufklärung von Magyac zu erfahren, und dieser hatte nichts eiliger zu tun, als das Pferd wieder in den Stall zu ziehen.

Valerius fand ein lautes Leben im großen Saale. Kutscher und Pferdeknechte trugen allerlei Waffen herbei und stellten und legten sie neben den Stuhl des Grafen und auf den Tisch, der vor ihm stand; Cölestin öffnete Weinflaschen, der Kutscher lud die Doppelflinte mit Kugeln, Hedwig tanzte singend herum, der Graf herrschte den Leuten allerlei Befehle zu. Selbst Joel lud Pistolen; nur die alte Gräfin saß wie immer in ihren schwarzen Gewändern unbeweglich auf der Stelle, wo sie alle Tage saß; ihre Augen sahen gläsern und unbeweglich auf all die Dinge und schienen nichts zu bemerken.

„Sie müssen zu Hause bleiben, Herr von Valerius," rief der Graf, „der Teufel ist los. Wir müssen einen Überfall gewärtigen, es sind russische Streifkorps in der Nähe; Graf Stanislaus, den ich schon seit mehreren Tagen erwarte, kommt nicht. Er wollte uns mit einem Trupp Ulanen nach Warschau eskortieren, da er für unsere Sicherheit fürchtete. Vielleicht ist sein Trupp zu klein gewesen, und er ist abgeschnitten von uns, vielleicht hält er auch die Gefahr nicht für so dringend, kurz, wir sind unserem Mute überlassen."

„Wer sagt denn aber, daß die Gefahr so nahe sei? Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß —"

„Ei, den Teufel auch, der Schmied von Wavre ist heute nacht dagewesen."

„Aber wer ist denn dieser —“

In dem Augenblicke hörte man das schnelle Wechseln mehrerer Flintenschüsse im nahen Walde.

„Auf eure Posten, ihr Schurken,“ schrie der Graf, und die Bedienten flogen zur Tür hinaus. Valerius trat ans Fenster und sah alles, was von Knechten und Bedienten im Hause war, mit Waffen, meist Jagdflinten, an allerlei Verstecke eilen — und sich postieren. Thaddäus Magyac stand an die Pfoste der Pferdestalltür gelehnt und sah unverwandten Blickes nach dem Walde. Des Grafen Stuhl und Tisch wurden nach dem Fenster hingerückt, damit er die ersten Kugeln in die Weite senden könne. Joel war zu demselben Zwecke ans zweite Fenster getreten; Valerius ans dritte postiert. Cölestin stand zum Laden am Tische und hatte einen großen Haufen Patronen vor sich ausgebreitet. Der Graf bat seine Mutter, nach ihrem Zimmer zu gehen, sie schüttelte aber den Kopf und blieb unverrückt in der alten Stellung. Hedwig, der ein gleiches anbefohlen wurde, erklärte, daß sie die Großmutter nicht verlassen wolle, und es träfen nicht alle Kugeln. Der Graf stieß einen Fluch aus und lachte hinterdrein; Joel machte eine bittende Bewegung nach Hedwig hin, sie trotzte ihm aber mit einem halb bösen Gesicht, und sprach halblaut, wie die kleinen Kinder gewöhnlich sagen: „Ich will aber nicht!“ — Da schien es, als flöge ein Schatten ungewöhnlichen Lebens über das Gesicht der alten Gräfin, und als zucke ein schneller Strahl aus ihren sonst sprachlosen Augen über Joel hin. Sie griff hastig nach der Hand Hedwigs und zog sie zu sich nieder.

Es trat eine erwartungsvolle Stille ein, die wohl eine Viertelstunde lang anhielt — nun hatte aber die Spannung dem leichtsinnigen Volkscharakter zu lange gedauert, der Graf schlug ein lautes Gelächter auf, griff nach einer Weinflasche, rief dem Thaddäus zu, in den Wald auf Kundschaft zu gehen, und bat Valerius, mit ihm zu frühstücken. Man schloß die Fenster, und das Leben des Tages ging weiter, als wäre

man in der größten Sicherheit. Der Graf trank mehr als gewöhnlich und schickte beim Abendessen Cölestin in den Keller, um Champagner zu holen. „Die kleine Hedwig," sagte er, „hat sich heute so tapfer bewiesen, sie trinkt gern ein Glas Champagner, sie muß ihr Siegesfest feiern." Hedwig klatschte in die Hände, sprang zum Vater hin und küßte ihn — eine seltene Erscheinung in ihrem Wesen. „Papa," sagte sie mit mutwilliger Stimme, und drehte mit den weißen Händen seinen dunkeln Schnurrbart, „laß mich Soldat werden." — Der Graf lachte, antwortete aber dem Valerius, welcher unterdes seinen gestrigen Versuch mit dem Kamin erzählt hatte und ihn wiederholen wollte. Hedwig sprang fröhlich zu dem Vorschlage über, ein Bedienter ward sogleich beordert, und in wenig Minuten loderte ein lustiges Feuer auf. Eben kam Cölestin mit den Flaschen, sah mit großer Bestürzung nach der lodernden Flamme und flüsterte eiligst dem Grafen etwas ins Ohr. — „Halt's Maul, alter Narr, und mach den Draht von der Flasche." — Cölestin zog sein Augenlid einmal ganz in die Höhe und schoß einen stechenden Blick auf Valerius. Dieser freute sich indes mit Hedwig und Joel des Feuers; der Champagner spritzte, man trank auf die Befreiung des Vaterlandes, und es war ein wunderlicher Anblick, wie die Flamme über die Mordgewehre und lustigen Gesichter hinlief und von der alten düsteren Gräfin abzuprallen schien, welche dem Feuer den Rücken kehrte und nach den Fenstern hinstarrte, hinter welchen die Nacht lag. Joel, den der Wein aufgeregt hatte, sang mit Begeisterung ein altes polnisches Schlachtlied, und selbst der halbtrunkene Graf schien der sonoren Stimme und der alten herzergreifenden Melodie mit großem Anteil zuzuhören, das vaterländische Interesse war unverletzt, ja sogar poetisch in ihm erhalten. „Schade, Joel," sagte er am Schluß des Liedes, und stürzte ein volles Glas hinunter, „schade, Joel, daß du ein Jude bist."

Wie ein Schwertschlag traf dies Wort drei Herzen: Joel

zitterte am ganzen Leibe, Valerius fühlte sich von Scham- und Zornesröte übergossen, und aus Hedwigs Augen tropften große Tränen. Da flog Thaddäus wie ein Pfeil in den Saal: „Sie sind da, Herr — das unnütze Feuer hat sie gelockt,“ und damit riß er dem Cölestin ein feuchtes Tuch aus der Hand, womit dieser den überfließenden Wein aufgetrocknet hatte, und warf es auf das Kaminfeuer, daß es zur Hälfte erlosch. „Dreister Schurke,“ rief der Graf und hob die Hand nach ihm aus, Magyac wich auf die Seite und stieß dabei Cölestin in die Rippen: „Schafskopf,“ vor sich hin murrend, „nicht mal soviel nütze.“ Er riß das Fenster auf, warf die nächsten Lichter um, und nahm die Büchse, die er fortwährend in der Hand gehalten hatte, an den Backen. Das war alles ein Augenblick, und wirklich krachten zwei, drei Schüsse ganz in der Nähe, die Fenster klirrten, die Kugeln schlugen in die Decke des Saales, ein wildes Hurra drang herauf. — Valerius löschte schnell das Kaminfeuer vollends, es ward einen Augenblick finster im Saale, nur auf die den Fenstern gegenüberliegende Wand fiel ein lichter Streifen von einem brennenden Licht, das Cölestin hinter den Ofen postiert hatte. Schüsse und Geschrei von unten wuchsen. Die Leute des Grafen begannen aus Ställen und von Böden herunter ein sicher treffendes Gegenfeuer; der Mond kam herauf und beleuchtete den Raum vor dem Schlosse und den Saal. Überrascht durch den unerwarteten Widerstand sammelte sich das russische Streifkorps — denn ein solches machte den Überfall — und hielt einen Augenblick an. Sie mochten etwa noch hundertfünfzig Schritte entfernt vom Schlosse sein, und man konnte sie beim Schimmer des Mondes von dort genau übersehen. Die baufälligen, schlechten Ställe und Wirtschaftsgebäude befanden sich zur linken und rechten Hand des Schlosses und ließen die Aussicht nach dem Walde frei. Man erkannte leicht, daß es eine gemischte Truppe war, nicht eben zahlreich, aber doch der

Mannschaft des Schlosses um das Doppelte überlegen. Sie war nur zur Hälfte beritten, einige Kürasse und Lanzenspitzen flimmerten in der Luft, hie und da sah man ein Bajonett. Während des kurzen Stillstandes schienen sie auf jemand zu warten; wirklich sprengte auch ein schwerer Reiter herzu, man hörte einige kurze, herrische Worte, und die Truppe setzte sich eben in Bewegung. Da begann Thaddäus jenes durchdringende Pfeifen, das ganz den scharfen Tönen einer Drossel glich, wenn sie einsam im Walde ihre Stimme erhebt — auf allen Böden, in allen Stalltüren ward es wiederholt. Wie vom Blitz getroffen hielt der Feind inne. — „Der Schmied, der Schmied," ging's von Munde zu Munde — jetzt knallte der Schuß des Thaddäus, und jener schwere Reiter, welcher der Anführer zu sein schien, knickte vorn über den Hals des Pferdes herab. Dadurch wurde jener zweifelhafte Zustand aufgelöst; die Russen, welche vor einer verborgenen Macht besorgt zu sein schienen, stürzten jetzt in wildem Sprunge auf das Schloß zu; die Polen, welche jenen geheimen Schrecken benutzt hatten, um ihrer Lage irgend eine andere Wendung zu geben, brannten nun auch all ihre Schüsse ab, und die meisten schlugen sicher in die heranstürmende Masse. Die schlecht verwahrte Haustür gab den Belagerten nur soviel Zeit, frisch zu laden, die Tür des Saales mit Stühlen und Tischen zu verrammeln, und die außen versteckten Polen konnten noch einige gut gezielte Schüsse teils unter die Belagerer schicken, teils nach den unvorsichtigen Russen richten, welche sich einzeln nach den Ställen wagten, um ein Pferd zu erbeuten.

Natürlich ging das alles rascher, als es erzählt werden kann; die Schritte, die Schüsse und Tod und Wunden flogen. Und in all dem Lärmen saß die alte Gräfin regungslos an ihrer alten Stelle, der bleiche Mondesschimmer zitterte über ihr steinernes Gesicht hin; nur wenn ihr Sohn seinen wilden Jubel ob eines frisch getroffenen Russen aufschlug, da schien

es, als schlüge ein Funke aus ihren starren Augen. Hedwig lief hin und her, um Patronen zuzutragen. Joel flüsterte ihr leise etwas zu, und deutete auf die alte Balkontür, es schien aber nicht, als ob sie etwas erwidere.

Die Haustür war gebrochen, der Schwarm stürzte die Treppe herauf, ein Schuß fuhr durch die Tür, und man hörte ihn noch durch die gegenüberstehende Tür des Saales dringen. Die gewaltige Wucht von mehreren Kolben flog an das Schloß, und stöhnend sprang es auf. Der Graf hatte sich in die Schußlinie rücken lassen, die drei übrigen Schützen standen neben und hinter ihm, nur zwei Schritt seitwärts saß die alte Gräfin; umsonst schrie ihr Sohn, umsonst zerrte Hedwig, sie saß noch unbeweglich, als man die gierigen Augen der Feinde erblickte. Vier Schüsse drängten sich von innen mit tödlicher Hast durch die enge Pforte, die Vordersten stürzten, und Cölestin harrte mit gespannter Pistole an der Mauer neben der Tür, um den ersten Eintretenden niederzustrecken. Eine augenblickliche Pause trat ein; Valerius glaubte während der letzten Salve ein Geräusch hinter sich gehört zu haben, er warf einen schnellen Blick herum, eine breite Gestalt stand hinter ihm, die Balkontür lag an der Erde, von allen Seiten hörte man jenes schrillende Pfeifen, „der Schmied von Wavre“, schrie alles durcheinander.

10.

So gewaltig ist selbst bei stumpfen Barbaren die moralische Kraft eines Begriffes: vor diesem gefürchteten Namen schraken die Angreifer bis zur Untätigkeit zusammen. Cölestin war der erste, welcher ihn ausrief; das verhängnisvolle Pfeifen in ihrem Rücken, der Anblick jener Gestalt, die nur drohend eine lange Flinte in die Höhe hielt, preßte den Russen das gleiche Geschrei dieses Namens aus, und sie standen gelähmt wie die Wölfe, welche eine Feuerflamme vor sich aufschlagen sehen.

Die Genossen des Schmiedes, welche von der Haustür herauf gedrungen waren und sich mit der Besatzung aus den Ställen verbunden hatten, überwältigten mit leichter Mühe den Rest des Streifkorps, der sich nur matt widersetzte. In diesem Augenblicke hörte man vor dem Schlosse die Fanfare einer Trompete. Cölestin hob wirklich mit frohlockender Miene sein Licht hinter dem Ofen hervor, der Schmied — denn dies war wirklich der so plötzlich erschienene Mann — sprang mit einem Satze zum Fenster. Valerius, im Anschauen desselben verloren, sah ihn das blitzende graue Auge wie einen Pfeil hinabschießen — „es wird Graf Stanislaus endlich sein!“ schrie der Graf; ein flüchtiges Licht der Befriedigung flog über das Antlitz des Schmiedes und er nickte leicht mit dem Kopfe. Darauf ging er raschen Schrittes zum Stuhle der alten Gräfin, nahm seine dunkelrote Pelzmütze ab, bückte sich tief und küßte den Saum ihres schwarzen Gewandes. Sein dichter Busch brauner Haare, hie und da schon mit grauen vermischt, fiel ihm dabei ins Gesicht, und er murmelte einige unverständliche Worte.

Der Graf rief indes nach Cölestin, er solle eine Flasche Champagner und einen der Gefangenen herbeibringen. Die Bedienten schleppten einen der Kürassiere in den Saal. Er fiel um Gnade flehend vor dem Grafen auf die Knie, und aus einem mit Haaren verwachsenen schwarzen Gesichte sahen seine trüben, ausdruckslosen Augen starr auf die Hand seines neuen Herrn. Cölestin schenkte den Wein ins große Bierglas, dessen sich der Graf zu bedienen pflegte; dieser aber spannte den Hahn eines Pistols und schoß die Ladung dem Gefangenen ins Gesicht. Das arme Schlachtopfer duckte in Todesangst den Kopf nieder, und die Kugel riß ihm das Hinterhaupt entzwei, daß das Hirn weit umherspritzte.

Schreiend stürzte Hedwig herbei, um dem Vater in den Arm zu fallen, es war aber zu spät. Der Graf stieß einen Fluch aus und wollte den Körper des Unglücklichen mit dem

Fuße fortstoßen, ein heftiger Schmerz erinnerte ihn aber an seine Krankheit; er griff zur Entschädigung nach dem vollen Glase und trank es in einem Zuge leer.

Als die Bedienten den Zerschossenen hinausschleiften, erschien Graf Stanislaus an der Tür. Kopfschüttelnd und mit trübem Ausdrucke im Gesicht übersah er noch schnell, was sich eben ereignet hatte. Lärmend hieß ihn der Graf willkommen, erzählte ihm, was vorgefallen, und mit den Worten: „Zu rechter Zeit kam der Schmied“, wollte er sich eben zu diesem herumwenden, als er erst bemerkte, daß dieser Mann schon verschwunden sei, ohne einen Dank abzuwarten.

Stanislaus, ein hoch gewachsener junger und blühender Mann, erklärte, die Abreise nach Warschau müßte sogleich vor sich gehen, die Streifkorps drängten immer häufiger hinüber, jede Stunde Aufschub sei Verlust, man würde ohnedies nur bei großem Glücke ungefährdet passieren können.

Cölestin brachte die Nachricht, der Schmied mit seinen Leuten sei aufgebrochen, um die Straße für die gnädige Frau Gräfin rein zu halten, die Reise müsse aber sogleich angetreten werden, Magyac kenne die Tour genau, welche zu nehmen sei, an ihn solle man sich halten. Der Graf runzelte die Stirn und gab Befehl aufzubrechen.

Binnen einer halben Stunde saß er im ersten Wagen, wohl verpackt und rings mit Waffen umgeben, im zweiten fuhren die Damen, Stanislaus ritt auf der einen Seite, Valerius und Joel trabten auf der andern, dieser mit dem traurigsten Gesichte von der Welt. Magyac eröffnete den Zug mit der Hälfte von den mit Stanislaus angekommenen Ulanen, die andere Hälfte mit den berittenen Bedienten des Grafen schloß ihn. Das wüste Herrnhaus mit den toten Russen blieb einsam zurück, die übrigen Gefangenen waren mit dem Schmiede und seinen Leuten verschwunden. Es ging im raschen Trabe durch den Wald hin, an keinem Wagen war ein Licht zu sehen, hie und da nur fielen glänzende

Mondesstrahlen auf den schwarzen Trupp, und von Zeit zu Zeit hörte man jenes Drosselpfeifen tief aus dem Walde, das Magyac an der Spitze des Zuges beantwortete.

Von den Reitern konnte niemand sprechen, weil sie mit größter Sorgfalt auf Weg und Pferde achten mußten, alle Minuten stolperte ein Tier über die Baumwurzeln. Nur Hedwig tat einige leichte Fragen an Stanislaus, und fragte Valerius und Joel, ob niemand verwundet worden sei. „Ich seh' ja durch den Mondschein, lieber Joel, daß Sie ein klägliches Gesicht machen? Pfui doch, solch ein rascher Schütze, solch ein frischer Reiter."

Joel seufzte tief auf, und Valerius sah bei einem Blicke des Mondes ein schmerzliches Lächeln über sein Gesicht gleiten. Valerius selbst war aber zu voll von dem, was vorgefallen. Das Bild des Schmiedes von Wavre wich nicht von den Augen seines Gedächtnisses. Er erschien ihm wie die verkörperte schmiegsame Kraft dieser ganzen Nation. All jenes verschlossene, verschlagene Element dieses Volkes mit den blitzraschen Bewegungen, jene vornehme Armut, jener ganze Anstrich von heldenmütigen Brigants, den eine insurgierende Nation von dieser fliegenden Tapferkeit leicht erhält, all dies ursprüngliche Sarmatentum erblickte er in diesem Manne.

Wie er dastand — sprach die Erinnerung eifrig in ihm fort — als sein bloßer Anblick den Sieg entschieden hatte, in dem kurzen weißgrauen Kittel, den der breite Ledergurt straff zusammenzog! Die Muskeln seiner Hand spielten wie heiße Sonnenstrahlen an der Büchse — und unter dem Pulverdampfe von des Grafen Mordpistole verschwand er wie ein Geist, er war der Urgeist einer Nation.

Er ertappte sich lächelnd auf diesen Übertreibungen, konnte und wollte sich aber nicht davon losmachen. Das Leben wird erst unser, wenn es sich wieder erzeugt in unserm Innern, darum sind die Dichter die reichsten Menschen, darum sind sie kleine Götter, die alle Tage eine Welt schaffen und

sich mit dem Troste zu Bette legen: Siehe, es war alles sehr gut. Im Sturm der Dinge selbst sind wir die Beute der Dinge; ist es doch ein Hauptglück des gegenwärtigsten Reizes, der Liebe, sich ihrer zu erinnern. Ein jahrelang ersehnter Kuß, im Fluge geraubt und erwidert, macht ein ganzes darauffolgendes Leben voll Gewöhnlichkeit erträglich, während jener eigentliche Lebensaugenblick an sich kaum empfunden ward und nur durch die lange Erwartung vorher und die lange Erinnerung nachher ein beglückendes Ereignis wurde.

So liegt in uns von Hause aus jener viel gesuchte Sieg über das Äußere.

Aber auch diese nachschaffende Fähigkeit war getrübt in Valerius, er reizte sich mehr zum Genuß, als daß dieser Genuß ihn aufgesucht hätte. Der Mittelpunkt seines Lebens war verschoben, und alles übrige dadurch in Unordnung geraten. So machte er sich Vorwürfe über diese ärmliche Manier, wie er's nannte, nur das zu erkennen und zu ergreifen, was vorüber sei, nicht der gegenwärtige Anblick dieses spärlich erleuchteten nächtlichen Zuges wecke ein romantisches Gefühl in ihm, schalt er weiter, nein, es sei der Augenblick, als vor fünf Minuten die Mondesstrahlen glänzend durch die Baumgipfel gebrochen seien, jener Augenblick übe den Reiz auf sein Inneres, obwohl das Auge noch fortwährend dasselbe sehen könne, jener vergangene Augenblick liege bereits als geschichtliches Bild dieser Fahrt in seinem Gedächtnisse. — „Ich will keine Vergangenheit, ich will Gegenwart," sprach er wie ein ungezogenes Kind vor sich hin — „ich will ein Mensch sein, nicht aber ein Künstler, den Träume beglücken."

So wütet der Mensch gegen sein Fleisch, und der Starke schmäht seine doppelten Kräfte, weil er in den Stunden des Unmuts einen Schwachen lächeln sieht, und diesen um seine Schwäche beneiden zu müssen glaubt.

Aber wir mögen uns noch soviel Mühe geben, unserem Wesen ungetreu zu werden, unser eigentliches Wesen ist unsere

Gesundheit, und die Natur strebt immer von selbst wieder dahin zurück.

Ehe er sich seines Unmuts recht bewußt wurde, war Valerius mit den Gedanken in Deutschland, und ein Ort nach dem andern mußte sich ihm darstellen im Mondschein dieser Nacht. Das sind Bilder, die den Menschen am meisten befangen mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit. Eine Gruppe nach der andern breitet sich vor ihm aus, jede hat ihre tausend Beziehungen und Gewichte, die sich fortwährend im Gleise erhalten, jede führt zu einer neuen, und der Geist irrt von einem Lande zum andern, über den Ozean, wo jener Mondschein nicht zu sehen ist, und die Leute im Sonnenstrahl umherwandeln — „beim Schein des Mondes, beim Strahl der Sonne denken wohl manche von jenen Leuten an den Kampf in Polen, und so weckt und wirkt alles durcheinander in dieser Welt, und der Gedanke an den Allmächtigen füllt das Herz —

Camilla, Camilla, die Welt ist zu groß, das Interesse zu mannigfaltig, Gottes Gedanke zu tief, und ich will alles suchen — dein Auge kommt mir immer seltener, ich tauge nichts für die Liebe, ich bin krank an Überfluß, und arm an Liebe für das einzelne, vergib mir!" —

Da stolperte sein Pferd über eine Wurzel, sein Schenkel ward an einem Baume gequetscht, und so erinnerte ihn die Gegenwart nur zu deutlich, daß er wiederum außer ihr gewesen sei. Der Zug hielt still, und jetzt erst bemerkte Valerius, daß fernher aus dem Walde einzelne Feuer leuchteten. Er ritt vorsichtig bis an die Spitze des Zuges — Magyac sah unentschlossen nach der Seite in den dichten Wald, als solle ihm von dort her Rat und Hilfe werden. Ein Umweg durch den Wald war nicht möglich für die Wagen, die Bäume standen zu dicht.

Träumerisch sah Valerius nach den Feuern, er bemerkte es nicht, daß sein Pferd langsamen Schrittes ihnen sich

näherte; Magyac war zwischen die Bäume geritten, wahrscheinlich um zu rekognoszieren, und hatte keine Acht auf den melancholischen Deutschen; die vordersten Ulanen mochten glauben, er wolle ebenfalls die Ortsgelegenheit näher erkunden — kurz er kam ungehindert den Feuern immer näher, und ohne nachzudenken betrachtete er das neue Schauspiel. Etwa wie man ein Wouvermannsches Schlachtgemälde ansieht, ohne einen Augenblick daran zu denken, das ausgehobene Schwert des Mannes auf dem friesischen Schimmel könne uns treffen.

Auf einer Lichtung war ein Trupp Kosaken gelagert, Roß und Reiter ruhten an der Erde, gewärmt durch hohe Feuer. Die Lanzen steckten ihnen zur Seite im Boden, und der größte Teil dieser rastlosen Steppenbewohner schien zu schlafen; hie und da erhob sich einer mechanisch mit dem halben Körper und warf ein frisches Stück Holz in die Glut, dann sank er wieder in die vorige Stellung zurück, oder suchte sich ein bequemeres Kopfkissen auf dem Bauche seines Pferdes. Die bärtigen, augenlosen Gesichter, zur Hälfte gewöhnlich im Schatten, zur Hälfte vom Feuer beleuchtet, erhöhten durch ihre Regungslosigkeit die Täuschung, ein Gemälde zu sehen.

So kam der junge Träumer bis zu den letzten Bäumen, welche an seinem schmalen Wege die Lichtung begrenzten. Einige Schritte nur von ihm hielt der aufgestellte Wachtposten. Der Kosak war ebenfalls eingeschlafen und saß mit untergeschlagenen Armen wie eine Bildsäule da. Mit dem rechten Arme hatte er die Lanze eingeklemmt, die linke Hand hielt den Zügel. Ein langer schneeweißer Bart fiel auf die Brust herab, ein kleines schwarzes Kreuz drängte sich darunter hervor; wahrscheinlich hatte er noch kurz vorher seine Andacht verrichtet, nicht ahnend, wie not es ihm sein dürfte, um seinem Glauben nach glücklicher zu sterben. Der Schlaf hatte ihn übereilt und ihm nicht gestattet, das Kreuzchen wieder auf die behaarte Brust zurückzuschieben.

Es war nur noch ein Schritt zwischen beiden Reitern, das Kosakenpferd zog langsam die trägen Augenlider in die Höhe und rückte den Kopf ein wenig aufwärts. Der Kosak, der die nachlassende Straffheit des Zügels empfinden, wohl auch das Nahen eines Gegenstandes bemerken mochte, machte eine Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, verstorbene, lebensmüde Augen, öffnete den Mund —

Da fühlte Valerius den Zügel seines Pferdes von einer raschen Hand gehalten, der Kosak verschwand plötzlich von seinem Gaule, es erschien ein anderer Reiter darauf, und ehe er sich ermuntern konnte, sah er sich auf dem Rückwege zu seinem Zuge. Der Schmied von Wavre ging neben ihm, ein junger polnischer Bauer ritt zu seiner andern Seite auf dem Kosakenpferde. Mit Grauen sah er bei den nachleuchtenden Feuern, wie der alte Kosak mit einer Schlinge um den Hals von dem Bauer nachgeschleift wurde. Das Pferd des plötzlich Erwürgten trug ebenso geduldig den neuen Reiter, der es so schnell von seinem vorigen befreit hatte. —

11.

Valerius war in jener Nacht nur auf kurze Zeiträume aus seiner Träumerei zu wecken gewesen. Er machte sich die lebhaftesten Vorwürfe über diese gefährliche Schwäche, als ihm Magyac am andern Morgen die Begebenheiten der Nacht erzählte.

Das ist jenes törichte Leben in die Weite, in die Ferne, das den Baum vor Augen nicht merkt, bis er sich kund gibt durch einen heftigen Stoß. Das ist jenes Räsonieren ins Ungemessene hinaus, jenes deutsche Komponieren der nächsten weltgeschichtlichen Epochen, worüber die Gegenwart und das zeitig Notwendige unbenützt vorüberstreicht, das ist jenes unpraktische Wesen, das sich so gern und so leicht mit höheren weiteren Zwecken entschuldigt, das gepriesen sein möchte als

weitsichtiges, höheres Element, und das doch übertroffen wird von jenem kleinen Buben, der das Pferd tränkt, da es eben dürstet. Auf den nächsten Schritt soll man achten und dem Augenblick leben, der eben da ist, den Gegenstand ergründen, der just neben uns steht.

So schalt er sich, während Magyac erzählte. Der Schmied hatte das Biwak umstellt, und während die Schläfer mit wildem Geschrei überfallen worden, waren die Wagen in größter Schnelligkeit ungehindert die Lichtung passiert. Nur das gnädige Fräulein, die bis zum Augenblick des Überfalls fest geschlafen, sei, erweckt von dem plötzlichen Lärmen, aus dem Wagen gesprungen und in den Wald hinein gelaufen; Joel, der ihr nachgeeilt, habe sie zwar eingeholt, aber die Wagen seien längst auf und davon gewesen, und so habe man das Fräulein hierher ins Haus gebracht, wo sie jetzt noch ruhig schlafe.

„Aber wie bin ich denn hierher gekommen, Thaddäus?"

„Ja, was weiß ich, Herr, du sagtest ja zum Schmiede, daß du seine Bekanntschaft machen wolltest."

„So?"

Valerius befand sich auf einer ähnlichen Waldlichtung, wie er heut' nacht gesehen, in seinen Mantel gehüllt lag er an einem verglimmenden Feuer, hinter ihm ein langer starker Baumstamm. Dieser hatte ihm zum Kissen gedient, wie er vermutete, denn der Nacken schmerzte ihm gewaltig von dem kurzen Schlafe. Magyac saß vor ihm an der Erde und scharrte einige Kartoffeln aus der Asche, die er zum Frühstück geröstet hatte. Dann zog er ein Stück Schwarzbrot aus der einen Tasche seines Pelzes und eine Schnapsflasche aus der andern, und legte alles vor Valerius hin, indem er ihn mit einem halb verschmitzten, halb schmerzlichen Lächeln aufforderte, sich des Frühstücks zu bedienen.

Valerius nahm lächelnd einige Bissen Brot. „Trink getrost, Herr," sagte Thaddäus, „es ist Wein vom Grafen, im

Lärm der Abreise hab' ich meine Flasche leer und wieder voll gemacht — der alte Schurke, wenn nicht seine Mutter wäre, die der heilige Adalbert erhalten möge."

„Wo ist Joel? Und wo sind wir eigentlich?" Thaddäus deutete auf einen Winkel des Gebäudes, unter dessen Dache sie sich befanden — da lag der arme Junge zusammengekrümmt unter seinem Mantel und schlief. Mit der Hand und einem bunten Tüchlein hielt er sich einen Teil des Gesichts verdeckt — Valerius kannte das Tuch von jenem Abende, es war Hedwigs.

Thaddäus hatte die zweite Frage nicht beantwortet; eh' sie Valerius wiederholte, sah er sich um, ob er sie vielleicht selbst beantworten könnte. Er erkannte nicht ohne Anstrengung, daß er sich mit seinen Gefährten unter einer sogenannten Wildrause befände, wie man sie für strenge Winter zur Atzung des Wildes anlegt. Einige alte zerfallene Krippen und Rausen, die umherlagen, erinnerten in ihren Trümmern daran. Solche Wildrausen bestehen eigentlich nur aus einem schiefen Dache, das sich auf eine Bretterwand und einige Pfosten stützt. Die drei übrigen Zugänge sind offen, und da die offene Seite nach Morgen lag, so schien die Sonne freundlich auf die Gruppe und erheiterte wie immer den deutschen Wallfahrer, wie er sich manchmal nannte. Der Fichten- und Kieferwald glänzte mit den Funken des gerinnenden leichten Schnees, der den Abend vorher gefallen und jetzt größtenteils schon wieder verschwunden war. Es begann einer jener Wintertage, in deren Mundwinkeln schon ein Frühlingslächeln schwebt, ein lauer Tauwind zog langsam über die Fläche. Solch ein Wind ist wie der Hauch eines jungen Mädchens, wenn er uns zum ersten Male berührt, und wir empfinden, welch eine Lust es sein müsse, von den Lippen geküßt zu werden, über welche dieser Atem flog. Frühlingsahnung, Ahnung einer schöneren Zeit zieht damit in unsere Brust.

Auch Valerius sagte lächelnd: „Es wird noch alles gut werden — weiter, weiter.“

Einer der Seitenausgänge dieser Wildrause war aber verschlossen durch ein Bretterhäuschen, das sich daran lehnte, und mit der Hinterwand der Rause eben jenen Winkel bildete, in welchem Joel lag.

„Wer wohnt hier, Thaddäus?“ fragte Valerius von neuem. Thaddäus umging aber die Frage noch einmal. „In der guten alten Zeit,“ sagte er, „wo die Polen noch Polen waren, hat es hier in der Gegend einen freundlichen Herrn gegeben, welcher das Wild besser behandelte, als mancher die Menschen; der ließ in strengen Wintern zuweilen hier Futter aufschütten für die hungrigen Tiere — ’s ist aber lange her, und die alten Bretter sind schon verfault, wenn der Wind hineinfährt, da stöhnen sie wie die Wölfe, die sich öfters hierher flüchten.“

„Ich bin dein Freund, Thaddäus, wer wohnt in jenem Hause?“

„Gott lohn’s Euch, Herr,“ erwiderte dieser und griff nach Valerius’ Mantelzipfel, „wir haben nicht viel Freunde, wir Polen in Schafspelzen, aber einen mächtigen und einen stolzen Feind: den Russen und den Edelmann, dort in der Hütte, Herr, aber“ — und dabei sank seine Stimme zum Geflüster herab — „wohnt der Schmied — seit vielen, vielen Jahren schon — wer seine Wohnung verrät, begegnet keinem Polen mehr,“ setzte er mit blitzenden Augen hinzu, „es führt kein Weg durch den Wald hierher, und eine Stunde im Umkreise haben seine Freunde einen Graben im Walde ringsum gezogen, über den kein Reiter setzt, es haben viel Leute daran gegraben.“

„Warum,“ fragte Valerius weiter, „wohnt er denn schon so lange im verborgenen?“

Ein zuckendes, böses Lächeln preßte sich über Magyacs Gesicht, und er schien etwas Schlimmes auf der Zunge zu

haben, aber er schluckte es hinunter, und nach einer Pause fuhr er fort mit wehmütigem Tone: „Es ist schon lange her, daß sie ihm alles genommen haben, ich war ein kleiner Bube, als er noch in Wavre wohnte mit Weib und Kind, und 's war ein trüber, nebliger Herbstabend, als ich wieder einmal bei der Schmiede stand und mit großer Freude die glühenden Funken betrachtete, die durch den Nebel hinstoben von des Schmiedes gewaltigen Schlägen. Ja, Herr, die alten Leute sagen, sie hätten Zeit ihres Lebens keinen tüchtigeren Polen gesehen als den Schmied Florian, und der selige Herr Kosciusco — Gott segne seine Asche! — hat ihn immer den jungen Piasten genannt. Ja, Herr, so war der Schmied, und als er an jenem Abende auf den Ambos schlug, da sang er ein altes Lied von unserer Freiheit, und die Gesellen sangen mit, und das halbe Dorf versammelte sich um die Schmiede, 's war just der Abend vorm heiligen Martinstage, die Leute in Wavre gedenken alle Jahre dieses Abends. Denn als sie noch nicht fertig waren mit der Axt, die der Schmied hämmerte, und dem Liede, das sie alle sangen, da kamen die Russen aus Warschau und wollten den Florian gefangen nehmen, weil er ein aufrührerischer Kopf sei. Der Schmied aber schlug dem ersten, der ihm nahe kam, den Hammer vor den Kopf, daß er hinschlug wie ein umgehauener Baum. Nun ging das Schießen los, denn es wagte sich keiner mehr an den Polen. Es dauerte auch nicht lange, da lag Florians Weib und sein rüstiger Junge im Blute, und der Schmied stürzte heraus wie ein angeschossener Eber mitten unter die Soldaten, sie fuhren entsetzt nach allen Seiten auseinander, und ehe sie sich wieder sammelten, war Florian in den Wäldern. Jeder Russe, der ihn wieder gesehen, hat's mit dem Leben bezahlt.

Florian ist übrigens der beste Mann im Lande und tut keinem Kinde was zuleide; viele Leute halten ihn auch für einen Heiligen; aber unglücklich ist er sehr, und wenn

er am Tage um unser Vaterland geweint hat, so weint er des Nachts um sein Weib und seinen frischen Buben. Herr, seit ich den Schmied zum ersten Male in seinem Jammer belauscht habe, seit der Zeit hat mich nichts mehr gerührt; es war am verwichenen Martinsabende, ich hatte einen Wolf erschlagen, und wollte dem Florian die Haut bringen für den Winter, da sah ich ihn durch die Türspalte vor seinem Heiligen auf den Knien liegen, das Wasser lief ihm in den Bart, und er fragte schluchzend den lieben Gott, ob er wohl wisse, wie schlecht es uns erginge im Lande Polen."

Thaddäus sprach nicht weiter, es trat eine lange Pause ein, und Valerius reichte ihm die Hand, die jener heftig küßte. Der Mund des jungen Polen brannte heiß und fieberisch.

Die Tür des kleinen Häuschens öffnete sich, und Hedwig erschien auf der Schwelle, frisch wie ein junger Waldbaum, den der Tau des Morgens erquickt hat. Sie sah mit Lächeln auf den Schläfer im Winkel. Es lag soviel Schalkheit und soviel Wehmut in diesem Lächeln, daß man nicht wußte, ob jene größer als diese sei. Joel schlug die Augen auf und streckte noch halb schlaftrunken die Arme nach ihr aus. Sie reichte ihm die Hand, und als er sie an die Lippen führte, strich sie ihm leise damit über das Gesicht; ihre Hand berührte auch jenes Tüchlein, aber sie ergriff es nicht.

12.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden!

Sie hatten den größten Teil des Tages über im Sonnenscheine gesessen, und die Herzen hatten gesprochen mit jenen

unmittelbaren Worten, die man nicht nacherzählen kann, und Valerius hatte zum ersten Male wieder seit langer, langer Zeit deutsche Lieder gesungen. Jene Verse stahlen sich aber immer von neuem zwischen alle seine Lieder, die warme Luft ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Joel war schweigsam, aber sanft und freundlich, und Hedwig hatte ihr inniges Ergötzen an all den neuen Weisen, denn die Jugend liebt die Poesie wie die frische Luft. Joel hatte sie die deutsche Sprache gelehrt, und wenn sie sich auch verwunderte, daß die Weisen alle so langsam gingen, so hörte sie doch nicht auf zu rufen: „Immer mehr, immer mehr!“

Über diesem Treiben kam der Abend; Magyac, der jenseits des Grabens nach den im Dickicht untergebrachten Pferden gesehen hatte, kehrte zurück, machte in der Hütte ein Feuer an, und legte sich auf ein Strohlager in einen Winkel. Kamin oder Ofen war nicht vorhanden, und der Rauch suchte sich durch die vielen Öffnungen des Daches seinen Weg. Kummervoll betrachtete Valerius diesen unwirtlichen Raum, des armen Schmiedes steten Aufenthalt. Hedwig hatte sich am Feuer niedergekauert und wärmte sich die Hände; Joel war nicht zu sehen, bald aber hörte man von draußen her seine Stimme. Auch ihm war das traurige Herz aufgegangen in diesen stillen Stunden, und was er nie zu sprechen wagte, das sang er jetzt in die Nacht hinaus, in den schweigsamen Wald hinein. Aber als ob es das polnische Land nicht verstehen sollte, sang auch er die Worte deutscher Dichter. Er schien umherzuirren auf der Waldflur, manchmal verklangen die Worte in großer Ferne, manchmal hörte man sie dicht an der Hütte. Hedwig horchte aufmerksam, die Stimme kam eben näher, und man verstand die Worte:

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
Solang' ich weinen mag."

Hedwig sah mit wehmütigen Blicken in das Feuer; Valerius, an die Wand sich lehnend, sah forschend in ihr Angesicht, es war alles still ringsum, man hörte durch die dünne Bretterwand, wie der Sänger leise seufzte und sich langsam entfernte. Klagend sang er weiter:

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüt', eine Blüt' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten."

Die Stimme schwieg; es schien Valerius, als stünden dem schönen Mädchen die Augen voll Wasser, aber sie regte sich nicht; der seidene Mantel glitt ihr langsam von der weißen Schulter — sie ließ ihn gleiten; ihre langen Augenwimper senkten sich kaum merklich ein wenig tiefer — man konnte das schöne Mädchen für ein Marmorbild halten.

13.

Nach einiger Zeit nahten sich Schritte von mehreren Seiten, und man hörte draußen eine Menge Stimmen. Magyac sprang auf und ging nach der Tür, bat aber Valerius, so lange in der Hütte zu bleiben, bis der Schmied zurückkäme. Durch die Spalten der Wand sahen die Zurückbleiben=

den draußen unter der Wildraufe ein Feuer auflodern, und rings um dasselbe eine Schar bewaffneter Bauern. Die Zahl derselben wurde immer größer, ihr Gespräch immer lebhafter und stürmischer.

„Warum liegen sie fortwährend in Warschau still,“ schrie eine rauhe Stimme, „warum geht's nicht von der Stell'? Sie sind Verräter und schreiben nach Petersburg.“

„Das verstehst du nicht, Slodczek, du bist ein Unband, der an einem Tage säen und ernten will,“ sprach ein alter Bauer, der sich am Feuer niedergesetzt hatte.

„Der Slodczek hat recht,“ schrie eine Stimme aus dem dichtesten Haufen, — „er hat nicht recht,“ schrie eine andere, und bald brauste das Stimmengewirr unverständlich durcheinander.

„Es muß was geschehen,“ übertönte Slodczek das Durcheinander mit seiner rauhen Kehle, „sonst verkaufen sie uns wieder das Fell vom Leibe, und wenn's Glück hoch kommt, sind sie selbst die Käufer — wir müssen nach Warschau.“

Dieses Wort erregte einen noch viel größeren Lärm, und es schien auf Augenblicke, als ob sich die verschieden gesinnten Meinungen durch die Waffen selbst geltend machen wollten. Slodczek wenigstens schlug sein Gewehr auf einen Bauer an, der sich ihm am eifrigsten entgegenzusetzen schien. Aber jener Alte, der ihm zu Anfang widersprochen hatte, schlug ihm das Gewehr in die Höhe, der Schuß ging indessen los und die Kugel fuhr prasselnd durch das alte Schindeldach.

Es folgte eine augenblickliche Stille; Slodczek selbst schien bestürzt zu sein.

„Wie lange wird der Ring des Schmiedes sicher sein, wenn wir alle unsere Büchsen abschießen?“ sagte mit langsamer Betonung Thaddäus Magyac.

Der alte Bauer warf einen jener fliegenden polnischen Blicke auf Slodczek und auf die übrigen, dann sah er gedankenvoll in den Lauf seines Gewehrs, und jener nationale Zug einer gesunden Melancholie lagerte sich auf seinem

schmalen Gesichte. „Wir werden zu zeitig auf die Fläche hinauslaufen, damit sie uns alle mit einem Male treffen können," sprach er mit traurigem Tone.

Man konnte nicht einen Augenblick verkennen, daß selbst die Stürmischen dieser Insurgenten keineswegs zu etwas Durchgreifendem entschlossen waren. Die Gelegenheit schien ihnen zwar bequem, ihre schlechten Dienstverhältnisse zu den eingebornen Herren des Landes besser zu gestalten, und viele waren der Meinung, daß Polen bestehen könne, ohne daß sie selbst in so tiefer Abhängigkeit von den Edelleuten lebten, aber es war doch selbst in diesen mehr ein romantisches Tappen nach größerer persönlicher Freiheit, als ein klares Bewußtsein. Und sobald die allgemeine Gefahr des gemeinschaftlichen Vaterlandes einen Augenblick dringend wurde, verschwanden alle jene Halbgedanken wie die kleinen Wünsche eines Gefangenen vor dem großen Begriffe der Befreiung.

Während es in der Versammlung eine Zeitlang völlig still war, und die Bauern gedankenvoll vor sich hinsahen, wendeten auch Hedwig und Valerius ihre Blicke von den Spalten, und sahen sich gegenseitig an, um einander die Verwunderung über solch eine Szene auszudrücken. Sie waren beide in einer großen Spannung, und es war natürlich, daß sie heftig zusammenschraken, als plötzlich der Laden aufgerissen wurde, der sich auf der andern Seite der Hütte befand, ein langer Bart zum Vorschein kam, und eine unheimliche Stimme mit eulenartigem, weitschallendem Tone rief: „Joel, wo bist du?"

Wie der Sturmwind stürzten die Bauern herbei, und in einem Nu lag der Mann, dem jene Stimme gehörte, niedergeworfen am Feuer unter der Wildraufe, und fünf, sechs Büchsen waren auf ihn angeschlagen.

„Ein Spion, ein Spion!" schrie alles durcheinander. „Ein Jude, ein jüdischer Spion!" brüllte die Menge gleich darauf, als der Schein des Feuers auf ihn gefallen war.

Es war Manasse, Manasse in seinem langen schwarzseidenen Kaftan. Das totenbleiche Gesicht sah ängstlich auf die drohenden Feuerröhre, und mit hastiger Stimme rief er: „Ich bin kein Spion, ich bin der ehrliche Jude Manasse — wo ist mein Sohn Joel?“ schrie er hinterdrein mit kreischender Stimme.

„Drückt ab,“ stürmte Slodczek, „er hat uns behorcht; er verrät uns an die Edelleute.“

„Im Ringe des Schmiedes wird nicht geschossen,“ sagte Magyac, und warf gleichmütig frisches Holz ins Feuer.

Die Gewehre senkten sich. Manasse benützte diesen Augenblick zu seiner Verteidigung: „Ich habe nichts gehört, nichts, nicht ein Wort hab' ich gehört; von jener Seite bin ich gekommen, um zu suchen meinen armen Sohn Joel. Mein Sohn Joel vergießt für euch sein Blut, er ist Soldat, mein Joel, sie haben ihn vom Pferde geschossen bei Grochow, vom Pferde, das ich ihm selber gekauft; totgeschossen lag es neben ihm, das schöne Tier, das teure Tier.“

„Schlagt ihm den Schädel ein,“ unterbrach ihn Slodczek, und ging mit umgekehrter Büchse auf ihn los, „wenn er Geld verdienen kann, verrät er uns doch.“

Da riß sich der alte Jude mit der Kraft eines Jünglings aus den Fäusten der beiden Bauern, die ihn festhielten, und die lange, magere Figur streckte sich kerzengerade in die Höhe; mit der einen Hand riß er sich die schwarze Mütze vom Schädel, die andere streckte er dem andringenden Slodczek entgegen — die dürren Finger zitterten, die dünnen grauen Haare flogen im Winde, er war anzuschauen wie einer jener Propheten, die den Untergang Judas weissagten: „Der Cherem des allmächtigen Adonai falle über euch, so ihr einem unglücklichen alten Manne ein Haar krümmt, euer Stamm sei verflucht bis ins tausendfachste Glied, euer Land soll wüste liegen, wie das Land zwischen Ägypten und Kanaan, euer Name soll vergessen werden auf ewig, und der Würgengel

halte Wache an euren Grenzen bis zum Jüngsten Gericht, so ihr euch vergreift mit frechen Händen an einem Manne des strengsten Gesetzes, an einem der Chassidim, an Manasse, dem Auserwählten des hochgelobten Herrn der Heerscharen."

Dieser Bannstrahl machte einen unerwarteten Eindruck auf die Bauern. Es lag ein religiöses Element darin, das die frommen Katholiken berührte, jener schreckliche Bezug auf ihr Vaterland und dessen Zerstörung, der entsetzlichste Gedanke für den wildesten polnischen Bauer, der Anblick und die erschreckende Zuversicht des Greises, womit er die Worte sprach — alles das erzeugte eine Totenstille.

Manasse blieb in derselben Stellung, seine Muskeln schienen ehern geworden zu sein, und die düsteren schwarzen Augen leuchteten wie schauerliche Totenfackeln.

„Ich soll euch verraten an eure Herren! O Adonai, wie lange schon liegt dein Zorn auf uns — bin ich nicht ein tiefer gebeugter Sklave als ihr — wenn der Herr euch schlägt mit der Hand, so tritt er mich mit dem Fuße, wenn er den einen von euch mißhandelt, so beklagen ihn die andern, wenn er mich mißhandelt, so lachen sie, wenn ihr unter die Kugeln lauft, und sie euch treffen, so fallt ihr für euer Land, so fallt ihr als Helden, welche die Nachwelt besingt — wenn wir fallen für euer Land, so ist ein Jude weniger, und das ist gut, sprecht ihr dann — weil ich suche meinen Sohn Joel, der vielleicht schon gefallen ist für euch unter den Kugeln der Russen, schlagt ihr auch den Vater tot — das ist auch gut. Und ich soll euch verraten! Was hab' ich zu verraten als größeres Elend denn eures" —

Dabei sank er zusammen. Hedwig, die ihn plötzlich verschwinden sah unter der Menge, glaubte, man sei im Begriff, ihn umzubringen, und stürzte hinaus, Valerius, der schon längst auf dem Sprunge gestanden hatte, folgte ihr augenblicklich. Nur die Überzeugung, daß er in diesem Augenblicke eine ebenso verhaßte Erscheinung sein müsse, als

der Jude, daß er den Verdacht der Bauern, behorcht zu sein, zur Gewißheit steigern würde, hatte ihn bisher abgehalten. Aber der Moment schien ihm der äußerste, als Manasse vor seinen Blicken verschwand, und er bemerkte es kaum, daß auch Hedwig hinauseilte.

Ihr Erscheinen machte die Verwirrung vollständig. — „Ein Edelmann — des Grafen Tochter,“ schrie alles durcheinander, und im ersten Augenblicke drängten sich die Bauern alle auf eine Seite zusammen, gleich als ob sie sich fürchteten, oder nur in Masse von nun an handeln müßten.

Da erschien auch plötzlich Joel, der mit dem größten Erstaunen die Gruppe betrachtete, die so wenig zu den Liebesträumen passen mochte, aus denen er eben erwachte. Er stürzte zu Manasse und richtete ihn auf; in den Augen des zerbrochenen Greises leuchtete eine unbeschreibliche Glückseligkeit, als er sah, daß es sein Sohn, sein Joel wäre, der ihn unterstützte.

Das Feuer war zwischen den Parteien, nur Magyac saß wie ein unbeteiligter Grenzpflock vor demselben, und somit zwischen den beiden in diesem Augenblick so feindlich gegeneinander gestimmten Heeren.

Ein rasches Gemurmel flog durch die Gruppe der Bauern — es sind Kickis Uniformen — ein braves Regiment — wir sind verloren, wenn sie lebendig den Ort verlassen — warum nicht gar — sie müssen daran. —

Die letzte Äußerung kam von Slodczek, der Lärm ward stürmisch, die Masse bewegte sich gegen das Feuer zu, Slodczek voran; Valerius und Joel zogen ihre Säbel, Hedwig stand unbeweglich, nur ihre Augen glitten bald von Joels Gesicht auf das Antlitz des alten Manasse, bald von diesem auf jenes.

Magyac nahm ruhig einen Feuerbrand und hielt ihn dem andringenden Slodczek unter die Nase, daß dieser einen Schritt zurückfuhr. „Diese Leute sind die Gäste des Schmiedes von Wavre,“ sprach er und sprang in die Höhe.

Slodczek aber, ergrimmt durch den steten Widerspruch, riß ihm den Feuerbrand aus der Faust, schleuderte ihn in die Finsternis hinein und fiel dann mit der größten Heftigkeit über Magyac her. Das Signal war gegeben, der Kampf selbst erzeugt dann bei solchen Gelegenheiten den Kampf, wenn die Parteien kurz vorher noch so unschlüssig gewesen wären. Alles drang auf die beiden Soldaten ein, welche ihre wehrlosen Verbündeten zurückschoben, und sich so gut als möglich zu verteidigen gedachten. Das Handgemenge begann.

„Holla, ho!“ rief plötzlich eine donnernde Stimme, und von unwiderstehlicher Kraft fühlten sich die ersten Kämpfer auseinandergerissen. — „Der Schmied, der Schmied,“ schrie alles, und er stand wirklich zwischen ihnen. Die Flinte hing ihm auf dem Rücken, seine Hand war ohne Waffe, aber sein Blick genügte, dem Kampfe ein Ende zu machen. Er nahm seine dunkelrote Mütze ab, ein unendlicher Schmerz breitete sich über das gefurchte hartkantige Antlitz — die Hände faltend, sah er mit stierem Auge vor sich hin, und leise sprach er: „Vater Kosciusco, das sind deine Polen.“

Diese Worte waren bis zum entferntesten Bauer gedrungen — die erst noch so unbändigen Insurgenten standen mit niedergeschlagenen Augen da. Erst nach einer langen Weile sagte Slodczek halblaut: „Vater Florian, sie haben uns behorcht.“

„Was habt ihr für Geheimnisse vor ihnen?“ fuhr der Schmied hastig auf, „sie hassen die Tyrannei so gut wie ihr, sie wollen unseres Landes Freiheit so gut wie ihr, sie beten zu Gott, was ihr bittet.“

Und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Wir gehen alle nach Warschau, übermorgen abends um sechs finden wir uns vorm Hause des alten Krukowiecki, der heilige Adalbert nehm' uns in seinen Schutz.“

„Magyac voraus, zäume die Pferde und führe sie an den Kreuzweg, dort harrt der Wagen für das Fräulein.“

Thaddäus, der den Schmied kannte, wußte, daß Eile nötig sei, und flog wie ein Roß über die Lichtung nach dem Walde zu. Die Bauern grüßten den Schmied mit einer Mischung von Ehrfurcht und Vertraulichkeit, und wohl auch mit einem Rest von Scham, daß sie sich vom heißen, zänkischen Blute zu einer Torheit hatten fortreißen lassen, und zerstreuten sich, hastig über die Lichtung schreitend.

Jener gemäßigte Alte sagte mürrisch zu seinem Begleiter, als sie in das Dunkel des Waldes traten: „Der Slodczek macht immer tolles Zeug — 's ärgert mich aber doch, daß mir die hübschen Pferde entgangen sind, ich witterte sie heut' abend, als ich durch den Wald nach dem Ringe strich, und ich dachte, einmal heimzureiten — 's war kein Glückstag heute."

Auch der Schmied brach mit den übrigen auf. Valerius wollte ihn gesprächig machen, er gab aber nur kurze, wenn auch höfliche Antworten. Manasse liebkoste seinen Joel und erzählte ihm, wie er in jener Nacht des Aufbruchs aus dem Schlosse dort angekommen sei, um ihn zu warnen vor den sich immer mehr nach jener Seite ausbreitenden Russen. „Ihr wart fort, ich rannt' euch nach. Auf dem Walplatz im Walde fand ich einen schwerverwundeten Kosaken. Ich verband ihn, damit er mir den Weg zeige, den ihr eingeschlagen. Er wies hierherzu. — Die letzten, sagte er, seien hierherzu geritten, ein junger Soldat mit schwarzem Haar und Bart sei dabei gewesen. Das war der junge Deutsche. — Gleichgültig, Joel, ich bin gelaufen, ohne zu ruhen, und hab' dich gefunden." — Dabei liebkoste er ihn heftig.

Sie traten in den Wald, aber eine große Helle in ihrem Rücken veranlaßte sie, noch einmal rückwärts zu schauen. Die Wildrause und die Hütte standen in lichten Flammen. „Das ist der Feuerbrand," sagte Hedwig, „welchen Slodczek ins Dunkel warf." Der Schmied sah traurig nach den lustigen Flammen und sprach leise vor sich hin: „Nun habe ich nicht mehr, wo ich mein Haupt hinlegen könnte, wenn ich gehetzt

werde wie der Hirsch.“ Er fuhr sich mit der flachen Hand über das harte Gesicht. — „Nun, wie die Heiligen wollen! Ist's doch unserem Herrn Christus nicht besser gegangen.“ Er nahm die Mütze zwischen die Hände, und seine breiten, festen Lippen bewegten sich, als spräche er ein stilles Gebet.

Das Feuer leuchtete unheimlich über die Heide, sein Strahl hatte in der Einsamkeit nur ein paar Krähen aus dem Schlafe gescheucht, die mit ihrem Grabgesange über die Lichtung flogen. Der Schmied wandte sich mit rascher Wendung in den Wald, die andern folgten dem schweigsamen Führer.

14.

Es war einige Tage darauf, als Valerius in seinen Mantel gehüllt durch die Straßen von Warschau strich. Der Mondschein lag mit seinen weichen Blicken über der Stadt, wie eine süße Trauer oder wie eine wehmütige Freude. Die äußeren Dinge fügen sich ja nachgiebig unseres Herzens Wünschen, wir lesen unser Herz in ihren Blicken, und demselben Lichte jauchzt der eine wie einer Hochzeitsleuchte entgegen, während der andere eine Begräbnisfackel darin zu sehen glaubt. Darum sagen manche Leute, es sei nichts wirklich als unser Gedanke.

Auch Valerius dachte so. „Wozu quält man sich mit den Äußerlichkeiten,“ sprach er in seinem trüben Sinne, „unser eigensinniges Herz macht ja doch daraus, was es will. Wozu trachten wir unablässig, Geschichte zu machen, da wir doch nur kleinen Kindern gleichen, die mit lächerlicher Mühe und Sorgfalt ihr Kartenhäuschen aufbauen — ein leichter Windzug wirft es um. Und wir wissen es nicht, von wannen der Wind kam, noch wohin er geht.

Ist es denn wirklich größer, ein Held zu sein, Nationen zu bewegen, Völkerschicksale gestalten zu helfen, als daheim zu bleiben bei den Seinen und ihrem kleinen Glücke, ihren

unscheinbaren Freuden Kraft und Tätigkeit zu widmen? Haben die sogenannten Philister nicht am Ende recht, daß wir uns um keine anderen Dinge kümmern sollen, als um jene, die uns zunächst betreffen? Während ich kämpfe und ringe für eines Volkes Freiheit, weil ich den Begriff der Freiheit für etwas Großes halte, verschmachten vielleicht die Meinen in Angst und Mangel und Kummer — ist denn nun auch wirklich dieser Begriff der Freiheit größer als alle anderen? Ist es tugendhaft, alles andere darüber zu vernachlässigen?

Großer Gott! im nächsten Jahrzehnt ist die Entwicklung der Menschen vielleicht in ganz anderen Kreisen, und mein Treiben ist in den Augen der Erleuchtetsten ein törichtes geworden, und das sogenannte Heldentum ist eine moralische Karikatur!

Und wenn das alles, was ich da denke und zweifle, Ausgeburten meines kranken Leibes sind, warum ist die Welt so schwankend, daß sie immer nur aussieht, wie ich sie haben will?"

Dabei war er immer lebhafter hingeschritten durch die Straßen, und war ohne seinen Willen auf die Weichselbrücke gekommen. Eine große Wasserfläche übt stets einen tiefen Eindruck auf das menschliche Herz: das Wasser erscheint uns wie ein unparteiisches Element neben den anderen irdischen Stoffen, teilnahmslos sieht es wie ein großes ewiges Auge auf den Vorübergehenden, und das Schiff und der Schwimmer und der Sturm berühren nur seine Masse, sein Leben ist nicht zu treffen: es mag darüber hingezogen sein, was da will, dasselbe ewige Auge mit seiner Unerforschlichkeit kehrt immer wieder. Wie schweigende Gottheiten gehen die Wasserflächen an unserem Treiben vorüber, und es bedünkt uns manchmal, als wohnte die tiefste Weisheit in ihnen, und als würden wir sie wiederfinden in einem andern Leben, wo sie unbefangen alles erzählen, was auf dieser Erde vorgegangen

ist, die einzigen unbeteiligten Historiker neben den Sternen. Die Sterne können nämlich nur von den heiteren Tagen erzählen; wenn Nebel und Wolken über der Erde liegen, da sehen sie nichts, und sie steigen dann in der nächsten klaren Nacht herab in die Wasserfluten, um sich erzählen zu lassen, was unterdes passiert sei.

In solchen Träumereien schaukelte sich Valerius' Geist, während er am Brückengeländer lehnte und in die murmelnden Wellen hinabsah, mit denen der Mond und die Sterne hin und her fahrend verkehrten. Die schweigende Natur mit ihrer Ewigkeit in den Zügen übte, wie immer, ihre volle Kraft der Beruhigung auf sein Herz, man glaubt dann unmittelbar vor dem Auge Gottes zu stehen, und die Welt schweigt im Menschen.

Es war auch ein schöner Platz damals auf der Brücke, die nach Praga hinüberführt: auf der einen Seite die Festung, welche vor dem Feinde sichert, unter sich den breiten glänzenden Strom, auf der andern Seite die stolzen Paläste, deren lichte Fenster der Weichsel erzählten, wie die Polen alle wieder daheim seien, wie die Freude wieder angesiedelt werde in jenen so lange schweigenden, glanzlosen Häusern. Aus der Stadt her schallte Musik und Gesang, und das Herz des traurigen Valerius mußte endlich aufgehen in milderen Gedanken und Empfindungen.

Es fiel ihm ein, daß er auf dem Wege zum Grafen Kicki gewesen sei, der ihn zum Ball geladen, er hoffte fröhliche Menschen zu sehen, und ging eiligst zurück nach der Stadt.

In einer engen Gasse sah er eine lichte Hausflur, und fröhliche junge Männergestalten, bald in schmutzige Schafpelze, bald in glänzende Uniformen gekleidet, gingen ein und aus; die ganze Straße hallte wider von patriotischen Gesängen der Ab- und Zugehenden. Er blieb einen Augenblick stehen, und es schien ihm, als sähe er Magyac eintreten. Neugierig ging er ihm nach und erblickte sich bald in einem großen

Saale, in welchem sich zahlreiche Gruppen von Männern befanden. Der Raum war spärlich beleuchtet, und das bunte Durcheinander von lauter männlichen Gestalten, die mit etwas gedämpfter Stimme, aber größtenteils rasch und heftig sprachen, machte einen wunderlichen Eindruck.

Valerius drückte sich in eine dunkle Ecke. Er wollte versuchen, ob er sich in diesem ihm ganz neuen Elemente zu orientieren vermöchte. Dicht neben ihm stand eine Gruppe Bauern, sie sprachen leise und unverständlich. In seine Nähe drängte sich ein Mann, bis an die Nase in den Mantel gehüllt, die Mütze hatte er tief in die Augen gezogen — es entstand eine Bewegung im Saale, und auf einer Art Tribüne im Hintergrunde desselben erschien eine Figur. Ein stürmisches Beifallsrufen drang aus mehreren Gruppen, die meistenteils aus Offizieren und jungen Männern bestanden, welche, in feinen Zivilkleidern, den gebildeten Ständen anzugehören schienen. Die Bauern neben Valerius sahen neugierig nach der Tribüne, als wäre ihnen die Erscheinung völlig neu und unbekannt. Der Redner — denn als solchen gab er sich bald kund — war eine schmale, hohe Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet; auf dem Kopfe trug er ein Käppchen von eben dieser Farbe, und sein ganzes Ansehen gewann dadurch etwas Klerikalisches. Die Haltung des Körpers schien von Sorgen oder Studien gebeugt zu sein — da die Gegend, in welcher sich der Redner befand, heller beleuchtet war, als die Tiefe des Saales, so konnte Valerius die Gesichtszüge genau unterscheiden. Es lagen tiefe geheimnisvolle Furchen in dem magern blassen Antlitze, die Nase war spitz und scharf geformt, und die tiefliegenden Augen waren still und fast ohne Bewegung, bevor der Redner zu sprechen begann. Dann aber flogen sie zuweilen hervor mit einem wie unterirdischen Feuer, zuweilen glänzten sie sanft und mild wie die Seele der wohlwollendsten Weisheit. Derselbe Wechsel spielte um den feinen Mund und dessen schmale Lippen: bald schienen

Pfeile des tiefsten Hasses aus den Winkeln zu fliegen, bald saß ein Lächeln darauf, das aus dem schönsten Herzen zu kommen schien und von unendlicher Liebe zeugte.

Die Stimme war sanft und äußerst wohlklingend, und der Akzent der schönste, welchen Valerius noch in Polen gehört: die schwierigsten Konsonanten zerflossen auf jenen feinen Lippen, und alles schmiegte sich in Wohlklang und Reiz. Der Redner begann mit jener anspruchslosen Einfachheit mächtiger Künstler die Geschichte Polens zu erzählen, die Stimme schien leise und schwach, und da die Erzählung mit den fernsten Jahrhunderten aushob, so fürchtete man, es werde ihr für den eigentlichen Zweck, für die Verhältnisse des Augenblicks keine Kraft übrig bleiben. Aber dieser Glaube war sehr irrtümlich. Die Stimme wurde stärker, wie ein Baum, der immer höher wächst, und so wie dieser immer breiter um sich greift mit seinen Zweigen, so schien auch diese Stimme immer tiefer in die Herzen der fernsten Zuhörer zu greifen. Es war eine Stille im Saale, daß man den Fall einer Nadel gehört hätte; auf allen Gesichtern war die höchste Spannung zu lesen. Die Bauern neben Valerius schienen kaum zu atmen, und so erreichte die Rede ihren Höhepunkt bis zum Ausbruch der neuesten Revolution, die noch mit den lebendigsten, blutvollsten Worten dargestellt wurde. Da hörte sie plötzlich auf, der Redner machte eine Pause. Der Eindruck war über jenen hinaus, wo der Beifall der Zuhörer losbrechen kann, diese waren selbst über den Raum hinausgehoben, und nicht ein Laut unterbrach die feierliche Stille.

Der Redner schien auch diese Art der Anerkennung zu verschmähen, denn mit viel schwächerem, aber noch völlig festem und gewandtem Tone sprach er nun über die neuesten Tage. Im Anfange der Rede waren dem aufmerksamen Zuhörer manche kleine unbedeutende Sätze begegnet, die mit dem folgenden in geringem oder gar keinem Zusammenhange zu stehen schienen. Sie betrafen meist die Verhältnisse der

niedrigsten Stände und schienen mehr nebenbei vom Redner hingeworfen zu sein, um einen Teil seiner Zuhörer, die in Schafpelzen und ohne Halstuch gekommen waren, nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Aber all die kleinen Sätze wurden in diesem letzten Teil der Rede sorgfältig aufgehoben, zusammengerückt, über- und unterbaut, daß man plötzlich ein massives Gebäude der Volksfreiheit vor sich sah, und im ersten Augenblicke stutzig war, wie es so plötzlich fest in allen Teilen aus der Erde habe wachsen können. Es war aber in diesem Abschnitte der Rede alles so fein schattiert, so schnell und gewandt ausgedrückt, daß das Ganze wie ein Luftschloß vorübergaukelte, und der eifrige Aristokrat hätte es anhören können, ohne zum klaren Bewußtsein zu kommen, wie seine innersten Meinungen hastig mit Erde verschüttet würden. Die Argumente, die historischen Data flogen wie das Weberschifflein und die Einschlagfäden vor den Augen durcheinander, und das Gewebe war fertig, dicht und dauerhaft, ohne daß der Zuhörer Absicht und Weise hatte beachten können. Man konnte in der Stunde darauf den Redner vor Gericht ziehen, und niemand wäre imstande gewesen, anzugeben, auf diese oder diese Weise hat er die Demokratie gepredigt. Und zwischen diesem Schaffen und Bauen der Sätze und Gedanken blitzten die mächtigsten Kugeln auf gegen die Unbilden der Aristokratie; aber auf Blitz und Knall folgte eine ganz unerwartete Wendung der Rede, die scharfen Augen und Mundwinkel waren wieder sanft und glatt, man glaubte sich getäuscht zu haben, man wurde von neuen Interessen erschüttert, und ein neuer Blitz ward von noch größeren Dingen verdrängt, und die Rede schloß mit einem erschütternden Aufrufe zum Kampfe auf Leben und Tod, so daß man selbst nicht wußte, war die Stimme wieder gewachsen oder nicht, hat der Redner zuviel oder zuwenig gesagt, soll man jubeln oder trauern, hassen oder lieben. Aber durchgeschüttelt und gerüttelt, ja erschüttert war alles bis in das

innerste Mark, und der lang verschlossene Atem rang sich bei den meisten stöhnend an die Luft.

Der Redner war verschwunden, und Valerius fragte in der Betäubung hastig seinen verhüllten Nachbar, wer da gesprochen, obwohl es schien, als ob der Mann unter seinem Mantel nicht gestört sein wolle.

„Joachim Lelevel," war die Antwort.

Lelevel, wiederholte Valerius vor sich hin, gleich als fände er einen alten Bekannten. In der Gruppe der Bauern ward der Name wiederholt, und sie schienen nicht weniger ergriffen zu sein von jener Rede als die Gebildeteren. Man glaubt es nicht, wie fein die geistigen Empfängnisorgane dieses Volkes sind. Die Zeit der Knechtschaft hat sie noch geschärft; wo das ganze Wort nicht erlaubt ist, da lernt man schnell das halbe verstehen — die breite prunkende Art der Rede, das rhetorische Wesen konnte nur bei den Römern entstehen, der weite Länderübermut liegt darin, und darum hat sich jene Gattung in der neueren Zeit auch vorzüglich auf die Franzosen vererbt.

Ein unterdrücktes Volk macht wenig Worte. So erklärte sich auch in diesem Augenblicke Valerius jene auffallende Erscheinung unter der Wildraufe, wo die Bauern soviel wie nichts gesagt hatten, und doch für unberufene Ohren zuviel gesagt zu haben fürchteten. Sie glaubten, auch ihre Auslassungen seien behorcht worden. Das ist ein Hauptunglück der Knechtschaft eines Volkes, daß sie die Unbefangenheit verlieren, daß sie Begriffe, welche ihnen zu sprechen verboten sind, am Ende selbst nicht auszudenken wagen, daß sie mißtrauisch werden.

Die Gedanken jener Insurgenten waren nicht einmal reif in ihnen geworden, noch weniger hatten sie etwas Vollständiges ausgesprochen, und dennoch glaubten sie zuviel gesagt, die schmerzensreiche Brust viel zu weit geöffnet zu haben. Mit dieser kranken Sagazität und Kombinations=

gabe des Verdachtes hatten sie aber Lelevel vollkommen verstanden.

Und es mochten wirklich größtenteils dieselben Bauern sein. Bei der Bewegung, welche nach jener Rede unter ihnen entstanden war, erblickte Valerius deutlich das wilde Gesicht des stürmischen Slodczek.

Ein anderer Redner war indessen aufgetreten: er war in der Uniform des vierten Regiments, und der Ausdruck seines Gesichts war barsch, unschön, voll Leidenschaft und schlecht verhehlten Grimmes. Er sprach mit wenig Rückhalt herben Tadel aus über die unzureichende Tätigkeit der zeitigen Regierung in Sachen des Krieges und der gesellschaftlichen Umgestaltung, verlangte durchgreifende Reformen gegen die Aristokratie des Landes auf der einen Seite und schonungslose Allgemeinheit der Bewaffnung durch alles Volk, das polnisch spräche.

Valerius ward an den Jakobinerklub in Paris erinnert, und als er den Redner verlangen hörte, daß man aufräumen müsse unter all den Leuten, an welchen der leiseste Verdacht des Russentums hafte, da stieg das blasse Angesicht des steinernen Saint-Just vor seinen Blicken auf, und jenes entsetzliche Wort suspect, suspect, das Losungswort der Schreckenszeit, schwirrte um seine Ohren.

Diese Erscheinung unumwundener Sprache bei einem allgemeinen Charakter, wie er sich eben an jenem ersten Redner und jenen insurgierenden Bauern herausgestellt hat, darf nicht verwundern. Der Mut ist keinen Gesetzen unterworfen, und jener tollkühne Mut belebte einen großen Teil der damals tätigen polnischen Jugend, die sich im vierten Regimente konzentrierte. Jener Mut übersprang selbst die national gewordenen Eigentümlichkeiten.

Diese Rede erregte einen tosenden Lärm, und sie ward eigentlich nicht zu Ende gebracht, sondern der immer höher steigende Sturm übertäubte sie — es lebe Driwiecki — der

Name des Redners — es lebe Polen! brauste der Lärm durcheinander, und besänftigte sich nur zur Regelmäßigkeit, indem er in den donnernden Gesang des bekannten Volksliedes: „Noch ist Polen nicht verloren“ überging.

Valerius sah die Bauern außer sich vor Bewegung, Tränen liefen ihnen in die Bärte, und sie umarmten und küßten sich stürmisch.

Er wollte den Saal verlassen. Unweit der Tür sah er im Dunkeln einen Mann stehen, der abgesondert von allen übrigen dem Sturme der Begeisterung nicht nachzugeben schien. Valerius ging dicht an ihm vorüber. Es war der Schmied. „Gut Nacht, Florian, freust du dich nicht bei solchen Dingen?“ — „Es kommen ernste Zeiten — gute Nacht, Herr!“

Dem Valerius schien es, als folge ihm sein Nachbar, der Mann im weiten Mantel. Als er sich aber vor dem Hause umblickte, gewahrte er nichts. Hastig eilte er nach dem Hause des Grafen Kicki.

15.

Auf Flur und Treppen rannten gallonierte Bediente hin und her. Alles war licht und hell, die Musik tönte aus dem Saale — es war ein ganz anderes Element, in welchem sich Valerius wieder fand. Sein empfängliches Wesen nahm auch willig die neuen Eindrücke auf. Seit er das feste Steuer seiner Lebensrichtung verloren hatte, hielt er es fürs Beste, sich dem Leben anzufügen, wie es sich eben darbiete, sein Schifflein schwimmen zu lassen, wie es der Strom treibe. Aber seine Natur widersprach diesem Vorsatze faktisch alle Tage, sie fügte sich nicht so schnell als seine Einsicht. Von jeher gewohnt, zwischen festen Grundsätzen einherzuschreiten, lehnte sie sich jetzt täglich auf, und verlangte die alte Prüfung, den alten Kritizismus. So erziehen sich die besonnenen

Menschen die aufmerksamsten und zuzeiten störendsten Schulmeister in ihrem Busen, und es mag oft ein leichtsinniger Mensch eher gesetzt und besonnen werden, als ein gesetzter leichtsinnig. Jener leichte Sinn war es wenigstens, nach welchem Valerius so sehnlich verlangte, bisher immer umsonst verlangte.

Diesmal trat er aber wirklich heiterer als gewöhnlich in den Saal. Der Anblick eines Balles war ihm von jeher angenehm. Die zur Freude versammelten Menschen, die zur Freude geputzten Damen, die zur Freude herausfordernde Musik gewährten ihm immer den besten Eindruck. Es stimmte auch völlig zu seinen Ansichten, die Fröhlichkeit, den heitern Genuß zu erzeugen nach allen Kräften. Durch diesen Kanal der sogenannten Lebensphilosophie hatte nun einmal alles zu ihm dringen müssen, und wenn er auch jetzt anfing, dieses gemachte Wesen mit Unzufriedenheit anzusehen, wenn er sich auch lebhaft nach jener Unbefangenheit sehnte, die allen Reiz der Unmittelbarkeit über uns schüttet, so konnte er sich doch, wie gesagt, nicht so schnell seiner Vergangenheit entäußern; er mußte es geschehen lassen, daß der eben auf ihn andringende gefällige Eindruck zum Teil in früheren Lehrsätzen seinen Ursprung hatte.

Es war aber auch wirklich ein erheiternder Anblick, der sich ihm darbot. Die polnischen Damen, berühmt durch die frische, lebendige Schönheit, jubelten in ihren stürmischen Nationaltänzen umher, der elastische Takt des Masurek hob sie wie beflügelt über den glatten Boden hin, die blitzenden Augen leuchteten siegestrunken, alle Bewegungen der weißen Arme waren kühn und schön — es war der Triumph des Vaterlandes, den sie tanzten. Man sah es, daß alle Kräfte und Fähigkeiten höher gespannt waren als im Alltagsleben, und wenn sich zuweilen jene einzelnen melancholischen Klänge ankündigten, die fast in keiner polnischen Nationalmusik fehlen, so dienten sie nur dazu, das Übermütige der Lust, wie es

an vielen Orten emporschlug, in milde Poesie zu wandeln. Man sah es, daß ein wirkliches Fest gefeiert wurde, daß eine gemeinschaftliche Seele durch alle wogte, und solch eine Freude teilt sich mit und dringt auf alles ein wie die erquickende Frühlingsluft, die an einem sonnigen Tage über ein Land daher zieht. Valerius fühlte sich plötzlich von einer so überschwellenden Bewegung ergriffen, daß er hätte aufjauchzen mögen vor Freude. Er glich damals in allem einem Bergstrome, der heute bis auf den Grund vertrocknet, morgen brausend über die Ufer schlägt, wenn ein warmer Regen in seine Schneeberge gefallen ist.

Die Polen gewährten in ihrer kurzen Periode der Unabhängigkeit eine merkwürdige Erscheinung. Mit ihrem liebenswürdigen Leichtsinne genossen sie die plötzlich erschienene Freiheit — oft stand der Feind nur einen Kanonenschuß von ihnen entfernt, und sie jubelten und jauchzten, als ob sie in alle Ewigkeit gesichert wären. In allem Glanze erschien damals jene nationale Poesie sanguinischer Völker, jeden Augenblick des Daseins auszukaufen, und auch den äußersten noch für eine Freude zu erbeuten. Dieses Element imponierte Valerius, dem Sklaven der Zukunft, über die Maßen. Er glaubte darin den Sieg eines starken Herzens über alle Äußerlichkeit zu sehen, und erregt von glücklicher Teilnahme stand er an die Wand gelehnt, dem fröhlichen Treiben zuschauend.

Der Masurek ging zu Ende, die Tänzer drängten sich durcheinander, Valerius fühlte sich bei der Hand ergriffen; es war Graf Stanislaus, der vor ihm stand und ihn auf das herzlichste begrüßte. Alle schönen Elemente, die man an den Polen bemerkt, wenn sie im bewegten Kriege oder auf der raschen Reise an uns vorüberfliegen, alle diese einnehmenden ritterlichen Vorzüge besaß der junge Graf. Er war hoch, schlank und schön, sein Haar glänzte in jener polnischen Mittelfarbe zwischen blond und braun, und ein solcher

Flaum flog kraus über seine Wangen und Lippen hinweg. Mehr als gewöhnlich drückte sich der Nationalzug einer leichten Melancholie in seinem Antlitz aus, und Valerius fühlte ihm gegenüber zum ersten Male das gesellige Vertrauen, welches zu offener, rückhaltsloser Mitteilung ermutigt. Diesen wesentlichen Reiz im Umgange mit Deutschen hatte er bis jetzt in diesem Lande völlig entbehren müssen: alle Menschen, denen er begegnet war, hatten ihm entweder eine leichtsinnige Oberflächlichkeit, oder eine versteckte, mißtrauische Art des Wesens bekundet, und wenn er sich darin geirrt hatte, so war er doch von niemand vertraulich, mitteilend angeregt worden. Joel war viel zu sehr mit eigenem Leid bedeckt, als daß man ihn noch hätte zur Teilnahme an solchen feineren Dingen auffordern können, wie es nationale Unterschiede, historische Richtungen für einen jungen Menschen sein mußten, der mit den ersten Lebensbedingungen des Herzens und der Gesellschaft zu kämpfen hatte.

Man darf sich also nicht verwundern, wenn Valerius tief aufatmete, als er solch ein Zutrauen weckendes Leben bald nach den ersten Worten der Begrüßung in seinem neuen Bekannten entdeckte. Er fühlte sich nun plötzlich nicht mehr allein in dem fremden Lande, und nun schien es ihm auch schnell, als ob dies der einzige Grund seiner bisherigen Mißstimmung gewesen sei.

Starke Menschen sind nur zu geneigt, tiefe, chronische Krankheiten ihres Geistes und Herzens wegzuleugnen, sobald sie irgend eine äußere Veranlassung entdecken, welcher sie das innere Unbehagen ihres Wesens zur Last legen können. Es ist gewiß wahr, daß Nationalitäten, die so wenig Berührungspunkte haben, als die deutsche und polnische, die unbequemsten Zustände erzeugen können, wenn der Vertreter der einen Landesart plötzlich mitten in das andere Land geworfen wird. Aber die Krankheit des Valerius lag tiefer. Dem sei nun wie ihm wolle, er glaubte einen vermittelnden

Genius zwischen den verschiedenen Volkssitten in Stanislaus gefunden zu haben; er gab sich ihm mit aller Schwärmerei einer so unerwarteten Freude hin, und so wie Gleiches immer Gleiches erzeugt, ward auch des jungen Grafen Herz durch solche Wärme immer offener und liebender; sie strichen Arm in Arm im Saale auf und nieder, und redeten sich bald so tief in Interessen und Freundschaft hinein, daß sie, Tanz und Gesellschaft vergessend, in die Seitenzimmer traten, um ungestört über Herzen und Völker sprechen zu können.

Graf Stanislaus gehörte zu der jungen Generation Polens, die in vielem wesentlichen abweicht von dem überlieferten Begriffe, den wir von diesem Volke haben. Schon von der ersten Teilung Polens datiert ein neues Moment der Bildung in Polen. Der einheimische Jammer trieb sie auf Reisen. Mancher neue Bildungsstoff kam mit den Heimkehrenden zurück. Aber die Umgestaltung des innersten Wesens eines Volkes macht sich nicht durch einige Reisende, jener slawische Grundstoff einer gewissen Wildheit war nicht im Handumwenden zu beseitigen, und die äußeren Einwirkungen ließen einer tieferen Läuterung des Volkscharakters keine Zeit. Die Teilungen des Landes nahmen alle Kräfte gegen außen in Anspruch. Indes offenbarte sich schon damals in der Konstitution vom 3. Mai 1793 jenes neue Zivilisationsmoment, von welchem hier die Rede ist, und der Hauptvertreter dieser neuen polnischen Richtung erschien in dem sanften und milden Thaddäus Kosciusco. Schon damals bildete sich eine preiswürdige Mehrheit, welche alle Forderungen der Humanität zu berücksichtigen, die barbarischen Überreste der polnischen Gewohnheiten zu vernichten und das Volk aus der Knechtschaft zu ziehen trachtete. Dieser Keim ist nicht untergegangen; die fortwährenden Stürme, welche das Land heimsuchten, haben seine besten Männer in allen Ländern Europas umhergeführt, und als die Revolution von 1830 ausbrach, fand sie eine Schar im Unglück gebildeter

Polen, welche aller neuen Erfindungen der Zivilisation mächtig, und über die alten Nationalvorurteile hinausgehoben waren; ja sie fand eine Jugend, welche nicht nur für die Freiheit, sondern auch für alle Forderungen einer modernen Humanität schwärmte.

Zu dieser Jugend gehörte Graf Stanislaus. Und dieser junge Mann gestand dem Valerius, daß er nur in den Stunden des Siegesrausches an ein glückliches Ende dieses Kampfes glaube. Und dabei trat jener polnische Schmerzenszug wie das tränenweiche Gesicht eines Mädchens auf seine Züge, in seine Augen. „Die Revolution," sprach er, „hat uns übereilt, noch liegen alle Bestandteile eines neuen Volkslebens chaotisch in uns durcheinander, noch ist die persönliche Eitelkeit, unser Erbübel, zuwenig gebrochen von der uneigennützigen Bildung, die ungeordneten Massen unserer bedeutendsten Kräfte werden sich in den Weg treten, und vereinzelt überwunden werden."

Bei diesen Worten, welche Valerius mit tiefer Trauer anhörte, waren sie wieder an die Tür gekommen, die in den Saal führte. Vom Orchester herab rauschte eine Polonäse. Das ist der polnische Nationaltanz, welcher den ganzen Stolz des Volkscharakters ausdrückt, eine üppige Erinnerung an die früheren patriarchalischen Zustände. Es liegt eine siegreiche Unabhängigkeit in ihren Rhythmen, und sie scheint aus den frühesten Zeiten zu stammen, wo das Volk noch ohne Störung in aller Breite sich ausdehnen konnte, durch keinerlei Feindschaft zu Hast und Ungestüm aufgeregt wurde, wo es seiner sonnenlichten und prächtigen Heimat in Asien noch eingedenk war.

Ein eisgrauer alter Pole führte sie an, und zum lebhaften Erstaunen Valerius' war Hedwig seine Dame. Das schöne Mädchen strahlte in seiner Frische und in der lebhaften, phantastischen Nationaltracht wie die ewig junge Schutzgöttin des Landes selbst, die nur eben in ihrer Flüchtigkeit

oft andere Dinge neugierig betrachtet als das ihr anvertraute Land. Auf dem schönen Haare trug Hedwig ein zierliches, blitzendes Kaskett, und rot und weiß war ihre übrige blendende Tracht, bis auf die kleinen karmoisinfarbenen Halbstiefel, welche das hochgeschürzte Kleidchen mit aller Zierlichkeit des schöngeformten Beines sehen ließ. Kurze Handschuhe bedeckten nur den Unterarm, der übrige Arm, Nacken, Schulter bis an die mutig schwellende jungfräuliche Brust war lustig entblößt, und das fröhliche Fleisch lachte harmlos mit den strahlenden Augen. Valerius hatte sein inniges Vergnügen an diesem Anblick. Sein krankhafter Zustand war in der letzten Zeit so groß geworden, daß auch die weibliche Schönheit keinen Reiz für ihn hatte, nur die vollendetsten Formen konnten seinem künstlerischen Sinne ein flüchtiges Behagen erwecken, alle Sinnlichkeit — und es gibt eine solche von schöner Art — hatte völlig in ihm geschwiegen, alles Blut schien aus ihm gewichen zu sein. Indes, die Jugendlichkeit Hedwigs war nicht ohne eine Art von Erfrischung für ihn gewesen; jetzt sah er zum ersten Male das schöne herausfordernde Mädchen in ihr, und der freundliche Gruß, den sie ihm nickte, belebte seit langer Zeit zum erstenmal sein Auge mit dem muntern Wohlgefallen, das der Anblick eines schönen Mädchens erweckt.

War es ihm doch, als ob er die hohe Frauengestalt, die hinter Hedwig an der Hand des Grafen Kicki einherschritt, schon irgendwo gesehen! Sein Blick hatte zu fest auf jener geruht, und die andere war ihm dunkel wie eine Nebenerscheinung vorübergeglitten; der Glanz und das Klirren des Tanzes zog seinen jetzt erweckten Sinn vom Nachdenken ab, er schwelgte in diesem halbkriegerischen Triumphzuge. Fast alles war im Kriegskostüm, die meisten polnischen Tänze wurden von den Männern mit Sporen getanzt, und in der Polonäse fehlte auch der klirrende Säbel nicht. Die schlanken Gestalten, das pulsierende Leben in den kleinsten Bewegungen,

der Glanz der Augen, das Blendende in der freien Schönheit der lebhaften Frauen, die rauschende Musik, — alles das versetzte den sonst so trüben Deutschen in eine Art von Rausch. „Es wäre entsetzlich," wendete er sich zu Stanislaus, „wenn diese Nation wieder unterläge."

„Sie tanzen bis zum Grabe," erwiderte dieser mit trauriger Stimme.

Valerius' Augen folgten dem leichten Schritte der schönen Hedwig, und wie von einem Schrecken getroffen, dachte sein Herz plötzlich an Joel: „In welcher dunklen Judenstube mag der Arme jetzt sitzen mit dem alten Manasse! Welch ein düsterer Gegensatz zu diesen in Licht und Glanz schimmernden Sälen! — O, können sie denn nie aufhören, diese grellen Kontraste der bürgerlichen Gesellschaft!"

Der Tanz war beendigt — wahrlich, jene Tänzerin des Grafen Kicki, jene hohe Gestalt, sie war es, die Fürstin Konstantie! Wie kam sie aus Deutschland mitten in diese ferne Stadt des Krieges? Valerius wußte nicht, ob er sich freuen sollte oder sich betrüben, es war wie ein Schreck, was ihn durchbebte, und er redete sich vor, die stolze, aristokratische Frau werde mit Hohnlächeln das verworrene Treiben einer jungen Freiheit betrachten, und dies sei es, was ihn befangen habe bei ihrem Anblick.

Während ihm diese Gedanken durch Kopf und Herz flogen, war die Fürstin neben dem Grafen Kicki ganz in seine Nähe gekommen und betrachtete Valerius mit festem, beinahe herausforderndem Blicke. Dieser, der eine unerklärliche Scheu empfand, die Bekanntschaft mit ihr zu erneuern, blieb einen Augenblick unschlüssig und ohne Bewegung, es mochte auch der natürliche Trotz sein gegen jene befehlenden Augen. Aber er glaubte plötzlich einen weichen, schmerzlichen Zug um den sonst so stolzen Mund zu sehen, das Verlangen, eine Landsmännin zu begrüßen, übermannte ihn, wie er glaubte, und er ging langsamen Schrittes ihr entgegen, um sich ihr vorzustellen.

Eine schnelle Freude flog über ihr edles Gesicht, und sie empfing ihn auf das Verbindlichste.

„Sie sind so blaß, Herr Valerius? Sind Sie krank?“ fragte sie mit weicher Stimme, „und auf der Stirn haben Sie eine große Schmarre?“

Sie hatte Französisch gesprochen, und Graf Kicki über= nahm die Antwort: „Herr von Valerius übernimmt sich in Anstrengungen für unser Vaterland, bei Grochow ist er auf dem Walplatz liegen geblieben, und wir haben ihn lange für tot gehalten, unterdes hat er sich in den Wäldern mit marodierenden Russen herumgeschlagen — wahrhaftig, Herr von Valerius, Sie müssen eine Zeitlang den Dienst aus= setzen und sich erholen — wenn wieder eine schöne Aussicht für uns Reiter kommt, eine schöne Fläche und jenseits himmel= hohe Kürassiere, dann ruf' ich Sie, zuverlässig, Herr von Valerius, dann ruf' ich Sie.“ — Damit beurlaubte er sich bei der Fürstin, indem er artig versicherte, der junge tapfere Landsmann würde sie am interessantesten zu unterhalten verstehen, und dem Hause des Wirtes soviel Ehre machen, als er seinem deutschen Vaterlande Ruhm bereite durch seine Tapferkeit für eine unterdrückte Nation.

Graf Kicki war der polnische Alcibiades: schön wie ein Gott, tapfer bis zur Verwegenheit, heiter, galant, liebens= würdig, ritterlich, war er der Abgott der polnischen Damen, der fabelhafte Paladin des Krieges. Alles schrie seinen Namen, wenn er durch die Straßen sprengte, die Damen eilten ans Fenster, und warfen Blumen auf ihn hinab, und kein Geliebter, kein Gatte verargte dies: der schöne Kicki war der Repräsentant ihrer nationalen Liebenswürdigkeit. Lächelnd und unbefangen, als wäre er aus einem Ritter= roman heraus in die Straßen gesprengt, nahm er das alles auf, und grüßte rechts und grüßte links, und verschwand auf dem brausenden Rosse.

Die Fürstin sah ihm nach und sagte mit jenem vor=

nehmen Abandon, den Valerius schon an ihr kannte, gleich als ob sie sich bereits den ganzen Abend mit dem wiedergefundenen Bekannten unterhalten hätte: „Wahrhaftig, ein schöner Mann, und ein glücklicher Mann,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „schön und glücklich sind die meisten dieser phantastischen Nation, sie leben in einem kindlichen Leichtsinne, einer liebenswürdigen Oberflächlichkeit dahin, als wäre das Leben ein Karneval, selbst die Idee ihres Vaterlandes ist ihnen eine stehende Maske geworden, für die man schwärmen und sich totschlagen lassen muß — still, still, ich spreche frivol in meiner Ballstimmung; Sie sind ein tiefsinniger, ernster Mann, ich weiß es. Machen Sie mir nicht das alte Professorgesicht, ich nehm' es ja zurück, das bunte Zeug, man muß die heiligen Dinge einer Nation nicht bespötteln, wo nähmen wir am Ende die Götter oder Götzen her, welche die Gesellschaft halten und das Höhere von dem Niederen scheiden — wie geht's Ihnen, Herr von Valerius? So heißen Sie ja wohl hier? Wo ist Ihr Haß gegen den Adel geblieben, daß Sie sich auf einmal solch ein adeliges ‚von‘ gefallen lassen?“

Valerius konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, was zum Teil von dem gefälligen Eindruck herrührte, welchen die überwältigende Schönheit der Fürstin auf ihn machte. Sie hatte, während sie unter dem Sprechen einige Schritte im Saale hin ging, den Handschuh vom Arm gestreift, um eine neugierige Locke festzustecken, welche ihr auf den Busen herabgefallen war. Ihr voller Arm lockte in seiner Krümmung das Auge des Begleiters, der warme Handschuh, den er hielt, strömte das Frauenleben verführerisch in seine Nerven, und es war nicht zu verwundern, wenn Valerius diesmal die neckenden Herausforderungen der Fürstin unbeantwortet ließ, und kaum mit halben Worten etwas auf die letzte erwiderte.

„Es ist nicht wie in Deutschland, Durchlaucht, mit den

Titulaturen, die Leute fragen nicht nach meiner Geburt, ich gehöre zur höheren Klasse, und da werde ich Valeriuski, von Valerius genannt, ich mag wollen oder nicht."

„Ganz recht," nahm die Fürstin die Rede auf, und ließ sich ihren Handschuh wiedergeben, „dies Land der Aristokratie ist darin liebenswürdig, die kleine adelige Gewürzkrämerei Deutschlands ist ihnen unbekannt — ein freier unabhängiger Mann ist ein Edelmann — aber antworten Sie doch, Herr von Valerius, wie geht's Ihnen — lassen Sie mir diesen Namen: Herr von Valerius; ich muß Ihnen die Schwäche gestehen, daß es mir leichter ist, als das harte Herr Valerius. Dies ‚von' ist mir durch die Gewohnheit so notwendig geworden, man ist in Deutschland nur mit solchen Leuten umgeben, die es führen, Sie sind mir fremder, wenn ich es weglasse, und ich möchte nicht gern, Herr von Valerius, daß Sie mir fremder seien, als Sie sich ohnedies machen. Antworten Sie mir recht offen: Wie geht's Ihnen? Sind Sie glücklich, sind Sie zufrieden?"

Valerius schüttelte wehmütig den Kopf.

„Das freut mich, Sie werden mich nicht mißverstehen, Sie sind ein Poet und erraten meinen Ideengang, oder doch irgend einen. Es soll Ihnen nicht gut gehen bei diesem törichten Leben — die Menschen sind der Opfer nicht wert, und warum vernachlässigen Sie diejenigen, die Ihnen nahe stehen, um ins Blaue hinaus für die Menschheit zu wirken! Was ist die Menschheit? Der Mensch, der neben Ihnen steht. Sprechen Sie nichts darüber, ich bitte; ein andermal, nicht hier. Kennen Sie dort das schöne Mädchen, bei dessen Anblick sich vorhin Ihr trauriges Gesicht belebte? — Ja, ja, ich habe Sie beobachtet, wären Sie ein anderer Mann, so würde ich glauben, jene unerfahrenen jungen Augen hätten eben in aller Unschuld Ihr Herz getroffen, aber Sie haben keine Zeit zu solchen Dingen, Ihre historischen Gedanken lassen Sie nicht zu Privatneigungen kommen. Nicht wahr,

ich kenne Sie? — Indessen, gerade die große Jugend dieses schönen Mädchens könnte Ihnen gefährlich werden, ich weiß, Sie suchen jene Unbefangenheit, weil Sie eine dunkle Ahnung haben mögen, daß sie Ihnen selbst fehlt. — Ihr Gesicht voll Verwunderung, Herr von Valerius, ist für mich sehr unterhaltend, es steht Ihnen völlig neu und originell, da sie sonst immer alles wissen und durch nichts überrascht werden, oder wenigstens durch nichts sich überraschen lassen. Es ist da nichts zum Verwundern, wir Frauen bemerken es nebenbei, ohne daß wir handwerksmäßig auf das Beobachten ausgehen, und unsere Bemerkungen sind oft tiefer, weil es die schnellen Gefühle sind, von denen sie uns zugetragen werden. Fast jede Frau betrachtet eine neue Männerbekanntschaft mit den Beziehungen der Liebe, der Mann mag noch so reizlos und uninteressant sein, die Frau forscht überall an ihm, ob nichts Liebenswürdiges aufzufinden sei, und solange sie nicht vom Gegenteil überzeugt ist, wird ihr der Mann nicht völlig gleichgültig. Das Lieben und Geliebtwerden ist nun einmal unser Element — natürlich ist es dabei nicht immer auf Liebesverhältnisse abgesehen, was man so zu nennen beliebt, sondern nur auf die Frage des Interesses oder der Gleichgültigkeit. Ich bin aufrichtig und sage, was die meisten Frauen verschweigen. Sie können nun aber auch meinen Beobachtungen Glauben schenken und sie der Berücksichtigung wert achten — lieben Sie jenes Mädchen, oder sind Sie auf dem Wege sie zu lieben? Geschwind, ohne Ausflucht."

Valerius lächelte und gestand, daß ihm Hedwig heut zum erstenmal als ein schönes Mädchen aufgefallen sei, übrigens drückte er nicht ohne eine leichte Ironie der Fürstin seine Verwunderung aus über solch ein plötzliches und ungewöhnliches Verhör.

„Ich glaub' es," fiel sie ihm schnell in die Rede, und eine leichte Röte flog über ihr Angesicht, „ich glaub' es;

Historiker wie Sie, begreifen das nicht. Das sind die Staatsangelegenheiten der Weiber, in diesem Fache müssen wir von allem genau unterrichtet sein; wir haben auch unsere historischen Interessen. Wer wird auch so ungezogen sein und eine Dame gleich bei der ersten Begrüßung fragen, was sie plötzlich aus Deutschland nach Polen geführt habe. Sie müssen sich diplomatisch ausbilden; nach dem Zweck und Ende fragt man wie billig eben am Ende, wenn man sich die Hand zum Abschiede drückt. Ich langweilte mich in Deutschland, mein lieber Landsmann, ich sehe die Menschen am liebsten in ihren Leidenschaften, da tritt alle Schönheit, aller Rest von Göttlichkeit hervor, da ist das Leben aus dem Sumpfe der Gewöhnlichkeit erhoben, ich habe nicht Lust, meine Jugend reizlos hinzubringen; die Zeit kommt früh genug, wo man nicht mehr reizt, nicht mehr gereizt wird, und nichts Besseres tun kann als lesen und denken und philosophieren und Befriedigung und Ruhe nach innen und außen suchen. Was mir Interesse verspricht, das such' ich auf; wenn Sie durchaus Tugend haben wollen, nun wohl, ich halte das für Tugend, Gottes Welt so schön zu finden, als es unsere Kräfte nur immer erlauben.

Also Sie kennen dies Mädchen schon länger? Erzählen Sie mir doch, was Sie hier für ein Leben getrieben haben; armer Mann, der schwere Hieb über den Kopf konnte Sie töten. So viel ist doch die Geschichtskenntnis nicht wert. Freilich, was ist der Mann, der nicht mit dem Leben zu spielen vermag; Sie haben ganz recht, und die Schmarre und der Schnurrbart stehen Ihnen gut. Bei solchen denkenden Leuten haben die Beweise des männlichen Mutes etwas Rührendes, bei den leeren Köpfen sieht es leicht so aus, als gehörte das zum Handwerk. Aber Sie müssen noch leiden, die Wunde hat noch ein frisches Ansehen, ein ganz frisches, Sie Armer. Nicht wahr, Sie werden dem Kicki folgen, und sich eine Zeitlang schonen, nicht wahr? Es ist mir ganz neu

an Ihnen, daß Sie so freundlich lächeln und eine schwatzhafte Frau so liebenswürdig anhören können.

Indessen, mein junger Landsmann, Sie müssen ein anderes Leben hier beginnen, wenn Sie nicht in vage, gefährliche Verwirrnisse geraten wollen. Wo waren Sie heut abend, ehe Sie so spät in diesem Saale erschienen?"

Valerius sah sie verwundert an.

„Im ‚patriotischen Klub' waren Sie, mitten unter den wildesten, exaltiertesten Demokraten, mit denen in kurzem der offene Kampf losbrechen wird; lassen Sie diese ultrademokratischen Dinge, die Ihnen gar nicht einmal so natürlich sind, als Sie glauben. Sie haben sich vielmehr diese Grundsätze als eine Art von Tugend angeeignet, weil Sie aus Trieb nach Charakterstärke eine Art Schwärmer sind, ein Systematiker."

Hier unterbrach der Graf Kicki die Fürstin und führte sie zur Tafel. Valerius stand überrascht von all den plötzlichen Erscheinungen, die wie ein lustiges Gewitter über ihn hereingebrochen waren, und bemerkte es kaum, daß Hedwig und Stanislaus zu ihm traten, und daß das fröhliche Mädchen über seine Geistesabwesenheit lachte. Aber er fühlte es mit innigem Behagen, als sie ihren Arm in den seinen legte. Den andern reichte sie Stanislaus und unter ihren Scherzen und liebenswürdigen Vorwürfen, daß der Herr von Valerius sie auf eine abscheuliche Weise ignoriert und kaum von weitem gegrüßt habe, kamen sie in den Speisesaal. Die Fürstin saß nicht weit von ihnen, und ihre Augen sahen mit einem seltenen Gemisch von Wehmut und Lebhaftigkeit auf den jungen Deutschen, wenn er angelegentlich mit Hedwig plauderte, und wenn seine Augen mit unverhehltem Wohlgefallen auf den Zügen des glänzenden Mädchens ruhten. Sie saß dicht neben ihm, und wenn sie eilig eine Bemerkung mitzuteilen hatte, da war ihre rote Wange, ihr fröhlicher, kleiner Mund so dicht an dem bleichen Gesichte des Nachbars, daß selbst

ein unbefangener Zuschauer hätte glauben können, statt der Worte würden einmal plötzlich Küsse gewechselt werden.

Stanislaus saß ohne Aufmerksamkeit für die beiden schwatzenden Leute neben ihnen. „Ich bin nur neugierig,“ sagte Hedwig, „was aus uns beiden Verlobten werden soll, wenn wir immer so wenig Zeit füreinander haben, sehen Sie nur, wie Stanislaus unverwandten Auges da hinüber guckt nach jenem alten Schnurrbart, ich wollte, Sie wären mein Verlobter, Valerius, Sie erzählen mir doch hübsche Geschichten, aber sind Sie auch so gut, so gut und lieb wie Stanislaus? Sie glauben es nicht, wie sehr er's ist, wie sehr!“

„Und denken Sie gar nicht an den armen Joel?“ sprach leise Valerius.

Hedwig errötete, schlug die Augen nieder und sagte nach einer Weile mit noch leiserer Stimme: „Ach der arme Joel! — Aber — ach, was weiß ich.“

Als die Tafel aufgehoben wurde, geleiteten die beiden jungen Männer Hedwig an den Wagen, sie war müde und schläfrig, und sagte ihnen kaum „Gute Nacht.“ Beide stiegen die Treppen wieder hinauf, da begegnete ihnen jener alte Schnurrbart, den Stanislaus während des Essens unablässig betrachtet hatte. Es war ein bejahrter stattlicher Mann, sein hartes und stolzes Gesicht war von einem starken grauen Knebelbarte beschattet, einem feineren Beobachter entgingen aber jene Winkel seiner Züge nicht, in welchen eine lauernde Verstellung, oder List oder Geschmeidigkeit kauerte; es war nicht leicht, das richtige Wort dafür zu finden. Seine Kleidung war sehr einfach und unscheinbar, aber national, der Bediente reichte ihm einen alten Militärmantel, und Stanislaus, der sich schnell bei seinem Freunde verabschiedete und mit jenem Alten die Treppe wieder hinabstieg, nannte ihn „Herr General.“

Es kamen indes mehr Gäste, die sich entfernten; Valerius fürchtete, seine schöne Landsmännin nicht mehr zu finden, er

ließ sich keine Zeit, nach dem Namen dieser Erscheinung zu fragen, die ihm interessant war.

Die Fürstin ging im Saale auf und nieder, umringt von einer Menge polnischer Herren. Ihre Schönheit hatte die lebhaften Männer angezogen, und ihr gewandter Geist spielte mit den feurigen Huldigungen, welche diese Nation mit dem ihr eigenen ritterlichen Ungestüm darbrachte, und immer eifriger darbrachte, je spröder, leichter und vornehmer die Fürstin dergleichen aufnahm. Keiner sah sich sonderlich beachtet, jeder war zuversichtlich, und ihr Eifer, die Aufmerksamkeit der reizenden Frau zu fesseln, wurde immer lebhafter, je weniger Konstantie davon Notiz nahm. So bildete sich jene stürmische Unterhaltung um sie her, wo im Grunde niemand Anteil an dem Gegenstande des Gesprächs nimmt, obwohl alle dafür zu glühen scheinen, jene Unterhaltung des Egoismus, wo nur jeder hervorzutreten trachtet.

Valerius hörte eine Zeitlang hin und folgte mechanisch der Gruppe; die Fürstin sah ihn nicht, und es schien ihm, als läge ein ungewöhnlicher Ernst auf ihrem Gesichte, ein Ausdruck von Kummer, den er niemals auf diesen ungetrübten Formen erblickt hatte. In der Mitte des Saales wartete er, bis die Gruppe vom andern Ende wieder zurückkam, dann ging er ihr entgegen. Denn die Flanken dieser Schlachtordnung waren so stark besetzt, daß man zu der belagerten Festung nicht durchzudringen vermochte. Konstantie lächelte, als sie ihn kommen sah, es lag Freude, Wehmut und auch etwas Stolz auf den schönen Lippen. „Apropos,“ rief sie ihm entgegen, „ich habe Briefe von Ihren Freunden aus Deutschland für Sie mitgebracht,“ und nach diesen Worten sagte sie den Herren „Gute Nacht,“ ergriff den Arm des Grafen Kicki, und verließ den Saal. Valerius ging ebenfalls nach seinem Mantel; der Gedanke an die deutschen Briefe erfüllte seinen Geist, und träumerisch stieg er die Treppe hinab. „Gute Nacht, lieber Träumer,“ flüsterte

kaum hörbar eine deutsche Stimme neben ihm. Als er sich ermunterte, sah er den Grafen und die Fürstin vor sich hineilen, und ein Schwarm von jener Gruppe aus dem Saale stürmte an ihm vorüber nach der Tür. Dort schwangen sie sich rasch auf ihre Pferde und begleiteten den Wagen Konstantiens. Diese ungewöhnliche Courtoisie machte einen angenehmen Eindruck auf Valerius. Man sieht gern das Heimische geehrt in der Fremde. Er glaubte wenigstens, dies sei der Grund seines Wohlgefallens an dieser Szene.

16.

Es war spät in der Nacht, aber der Mond schien noch in lichten Strahlen. Valerius war so erfüllt von Gedanken, Träumen, unklaren Wünschen, daß er seine Wohnung noch nicht suchen mochte. Er wanderte durch die stillen Straßen und war bald wieder auf der Weichselbrücke. Wie so ganz anders sahen ihn jetzt die Wellen des Flusses, die Sterne, die Mondesstrahlen, die dunkel gewordenen Fenster der Paläste an; denn die äußeren Dinge erhalten erst ihre Augen und ihre Sprache von unserem Herzen. Selbst die trüben weltgeschichtlichen Gedanken, die ihn vor wenig Stunden hier zu Boden drückten, sie waren verschwunden, und wenn er sie herbeirief, so lächelten sie, als hätten sie ihren Scherz mit ihm getrieben.

„Es ist wirklich eine Maskerade," sprach er vor sich hin, „dies wunderliche Leben bis in das geheimste Treiben unserer Gedanken hinein, und es kommt nur auf die Beleuchtung an, ob sie ein schauerliches oder ein lustiges Ansehen haben soll. Solch eine gewöhnliche Redensart: Das Leben ist eine Maskerade, und doch so tief und so richtig! Im Grunde sind in den vulgärsten Sprichwörtern und Phrasen alle Wahrheiten längst aufgefunden, und es ist töricht, sich darum zu quälen. Man verliert sein Leben, und die Welt gewinnt nichts Neues."

Aber sein grübelnder Charakter verließ ihn auch in diesem Augenblicke nicht, auch von seinen glücklichen Momenten verlangte er Rechenschaft. Er erinnerte sich einer Zeit, wo diese Fürstin Konstantie einen durchaus ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte: ihr männlicher Stolz, ihre Keckheit, des Lebens Freuden wie eine Titanin an sich zu reißen, hatte ihm mißfallen, entschieden mißfallen. Und er konnte sich doch nicht leugnen, daß ihre plötzliche Erscheinung ihn jetzt mit einer Art Zauber überwältigt hatte. Aber er leugnete sich's. Stanislaus und der tiefe Blick, den er in ein so edles, so vortreffliches Herz getan hatte, die Überzeugung, welche er dadurch gewonnen, jenes romantische Polen, für das er ausgezogen von seiner Heimat, existiere wirklich, Hedwig mit dem Schimmer ihrer lieblichen Jugend, die ganze kräftige Freude des Festes — das alles, glaubte er, habe seinen Trübsinn verscheucht. „Und die Fürstin hat wohl auch dazu beigetragen," setzte er leise hinzu. „Sie erinnert mich an die schönen Tage in meiner Heimat, an das poetische Grünschloß, an meine innige Kamilla! Ich habe dir versprochen, Kamilla, dein zu gedenken und dich zu küssen, wenn ich mich freue, vergib, daß es seit so langer Zeit zum ersten Male geschieht."

Während er wieder nach der Stadt zurückkehrte, erkämpfte er von seiner Eitelkeit noch einen neuen Grund, und da es eben eine verstockte Eitelkeit war, die er sich in seinem früheren so abgemachten und sicheren Wesen zum Vorwurf machte, so verfolgte er mit der Strenge eines Büßers jeden Sieg, den er über diese Schwäche zu erringen glaubte. „Sie ist die Schwester des Eigennutzes, und dieser der Erbfeind aller Bildung," sagte er, um sich in eine erhöhte Stimmung zu bringen und dadurch seinen Fehler desto lebhafter zu empfinden. „Sie hat von jeher die besten Menschen, und somit die besten Prinzipien unterjocht, die Führer und Träger neuer großer Ideen haben sich von der alten verderbten Welt betören lassen durch eitlen Prunk und Glanz, so

ist Cäsar, so Napoleon erlegen, so sind tausend weniger Bekannte immer wieder zurückgezogen worden unter den Troß der Gewöhnlichkeit."

Er glaubte nämlich, ein geheimes Etwas in ihm sei geschmeichelt oder bestochen vom Range der Fürstin, und die mehr als gewöhnliche Auszeichnung, mit der sie ihm begegne, mache darum einen so günstigen Eindruck auf ihn, weil sie von einer Fürstin ausgehe.

Sein ganzer demokratischer Stolz empörte sich dagegen, aber was helfen Grundsätze gegen anerzogene Schwächen! In unserem Zeitalter der großen Standesunterschiede wächst mit einem großen Teile der niedriger Geborenen ein verborgener irdischer Himmel auf, in welchem die höheren Stände sich bewegen, nach welchem der Geist strebt, ohne es zu wissen. Denn dieser wunderliche Himmel liegt wie eine unklare, ungestaltete Ahnung in diesen Menschen, und wenn sie mit vornehmen Leuten in genaue Lebensverhältnisse kommen, so fühlen sie sich in einer erhabeneren Sphäre, und doppelt glücklich, ohne daß ihr Stolz die richtige Deutung dieser Illusion auffinden läßt. Das schreitet vom Bauer zum Bürger, vom Adeligen zum Fürsten, und durch alle Mittelglieder dieser Stände. Es hilft nichts dagegen als ein trostloser Indifferentismus, der keine Reize kennt, und die poetischen Menschen verfallen am ersten in diese Illusion. Denn der Begabteste sucht vor allem nach vollkommeneren Zuständen. Diese Illusion völlig verwischen, hieße die platte Prosa ins Leben einführen, und die edleren Demokraten wollen wohl nicht alle Unterschiede aufheben, sondern sie mildern, sie auf richtigere Unterschiedsmerkmale gründen und die Aussicht auf eine einstige völlige Ausgleichung eröffnen. Denn sie glauben an ein zukünftiges Äußerstes der menschlichen Zivilisation.

Aber all diese Dinge, welche sich Valerius auf dem Wege nach seiner Wohnung vorsprach, halfen ihm nicht von

dem unbehaglichen Gefühle, das in ihm erregt war. Jenes geheime Etwas — jenes geheime Etwas, das glaubte er wie ein Wild verfolgen zu müssen, das war der unbestimmte Makel, auf den er alle seine Aufmerksamkeit richten wollte.

Darüber hatte er sich in den Straßen verirrt und war in eine enge Sackgasse geraten. Das Quergebäude, das die Gasse schloß, hatte ein großes Tor, er glaubte eine Spalte davon offen und einen Menschen zwischen den Flügeln zu sehen. Der Mondschein fiel eben auf das Tor, Valerius sah, daß der Mensch eingeschlafen war, er wußte indessen keinen Ausweg aus diesem Straßengewinde und sah sich genötigt, den Schläfer zu wecken, um Bescheid zu erhalten. Als er ihn rüttelte und nach dem Wege fragte, fuhr dieser bestürzt in die Höhe „ja, ja, Herr!" nahm Valerius bei der Hand und führte ihn durch einen schmalen, dunklen Hof, nach einem alten Stallgebäude. Dabei bat er fortwährend mit leiser Stimme, der Herr möge ihn nur nicht verraten, daß er geschlafen, er müsse den ganzen Tag Holz hauen, um sein krankes Weib und seine Kinder zu ernähren, und es sei jetzt schon die dritte Nacht, daß er am Tore stehen, und den Fremden den Weg weisen müsse, da sei es ihm wohl zu vergeben. Dies und dergleichen sprach der Mann, und ehe noch Valerius über die wunderliche Erscheinung zu sich gekommen war und ein Wort gesprochen hatte, sah er sich von dem Führer in das Stallgebäude geschoben.

In dem weiten Raume brannten nur einige Handlaternen, welche durch die Hände, in denen sie schwankten, ihr flüchtiges Licht bald hier, bald dorthin verbreiteten. Bei diesen Streiflichtern erkannte Valerius, daß er unter eine Versammlung geraten sei, die sich eben aufzulösen schien. Niemand hatte sein Eintreten bemerkt, wenigstens nahm niemand Notiz davon. Er hörte noch die Worte: „Also nichts von Skrzynecki, alles für den Alten, und den Tod den Hunden" und ein beifälliges Gemurmel. Die Versammlung zerstreute sich;

und Valerius hüllte sich tief in den Mantel und ging mit von dannen, als ob er zu ihnen gehörte. Die Laternen waren verlöscht, er konnte niemand erkennen. Drinnen glaubte er einige bärtige Bauerngesichter erblickt zu haben, ein flüchtiger Mondblick zeigte ihm einige Militärmäntel, die vor ihm aus dem Tore traten, an welchem der schläfrige Pförtner mit abgezogener Mütze stand. Es war ein altes, zerhacktes Gesicht, ein roter Säbelhieb lief wie ein Blutstrich über dasselbe. Er lächelte vertraulich, als Valerius vorbeischritt, und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr, das lohnte ja nicht der Mühe."

Ein Teil der Versammlung, die nicht eben zahlreich zu sein schien, blieb noch im Hofe zurück, wahrscheinlich, um kein Aufsehen durch ihre Menge zu erregen. Der erste Teil, mit welchem Valerius fortschritt, zerteilte sich ebenfalls am Ende der Sackgasse, und dieser schlug auf gut Glück den ersten besten Weg ein, denn er hielt es nicht für ratsam, hier zu fragen. Es ist immer gefährlicher, zuviel zu wissen, als zuwenig. Ein Bauer war ihm gefolgt, und es schien ihm, als ob er schon am Tore aufmerksam von demselben Gesellen betrachtet worden sei. Der Mond trat eben in eine Lücke der Häuser, und das Gesicht des Bauers beugte sich plötzlich vor das seine. Es war Slodczek, der ihn forschend ansah, und gleich darauf wie ein Pfeil einem Trupp der übrigen nachstürzte, deren Schritte man noch in der Ferne hörte. Valerius erkannte das Drängende der Gefahr und ging raschen Schrittes nach der entgegengesetzten Seite. Im Gehen zog er leise seinen Säbel aus der Scheide und drückte ihn unter den Arm. Schritte kamen hinter ihm drein; sie konnten aber auch dem zweiten Trupp angehören, schnelles Laufen konnte ihn am leichtesten verdächtigen. Es bot sich eben eine Querstraße, er bog hastig hinein und rannte an eine Gestalt, der Mantel flog ihm zurück, sein nackter Säbel flimmerte in der Dunkelheit.

„Pardon," sprach eine höfliche Stimme. Die Tritte

näherten sich schnell. Valerius fragte den Unbekannten, der ebenso in seinen Mantel vergraben zu sein schien, nach welcher Richtung zu der sächsische Platz läge. Die Stimme gab Bescheid, und er ging rasch die Quergasse entlang und bog in eine breitere Straße. Eine reitende Patrouille begegnete ihm, und er hatte nichts mehr von jenen Schritten zu besorgen. Jene Stimme beschäftigte ihn aber, er glaubte sie schon gehört zu haben, es schien ihm, als hätte sie die Worte: „Joachim Lelevel“ gesprochen.

Jetzt sah er sich auf bekanntem Wege, es war die Straße, in welcher Hedwig wohnte. Als er an dem Hause vorbeiging, welches ihrer Wohnung gegenüberlag, glaubte er eine Bewegung unter der dunklen Haustüre zu bemerken. Genauer hinsehend erkannte er eine Mannsfigur, die in den Mantel gehüllt am Boden lag — ein schwerer Seufzer drang zu ihm auf. Valerius dachte, es sei ein Verunglückter, welcher der Unterstützung bedürfe; er neigte sich zu ihm, und fragte nach seinem Schmerze und ob er helfen könne. Eine kalte Hand legte sich in die seine, und eine Stimme wie aus den tiefsten Gräbern sprach: „Valerius, mir kann niemand helfen, ich bin ein Jude.“

Dabei richtete sich die Figur langsam auf und trat aus der Vertiefung des Portals — die bleichen Mondesstrahlen fielen auf Joels bleiches Gesicht. Er drückte dem Valerius die Hand, warf noch einen Blick auf das gegenüberstehende Haus und schritt in die Nacht hinein.

Das Schicksal schien in dieser Nacht keine gleichmäßige Stimmung in Valerius dulden zu wollen. Wie betäubt von den mannigfachen Wechseln kam er nach Hause und warf sich aufs Lager. Er wollte nichts mehr denken, nichts mehr überlegen, nichts fürchten, nichts hoffen, da er sich solchergestalt in der Hand von allerlei Zufällen sah, welche ihr höhnendes Spiel mit ihm trieben.

Aber unsere Gedanken sind eben der Himmel oder die

Hölle, welchen wir nicht entfliehen können, selbst im Schlaf nicht entfliehen können. Denn auch die Träume stehen in ihrem Dienste. Und es will uns sogar manchmal bedünken, als streckten gerade in die Träume fremde Mächte dreister als sonst wohin ihre Hände: im Schlafe sehen wir Gedanken und Bilder ausgewachsen vor uns stehen, deren Anfänge wir kaum in unserem Herzen empfunden haben. Unsere Bildung wird in den Träumen sogar verarbeitet und oft neu gewendet und gerichtet, unsere Selbständigkeit ist zu Ende, aber unsere Kräfte sind gewachsen, wir empfinden uns freudig oder schmerzlich als unmittelbare Werkzeuge höherer Gewalten. Darum ließen schon die ältesten Völker im Traume die Götter kommen und mit Menschen sprechen.

Darum nennen wir noch oft die begabtesten Menschen, die Poeten, Träumer, weil wir sie erfüllt sehen von übergewöhnlichen Kräften, von göttlichen Worten und Gedanken, die ihnen nur direkt von der Gottheit gekommen sein können im Schlaf und Traume. Wenn es ein Mittel gibt, die Zukunft zu erraten, so liegt es gewiß in den Träumen.

Diese Kenntnis der Zukunft war aber eben jene Frucht vom Baume der Erkenntnis, welche die neugierige Eva naschte, und die ihr den Tod bereitete. Die Erfüllung ist der Tod des Wunsches, und wer nicht mehr wünschen und hoffen kann, der ist des Todes.

Solch ein Erkenntnistraum sinkt oft in den Morgennächten auf die Menschen herab, aber der Himmel ist freundlich wie immer, und hüllt ihn in seine romantischen Nebel; nur wenn man in der späteren Zeit wieder einen Teil jenes Traumes erfüllt glaubt, da dichtet man eine nächste Folge, aber man weiß sie nicht, und kann in Furcht und Hoffnung weiter leben.

Warum soll man diese Offenbarung nicht glauben? Webt sie doch nur aus den Anlagen und Kräften, aus den verborgenen Gedanken des Schläfers seine Zukunft!

Das waren die träumerischen Dinge, welche den halbschlafenden Valerius in jenen Morgenstunden umflatterten; welch eine Geschichte aber mitten in diesen Gedanken durch seine Seele hinzog, davon wußte er am andern Morgen nur noch einzelne Stücke. Im Verlauf des Lebens dichtete er sich einen Zusammenhang.

17.

Die Vormittagssonne weckte Valerius aus seinen Träumen und brachte ihm, wie sie es stets tat, die Hoffnung auf einen lebendigen, heiteren Tag, auf eine lichte Zukunft. Er schrieb's auch diesen Sonnenstrahlen zu, daß er sein Herz so ahnungsreich und fröhlich bewegt fühlte, als stünden ihm große Freuden bevor. Er hatte es zwar nicht vergessen, daß er sich Briefe bei der Fürstin holen sollte, aber er meinte, diese schöne verführerische Frau habe keinen Anteil an seiner angenehmen Stimmung, und er werde auch heute noch nicht zu ihr gehen.

Mit diesen herumspielenden Gedanken legte er sich ins Fenster, mitten ins Gold der Sonne hinein, und atmete heiter die milde Winterluft. Das Fenster führte nach der südöstlichen Fläche vor Warschau, und die Waffen der manövrierenden Truppen, welche dort herumschwärmten, blitzten weithin wie ein Funkenregen. Noch war auf dieser deutschen Seite der Stadt kein Feind zu erwarten, und selbst Valerius ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß noch in demselben Jahre von jener besonnten Ebene der neue Untergang des polnischen Volks in die Tore ziehen werde. Seine traurigen Gedanken waren überhaupt in den Hintergrund gedrängt, und er ertappte sich bald nur auf der Frage: „Gehst du heut zur Fürstin, oder nicht?" Er mußte über sich selbst lachen und sich eingestehen, daß es wieder ein Stückchen jenes geheimen Etwas, jener Eitelkeit, daß es Koketterie sei, wenn er nicht hingehe. „Du willst dich rar machen, den Uninteressierten spielen, „sagte er sich spottend. Aber es kam

heute nichts Ernsthaftes in ihm auf, die Zeit der Vorwürfe gegen sich selbst schien vorüber zu sein; es ist auch langweilig und abgeschmackt, sich fortwährend zu hofmeistern — dachte er — wir wollen einmal meine Erziehung und die Erziehung des Menschengeschlechts eine Zeitlang auf sich beruhen lassen. Magyac mußte das Pferd satteln, und er ritt spazieren, hinaus in die Sonne, und wenn das Pferd gelaufen wäre bis ins heiße Afrika. O, es entwickelt sich ein so schönes, gesundes Leben unseres Geistes und Herzens, wenn wir zu Wagen oder zu Pferde dahingerissen werden in die reine Gottesluft, Kopf und Herz werden durch keine Mühseligkeit des Körpers gestört und der Mut wächst hoch in die Wolken. Der Mut ist aber der eigentliche Lebensstoff, welcher überall das Größte erzeugt in Taten und Gedanken.

Es flog sein Gaul an einem Phaeton vorüber, aus welchem er seinen Namen zu hören glaubte. Aber es tat ihm weh, dem lustigen Pferde das eiserne Gebiß einzudrücken und seinen Lauf zu hemmen. Wie oft seufzen wir gegen die Macht, wenn sie uns durch Schmerzen zügelt, wo wir mit vollen Segeln dahinstreichen möchten! Und ein feines Gefühl setzt unsere Verhältnisse leicht fort im Umgange mit lieben Tieren. Liegt doch namentlich im Pferde soviel Schönheit und Adel, daß es den Menschen nur zu leicht an ein verwandeltes, unglückliches Geschlecht gemahnt, und seine Freundlichkeit und sanfte Hand in Anspruch nimmt. Valerius kehrte also erst um, als das Pferd seine Lust gebüßt hatte, und suchte nun den Wagen wieder zu erreichen, um zu sehen, ob er sich geirrt habe oder nicht. Dieser schien seine Richtung nach den Truppen hin zu nehmen, welche sich auf der Fläche herumschwenkten. Jetzt hielt er still, Valerius sah einen Reiter mit einem Handpferde ansprengen, ein Soldat sprang aus dem Wagen, bestieg das Pferd, und ritt zu den Truppen. Federn von Damenhüten wehten über das zurückgeschlagene Verdeck der Kutsche, Valerius näherte sich langsam.

„Da kommt der Unartige ganz langsam angeschlichen!“

Das war Hedwig, und die Fürstin saß neben ihr. Sie war Gast im Hause von Stanislaus' Eltern. Dieser war der Reiter gewesen, dessen Regiment hier manövrierte, Konstantie wollte die Truppenbewegungen ansehen.

Sie begrüßte ihren Landsmann auf das freundlichste, ja es lag ein Schmelz von Innigkeit in ihren Fragen, wie es ihm gehe, was er denke, ob ihn der schöne Morgen nicht erquicke? daß auch seine Antworten und Reden zutraulicher und herzlicher wurden als gewöhnlich.

„Ich habe Sie ja noch nie so munter gesehen, Herr von Valerius,“ rief Hedwig in ihrer jugendlichen Heiterkeit, „Sie haben sogar einmal rote Wangen — und jetzt noch rötere.“

„Das tut die Sonne, liebes Fräulein, die Sonne.“

„Ja, die Sonne — es hat ein jeder seine Sonne.“

Da brauste das Ulanenregiment vorüber, Graf Kicki in der schimmernden Uniform an der Spitze; er neigte den Degen, als er in die Linie des Wagens kam, und die schlanken Reiter, die flatternden Fähnlein, die blitzenden Waffen, das Gewieher und der Trott der Pferde gewährten den lustigsten kriegerischen Eindruck von der Welt.

„Wie können Sie denn in der Irre herumreiten, schwarz angetan wie ein Trauernder, während Ihr Regiment im bunten Glanze die Revue passiert? Sind Sie denn Ihres Dienstes entlassen?“

„Ja, mein Fräulein Wunderhold, ich habe mich aus dem Waffendienst in den Augendienst begeben, und ich harre der Befehle — man hält mich für unbrauchbar zum Soldaten, und spricht von mir wie Don Juan von seiner verabschiedeten Geliebten: ‚Ihr Kopf hat sehr gelitten.‘“

Valerius erkundigte sich nach der alten Gräfin, und hörte, daß sie sich noch ebenso befände, wie sie sich seit einigen dreißig Jahren befunden habe — „aber dieser Krieg,“ setzte Hedwig traurig hinzu, „wird wohl das Ende ihres Lebens

sein. Siegen wir, so stirbt sie vor Freude, und werden wir von neuem unterjocht, so stirbt sie vor Kummer."

Es flogen Wolken über den Himmel, die Sonne ward bedeckt, und bald fiel ein trüber Regen. Sie eilten nach der Stadt zurück, Valerius versprach, um die Teezeit seinen Besuch zu machen, und so trennten sie sich.

Dieser plötzliche Wechsel vom schimmernden Sonnenscheine zum grauen trübseligen Regenwetter verdüsterte seinen Sinn, der nur gar zu geneigt war, sich dunklen Ahnungen hinzugeben, wenn der Himmel seine Anzeichen zu senden schien. Sein Geist kämpfte gegen den Aberglauben, aber sein Herz dafür. Von demselben Fenster seiner Wohnung, aus dem er noch vor kurzem die freudestrahlenden Waffen der polnischen Soldaten gesehen hatte, erblickte er jetzt mit Mühe durch die düstere Luft dunkle heimkehrende Scharen; es war ihm einen Augenblick, als weine das ganze Volk, vom Himmel und Glück verlassen.

Er rief Magyac, und fragte ihn hastig, ob er gestern das erstemal im patriotischen Klub gewesen sei. In dem Augenblicke kam ihm erst jene befremdliche Äußerung der Fürstin wieder ins Gedächtnis, die eine Stunde nach seiner Anwesenheit in der demokratischen Versammlung bereits davon gewußt habe. Nichts verstimmt offene, redliche Menschen mehr, als die Überzeugung, umschlichen und behorcht zu werden; es belastet sie wie ein böses Gewissen, und das ist das ärgste, was sie fürchten.

„Nein, Herr," antwortete Magyac, „zum zweiten Male." Er versicherte, Valerius gar nicht gesehen, noch weniger gegen jemand seinen Namen genannt zu haben. Dieser hatte Magyac im Verdachte, auch in jenem Stallgebäude gewesen zu sein, und er war im Begriffe, ihn auch danach zu fragen. Aber es hielt ihn eine Art Stolz zurück, nach Geheimnissen zu forschen, die man verbergen wollte. Dies ganze Wesen von heimlichen Umtrieben, das sich um ihn her spann, verstimmte

ihn indes immer mehr. Er war gekommen, für dieses Volk zu kämpfen, und nun sah er sich fortwährend wie ein störender Fremder übergangen und doch beobachtet. Bei größerer Unbefangenheit hatte er allerdings keinen eigentlichen Grund zur Klage; es war Torheit zu verlangen, daß die Polen jeden Fremden in ihre geheimsten Absichten einweihen sollten. Aber das Unbehagen war bei einem Charakter wie der seine ebenfalls natürlich.

So verbrachte er in trüber Stimmung den Rest des Tages auf seinem Zimmer. Alle Zweifel über Leben, Völker, Freiheit rüttelten wieder an ihm, und er schalt sich selbst, daß der Gedanke an die glänzende Fürstin zum öftern in ihm aufstieg, und jene finsteren Gestalten mit einem freundlichen Lichte beleuchtete.

Wenn wir einmal ins Zweifeln gekommen sind, so hält kein Glaube mehr fest, und die stärksten Menschen, welche sich auf eigene und neue Wege des Lebens gewagt haben, erschrecken vor ihrer Kühnheit. Sie beneiden dann einen Augenblick die große Masse der Alltagsmenschen, die im hergebrachten Schlendrian einherziehen, dergleichen Zweifel und Sorgen nicht kennen, und in Trübsal immer links und rechts Stützen finden, weil sie nie von der allgemein betretenen Heerstraße gewichen sind. Die Männer neuer Lebensgedanken und einer neuen Zeit werden auch immer die Märtyrer derselben, selbst wenn ihnen die alte störrige Außenwelt keine Kerker öffnet, keine Schafotte errichtet. Ihr Gewissen, das unter den alten Gedanken aufgewachsen ist, hält sie unter einer immerwährenden Tortur, und es ist um so peinlicher als das der andern Menschen, weil es die Verpflichtungen gegen die Gesellschaft tiefer empfindet. Die immerwährende Prüfung hat es spitzer und feiner gemacht. Und der stärkste Mensch mißtraut seinen Kräften, der edelste Reformator fragt sich in stillen Stunden: Bringst du nicht auch Unglück mit deinen neuen Gedanken? Beruht das Herkommen nicht auf der Weisheit vieler Gene-

rationen? Ist deine und der Gleichgesinnten Meinung nicht vielleicht unreif, unvollkommen, grün und dreist neben den alten viel geprüften Formen?

Ertappt er sich nun auf einen Irrtum, auf einer Schwäche, sie mögen noch so fern liegen von dem Hauptgange seiner Gedanken, dann ist die allgemeine Unsicherheit da. So ging es auch Valerius. In all seinen Überzeugungen war er schwankend geworden. Nichts war ihm früher klarer und abgemachter erschienen, als das Verhältnis zwischen den verschiedenen Geschlechtern, seine Ansicht über Ehe und Treue. Der Gedanke an die Fürstin weckte dies alles wieder auf, und der quälende Zweifel seiner Seele brachte jetzt alle die Gesichter seiner Ideen über diese Gegenstände bleich und mit verzerrten Zügen vor seine Augen.

Die Dämmerung lag bereits in seinem Zimmer, und noch ging er brütend, prüfend, anklagend, verteidigend, verwerfend in demselben auf und ab. Einem fremden Zuschauer hätte er unheimlich erscheinen müssen, wie er halblaut sprechend mit unsichtbaren Geistern zu verkehren schien. Alle die verschiedenen Meinungen, mit denen er rang, schienen in den Winkeln des Gemachs zu stehen, bald rastete er vor diesem, bald vor jenem, und sprach mit ihnen, und antwortete statt ihrer:

„Wenn ich die gewöhnliche Treue tadle, rede ich nicht der jämmerlichen Liederlichkeit das Wort, die in grauenvollem Egoismus nur ihren Lüsten nachjagt, mag aus den Opfern derselben werden, was da will! Löse ich nicht den Bestand aller Dinge auf, wenn ich den zuverlässigen Glauben auf ihre unwandelbare Stetigkeit hinwegreiße? Sind denn so viele Jahrhunderte im Irrtume gewesen, welche die Treue zu einer Tugend erhoben haben?“

„Aber war nicht die rohe Tapferkeit, der grausame blutdürstige Fanatismus einst auch eine Tugend? Kann die Welt von der Stelle rücken, wenn sich die Gesellschaft fort-

während in denselben Gedanken herumbewegt? Ist es nicht eine förmliche Mordanstalt, jene schwindsüchtige Treue, welche über ihren eigenen Tod hinaus zu bestehen trachtet? Das Interesse, der Reiz, die leiseste Hoffnung von Glück ist oft verschwunden, wenn die Leute ein altes Versprechen einlösen; beide Teile fühlen es, beide wagen es nicht zu äußern, um den Popanz der Treue nicht zu verletzen, beide stürzen sich mit offenen Augen ins Verderben. Das täglich wechselnde Leben, der Reiz, welcher fröhlich vor ihre Augen tritt, predigt stürmend das Gegenteil, aber sie verstocken sich, um ihr Gespenst nicht zu verletzen, sie sündigen gegen die Herrlichkeit der Natur, die sich ihnen in den Schoß wirft, um ein Wort zu halten, das ihnen vielleicht ein Augenblick des Rausches entlockt hat."

„Sind denn nicht aber wirklich die schönsten Gefühle von tieferer Dauer, von stetem Bestande? Heißt es nicht das Herz verflachen, wenn man die Treue von dannen weist? Verurteilen wir uns nicht selbst dadurch zu jener vorüberfliegenden Unbedeutendheit, die alle Verbindung mit ewigen Zuständen aufgibt?"

„O, erfindet, ihr widersprechenden Geister, ein neues Wort, verdrängt eure tödlichen Bezeichnungen für unwandelbare, unverrückte Zustände, sie sind unserem Blute und unserem Streben fremd, sie sind unnatürlich und erzeugen das Unglück — keine Untreue, nein, sie ist des Herzens unwürdig, aber auch nicht jene Treue, jenes tote, stehende Gewässer."

„Ich sehe dich, Kamilla, du zürnst mir nicht, wenn ich ein anderes Weib küsse — deine Seele lebt im Grunde meines Herzens, solange ein Tropfen Blutes darin rollt. Und soll ich nicht mehr atmen, wenn es nicht deine Luft ist? — Ohne Weiber ist das Leben arm, arm, sehr arm."

„Du zürnst mir nicht, aber unglücklich wirst du doch, wenn du's erfährst. Und würdest du einen andern küssen?

Hab' ich mehr Recht? — Wahrhaftig, ich habe mehr Recht, und das ist kein törichter Männerstolz, ich werde dir's erklären, aber ein andermal. Jetzt hab' ich genug regiert, genug gearbeitet an der Einrichtung der Welt, ich muß Weiber sehen!"

So hatte er sich endlich in eine humoristische Laune hineingesprochen. Es war selten, daß sie ihn von seinen Gedanken erlöste, aber er nahm sie immer fröhlich auf, wenn sie kam, und tröstete sich dann, wenn die Fragen ungelöst blieben mit Hamlet oder richtiger gegen Hamlet: Die Welt ist zwar aus den Fugen, und ich soll sie einrenken, aber 's muß ja nicht heute sein, Rom ward nicht an einem Tage erbaut, und der Herrgott müsse auch das Seine tun.

Der Teetisch, an dem er Hedwig und Konstantie zu finden hoffte, mochte wohl die Hauptursache dieses seltenen Wechsels in seinem ernsten Wesen sein. Das gesunde Leben behielt sein Recht über das künstliche, und er besaß soviel Instinkt, sich darüber zu freuen und seinen Mantel zu nehmen.

Wie ein Schüler, der aus dem Examen kommt, und nicht eben unter den Besten und Ausgezeichnetsten, aber auch nicht gerade unter den Faullenzern genannt worden ist, schritt er durch die Straßen. Er glaubte, seinen Forschungen und Studien einige Wochen Ferien gewähren zu dürfen, und er freute sich eben auch wie der Schüler auf eine bequeme Zeit, die vor ihm läge.

18.

Graf Stanislaus besaß nur noch einen Vater. Das war ein hochbejahrter, liebenswürdiger Greis von den feinsten französischen Manieren, der in großer Achtung stand und allgemein gepriesen wurde wegen seiner anspruchslosen bürgerlichen Tugenden, seiner in Polen nicht eben gewöhnlichen

Sanftmut und Freundlichkeit gegen alle Stände, und endlich auch wegen seiner ebenso ungewöhnlichen Bildung in Literatur, Kunst und Staatsinteressen. Der Besuch der Fürstin Konstantie, mit welcher er verwandt war, erfreute ihn auch wegen der geselligen Formen: sie repräsentierte die Dame des Hauses, und der alte reiche Graf ging in großer Glückseligkeit trippelnd umher, daß sein Salon jetzt wieder glänzend geworden sei wie Anno 94. Als Valerius eintrat, fand er schon eine zahlreiche Gesellschaft; Konstantie war umringt von Herren und Damen und gewahrte ihn nicht. Der alte Graf, eine schlanke, vertrocknete Figur mit schneeweißem, lockigem Haar, stand neben einer hohen Militärperson und war im eifrigen Gespräche. Stanislaus eilte herbei, um ihm seinen neuen Freund vorzustellen; sie warteten indes beide ein wenig, um das dem Anschein nach wichtige Gespräch nicht zu stören, und während der Sohn dem Freunde mit sanfter herzlicher Stimme alle die Liebenswürdigkeiten des Vaters leise schilderte, hatte dieser Zeit, den Alten zu betrachten.

Er war ganz schwarz gekleidet bis auf das Halstuch, welches, wie die Leibwäsche, von blendender Weiße war, und einen heitern Schein auf das schmale, gefurchte, aber noch immer von einer leichten Röte überflogene Gesicht warf. In den großen, tiefliegenden Augen ruhte eine freundliche Sanftmut, und nur hie und da sah man aus einem schnellen Blicke, daß sie nicht auf Schwäche, sondern auf eine große, geistige Überlegenheit gegründet sei. Im Knopfloche trug er das Band der Ehrenlegion.

Stanislaus hatte seinen Freund schon angekündigt, und der alte Graf nahm ihn mit der zuvorkommendsten Liebenswürdigkeit auf.

Es war eine lange Reihe von Zimmern geöffnet und erleuchtet. Der Militär hatte sich zu einem andern Teile der Gesellschaft gewendet, die drei Männer traten in das

zweite Zimmer, und während der alte Graf seinen Gast mit einigen Gemälden bekannt machte, entfernten sie sich weiter von der Gesellschaft.

„Sie müssen sich nicht abschrecken lassen,“ sagte der alte Herr mit seinem liebenswürdigen Lächeln, „wenn Ihnen nicht alles bei uns die romantische Probe gehalten hat, wenn Sie sogar durch manches arg verletzt werden; wir sind zu oft im Wachstum gestört. Von Hause aus waren wir verzogene Kinder, unsere Freiheit erstickte im eigenen überflüssigen Blute, weil wir alles im Herzen haben wollten, und es nicht recht zu verteilen wußten. Verzogene Kinder bleiben auch im Unglück eigensinnig und werden übermütig bei jedem Schimmer von Glück. Aber Sie sind ja aus dem Lande, das alles Fremde so gern gewähren läßt, überwinden Sie nationale Antipathien, welche bei so verschiedenen Völkern nie ausbleiben und stürmender und trennender sind als große Gegensätze, weil sie uns bei jedem Schritte hindernd zwischen die Beine geraten. Ertragen Sie uns eine Zeitlang, und Sie werden am Ende doch manches zu lieben finden. Jedes Volk hat seine Liebenswürdigkeiten. Und Sie sind ja auch auf der Höhe von Humanität, welche das Edle tut ohne Ansehen der Person — versprechen Sie mir, mich zu besuchen, wenn Sie mürrisch werden, ich bin ein alter Apotheker und habe Rezepte aus manchem Jahrzehnt, versprechen Sie mir's.“

Valerius schlug freudig in die dargebotene Hand. „Nehmen Sie sich in acht,“ fuhr der Greis fort, „vor den Verbindungen mit unsern jungen Demokraten — verkennen Sie mich in diesen Worten nicht: ich liebe diese brausende Jugend mit ihrem menschenrechtlichen Fanatismus, o, ich liebe sie so sehr gerade wegen dieser Poesie der Tugend, sie sind das ursprüngliche Fundament der Gesellschaft, diese Jünglinge mit dem heißen Herzen. Aber sie kennen die Welt nicht mit den tausend Beschränkungen, ohne welche sich

kein Staat konstituieren läßt, solange wir uns nicht isolieren können von Gewohnheit, Herkommen, geschichtlicher Erinnerung, und besonders solange wir Nachbarn haben, denen wir uns akkommodieren müssen. Ein Staat in Europa kann nicht nach Begriffen, nach bloßen Begriffen errichtet werden, welche der abgesondert spekulierende Geist ersinnt, so wenig als das Individuum nach eigenen geselligen Regeln sich bewegen darf, solange es in der übrigen Gesellschaft seinen Raum einnehmen will. Eben weil es nichts Einzelnes gibt, weil nichts ohne Verhältnisse existiert, können Wechsel und Änderungen nur mit der größten Umsicht vorgenommen werden. Und Umsicht ist nicht Sache des poetischen Herzens, sondern der Erfahrung; darum dürfen wir unsern Jünglingen den Staat nicht überlassen.

Machen Sie mir nicht so klägliche Gesichter. Freilich ist es für das feurige Blut niederschlagend, daß die Weltgeschichte in so kleinen Schritten geht, daß sie nicht eher weiterrückt, als bis ein großer Staatenraum auf gleicher Höhe angekommen ist; aber auf diesem lückenhaften Planeten, wo uns lauter unerklärte Anfänge umgeben, müssen wir uns drein fügen.

Verzeihen Sie meine Breite, ich komme zum Thema zurück. Ich hoffe, daß mein Sohn einen ganzen Freund in Ihnen gewinnt, Ihre Nation ist die Nation der Freundschaft, weil sie am wenigsten ausschließlich in Sitte, Formen und Gedanken ist, weil sie am meisten annimmt und verzeiht, ja, erlauben Sie mir den Ausdruck, weil sie am wenigsten Nation ist. Dieses Kapitel der Demokratie betrifft aber meinen Sohn und seine Neigungen ebenso dringend als Sie, Herr von Valerius. Es drängt mich, offen, ganz offen zu sprechen, und ich verspreche mir sogar in Ihnen eine Hilfe, einen Sekundanten gegen Stanislaus zu erwerben. Ich habe meines Sohnes Bildung selbst zu lebhafter Teilnahme an demokratischen Formen geleitet, ich bin ihm vor allen Rechenschaft

schuldig, wenn ich ihn jetzt vom patriotischen Klub und dem, was dazu gehört, abziehen will.

Meine Herren, es ist das Wahrscheinlichste, daß diese Interessen in kurzem die eigentliche Lebensfrage Polens werden, ich halte sogar den mächtigen Feind für unwichtiger. Wenn wir vereinigt blieben, besiegt er uns nicht, aber die Trennung wird nur zu bald klaffen wie eine breite Wunde. Die Jugend ist unternehmend, sie ist der Kern des Heeres, sie wirbt den gemeinen Mann, oder hat ihn schon geworben, sie will keine Vermittlung, sie haßt das Halbe, das Vorbereitende; denn ihre Kraft ist eben die gewaltige Einseitigkeit, bald wird man uns mit dem Geschrei aus dem Schlafe wecken: Demokratie oder Tod!

Du schüttelst den Kopf, Stanislaus, du hoffst wohl gar auf Krukowiecki — Unglücklicher, dieser Mann ist die schrecklichste Garantie, er ist voll unlauteren Ehrgeizes, der das Land in die Luft sprengt für seinen Ruhm — gut, es mag sein, ich will übertrieben haben. Ein Kampf dieser Parteien bleibt gewiß nicht aus, und er verdirbt uns, er lähmt und verwirrt die Kräfte. Ein voreiliger Sieg der Demokratie tötet uns. Was ist Polen ohne seine Aristokratie? Ein rauschender Baum, der über Nacht mit all seinem Blätterreichtum verdorrt ist. Die Aristokratie ist noch in diesem Augenblicke das Mark des Landes, das Land gehört ihr noch, sie erzeugt die Mittel des Krieges, in ihrem Stolze wurzelt noch die Kraft dieser fortreißenden Vaterlandsliebe. Dabei gedenk' ich unserer Nachbarn gar nicht; die fremden Heere würden bald erscheinen, wenn ein Konvent in Warschau geböte.

Indes wollen wir das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, wie sie in Deutschland sagen; ich sehe mit Entzücken diesen Sporn zur Energie, der unseren Edelleuten keine Zeit läßt für ihren persönlichen Ehrgeiz; aber der Strom soll nicht aus dem Bett treten — und nun zum Schluß: man wird genötigt sein, in kurzem strenge Maßregeln gegen den

Klub zu unternehmen, halten Sie sich fern davon, meine Herren, sprechen Sie, wo Sie können, zur Mäßigung."

Der alte Herr wurde zur Gesellschaft gerufen, und Stanislaus sagte beruhigend zu seinem Freunde: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern, das Alter und tausend Hoffnungen, die fehlgeschlagen sind, haben ihn mißtrauisch gemacht. General Krukowiecki ist der wackerste Pole. Niemand kann es wagen, strenge Maßregeln gegen die demokratische Jugend zu nehmen; wir haben die Revolution begonnen, wir halten sie aufrecht, Volk und Armee sind für uns."

Valerius war nicht recht bei der Sache, der alte Graf und manches andere beschäftigte ihn. Der junge entzündete Pole bemerkte es indessen nicht, er disputierte noch eifrig weiter, und sie schritten in der langen Zimmerreihe auf und ab. Es fiel Valerius auf, in den vom Gesellschaftssalon entferntesten Zimmern größere Pracht, behaglichere Einrichtung zu finden. Im letzten Gemache, das ohne eigenes Licht und nur von dem daranstoßenden beleuchtet war, stand ein prächtiges Bett, geheimnisvoll versteckt von rotseidenen Vorhängen. Es stieg eine flüsternde, behagliche Ahnung auf in ihm, er lüftete die Gardine im Vorübergehen ein wenig und erblickte an der Wand ein kleines Gemälde. Die Dämmerung ließ es nicht genau sehen, aber Valerius glaubte es zu erkennen. Auf Grünschloß hatte er einst ein kleines Bild gemalt; es stellte eine Gebirgslandschaft dar, an dem Bach im Vordergrunde sitzt ein Bauernmädchen und sieht mit sehnsüchtigem Blicke in die Bergschluchten hinein, wo sie sich öffnen und das Bild sich in eine dämmernde Ferne verliert. Er wußte nicht mehr, wo das Bild hingekommen war, in diesem Augenblicke glaubte er, es gesehen zu haben. Aber er konnte nicht rasten, da sein Begleiter umkehrte und nach dem vorletzten Zimmer zurückschritt. Eine schmeichelnde Unruhe bemächtigte sich seiner, es hielt ihn fest in diesen Zimmern, und er zog Stanislaus auf ein Sofa. Auf einem

Tische vor demselben lag eine große Mappe, und während der junge Pole allmählich in seine sinnende Schweigsamkeit versank, blätterte Valerius unter den Gemälden und Kupferstichen, welche er in der Mappe fand. Eine versteckte Seitentasche fiel ihm auf, und er zog ein kleines Blatt Papier heraus, das mit Versen beschrieben war. — Er hatte sie selbst geschrieben, diese Goetheschen Verse:

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Die beiden letzten Verse waren unterstrichen. Aber diese Striche rührten nicht von ihm her. Es ward jetzt ganz klar in seiner Erinnerung: er hatte diese Worte eines Nachmittags im Grünschloß gesprochen, als die Rede auf Liebe und Liebesbewerbungen gekommen war, und die Fürstin hatte ihn gebeten, sie aufzuschreiben.

Nachdenkend hielt er das Blatt in der Hand; damals hegte er sogar einen Widerwillen gegen das kecke Wesen der Fürstin, sein Herz war damals erfüllt mit Kamillas Reiz, alles übrige berührte ihn nicht.

Da rauschte ein Gewand, Konstantie trat ins Zimmer. Es hatte sich im Salon ein Streit erhoben über ein französisches Buch; ihn zu enden, war sie nach ihren Gemächern geeilt, um das Buch zu holen.

Valerius sah sie mit großen Augen an, ein träumerisches Nachsinnen lag in ihnen, das Blatt hielt er noch in der Hand. Eine flüchtige Röte stieg in Konstantiens Gesicht, sie griff nach dem Blatte und berührte dabei seine Hand. Ein süßes Gefühl weckte ihn aus dem Nachdenken.

„Pfui doch, wie unartig, meine Mappe durchzustöbern! Wie kommen Sie denn überhaupt in meine Zimmer? Und wer hat denn jene Türen geöffnet?“

Sie warf hastig die Flügeltüre ihres Schlafzimmers herum. Unterdes kam auch Hedwig herbeigesprungen, schalt Stanislaus, daß er sich von ihr und der Gesellschaft entferne, und zog ihn fort. Die beiden Deutschen waren allein. Konstantie ging nach einem Winkel des Zimmers. „Unartiger Mensch, helfen sie mir ein Buch finden.“

Er sprang hinzu — sie nannte aber keinen Titel und sah zerstreut unter die Bücher. Der leichte Schatten von Verlegenheit, welcher sich über ihr Wesen verbreitete, gab diesem glänzenden Wesen einen um so höheren Reiz, je seltener er an ihr wahrzunehmen war, je mehr er gegen das Herrschende und Imponierende ihrer Erscheinung zu kontrastieren schien. Ihre rechte Hand tastete wie suchend auf den Büchern umher, die linke strich leise an den Falten des Gewandes entlang. Diese weiße Hand schien alle ihre außergewöhnliche Unsicherheit auszudrücken. Valerius ergriff sie leise, die weichen, warmen Finger setzten noch einen Augenblick die Bewegung fort und schienen ebenfalls unschlüssig zu sein, ob sie sich dem Fremden ergeben sollten. Aber sie wurden still, und kaum merklich wuchs ihre leichte Schwere von Sekunde zu Sekunde. Nur als sie der Mann zu seinen Lippen aufhob, glaubte er ein leises Beben in ihnen zu verspüren.

Valerius führte die Hand von den Lippen auf seine Wange, die warme Hand an die heiße Wange — er schwieg, sie schwieg, ihr Kopf wendete sich nicht zu ihm, aber er sah ihr Herz stürmisch klopfen.

Aus den vorderen Zimmern her kam Geräusch; da wendete sie sich plötzlich zu ihm; ein unbeschreiblicher Ausdruck von Wehmut, Glück und Innigkeit lag darauf, feucht glänzten ihre Augen, jene vermittelnde Hand legte sich eng und fest in Hand und Wange des Mannes, er fühlte ihr

heißes Antlitz an dem seinen, ihren Mund auf seinem Auge, und fort war sie, dahin flog sie durch die Zimmer.

„Hat sie nicht ‚Liebster‘ gesagt, leise, ganz leise, als sollte ich es selbst nicht hören?“ sprach er ebenso leise.

Er konnte sich lange von der Stelle, von dem Zimmer nicht trennen, und „Liebster“, „Liebster“ flüsterte er vor sich hin.

Als er in den Salon kam, lachte und scherzte man noch darüber, daß die Fürstin ein falsches Buch gebracht und dann eiligst ein Recht aufgegeben habe, was sie kurz vorher so hartnäckig verteidigt.

Sie saß in einer holden Verwirrung da, und die Nachbarn des Deutschen flüsterten einander zu: „Sie wird alle Stunden schöner.“

Valerius war so munter und ausgelassen, wie man ihn noch nicht gesehen hatte; er scherzte und tändelte ohne Aufhören mit Hedwig, die mehr als einmal zur Fürstin sagte: „So liebenswürdig ist Ihr Landsmann noch niemals, niemals gewesen.“ Konstantie lächelte wie das verborgene Glück und sah einen Augenblick auf Valerius. Es hing dann vor ihren Augen ein dünner Flor, durch welchen eine unendliche Seligkeit drängen zu wollen schien. — Als der Salon leer geworden, fiel es ihr ein, daß sie ihm Briefe aus Deutschland mitgebracht habe; sie ging fort, und als sie wieder kam, trat ihr Valerius einige Schritte entgegen. Sie gab ihm die Briefe und sagte mit jener leisen, die Seele bewegenden Stimme: „Ich liebe dich unsäglich.“

19.

Der Wind trieb die Wolken wie ein scheltender Herr sein Gesinde am Himmel umher. Sie flogen scheu unter dem Monde und den Sternen hinweg. Valerius glaubte aber auch ohne dies, Sterne und Himmel bewegten sich im Tanze, als

er aus dem Palaste trat. Die Bewegung des Herzens macht alles beweglich, und es gibt keinen schöneren Sturm im Menschen, als wenn eine Liebschaft ihre Knospe schwellt, und wenn diese das Geheimnis ihrer Blume zu heben beginnt. Das sind die Momente der Himmelsahnung, welche uns die Gottheit gelassen hat für dürre unerquickliche Steppen von freudlosen Jahren, es sind die Zisternen unserer Lebenswüste, die immer einige Tropfen frisches Wasser bewahren, mag es noch so heiß um uns drängen. Solche Momente sind's gewesen, welche den Menschen zum ersten Male den stolzen Glauben erzeugt haben, sie seien gottähnliche Wesen.

Valerius flüchtete wieder zu seinem geliebten Strome hinaus, heute mit seiner Lust. Heim konnte er nicht, das Zimmer war zu enge für sein Herz, denn es ist eine mehr als figürliche Redensart, daß das Herz sich ausdehnt von großen Gefühlen — man braucht wirklich mehr Raum, und in einer kleinen Stube kann man nicht soviel Glück ausströmen als in freier Luft.

„Kühles, unparteiisches Wasser, heut' beneide ich dich nicht!“ rief er aus. Aber er gestand sich's eigentlich selbst nicht genau, was ihn beglücke, er hüllte es in das große himmelblaue Wort „Liebe“. Und der Liebe, jeder Liebe, meinte er, dürfe man sich immer freuen, sie sei der Herzensodem des Lebens. Der kleine vorlaute Gesell in seinem Busen, mit dem kritischen, verdrießlichen Angesichte kam heute nicht zur Audienz mit seinem Geflüster. Umsonst sprach er von der schönen Konstantie auf Grünschloß, wo dem Herrn Valerius die bloße freundliche Zuneigung derselben Dame störend, lästig gewesen sei. Er ward überhört. Liebe überwältigt wie die Sonne, ohne zu fragen und zu beachten, ob man sie gewollt.

Es war schon spät am andern Vormittage, als Thaddäus seinem Herrn einige Briefe aufs Bett legte. „Sie steckten in der Brusttasche des Rockes, Herr, und waren schon so zerknittert.“

Valerius erkannte in der Aufschrift des einen Kamillas Hand, und sein Rausch verflog wie die Glätte des Wasserspiegels von einem Luftstoße. Langsam entsiegelte er den Brief und las und setzte ab, und las wieder, und die heißen Tränen liefen ihm über das Gesicht.

„Warum schreibst Du uns nicht, Lieber? Bist Du krank? Hast Du ein schlecht Gewissen? Nicht doch, es ist eine törichte Frage, diese zweite. Wir sind ja einig darüber geworden, daß die Treue etwas Bessres ist, als was man so nennt. Ihr Männer fahrt durch die Welt dahin wie der Sturmwind, und der muß mehr Dingen begegnen als wir mit unserer stillen häuslichen Atmosphäre. Aber der Offenheit, der Mitteilung mußt Du mich würdigen, wie Du's versprachst; meine Liebe ist Dir sicher wie der morgende Tag, nur der Tod endigt für mich beide auf dieser Erde.

Ich lebe still und gedankenreich mit Dir hin. Des Morgens bin ich früh auf und lese Deine englischen Bücher; sie sind mir sehr lieb mit ihrem schweren trüben Sinne, denn es kommt mir manchmal unrecht vor, daß ich noch soviel lachen kann, seit Du fort bist. Ich kann mir aber nicht helfen, daß die Welt soviel komische Dummheiten hat. Zuweilen bin ich mitten im Weinen, daß ich Dich verloren habe, da passiert irgend etwas Lächerliches, und ich lache samt meinen Tränen. Du mußt mich schon gewähren lassen, ich trage auch jetzt die Haare so, wie Du es gern mochtest. Du würdest Dich gewiß freuen, wenn Du einmal plötzlich einträtest; viel, viel artiger bin ich als sonst.

Der Graf hat einmal Deinetwegen an den Obersten Kicki geschrieben und entweder gar keine Nachricht erhalten oder eine traurige. Ich glaube, er und Alberta halten Dich für tot; es ist wunderlich, daß mich das gar nicht beunruhigt. Damals, nach Deinem Duell, hab' ich so sehr für Dich gezittert, jetzt fürcht' ich dergleichen nicht im mindesten. Ich könnte einen Eid darauf ablegen, daß Du noch lange, lange

leben wirst — es ist noch zuviel Zukunft in Dir. Sieh, wie besonders ich mich ausdrücke; es ist noch aus der alten Schule. Und dann — gewiß kündigte sich mir's irgendwie an, wenn Dir so etwas Schlimmes begegnete. Daran glaube ich nun einmal fest, ganz fest. Ich bin fast den ganzen Tag bei Dir, es müßte ein Ruck eintreten — nein, nein, laß mir den Aberglauben meiner Mutter, daß die herzlichsten Gedanken der Menschen durch die ganze Welt zusammenhängen, daß ein aparter Engel dazu angestellt ist vom lieben Gott, der das Gewebe ordnet und hält und wie der Himmelspostmeister die gegenseitigen Nachrichten besorgt. Ach, was mach' ich dem armen Engel zu tun!

Aber, aber, der Fürstin Konstantie, die meinen Brief besorgen will, trau' ich nicht über den Weg, was Dich schlimmen Gesellen anbetrifft. Du bist zwar fein ernsthaft und ehrbar, aber stille Wasser sind tief, und ich fürchte am meisten, daß Dein Herz Beschäftigung braucht. Wir Frauenzimmer sehen in solchen Dingen schärfer — ich denke mit Schrecken an die schönen Augen Konstantiens, wenn sie auf Dich fielen. Es war nicht jene Leidenschaft in ihnen, die wir an ihr scheuten, sie waren sanft und milde, aber es lagen Wünsche — bin ich nicht recht einfältig, Dich selbst aufmerksam zu machen. Ach, liebe, küsse, sei glücklich, mein Herz, mein Blut, o, mein Valerius, den ich liebe, liebe so ganz und gar. Aber ich bin ja Dein ‚starkes Mädchen' nicht mehr, Du wirst mir alles erzählen, und mich immer mitlieben. Ja?"

Nach diesem Briefe war es um die Entzückungen vom vorigen Abende geschehen. Er glaubte, erröten zu müssen vor sich selbst, solch einer Liebe nicht allein, ungeteilt anzugehören. Mochten auch all seine Gedanken und Philosopheme über Liebessachen lächelnd ihre Stimme erheben, mochten sie ihn schelten, daß er einer alten eingelebten Gewohnheit seine Überzeugung opfere, daß es töricht sei, zu darben, um romantischen Grillen zu genügen — er ließ sich nicht besiegen und ging nicht mehr zur Fürstin.

„Das Herz allein ist der Richter in solchen Dingen," sprach er, „und mein Herz duldet es nicht."

Aber es waren schmerzhafte Tage, welche trüb und langsam vorüberschlichen. Stanislaus besuchte öfters seinen Freund und machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, weil er das Haus seines Vaters nicht mehr besuche, der so herzliches Interesse an ihm nehme. „Hedwig fragte zehnmal des Tages nach Ihnen, und Konstantie hat sich zweimal ängstlich erkundigt, ob Sie krank seien. Es ist ein rechter Jammer mit euch empfindsamen Deutschen, und mein guter Vater leidet arg darunter: Konstantie kommt nun auch seit mehreren Tagen nicht mehr aus ihrem Zimmer, und der Salon ist ohne Mittelpunkt. Sie schützt Unwohlsein vor und Trauer um den Tod ihres Gemahls." —

„Ist der Fürst gestorben?"

„Allerdings, aber das wußte sie schon an jenem Abende, als Sie das letztemal bei uns waren, und da hat man ihr kein Herzeleid angesehen. Der schwachköpfige Mann ist ihr immer sehr gleichgültig gewesen, und sie ist viel zu stolz, eine erheuchelte Trauer zu zeigen. Meine kleine harmlose Hedwig ist auch übel davon betroffen. Bei dem rauhen, wenig geliebten Vater und der schweigenden Großmutter den ganzen Tag zu sitzen wird ihr jetzt schwer, da sie die letzten Tage reger Geselligkeit verwöhnt haben. Neben Konstantie konnte sie den größten Teil des Tages bei uns sein, und jetzt hat die launische Frau plötzlich keine Zeit für sie. Kommen Sie, Freund, trösten Sie uns."

Valerius entschuldigte sich auf das herzlichste. Er habe traurige Briefe bekommen, er tauge jetzt nichts für Gesellschaft. Aber der Freund kam alle Tage wieder, die Einsamkeit wurde auch dem deutschen Träumer lästig und langweilig, und da die Fürstin noch immer nicht aus ihrem Zimmer ging, er also ihre Begegnung nicht zu fürchten hatte, so gab er eines Abends dem Drängen des Freundes nach.

Die schönen Säle und Zimmer kamen ihm öde vor, da die beiden Frauen fehlten, und wenn er im Gespräch bis an die Türen Konstantiens kam, so hielt er seinen Begleiter oft unwillkürlich einen Augenblick fest und lauschte mitten im eifrigen gedankenlosen Sprechen, ob er kein Lebenszeichen aus den Gemächern vernehme. Das Bild der schönen Frau, die in Trauer versunken Tag für Tag einsam in jenen hohen schweigsamen Zimmern saß, trat oft verstohlen vor seine Seele. Er glaubte sie in schwarzseidenem Gewande mit aufgelöstem Haare auf dem Fußteppich sitzen zu sehen, das blendende Weiß der Arme und des Busens sah verwundert auf die traurige Farbe des Kleides, und das Gesicht hatte den erschütternden Ausdruck einer verlassnen Königin, die über Nacht von allen denen verraten worden ist, welche noch am Abende ihren Winken gehorchten.

Er ging spät nach Hause, denn der Ort, wo er ihr näher war, dünkte ihm doch noch besser als sein fernes einsames Zimmer; eine finstere, schweigende Nacht hing wie ein schwarzer Mantel in den Straßen. Die Fensterreihe der Fürstin, nach welcher er aufblickte, war ohne Licht, nur in den letzten Zimmern dämmerte eine schwache Helle. Lange blieb er stehen, vielleicht hoffte er, die Gardinen würden sich bewegen, und jene hohe Gestalt würde sich zeigen, aber er wußte es selbst nicht, was er hoffte und ob er hoffte.

Es kamen mehr solche Abende, und sein Wesen wurde immer unruhiger und ungeduldiger. Nur zu deutlich erkannte er, daß es nicht an Umgebung und Gesellschaft liege, wenn er die Zeit nicht hinzubringen wisse, denn lesen und denken und denken und lesen kann man nur bei ruhigem Gemüte. Er gestand sich's langsam, es fehle ihm Liebe, und zwar Konstantie.

„Wohl denn," rief er aus, als er eines Abends wieder mißvergnügt und unruhvoll aus dem Palais des Grafen schritt, „wohl denn: das Herz hat mich gehindert, das Herz treibt mich jetzt, ich werd' ihm ewig folgen." — Gleich als

ob er einen großen Sieg errungen habe, als ob er von einer schweren Krankheit durch einen plötzlichen Himmelsstrahl genesen sei, schritt er über die Straße, um von der andern Seite nach jenen letzten Fenstern zu schauen, wie er alle Abende getan. Heut aber sah er mit leuchtenden Augen hinauf, und das Bild der trauernden Königin hatte sich verwandelt, und er glaubte das schöne Weib schon in den Armen zu halten. Alles drängte ihn, ihr zu sagen, was in seinem Herzen vorginge, sogleich, im Augenblicke, keine lange Nacht des Zweifels und Harrens sollte sich dazwischen legen. Und während er noch sann und dachte, wie das zu bewerkstelligen sei, da erhob sich seine Stimme, und er sang ein altes Lied. Sie mußte es kennen: in jener warmen Liebeszeit auf Grünschloß, wo alles mit Küssen in den Augen und auf den Lippen durcheinander lief, da hatte man es oft in stillen Abendstunden aus den Gebüschen des Gartens dringen hören.

Es regte sich nichts in der Straße, und sie mußte in ihrer Abgeschiedenheit seine Stimme klar und deutlich vernehmen.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch ihr mich entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,

Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise —
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los.

Das Licht in Konstantiens letzten Zimmern verlosch bis auf einen matten, kaum sichtbaren Schein. Der Sänger glaubte die Gardine sich bewegen zu sehen, aber die Dunkelheit war zu groß, um etwas genau unterscheiden zu können. Darüber konnte er sich aber nicht füglich täuschen, daß in den noch erleuchteten Sälen ein Fenster geöffnet und der Vorhang in die Höhe gezogen wurde. Ein Lichtschimmer fiel auf die Straße, oben am Fenster sah Valerius den alten Grafen mit seinen weißen Locken erscheinen, und es war ihm, als mache der alte Mann eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Der Sänger war aber im Übermute seiner erwachenden Leidenschaft und seines Liedes — es ist auch schwerer, als viele glauben, vom Singen zum plötzlichen Verstummen überzugehen — und er wiederholte, die Straße hinabschreitend, die Schlußverse:

Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los.

20.

Am andern Tage ritt er durch dieselbe Straße. Niemand war an den Fenstern zu sehen, die Gardinen in Konstantiens Zimmern hingen wie Tagsgespenster hinter den Scheiben, obwohl es beinahe Mittag war. Valerius wurde verdrießlich und dachte einen Augenblick daran, als er vom Spazierritt nach Hause gekommen war, Konstantien zu schreiben. Aber er verwarf den Gedanken schnell. Konnte nicht das ganze Verhältnis, das er sich mit ihr gebildet hatte, eine Täuschung

sein, wenigstens zur Täuschung gemacht werden? Er kannte die Fürstin als ein überaus stolzes Weib, sie war ihm mit einem überschwellenden Herzen entgegengekommen, er hatte sich zurückgezogen; nein, er konnte nicht schreiben, die Furcht seines Stolzes ließ es nicht zu. Und doch gestand er sich's, daß es keinen Stolz geben könne der wirklichen Liebe gegenüber.

Sein Herz hoffte aber zuversichtlich, sie werde diesen Abend in der Gesellschaft erscheinen, er werde sie sehen und sprechen.

Da trat Manasse in sein Zimmer, eine unerwartete Erscheinung. Valerius hatte ihn nicht mehr gesehen, seit er in Warschau war, und es kam ihm vor, als sei der alte Mann in dieser kurzen Zeit auffallend gealtert, seine Züge erschienen ihm noch spitzer, die Augen noch tiefer, dem Grabe immer näher sich zukehrend. „Herr," sprach der Alte, „mein Sohn Joel ist krank, und sein Herz sehnt sich nach Ihnen, lassen Sie sich hernieder, unter das Dach eines armen Juden zu treten, vielleicht können Sie helfen meinem armen Joel, ich kann es nicht." Seine Arme, die er während des Redens erhoben hatte, sanken schlaff zurück, der Kopf neigte sich auf die Brust, der lange Bart zitterte, und das blaßgelbe Gesicht ward von jenem zerbrochenen Ausdruck des Schmerzes überzogen, der einer völligen Gefühllosigkeit ähnlich sieht.

Valerius war sogleich bereit, und auf dem Wege fragte er den Alten, was Joel fehle. Er fragte um zu fragen, obwohl er die Krankheit mit all ihrer Schwere zu kennen glaubte. Manasses vergrabene Augen stiegen bei dieser Frage herauf aus ihren Höhlen, und sahen mit einem entsetzlichen Ausdruck nach dem Himmel — mit der Hand wies er auf eine schwarze Wolke, welche die Sonne bedeckte. „Adonai weiß es," sagte er mit leiser, aber entsetzlicher Stimme, und nach einer Weile setzte er wie in Geistesabwesenheit hinzu: „Was wollen wir klagen? Adonai leidet gleich uns, und alle Nächte weint er auf den Trümmern Zions voll Reue und Gram, brüllend wie ein Tiger, und in Verzweiflung,

sich auf immer mit seinem Volke überworfen zu haben — was wollen wir klagen, die ganze Welt ist ein Wehe — — ach, mein Sohn Joel!"

Mit einem leisen Schauer hörte Valerius diese talmudistischen Dinge und schritt hastig vorwärts, in eine Straße hinein, welche größtenteils von Israeliten bewohnt schien. Juden, die ihnen begegneten, sahen mit einem Gemisch von Scheu und Ehrfurcht auf den alten Manasse — er trat in ein kleines Haus, durchschritt den Hof hinter demselben, wand sich durch mehrere Gänge des Hintergebäudes und öffnete endlich die Türe eines kleinen abgelegenen Zimmers. Obwohl es noch heller Tag draußen war, brannte doch hier eine Lampe; man sah nirgends ein Fenster, Joel lag auf einem alten Sofa, das mit einem schwarzen, jetzt abgeriebenen Seidenstoffe überzogen war. Sein Gesicht war in die Kissen gedrückt, und er gab kein Lebenszeichen von sich.

„Mein Sohn Joel," sprach Manasse mit jener leisen geisterhaften Stimme, „er ist da, jener Mann aus Deutschland, den du hältst für deinen Freund."

Joel wendete sich herum und streckte die Hand nach Valerius aus — sein Gesicht, halb bedeckt von den langen, lockigen Haaren, sah zerstört aus wie eine verwüstete Kirche, wie ein schönes Gemälde, von dessen Antlitz man das Leben ausgetilgt hat durch eine darüber gestrichene weiße Farbe.

Valerius erschrak im Innersten, und die feuchte kalte Hand pressend fragte er bekümmert, was ihm fehle, was er für ihn tun könne. Joel warf einen bittenden Blick auf seinen Vater.

„Warum soll ich es nicht hören, Joel," sprach dieser, „was dich danieder wirft, ich bin auch jung gewesen und habe gelitten wie du — aber ich will gehen, wenn der Herr mir gut steht, daß dir kein Unglück begegnet, während ich fern bin — Joel, mein Kind, verlasse nicht frühzeitig deinen alten Vater."

Langsam ging der Alte hinaus, und man hörte es, wie er sich unweit der Türe auf den Boden setzte.

„Sie sind der einzige Mensch,“ begann Joel mit schwacher Stimme, „der mein Elend ermessen, mit dem ich darüber sprechen kann. Ich glaubte nur die Wahl vor mir zu sehen zwischen einem schnellen Tode oder dem Ausschütten meines Herzens. Die Gedanken und Gefühle töten mich, ich muß zum ersten Male in meinem Leben zu jemand darüber reden, vielleicht hält das auf einige Zeit meinen Tod auf, den ich meines Vaters wegen fürchten muß, meines armen Vaters wegen. — Sie werden keine absonderlichen Geheimnisse erwarten, Sie werden voraus wissen, daß es sich nur um ein kleines unbedeutendes Ding handelt, um einen ausgestoßenen Juden, wie mich. Aber ich weiß, Sie fühlen das abscheuliche Unrecht der gesellschaftlichen Einrichtung, ich weiß, Sie sind ein klarer, unbefangener Mann, ein gebrochenes Menschenherz ist Ihnen soviel als ein gebrochenes Land, für das Sie das Leben einsetzen — können Sie mich nicht trösten, so gibt es keinen Trost für mich, und ich kann meinem armen Vater nicht helfen.“

Nach dieser Einleitung erzählte er ihm die Geschichte seiner Neigung zu Hedwig. Sie hatte nichts Außerordentliches als die orientalische Glut, welche sich in dem kleinsten Worte Joels abspiegelte, das er in dieser Beziehung sprach, die aus dem tiefsten Leben dringende Leidenschaft, womit er das Mädchen in alle Fasern seines Lebens verflochten hatte. Niemals war es zu einer Erklärung gekommen von seiner Seite. Solange er Hedwig täglich sehen konnte, wollte er nicht sein Glück auf das Spiel setzen — das Leben in der Stadt hatte sie ihm völlig aus den Augen gerückt. Einmal hatte er es versucht, das Haus ihres Vaters zu betreten — Hedwig war nicht daheim gewesen, der alte Graf hatte ihn mit der ihm eigenen schnöden Roheit behandelt.

„Es war ein schwerer Abend, als ich aus Hedwigs

Hause trat, ohne sie gesehen zu haben, und mein Gedächtnis die häßlichen Worte des Vaters nicht vergessen konnte. Sie trafen mich damals in der Nacht — ich hatte die Heimkehr meines Mädchens erwartet, ich wollte nur ihren Schatten sehen. Und ach, mein Freund, das waren noch glückliche Zeiten!

Sehen Sie, es quälte mich zu Tode, ihre Augen nicht mehr sehen zu können, und heute ging ich wieder hin in jenes Haus. Ich fand sie, ich sprach sie, ach, und das Herz, das tiefgequälte, trat mir auf die Lippen, ich erzählte ihr all meine Freude, all mein Leid an ihr — Herr, ich lag vor ihr auf den Knien, und bat um Leben oder Tod. Hedwig fuhr mir mit der Hand über die Locken und bat mich, nicht so heftig zu sein, und aufzustehen, Vater und Großmutter seien im Nebenzimmer. Aber die Welt war für mich verschwunden, ich ließ ihre Hand nicht mehr los und beschwor sie, zu mir zu reden, wie es das Herz ihr eingebe. Das Mädchen war erschrocken, war geängstigt, ich fühlte es, wie ihre Hand in der meinen zitterte; ich aber ließ nicht ab von meinem Drängen, und da sprach sie denn endlich zögernd und stotternd jene Worte“ —

Joel hielt den Atem an, als müsse alles Leben still stehen in seinem Körper, er schloß die Augen, und drückte krampfhaft die Hand seines Freundes. Aber nach einer kurzen Pause fuhr er mit gefaßter, aber noch leiserer Stimme fort:

„Hedwig sagte, sie habe mich gern, sie habe mich lieb, aber ich ängstigte sie mit solcher Leidenschaft. Kurz — sie hat es nicht ausgesprochen, sie weiß es vielleicht selbst nicht, aber ich verstand es — das arme Mädchen würde mich lieben, wenn ich ein Pole wäre — verstehen Sie, Freund, sie kann sich eines leichten Schauers nicht erwehren, wenn sie daran denkt, ach, wenn sie daran denkt, daß ich ein Jude bin — —

Gott im Himmel, du weißt es, welch ein entsetzlicher Fluch gegen die ganze Welt aus meinem Herzen stieg, aber

der namenlose Jammer, der über mich herfiel, erstickte ihn. Noch hielt ich Hedwigs Hand fest, so fest, wie ich jetzt die Ihrige halte, ich wollte sie dem tückischen Schicksale nicht frei geben, noch lag ich vor ihr auf den Knien — da hört' ich ein wunderbares Gekreisch hinter mir, und die Henkersstimme des alten Grafen bringt mich zur Besinnung. Die Flügeltüre ist offen, wie der Höllenrichter sitzt er auf seinem Stuhle mitten im andern Zimmer, die alte schwarze Gräfin steht nicht weit von uns, ihre trockenen Hände sind wie zum Fluch erhoben — vorüber, vorüber, er hat nach den Bedienten gerufen — ich habe den einen zu Boden geschlagen, Gott weiß, ob er wieder aufgestanden ist, und bin hierher geflohen in Manasses verborgene Zelle."

Valerius fühlte die Unmöglichkeit, hier zu trösten wie damals auf dem Schlosse. Es handelte sich um ein tödliches Erbübel der Gesellschaft, und er konnte wie ein freundlicher Arzt nur alles aufbieten, die Schmerzen zu lindern: Joel mußte sich aussprechen, ausklagen, austoben — die Zeit der Tränen war vorüber, aber jeder Schmerz ist wie alles Irdische, er erschöpft sich durch sich selbst. Und als Joels Kräfte die Flügel senkten, da erzählte ihm Valerius alle die verschiedenen Peinigungen, denen dieser und dieser und jeder Stand ausgesetzt ist im Verhältnis zu dem andern, und wie es schwach und unwürdig sei, solchen menschlichen Zufälligkeiten sein ganzes Wesen zu unterwerfen.

Der Stolz war es aber just, welcher Joel ein wenig aufrichten konnte, denn er hatte mehr als die Liebe sein Herz gebrochen. Auch ist ein edler Stolz in vornehmen und unterdrückten Menschen noch stärker als die Liebe. Sie können weiter leben mit einem Herzen, das mit Liebesweh überfüllt ist, aber sie gehen unter, wenn man ihre Ehre und Würde zerschlägt.

Valerius suchte also seinen Freund auf einen Standpunkt zu erheben, von welchem diese gesellschaftlichen Miß-

verhältnisse klein, unbedeutend, lächerlich erscheinen, er suchte ihm das ganze Gefühl eines denkenden Menschen wiederzugeben, der leicht über die Zänkereien seines Tages, seines Jahrzehnts hinweggeht. Joel besaß eine große, schöne Seele, die den höchsten Gedanken zugänglich war. Leiden erzeugen immer die Spekulation unserer inneren Tätigkeiten, und sie erweitern den Geist. Joel hatte alles durchgedacht, und jedes Wort des Freundes fand eine befreundete Stätte. Es kehrte wieder Wärme in den Unglücklichen zurück, und als Manasse eintrat, war sein Sohn so weit beruhigt, daß er dem alten Vater die Hand reichen konnte zum stillen Versprechen, er werde nichts Gewaltsames gegen sich unternehmen. Manasse herzte und küßte ihn und war ausschweifend in seiner Freude.

„Es war auch von Ihnen die Rede," wendete sich plötzlich Joel an Valerius — „der Alte schrie im Zorne, Sie munterten mich auf zu so frevelhafter Dreistigkeit, Sie seien ein Jakobiner, trieben sich in nächtlichen Verschwörungen herum, und man würde dem fremden Landläufer das Handwerk legen."

Das machte den widerwärtigsten Eindruck auf den Deutschen. — Indessen hielt er es immer für eine Hauptaufgabe der Bildung, die eigenen Interessen zurückzudrängen, solange andere unsere Tätigkeit oder Teilnahme in Anspruch nehmen. Er empfahl also Joel, sich zunächst in dem Versteck Manasses aufzuhalten, bis er sichere Nachricht erhielte, ob die Szene bei Hedwig insoweit glücklich abgelaufen sei, daß der getroffene Bediente lebe oder nicht. Er, Valerius, wolle sogleich zu dem Chef ihres Regimentes, dem Grafen Kicki, eilen, um die militärischen Dienstverhältnisse so weit zu ordnen, daß Joel in den nächsten Tagen von dieser Seite her ohne Störung bleiben könne. So schied er.

Zu seinem Erstaunen war es schon später Abend, als er in die Straßen herauskam; es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er nicht füglich noch in das Haus von Stanislaus' Vater

gehen könne, daß Konstantie, wenn sie gestern seinen Gesang gehört habe und heute wieder im Salon erschienen sei, völlig irre an ihm werden müsse, ja, daß sie wohl gar glauben könne, er treibe seinen Scherz mit ihr. Eben ging er an ihrer Wohnung vorüber, es war finster in ihren Zimmern. Unschlüssig stand er einen Augenblick; aber Joels Angelegenheit war dringend — er eilte weiter, seinen Oberst aufzusuchen.

Graf Kicki empfing ihn ernst und kalt — ganz gegen seine Gewohnheit. Er war schon unterrichtet durch Hedwigs Vater. Der Bediente lebe noch, setzte er hinzu, aber der Vorfall sei von sehr trauriger Bedeutung. „Sie können doch," sprach er mit großer Schnelligkeit, „Sie können doch, Herr von Valerius, unmöglich soviel moderne Bildung von uns verlangen, daß wir unsere edlen Familien mit Juden vermischen. Es steht mir kein Recht über den jungen Mann zu, oder der Augenblick ist wenigstens nicht geeignet, die Soldaten wegen ihrer Privatangelegenheiten vor Gericht zu stellen, aber" und das letzte sprach er mit unverkennbarer Bezüglichkeit, „ich wünschte, nicht mehr solche aufklärende Individuen unter meinem Regimente zu haben."

Valerius war von dem heftigsten Zorne bewegt und kündigte dem Grafen mit schnellen Worten an, daß er für die Ehre danke, mit Truppen zu fechten, welche ihr Verdienst von der höheren oder niederen Geburt erhielten.

Der Graf war überrascht und wollte sprechen, Valerius aber fühlte sich im Innersten verletzt, er glaubte, all seine Grundsätze am Herzen angegriffen zu sehen, und überließ sich rücksichtslos einer Wallung, wie sie auch dem besonnensten Menschen dieser Art aufsteigt, wenn ihn ein Wort aus allen Täuschungen rüttelt. Und dergleichen hatte er am wenigsten bei einer Revolutionsarmee wie die polnische erwartet.

„Sie haben mich, Herr Graf, einstweilig des Dienstes entlassen, ich scheide nun für immer aus Ihrem Regimente.

Nimmermehr hätte ich diese Art, über Soldaten zu urteilen, bei einem Heere erwartet, dessen alter Kern noch unter Napoleon gefochten. Bonaparte, Herr Graf, war ein armer korsikanischer Junker, Bonaparte hat nie danach gefragt, was Junot, Bernadotte, Ney gewesen, bevor sie Soldaten wurden; die Säbel, Herr Graf, und die Fähigkeit haben seine Marschälle geschaffen, in Ägypten war er Muselmann, und hätte er Juden zu unterwerfen gehabt, er wäre in die Synagoge gegangen, er hat nie danach gefragt, auf welche Weise seine Soldaten zu ihrem Gott beteten. Ich wünsche es von Herzen, aber ich glaube es kaum, daß Sie mit diesen aristokratischen Bedenklichkeiten eine glückliche Revolution machen."

Damit wendete er sich zum Abgehen. Der Graf trat ihm aber in den Weg und nahm ihn bei der Hand.

„Sie irren sich, Herr von Valerius, wenn Sie mich für einen Aristokraten halten, ich bin nichts weiter als ein Pole und ein Soldat. Haben Sie recht mit Ihrem Argwohn, so bin ich unschuldig, denn ich weiß nichts von solchen Dingen und frage nicht danach. Aber ich glaube nicht, daß es gut ist, alle Unterschiede niederzuwerfen — Sie sollten sich nicht das Leben verbittern, Herr von Valerius, mit solchem Zeuge, Sie sind ein rascher, frischer Krieger, ein gebildeter Mann, was kümmern Sie sich um andere Dinge! Ich war hitzig, die Geschichte mit Fräulein Hedwig hatte mich aufgebracht, man nennt Sie einen Jakobiner; aber lassen Sie uns beisammen bleiben und weiter zusammen fechten. — Apropos! ein Graf von Topf aus Deutschland hat einmal an mich geschrieben Ihretwegen, ich gab ihm unbefriedigende Nachrichten, die ungefähr so ausgesehen haben mögen, als seien Sie bei Grochow geblieben — bringen Sie den Mann aufs reine, ich habe im Drang der Dinge fortwährend vergessen, Ihnen davon zu sagen. — Und nicht wahr, wir fechten noch zusammen?"

Valerius gab ihm keine bejahende Antwort, er war

noch zu heftig in Aufregung. So schieden sie rasch, und beide Teile waren unbefriedigt.

21.

Valerius unterrichtete des andern Tages Joel beizeiten, daß äußerlich nichts zu besorgen sei. Dieser war in der erzürnten, halb grimmigen Stimmung, welche jener den Tag vorher mit Eifer entzündet hatte. Sie ist der beste Schutz kräftiger Menschen gegen die unleidlichen konventionellen Übel, und sie ermunterte Joel auch sogleich, wie sein Freund das Regiment zu verlassen. „Wir finden einen freundlichen Tod," sagte er, „beim alten Dwernicki — dorthin lassen Sie uns gehen, dort gibt's keine Aristokraten für Sie — und für mich — ach, für mich ist's überall gleich, aber die Jugend, die unter Dwernicki fechten will, ist doch besser, ihr Blut ist noch natürlicher, und die Natur kennt keinen Haß."

Valerius eilte nun zu Stanislaus — er war nicht zu sprechen — der alte Graf ebenfalls nicht — die Fürstin war den Abend vorher zum ersten Male wieder im Salon erschienen. O, in welch einer verworrenen Stimmung eilte er hinweg! Was mußte Konstantie von ihm denken, wie tief mußte sie sich gekränkt glauben. Sollte er schreiben? Nein, das war ihm nicht möglich —, das Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering sprang so wild in seinem Kopfe herum, daß ihm das Schreiben an die Fürstin wie ein Hinterhalt vorkam, in welchen er mit all seinem Bürgerstolze fallen könnte wie der arme Joel. Sind wir einmal aus dem Regelmäßigen aufgeschreckt, dann sehen wir in allen Ecken Feinde. Und Stanislaus und sein Vater — sie hatten sich sicherlich verleugnen lassen — „wie konnte ich einen Augenblick vergessen, daß sie keine Deutschen sind mit all ihrer Sanftmut!"

Das Leben in diesem Zustande ward ihm unerträglich; wenn sich das Verhältnis zu Stanislaus und seinem Vater

so feindlich ausbildete, wie er glaubte, daß es jetzt angefangen habe, so war ihm der Weg zu Konstantien versperrt. Von der Armee hatte er sich geschieden, was hatte er nun in Polen noch zu schaffen? Aber der Gedanke war ihm ebenso unerträglich, jetzt zu entscheiden. Alle Interessen seines Geistes und Herzens hätte er in unvollkommener Halbheit nach Deutschland gebracht.

In dem unbehaglichsten Aufruhr seiner Gedanken und Wünsche kam er in seine Wohnung. Magyac trat ihm mit traurigem Gesicht entgegen: „Herr, Sie wollen nicht mehr mit uns fechten?"

„Woher weißt du das?"

Nach einigem Zögern erzählte er, daß es ihm der Bediente des Grafen Stanislaus gesagt habe. „Er hat den jungen und den alten Herrn Grafen sehr heftig darüber sprechen hören, auch von Joel ist die Rede gewesen, und der alte Herr hat dem jungen heftige Vorwürfe gemacht, daß er unbesonnen sein Vertrauen und seine Freundschaft wegwerfe. Herr, es ist einer wie der andere von unseren Edelleuten, wenn auch in manchen Stunden einer besser aussieht als der andere, und ich würde nicht von Ihnen gehen, Herr, wenn Sie noch mit uns fechten wollten."

„Du willst mich also verlassen?"

„Ja, Herr, ich bin ein Pole."

Valerius fühlte eine Art Kitzel der Trauer darin, daß ihm plötzlich alles untreu würde. Er reichte dem Thaddäus die Hand und schenkte ihm seine Börse, ohne zu bedenken, daß es der letzte Rest seiner Barschaft sei.

„Leb' wohl, Magyac, du bist noch der Ehrlichste von allen."

Thaddäus küßte ihm heftig die Hand, eine ungewöhnliche Rührung trat auf sein Gesicht: „Herr, Sie sind gut, lassen Sie mich so lange hier bleiben, bis Sie aus Warschau gehen, jetzt gibt es doch noch nichts zu tun."

Diese stillschweigende Voraussetzung des einfachen Bauers, daß sein Herr Warschau verlassen müsse, wenn er nicht mehr fechten wollte, ergriff diesen heftig. Er fühlte sich unglücklich, verlassen, beleidigt, und da er nicht wußte, wen er direkt anklagen sollte, so hätte er am liebsten weinen mögen wie ein ungezogenes Kind.

So schnell wechseln die Dinge, daß er es heut war, welcher Joel aufsuchte, um einen Freund zu sehen. Einer wollte den andern zerstreuen, und sie strichen planlos Arm in Arm durch die Straßen. Stanislaus und sein Vater fuhren rasselnd an ihnen vorüber, Valerius bemerkte sie zu spät, um zu grüßen, sie selbst hatten keine Anstalt dazu gemacht.

„Hoffen Sie wirklich," sprach Joel, „mit diesen Leuten noch in Verbindung zu bleiben, nachdem Sie sich meiner angenommen, nachdem Sie Ihr Regiment verlassen haben? O, wie wenig kennen Sie meine Landsleute, im Patriotismus liegt all ihre Tugend, und wenn sie andere edle Gefühle zeigen, so entspringen diese nur aus einem nahen oder fernen Zusammenhange mit diesem Patriotismus. Alle Nationalität ist eine Gattung Egoismus, und die unsere vollends. Und haben Sie denn vergessen, daß Hedwig des jungen Grafen Verlobte ist? Gewiß, Sie haben es vergessen, weil er keine Zeit hat für das arme Mädchen, weil Sie nie etwas von Lieb' und Teilnahme an ihm bemerkt haben — aber Freund, sie ist seine Verlobte, und Sie haben einen zudringlichen, niedrigen Liebhaber derselben in Schutz genommen, Sie gehen eben mit ihm Arm in Arm über die Straße. Sie haben in seinen Augen ein Sakrileg begangen, Sie haben seinen Stand und die kurze flüchtige Freundschaft verletzt — er kennt Sie nicht mehr, wenn er Ihnen begegnet."

Joel war stärker geworden, seit er seinen Freund unter Mißverhältnissen leiden sah, in denen er Ähnlichkeit mit den seinen zu finden glaubte. Es war ihm eine Tröstung, nicht

allein von der Gesellschaft mißhandelt zu werden, und sein Liebesjammer verstummte vor den Kämpfen um Ehre und Existenz, die ihm Geist und Herz bewegten.

Sie traten in ein Kaffeehaus, überall hörte man Entrüstung über die Untätigkeit der Regierung, alles politisierte, las Zeitungen, sprach vom Kriege. Valerius kam sich vor wie ein abgeschiedener Geist, der nichts mehr mitzusprechen habe über irdische Dinge. Zu seinem Schrecken ward er jetzt auch inne, daß er von allem Gelde entblößt sei, er mußte Joel in Anspruch nehmen und vorgeben, seine Börse vergessen zu haben. Es fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz, was daraus werden solle; Joel hätte gewiß leicht Rat geschafft, aber er konnte ihm nichts sagen. Gerade dessen üble Stellung zur Gesellschaft hielt ihn ab, etwas zu tun, worin er sonst einem Freunde gegenüber nicht das mindeste Bedenken gefunden hätte. Er hat keinen einzigen Freund als mich, dachte er, und der Arme könnte einen Augenblick glauben, ich stünde neben ihm, weil ich sein Geld brauchte. Es war ein fataler, übertriebener Gedanke, den aber wohl die Situation entschuldigte.

Valerius hatte nirgends Ruhe, und Joels Vorschlag, ins Theater zu gehen, kam ihm gelegen. Er war aus dem Hause getreten und wartete auf Joel. Da ritten zwei Damen an ihm vorüber; es waren Hedwig und Konstantie, an der Seite jener der Graf Kicki. Hedwig nickte freundlich mit dem Kopfe, noch ehe er Zeit gewann, nach seinem Hute zu greifen, Konstantie dankte leichthin seinem Gruße, und es eilte ein stolzer Schmerz schnell wie ein Windstoß über das schöne Gesicht.

„Ach, er ist auch wieder so blaß,“ hörte er Hedwig zu ihr sagen, und sie wendete sich noch einmal freundlich nach ihm zurück. Konstantie aber sah nicht mehr rückwärts. Regungslos blieb er stehen. Jenes schöne Antlitz Konstantiens war ihm wohl bekannt, nie hatte er diese verführerische Blässe,

nie diesen hohen, tragischen Ausdruck darauf erblickt. Das schwarze, lange Reitkleid, der schwarze Hut mit dem wehenden schwarzen Schleier, erhöhten das Bild einer stolzen Trauer. Einzelne Locken flogen wie sehnsüchtige Gedanken über die Schultern zurück und sprachen stumm von der Achtlosigkeit ihrer Herrin.

„O schöne, schöne Konstantie, warum kann ich nicht zu dir, um dich zu küssen und die törichte Welt in deinen Armen zu vergessen!" seufzte er leise. „Fort — fort," flüsterte Joel, der gekommen war, „das sind vornehme Leute."

Valerius sah ihnen aber noch länger nach, und er hatte eine ironische Freude an dem Gedanken, daß er in der fremden, für ihn unwirtlichen Stadt eben keinen polnischen Groschen besitze, während das Weib, das er liebte, und das ihn vielleicht wieder liebte, stolz vorüber ritte, und dem ersten Bettler zuwärfe, was dem Geliebten auf einen Tag das Leben fristen könnte.

„Nicht doch, nicht doch," rief er aber schnell, „wozu solche Kontraste und Übertreibungen, kommen Sie, Freund, ins Theater."

Aber auch dort litt es ihn nicht lange. „Überall Enthusiasmus, Patriotismus, Freund Joel, das fängt an mich zu langweilen."

Joel lächelte und erwiderte gutmütig: „Sie sind schlechter Laune, und Sie sind ein Deutscher: dies Volksleben, dieser Volkslärm war Ihnen willkommen, als er Ihnen neu war, er entsprach Ihren Freiheitsbegriffen; jetzt sind Sie Ihren Launen verfallen, die künstlichen, die erdachten Wünsche an Volksleben schweigen, und die deutsche Gewohnheit macht Ihnen den Lärm lästig."

„Sie haben recht, man muß über nichts reden, wenn man unfreien Gemütes ist; ich habe den Leuten unrecht getan."

Joel führte ihn in den patriotischen Klub, aber er hatte

nirgends Ruhe. Weiter, immer weiter trieb er, und als er endlich heimgekehrt war, stärkte ihn selbst der Schlaf nicht. Ermattet wachte er am nächsten Morgen auf. Die Sorgen fielen über ihn her, und der völlige Geldmangel war nicht die geringste. Und zwei so verschiedene Dinge sind es gerade, Liebe und Geld, wo keine Philosophie hilft. Er warf sich in die Kleider, um einen Bankier aufzusuchen, von welchem er bei seiner Ankunft in Warschau einen Wechsel bezogen hatte; vielleicht wüßte der Mann Rat zu schaffen. Das Kontor war noch geschlossen, und Valerius hatte Zeit, spazieren zu gehen. Es regnete emsig; die Leute eilten flüchtig durch die Straßen. Vielleicht nimmst du heut Abschied von diesen Orten, dachte er, und der Himmel sorgt dafür, einen letzten trüben Eindruck deinem Gedächtnis einzuprägen. Ob er gehen, ob er nicht gehen würde, das wußte er nämlich selbst noch nicht, die schöne Reiterin von gestern ritt unaufhörlich in Kopf und Herzen auf und ab, und er dachte eigentlich nicht eine Stunde vorwärts, und wenn jetzt eine Stimme in ihm rief: „Heute noch mußt du diese Stadt verlassen," so sagte er: „Jawohl, jawohl!" und ein leises Geflüster, das von Konstantie erzählte, ward nur von seinem Herzen vernommen. Das Herz aber schwieg still, als kümmerte es sich gar nicht um die Entschlüsse seines Herrn, als hätte es gar keinen Einfluß darauf. So läßt die gebietende Hausfrau den zärtlichen Gatten, wenn er im Zorn oder Sturm einhergeht, alles mögliche beschließen, und wenn das Beschlossene geschehen soll, so sagt sie bloß: „Nicht doch!" und es bleibt beim alten.

Valerius kam wieder zum Hause des Bankiers. Das Kontor war jetzt offen; er traf aber schon einen jungen Mann im eifrigen Gespräch mit dem Herrn. Die Stimme des Mannes, der ihm den Rücken kehrte, klang ihm bekannt, er hatte aber keine Zeit, nachzusinnen; der Bankier trat ihm entgegen und fragte nach seinem Begehr. Valerius stellte ihm seine Verlegenheit vor und fragte, ob er einen Wechsel

ausstellen könne für jenes deutsche Handelshaus, dessen Anweisung ihm der Bankier vor einigen Monaten honoriert habe; der Graf Topf habe ihn an jenes Haus empfohlen, und für das garantiert, was er entnehme, die augenblickliche Verlegenheit ließe ihm aber jetzt keine Zeit, nach Deutschland zu schreiben und einen rückkehrenden Brief abzuwarten. Der Bankier zuckte natürlich die Achseln und erklärte, sich auf dies Geschäft nicht einlassen zu können.

Auf dem Wege nach Hause fiel es Valerius zum ersten Male ein, daß es auch eine Pflicht sei, Geld zu erwerben. Die Wichtigkeit des Geldes erschien ihm auf einmal nur zu deutlich. Er mußte sich gestehen, daß es unmöglich in der Ordnung sein könne, vom Vermögen seiner Freunde zu leben. Dazu sei die bürgerliche Gesellschaft nicht konstruiert.

Eh' er nach Grünschloß gekommen war, hatte er in kleinen, wohlfeilen Verhältnissen gelebt, einzelne Geistesarbeiten und der jeweilige Zuschuß seines Freundes Hippolyt hatten für seine Bedürfnisse zugereicht. Später hatte ihn die liebenswürdigste Zuvorkommenheit des Grafen Topf nicht mehr an Geld und Gelderwerbung denken lassen, er hatte sich unterdes an die Bedürfnisse der höheren Klassen gewöhnt, und der Gedanke überraschte ihn bei der argen augenblicklichen Verlegenheit nicht eben angenehm, daß er auf diese Weise durchaus nicht fortleben dürfe. „Der Staat ist einmal auf Erwerb gegründet," sagte er sich, „und du bist ein unnützes, unproduktives Mitglied."

Es hatte zwar eine Zeit gegeben, wo er in poetischer Ansicht des Lebens solche triviale Staatsforderungen entrüstet abgewiesen hätte, aber ein Augenblick, wo man den Hunger und Mangel vor der Türe sieht, ist der poetischen Ansicht des Staates nicht günstig. Und sein Verlangen nach Selbständigkeit lehnte sich nicht minder auf gegen dies stets abhängige Verhältnis von seinen Freunden.

Bei alledem blieb aber doch seine stolzere und höhere

Art, das Leben zu betrachten, mächtig, er verschob diese ökonomischen Untersuchungen auf eine andere Zeit, und schritt stolz die Straße entlang, in welcher die Fürstin wohnte — wohin er gehen wollte, wußte er selbst noch nicht.

Stanislaus trat eben aus der Tür; Valerius ging auf ihn zu. Jener konnte nicht füglich mehr ausweichen, und mußte es anhören, wie ihn Valerius mit freundlichen Worten fragte, ob er böse sei, und warum er sich durch den Bedienten habe verleugnen lassen. Aber die Heftigkeit, welche in dem Polen aufloderte, ließ diesen nicht zu Ende kommen, er überschüttete Valerius mit einer Flut beleidigender Worte, wie er sich des dreisten Juden angenommen, sogar um seine Familie zu frondieren, Arm in Arm mit jenem frechen Burschen an ihm und seinem Vater vorübergegangen sei, wie er den heiligen Kampf des Landes leichtsinnig verlassen, weil Graf Kicki es nicht in der Ordnung gefunden habe, daß dieser Joel eine edle Familie mit seinen Zudringlichkeiten beschimpfe —

„Schweigen Sie, Herr," unterbrach ihn Valerius, „der Sie allerlei schöne humane Redensarten im Munde führen, und wenn's zur Sache kommt, die veraltetsten adeligen Unflätereien an den Tag legen. Es ist mir nicht eingefallen, an Sie zu denken und für Sie eine Beleidigung darin zu sehen, wenn ich den unglücklichen Joel gegen Ungebührlichkeiten in Schutz nahm. Er hatte meine Freundschaft in Anspruch genommen, und es war meine Schuldigkeit ihn zu vertreten. Ja, ich würde ihn auch ohne dies vertreten haben, den man wie einen Paria behandelt; gegen tyrannische Unterdrückung zu kämpfen, war ich nach Warschau gekommen, und es ist nicht mein geringster Schmerz, daß ich sie da finde — genug, Herr, Sie Wortheld der Humanität haben sich eben der beleidigendsten Ausdrücke gegen mich bedient und werden mir Satisfaktion geben."

Diese letzten Worte rissen Stanislaus aus einem Zu-

stande von Beschämung, welche der erste Teil von Valerius' Rede erzeugt zu haben schien. Die Herausforderung schürte seinen Zorn wieder auf. — „Kommen Sie, Herr," rief er glühend, und trat ins Haus, rief einen Bedienten, sagte ihm einige Worte ins Ohr, und schritt Valerius voraus durch den Hof in den großen Garten, welcher zu dem Palais gehörte. Ehe sie noch den hinteren Teil erreicht hatten, flog der Bediente schon wieder hinter ihnen her, und brachte seinem Herrn einen Säbel. Ein Wink von diesem, der Bediente entfernte sich, Stanislaus reichte seinem Gegner den Säbel, und zog den seinen, sie warfen die Mäntel ab, und die Hiebe flogen.

Von dem Palais zog sich ein gedeckter Gang an der einen Seite des Gartens hin bis zum Ende desselben. Er glich von außen völlig einem einstöckigen Gebäude, hatte Fenster mit Jalousien und stieß hinten an ein Gartenhaus, das quer den Garten schloß und dessen Front hinten nach einer Straße ging. In dem Winkel, welchen die beiden Gebäude bildeten, war jetzt der Kampfplatz. Die Jalousien des Ganges, die Fenster des Gartenhauses waren verschlossen, von dort aus konnten sie nicht beobachtet werden, eine dichte Gruppe Bäume, wenn auch damals unbelaubt, deckte sie so ziemlich nach vorn zu gegen unberufene Blicke aus dem Palais.

Sie waren beide geübte Fechter, beide noch in der ersten Aufwallung, es regnete von beiden Seiten Hiebe — da flog die letzte Jalousie des Durchganges auf, in deren Nähe sie fochten, und die Fürstin erschien in der Fensteröffnung. Sie hatte vorn am Fenster den Wortwechsel an der Haustüre angehört, hatte sie in den Hof schreiten, den Bedienten mit einem Säbel nacheilen sehen und sich leicht das übrige ergänzt. Der Durchgang führte just in die Zimmer, welche sie bewohnte; in früheren Zeiten hatte sich der Herr vom Hause gewöhnlich darin aufgehalten, und die bedeckte Verbindung mit dem Gartenhause war vielleicht zum Behufe verborgener Zusammenkünfte erbaut worden, wie sie in einem Lande der

Unterdrückung nicht selten sind. Die Fürstin war also eilig durch ihre Zimmer die Treppe hinabgeeilt, und das Waffengeklirr verkündigte ihr am letzten Fenster, daß sie hier in der Nähe der Kämpfer sei. Einen Augenblick sah sie mit leuchtenden Augen dem Kampfe zu, als sei sie bloß deshalb herbeigeeilt. Die weibliche Sorge überwog aber doch bald jedes andere Wohlgefallen, und sie rief hastig den Namen ihres Cousins.

Das Öffnen der Jalousie war diesen entgangen, aber die Stimme konnten sie nicht leicht überhören. Beide hielten inne, erhitzt, heftig atmend.

„Schämen Sie sich nicht, meine Herren, ohne Sekundanten und Zeugen wie ein paar Stegreifritter aufeinander loszuschlagen? — So was kann nur in Polen geschehen! Cousin Stanislaus, ist das Zivilisation, Herr von Valerius, sind das Ihre humanen Grundsätze, mit denen Sie sonst das regelmäßige Duell sogar wegräsonnieren mit Stumpf und Stiel?"

Den einen wie den andern trafen diese Vorwürfe: jeder hatte sich von der Hitze fortreißen lassen, und die beiden jungen Männer, rot von der Bewegung und einer leichten Scham, sahen unschlüssig nach dem Fenster, aus dessen Dunkel das blasse schöne Antlitz Konstantiens blickte.

„Ich habe vom Fenster des Salons aus Ihren Streit angehört; Cousin, Cousin, was sind das für fanatische Manieren gegen einen Mann, für dessen Freundschaft Sie noch vorgestern schwärmten. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie beide beim Onkel melde, und ihm den Stand der Sachen auseinandersetze — aber haben Sie die Güte, Ihre Säbel einzustecken."

Sie verschwand nach den letzten Worten. Valerius sah seinen Gegner an und bot ihm die Hand, dieser schlug erst nach einer Weile die Augen auf, um mit einem jener rapiden polnischen Blicke die Stimmung des Deutschen zu erforschen.

Als er aber die dargebotene Hand sah, schlug er schnell ein: „Nous sommes d'accord?“

Wenn das Gewissen noch nicht rein ist, und das Herz nicht selbst und mutig spricht, dann reden die Leute in solchen Fällen französisch.

Valerius nickte mit dem Kopfe, und sie gingen langsam dem Palais zu. Jener dachte nur an Konstantie: sie hatte sich vorzüglich an Stanislaus gewendet, und er fühlte wohl, wieviel Vorwurf darin lag, daß sie ihm weniger Vorwürfe machte als diesem, daß sie kein Recht mehr haben wollte, ihn zu schelten. — Aber er hoffte, sie noch beim alten Herrn zu finden, und ihr durch zwei, drei leise Worte sagen zu können, was er empfände. Er wollte deshalb schneller gehen, aber Stanislaus machte keine Anstalt, ihm zu folgen, und so war er genötigt, langsam fortzuschleichen, während sein Herz sprang.

Konstantie war nicht mehr beim alten Grafen. Dieser empfing Valerius mit einer süßen Höflichkeit, welcher man leicht anmerkte, daß sie nur die eines Weltmannes und von der Beredsamkeit Konstantiens erzeugt war. Er bat Valerius, zum Essen dazubleiben, und begann ein Gespräch über deutsche Literatur; es war nicht zu verkennen, daß er alle früheren Beziehungen geflissentlich umgehen wollte. Valerius fühlte sich gedrückt und ertrug den fatalen Zustand nur, um wieder in die Nähe der Fürstin zu kommen.

„Ich hörte neulich,“ hub der Graf an, „hier unten auf der Straße ein Lied von Goethe singen, das ich oft in Deutschland gehört habe. Es sind wohl mehrere Ihrer Landsleute hier?“ und die alten tiefen Augen schickten bei diesen Worten einen spitzigen Blick auf den Gefragten — „was machen die Leute in einer solchen Kriegszeit bei uns?“

Valerius war verlegen und beleidigt, aber er mochte nicht reden und zuckte bloß mit den Achseln.

Das Gespräch fügte sich nicht, die Reden und Gedanken gingen nicht ineinander über, und der Vorschlag des alten

Grafen, bis zum Essen eine Partie Schach zu spielen, war ebenso natürlich, um das Peinliche des Zustandes aufzuheben, als er dem jungen Fremden angenehm war. Es gibt nichts Drückenderes, als wenn zwei Personen von äußeren Gründen getrieben werden, sich einander zu nähern, und doch keine inneren gegenseitigen Verbindungen auffinden können. Der Wunsch des Alten war nicht zu verkennen: Valerius möchte wieder unter die Waffen treten. Jeder „brave Pole“ — so nennen sie vorzugsweise ihre Patrioten — betrachtet sein Vaterland wie eine Familienangelegenheit, und einen Krieger dafür zu gewinnen, war in jenen Tagen Gewissenssache. Zumal hier, wo sich Vater und Sohn vorzuwerfen hatten, daß sie schuld trügen, wenn ihre Sache einen Streiter verlöre an dem Deutschen.

Der Bediente meldete, daß angerichtet sei. „Wir müssen den Schluß unserer Partie aufschieben, Herr von Valerius. Sie machen das Spiel dem Gegner schwierig durch den häufigen Gebrauch der Springer — solch ein Springer macht seine Bewegungen mit einer regelmäßigen Unregelmäßigkeit, die schnell einen ganzen Plan umwirft.“

Der Spott war also schon artiger geworden, aber ohne Hedwigs Gegenwart wäre das Mittagsmahl doch wieder peinlich gewesen. Die Fürstin war völlig schweigsam; Stanislaus machte mehrere Versuche, in den früheren herzlichen Ton mit seinem jungen Freunde einzustimmen, aber trotz dessen Entgegenkommen gelang es nicht. Hedwig nur war unverändert in ihrer alten Heiterkeit. Einmal betrachtete sie ihren Bräutigam und Valerius aufmerksam und mit halb lachendem Gesichte und brach endlich in ein volles Gelächter und in die Worte aus: „Meine Herren, das nenn' ich Sympathie, Sie haben ja beide zerrissene Röcke an! Hier ist ein langer Ritz in der Uniform, und dort — ach, wie schade ist's um ihren blanken schwarzen Rock, Herr von Valerius!“

Diese Erinnerung an den Vorfall im Garten war eher

geeignet, die üble Stimmung noch zu erhöhen; der alte Graf nahm aber Gelegenheit davon, sein Glas dem Fremden hinzureichen und auf „frische Tapferkeit“ anzustoßen. Dieser begriff zwar leicht, daß es auf seine zu hoffende Tapferkeit gegen die Russen gemünzt sei, aber er stieß an, um womöglich ein fröhlicheres Verhältnis zu erzeugen.

Einem aufmerksamen Beobachter der Fürstin konnte es nicht entgehen, daß sie nicht so ruhig war, als sie schien, daß zuweilen eine schnelle Röte in ihrem Gesichte aufstieg, daß sie mit ungewöhnlicher Teilnahme und Besorgnis auf den Säbelhieb blickte, den Hedwig auf des Gastes Rocke entdeckt hatte. Aber sie sprach nicht, und wenn Valerius sie anredete, und mit weicher, einschmeichelnder Stimme auf diese oder jene Weise in ein Gespräch zu nötigen suchte, so wich sie immer aus, wenn auch gewandt und höflich, aber immer kalt. Ihre schwer ruhenden Blicke, die auf dem jungen Manne weilten, so oft seine Augen nicht direkt auf sie gerichtet waren, bemerkte er leider nicht, von dem mörderischen Kampf zwischen Stolz und Liebe, der in solchen Augenblicken über ihre schönen Züge hinwegbrauste, gewahrte er nichts. Als man vom Tische aufstand, entfernte sie sich sogleich. Auch Valerius ging. „Sie liebt mich nicht, ich habe früher recht gehabt, es ist ein gewöhnliches liebelustiges Weib, das eine scheinbare Vernachlässigung nicht vergibt. Still, Neigung, ungestümes Verlangen — hier ist kein Heil für mich, und morgen verlass' ich diese Stadt.“ Sein Geldmangel fiel ihm ein, und unruhig und ungeduldig kam er nach Hause. Magyac übergab ihm einen Brief und eine Rolle mit Goldstücken, die angekommen waren. Der Brief war von seinem Freunde Hippolyt, vom Gelde erwähnte er zwar nichts, Valerius kannte aber seine Gleichgültigkeit und sein Mißbehagen, über Geld nur ein Wort zu verlieren, und trug dem Magyac auf, zum nächsten Morgen Postpferde zu bestellen und alles für die Abreise bereit zu halten.

„O Herr, verlaß uns nicht!“ bat Thaddäus.
„Ich muß, Magyar, ich muß.“
Und traurig ging Thaddäus ans Packen.

22.

Es war dem Valerius, als ginge seine Jugend zu Ende mit der Abreise von Warschau. Alle seine früheren Wünsche, Hoffnungen und Gedanken glaubte er in Irrtümer verwandelt zu sehen, da er ein freiheitslustiges Volk aufgeben müsse.

Tief und schwer seufzte er auf: „Und auch die Liebe geht zu Ende, auch sie ist nicht mehr zu gewinnen. O, Jugend, du Inbegriff alles Reizes, warum scheidest du so früh von mir! Was ist das Leben ohne Hoffnung, und wo gibt's eine Hoffnung ohne Jugend? Nur die Jugend hat Farbe und Begeisterung, was werd' ich anfangen mit den grauen Tagen ohne Rot und Grün, die keine Kraft mehr in mir wecken. Die Jugend allein ist Poesie — wie soll ich mich fortschleppen ohne dich, du erhebende Schwärmerei!

Es gibt nur zwei Arten, glücklich zu sein: entweder man bewegt und bevölkert sich und die Welt mit Idealen, Aussichten, neuer Zukunft, man schaukelt sich auf der wogenden Bewegung des ungezügelten Strebens, — oder man betrachtet die Welt aus einem ruhigen Herzen, freut sich des Kleinsten, hilft und fördert im Kleinsten, pflanzt mit Genügsamkeit, wartet geduldig auf das Gedeihen, gestaltet das Unbedeutende zur gefälligen Form, verlangt nichts vom Tage, als was er eben bietet, und hält den Nachbar und sein Interesse höher als das Wohl oder Wehe von Nationen.

Nur der letzte Weg ist mir übrig, und es fehlt mir alles, was er in Anspruch nimmt. Sogar die wohlige Behaglichkeit des Körpers, diese Vergnügen erzeugende Harmonie des Leibes geht mir ab. Die Revolutionsmilch hat mich

aufgesäugt, unter Bewegung ist mir Geist und Körper groß gewachsen — wird es mir gelingen, einen neuen Menschen zu erziehen! Und doch muß es sein: ich habe zuwenig Fanatismus, zuwenig Leidenschaft, um als rücksichtsloser Bewegungsmann irgend ein Ziel zu finden. Ich werde ein jämmerliches Leben führen ohne Begeisterung und ohne Ruhe, zum Helden verdorben, zum Bürger untauglich — aber zum Leiden und Tragen geschickt; lebe wohl, Jugend!"

Damit nahm er seinen Mantel; er wollte von Joel Abschied nehmen und noch einmal seine Brücke besuchen, aber der Straße, wo Konstantie wohnte, ausweichen, soweit er konnte.

Es war ein sanfter, stiller Abend, den er auf der Straße fand, Frühlingsgedanken irrten schon vereinzelt hie und da in der Luft herum, und flüsterten unverständliche aber fröhlich klingende Worte den unbefangenen Leuten ins Ohr.

Überrascht von dem milden Eindruck der Luft blieb er einen Augenblick vor dem Hause stehen. Da kam eine verschleierte Dame an den Häusern entlang, sie war nicht mehr weit von ihm, als sie den Kopf aufrichtete und nach den Fenstern des zweiten Stockes zu sehen schien, ein Bedienter folgte ihr in der Entfernung von einigen Schritten. Jetzt war sie dicht bei Valerius, der Kopf war wieder gesenkt.

„Konstantie!" sprach dieser leise. — „Valerius!"

Dieser Gegenruf schien aus dem Herzen der Dame zu springen, ehe sie Zeit gewonnen hatte, das überraschte Gemüt zu verschließen. Und nun folgte eine Szene, zu welcher nur tiefe und stolze Gemüter den Stoff liefern können, oder doch nur solche, welche imstande sind, die mächtigsten Gefühle lange und fest in ihren Busen verschlossen zu halten.

„Sind Sie es wirklich," hub dieser weiter an, indem er neben der Forteilenden herschritt.

„Ich bin es; der Abend ist schön, das Haus war mir

eng: mögen es die Leute unschicklich finden, was kümmern mich die Leute" —

„O, wie dank' ich's dem milden Abende, der Sie herausgeführt, daß ich Sie noch einmal sehe; es soll mir ein Zeichen des Himmels sein, daß noch nicht alle Freude für mich verloren sei" —

„Sie wollen doch nicht" —

„Ja, Gnädige, es ist meine letzte Nacht in Warschau," erwiderte er seufzend; „es will mich nichts mehr halten" —

„Valerius!"

„O dieser Ton! Warum öffnen Sie mir den Himmel, um ihn des andern Tages mit kaltem Blicke zu verschließen" —

„Das sagen Sie mir? Großer Gott! Bin ich so schwach, mich verspotten zu lassen, oder bin ich so töricht gewesen, nicht zu erkennen, was ich wünschte" —

„Sie sind so hart, Liebe zu entzünden, und dann stolz zurückzutreten, wenn Sie ein Zufall irre führt" —

„O, Himmel, nein, nicht hart und stolz, unglücklich bin ich, Valerius — Sie dürfen morgen nicht reisen" —

„Ein ganzes Heer in Waffen vermag's jetzt nicht, mich fortzutreiben, Konstantie, reich' mir einen Augenblick deine Hand, daß ich fühle, mein Glück sei wirklich" —

„O du Lieber, o du Liebster — verlaß mich jetzt, wir sind an meiner Wohnung, aber sei nicht lange von mir, mein Herz zerspringt vor Freude und Verlangen — drüben in der andern Straße, an der Türe des Gartenhauses, warte einen Augenblick — tritt einen Schritt zurück, dort unter die Laterne, daß ich dein Auge sehe, dein liebes Auge — nun geh schnell, ich fliege."

Trunken vor Seligkeit schwankte Valerius hinweg und suchte jene Straße. „Himmel, warum hast du an einem solchen Abende keine Sterne!" rief er mit freudebebender Stimme. Aber es war eine schwere Aufgabe für ihn, die Front des Gartenhauses zu finden; er hatte sie nie gesehen

von dieser Seite, die Straße war dunkel und lang, sein Wesen war in taumelnder Bewegung und nicht eben geeignet, viel lokale Kombination zu entwickeln, um aus der Lage des Palais auf die des Hintergebäudes schließen zu können. Unsicher schlich er an vier bis fünf Häusern auf und nieder, unter denen er seine Glückspforte verborgen glaubte, eine beklemmende Angst kam über ihn, daß ihm das Glück wieder entschlüpfen könne. Alles war still, keine Tür bewegte sich.

„Ich Unglückskind,“ rief er, „ich bin gewiß am falschen Orte!“ Und dabei ging er einige Schritte weiter. Aber hinter sich glaubte er jetzt Geräusch zu hören — wirklich, eine Tür war offen, er trat hinein, eine weiche warme Hand ergriff ihn. Die Tür ward zugeschlagen, und im Dunkeln gingen sie leise durch den Salon des Gartenhauses, durch den bedeckten Gang, eine schmale Treppe hinauf, seine Begleiterin öffnete eine Tür, und er sah Konstantien neben sich in einem hohen, schönen Gemach, das eine von der Decke herabschwebende Lampe erhellte.

Mit dem Ausrufe „Valerius, mein Valerius!“ schlang sie stürmisch die Arme um ihn und drückte den Kopf tief in seine Schulter.

Er küßte ihr den Hals und bedeckte sich das Gesicht mit ihren aufgelösten Haaren. Sie sprachen lange kein Wort.

Endlich begann er leise, ganz leise: „Wie konntest du uns so peinigen und meine Liebe nicht sehen!“

Konstantie richtete sich auf, und einen Schritt zurücktretend legte sie ihm die bebende Hand auf den Mund: „Nichts, nichts davon, mein Lieber; o ich bin unaussprechlich glücklich!“

Auge in Auge blieben sie wiederum lange schweigend. Konstantie glich der Gestalt einer stolzen Göttin, die alles vergißt und nur in ihrer Leidenschaft schwelgt. Überwältigendes Glück strahlte aus ihren glänzenden Augen, unter

dem leichten schwarzseidenen Gewande glaubte man das Herz schlagen, Blut und Muskeln in Freude hüpfen zu sehen, so drängten sich die strebenden Glieder der hohen Figur hinüber zu dem Geliebten. Es glich der schöne, sich neigende Körper einer zauberhaften sinnlichen Ahnung, daß sich zwei Menschen im nächsten Augenblicke umarmen, bis zur Todeslust umarmen, bis zur Auflösung alles Sinnlichen ineinander fesseln und drängen würden.

Und so erfaßte denn auch Valerius den schönen, in Freude und Liebe zitternden Leib, wie er seiner zu harren schien, er hob ihn mit schwellenden Armen an sein Herz, und sie zerstörten sich beide fast in leidenschaftlichem Pressen und Drängen.

Nach diesem ersten Sturme so lange zurückgehaltener Gefühle brachen die Tränen heiß und strömend aus Konstantiens Augen — die Tränen fehlen nimmer, wenn die Gottheit in uns rege wird, und hier brachen sie die immer noch schmerzliche Sehnsucht des Weibes; ihr Antlitz, ihre gespannten Arme, ihr ganzer straffer Körper wurde weich und nachgiebig, und die Rede, sanft und innig wie der tiefste verborgenste Ton der Seele, trat wieder auf die Lippen. Und diese Lippen küßten jetzt mild und schmeichelnd.

„Du hast meine ganze Seele, Valerius, und ich weine, daß ich nicht mehr für dich habe, und ich weine, daß ich glücklich bin wie ein Kind, das in den Himmel kommt.“

Valerius trug die zusammensinkende Geliebte auf ein kleines Taburett, das neben dem Sofa stand, kniete vor ihr nieder, legte den Kopf in ihren Schoß und bedeckte sich bald die Augen mit ihren willenlosen, nachgiebigen Händen, bald führte er sie an seine Lippen.

Sie waren so selig und ruhig nach jenem Sturme, daß sie sich einmal über das andere zuflüsterten: „Hörst du, Konstantie, siehst du, Valerius, wie die kleinen rosenroten Engel

um uns herflattern und sich küssen und Geschichten erzählen von der Liebe Gottes und seiner Menschen."

Das sind Augenblicke, wo die Menschen unmittelbar mit schönen Welten verkehren, wo sie jene Ahnungen von Gottes unergründlicher Liebe, von unendlichen Freuden außerhalb dieses Lebens tief einsaugen in das offene, empfängliche Gemüt. Wenn der Mensch den Menschen am erschöpfendsten liebt, da gehen alle Geheimnisse der Welt vor ihm auf. Denn in der Liebe ruht das Geheimnis der Schöpfung, sie „spricht mit Engelszungen".

Valerius richtete sich allmählich wieder in die Höhe, und seine Blicke legten sich wie die Liebe selbst in die Augen und das süße Antlitz des Weibes. Er dachte nichts, er wußte nicht, was er fühlte, aber die Schönheit dieses Angesichts flocht und weckte sich durch Leib und Geist mit ihrer klaren wohltuenden Gewalt. Er hatte keinen Wunsch, als sie anzublicken, alle Schönheitsfreude durchrieselte ihn dabei wie ein frischer Bach. Konstantiens schwarzes Kleid war zugeknöpft bis an den Hals, langsam öffnete er's und streifte es herab über die blendende Achsel, welche hervorleuchtete, über die hochgewölbte Brust.

Sie ließ alles ruhig geschehen und wendete ihr Auge nicht ab von seinem Blick: „Du bist so rein, Valerius, so frei von jener groben männlichen Sinnlichkeit, die auch das heißeste Weib erschreckt — o, ich war nie so glücklich."

Er küßte sie auf das Herz, und seine Wange daran lehnend und mit der Hand ihr Gesicht herabziehend, sprach er wie in einer trunkenen Schwärmerei: „Sieh, Konstantie, ich bin ein Träumer — du hast mich oft so gescholten, und du hast mich recht gescholten, sieh und höre, wie ich träume: ich habe einen herrlichen schönen Gott, er ist mir überall, wo sich mir eine Schönheit, eine Tätigkeit, eine Bewegung offenbart, er rauscht in den Bäumen, in den Wellen, er sieht aus der feuchten Pflanze, wenn sie sich öffnet, er spricht aus

dem Munde eines Volkes, aus dem Munde eines unbedeutenden Menschen, aus jedem Moment der Tagesgeschichte, aber so lieb, und so klar und bezaubernd hat er noch nimmer zu mir gesprochen, als heute aus deiner Schönheit. Aus deinem Busen klopft er in meine Wange, aus der weißen Haut und der vollkommenen Form deiner Schulter lacht er mir in die Augen wie der unverhüllte alte und ewig junge Reiz der Griechen. Hier, wo das Kleid, das widerspenstige, mich hindert, mehr als ein Stück deines stolzen Oberarmes zu sehen, hier beginnt die verschleiernde Romantik — nicht doch, sieh, die schwache Seide weicht der Gottheit, o Weib, was bist du schön!“

Konstantie verschloß ihm den Mund mit Küssen: „Mann meines innersten Herzens, ich hasse, ich fürchte den Tod, aber jetzt könnt’ ich sterben, in deinem schönen Gotte vergehen.“

„Horch, wie dein Herz klopft, Weib, dies Leben hebt über alle Schönheit hinaus; das ist wieder mein Gott, Weib meines süßen Glücks, horch, wie dein Herz klopft, warum jauchzt es so, weißt du’s?“

„Mein Herz klopft wild beweglich,
Es klopft beweglich wild,
Weil ich dich lieb’ unsäglich,
Du liebes Menschenbild!“

erwiderte sie stürmisch mit den Worten des Dichters, und die Liebkosungen schlugen wieder zusammen über dem zärtlichen Paare mit ihren hohen strahlenden Wogen.

Es scheint ein Widerspruch zu sein mit der raschen, forteilenden Empfindung, daß Liebende in der höchsten Bewegung ihrer Leidenschaft die schwierigsten Gedanken des menschlichen Geistes berühren, über die wichtigsten Interessen des Menschen mit wenig Worten entscheiden. Aber es ist keiner, und die Erscheinung ist wahr und alltäglich. Alle höheren Kräfte sind aber auch in solchen Momenten entwickelt, wirksam, tätig, das Herz liegt weit geöffnet und gibt

sie frei, all seine besten Gedanken, und es ist ein altes Wort: die besten Gedanken kommen aus dem Herzen.

Zwischen die Zärtlichkeit unserer Liebenden drängten sich Gespräche, Ausrufungen, einzelne Sätze der mannigfaltigsten Art. Sie entwickelten sich auch gegenseitig ihren Charakter, und Konstantie konnte nicht müde werden, ihrem Geliebten vorzuwerfen, daß er sich zu trübe, zu nachteilig beurteile. „Was du so anklagst,“ sagte sie, „dies ewig nachdenkliche, prüfende, befangene Wesen, das hat mich zu dir gezogen, gleich als ich dich das erstemal gesehen hatte. Wir Frauen sind alle unbefangen; wenn wir eine Zukunft von drei Tagen bedenken, so ist das schon ungewöhnlich, die Zukunft ist der Männer, darum ist der Mann am gefährlichsten für uns, der sie zu beherrschen, sich zu sichern, zu unterwerfen trachtet. Wir sehen, daß er für etwas sorgt, wofür wir kein Auffassungsvermögen haben, und das gewährt ihm eine große Überlegenheit, wir fühlen uns gesicherter, gehoben in seiner Nähe; die unbekannten Mächte, die er bewältigen will, weben ein Geheimnis um sein Wesen, das uns reizt und anzieht, und so kommt das gar bald, was du Poesie nennst, was uns Interesse, Liebe heißt. O, ihr Männer mögt diesen Zauber gar nicht empfinden: wenn du in die Gesellschaft tratst und das Gespräch ergriffst, und es mit wenig Worten bedeutsamer machtest, da wachten die süßesten Ahnungen in mir auf von höheren, schöneren Dingen. Ich kann sie dir nicht schildern, ich hatte keine Namen dafür, aber sie waren da, sie kommen täglich wieder mit deinem dunklen, sinnenden Auge, mit deinen wunderlichen, schweren Worten, die immer so anders sind als die der gewöhnlichen Leute. All mein Stolz war neben dir entwaffnet, mein Verstand mochte noch so schnell operieren, er mißtraute seinen Worten, wenn ich sie vor dir aussprach, alles war leer neben den deinen, es fehlte eben jene Anknüpfung an andere Welten, die wie ein hervorhebender Schatten auf deinen kleinsten Gedanken lag.

Was hab' ich mich gescholten, wenn mein Herz dir so offen entgegensprang, was hab' ich gelitten bei deinem Zurückhalten; wie arm, wie unbedeutend kam ich mir vor, wie bitter hab' ich geweint, daß ich nicht geistigen Zauber genug besäße, dich zu fesseln, und weinend hab' ich den Spiegel geschlagen, daß er lüge, daß ich nicht schön sei, oder doch eine leere, uninteressante Schönheit — lache immer, küsse immer, du Schelm, wir wissen's so gut, daß wir schön sind, wie ihr, wenn ihr geistreich seid.

Glaubst du, daß es mich innig freut, so alten Stolz, sogar den nötigen Stolz gegen dich vergessen zu haben — sieh, diesen, gerade diesen Kuß hab' ich immer dafür erwartet, o, du bist gut und lieb; und noch viel zu stolz bin ich gewesen.

Wie kannst du fragen, was mich nach Warschau geführt hat — die Liebe, und die Liebe führte mich heut abend in deine Straße, ich wollte wenigstens dein Licht brennen sehen. Wenn ich dich still zu Hause wußte, da ward ich ruhiger, du warst mir näher dann — o, ich wußte alles, was du machtest; weißt du, wer hier ist? William —"

„William!"

„Der Narr verfolgt mich überall mit seiner Neigung; er ist einige Male während deiner Abwesenheit in unserem Salon gewesen, sonst seh' ich ihn nicht, ich mag diesen harten fanatischen Menschen nicht, aber er schreibt mir alle Tage, und da er immer von dir erzählt, so lass' ich mir's gefallen. Er hat dich nicht aufgesucht, weil er dein revolutionäres Treiben haßt, aber es sind noch mehr junge Deutsche hier, welche dich oft sehen — ich glaub's wohl, daß du dich verwunderst; es ist nicht nötig, daß du sie kennst, ihre Geschäfte hier mögen nicht die lautersten sein. Was denkst du eben, geschwind, sprich, eh' du dich auf eine Lüge besinnen kannst!"

Valerius wickelte ihre herabhängenden Haare um seine Hand und erwiderte lächelnd: „Ich dachte dich und mich, zwei

so verschiedene Wesen, und es ist mir jetzt klarer als je, daß die verschiedensten Wesen gegeneinander die feurigste, lebendigste Liebe entwickeln. Die Leute sagen immer: Es sind zwei gleiche Wesen, ihre Gedanken begegnen sich überall, sie passen vortrefflich zusammen. Aber so ist's nicht; das gibt eine eintönige, langweilige Liebe, eine Liebe der Eitelkeit, wo sich eins in dem andern bespiegelt. Die Gegensätze bilden das tüchtigste Leben, sie entwickeln die Kraft und die Stärke. Sind wir nicht die verschiedensten Wesen von der Welt, Konstantie? Du voll stürmender Leidenschaft, ich langsam prüfender, überlegender Mann; aber vereinigt sind wir eine Welt, eine Welt voll Kraft und Glück! Wo die Fähigkeit des einen aufhört, da beginnt die des anderen, wir ergänzen uns, und so erzeugen wir ein drittes, neues Leben, das uns beiden überlegen ist, uns beide beherrscht und glücklich macht — Konstantie, wie heißt dies Wesen?"

„Liebe heißt es, Liebe, Liebe, o du süßes, göttliches Wort! Komm, du besonnener Mann, mein Atem, meine Küsse, mein Blut sollen deine Seele aufjagen, daß sie springt wie ein besonnener Hirsch — Mann, du erstickst mich."

Unter diesem Tändeln und Kosen verstrich die Zeit, und Konstantie mußte den Geliebten endlich selbst an den Aufbruch mahnen. Sie erhob sich von ihrem Sitze, und ein flüchtiges Rot der Scham flog über ihr Gesicht, als sie den zerrissenen Ärmel des Kleides um den bloßen Arm flattern sah. Schnell warf sie die langen Haare um die Achsel und hielt dem Valerius die Augen zu. „Geh jetzt, mein Lieber, nimm den Schlüssel zur Tür des Gartenhauses, und wenn du im letzten Fenster meines Schlafzimmers die Gardine ein wenig in die Höhe gezogen siehst, dann können wir uns sehen, und ich erwarte dich hier. Aber warte, dies eine Zeichen ist zuwenig, der Zufall und meine Kammerfrau könnten uns einen Streich spielen. Wenn du am Tage jenen weißen seidenen Schal an mir erblickst, so sei dir das ein Zeichen, daß helle

seidene Stunden unser warten. Ja? Und komme hübsch täglich ins Haus, spiele den Bekehrten gegen den alten Herrn, ob du dich bekehren sollst, besprechen wir noch; aber verrate dich mit keinem Blicke, er sieht scharf wie ein Luchs, und traut dir auch in diesem Punkte nicht. Dein schönes Lied an jenem Abende, das mich ins Leben zurückrief, kann er nicht vergessen. Was es ihn kümmert? Du wunderlicher Narr, siehst du nicht, daß er bei aller seiner Bildung ein stolzes, altes Weib ist, das mich gern verkuppeln möchte. Was helfen alle die schönen Theorien von Freiheit und Gleichgültigkeit, die eingelebten Dinge bleiben herrschend, wenn's zum Handeln kommt — nur die Liebe, mein Kind, überwindet alles und die Zeit; die Vernunft ist ein schwaches Ding — fort mit deinem Philosophengesicht, o pfui, das war ein kalter, ein zerstreuter Kuß, laß dir die Haare von deiner Stirnwunde streichen, so, so, Himmel, wenn der Säbel tiefer gegangen wäre in diesen lieben Verstand hinein — o wie schön, wie schön ist solch ein zärtlicher, keuscher Kuß von dir, wenn die Seele dabei aus deinem Auge winkt, noch einen! Ach, daß wir scheiden müssen, daß das Leben soviel Lücken hat — o, guter, lieber Mann, wir dürfen nicht länger weilen, der Morgen übereilt uns. — Und doch, ja bleibe — nein, laß uns vernünftig handeln, diesen noch, und bloß noch diesen Kuß, und nun Ade — Ade! Da, hüll' dich fest in den Mantel, 's ist kalt draußen, — öffne leise die Tür — Ade! o eil' nicht so — Valerius, komm noch einmal zurück, das war ja kein ordentlicher Abschiedskuß, so, so — o, mein ganzes, bestes Leben — Gott behüte dich sorgsam! — — Ade — Ade" —

23.

An demselben Abende, wo in einem stillen Zimmer von des alten Grafen Palais die Liebe zweier Leute so lebhaft

sich aussprach, war ganz Warschau in einer ungewöhnlichen Bewegung. Auf allen Straßen sah man Gruppen von eifrig sprechenden Leuten, die Wagen rasselten schneller und häufiger, als man es sonst gewohnt war, Soldaten von allen Gattungen, Bauern, junge Leute in Zivilkleidern strömten hin und her, einer fragte den andern — kurz, der unaufmerksamste Beobachter mußte inne werden, die ganze Bevölkerung werde von einem neuen großen Interesse bewegt.

Zwei junge Männer in weite Karbonarimäntel gehüllt drängten sich durch die Menge und gingen auf eine Konditorei zu, deren bunt erhellte Fenster weit herum leuchteten in der Dunkelheit. Der eine von ihnen schien sich wenig um die Aufregung des Volkes zu kümmern; er war etwas größer als sein Begleiter, die Züge seines Antlitzes, das man jetzt dicht an der erleuchteten Ladentüre sehen konnte, waren streng und ernst, ja sie hätten hart genannt werden können, wenn sie nicht durch einen schwärmerischen Zug von Melancholie gemildert worden wären. Er behauptete eine gewisse Superiorität über den anderen und schritt ohne weiteres zuerst in den Laden. Dieser zweite hatte auf der Straße mit vieler Aufmerksamkeit hierhin und dorthin nach den Äußerungen der Menge gehorcht, und dabei fortwährend leise, schnell und angelegentlich zu seinem Begleiter gesprochen, obgleich der letztere gar keine Notiz davon zu nehmen schien.

Alle Zimmer der Konditorei waren angefüllt, und die beiden Männer fanden mit Mühe in dem Winkel eines entfernten Gemachs zwei unbesetzte Plätze.

Der Besitzer des Ladens hieß Lessel und fuhr geschäftig unter der Menge hin und her, dem Anschein nach eifrig beschäftigt, das Verlangen seiner Gäste zufrieden zu stellen. Indessen konnte es einem schärferen Beobachter nicht entgehen, daß der vertrocknete kleine Mann mit den beweglichen Augen hie und da länger stehen blieb, als nötig war, und mit großer Aufmerksamkeit auf die Äußerungen der Anwesenden horchte.

Der kleinere von den beiden im Winkel Sitzenden machte eben mit einem verschmitzten Lächeln seinen schweigsamen Begleiter darauf aufmerksam, als Herr Lessel an ihren Tisch trat. — „Glühwein, meine Herren?“ sprach er mit lauter Stimme, — leise aber setzte er hinzu, „der Alte fällt durch, alles geht nach Wunsch,“ und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er wieder unter die Menge, und man hörte nur seine durchdringende Stimme: „Glühwein, zweimal!“

Das verschmitzte Lächeln des zweiten Mannes im Karbonari blieb ungestört auf dem lebenslustigen Gesichte, und während nur der Ausdruck einer unschönen Schlauheit etwas stärker auf seinen Zügen hervortrat, sagte er zu seinem Nachbar: „Habe ich recht gehabt, Sir William?“

Dieser erwiderte indessen nichts und erhob nur das tiefliegende blaue Auge auf die Masse der Gäste, unter welcher eben die lebhafteste Bewegung entstanden war. „Skrzynecki — Skrzynecki — also doch Skrzynecki,“ dieser Ausruf flog von Mund zu Mund, alles drängte sich nach den anderen Zimmern, und die beiden Männer sahen sich plötzlich allein.

Es war nämlich an jenem Abende die Wahl des neuen Generalissimus der Armee entschieden worden. In der Schlacht bei Grochow hatte man erkannt, wie nötig es sei, ein militärisches Talent an die Spitze zu stellen. Der wackere Fürst Radzivil, welcher damals auf allgemeines Drängen den Oberbefehl angenommen hatte, um den Eifersüchteleien der übrigen Befehlshaber keine Veranlassung zum Ausbruch zu geben, konnte und wollte dies Amt nicht länger behalten. Als Nichtmilitär und allgemein verehrter Patriot konnte seine Wahl keinen der übrigen Kandidaten beleidigen, Chlopicki konnte unter seinem Namen die Armee leiten, deshalb hatte er damals auf allgemeines Drängen einen Posten angenommen, dem er nicht gewachsen war. Chlopicki war aber gefallen und lag jetzt an seinen Wunden in Krakau danieder, man

hatte auf dem Schlachtfelde von Praga und Grochow gesehen, wie mißlich es sei, wenn das Schicksal des Tages in den Händen eines Mannes ruhe, der, wie Chlopicki, nicht offiziell an der Spitze stand; die Generale und Obersten hatten sich geweigert, seinen Anordnungen zu gehorchen, und dies Mißverhältnis hatte das Schicksal der Nation aufs Spiel gesetzt. Die Notwendigkeit lag vor Augen, einen tüchtigen Militär an die Spitze zu stellen, und die neue Entscheidung hatte bisher alle Parteien in Bewegung gesetzt. Skrzynecki und Krukowiecki waren die beiden wichtigsten Kandidaten, zwischen denen man schwankte. Jener hatte vom Anfange des Krieges her unzweifelhafte Proben einer tüchtigen militärischen Geschicklichkeit gegeben, er war bekannt und geschätzt als ein milder, gemäßigter Mann, an seinem Patriotismus haftete kein Zweifel. Aber jene militärischen Proben eines untergeordneten Generals waren nicht hinreichend zum Beweise, ob er als Generalissimus an seinem Platze stünde, jene gemäßigten Gesinnungen hatten ihm kein Interesse bei der Volkspartei erweckt. Krukowiecki dagegen genoß bei dieser die ausgebreitetste Popularität, er galt für einen echten, unverfälschten Polen, er war einer von denen, welche in der schlichten Kutka einhergingen, er besuchte den patriotischen Klub, er verlangte durchgreifende, ganze Maßregeln, sein soldatisches Talent, seine Energie waren bekannt, er war ein alter General, während Skrzynecki erst im Revolutionskriege dazu avanciert wurde.

Es war aber auch gerade Krukowiecki, dessen Eifersucht man durch die Wahl Radzivils hatte beschwichtigen wollen, sein Ehrgeiz wurde über alles von der Adelspartei gefürchtet, und diese Furcht wurde selbst durch seine bekannte damalige Äußerung nicht entfernt. „Stellt uns einen Tambour an die Spitze, er wird uns zum Siege führen, denn wir werden ihm folgen.“

So standen die Sachen, als an jenem Abende Skrzynecki zum Generalissimus erwählt ward.

Herr Lessel fand sich bald wieder ein bei seinen beiden vereinsamten Gästen, rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu Williams Begleiter: „Nun, hab' ich recht gehabt, Herr von Wankenberg, hab' ich recht gehabt, die Diplomatie der hohen Herrschaften ist durchgedrungen, der alte Bärenbeißer ist wieder drum gekommen, und der sanfte, unschuldige, unbekannte Skrzynecki ist Generalissimus. O, ich kenne meine Herren vom Reichstage! Sie wollen die Armee nicht aus der Hand geben, Skrzynecki kann sich auf keine Partei stützen, er beruht auf ihnen allein — der patriotische Klub wird außer sich geraten, sie kommen aneinander, sie kommen aneinander, geben Sie acht, unsere Sache geht gut, geht schneller als wir dachten. — Sie täten am besten, gleich in den Klub zu gehen, und alles mögliche Holz ins Feuer zu werfen."

Herr von Wankenberg hatte noch immer dasselbe Lächeln auf den Lippen und erwiderte dem lebhaften Konditor mit der ungestörten Ruhe eines besser Unterrichteten und eines Vornehmeren, der sich am Eifer eines Gleichgesinnten freut, ihn aber gern in die untergeordnete Stellung zurückgedrängt sieht: „Sie sind zu voreilig, zu sanguinisch, Herr Lessel, Sie könnten unsere Sache kompromittieren, ehe sie reif ist, Sie sind den jungen Leuten ohnedies schon verdächtig und sollten mehr als jeder andere auf der Hut sein."

Lessel zog die Augenbrauen zusammen und kniff die schmalen Lippen ein, aber Herr von Wankenberg ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Der Klub ist klüger, als viele denken, seine Hauptführer haben beschlossen, das sogenannte Wohl ihres Vaterlandes auf keine Weise bloßzustellen, solange der Feind zwei Meilen vor Warschau steht, alle Kraft vorderhand auf den Kampf zu verwenden, und erst später einen direkten Einfluß auf die Regierung, oder die Regierung selbst zu erzwingen."

„Später, später," fiel Lessel ein, „wenn's nur ein Später für sie geben wird."

„Gut, gut, oder möglich, wahrscheinlich,“ fiel Wankenberg ein, „Skrzynecki ist ein unentschlossener Mann, er wird die Hitze verrauchen lassen, aber jetzt ist nichts, gar nichts zu machen, kompromittieren Sie uns nicht, Lessel, mit Ihrer Voreiligkeit; rüsten Sie zu morgen früh, oder besser noch für heute nacht den alten Levi, ich werde ihm Briefe geben über den Stand der Dinge; lassen Sie nicht wieder den alten Franzosen sein Geschwätz beilegen, er übertreibt alles, um seine Wichtigkeit beim Feldmarschall zu erhöhen — seien Sie unbesorgt, Lessel, ich will Ihrer Tätigkeit schon erwähnen, mein Mißvergnügen über Ihre Voreiligkeiten hat nichts mit meinen Mitteilungen zu schaffen — drüben im Winkel, hinter Ihnen hat sich ein Gast eingefunden, verlassen Sie uns, und schicken Sie uns bessern Glühwein.“

Lessel nahm die Gläser und schrie wieder wie vorher im Abgehen: „Glühwein, zweimal!“

Während dieses Gesprächs hatte William still dagesessen, und wenn er nicht zuweilen einen verächtlichen Blick auf die beiden Sprecher geworfen hätte, so würde man geglaubt haben, er höre gar nichts von ihrem Gespräche. Der schroffe Ausdruck seines Gesichts war immer härter geworden, er strich sich die langen, schlichten Haare, welche ungeordnet um seinen Kopf hingen, aus den Schläfen, und eine abschreckende Verachtung drückte sich auf seinen Lippen aus, als er dem Kellner das frisch gefüllte Glas abnahm und zu seinem Begleiter sprach:

„Sie müssen gestehen, Herr von Wankenberg, arme Adelige unseres Vaterlandes, und die alten vertriebenen Franzosen arbeiten der Revolution aufs beste in die Hände — sie haben sich fast das Privilegium des Spionierens erworben.“

Wankenberg lachte hell auf: „Sie sind ein Spaßvogel, aber ich bitte Sie, nicht so laut zu sprechen, der Mann da drüben liest vielleicht nicht so eifrig im ‚Warschauer Kurier‘,

als es aussieht — die Diplomatie, lieber Sir William, hat mancherlei Branchen, und ich weiß ja, wie tief Sie selbst das revolutionäre Gesindel hassen."

„Ich hasse sie, weil ich ihre Grundsätze hasse, aber ich bin kein Spion für Geld."

„Um Gottes willen, sprechen Sie leiser, wenn Sie Ihre Tugend auskramen wollen, der Mensch da drüben sieht schon über das Journal hinweg. Apropos, Ihr alter Freund Valerius, der noch heute morgen kein Geld zu seiner Abreise hatte —"

„Ich weiß, ich weiß, Sie haben mir das heut morgen schon gesagt, und ich glaube, er ist jetzt damit versehen."

„Lassen Sie mich doch ausreden, ich bin ihm vor einer Stunde mit der Fürstin Konstantie auf der Straße begegnet. Sie war zu Fuß und im eifrigsten Gespräch mit ihm, es kostete mich Mühe, den weit hinter ihr gehenden Bedienten zu entdecken — mit Ihren schönen Grundsätzen machen Sie alles ungeschickt, und bringen nicht einmal diesen Schwärmer aus der Stadt — mir ist er sicher, mir kommt er auch später zurecht; aber Ihnen ist er ja völlig im Wege. Ich habe mehr für Sie getan, als Sie wissen; ich habe ihn in den demokratischen Gesellschaften erblickt, und damit habe ich ihn aus den Zirkeln gedrängt, die er wohl aufgeben mußte, weil man ihm scheele Gesichter schnitt, ich habe" —

William, auf dessen Antlitz sich die heftigsten Empfindungen ausgeprägt hatten während dieser Erzählung, sprang in diesem Augenblicke auf und verließ schnell das Zimmer.

Dies schien aber seinen Begleiter wenig zu rühren; er nahm ein Taschenbuch aus dem Rocke und notierte sich etwas. Dieser Herr von Wankenberg hatte eins von jenen verwischten Gesichtern, denen man das Alter nicht recht ansieht. Er konnte ebensogut fünfundzwanzig wie fünfunddreißig Jahre zählen. Seine Haare waren dünn und eng am Kopfe liegend, ein fein zugeschnittenes Bärtchen hob das glatte Ge=

sicht, das für den ersten Anblick gesund und von lebhafter Farbe erschien. Wenn man genauer hinsah, so gab man ihm vielleicht das unangenehme Beiwort „schwammig.“ Seine Hände waren sehr weiß und fein.

24.

Das Glück einer brausenden Liebe hatte Valerius in allen Organen verändert. Er sah jetzt alles versöhnlich an, freundlich, liebevoll. Das ist ja eben das wunderbare Geheimnis dieses Gefühls, daß es der ganzen Welt eine andere, eine glänzende Farbe gibt, und zwar nicht bloß der Gedankenwelt, sondern auch den scheinbar unbedeutendsten äußerlichen Dingen. Ein Liebender fühlt sich an den Quellen aller Triebe, er sieht mit Staunen ihre unendliche Kraft, und darum vergibt er am leichtesten alle Leidenschaften.

Die wilden, verzehrenden Sympathien und Antipathien, welche den jungen Deutschen noch eben entsetzt hatten beim Anblick der polnischen Zustände, erschienen ihm jetzt in einem viel besseren Lichte. Große Kräfte, meinte er, verlangen auch große, mannigfache und heftige Äußerungen.

Dieser neue Sinn drückte sich bis ins kleinste in seinem Wesen aus, denn die ganzen Erscheinungen unseres Innern, mögen sie Liebe oder Haß zu nennen sein, bemächtigen sich auch des ganzen Menschen. So kam es denn, daß sich bald wieder ein leidliches Verhältnis, namentlich mit Stanislaus, herstellte. Die Wahl Skrzyneckis hatte im Hause seines Vaters die beste Stimmung erzeugt; die aristokratische Partei fürchtet so gut wie die demokratische einen überragenden Krieger, denn sie ist in sich eben auch eine Demokratie. Skrzynecki war ein unbedeutender Edelmann, sein Ruhm war mäßig, und man hatte nicht zu fürchten, daß er sich den Meinungen und der Anordnung der Korporation überheben würde. Diese Beruhigung verlangt aber jede Partei,

auch wenn sie noch gar nicht weiß, was sie will. Sie fürchtet vor allem, ein bloßes Instrument zu werden. Der alte Graf nun besonders war nach dieser Wahl ganz in seinem Element: er gehörte zu denen, die alles Edle und Hohe vorzubereiten trachten, die sich vorreden, die Erreichung dieses Zweckes sei ihr ganzes Streben, die Ausführung ihrer philantropischen Pläne aber soweit wie möglich hinausschieben. Ihre angebornen Neigungen sind im Grunde wenig stärker als ihre Kultur, und sie sind nie glücklicher, als wenn sie die Aussicht vor Augen haben, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege zu Reformen gelangen können, ohne heute oder morgen diese Reformen beginnen zu müssen. Ihre Bildung ist dann geschmeichelt, und ihre Gewohnheiten schweigen, weil sie noch nicht bedrängt werden.

So war's mit dem alten Grafen, als Skrzyneckis Erwählung stattgefunden hatte; es konnte alles geschehen, und man ward zu nichts getrieben. Keine Übereilung, keine Übereilung! ist das Losungswort dieser Leute, die sich in allen gesellschaftlichen Kreisen vorfinden.

Valerius, der es nicht ertragen konnte, daß er nach seinem Austritte von der Armee nicht mehr für vollgültig im Salon angesehen wurde, daß ihn alles mißtrauisch, kaum mit notwendiger Höflichkeit behandelte, trug sich ernstlich mit dem Entschlusse herum, das wieder ins Gleichgewicht zu bringen. So selbständig er auch zu sein glaubte, so sehr hing er doch von seiner Umgebung ab und von der Meinung derselben. Achtung, ja fast mehr als Achtung war ihm Bedürfnis, und das konnte ihn sogar vermögen, gegen seinen eigenen Glauben zu handeln, bessere Einsicht zu nehmen, und sich einer Gewöhnlichkeit unterzuordnen, welcher er sich weit überlegen fühlte. Hippolyt hatte ihn zwar einmal mit der Behauptung eingeschüchtert, der Einfluß von dem, was uns umgibt, ist stärker als alle Philosophie, er macht uns zum völligen Sklaven, sobald wir allen Trotz aufgeben. Valerius

bebte vor dieser Sklaverei, namentlich bei seinen jetzigen Umgebungen, aber er hielt es ebenso auf der andern Seite für das Wesentlichste einer geselligen Kultur, dem verletzenden Widerspruche, der beleidigenden Absonderung, dem Rechtbehalten soviel als möglich aus dem Wege zu gehen. „Nur der hat recht," pflegte er oft zu sagen, „der nicht recht haben will."

Diese Nachgiebigkeit ward nun auch sehr gefördert durch die überschwellende Stimmung einer neuen Liebe. „Was ist wahr, was ist notwendig," rief er lachend, „in den verworrenen geschichtlichen Zuständen dieser Welt? Ich weiß es nicht, denn es wechselt wie die Witterung. Nur die Liebe ist ewig, und die Versöhnlichkeit ist darum immer die sicherste Tugend."

So ward es Stanislaus nicht schwer, den desertierenden Deutschen wieder zu gewinnen. Er versprach, wieder einzutreten, sobald es ans Fechten ginge. Und so war alles im trefflichsten Gleise, und ein wunderlicher Humor ergoß sich über Gedanken und Worte Valerius'. Keine einzige seiner wichtigen Gesellschaftsfragen war gelöst, aber die Harmonie nach außen war hergestellt, sein Herz auf das Süßeste beschäftigt. Und bei solcher Gelegenheit, wo wir eigentlich im tiefsten Innern hören: es ist keineswegs alles in Ordnung, wo wir aber halb und halb die Hoffnung aufgegeben haben, die widerstrebenden Massen zu bewältigen, und wo uns dieser oder jener Reiz für den Mangel einer völligen Harmonie entschädigt, da kommt uns der Humor, ein beschwichtigender Tröster. Tief in den Winkeln seines Lächelns ruht zwar ein ewiger Schmerz, aber dieser hebt nur das Lächeln um so mehr, wir fühlen die Notwendigkeit, uns selbst zu erhalten, und jenen Schmerz unberührt zu lassen. In dem Lächeln liegt auch ein so heimatlicher Zug, ein Erinnern an die Kindheit, an die Tage, wo wir noch völlig unschuldig waren, eine Stimme sagt uns: Dies Lächeln ist echt, stammt aus dem Ursprünglichen deiner Natur, aber der Schmerz

ist erst gekommen mit der erworbenen Bildung, folge deiner Natur und lächle.

Daher kann es auch nur Humor geben, wenn die Bildungszustände in Gärung und Wechsel geraten sind und sich neu gestalten wollen. In sogenannten klassischen Perioden, wo die eben kursierende Aufgabe der Zeit gelöst, wo alles fertig und bestimmt ist, was man Tugend, Gesetz, Schönheit nennt, da gibt es keinen Humor. Die Juden, Griechen und Römer mit ihrer fertigen Welt kannten ihn nicht.

Der alte Graf versäumte in seiner guten Stimmung nicht, die humoristische Laune des Deutschen durch artige, geistreiche Bemerkungen zu unterstützen, Stanislaus lächelte dazu, obwohl man leicht bemerken konnte, daß ihm das eigentliche Verständnis dieser Stimmung abging. Alle einseitigen Völker wie die Polen, besitzen keinen Humor, dessen Existenz die größte innere Mannigfaltigkeit bedingt. Dieser Mangel erschwert dem Deutschen das behagliche Zusammenleben mit solchen Nationen, zu denen auch die Franzosen gehören. Schnelle, kurze Handlungen, welche diese Völker bezeichnen, haben nichts zu schaffen mit der breiten Basis des Humors und seiner alles umfassenden Natur. Auch Konstantie gehörte eigentlich nicht in diesen Bereich, ihr entschlossener Geist war nicht daran gewöhnt, nach allen möglichen Richtungen zu blicken, aber die Liebe lehrt alles. Wenn sie Valerius in dieser heitern, beweglichen Laune sah, da fühlte sie sich überaus glücklich und gehoben, sie erkannte darin die frische Einwirkung ihres Liebesverhältnisses, das deutsche Naturell und die feinen Auffassungsorgane der Neigung erleichterten ihr das Verständnis dieser ungewöhnlichen Sprünge des Geistes und Herzens, und so bildete sich bald ein Zirkel der ergötzlichsten Unterhaltung. Hedwig schwamm in ihrer jugendlichen Heiterkeit mit darin herum und schickte sich auf das Beste zu dieser in Polen so fremdartigen Konversation, denn die Frauen verstehen alles schnell, wo

das Herz seine Töne beisteuert, und so hatte sich bald ein bestimmter Kreis gebildet im Salon, welcher scherzhaft „der deutsche Klub“ genannt wurde.

Valerius war auch am Tage öfters im Hause des alten Grafen, und unter dem steten Wünschen, den weißen Schal bald zu erblicken, unter Scherzen und Lachen verstrich ihm die Zeit. Sehnsüchtig blickte er wohl täglich nach der Tür, durch welche die Fürstin erscheinen sollte, sie kam, aber das weiße Freudenzeichen fehlte immer. Einige Male flüsterte sie ihm zu, der alte Herr sei nicht ohne Argwohn, so freundlich er aussehe, sie glaubte sich streng beobachtet.

So standen die Sachen, als Valerius am Abende des 30. März in den Salon trat. Es waren viele Militärs zugegen, und es schien eine ungewöhnliche Bewegung zu herrschen. Sie äußerte sich indessen nicht laut und stürmisch wie zumeist, sondern dadurch, daß sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen gespalten hatte, in welchen einzelne Redner mit halber Stimme lebhaft, und wie es schien, auf Überzeugung ausgehend, das Wort führten. Namentlich zeichnete sich ein junger Offizier von höherem Range aus, er fand die meisten Zuhörer und schien am wenigsten durch Zwischenreden gestört zu werden. Er hatte ein blühendes, lebhaftes Gesicht, große forschende Augen und eine befremdende Wehmut oder Schwärmerei schien manchmal aus den Zügen aufzublicken. Das ganze sprechende Antlitz war aber trotzdem bedeckt mit Spitzen und Funken des nationalen Scharfsinns, die bei einem Krieger auf schlaue Pläne und Berechnungen deuten. Valerius erinnerte sich, daß ihn Stanislaus mehrmals auf die strategischen Talente dieses Mannes aufmerksam gemacht hatte, und obwohl er die Worte nicht hörte, so glaubte er doch aus alledem schließen zu können, der junge Offizier entwickle irgend einen Feldzugsplan. Sein Name war ihm entfallen, und er wollte eben näher hinzu gehen, um sich zu unterrichten, als Konstantie eintrat. Auf ihren

Schultern lag der weiße Schal — sie war schön wie eine Göttin, und alles andere verschwand für Valerius.

Die Gruppen zerstreuten sich, das Treiben löste sich in den gewöhnlichen Salonverkehr auf. Valerius bemerkte es kaum, daß sich Stanislaus mit dem jungen interessanten Offizier entfernte, Konstantiens sehnsüchtige Augen beschäftigten ihn allein; sie sprach wenig mit ihm, aber es lag in den wenig Worten eine so süße Schwere, eine so weiche Beklommenheit, das schöne Rot ihres Gesichts strahlte so glückverheißend, daß er es kaum inne ward, wie die Stunden verschwanden. Ein leichter Schlag auf die Achsel weckte ihn. Stanislaus stand hinter seinem Stuhle und winkte ihm nach den stilleren Zimmern. Als sie weit genug entfernt waren, daß niemand sie hören konnte, stand er still, drückte ihm heftig die Hand und sprach: „Der Augenblick ist da, wir können fechten."

Valerius erschrak. — „Wann?"

„Noch heute nacht."

„O!"

„Das klingt ja wie Betrübnis, irr' ich mich wieder in Ihnen?"

„Nein, nein," erwiderte Valerius, der sich schnell gefaßt hatte, „um welche Zeit steigen wir zu Pferde?"

„Zwölf ist die späteste Stunde; Sie haben Zeit, bis dahin Ihre Vorkehrungen zu treffen. Hören Sie, wie es zusammenhängt. Sie haben vorhin Prondzinski gesehen."

„Wen? Ah, ja, das war also Prondzinski!"

„Ich habe Sie ja schon öfters aufmerksam auf ihn gemacht; er ist die rechte Hand Skrzyneckis, ein unerschöpfliches Kriegstalent, wie ich glaube. Er sagte mir heute abend, es sei etwas im Werke, wenn ich Lust hätte, möchte ich ihn begleiten. Wir gingen. Er hat eine unerschöpfliche Kriegsphantasie und entwickelte mir soviel Möglichkeiten, die Russen zu schlagen, daß ich, ganz bedeckt und verwirrt, kaum be-

merkte, wohin wir gegangen seien. Es war ein glänzender Speisesaal, in dem wir uns befanden. Ich blieb ein wenig zurück, Prondzinski trat hinter Skrzyneckis Stuhl, und sie sprachen leise, aber eifrig und lebhaft miteinander. Fröhlich kam er zurück und führte mich wieder von dannen. ‚Endlich ist er entschlossen, um zwölf Uhr kündigt er der Gesellschaft an, daß es gegen den Feind geht, eine Minute darauf ist er im Sattel.‘ — Nun flogen wir, den Befehl zum Abmarsch zu verbreiten, die Truppen waren schon konsigniert, die Weichselbrücke ward mit Stroh beschüttet, wenn Sie hinausgehen wollen, so können Sie den gespenstischen Zug der ganzen Armee betrachten."

„Wohin?"

„Um zwölf Uhr spricht Skrzynecki das Wort aus, eher erfährt's niemand, und die Vorsicht ist gut, in der Stadt ist's unsicherer als im Lager."

„Wo find' ich Sie um zwölf?"

„Zu Pferde an der Weichselbrücke."

Sie gingen zurück in den Salon. Valerius hätte um alles in der Welt gern ein Wort zu Konstantien gesprochen, aber sie war umlagert von allen Seiten; er stand wie auf Kohlen. Er winkte ihr mit den Augen, sie schien ihn zu verstehen, aber der alte Graf schien es ebensogut bemerkt zu haben. Die Situation war peinlich.

Es schlug zehn. Da brachen alle Militärs auf, in der Verwirrung konnte er sich der Fürstin nähern und ihr zuflüstern: „In einer halben Stunde bin ich da." „Das ist zu zeitig," erwiderte sie schnell, „nicht wahr, lieber Onkel, der Graf Kicki ist den ganzen Abend nicht hier gewesen, Herr von Valerius will es besser wissen."

Der alte Herr war nämlich sachte an das Pärchen herangetreten, und hatte vielleicht schon gehorcht; Konstantie suchte ihn zu täuschen und sprach weiter in ihn hinein; Valerius konnte nicht länger warten.

Magyac kam ihm zu Hause schon gerüstet entgegen, er hatte schmerzlich auf den Herrn gewartet, da er von einem Aufbruche der Truppen unterrichtet war. Jetzt jubelte er laut, als ihm dieser entgegenrief: „Thaddäus, die Pferde satteln, meine Uniform!“

„Ich hab's gewußt,“ schrie er lustig, „daß Sie so sprechen würden, ich hab' meinen Herrn gekannt, Sie mochten sagen, was Sie wollten. Alles fertig, die Pferde schon gezäumt, hier, hier Uniform, Degen, Kaskett, Pistolen sind geladen, fest geladen, Herr, Patrontasche voll, Herr, draußen auf der Weichselbrücke, das ist ein Leben, seit zwei Stunden dauert der Zug schon, unsere Truppen, Herr, unsere Truppen, ein Heer, ein echtes Heer — wohin geht's, Herr?“ setzte er leiser hinzu.

„Auf der Brücke werd' ich dir's sagen, um dreiviertel zwölf, Schlag dreiviertel zwölf reiten wir.“ — Er bezeichnete ihm einen Platz, wo er ihn mit den Pferden erwarten sollte. — „Halt da, den Schlüssel aus meinem Rock.“

„Herr, daß Sie die Uhr nicht verhören.“ Valerius flog davon, lachend über Magyacs Äußerung, der mit der Schlauheit seiner Nation den Zusammenhang zwischen dem Schlüssel und der Eile erraten zu haben schien.

Es war halb elf, als Valerius an der Tür des Gartenhauses stand. Sie hatte gesagt, es sei zu zeitig, er konnte auf einen ihrer Domestiken stoßen, die sie vielleicht noch nicht hatte entfernen können — aber es blieb ihm nur eine starke Stunde, entschlossen öffnete er die Tür, und tappte durch den Gang, die Treppe hinauf. Hier horchte er, wirklich wurde drinnen eben eine Tür zugeschlagen, dann ward es still — er öffnete. Konstantie stand mitten im Zimmer und lauschte nach den vordern Gemächern. Sie winkte ihm mit der Hand, stehen zu bleiben, und schalt mit leiser Stimme: „Unbesonnener! Ich habe mich nicht können umkleiden lassen, meine Kammerfrau hat noch die nächste Tür in der Hand — endlich, jetzt ist sie fort.“

Valerius flog auf sie zu und drückte sie herzend und küssend mit einem Arme an sich, mit dem andern hielt er den Säbel, um kein Geräusch zu machen. Der weiße Schal glitt unter seiner Hand von den Schultern, und während Konstantie seine Liebkosungen erwiderte, schob er ihn unter den Mantel.

„Was machst du da?“ Mit den Worten schlug sie ihm den Mantel auseinander. „In Uniform? Himmel, was soll das bedeuten? Sprich schnell.“

Valerius legte seinen Säbel ab und lachte. Er hatte ihr nichts sagen wollen, aber sie bat so gut, so dringend: „Sei nicht falsch, Valerius, erzähle!“

Er erzählte. Konstantie regte sich nicht, ihre Augen aber verließen die seinen nicht. „Also nur eine Stunde noch!“ sagte sie endlich mit schwacher Stimme, „und ich sehe dich vielleicht nie wieder.“ Ein Schauer überflog den ganzen Körper, und sie setzte noch leiser hinzu: „Es wäre entsetzlich! Ich liebe das Leben über alles; aber ich weiß nicht, wie ich ohne dich leben soll — bleib; was gehen dich die Leute an, bleib', Geliebter!“ Dabei rollten große Tränen über ihre Wangen.

„Konstantie!“ erwiderte Valerius, „wie bist du reizend in dieser Schwäche, laß mich die Tränen hinwegküssen von diesem Gesichte, das nicht für Tränen geschaffen ist, aber wenn sie getrocknet sind, wirst du nicht mehr verlangen, daß ich bleiben soll. Was wolltest du mit einem Manne ohne Mut, der sein Versprechen bräche, den die Umgebungen verachten?“

„Ach, Mann, es ist ein größerer Mut, seine Umgebungen und ihr Geschwätz zu ignorieren, es ist eine Schwäche, den hergebrachten Formen nachzulaufen und das Glück zu verlassen, es ist eine eingebildete Phantasterei, eine veraltete Ritterkoketterie mit eurem Mut und eurer sogenannten Ehre, und ich hätte dich stärker geglaubt. Rinald

war der gewaltigste Ritter vor Jerusalem, und der schwärmerisch-romantische Tasso läßt gerade ihn mit Armida Jerusalem und Schlacht vergessen."

„Aber Rinald war verzaubert."

„Und du bist es leider nicht — ja, ja, das ist der Unterschied." Mit diesen Worten nahm sie ein Umschlagetuch vom Stuhle, hüllte sich darein und setzte sich in einen Winkel des Zimmers.

„Du tust mir unrecht, Konstantie, du wirst dich besinnen; tu' es schnell, die Minuten sind uns gezählt. Die Ehre mag ein zufälliges Übereinkommen sein, aber unsere ganze Gesellschaft ist ein solches; wenn wir in ihr bestehen wollen, müssen wir uns in die wesentlichsten Pflichten gegen dieselbe fügen. Du weißt, ich bin nicht der Mann ängstlicher Formen, ich hätte wohl auch die Kraft, diesem gemachten Phantom der Ehre entgegenzutreten; aber was bliebe in einer Zeit übrig, wo nur dies lose Band noch die Verhältnisse zusammenhält, wo alle sonstigen höheren Elemente der Gesellschaft längst entwichen sind, und Konstantie, weißt du auch, wer mich zuerst anklagen würde, weißt du's? Du schweigst; ich will dir's sagen: die Fürstin Konstantie, die stolze Konstantie. Besinne dich, ach die schönen Augenblicke, in denen wir uns lieben könnten, verstreichen unter spitzfindigen Worten."

Es entstand eine Pause. Valerius ging einigemal im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor ihr stehen. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken, das Auge niedergeschlagen, sie regte sich nicht. Valerius legte seine Hand auf ihr Haupt und betrachtete sie schweigend. Bei der Berührung bebte sie zusammen, schlug die Augen auf, streckte ihm die Hand entgegen und sprach schnell: „Es ist vorüber, du hast recht wie immer, komm', vergib!"

Und dabei sprang sie auf und zog ihn ans Herz. Das alte Spiel der Liebkosungen begann, das einzige Spiel, in welchem beide Parteien gewinnen. Sie glaubten sich einer

um so größeren Heftigkeit hingeben zu müssen, je unsicherer die Aussicht war, daß ähnliche Freuden bald wiederkehren dürften. Die süßesten Worte und Schmeichelreden schmiegten sich in das feste Umarmen, das brennende Küssen; der Mantel fiel von seinen Schultern, das Tuch von den ihren, und sie standen ineinander verschlungen wie zwei Kämpfer, welche die Kräfte ihrer Liebe messen wollen.

Hastig sprang er auf einmal zurück und riß die Uhr aus der Tasche. „Noch zehn Minuten, Konstantie, sind unser, und dann“ — hier überwältigte ihn das Ursprüngliche seines Charakters, das Träumen der Zukunft, das Verzagen am Glück — „ach Konstantie,“ sagte er mutlos, „wird unsere Freude wiederkehren?“

Konstantie, welche die Hände auf die Augen gedrückt hielt, gleich als wollte sie die schöne Welt des Augenblicks, welche in ihrem bewegten Herzen rollte, keinen Moment entfliehen lassen, sagte mit weicher Stimme: „Komm, komm zu mir, was kümmert uns die Zukunft, da der Augenblick so schön ist, komm, laß mich dein Auge küssen.“ — „So, mein Herz, bist du nicht auch so glücklich, kannst du jetzt an etwas anderes denken?“

Das ist der Vorteil leidenschaftlicher Wesen: der Genuß der Gegenwart wird ihnen nicht durch den leisesten Gedanken an das, was kommen könnte, getrübt, keine Zukunft kümmert sie, auch wenn sie schon an die Tür klopft.

Aber Valerius, den jetzt schon der Trennungsgedanke und das, was hinter dieser Nacht lag, quälte, entbehrte dieses Vorteils, und er hörte denn auch zuerst Stimmen und Geräusch im Garten. Konstantie wollte nicht daran glauben, aber er nötigte sie, aufzuhorchen.

Das Geräusch war unter den Fenstern ihres Zimmers, die, an der Rückseite des Hauses, nach dem Garten führten. Konstantie löschte die Lampe aus und öffnete leise das Fenster. „Seht nach dem Gartenhause“ — es war die Stimme des

alten Grafen — „ob er vielleicht dort entkommen kann,“ eben schlug's vom nächsten Turme dreiviertel auf zwölf.

„Ich muß fort, Konstantie!“ — „Um Gottes willen nicht in diesem Augenblicke.“

Beide schwiegen eine Zeitlang und horchten. Man hörte nichts mehr in der Nähe, aber hinten am Gartenhause rief hie und da ein Bedienter dem andern zu. Konstantie glaubte wahrzunehmen, daß sie zurückkämen, und die Jalousien des bedeckten Ganges untersuchten. Valerius gürtete sich den Degen um, suchte seinen Mantel im Dunkeln, und stand nun reisefertig wie auf Kohlen.

„Öffne mir das andere Zimmer,“ flüsterte er endlich, „das Stockwerk ist niedrig, ich werde auf die Straße hinunterspringen.“

Konstantie schwieg noch eine Weile; dann ermannte sie sich plötzlich und ging mit raschen Schritten nach ihrem Umschlagetuche. „Laß das dumme Volk,“ sagte sie dann und trat zu Valerius, „sie mögen sehen und erfahren, was sie wollen, es ist kein bloßes Liebesabenteuer zwischen uns; einen Abschiedskuß, und noch einen, und den letzten; nun komm, ich bring' dich selbst hinunter, mag uns begegnen, wer da will.“

„Nicht doch, Konstantie.“

„Doch, widersprich mir nicht, es ist umsonst, mein Entschluß ist fest; es schlägt den Augenblick zwölf.“

Sie gingen. „Leise — leise, drück' die Säbelscheide an dich,“ flüsterte Konstantie, als sie im bedeckten Gange wirklich die Bedienten an den Jalousien rütteln und sprechen hörten.

„Alles ist fest,“ sagte der eine, „die Tür dort ist auch verschlossen, er muß in irgend einem Winkel stecken — übrigens, Johann, wenn ich meine Meinung sagen soll, ein Spitzbube war's gewiß nicht, 's war nur ein Augenblick, daß ich ihn sehen konnte, aber so sieht ein Spitzbube nicht aus, 's war ganz gewiß ein Edelmann.“

„Aber was sollte denn der —“ sprach der Angeredete.

„Pst, Johann," unterbrach ihn der erste. Die Stimmen entfernten sich. Valerius und Konstantie kamen unangefochten ins Gartenhaus, und fanden auch da nichts Verdächtiges. Er öffnete die Tür nach der Straße, sie umarmte ihn noch einmal mit aller Leidenschaft, welche die ängstliche Situation um nichts vermindert zu haben schien. „Leb wohl, wohl, mein Herz, mein alles, leb wohl."

Er flog durch die Straßen, und schrie schon von weitem „Magyac — Magyac!"

Dieser kam mit den Pferden herbei. „Herr, da schlägt es zwölf, wir werden zu spät kommen."

Beide waren mit einem Sprunge im Sattel, und in gestrecktem Galopp ging es nach der Weichselbrücke hinab durch die finstern, schweigsamen Gassen.

25.

Ungeduldig erwartete ihn Stanislaus an der Brücke. Skrzynecki mit dem Generalstabe war schon fort, die beiden jungen Offiziere sprengten in größter Eile durch Praga, die beiden Gemeinen — Magyac war in das Regiment getreten — in gleicher Eile hinterher. So ging es über die Fläche hin, welche auf der Ostseite Warschaus bis an die Wälder läuft. Die Nacht war still und dunkel, aber die breite Chaussee erlaubte den Reitern die schnellste Bewegung. Diese Chaussee führt von Warschau durch die Wälder über Wavre, Dembe, Minsk, Siedlce nach den tieferen polnischen Provinzen, nach dem eigentlichen Rußland hinein, und sie ward bis in die Mitte des Sommers 1831 der Mittelpunkt aller Heerbewegungen.

Kaum eine Stunde von Warschau beginnen die Wälder. Hier holten die vier Reiter den Generalstab ein. Stanislaus schloß sich an einen der vorderen Offiziere, und Valerius, der sich fortwährend zu ihm hielt, hörte einen Teil der Orders

mit an, welche eine sanfte Stimme austeilte. Sie gehörte einem hohen Manne, der auf einem großen Pferde ritt. Er war in einen Mantel gehüllt, und die Dunkelheit ließ von seinem Gesicht nichts erkennen. „Vertrauen Sie auf Gott, meine Herren, er verläßt die Seinen nicht — und nun an Ihre Posten.“ Alles flog auseinander, und Valerius konnte erst, als er bei seinem Regimente angekommen war, nach dem Namen jenes frommen Kriegers fragen.

„Das war Skrzynecki,“ erwiderte Stanislaus; ein weiteres Gespräch ließ sich nicht anknüpfen. Das Vorrücken der Reiterei war nicht ohne Beschwerlichkeit, da sie einen Teil der Chaussee dem Fußvolk und der Artillerie überlassen mußte; der Weg selbst nahm also bei der Finsternis alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Valerius erfuhr nur noch von Stanislaus, daß ein bedeutender Teil der russischen Streitmacht in dem Flecken Wavre und der Umgegend liege, und daß die nächtliche Expedition dahin gerichtet sei.

Die Kolonnen hielten plötzlich; die vorderen Spitzen mochten in der Nähe des Ortes angekommen sein. Es war eine wunderliche Stille, die einen Augenblick eintrat, alle, selbst die Tiere, schienen zu empfinden, daß es der Moment vor einer Schlacht sei. Der Generalstab ritt rasch auf einem Waldwege vorüber nach dem Angriffspunkte hin; die dunkeln Gestalten glitten vorbei wie Gespenster durch den dichten Nebel, der auf Wäldern und Morästen lag. Aber bald trat jenes wogende Murmeln ein, das nie ausbleibt, wenn eine so große Masse an ein Werk geht. Man hörte die Ladestöcke fallen, weil hie und da einer untersuchte, ob seine Patrone noch fest säße; die Kavalleristen machten die Säbel in den Scheiden locker; Befehle der Offiziere liefen leise von Mund zu Mund. Plötzlich knatterte eine Lage Musketenfeuer tief aus dem Walde, und noch eine, und noch eine, dumpfe Kanonenschläge mischten sich bald darein, die Infanteriekolonnen auf der Chaussee erhielten Raum, vorwärtszu-

rücken; das Regiment des Valerius nahm seinen Platz auf der Heerstraße ein.

Dieser nächtliche Kampf machte einen wunderlichen Eindruck auf ihn. Er fühlte noch die warme Hand Konstantiens auf seiner Wange, und jetzt strich die kalte Nachtluft darüber, welche ihm die Töne eines mörderischen Kampfes brachte, im nächsten Augenblicke konnte er selbst mitten im Getümmel sein. Die Schlacht selbst befängt viel weniger, man ist beschäftigt, Geist und Phantasie haben nicht Raum und Zeit, sich des Gegenstandes zu bemächtigen, aber die *Nähe* der Schlacht erschüttert am tiefsten. Man weiß nur, daß unweit von uns gemordet wird, massenweise gemordet wird; die Phantasie bemächtigt sich der Gegenstände, und ihre Möglichkeiten erschüttern den Stärksten. Hier ward sie obenein durch die Nacht unterstützt, nur das Ohr benachrichtigte die Seele von den tödlichen Dingen.

Das Feuern ward indessen immer lebhafter und schneller, man mußte einen heftigen Widerstand vermuten, da die Kavallerie noch immer keinen Befehl erhielt, vorzurücken. Hie und da stieg aus der stillen Reitermasse ein Fluch auf gegen die Feinde. Plötzlich verbreitete sich eine große Helle über den Wald; Häuser von Wavre waren in Brand geraten, Kriegsgeschrei scholl aus der Ferne, des Grafen Kicki Kommandostimme „Vorwärts“ flog über die Lanzen hin, und in donnerndem Trabe flog das Regiment durch den Wald, in das brennende Dorf hinein. Der Einzelnkampf würgte noch in den Häusern, pulverschwarze Krieger fochten in kleinen Haufen mit dem Bajonett gegeneinander; wo man hinsah, flogen die glühendroten Strahlen aus den Feuergewehren, Kugeln pfiffen von allen Seiten, mancher Reiter sank auf den Hals des Pferdes.

„Seht, Herr, der Schmied erobert sein altes Haus,“ rief Magyac, der im Zuge des Valerius ritt, „dort rechts.“

Die schnelle Bewegung riß alles vorüber, aber mit

einem flüchtigen Blicke glaubte Valerius doch den alten Florian an der roten Mütze zu erkennen, wie er auf der Schwelle eines brennenden Hauses stand und einen Russen hineinwarf in die Flamme.

Die Hauptmacht der Feinde war aus dem Dorfe hinausgeworfen, die hinter demselben aufgefahrene Batterie wurde eben genommen, und die Kavalleriechargen warfen den Feind völlig in die Flucht, immer tiefer in die Wälder hinein. Der Feind, das Geismarsche Korps, war zersprengt, die Reste zogen sich auf das Rosensche zurück, das drei Meilen davon stand. Den nächsten Tag, des Nachmittags, wiederholte sich bei Dembe die Schlacht bei Wavre. Hier wurden indessen die Russen auf keine Weise überrascht, sie wußten, daß der Feind ihnen dicht an der Ferse sei, und versuchten mit größter Anstrengung das Vordringen desselben aufzuhalten. Sie waren in einer festen Position, zahlreich, und, wie alle russischen Truppen, standhaft und hartnäckig. Die angreifenden Polen stürmten zu wiederholten Malen vergeblich; der Tag begann sich bereits zu neigen, und die meisten Kombattanten mochten der Meinung sein, er werde mit einem unentschiedenen Treffen enden, als Skrzynecki unter den vordersten Truppen erschien. Langsam und schweigend durchritt er ihre Reihen, hie und da nur erhielten seine Adjutanten Befehle, die Massen enger und dichter ineinanderzuschieben, Regimenter heranzubeordern, die weiter rückwärts geblieben waren, hie und da nur sprach er im Vorüberreiten zu den Soldaten: „Kinder, mit Gottes Hilfe muß der Tag gewonnen werden!“ Auch die Artillerie war verstärkt worden. Skrzynecki erhob die Hand, und wie ein Echo schallte der Ruf zum Angriffe links und rechts; es begann das Geschütz ein neues lebendiges Feuer, alle Massen setzten sich im Sturmschritt in Bewegung, die Russen wurden überwältigt, die untergehende Sonne fand sie auf der Flucht immer tiefer nach der russischen Grenze hin gen Iganie und Siedlce. Dembe Wielkie war der zweite

Siegesort Skrzyneckis. Er bewies da zum ersten Male die unerschütterliche, unbiegsame Hartnäckigkeit in dem einmal Begonnenen, die sich später so oft wieder an ihm herausstellt. Langsam, vorsichtig, oft allzu bedenklich ging er an die Unternehmungen, aber das einmal Begonnene führte er mit der tödlichen Ruhe eines Fanatikers zu Ende, der sich dem einmal gefaßten Entschlusse verfallen glaubt. Es ist dies vielleicht ein religiöses Element, das bei Skrzynecki überhaupt mehr hervortritt als das nationale. Von der polnischen Volkstümlichkeit bemerkt man außer der schwärmerischen Vaterlandsliebe fast nur das elegische Wesen an ihm, welches sich so leicht über ein unterdrücktes Land verbreitet, und sich zu einer schwärmerischen Religiosität ausdehnt.

Hier sah Valerius den neuen Generalissimus zum ersten Male deutlich. Von einigen Offizieren begleitet ritt er bei den letzten Strahlen der noch kraftlosen Frühlingssonne in das Dorf ein. Das Antlitz strahlte, als ob ein Gebet darauf ausgebreitet wäre, und das matte aber große Auge richtete sich einen Moment lang nach der Himmelsdecke. Dann nahm der Held des Tages ein Glas hervor, betrachtete noch einmal in größerer Nähe die eroberte Stellung, und gab einige Befehle. Er ritt, wie es schien, noch dasselbe hohe Pferd, das ihn bei Wavre getragen hatte; nachlässig saß die große, edle Figur darauf, aber ein Reitverständiger konnte schnell erkennen, daß es nicht die Ungeschicklichkeit Friedrichs II. oder die Napoleons in der edlen Reitkunst war, welche aus seiner nachlässigen Stellung hervorguckte, sondern vielmehr die erworbene Sicherheit, welche natürliche Anlage und eine stete Übung erzeugt. Die langen Beine des Reiters lagen fast wie eingewachsen am Sattel, und der schön proportionierte volle Oberkörper wiegte sich leicht und gerade in unbekümmerter Sicherheit. Der sanfte, nachdenkliche Ausdruck seines Gesichts, welchen die Siegesfreude nur flüchtig verdrängt hatte, das sinnende poetische Auge erinnerten eher an einen Denker, und

nur zuweilen schärfte der Ernst seiner Züge die weichen Formen bis zum befehlshaberischen, kriegerischen Ansehen.

Die Order für die Kickischen Ulanen, den tätigsten Anteil an der Verfolgung des Feindes zu nehmen, unterbrach die Betrachtung des Deutschen. Er konnte nur noch einen flüchtigen Blick auf den neben Skrzynecki reitenden Prondzinski werfen, und fort riß ihn die rasche Bewegung seines Regiments.

Jetzt begann nun das eigentliche Lager- und Biwakleben des polnischen Heeres, der Feind wurde zwar immer wieder auf der Chaussee zurückgedrängt, bei und in Iganie selbst, das Prondzinski mit dem Bajonett in der Hand nehmen ließ, in einem mörderischen Gefechte geschlagen, und bis hinter Siedlce, den Hauptort seiner Magazine und Kranken, zurückgeworfen. Aber der vorsichtige, bedenkliche Skrzynecki wagte nicht weiterzudringen, in Siedlce war ein Lazarett mit Cholerakranken, er betrat diese Stadt nicht, und der blutige Sieg bei Iganie wurde nicht weiter verfolgt. Allmählich zog der Gegner Diebitsch seine Truppen enger zusammen und rückte mit überlegenen Kräften wieder vor, und so trat denn die lange Periode des Krieges ein, wo sich die Heere bald vor- bald rückwärts auf der Chaussee hin und her bewegten. Zuweilen ließ es sich an, als würden sie sich in eine Schlacht verwickeln, wie zum Beispiele in dem Treffen bei Minsk, aber es kam nicht dazu. Diebitsch war wohl auch durch die Tage bei Praga und Grochow zu der Überzeugung gelangt, daß er nur mit erdrückender Überlegenheit auf einen Erfolg rechnen dürfe, und wartete deshalb ungeduldig auf die Garden, welche von Petersburg her eintreffen sollten.

So beobachteten sich die Heere, neckten sich, schützten sich durch Positionen, und der warme Frühling war indessen rings um sie eingekehrt, das Moos der öden Wälder, die jetzt überall von Kriegern wimmelten, glänzte mit jungem Grün, das unter der Schneedecke gediehen war, die Nadeln

der sonst so eintönigen Kieferwälder schimmerten in junger Frische, dunkle Fichten und Tannen hoben das monotone Kolorit. Wenn er mit den ewig muntern Reitern dahinzog beim warmen Morgensonnenscheine, welcher spielend hin und her prallte an den Waffen, da fühlte Valerius in seinem Herzen oft wieder die lang' vermißten Regungen der Jugend, hinauszuschweifen über die Felder ohne Absicht und Plan, singend und träumend auf den schaukelnden Sonnenstrahlen. Die stete Bewegung in der freien Luft, der lebhafte Wechsel des Krieges, die tägliche Gefährdung und tägliche Rettung des Lebens — alles das hatte ihn nicht zu seinen Gedanken zurückkommen lassen, er war ein Krieger geworden wie die andern, von einer Stunde zur andern lebend, nichts vor Augen habend als den nächsten Zweck. Nur wenn ein müßiger Tag eintrat, da nahten leise aus der Ferne die alten quälenden Fragen: „Kannst du nichts Besseres tun, als Menschen erwürgen? Willst du so fortleben, ohne Zweck und Absicht?" Aber sie wurden nicht laut und traten nicht nahe genug. Das Leben um ihn her ließ keine Zeit dazu übrig, und Konstantiens heiße Küsse beherrschten die Träumereien.

Diese Art Krieg zu führen begünstigte aber mehr als jede andere das eigentliche Biwakleben. Es gab keine Schlachten, die alle Kräfte in Anspruch genommen hätten, und doch war man fortwährend in solcher Spannung und Aufmerksamkeit, daß alle Fähigkeiten geweckt blieben. In der nächsten Stunde stand den Leuten Gefahr und Tod an der Seite, was Wunder, wenn sie alle gesellige Rücksicht und Ängstlichkeit beiseite setzten, solange sie nebeneinander am Feuer lagen, und ihre Lebensgeschichten oder dies und jenes erzählten! Hätte Valerius noch einen Zweifel gehabt über den Leichtsinn, die Liebenswürdigkeit, das Unglück und alle die Fehler dieses Volkes, die Biwakszenen hätten ihn gelöst.

Es waren namentlich zwei Offiziere aus den älteren polnischen Provinzen, mit denen er am öftesten verkehrte, für

die er sich am meisten interessierte. Der älteste von ihnen war aus Litauen, der jüngere aus Volhynien. In der Vaterlandsliebe und Tapferkeit glichen sie vollkommen all den Polen, welche er bis jetzt gesehen hatte, aber auch diese beiden Eigenschaften hatten bei ihnen eine neue Schattierung: sie waren weicher, weniger lebendig, man könnte sagen schwärmerischer. Unmittelbar dem Feinde einverleibt haben diese alten Provinzen die rauschende Frische verloren, aber Liebe und Haß sind desto tiefer eingewurzelt in ihren Herzen. Die chevalereske Eitelkeit, die oft in Warschau an den Tag sprang, war weniger an ihnen zu sehen, sie schienen aber sorgfältiger und aufmerksamer den Grundfehlern ihrer Nationalität nachgedacht zu haben, sie schlossen sich deshalb dem Fremden enger an, und es schien dem Valerius zuweilen, als fänden sich in ihnen tiefere Quellen zu einem langen beschwerlichen Kampfe. Das größere Unglück mochte alle Innerlichkeit und Tiefe mehr ausgebildet haben.

Diese beiden Offiziere, Stanislaus und Valerius saßen eines Abends in einer einsam gelegenen Hütte im Walde. Eine Seitenwand des Gebäudes, das längst von seinen eigentlichen Bewohnern verlassen war, lag in Trümmern, ein Feuer brannte auf dem Lehmboden, und der Rauch fand einen bequemen Ausweg durch die Bresche. Die vier Krieger waren lange schweigsam, sahen ins Feuer oder nach einer andern Gruppe, die sich im Winkel der Hütte um eine Trommel postiert hatte, und ein Spiel arrangierte. Ein Offizier setzte sich auf ein Tornister an die Trommel und zog lachend einen Satz Würfel und eine Börse hervor, und lud die übrigen ein, wacker zu setzen. Er war zwar dicht in den Mantel gehüllt, aber man durfte aus dem Betragen seiner Umgebung schließen, daß er ein hoher Offizier sei. Die Statur schien die Mittelgröße zu haben, das Gesicht war rot und trug den Ausdruck lebendiger Behaglichkeit und die Spuren eines in Fröhlichkeit genossenen Lebens.

„Wir haben eben nichts Besseres zu tun, meine Herren,“ sagte er, „lassen Sie uns ein kleines Jeu entrieren, wenn bei den Vorposten Schüsse fallen, so finden sie uns munter, der Feind ist ganz nahe, unser Generalissimus will aber nicht, daß wir angreifen, bon, wir wollen unsere Börsen angreifen — qu'en dites-vous, Monsieur le comte?“

Stanislaus, dem die letzten Worte gegolten hatten, lehnte seine Teilnahme mit den Worten ab: „Sie wissen, Herr General, ich habe kein Glück.“

„Desto besser,“ erwiderte dieser, „aber ich weiß schon, Sie gehören zur Tugend unserer neuen Generation, meinethalben, jeder nach seinem Geschmack, aber rücken Sie ein klein wenig auf die Seite, ich bitte, damit wir von Feuer, Licht und Wärme profitieren.“

Sie begannen ihr Spiel, das bald lebhaft und hitzig wurde; die vier Krieger am Feuer rückten näher zusammen, und Valerius fragte leise seinen Freund nach dem Namen des Generals.

„Kennen Sie Uminski nicht?“ antwortete der Litauer, welcher die Frage gehört hatte, und ein mildes Lächeln spielte um seine Lippen. „Er ist in Deutschland sonst nicht unbekannt. Als die Revolution ausbrach, saß er auf einer preußischen Festung, ich glaube in Glogau. Einer der eifrigsten Patrioten, hatte er fortwährend Verbindungen angeknüpft, um einen Aufstand vorzubereiten, sie wurden entdeckt, und da er aus dem Posenschen ist, bemächtigte sich die preußische Regierung seiner Person. Von der Festung entsprang er und kam nach Warschau. Als er aus dem Wagen stieg, hörte er die Kanonen der Schlacht von Praga, warf sich sogleich aufs Pferd und kam verhängten Zügels auf dem Schlachtfelde an, übernahm auf der Stelle ein Kommando und stürzte sich in den Feind. Denken Sie sich ihn dort, und betrachten Sie ihn hier, so haben Sie sein Bild. Er ist einer der besten Patrioten, ein vortrefflicher Soldat und — ein Lebemann.“

Diese Worte wurden so leise gesprochen, daß der Gegenstand derselben sie nicht vernommen hätte, auch wenn er weniger eifrig mit dem Spiele gewesen wäre.

„Kasimir," sagte hierauf Stanislaus, sich zu dem Volhynier wendend, „Sie haben uns Ihre Lebensgeschichte versprochen."

„Wenn Ihnen ein einfaches kurzes Leben in den volhynischen Wäldern genügt," erwiderte der Angeredete, „wohl, wir haben nichts Besseres zu tun, und am Ende hat der unbedeutendste Mensch ein Interesse."

Magyac hatte unterdessen in einem großen Topfe von Blech eine Art Glühwein zustande gebracht. Diesen goß er in die leergewordene Weinflasche; da es an Gläsern fehlte, und nachdem diese einmal die Runde gemacht hatte und wieder unweit des Feuers niedergesetzt war, begann der Volhynier seine Erzählung, indem er sich fast ausschließlich dabei an Valerius wandte. Vielleicht glaubte er bei dem Fremden die meiste Teilnahme zu finden, da diesem Lokalität und Verhältnisse am wenigsten bekannt sein mußten. Und er irrte sich darin nicht.

26.

„Ich habe aus Ihren früheren Reden geschlossen," begann er, „daß Sie sich unser Vaterland nur als eine traurige Abwechselung von dürrer Kieferheide und reizloser Fläche denken. — Sie haben indessen nur einen kleinen Teil Polens gesehen. Wenn man aufwärts geht an der Weichsel, dahin, wo sie aus dem Krakauischen herunterströmt, da kommt man über saftig grüne Wiesen, durch kühle hohe Eichenwälder. Und wenn man sich wieder halb nach Osten wendet, da erheben sich die sanften Hügel der Ukraine, welche hinabführen in die ungeheuren Grasebenen, durch welche die flüchtigen Pferde in großen Herden jagen. Diese Grasebenen sind das

Meer unseres Vaterlandes, und aus ihrer schönen, großartigen Einsamkeit kommen unsere schönsten Lieder. O, ich ritt einst in der Nacht über jenes grüne Meer, mein Herz war traurig und lag zusammengepreßt von scharfem Weh in meiner Brust, der Mond schien hell und klar, und ich sah mit tränenlosem, ödem Auge in die unbegrenzte Fläche hinein. Da hörte ich plötzlich eines jener ukrainischen Lieder, es klang wie eine Geisterklage durch die stille Nacht. Von der tiefen Einsamkeit sprach es, und daß kein Baum in der Nähe sei, mit dessen Flüstern der Hirte schwatzen könne. O, wie schön war diese Einsamkeit, hieß es weiter, als die Pferde noch frei waren und keine andern Sättel zu fürchten hatten als die polnischen. Da jagten sie fröhlich an meiner Hütte vorüber und wieherten mir ihre Freude zu, daß sie täglich größer und stärker würden und bald einen polnischen Reiter tragen könnten.

Und jetzt kommt der Tatar
Mit dem dicken Schädel,
Wirft das stumpfe Auge,
Wirft die starke Schlinge
Auf das freie Tier,
Schlägt die plumpen Beine
Um den freien Leib,
Ach, du Meer von Polen,
Grüne Ukraine,
Du bist jetzt verlassen;
Einsam, einsam, einsam,
Seit der Tatar kommt —
Ach, ihr freien Pferde,
Und ihr freien Polen!

Ich hatte vorher nicht weinen können, obwohl ich mein Liebstes verloren hatte, jetzt rannten mir die Tränen stromweis über das Gesicht, ich wendete den Kopf meines Pferdes wieder herum nach Volhynien zu, von wo ich gekommen war, um mein Mädchen zu suchen. Das Tier eilte rastlos nach der Heimat, und als beim Anbruch des Morgens eines jener

schlanken Steppenrosse wiehernd und wild an mir vorüberflog, da sah ich schon von weitem die ewigen hohen Wälder, in welchen meine Heimat liegt.

Dort zwischen den alten Bäumen, auf den feuchten, mit hohem Gras bewachsenen Wiesen war ich groß geworden, hatte den Wolf gejagt und das muntere Pferd getummelt. Mein Vater war ein reicher Gutsbesitzer, und ich war das einzige auf der Welt, an dem er noch Freude hatte, seit er Steuern zahlen mußte an den russischen Herrn. Er war immer ein alter strenger Mann, solange ich mich seiner erinnere, der die Freiheit noch gesehen hatte, und die Leute erzählten von ihm, daß er nicht mehr gelacht habe, seit der russische Statthalter in Zitomierz erschienen wäre. Seine Untertanen behandelte er hart, aber sie waren ihm damals zugetan, weil er für den bravsten Polen der Provinz galt. Mir ließ er aus der Schweiz einen Lehrer kommen, der mich in allem unterrichten mußte. „Kasimir,‘ pflegte er zu sagen, ‚lerne fleißig, dein Vaterland wird kluge Leute brauchen, wenn es die Fesseln der Arglist abschütteln will.‘ Er selbst lehrte mich unsere vaterländische Geschichte, und wie Hamilkar seinen Sohn zog er mich auf in tödlichem Hasse gegen die Moskowiter.

Eines Tages hatte mich die Fährte des Wildes weiter als gewöhnlich in die Wälder gelockt, ich verirrte mich zwischen den Sümpfen des dunklen Buchenwaldes und entkam mit Mühe und Not auf eine Lichtung festen Bodens. Es war wohlgepflegtes Ackerland, und nach sorgfältigem Umherblicken entdeckte ich in der Dämmerung das Häuschen dessen, dem wahrscheinlich diese Besitzung gehören mußte.

Der Herr des Häuschens war nicht daheim, seine Tochter empfing mich, wies mich zurecht, und ich kam bei einbrechender Nacht mit gesundem Leibe nach Hause. Aber schon den andern Tag verirrte ich mich wieder nach jener Gegend, Ludmilla hatte mir den Weg so vortrefflich gezeigt, daß ich

keinen andern mehr finden konnte, als den zu ihres Vaters Häuschen. Dieser Vater war ein sogenannter Slachtczic, das heißt, er gehörte zu dem niedrigen, herabgekommenen Adel, der oft nichts weiter besitzt als ein Paar tüchtige Arme und ein Paar muskulöse Schenkel, um ein Pferd zu bändigen, das noch keinen Reiter getragen. Ludmillas Vater hatte noch ein paar Stück Ackerland gerettet, die auf den offenen Plätzen des Forstes in der Nähe seines Häuschens lagen. Er sagte lange Zeit nichts zu meinen Besuchen, als er aber gewahrte, daß meine Neigung zu Ludmillen immer heftiger und leidenschaftlicher wurde, da trat er mir eines Tages in den Weg, als ich eben wieder auf seine Wohnung zuritt, und sprach: ‚Du liebst mein Kind, du bist jung und reich, mein Mädchen sieht hier wenig solche Bursche, auch wenn ich sie einmal zur Kirche fahre, sie wird deiner Neigung schwerlich entgegen sein. Wenn du sie heiraten willst, so wird dir dein Vater die Türe weisen, willst du bloß deinen Scherz mit ihr treiben, so trifft dich am hellen Mittage die Kugel meiner Büchse — was willst du in meinem Hause?‘

Ich hatte Ludmillas Liebe gewonnen, unter der hohen, breitästigen Rüster neben ihrem Hause hatte ich sie zum ersten Male den Tag vor dieser Anrede geküßt, die Sonnenstrahlen waren durch die dunkeln Blätter geschlüpft bis auf unsere Häupter, und wir hatten uns im stillen Walde miteinander verlobt, ich liebte, daß mich das Herz schmerzte vor glücklicher Regung. Deshalb antwortete ich dem Vater, daß ich seine Tochter heiraten würde, mein Vater möge sagen, was er wolle.

Als wir zu seiner Wohnung kamen, stürzte uns Ludmilla entgegen, das schöne braune Haar flatterte aufgelöst um ihre Schultern, die roten Wangen waren bleich, die größte Bestürzung sprach aus allen Zügen und Bewegungen. Wir erfuhren, daß der russische Steuerbeamte aus Berdiczow dagewesen sei und sich aufs unanständigste und zudringlichste gegen sie betragen habe. In der nächsten Woche wolle er

wiederkommen, und wenn die rückständige Steuer nicht bezahlt würde, so könnt's was Neues geben.

Ich teilte dem Alten an Barschaft mit, was ich besaß, tröstete das Mädchen, das sich ängstlich an mich schmiegte, und ritt unter dem festen Vorsatz nach Hause, meinen Vater zu unterrichten und seine Einwilligung zu erbitten. Er war denselben Abend bei guter Laune, der Ungarwein schmeckte ihm, und er hörte mit unverhehltem Vergnügen meine Schilderung Ludmillens und ihrer Liebenswürdigkeit. ‚Gib sie mir zum Weibe', sagte ich, ermutigt durch seine Heiterkeit, ‚ich liebe sie über alles.'

‚Du bist nicht gescheit, Kasimir,' sagte er laut lachend, ‚amüsier dich, soviel du willst, aber mit dem Heiraten bleib mir vom Leibe.'

Meine Erwiderung ward durch einen ankommenden Boten unterbrochen, der uns die erste Nachricht von den Unruhen brachte, die in Warschau ausgebrochen waren. Ich mußte sogleich zu Pferde steigen und die Nachricht den nächsten Gutsbesitzern mitteilen, sie auffordern, alles bereit zu halten, wenn Volhynien vielleicht ebenfalls losbrechen könnte. Darüber vergingen zwei Tage, erst am dritten konnt' ich mein Mädchen wieder aufsuchen.

Es war gegen Abend, als ich in die Nähe ihres Häuschens kam, laut schallte meine Stimme wieder im winterlichen Forste, denn ich kündigte mich immer durch ein altes Liebeslied an, das sie vor allen gern hören mochte. Aber sie erschien nicht an der Tür, wie sie zu tun pflegte. Hastig und besorgt sprang ich vom Pferde und warf den Zaum über einen Pflock unweit der Haustür. Diese stand offen, die Tür des Zimmers ebenfalls, alles war leer, die ärmlichen Hausgeräte lagen zerbrochen durcheinander, mir ahnte das Entsetzliche. In Todesangst rief ich, durchsuchte ich alle Winkel, nirgends eine Antwort, nirgends ein Lebenszeichen. Auch der kleine Pferdestall war leer, trostlos stand ich vor

dem Hause, und obwohl ich alle Hoffnung aufgegeben hatte, schrie ich Ludmillens Namen voll Verzweiflung in den Wald hinein. Schauerlich klang er von den Bäumen nach allen Seiten wieder, der Abend war hereingebrochen, ich bemerkte, daß sich mein Pferd losgerissen hatte, aber ich weiß heut noch nicht, wie diese Bemerkung nur in mir entstehen konnte, denn meine Augen und meine Seele waren nur von der Leere erfüllt, von der trostlosen Öde, die mich umgab.

Ein Geräusch weckte mich, es war ein junger, etwas blödsinniger Bauer aus dem nächsten Dorfe, der eine große Zuneigung für Ludmillen hatte und in jeder Woche einige Male abends nach beendigtem Tagewerke herüberkam, um irgend eine Botschaft für das Mädchen zu übernehmen, oder die gröbsten Wirtschaftsarbeiten für sie zu verrichten. Er gab mir Auskunft.

„Ich hab' auf dich gewartet, Herr', sagte er, als ich ihn stürmisch um Nachrichten anging, ,gestern schon und heute wieder — du kannst vielleicht Ludmillen helfen, wenn's auch mir nichts hilft — vorgestern kam der Russe wieder, der neulich hier war und das Mädchen angefaßt hatte. Er hatte diesmal einen Wagen mit und mehrere Soldaten. Drin im Hause machte er einen großen Spektakel; am Ende schleppten sie Ludmillen heraus auf den Wagen und den Alten auch. Dem Alten waren aber Hände und Füße mit Stricken festgebunden, und der Russe hatte des Alten Büchse in der Hand — es waren fünf Männer, Herr, mit Waffen, ich konnt' nichts tun, als die Zähne zusammenbeißen und mich hinter die Sträucher verstecken. Sie waren noch nicht lange fort, da hörte ich einen Schuß — ich dachte: Der ist dem Alten in die Brust gefahren, nahm den Stein, der immer dort neben dem Pferdestalle lag, und lief schnell auf dem Fußsteige über den Sumpf — du weißt, Herr, der Fußweg ist noch einmal so kurz als der andere, und so kam ich dem Wagen zuvor und wartete hinter einem Erlenbusche.

Der Wagen kam, aber der Alte fehlte, ich griff fest in meinen Stein, der Russe wollte das Mädchen um den Hals nehmen, aber sie schlug ihn ins Gesicht, und da warf ich meinen Stein, aber ich hab' den Rechten nicht getroffen, Herr, bloß den Kutscher. Er fiel 'runter, und ein anderer nahm den Lenkstrick und sie fuhren weiter, daß die Achsen krachten, immer auf die Stadt zu. Herr, reite nach der Stadt, du bist reich, hilf der Ludmilla von den schwarzen Kerlen.'

Mit der höchsten Ungeduld hatte ich diese Erzählung angehört, jetzt rannt' ich nach meinem Pferde. Auf mein Pfeifen kam es herbei, aber um meine Ungeduld noch mehr zu foltern, sprang es scheu umher und wollte sich nicht fangen lassen. Die kleinen Hindernisse vollenden, was oft das größte Unglück nicht vermag, sie bringen die Verzweiflung zum Ausbruch. Ich schrie, weinte, tobte, bis ich den Zügel des Pferdes in Händen hatte. Dann ward ich still, als ob das Tier mir alles Verlorne wiederbringen könnte. Durch die Nacht hin jagte ich nach der Stadt. Jeder Pole ist gegen den fremden Herrn verschworen, er beachtet die kleinste Bewegung gegen den Verhaßten. Überall erhielt ich Nachricht, wohin das schöne polnische Mädchen geschleppt worden sei. Aber der Vorsprung des Entführers war zu groß, ich holte ihn nicht ein, und am Ende unserer Wälder verlor ich auch seine Spur. So ritt ich aufs unsichere in die Steppe der Ukraine hinein; bis dahin hatte ich alle die kriegerischen Anstalten meiner Landsleute, die ich überall angetroffen hatte, unbeachtet gelassen, das Mädchen beschäftigte meine ganze Seele. Jetzt hörte ich in stiller Mondnacht den Pferdehirten mit seiner einsamen, patriotischen Klage, er preist seine öde Verlassenheit, wenn die Steppe, wenn die Pferde dem Vaterlande angehören. Ich schämte mich tief, alles Unglück meines Landes trat vor meine Seele, unaufhaltsam ritt ich nach der Heimat, und wo mein Pferd vorüberflog, da rief ich den Polen zu, sie sollten sich bereithalten.

Es war ein finsterer Abend, als ich zu Hause ankam und in den Hof hinein ritt. Aus dem Zimmer meines Vaters schallte bacchantischer Lärm, mein Pferd stand plötzlich still, es wurde am Zügel gehalten. Zu gutem Glück war es mein Reitknecht, der mit Lebensgefahr Tag um Tag auf meine Rückkehr gelauert hatte. ‚Fort, Herr!‘ rief er, ‚fort, um aller Heiligen willen! Das sind die Russen, die da oben saufen und singen, das ganze Schloß liegt voll.‘

Er hatte sich ein gesattelt Pferd beiseit gebracht, und wie ein Dieb floh ich von meiner Väter Hause. Von heißem Haß getrieben hatte mein Vater voreilig seine Leute und die Umgegend bewaffnet, war überfallen, überwältigt und — erschlagen worden. Im Augenblicke war nichts zu tun; unter mannigfachen Fährlichkeiten kam ich bis Warschau."

„Aber warum," sprach Stanislaus, „haben Sie sich nicht der Expedition Chrzanowskis angeschlossen, die in diesen Tagen südlich hinauf nach Zamosc zu abgegangen ist, vielleicht eine Verbindung mit Dwernicki bewerkstelligt und sicherlich eher als jedes andere Korps bis in Ihre Heimat dringt? Sie können dort am meisten wirken durch Ihre Bekanntschaft und zuerst Nachricht von Ihrer Ludmilla erhalten."

Die beiden übrigen Zuhörer vereinigten sich zu dieser natürlichen Frage.

Kasimir entgegnete, daß er diese schwachen Expeditionen für äußerst nachteilig hielte. „Entweder", sagte er, „sie erreichen unsere Provinzen gar nicht, oder sie bringen ihnen, wenn sie bis hin gelangen, nur Verderben, beschleunigen den Aufstand, können ihn nicht genügend unterstützen und vernichten so alle Aussicht auf ein Gelingen im ganzen und großen. Ich mag zu diesem heillosen Verfahren meine Hand nicht bieten. — Ludmilla? — ach, geben Sie mir doch noch einmal die Flasche her, der Wind kommt kalt von der Seite — sie hat mir lange das Herz schwer gemacht; der Vorfall ist in der ganzen Provinz bekannt: ist sie noch in Wolhynien,

so retten sie meine Landsleute mit eben dem Eifer, womit ich's täte, wäre ich da — 's war ein schönes, süßes Mädchen — was hilft's — ich höre auch, daß ein Unternehmen der ganzen Armee nach den östlichen Provinzen im Werke ist —"

„Das gebe Gott!" schaltete der Litauer ein. „Und auf dieses", fuhr Kasimir fort, „warte ich. Das entscheidet den Krieg; Litauen, Podolien, Wolhynien, die Ukraine, dieses Altpolen ist wichtiger als alles."

Stanislaus konnte sich eines leichten Spottes über diesen Provinzialstolz nicht enthalten, aber Kasimir nahm ihn gutmütig auf, und die schwermütige Darstellung, welche der Litauer von dem Insurgentenkampfe in seiner Heimat entwarf, nahm alle Teilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch.

Er wurde aber in der Schilderung seiner blonden, blauäugigen Landsleute stürmisch unterbrochen, die Wachtposten riefen an, man hörte einen Trupp Reiter heransprengen, die Spieler fuhren auseinander — es ward nach dem General Uminski gefragt; über die eingefallene Mauer der Hütte traten in weiten Reitmänteln die hohen Gestalten Skrzyneckis und Prondzinskis ein. Zwei Adjutanten folgten ihnen und ersuchten alle in der Hütte Anwesenden, General Uminski ausgenommen, den Ort zu verlassen.

Es geschah sogleich, die Adjutanten zogen sich ebenfalls zurück, und die drei berühmten Offiziere blieben allein. Prondzinski wandte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit an Uminski und setzte ihm den neuen Feldzugsplan auseinander, der entworfen wäre und für dessen Gelingen man seine eifrigste Tätigkeit in Anspruch nehme. Es handelte sich nämlich darum, mit der Hauptarmee schleunigst eine große Diversion nach Nordost hinab bis nach Litauen hinein vorzunehmen, auf diesem Wege die bereits heranziehenden Garden aufzuheben und der litauischen Insur-

rektion Hilfe zu bringen. Die schwierigste Aufgabe war es nun, Diebitsch mit der russischen Hauptarmee, die ihnen jetzt gegenüberstand, zu täuschen und in dem Wahne zu erhalten, er habe noch immer das polnische Hauptheer vor sich. Zu diesem letzten Unternehmen sei er, nämlich General Uminski, bestimmt.

Während dieser Auseinandersetzung stand Skrzynecki unbeweglich am Feuer und sah nachdenklich in die Flamme hinein. Als indessen Prondzinski eine augenblickliche Pause machte, wendete sich jener rasch zu den Sprechenden, bestätigte mit wenig Worten das Gesagte und fügte hinzu, General Uminski solle sogleich einen Angriff auf die nächsten feindlichen Posten machen, damit der Abzug der Hauptarmee verdeckt würde. „Halten Sie Diebitsch fortwährend in Atem; wird er die Täuschung zu früh gewahr, so steht alles auf dem Spiele, drängt er nach Warschau hin, so weichen Sie nur Schritt für Schritt."

„Nimmermehr ist er so töricht," fiel Prondzinski ein, „seine Kommunikationslinie aufzugeben, er geht rückwärts über den Bug."

„Nun, wie Gott will. General Uminski, ich mache Sie auf die größte Wichtigkeit Ihres Postens aufmerksam, möge der Himmel Sie beschützen — jetzt zu Pferde, meine Herren."

Sie verließen die Hütte, die Hufschläge der Rosse verloren sich nach allen Seiten, es ward einen Augenblick still, das Feuer des kleinen Raumes fiel in Kohlen zusammen, ein leichter Wind flog über die eingeschlossene Fläche und jagte noch ein paar kleine Flämmchen auf. Ein ununterrichteter Zuschauer hätte nicht geahnt, daß eben ein so wichtiger Moment in dem Befreiungskriege der Nation eingetreten sei, ein Moment, dessen Folgen sich jahrelang über Europa verbreiten sollten.

Von allen Seiten wurde bald darauf die Stille durch

Flintenschüsse, den Lärm der Trommeln, das Schmettern der Trompeten unterbrochen. Uminski griff die Russen an.

27.

Die Hauptarmee war in schnellen Märschen vor Ostrolenka angekommen, hatte dort die Narew überschritten, war auf der großen Straße, die nach Litauen und Petersburg führt, gegen Lomza vorgedrungen und stieß hier auf die Garden. Sie verließen Hals über Kopf ihr Lager, und die Polen nahmen es in Beschlag. Der Augenblick war da, diese Elite des russischen Heeres zu vernichten. Aus einem Bauernhause sah man einen hohen polnischen Offizier stürzen, er trug den Hut in der Hand, das aufgeregte Gesicht glänzte vor Freude, und er rief hastig nach einem Ulanen, der zu Pferde in der Nähe hielt und ein schönes englisches Roß am Zügel hatte, das dem Offizier anzugehören schien. Dieser setzte schon den Fuß in den Bügel, als das kleine Fenster des Hauses schnell aufgerissen wurde, und ein blasses, von der Sonne leicht gebräuntes Antlitz zum Vorschein kam.

„Prondzinski, Prondzinski!“ rief der herausblickende Mann, ein schwarzer Schatten von Besorgnis legte sich auf das Gesicht des reisefertigen Offiziers, zögernd gab er dem Ulanen den Zügel wieder und ging unsicher nach dem Bauernhause.

Skrzynecki — dies war der Herausblickende — schlug das Fenster zu, und als sein Generalquartiermeister eintrat, fand er ihn heftig im Zimmer auf und ab gehend.

„Es ist ein unnützes Blutvergießen, Prondzinski, der Angriff auf die Garden; wir müssen erst Nachrichten über die russische Hauptarmee haben, warten Sie noch mit den Befehlen“ —

„Um Gottes willen, General, solch eine günstige Stunde kommt nicht wieder, die Garden sind verloren, wenn wir sie

angreifen; sie sind gerettet, sobald wir ihnen Zeit lassen, die Brücken und Dämme bei Tycoczin zu passieren, sie vereinigen sich dann gefahrlos mit Diebitsch, sobald dieser über den Bug geht, ich beschwöre Sie, General, lassen Sie uns angreifen."

Skrzynecki stand vor einem großen, plumpen Tische aus Fichtenholz; Karten, Pläne, Journale waren darauf ausgebreitet, und er sah scheinbar nachdenkend, oder wie man am Ende bei solchen Augenblicken gewöhnlich ist, gedankenlos auf die Papiere.

Er hatte die Arme übereinandergeschlagen, und als Prondzinski immer heftiger drängte, machte er eine leichte, abwehrende Bewegung mit der Hand und schritt im Zimmer auf und ab. Seine breitschulterige und doch schlanke, hohe Gestalt schien kaum Platz zu finden in der niedrigen Stube, sein Gang hatte jenes Wiegende, das nachdenklichen Menschen oft eigen zu sein pflegt; die Schwere des Körpers senkte sich bei den langen Schritten sichtbar von einer Hüfte auf die andere, und doch war eine gewisse vornehme Leichtigkeit, ein imponierendes Etwas nicht zu verkennen, der Oberkörper nahm wenig oder gar keinen Anteil an der Bewegung. — Prondzinski schien einen Augenblick selbst von der geheimnisvollen Würde dieser Erscheinung betroffen zu sein, und den eigenen klaren Ansichten vom Verhältnis der Dinge zu mißtrauen. Wenigstens schwieg er.

Der Erfolg hat gelehrt, daß in jener Bauernstube wirklich alles auf dem Spiele stand. Man hat Prondzinski oft den Vorwurf gemacht, daß er bei seinem erstaunlichen Reichtume an Kriegsplänen arm gewesen sei an dem Mute einer konsequenten, rücksichtslosen Ausführung. Der Vorwurf ist wahrscheinlich nicht ungerecht, wenigstens darf man auf sein Betragen in der Schlacht bei Iganie, welches allerdings dieser Ansicht widerspricht, kein zu großes Gewicht legen. Es ist wahr, daß er selbst die Soldaten in diese überaus künstlich angelegte Schlacht hineinführte, obwohl nicht alle

berechneten Hilfsmittel zur bestimmten Stunde eintrafen, es ist wahr, daß er die größte Kaltblütigkeit mitten in dem mörderischen Kampfe behielt und seinen Leuten während des Sturmschrittes unter dem feindlichen Kugelregen die Vorteile des Bajonettkampfes auseinandersetzte. Aber es ist nicht der persönliche Mut, der ihm mit jenem Tadel abgesprochen werden soll, es ist der moralische Mut eines kräftigen Befehlshabers, welcher große, gewagte Unternehmungen auf seine Schultern nimmt, durch den Gedanken an die Verantwortlichkeit nicht erschreckt wird, und nicht rück-, nicht seitwärts sehend, seinem einmal nach bester Überzeugung gefaßten Entschlusse schnurstracks folgt. Nicht die Geschicklichkeit, sondern die Kraft des Heerführers darf man ihm absprechen. Aus dieser Eigentümlichkeit erklärt sich auch sein späteres Betragen, als das Unglück seiner Nation die Höhe der Krisis erreicht hatte und vielleicht niemand die strategische Fähigkeit in dem Maße besaß wie er — da hatte er nicht die moralische Kraft, das Oberkommando zu übernehmen. Er besaß die größten Kriegskenntnisse, aber sie besaßen ihn nicht, das heißt: sie vermochten es nicht über ihn, ein zweifelloses Vertrauen gegen sie zu hegen, sie konnten ihm nicht die Kraft geben, welche seinem Temperamente abging. Prondzinski ist ein deutliches Beispiel, wieviel mehr ein beschränkter Kopf vermag, der sein geringes Wissen fest zusammengedrückt in der kräftigen Hand hält, als ein reiches Talent ohne energischen Charakter. Eine gewisse Einseitigkeit ist zu den größten Handlungen nötig; es gibt nichts in der Welt, was nicht in mancher Rücksicht bedenklich erschiene, und wer alle Rücksichten bedenken will, wird nie ein Schöpfer.

In dieser Situation war aber Prondzinski außer allem Zweifel. Seine Stellung überhob ihn der Verantwortlichkeit im großen, seine Einsicht lehrte ihn das Notwendige des unverzüglichen, kräftigen Angriffs und verhieß ihm die

glänzendsten Früchte, stellte ihm aufs deutlichste die schlimmen Folgen der Unterlassung dar. Es war also nicht zu verwundern, daß er mit solchem Eifer in den Oberfeldherrn drang, ja, daß er diesen bald bis zur Leidenschaftlichkeit steigerte. Ebenso lag es aber auch in seinem oft zweifelnden und mitten im Laufe still haltenden Wesen, daß ihn die imponierende Verweigerung des Angriffs von seiten Skrzyneckis eine Weile befangen machen konnte. Was der Oberfeldherr einmal unternommen hatte, das war stark und tüchtig von ihm durchgeführt worden — gerade was uns fehlt, macht den gebietendsten Eindruck auf uns, sobald wir es anderen entdecken: diese stille nachhaltige Kraft wirkte einschüchternd auf Prondzinski.

So kam's, daß er den Begegnungen des Generalissimus lange schweigend zusah und zu erwarten schien, es werde bald ein einziges Wort von dessen Lippen kommen, das alle seine Gründe mit einem Male niederschlagen könne. Leute von Prondzinskis Beschaffenheit, die leicht und gewandt produzieren und wenig Kraft besitzen, sind am ersten der Meinung, daß andere mit langsamen Geistesoperationen Gedanken zum Vorschein bringen, welche reifer und vollkommener sind als die Kinder ihrer eigenen schnellen Geistesbewegungen.

Skrzynecki schwieg aber noch immer und ging im Gemache auf und ab. Endlich blieb er am Tische stehen und neigte sich über die Karten hin. Es war aber nicht schwer zu erkennen, daß sein Auge nichts von dem sah, worauf es gerichtet war. Seine Hand, die besser von den Sympathien ihres Herrn unterrichtet sein mußte, griff nach einem französischen Journale, indem sie ein polnisches heftig beiseite stieß. —

„Es ist ein frevelhaftes Geschwätz, das diese Warschauer Journalisten sich erlauben, nichts ist ihnen heilig."

Diese Worte sprach er mit halber Stimme, und sie schienen ihm so zu entgleiten, daß er selbst kaum etwas

davon wissen mochte, denn er vertiefte sich gleich darauf in das französische Journal, und sein Gesicht heiterte sich merklich auf bei der Lektüre. Es war der Avenir von Lamennais, welcher damals mit vieler Salbung von dem religiösen Element des polnischen Oberfeldherrn zu sprechen pflegte, viele Nutzanwendungen daraus auf die nächste Gestaltnng Polens, auf Sinn und Geist der Armee und auf die Kriegsführung überhaupt herleitete, und Skrzynecki selbst immer auf eine äußerst schmeichelhafte Weise mit Lobeserhebungen bedachte.

Als Prondzinski diese Wendung der Dinge inne wurde, da verschwand ihm natürlich die Hoffnung auf ein alles erschöpfendes weises Wort Skrzyneckis, das er bisher erwartet hatte, und er begann mit verdoppelter Lebhaftigkeit sein Drängen. Skrzynecki, der nun einmal fest ins Verweigern hineingeraten war, wies ihn ab; jener aber, überwältigt von dem Gedanken eines leichten, überaus erfolgreichen Sieges, von der Vorstellung gequält, daß die entkommenden Garden dem ganzen Feldzuge von außerordentlichem Nachteile werden könnten, warf sich ihm endlich zu Füßen.

„Lassen Sie uns keine Komödie spielen," rief Skrzynecki entrüstet, „die Verantwortung ist mein, ich werd's vertreten; Sie haben nichts zu tun, General, als meinen Befehlen zu gehorchen."

Erzürnt sprang dieser auf und sprach heftig: „Nun wohl denn! Vernichten Sie durch dieses unzeitige Zögern die ganze Expedition, setzen Sie unsere Armee aufs Spiel, wenn Diebitsch mit den Garden sich vereint und uns den Rückzug über die Narew vertritt, aber ich will nichts zu schaffen haben mit dieser Art des Krieges, ich verlange meinen Abschied —"

„Den haben Sie — Adieu!"

Prondzinski stürzte hinaus, warf sich aufs Pferd und jagte davon. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht.

Während dieser Zeit hatten die Truppen marschfertig gestanden und den Befehl zum Angriff erwartet; ein Trupp Offiziere hielt zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe und hatte das Bauernhaus im Auge, wo der Feldherr wohnte. Sie sahen Prondzinski in voller Karriere sich nähern, hielten dies für ein Zeichen, daß der Angriff schleunigst bewerkstelligt werden sollte, und wollten sich eilig auf ihre Posten begeben. Er machte aber im Vorbeifliegen eine verneinende Bewegung mit der Hand, hielt plötzlich sein Pferd an und blickte mit dem schmerzlichsten Ausdrucke nach der Gegend hin, in welcher die Garden ihre Flucht bewerkstelligten, die ihnen nur durch einzelne polnische Truppenabteilungen schwierig gemacht wurde. Sein sonst blühendes Antlitz war verstört, sein Auge starr, die Gesichtsmuskeln zuckten zuweilen wie vom Krampf ergriffen.

Stanislaus und Valerius befanden sich in der Offiziergruppe, und jener wendete sich fragend an Prondzinski.

„Ich habe keine offizielle Antwort mehr für Sie, ich bin verabschiedet,“ sprach er mit metalloser Stimme, „der Generalissimus greift die Garden nicht an.“

Darauf ritt er langsam nach dem polnischen Lager. — Nur ein junger heftiger Oberst stieß einen lauten Fluch aus, die übrigen Offiziere sahen sich erstaunt an, schwiegen aber.. Das Vertrauen auf Skrzynecki war damals noch so groß, daß niemand an der Weisheit seiner Maßregeln zu zweifeln wagte.

Es war ein schimmernder Maimorgen, die strahlende Sonne spiegelte sich in den Wellen des Flusses, der Tau blitzte auf der weiten Fläche bis auf die Waldspitzen, die hier und da ins Land hereinliefen, die Vögel sangen, nur aus der Ferne hörte man Schüsse, und Valerius vergaß des Kriegs und seiner Sorgen. Er hatte sich bereits an das wechselnde, gedankenlose Leben gewöhnt, ließ die alten Fragen seines Geistes und Herzens nicht mehr aufkommen,

da er weniger als je eine Lösung der Lebensrätsel in Bereitschaft hatte, und sah mit offenem Blicke in die frische Natur hinein.

Da kam eine glänzende Equipage von der Richtung hergefahren, in welcher die Garden entflohen. Man hatte eine so große Menge Luxusartikel in ihrem Lager vorgefunden, daß man auch jenen schimmernden Wagen für eine Beute der nachsetzenden Reiter ansah und sich nicht eben über seine Erscheinung verwunderte. Als er indessen näher kam, fiel es doch auf, daß eine Dame darin saß; in ihrem Begleiter erkannten Valerius und Stanislaus den Wolhynier Kasimir, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ludmilla?“ Der Wagen hielt einen Augenblick und Kasimir erzählte den beiden teilnehmenden Bekannten, wie er zu diesem Funde gekommen sei. Die eilige Flucht der Garden hatte die Straße verstopft, so den Wagen aufgehalten und ihn den nachsetzenden Polen in die Hände geliefert. Kasimir war dazugekommen. — „Und der Russe?“ unterbrach ihn Stanislaus. — „Die Canaille hat seine Beute im Stich gelassen und war schon aus dem Bereich meiner Kugel. Er ist übrigens nicht der eigentliche Räuber gewesen, jene Steuerbestie hat Ludmillen nicht mal für sich gestohlen, sondern für den Anführer eines russischen Korps, das damals aus dem Süden heraufzog, um sich mit den Garden zu vereinigen, so ist das Mädchen hierher gebracht worden.“

Valerius hörte wenig von diesen Worten, er konnte seine Augen nicht abwenden von dem Gesicht Ludmillens. Es entging ihm nicht, daß die Schönheit und das Glück dieses Antlitzes zerbrochen sei, das große Auge, voll von schwerer Leidensgeschichte, wagte es nur selten, schüchtern aufzublicken, die langen Wimpern deckten es schirmend zu, und wenn sie sich hoben, da stieg eine brennende Röte in das bleiche, schöne Gesicht; Zorn und Scham, Stolz und Haß schienen ihm in dieser schnell erscheinenden, schnell ver-

schwindenden Röte aufzuflackern. Das Mädchen war noch zur Hälfte in ihrer früheren ländlichen Tracht, zur Hälfte mit modischen Kleidungsstücken behängt; der Wagen flog davon, und es blieb ein wunderlicher Eindruck dieses Bildes in Valerius zurück. Wie quälen wir uns, dachte er, im engen, kleinen bürgerlichen Leben um die unscheinbarsten Konvenienzen, machen Glück und Unglück davon abhängig und gebärden uns entsetzlich, wenn ein Mädchen allein spazieren geht. Und ein Windstoß der Geschichte wirft alle die kleinen Dinge kopfüber durcheinander, und man hat keine Zeit, danach zu fragen — du armes, blasses Mädchen!

Nachdenklich ritt er zu seinem Biwak zurück, Magyac brachte ihm einen Brief entgegen, der von Warschau angekommen war. Konstantie schrieb:

„Komm, Geliebter; sobald Du diese Zeilen siehst, komm zu mir. Ich vergehe. William kommt täglich ins Haus, wird täglich lästiger. Ein hiesiger Vornehmer verfolgt mich mit Liebesanträgen, und mein Onkel, der alte Kuppler, begünstigt ihn und seine Anträge; ich bin von Ennui umgeben und schmachte nach Dir. Laß mich nicht länger harren. Du mußt mein Wesen soweit kennen, daß die Leidenschaften in mir stets auf Tod und Leben fechten, vernachlässigst Du meine Liebe, so kann sie plötzlich über Nacht ermordet sein. Mein Herz erträgt diesen halben, schmachtenden, unbefriedigten Zustand nicht. Komm sogleich, wenn Du mich noch küssen willst. Was kümmert Dich der Krieg dieses Volkes? Für Deine Wünsche fechten die Leute nicht; wenn sie den russischen Herrn gestürzt haben, dann kommen die polnischen Herren dran; was interessiert Dich das? Du weißt am besten, wie kurz die Jugend, die Kraft zu genießen dauert, warum willst Du sie unnötig selbst noch abkürzen? Es soll mir das einzige, untrügliche Zeichen Deiner Liebe sein, wenn Du kommst. Folgst Du meinem Rufe nicht, so haben wir uns ineinander geirrt.“

Kaum hatte er diese Zeilen zu Ende gelesen, so schmetterte die Trompete, sein Regiment sollte aufsitzen und den Feind verfolgen. Was war zu tun? Der General Kicki — er war im Laufe des Krieges avanciert worden — sprengte eben vorüber und rief mit freundlicher Stimme: „Zu Pferd, zu Pferd, Sie deutscher Freiheitsheld!“ Die Trompeten schmetterten aufs neue. Es dünkte ihm unmöglich, es dünkte ihm ehrlos, jetzt das Heer zu verlassen, obwohl er den Ernst von Konstantiens Leidenschaftlichkeit tief erkannte, obwohl er dem natürlichen, richtigen Gefühl zu folgen glaubte, wenn er nach Warschau ritte. Aber die künstlichen Gesellschaftsbegriffe waren zu tief in ihn hineingewachsen; während er sich schalt, daß er die Konvenienz höher achte als das ursprüngliche Gefühl, eilte er zu seinem Regimente und instinktartig mit diesem über die Fläche fort nach Litauen hin. Das Herz blutete in seiner Brust, aber er war dennoch ruhig und ergeben, als müßte es so sein.

Die gesellige Bildung ist selbst in skeptischen Gemütern bereits mächtiger geworden als die natürliche Regung. Der Gedanke, daß der einzelne seine gerechtesten Wünsche der allgemeinen Form unterordnen müsse, damit die Allgemeinheit ungestört fortbestehe, dieser Gedanke wird ihnen nicht gerade in dieser Gestalt klar und anschaulich, aber er ist ihnen so tief eingebildet, daß er sie unumschränkt beherrscht.

Der günstige Moment, die Garden zu vernichten, war vorüber. Die einzelnen Angriffe fügten ihnen zwar vielfachen Schaden zu, hinderten sie aber nicht, den Übergang über den Bug zu gewinnen, und als nun Skrzynecki am folgenden Tage bei den Brücken und Dämmen vor Tycoczin ankam, waren sie bereits bei den andern Ufern in Sicherheit, und er mußte nun seine eigene Passage erzwingen.

Hier betrat die Armee zum ersten Male litauischen Boden, und diese Idee weckte einen großen Jubel im Heere. Es war dies der Höhepunkt der polnischen Waffen, das an=

gegriffene Volk war in ein angreifendes verwandelt, die Straße nach Petersburg lag offen vor ihm. Es war ein warmer Morgen, als das Heer eine weite Heidefläche vor sich sah, aus welcher eine hohe Säule wie eine Pyramide in der ägyptischen Wüste ragte. Sie führt den Namen Czarneckisäule, weil sie diesem alten Helden zu Ehren auf der Grenze von Litauen und Polen errichtet worden ist. Als der Generalstab bei ihr angekommen war, fesselte ein vielfaches Halt die ganze Armee. Skrzynecki stieg vom Pferde, und alle Reiter folgten seinem Beispiele. Er ließ sich auf die Knie nieder, und alle die wilden Truppen, die man noch kurz vorher nur im blutigen Hasse einherschreitend gesehen hatte, beugten sich betend zur Erde. Es war ein erschütternder Anblick.

Valerius, dem das Gebet nur immer als Wirkung auf den Betenden selbst wichtig erschienen war, sah mit einem andächtigen Erbeben, wie es durch die Gegenseitigkeit, durch den plötzlich laut werdenden allgemeinen Gedanken erschütternd wirkte auf ein zahlreiches, aus sovielen rohen Elementen bestehendes Heer. Er sah auf den harten, sonnenbraunen, zum Teil zerfetzten Gesichtern, über welche jetzt hie und da eine stille, einsame Träne rollte, er sah auf diesen starren bärtigen Gesichtern überall den Ausdruck: „Gott da droben über dem blauen Himmel, du weißt alles, was wir gelitten haben, hilf uns, hilf uns!“ Er fühlte in der eigenen Brust ein heißes Gebet aufsteigen: „Du großer und guter Gott, hilf ihnen, hilf allen Menschen, wie toll und töricht wir uns auch mitunter gebärden.“

Die weite Fläche, mit einer unabsehbaren Kriegermasse bedeckt, war still wie ein nur leise murmelndes Meer, die warme Sommersonne zersprengte die leichte Wolkenschicht, welche sich zwischen ihr und der Erde gelagert hatte, der Waffenglanz blitzte in tausend Funken auf. Valerius ward an die sonnigen Feiertagsmorgen seiner Jugend erinnert, wo

er im Pfarrhause seines Vaters am Fenster stand und die geputzten Bauersleute in die Kirche wandeln sah. Er hatte immer geglaubt, zum Sonntage und zum Gottesdienste müsse auch die Sonne scheinen; ihr lichter Strahl war ihm Bedürfnis gewesen zur klaren Sabbatstille, die er in seinem Heimatdörfchen immer so erquicklich genossen hatte. Die jetzt durchbrechende Sonne hob seine Andacht zur Begeisterung, er glaubte ein unmittelbares Zeichen des erhörten Gebetes darin zu erblicken. Und nun brauste plötzlich wie das Getümmel einer neuen Weltschöpfung ein altpolnischer andächtiger Gesang aus soviel tausend Männerkehlen über die stille Heide. Was gleicht dem gewaltigen Eindrucke eines tausendstimmigen Männerchors! Das verstockteste Herz wird erschüttert, das mutloseste gehoben. In der menschlichen Stimme liegt vielleicht das meiste von der göttlichen Unmittelbarkeit, ihr tausendfacher Ausdruck erzeugt darum die wunderbarste Wirkung. Das polnische Heer hätte in diesem Augenblicke eine Welt in Waffen angegriffen mit dem zweifellosen Glauben an unendlichen Sieg.

Die feierliche Handlung war beendigt; noch wogte die erhabene Stimmung durch das schweigende Heer, da flogen dicht hintereinander zwei Kuriere im vollen Rosseslaufe durch die offenen Gassen der Truppen nach der Czarneckisäule hin. Sie brachten die Nachricht, daß Diebitsch, seinen Irrtum einsehend, mit seiner Armee schleunigst aufgebrochen und in ungeheuren Märschen über Granna und den Bug gezogen sei. In dem Augenblicke, wo das Heer gebetet hatte, war also seine Hoffnung schon vernichtet gewesen. Das Kriegsgeräusch verbreitete sich bald wieder stürmisch durch die Massen, der Rückzug nach Lomza und Ostrolenka hin mußte schleunigst angetreten werden, wenn sich der Feind nicht zwischen das polnische Heer und Warschau schieben sollte. Unter Gielgud und Chlapowski wurde ein Armeekorps nach Litauen hinein beordert, um die dortige Insurrektion zu unterstützen. Jener

Litauer, welcher damals in der Waldhütte neben Valerius am Feuer gesessen hatte, ritt jetzt an dem Deutschen vorüber, welcher eben im Begriff war, mit seiner Truppenabteilung abzuziehen.

„Sie schließen sich der Expedition in Ihre Heimat an?“ rief ihm dieser zu, „möge Sie das Glück begleiten!“

Der Litauer richtete einen seiner sanften schwermütigen Blicke zum Himmel und reichte Valerius die Hand. „Ich fürchte, wenn Sie einst wieder im Schoße Ihres Vaterlandes an das ferne Litauen denken, da werden die sanften stillen Bewohner dieses Landes erschossen hinter den Bäumen liegen, welche jetzt noch ihr einziger Schutz sind. Ach, ich habe keine Hoffnung auf Glück; Gott gebe nur, daß ich mit den Waffen in der Hand fallen mag, daß ich nicht den Barbaren in die Hände gerate, nicht die abermalige Ermordung meines Vaterlandes zu sehen habe.“

Valerius wollte ihm die traurigen Gedanken aus dem Sinne treiben, der Litauer schüttelte aber schmerzlich lächelnd sein Haupt, drückte ihm fest die Hand und schied.

Als die Garden den Rückzug der polnischen Armee inne wurden, rückten sie auch wieder vor, beunruhigten jene, und schickten sich an zur Vereinigung mit Diebitsch, der vom Süden heraufrückte. Die Vereinigung war nicht mehr zu hindern, Skrzynecki ging rastlos bis Ostrolenka, und der größte Teil des Heeres hatte dort bereits die Narew passiert. Es war ein warmer Nachmittag, eine Menge Soldaten badeten im Flusse, die Kavallerie fütterte, die Infanterie kochte, alles war in sorgloser Ruhe, da hörte man jenseits des Flusses plötzlich ein heftiges Schießen. Das vierte Regiment war noch drüben in der Stadt, bald sah man einzelne Trupps desselben, rückwärts feuernd, aus der Stadt kommen, die Brücke war bald erfüllt von ihnen, immer lebhafter wurde das Gewehrfeuer in den Straßen der Stadt, man sah Batterien am jenseitigen Ufer auffahren, die Kugeln flogen auf die

Brücke, welche das tapfere Regiment Schritt für Schritt verteidigend, langsam passierte.

Es war kein Zweifel: Diebitsch mit der großen Armee stand den Polen gegenüber. Wirklich war er in unerhörten Märschen herbeigeeilt. Ein kleines polnisches Korps unter Lubienski, das sich ihm bei Nur entgegengestellt hatte, war natürlich nicht imstande gewesen, ihn aufzuhalten. Es gab nur ein Vorspiel zu der jetzt beginnenden Schlacht von Ostrolenka. Die Polen kämpften bei Nur mit übermenschlicher Tapferkeit und erzwangen sich mit blutigen Opfern einen Rückzug. Das Treffen selbst war im Grunde ebensowenig nötig als das bei Ostrolenka, in welches sich Skrzynecki am Nachmittage des 26. Mai einließ.

Ein tosender Lärm brach unter den Polen aus, die sich in der nachlässigsten Situation überfallen sahen und sich nun rüsteten mit aller Schnelle und Unerschrockenheit, welche ihre Heere charakterisiert. Skrzynecki flog auf seinem hohen Pferde hin und her und befahl und ordnete mit fester, starker Stimme. Die Kugeln vom andern Ufer schlugen links und rechts neben ihm ein, aber sie störten ihn nicht; ein wunderliches Feuer brannte in seinen Augen, die blassen Wangen waren leicht gerötet, und auf den Lippen lag der tapfere Trotz, welcher zu sagen schien: Ich verlasse den Platz nicht, oder ihr begrabt mich hier. Valerius, der ihn in diesen Augenblicken sah, erschrak vor dem Anblick. Er wußte nicht, war es etwas Schwärmerisches, war es etwas Dämonisches oder gar ein Heiliges, das aus dem erregten, gespannten Antlitz schaute. Die Puritanergestalten Balfour und Cromwell mit den ehernen Fanatismuszügen kamen ihm in den Sinn; nimmer hätte er die sanften Züge Skrzyneckis dieses Ausdrucks fähig geglaubt.

Wirklich weiß man das ganze hartnäckige, todesverachtende Benehmen des Feldherrn an jenem Tage nur aus einer solchen überspannten Stimmung zu erklären. Er verteidigte die Narewbrücke mit einer solchen Berserkerwut, als ob das

Schicksal des Landes vom Besitz derselben abgehangen hätte. Im Rücken des polnischen Heeres erhoben sich Sandhügel, welche ihm die beste Position gewährt hätten, um den Übergang des Feindes, wenn nicht zu hindern, doch auf das blutigste und nachteiligste für diesen zu stören. Er sah aber nichts als die Brücke und den Feind auf der Brücke. Die unterlassene Schlacht gegen die Garden schien wie ein Dämon in ihm zu wüten; noch in keinem Zeitraume war die polnische Armee so zahlreich, so gewaltig gewesen als jetzt, er wollte nicht nach Warschau zurückkommen, ohne geschlagen zu haben, das Gewissen drängte ihn zu Taten, die bis jetzt verabsäumt worden waren.

Kuriere flogen nach den Truppen, welche schon nach Warschau hin abmarschiert waren; die Bataillone schritten mit gefälltem Bajonett nach der Brücke, auf welcher sich die dichten schwarzen Massen der Russen herüberwälzten. Ein Morden und Schlachten ohnegleichen begann. Die Kartätschen und Kanonenkugeln schlugen mörderisch dazwischen in den Menschenknäuel, Feind und Freund treffend. Niemand wich dem menschlichen Gegner, was in dem Defilee vor der Brücke und auf der Brücke selbst erschien, das erlag nur dem Tode. Hügel von Leichnamen versperrten den Weg; wo der Boden einen Augenblick leer wurde, da sah man ihn gepflastert mit Kugeln groß und klein. Und immer neue Scharen drängten sich zu dem Opferplatze; schauerlich einsam ragten die Generale zu Pferde aus den dunklen Massen. Sie hatten die Säbel gezogen und halfen schlachten wie die gemeinen Soldaten. Vorn, dicht an der Brücke, erblickte man den General Kaminski, den Säbel hielt er hoch in der Hand, und rückwärts sich wendend, schrie er Befehl auf Befehl; Valerius sah in geringer Entfernung nur seinen geöffneten Mund, das brüllende Getose der Schlacht ließ die donnerndste Stimme eines einzelnen nicht vernehmen. Plötzlich sank er vom Pferde und verschwand in der dunkeln

Masse. Wie ein Kriegsgott hoch zu Roß flog der schöne Kicki herbei und verschwand ebenfalls wie ein schimmerndes Meteor, rasende Kugeln hatten die ritterlichen Helden daniedergerissen. „Kicki ist gefallen, Kicki ist gefallen!“ flog es in dem Toben von Mund zu Munde. Aber man hatte keine Zeit zur Trauer, der Tod dieses Helden erfüllte die Soldaten nur mit größerer Wut, und die Wut sieht keine Gefahren, sie ist blind. Wie rasend stürzten die nächsten Scharen auf den Feind; das Defilee vor der Brücke, in welches die Russen vorgedrungen waren, wurde wieder genommen, aber dicht wie Wolken quollen immer neue russische Massen aus der Stadt heraus, über die Toten hinwegschreitend. Das alte Reiterregiment, das Kicki früher geführt hatte, stand ohnmächtig in der Nähe des Schlachtfeldes, der enge Raum gestattete der Reiterei wenig oder gar keine Mitwirkung. Valerius sah und hörte, wie die Ulanen in Tränen und Heulen ausbrachen um ihren vergötterten Helden, um das rings mähende Unglück, und über die peinigende Qual, gefesselt stehen zu müssen, ihren alten Führer nicht rächen zu können.

Eine Pause der Erschöpfung trat vor der Brücke ein, die Russen warfen Tote und Verwundete in den Fluß, um Raum zu erhalten, von der polnischen Seite rasselte eine weitere Batterie an das Ufer herbei. General Bem führte sie, und im Nu flog ein hagelndes Feuer gegen die Brücke. Jeder Schuß traf bei der großen Nähe, und die Kartätschen wühlten sich in die Menge hinein, viele Getroffene wälzten sich unter dem Geländer in die Narew hinab.

Aber auch die russischen Batterien vom andern Ufer verdoppelten ihr gefährliches Feuer — Skrzynecki, der mit düsterem Gesicht vorn im dichtesten Kugelregen gehalten hatte, stieg vom Pferde, stellte sich an die Spitze einer Kolonne und marschierte mit ihr im Sturmschritt hinein in den Feind. Die Flintenkugeln zischten wie tausend Schlangen um ihn,

schlugen in seine Mütze, zerrissen ihm die Uniform, vorwärts, immer vorwärts ging es. Er nahm die durchlöcherte Mütze vom Kopfe und wies seinen Grenadieren den Punkt, wo sie angreifen sollten; ein leichter Wind hob seine dünnen dunklen Haare in die Höhe, deren Spitzen schon ergraut waren unter den Kriegssorgen. Er glich einem rüstigen Vater, der in der Verzweiflung seines Herzens die letzte Anstrengung macht, seine bedrohten Kinder zu retten. —

Die Sonne ging glühend rot unter, wenige Minuten lang glänzten zitternd ihre Strahlen über den blutgetränkten Fluß, und eine schnell hereinbrechende Dämmerung hüllte die Gegenstände ins Ungewisse. Die Anstrengungen der Russen ließen nach, das Schlachten hatte ein Ende. Die Nacht brach herein, und man hörte anfänglich das Abziehen des polnischen Heeres, das sich die traurige Ehre nicht hatte nehmen lassen, das Schlachtfeld zu behaupten. Als es immer stiller wurde, vernahm man nur das Gestöhn und Wimmern der Todeswunden. Oft drang eine herzzerschneidende Stimme aus der Tiefe eines hohen Menschenhaufens. Die Sterne schienen klar, die Luft war mild, als sei nichts vorgefallen.

28.

Valerius lag in Warschau in seiner Wohnung danieder. In den letzten Stadien der Schlacht hatte ihm eine Kugel den Arm zerschmettert; Stanislaus' Sorgfalt hatte so viel bewirkt, daß er nicht in ein Hospital gebracht, sondern in seiner alten Wohnung aufgenommen wurde.

Es waren Wochen vergangen, die Wunde heilte langsam und schmerzhaft. Von Stanislaus hatte er erfahren, daß Konstantie auf des Onkels Landgut wohne, zwei Meilen von der Stadt; sie befinde sich sehr wohl. Das Landgut sei belebt durch zahlreiche Besuche; manche sollten der schönen Witwe auf das dringendste den Hof machen.

Valerius bat seinen Freund, Konstantien zu grüßen. — „Ich werde es schwerlich ausrichten können, Wertester," erwiderte Stanislaus, „in einer Viertelstunde muß ich Warschau verlassen in Dienstgeschäften; eh' ich wiederkehre, denk' ich, sind Sie gesund."

Schreiben konnt' er nicht, dazu fehlte der Arm, fremde Leute gewährten ihm die nötigen Handreichungen, er wußte kein Mittel, Konstantien Nachricht zu geben, da der direkte Weg eines plumpen Boten durch die Form versperrt war. Der alte Graf schickte ihm Bücher, seine Krankenspeisen und dergleichen — aber er glaubte, versichert sein zu können, daß dieser alte Fuchs seiner Nichte kein Wort erzähle, das den jungen Deutschen beträfe.

So mußte er in der Einsamkeit harren und das Schicksal seinen Gang gehen lassen. Wir mögen noch soviel über die Worte Schicksal, Fügung, Zufall reden, immer sind wir innerlichst der Meinung, daß sie durch unser Zutun, wenn nicht geändert, so doch gelenkt werden, und unser Mißbehagen erreicht den höchsten Grad, wenn wir uns von aller Tätigkeit und Einwirkung ausgeschlossen sehen. Dann glauben wir uns dem Ärgsten preisgegeben.

So Valerius. Alle schwarzen Gedanken seiner letzten Entwicklungsjahre sammelten sich um sein Krankenlager, und als er zum ersten Male wieder ausgehen konnte, brachte er eine ganze Welt von quälenden Gedanken mit sich an die warme Sommerluft. Und die Gedanken flogen nicht mehr in Gestalt von Zweifeln um seine Seele, es waren feste, unumstößliche Vorstellungen. „Du bist eins der unglücklichsten Wesen auf der Welt," sagte er sich, „in die Reform des Menschengeschlechts hast du dich hineingestürzt mit einem Herzen, das jeden Augenblick selbst des Trostes, der Unterstützung bedarf, das an Liebhabereien, Gewohnheiten hängt, wie das Kind an der Amme, das bei jedem neuen Schritte tausend Fragen der Rücksicht und Bedenklichkeiten aufwirft.

Unglücklicher Tor, wozu taugst du auf dieser Welt? Im beschränkten hergebrachten Kreise fortzuleben genügt dir nicht, um das Kleine, Unscheinbare kennen zu lernen, und dich am Ende daran zu erfreuen, fehlt es dir an Geduld und Ausdauer, und für das Große an Mut und Kraft. Deine Hoffnungen gingen zugrunde, da du dieses Volk anders fandest, als du daheim hinter dem Ofen geträumt, mit einem einseitigen Maßstabe der Bildung kamst du her, und entsetztest dich, als er nicht paßte für neue Verhältnisse. Sie haben recht, die Verfolger dieser neuerungslustigen Jugend, wenn sie uns Oberflächlichkeit vorwerfen, wenn sie sagen: Es sind junge, unreife Leute, voll Drang nach neuen Dingen, weil sie zu ungeschickt, zu träg, zu stolz sind, sich mit allen Kräften der alten zu bemeistern. Es ist ihnen zu langweilig, die bisherigen Zustände bis in ihr tiefes historisches Leben zu ergründen; die beliebten historischen Rezits, einige blendende wissenschaftliche Redensarten, die sie sich angeeignet, geben ihnen die Überzeugung tiefer geschichtlicher Einsicht. Die eigene innere Unlust, Dinge gründlich erschöpfend zu studieren, stachelt sie, alles, was da ist, abgelebt, veraltet, unvollkommen zu nennen. Einige Unvollkommenheiten, Vernachlässigungen, Mängel, die bei keinem irdischen Institute ausbleiben, dienen ihnen als Vorwand, alles für schlecht, jede Veränderung für notwendig zu erklären. In dem hohlen Revolutionslärm übertäuben sie das eigene Gewissen, das ihnen zuflüstert, wie sie die Zukunft im Grunde dem Zufall überlieferten, die Zivilisation auf eine unsichere Karte setzten, wie sie nicht die Fähigkeit besäßen, eine neue Gesellschaft zu erfinden, eine Gesellschaft mit den tausend kleinen Rädern und Walzen, deren Kenntnis das erschöpfendste, gründlichste, sorgfältigste Studium nötig macht. Solche Leute, trösten sie sich, werden sich finden, das gehört für die Maschinenmenschen, wir erfinden, wir ändern im großen, das Genie kümmert sich nicht um Hilfswissenschaften. Und diese Klasse der Revolutionärs

ist noch die beste, sie sucht nur dem eigenen Geständnisse der Unzulänglichkeit zu entfliehen, sie will sich selbst darüber täuschen, daß sie den schwierigen, mühseligen Weg der Kultur überspringt, sie hat noch Stunden des Zweifels, der Unsicherheit, und sie wird noch von der anderen, schlimmeren Hälfte vorgeschoben, die nichts will als rauben und stehlen im großen und kleinen. Diese letztere lebt in unbehaglichen Zuständen, sie ist zu träge oder zu ungeschickt, sie in bessere umzugestalten — jede allgemeine Änderung ist ihr willkommen. Je gewaltsamer, je größer, desto besser. Da öffnen sich Chancen, die außer dem Laufe des Herkömmlichen liegen, da gibt es allerlei Beute, die nicht mühsam lange vorbereitet zu werden braucht. Diese Stegreifritter des Wissens, des Herzens und schneller Hände, diese bilden die sogenannte revolutionäre Jugend."

Wenn die Leute dennoch recht hätten! Er stand an einer Straßenecke still. „Es ist freilich ein Räsonnement des Theaters," sprach er weiter, „ebenso oberflächlich, wie das, was sie oberflächlich nennen, ebenso einseitig, eine schnelle Antwort für den schnellen Frager, der die Bühne verlassen muß, weil man zur Verwandlung geklingelt hat. Aber wie sieht es aus in mir? Muß nicht ein jedes Individuum seine ganze Partei vertreten, muß es nicht all seine Verhältnisse, Stimmungen und Wünsche fortwährend den Forderungen der Welt, der Bildung gegenüberstellen, um zu prüfen, ob die neue Generation auf richtigem Wege sei? Ist es bloß persönliches Ungeschick, daß nichts in mir und um mich passen will, bin ich ein falscher Ausdruck unserer Jugend? Gehetzt lauf' ich durch die Tage hin, alles entwickelt sich mir zu langsam, überall finde ich Hindernisse, nur der Rausch, wie meine Liebe für Konstantien zu sein scheint, hält mich eine Zeitlang aufrecht, einsames Krankenlager wirft mich wieder in das Chaos zurück — kann das der rechte Weg sein?"

„Vorgesehen!" riefen plötzlich zwei Stimmen neben ihm.

Eine Tragbahre streifte an dem Träumer hin; sein Auge fiel auf einen Kranken, der ausgestreckt auf derselben lag. Entsetzt wendete er den Blick hinweg. Es war ein aufgeschwollenes, todblasses Frauengesicht, dessen vortretende Augen ihn mit einem gespenstischen Todesblicke anstarrten.

Jetzt fiel ihm ein, daß seine Krankenpfleger erzählt hatten, seit der Schlacht bei Iganie sei die Cholera unter den Polen zum Vorschein gekommen, das Pahlensche Korps habe sie aus Beßarabien mitgebracht, und jetzt wüte sie in Warschau. Die Träger hatten jenes kranke Weib niedergesetzt und reichten einander die Schnapsflasche, um sich für den weiteren Weg zu stärken. Dabei lachten sie, und auf die Kranke deutend, meinte der eine: „Sie geht aufs letzte Stadium los, wie der Doktor zu sagen pflegt, frisch Kamerad, daß wir sie noch lebendig ins Hospital bringen.“

Valerius schauderte, aber er konnte sich nicht enthalten, noch einen Blick auf das Weib zu werfen. Mit Entsetzen glaubte er zu bemerken, wie sich die schwarzen Todesschatten der Pest immer dichter um Augen und Schläfe legten, mit Entsetzen erkannte er in den verzerrten Zügen das Antlitz Ludmillas.

Auch sie schien sich eines Bekannten in ihm zu erinnern — bekanntlich bleiben die von dieser Pest Befallenen ihrer vollen Verstandeskräfte mächtig. Vielleicht wußte sie auch weiter nichts, als daß sie das Gesicht des jungen Mannes schon einmal gesehen hatte, und in dieser Todesverlassenheit, in den Händen stockfremder, roher Gesellen mochte ihr das schon Aufmunterung sein, irgend eine Hilfe anzusprechen. Kurz, sie arbeitete sichtbar mit den Händen unter der wollenen Decke und streckte endlich einen kreideweißen Arm heraus nach Valerius hin. Der hintere Träger, welcher mit seinem Gefährten eben die Last wieder aufheben wollte, sprang fluchend herbei und drückte den Arm wieder zurück. Valerius aber, vom krampfhaften Mitleide durch-

drungen, versprach den stier auf ihn blickenden Augen, er werde mitgehen.

Je näher sie dem Hospital kamen, um so größer wurde die Anzahl der Tragbahren, welche herbeigeschafft wurden. Aus allen Gäßchen kamen welche, und im Hofe des Krankenhauses stockte der Zug, weil die Vorderen nicht so schnell ihrer Last entledigt werden konnten, als die Hinteren nachdrängten. Da stand denn der ohnedies schon geistes- und körperkranke Deutsche, entsetzt von dem schrecklichen Anblicke der Verpesteten, welche sich zum Teil in der Todesangst aus den Bahren herauszuarbeiten trachteten, betäubt von dem wüsten Lärm der Träger, die sich schreiend zutranken, rohe Scherze zuriefen, ihre unruhigen Schützlinge unter die Decken drückten und das Ganze mit nicht mehr und nicht weniger Teilnahme behandelten, als trügen sie Kulissen und Garderobe für ein Schauspiel zusammen. Zu einer Seitentür des Gebäudes sah er einen Leichnam nach dem andern heraustragen und kopfüber in eine ungeheure Grube stürzen — wenn ein unglücklicher Kranker sich einen Augenblick aufrichten konnte, so sah er, was seiner wahrscheinlich in wenig Stunden harrte. Man machte für ihn Platz, und bald gab er denen Raum, die nach ihm kamen. Der Anblick eines Schlachtfeldes dünkte Valerius Erholung neben dieser Szene. Man könnte sagen, dort sieht der Tod und das Leiden gesund aus, und in dem Schmerzensgeschrei der Verwundeten bekundet sich noch eine Lebenskraft. Hier sah man nichts als faulen Tod, die betroffenen Opfer schwiegen größtenteils, nur aus den verzerrten, zu Schmerz versteinerten Gesichtern sprach die unendliche Qual. Und wenn man ein Wimmern hörte, so klang es so übermenschlich schmerzhaft, so unnatürlich jammervoll, als käme es aus einer fremden, in lauter Elend wogenden Welt, aus einer qualvollen Hölle.

Valerius schauderte im Innersten. So entsetzlich war ihm das Menschenleben noch nie erschienen, und gefoltert von

den Fragen der Gesellschaft, umgeben von dem Elende des Körpers, war er wohl zu entschuldigen, wenn er einen Augenblick dem Gedanken Raum gab: wozu das ganze Dasein dieser Art? So sehr ihm sonst die Verzweiflungshelden zuwider waren, die überall Zorn und Klagen gegen die Weltordnung ausstoßen, in diesen Augenblicken wußte er keinen Tadel gegen sie.

Beim Drängen am Eingange wurde eine Bahre umgestürzt; der Kranke fiel auf das Pflaster mit dem Gesicht nach unten. Ohne nachzusehen, was ihm begegnet sein könne, warfen ihn die Träger wieder auf sein Lager, und fort ging es, die Treppe hinauf. Der Begriff eines Menschen hört in solchen Zeiten auf, es gibt nur Gegenstände, deren man sich so schnell und so gut entledigt, als es eben gehen will.

Er kam endlich mit seiner armen Leidenden in den großen Saal des Krankenhauses. Es war kein Platz, und er mußte sich durch Geld die Aufmerksamkeit und Teilnahme eines Wärters erkaufen, um Ludmillen unterzubringen.

„Ich glaube, der Alte wird fertig sein,“ sagte dieser murmelnd vor sich hin, und schritt nach einem Winkel des weiten Gemachs. Valerius sah, wie er einen greisen Kopf in die Höhe richtete, die verworrenen grauen Haare hingen struppig bis über die weit offenen, gläsern herausstarrenden Augen. Das magere, knochige Gesicht war mit einer bräunlichen, grauenhaften Pestfarbe überzogen, der Schaum lag in einzelnen Tropfen auf den zusammengekniffenen, blauschwarzen Lippen.

„Ja,“ sagte der Wärter, indem er sein Ohr einen Augenblick an die Nase des entstellten Kopfes geneigt hatte, „der ist reif. — Heda, ihr faulen Schlingel, ihr werdet die Pest nicht versaufen mit eurem Branntwein; gebt einmal die Flasche her, na, der alte Krukowiecki und die Cholera sollen leben, macht hier Platz mit dem Alten, 's hat ihn lang genug gewürgt, andere ehrliche Leute wollen auch dran, sputet euch, bis ihr 'nunter kommt, ist er kalt.“

Diese Anrede galt ein Paar rotbackigen Burschen, welche das Geschäft der Totengräber versahen. Sie warfen den Alten auf ein paar zusammengenagelte Bretter und traten die letzte Reise mit ihm an. Ludmilla kam an seine Stelle. Ängstlich blickte Valerius über den weiten Saal, sein Auge suchte einen Arzt. Bett an Bett stand auf beiden Seiten, hier und da hob sich ein dem Tode verfallener Schmerzenskopf. —

„Ich will Ihnen den kleinen deutschen Doktor bringen,“ sagte der Wärter, „der versteht's am besten; wenigstens dauert's immer nicht lange: entweder 's hilft so, oder 's hilft so, aber wirken tut's immer. Man weiß doch immer bald, wie man dran ist — da kommt er just den Gang herauf, sehen Sie nur wie er hopst, munter ist er immer, als wenn er 'n Franzose wäre.“

Valerius eilte ihm entgegen. Zu seinem größten Erstaunen erkannte er Leopold. Dieser umarmte ihn stürmisch und hatte so viel tausend Fragen, und war so heiter und glücklich, als wenn er seinen alten Freund auf einem Balle wiedergefunden hätte. Soviel man sehen konnte, ganz der alte Leopold, wie er auf Grünschloß gewesen war.

Sein ernsterer Landsmann führte ihn aber ohne Verweilen an Ludmillens Lager und sprach: „Hilf, wenn du kannst.“

Leopold griff nach dem Pulse und entblößte dabei wieder den Arm der Kranken. — „Schöne Formen, schöne Formen!“ sagte er lächelnd zu Valerius. Die Kranke richtete die starren Augen auf den Arzt, als er die Hand auf ihre heiße, trockene Stirn legte; man glaubte, Schwerter darin zu sehen, die um das Leben fechten wollten. — „Hilfe!“ dies einzige, erste Wort rang sich von den blassen Lippen.

Valerius fühlte sich aufs schmerzlichste gepeinigt.

Der junge Arzt öffnete der Leidenden eine Ader und wendete alle die unsicheren Mittel an, welche damals gegen

diese unergründete Pest gebräuchlich waren. Dabei verfuhr er mit so großer Zuversicht und Sicherheit, das gespannte, krampfhafte Wesen der Krankheit schien wirklich in etwas nachzulassen, so daß Valerius einige Beruhigung schöpfte. Er fragte Ludmillen, ob er noch irgend etwas für sie tun könne, ob er Kasimir suchen solle — sie schüttelte heftig den Kopf und machte eine sanfte Bewegung mit der Hand, als wolle sie ihn nicht länger zurückhalten. Er versprach, mit dem Arzte bald wiederzukommen, und verließ am Arme Leopolds den Saal. Nachdem er ihm über seine bisherigen Schicksale, den verwundeten Arm und die schöne Kranke den nötigen Aufschluß gegeben hatte, überschüttete ihn dieser mit Erzählung der eigenen Schicksale. Denn nur die Neugier war einen Augenblick größer gewesen als seine Geschwätzigkeit. Valerius unterbrach ihn jedoch noch einmal mit der dringenden und ernsten Frage, ob er sich auf die gegen Ludmillens Krankheit getroffenen Maßregeln verlassen könne, ob Leopold sichere Einsicht in diese Krankheitsverhältnisse besitze, ob man nicht vielleicht noch einen älteren Arzt zu Rate ziehen möchte? Aber der Kleine unterbrach ihn lächelnd. Es war noch jenes alte artige Gelächter, worin so viel Kindlichkeit, gutmütiges Wesen und Bonhomie lag, daß es niemand übelnehmen konnte.

„Du bist noch derselbe gewissenhafte Kauz," sprach er unter diesem Lachen, „der die Medizin in Ordnung und Notwendigkeit eingesperrt wissen will wie die Logik. Die Welt mag ein Exempel sein, aber wir haben keinen Rechnenknecht dazu und können's nicht lösen, drum ist es wohl besser, sie für eine große Poesie zu halten, deren Prinzipien uns unbekannt sind, und die wir ohne Prüfung genießen sollen, so gut wir eben können. Sieh, das ist am Ende in wenig Worten die Ausbeute meines Lebens, seit ich dich nicht gesehen habe. Oder richtiger: ich bilde mir's diesen Augenblick ein, solch eine Ausbeute gewonnen zu haben, denn ich muß

dir ehrlich gestehen, ich hab' eigentlich nichts gelernt in der sogenannten Lebensphilosophie, was man so lernen nennt. Das heißt, ich bin noch immer zu keinen Prinzipien gekommen, und als ich neulich William begegnete, da sagte er nach der ersten Viertelstunde, ich wäre noch immer der alte Taugenichts, der zwecklos und somit tugendlos in die Welt hineinlebte. Gott weiß, ob er recht hat, aber ich kann nicht anders, wenn ich nicht alle Freude aufgeben soll, und das wäre am Ende doch auch sündlich, da die ganze Welt voll Freude ist, und es sie mißbrauchen hieße, wollte man ihre Hauptsache von der Hand weisen. Du bist immer gut gegen mich gewesen, du wirst mich deshalb nicht so hart angehen, und deinen Belehrungen will ich immer Folge leisten, o, ich freue mich über alles, dich alten, lieben Valerius wiedergefunden zu haben; es war mir oft ängstlich, so ohne meinen guten Schulmeister leben zu müssen. Du weißt zwar, daß ich leicht und bequem mit den Menschen verkehre, daß ich mir alle Tage einen guten Freund erwerben kann, aber es ist doch keiner wie du, nein, wirklich, wenn du auch lachst, keiner wie du. Dein Ernst ist sanft, und wenn du lachst, dann weiß ich gewiß, es ist alles in Ordnung, und ich darf tüchtig mitlachen, ich fühle mich so sicher in deiner Nähe! Und wenn die Leute sagen, ich sei leichtsinnig, du aber weißt, was ich treibe, und nicht eben darüber schiltst, dann kümmert mich das Gerede der Leute nicht. Nun höre, was ich getrieben habe. Aber laß uns hier bei Lessel eintreten, du mußt etwas genießen, damit dir der Choleraschreck nicht schadet — ja, apropos, ich bin davon abgekommen, dir von der Cholera und unserer Heilung derselben zu sprechen. Du weißt, ich bin in allen Dingen für die Poesie dieser Dinge, und weniger für ihre strenge, ausgerechnete Wissenschaft. Du glaubst nicht, wieviel bloße Poesie in unserer Heilkunst steckt. Darum lieb' ich sie. Wie jeder Mensch seine individuelle Dichtung in sich trägt, so jeder Arzt seine eigene Medizin. Der menschliche

Leib ist uns der Kosmos, das verkleinerte All, ihm gelten unsere Sonette und Kanzonen: das sind die künstlichen aus Tausenderlei zusammengesetzten Rezepte, in welchen unsere Gelehrsamkeit brilliert; die vielfältigen, meist unschuldigen Stoffe paralysieren sich gegenseitig, das Resultat des Sonettenrezepts ist bloß unser Ruhm. Ihm gelten ferner unsere Epen und Romane; sie sind das Fundament des ärztlichen Lebens, sie bringen die stehende Beschäftigung, das stehende Einkommen: das sind die sogenannten großen und langen Kuren. Die Krankheit nämlich ist unser Dichtungsmotiv, das bilden wir aus nach allen Seiten, wir betrachten, wir dehnen es rechts, wir dehnen es links, und je mehr Jahre darüber hingehen, desto reifer wird das Kunstprodukt — ein schlechter Arzt, der nicht einige Scottsche Romane unter seinen Kuren aufzuweisen hat. Er bereitet sich den Roman in der Vorrede aus unscheinbaren Materialien, das heißt: er begegnet dem Patienten in spe auf einem Spaziergange und unterhält sich mit ihm über Krankheitsmöglichkeiten, später beruht seine Kunst darin, die Parteien des Stoffs in feindliche Berührung miteinander zu bringen, das gibt die Spannung, und nun kommen die epischen Rezepte. Epische Rezepte stammen gewöhnlich aus den Kolonien, aus den Äquatorgegenden, wo die Sonne brünstig auf der Erde ruht und die fabelhaften Gewächse gedeihen, die den besten nordischen Magen in zehn Minuten außer Vernunft setzen können. Zwei, drei solche Rezepte, in denen etwa der spanische Pfeffer die Rolle der pikanten Figur des Romans spielt, zwei, drei solche Rezepte, Freundchen, bringen den Roman auf die Höhe des Interesses. Nun ist die Gefahr da. Held, Verwandte, Freunde, Zuschauer sind jetzt hinlänglich beschäftigt, nun läßt der Arzt dem Stoffe seinen Lauf, er ist bereits unentbehrlich geworden, wie der Romanschreiber in der Mitte des zweiten Teils, es kommen einige Ausfüllrezepte, sanft lyrische Akkorde, welche den allzu schnellen, wilden Verlauf ein wenig mäßigen,

und man nähert sich langsam dem Schlusse. Hier kommt es nun wie beim Romantiker darauf an, ob sich die zu Anfang und bei der Hauptschürzung gebrauchten Stoffe und Motive nicht gegeneinandergestellt haben, ob eine Versöhnung möglich ist. In diesem Falle schließt das Ganze mit gelinden Stärkungen, kleinen nützlichen Sprüchen, die man in der Ästhetik Gnomen nennt, und die sich am Ende in medizinische Diätsregeln auflösen. Der Kranke geht zum ersten Male wieder aus, wenn er auch etwas bleich ist und den Stock braucht. Hierbei öffnet man nur noch die Perspektive, der Roman ist zu Ende, und die Mitspieler rufen wie in den alten Komödien des Plautus und Terenz: Plaudite omnes, das heißt: Bezahlt und preist den Arzt, den Künstler aufs beste. Sind jene Stoffe und Motive aber unversöhnlich, nun, dann schließt die Sache mit dem tragischen Chor der Griechen, und das poetische Interesse ist um so größer, der Held ist dem Fatum erlegen. Honorar und Beifall sind ebenso groß. Was nun aber die Cholera betrifft, um wieder auf besagten Hammel zu kommen, denn ich sehe, du wirst ungeduldig, so behandeln wir selbige epigrammatisch. Ein glücklicher Augenblick, ein glückliches Wort, ein ungewöhnlicher, plötzlicher genialer Versuch des Arztes — das gibt dem Dichter das Epigramm, dem Arzte das Mittel gegen die Cholera. Das Epigramm heilt selten, wie du weißt, aber es trifft den empfindlichen Punkt; Leben und Tod steht in Gottes Hand, sagen wir; das schnelle Ende ist ebenfalls ein Zeichen, daß wir auf rechtem Wege waren, es ist Schickung, daß die Natur gerade den negativen Pol und nicht den positiven Pol berührt hat. Diese epigrammatische Behandlung ist ebenfalls sehr künstlerisch, schon Goethe sagt im Faust:

Wir sind gewohnt,
Daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehen. —

Der Mediziner ist der Faust der Materie. Er ver-

schreibt sich dem Teufel, um das Wesen der Natur zu ergründen. Der Teufel besteht nämlich in den verborgenen Kräften derselben.

Uff, setz dich hierher, altes Brüderchen, laß mich ausreden, es gibt sonst ein Unglück, ich fühle alle meine Studien und Betrachtungen auf der Zunge. Wenn ich dir den jetzigen Zustand unserer Medizin schildern sollte, — denn das müßte ich, um dir unsere Behandlung der Cholera darzutun — so wäre eine Darstellung der ganzen Kulturgeschichte notwendig. Erschrick nicht, ich begnüge mich mit einigen Strichen, die letzten Jahrhunderte zu bezeichnen. Die Medizin ist immer abhängig von dem Zustande der laufenden Bildung, so wie es denn nach deinen eigenen Worten keine vereinzelte Erkenntnis gibt. Alles hängt an dünnen, oft kaum sichtbaren Fäden zusammen. Die Philosophie lernt von der Naturkunde, die Naturkunde von der Philosophie, und die Medizin ist ein Dekokt aus beiden. Die Geschichte der Medizin läßt sich am tiefsten aus einer Geschichte der Philosophie studieren, — aber die Cholera ist gekommen, alle entdeckten Gesetze sind an ihr gescheitert, Hegel persönlich ist von ihr weggerafft worden, die Wissenschaft steht wieder vor ihr wie vor einem dunkeln Vorhange. Diese Cholera ist eine vollkommen neue Manifestation der Welt, es muß erst wieder eine neue Poesie kommen, um sich ihrer zu bemächtigen, damit einer neuen Wissenschaft die Augen geöffnet werden. Die Sprache dieser Pest ist unserer Gelehrsamkeit unverständlich, sie paßt in keines unserer Wörterbücher, das Glück und das Genie schnappt hier und da ein Wort auf und rettet einen Menschen, aber an Gesetze dieses neuen Idioms ist nicht zu denken, wir warten wie die Juden auf den Cholera-Messias."

„Du bist ein systematischer Narr," erwiderte Valerius auf die lange Provokation, „aber der Schluß ist mir zu ernsthaft, um über deinen Gallimathias zu lachen, ich muß einen andern Arzt für Ludmillen suchen."

„Ich schwöre dir's, Freund, der Klügste wie der Dümmste ist vor dieser Krankheit gleich klug; sie ist das neue Welträtsel, und das wird nicht in acht Tagen gelöst; das Mädchen ließ sich gut an, du mußt es dem Zufall überlassen — die Cholera ist ein Spott der Gottheit über das absolute Wissen der Menschen, sie wird den Pietismus befördern und die Unverschämtheit zügeln, trink, lieber Valerius, trink, du bist noch ganz blaß."

Valerius trieb den kleinen Schwätzer nach dem Lazarett, das Schicksal Ludmillens beängstigte ihn um so mehr, da er die Unzulänglichkeit der Medizin gegen die Krankheit schildern hörte. Er selbst wollte unterdes bei Stanislaus' Vater eine Visite machen, und um jeden Preis Konstantien Nachricht zu geben suchen. In Lessels Konditorei, die sie eben verließen, wollten sich die Freunde nach ungefährem Verlauf einer Stunde wiederfinden.

Valerius war sehr gespannt, wie er den alten Grafen treffen würde. Das Schicksal des Landes hatte sich gewaltig umgestaltet, halbe Maßregeln schienen mehr als je verderblich. Nach der Schlacht von Ostrolenka war Skrzynecki ohne Aufenthalt nach Warschau gefahren, um der erste Bote zu sein, den Reichstag auf das günstigste vom Zustande der Dinge zu unterrichten, die Nachteile der Schlacht soviel als möglich zu verdecken. Es war ihm auch gelungen; der Tag von Ostrolenka konnte ihn den Oberbefehl kosten, aber der Reichstag und die Regierung bezeigten ihm ein ungeändertes Vertrauen und ließen das Schicksal des Krieges mit den ermunterndsten Ausdrücken in seinen Händen.

Der alte General Malachowski sammelte die Trümmer der auseinandergerissenen Armee, die versprengten Truppen fanden sich aus eigenem Antriebe wieder zusammen, Diebitsch verfolgte seine etwaigen Vorteile nicht weiter, da sein Truppenverlust noch größer gewesen war als der des polnischen Heeres. Er rückte nach der Weichsel hin und schien die

Verhältnisse abwarten zu wollen, ob sich ein Übergang bewerkstelligen ließe. Bei Beurteilung dieses Mannes, soweit diese die militärische Seite des polnischen Krieges betrifft, muß der Historiker sehr vorsichtig verfahren, und die geringen Erfolge des Feldzugs nicht ohne weiteres dem Ungeschick des Anführers zuschreiben. Bei einem genauen Blicke ins russische Lager stellen sich vielerlei verwickelte, lähmende Zustände dar: das russische Nationalinteresse ist keineswegs so indifferent, daß es ihm vollkommen gleichgültig wäre, unter einem Ausländer zu fechten. Eifersüchteleien der Art, nachlässig ausgeführte Befehle von seiten der russischen Generale kommen in Fülle vor. Zu Petersburg hatte man keinen Maßstab für die moralische Kraft eines auf den Tod kämpfenden Volkes, man schrieb es dem mangelhaften Eifer oder der unzulänglichen Geschicklichkeit des Heerführers zu, daß die Insurrektion nicht gedämpft werden könne, man schickte Paskiewitsch, um Diebitsch zu unterstützen. Dieser konnte in solcher Maßregel nicht wohl etwas anderes als seine halbe Absetzung erblicken, der Übergang über die Weichsel war äußerst bedenklich, weil man dadurch die Kommunikation mit Rußland völlig verlieren konnte, die Cholera wütete im Heere, und so sah man Diebitsch von allen Seiten gelähmt, niedergeschlagen in seinem Lager sitzen. Da ergriff ihn die Cholera selbst und raffte ihn hinweg. Paskiewitsch, der bald darauf eingetroffen war, hatte mit plumper Zuversicht das Heer ohne weiteres über den Fluß geführt, Skrzynecki hatte nicht das mindeste dagegen getan, sogar all die kleinen Vorteile verschmäht, die bei solch einem Kriegsereignisse zu erringen sind, auch wenn der Übergang selbst nicht gewehrt werden kann. Die Russen rückten nun auf dem linken Weichselufer gegen Warschau heran, und die polnische Armee wich von Position auf Position zurück.

So standen die Sachen, als Valerius seit langer Zeit zum ersten Male wieder das Palais des Grafen betrat. Der

Herr des Hauses war schon am frühen Morgen aufs Landgut hinausgefahren. Das war dem Deutschen eigentlich erwünscht, denn es gewährte ihm die beste Gelegenheit, auf dem Landgute selbst zu erscheinen. So hoffte er, auf das bequemste wieder in Konstantiens Nähe zu gelangen. Als er eilig aus der Tür des Palastes trat, rannte ein hastig Vorübereilender gegen ihn und stieß ihn schmerzlich an den wunden Arm, welchen er in der Binde trug. Der heftige Schmerz preßte ihm einige harte Worte aus, der Vorüberstürmende blickte sich heftig um — es war das wilde Gesicht Slodczeks, das dem Verletzten trotzig in das Auge blickte.

Leopold war noch nicht in der Konditorei, als Valerius dort ankam. Er las Journale, um sich über die Stimmung des Volks zu unterrichten, da in seine Krankenstube nur Einzelnes, Unvollständiges gedrungen war. Überall fand er die heftigste Entrüstung gegen Skrzynecki und die Untätigkeit des Heeres, überall fanatisches Lob des alten Krukowiecki, der als Gouverneur von Warschau eine rastlose, energische Tätigkeit entwickelte.

Ein Geräusch auf der Straße zog ihn vom Lesen ans Fenster. Ein hoher Offizier ritt langsam daher, die Leute, welche sich eben auf dem Wege befanden, waren überall stehen geblieben, schwenkten die Hüte und Mützen und riefen laut. Valerius öffnete das Fenster, um die Worte zu verstehen — „in die Schlacht, in die Schlacht, Vater,“ waren die ersten Worte, welche er vernahm. Mit Staunen erkannte er in dem vorüberreitenden Offizier jenen alten graubärtigen Mann wieder, welchen er auf dem Balle beim Grafen Kicki gesehen, den Stanislaus mit soviel Aufmerksamkeit und Teilnahme die Treppe hinab begleitet hatte. Seine harten, finstern Züge waren in diesem Augenblicke durch eine gleißende Freundlichkeit geglättet, das schnelle, graue Auge flog wie ein spielender Raubvogel links und rechts unter die

immer größer werdende Menge. „Hilf, Krukowiecki, Vater Krukowiecki hilf uns!“ rief man von allen Seiten. Zu seinem Erstaunen sah Valerius seinen kleinen Mediziner mitten unter den Schreiern, er schwenkte sein weißes Hütchen, und mit dem ihm eigentümlichen Lächeln, das halb gutmütig, halb ironisch, immer aber einnehmend aussah, schrie er tapfer mit: „Hilf, Krukowiecki, Vater Krukowiecki, hilf uns!“

Der Angerufene sprach etwas zum Volke, er war aber schon zu weit entfernt, als daß man es am Fenster der Konditorei hätte verstehen können. Jubel und Vivatrufen des Volkes kam hinterdrein.

„Das also ist Krukowiecki!“ sagte der Deutsche vor sich hin, „ein unheimlicher Mann des Volkes für mich, ich weiß selbst nicht warum — was fällt denn dir ein, du unverbesserlicher Narr,“ rief er dem eintretenden Leopold zu, „mit dem Volke zu schreien, was hast du denn für ein Interesse an Krukowiecki?“

„Ich lache und rufe,“ erwiderte dieser, „mit allen aufgeweckten Leuten, 's ist immer etwas Munteres und Belebendes für mich darin, wenn die Menge jemand zujauchzt, etwas verlangt; die Äußerung ist so natürlich, man vergißt einen Augenblick unser künstliches Staatsleben — und dieser Krukowiecki hat ein so interessantes Gesicht, ich sage dir, Freundchen, in diesem Gesicht liegt ein ganzes Stück Weltgeschichte.“ —

„Wenn's nur ein gutes ist.“ —

„Ja, das ist die Frage. Du weißt, ich habe solch einen gewissen physiognomischen Instinkt: dies eckige, starre Gesicht, dieser brutal heroische Kopf, der sich in den Nacken zurückwirft, bedeutet etwas Wichtiges.“ —

„Was macht die Kranke?“

„Nichts, mein Lieber, gar nichts.“ —

„Sie ist doch nicht —“

„Nein, sie ist nicht mehr, das heißt, sie ist dem Geheim=

nis der modernsten Philosophie, der ostindischen Pest verfallen, in populärer Sprache: sie ist tot — keine Vorwürfe, Lieber, die besten Ärzte haben sich mit ihr beschäftigt nach unserem Weggange, sie haben alle Systeme probiert und der Cholera tapfer beigestanden — wir wandeln hier in einem dunkeln Tale, das neue große Geheimnis, das aus Kalkutta gekommen ist, lehrt uns wieder, daß wir nicht wissen, in welchen Atomen das Leben besteht. Wenn wir erst etwas Lebendiges erschaffen lernen, etwas, das Puls und Odem von uns empfängt, dann wollen wir der Medizin die Anmaßungen vergeben.“ —

„Kasimir!“ rief Valerius, aus einem traurigen Nachsinnen auffahrend — der junge Wolhynier trat nämlich eben ins Zimmer — „wissen Sie, wo Ludmilla ist?“

Kasimir zog die Stirn zusammen.

„Im Grabe ist sie.“

„Was?“

Und nun folgte rasch die Erzählung. Der Wolhynier schwieg noch eine Weile, als sie beendigt war. Dann ergriff er rasch Valerius' Hand: „Sie werden mich verdammen, Herr, und Sie haben vielleicht nicht unrecht. Ludmilla kam aus den dreisten Händen des Russen in die meinen, sie hatte keine Schuld — aber — mit meiner Liebe war es aus, ich verließ sie — zu was anderem, Wichtigerem, aber hier ist nicht der Ort, vermeiden Sie überhaupt in diesen Tagen dies Haus.“ —

Valerius überhörte die letzten Worte, sagte Leopold Adieu, unterrichtete ihn, wo er zu finden sei, und ging mit Kasimir.

„Wir sind bei einer bedenklichen Krise angekommen,“ hub dieser mit leiser Stimme an, als sie auf der Straße waren, „haben Sie vorhin Krukowiecki durch die Straßen reiten sehen? Ich fürchte, ich fürchte, mit diesem Streicheln der Menge pflegt er nicht nur seine Eitelkeit, sondern be-

reitet seinen stolzesten Plänen ein Fest. Ich glaube, es muß etwas von unserer Seite geschehen, ich spreche offen und rückhaltslos zu Ihnen. Alles ist bei der Armee, was dem Treiben Krukowieckis entgegenarbeiten könnte, mich führt ein zufälliger Auftrag nach Warschau, ich habe in diesem Augenblicke niemand, dem ich meine lebhafte Besorgnis mitteilen könnte, ich glaube, Ihr Herz und Ihre Ansichten zu kennen, bieten Sie mir die Hand, vielleicht können wir mancherlei abwenden."

Valerius gestand, daß er jetzt völlig außer genauer Kenntnis der Verhältnisse sei, er wisse nicht, worauf dieser Eingang hinausgehen solle.

„Sie sind ein Demokrat," fuhr Kasimir fort, „ich bin es auch — glauben Sie nicht, daß ich Mißbrauch mit diesem Worte treibe. Ich habe es Ihnen angemerkt, daß Sie viele Täuschungen der Art in unserem Lande erfahren haben, geben Sie uns deshalb nicht auf, Sie finden Repräsentanten für alles unter uns. Eine allgemeine, gleichartige Ausbildung wurde durch die Herrschaft der Fremden unmöglich gemacht; es ist nicht zu verwundern, wenn sich die verschiedensten Richtungen unter uns finden. Mein schweizerischer Lehrer hat mich die größte Unbefangenheit in Rücksicht auf Parteien und Zustände gelehrt, vergeben Sie's, wenn Sie hier und da einen Rest nationalen Leichtsinns an mir entdecken, ich bin jung, und es ist gar schwer, das Temperament, die Atmosphäre jedes Landes nach den Forderungen, selbst nach den eigenen Forderungen der Bildung zu fügen. Man kann im Grunde nicht mehr verlangen, als daß ein jeder den lebendigen Willen dazu habe, und, glauben Sie mir, den habe ich. Vielleicht gestehen Sie mir später zu, daß ich unbefangener bin als Stanislaus; denn ich habe es wohl bemerkt, wie Sie mißtrauisch auf ihn blicken, obwohl er zu unsern kultiviertesten jungen Edelleuten gehört. Sie werden nicht leicht ein Land finden, wo die Bildung so eifrig an=

erkannt und geschätzt wird, als Polen, vergeben Sie uns bei der Beurteilung auf einen Augenblick die nationalen Leidenschaften, welche dem Fortschritte so vielfach hindernd in den Weg treten.

Und nun näher zur Sache! Wir mögen noch so eifrige Volksfreunde sein, nimmer können wir es für wünschenswert halten, das Regiment unmittelbar in den tausend Händen der Menge zu sehen. Und ich fürchte, darauf geht es hinaus. Ich setze nicht den entferntesten Zweifel in den unbegrenzten Patriotismus Krukowieckis, aber ich bin dennoch überzeugt, er bietet in diesem Augenblicke nur alles auf, um Skrzynecki zu stürzen, selbst mächtiger, gewaltiger zu werden. Solange ich in Warschau bin, beobachte ich diesen Mann, er ist von glühenden Leidenschaften getrieben, man sollte also meinen, er könne sich nicht verbergen, und dennoch darf ich nicht sagen: Ich kenne ihn. Die jedesmal hervortretende Leidenschaft scheint im Augenblicke ihrer Tätigkeit die allein herrschende seines Wesens zu sein, die Größe der Affekte verbirgt den eigentlichen Charakter des Mannes mehr, als sie ihn enthüllt. Nie aber habe ich diese Sättigung in seinen Zügen gesehen wie heute. Irgend ein drohender Streich muß bereits ausgehoben sein. Warschau ist in der bedenklichsten Aufregung; das konnte nur einem entgehen, der wie Sie zum ersten Male seit vielen Wochen aus der Krankenstube tritt. Die Entrüstung ist allgemein, daß Skrzynecki fortwährend ohne Widerstand dem Feinde weicht; die Entrüstung ist gerecht, ich teile sie vollkommen; aber ein Aufstand, wie er in diesen Straßen droht, ist nicht das Mittel. Unordnung erzeugt keine Vorteile. Wie es nun immer zu gehen pflegt bei Völkern, die lange unter grausamem Drucke schmachten, alles Unerwünschte bildet sich in Gemütern zunächst in Mißtrauen, in Verdacht aus. Wo der Fortgang zögert, da fürchtet man russischen Einfluß. Das ist das Entsetzlichste unserer Sklaverei, daß sie alles gesunde Vertrauen in die

bewährtesten Patrioten tötet. Ein Teil dieses Unglücks kommt mit jeder Sklaverei, aber das förmliche System der russischen Bestechung, wie es von der Katharina angefangen hat, ist schlimmer als alles, was anderswo derartiges ein Volk gelähmt hat. Nun hat sich mancherlei zusammengefunden, den Verdacht des Volkes zu steigern; das Benehmen der Generale Jankowski und Bukowski, welche damals Turno im Stiche ließen, als ein russisches Armeekorps mit Leichtigkeit vernichtet werden konnte, war höchst auffallend und beunruhigend. Diese und andere sitzen noch in Warschau, es erfolgt kein Urteilsspruch, das Volk glaubt Leute protegiert, in denen es die abscheulichsten Verräter des Vaterlandes sieht. Der Feind rückt täglich der Hauptstadt näher, eine kräftige, glühende Armee tut keinen Schwertstreich, Warschau ist in den Händen dessen, welcher ein leidenschaftlicher Gegner des Generalissimus ist — zweifeln Sie noch, daß wir bei diesen bedrohlichen Elementen täglich einen gefährlichen Ausbruch des Volksunwillens zu fürchten haben?

Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, ich bin ein eifriger Besucher der patriotischen Klubs und kenne die Stimmung. Wenn ich auch das wilde, ungeordnete Drängen unserer Demagogen gar nicht billige, so muß ich doch den Ursprüngen ihrer Meinung recht geben. Lassen wir die Frage ungelöst, ob es ratsam war oder nicht, den Bauer plötzlich und ganz von aller Hörigkeit zu befreien; die Sache, einmal in Anregung gebracht, von der allgemeinen Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, mußte ein genügenderes Resultat geben, als sie gab. Die demokratische Jugend hat die Revolution geschaffen, sie ist groß, groß an Anzahl, der Kern des Heeres, ihre Meinung ist weit und tief verzweigt in die Nation, sie konnte mit Recht einen Anteil an der neuen Regierung verlangen. Sie hat sich ihn ertrotzen müssen von der aristokratischen Partei, und die späte Aufnahme Lelevels in die Regierung hat sie belehrt, daß von

dem guten Willen der alten Aristokraten nicht das mindeste zu erwarten sei. So stehen wir in diesem Augenblicke bedrohter als je zwischen den Extremen, und alle vermittelnden Schattierungen treten jetzt völlig in den Hintergrund. Was ist zu tun? Sie kennen Stanislaus' Vater genau, wollen Sie mit mir zu ihm eilen? Wir finden bei ihm eine große Anzahl bedeutender Männer, die stolze, eigentliche Aristokratenpartei, und die Humanitätsaristokraten, wie ich sie nennen möchte, unsere Doktrinärs und alles, was nicht direkt zu den Männern des Klubs gehört, erscheint fast täglich in seinem Hause."

„Er ist nicht in der Stadt, sondern auf seinem Landgute."

„Ich weiß das; eben dort versammelt sich die wichtigste Gesellschaft. Lassen Sie uns einen Wagen nehmen und hinausfahren."

Dieser Vorschlag war Valerius sehr angenehm. Nach einer Viertelstunde rollten sie schon aus dem westlichen Tore der Stadt über die Ebene hinweg. Das Landgut lag eine halbe Meile seitwärts von der Straße, die nach Lowicz führt, in einer freundlichen Birkenwaldung. Es war später Nachmittag, als sie ankamen, die heiße Sonne des August lag drückend auf der Gegend, und die schattigen Gärten, welche den Landsitz umgaben, winkten ihnen einladend. Sie fanden die Gesellschaft in den dunkleren Partien des Gartens; bei der ersten Gruppe, welche sie trafen, befand sich der Graf. Es war leicht zu erkennen, wie ihn der Anblick des Deutschen nicht eben angenehm überraschte, sein feiner Weltton bedeckte jedoch schnell den flüchtig erscheinenden Ausdruck des Mißbehagens mit den höflichen Zügen des zeremoniösen Wirts. Das Vorstellen Kasimirs, dessen unumwundene Erklärung, was ihn herführe, verdrängten schnell alle übrigen Interessen, eine stürmische Diskussion begann, bald dieser, bald jener der Anwesenden trug den ab- und zugehenden Bedienten auf, das Anspannen und Vorfahren zu bestellen.

Es waren wirklich bedeutende Repräsentanten der damaligen höheren Gesellschaft Polens zugegen, und fast alle Schattierungen waren vertreten. Ein ernster, sinnender Mann ergriff zuerst das Wort und erklärte mit sehr gewandter Motivierung und nachdrücklicher Rede, daß die Unzufriedenheit des Volkes keineswegs grundlos sei, daß man ernsthaft und schnell mancherlei ändern müsse. Es war dies Bonaventura Niemozewski, welcher den nächsten Übergang zur Volkspartei bildete. Sein Bruder Vinzenz, von kleinerer Statur, mit einem blassen, von Nachdenken und Studien gefurchten Gesichte, schloß sich ihm an. Er tat dies aber seiner Natur gemäß mit sehr viel Schonung, vielfachem Vorbehalt und in mehr künstlichen als energischen Worten. Diese beiden Brüder waren Häupter einer Richtung im Reichstage, welche man im Vergleiche mit ähnlichen Erscheinungen des französischen Parlaments die doktrinäre nennen dürfte. Ihr Verlangen, geschichtliche Einrichtungen nicht ohne weiteres dem rationellen Ermessen unterzuordnen, ihre Berufungen auf die englische Verfassung und ihre große Vorliebe für dieselbe charakterisierten sie. Eine hervorstechende historische Gelehrsamkeit jeder Art und ein wohl durchgearbeitetes Element humaner Kultur zeichnete sie aus.

Dem Verlangen Bonaventuras opponierte sogleich mit großer Lebhaftigkeit ein schlanker, glänzender Mann mit jenen Maintiens und kurzen, stolzen Bewegungen des Kopfes, die den Vornehmen par excellence eigen zu sein pflegen. Es war Gustav Potocki, und er repräsentierte die Spitze der ultra-aristokratischen Koterie. Ein sehr edel und einnehmend aussehender Greis von feinen, sanften Manieren, die mehr das Edle als das Vornehme ausdrückten, milderte Ansicht und Ausdrücke des stolzen Potocki, obwohl er selbst zur Partei desselben gerechnet wurde. Dieser Greis war der Fürst Adam Czartoryski. Ein dritter Mann, welcher seit einiger Zeit mehr zu dieser aristokratischen Richtung hinneigte, als

man von ihm erwartet hatte, ja mehr, als ihm eigentlich selbst natürlich war, schloß sich in diesem Augenblicke lebhaft und mit vielem Feuer den Worten Bonaventuras an. Es lag so viel Imponierendes in seinem Benehmen, seinen Mienen, seinen Ausdrücken, daß man leicht davon auf sein Amt schließen konnte, in welchem er diese Art von Repräsentationen vielfach geübt hatte. Er saß nämlich auf dem Marschallstuhle des Reichstags, und ihm gebührte das wichtige Verdienst, die Verhandlungen dieses Staatskörpers in einer so stürmischen, revolutionären Zeit mit einer bewundernswürdigen Humanität, Unparteilichkeit und Kraft, ja mit einer Größe geleitet zu haben, wie sie selten in der Geschichte angetroffen wird. In Ladislaus Ostrowski spiegeln sich alle Vorzüge eines modernen Polen ab, und von den Fehlern desselben finden sich nur die unbedeutenden an ihm. Kein übermäßiger persönlicher Ehrgeiz, kein Standesvorurteil, kein Fanatismus irgend einer Art darf ihm vorgeworfen werden, und nur kurze Zeit hat er sich vielleicht zu weich und nachgebend gegen Standesgenossen wie Gustav Potocki und ähnliche bewiesen. Er ist einer der glänzendsten Charaktere jener Revolutionszeit, und nur der neben ihm stehende Bruder Anton Ostrowski übertraf ihn an unerschütterlich gleichmäßigen Grundsätzen patriotischer Tugend und an einer Popularität von patriarchalischem Gepräge. Diese beiden Brüder umfassen in ihren Persönlichkeiten die schönsten Ausdrücke von polnischem Patriotismus. Während Ladislaus den ganzen adeligen, chevaleresken, liebenswürdigen, glänzenden Teil der Nation darstellte und alles, was zu diesem gehörte, fesselte und hob, nahm Anton, als Kommandant der Nationalgarde, beinahe völlig die Stellung Lafayettes in Frankreich ein, repräsentierte die edelsten demokratischen Ansichten, war Abgott der Bürger im engen Sinne des Wortes.

Es war natürlich, daß er ohne Umschweife die Partei Niemojewskis ergriff, ja noch darüber hinausging. Seine

ernsten, traurigen Worte über den Zustand des Vaterlandes machten auf alle, selbst auf Potocki und den Herrn des Hauses einen tiefen Eindruck, und es herrschte noch ein langes Schweigen, als er schon weggegangen war, um eiligst nach Warschau zurückzukehren.

Valerius hatte in Betrachtung dieser Gruppe alles übrige vergessen, und erst, als die Leute sich trennten, und alle nach der Stadt aufbrachen, dachte er daran, sich nach Konstantien umzusehen. Wie es zu gehen pflegt, hatte das Gerücht von drohenden Vorfällen sich dahin verwandelt, daß alle glaubten, es sei schon Trauriges vorgefallen. Der Herr des Hauses, die Staatsmänner fuhren eiligst nach Warschau, und was an unwichtigen Besuchen da war, lief erschrocken und fragend durcheinander. Kasimir war mit dem Grafen Heinrich Ostrowski nach der Stadt gefahren und hatte Valerius dringend gebeten, sogleich nachzukommen. Dieser eilte in das Schloß und fragte nach der Fürstin. Ein vorübereilender Bedienter deutete auf die offene Saaltür.

29.

Der Saal war leer. Durch die dem Eintretenden gegenüberliegende Tür eilten eben noch ein paar Gestalten, wie es schien, von den beunruhigenden Gerüchten davongejagt. Valerius hörte aber dennoch deutlich die muntere, lachende Stimme Konstantiens. Er trat tiefer ins Gemach und erblickte nun einen Balkon, der auf den Garten hinaus ging, ein leichtes, flatterndes Dach von gestreiftem Stoffe beschattete ihn. Dort saß die Fürstin halb nach der Gegend, halb nach dem Saale zugekehrt, wenn sie die Augen wendete, so mußte sie gerade auf Valerius blicken, der schweigend, in ihrem Anschauen verloren, stehen geblieben war. Der weißseidene leichte Schal flatterte wieder um ihre Schultern, aber heute war er keine Freudenflagge. Vor ihr saßen zwei Männer

mit dem Rücken nach dem Innern des Saales. Das Gespräch zwischen den drei Personen bewegte sich in jenen kleinen französischen Kreisen um ein holdes Nichts, das die Konversation dieser Art mit zierlichen, antithetischen oder sonst kokettierenden Phrasen behängt. Es war das Spielen mit den Schalen und Hülsen der Sprache, wie sich's die sogenannte gute Gesellschaft angeeignet hatte. Da man diesen höheren Geselligkeitston zumeist aus Frankreich entlehnt hat, und er dort unter einem Regenten seine höchste Ausbildung erhielt, welcher alle Tätigkeit und Macht des Staates in sich vereinigte und jedes Mitdenken und Mitwirken der übrigen, selbst der höheren Mitglieder des Staates, ausschloß, so hat er vielleicht schon von daher diesen Charakter der Unbedeutendheit mitgebracht. Es war eine Unterordnung oder gar eine Schmeichelei gegen die Despotie, eine Konversation zu erfinden, die sich mit nichts beschäftigte und doch geistreich schimmerte. Die Bemühungen der Fronde löften sich in Epigramme auf, und diese Epigramme zerflossen endlich in den charakterlosen Esprit. Dieser Esprit hat in Frankreich selbst mit der wiedererrungenen Selbständigkeit der Individuen schon lange den verlorenen Charakter reklamiert, die großen Beziehungen der Sprache sind dort längst wieder bis in die kleinsten Spielereien derselben zurückgekommen, aber die französierenden Ausländer treiben noch immer das alte leere Spiel mit den Glasperlen des großen Ludwig.

Valerius hörte mit Verwunderung zu, wie die geistreiche und energische Fürstin sich in solcher Unterhaltung gefallen konnte. Aber Erziehung und Gewohnheit sind bekanntlich die zweiten Schöpfer, und die schöne Frau war ganz à son aise — da fiel ihr Blick zufällig in den Saal, und sie sah den Geliebten stehen. Ein hohes Rot bedeckte ihr Gesicht, und sie erhob sich wie unwillkürlich von ihrem Sitze. Die beiden Herren sprangen erschrocken auf und fragten, — Valerius sah zum ersten Male William wieder.

Er war einer von den beiden. Konstantie trat rasch in den Saal. — „Wie kommen Sie hierher?“ und ohne Antwort zu erwarten, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu: „Wann bekamen Sie meinen Brief?“

„Im Angesichte des Feindes, den wir eben angreifen wollten.“

„Und der Angriff war Ihnen wichtiger?“

Die beiden Männer waren unterdes ebenfalls herangetreten, das leise Gespräch mußte aufhören, Valerius und William begrüßten sich mit einem wunderlichen Gemisch von Frostigkeit, alter Freundschaft und landsmannschaftlichem Interesse. Die Fürstin stellte Valerius dem andern Herrn vor, er überhörte den Namen des polnischen Fürsten.

Man ging im Saale auf und ab. Das Gespräch hatte ein gespanntes, zerrissenes Wesen. Valerius fühlte sich verletzt von dem stolzen, kalten Benehmen Konstantiens und setzte ihm alle schroffe Entschlossenheit entgegen, welche ihm eigen war. Nur einen Moment kam eine gewisse Wärme in Konstantiens Ton, als sie auf den Arm im schwarzen Tuche deutete und nach seiner Verwundung fragte. Um seine Anwesenheit zu rechtfertigen — denn er hätte in diesem Augenblicke selbst Konstantien nicht zugestehen mögen, daß er zum Teil ihretwegen da war — erzählte er kurz, was man in Warschau befürchte.

„Man ist nicht streng genug gegen den Pöbel gewesen,“ sagte der Fürst.

„Die dreist gelösten Verhältnisse,“ setzte William hinzu, „deren innere Heiligkeit der freche Geist des Jahrhunderts überspringt, rächen sich früher oder später überall.“

Valerius verging vor Pein, er schützte Befehle vor, die ihn nach Warschau riefen, und empfahl sich. Einen Augenblick schien die Fürstin bestürzt zu sein, aber der alte Stolz trat schnell wieder auf ihre Lippen, sie entließ ihn stumm und zeremoniös.

Er warf sich in den Wagen, und von allerlei Qualen gemartert kam er nach Warschau. Ob es Eifersucht allein, oder auch gekränkter Stolz war, was ihn peinigte, das wußte er selbst nicht zu sagen. Die Straßen waren von Menschen erfüllt, die in der Dunkelheit des Abends drohenden Gespenstern gleich hin und her zogen. Er eilte zum alten Grafen, um vielleicht dort etwas Näheres über die getroffenen oder zu treffenden Maßregeln zu erfahren, denn daß Kasimirs Vermutungen nur zu richtig gewesen, zeigte ihm jeder Schritt. Die durch die Straße wogende Menge befand sich zwar größtenteils in einem dumpfen Schweigen, aber hier und da hörte man doch den drohenden Ruf: „Nieder mit den Aristokraten, nieder mit den Russenfreunden!“ „Nieder mit den Russenfreunden!“ rollte dann gewöhnlich wie eine Lawine durch die ganze Straße hin.

Er fand den alten Grafen in einer Aufregung, wie er sie nie an ihm gesehen. „Da haben Sie den patriotischen Klub,“ rief er ihm entgegen, „da haben Sie die gepredigte Zügellosigkeit, das kommt von dem demokratischen Unsinn. — Kanonen, Kanonen, Kavalleriechargen gegen die Canaille: Grand Dieu, und nun ist kein Militär da, und was da ist, wird von diesem gleißnerischen Schurken, dem Krukowiecki, kommandiert! In solchem Augenblicke solch ein Gouverneur der Stadt!“

Der Graf, welcher einen Angriff auf sein Haus selbst zu fürchten schien, bat den Deutschen, dazubleiben, die Bedienten bewaffnen, postieren zu helfen, und was der Sicherheitsmaßregeln mehr waren. Valerius aber, in seiner ohnehin gereizten Stimmung durch die Ausdrücke des Grafen noch mehr verletzt, lehnte es ab. Er glaubte die vom Affekte überraschte echte Gesinnung des Grafen in dieser aristokratischen Berserkerwut und Besorgnis zu erblicken; alle die schönen Worte, welche er früher von ihm vernommen, schienen ihm jetzt angelernte Floskeln, von denen das Herz

des unverbesserlichen alten Adelshelden nichts gewußt habe. Ein altes schreckliches Wort Hippolyts fuhr ihm durch den Sinn: Diese Erben des alten Systems sind durch und durch infiziert und durch nichts zu heilen, sie müssen aussterben. Niemand kann sie ändern.

So ging er entrüstet von dannen, und es war ihm, als höre er einen entsetzlichen Fluch des alten Edelmannes hinter sich her. Aber er mochte es nicht glauben, daß sich ein so ausgebildeter Mann zu solcher Roheit fortreißen lasse, und schob's auf einen Irrtum, auf seine eigene erhitzte Phantasie. Die Menschenmenge auf den Straßen war zwar nicht geringer geworden, aber ihre heftige Gärung und Bewegung schien nachgelassen zu haben. Man sah sie mehr in Haufen zusammengedrängt und einzelnen Rednern zuhören, welche ihnen mit der nationalen Lebhaftigkeit die Verhältnisse auseinandersetzten. „Unsere Sache ist eine heilige," schloß ein solcher Redner seinen Vortrag, zu dessen Gruppe der junge Deutsche eben trat, „unsere Sache ist eine heilige," wiederholte er mit größtem Nachdruck, „und wir brauchen sie nicht zu verbergen vor dem Sonnenlichte — am hellen Tage, im Angesichte von ganz Europa wollen wir Gericht halten über die Verräter. Wie? haben wir nicht alles in die Schanze geschlagen, um die Freiheit für unser Vaterland zu erwecken? Was wüßten denn diese vornehmen Herren von der glorreichen polnischen Revolution ohne uns? Als wir unsere Köpfe gewagt hatten, als die Russen aus Warschau hinausgeworfen waren, da kamen die vornehmen Herren erst zum Vorschein. Was? Ist unser Blut nicht so rot wie das ihre, ist es nicht ebenso polnisch wie das ihre? Und wohin haben sie uns geführt? Ist der Bauer frei geworden? Ist der Russe geschlagen? Nicht doch. In wenig Tagen wird der Russe vor Warschau stehen, und seine Spione, von denen wir umgeben sind, werden ihm die Stadt verraten. Warum hängt man die Spione nicht?

Weil die vornehmen Herren es nicht zum Äußersten kommen lassen wollen, weil sie immer noch ein Brückchen zur Rückkehr haben möchten. — Wollen wir eine Rückkehr?“

„Keine, keine,“ schrie der Haufe.

„Keine Rückkehr, ihr echten Polen,“ fuhr der Redner fort, „Freiheit oder Tod! Da drüben sitzen die Verräter Jankowski und Bukowski, welche unsere Armee verraten haben. — Bleibt, meine Freunde, unsere Sache ist eine heilige, sie scheut den Tag nicht, sie sucht ihn vielmehr. — Die helle Sonne des Freiheitssommers soll unsere Rache bescheinen, morgen sollen die Verräter am hohen Mittage sterben, damit die Aristokraten erkennen, es gibt ein Volk, wenn sie sich zur Tafel setzen. Freiheit oder Tod!“

Donnernd wiederholte die Masse den Ruf, und nachdem der Redner einigen der Zuhörer noch leiser etwas mitgeteilt hatte, zerstreute sich der Haufe. Valerius sah beim Schein einer Laterne das Gesicht dessen, der eben gesprochen hatte, es war ein blasses, entschlossenes Gesicht, ein junger Mann von hoher, schlanker Gestalt. — Eine Patrouille kam die Straße entlang, und im Nu war der Redner samt allen Zuhörern verschwunden.

Die Nacht verging ruhig, und als der Morgen des 15. August anbrach, glaubten viele, das Ungewitter sei vorübergezogen. Valerius war nach dem, was er den Abend vorher gehört hatte, nicht der Meinung. Er ging zeitig aus, um dem Grafen Anton Ostrowski mitzuteilen, was er gehört. Er fand ihn nicht, alles war schon in Bewegung, es war ein Festtag, Mariä Himmelfahrt, alle Straßen waren angefüllt, ein unheilvolles Murmeln lief durch die Straßen. Valerius sah mit Entsetzen, was es heiße um einen Volksaufstand. Gerechte Klagen, törichtes, ausschweifendes Verlangen, blutdürstige Drohungen drangen in buntem Gemisch zu seinem Ohr. Wo ist die Möglichkeit, dachte er, hier aufzuklären, zu belehren, das Übertriebene vom Richtigen zu

sondern! Welch ein entsetzliches Mittel, gesellschaftliche Verhältnisse umzugestalten, bleibt der Aufruhr! Alle Zivilisation ist wieder dem Chaos anheimgegeben.

Graf Anton Ostrowski kam mit einer Abteilung der Nationalgarde daher. Man machte ihm Platz, ja man rief: „Es lebe Ostrowski!“ Aber wenn er die Leute ermahnte, nach Hause zu gehen, den Ruf der gerechtesten Revolution nicht zu beflecken, da scholl es von allen Seiten: „Die Köpfe der Verräter! Die Köpfe der Verräter!“ und sowie er mit den Truppen vorüber war, schloß sich die geöffnete Gasse wieder brausend. Die Nationalgardisten selber schüttelten den Aufrührern im Vorüberziehen die Hände; es war leicht einzusehen, daß mit dieser Macht der Aufstand nicht unterdrückt werden könne. Hoch über den Köpfen der Menge sah man hier und da Hände sich emporstrecken, welche einen Strick in der Luft schwenkten, und „Hurra! Halsbänder für Verräter! Halsbänder für Aristokraten!“ schrien rauhe Kehlen von allen Seiten. Valerius bemerkte, daß der letztere Ruf seltener war, und bald erblickte er auch in seiner Nähe den gestrigen Redner, von welchem besonders die tödliche Drohung gegen die Aristokraten auszugehen schien. Der Volksaufruhr galt wirklich nur den Russenfreunden.

Ein wilder Bursche, der neben Valerius stand, fragte diesen plötzlich, warum er nicht mitrufe. „Du gehörst wohl auch zu den lauen Brüdern, die sich allenfalls mit den Russen vertragen!“ Dadurch wurde die Aufmerksamkeit aller Umstehenden auf den Deutschen gerichtet, und dieser befand sich wirklich wegen einer Antwort in der größten Verlegenheit. Daß hier nicht der Ort sei, persönliche publizistische Ansichten zu entwickeln, sah er wohl ein, und doch vermochte er es nicht, in den blutdürstigen Ton einzustimmen. Ein wohlgekleideter Bürger kam ihm mit der Bemerkung zu Hilfe: „Siehst du nicht, Thomas, daß der Herr verwundet ist, die Türken werden ihm den Arm nicht zerschossen oder zerhauen haben, nicht wahr, Herr?“

„Nein, mein lieber Freund,“ erwiderte Valerius schnell, der sich durch diese Wendung des Gesprächs aus der peinlichen Situation zu befreien hoffte, „es hat's eine russische Kugel bei Ostrolenka getan.“

„Siehst du, Thomas, du bist immer unbändig.“

„Sachte, sachte, Meister Warçow, es haben manche verdächtige Leute unter Madame Skrzynecki gefochten, und solch eine dumme Kugel weiß den Teufel, ob sie an den Rechten kommt. Der junge Herr spricht mir auch so ein fremdes Polnisch, und ich seh's ihm an, daß ihm meine Frage garstig in die Quere kommt. Heut denken die Vögel, sie seien im Haufen am sichersten. Wer weiß auch, ob unter dem schwarzen Tuche eine Wunde steckt, und warum trägt denn der junge Herr keine Uniform, schämt er sich unserer Uniform, he?“

In dem Augenblicke brüllte wieder der ganze Haufe: „Tod den Verrätern!“ und ein naher Strick flog Valerius um den Kopf. Valerius, der in einem gewissen Starrsinn nicht mitschreien mochte, obwohl er einsah, daß es am besten sei, mit den Wölfen zu heulen, und daß er durch sein Schweigen eine wirkliche Gefahr für sich herbeiziehe, sah, wie der wilde Thomas die Hand nach ihm ausstreckte, hörte, wie er mit dröhnender Stimme schrie: „Hoho, ein Verräter!“

In diesem Augenblicke aber rückte die Volksmasse mit einem mächtigen Stoße vorwärts, ein entsetzliches Gebrüll erscholl, sie machte den Angriff auf das Gefängnis der verdächtigen Generale Jankowski und Bukowski. Dadurch ward Valerius von dem wilden Aufrührer getrennt, und er hielt es nach seiner Erfahrung für rätlicher, sich aus der Menge zurückzuziehen. Da der Hauptdruck sich entfernt hatte, so war es dünner und lichter um ihn geworden, er gewann eine Querstraße und entschlüpfte. Die nächste Hauptstraße war indessen wieder mit Menschen angefüllt, und die Lesselsche Konditorei, zu welcher ihn die Woge trug, war ihm ein er=

wünschter Posten, auf den er sich zurückziehen wollte. Der gestoßene Arm schmerzte ihn sehr, und er bemerkte es in solchem Zustande gar nicht, daß gerade vor diesem Hause das Volk in dichtester Reihe aufgepflanzt war und nur auf einen Impuls zu warten schien, um in die Tür zu dringen. Im Innern fand er alles gefüllt und drängte sich mit Mühe bis in die hinteren Zimmer, weil er dort mehr Raum und Ruhe zu finden hoffte. Hier begegnete ihm Leopold, der sich in großer Heiterkeit über diesen Volkssturm hin und her bewegte. „Man sieht doch, daß sie Blut in den Adern haben, das sind natürliche Urzustände, die Polizei hört auf, die Poesie beginnt.“

Valerius setzte sich auf den einzig leeren Platz im dunkelsten Winkel des Gemachs. Ein modisch gekleideter Mann saß neben ihm. Es war dem Deutschen, als ob er dies blasse, gedunsene Gesicht schon gesehen habe, und zwar in der Heimat. Leopold, der ab und zu ging und rapportierte, klärte ihn bald darüber auf, indem er den Nachbar anredete: „Herr von Wankenberg, Sie sind wohl krank? Ich habe Sie ja in meinem Leben nicht so blaß gesehen.“

Der Angeredete machte eine verneinende Bewegung und bat Leopold mit leiser Stimme, seinen Namen nicht so laut zu nennen. Jeder Name, der nicht polnisch klinge, setzte er hinzu, sei in diesem Augenblicke verdächtig.

„Ich glaube, Sie haben mit dem Ihrigen besonders recht,“ sagte der kleine Mediziner mit der gewöhnlichen Schalkhaftigkeit, „es sind da draußen ganz fatale Sprachforscher, und wenn ich mich nicht irre, war Ew. Hochwohlgeboren werter Name auch der Gegenstand ihrer Studien.“

„Nicht doch!“ stammelte Herr von Wankenberg und versuchte zu lächeln, aber die zitternden Zahnreihen ließen es nicht dazu kommen.

„Die deutschen Namen,“ fuhr jener fort, „scheinen den Herren da draußen besonders unangenehm zu sein, das Wort

Lessel werfen sie mit allerlei mörderischen Zungenkünsten umher; wie ich aber bemerke, hat sich der ehrenwerte Besitzer dieses anstößigen Wortes den Blicken entzogen. Das ist die angeborene Höflichkeit eines Kaffeewirts, er will durch seine Gegenwart keine Veranlassung zu Mißfälligkeiten geben. Ich fürchte nur, Herr von Wankenberg, dort unter dem Ladentische, oder oben auf dem Boden ist er vor diesen gründlichen Forschern durchaus nicht sicher, sobald sie einmal ernstlich an die Entscheidung ihrer grammatischen Streitigkeiten gehen, aber sagen mir doch Ew. Hochwohlgeboren, wodurch Sie sich das Mißfallen dieser Generation zugezogen haben; es ist zwar nur Pöbel, Volk, und daher kommt es wohl."

„Ich verehre das polnische Volk über alles," erwiderte dieser hastig, gleich als ob ihn diese Versicherung retten könnte, „ich liebe jede Volksherrschaft, wahrhaftig, auf Ehre, ich liebe das Volk," und dabei perlte der Angstschweiß in großen Tropfen auf seiner Stirn.

Valerius erinnerte sich jetzt deutlich dieser Person; es war in Deutschland eine renommierte Figur. Auf der einen Seite galt er für einen Spieler und für einen charakterlosen, käuflichen Menschen, der für Geld zu allem brauchbar sei; auf der andern Seite war er in der höchsten adeligen Gesellschaft aufgenommen, galt für einen Esprit, und ward als ein unterrichteter Verteidiger des russischen Systems gerühmt. Ein unparteiischer Beobachter hatte Mühe, mit diesem Menschen aufs reine zu kommen, denn bei näherem Umgange fand er ein weiches, poetisches Gemüt in ihm, das zarter, höherer Empfindungen fähig war, sich selbst in schwachen Stunden ein verlorenes Geschöpf nannte und in Tränen ausbrach. Valerius vergegenwärtigte sich jetzt alles, was er auf Grünschloß von ihm gehört hatte, wo man diesen Herrn von Wankenberg kannte; und nach dem, was er sah und hörte, schien es ihm nicht zweifelhaft, daß sich dieser Überrest aus

der französischen Royalistenzeit für russisches Gold auch zu Machinationen gegen Polen bereitwillig gefunden habe.

Es war ein auffallender Zug in dem Gemüte Valerius', daß er ebensowenig einem dauernden Hasse sich hingeben, als einen wirklich verächtlichen Menschen völlig verachten und wegwerfen konnte. Er klagte es oft als eine Schwäche seines Charakters an, und doch widerstrebte ein Etwas seines innersten Wesens, wenn er sich zu diesen sogenannten Kraftäußerungen der Seele anspornen wollte. Es gibt ein bekanntes Wort: „Wer nicht recht hassen kann, vermag auch nicht recht zu lieben“; aber er kam nie recht zum Glauben an diesen gebieterisch klingenden Satz. In der Forderung dieser Kraftextreme lag ihm stets eine kultivierte Roheit, und so unangenehm ihn auch die Schwächlichkeit berühren mochte, sie durfte sich nun in Taten oder Maximen äußern, so wenig konnte er sich doch den rücksichtslosen Kraftprinzipien anschließen. Alle Systeme mit starrer mathematischer Konsequenz schienen ihm der unerschöpflich mannigfaltigen, immer neu und unerwartet sich entwickelnden Menschennatur zuwider, feindlich, verderblich zu sein. Namentlich führten ihn geschichtliche Studien von allem Unbedingten zurück, und seine eigenen früheren Ansichten flößten ihm oft ein Grauen ein vor jeder starren Einseitigkeit.

So mißfällig ihm also das erschien, was er von seinem jetzigen Nachbar wußte, so fühlte er doch eine Art Mitleid mit dem gefährlichen Zustande, in welchem sich dieser wirklich befand. Die Todesstrafe jeder Art, wie sie von Menschen über Menschen verhängt wird, hatte immer etwas Entsetzliches für Valerius; er war sich zu tief dessen bewußt, wie Moral und Gesetze und Zustände aller Art dem lebhaftesten Wechsel unterworfen seien, er hielt es immer für eine martialische Aushilfe der Gesellschaft, sich über das Leben eines Menschen das Recht anzumaßen.

Während solchergestalt die Gewitterwolke über Lessels

Konditorei hing und jeden Augenblick sich zu entladen drohte, schlug sie bereits mit mächtigen Streichen in die Gefängnisse der beiden verdächtigen Generale. Die Regierung war machtlos, solche Exzesse zu hindern ohne den Gouverneur, und der Gouverneur war Krukowiecki. Es ist nicht zu leugnen, daß er eine außerordentliche Tätigkeit an diesem verhängnisvollen Tage entwickelte, er war überall, und überall war er tätig. Glührot vor Zorn und Eifer stürzte er in das Zimmer, wo sich die fünf Mitglieder der Regierung versammelt hatten, und berichtete, wie der Aufstand von Minute zu Minute wachse und ein immer drohenderes Ansehen gewinne, wie die Gefängnisse der Generale bereits erbrochen seien, und er nichts hindern könne, wenn man ihm nicht größere Vollmacht erteile. Die vier Regierungsmänner machten dem fünften unverhohlen die lebhaftesten Vorwürfe über die Szenen. „Das sind die Taten des Klub," rief Vinzenz Niemojewski, „den Sie protegieren, das ist die Manifestation Ihrer gepriesenen Demokratie." Der lange blasse Mann, an welchen diese Worte gerichtet waren, zuckte mit einiger Schüchternheit die Achseln, und, seinen schmalen Kopf auf die Brust herabneigend, sagte er mit halber, aber wohl verständlicher Stimme: „Das ist nicht das Werk der Demokratie, meine Herren, sondern des halben, zögernden Systems, das die Regierung befolgt hat. Ich habe bisher umsonst meine schwache Stimme dagegen erhoben, jetzt sehen Sie in den Straßen der Hauptstadt selbst die Folgen davon. Übrigens glaube ich nicht" — und bei diesen Worten zog er einen Moment die Wimpern in die Höhe und fuhr mit einem seiner blitzenden Blicke an der breiten, hohen Gestalt Krukowieckis in die Höhe, bis seine tiefliegenden, stechenden Augen den verschmitzten, lebhaften Blick des Generals getroffen hatten und ihn festzuhalten schienen; man hätte hinter der Schärfe dieser vier blitzenden Pupillen bei leidenschaftsloser Betrachtung ein Lächeln entdecken können — „übrigens glaube ich nicht, daß

die wackere Nation jemand anders ein Leid zufügen wird, als Personen, die mit der Schmach von Vaterlandsverräterei gebrandmarkt sind."

„Es ist Anarchie, gleichviel, wohin sie sich richte," entgegnete zornig Niemojewski.

Lelevel, denn das war der schwarzgekleidete, blasse Mann, gegen den sich die Vorwürfe gerichtet hatten, zuckte abermals die Achseln und spielte mit den weißen, mageren Händen an der Kette seiner Uhr, die er vor sich auf dem Tische liegen hatte.

Krukowiecki erhielt die Vollmachten, eilte fort, schwang sich aufs Pferd und sprengte in die Straßen hinein. Ein wilder Tumult wälzte sich über den Platz, auf welchem der General eben ankam. Die Aufrührer waren in das Gefängnishaus eingedrungen, und jetzt schleppten sie die Schlachtopfer daher. Die Generale waren nur halb bekleidet, der Tod lag bereits auf ihren blassen Gesichtern, der Strick um die Nacken; ein mörderischer Lärm brauste durch die Luft, halb im Sprunge stürzte die zum Blutdurst erhitzte Menge nach den Laternenpfählen, die an der Häuserreihe standen, und die dem Tode Geweihten mußten die schnelle Bewegung mitmachen, wenn sie nicht sogleich von den angezogenen Schlingen erwürgt werden wollten.

General Krukowiecki, der von seinem Pferde aus die Szene übersehen konnte, strich sich wohlgefällig den grauen Knebelbart und redete leise zu einigen verwegenen Gesichtern, die sich neben ihm eingefunden hatten. Als der erste Unglückliche am Laternenpfahle zappelte, wendete er sein Roß und ritt zurück nach dem Regierungshause, den Vorfall zu berichten und neue Vollmachten zu verlangen.

Die Nachricht von der vollzogenen Exekution rannte wie ein Tier der Wüste blitzschnell durch alle Straßen, und die vor Lessels Hause noch zögernden Demagogen erhoben ein wildes Geschrei und stürzten sich nun unaufhaltsam in

die Türen. Wie bei allen Dingen, so vornehmlich bei einem Aufstande ist der Anfang, die erste Tat das Schwierigste, was den Entschlossensten erheischt. Die rohesten Leute sind so bis ins Innerste von der Ordnung, dem bestehenden Gesetz umschlossen, daß sie mit der größten Wut alles vorbereiten können, die Schranken zu durchbrechen, und dennoch an der äußersten Grenze unentschlossen stehen bleiben. Ist nun aber angefangen mit der wirklichen Tat, dann schwinden alle Bedenklichkeiten, der erste hat gleichsam die Verantwortung für alle übernommen, und die Wut, welche sich bei ungesetzlichen Handlungen oft so grell herausstellt, ist nur ein Kind des Rausches. Die Übertreter sind einmal über das Gewöhnliche hinausgegangen, der ungewöhnliche, gesteigerte Zustand befängt sie; was einmal mit Gefahr begonnen ist, soll nun auch erschöpft werden, damit man der etwa folgenden Strafe auch allen Genuß vorweg abgekauft habe, alle prüfenden Gedanken werden als unbequem in den Hintergrund geschoben.

Die eindringenden Männer des Aufstandes schrien einstimmig nach Lessel, dem Spione, dem Russenhunde, wie sie ihn nannten. Er war nicht zu sehen, und nach allen Treppen hinauf und hinunter verbreiteten sich die Rachedurstigen. Daß er in ein anderes Haus entflohen sein könne, befürchteten sie nicht; am Morgen war er noch dagewesen, und kein Warschauer, sagten sie, hätte an diesem heiligen Tage der Rache einen Flüchtling verborgen.

Es war ein erschütterndes Geschrei, das in dem Hause hin und wieder flog, und Valerius, den die ganze Szene entsetzte, verwünschte den Gedanken, hier eingetreten zu sein. Ans Hinausdringen war aber nicht zu denken, die Zimmer waren so gefüllt, daß er regungslos neben dem von Todesschauern geworfenen deutschen Edelmann sitzen bleiben mußte. Leopold war durch das Gedränge von ihnen getrennt worden.

Valerius konnte übrigens schnell erkennen, daß der Aufstand keineswegs eine bloße Sache des Pöbels war. An=

ständig gekleidete Männer, jung und alt, füllten das Gemach, nur hie und da streckten sich die braunen, nackten Arme eines rohen gemeinen Burschen oder eines alten bärtigen Tagarbeiters in die Höhe, um einem wilden Fluche gegen die Russen und ihre Freunde die nötige Gebärdenbegleitung zu geben. Die flüchtig gewechselten Worte der drohenden Gesellschaft überzeugten ihn ebenso schnell, daß man nichts wolle, als die zögernde Gesetzeshandhabung gegen die Feinde und Verräter des Vaterlandes beschleunigen. Es lag eine tödliche Ruhe des Revolutionsrechts in den wenigen Worten, die er vernahm.

„Der deutsche Spion ist im Hause," schrie plötzlich eine durchdringende Stimme aus dem andern Zimmer, und Valerius schrak nicht viel weniger zusammen als der Edelmann neben ihm, denn er hatte diese Stimme schon gehört, obwohl er im Augenblick nicht wußte, wo. Die Stimme kam immer näher, der Rufer brach sich eine Gasse durch die Menge, und plötzlich stand der blasse Volksredner, dessen Peroration Valerius den Abend vorher auf der Straße gehört hatte, vor den beiden Deutschen. Eine sekundenlange Totenstille trat ein. Alles wartete auf die Bezeichnung des Schlachtopfers. Valerius fühlte sich von dem entsetzlichen Gefühle durchdrungen, wie das Individuum in Zeiten der Anarchie jeder Willkür des einzelnen ebenso preisgegeben sei, wie in den Zeiten eines unbeschränkten Despotismus. Wirklich richtete auch der Demagoge seine tödlichen Blicke bald auf Wankenberg, bald auf Valerius, und auf diesem sie ruhen lassend, sprach er plötzlich: „Sie standen gestern abend bei einer Gruppe Patrioten, die einem Volksredner zuhörten und zujauchzten, Ihr Mund aber blieb stumm und Ihr Gesicht drückte eine Mißbilligung dessen aus, was Sie sahen und hörten."

Bei diesen Worten griffen jene braunen, nervigen Arme nach Valerius, und die weiter Zurückstehenden, welche die beiden sitzenden Deutschen nicht sehen konnten, erhoben einen

wilden Lärm: „An die Laterne, an die Laterne mit dem Verräter!“ Der Volksredner drängte aber den Angreifenden zurück, und auf Wankenberg zeigend, rief er den auf der andern Seite Stehenden zu: „Greift den Spion!“ Darauf wandte er sich um und verlor sich unter der Menge, gleich als habe er noch viel dergleichen Geschäfte zu verrichten und könne sich nicht mit dem Detail abgeben. Zwei junge, fein gekleidete Männer, die zunächst an dem deutschen Edelmanne standen, ergriffen ihn mit Wut, spuckten ihm ins Angesicht und warfen ihn mit den Worten: „Da habt ihr einen niederträchtigen, ausländischen Verräter für die Laterne!“ den Vorderen zu. In diesem Augenblicke drang ein wütendes Hallo von der Treppe herunter, man hatte Lessel ergriffen. Eine offen stehende Tür des hinteren Zimmers, in welchem das Bisherige vorgefallen war, ließ von da aus die Treppe und den Hausflur erblicken, man sah den kleinen, magern Konditor von Faust zu Faust herunterfliegen. Dies Ereignis setzte alles in eine neue Bewegung, dadurch wurden die Personen ineinander geschoben, und in einem Handumdrehen war keiner der Männer mehr in der Nähe, welche Wankenberg arretiert hatten. Obwohl sich alle Augen nach der bekannten und allgemein verhaßten Person Lessels hinkehrten, so wurde der deutsche Edelmann doch noch immer festgehalten, er war traditionell von einer Hand in die andere übergegangen. Er machte sich aber mit großer Geschicklichkeit den wütenden Tumult zunutze, der auf dem Hausflur ausgebrochen war, suchte ein Lächeln auf sein Todesgesicht zu heften und erklärte den Inhabern der Fäuste, welche ihn eben schüttelten, sie seien an den Unrechten gekommen. „Seid ihr des Teufels,“ sagte er hastig, „einem der eifrigsten Patrioten die Kehle zusammenzudrücken! Auf diese Weise entwischen eurer Blindheit die ärgsten Verräter — dort, dort, seht hin, dort ist er wieder still auf seinen Stuhl geschlüpft und wartet die Sache ab in aller Sicherheit!“

Bei diesen Worten deutete er auf Valerius.

„Strafen mich alle Heiligen," schrie eine rauhe Stimme, „nach dem Burschen hab' ich heute morgen schon einmal die Hand ausgestreckt, ich erkenne solch einen Vogel auf den ersten Blick." Es war der wilde Thomas, der mit blutdürstigen Augen und Händen nach Valerius griff. Dieser schlug ihn jetzt ohne weiteres ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Der Zorn über diese schauderhafte Wirtschaft hatte sich seiner völlig bemächtigt und alle Besorgnis vertrieben. „Schämt ihr euch nicht, Polen, eure edle Sache durch solche plumpe Tölpel zu beflecken, die Handhabung der Strafen dem Zufall preiszugeben? Ich bin Offizier im Kickischen Regimente, mein Arm ist noch wund von Ostrolenka."

„Holla ho! das ist ein Vogel für uns, Thomas, du hast einen richtigen Treffer," rief plötzlich eine neue Stimme, und Valerius sah den ungestümen Slodczek auf sich eindringen. Vor dem großen Lärmen waren die Verteidigungsworte des Deutschen nur den nächsten Umstehenden verständlich geworden; diese sahen ihn unschlüssig an. „Überall ist dieser aristokratische Spion herumgeschnüffelt," fuhr Slodczek zu einigen Bauern fort, die hinter ihm standen, und zu Thomas, der sich das Blut aus dem Gesicht wischte, „in Warçows Scheuer hat er unseren Klub behorcht, erst gestern kam er wieder aus dem großen Hause eines alten, gefährlichen Edelmanns, dem er unser heutiges Fest verraten hatte, heut rettet dich der alte Florian nimmermehr," und damit fiel er mit seinen Genossen über Valerius her, welcher sich fruchtlos gegen die Menge verteidigte und fortgeschleppt wurde.

Vor der Haustür kam er mit Herrn Lessel zusammen. Die Volksmasse drängte sich so ungestüm herbei, daß die Urteilsvollstrecker und die Gefangenen stillstehen mußten. Valerius versuchte es hier noch einmal, den Leuten in betreff seiner Person ihren Irrtum verständlich zu machen, aber das erschütternde Geschrei von Schimpfreden und Verwünschungen

ließ ihn nicht zu Worte kommen. „So geht es denn," dachte er, „mit deinem Zivilisationslaufe unerwartet schnell zu Ende. Du hast die Revolution verteidigen helfen, um in ihren zweischneidigen Armen ermordet zu werden."

Sein Blick fiel auf Lessel. Es ist wunderbar, wie dem Menschen in den entsetzlichsten Momenten, wo man die ganze Seele gefesselt und untätig denken sollte, Gedanken und Bilder entstehen, die man nur den ruhigen Lagen des Lebens natürlich glaubt. Valerius sah ein altes Bild vor Augen, das ihn oft in seiner Kindheit erschreckt hatte. Der Teufel war darauf konterfeit, wie er einen Bösewicht zur Hölle abholt. Diesen Kandidaten Urians glaubte er jetzt in Lessel zu erblicken; das Gesicht des Konditors war weiß wie die Kalkwand, die kleinen Augen waren fast ganz zurückgetreten hinter die Augenknochen, ein leerer weißer Strich starrte nur gespensterhaft hervor. Der Unglückliche sank einmal über das andere in die Knie und bat in den jämmerlichsten Ausdrücken um sein Leben.

„Vorwärts! Vorwärts!" schrie man von allen Seiten. „Platz für den Henkersgang der Verräter!" Es ward ein schmaler Raum offen, man setzte sich in Bewegung, und jetzt, da es direkt zu dem schimpflichsten Ende ging, überfiel Valerius eine unnennbare Angst, deren sich sein Mut und Verstand umsonst zu bemeistern suchte.

„Platz für die alte Gräfin! Platz für die beste Polin!" rief man auf einmal von vielen Seiten, und die meisten Anwesenden entblößten ihre Häupter. Ein Wagen rollte langsam durch die Menge, Valerius erkannte die alte Großmutter Hedwigs in ihren schwarzen Gewändern — Hedwig selbst saß neben ihr. Sie erblickte ihn, schrie laut auf, sprang aus dem Wagen, eilte zu ihm, griff nach seiner Hand. Aber seine Arme waren von Slodczek und Thomas fest nach hinten gedrückt. — „Polen, seid ihr rasend," rief sie, an die Menge sich wendend, „dieser Mann ist einer eurer tapfersten Soldaten,

von untadelhaftem Patriotismus!“ Ein drohendes Murren erhob sich, eine Stimme nach der andern stieg auf: „Er ist ein Verräter, ein russischer Spion!“

„Großmutter, sprich ein einziges Wort, aus deinem Munde wird es genügen, sage diesen betörten Patrioten, daß du den Herrn kennst, daß er uns, unser Vaterland verteidigt hat, daß er kein Verräter ist!“

Ein langgewachsener Bauersmann mit kurzem rotleinenem Kittel trat mit entblößtem Kopfe an den Wagen, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Wenn die gnädigste Frau Gräfin ja sagen will zu den Worten der schönen Dame, so wollen wir den Verräter laufen lassen.“ —

Hedwig, Valerius, alle richteten ihre Blicke auf die alte Frau. Unbeweglich, steinern blieb ihr blasses Antlitz, die Augen sahen starr und teilnahmslos in die Luft, man konnte glauben, sie bemerke gar nichts von dem, was vorgehe. Ringsum war alles still.

„Großmutter!“ unterbrach endlich Hedwig die Ruhe mit flehendem Tone. Da machte die Alte eine Bewegung der Unzufriedenheit mit der flachen Hand; das Volk nahm dies für ein Zeichen der Verneinung, tosend brach der unterbrochene Lärm wieder aus: „An die Laterne mit den Verrätern! An die Laterne!“ und fort ging's mit den Gefangenen nach der Seite hin, von wo der Wagen gekommen war. Alles Volk stürzte nach. Der lange Bauer hatte Hedwig schnell in den Wagen gehoben, und auf der leer gewordenen Seite der Straße rollte dieser rasch von dannen.

Valerius, erbittert durch diese Szene, hatte seine Kraft im Zorne wieder gefunden. „Nichtswürdiges, undankbares Volk,“ murmelte er vor sich hin und warf mit einem plötzlichen Rucke die beiden Begleiter von seiner Seite. — „Ich will frei zum Tode gehen. Ihr Schurken, soviel Recht hab' ich mir erworben durch die Schlachten, die ich für euch gefochten habe — zurück, oder ich schlag' dir den Schädel ein!“

Der verwundete Arm war aus dem Tuche gerissen, das Blut lief strömend über die Hand; dieser Anblick und der stolze Ausdruck seines Gesichts, das Kriegsehrenzeichen, das beim Verschieben des Armtuches zum Vorschein gekommen war, wirkten auf seine Häscher, die vielleicht einen Augenblick selbst irre wurden. Sie ließen ihn frei einhergehen.

Er glaubte in diesen Augenblicken, der Tod selbst sei ihm nicht so furchtbar als die Schande; so sehr er auch Ruhm und Ehre oft verspottet hatte als von Menschen gemachte Puppen, so waren doch im Grunde die innersten Fäden seiner Seele daran geknüpft. Und alle Fenster waren geöffnet, Damen jung und alt sahen herab auf die Exekution, schwenkten die weißen Taschentücher, klatschten dem Volke Beifall zu, daß es die Nation von dem Auswurfe befreie und riefen: „Pfui und Schande über die Verräter!“

Das Herz im Leibe wurde dem unglücklichen Deutschen zusammengeschnürt. Das Ziel war erreicht. Wo in die große Straße eine Quergasse mündet, standen zwei tüchtige Laternenpfähle am Eingange der kleinen Gasse, so daß des Abends ihre Leuchten einen Teil der großen und die ganze Länge der kleinen Straße erhellen konnten. Diese Ökonomie wollte man sich zunutze machen, mit reißender Schnelligkeit ward Lessel aufgeknüpft, Leiter und Strick waren längst bereit gewesen. Der Scherge eines erbitterten Volkes stieg langsam die Sprossen herab und starrte wohlgefällig in das vom zurückgepreßten Blute dunkel werdende Gesicht des Konditors; die Reihe kam jetzt an Valerius, Slodczek schickte sich an dazu. Es schien, als ob das stolze Wesen ihn völlig eingeschüchtert habe, die Bewegungen des wilden Burschen hatten all ihre sonstige Entschiedenheit verloren, — da sprangen plötzlich diejenigen Zuschauer und Teilnehmer der Strafhandhabung, welche sich in den Eingang der kleinen Gasse gedrängt hatten, in die Hauptstraße zurück. „Platz für die Cholera!“ hörte man rufen, und zwei jener schauer-

lichen Tragbahren erschienen unter dem verscheidenden Lessel. Obwohl diese Pest nirgends so gering geachtet wurde als in Warschau, weil dort alles um Tod und Leben spielte, so trieb doch der Instinkt die Leute, einem solchen Ungeheuer auszuweichen, wenn es ihnen gerade in den Weg trat. Die Exekutionsordnung verschob sich, alles drängte sich beiseite, und Valerius, von der glühendsten Sehnsucht nach dem Leben erfüllt, glaubte diesen Moment zu einem Entweichungsversuche benutzen zu können. Es war wenig Hoffnung da, in der um und um aufgeregten Stadt den vielen tausend bereitwilligen Händen zu entschlüpfen, aber der Schiffbrüchige greift zu dem letzten morschen Brette. In seiner Jugend hatten noch die letzten Reste des Turnwesens in Deutschland geblüht, Laufen und Springen konnte er noch aufs beste aus jener Schule, die Todesangst verdoppelte seine Kräfte, und mit einem mächtigen Satze flog er über das im Wege stehende Cholerabett hinweg, flog in die enge Quergasse hinein.

Ein donnerndes Geschrei und die nächsten seiner Henker stürzten hinter ihm drein. Ihr Nachsetzen schien nicht so gefährlich als ihr Geschrei: „Haltet auf, haltet auf! ein Spion! ein Verräter!“ Die nächste Straße war indessen still und einsam, es hatte sich alles Volk nach den Orten gedrängt, wo unmittelbar gehandelt wurde. Aber diese Einsamkeit war bald durchrannt, er mußte in eine andere Straße einbiegen, in welche soeben von mehreren Seiten ein Teil der Volksmenge eindrang, die von der Hinrichtung der Generale zurückkam. Er hörte das Geschrei hinter sich, sah, wie die neue Volksmasse stutzte und sich anschickte, ihn aufzufangen — er gab sich verloren und rannte wie wahnsinnig die ersten über den Haufen, welche sich ihm entgegenstellten.

Da donnerten die Hufschläge einer Kavallerieabteilung herbei und sprengten das Volk auseinander. Es war Kasimir

mit einer Abteilung Ulanen, der eben ankam, als Valerius erschöpft in die Knie gesunken war.

Jener, der mit einem Blicke und durch das Geschrei der Menge vom Stande der Dinge unterrichtet war, wendete sich rasch zu einigen Männern, deren Äußeres und Wesen andeutete, daß sie keineswegs zum Pöbel gehörten. Sie schienen dem Offizier bekannt zu sein und ihn ebenfalls zu kennen. Er rechtfertigte nicht ohne Heftigkeit Valerius und schloß mit den Worten: „Wohin soll es führen, wenn wir auf diese Weise unsere gerechte Entrüstung auch auf unsere wackersten Krieger ausdehnen — da habt ihr ein Beispiel dessen, was ich euch vorher verkündigte, als ihr auf rohem anarchischem Wege Besserung der Verhältnisse suchen wolltet. Ich habe leider recht gehabt, entfesselt sind alle Leidenschaften, und das Gute wird mit dem Bösen zertrümmert."

Die angeredeten Männer schwiegen still, und auf ihre Handbewegungen zerstreute sich der Schwarm allmählich. Nur Slodczek, der unterdes vom Verfolgen wieder zu Atem gekommen war, wollte seine Beute nicht so leicht fahren lassen. Es hätte ihm jetzt noch klarer sein müssen, daß der Verfolgte nicht zu denen gehörte, deren Bestrafung das Volk mit Recht verlangen konnte, aber bei wilden fanatischen Gemütern ist es leider nicht selten, daß sie um so hartnäckiger auf einem Verlangen bestehen, je unstatthafter es ihnen dargestellt wird. Er rief die leinenen Kittel um sich zusammen, winkte Thomas an seine Seite und forderte mit polternder Stimme, hinter welche sich gewöhnlich ein unsicheres Gewissen versteckt, die Auslieferung des Verräters von Kasimir.

Dieser war nicht so geneigt, diese Abteilung des Aufstandes mit Worten zu beruhigen und befahl trocken einigen Ulanen, den Burschen festzunehmen. Slodczek fand es nicht geraten, den Verlauf dieser Sache abzuwarten, und sprang davon. Die leinenen Kittel folgten seinem Beispiele, aber

die kommandierten Ulanen begnügten sich mit diesem Erfolge nicht, sondern sprengten hinterdrein, den Wortführer im Auge behaltend.

Kasimir begleitete den erschöpften Valerius bis in die Nähe der Straße, wo dieser wohnte, erzählte ihm, daß er zur Armee abgeschickt gewesen sei, um Truppen gegen den Aufstand herbeizuholen. „Glücklicherweise,“ setzte er hinzu, „kam ich mit meinen schnellen, vorauseilenden Ulanen noch zu rechter Zeit, Sie zu befreien. Schreiben Sie Ihre abscheuliche Gefahr nicht den Patrioten zu, von denen ich einige in Ihrer Nähe fand; die Absicht des Aufstandes selbst war die gerechteste von der Welt, aber wir sehen aufs neue und deutlichste, welch ein entsetzliches Mittel die Empörung ist. — Ich besuche Sie bald!“

Damit sprengte er fort. Valerius schleppte sich mühsam bis in sein Haus und rastete eine Weile auf der Treppe, wo ihn die Kräfte zu verlassen drohten. Da stürzte ein Mensch ins Haus, schoß an ihm vorüber und flüsterte: „Verbergen Sie mich, ich werde verfolgt.“ Die Hufschläge von flüchtigen Pferden näherten sich. Treppe und Saal, die zu Valerius' Zimmer führten, waren dunkel, und erst als dieser dem Flüchtenden seine Tür öffnete, erkannte er — Slodcek. Dieser stürzte auf die Knie, als er des Deutschen ansichtig wurde, Sporen und Säbelscheiden klangen auf der Treppe. Valerius schob den Verfolgten in das Schlafzimmer und zog die Schlüssel ab.

30.

Schon einige Tage vor diesen Ereignissen war der Reichstag zur Überzeugung gekommen, es müsse bei der Armee eine durchgreifende Veränderung stattfinden; die Armee war bis nach Bolimow zurückgegangen, Skrzynecki ließ jede Gelegenheit zu einer Schlacht vorüber. Es ward

also eine Deputation erwählt, welche ins Lager hinausfahren und nötigenfalls Skrzynecki absetzen sollte.

Dergleichen blieb aber der Masse natürlich unbekannt und hatte keinen Einfluß auf Ansicht und Verhalten derselben.

Es sind vierzehn Stunden Weges bis nach Bolimow; am 10. August des Vormittags kam die Deputation mit ihrem schweren Geschäfte dort an; es war ein bedeckter warmer Tag, und sie fanden den Generalissimus zu ihrem Erstaunen und mit nicht geringer Besorgnis zu Pferde und alle Truppen musternd. Seine Freunde hatten ihn bereits genau unterrichtet von allem was bevorstünde; er nahm nicht die mindeste Notiz von der ankommenden Deputation, hielt Reden an die Soldaten, schalt auf die Landboten, ermahnte, fest an ihm zu halten, ihm zu vertrauen, und „Es lebe Skrzynecki!“ schrien die kampffertigen Truppen weit über die Ebene hin.

Diesen Feldherrn jetzt abzusetzen, schien also in einer so gestörten, mit dem Äußersten bedrohten Zeit eine sehr gefahrvolle Tat. Die Mitglieder der Deputation traten beiseite und warteten unentschlossen, ob Skrzynecki von ihrer Ankunft keine Kenntnis nehmen werde. Er tat es nicht. Endlich ward auf Czartoryskis Veranlassung, der sich unter den Deputierten befand, ein Adjutant zum Generalissimus abgeschickt, um ihn offiziell zu benachrichtigen.

Auch dies machte keinen Eindruck, er setzte die Musterung fort, und immer lauter schrien die Soldaten: „Es lebe Skrzynecki!“ Die Deputation sah sich in der bedenklichsten Lage.

Indessen, Skrzynecki war weder der dreiste noch der schöpferische Mann, sich außer den vorgezeichneten Kreisen weiter zu bewegen; nach einer kurzen Weile brach er die Musterung ab und begrüßte die Deputierten, seinen Ärger in die begrüßenden Worte schiebend: „Ich hoffe, die Herren sind da, um den Feind schlagen zu helfen.“

Man verlangte einen Ort, um dem Generalissimus die Mitteilungen vom Reichstage vorzutragen und eine Beratung zu eröffnen. Es ward eine Scheune des Hofes eingerichtet, wo das Hauptquartier war. Er ging, die Deputation ließ sich dort nieder und beschied ihn kurze Zeit darauf vor ihr Forum.

Die große stattliche Figur erschien nach diesem kleinen Zwischenraume bescheiden und sanft und mit der Erklärung, sich dem Reichstage in allem zu unterwerfen.

Er ward befragt, warum er keine Schlacht liefere. — Seine Antwort brachte mehr Beteuerungen, daß er ein guter Patriot sei, als Gründe. In der jetzigen Stellung, fügte er indessen hinzu, setze eine Schlacht alles aufs Spiel; wolle man einen andern Führer an die Spitze stellen, so werde er ihm folgen, selbst als gemeiner Soldat unter ihm dienen.

Die Deputation, wohl einsehend, daß hier der Edelmut nicht ausreiche, sondern die Tat erfordert werde, ließ einen Kriegsrat von allen bedeutenden Offizieren für den Abend zusammenberufen, und der fand sich denn auch ein, zum eigenen Schrecken der Gesandtschaft. Gegen dreihundert Offiziere, die natürlich sehr verschiedener Meinung waren, erfüllten klirrend und lärmend, streitend und rufend den Hof vor der Scheune, die einen lobten Skrzynecki, die andern verwünschten ihn, noch andere schworen, nun sei endlich der höchste Moment da, alles Aristokratische niederzumachen, was den Aufstand und Krieg so lange gelähmt habe. Dazu schickte Ramorino von den Vorposten die Kunde, der Feind greife an; ein kleines Flüßchen nämlich trennte nur die russische Armee von der also aufgelösten polnischen. Und über alledem lag ein weicher, schmeichelnder Augustabend, und einzelne Sterne lächelten herunter in das wilde Menschengetreibe.

Skrzynecki ließ sagen, man solle die Offiziere abfertigen, damit sie auf ihre Posten kämen. Die Gesandtschaft war in

der größten Verlegenheit, weil jeder einzelne befragt werden sollte; da kam endlich Ramorino selbst mit der Nachricht, der Angriff sei wieder eingestellt.

So begann denn nun dennoch das aller Kriegsform unerhörte Verfahren: jedem einzelnen ward Geheimhaltung seiner Aussage zugesichert, und jeder einzelne Offizier gab seine Meinung über den Krieg ab und über den Feldherrn.

Das Resultat war: eine Schlacht bei Bolimow ist nicht ratsam, Skrzynecki aber hat das Vertrauen der Armee verloren, ein neuer Generalissimus ist nötig.

Es begann die schwierige Wahl, und daß sie nicht genügend erledigt werden konnte, war zunächst der neue Untergang Polens. Nämlich ein überwiegendes Talent war nicht da, das zu gleicher Zeit eine überwiegende Persönlichkeit mitgebracht hätte, wie dies in so aufgelösten Zuständen unerläßlich war. Prondzynski wurde das Talent zugetraut, aber er selbst traute sich die Persönlichkeit nicht zu, hatte sie also nicht. Eine neue Figur war übrig, von der viele noch Außerordentliches erwarteten, das war der Reitergeneral Dembinski. Er hatte unter den gefährlichsten Schwierigkeiten und Hindernissen einen Teil des litauischen Expeditionsheeres durch die Feinde hindurch zurückgeführt, und während die oberen Führer Gielgud und Chlapowski mit ihren Heeresabteilungen nach Preußen übergetreten waren und die Waffen gestreckt hatten, brachte er sein Kommando beutebeladen durch alle Feindesscharen und erschien plötzlich, verwildert, mit langem Knebelbarte, asiatischen Anstrichs, an der Spitze seiner Reiter, am Tore von Warschau. Dies hatte ein großes, lebhaftes Interesse aufgeweckt, fabelhaft ritterlich, märchenhaft glücklich und tapfer erschien er zu jener Zeit, wo der Krieg nur Rückzüge und Rückzüge darbot, der halb tatarisch einreitende Dembinski. Große Erwartungen knüpften sich an diesen Eindruck; aus den übrigen Kandidaten, welche Stimmen erhielten, aus Uminski, Lubienski, Bem, Malachowski ward

Dembinski zum Generalissimus gewählt, man schickte nach Warschau, wo er als Gouverneur wirkte, um ihn zur Armee zu holen.

Aber auch Dembinski war nicht der Mann, welchen man brauchte; sein Wesen angefüllt mit Tapferkeit, rascher, gewandter Kühnheit eines Reiterführers, mit schnell erregter Heftigkeit, besaß noch nicht jene durchgeschüttelte, in sich ruhende, mit den täglichen Leidenschaften fertige Solidität, welche man Charakter und Aplomb nennt, und welche vor allem andern in jetziger Lage erforderlich war.

Noch ehe er ankam, murrte es in der Armee umher, als ob ein Sturm losbrechen sollte. Infanterieregimenter schüttelten die Waffen, sie wollten keinen Reitergeneral, Anhänger Skrzyneckis erhoben ihre Stimmen, Deputationen der Offiziere drängten sich an die Reichstagsdeputation, die Russen griffen die Vorposten an, es war ein verworrenes, böses Wesen.

Am elften erschien Dembinski, schalt die Deputierten, daß sie sich als Zivilgewalt so ausführlich in den Krieg mischten, wollte nur interimistisch auf sechzig Stunden annehmen, ergab sich dem Patronate Skrzyneckis, der ihn der Armee vorstellte. Dieser Antritt in all seinen Teilen mißfiel der Regierung, Dembinski ward nicht bestätigt, die Armee zog sich gegen die Verschanzungen von Warschau zurück in die Position von Utrata. Dieser neue Rückzug flog wie ein Klageschrei durch Warschau und gab den äußeren Stoß für die Aufruhrszene, welche nun mit dem 15. August ausbrach.

An der Spitze stand Krukowiecki, welcher sich der Volkspartei und der Klubs bemächtigte, um die aristokratische Partei zu stürzen und selbst an die Spitze zu kommen. Während des Aufstandes erklärte er sich zum Gouverneur der Stadt und war an allen Orten und Enden, der Regierung immer neue Gefahren meldend, den Aufruhr selbst in aller Weise bis zu einem gewissen Höhepunkte fördernd.

So waren die Zustände am Abend des 15. August, wo Valerius nahe daran war, aufgehängt zu werden; in der Stadt war leise, aber sicher alle Gewalt in die langen Finger Krukowieckis geschlüpft; die ohnmächtige Regierung, in welcher nur Lelevel zur Aufruhrpartei gehörte, hielt er durch immer neue Schreckbilder im Schach, die Volkspartei ermahnte er, nach einer gewissen Ordnung zu henken.

Zu gleicher Zeit war die Armee ohne Führer, Dembinskis Termin war in wenig Stunden abgelaufen, neue Deputierte kamen denselben Abend in das neue Lager, um für jeden Preis einen Generalissimus zu wählen. Skrzynecki, welcher durchaus Dembinski wollte, weil sich ihm dieser so ergeben bewies, trat ihnen mit der spöttischen Frage entgegen: „Wen wollt Ihr denn jetzt in Warschau? des Sultans Bart oder Barbara Radzivillowna?“

Keiner von den übrigen Generalen wollte annehmen, der allgemein verehrte Fürst Czatoryski kam verhängten Zügels ins Lager gesprengt, um Schutz zu suchen, die Aufrührer waren an der Barriere seinem Pferde in die Zügel gefallen, er hatte sich durch einen Pistolenschuß befreien müssen, die Lage war entsetzlich, wenn Paskiewitsch Kunde erhielt und mit aller Gewalt angriff.

Die Deputierten zwingen jetzt Prondzynski, den Oberbefehl anzunehmen, man schildert ihm den Zustand der Hauptstadt, wo die Regierung im Begriff ist, den allmächtig gewordenen Krukowiecki auch formell das Feld zu räumen und niederzulegen. Er nimmt ebenfalls nur interimistisch an und erklärt, Krukowiecki sprechen zu müssen und reitet nach Warschau. Jetzt erheben sich wieder Skrzynecki und Dembinski: Warschau, heißt es, müsse gebändigt werden, ein militärischer Diktator sei nötig. Die Armee wird von Utrata noch weiter zurück bis in die Verschanzungen der Hauptstadt geführt und den Truppen in einem Tagesbefehle angezeigt, die Russen hätten einen Aufruhr in Warschau angerichtet.

Unter diesen sich überstürzenden Aufregungen errichtet man sogar in Eile Batterien gegen Warschau.

So steht's am 17. August. An der Spitze seiner Reiter und seines Generalstabs reitet Dembinski in die Stadt, vor den Palast der Regierung, um eine Diktatur in Beschlag zu nehmen. Prondzynski hat bereits wieder niedergelegt, die Regierung tut desgleichen, Dembinski noch zum Generalissimus ernennend.

Dieser, nur halb entschlossen zu einem Äußersten, eilt in den Sälen des Palastes hin und her, bald diesen anfahrend, bald jenen fragend. Krukowiecki tritt ein, auf ihn stürzt er los: „Ich bin gekommen, die Verbrecher vom 15. August zu verhaften, Sie selbst sind mir von Lelevel als Teilnehmer genannt —"

Krukowiecki erbleicht, sein ganzes Werk steht auf dem Spiele, die Armee ist da, und seine Macht kann in einem Nu entrückt sein. Er gibt sein Ehrenwort, mit dem patriotischen Klub nichts gemein zu haben, Dembinski läßt sogleich die Häupter desselben und Anführer des Aufstandes verhaften.

Unterdessen versammeln sich die Landboten, der Moment kommt, wenn sich Dembinski zum Diktator machen will; er schwankt hin und her; sein Vorsatz kommt zur Kenntnis des Marschalls Ostrowski, und dieser ruft laut: „Wenn Dembinski erscheint, so verweigere ich ihm das Wort."

Man überbringt Dembinski eiligst diese Äußerung, er erschrickt, gibt sein Unternehmen auf, und da er doch Generalissimus ist, rückt er hinaus ins Lager.

So war das Feld wieder frei für Krukowiecki: immer längere Listen von solchen, welche das Volk ermorden wolle, überbrachte er dem Reichstage, ließ das Schloß mit Truppen und Kanonen umringen, als sei die größte Gefahr vorhanden, und ward dann auch wirklich unter diesen Schreckensumständen, die er allein zu bändigen schien, zum Präsidenten der neuen Regierung ernannt.

Jede Partei glaubte, sich Glück wünschen zu können; die ausschweifendsten Demagogen wurden bestraft, die tüchtigsten aus der Volkspartei, wie Xaver Bronikowski, wurden angestellt, den Doktrinärs ward dadurch genügt, daß Bonaventura Niomojewski Vizepräsident wurde, die Aristokraten fanden ihre Stellen im diplomatischen Kreise, ein paar Soldaten und gemeine Leute, welche man bei den Mordszenen ergriffen hatte, wurden erschossen; der neue Regent war von unermeßlicher Tätigkeit, man fühlte sich konsequent und durchgreifend regiert, alles pries den Retter aus so großer Unruhe und Unordnung, den alten Krukowiecki.

Valerius, der an jenem Abende den Slodczek wirklich gerettet hatte, ging jetzt lebhaft mit dem Entschlusse um, wieder in die fechtenden Reihen einzutreten, obwohl sein Anteil an allen diesen Dingen völlig erstorben war. Es graute ihm vor diesen revolutionären Zuständen, die ihm mit aller Gräßlichkeit, mit ihrem entsetzlichen Zufalle so nahe getreten waren, ein ganzes historisches Verhältnis war ihm unheimlich, wo in keiner Weise ein gesichert Allgemeines festgestellt werden konnte, aber er hielt es für schicklich, jetzt nicht abzustehen, wo die Gefahr aufs höchste gestiegen war.

Eine Rückkehr nach Deutschland war in diesem Augenblicke auch nicht möglich, die Russen hatten eine Meile von Warschau den ganzen Kreis des linken Weichselufers besetzt; sogar das Rüdigersche Korps hatte sich von Süden herauf mit der großen Armee vereinigt, vor Deutschland lag die Mauer einer Armee.

Im Begriff, nach Wola hinauszugehen, schritt er trübe und düster über den sächsischen Platz, das ganze Leben sah ihm zugemauert und verloren aus, da kam Kasimir geritten, der eine Botschaft von der Armee an den Präsidenten gebracht hatte. Er war sehr niedergeschlagen und riet Valerius durchaus ab, noch einmal die Waffen zu ergreifen für eine völlig verlorene Sache.

In diesem Augenblicke fuhr der Präsident Krukowiecki mit Stanislaus und dessen Vater vorüber.

„Sehen Sie,“ sprach Kasimir, „die unnatürlichen Verhältnisse: der alte Graf haßt Krukowiecki wie die Pest, da fährt er freundschaftlich mit ihm hin. Nein, nein, glauben Sie das nicht, hoffen Sie nichts von dieser blendenden Energie, diese Warschauer Polen sind bis in die innerste Seele eitel und egoistisch, dieser Krukowiecki ist der Egoismus selber, ich fürchte das Schlimmste. Kommen Sie mit, ich will mein Pferd einstellen und einen Schlupfwinkel suchen. Helfen Sie mir; ich vertraue Ihnen rücksichtslos. Heut' abend kommt Dembinski, der jetzige Generalissimus, mit Skrzynecki in die Stadt herein, Skrzynecki ist seines Lebens nicht mehr sicher vor seinem Todfeinde, dem alten Grauen. Krukowiecki verlangt heute seine augenblickliche Entfernung von der Armee, morgen, übermorgen wird er auch Dembinski absetzen.“

Sie suchten eine Wohnung für Skrzynecki. Des Abends kam wirklich ein Wagen vor den Regierungspalast gefahren, in welchem zwei Offiziere saßen. Der eine stieg aus, um den Präsidenten der polnischen Regierung zu sprechen, heftiger Groll lag auf dem Antlitze, und raschen Schrittes eilte er über den Hof — es war Dembinski. Der andere Offizier, in einen Mantel gehüllt, fuhr weiter; in einer dunkeln Straße stieg er aus, Kasimir und Valerius traten zu ihm, gingen schweigend noch durch einige kleine Straßen und traten in ein Haus.

Der Mann, welcher sich jetzt in Warschau verbergen mußte, war derselbe, welcher noch vor wenig Tagen an der Spitze des polnischen Heeres gestanden hatte, war Skrzynecki. Seufzend warf er sich im Zimmer auf einen Sessel; der lange, blasse, interessante Mann nahm seine Brille ab und bedeckte die Augen mit der Hand.

Die Situation schnitt Valerius durch das Herz, wie zer-

malmender Sturm erschien ihm eine Zeit, die aus dem Gleise gerückt ist.

„Wenn Dembinski heftig ist gegen den glücklichen Intriganten, so wird er morgen des Generalissimates entsetzt sein, dieser Krukowiecki ist unser Saturn, ein heidnischer Dämon, der seine Kinder frißt.“ —

Der nächste Tag sah die Erfüllung dieses Wortes, Dembinski ward abgesetzt, Valerius und Kasimir brachten dem zerbrochenen Krieger die Nachricht, und man beratschlagte eifrig über Mittel und Möglichkeit, daß Skrzynecki nach Krakau gelange; Krukowiecki hatte überall seine Spione, es war die größte Gefahr zu besorgen. Darüber brach der Abend ein, man hatte sich über die Abreise zum nächsten Abend vereinigt, die drei Männer saßen schweigend im Dunkeln.

Da polterte ein schwerer, bespornter Fuß die Treppe herauf, die Tür ward ohne weiteres aufgerissen, ein großer breiter Mann trat auf die Schwelle und blieb dort schweigend stehen; die Tür blieb offen. Hinter ihm kam ein Soldat mit einer Laterne, er trat neben jenen, das Licht beleuchtete die Gruppe.

„Krukowiecki!“ riefen gleichzeitig die drei Männer und sprangen von den Stühlen auf.

„Jawohl, Krukowiecki,“ sprach jener. „General Skrzynecki schlägt wohl die Russen hier ganz in der Stille?“

Skrzynecki hatte seine volle vornehme Fassung und verhielt sich mit untergeschlagenen Armen völlig schweigend. Die beiden großen Figuren in solcher Stimmung und Situation einander gegenüber, der leuchtende Soldat daneben, in welchem Valerius Slodczek erkannte, die beiden erschreckten Männer Kasimir und Valerius, bildeten eine merkwürdige Gruppe.

„Sie, junger Mann aus Deutschland,“ sprach Krukowiecki zu Valerius, „sind auch eine der verdächtigsten Per-

sonen, die ihren Lohn finden wird — General Skrzynecki, Befreier Polens, ich befehle Ihnen, Sie das letztemal gesehen zu haben, Sie gehören weder zur Armee, noch nach Warschau."

„General Krukowiecki," erwiderte der abgesetzte Generalissimus, „der Sie unsere Revolution entwürdigen, gebe Gott zum Heil meines Vaterlandes, daß Sie nicht der sind, für den ich Sie halte!"

„Sie haben ausgespielt, Skrzynecki," erwiderte dieser heftig, „und Ihr Geschwätz soll auch ein Ende nehmen."

Damit verschwand er. Die drei Männer waren wieder im Dunkeln und gingen augenblicklich daran, andere Maßregeln für ihre Sicherheit zu treffen.

31.

Skrzynecki war auf dem Wege nach Krakau; Kasimir und Valerius ritten durch die Barriere nach Wola, um sich in die Armee zu retten. Es war eine mondhelle Nacht, und sie konnten nur langsam vorwärts, weil ein ganzes Armeekorps vom Lager aus durch Warschau marschierte, um über die Brücke von Praga aufs jenseitige Weichselufer zu rücken und einen Streifzug zu unternehmen. Es war eine Heeresabteilung von mehreren zwanzigtausend Mann, welche unter Ramorino und Lubienski den Zugang von Praga säubern und der diesseitigen Armee, welche auf eine Quadratmeile eingeengt war, Lebensmittel verschaffen sollte.

Valerius war starr und öde und sah mit Verzweiflung auf die Stadt zurück, welche unter Nacht und Mondschein hinter ihm lag. Für all seine uneigennützige, enthusiastische Teilnahme an Befreiung der Nation, welche in dieser Stadt verkörpert war, mußte er jetzt wie ein Dieb in der Nacht entweichen und unter den Kugeln der Russen eine Freistatt suchen. Alle seine Anknüpfungen hinter jenen Mauern sahen

ihm trübselig nach: er wußte nicht einmal, ob Konstantie noch dort wohne, das Weib, das in einem so stürmischen Rausche an seiner Brust gelegen hatte; auch Joels Schicksal war ihm unbekannt; die liebliche Hedwig hatte er nur in jenem entsetzlichen Momente wiedergesehen, das ganze Leben grinste ihn an wie ein possenhaftes Trauerspiel. Dazu dieser erschreckende Leichtsinn des vorüberziehenden Heeres, Lärm und Jubel desselben in der warmen Sommernacht, „und sie ziehen vielleicht dahin," sagte Kasimir, „und sehen dies vergötterte Warschau nicht wieder; Paskiewitsch weiß vortrefflich, wie es unter uns hergeht, er hat seine ganze Macht beisammen und ist ein entschlossener, tapferer Feldherr, der mit Energie das Äußerste daran setzt. — Gott schütze das arme Polen!"

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!" riefen die Kriegskameraden, welche vorüberzogen und im Mondscheine Kasimir oder Valerius erkannten. Auch Stanislaus war unter den Marschierenden, aber er ritt ohne Gruß dicht an dem Deutschen vorbei.

Jener Expedition Ramorinos schloß sich überhaupt der Kern der aristokratischen Partei an, die sich in einem unsichern Verhältnisse zu Krukowiecki fühlte.

Dieser merkwürdige Mann war nun jetzt im ganzen Umfange des Wortes Diktator, obwohl er den Titel nicht hatte: das Generalissimat war dem 75jährigen Malachowski aufgenötigt worden, damit die Armee für alle Pläne verfügbar blieb; die Gouverneurschaft von Warschau hatte General Chrzanowski, ein Offizier, welcher den Patrioten höchst verdächtig war und schon lange von Unterhandlungen mit den Russen gesprochen hatte; vom Oberbefehl über die Nationalgarde war der hochgeachtete Anton Ostrowski entfernt; Krukowiecki ließ seine eigene Wohnung von einem Chasseurregimente bewachen. Die Demokraten nämlich gerieten jetzt in die Furcht, von ihm betrogen zu sein und organisierten eine

Verschwörung. Sie ward entdeckt — in diesen aufgelösten Zustand kamen nun die Parlamentärs von Paskiewitsch, welche Unterhandlungen eröffneten.

So stand es, als Valerius am Vormittage des 5. Septembers den General Prondzynski an sich vorübersprengen und über die polnischen Vorposten hinauseilen sah; vor ihm ritt ein Parlamentär, neben ihm Peter Wysocki, jetzt Oberstleutnant, welcher ein Hauptführer der Fähndriche beim Ausbruch der Revolution gewesen war. Als sie nach mehreren Stunden erst zurückkehrten, erzählte Wysocki zu großer Bestürzung, daß Prondzynski eine Stunde lang geheim mit dem russischen Generale Dannenberg in Unterredung geblieben und ganz verwandelt, höchst bestürzt zurückgekommen sei. So war man denn auch über diesen wichtigsten Heerführer in Unruhe versetzt, wenn auch nicht an einen Verrat von seiner Seite geglaubt wurde; vielleicht waren ihm im Eifer Andeutungen entschlüpft über die ferne Abwesenheit des Ramorinoschen Korps, über die Regierung, kurz, den Morgen darauf, als Valerius sich eben gegen fünf Uhr von seiner harten Lagerstatt am Erdboden erhob, donnerte ein Kanonenschuß vom russischen Heere herüber, es folgte ein zweiter, und als ob Luft und Erde in Donner aufgelöst würden, ein Schlag von hundert Kanonen, die wie ein Hagelwetter links und rechts neben ihm in die polnischen Verschanzungen einschlugen, schwarze Kolonnen, die Blitz auf Blitz vor sich hertrugen, kamen über die Ebene daher auf die Position von Wola los, welche die stärkste der Warschauer Verschanzungen war.

Paskiewitsch begann den Sturm; in dem Augenblicke war der Oberbefehlshaber Malachowski gar nicht zugegen, General Bem, welcher sämtliche Artillerie befehligte, stand ruhig auf dem Observatorium in Warschau und hielt den Angriff auf das feste Wola für einen Scheinangriff, viele Werke waren von den Soldaten entblößt, weil die 20000

Mann von Ramorino fehlten, die zum Teil just nach Wola gehörten, nur Uminski, unter welchem auch Valerius jetzt focht, war auf seinem Posten und des Äußersten gewärtig. Der größte Teil von der Armee, ganz Warschau dachte nicht daran, daß in den nächsten achtundvierzig Stunden eine Totalentscheidung des ganzen Krieges vor sich gehe, just dies Verhüllte, Unerkannte des Äußersten war ein so überaus tragisches Moment.

Zwei Stunden Zeit kostet's die Russen, zwei kleine, vereinzelte Vorwerke zu nehmen, aber sie bieten, von der kräftigsten Energie ihres Feldherrn Paskiewitsch gedrängt, einen unablässigen massenhaften Angriff der verzweiflungsvollen Wehr von seiten der Polen; nach sieben Uhr stürzen sie zum Sturm auf Wola, nach einem entsetzlichen Gemetzel ist es gegen neun Uhr genommen; Wysocki, der es mit verteidigt, in den Händen der Russen — es tritt eine Totenstille auf dem Felde ein, kein Schuß fällt mehr; Krukowiecki erscheint, um zu sehen, was vorgefallen sei.

Als nun die Russen zu weiterem und breiterem Angriffe vorrückten, fanden sie geordneten Widerstand von Bem und Uminski; nachmittags um drei Uhr beginnen die Polen selbst den Angriff, um Wola wieder zu erobern. Hier gab es nun eine Stunde lang das mörderischste Gefecht des ganzen Krieges; Paskiewitsch drängte mit konzentriertester Tapferkeit und Kraft alles auf Wola zusammen. Um vier Uhr mußten die Polen auf das nächste Hauptwerk Czysti zurückweichen und Wola aufgeben; um fünf Uhr schwieg erschöpft alles; die Russen befestigten Wola.

Dies war der erste Tag des Sturms. Warschau hatte in dem Halbkreise, welchen es diesseits der Weichsel nach der westlichen Ebene ausdehnt, drei Verteidigungslinien; dieser Tag hatte den festesten Teil der ersten Linie gekostet, der übrige Kreis derselben war noch von Polen besetzt, die zweite und dritte Linie unberührt; man hoffte jede Stunde auf Ramorinos Ankunft, man dachte nicht an ein Ende.

Aber Krukowiecki dachte daran, Chrzanowski, der Gouverneur von Warschau, der alles zu verhaften befahl, was in der Stadt die Waffen erhebe, Prondzynski, der mutlos war.

Krukowiecki ließ in die Stadt hineinsagen, alles sei verloren, man möge ihn zu Unterhandlungen bevollmächtigen. Er erhält vorläufige Erlaubnis, man denkt, er wolle Zeit gewinnen; aber die Armee erhält keine Befehle für den nächsten Tag, noch beordert er Wagen, welche man vorschlägt, um dem Ramorinoschen Korps die Ankunft zu beschleunigen; gegen Mitternacht beruft er Prondzynski. Er soll neue Unterhandlungen anknüpfen und erhält von Krukowiecki die geheime Weisung, Rückkehr unter russische Herrschaft sei die Grundlage. Um drei Uhr des Morgens reitet Prondzynski nach Wola; Feldmarschall Paskiewitsch empfängt ihn barsch in Gegenwart des Großfürsten Michael und des General Toll, der Großfürst aber vermittelt, es soll bis neun Uhr Waffenstillstand sein, Präsident Krukowiecki solle selbst zur Unterhandlung nach Wola kommen.

Nach acht Uhr des Morgens am 7. September ritten also Krukowiecki und Prondzynski mit dem russischen Parlamentär, General Dannenberg, nach Wola; Paskiewitsch empfing sie, von einem glänzenden Generalstabe umgeben, und man ging ins kleine Wirtshaus von Wola, um zu unterhandeln.

Das wichtige Verhältnis wurde dadurch eingeleitet, daß der russische Feldmarschall den polnischen Präsidenten hart und rauh anging, wie den Vertreter einer bereits ganz verlornen Sache, und daß Krukowiecki sich nun ebenfalls zornig in die Brust warf, und aufzählte, was alles für Hilfsmittel den Polen noch zu Dienst wären. Der Großfürst Michael vermittelte hierbei ebenfalls; Paskiewitsch verlangte unbedingte Unterwerfung und Räumung von Warschau, Krukowiecki erklärte seinen Beitritt, fügte aber hinzu, daß die Zustimmung des Reichstags nötig sei, daß diese indessen erfolgen werde.

Bis sie verschafft sei, bis Nachmittag zwei Uhr, solle der Waffenstillstand ausgedehnt werden.

Zwischen den russischen Zurüstungen zu einem neuen Sturme ritten die beiden Polen zurück, und zwar einen andern Weg als sie gekommen waren. Dies rettete Krukowiecki das Leben: an dem Wege, den er des Morgens genommen hatte, harrte seiner der Tod, die Demokraten, welchen er jetzt ein Entsetzen geworden, lauerten ihm auf.

Warschau war unterdessen in der wunderlichsten Unruhe und Ungewißheit: niemand dachte an eine so nahe Endkatastrophe, und doch fühlte man sich unter dem peinigenden Drucke einer Gefahr drohenden Luft, man fragte sich: „Was ist?“ „Was geschieht?“ „Warum schweigen die Kanonen?“ „Siegen wir?“ „Warum ist der Präsident bei den Russen?“

Nur die höher Gestellten sahen den Abgrund, an welchen sie geführt waren, ohne doch auch genau zu wissen, wie tief er sei, ob ein Sprung retten könne; der Vizepräsident, welchem vor den unheimlichen Schritten Krukowieckis graute, legte seine Stelle nieder, ihm folgten die meisten Minister, dennoch fürchtete noch niemand das Entsetzlichste, was bereits neben ihnen stand.

Es ist vormittags zehn Uhr, der Reichstag versammelt sich, Krukowiecki und Prondzynski kommen an; wie soll die Forderung des russischen Feldmarschalls, welche die ganze jetzige Existenz vernichtet, den Deputierten vorgetragen werden? Prondzynski wird hineingeschickt, er soll als betrauter Offizier den rettungslosen Waffenzustand schildern.

Erhitzt, fieberisch bewegt von den Eindrücken, die ihn schleudern, tritt er ein und bittet um eine geheime Sitzung. Man schließt die Türen, räumt die Galerien, Prondzynski gibt eine hinreißende Schilderung, daß Warschau kaum noch eine Stunde zu halten sei, daß der Feldmarschall den Wiener Traktat, vollständige Amnestie, Preßfreiheit, Freiheit von russischer Besatzung biete — ein Teil des Reichstags ist

erschüttert, da erhebt sich der Landbote Worcell und ruft, man solle sich vertagen und niemals einen solchen Vertrag bestätigen, es erhebt sich der Landbote Jelowicki und erklärte, jene Darstellung sei lügnerisch übertrieben, General Bem habe versichert, die Stadt könne sich noch vierundzwanzig Stunden halten, unterdes sei Ramorino da, Paskiewitsch habe bereits soviel Munition verschossen, als Napoleon zu seinem ganzen Zuge bis Moskau mitgenommen, er müsse in kurzem erschöpft sein.

„Herren Landboten!" beginnt Prondzynski aufs neue — Bonaventura Niemojewski verbietet ihm das Wort und ermahnt die Versammlung, standhaft zu sein, sich nicht einschüchtern zu lassen.

Es ist ein Uhr. Prondzynski zieht einmal um das andere seine Uhr heraus und ruft: „Meine Herrn, entscheiden Sie sich, es sind nur noch wenig Minuten übrig, der Sturm beginnt von neuem, die Russen dringen in die Tore."

„Lasset die Sturmglocken läuten," ruft Anton Ostrowski, „alles mit Waffen hinaustreiben gegen den Feind!"

„Auf der Stelle," stimmt Nakwaski bei, „und der Bischof mit dem heiligen Kreuz soll vorangehn."

„Wählt Niemojewski zum Präsidenten!"

„Nein, fragt Krukowiecki!"

„Keine Volksbewaffnung, sie erwürgt auch uns."

Da dröhnten die Fenster von dem Schlage, welchen zweihundert Kanonen donnerten, Paskiewitsch begann den neuen Sturm.

„Erwählt den Kaiser von Rußland zum König von Polen, wenn Polen ganz Polen bleibt," rufen fünf bis sechs Stimmen, darunter Lelewels, Ostrowskis.

„Erwartet das Ärgste auf diesen Stühlen wie römische Senatoren," ruft Szaniecki; „zwingt den entmutigten Prondzynski, der unser fähigster General ist, an die Spitze der Truppen zu eilen!"

„Ja, ja! so sei's!“ ruft alles. Prondzynski entweicht.

„Öffnet die Türen,“ ruft der Reichstagsmarschall, „verhandelt das Eigentumsrecht der Bauern! So soll uns der Feind finden.“

Aus dieser Zerfahrenheit, wo stolze Phrasen, einzelne Kühnheit, aber nirgends eine gefaßte, durchdringende Energie, nirgends überwältigende, herrschende Persönlichkeiten und Entschlüsse zu finden waren, aus dieser Versammlung, welche von den Ereignissen überflügelt war, ließ sich keine Rettung erwarten. Und diese Versammlung war das einzig noch geachtete mächtige Institut der ganzen Revolution. Prondzynski mochte übertreiben, aber er tat es sicher nicht so lügnerisch, als man ihm vorwirft, Paskiewitsch hatte wirklich große Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich, da die Dinge einmal so weit getrieben waren, und er eine unumschränkte Entschlossenheit für sich hatte.

Der Hauptsturm war diesen Tag auf den Mittelpunkt der polnischen Position, auf Czysti gerichtet, das mit zweihundert Kanonen verheerend angegriffen wurde. Auf der Uminskischen Linie, wo ebenfalls stürmisch vorgedrungen ward, gelang der russische Angriff nicht, sondern ward zurückgeworfen, aber Czysti wurde bald so weit demontiert, daß es sturmreif war; Paskiewitsch, der mitten im Feuer hielt und seine Truppen unablässig vordrängte, mußte zwar persönlich zurück, da eine Kugel seinen Kopf gestreift und verwundet, General Toll indessen übernahm das Kommando, und war eben im Begriff, den Sturm zu beginnen. Da kam Prondzynski mitten durch das beiderseitige Feuer gesprengt, und brachte die Nachricht, Krukowiecki sei vom Reichstage autorisiert, zu unterhandeln.

General Berg wurde mit ihm zurückgesendet; dieser verlangt schriftliche Autorisation vom Reichstage, Krukowiecki hat eine solche nicht und schickt dem Reichstage seine Entlassung. Sie wird angenommen; der Sturm auf Czysti

beginnt, Prondzynski läßt sich noch einmal von Krukowiecki in den Reichstag schicken, Niemojewski und der Marschall erheben sich gegen ihn, der Lärm beginnt von neuem, er erhält aber doch die schriftliche Erlaubnis, mit Rücksicht auf den Geist der früheren Gesetze in Unterhandlung zu treten. Rasch läßt nun Krukowiecki seine Abdankung wieder vom Tische nehmen, und sendet abends um sechs den immer reitenden Prondzynski nochmals ins russische Lager mit jener Bevollmächtigung und mit einem eignen Unterwerfungsbriefe an den Kaiser von Rußland.

Unterdessen ist Czysti genommen, und die Russen dringen durch diese eine Lücke in die Vorstädte, die Uminskischen Linien, welche noch unversehrt sind, in der Flanke und im Rücken lassend. Von hier aus greifen nun die Polen an, und es entsteht ein neues entsetzliches Gemetzel, die Nacht bricht ein, der Tod mäht wüst, da fehlen plötzlich überall die polnischen Truppen, wie sie von Malachowski und Uminski beordert waren; auf Krukowieckis Befehl sind sie in die Stadt und bis nach Praga hinübergezogen worden; Chrzanowski läßt niemand über die Brücke von Praga flüchten, es ist offenbar darauf abgesehen, Krukowieckis Unterwerfung an die Russen zu bestätigen.

Es herrscht die trostloseste Verwirrung, man rennt, man klagt, man schimpft, Truppen ziehen dazwischen; aus den Vorstädten herein knattert das Gewehrfeuer, braust das Kampfgetümmel — da bringt der Marschall Ostrowski noch einen kleinen Teil der Landboten im Palaste zusammen, Krukowiecki wird von ihnen abgesetzt. Die beiden Ostrowski unterzeichnen es und tragen es selbst zu ihm hin, viele Landboten folgen.

„Was wollen Sie?“ schreit er und gerät in schäumende Wut, als ihm die Absetzung mitgeteilt wird — „sagt dem Großfürsten, daß er jetzt die Stadt beschieße, ich nehme die Entlassung nicht an, holla, Ordonnanz, die Gitter vom

Reichstagspalaste sollen geschlossen werden, ich will sehen, ob der Reichstag meinen Vertrag ratifizieren wird."

Aber dies war die letzte Wut, er wartete selbst die Rückkehr Prondzynskis nicht ab, ließ alles im Stich und entwich über die Weichselbrücke. Die Verwirrung war nun noch größer, als der russische Parlamentär ankam und nur mit Krukowiecki unterhandeln wollte; es war mitten in der Nacht, und man mußte Reiter abschicken, um Krukowiecki zurückzuholen.

Am 8. September endlich, vormittags gegen 12 Uhr, ward eine militärische Kapitulation abgeschlossen, nach welcher Warschau und Praga übergeben wurden und die polnische Armee mit ihren Effekten nach Plock abmarschieren sollte.

Um diese Zeit ritt Valerius zum letzten Male durch die Straßen, am Hause des alten Grafen vorüber, wo er mit Konstantien glücklich gewesen war; sie stand neben dem alten Herrn am Fenster und sah in das vorübertosende militärische Getümmel, der Graf hatte seine sonstige stille Miene, und man konnte darauf lesen, daß er nicht flüchten, sondern sich mit den Russen abfinden werde. Sie mochten Valerius in dem Wirrwarr nicht erkennen, aber es war diesem ein schneidender Eindruck, der Fürstin Augen lächelnd auf diesem Untergange ruhen zu sehn. „Bist du ein unbedeutender Geist," sprach sein Gewissen, „ist sie ein so überlegener? Oder gibt Geburt und Stellung auch in den wichtigsten Fragen soviel richtigere Einsicht? Sie hat es dir voraus gesagt, daß es so kommen würde, du hast es jetzt zum Schrecken gesehen, was eine Macht, die in strenges Verhältnis, in strenge Einheit gefügt ist, Überlegenes leistet! Wie gewaltig und ganz ist dir in den letzten Tagen der russische Feldherr entgegengetreten neben diesen aufgelösten Revolutionszuständen! Hätte er nicht auch siegen müssen, wenn nicht gerade von den Krukowiecki und Chrzanowski hantiert worden wäre? Täuscht man sich nicht eben weiter,

wenn dieser Untergang auf einzelne Persönlichkeiten und Zufälligkeiten geschoben wird? Was ist alle Frage und Untersuchung und Redensart im Staatsleben, was bleibt der ewige Mittelpunkt? Kraft und Macht — wo wohnt sie in dieser Verworrenheit?"

Der Zug war just vor des Grafen Hotel ins Stocken geraten, und Valerius mußte dort harren wie im Feuer einer Batterie. Auch Williams sonst so düstres Angesicht sah er am Fenster, und er glaubte die Schadenfreude darauf zu erkennen.

Als er endlich bis an die Brücke gekommen war, fand er ein Drängen und ein Gewirr, daß er sein Pferd auf die Seite schieben und sich ruhig im Warten bescheiden mußte. In den Heereszug drängte sich alles, was bisher in Warschau regiert oder mitgesprochen hatte, dieser und jener, der bis daher ein vornehmer Mann gewesen war, trug sein Bündel, sein Kästchen, was er eben zunächst retten wollte; die ganze letzte Zeit gewann hier das Ansehn eines Mummenschanzes, der plötzlich verboten wird, auf die enge Passage dieser Brücke war mit einem Male alles angewiesen, was bisher agiert hatte.

Sieh da, auf einem kleinen Vorsprunge stand Leopold und sah neugierig dem allen zu; Valerius rief ihn an; der Kleine bewies sich auch hier wie immer redselig und heiter. „Es ist ein historischer Moment, den muß ich mir betrachten, lieber Alter, sieh, sieh, wie das höchst interessant sich gestaltet hat, ich hab' mir's gedacht, Lieber, es mußte so kommen, eine gestorbene alte Geschichte bleibt eine Leiche, man mag tun, was man will."

Es war ein wunderlich ironischer Eindruck auf Valerius, daß selbst dieser kleine, leichtsinnige Fant sich überlegen fühle, ihn gewissermaßen beschäme oder herausfordere. Er fragte ihn, ob er sich denn nicht retten wolle, daß er hier im dünnen Leibrock mit dem Zuschauen begnügt sei?

„Wovor mich retten? Ich bin ja kein Revolutionär,

bin ein neutrales Element; die zerstörende Leidenschaft der Menschen, du weißt es ja, ist nie meine Sache gewesen, nur die gefällige — schau, schau, kennst du ihn noch von neulich, da sah er anders aus."

„Krukowiecki, Krukowiecki!" sprach hie und da ein Vorüberziehender, aber man hatte in der allgemeinen Notwendigkeit keinen Raum zu absonderlicher Beachtung, auch nicht zu zorniger. Er hatte seinen Mantel umgeschlagen und ritt unter dem polnischen Zuge, als wäre nichts Störendes zwischen ihm und seinen patriotischen Landsleuten vorgefallen.

Valerius reichte Leopold die Hand, er wollte nun ebenfalls durchzukommen versuchen. „Leb wohl, Gott weiß, wo wir uns wiedersehen!"

„In Petersburg oder in Paris, Lieber."

„In Petersburg! Hansnarr!"

„Höre, Valerius, bist du vielleicht stark bei Kasse?"

Das Gewühl drängte den Befragten weiter, ein Wagen, der rasch vorwärts strebte, nötigte ihn zu großer Aufmerksamkeit auf sein Pferd — „ach, Herr von Valerius!" hörte er eine sanfte Stimme rufen, sie kam aus dem Wagen, und war Hedwigs, welche mit der steinalten Großmutter und dem Vater darin saß. Die arme Kleine hatte ein verschwollen geweintes Antlitz und streckte ihm die Hand entgegen. „Bitte, begleiten Sie uns!" bat sie inständig. „Wie freue ich mich in allem Elend, daß ich Sie gerettet sehe."

Ihr Vater lag mehr als er saß totenbleich im Wagen, nur die alte Gräfin saß kerzengerade, wie sie immer gesessen hatte, und starr und geisterhaft sah ihr toter Blick vor sich hin.

Jenseits der Brücke hatte General Bem vierzig Kanonen auffahren lassen, und sie kamen eben dazu, als Krukowiecki die Weisung erhielt, man werde auf ihn schießen, wenn er das rechte Weichselufer betrete. Zusammenfallend suchte der alte Intrigant mühsam einen Weg nach Warschau zurück, er war vernichtet. Valerius war übrigens nicht mit vielen

andern der Meinung, daß er offener Verräterei anzuklagen sei, er sah jenes unglücklichste Moment des polnischen Nationalcharakters zum äußersten in ihm wirksam, welches den einzelnen persönlichen Einfluß, den einzelnen persönlichen Ehrgeiz ohne aufopfernde Rücksicht für das Ganze und Große um jeden Preis geltend macht. Wo diese Fähigkeit der Entäußerung und Entsagung fehlt, glaubte Valerius jetzt mehr als je, da sei auch keine Kultur, und, als Ergebnis derselben, kein gedeihender Staat möglich. So stellte sich ihm das polnische Unglück als ein regelmäßiger Verlauf der ganzen polnischen Geschichte dar, in welcher niemals die einzelne Person dem allgemeinen Bewußtsein einer allgemeinen Notwendigkeit untergeordnet worden, in welcher das Opfer im feinsten Sinne des Wortes unbekannt geblieben sei. In dieser Weise habe auch Krukowiecki blindlings hineingewirtschaftet und nur dafür gearbeitet, bis zum letzten Augenblicke, selbst als Überlieferer an den Feind, die Hauptperson zu bleiben; nebenher sei er der gepriesene Patriot gewesen, mehr aber Krukowiecki als Patriot.

Sie waren im Freien, links nach der Straße von Plock zog das Heer, geradeaus vor ihnen lag der Weg nach Siedlce, die früher so wichtige große Chaussee. Auf dieser wollte die Familie weiter, um dann rechts durch die Wälder nach ihrem Gut zu gelangen und dort ergeben die weitere Entwicklung des Dramas abzuwarten. Hedwig bat unter immerwährenden Tränen, Valerius möge sie begleiten; das kindliche Anschmiegen rührte ihm die Seele; Florian, düster und niedergeschlagen, fand sich mit einigen Bauern ein, um, wie er sagte, die alte Gräfin in Sicherheit zu bringen; er antwortete dem fragenden Valerius, das Ramorinosche Korps rücke durch die Wälder herauf, dem könne er sich anschließen; der Graf sprach nicht ein Wort, der Wagen rollte weiter; Valerius trabte halb unschlüssig hinterher, von der sich zum öftern umschauenden Hedwig wie gezogen. Er wußte es,

wie gefährlich der Weg für ihn sei mitten in das von Russen überschwemmte Land hinein.

Florian mit den Bauern war beritten, es ging rasch nach den Wäldern zu, in einiger Entfernung folgte ein einzelner Reiter.

Auch Florian sprach kein Wort, nur seine Handbewegung drückte aus: „Alles ist verloren," ein einziges Mal, als Valerius sagte, es sei ja nur Warschau hin, erwiderte er: „Warschau ist alles, die großen Herren haben ihr Spiel verloren, und wir kommen hinterdrein."

Bei einbrechender Nacht vernahm man aus der Ferne jenes ruckweis murmelnde Geräusch, welches den Anzug von Truppen bezeichnet; der Wagen hielt still; Florian und die Bauern ritten auf Rekognoszierung aus; es war eine windige unfreundliche Nacht, der Hufschlag des Reiters, welcher dem Zuge gefolgt war, näherte sich rasch, hielt aber plötzlich still, als er etwa auf zehn Schritt dem Wagen nahe gekommen war.

Valerius ritt langsam und vorsichtig nach ihm hin, und erkannte — Joel.

Florian brachte die Nachricht, es sei ein Teil des Ramorinoschen Korps, wahrscheinlich dessen Avantgarde, man könne die Reise ruhig fortsetzen. — Dies Korps war dadurch so verspätet worden, daß es sich mit Gefechten gegen den Feind zu tief eingelassen, und daß es mehrmals widersprechende, mitunter ganz sorglos klingende Nachrichten von Warschau erhalten hatte.

Es konnte wünschenswert sein, Stanislaus darunter ausfindig zu machen, damit sich dieser seiner Braut annehme, es sprach aber niemand davon, es war Nacht, und, wie immer bei solchem Begegnen, von großer Schwierigkeit, aus einem marschierenden Heere den einzelnen auszufinden. Um einen ungenierten Fahrweg zu gewinnen, bog man auf Nebenwege ab, die Nacht war bald wieder still und tot um die Reisenden, und Valerius, den eine schwere Bangigkeit überfiel, tiefer

in das verlorne Land hineinzureiten, fand es nun doch geratener, einen Rückweg zu suchen, welcher ihn mit der Ramorinoschen Kolonne vereinigte.

Joel, der sich dem Wagen nicht zu nähern wagte, beschwor ihn umsonst; er ritt hin, um von Hedwig Abschied zu nehmen. Was sollte er hier? Was konnte er helfen?

Aber es war bereits zu spät. Die Heeresabteilung, welcher sie eben begegnet waren, bildete nur eine Nebensäule des Ramorinoschen Korps, die leichte Reiterei der Russen umschwärmte es bereits, in diesem Augenblicke erschien dicht neben ihnen ein Kosak; man sah ihn beim Scheine der Wagenlaternen, er mochte die polnischen Uniformen von Valerius und Joel erkennen, war schnell wie ein Blitz wieder verschwunden, und gleich darauf vernahmen die Reisenden aus allen Seiten des Waldes ein schreckenerregendes Hurra. Die Kosaken stürzten zwischen den Bäumen hervor; Florian mit den Bauern gaben Feuer; Valerius und Joel zogen die Säbel und verteidigten sich gegen die eindringenden Lanzen; aber aller Widerstand war nutzlos, der feindliche Trupp ward immer stärker, und mochte wohl ein Pulk von hundert Mann sein, das Kämpfen war bald zu Ende, der alte Graf lag im Blute sterbend ausgestreckt im Wagen, Valerius und Joel waren entwaffnet und gebunden, Florian, als Schmied von Wavre erkannt, schwer verwundet, war an ein Kosakenpferd gebunden, seine Bauern hatten entweder unter den Lanzenstichen und Kugeln der Kosaken ihr Leben verloren, oder hatten sich in das Waldesdickicht gerettet; Hedwig saß vorn auf dem Sattel des bärtigen Führers dieser Kosakenabteilung, der sie mit den rauhen schmutzigen Händen liebkosen wollte; man ritt und fuhr nach einer Waldblöße, um dort den nahen Morgen zu erwarten und den Wagen zu plündern.

Da wurde ein Feuer angezündet, der alte Graf, welcher indessen verschieden war, aus dem Wagen geworfen, und man

ging eben daran, die Gräfin, welche fortwährend unbeweglich geblieben war, anzufassen, als Florian in übermenschlicher Anstrengung Reiter und Pferd, an welche er mit einem starken, langen Riemen gebunden war, mehrere Schritte mit sich fortriß, auf den Wagentritt sprang, den im Wagen stehenden Kosaken mit einem Schlage ins Genick niederwarf, um den Gürtel faßte und brüllend in die Lanzen der übrigen warf.

Auffallenderweise trat eine große Stille ein, die Kosaken schienen das heilige Gefühl des Schmiedes zu erkennen und zu ehren, sie machten keine Anstalt, den also getroffenen Kameraden zu rächen, wie ihnen überhaupt eine solche kameradschaftliche Verpflichtung nicht eigen zu sein scheint; Florian stand eine Weile unangefochten neben der unbeweglich sitzenden Gräfin, das Feuer beleuchtete sein verwildert fliegendes, dickes Haar und seine Züge, welche die entsetzlichste Wut ausdrückten — nur Joel entfuhr der Ausruf: „Florian!“

„Schweig, Jude!“ erwiderte dieser, und in demselben Momente verschwand er unter den Pferden. Der Kosak, an dessen Tier er gefesselt war, hatte es fortgedrängt, Florian war hinuntergezerrt, und da die Kosaken nach der Erschütterung des Schweigens eine lebhafte Bewegung machten, so war er unter den Hufschlägen ihrer Rosse zermalmt worden.

Der erste Morgenschein flog grau über den Himmel, man erkannte, daß die alte Gräfin leblos war und nur noch mumienartig dasaß; schonend hoben sie die Kosaken aus dem Wagen und setzten sie an einen Baum.

Dort saß sie, drohend noch im Tode, als man aufbrach, eine schreckliche Leiche einsam im Walde; einige Schritte vor ihr lag der verstümmelte Leichnam Florians, einige Schritte neben ihr der erschlagene Graf, ihr Sohn.

Hedwig, Valerius und Joel sahen noch tiefer aus dem Walde auf die Lichtung zurück, über welche ein grauer Morgen aufging.

Hedwig war totenbleich, aber ohne Träne.

32.

Der Kosakentrupp, welcher die drei Gefangenen transportierte, war folgenden Tages nicht weit gekommen; die Nachricht vom Falle der Hauptstadt mochte beim Ramorinoschen Korps eingetroffen sein, wenigstens hielt es inne in seinem Marsche, und die leichte Verfolgung der Kosaken ward dadurch ebenfalls gehemmt. Sie rasteten des Abends in einem kleinen Heidedörfchen, und der Teil, welchem zunächst die Bewachung der Gefangenen anheimfiel, nahm eine Scheune und deren Umgebung zum Nachtquartier. Hedwig war noch immer sehr begünstigt und durfte ohne Fessel bleiben; man sah es nicht gern, wenn sie sich den beiden Schicksalsgefährten zugesellte, hinderte es aber doch nur leichthin und ohne Nachdruck.

Es wurde Nacht, die Kosaken lagen unordentlich auf der Tenne umher und schliefen, durch die zerschlagenen Torflügel der Scheune schimmerten die in Kohlen zusammenfallenden Feuer herein, um welche her die Piken aufgesteckt waren und die kleinen Pferde standen und lagen.

Valerius und Joel, denen die Hände fest auf den Rücken gebunden waren, blieben wach und dachten auf Flucht. Hedwig lag in einiger Entfernung von ihnen und sprach leise zu Valerius herüber. Der Kosak neben ihr hatte dies zwar mehrmals verboten, wenigstens war durch Pantomime und Betonung dies unverkennbar gewesen, obwohl sie des Kosaken Mundart nicht verstand, sie hatte aber keine Notiz davon genommen, und der Kosak war endlich eingeschlafen.

„Nach einer Viertelstunde,“ sagte sie leise, „werde ich meinem Wächter das Messer aus dem Gürtel ziehn und den Strick durchschneiden, an welchem er mich festhält, dann komme ich zu Ihnen, um Ihre Bande zu lösen — geben Sie doch dem Kerl, welcher von hier aus vor Ihnen liegt, einen Stoß, damit er sich ein wenig anders legt, über seine breite Figur kann ich nicht geräuschlos wegsteigen.“

Es geschah, der Gestoßene knurrte und erwachte halb, warf sich aber in eine andere Lage. Hedwig vollführte an ihrem Nachbar das Vorhergesagte glücklich und schlüpfte leise zwischen den schlafenden Gestalten hin, hier über ein Bein, dort über einen Arm hinwegschreitend — plötzlich entstand ein Geräusch vor der Scheune, und mehrere Kosaken fuhren in die Höhe; Hedwig, die just neben Valerius angekommen war, kauerte sich zusammen; die Kosaken riefen hinaus, und man antwortete von draußen; Hedwigs Lage war peinlich, und wenn ihr eigentlicher Wächter erwachte, so wurde sie mehr als dies. Dennoch schnitt sie in Eile die Stricke um Valerius Hände durch und gab ihm das Messer, damit er Joel ein Gleiches tue.

Mit Entsetzen gewahrte sie, daß auch ihr Wächter jählings sich aufrichtete und seine Stimme zu einigen unverständlichen Lauten erhob — aber wie bewußtlos und vom Schlaf überwältigt fiel er sogleich wieder zurück; es ward still.

Schweigend verharrten die drei zur Flucht Fertigen; Joel ergriff im Drange seines Gefühls Hedwigs Hand, um sie zu küssen, sie zog dieselbe aber rasch zurück, und Valerius bei der seinigen ergreifend eilte sie vorsichtig über die Schläfer hinweg nach dem Tore. Dort schlüpften alle drei durch die Öffnung, welche durch losgerissene Planken geboten war. Sie standen im Freien, der Wald lag nur etwa zwanzig Schritt entfernt, die Nacht war schwarz und finster, wenige Kohlen glühten noch in den Haufen. Es mußte aber darauf gerechnet werden, daß an mehreren Punkten eine reitende Schildwacht aufgestellt sei, die man umgehen müsse; die schwere Aufgabe blieb auch noch übrig, sich durch den Knäuel von Pferden und Lanzen und auswärts Schlafenden ohne Geräusch hindurch zu schleichen; Hedwig riß eine Pike aus der Erde, die beiden Folgenden taten ein Gleiches, sie waren glücklich den gefüllten Kreis passiert, da hörten sie dicht neben sich den langsamen Tritt eines Pferdes. Dies war der patrouillierende Kosak; sie bückten sich rasch zur

Erde, sein Auge aber, schon mehr an die Nacht und Dunkelheit gewöhnt, schien doch etwas gesehen zu haben, er hielt sein Pferd an und streckte wie prüfend und untersuchend die Lanze nach der Gegend, wo sie kauerten. Hedwig, welche zunächst damit in Berührung kam, schlug sie fort, sprang auf und stieß ihre Pike mit aller Anstrengung nach dem Reiter. Ein Schrei, eine lebhafte Bewegung des Pferdes war die nächste Folge. Die Fliehenden eilten jetzt rücksichtslos schnell nach dem Walde, hinter sich hörten sie den schnellen Pferdetritt und ein paar hin und her fliegende Kosakenworte, zuverlässig war es der zweite Wachtposten, welcher zu dem ersten, getroffenen heransprengte, das Nötige hörte, das Pferd nach ihnen wendete und schreiend hinter ihnen dreinsetzte. Sie waren eben bis zwischen die Bäume gekommen, ein Ruck verriet, daß der Lanzenstich des Kosaken gegen einen Stamm geprallt war, wenige Momente darauf knallte ihnen aber ein Schuß nach, und sie hörten den Lärm der aufgeschreckten Schläfer.

Hedwig, welche wieder die Hand von Valerius ergriffen hatte, zuckte heftig zusammen, sie war getroffen. Nur eine kleine Strecke konnte sie noch vorwärts, dann brach sie zusammen; der Wald war ein dichtes Gestrüpp; Valerius trug sie noch einige Schritte mit Hilfe Joels, der bei Erkennung des Unglücks in Jammer ausbrechen wollte und nur mühsam von Valerius zur Ruhe gebracht wurde. Mitten in dem dichten Gestrüpp kamen sie auf einen kleinen lichten Fleck, etwa von der Größe eines Zimmerchens; dort ertasteten sie einen mit der Wurzel herausgerissenen Baum; durch die ausgehobenen Wurzeln hatte sich unten eine Art Höhlung gebildet, da hinein brachten sie das arme Mädchen.

Unterdessen entstand rings im Walde ein brausendes Getümmel der nacheilenden Kosaken, die in den eng stehenden Bäumen nicht wohl fortkamen; bald sahen die Flüchtlinge über das Gestrüpp herüber auch Kienspäne leuchten; aber

man glaubte die Fliehenden schon weiter, es hielt sich kein Verfolger damit auf, durch das dichte Gesträuch einen beschwerlichen Weg zu suchen.

Der Lärm und die Gefahr hörten aber keinen Augenblick auf, und man mußte des Schlimmsten gewärtig sein.

Der Schuß war in den Rücken des Mädchens gedrungen, die Sprache wurde immer schwächer, der Tod näherte sich schnell. Und noch in diesem Zustande wies sie die beflissenen Dienstleistungen Joels zurück. Als der weiter spähende Teil der Kosaken wieder am Versteck vorüber zurückzukehren schien, starb die arme Hedwig in Valerius' Armen.

Die Freunde saßen erstarrt und schweigend bei der Leiche bis zum Morgen; der Gedanke an den nahen Feind schien ganz vergessen zu sein; wenigstens ging Joel ohne weitere Vorsicht, sobald es Tag geworden, hinüber nach dem Heidedorfe, um ein Grabscheit zu leihen.

Die Kosaken waren glücklicherweise fort, er fand den Spaten, grub auf der kleinen Lichtung seiner Geliebten, die bis in den Tod seine Liebe abgewiesen hatte, ein tiefes Grab und bestattete sie mit dem ebenfalls schweigenden Freunde in schauerlicher Waldesstille.

— Sie waren später auf dem Wege nach Joels Vaterstädtchen, wo der alte Manasse schwerkrank daniederliegen sollte. Valerius konnte den Versuch nicht mehr wagen, durch die verfolgenden Russen hindurch bis zu Ramorinos Korps zu dringen, er mußte Joels Vorschlag annehmen. Dieser war Tag und Nacht mit ihm durch die Wälder gewandert, zehnmal hatten sie seitab sich bergen müssen, um den russischen Truppen zu entgehen; Joel hatte nur das Allernotwendigste gesprochen; am nächsten Morgen war ihm der starre Schmerz in strömende Tränengüsse aufgegangen, und damit war ihm denn auch die Sprache wiedergekommen, und er konnte in einem gewissen Zusammenhange folgendes vorschlagen: Valerius solle mit zu Manasse kommen, von dort wollte ihn Joel nach Krakau bringen.

„Dort," sagte er, „werden wir diese unglücklichen Soldatenjacken los, ich werde wieder das, was ich bin und bleiben muß, um eine Existenz zu haben, ein Judenjunge, ich gehe auf den Schacher, da läßt mich die Welt gewähren. Sie stößt mich, sie behandelt mich verächtlich, sie weist mich in den Winkel; aber das wird meinem Herzen wohltun, es wird Ruhe haben. Ich habe ein Mensch sein wollen mit Menschen, man hat dazu gelächelt, und ich habe leider nicht sterben können an diesem Lächeln; andrer Unglück ist der Tod, unser Unglück ist das Leben. Namenlos, namenlos Unglück! Ist's ein nationaler Zug, den wir vom Jordan mitgebracht haben, diese feige Liebe zum Leben, oder ist er uns eingewachsen durch die über tausendjährige Gefangenschaft? Wer weiß es? Oder hängen wir in aller Erniedrigung stolz und gläubig an der alten Tradition, das vornehmste Volk, das auserwählte Volk Gottes zu sein? — Wir können den Tod nicht suchen und wünschen, so notwendig er uns sei. Ich werde ein Schacherjunge, um weiter zu leben.

Und was hab' ich erlebt! Ein gemeiner Bauer verschmäht den Ausdruck meiner Teilnahme; ein Mädchen, das mich geliebt hätte, ich weiß es, wäre ich ihrer Abstammung gewesen, diesem Mädchen blieb ich zuwider bis in den Augenblick des Todes, weil mein Leib eine nationale Atmosphäre hat, die ihr fremd und unheimlich ist, weil ich an den Jordan gehöre und an der Weichsel ein verachteter Fremdling bin. Fremd, fremd, fremd! in dem Worte liegen alle Abgründe der Existenz! Euch stinkt die Zwiebel, die anderen duftet. Nur das verwegene Glückskind trete aus seinem Kreise, ich werde ein Schacherjude und vergesse meine Philosophie und Kenntnis, die ich in falschen Kreisen erlernt habe; Gott gebe, daß ich zurück kann! Der Christ verstößt mich, und ich habe schon lange den Juden in mir verstoßen! Weh! Dies wird der Zwitterzustand, den diejenigen durch-

machen müssen wie eine lebenslange, schmerzliche Geburt, die sich einlassen auf Emanzipation. Ihr haltet diese Gewährnis der Emanzipation für eine besondere Gunst, für ein wohlschmeckendes Recht, das ihr uns gewährt — weh, der emanzipierte Jude zieht ein stechend Hemd auf seinen Leib, das er Zeit seines Lebens mit Schmerzen tragen muß, um außen Frack und Weste darüber zu tragen, wie ihr tragt. Wer hilft, wer hilft gegen historisch Unglück?

Und diesem Volke, das in grobe Kinderei entzweit ist, diesem polnischen, das in ungebildeter Persönlichkeit auseinanderklafft und deshalb wieder verloren hat sein Spiel, es wird ihm nicht viel besser gehen als den Juden, und wenn es nicht wandert, so wird es doch beherrscht sein von Fremden, freilich immer noch ein Glück gegen ein Geknechtetwerden in der Fremde! Hatten meine Väter vor ihrem Untergange Streitigkeiten unter sich, so waren's doch große Fragen der Ewigkeit. Der Sadduzäer sprach: Es lebt kein Fleisch fort in anderer Welt, der Pharisäer wollte Gesetz und Prophezeiung und Glaube wörtlich und ganz. Habt ihr die Fragen geschlichtet, an denen wir untergegangen sind? — Was war hier neben uns, hier in Polen zu fragen? Über ein bißchen Verwaltung, ob das Ding so heißt, oder so — pah! Aber was höhn' ich, so spricht kein Schacherjude, und mein Unglück ist unwandelbar."

Er setzte sich erschöpft nieder; Valerius rastete schweigend neben ihm. Dann sprang er hastig wieder auf und rief: „Ach, ich sollte fliegen, Manasse hat mir nach Warschau sagen lassen, er sei schwer krank, und ‚wo bleibt mein Sohn Joel?' und ich bin meinem Vergnügen mit der kleinen Hedwig nachgelaufen, 's war wohl ein schlimmes Vergnügen, und nun ist's aus für immer, aber es war doch mein Gelüst, und ich habe versäumt, was allein hält in diesem Leben, das Band zwischen Eltern und Kindern. Vater Manasse, lebe noch, ich komme; du bist vom besten Stamme, vom

Stamme Levi, und jeder Jude hat ein zäheres Leben als ein Mensch von anderem Volk; wir sind in allen Dingen die Aristokratie der Welt, von reinem, uraltem Blut — aber was hilft alle Wahrheit, und was ist wahr? Das, was geglaubt wird, sonst nichts. Wir ältesten Aristokraten, wir handeln mit Band und heißen Juden — o Hedwig, wenn du mich einen Augenblick geliebt hättest, dann wäre alles gut — weiter, weiter! —"

Die Wanderer kamen des Abends vor dem Städtchen an, in welchem Manasse wohnte; sie traten in das erste Häuschen, um sich zu orientieren und umzukleiden. Das tat wirklich not, denn es war ein Trupp Russen im Orte; in dem Hause wohnte ein jüdischer Trödler, welcher Joel mit lebhafter Freudenäußerung empfing und mit wahrem Jubel den Anzug eines wandernden Bandkrämers zusammenschleppte, einmal über das andere rufend: „Nun haben wir Euch wieder, Herr Joel, nun seid Ihr wieder von unsere Leut! Gottes Wunder, wie wird sich der heilige Rabbiner, Euer Vater Manasse, freuen!"

Joel strich sich die Haare anders, und der elegante Reiter glich wirklich im Handumkehren einem Bandjuden aufs Haar, so daß Valerius erschrak. Die Klagen des schönen jungen Mannes, welche er so lebhaft mitfühlte, waren ihm viel würdiger erschienen, solange der Klagende in besserer Kleidung neben ihm hergegangen war. Er schalt sich über solche Schwäche, fuhr in den Bauernanzug, der ihm auf Joels Veranlassung geboten wurde, und begleitete diesen zu Manasse.

Es war ein kleines dürftiges Haus, sie traten in die Stube und fanden sie dunkel.

„Wer stört einen sterbenden Juden?" stöhnte eine leise, hohle Stimme aus dem Winkel.

Joel, mit der Örtlichkeit vertraut, ging ein paar Schritte seitwärts und machte Licht.

„Weh mir, wer dringt in mein Haus mit Gewalt?“ sprach stärker die traurige Stimme. Valerius sah zwischen dem Ofen und einem alten Schranke in schmutzigem Pelzrocke eine Gestalt hocken, zusammengekrümmt, mit langem, schneeweißem Barte und kahlem Haupte: er hätte von selbst Manasse nicht wieder erkannt.

„Vater Manasse!“ sprach Joel leise.

„Gott meiner Väter! meine Ohren sind stumpf, meine Augen sind stumpf, aber das ist ein Paradiesesodem, der mich umweht!“

Und lang auf richtete sich die magere todesartige Gestalt und streckte die zitternden, dürren Hände vor.

„Vater Manasse, es ist Joel, Euer Kind!“

Die Erkennung und Begrüßung hatte etwas schauerlich Heftiges, Konvulsivisches. Der Alte fiel darauf erschöpft zusammen, und mit den Worten: „Nun, Gott Abrahams, laß deinen alten Manasse in Frieden fahren, du hast meine Gebete erhöret,“ ward er bewußtlos.

33.

Manasse lag auf dem Tode; die letzten Monate, wo er sich von seinem Sohne verlassen glaubte, wo sein Besitz in fortwährender Gefahr schwebte, hatten ihn reißend schnell ans Grab geführt; der Freudenmoment des Wiederfindens hatte seine Kraft erschöpft.

„Behalte, mein Sohn Joel, behalte den Rock, den du zur Freude deines Vaters wieder angezogen hast; bleibe ein Jude, und du behältst dein Volk zum Troste, deine Väter und das Unglück deiner Väter, du behältst reine Tränen und ein stilles Herz; laß mich gelitten haben für dich, mein Sohn! Ich habe gelebt unter den Christen, mit ihnen, für sie, ich habe eine ihrer vornehmsten Töchter geliebt, sie hat mich wiedergeliebt, solange sie mich hielt für ihresgleichen, du

bist ihr Sohn, Gott meiner Väter, verzeihe mir diesen Abfall von meinem Volke, verzeihe mir dies Geständnis, es ist mein einziges Kind, dem ich's sage, die Wege der Menschen sind wunderbar, es kann ihm nützen; die schöne Dame, Joel, die du gesehen hast bei des Herrn Grafen Stanislaus stolzem Vater, die schöne Dame aus Deutschland ist die Tochter deiner Mutter. Gottes Wunder! ich habe sie angeschaut, als sie bei mir vorbeigeritten ist, in Warschau, wie ein kindischer Knabe, sie sieht ähnlich ihrer Mutter, wie du mir siehst ähnlich, Joel, da ich jung und töricht war; das Herz ist mir im Leibe gesprungen, ich habe eine sündliche Erinnerung gehabt an die Zeit, wo ich meinem Volke untreu ward mit einer Tochter der Abgefallenen, ich habe es gebüßt mit einer strengen Strafe, die ich mir auferlegt. Frage nichts, mein Sohn, es wird mir sauer, davon zu sprechen, im schwarzen Kästchen findest du Briefe und Zeichen, es wird mir schwach, mein Sohn, rücke mir das Kopfkissen." —

In dem Augenblicke drang wilder Lärm ins Haus; die Russen hatten Kunde erhalten von den Fremdlingen, die Manasse beherbergte, von Manasses Reichtume, den er vergraben halte; Valerius flüchtete auf Joels Geheiß hinten aus dem Hause, Manasse, im Sterben gestört, riß sich mit letzter Kraft aus dem Bette und stellte seine Entsetzen erregende Todesfigur dem Feinde entgegen.

„Ich habe nichts als mein Kind Joel, weicht von der Schwelle eines sterbenden Mannes, oder der Fluch Adonais zerschmettre euer Gebein und eure Seelen."

Man stieß ihn beiseite und durchsuchte das Haus; er war auf die Erde gefallen, und der starke Wille rang mit dem stark eindringenden Tode.

Unter polterndem Geräusch, mit diesem oder jenem beladen, fluchend zogen die Soldaten wieder ab — „steig in den Keller — Joel, grabe links im Winkel — schnell — bring mir das schwarze Kästchen — schnell." —

Joel wollte den sterbenden Vater nicht verlassen, aber krampfhaft schleuderte ihn dieser von sich — „das Gold allein — erhält uns — in der Menschenwüste — fort, Joel!“ —

Joel eilte in den Keller, fand das Kästchen und brachte es Manasse, der mit brechenden Augen und schwer arbeitender Brust am Boden lag. Beim Anblick desselben öffneten sich noch einmal die Augen weit, er griff danach und stieß noch folgende Worte schnell heraus: „Ich habe edel sein wollen, sie haben mich verachtet — ich habe mich um nichts mehr gekümmert als um das Geld, es ist das beste, was wir haben, mehr' es, ach, Joel, mein Sohn!“ —

Das Kästchen entfiel ihm, er griff mit den magern Händen heftig nach dem Gesichte seines Kindes und verschied.

Tief im Hintergrunde des Gemütes lagen bereits diese Verwüstungstage, als Joel, ein wandernder Bandjude, und Valerius, ein Bauer im südlichen Polen, über die Fläche hinstrichen — es war über einen Monat seit dem Falle Warschaus vergangen, so langsam hatten sie laviert, um durch den herrschend gewordenen Feind hindurchzukommen bis in die Nähe des Krakauschen Gebietes. Unterdessen war die polnische Armee nach mancherlei stürmischen Versuchen in der Wahl eines neuen Generalissimus, in der Wahl eines neuen Feldzugsplanes an die preußische Grenze gedrängt worden, war dort übergetreten, hatte die Waffen niedergelegt, war aufgelöst; unterdessen war auch der rauhe Herbstwind tätig gewesen, das Laub fing zeitig an von den Bäumen zu fliegen, der Himmel ward grau und grauer. Die beiden verwüsteten Wanderer sprachen wenig oder nichts von den nächsten Dingen, nur zuweilen, wenn sie ruhten und das kümmerliche Mahl aus dem Reisesacke sie gestärkt hatte, sprachen sie, und dann wurden es stets allgemeine Beziehungen, und es klang wie verlorenes Wort in eine Wüste hinaus.

In diesem südlichen Teile des Landes fanden sie mitunter eine Laubholzung, und an einem bleichen Nachmittage, als sie, eine solche verlassend, wieder ins Freie traten, sahen sie am Horizonte Krakau, die alte ehrwürdige Polenstadt, die Stadt des polnischen Gesanges und der Kirchen, vor sich mit den plumpen Türmen.

Sie setzten sich unter einen Eichenbaum, der spärlich gegen den rauhen Wind schützte, und verzehrten ihr hartes Brot, zu dessen Würze Joel einige Zwiebeln hatte. Als das kümmerliche Mahl beendigt war, sahen sie noch lange schweigend in die traurige Welt hinein; in kleiner Entfernung lagen mehrere tote Pferde zerstreut umher — das Rozyckische Korps hatte sich hier noch lange gewehrt; ein Mensch war nirgends zu sehen.

„Das Studium der Weltgeschichte,“ hub Valerius an, „ist unser trauriger Trost; jede neue Epoche findet eine neue Stellung zu ihr, eine neue Erklärung derselben, und doch halten wir uns immer an diesen einzigen Trost, weil wir uns immer erst beschwichtigt glauben, wenn die Dinge auf ein Gesetz geführt sind. Menschen! auch unser Stolz ist ein mitleidig gewährter Sonnenblick, damit wir unsere Schwäche vergessen. Vor kurzem war es unsere natürlichste geschichtliche Forderung, daß Polen bestehen müsse, das Schicksal entscheidet anders, wir erfinden ein anderes geordnetes Räsonnement, damit wir unter einem neuen welthistorischen Gesetze doch den Anschein bewahren, als beherrschte unser Geist die Welt. Menschen! Und wir sind einer wie der andere.

Ich habe nun die Polen gesehen; sie sind wieder besiegt, und ich glaube jetzt, sie werden nie siegen, sie werden zermalmt unter einer großen historischen Kombination. Von Zeit zu Zeit wird die Welt verjüngt durch frische, von aller Kultur unberührte Völker. So kamen einst die Römer gegen die Griechen auf, die Germanen gegen die Römer. Die asiatischen

Slawen haben ihre Zeit noch nicht gefunden, vielleicht finden sie selbige nie, sie scheinen unschöpferisch, in der Einzelheit unbegabt; vielleicht bilden sie doch einst ein neues großes Element der Weltgeschichte. Aber ihre Vorposten sind sicher verloren, wie es einst den Vandalen, den Alanen, selbst den Hauptstämmen der Goten ergangen ist: der Wende, der Obotrite, Wilze, Leche ist früh zertreten worden, der Böhme und Mähre ist langsam aufgezehrt in germanischem Wesen, der Pole ist tief angesteckt von alt- und neueuropäischen Verlangnissen, Ideenrichtungen, er will sogar nichts Eigenes mehr als einen Namen, er verlangt halb französischen, halb sonstigen Zuschnitt; deshalb hat der Pole keine Zukunft, er unterliegt dem eigentümlicheren Rußland. Findet dieser Repräsentant des mächtigsten Slawentums, findet er Regenten, die ohne Rücksicht auf das alte Europa Rußland in ganz eigener Nationalität zu einer Gewalt aufbilden, so kann ein neues welthistorisches Element entstehen, das bisheriges freilich zermalmen müßte.

Selbst ohne so große Ausdehnung und Bedeutung kann Polen auf Jahrhunderte als Polen verloren sein, und was jahrhundertelang sich verliert, das wird ein anderes. Lasset singen: ‚Jetzt ist Polen doch verloren!‘

Wer sich töricht unterfängt, in Schnelligkeit die Weltgeschichte meistern und ändern zu wollen, wie wir in den letzten Jahren als eine Kleinigkeit versuchten, der beklage sich nicht, wenn er zugrunde geht. Handle, wer sich berufen fühlt, aber keiner wage ins einzelne vorauszubestimmen, was werden soll; wir kennen die Welt nur einen Schritt weit. Ich will in meine Heimat gehen, mir eine Hütte bauen, das Weite auch ferner betrachten, aber nur fürs Nächste wirken.

Hofft ihr Juden nicht seit achtzehnhundert Jahren umsonst auf ein wieder erwachend jüdisch Reich, ist das nicht euer Hauptunglück? Warnet die Polen, damit sie nicht mit ihrem starr erhaltenen Schmerze europäische Juden werden?

Ihr wollt es heut noch nicht glauben, daß ihr in einem neuen Umschwunge der Welt verloren gegangen seid, und so seid ihr der ewige Jude geworden, der nicht sterben kann und überall leidet. Gott bewahre dies Land vor einem ewigen Polen! Wer nicht sterben kann, lebt auch nicht. Diese Welt kreist einmal nur zwischen Leben und Sterben. Wie glücklich sind die Schotten in Engländer aufgegangen, wie schwer wird den Irländern der Tod, die schon lange Engländer sind, wie bedroht jeder Ruck die Scheinpflanze Belgien, wie ringt Spanien in tausend Schmerzen, weil die einzelnen Reiche nie sterben wollten!"

„Wie sollen wir sterben, wir armen Juden! weiser Christ?" sagte Joel.

„Wenn ihr den Buchstaben der Tradition aufgebt, aufgeklärte Juden werdet, euch emanzipieren laßt, so sterbt ihr, freilich langsam und schmerzhaft. Von jetzt an, wo dieser Gedanke aufkommt, werden noch drei Generationen zuckend leiden, wenn's in Stille fortgeht und nicht nach dem gläubigen Unglauben schlechter Christen eine ganz neue Offenbarung über die Welt kommt. Gesteht's nur, daß ihr just darum so hartnäckig seid, weil das Christentum aus euch erwachsen ist, weil ihr die altklugen Väter bleiben, den überflügelnden Kindern nicht weichen wollt; es gäb' lang' keine Juden mehr, wäre das Christentum unabhängig vom Mosaismus entstanden."

„Vorderhand will ich schachern!"

Mit diesen Worten erhob sich Joel, und die beiden Wanderer schritten im Winde, der immer mehr dunkle Abendwolken zusammenjagte, auf Krakau zu.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

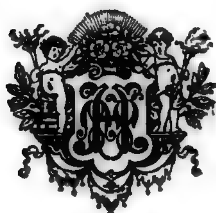
Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Dritter Band.

Das junge Europa. III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Das junge Europa.

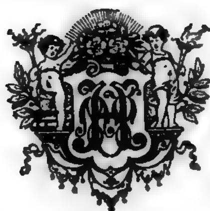
Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Die Bürger.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Die Bürger.

1. Hippolyt an Valerius.

Zu Pferde, Kind, zu Pferde, Kind,
Laßt uns die Welt durchreiten,
Die Erde rennt so blitzgeschwind,
Sie wird uns noch entgleiten.

Weißt Du noch, mein Lieber, wie ich diesen Vers in die Luft hineinsang? Ich wußte selbst nicht, wo er herkam. Wenn man ein wenig poetisches Geschick hat, da treten oft die verborgensten Gedanken des Innern plötzlich als kleine sangbare Verse auf unsere Lippen. Das ist das Geheimnis der Poesie und der Welt, am Ende weiß kein Mensch, wie er zur sogenannten Wahrheit kommt, auch die Gedanken sind Zufälle oder göttliche Ordnung. Es war damals ein schöner, frischer Sonnenmorgen, und wir ritten über die taublitzende Fläche hin, die Augen nach den fernen, dampfenden Bergen richtend. In der Kraft unserer Jugend, in der Frische des Morgens fühlten wir allen Reiz des Daseins, und schworen lustig hinauf zum Himmel, daß diese Welt zur Freude geschaffen sei, zum Tummelplatze des kecken, mutigen Menschen, und daß wir das beweisen wollten durch unser fröhliches Wanderleben bis zum lachenden, munteren Tode selbst. Das alte Europa, das damals seine morsche Hülle kaum geschüttelt hatte, wollten wir verjüngen helfen, wir jungen, romantischen Narren! Nun, Freund, wir leben doch für etwas, wenn wir auch den Schmetterling nicht mit drei schönen Worten aus der Puppe locken; alles, was geschieht, ist interessant für uns, wir sehen überall neue Jugend

sprossen. Wenn wir uns auch tausendfach irren, so leben wir doch, das heißt, wir empfinden nach allen Richtungen unsre Existenz, wir haben Interessen, und der Tod findet doch etwas an uns zu töten, der nächste Planet etwas fortzusetzen. Unsre übermütigen Jugendpläne, die Welt umzugestalten, haben wir wohl zum Teil aufgegeben, wir sind erschrocken vor der Mannigfaltigkeit der Welt, vor der Unerschöpflichkeit ihrer Verhältnisse und Zustände. Aber so kleinmütig und verzagt wie Du, mein Freund, bin ich noch lange nicht. Pfui! was war das für ein mutloser Brief, den Du mir aus Warschau geschrieben! Kopf in die Höhe! Vielleicht finden wir schon nach den nächsten Schritten das Absolute, worin alle Schönheit und Herrlichkeit zusammengedrängt ist, das Zauberwort, das alle Geheimnisse löst. Immer weiter im einmal begonnenen Laufe, „Laß brausen, Freund, laß brausen,“ wir sind einmal auf dem Wege, und Kinder und Weiber kehren um, wenn die Wetter losbrechen und alles stürzt und fällt.

Ja, es ist wahr, anders ist's gekommen mit der revolutionären Zeit, als wir erwarteten, es hat manchmal das Ansehen, als trieben Kobolde ihr Spiel mit uns, als sei das Neue schlechter als das Alte, der üppige Kaufmann mit dem Geldbeutel in der Hand widerwärtiger als der alte Adelige mit dem Stammbaum; aber nur weiter, Freund, weiter! Wenn der Gedanke, wenn die Theorie nicht mehr recht behalten soll, dann müßte ja die Vernünftigkeit der Erde und mit ihr die Erde selbst zugrunde gehen. Der Gedanke ist ja der Geist Gottes.

Ich habe Dir seit dem Sommer 30, seit Paris, nichts mehr über mein Leben geschrieben. Offen gestanden, Freund, jenes deutsche Mädchen, jene zauberische Julia hat soviel von meiner ursprünglichen Kraft zerbrochen, daß ich seit jener Zeit nicht mehr gern von mir erzähle. Wir sind wie die Weiber: wir gestehen es uns nicht gern, daß wir älter und

somit unmächtiger werden. Julia hat mir das fabelhafte Vertrauen auf meine Kraft und Macht geraubt, und dadurch den Zauber meiner Jugend erschüttert. Sie war das erste Mädchen, das mir widerstand. In jener Nacht, wo ich alles vergeblich aufgeboten hatte, um sie zu erweichen, rannte ich wie toll durch die Straßen von Paris, ich stürzte mich in die Seine, um meine Glut zu kühlen, meine Eitelkeit und Zuversicht waren ins Herz getroffen. Ich kenne den sentimentalen Liebesjammer nicht, den die Deutschen so ausführlich beschreiben, und woraus sie eine Art von Poesie gemacht haben, Wehmut und Tränen kamen mir also nicht zu Hilfe, um die wilde, unbefriedigte Kraft in mir zu brechen, sie mußte daher in sich selbst vertoben. O es war eine grausame Wirtschaft!

Als die Ruhe wiederkam und ich mich umsah, da graute mir vor diesem neuen Wesen in Frankreich. Die Lüge hatte den Kampfplatz behauptet, in lauter Täuschungen ließ sich das leichtsinnige, törichte Volk herumschaukeln, und es schnitt mir durchs Herz, wenn ich den Jubel ansah, welchen sie beim Anblicke ihres neuen Königs erhoben. Dieser Bürgerkönig Ludwig Philipp ist der größte Repräsentant unserer jetzigen Tage, Gott geb' es, nicht der neuen Zeit. Er ist wirklich der Held einer Durchgangsepoche, welche die Winde beflügeln mögen, und man darf ihm den Ruhm einer gewissen Größe nicht versagen. Er hat nicht nur das alte Bourbonentum und alles, was um und dran war, bezwungen, nicht nur die Jakobiner unterworfen, sondern allen Liberalismus bewältiget. Man kann ihn Ludwig XIV. des neuen Jahrhunderts nennen: jener hat die Aristokratie gestürzt und ward der Abgott des Adels, dieser hat die Demokratie unterdrückt und heißt der Bürgerkönig. Er besitzt alle Eigenschaften, die zu einem Helden dieser neuesten Art nötig sind, er ist klug, sehr klug, und zwar beinahe so klug als Talleyrand, denn er hat's lange nicht merken lassen, daß er klug ist.

Er vermeidet ferner die Extreme, setzt Krieg oder Frieden nie auf eine Karte, und wenn er's einmal öffentlich tun muß, so spielt er privatim eine ganz andere, sichere Partie. Das Repräsentativsystem, das sonst den Königen hinderlich war, ist durch seine Klugheit für ihn die bequemste Regierungsart geworden: ist die öffentliche Partei im Nachteile, so tragen die Minister Schande und Verlust, der Thron desavouiert sie und zeigt bescheiden, wie er bereits privatim viel vorteilhaftere Dinge vorbereitet habe; siegt das Ministerium, so schließt er sich emphatisch diesem Siege an, zuckt die Achseln zur Privatpartei und bedauert gegen die fremden Gesandten, daß ihm die Hände gebunden seien. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts regierten die Abenteurer aller Art mit kecken Lügen und Intrigen einen großen Teil von Europa; an die Stelle jener berechnenden Personen sind jetzt berechnete Begriffe getreten; man herrscht jetzt mit einer gewissen Staatsalgebra, und in kurzer Zeit ist aller Fortschritt, den wir erwarteten, auf ein paar Formeln gezogen, diese werden studiert, die neue Wissenschaft ist fertig, ihr Ursprung und Beikram werden auf die Seite geworfen.

Als der Adel gestürzt ward, kam der Despotismus an die Reihe, diesen stürzten die Jakobiner, die Jakobiner unterlagen den Soldaten, die Soldaten überwältigte das Geld. Und das Geld herrscht heute noch, denn die Bildung, deren Herrschaft wir zu befestigen glauben, steht im Solde des Geldes. Ludwig Philipp ist auch der König des Geldes, und die Börse bedeutet jetzt Frankreichs Generalstaaten. Was ist nun geblieben von der alten Poesie der Herrschaft? Etwa die Tapferkeit? Allerdings ist eine gewisse Tapferkeit noch zu finden. Aber diese Tapferkeit hat nichts von jener poetischen Eigenschaft, die wir so nennen, sie ist die Tapferkeit des Kaufmannes, der sich für seine besseren Warenballen schlägt, der aber den Kampf aufgibt, wenn er bedenklich wird,

um wenigstens einen Teil jenes Vermögens zu retten. Es ist nichts mehr von dem ritterlichen Elemente des Streites zu entdecken, nichts mehr von romantischen Fratzen jenes Schlachtrufes: „Sieg oder Tod, König oder nichts!“ nein, „Alles oder doch etwas“ heißt die neue Parole.

Diese Prosa beugt mich zu Boden. Die Poesie des Rittertums haben wir gestürzt, und um die Poesie des Liberalismus sind wir vorläufig gebracht. Wird die Zeit kommen und wann wird sie kommen, wo die Geldinteressen wieder die zweite, unterstützende, nicht aber herrschende Stelle einnehmen werden? Frankreich, als Flügelmann Europas, ist auch das Horoskop Europas. Über kurz oder lang sinkt auch die englische Aristokratie unter den Zahlen der britischen Kaufleute, und so geht's weiter. Oder ist nicht eigentlich jetzt schon das Geld ein wesentliches Moment der englischen Lords? Besitz ist die Losung unserer Tage, und die Kultur, wenn sie was gelten soll, muß sich ebenfalls danach richten. Erfinde eine Poesie des Besitzes, oder wir gehen unter in dieser breiten Prosa.

Du hast recht, wenn Du mir Vorwürfe machst über mein völliges Stillschweigen seit so langer Zeit, ich hatte aber auch recht. Ich fing an, einherzutappen, statt einherzuschreiten durch die Welt. Soll ich meinen Freund mit herumzerren in der trunkenen Bewegung? Schon bin ich wieder fester, und da bin ich auch wieder bei Dir. Wo Dich meine Briefe treffen werden — denn jetzt werd' ich Dir öfter schreiben — weiß ich nicht; ich will sie alle nach Grünschloß schicken, früher oder später kommen sie Dir von dort sicher in die Hände. Warum nicht nach Warschau? Weil ich jeden Tag dachte, Warschau ist wieder russisch, und nun ist's soweit, und Leopold sagt mir, Du seiest über die Brücke, wer weiß wohin; es ist zuviel brutale Eitelkeit der Personen unter jenen Starosten, als daß ihnen etwas gelingen könnte, was sie gemeinschaftlich unternehmen.

Warum ich nicht zu euch gekommen bin? Ich weiß es selbst nicht. Ich habe die Polen früher nicht leiden mögen, ich sah sie nur in der Fremde mit ihrem Stolze, ihren Bedienten, ihrer abstoßenden Nationalität — diesen Krieg erwartete ich nicht von ihnen. Und Du weißt, ich handelte immer weniger nach allgemeinen Begriffen, mehr nach besonderer Vorliebe, als Du, mein objektiver Freund. Du schreibst von einer Goldrolle, die ich Dir mit meinem letzten kurzen Briefe nach Warschau geschickt haben soll. Das ist ein Irrtum, mein Billett ging allein an Dich.

Nun will ich Dir erzählen. Ich verließ Paris. Ungern, ja mit Schmerz schied ich von den Franzosen. Sie sind und bleiben das liebenswürdigste Volk der Welt; selbst ihre Irrtümer und die Täuschungen, welche sie erleiden, keimen aus ihrer Liebenswürdigkeit. Eine gewisse Ritterlichkeit hat immer ihre Mißgriffe erzeugt, auch die letzten. Wenn sie sich wie die Helden geschlagen hatten, dann verziehen sie auch großmütig wie die Helden. Der ganze moderne Wirrwarr selbst mit Berechnung und Geld wird von ihnen und durch ihre Lebhaftigkeit so bunt und interessant ausgebildet, daß er immer noch einen Schimmer von Poesie behält. Ist ihnen auch oft die Freiheit wieder entglitten, die Gleichheit haben sie aus allen Stürmen gerettet; der reiche Bankier und der ärmste Journalist, einer repräsentiert seinen Monsieur wie der andere; und das ist nicht etwa gesellige Duldung mit allerlei Rückhaltsgedanken, wie man sie in den besten Gesellschaften Deutschlands findet, nein, es ist eine Sache an sich, ein Absolutes. Jeder Mann gilt für einen Mann, und seine Worte werden nach ihrem absoluten Werte beachtet, nicht nach Rücksichten. Das Geld ist mächtig, aber nicht allmächtig. Keime zu allerlei neuen, lockenden Zuständen liegen überall am Tage, nirgends ist Tod und Erstarrung.

Ich wollte mir das neue Königreich betrachten, das gegen alle diplomatische Erwartung aus den Niederlanden aufgewachsen war. Diese wilde Pflanze Belgiens hatte einen eigentümlichen Reiz für mich. Den Polen verzeihen die ärgsten Stabilitätsmänner in schwachen Stunden eine Revolution. Es ist Geschichte da, sagen sie, nationales, tiefes Element. Aber was wollen diese Belgier, deren Name so unbekannt und neu ist, wie die Namen Ligurien, Batavien und dergleichen, die aus dem französischen Paroxismus der neunziger Jahre hervorwuchsen? Die Klagen dieses Volkes über Holland, fahren sie fort, sind nur Zeichen von eigensinnigem Übermut, das Ganze ist die frevelhafteste Revolution, die noch dagewesen ist.

Gerade das interessierte mich. Ich glaubte eine mutwillige Freiheitssympathie darin zu finden. Es ist kein ordinäres, anständiges Mädchen, dachte ich, das mit gutem Rechte eine Ehe verweigert, sondern ein eigensinniges, kapriziöses, wildes Ding, das als selbständiges Geschöpf auch seine Launen geltend machen will. Und Du weißt ja, solche Mädchen sind mir immer die interessantesten gewesen. Hier ist Natur, üppige Natur, Ursprüngliches, dort kaltes Produkt beschränkter Erziehung.

So ritt ich denn im Spätherbst über die nördlichen Flächen Frankreichs dahin, immer hinab nach der Meeresniederung und sah mich an einem hellen Mittage in den breiten, glänzenden Straßen von Brüssel. Eine vornehme, blendende Stadt! Ich betrachtete mir lächelnd die Kanonenkugeln, die in dichten Scharen aus manchen Häusern guckten, unwillige Zeugen der lärmenden Septembertage und der entschlossenen Holländer, diese schimmernde Stadt um jeden Preis wieder zu erobern. Ich brachte mein Pferd unter und eilte nach dem Park. Vielleicht war es hier das erstemal, daß ich den Kämpfen um Recht und Freiheit grollte, als ich so manchen der schönen, stattlichen Bäume, welche hier

ihren majestätischen Schatten ausbreiten, zerstört, verstümmelt sah. Ein stolzer, ausgebildeter Baum ist wie ein fertiger, abgerundeter Mensch, seine Verstümmelung erinnert an Barbarei. Es war ein schöner Tag, wie ihn die späte Jahreszeit in diesen Gegenden bringt, und der Park war erfüllt von Spazierenden zu Fuß, zu Roß und zu Wagen. Ein gewisser Freiheitsübermut lag auf vielen Gesichtern. Eine gelungene Revolution macht stolzer als eine gewonnene Schlacht, man glaubt den eigenen Schulmeister überwunden zu haben, und der dünkt uns bekanntlich immer gelehrter und gewaltiger als alle anderen. Der Menschenschlag in dem neuen Belgien schien mir übrigens wirklich abgesondert und voll Eigentümlichkeit, und ich glaubte eine Menge historischer Schattierungen herauszublicken: spanisches, verschlossenes Feuer aus den Zeiten Philipps, französische Lebhaftigkeit, nördliches, behagliches, saftiges Fleisch, gemischte Charakterlosigkeit und was man dergleichen mehr beim ersten Anblicke zusammenfaselt. Einen jungen Mann, der neben zwei Damen hertänzelte, hatte ich mit eingerechnet, und je näher er heranschritt, desto mehr beschäftigte mich dies kleine, bewegliche französische Gesicht mit schwarzen, krausen Haaren, die unter dem weißen Hute hervorquollen, mit schwarzen, unruhigen Augen — denke Dir, wie ich über meine Klassifikationen lachen mußte, als ich in dem kleinen Männchen unsern Leopold erkannte. Er wurde schneller mit mir fertig: mich sehen, an meinen Hals fliegen, tausend Fragen ausstoßen, mich den Damen vorstellen, war das Werk von zwei Minuten. Diese Damen nun waren die Frau und Tochter eines reichen, vornehmen Advokaten, van Waelen. Die Familie ist sehr angesehen und rühmt sich, mit spanischen Granden vermischt zu sein. Leopold hatte mich mit seiner schnellen Gewandtheit unter dem alten spanischen Namen vorgestellt, den ich seit Jahren beinahe vergessen hatte. Der gute Junge dachte nicht daran, wie dieser klangvolle Name ihm gefährlich werden könne. Er empfahl

mich so vortrefflich bei dieser Familie, daß ich in wenig Tagen ein hochangesehener Hausfreund war. Frau van Waelen ist dreißig Jahre alt und eine strotzende flamändische Schönheit von hohem, vollem Wuchse, feurigem Auge, sie ist schweigsamen und dennoch innerlich lebhaften Temperamentes. Die besten, üppigsten Formen für einen Rubens, eine Frau für Promenade, Haus und Bett, wie sie ein Advokat nur wünschen kann. Stolz auf sich selbst, eitel auf ihre Tochter, kommt sie in die wunderliche Verlegenheit, ob sie die nahenden Liebhaber sich oder der Tochter wünschen soll. Denn Herr van Waelen ist ein langer, trockener Gesell mit einem buschigen Backenbarte, seiner einzigen Schönheit. Es war wirklich ein ganz neues Element, in dem ich mich beim Eintritte in dies Haus bewegte. Denke Dir eine Wohnung, die äußerlich unscheinbar, verschlossen aussieht und von Jalousien versteckt wird, und Du stehst mit mir vor van Waelens Hause. Ein blank schimmernder Klöpfel hängt auf der dunkeln, hell lackierten breiten Haustüre. Man klopft, die Türe öffnet sich durch einen Druck, der vom fernen Bedientenzimmer ausgeht, man tritt in einen weiten Hausflur, alles ringsum, Treppen, Türen, Dielen, glänzt von Glätte und Sauberkeit. Ein Besucher gleich mir, der mit der Lokalität schon bekannt ist, geht geradeaus, er weiß, daß die Treppen des Vorderhauses nur wenige Tage des Jahres, nur bei großen Festen betreten werden; sie führen zu den Prachtzimmern, welche die Geschichte der Familie entfalten, Kunstarbeiten, die sich forterben, wie Schlösser bei deutschen Ritterfamilien. Der Blick nach einem breiten, viereckigen Hofe ist offen. Dieser ist mit Quadern gepflastert, ein offener Saal, ein kleiner Markusplatz, auf den Seiten von den Flügeln des Hauptgebäudes, hinten vom eigentlichen Wohngebäude begrenzt. Eine große Glastüre mit buntem Glase führt in das letztere und zwar unmittelbar in den Salon, wo sich die Familie gewöhnlich aufhält. Eine patriarchalische Stille ist ringsum

über alles ausgegossen, der tiefste Familienfriede scheint auf dem Ganzen zu lagern, und unsere stürmischen Jugendgedanken kamen mir frivol vor, als ich das erstemal in diese Räume trat. In dem Salon sitzt die Frau vom Hause mit ihrer Tochter. Sie sind mit weiblicher Arbeit beschäftigt und sprechen selten. Die Aussicht geht auf den Garten, wo im Frühlinge die berühmten Tulpen der Niederlande blühen. Die Möbel des Salons sind weniger modern als massiv und kostbar; dunkle, samtene Tapeten bedecken die Wände, schwere rotseidene Gardinen mit goldenen Troddeln beschatten die Fenster, alles ist prächtig, gediegen, alles atmet vornehmes Schweigen und Ruhe. Die Mutter empfängt den Besuch mit zurückhaltender, würdevoller Artigkeit, die Tochter errötet, denn ihre Haut ist so fein und durchsichtig, daß das Blut bei der geringsten Bewegung darauf sichtbar wird. Sie ist fünfzehn Jahre alt und so groß wie die Mutter. Alle Formen sind bereits schön und rund an ihr ausgebildet — ich wurde unterbrochen —

---

2. Hippolyt an Valerius.

Schreiben und sagen könnt ihr alles, aber ob ein einziges Wort von aller Weisheit der Menschen wahr ist, das weiß der Himmel. Wenn man einmal zu zweifeln anfängt, so muß man alles bezweifeln. Du weißt, es ist sonst nicht meine Sache, skeptisch zu sein, aber wenn mir einmal solch eine Stunde kommt, dann ist alle Welt für mich fraglich. Lieber Gott, ist irgend ein Satz, eine Wahrheit in der Welt, von welcher nicht auch das Gegenteil plausibel gemacht werden kann? Das ist ein schrecklicher Triumph der Bildung, der immer wieder einmal deutlich hervortritt, wenn ein Volk seine Vollendung erreicht zu haben glaubt, um ihm begreiflich zu machen, die Welt sei mehr als unser Geist. In diesen

letzten Worten hast Du die Probe von diesem traurigen Exempel: vor ein paar Tagen schrieb ich ganz anders, da war der Gedanke der Geist Gottes und das Ding hatte auch seine Logik — ach, Sklaven, Sklaven, die wir sind in unsichtbaren Ketten, gegen welche alles Toben und Wüten vergeblich ist!

Erinnerst Du Dich der Sophisten in Griechenland, welche die Schulweisheit so vornehm wegwerfend anzusehen pflegt? Diese Leute sind ein entsetzliches historisches Moment. Sie waren die Gründer der eigentlichen Bildung, sie wandten die Philosophie auf alles an, sie emanzipierten das Denken für den täglichen Gebrauch — und sie waren wirklich der Grenzstein Griechenlands. Nicht daß ich die unhistorische Plumpheit nachsagen möchte, die Sophisten hätten Griechenlands Untergang herbeigeführt. Sie produzierten nicht sowohl etwas, sondern sie waren ein Produkt. Der Kreis von Griechenlands lebendiger Entwickelung ward in ihnen vollendet, wie die Zeit fröhlicher Jugendjahre — die Jahreszeit und die Weltgeschichte wartet nicht auf unsere Wünsche. Und, Freund, es will mich manchmal bedünken, als sei die Welt wieder auf solchem Punkte. Damals wurde das Altertum geschlossen, jetzt geht das Mittelalter zu Ende, wenn es auch äußerlich schon mit Kaiser Max, Berlichingen und Sickingen gestorben ist. Weltperioden sterben immer jahrhundertelang. Das Christentum, die Fahne der mittleren Zeit, ist jetzt, wie damals die Weisheit der Alten, in Lebensgefahr, sein göttliches Element der Humanität ist in die allgemeine Kultur aufgenommen, wie in Griechenland das Denkgesetz; nun beginnen die neuen, unzuberechnenden Gestaltungen, und wir stehen mitten im Wirrwarr und unseren Händen entschlüpfen die Urteile über Dinge und Gedanken. Wir sind wieder bei dem traurigen Satze: Sagen und schreiben könnt ihr alles, aber ob ein einziges Wort von aller Weisheit der Menschen wahr ist, das weiß der Himmel.

Du hast mich nicht angesteckt, Freund, mit Deinen Warschauer Briefen. Jeder denkende Mensch, der an den Parteiungen seiner Zeit lebhaften Anteil nimmt, liest und denkt seinen Faust. Gott sei Dank, ich tue es selten, und bin härteren Stoffes denn Du. Rasches Wirken beschleunigt die Zustände, je unsicherer man im allgemeinen wird, desto kräftiger muß man im besonderen, im Nächsten wirken, nicht aber unschlüssig stehen bleiben, wie es Dir am Ende begegnen wird. Das nächste, klar ausgesprochene Ziel der Menschen ist die Freiheit; schaff sie herbei, wir wollen sehen, was danach entsteht — „schlag Du erst diese Welt in Trümmer, die andere mag danach entstehen“. —

Leopold war's, der mich in der Beschreibung Margaretens, van Waelens schöner Tochter, störte. Du kannst ermessen, wie er nach gewöhnlicher Manier nicht drei Tage mit zwei schönen Weibern leben konnte, ohne der älteren zu sagen, sie sei bezaubernd und die jüngere, den Engel seines Lebens, um Herz und Hand zu bitten. So wie er damals in aller Geschwindigkeit eine Prinzessin heiraten wollte, so macht er's noch heut' mit jedem hübschen Mädchen. Es ist nicht etwa die Absicht eines ungeschickten Roué, der unter der schützenden Ägide einer baldigen Hochzeit dreist seinen Liebeswünschen folgen zu können glaubt — Gott bewahre, es ist Leopolds schnell erregtes, überwallendes Herz, es ist sein augenblicklicher, vollkommener Ernst, und das Wunder ist groß, daß ihn noch nirgends eine Schöne ebenso schnell beim Worte genommen hat. Er hätte in den nächsten acht Tagen in der Güte seines Herzens die zweite, in den nächsten vierzehn Tagen die dritte geheiratet. Ich habe neuerdings den Jungen lieb gewonnen; Du erinnerst Dich, daß mir eine Zeitlang seine leichtsinnige Faselei, sein immerwährendes Lügen völlig zuwider war. Er ist eigentlich noch ganz derselbe, aber bei dieser platten, alles berechnenden Zeit ist mir sein Leichtsinn eine Art von Poesie geworden:

der Junge bewegt sich fortwährend in der Welt herum, als lebt' er noch zu König Artus' Zeit; alle Begebenheiten seines täglichen Verkehres sind zwar in seinem Munde nach den gewöhnlichen Begriffen Lügen, wenigstens Unwahrheiten, aber sie sind romantisch, sie beleben das tote Einerlei unseres geselligen Treibens. Und mir tut solch ein verschollenes ritterliches Interesse manchmal so not, daß ich froh bin, mich Leopolds Täuschungen hingeben zu können. — Also, er sprang ins Zimmer, während ich an Dich schrieb — „Hippolyt," schrie er, „spanisches Blut, Enkel des Cid, es gibt romantische Geschäfte, noch siegen die Kaufleute nicht über die alte herrliche Welt mit den bunten, unerwartet wechselnden Erscheinungen. Hippolyt, die Liebe läßt nicht alle Romantik untergehen. Tallon will morgen Margareten entführen — beim Hahn des Äskulap, beim Zauberer Merlin, es ist kein Scherz, keine Posse, komm mit mir, Du sollst es selber hören. Du weißt, wir sind eingeladen, übermorgen früh Waelens nach dem Felde von Waterloo zu begleiten, Tallon ist von der Partie, im Vorwerke la belle alliance wartet der Wagen mit Napoleons sechs Rappen, die ihn damals nach Brüssel zur Krönung führen sollten und welche jetzt Herrn Tallon mit der schönen Margarete nach Valenciennes zur Hochzeit bringen sollen. Lache immer, aber setz Dir den Hut auf und folge mir, Du sollst selber hören."

Ich brauche nur ein paar Worte meiner abgebrochnen Schilderung zuzusetzen, damit Du die Sache übersiehst. Leopold, der liebenswürdigste Begriff von Liebe, fügte sich mit der rührendsten Gutmütigkeit in die zweite Stellung, als er sah, daß ich ihn bei Margareten aus der ersten verdrängt hatte. Seine zarte, wenn auch unermüdliche Zudringlichkeit war dem Mädchen erwünscht gewesen, weil sie den unangenehmen Bewerbungen eines Herrn Tallon in den Weg getreten war, den Margareta nicht leiden mochte. Zudem

mißfällt der kleine Schelm niemals einem Weibe. Dieser Tallon nun ist eine der rätselhaften Erscheinungen, wie sie seit der Revolution hier in Belgien gar nicht selten sind. Man weiß nicht genau, wo er hergekommen, man weiß nicht genau, was er ist, aber er zeigt sich überall als einen entschlossenen Revolutionär, der furchtlos zu den gewagtesten Schritten rät und bei der gefährlichsten Gelegenheit vorangeht. Er ist von außerordentlicher Bildung und Geschmeidigkeit, ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem ausdrucksvollen Gesichte und stechenden schwarzen Augen. Er hat sich, wie gesagt, bei allen Vorfällen der Revolution tapfer und unerschrocken bewiesen, er spielt die Rolle eines glänzenden Ehrenbürgers des neuen Staates, Lebensart und Gewohnheiten bezeichnen ihn als einen reichen Mann.

Natürlich war ein solcher Mann in Waelens Hause sehr willkommen. Herr van Waelen gehört als Advokat zu der abstrakten liberalen Partei, deren Ziel die Republik ist. Der Anführer dieser Richtung ist de Potter. Diese Leute sind die Protestanten der neuen Ära; der bare, kühle Rechtsverstand ist ihr Panier, die Prosa ihre Gebieterin. Mit Herrn van Waelen ist Tallon vollkommen d'accord, wenn sie nebeneinander im Salon auf und nieder gehen und Europa regieren und einrichten. Mancher schnelle Seitenblick aber, den Tallon auf Frau van Waelen wirft und welchen diese mit einem stolzen Lächeln beantwortet, unterrichtet den aufmerksamen Zuschauer, daß Tallons Glaubensbekenntnis mit diesen mageren Ideen nicht erschöpft ist. Frau van Waelen ist katholisch, ultramontan katholisch, sie gehört zur fanatischen Glaubenspartei, die sich mit den protestantischen Republikanern zum Sturze der holländischen Herrschaft verbunden hat. Ihr Held ist der Erzbischof von Mecheln. In stillen Stunden mag Herr Tallon katholisch revolutionär sein, die Revolution im allgemeinen ist das Geschäft rühriger Leute wie Tallon. Margarete liebt die orangegelben Westen,

wenn man sie über Politik fragt, so ist sie für ein selbständiges Reich Belgien wie die anderen, aber lächelnd meint sie, der Prinz von Oranien sitze gut zu Pferde, die alten Bekanntschaften würden nicht zerrissen, wenn er auf einen Thron zu Brüssel gesetzt würde, und ein Hof wäre doch notwendig, sonst wäre Brüssel nicht Brüssel, und die Kaufleute klagten abends zuviel in der Teestunde. Mit Margareten lächelt Herr Tallon. Trügt mich nicht alles, so ist der Bursch ein Italiener, obwohl er sich für einen Franzosen ausgibt. Die Italiener waren immer die Agenten der Weltgeschichte, wenn nicht im großen und ganzen, dann im kleinen und einzelnen, Cäsar, der Papismus, Machiavell, die Bilder, die Opern, Napoleon, alles das stammt von dorther.

In dieser Familie siehst Du nun den größten Teil von Belgien, in Tallon vielleicht einen Revolutionär von Profession oder Neigung; nous verrons. Kurz, seine Heiratsbewerbungen sind bis jetzt an dem Mädchen gescheitert, das revolutionäre Interesse Belgiens nimmt ab, Tallon hat vielleicht also ohnehin Lust, das Land zu verlassen, tiefe Leidenschaft liegt offenbar hinter diesen schwarzen Augen, Leopolds Geschichte von Entführung ist nicht unmöglich — ich folgte dem Kleinen.

„Halt,“ sprach er unterwegs, „tritt mit mir in diesen Laden, kauf uns zwei Blusen, wir müssen echt belgisch aussehen, wenn wir was erfahren wollen.“

Ich tat dem Kleinen den Willen, wir warfen die blauen Hemden über, und nun führte er mich durch eine Menge Straßen bis vor ein kleines Wirtshaus. Man hörte schon von weitem den Lärm der Zecher. Dieses Hotel hieß vor der Revolution „Zum guten König Wilhelm“, als es aber in den Journalen Mode wurde, den guten König Wilhelm nur Guillaume le bourreau zu nennen, da änderte der Wirt dieses Hotels ebenfalls seine Devise. Das Schild ändern, oder

gar ein neues machen zu lassen, wäre zu kostspielig gewesen, er strich also auf Autorität der Journale das Wort König aus und setzte das beliebt gewordne an die Stelle. So siehst Du denn jetzt die mehr als wunderliche Überschrift für einen Gasthof „Zum guten Henker Wilhelm“. Das Bild selbst ist dem Künstler von vornherein so vortrefflich geraten, daß es nicht der mindesten Abänderung bedurft hat — tritt herein, hier findest Du die echtesten Wallonen, Flamländer und Brabançonen, Du sollst kaum in Deinem Leben mehr fluchen gehört haben.

Du darfst Dich nicht wundern, wie Leopold zu solchen Detail- und Lokalkenntnissen gekommen ist. Daß er mit seiner Beweglichkeit überall herumschnüffelt, weißt Du ohnehin, und dann hat er während des Revolutionskampfes als Arzt figuriert, und dieser Gasthof ist ein Hauptdepot gewesen.

Wir traten in eine niedrige Schenkstube, und setzten uns in den dunkelsten Winkel. Der Wirt, dessen Wange und Backenbart von Fett und Wohlsein glänzte, fragte nach unserm Begehr. „Ach, sieh da, Herr Doktor,“ sprach er, an sein Samtkäppchen greifend, zu Leopold, „das ist doch schön von Ihnen, daß Sie auch in langweiligen Friedenszeiten mein Haus nicht verschmähen, ich hab's wohl immer gesagt: der Herr Doktor ist ein echter Volksfreund, er tut nicht apart und macht sich mit jedermann gemein, ohne Unterschied — hab' ich recht, Herr Doktor?“

„Ohne Unterschied,“ entgegnete Leopold, „setzen Sie sich zu uns, Herr Motten, helfen Sie uns eine Flasche feinen Roten ausstechen und erzählen Sie uns von Krieg und Frieden und wie teuer die Metze Hafer“ —

„Hehe! immer der alte Spaßvogel, wie in den munteren Septembertagen — he, Charles, eine Rote hinten aus der Ecke im zweiten Keller! — Hol der Teufel die Holländer, mein Herr, Sie können glauben, unser kleiner Herr Doktor hier hat manchen Wallonen zum Lachen gebracht, während

er ihm den braunen Arm vom Leibe schnitt, den sie drüben im Park dem armen Jungen zerschossen hatten; immer hat der kleine Doktor, — mit Permiß, daß ich mich so freundschaftlich ausdrücke — immer hat er einen Spaß bei der Hand; aber hier kommt der Rote!"

Während der Wirt einschenkte, machte mich Leopold auf zwei sonnverbrannte Gesichter aufmerksam, die allein beim nächsten Tische saßen. „Das sind Tallons Spitzbuben, horch auf sie, ich beschäftige den Wirt," flüsterte er mir zu.

Die Burschen aber saßen schweigend bei ihren Schnapsgläsern und bliesen die Rauchwolken aus den Tonstummeln, welche sie im Munde hielten. Ich hatte Zeit, das ganze Terrain zu rekognoszieren, soweit es die Tabakswolken gestatteten. In Belgien ist das Rauchen schon wieder viel allgemeiner als in Frankreich. Es waren noch drei Tische besetzt, aber die Blusen machten alle Gestalten so einförmig und das Durcheinander von Dialekten verwirrte mich auf der andern Seite so, daß ich zu keiner klaren, gesonderten Vorstellung kommen konnte.

Ein schwarzer Krauskopf, welcher eintrat, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, alles rief und trank ihm zu, bon jour, Jacques! bon jour, Jacques! scholl es von allen Seiten, und das allgemein werdende Gespräch ging jetzt in ein rauhes, hart klingendes Provinzialfranzösisch über. Nur der neu angekommene Jacques sprach geläufig.

„Die Franzosen sollen leben!" rief ein kleiner Blusenmann.

„Die Franzosen sollen leben," setzte ein anderer hinzu, „solange sie Belgien Belgien sein lassen und weiter nichts wollen."

Jacques warf ihm einen unwilligen Blick zu und sagte: „Waren die Franzosen nicht immer großmütig? Ist das Land nicht weit genug von der Bidassoa bis an den Rhein, brauchen die Franzosen mehr?"

„'s soll uns lieb sein, Jacques," erwiderte der Opponent lachend.

„Ihr seid ein mißtrauisch Volk," sprach Jacques, „wenn ihr ein Volk seid" —

„Halloh!" schrie aus einem Munde die ganze Stube, alles war aufgesprungen und aus mancher Bluse sah man diese oder jene Waffe hervorblitzen. — „Unverschämter Franzose!" brummte der Wirt.

Jacques schlug ein Gelächter auf, griff nach seinem Glase, als ob ihn die Drohungen, welche von allen Seiten auf ihn flogen, gar nicht kümmerten, und rief: „Messieurs, es leben die nördlichen Italiener!"

Brummend setzte sich alles nieder. — „Nördliche Spanier sind wir," sprach der Opponent, „so wahr ich Juan Meravilla heiße" —

„Heilige Mutter Gottes," rief einer, „das klingt spanisch."

„Was hat die heilige Mutter Gottes mit Belgien zu tun," erinnerte der größere von den sonnverbrannten Burschen, zu denen sich Jacques gesetzt hatte, „die hilft heutzutage nicht mehr."

„Hör einmal, Highmans, dergleichen Anzüglichkeiten auf unsere katholische Religion verbitten wir uns, wir Spanier" —

„Ach, du spanischer Schafskopf, bleib mit deinem dummen Zeuge zu Hause, um eure Mutter Gottes kümmert sich heutigentags kein vernünftiger Mensch mehr, und um eurer Pfaffen willen haben wir uns das Blut nicht abzapfen lassen im September" —

Ein drohendes Murren erhob sich an mehreren Orten. „Highmans ist ein Mensch ohne Gewissen," murmelte Herr Motten, der Wirt, „Ihr Wohlsein, Herr Doktor," setzte er hinzu und leerte schlürfend sein volles Glas.

„Da seht Euch Vetter Motten an," rief Highmans, „der weiß seine Heiligen zu behandeln, er trinkt ihnen ein Glas

Rotwein nach dem andern zu, nicht wahr, du Wirt zum Henker, das ist die beste Religion?"

„Du bist ein gottloser Mensch," brummte Motten, „wer einmal mit englischen Matrosen verkehrt hat, der verlernt 's Beten und Singen" —

„Aber 's Trinken lernt er, Motten zum Henker, und das muß deine Religion sein, wenn du ein aufgeklärter Geist bist — drüben in Luxemburg nennen sie's Saufen, ein schönes Wort, beim lustigen Altenglend."

„Der Teufel hole Alt- und Neuengland!" rief der spanische Belgier, „sie haben uns bei Waterloo die Holländer gebracht, und" —

„Du stockblinder Spanier, wie lange ist das her!" unterbrach ihn Highmans, „weißt du denn, wie weit 's bis Waterloo ist?"

Jener dachte nicht daran, daß die Frage wörtlich gemeint sein könne, und schwieg. Ich aber verwandte nicht Auge noch Ohr von Highmans, und es entging mir nicht, als dieser leise, an Jacques sich wendend, die Frage wiederholte. „Ich bin nie draußen gewesen," setzte er hinzu, „und habe übermorgen ein Geschäft da."

Währenddessen war der sogenannte Meravilla aufgestanden und dicht an mich herangetreten, als nähme etwas in meiner Nähe seine Aufmerksamkeit in besonderen Anspruch. „Hollo," schrie er plötzlich, „ein Orangemann!"

Bei diesen Worten fuhr alles auf und stürzte hinzu — „Was? Wie? Nieder mit den Orangisten!"

Ich, der ich nur auf Highmans geachtet hatte, wurde jetzt erst inne, daß es mir galt und daß der spanische Belgier die Hand nach mir ausstreckte. Ich warf ihn unsanft zurück und fragte, was dem Narren einfiele?

„Nieder mit ihm, ihr Belgier," rief er zornig, hielt sich aber in einiger Entfernung, „unter der Bluse an der schwarzen Halsbinde trägt er eine Orangeschleife!"

Ein wildes Geschrei erhob sich, und der ganze Haufe drängte auf mich ein. Ich erinnerte mich, daß mir Margarete den Tag vorher im Scherz eine solche Schleife an das Halstuch gesteckt hatte, beim schnellen Ankleiden, als mich Leopold drängte, war dies verräterische Parteizeichen vergessen worden.

Herr Motten, der Wirt, erhob sich ebenfalls mit seinem feisten Leibe vom Stuhle und sah mit unverkennbarer Angst in die Falten meiner Bluse hinein. „Beim glücklichen September," murmelte er, „ein Orangeband! Aber mein Herr Doktor, wie können Sie in solcher Gesellschaft meinen wohl und patriotisch renommierten Gasthof" —

„Wirf doch den Lappen weg," flüsterte Leopold und störte Herrn Motten in seiner Rede. Der Haufe stürzte aber schon wirklich auf das gelbe Band los. Du weißt indessen, daß der Träger desselben zufällig ein Paar gesunde Fäuste besitzt; diese warfen denn auch die nächsten Stürmer ohne weiteres zu Boden und bewaffneten sich mit der halbleeren Weinflasche. Eine augenblickliche Pause trat ein, und ich nahm das Wort folgendermaßen: „Meine Herren Belgier oder Spanier, wie Sie sich nennen, ich bin kein Orangist; diese ihnen so verhaßte Schleife ist sehr zufällig von einer schönen Dame an mein Halstuch befestigt worden, eine sonstige Bedeutung hat sie für mich nicht, und ich stünde keinen Augenblick an, sie zu entfernen, hätten Sie sich nicht in eine so drohende Stellung geworfen, als sollt' ich dazu gezwungen werden. Das Haus Oranien ist mir sehr gleichgültig, aber zwingen lass' ich mich auch nicht zur gleichgültigsten Handlung. Setzen Sie sich ruhig an Ihre Plätze, dann will ich Ihren Wünschen willfahren; dem ersten aber, der sich mir nähert, schlag' ich den Hirnschädel ein."

Herr Motten war der erste, welcher sich mit einem bedeutungsvollen Seitenblicke entfernte; Herr Juan Meravilla fluchte bei den Heiligen und setzte sich, und zu meiner

eigenen Verwunderung taten die übrigen ein Gleiches. Jacques, Highmans und sein Nachbar hatten merkwürdigerweise gar keinen Anteil an dem Vorfall genommen, sondern waren in leisem, eifrigem Gespräche begriffen. Es war nicht ratsam, länger zu weilen und auf dieses zu horchen, wir bezahlten unsere Zeche an Charles und gingen. Herr Motten stand im Hausflur und schien auf uns zu warten. Er machte eine schlaue Miene und schüttelte einige Worte heraus, die ungefähr andeuten mochten, er kenne den Lauf der Welt, und ein guter Gastwirt sei ein unparteiischer Punkt, „es ist nur wegen meines Schildes," setzte er hinzu, „daß ich mich erkundige, ob wir eine Änderung zu erwarten haben. Denn sehen Sie, ich habe den Henker draußen nicht hingeschrieben, sondern Highmans und der Spanier drin', aber mich würde man beim Kopfe nehmen; wenn man aber nur den rechten Augenblick weiß, da geht das schon. Ich weiß am besten, wie die vornehmen Herren für den Prinzen von Oranien sind, den Gott schützen möge, und Geld ist die Seele — vielleicht könnten Eure Herrlichkeit einem armen, betriebsamen Bürger einen Wink geben" —

„Morgen mittag, Punkt zwölf Uhr, Herr Motten," sagte ich und ging, Leopold mit fortziehend. Herr Motten stand noch mit abgezogenem Käppchen unter seinem Henkerschilde, als wir schon weit fort waren. Die europäische Politik mochte ihn schwer beunruhigen.

Ich hatte eigentlich nicht viel mehr erfahren, als Highmans Frage, wie weit es bis Waterloo sei, welche mit Leopolds Aussage in einer Beziehung zu stehen schien.

Gegen die Teezeit ging ich nach Waelens Hause. Herr Tallon war mir bereits zuvorgekommen, und das Gespräch wendete sich nach allen Seiten um die Partie nach Waterloo, welche den Tag darauf veranstaltet werden sollte. Die politischen Beziehungen ließen nicht auf sich warten, Herr van Waelen sprach vom Könige Pharamund, dem Gründer des

salischen Gesetzes, und den stolzen, gewaltigen Chlodowigs und Chlotars, die alle in Belgien gesessen. „Von hier aus," sprach er mit Emphase, „ist Frankreich erobert worden, Belgien ist der Ursitz der Merowinger, bis heutigentags der Mittel-, Grenz- und Sammelpunkt der romanischen und germanischen Völker."

Ich hatte mich still zwischen Frau und Fräulein van Waelen eingeschoben, ließ die politisierenden Herren im Zimmer auf und ab gehen und sah bald in die glänzend dunkelblauen Augen Margaretens, bald auf die weiße, schöne Hand der Mutter. Es ist gar kein Wunder, daß sich hier eine Malerschule ausgebildet hat: man findet nicht leicht anderswo ein lockenderes, schöneres Fleisch, eine lebhaftere Inkarnation, und auch das Fleisch hat seine Rechte, ja seine Geheimnisse, es schafft die Form, es sänftigt und hebt die Gedanken, es spiegelt das Blut und Leben des Menschen — die asketischen Leute müssen alle plastische Kunst verdammen, wenn sie konsequent sein wollen. Die Schönheit des Laokoon beruht auf denselben Gesetzen wie die Schönheit der marmornen Venus. Gott soll nun aber durchaus den schönen Leib dafür geschaffen haben, daß er nicht gesehen werde. Die protestantisch-christliche Gesittung hat doch recht viel Ähnliches von einer Pensionsschulmeisterei, wo den Kindern gerade nur soviel frische Luft gestattet wird, als sie zum kümmerlichen Leben durchaus nötig haben.

Worin liegt es wohl, daß ältere Frauenzimmer einen so großen Reiz für jüngere Männer haben? Die Tatsache ist nicht abzuleugnen, daß die jungen Burschen sich zumeist in die Frauen von dreißig Jahren verlieben. Daß ihnen solche weiter und behilflicher entgegenkommen als die blöden Mädchen, löst das Rätsel noch keineswegs. Es muß noch irgend ein Mysterium der Reife darunter verborgen liegen. Ich gehöre doch eigentlich nicht mehr zu den jungen Burschen, und ich kann mich eines großen Interesses für die schöne

Frau van Waelen nicht erwehren, obwohl ich Margareten schöner und liebenswürdiger finde. Dieses wunderliche Verhältnis hat auch alle meine Bewerbungen gelähmt, die zweifellose Einheit und Ganzheit meiner früheren Wünsche ist dadurch gelähmt, und sie war's, welche mir immer die Kraft und Zuversicht des Gelingens einflößte. Ich verliere meinen Charakter in diesem Zustande und mit ihm mein Heil, denn dies beruht immer in dem Gleichartigen zwischen unserem Charakter und der daraus fließenden Handlung und Folge.

Nur wenn ich mich recht geläutert und hoch gestimmt fühle, da siegt Margaretens poetisches Jugendwesen völlig. Und so war's an jenem Abende.

Du hast noch kein Bild von ihr, ich wurde damals in der Beschreibung gestört. Sie ist hoch und schlank — was könnte auch eine der gewöhnlichen, zusammengedrückten Figuren für ein Interesse erregen! Der Wuchs ist die Freiheit, ist die Idee des Körpers, er macht aus dem Leibe die schöne Säule, welche in weichen, runden Begrenzungen ringsum und aufwärts nach Luft und Himmel strebt. Und nun sind alle Formen Margaretens, die Schultern, die Hüften und was sonst nach außen strebt, erst so fein, jugendlich, ich möchte sagen unschuldig gerundet, es ist noch keine Spur zu sehen, daß sie einst ebenso überreif, stark, überfüllt aussehen werden, wie dies leicht bei Weibern von üppiger Vegetation eintritt; es ist über das ganze Mädchen noch jener lockende Höhenduft des Lebensmorgens ausgegossen, wie man ihn auf fernen, ersehnten Bergen liegen sieht, daß ich dies süße Kind nur mit einer wohltuenden Sehnsucht erblicken kann, mit einer Sehnsucht von so wunderlichem Gemisch, wie sie mir eigentlich fremd ist. Von jenem keuschen, unschuldsvollen Elemente, das die Deutschen oft im Munde führen und das auch gewiß nur echt germanisch ist, mag etwas dabei sein; von meinen innigen, tiefen Liebesgedanken zu meinem ge=

storbenen Engel Desdemona regt sich auch wohl etwas in mir, wenn mich Margareta mit ihren dunkelblauen Augen vertrauensvoll anblickt. Aber es sind doch alles dies nur Teile und Anfänge, das unwiderstehliche Etwas, welches keine Wahl mehr überläßt, jenes psychische Mysterium der Liebe fehlt noch. Und so ist es immer nur ein beglückendes Wohlbehagen, das ich an der Seite des Mädchens empfinde, aber wenn ich mich ihm eine Stunde hingebe, dann sehe ich recht, wie dem Kinde die Flügel wachsen, und es wird das blaue Auge glänzender und Wort und Wesen kühner, ich bemerke ein Wetterleuchten an unserem Horizonte und ich glaube manchmal, über kurz oder lang ist das Gewitter da und der Blitzstrahl, dem nichts entrinnen kann, fährt hernieder. Ich habe soviel deutsche Gewohnheit bei Euch angenommen, daß ich diesen unbestimmten Dämmerzustand bereits liebe, wie wenig er auch sonst zu meinem Wesen stimmt, das die Mittelzustände gern überspringen mag. Es sind kleine, niedrige Lehnstühle nach veralteter Form, welche im Salon benutzt werden. Aber es sitzt sich deutsch behaglich auf den rotsamtenen Polstern, und ich saß wie ein wohliger Glückspilz am Teetische zwischen den Frauen, ließ Leopold die Mutter unterhalten und erzählte der Tochter Märchen und Geschichten. Wenn ich mich so recht stark und kräftig fühle, so wild und katalonisch, wie Du's manchmal nanntest, so daß ich den Herrgott herausfordern möchte, die Erde auf meine Hand zu legen, dann gebe ich dem dunkeln, ja dem farbigen Teint des Weibes den Vorzug, dann erscheint mir das nördlich-europäische Weiß schwächlich und krankhaft, ich bilde mir ein, solch ein weißes, blasses Geschöpf hat keinen Gegendruck, keinen Widerstand für meine Kraft, es müsse zerbrechen unter meinen Armen. Aber jene braune, weltstürmende Kraft ist durch Juliens Widerstand gebrochen, ich weiß nicht, ob sie mir noch einmal in ihrer alten Macht und Fülle wieder kommen wird, und der elegische, weiße Teint ist jetzt mächtig

über den schwachen Hippolyt. Margaretens Haupt ist durchsichtig wie ein heiterer Abendhimmel, ich sehe den kleinsten Gedanken in ihren Adern hüpfen und dies klare, griechische Antlitz liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir. Ihr Haar ist — ja, wenn ich das einfache, platte Wort hinschreibe, so erschrickst Du und die Illusion ist Dir zerstört, die Leute haben sich eingebildet, rotes Haar sei ein für allemal garstig. Die guten Leute! Brandrotes, schattenloses Haar ist allerdings widerwärtig, es verödet das Gesicht. Aber Margaretens Locken, dichte, glänzende Locken, sind aus Gold- und Kastanienbraun so schimmernd gemischt, daß ich nie etwas Schöneres gesehen zu haben glaube. Das farblose matte Blond ist durch die Tiefe der Goldfarbe völlig vernichtet, und das Schattige des Kastanienroten, die dunklen Augenbrauen heben das weißeste Antlitz überaus. Es bleibt ein merkwürdig Spiel der Natur, daß sie das Temperament durch äußere Zeichen ankündigt: hinter solchem Haar muß ein heißes Umarmungsfeuer lodern, ich fühle so etwas von elektrischer Wirkung, wenn ich die weichen Finger dieses Mädchens berühre.

Ich sagte ihr mit halben Worten etwas davon, daß Monsieur Tallon sie in Waterloo entführen wolle. Das Blut schoß ihr ins Gesicht und verließ es plötzlich wieder; sie sah mich mit einem herzdurchdringenden Blicke an, worin allerlei Bitte lag.

Monsieur Tallon aber hatte längst ein Auge auf uns und nötigte mich durch eine geschickte Wendung, an dem politischen Gespräche teilzunehmen.

Du glaubst gar nicht, wie ich all die politischen Redensarten satt habe, selbst wenn ich sie selber mache, selbst wenn ich sie Dir gegenüber mache! Wahrhaftig, aufrichtig zu sein ist doch über die Maßen schwer; es spricht ein gelernter, gebildeter Mensch in uns, der wenigstens bei mir immer noch etwas ganz anderes ist, als ich selber. Ganz eigentlich lebt

ein so tiefer bestialischer Drang in mir, der Dich entsetzen würde, fänd' ich einmal die ganz rücksichtslosen Worte dafür. Herrschen will ich, despotisch herrschen, das ist alles, und ich verarge es keinem Staate, keinem Herrn, wenn er für abstrakte Forderungen auch nicht den kleinsten Zipfel seiner Macht hingibt, die Macht ist alles, die Kraft, die Gewalt! Was Gesetz, was Regel! Wenn sie mir in den Weg treten, so sind sie mir im Wege, und ich stoße sie beiseite. Ich lüge mir und lüge Dir, wenn ich mich in Räsonnements ergehe, denn meiner eigentlichen Seele sind sie alle fremd. Aber Ihr Prinzipienmenschen bildet und karrt, Leute meines Schlages genießen, herrschen, leben oder die Kugel trifft sie.

„Warum, Frau van Waelen," sagte ich leise zu ihr, „kümmern Sie sich um Politik, die Sie mit Ihrer Schönheit, mit Ihrem Herzen Kummer und Leben bereiten können? Erst wenn wir selbst unmächtig werden, fragen wir nach Parteien, eher nicht; nur die Mittelmäßigkeit assoziiert sich, nur die Prosa; warum bleiben Sie nicht allein? Ich bin auch allein."

„Holen Sie mich heute im Theater ab; den letzten Akt des Stückes liebe ich nicht."

Es ist ein prächtiger Anblick, diese hohe, volle Frau in den schwer seidenen Gewändern; schweigend ruht die Schönheit ihres Antlitzes wie ein tiefer See, auf dessen Grunde die bewegtesten Geheimnisse und Leidenschaften schlafen; zuweilen tritt solch ein leiser Druck aus unbekannter Tiefe in das schwarze Auge der schönen Frau van Waelen.

Ich werde sie abholen.

Natürlich war ich zeitig im Theater; sie saß in vollem Putze da, ich sollte sie zu einer Soiree fahren, die sie heute abend noch besuchen wolle, eine vornehme irische Familie, die tags darauf Brüssel verlassen werde, empfange zum letzten Male. „Es sind interessante Katholiken, die mein Mann

nicht kennt und nicht goutiert — haben Sie Lust, vorgestellt zu sein, man wird Sie als ein spanisches Kind willkommen heißen, und die Leute halten die paar Monate, welche sie hier zubringen, offenes Haus."

Die Frau glich dem schönsten Rubensschen Bilde von einer spanischen Königin, das er malen konnte, und doch war der prächtige Nacken- und Schulterbau nicht so feist fleischig, wie ihn Rubens leicht machte, und doch war der gesund und kräftig weiße Teint dieser Frau ebenso schön! Nicht das krankhafte Weiß, das man bleich nennen soll. Und wie üppig, warm und kräftig war die Atmosphäre des Weibes!

Ich drängte zur Abfahrt. Einen so vortrefflichen Bedienten wie jetzt habe ich nie gehabt, die Italiener sind geborene Bediente und Kuppler. Nicht ein Wort hatte ich ihm gesagt, als ich sie in meinen Wagen hob, und er ließ durch alle krummen Straßen Brüssels fahren, die er nur finden konnte, ehe wir zum Hotel der Irländer kamen.

Frau van Waelen kam meiner stürmischen Umarmung weniger stürmisch, aber heiß und fest entgegen, wies indessen mein wildestes Drängen insoferne entschieden ab, als sie mir verhieß, schon morgen zum einsamsten Rendezvous ein Zimmer ihres Hauses zu öffnen.

Was interessierten mich die Irländer und die katholischen Belgier, welche diese Revolutionsspielerei eingeleitet haben! Meine Erwählte war so auffallend schön, daß ich drängte und drängte, um nur wieder im Wagen zu sein und diesen lockenden Leib zu küssen. Eine magere Brüsselerin, die viel mehr Spitzen als Reiz bei sich trug, tippte meiner Dame den Nacken an und belehrte sie lächelnd, daß an der Schultereinfassung hinten etwas zerrissen wäre, ihre Kammerjungfer müsse sehr leidenschaftlich sein.

„Ja, Werteste, das ist sie," erwiderte lächelnd meine Dame, und wir gingen, dem Zuschnitte der Gesellschaft nach,

ungewöhnlich früh; aber die Zeit war lang bis zum andern Tage und mein Blut heiß, und mein Giacomo kannte Brüssel so gut, daß wir erst nach einer guten Stunde vor Waelens Hause ankamen.

Morgen ist morgen, verstehst Du, nach Leopolds Rechnung; zwischen dem Übermorgen, wo sie nach Waterloo fahren, liegt also noch ein Tag und eine Nacht — nun Adieu, der Schlaf soll mich suchen.

Ich schreibe Dir weiter nach mehreren Tagen und zwar aus Ostende, angesichts des Meeres. Höre, wie sich's begab.

Als ich an jenem „morgen“ zu Waelens kam, fand ich die schöne Frau vom Hause allein im Salon; es war ein sonniger Herbstnachmittag, Margareta war im Garten, Herr van Waelen auf dem Kaffeehause. Sie winkte mir beredsam mit den großen Augen, und wir stiegen die Treppe hinauf, gingen durch die prächtigen Gemächer des Vorderhauses und rasteten in einem schönen Eckzimmer. Zwei große, üppige Gemälde der flamändischen Schule lachten von der silberweiß tapezierten Wand, der Sonnenschein blitzte nur in einzelnen Ritzen durch die geschlossenen grünen Jalousien.

Hier zeigte sie mir eine unbemerkbare Tapetentür, welche auf einen Korridor des Nebenhauses führt, gab mir die nötigen Instruktionen und verhieß mir zum Abende den Schlüssel, welcher das unbewohnte Nebenhaus und die Türe des Korridors öffne. Wie einst die Burgherren zu ihren Schlössern, so haben heute die lebelustigen Weiber verborgene Gänge und Türen.

Sie war offenherzig und von reizender Innigkeit und vertraute mir unter anderem, daß Tallon früher umsonst lebhaft nach ihrer Gunst gestrebt, die Domestiken bestochen, verführt, und das Ärgste getrieben habe. Ja, sie fühle sich nicht ganz sicher, ob der abscheuliche Jakobiner nicht irgend

was Näheres ahne von einem geheimen Zugange in diese Gemächer. Da seine Bewerbungen kein Gehör erreicht, so habe sich der gemeine Mensch zu Margariten gewendet, „ein Greuel,“ sagte Frau van Waelen, „der mein Innerstes empört; ich hätte den Menschen längst aus dem Hause gejagt, nähme nicht mein Mann mit seiner jammervollen Politik ein so fanatisches Interesse an ihm, aber ich werde eher das Äußerste tun, ehe ein Mann meine Tochter berührt, dessen Auge erst wohlgefällig auf mir geweilt und gewünscht hat. Wenn ich Waelen betrüge, einen öden, kläglichen Mann, so vergibt mir's mein Beichtvater, aber weder dieser noch mein Herz vergeben mir jene frevelhafte Verbindung.“

Ich hielt es nicht für gut, sie durch Mitteilung des Verdachtes über die Waterloo-Partie zu beunruhigen und war mir genügender Kraft bewußt, solch ein abenteuerlich Unternehmen zu zersprengen.

Ich kam des Abends wieder, fand die Familie, Leopold und Tallon im Saale und suchte emsig ein halbes tête-à-tête mit Frau van Waelen, damit ich die Schlüssel erhielte. Sie schien mir unruhig, und zu meinem Erstaunen wagte Tallon die wunderlichsten Sticheleien, als ob er die gestrige Spitzendame gesprochen und meinen Giacomo ausspioniert habe. Man muß so borniert für nichts Interesse haben als für politisches Gewäsch, wie dieser Waelen, um so unberührt zu bleiben, wie er bleibt.

Endlich konnte mir Frau van Waelen zuflüstern, wir könnten uns nicht sehen, die Schlüssel seien spurlos fort, sie argwöhne alles gegen diesen Tallon, der aus dem Wege geräumt werden müsse.

Wie ein ruhiger feuerspeiender Berg, in dessen Innerem ungesehen fulminante Ausbrüche bereit liegen, erschien mir die Frau.

Am andern Morgen bewaffnete ich Giacomo tüchtig, der sich so ungeschickt anstellte, daß eine halbe Stunde Zeit

darüber vertrödelt wurde, nahm einen handfesten Kutscher und fuhr mit Leopold nach der Hügellehne von Waterloo hinaus. Waelens und Tallon waren schon da, wir sahen sie aus der Ferne auf dem Hügel stehen und — zwei Kerle sprangen aus dem nahen Gehölze, hoben blitzschnell Margarita in den Wagen, warfen den Kutscher vom Bocke und sprangen auf den Bock, Tallon machte einige Grimassen mit Armen und Beinen, sprang ebenfalls nach, die Peitsche flog, der Wagen verschwand, und als wir im Karriere oben ankamen, flog er schon weit in der Ebene dahin.

Frau van Waelen schrie mir wie eine Furie entgegen: „Retten Sie mein Kind!“ Herr van Waelen schnupfte und schimpfte auf die Straßenpolizei.

Ich befahl meinem Kutscher, im Karriere nachzujagen, er weigerte sich, ich warf ihn Waelens Kutscher nach und jagte selbst die Pferde; durch ein unnützes, unpassendes Zugreifen Giacomos in die Zügel wurden die Pferde plötzlich falsch gewendet, der Wagen stürzte, die Tiere gingen durch, was weiß ich! Auf diese Weise kam ich um die direkte Verfolgung, mußte mühsam ein Städtchen und eine Post suchen, und so hatte der Schurke weiten Vorsprung; ich fuhr lange in der Irre herum, bis mich neue Anzeichen nach Ostende führten. Nach der Küste zu schien der Räuber seine Beute gebracht zu haben, und es kam mir nun schon die lebhafte Besorgnis, er möchte bereits eingeschifft sein.

Du glaubst übrigens nicht, welch eine reizende Figur bei dem allem die geraubte Margarita spielte in meiner Phantasie — das schlanke, noch so mädchenhafte Geschöpf, welch eine ursprüngliche Tragik mußte sich ausdrücken auf diesem zarten, ausdrucksvollen Gesichte, wenn sie gegen die Brutalität eines verhaßten Entführers in Kampf und Sträuben geriet!

Das erste, was mir in Ostende aufstieß, war — ich traute meinen Augen nicht und schlug mir die Täuschung

aus dem Sinne — es war Giacomo! Eine solche Erscheinung huschte im Gedränge des Hafendammes an mir vorüber wie ein Schatten, ich griff danach, aber sie war auch im lichtlosen Gewühle der Menge wie ein Schatten verwischt.

In den Gasthöfen, bei allen abgehenden Schiffen erkundigte ich mich umsonst; kindisch, daß ich mich nie in meinem Leben an die Polizei wenden mag — Du hast gewiß recht, daß sie ein heilsam, notwendig Institut ist, so wie die Welt eben steht und liegt; mir widerstrebt aber jedes Institut, das bloß da ist, den natürlichen, ursprünglichen Äußerungen der Menschheit aufzupassen, die immerwährende, lebendige Erinnerung, daß wir nur nach dem Schema leben sollen — lassen wir's, ich bin ein wilder Mensch und Du ein zivilisierter, wir vereinigen uns nicht darüber; kurz, ich fragte nicht und entschloß mich, nach London zu gehen. Das Meer ist weit, solch eine Einschiffung kann einem leicht entgehen, der Abenteurer hielt sich auch gewiß nicht so lange in dem Staate auf, wo er den Gesetzen so sicher entgegengetreten war.

Es war ein nebeliger Morgen, als ich nach dem Schiffe ging, man sah nicht drei Schritte vor sich, da eilt ein Mann in derselben Richtung nach dem Hafen an mir vorüber; der Matrose, welcher meine Habseligkeiten trägt, ruft, ich weiß nicht warum, etwas aus, das ungefähr wie „Vorgesehen!“ oder „Attention!“ klingen mochte, jener Mann wendet sich um, wir sehen uns, ich schreie auf und stürze nach ihm hin, er wendet sich blitzschnell und geräuschlos wie eine Schlange seitwärts und verschwindet im Nebel, ich hinterdrein, bald hier, bald da werde ich seiner einen Moment ansichtig, aber nimmer lebhaft, da die Finsternis ihn stets mit wenig Schritten seitwärts meinen Blicken entzieht. Plötzlich, als ich ihn wohl zum fünften Male wieder vor Augen bekomme, steht er, ich jage gegen ihn los, er streckt mir ein Pistol

entgegen und sagt atemlos, was weiß ich! denn ich beachtete es nicht und griff danach, der Schuß blitzt und knallt vor meinem Gesicht, ich fühle einen Ruck im Arme, seine Kehle ruht aber bereits in meiner andern Hand. Wir waren an eine kleine, abgelegene Strandhöhe geraten, seitab vom Hafen, das Meer rauschte einen Schritt hinter meinem Feinde — „Sag im Augenblicke, wo ist Margarita, oder ich schleudere dich ins Meer!“ damit hielt ich ihn bereits halb übergebeugt nach hinten. Er röchelte und winkte, wie bereitwillig mit dem Kopfe, meine Faust ließ kein Sprechen zu, ich lüftete sie ein wenig und er bekannte eiligst das Verlangte. In diesem Augenblicke fühlte ich mich von hinten ergriffen, mein rasches Gegenwirken warf Tallon ins Meer; der neue Gegner war Giacomo, ein Schuft, der mich also immer betrogen hatte. Der, wie ich später bemerkte, getroffene linke Arm versagte mir seinen Dienst, und ich hatte auf Tod und Leben zu ringen, damit ich mich des geschmeidigen Burschen erwehrte, ihn auf die Meerseite drängen und hinabdrücken konnte. Er klammerte sich aber so fest, daß ich das Gleichgewicht verlor und mit hinabstürzte.

Die kalte Woge verschlang und bedeckte uns; hier unter der Wasserdecke mußte ich mich noch zu ein paar verzweifelten Stößen aufraffen, um mich der stets noch festhaltenden Klaue des ergrimmten Italieners zu erwehren. Der Strom riß uns nun auseinander, ich kam an die Luft und wußte nicht, wo Küsten-, wo Meerseite war, da der Nebel nichts sehen ließ; aber die landwärtskommende Welle warf mich, den mit einem Arm Rudernden, glücklich an den Strand. Wie es den Schuften ergangen ist, weiß ich nicht, ich blickte nicht um, sondern stürzte fort, um Margaritens Versteck zu suchen; der Meeresfrost schüttelte mich, warm quoll das Blut aus der Armwunde.

Ein anständiger Mensch mußte sich erst umkleiden, den Chirurgus rufen und nach dem Mantelsacke sehen, welchen

der Matrose geschleppt hatte; unterdes wäre eine der Ratten wieder ans Land gekrochen und hätte Margariten beiseite gebracht.

Sie empfing mich mit einer Freude über mein Erscheinen, als ob des Menschen guter Engel plötzlich in die Hölle träte und Himmelsluft und Himmelsglück statt der Verdammnis böte, und mit einem Weh über die Wunde und das Fieber, welches mich befiel, als ob die Sonne nicht mehr aufgehen wollte.

Vergib, ich referiere nicht ganz passend, weil ich momentan in der tollsten Lustigkeit zu Paris sitze und eben aus St. Pélagie komme, wo Leopold der Holde wegen übermäßiger Schulden weilt und eben mit den geistreichsten Schuldenmachern Frankreichs eine Konferenz hielt, wie die Schulden, dieses Negative der Welt, in das Positive, aus der Gefangenschaft in die Herrschaft umzuwandeln seien. Es kamen ausgelassen geistreiche Dinge vor — man ist sehr munter in St. Pélagie — und ich bin von tollen Einfällen völlig turbiert. So will ich einen Preis aussetzen, wie man der Sonne einen Flanellmantel umschlägt, damit sie nicht so dreist und ohne weiteres auf die jetzt so rücksichtsvolle Erde falle.

Aber ich fasse mich. Wie wunderbar gestaltete sich das alles in Ostende! Ein flüchtig wildes Fieber warf mich, Margarita pflegte mein und stand in lodernder Liebe, ich weiß nicht, weil ich ihr Retter war oder um was sonst. Und wie duftend und üppig entfaltete sich diese Knospe! Aber was ich nicht suche, verlange, erkämpfe, was sich mir als unbegehrtes Geschenk in den Schoß wirft, das ist nichts für mich.

Ich sagte, wir wollten nach Brüssel — da schrie sie auf und wehrte ab, und umklammerte meine Schultern und flüsterte: „Die Mutter würde mir mein Glück nicht gönnen.“

Aber was sollte ich auf die Länge in Ostende? Ich bestellte uns Plätze auf einem Fahrzeuge und sagte ihr, wir

wollten in die weite Welt — bald trug uns das Meer, das Meer, das ich allein seit meiner Jugend unverändert liebe. Es war ein schlankes, freies Schiff, das mit Wind und Wellen kräftig rang — ich hasse die Dampfschiffe, diese künstliche Vermittlung des Menschen mit dem Elemente, diese repräsentative Schiffahrt, wo das freie, kräftige, gefährliche Ineinander des Menschen und des Meeres gestört ist.

Ich hatte den Verdacht, in einer Spelunke des Schiffes Giacomo gesehen zu haben, nur er hatte solche dolchartige neapolitanische Augen — eines Nachts stieg ich auf das Verdeck, der Mond schien hell, das Meer ging hoch und schäumend, von einem frechen Nachtwinde getrieben, der aus Osten kam und uns nicht an die Küste ließ. Am Bord saß eine dunkle Gestalt, ich sah, daß sie zusammenfuhr, da ich mich nahte, — es war Giacomo.

Ich trat ihm ruhig nahe, fragte ihn nach Tallon und ob er auch entkommen sei aus jenem Bade. Giacomo wußte es nicht; Hin- und Herfragen belehrte mich, daß jener Tallon ein Bruder Giacomos, ein Neapolitaner und wirklich ein Revolutionsabenteurer sei. Übrigens log Giacomo wie immer; von jener Schußwunde ist mein Arm gelähmt, und diese mir ungewohnte Schwäche mag wohl etwas dazu beitragen, daß ich mich feindseliger gegen die Welt fühle, als sonst. Ich faßte den Schurken, eh' er sich dessen versah, bei Schulter und Hüfte und schleuderte ihn ins Meer. Wind und Wellen rauschten hoch, sonst war nichts zu vernehmen. —

Wir kamen abends in Brüssel an, ohne daß Margarita gewußt hätte, wo sie sei; ich ließ beim Hause ihres Vaters vorfahren, und eh' sie zu einer rechten Äußerung kommen konnte, standen wir im Salon vor Herr und Frau van Waelen.

„Du verrätst mich, Hippolyt," rief sie und sank in Ohnmacht.

Aber so etwas, wie das Antlitz der Frau van Waelen und deren Gebärde habe ich niemals gesehen; ich glaube, es ist das erste gewesen, wovor ich in meinem Leben wirklich erschrocken bin. Die unglücklichen Worte Margaritas mochten ihr eine Geschichte erzählt haben. — „Mann," schrie sie mir entgegen und streckte die Arme nach mir aus, wie eine Furie, die mich zerfleischen wollte, „Mann, du bringst den Greuel über unsere Familie!" — Herr van Waelen eilte, die Schnupftabakdose in der Hand, zwischen uns, sie schleuderte ihn zur Seite und ich entwich.

Ich bin zum ersten Male entflohen, aber vor einem tollen Weibe. Zufällig, weil die Wogen just hierher trieben, bin ich wieder nach Paris gekommen; hier fand ich Leopold, der sich aus der umgestürzten Kutsche hierher bewegt und hier lustig gelebt hatte. Ach, ist das eine Welt, die es einem so schwer macht, lustig zu leben!

---

3. Valerius an Hippolyt.

Gott weiß, ob Du jemals diese Zeilen erhältst, Gott weiß, ob Du sie lesen kannst! Ich kritzle sie mit einem Bleistifte auf kleine Papierstückchen, die ich durch den Zufall mitunter bekomme und die zum Teile ganz schmutzig sind — ich bin im Gefängnisse, und daß ich endlich soviel erreicht habe, heimlich des Tages einige Zeilen aufzuschreiben, ist ein überschwenglicher Vorteil. Lange Wochen, lange Monde sind ohne ihn vorübergezogen, langsam, langsam, ach wie bleiche, ausgehungerte Wesen, Freund, wie habe ich gelitten, wie leide ich! Was hätte ich darum gegeben, tags nur einen kleinen Gedanken aufschreiben zu dürfen, der sich aus der Gedankenqual, die sich unerlöst, furienartig in dem Verstoßenen herumzauset, allen übrigen vordrängt. Wenn man nichts loswerden kann aus dem Inneren, dann steht sich Geist und Gedächtnis ab wie Wasser, das nicht bewegt wird,

entweder das Gesetz und die Ordnung hören auf, und der regellose Wahnsinn erlöst, oder man verfällt in eine dumpfe Schwäche, welche der kleinsten Geistesoperation nicht mehr gewachsen ist. —

Das Blatt war zu Ende, und ich habe lange kein neues ergattern können; heute war an einem Eierkuchen, den ich zum Mittagessen erhielt, ein Stückchen Papier angebacken, das benutze ich trotz seiner Fettigkeit. Ich fühle es, wie aus weiter Ferne, es wäre mir viel wohltätiger, wenn ich Dir in einer gewissen Ordnung erzählte, aber die Kraft dazu gebricht; in gezwungenem Nichtstun, in dem ewigen machtlosen Denken, auf welches ich angewiesen war, ist all solche Strenge der Darstellung verloren gegangen, ich tappe und greife bald hierhin, greife bald dahin. Niemals kann ich schildern, was ich gelitten und leide: diese schweren Innerlichkeiten sehen so unbedeutend aus, wenn ich sie mit einem Worte bekleide, jedes Wort ist schon zu kurz, zu frivol dafür, sie sind viel zarter als Worte; vielleicht könnte sie nur Musik wiedergeben, jedenfalls wird nur Liebe sie ahnen und verstehen. Und dann: die Bezeichnung verschwindet mir unter den Händen, weil mein Gedächtnis die Spannkraft verliert und die Einförmigkeit doch immer wieder neue Nuancen des Schmerzes entwickelt, und man nun bestrebt ist, dies alles zusammenzudrängen; könnte man's, die ganze Menschheit müßte von einem elektrischen Schlage des Wehs betroffen werden; es gibt unbeschreiblich Leid in der Welt, das Gefängnis ist ein solches. Ach, das Papier ist aus, ich sehe kaum, was ich geschrieben, und die Freude war so kurz!

Es ist doch schon ein Zweck, für den ich jetzt lebe, seit ich das kleine, kleine, ach so vortreffliche Stückchen Bleistift gefunden in einer kleinen Uhrtasche der Beinkleider, die ich

niemals benutzt oder beachtet hatte. Es ist doch ein Geschäft, wenn auch nur von zehn Minuten. Denke Dir das Entsetzliche, wenn ich früh erwache, das kleine, düstere Gemach wiedersehe, das ich im Schlafe vergessen habe und mit Entsetzen wieder daran erinnert werde, daß mein Leben beendigt ist auf eine so trostlose Art! Wir haben geklagt, wenn's keinen Reiz gab; ach Freund, was ist's erst, wenn's gar kein Geschäft gibt! Sobald ich aufgestanden bin, mich angekleidet und mein kärglich Frühstück verzehrt habe, dann bin ich fertig, nun liegt der lange, öde Tag vor mir, grau wie die Unterwelt der Alten; ich habe kein Buch, ich höre nichts, ich sehe nichts, es ist mir keine Tätigkeit übrig, als in dem kleinen Raume herumzugehen, die Gedanken schweifen zu lassen, bis sie schwindlig werden gleich meinem Kopfe, ruckweis kommen und gehen, atemlos am Ende die Dienste versagen. Gegen zwölf, oft lange vor zwölf bringt der Wärter das Mittagbrot; das ist doch eine Unterbrechung, die magere Speise ist doch ein Gegebenes, woran der Gedanke sich wieder aufrichtet, ich möchte langsam darüber wenigstens eine halbe Stunde hinziehen, wenn auch die eigentliche Mahlzeit in zehn Minuten verzehrt sein kann, aber der Wärter gestattet eine solche Ausdehnung nicht, er hat noch dreißig andere zu füttern und Geschirr und Besteck müssen gleich wieder fort, damit ich keinen Mißbrauch damit treibe. Die Türe rasselt zu, es ist zwölf, sieben Stunden breiten sich vor mir aus, sie wollen durchgebracht sein, dann kommt ebenso flüchtig das bißchen Abendessen; dann sind neue Gedanken zu suchen für den Abend, ehe der Schlaf zu finden ist, welcher dem Gefangenen ohne Bewegung und Luft so träge sich nähert, so unmutig! Und das ist nur ein Tag und so reiht sich ausdruckslos einer an den andern, bis man eben verrückt wird von den unbeschäftigten Gedanken oder starr sich wie das Tier der Wüste in den Winkel hockt.

Könnt' ich Dir nur folgerecht erzählen, das würde mir nützlich sein; es drängt und bäumt sich von Gedanken alles so durcheinander, daß ich nicht weiß, wonach ich greifen soll, und ich zittere, daß man meinen Bleistift oder die beschriebenen Papierstückchen entdeckt und ich wieder in die alte Wüste geworfen werde. Wenn die Wache auf dem Korridore einen unregelmäßigen Schritt macht, so fahre ich zusammen, ich denke, man sieht es meiner Tasche an, daß verbotenes Papier darin steckt, und es treibt mich ein halber Wahnsinn, dem Wärter zu sagen, wenn er mich ansieht, unaufgefordert zu sagen: „Denken Sie nicht etwa, daß ich hier rechts in der Tasche Papierstückchen und einen Bleistift habe!“ — So nerven- und geistesschwach wird man; man weiß es noch eine Zeitlang, man sieht sich bei lebendigem Leibe sterben. Ich denke an alle die heruntergekommenen Leute meiner Bekanntschaft, es fiel eins nach dem andern von ihnen ab, der Besitz, der Umgang, die Kleidung, sie wollten doch noch auf Augenblicke leben, sie tranken oder sie stahlen gar und taten noch Schlimmeres und endeten kläglich, und die Welt höhnte darüber und verdammte sie rücksichtslos. Ich tat es nie, und jetzt im Elende fühle ich, wie nahe beieinander die guten und die schlechten Taten ruhen, so nahe wie die glücklichen und unglücklichen Geschicke; ein kleiner Mangel führt zum nächsten großen, man greift nach der nächsten Rettung, Geist und Nerve wird schwach und verwirrt, Wahl hört völlig auf, der Zufall weiß, was daraus werden mag, und die Menschen verurteilen! — Ach, mein Raum ist wieder aus, ich bin wieder wer weiß wohin geraten. —

Mit peinlicher Mühe habe ich mir tagelang vorgesagt, was ich damals noch dazu schreiben wollte, als der Papierfetzen zu Ende war, und ich habe lange keinen erreichen können; solch ein halb übrig bleibender Gedanke quält und martert, er will entweichen, weil er nur ein Halbes ist, mein

Gedächtnis wird ohnedies täglich schwächer. Es war dies: in einiger Entfernung von meinem Kerker höre ich zuweilen Ketten rasseln, ich denke, es mag ein Bösewicht sein, und ich fühl's an meiner Schwäche, daß ich ja auch gar nicht sicher bin, ein solcher zu werden. O, was ist der Mensch! — Und zu einem Erzählen komme ich immer nicht, und mein Klagen darüber füllt den spärlichen Papierraum nutzlos. Nun, ich will meine gefangenen Ideen noch spezieller einzufangen suchen für die Darstellung, diese notwendige Ordnung wird mir doch ein Geschäft sein und als solches, ach, wie willkommen! Heute habe ich nur ein Papierstreifchen, das ums Licht gewickelt war, und muß schließen.

Triumph! Der Wärter hat mir ein altes, schlechtes Buch geliehen, darin ist vom Okulieren der Bäume, von Vertreibung der Hühnerwurzeln, vom Gelbmachen der Butter und solchen Dingen die Rede; aber es ist etwas Lesbares, etwas außer mir, was zu Hilfe kommt, ich habe einen Trost, eine Hoffnung, wenn mir die Gedanken ausgehen; ich klettere dann hinauf zu dem kleinen Fensterchen, welches durch Eisenstäbe und eine Blechblende von der Außenwelt abscheidet und nur ein schmales Stückchen Himmel oben hereinläßt, dort lese ich über das Buttermachen, und lese jede Zeile zweimal, dreimal, um recht lange Zeit über dem Buche hinzubringen. Wie berauschend scheint mir der Traum, solch ein Gartenknecht werden zu können, der graben und hacken darf in Gottes freier Natur, und wie wollt' ich mich bei der Wirtin beliebt machen mit den geheimnisvollen Kenntnissen, die ich aus der vergilbten Scharteke erlerne! Und nun der große Gewinn: hinten und vorne in dem Buche sind zwei eingebundene schmutzige Papierblätter, die werde ich stehlen, und aus der Mitte werde ich manches lose Druckblatt herausziehen, um über den Druck hinwegzuschreiben; wenn es sich später schwer lesen läßt, so habe ich ein neues Geschäft des

Entzifferns, ich bin jetzt sehr reich, lieber Himmel! Eher darf ich's aber nicht tun, als bis ich das Buch zurückgegeben und nach mehreren Tagen erkannt habe, daß der Wärter nichts vermißt. Es kommen also wieder einige schlimme Fasttage.

Es ist gelungen, und nun will ich erzählen, aber nur vom Momente der Gefangenschaft an; das Vorhergehende hat seine großen Umrisse mit der äußeren Welt gemein, das vergesse ich nicht, aber die kleinen Schattierungen zwischen vier Wänden entgehen mir; sie möchte ich festhalten. Ich fühle es, je länger diese Einförmigkeit dauert, desto ausdrucksloser wird sie mir, ich gewöhne mich und verliere in der Auffassung das Unterscheidende. Ach, und ein Ende ist nicht abzusehen, in der jetzigen Form kann es jahrelang dauern, braucht gar nicht aufzuhören. O! kein Mensch hört und sieht diesen Seufzer, erfährt's, welch ein entsetzlicher Schmerzesabgrund dahinter liegt. Also: durch viele Höfe und Gänge, mehrere Treppen aufwärts, ward ich in ein kleines Gemach geführt, die Tür ward hinter mir zugeschlossen, ich bemerkte noch anfangs nichts, ich ward noch von den wahrhaft lebendigen Gedanken der letzten Verhältnisse bewegt, ich ging stundenlang im Zimmerchen umher, bis ich müde war. Da bot sich zum Ruhen ein kleines schwarzes Kanapee, das zwar zu kurz war, um sich darauf auszustrecken, das doch aber durch sein Dasein harte Kerkergedanken nicht aufkommen ließ; gegenüber stand ein roter, ordinärer Tisch, ein Bett und zwei dito Stühle fanden sich vor, auch ein kleiner Tisch mit Waschbecken und dergleichen. Ich rümpfte ein wenig die Nase, daß mein Gemach schmal und lang statt viereckig sei, daß man aufs Sofa steigen müsse, um zu dem vergitterten Fenster zu kommen und in den Hof hinabzusehen. Indessen, die Eindrücke waren sehr flüchtig; zu Anfange denkt man auch, das werde nicht lange dauern, man ist noch zerstreuend mit der letzten Außenwelt beschäftigt.

Die Gefängnisentbehrungen traten mir auch noch milde vor die Augen; im Felde hatte ich mir das leidige Tabakrauchen wieder angewöhnt, man gab mir Feuerzeug und Pfeife, ich hatte eine volle Börse in der Tasche, es wurde nicht danach gefragt, kurz: es war nichts grell aufstörendes Gefängliches da. Am andern Tage ward ich verhört; der Inquirent war ein sehr artiger Mann, welcher sich teilnehmend nach den kleinen Lebensbedürfnissen erkundigte, mir seine Bibliothek anbot und die lebhafte Hoffnung bestätigte, daß mein Arrest wohl nicht lange dauern würde. Die aufgeregte Zeit mache größere Strenge und Sorgfalt nötig, man wisse, daß ich revolutionäre Grundsätze gehegt und mich dafür bewaffnet habe, um mich der polnischen Revolution anzuschließen. Das leugnete ich nicht, setzte aber hinzu, daß die polnische Sache einmal für eine historisch rechtmäßige gelte, und daß ich ferner nirgends eine heilsamere Lehre gefunden hätte, als just in Warschau. Auf das erste entgegnete er höflich: „Sie sind ein wissenschaftlich gebildeter Mann und werden leicht einsehen, daß der bestehende Staat nicht auf alle historische Rückforderung eingehen kann, ohne stete Unruhe und die beliebigste Rechtsänderung zu gestatten; Sie wissen, wie die Geschichte vorrückt und sich gestaltet, niemals alten Besitz respektierend: wo kämen wir hin, wenn alle solche Rekriminationen gestattet würden, wenn z. B. der Elsaß von Deutschland zurückbegehrt, die römisch-deutsche Kaisergewalt von Österreich angesprochen würde? Daß Sie zweitens das Mißliche der Revolution kennen gelernt, glaube ich wohl, aber Sie sehen ein, daß solche Versicherung jetzt, wo Sie im Gefängnisse deshalb sind, nicht von großem Belange ist. Sie haben mit Ihren Freunden durch Wort und Schrift die Revolution direkt propagiert, Sie haben selbst an der einen mit den Waffen in der Hand teilgenommen, welche gegen die gesetzlich bestehenden Traktate Europas gerichtet war: das werden Sie zugestehen, und Sie müssen sich's nun ge-

fallen lassen, daß man sich Ihrer Person versichert, daß man die Gleichgesinnten von Ihnen zu erfahren sucht, von Ihrer bekannten Lebenstätigkeit auf unbekannte schließt und deren mächtig zu werden trachtet." So kam's in Gang, was man eine Untersuchung nennt; wie human dieser Mann gegen mich war, habe ich später mit großer Betrübnis eingesehen, mit Betrübnis darüber, daß ich ihn nicht behielt. Den zweiten Tag war mir schon unruhiger im Gefängnisse zumute. Die erste Illusion, daß es in ein paar Stunden vorüber sein könne, war vorüber; mit der Gegenwart fiel nun auch die unsichere Zukunft lastend auf mich, mein eigenes Interesse erschien mir so bedroht, daß mir die Interessen der Bücher, welche mir der gütige Inquirent geliehen hatte, fremd und künstlich gemacht vorkamen, ich hatte keine Ruhe zur Lektüre. Ich erinnere mich, daß mir eine einzige Stelle von vielem Gelesenen einen Eindruck machte, die stand in „Deppings Erinnerungen aus Paris"; er schildert einen glücklichen Menschen und sagt: zum Zeichen, daß er wirklich Glück hatte, wurde er auch von einem tüchtigen Unglücke betroffen. Diese Stelle war mir ein wirklicher Trost; die Dichter, welche er mir mitschickte, wollten wenig helfen, merkwürdigerweise auch Shakespeare nicht: seine Dinge fielen alle in eine tobendere, willkürlicher wechselnde Zeit, als daß eine Vergleichung gepaßt hätte, seine Gedanken überstürzen sich in ihrem Reichtume so, daß sie mir deshalb weniger wahr und notwendig vorkommen. Er schüttet sie, dachte ich, aus einem Füllhorn des Genies, unüberlegt, ungepflegt und ungeprüft, er weiß selbst nicht, ob sie immer wahr sind. Und es tröstet nur, was der Tröstende selbst glaubt, und wenn wir sehen, daß sich das Wort des Schreibenden wirklich bewährt hat. Deshalb vielleicht war mir Goethe allein von Erquickung: da war nichts Überspanntes, Übertriebenes, nur das Zuverlässige war einfach gesagt, das Verlangen an die Welt war immer gemessen — diese Lektüre allein gab

mir Ruhe. — Und was glaubte ich damals zu leiden, wenn ich nichts anzufangen wußte, als zu lesen, einmal ans Fenster zu klettern, in den leeren Hof hinabzusehen, wo eintönig die Schildwache auf und nieder schritt, und dann wieder zu lesen! Man wird so wüst davon, man schlingt am Ende ohne Unterscheidung alles hinunter, nichts ist mehr frisch, nichts lockt, — ach, und wie sehnsüchtig hab' ich später jene Zeit wieder herbeigewünscht! Gefängnisse, welche dem meinigen gegenüber, hatten Blechkasten vor den Fensterchen und sahen wie trostlos erblindet aus; wenn ich mitunter hinter ihnen sprechen, gar lachen hörte, so berührte es mich immer unheimlich. Mein freundlicher Wärter erwiderte mir auf Befragen achselzuckend, dort säßen schwere Verbrecher. Ich schauerte, es überlief mich mit Grausen, so durch ein Verbrechen vom Tageslichte abgeschlossen zu sein. Lieber Gott, jetzt sitze ich schon seit vielen Monaten hinter solcher Blende, und doch bin ich noch derselbe, nur schwächer, doch lebe ich auch weiter, und das moralische Moment dieser Dämmerung kümmert mich nicht mehr; der Mensch lernt alles, auch die Verbrechermaske tragen, und am Ende hält er sie für sein wirkliches Gesicht. Ich vergesse es jetzt schon manchmal völlig, daß ich kein Verbrecher bin, ich muß mich selbst daran erinnern, daß es nur höhere, wechselnde Staatsrücksichten sind, welche mich in den Zustand gebracht, daß ich nur selbst in dem Verhältnisse dergestalt sinke; nach längerer Zeit werde ich in moralischem Bewußtsein ganz in diesen Kerker gehören. Wir sind nichts selbst, wir sind halb oder ganz unsere Verhältnisse. Ich rufe mir's jetzt zurück, was es mir damals für verwundende Eindrücke gab, wenn abends um zehn Uhr an die Tür geklopft und bemerkt wurde, das Licht sei auszulöschen; jetzt fällt es mir nicht mehr auf, wenn die Wache schreit „Licht aus!"; in jenem ersten Interimsgefängnisse saßen Vagabunden und solch leichtes Gesindel in meiner Nähe, das sich durch leichtsinnige, rohe Äußerungen, durch

gemeinen Spektakel oft auffällig machte, zuweilen wurde des Abends ein Besoffener oder solch ein Straßenheld eingebracht, er tobte wie ein Tier, und ich hörte wohl, daß man ihn hier im abgelegenen Korridor nicht eben zart zum Eintritte nötigte; nun fluchte der Kerl die halbe Nacht und wütete gegen die Tür, bis er zusammenfiel — ja, damals kam ich mir sehr entwürdigt vor; jetzt hielte ich es bereits für eine Abwechslung, eine Erholung gegen dies tote, bleierne Einerlei, das mich umgibt, das nur zuweilen vom Rasseln jener Kette unterbrochen wird. Damals, wo ich wüst vom Lesen war und nur nach Abwechslung verlangte, wo ich wie ein Gefängnisdilettant mich betrug, ward mir auch von vornherein eine Freistunde bewilligt, um auf einem kleinen verschlossenen Hofe herumzugehen, und ich törichter Mensch nahm gar kein Interesse daran; es war heißer Sommer, wenig Schatten im Hofe, und eine Stunde lang dort auf und ab zu gehen schien mir sehr langweilig, ich dünkte mir ein wildes Tier, dessen Käfigdeckel aufgeschoben wird und das vor Leuten hin und her rennt. Einige Arbeitstuben der Behörde nämlich und mehrere Gefängnisse sahen in den Hof, ordinäre Gefangene spotteten über mich, daß ich im Hut und mit Handschuhen herumging; wenn ich gar eben ein frisches Hemd hatte, dessen Manschetten sichtbar waren, so mußte die Wache oft dem Spotte Ruhe gebieten. Das kränkte mich tief, und ich ließ die Stunde oft vorübergehen — jetzt bin ich so abgestumpft, daß ich alles täte einer Freistunde willen: so schmachte ich nach frischer Luft, so dürste ich danach. Ich ginge mit meinem langen Barte und meinem wahrscheinlich verbleichten Antlitze auf einer Galerie umher, möchte zuschauen, wer da wollte. In jenem kleinen Hofe sah ich einen langen Beamten stets an einem Pulte stehen und schreiben und ich bildete mir steif und fest ein, der schriebe meine Sache, und er müßte nun bald meinen Freibrief schreiben; es war mir stets auffallend, daß der Mann nicht mit größerem Anteile auf

mich heruntersah. Gott weiß, was der lange Mann geschrieben hat, aber er hätte etwas viel Besseres schreiben können. Überhaupt, ach, wieviel Anknüpfung und Romantik gab's da drüben in dem Gefängnisse! Jetzt empfinde ich es erst in dieser Öde und Entbehrnis, wie man erst sieht, daß man Blut hat, wenn man's verliert. Auf den kleinen Hof ging auch ein Flurfenster, wo Fremde zuweilen erschienen, wahrscheinlich solche, die etwas petitionieren wollten. Da fand sich denn wohl auch eine Dame ein, mitunter auch eine schöne in seidenem Gewande, mit einem Schleier. Ach du lieber Himmel, könnt' ich doch in meinem Leben noch einmal eine schöne Dame mit seidenem Gewande und Schleier sehen! Vom kläglichen Bedürfnisse zum Auskommen, vom Auskommen zur Wohlhäbigkeit, von dieser zum Luxus, zum gefälligen Reize, wie weite Strecken liegen zwischen alledem, und diese ganze, große Strecke liegt zwischen mir und der Welt! Ich liege hier im Staube, Schmutz, in der kümmerlichen Ernährung und strecke Hand und Wunsch aus nach einem seidenen Gewande, wie der Bettler nach einem Goldstücke. Bin ich derselbe, dem eine Fürstin in den Armen gelegen, der Prachtgewänder zerrissen hat? Ein Fetzen davon könnte mir jetzt einen glücklichen Tag machen. Oft habe ich solche Gelüste verhöhnt, weil sie die Harmonie eines Zustandes, und auch der unterste hat eine, weil sie diesen Einklang zerstörten, weil sie krankhaft seien. O, wie grausam war ich in solchen Worten, die tote Regel ist eben die Prosa, der Tod; — könnt' ich meine Hand jetzt nur einen Augenblick auf einen Seidenstoff legen, um an dem feinen, glatten Stoffe zu empfinden, es gibt noch Reiz und Schönheit in der Welt!

Der Papiervorrat war zu Ende, und es ist wieder eine lange Pause eingetreten; durch rüstiges Darben habe ich mir einige Kreuzer abgespart an der Rechnung, welche der Wärter

führt, und mir ein Stückchen Kuchen kaufen lassen, weil bei mir zu Hause Kuchen etwas Sonntägliches, Feiertägliches ist und ich gern einmal solch einen Eindruck des Besonderen, des Festlichen haben möchte. Nebenher — nun, es ist gelungen, und ich will mir den Platz nicht verringern durch Erzählung der kleinen Intrige: der Kuchen war in Papier eingeschlagen, das ich jetzt benütze. Du glaubst nicht, wieviel ich Schmerz habe bei Beschreibung jener ersten Gefängniszeit, weil sie mir jetzt so bunt und reich vorkommt gegen die jetzige, weil ich mich danach zurücksehne, wie nach einem Eldorado. So gibt es auch unter den Bettlern Reichtum und Armut, und über den glücklicheren Genossen geht des Darbenden Wunsch nicht hinaus; ich bin so weit gedrückt, daß ich das Berauschende einer totalen Freiheit gar nicht mehr hoffe, nur nach jenem Zustande schmachte, wo keine Blende vor dem Fenster ist, wo ich rauchen, lesen, am Ende gar schreiben durfte, schreiben mit ordentlicher Tinte, wirklichen Federn und auf ganz reines, weißes Papier; wo ich des Tages eine kleine Stunde in den Hof kam und mitunter einen anderen Menschen sah als den Wärter. Denke, welch ein Reichtum war folgendes: In jenem Gefängnisse wurden auch die leichtsinnigen Mädchen der Straßenromantik eingesperrt, welche in ihrer gesetzlichen Gesetzlosigkeit etwas versehen und sich hatten aufgreifen lassen; diese leichten Kinder, welche zu Zwanzigen in einem großen Gemache kampierten, wo allerlei anderes Weibsbild, das sich irgendwo im Netz der Vorschriften verirrt haben mochte, zusammentraf, sangen und tändelten in ihrem Käfig, wie es ihnen die Langeweile eingab und solange es der Schließer gestattete, dessen Verbot und Anrede allerdings unangenehm war. Zuweilen nun, wenn ich in die Freistunde geführt wurde und an diesem Terrain vorüberkam, stand die Tür offen, weil ausgefegt oder eine der Heldinnen abgerufen ward, die unter den stark aufmunternden Worten des Schließers ihre Toilette beendigte.

Ich hatte dann einen vollen Blick in dies Serail; sie lagen zum Teile, halb entkleidet wegen der Wärme, in allen Positionen umher, oder saßen, oder kauerten, oder versuchten es, in dem Gedränge zu promenieren, und schmachtender oder frecher wurde mir in Eile als einem jungen Mannsbilde allerlei Teilnahme ausgedrückt. Zuweilen gab es wirklich schöne Geschöpfe darunter, und der Schließer machte mir stets einen schlechten Eindruck, wenn er ohne allen Unterschied jegliche Äußerung grob zur Ruhe wies. Freilich war der Mann abgehärtet; ich sprach ihn zuweilen, und er sagte stets mit einem Fluche: das Pack taugt all' nichts, erst haben sie sich auf der Straße herumgetrieben, ach da tun sie unschuldig, wir lassen sie wieder laufen, dann kommen sie zum zweiten Male, nun ist's schon schlimmer, und so drei-, viermal fort, bis sie zum Zuchthause reif sind, und die Hübschesten sind immer die Ärgsten. — Es gab immer eine viertelstündige Unterhaltung, wenn sie auf den Hof gelassen wurden, den ich von meinem Fenster sah; laufen mochte keine, Frauenzimmer sind nicht für Bewegung; sie zankten sich um die Schattenplätzchen, auch die Häßlichste, dem Gefängnis tief Verlorene, mochte den Teint nicht aussetzen. Die Alten zerrten, die Jungen neckten, sehr viele hatten stets ein Töpfchen bei sich mit irgend welchem Eßkrame; aber mir erwuchs noch ein spezielleres Interesse daraus. Mein Wärter nämlich benutzte diese Garde, um mein Gemach täglich reinigen zu lassen, und mit munterem Geschmacke wählte er stets eine Handfeste fürs Grobe und eine Hübschere fürs Leichtere, das Bett zu machen, den Staub abzukehren. Das war den Mädchen auch eine Abwechslung, und sie kamen meist sehr heiter, erzählten auch meist in der Kürze dieser Viertelstunde ihre Lebensgeschichte. Ein bildschönes Mädchen kam öfters wieder, endlich Tag für Tag; der Wärter nahm ein gewiß herzliches Interesse an ihr und an ihrem Schicksale, er hatte sie gekannt, da sie noch als kleines Mädchen herum-

gelaufen war, sagte, sie sei ein wirklich gutmütiges Geschöpf, und doch sei sie immer wieder auf leichtsinnigem Verkehr mit Männern betroffen worden. Sie nannte sich Luise und war sehr kümmerlich und spärlich gekleidet. Wenn sie beim Ausfegen manchmal die Tür herumschlug, so daß der Wärter auf der Türschwelle oder weiter zurück auf dem Korridor uns einige Augenblicke nicht sehen konnte, dann erhob sie ihre gutmütigen, schönen Augen so sanft und lockend gegen mich, und es lag ein so merkwürdiger Ausdruck darin, daß ich sie gern weitläufiger befragt hätte. Sorgloser Leichtsinn war so unverkennbar dabei, und doch so zutraulich und harmlos! Sie sagte mir auch, daß sie wohl diesmal ins Zuchthaus kommen würde, sprach aber dies für mich so entsetzliche Wort so leicht aus, wie wir einst vom Kaffeehause redeten. 's ist schlimm, meinte sie, und nickte dabei mit dem Kopfe. Wenn man ihr aber die Backe streichelte, so war das Lächeln gleich wieder da und sie flüsterte: „Vielleicht kann ich mich einmal des Abends zu Ihrer Tür heraufschleichen.“ — „Aber mein Kind, meine Tür ist ja zugeschlossen.“ — „So? Das ist freilich schlimm, aber vielleicht geht's doch; ach, da unten ist's langweilig!“ — Längere Zeit, als zu dieser Mitteilung nötig war, dauerte unsere halbe Einsamkeit nicht; sie mußte wieder fort, ich ward wieder eingeschlossen, und ich konnte über die pikante Situation nachdenken, wie mit einer Zuchthauskandidatin getändelt werde. Sie kam jetzt jeden Morgen und flüsterte mir immer zu: Ich komme nächstens. So gab's doch eine ordentliche Romananknüpfung dort; wie duftig erscheint mir jetzt das unvorsichtige Mädchen! Eine gemeine Spitzbübin, die mir ihre Lebensgeschichte erzählen wollte, wäre mir jetzt sehr erwünscht, man hörte doch etwas, verkehrte mit einem Menschen. — Wirklich huschte es eines Abends um meine Türe her und klopfte leise, die kecke Luise war da; der Schließer unten hatte den Schlüssel nicht umgedreht und sie war heraufgeschlichen. Aber bei mir war

der Schlüssel zweimal umgedreht, das leichtsinnige Kind fragte, ob ich kein Mittel wüßte; die Wache kam unterdes vom anderen Ende des Korridors langsam aber sicher herzugeschritten und Luise mußte fort. Ich hab' sie nicht wieder gesehen; mit den guten, treuen Augen hat sie wahrscheinlich aufs Zuchthaus gemußt. Aber auch dort wird sie jetzt mitunter lachen und sich glücklicher fühlen als ich.

Ich lerne so klein schreiben und, wahrscheinlich auf Kosten meiner Augen, so undeutlich Geschriebenes lesen, daß ich gestern mit meinem Kuchenpapiere nicht fertig geworden bin. Das hat mir den besten Eindruck gegeben, dies Stückchen übrig bleibendes Papier hat mir die Möglichkeit eines Überflusses verschafft, eines Überflusses, und ich bin ordentlich zufrieden gewesen im Verhältnisse zu der sonstigen Zeit. So macht das Verhältnis alles in der Welt, so elastisch ist der Mensch. — Bei allen den Abwechslungen meines vorigen Gefängnisses fiel doch die Länge der Abgeschlossenheit immer schwerer auf mich, laß mich Dir's offen gestehen: manchmal glaubte ich erdrückt zu werden, so einsam, verlassen, unglücklich erschien ich mir, und die heißen, dichten Tränen brachen über mich herein. Ach, wie ein Kind habe ich geweint, manchmal stundenlang; ich werde es nie vergessen, wie ich den Kopf an die Wand lehnte und mich rücksichtslos dem schneidenden Weh hingab, von der Welt ausgeschlossen zu sein Tag um Tag, Nacht um Nacht! — Und wenn ich in einer gewissen Süßigkeit des ganz freigelassenen Schmerzes erschöpft war, da trat ein Vers von Goethe so oft mir auf die Lippen, ach so oft, und brachte immer wieder neue Tränen. Durchgefühlt, durchgeweint habe ich jedes Wort, jede kleinste, mögliche Bedeutung desselben; es war das Lied aus dem Wilhelm Meister, das der Harfner und Mignon zu Wilhelms Schmerze singen:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide:
Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, wer mich liebt und kennt,
Ist in der Weite,
Es schwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide —
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Eigentlich hätte ich das Lied wie Prosa, ohne Absatz schreiben sollen wegen des Papiermangels, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen; ein König kann in Lumpen gehn, aber nicht betteln. Leb wohl, leb besser, das Papier ist aus; empfinde nie bis ins Herz die so harmlos aussehenden Worte: „Allein und abgetrennt von aller Freude." —

Habe wieder ein Lied gemacht,
Habe mich ausgeweint,
Denke nun an die stille Nacht,
Meinen einzigen Freund:

Wenn die Sonne hinunter ist,
Wird sie leichter, die Not —
Denke dann: Nicht mehr allein du bist,
Ringsum ist alles tot.

Was dich in der Ferne liebt,
Ist jetzt stille wie du,
Manches ist wohl um dich betrübt,
Hat eben Zeit dazu.

Törichte Leute schmähen die Freude; es gibt kein Leben ohne die Freude, alle Momente derselben sind allein unser Leben, alles andere ist dumpfe, tote Masse; selbst in der Traurigkeit, im Schmerze sind es allein die unerkannten kleinen Freudenpunkte, die ein Leben, ein Bewußtsein gestatten. Hier in meinem Elend ist's der Tagesschimmer, den

ich sehe, das körperliche Leben, das ich in dieser und jener Wendung oder Regung einmal empfinde, des Genüge „Du bekommst etwas zu essen“ — oder „Du wirst dich bescheiden lernen“; diese Freudenatome halten auch mich am Leben. Zum Beispiele, daß ich wieder Papier habe, lauter kleine Stückchen, aber viel Stückchen. Ich kann wieder schreiben. — In jenem Weh der Abgeschlossenheit, das mir so tränenreich war im damaligen Gefängnisse, da saß ich denn eines Tages brütend und traurig, als ich zu meinem Inquirenten beschieden wurde. Ist's Freiheit? weiter dachte ich damals nicht, soviel Spielraum war damals noch gegeben — wie lange ist der fort! Und der Wärter war so gutmütig, auf die Möglichkeit einzugehen und zu sagen: „'s muß wohl noch nicht soweit sein.“ — Der Inquirent empfing mich ernstfreundlich und deutete mit der Hand seitwärts auf den Hintergrund des Zimmers. Eine Dame stand da, Gesichter, Gedanken stürzten übereinander in meinem Herzen, ich fand's: es war Kamilla, die ich in solcher Situation zu begrüßen hatte. Welch ein Gemisch von Empfindungen! Das vortreffliche Mädchen hatte in Grünschloß erfahren, was mir begegnet sei, hatte sich ohne weiteres selbständig, allein aufgemacht, war hierher gekommen, zu allen Herren und Behörden gelaufen, um für mich zu wirken, um zu mir zu dringen! Und sie weinte jetzt nicht, sie fragte stark und eifrig, worin sie helfen und nützen könne. O wieviel Rührendes, Überschwengliches liegt im starken, liebenden Herzen eines Weibes! Daß ich nicht ängstlich treu sei, wußte sie aus meinem früheren Wesen und Leben, daß ich es ihr nicht geblieben, wußte sie nur zu gut; aber sie ist ein wirklich liebendes, ein echtes, unverfälschtes Weib, sie kam dennoch, da ich im Unglücke war; im Glücke hätte sie mich niemals gestört: O du gute, herzensreiche Kamilla! Konstantie wohnt näher und hätte mit der geringsten Anstrengung große Mittel für mich in Bewegung zu setzen vermocht — hierbei drängt

es mich, Dir meine Schicksale von dem Augenblicke an zu ergänzen, wo ich mit Joel in Krakau ankam, bis zu dem Augenblicke meiner Verhaftung. Ein Mensch, der unser Freund sein mußte, wenn er ein Herz besaß, wenigstens ein Freund in bezug auf die Russen, Slodczek, den wir vor den Toren Krakaus im Jammer fanden, den wir retteten und nährten, überantwortete uns dem Feinde, weil es ihm einen kleinen Vorteil brachte, weil er undankbar ist, wie es ein nicht seltener slawischer Zug mit sich bringt, weil er den Ausländer und den Juden keiner weiteren Rücksicht wert achtete. Zum Glück waren wir an reine Kosaken gekommen, und unser Weg ging nach dem südlichen Sibirien, weil er den Kosaken der wünschenswertere schien. Der Kosak ist gutmütig, und in den meisten Teilen Sibiriens verkehrt er gern, weil er es noch für ein Privatreich seiner Stämme ansieht; denn sie haben es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem russischen Reiche unterworfen. Was soll ich Dir nun sagen, wo ich überall hingeraten bin? Wir sind eben Tag und Nacht geritten, und an einem frischen Morgen haben die Kosaken miteinander beratschlagt, das hat nur ein paar Minuten gedauert, und wir haben dann unsere ursprüngliche Richtung aufgegeben und uns nach Süden gewendet. Dann sind wir geritten, lange, lange über unendliche Ebenen, ich hatte vergessen, was Sonntag oder Montag sei, ich habe auch mit Joel kein Wort gesprochen, wir waren beide blasiert. Endlich in der Nacht war's, da Joel zu mir trat und mich seit undenklicher Zeit wieder einmal in deutscher Sprache anredete. „Laß uns heimkehren," sprach er, „ich habe wieder Sehnsucht nach Menschen; die Kosaken kümmern sich nicht darum, ob wir bei ihnen sind, ob nicht, unsere Pferde finden den Rückweg." — Wir brachen auf, als die Karawane schlief, wir ritten viele, viele Tage; als ich zum ersten Male wieder deutsch rings um mich sprechen hörte, da war der Frühling aufgeblüht und mit den Lauten und

Blumen des Vaterlandes wachte meine alte Welt wieder auf, die alten Träume und Wünsche kamen wieder, der Starrschlummer war gebrochen, ich streckte wieder die Arme aus nach dem Leben. Aber ich war allein; Joel war in Galizien geblieben, es blieb mir nichts übrig, als zu singen und zu hoffen. Ich war ohne Reisemittel, und an einem warmen Frühlingstage mußte ich die letzten Kräfte anstrengen, um ein Schloß zu erreichen, das im Schatten seiner hohen Bäume am wohlbekannten Strome lag. Ich wußte, daß es Konstantien gehörte, ich wußte, daß sie in der Frühlingszeit da zu wohnen pflegte, und meine Sehnsucht nach einem Herzen, das mich kannte, war so riesengroß geworden! Ich vergaß das schöne Weib und alles übrige Verhältnis, nur das Auge wollte ich sehen, die Stimme wollte ich hören eines Weibes, das mich kannte, das eine Teilnahme zeigen mochte für den ewigen Wanderer. Erschöpft, dürstend, hungernd, von allerlei Drang gepeinigt kam ich ans Schloßtor, wo der Portier sein Stübchen hat; ich fiel auf die Bank, ich fragte; die Fürstin sei da, war die Antwort, sie säße eben bei Tafel. Der Portier mußte mir Schreibzeug geben, ich gab vor, eine drängende Mitteilung müsse der Fürstin sogleich gemacht werden; ich schrieb ihr, mich einen Tag zu beherbergen, ich käme ermüdet von der russischen Grenze hier vorüber und sehnte mich, ein bekanntes Wesen zu sprechen, — der Portier, welcher den Brief selber aufs Schloß hinauftrug, blieb sehr lange, am Ende kam ein Wagen herabgeschossen, darin saß die Fürstin und William, ich kauerte erschöpft auf der kleinen Bank des Portiers, sie brausten an mir vorüber. Der alte Portier kam mit dem Bescheide nachgehinkt: das müßte seine vollkommene Richtigkeit gehabt haben, denn die Fürstin habe Hals über Kopf nach dem Wagen geschickt, und da fahre sie hin. — Der alte Mann schenkte mir ein Stück Schwarzbrot und einen Trunk, dann schleppte ich mich weiter, die herbe Wunde im Herzen.

Bald darauf begann die Gefangenschaft, kam Kamilla. Aber blaß war das arme Mädchen sehr geworden — ach, wie durchdrungen war ich damals, ihr diese rührende Anhänglichkeit mit aller Liebe zu danken, die nur in meinem Herzen gedeihen könne. In der Einsamkeit meines Gefängnisses malte ich mir es aus, wie sie zufrieden und glücklich sein würde, wenn wir eine kleine häusliche Existenz nebeneinander führten; die Welt müsse freilich aufgegeben sein, aber Kamilla sei zufrieden mit einem Idyll. Um diese Zeit trat eine Katastrophe ein, und alles wurde anders; ich wartete täglich auf meine Befreiung; eines Tages, als der Wärter mein Mittagessen brachte, fiel mir sein stilles, zurückhaltendes Benehmen auf; ich fragte, er schwieg, ich fragte dringender. — „Erschrecken Sie nur nicht," sagte er endlich, „Sie kommen von uns weg, und die Untersuchung wird größer und strenger." — Wer die Fassung im Augenblicke verliert, ist sehr schwach oder wenig gebildet, die Kultur ist ja eine Fassung, ich glaube, damals tröstete ich den Wärter und aß mein Mittagbrot. Als er abgeräumt und zugeschlossen hatte, als ich wieder so recht gefänglich allein war, da stürzte der Jammer wie ein Sturzregen über mich. Mit jener Nachricht war nicht nur alle Aussicht auf Freiheit vernichtet, sondern ich wußte nun auch zuverlässig, daß ich mindestens ein halbes Jahr Gefängnis noch vor mir hatte. O du, zur schönsten Reise Gegürteter, lasse dich ins Bett drücken mit der Gewißheit, viele Monate darin leiden zu müssen, vielleicht nicht mehr aufzustehen. Es war ein schwerer Nachmittag und Abend, bis alle Hoffnungsmöglichkeit in mir erwürgt, zum Schweigen gebracht war. Wer sich ergeben kann, leidet weniger, ich konnt' es nicht, und kann es in meiner Jämmerlichkeit heute noch nicht; nun kamen die Gedanken an Flucht, welche die Unruhe auf ihren Schultern tragen und eine erhitzte Hoffnung hinter sich herschleppen. — Mein damaliges Gefängnis lag dergestalt in der Mitte aller fesselnden An=

stalten, daß ein Durchbruch unmöglich schien. An die Freistunde auf dem Hofe klammerte sich alles: dieser Hof lag am Flusse und war von diesem nur durch ein großes Tor getrennt; das wurde zuweilen des Nachmittags geöffnet, und einer oder der andere Beamte setzte sich in den Kahn, welcher an der Treppe lag, um zu angeln, oder er schloß gar den Kahn los, um fortzurudern — der Glückliche, er wußte nicht, wie er beneidet wurde. Je näher die Gefangenschaft mit der freien Welt in Berührung kommt, desto schmerzhaft prickelnder wird sie, die Vergleichung hebt oder schwächt alle Eindrücke. Die Sonne schien warm, ich schwimme mit Leichtigkeit, jenseits des Flusses lockte die offene Straße, ein kühner Entschluß konnte mich retten; die bestürzte Wache, die neben mir stand, wäre nicht so schnell zum Laden ihrer Muskete gekommen, daß ich nicht die auf größere Entfernung große Unsicherheit des Schusses hätte riskieren können — wer mag die Situation beschreiben! Die Situation, wo ein Entschluß in schnelle Tat übergehen soll, in eine Tat, die so mißlich war. Was sollte geschehen, wenn ich drüben pudelnaß ans Land kroch, am hellen, lichten Tage, in der fremden Stadt, die mitten im Lande liegt! Und doch war's so lockend. Es hob sich der Fuß, es pochte das Herz! Wie schwer ist solch ein Ausbruch, wenn man besonnen bleibt, und nicht von einer Leidenschaft gestachelt wird — das Tor ward zugeschlagen, und nun dachte ich: Du hättest es doch wagen sollen! — Die Zeit war von peinigender Unruhe, da ich auf den neuen Gefängniszustand, auf das neue Verfahren wartete, sie war ganz überflüssig, förderte gar nicht zum Ende, war ein unnützes Interregnum und doch ein Gefängnis. Sie dauerte wohl eine Woche, ich lechzte nach der Veränderung, nach dem neuen Gefängnisse, das Unbekannte schmeichelt mit tausend Möglichkeiten; auch für die Flucht hoffte ich neuen besseren Anhalt; so kam der letzte Abend und mit ihm ein schweres Gewitter. Solange

ich gefangen war, hatte die Sonne geschienen, und dadurch war meine Unruhe, meine Pein nur befördert worden: je lockender die Welt aussieht, desto schwerer ist das Gefängnis. Jetzt, unter dem gießenden Regen, den krachenden Donnerschlägen, den zuckenden Blitzen mußte jedermann im Zimmer bleiben, ich hatte wieder eine gleiche Gemeinschaft mit der Welt, das war beruhigend. Und welch ein Genuß für meinen Privataberglauben war das Unwetter! Solche ungewöhnliche Erscheinung mußte einen großen Wechsel in meinem Leben ankündigen; wer im Unglück nicht abergläubisch wird, der ist sehr stark, oder sehr fühllos, oder sehr arm an Phantasie. Jedes kleine Möbel, jedes Buch hatte mir eine Bedeutung, wenn es so oder so postiert war, jede wiederkehrende Beschäftigung, das Aufziehen der Uhr, ob der rechte oder der linke Strumpf zuerst ausgezogen wurde, ob ich das Licht so oder so anzündete oder auslöschte, das hatte alles seine Bedeutung, seinen Einfluß auf Europa und rückwirkend auf mich. Wenn man nichts zu tun hat, als zu hoffen, da wird jeder Gegenstand tätig. Und besonders, wenn alles so einförmig wiederkehrt, so unverrückt bleibt. Jetzt tobte ein wild Gewitter, jetzt mußte alles anders werden! Ach, ja wohl!

Wenn ich wieder hinunterkomm',
Da sind die Blumen verschwunden,
Da hat wohl auch dein liebes Aug'
Sich neuen Weg erfunden.

Es ist so lang', so lange her,
Daß man mich hält gefangen,
Und da dein Herz eine Blume ist,
Ist's ihm wie jenen ergangen.

Sollt' ich die Welt je wiedersehen,
Dein Aug' je wieder erblicken,
Ach Gott, ich will den Blumen und dir
Verzeihung blicken und nicken.

Es ward anders. Sonntag des Nachmittags nahm ich Abschied von meinem Gefängnisse, und so wie man, wie gesagt, auch unter den Dürftigen Reiche und Arme findet, so hoffte auch ich von einer Veränderung des Orts und der Verhältnisse. Ich setzte mich zu meinem Inquirenten in den Wagen; auf meiner Seite war er zugeschlossen, zur andern hinaus aber sah ich die Straßen und die Spaziergänger, welche sonntäglich geputzt dahineilten zu ihrer Lust und Erholung. Das schneidet tief ins Herz: Bist du schlechter als diese Masse gewöhnlicher Leute? Sie dürfen Sonne und Freiheit kosten, und du siehst seit langer Zeit beides zum ersten Male wieder, und nur von weitem, und nur, um für lange Zeit davon Abschied zu nehmen, vielleicht für immer. — Der Abend dieses Tages fand mich in einem sehr kleinen und fast ganz dunklen Gefängnisse, der Verzweiflung Vorbote; die Trostlosigkeit lag mit mir auf dem harten Lager: das Geld, die Bücher, der Tabak, alles war mir abgenommen worden, ich hatte nichts zur Beschäftigung als die vier kahlen Wände, einen fichtenen Tisch, einen fichtenen Schemel, ein blechern Handbecken, das im Staube des Fußbodens stand. Der Wärter, ein großer, vierschrötiger Mensch mit kahlem Kopfe war kurz, fremd und grob. Es war das Äußerste, was mir begegnen konnte, daß ich nach dem früheren Gefängnisse zurückverlangte wie nach einem Paradiese; ich weiß kaum, mit welchen Kräften ich die ersten Wochen dieses Zustandes überlebt habe: denke Dir das kleine, düstere Loch, in den Winkel von zwei Gebäuden versteckt, durch einen Blechkasten verdunkelt, und mich ohne den geringsten Anhalt darin, herumtappend den langen Tag und Abend, ohne Gedanken, ohne Hoffnung. Die Untersuchung war mir jetzt mit dem grauen Gesichte einer Unendlichkeit angekündigt, der Zustand konnte so lange dauern, als mein Leben — o die Menschen, die Menschen! dachte ich wohl manchmal da, wenn ich aus der Dumpfheit aufwachte, die Menschen treiben miteinander

das Unverantwortliche. Umsonst aller Wunsch! Meine Existenz war ans Gefängnis verloren, und zwar ans todeinsame, dunkle, trostlose. Was Rechtes, Genaues weiß ich eigentlich nicht mehr von jener ersten Zeit meiner jetzigen Gefangenschaft, ich erinnere mich nur, daß ich oft aus einer Starrheit und Taubheit erwachte, mich an der Mauer lehnend fand und zusammenschauerte, daß eine mir ganz fremde Gesellschaft in meinem Kopfe zu wohnen schien und Dinge trieb, von denen mein eigentliches Ich gar nichts wußte. Ich dachte mit Schauer an die Wahnsinnigen, die furchtsam in sich selbst zusammenkriechen. Meine Nerven wurden nachgerade auch sehr zupassend erschüttert: der eintönige Schildwachentritt auf der Flur, das regelmäßige Ablösen nach je zwei Stunden, besonders zur Nachtzeit, zerrüttete mich ganz. Mein Bett stand nämlich an einer Mauer, die den Gang bilden half, durch welchen die Wachmannschaft vorüber trottete; war ich nachts eingeschlafen, um die wüste Existenz zu vergessen, so fuhr ich immer nach je zwei Stunden hoch auf, wenn die Schritte tief an mein Ohr traten, oder gar die Waffen klirrten und polterten. Gott bewahre meinen ärgsten Feind vor solchem Zustande, war das Wort meiner Mutter; ich hatte einst von einem Gefangenen gehört, der alle Stunden auf den Anruf der Wache antworten mußte; es war ihm das Nervensystem dadurch so zerstört worden, daß er sich nicht mehr tief genug unter die Erde retten konnte, um keine Nähe, kein Geräusch zu empfinden. In einem Gemache, das dreißig Fuß hoch, mit einem Erdwalle bedeckt war, überfielen ihn Zuckungen und Krämpfe, wenn jemand über den Wall schritt. Der Mann quälte mich sehr; ich fuhr zusammen vor den eigenen Bewegungen meines Armes oder Beines. Es war recht schlimm; und daß solch Leben endlos vor mir lag, ach und liegt, dies mochte wohl das schlimmste sein; es scheidet sich schmerzhaft von Leben und Jugend, und wenn man obenein nicht zu der Entsagung kommt,

wenn man nicht scheiden will, so leidet man sehr, sehr. — Ich habe damals oft an das gedankenlos viel gebrauchte Bild des Prometheus gedacht, und die Herzenskenntnis der Griechen bewundert; der gewaltige Mensch ist in erschreckende Einsamkeit an den Felsen geschmiedet, er, der die Menschen zusammenband gegen die Götter, ist einsam, starrt ins Unendliche, Leere, und an der Leber nagt ihm der Geier, gegen den er keine Abwehr, keine Waffe besitzt; jawohl, an der Leber nagt der einsame Kerker, er wühlt und bohrt, und der stöhnende Seufzer ist eine Erleichterung.

Es sind wieder viele, viele Tage vergangen, ohne daß ich Dir schreiben konnte; die Mittel, Papier zu erlangen, waren alle versiegt, jetzt ist wieder ein Fetzen, wenn auch grau und schmutzig, in meiner Hand. Ich sage nichts mehr über jene erste Zeit des hiesigen Kerkers, ich weiß nichts mehr, ich habe nicht geweint und nicht geklagt, Tränen gibt es nur, wenn wir die Hilfe des Leids in der Nähe glauben, wenn das Leid in unsere Vorstellung und Fähigkeit des Schmerzes paßt, wenn das Leid uns natürlich bleibt. Ich litt damals dergestalt, daß ich nicht daran gedacht habe, es fehlten mir Bücher und Schreibmaterial, und sie könnten mir wohltätig sein, Gott mag es wissen, wie doch die langen Tage und Nächte an mir vorübergezogen sind — sie sind's doch; dessen erinnere ich mich, daß ich zuweilen den Schemel auf den Tisch gestellt habe, um zu dem versetzten kleinen Fenster hinaufzukommen, um durch die schmale Lücke, welche oben offen blieb, den Streifen blauen Himmels zu sehen, nach dem ich dürstete, wie ein Wüstenreisender nach einer Wolke dürsten mag. Dort oben am Fensterchen fand ich die Worte Dantes mit Bleistift angeschrieben, welche die Devise aller Gefängnisse geworden und in allen zu finden sind, die Worte: „Lasset draußen die Hoffnung, die ihr hier eintretet.“ —

Laßt draußen die Hoffnung, das hat lange, lange in meinem Kopfe als einziger, ungedachter Gedanke herumgeklappert; wie lange hab' ich von dieser eintönigen Hoffnungslosigkeit gelebt! — Eines Morgens ward's besser, ich bekam ein anderes Gefängnis, mein jetziges, es liegt nicht an jenem Durchgange, wo die Wachposten vorübertrampeln, das versetzte Fensterchen ist etwas tiefer, und ich sehe durch die Blendenöffnung oben die Spitzen eines Baumes — Vorteile, die mir einen glücklichen Tag bereiteten. Alles übrige blieb beim alten, dennoch schien mir der Fortschritt riesengroß; für das Elend ist alles Glück wohlfeil. Aber es dauerte nicht lang: Jetzt kam die schmerzhafteste Sehnsucht nach Beschäftigung, nach einem Anhalt der regellos schweifenden, sich zu Tode hetzenden Gedanken. Ich warf mich aufs Bett, drückte den Kopf in die Kissen, aber die Gedanken werden davon nicht berührt, sie fangen ihren wüsten Tumult wieder an, sie schreien nach Stoff, ich sprang wieder auf und lief umher, ich versuchte es, ob nicht ein altes Lied in der eingetrockneten Kehle raste, krächzend begann ich, denn die Stimme rostet in diesem Mangel aller Übung völlig. „Ruhe da!“ schrie die Wache unter dem Fenster, die Wache auf dem Korridor — ich hielt mich für verloren. Aber wahrscheinlich hatten mich just die Wachen gerettet, der Zorn wachte auf und er fand leicht seinen Stoff, so wurde der Heißhunger nach Gedanken für den gefährlichen Augenblick beschwichtigt. — Ihr wißt es gar nicht da draußen, was Ihr habt, wenn Ihr Euch über Mangel oder Langeweile beschwert; Eure Tür ist offen, Eure Fenster sind's ebenfalls, Ihr seht Menschen, Ihr seht Tiere, wenn Eure Gedanken gähnen, was wißt Ihr von Leid! Wenn Euer Leben stocken will, denkt an das schreckliche Nichts eines Gefängnisses!

Hat denn nicht der menschliche Geist Kraft genug in sich, ohne Anknüpfung und äußere Mittel zu bestehen? Ist der meine so besonders schwach? Allerdings produziert mein Geist unablässig, aber weil das Geschaffene auf keine Weise nach außen hin Erscheinung und Gestalt empfangen kann, verwirrt sich alles in mir und wird zur Last; der Geistesarme mag in solchem Falle sogar besser daran sein. Einen kleinen Trost finde ich darin, die traurigen Eindrücke in ein paar Verse zu gestalten, die also gewonnene Form befreit gewissermaßen, und der also geordnete Zustand erhält wieder etwas von dem Adel in Beziehung auf übrige Welt, wie man ihn bei solcher Erniedrigung am meisten braucht. Mehr als zwei oder drei behalte ich freilich nicht, und ich möchte Dir gern einige ältere herschreiben, um neue machen zu können, wenn Verse nur nicht soviel Platz wegnähmen. Und ich kann mich nicht entschließen, sie als Prosa ohne Absatz herzuschreiben, es scheint mir dies eine grobe Beleidigung der Schönheit zu sein, eine Figur in schmutzigem Schlafrocke auf dem Balle. Und wie rührend ist mir dies Bestreben, Dir all das aufzuschreiben, da es wohl nie vor Deine Augen gebracht wird! Diese Unendlichkeit meines Gefängnisses ist eben der Tod selber; in jetziger Weise kann es ein Leben lang fortgehen; wie beneidenswert scheint mir derjenige, welcher zu zwanzig Jahr Kerker verurteilt ist, er kann doch berechnen, ob ihm wahrscheinlicherweise noch ein paar Jahre für die freie Luft und die Menschen übrig bleiben: jeder Tag fördert ihn doch! O kommt, Verse!

Wie gehen die Stunden langsam hin,
Ich glaube, der Tag steht still,
Mein müder, abgehetzter Sinn
Weiß nicht mehr, was er will —

Hat alles zehnmal schon durchirrt,
Was jemals er erlebt,
Was nur vorüber ihm geschwirrt,
Was er gehofft, erstrebt —

Er weiß nichts mehr, und dumpf und tot
Liegt alles vor ihm da —
Mein Gott, erbarm dich dieser Not,
Der Wahnsinn tritt mir nah!

Die Glocken läuten draußen,
Die Leute beten zu Gott —
Und den Sturmwind hör' ich brausen,
O Glocken und Sturm, weckt Gott —

Weckt Gott, daß er mir helfe,
Ich bin ja auch sein Kind —
Es heulen die Glocken wie Wölfe,
Ans Fenster schlägt höhnend der Wind.

Mit dem Sonnenschein mag es draußen ein Ende haben, Regen und Wind schlagen an meine Blechblende, es wird Herbst sein — das beruhigt mich in etwas, nur die Hypochondristen gehen jetzt draußen spazieren. Aber es ist Sonntag, hat mir der Wärter gesagt, und der Schmutz und das Unsonntägliche ist rings um mich her in alter trauriger Gestalt.

Heut ist Sonntag in der Welt,
Es putzen sich alle Leute,
Ein jeder hofft für Glück und Geld
Heut irgend eine Freude.

Hab' drum mein bestes Hemd erwählt,
Wollt' auch gern Sonntag haben —
Du sieche Brust, so arg gequält,
Sollst dich am Hemde laben.

Wenn sie auch Dir nicht nahe liegt, denn Du bist ein gottloser Mensch, aber andern Leuten ist die Frage natürlich: Warum suchst du keinen Trost bei Gott, warum flüchtest du nicht, von aller Welt verlassen, in den Schoß der Religion? Darauf muß ich gestehen, daß ich nach der allgemeinen Ausbildung jetziger Jugend alles auf die Festigung meines

Charakters verwendet, alle höheren Bezüge da hinein gewoben habe, und daß es mir nichts hilft, ein Außenliegendes zu suchen. Ist es mir nicht gelungen, was die Menschen Gottheit und Religion nennen, in meine innersten Fasern aufzunehmen, dann bin ich wirklich verlassen, wenn die Welt mich verläßt. Also ist es mir aber niemals geworden, meinen inneren Halt haben nicht Leid noch Entbehrung erschüttert, und insoweit hat mir der jetzt ziemlich allgemeine Zustand, welchen die Theologie beklagt, Probe gehalten. Ist er ein falscher, so wünsche ich denen Glück, welche imstande sind, einen anderen mit sich in Einklang zu bringen; ich glaube es gern, daß der Traditionsgläubige festeren Anhalt nach dieser Seite hin finden mag, aber ich fürchte, die übrigen selbsteigenen Stützen des Charakters, die selbstgezimmerten, sind ihm schwächer und unkräftiger. Ich bin zu trocken vernünftig, um einem Dogma anzugehören, das mir nicht auf dem Wege meines Gedankens zukommt, und fühle mich zu sehr in poetische Ahnungen hineingedrängt, um mir das Unsichtbare vordefinieren oder wegdefinieren zu lassen. So glaub' ich an die Kraft und Macht des Gebetes, aber wenn es ein Unglück ist, so habe ich es, die Kraft und Macht des Gebetes nur darin zu finden, daß es mir selber Kraft und Macht gewährt. Soll ich Dir's nun offen gestehen, daß es mir wie kläglich und jämmerlich vorkam, just im tiefen Elende das Gebet so aufzusuchen, wie es mir niemals nahegetreten, niemals für mein Ich natürlich gewesen war; diese Verleugnung meiner selbst mochte ich nicht. Der innerste Gedanke eines nicht verwahrlosten Menschen ist für mich ein Göttliches; dagegen zu lügen ist mir ein Frevel, eine Sünde, wie es die Terminologie nennt — das Glück vielleicht bekehrte mich zu etwas Herkömmlichem, das meinem Wesen sonst fremd ist, das Unglück nimmer. Der geheimste, beste Stolz ist gar oft der Lebensodem einer moralischen Existenz, man muß ihn respektieren, selbst beim Bösewichte.

Ich konnte Gott bitten, daß er mir das Betteln erlasse, weil ein solch Verhältnis zu ihm nie das meine gewesen, aber ich konnte nicht bitten, daß er eingreifen möge in mein traurig Schicksal; solches ruckweise Regieren der Welt mag für viele ein segensreicher Trost sein; wehe dem, der ihn leichtsinnig den Menschen rauben wollte, für mich ist er ein Fremdes. Ich habe mit Gott gesprochen, aber mein Individuum ist dabei für mich selbst unverloren geblieben. Sagt man, ich habe keine Demut, und sei deshalb noch weit ab von dem, was das Dogma heische, so hat man vollkommen recht. Aber es ist eben mein Glaube, daß ich nichts in mich aufnehmen kann, was meiner besten Innerlichkeit nicht zupassen will, und daß ich nicht imstande bin, ja es für frevelhaft halte, gegen mich selbst zu lügen.

Und nach alledem wirst Du mir doch glauben, daß es meine besten Stunden in diesem Elende sind, wenn ich einen antwortreichen Verkehr mit der Gottheit finde, wie ich mir sie denke durch Welt und Geschichte regierend. Eben wenn sie antwortet aus mir heraus, dann hab' ich meines Erachtens das richtige Verhältnis zu ihr gefunden. Warum soll sie der eine nicht im brennenden Busche sehen, der andere im Säuseln der Lüfte hören, der dritte im Todesschweigen der Wüste oder des Kerkers!

Wenn Du diese schmutzigen Blätter je sehen solltest, wie würdest Du lächeln, daß ich nach Deiner Meinung echt deutsch das letzte Stückchen Papier für metaphysische Redensarten verbrauchte. Ich hatte eben einen gesammelteren Tag gehabt und über Gott gedacht, und über die Art und Weise, in welcher die Menschen sich auf der Erde untereinander eingerichtet, und daß sie soviel einzelne ausstoßen müssen durch Gefängnis und Tod. Nebenher hab' ich mir eine kleine Beschäftigung erfunden; täglich wird mir eine Flasche ordinären Bieres verabreicht, an welcher der Kork mit Bind=

faden festgehalten wird. Diese kleinen Stückchen sammle ich mir, flechte ich zusammen, und fasere sie dann am Ende auf, um eine Art Lunte zu erschaffen. Mit dieser stehe ich dann stundenlang an der heißen Ofenröhre — denn es ist kälter geworden und wird geheizt — und warte, ob sie sich nicht entzünden werde. Der Ofen nämlich wird draußen gefeuert, man hat mir aber eine Pfeife und ein Restchen Tabak wieder gegeben für den Fall, daß ich endlich eine Freistunde bekäme, und weil auf dem Hofe geraucht werden darf; Feuerzeuge sind in den Gefängnissen nicht gestattet, und Rauchen ist streng untersagt, Pfeife und Lorgnette, die mir gelassen ist, sehen mich also ganz ironisch an, und die Lunte will sich nicht entzünden; das Streben danach ist mir aber doch eine Beschäftigung.

Jetzt ist noch neuer Schmerz von außen hinzugekommen — um Gottes willen macht draußen nicht noch Forderungen an mich, die Wände sind dick, die Schlösser und Gitter fest, werft nicht noch Skorpionen in meine Einsamkeit, ich kann niemand helfen, ich gebiete bloß über acht Schritte Raum. Als mein alter Vater Sonntags von der Kanzel gekommen ist, da sind Pfarrkinder zu ihm getreten und haben gefragt, ob es denn wahr sei, ein Reisender habe es erzählt, daß der älteste Pfarrsohn ein Verbrecher geworden sei. Tritt uns erst die Beschränktheit nahe mit allen Rechten der unkundigen Teilnahme, des unerfahrenen Vorwurfs, dann wird die Lähmung vollständig. Der Vater jammert und fragt, und ich kann ihm nicht helfen, ja ich kann ihm nicht antworten, denn es fehlt mir Papier und Feder, und zur Tortur hat man diesen Brief und ein Billett Kamillas hereingelassen, seit Monden das erste Verbindungszeichen mit der Welt, und ein so trauriges wie ein Grabesflor — verhängt ihr mir auch noch die Welt draußen mit weinerlichen Wolken, die Welt, nach der ich schmachte? Wo soll ich hin mit

meinen Wünschen! Unglückliche Kamilla! Sie hat nach Grünschloß keine Nachricht gegeben, wo sie hin sei, sie hat Himmel und Erde aufgeboten in der fremden Stadt, um zu mir zu dringen, mir zu helfen, jetzt liegt sie erschöpft darnieder, niemand hilft ihr — und ich kann nichts tun, als an die vier Wände laufen.

Hinter jenen Eisenstäben
  Liegt das weite, offne Feld,
Liegt die Freude, liegt das Leben,
  Gottes große, schöne Welt —

Tränen, Tränen, ach ihr brechet
  Jene harten Stäbe nicht —
Ferne Sonnenstrahlen, sprechet
  Von der schönen Welt mir nicht!

Denn es schmerzt mich so unsäglich,
  Daß das Herz mir stille steht —
Und so kommt die Welt mir täglich,
  Bis die Sonne untergeht.

Es ist Abend geworden und wieder Tag und wieder Abend und wieder Tag, der Geier hat sich dick gefressen an meinem Eingeweide, jetzt ist es wieder ganz still; ein Lied ist mir geblieben aus der schlaflosen Nacht mit einem garstigen Gefängnisschlusse:

Hier gehen in goldenen Sälen
  Die Menschen hin und her,
Sie haben nur zu wählen,
  Was das Vergnüglichste wär'.

Hier weint ein blasser Vater
  In dunkler Abendnot,
Es fehlt ihm Trost und Rater,
  Die Kinder schreien nach Brot.

Hier wandeln Liebesleute
  In dunkler Straße hin,
Sie kichern vor lauter Freude,
  Vor fröhlichem Lebenssinn.

Hier sitzt in trüber Kammer
Der Gefangne mit seiner Qual,
Mit seinem einsamen Jammer,
Mit der schwarzen Gedanken Zahl.

Und ob dem allem schweben
Himmel und Sterne still —
Dies ist das Menschenleben,
Es kommt, wie's eben will.

Wißt Ihr, was Resignation heißt? Ihr versagt Euch eine Freude, ja Ihr entsagt manchem Notwendigem, aber Ihr lebt weiter. Ich kann dem trostlosen Vater, der verlassenen Geliebten mit keinem Worte beistehen, und ich bin endlich auch ruhig geworden, ich schlafe wieder ein, ich esse meine bescheidene Kost, was man sagt, ich bin resigniert. Sind's doch Gedanken, neue Eindrücke gewesen, die ein paar Tage erfüllt haben, ist doch solch stechender Schmerz auch ein Gewinn neben Öde und Langeweile! Ach, Hippolyt, ich habe es oft mit Redensarten bekleidet, ich hielt's für unrecht, das nackte, schonungslose Wort zu wählen, aber muß es nicht einmal gesagt sein, wenn es denn doch vorhanden ist? Wenn der Körper verschleimt und verstopft wird, und man hat selbst Freiheit vor die Türe zu gehen, was ist's mit dem Leben? Wenn die Welt aus den Fugen reißt, und nichts allgemein Geglaubtes und Geachtetes übrig bleibt, was lohnt's zu leben? Bewahrst Du dabei Nerven wie straffe Stricke, wohl Dir, Du kannst mit Hilfe der körperlichen Elastizität hie und da einen Reiz gewinnen, die Verworrenheit zu einem pikanten Anblicke ineinander dichten, am kleinen Zustande Dich laben; aber wenn auch der Körper blasiert wird, was dann? Was ist der Ruhm? Eine Nahrung kindischer Eitelkeit; was ist die Teilnahme, welche Dir werden mag in Freundschaft oder Liebe? Ein Zufälliges, weil Du just mit Leuten in Berührung kommst, die das mögen, was Du scheinbar besitzest, und was Dir über Nacht eine Laune,

eine Krankheit rauben kann! Was ist die Menschenentwicklung, für welche Du dich erhitzest? Ein so langsam und mannigfach Werdendes, daß Du Dich in Ewigkeit seiner nicht bemächtigen kannst, wo Du mit allen Schlüssen und Folgerungen am scheinbaren Endpunkte Dich getäuscht, Dich in den Händen einer ewig unerklärten Macht siehst? Was ist Poesie? Eine Spielerei Deines Herzens, solange Dein Herz Kraft hat zu erfinden, zu kombinieren, zu empfangen und zu genießen, und wenn Dir die Kraft ausgeht, ist sie nichts. Elastische Fähigkeit und Kraft ist alles, von ihnen wird alles bedingt; wenn sie Dir fehlen, kommt zu Deinem größten Reichtume die Blasiertheit, ein künstlich Wort, das wir aufgenommen haben, um den garstigen Ausdruck „Stumpfheit“ zu umgehen. Ich möchte die Augen schließen können, und lange, lange schlafen. Klägliche, schwächliche Geschöpfe, die ihren Zorn gegen den Gefängnisherrn richten; der ist eben auch eingefügt in den großen Zusammenhang, welcher immer der einzelnen spotten muß, welcher von unzulänglichen Menschen erfunden ist. Wenn man den Gefängniswärter hassen wollte, dann würden sie schnell zur Hand sein mit weisem Tadel und meinen: Der Mann kann nicht dafür. Geht doch zwei, drei, vier Schritte weiter, wer kann dafür? Der Mensch im großen, das heißt der Mensch im kleinen; ich habe Lust, ihn völlig aufzugeben, und in Nacht und Öde zu versinken. — So klug war wohl Prometheus auch, aber er konnte nicht sterben. Das Leben allein ist schwer, und der Tod ist unmöglich. Wenn ich nur schlafen könnte!

Graue, graue Tage sind vorübergeschlichen, vorübergekrochen; ein kleines Geschöpf hat sich meiner erbarmt, ein Mäuschen, und nun bin ich nicht mehr allein. Ich kann eigentlich diese kleinen Tiere nicht leiden, aber in der Wüste hören die feinen Unterschiede auf, ist das kleine Ding doch ein lebendig Wesen, das unabhängig von mir seine Be=

wegungen macht, und durch diese Selbständigkeit in meine Öde und Leere Abwechselung, ich möchte sagen objektive Abwechselung bringt. Wenn ich so ruhig auf meinem Schmerzenslager liege, dann wagt sie sich immer weiter vor, um die kleinen Brotkrumen zu suchen, die ich zerstreut habe. Fehlen diese, so knubbert sie an meinen Stiefeln, als wüßte sie, daß ich keine Stiefeln mehr brauche; gläsern ist das kleine Auge, aber die Bewegungen des Körperchens deuten auf Wohlbefinden und Behaglichkeit — soll ich das Tier beneiden? Pfui, wie schwach! Wer aus dem Kreise seiner Existenz heraus will, hat seine Existenz schon verloren. Aber ein Sperling setzt sich zuweilen auf die Spitze des Blechkastens, er gewährt keine Unterhaltung, da er nicht lange bleibt, aber er gewährt mir Freude und bringt mir die Märchenwelt. In diese hüll' ich mich wie in weiche endlose Gewänder, mit denen man auch Augen und Ohren verschließt, um in eine ganz fremde Welt zu sinken; Traum und Glaube sind so gefällige Träger, wenn unser Geist keine Hilfe hat, ich reite sanft auf dem Rücken des Vogels Rok, hoch über die südlichen Wüsten, Gebirge und Wasser dahin, nachts zwischen den Sternen umher, bald links grüßend, bald rechts. Auf den Sternen nämlich wohnen verteilt alle die Menschen, die mir jemals wert gewesen sind, sie reichen mir die Hand beim Vorüberfliegen, und wünschen mir glückliche Reise — ach, es wäre dem Herrgott doch eine Kleinigkeit, was im Märchen möglich ist, in Wahrheit möglich zu machen, und wie neu und interessant wäre die Welt, was gäb's für Kombinationen, und die Dichter herrschten, denn die Phantasie herrschte. Vielleicht ist die nächste Zukunft die Märchenzukunft. Wenn ich jetzt stürbe, müßt' ich sie finden. Dann ist kein Gefängnis mehr möglich, als Fliege, als Sperling flög' ich davon. Wo bin ich? So wechselt's im Menschenherzen, und das stete Erwachen in diesem schmutzigen Loche ist so unnennbar schmerzhaft! Manchmal, wenn mich ein

fester Schlaf und Traum beglückt, wache ich rüstig auf, und erkenne dann mit Entsetzen wieder, wo ich bin — Traum und Märchen, sie könnten vor Blasiertheit und vor Kerker retten, kommt, kommt!

Steigt herunter auf goldenen Wolken!

Es laufen Gedanken in mir herum,
Darunter auch jenes Wort,
Der Welten tiefes Mysterium,
Hasch' ich, so fliegt es fort!

Ich lausch' oft ganze Stunden lang,
Ob es ein Geist mir nennt,
Ich höre nur verworrnen Klang:
„All Wissen hat bald ein End'!"

Und sprech' ich laut, was ich empfand,
Was mir durchs Herze zieht,
So wird daraus solch bunter Tand,
Ein klein armselig Lied.

Unglaubliches ist geschehen, und die Veränderung ist groß; von den alten, längst gelesenen Büchern, die ich im ersten Gefängnisse hatte, sind mir einige verabreicht worden. Für Lektüre helfen sie nun zwar nichts, aber ich schreibe jetzt alle weißen Plätzchen voll, welche die Ränder des Gedruckten bilden, und die Titel- und Schlußblätter bieten hoffnungsreichen Raum. Die Freude war groß, und es ereignete sich noch Größeres. Als ich heut morgen noch im Bette lag, um den Vormittag kürzer zu machen, höre ich hinter der Wand neben mir Geräusch und Stimmen. Ich unterscheide, daß ein Gefangener neben mir eingebracht wird, ich sehe die Hoffnung deutlich zu mir herantreten, daß eine Verbindung, vielleicht gar ein Gespräch möglich zu machen ist, der Verkehr mit einem Menschen tritt mir nahe, ich bin außer mir. Um nichts zu übereilen, ließ ich mehrere Stunden vergehen. Alles ist still und tot wie sonst, ich klopfe leise

an die Wand, und erschrecke selbst vor diesem signalartigen Geräusche — alles bleibt still; ich fasse mir ein Herz, und da die Wache auf dem Korridor gerade abwärts schreitet, klopfe ich stärker — alles bleibt still, leise, ganz leise, wie aus weiter Ferne hör' ich Erwiderung des Klopfens. Vorsichtig, langsam gesteigert setzen wir die Versuche fort, bis wir den Winkel, in welchem mein Bett steht, als den leichtest schallenden aufgefunden. Ich wage es sogar, die heiser gewordene Stimme da hineinzuschicken, aber die Wache verhindert große Höhe und Stärke, wir müssen oft lange still sein, aber in den Bemühungen hab' ich allen Jammer vergessen, mein Kerker hat einen belebten Winkel, alles andere existiert im Augenblicke nicht mehr für mich, es ist gegen Abend, ich habe den Tag gewonnen, und ich weiß bereits den Namen meines Nachbars, und daß er schon drei Monate sitzt; mehr freilich war noch nicht zu verstehen, und ich weiß nicht, wieviel ihm von meiner Mitteilung deutlich geworden ist, aber ich bin selig, und wenn wir nicht mehr haben können als das Klopfen, es verbürgt doch eine Menschennähe, die Todeseinsamkeit ist vorüber.

Es hat lange an Papierlappen gefehlt, dafür hat sich mit meinem Nachbar eine Unterhaltung eingerichtet, wobei zwar manches Wort verloren geht, die aber doch Anknüpfung an ein wirkliches Leben ist. Gott, was ist's für Trost um eine Menschenstimme, um ein Gespräch nach solchem Grabesschweigen! Wer nie gefangen saß, der weiß es nicht zu schätzen, was Menschennähe sagen will. Ich liege jetzt den größten Teil des Tages auf meinem Bett, das Gesicht nach unten kehrend, weil ich in dieser Stellung, so unbequem sie auf die Länge ist, meinen Nachbar am besten verstehen kann. Der Glückliche hat drei Bücher, den Faust, Dr. Katzenbergers Badereise und die Gerichtsordnung seiner Heimat; er hat die

Sachen schon fünfmal durchgelesen, und beginnt jetzt den sechsten Kursus, aber es ist doch ein Anhalt an gegebene Dinge, und der ist von so großem Werte, wie es jener Punkt war, den Archimedes außerhalb der Erde und seiner Umgebung suchte, um den Erdball in eine andere Bewegung zu setzen. Er liest mir vor, und obwohl die Wand manches verschlingt, und in je zwei Minuten eine Pause eintreten muß, wenn die Wache vorüberschreitet, so genieß' ich doch manches davon. Freilich müssen wir sehr aufpassen, daß nicht einer der Wärter oder Aufseher nahen kann, ohne daß wir's bemerken, denn sonst hat unsere Herrlichkeit schnell ein Ende. Wir sind aber schon so eingeübt, wie ein paar Wilde, die durch die stillen Urwälder flüchten und auf große Entfernung hin den Tritt eines Hirsches oder Panthers, einer Rothaut oder eines Weißen unterscheiden. Wir haben auch ihren Signalruf angenommen, und wer von uns zuerst etwas nahen hört, oder die Möglichkeit einer Gefahr wittert, der ruft „Hugh!“ und der andere schweigt sogleich. Beneide mich um die Romantik, welche in meine Öde gekommen ist, aber stähle mir auch die Nerven dafür.

Kannst Du ein Bett zurechtmachen? Unterrichte Dich ja beim nächsten Kammermädchen, es sollte mich sehr wundern, wenn Du, ein wirklich egoistischer Feind des Menschenvereins, dem Gefängnisse entgingest, und dort ist solche Kenntnis nötig. Anfangs kam ich mir wie ein zu Weibern des Harems erniedrigter Bettelsardanapal vor, wenn ich abends vor dem zerwühlten Lager stand und meine eigenen Hände gebrauchen sollte — das gibt sich mit der Zeit; zwischen diesen vier traurigen Wänden schwindet alle Illusion und gemachte Ehre, das Notwendige verhöhnt und drängt so lange das Herkömmliche, bis man nur noch das nächste Bedürfnis hört. Ich bin noch weiter gediehen: es wird selten und oberflächlich ausgekehrt, abgestäubt gar nicht, so was ist Luxusartikel, und der Wärter, dem dreißig Gefangene obliegen, hat dafür

auch wirklich keine Zeit; der Schmutz ist also arg, und das bleibt ein lähmender Schmerz für mich; für Wäsche kann ich nur wenig vom schmalen Kostgelde, das der Wärter auslegt, absparen, was bleibt mir also übrig, als bisweilen mein graues Blechhandbecken herzunehmen und Taschen- oder Handtücher zu waschen? Und der Weltverbesserer bedürfte des Unterrichts von einem alten Weibe! Das Leben hat alle Taschen voll Ironie! Jetzt, da wir's einander erzählen, mein Nachbar und ich, wird es spaßhaft: wenn ein zweiter derselben Notwendigkeit folgen muß, dann wird sie dadurch auf der Stelle legitim, und sie kann als ein gerechtfertigtes Objekt zu allem ausgebeutet werden. Soll ich Dir nun das Schlimmste gestehen: in den vierzehn Tagen hat sich unser Gespräch und unsere Bekanntschaft schon sehr abgenutzt, wir sind schon mitunter auf dem Trocknen. Er hat mehr Aussicht, einmal wieder loszukommen, als ich; aber ihn kümmert dafür eine andere Sorge, aus der ich ihm ein Lied gemacht habe.

Es singen drei Gefangene:

Es zogen wohl drei Schwäne
Vom Süden nach dem Nord,
Sie suchten alte Freunde —
Die Freunde waren fort.

Es zogen wohl drei Schwäne
Vom Norden nach dem Süd,
Sie suchten die alten Ufer —
Die waren verwüstet, verblüht.

Sie hatten nicht mehr Heimat,
Nicht Freunde in der Welt —
Da haben an den Felsen
Sie sich die Köpfe zerschellt.

Und wenn wir einst befreiet,
So kennt uns niemand mehr,
Es bleibt uns nur zu sterben,
Die Welt ist wüst und leer.

Der Sommer scheidet, kalter Wind
Fällt auf die Dächer nieder —
Des blauen Himmels Farben sind
In Grau verblichen wieder.

Als ich die Welt zum letzten sah,
Da war sie hell und milde,
Ich weiß nicht, was seitdem geschah,
Ich sah sie nur im Bilde.

Ich fühl' auch heut nur kalten Wind,
Seh' keine Blätter fallen —
Wenn ferne Lieben gestorben sind,
Hören wir Glocken hallen.

Du wunderst Dich vielleicht, daß ich über das, worin der Mittelpunkt meines Elendes ruht, über den Staat selbst, so wenig denke und zusammenstelle; ich wundere mich manchmal selbst darüber; aber es ist nicht anders. Was sollt' ich? Einen Staat konstruieren wie Sieyès, von dem man sagt, daß er immer mehrere Exemplare des Staates in den Taschen gehabt? Dies Definieren aus der Luft ist nicht meine Sache, und Du glaubst nicht, wie die Gedanken, zaumlos freigegeben wie die Pferde der Ukraine in den unabsehbaren Steppen, Du glaubst nicht, wie sie in der Irre müde werden. Man denkt im geschäftlichen Leben, wo des Tags kaum zwei einsame Stunden gewährt sind, viel mehr Darstellbares; unser Inneres braucht Abwechselung, Anregung ebensogut, um zu schaffen, wie der Körper, um sich kräftig zu entwickeln. Es gibt kein abgesondertes Innere als die Schwärmerei. Und soll ich toben, daß der Staat Gefängnisse braucht? Würden wir einen Staat erhalten ohne sie? Mein moralisches Gefühl, das, was man innerste Ehre nennen kann, verlangt jetzt gerade von mir die größte Milde, weil ich selbst hart betroffen bin und die Rache mir etwas Unehrenhaftes dünkt. Die Gefängnisse selbst anbelangend, würde ich eine unabhängige Kommission der Humanität im Staate er-

richten, welche die Gefängnisse kontrollierte, und, unabhängig vom Gericht und von der Regierung, wenn auch mit Rücksicht auf den jedesmaligen speziellen Fall des Gefangenen, verfügte. Die Untersuchungsarreste sind der wunde Fleck; sie erheischen strengste Aufsicht und sollen doch noch nicht strafen, meist sind sie aber schmerzhafter als der Strafarrest; jedenfalls sind sie zu sehr über einen Leisten und dem mitbeteiligten Untersuchungsrichter zu sehr überlassen, der zur Erreichung seiner Zwecke feine Torturgrade dadurch in der Gewalt hat. Du siehst, das ist ein bloß Administratives und hat mit der Staatsspekulation im großen gar nichts zu schaffen, man hält sich eben immer an das Nächste, wenn man klug wird. Wäre ich das früher geworden, dann säße ich schwerlich im Loche. Alle Kenntnis und Förderung sonstiger Politik ist mir jetzt benommen, die Politik selbst also liegt tot in mir; ich möchte auch nie einen Staat aus dem Gefängnisse erfinden. Ist die politische Fluktuation der neuen Zeit ein Übel, so ist sie's eben darum, weil man den Staat erfinden will, statt ihn werden zu lassen, wachsen zu machen. Soll er echt sein, muß er sich historisch entwickeln wie der Mensch, wie die Pflanze. — Es ist wieder ein großes Ereignis dagewesen: man hat mir einige von den Büchern gegeben, die ich mitgebracht habe. Freilich hab' ich sie schon gelesen, aber es sind doch Bücher, ich werde doch überall wieder Mensch; hinter der Wand eine halbe Gesellschaft, auf dem Tische ein gedrucktes Buch! Welcher Fortschritt! Schlegels Philosophie der Geschichte ist dabei, ein Buch, welches zur Demütigung der Menschen geschrieben ist — wozu hätte mir Gott den Stolz und die kühne Kraft gegeben und damit soviel des Besten verwoben, wenn ich sie nur vernichten sollte? Ich fühl's, einen größeren Gott zu haben, dem mein Bewußtsein irgendwelcher Tüchtigkeit wohlgefällig ist. Auch in meiner Verlassenheit überhebe ich mich dieser kläglichen Ansicht des entmutigten Schlegel. Aber ich

finde in dem Buche Beschreibungen der indischen Einsiedler und Heiligen, welche mir von großer Beschäftigung sind, weil sie auch mit der äußersten Einsamkeit zusammenfallen. Was kann der Mensch, den ein fanatischer Glaube treibt! Ich erschrecke davor; wie klein sind wir, denen die skeptische Kultur jeden solchen unerschütterlichen Anhalt genommen; ein guter Fanatiker erobert ein Stück Gottheit und ein Stück Tier zugleich. Diese Leute stellen sich auf die Einsamkeit eines hohen Postamentes, mitten in die verzehrende indische Sonne hinein, strecken den Arm in die Höhe, bis er erstarrt, verwächst in dieser Richtung, sehen in die blendenden Sonnenstrahlen unverwandt, bis die Augen erblinden, und denken nur den Gottesgedanken, um ganz in die Gottheit zu versinken, was ihnen denn wohl am Ende gelingt, denn welcher Menschengeist versänke nicht am Ende dabei! So werden sie wirklich halbe Bildsäulen, die Vögel bauen Nester auf ihnen, die Wallfahrer beten im Anschauen dieser Heiligen! Und ich kann zehn Schritte umhergehen, kann liegen, kann sitzen, denken, was ich will: wie bequem hab' ich's neben dieser Menschenart, und doch sind's auch Menschen. Ich stelle mich jetzt manchmal eine Zeitlang unter meine Fensterblende, sehe in den Himmelsstreifen, strecke den Arm aus, denke einen Gedanken, bis ich wirblig werde und erschöpft zusammensinke. Dann empfinde ich, daß mein Los noch beneidenswert!

Welch ein kalter Strom hat sich wieder an meine Einsamkeit hergewälzt! Ich habe kaum Fassung, Dir zu schildern. Gestern kam der entschlossene, klirrende Schritt des Ordonnanzsoldaten neben unserem Wächter den Korridor entlang, und über jeden von uns legte sich das atemlose Beben, daß der Schritt vor seiner Zelle halten, seinen Namen rufen werde — das ist so schreckhaft! Denke Dir, wie sehr unsere Nerven schon zerstört sind: das Verhör allein kann uns

fördern, den traurigen Zustand ändern, wenn nicht in einen besseren verwandeln, denn im schlimmsten Falle ist Strafgefängnis eine Erholung gegen den Untersuchungsarrest — und doch fürchten wir alle das Verhör, wenigstens die Ankündigung desselben, das Klopfen, den Namensruf, das hastige Ankleiden, den Gang durch die dunklen Korridore. Wenn man den Tritt der Ordonnanz hört, da wünscht man stets, er möge vorübergehen, man denkt an den Henker, welcher ein Todesurteil bringt, und bebt. Nur Ungestörtheit, unbeachtetes Zusammenkauern in den traurigen Kerkerschmutz wünscht die furchtsame Seele — so wird die Furcht in Körper und Seele gebracht, wie man den Mut hineinbringen kann; ich habe jetzt eine deutliche Vorstellung von den Blödsinnigen, welche in den Winkel kriechen, sobald sich ihnen irgend etwas naht. Du glaubst nicht, wie sehr man, wie krampfhaft man die Erinnerung an einen stolzen Menschen, der man einst war, zusammenhalten, in sich hinein klammern muß, um nicht der kläglichste Wicht zu werden!

Der Sporenschritt des Ordonnanzsoldaten hielt still vor meiner Türe, mein Atem stockte und jagte; es ward geklopft, mein Name ward gerufen — wir schritten durch den Korridor. Die Ordonnanz ist ein bärtiger, freundlicher Mann, er sagte, ich sei sehr blaß geworden, und mein Bart sei lang, sehr lang — er hat mich seit mehreren Monaten nicht ins Verhör geholt. An der Tür flüsterte er mir zu: „Ich bringe Sie heut vor einen andern Richter.“ Neuer Schreck. — Wer ist's? — „'s ist der Herr Oberrichter!“

An der langen grünen Tafel saß er, schwarz gekleidet, mit dem Rücken nach der Tür, durch welche ich eintrat, neben ihm der Protokollführer, sonst war niemand in dem großen Zimmer, es war ganz still; ohne umzublicken wies er mit der Hand auf einen Sessel; ich ging dahin, sah den Oberrichter und stand wie vom Schlage getroffen — es war Konstantin!

Er sah mich nur zuweilen mit halbem Blicke an, und inquirierte vortrefflich: als einstiger Jakobiner kennt er alle Gedankengänge, Pläne und Zustände sehr gut; es war ein interessantes Verhör! Der Stil, die Ausdrücke, die Wendungen, welche wir früher gemeinschaftlich aufgesucht, geübt, wurden jetzt gegen mich benützt! Beim letzten Worte schellte er, und eh' ich noch meinen Namen unterzeichnet hatte, war die Ordonnanz wieder im Gemache, und ich ward abgeführt. — Wir haben sonst nicht ein Wort miteinander gesprochen. Aber alle Leidenschaft und mit ihr alle Stärke war mit diesem Eindrucke wieder in mich eingekehrt: heute hört' ich mit Begierde den Tritt der Ordonnanz, das Klopfen an meiner Tür, den Namensruf — o Zorn, du machst noch straffer und tüchtiger als die Liebe, darum sind die feindlichen Taten meisthin soviel gewaltiger.

Heute empfing er mich in einem Vorderzimmer, das auf einen offenen Teil der Stadt sieht; das Licht blendete mich, in der Ferne erblickte ich harmlos, freigehende Menschen, die Wintersonne in allem Glanze schien mir entgegen, ich hätte niedersinken mögen, bestürmt von dem plötzlichen Eindrucke, oder durch die Fensterscheibe springen im trunkenen Drange nach Freiheit.

Er war allein und ging im Zimmer umher. Folgendes war seine Rede:

„Es spricht heute nicht der Richter zu Ihnen, sondern der Jugendbekannte. Ich kenne Ihren Gedankengang und weiß, daß Sie sich in einem gewissen Stolze meiner überheben, da Sie der Unterdrückte vor mir stehen, welcher ich eben Gewalt und Macht über Sie habe; daß Sie den Anfängen meiner Lebensgeschichte nach, die ich mit Ihnen gemeinschaftlich erlebt habe, glauben, diese meine jetzige Stellung könnte mit einer Unwürdigkeit meines sittlichen Menschen zusammenhängen, weil sie mit dem Beginn meiner damaligen Lebensansichten auf den ersten Anblick nicht harmoniert. Um

einer solchen Folgerung zu widersprechen, welche Ihrem inneren Schicksale eine falsche Richtung geben und mich in eine falsche Position bringen könnte, will ich Ihnen mit zwei Worten meine Lebensentwicklung mitteilen. Warum ich dies auf so förmliche Weise und nicht im wiederangeschlagenen Tone unserer früher kordialen Bekanntschaft beginne, wird Ihnen erklärlich sein, wenn Sie bemerken, daß ich eben Persönliches aller Art der Form unterordne, wenn es sein muß, gewaltsam und schonungslos unterordne, daß ich eben in der Ansicht zu meinem jetzigen Punkte gekommen bin, die Form sei alles, sei die eigentliche Bildung, der losgelassene, seiner ganzen Innerlichkeit freigegebene Mensch sei ein ewiger Feind des Zusammenlebens. Als Jakobiner, als Vergötterer aller Revolution kam ich nach Paris und erkannte langsam, aber sicher, daß die Gesellschaft darin zugrunde gehen müsse, wenn jeder Regung des unbändigen Menschen Folge gegeben werde. Der erfindende Mensch, das Genie, ist wild und grausam, es entspricht dem reißenden Tiere, bei welchem sich ebenfalls die größte Potenz der Tierwelt vorfindet, welches nur zum Nachteile seiner Umgebung lebt und überall auf den Tod verfolgt werden muß. Dagegen ist die Schranke erfunden, welche man Form nennt, und je eiserner diese ist, desto besser wirkt sie. Am äußersten Endpunkte der Revolution wird nichts gewonnen als ein anderer Herr, ein anderer Diener; wenn's hoch kommt, ein gelinderes Verhältnis zwischen diesen. Ein Verhältnis also wieder, eine Form wieder, die just durch ihre Entstehung bedroht ist. Hat man früher die Heiligkeit der Form zerreißen dürfen, warum nicht später auch? So wird die Auflösung geboren, und just der Wildheit ist das Tor geöffnet, weil sie im Erfinden am mächtigsten ist. Und halten Sie das gelindere Verhältnis für einen Gewinn? Es führt zu nichts als zur Überhebung des Niedrigeren: weil er seltener und weniger zu gehorchen, Leichteres zu leisten habe, ist ihm jede Lösung

und Nichtbeachtung um so näher gelegt. Erwarten Sie von der Masse die feine Sonderung des Erlaubten, weil Sie sein Verhältnis feiner gemacht? Dann müßte die Roheit von der Erde weichen, und doch ist sie ein Urelement derselben. Dieses Hinausexperimentieren bringt entweder immerwährenden Wechsel, da jeder Mensch einen Schritt weiter verlangt, als er gestellt ist, oder es bringt die Blasiertheit. Warum? Die ganze Welt ist in großen Unterschieden begründet, sie sind erforderlich, damit wir einen Drang, ein Interesse haben; wenn diese aufhören, dann beginnt die Öde. Dies war mein Los in Paris, und es ist das, was ich mein Lebtag nicht mehr verwinden werde; denn mein Verstand hat sich zwar einen anderen Kreis, eine andere Existenz geschaffen, die in Schluß und Notwendigkeit fest begrenzt ist, aber mein Herz stammt aus der Geburt einer anderen Welt, weil meine Jugend revolutionär war, mein Herz ist verarmt, und wird nur durch künstliche Mittel aufrecht erhalten. Die Revolution hat mein Leben verschlungen; mein Automatenschatten, der ißt und trinkt, küßt und spricht, lauft allein noch weiter — mißverstehen Sie mich nicht: mein Herz hängt nicht etwa noch an der Revolution, o nein, ach ich beneide jeden Schwärmer, für ein schwunghaftes Leben ist sie unbezahlbar, die Schwärmerei, sie richte sich, auf was sie wolle. In den unnatürlichen Gegensätzen aber, wohinein ich geriet, ist alles drängende Leben in mir getötet worden; wenn ich phantasierte, so täte ich's in einem künstlichen Wahnsinn, dem ich mich selbst bewußtvoll in die Arme stürzte, und der sich meiner dann bemächtigte, stärker werdend als ich selbst. An Dämonen möchte ich mich schließen, um von einer stärkeren Macht geschwungen zu sein, aber mein kaltes Herz isoliert mich auch von diesen. So verödet gewann ich Julia, das schöne Mädchen, weil sie Gesetz und Maß in mir fand, was sich beides damals in seiner Geburt um so stärker herausdrängte, weil sie einen Schutz suchte vor der Wildheit Hippolyts.

Sie ward meine Frau und hat nie jemand anders geliebt, als ihn, den tobenden Hippolytos; das reizende Geschöpf war in die Form hinein verzogen, sie hatte das umgekehrte Unglück: ihre natürlichen starken Kräfte waren von Hause aus zusammengeschnürt und erstickt worden, sie hatte keinen Mut mehr zur dreisten Kraft und Freude, an denen ein Teil zur wirklich elastischen Existenz nötig ist, sie konnte sich nur noch freuen, wo die Freude jedem anständigen Weibe erlaubt ist, und verlor so jede eigene persönliche Lust. Sie und Hippolyt hätten sich vielleicht ergänzt und ein gelungenes Paar gebildet; mit mir, dem gegen seine Anlagen formell Gewordenen mußte sie versteinern, mich mußte sie versteinern, da dasjenige, was sie in meine Arme führte, der Mord meines eigentlichen Lebens, der Mord ihres Lebens war. Ob ich sie geliebt? Später erst habe ich eingesehen, daß ich von da an, wo der große Lebenswechsel in mir eintrat, wo ich mein Herz auf Kosten der Bildung erwürgte, gar nicht mehr lieben konnte. Wir stellten uns so, weil es für solches Verhältnis in der Form ist, zärtlich zu sein, und weil die Sinne da noch zu Hilfe kommen; glücklicherweise wußten wir nichts von dieser Verstellung, das war unser einziges Glück, das uns je geblüht hat. Wir haben Kinder gezeugt und ein Haus gemacht und gelten für ein musterhaftes Paar — gegen die Welt haben wir in alle Wege recht, und dies ist das Opfer und der einzige Trost, an dem ich wie an einer Drahtschnur weitergehe; gegen uns selbst haben wir unrecht, und die Welt mit ihrer schwer zu fügenden Ordnung trägt die Schuld. Sie sehen, ich bin so sehr ein Opfer, wie Sie, ich habe mir ein größeres, ebenso trauriges Gefängnis bereitet, aber mit mir gedeiht der Staat, mit Ihnen verdirbt er. Könnte man mir diesen Glauben nehmen, so gäbe man mir den Tod. Das Gefängnis, groß und klein, ist für die Menschenerfindung, den Staat notwendig.

Das Nächste, was mir zu entgegnen, wäre vielleicht dies: Sie haben Ihren Wechsel in Staatsansichten gewaltsam übereilt, Sie haben mit einem Male den geistigen Blutumlauf Ihres Herzens gewendet und dadurch den Keim des Todes in Ihr Herz gelegt. Wohl, es interessiert mich in meiner Blasiertheit einen Augenblick zu wissen, ob es bloß die Manier gewesen ist, die mich gestört hat; ich habe zu dem Ende Ihre Verhaftung bewirkt, und diese in die strengsten Grenzen eingedrängt, jetzt will ich sehen, was aus Ihren Meinungen geworden ist. In unserm damaligen Umgange lag der Fruchtknoten meines Lebens, der jetzt verdorrt ist; den kleinen Reiz, dessen ich noch fähig bin, gewährt mir von meinem ganzen Leben nur das Verhältnis zu jener Zeit. Sagen Sie mir, auf was für einem Standpunkte der Meinung sind Sie jetzt?"

Gott weiß, was ich ihm in meiner Entrüstung gesagt habe. Am ärgsten betroffen schien er von meiner Versicherung zu sein, daß ich kein eigentlicher Revolutionär mehr gewesen sei, als ich das Gefängnis betreten, daß ich niemals in eine Verzweiflung meiner Ansichten geraten, daß ich auch jetzt darin besonnen und ruhig sei. Ich habe ihn lange und habe ihn totenbleich gesprochen; als wir schieden, war es dunkel. Von dem wenigen, was er erwiderte, erinnere ich mich nur der öfters wiederkehrenden Worte: „Befreien kann ich Dich jetzt selbst nicht mehr, es ist ein eingeleitet Verfahren."

Ermiß, welchen Sturm ich danach mehrere Tage lang in meinem engen Käfig durchgelebt habe. Wohin gerät der Mensch, wenn er das Heil nur immer in den äußersten Gegensätzen sucht!

Der Mangel an Papier hat alle Folgerung jener Szene, die reichlich in mir gärte, aufgehoben; jetzt bewegen mich schon wieder ganz andere Dinge. Es ist mir eine Freistunde,

freilich nur einen Tag um den andern bewilligt worden; o, das war ein Ereignis! Ich wurde in einen kleinen Hof geführt, der mit hohen Mauern umgeben ist, ein Aufseher schlug mir Feuer für die Pfeife. Wie habe ich den Mann beneidet um sein großes Stück Schwamm, von welchem er mir ein kleines Endchen anbrannte! Der Instinkt ließ mich alsbald ein klein, ganz klein Stückchen abreißen, um es für meinen dunklen Kerker zu sparen. Noch eine Wache ist außer dem Aufseher bei uns; an der andern Seite des Hofes geht ein zweiter Gefangener hin und her, er ist bärtig und bleich wie ich, aber er bläst aus seinem Stummel anscheinend besten Mutes Rauch in die Lüfte. Niemand darf ein Wort sprechen. Die Luft war dick und düster, es regnete und schneite; meine Gesellschafterin, die Maus, hat wirklich ein Loch in meine Stiefel genagt, das hat seine Übelstände, aber ich schlürfte doch diese kleine Gefängnisfreiheit mit vollen Zügen, es war wieder Welt, wieder Leben, was mir nahetrat. Gegen Ende der Stunde war ich auch schon mit meinem Gegenfüßler in Rapport getreten, allmählich hatten wir den Zwischenraum, der uns trennte, immer kleiner gemacht, die Wächter waren des Regens halber ins Schilderhaus gekrochen, er flüsterte mir etwas zu, was ich freilich nicht verstand, aber er lachte, und das war großer Trost. Kann doch also auch hier gelacht werden! Aus seinem ganzen Äußeren spricht eine Verhöhnung der Ketten, die hebt mich selber mit. Als der Regen plötzlich heftiger wurde, warf er mir schnell etwas an den Fuß, ich tat, als fiele mir die Pfeife an die Erde — so lügnerisch klug wird man in der Unterdrückung ohne weiteres, und hob es auf. Es war ein kleiner Stein, Beihilfe zum Feuerschlagen — bei der nächsten Begegnung sagte er deutlich „Hosenschnalle!" Wahrscheinlich soll sie die Stelle des Stahls vertreten, ich habe aber leider keine, und zuckte mit den Achseln, er zuckte auch und lachte. Jetzt plag' ich mich nun den ganzen Tag mit einer kleinen

Schnalle meines Tragebandes, um Feuer zu schlagen, aber das Steinchen hat wenig Feuer, die Schnalle wenig Stahl, ich schlage mir die Finger blutig, aber es ist doch eine Arbeit nach einem nächsten Ziele, ich habe doch große Fortschritte gemacht im Kerkerleben, und weiß doch jetzt, daß ich für eine Stunde des Tages existiere, für die Freistunde.

Ich habe heut gefragt, welcher Monat in der Welt ist, die Zeit ist lange von mir gewichen, und ein anderer Mensch kritzelt Dir diese Worte. Der plötzliche Eindruck frischer Luft nämlich war verheerend auf meinen Leib gestürzt, ich brach zusammen, als ich aus der zweiten Freistunde wieder in mein Gefängnis kam, die Besinnung entwich lange Zeit, der Wärter sagt, viele Wochen hab' ich im hitzigen Fieber gelegen. So teuer ist sonst die Zeit für ein Jugendleben, wie es das meinige noch sein könnte, mir entweicht sie finster und unbeachtet. Ich finde da in meiner Tasche auf kleinem schmutzigem Blatte folgende Verse, die sich darauf beziehen, sie lauten also:

Weiß wohl eure Richtertugend,
Was ihr mir genommen habt?
Ach, es ist ja meine Jugend,
Die ihr langsam hier begrabt.

Ohne Jugend ist das Leben
Wie ein Frühling ohne Grün,
Alles kann man wiedergeben,
Nur nicht Zeit und Jugendblühn.

Und ein jeder Tag macht älter,
Und ich leb' doch keinen Tag,
Und das Herz schlägt immer kälter —
Was euch Gott vergeben mag.

Ich sollte trauern, daß ich jetzt kaum noch die Bedeutung solcher Worte empfinde, unnütz trivial erscheint mir

jetzt alles, nicht Klage, nicht Zorn ist mehr in mir, ich bin stumpf, ganz stumpf! Was kümmert's mich, ob ich im Glanz oder Schmutz existiere, was kümmert's mich! Es ist ein Gesellschafter zu mir in den Kerker gegeben worden, aber das Loch ist nun so eng, daß der eine sitzen muß, wenn der andere herumgeht. Wir sprachen nun in den ersten zwei Tagen mehreres; mein Genosse, ein baumstarker Mensch, sitzt schon viel länger als ich und ist tief vergrollt, man könnte sich in der Abgeschiedenheit mit ihm fürchten vor seiner mitunter vorbrechenden Wildheit, wenn man sich noch mit Furcht und Hoffnung abgäbe. Gestern abend äußerte er, als wir schweigend auf unseren Betten lagen, etwas, wofür ich mich einen Augenblick interessiert habe, er sagte nämlich: „Wenn einer in diesen Kammern sein Licht unter das Bett stellte, und solchergestalt Feuer ausbräche, dann müßten wir alle in den schwer verschlossenen Zellen verbrennen wie wilde Tiere, und es müßte ein merkwürdiges Geheul geben. Zu etwa dreißig Türen, von denen jede doppelt und dreifach verschlossen ist, hat nur ein Mann die Schlüssel, von Rettung wäre also nicht sehr die Rede. Nun gibt es vier solcher Abteilungen, es könnte also ein tüchtiger Feuerschmaus von hundert Revolutionärs werden, und der Staat wäre einer großen Beunruhigung los." — Mitunter sind wir auch grob lustig und lachen so laut, daß es die Wache verbietet. Ich glaube, der Mensch braucht solch einen Reiz, und wenn sich keiner bieten will, so wird er roh. Jetzt würde ich nicht mehr verwundert sein wie früher, wenn ich Verbrecher in Ketten lustig sah, die Natur hilft sich, und die Gemeinheit ist auch eine Rettung. Wozu schreiben und Gedanken spinnen? Ich will nun endlich die Brücke abbrechen, die noch von mir zur Welt hinübergeht; mein kleiner Bleistift ist auch zu End' geschrieben — leb wohl auf ewig!

---

4. Valerius an Hippolyt.

Heute vor acht Tagen ist der große Tag gekommen, den ich nicht mehr zu hoffen wagte. Vor einigen Wochen wurde uns ein ander Gefängnis gestattet — wenn in den kleinen Hof unserer Freistunde die Sonne hineinzüngelte, ach, da war mir's doch manchmal noch ein schmerzlicher Stich, daß ich wieder in das Dunkel unseres Gefängnisses zurück mußte, das nach der Mitternachtseite belegen war. Obwohl ich sonst stumpf und gleichgültig geworden, die Sonnenstrahlen, mein eigentlich Gottesleben, zündeten doch eine kleine Flocke in meiner ausgebrannten Seele. Jetzt führte man uns in ein kleines Stübchen, das auf den großen Hof sieht; es waren nur Gitter vor dem Fenster, eine Blende war nicht da, die Morgensonne quoll warm herein — es war ein wunderbarer Moment: alle die alten Freudenkräfte meines Innern rüttelten und regten sich, und es hob sich ein Drang, als ob ich noch einmal jauchzen könnte; ich hätte wohl selbst den harten Kerkermeistern einen Augenblick danken mögen. Aber es kroch wieder zusammen, mein vergrollterer, stärkerer Genoß schalt mich und sagte, es sei unwürdig, dieser Gewalt gegenüber eine dankbare Regung zu zeigen; wir saßen aber den ganzen Tag am Fenster, um uns zu sonnen, und es beschlich mich zuweilen wieder ein leises geheimnisvolles Behagen; der Winter schien im Sturmeslaufe aus der Welt zu ziehen, und die Luft hatte wieder Befruchtung in sich. Auch ein unterhaltender Anblick war in der neuen Zelle; auf dem großen Hofe genossen die Gefangenen dieses Viertels ihre Freistunde, nach jeder Stunde kam ein anderes Paar. Alle waren blaß, aber wie verschieden trugen sie ihr Unglück: der eine rannte stürmisch, unaufhaltsam, bis er am Laternenpfahl ausruhen mußte; der zweite hatte Rock und Gesicht und Augen tief zugeknöpft, der Haß war in hundert Falten eingeschnürt, er ging ruhig und gemessen umher; der dritte war

zerbrochen, matt, elend; der vierte gleichgültig und sorglos. Wenn solche Unterhaltung nur früher gekommen wäre, die Empfängnis blieb doch gar zu taub in mir; jetzt gab's auch Schreibmaterial, aber ich hatte nichts mehr zu schreiben. So vergingen Wochen, und am Ende dacht' ich: 's war im kalten Loche, hinter der Blende drüben, nicht viel schlechter.

Heut vor acht Tagen kam der große Tag, dieser einzige Gedanke seit sovielen Monden: ich ward frei, stand allein und ungehindert auf der Straße, kein Führer hinter mir — ach, und diese Freude aller Freuden kam zu spät, sie konnte mich nicht mehr recht bewältigen. Erst spät abends, als ich im Mondschein durch die Straßen schlenderte, meiner neuen Freiheit genießend, brach plötzlich ein heißer Tränenstrom aus meinen Augen, und von da an fühlte ich mich den Menschen wieder näher, ich dachte wieder in ihrer Weise, schlug mir die Bekümmernis um meinen im Kerker zurückgelassenen Kameraden aus dem Sinn, bemerkte, daß ich keinen Kreuzer Geld besäße, und in der großen, weiten Freiheit nicht wüßte, wohin mein Haupt zu legen sei. Ich kenne in dieser Stadt nichts als das Gefängnis und was damit zusammenhängt, ich wollte Konstantin um ein Nachtlager ansprechen, wir brauchen ja nicht miteinander zu reden, und morgen, nun morgen wird sich was anderes finden, oder auch nicht, das Leben mag sich einen Weg suchen oder aufhören, wie's will! Du wirst schelten, es unwürdig nennen, daß ich mich nur um das Lager auf einem Brette an Konstantin wende, immerhin, ich hasse schlecht von Hause aus, und jetzt erst gar, schilt meinetwegen!

Um Konstantin zu finden, mußte ich wieder ans Gefängnishaus zurück, dort seine Wohnung zu erfragen — 's hatte etwas Verhängnisvolles, daß ich mir dort Rat für die Freiheit holen sollte. Sie fragten mich, ob es mir so gut gefallen hätte, und ich wiederkommen, wieder bei ihnen schlafen wollte? Wahrhaftig, es wäre mir ganz recht ge=

wesen, hätten sie ein Lager zur Hand gehabt, ich hätte mich hingestreckt.

Konstantin saß mit seiner Frau am Teetische. Er empfing mich kalt, und Julie eigentlich auch, aber das Weib, auch wenn es noch so blasiert und versteinert wäre, ist milder und sorglicher; sie beklagte mein bleiches Aussehen und bat mich, den langen Bart abschneiden zu lassen; über meine abgerissene Kleidung sagte sie nichts, sondern ihr Auge klagte nur darüber. Der schöne Tee, die reinliche, feine Zurüstung nahmen mich mehr als alles andere in Beschlag, es kam mir wieder eine leichte Wärme in Herz und Sinne.

Als uns Julie verließ, sprach Konstantin: „Wundern Sie sich nicht über meine Kälte, ich habe keine andere Äußerung mehr, aber Ihr Eintritt in mein Haus bewegt mich eigentlich sehr, und wenn ich in mein erstarrtes Herz noch einen kleinen Zugang hätte, so würde ich dich willkommen heißen. Daß du dich zu mir wendest, der dein Elend geschaffen, ist eine Größe deines Herzens, die mein Verstand wohl anerkennt. Laß dich's nicht irren, wenn du etwas Ähnliches nicht wieder von mir hörst.“

Ich blieb allein. Sieh, mein Herz ist groß, weil ich kein Nachtlager hatte und die letzte Zuflucht ergriff!

In einem Gartensalon habe ich die letzten Tage verlebt, und mehr und mehr bin ich zu mir gekommen und werde allmählich wieder Mensch. Konstantin und seine Frau sehe ich wenig, sie kommt nur zuweilen in den Garten, wo es zu knospen anfängt, und wir sprechen dann ein paar Worte miteinander.

Sonst laufe ich viel umher, ins Freie hinaus, es ist mir, als wenn ich dadurch von Tag zu Tag wärmer würde. Die Zettel an Dich habe ich jetzt abgeschrieben, und ich schicke Dir den Pack nach Brüssel, wo Du sein sollst. Wer hätte gedacht, daß es doch noch an Dich kommen würde!

---

5. Valerius an Hippolyt.

Es wird mir täglich besser, vielleicht, weil der Frühling draußen immer wärmer und voller wird. Denke, es ist mir schon wieder ein Lied aus dem Herzen gewachsen, nun wird alles wieder gut werden, da ist es:

Es ist ein Regen gefallen
In erster Frühlingsnacht,
Nun drängen und treiben und wallen
Die Kräfte mit aller Macht,
Die Keime in bunter Pracht.

Junggrün springt auf den Zweigen
Mit der Sonne hin und her,
Kein Strauch kann's mehr verschweigen,
Kein Herz, sei's noch so schwer,
Kein Herz, sei's noch so leer.

Kein Auge kann's verbergen,
Daß — ja, wer's nennen könnt'!
Der Herrgott steigt von den Bergen,
Übers Tal die Ahnung rennt:
Neuer Anfang kommt, neues End'!

Entsetzlich! Ich nahm das Lied mit hinauf zu Konstantin und las es ihnen beim Kaffee vor. Sie waren beide eine lange Zeit ganz still, dann sagte Konstantin: „Beneidenswerter Mensch, deinem Herzen kommt alles Blut, alle Wärme, alle Kraft wieder, teilzunehmen“ — und zu Julie setzte er hinzu: „Wir bleiben allein verdammt. Sprich!“

„Was soll das Untersuchen!“ sagte sie, „wir gehen weiter —“

„Wozu?“

„Hm!“

Darauf winkte er ihr, und sie gingen ins Nebenzimmer. — Julie ist wunderbar schön und vollkommen geworden, blendend weiß, das große blaue Auge ist nur etwas gläsern.

Es mochte keine Viertelstunde vergangen sein, daß ich allein war, da hörte ich einen starken Schuß im Nebenzimmer, ich stürze hinein — sie haben sich gegenseitig erschossen, sich wohl getroffen ins erstarrte Herz.

Ich eile von dannen, um nicht wieder den Kerker zu sehen; zunächst hält man wohl mich für den rachedurstigen Mörder. Welt, du bist schwer!

---

6. William an Konstantien.

Ich muß Ihnen, durchlauchtige Frau, einen Vorfall berichten, der ein schlagender Beweis dafür ist, was ich oft gegen Sie behauptet. Der junge Roturier, der Predigerssohn Valerius, welchen Sie in Warschau öfter viel zu angelegentlich in Schutz nahmen, hatte endlich, wie das vorauszusehen war, sein Quartier im Gefängnisse erreicht — was ist mit störsamen Mitgliedern der Gesellschaft anders anzufangen? Sie werfen die Begriffe der Standesscheidung willkürlich durcheinander, und wenn sie Geist haben, wird die Welt nur zu leicht dadurch getäuscht, denn die notwendigen Unterschiede sind einer dreisten Jugend immer unbequem. Ihr Einfluß, weil er zu den leicht gereizten Leidenschaften spricht, ist rascher wirksam und folgenreich, als die besonnene Widerlegung, welche stets Opfer und Resignation heischen muß, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann. Es bleibt also gegen sie nichts übrig als die Gewalt. Unsere Standesgenossen hätten nur früher zu bedenken gehabt, was riskiert wurde, wenn sie den Geist in ihre Kreise aufnahmen und ihm doch die bürgerliche Livree ließen; Englands Manier mußte ein Beispiel sein: wo der Geist aus unteren Regionen eine Geltung erzwingt, dann versieht man ihn auch mit der Dekoration des höheren Standes, der geistreiche Parvenu wird wirklicher Baronet, dadurch ist das Zerstörende seines Verhältnisses aufgelöst; er konkurriert dann im Range wirk-

lich mit uns, der ererbte Vorteil, der Vorteil der Geschichte und des notwendigen Instituts hat dann nichts Gehässiges mehr, und sein notwendiger Sieg über den Parvenu stört nicht mehr, weil der Kampf auf gleichem Terrain geschieht und scheinbar mit gleichen Waffen. Ich meine das nicht einmal zum Nachteile der unteren Klassen, sondern nur im Interesse des Staats und der höheren Stände. Ergänzen müssen wir uns, wenn wir mit der Geschichte bestehen wollen, und dies ist die beste Art: sie reizt keine offenen Leidenschaften und erhält das aufrecht, was die Einsicht niemals aufgeben kann, nämlich daß die Unterschiede in der Verschiedenheit des menschlichen Wesens begründet und in einer geordneten Einrichtung notwendig sind.

Bei uns ist diese Ansicht nicht eingeführt, und nicht herrschend; es bleibt also nichts übrig, als solche Subjekte einzusperren, die man in England zu Baronets machen würde. Die positive Kriminalverfassung hat nun nicht genügenden Anhalt zu ausgedehnter Strafe bei ihm vorgefunden, und man hat ihn vor einigen Tagen entlassen, voraussetzend, die harte Buße werde wohl beschwichtigt und beruhigt haben. Nun sehen Sie aber einmal deutlich vor Augen, meine gnädigste Frau, was Sie so gern abzuweisen geneigt waren, sehen Sie's an diesem schrecklichen Beispiele, wohin der Mensch gerät, wenn er die positiven Hauptpunkte einer Zivilisation verläßt und auf eigene dreiste Hand ein sittliches Leben improvisieren will. Sie erinnern sich — doch nein, er war nicht selbst in Grünschloß, aber er war ein Mitglied unsers Dichtervereins, zu dem wir uns am Schluß der Universitätszeit verbunden hatten. Ein Herr Konstantin von Müller, exzentrisch über die Maßen und in der besten Verirrung zum Jakobinertum begriffen, war eins der Mitglieder und besonders intim mit Valerius; er verleugnete seinen Adel, und ging nach Paris, mit der schönsten Absicht, zu septembrisieren. Dort ist er zu sich gekommen und als Anti-

revolutionär heimgekehrt. Seine juristische Karriere hat ihm hier bald eine gute Stellung gebracht, er war ein gemessener, sehr ordentlicher und beliebter Geschäftsmann und ein feiner Mann guter Sozietät geworden. Fräulein Julie, die Sie aus Grünschloß kennen, wo sie vor dem frechen und rohen Hippolyt flüchtete, war seine Gattin. Man sagt, Valerius sei auf Herrn von Müllers Veranlassung in Haft gebracht und streng gehalten worden. Des Freigelassenen Rache wendete sich also gegen diesen würdigen Mann, der den Abgerissenen noch obenein mildtätig aufgenommen hatte, ja die gemeine Wut begnügt sich nicht an diesem einen Opfer des Hasses: vorgestern erschießt dieser Tugendprediger Valerius den Mann und die Frau und entweicht.

Der Bediente hat ihn noch ruhig die Treppe herunterkommen sehen und die Worte sagen hören: „Lauf nach dem Arzte, die Herrschaften haben sich beide entleibt.“ Natürlich ist er nachher verschwunden, und die Steckbriefe verfolgen ihn jetzt.

---

7. Valerius an Hippolyt.

Ich bin nach Grünschloß gegangen; der Graf ist schwach und alt geworden, und er wußte nicht recht, ob er sich freuen oder verlegen sein sollte, da ich eintrat. Ach, wie verwüstet erscheint mir alles: der Park ist verwildert, das Gebäude wird schadhaft. Alberta hat einen gleichgültigen Edelmann geheiratet, bringt Kinder zur Welt und scheint für die gewöhnlichsten Dinge ihren früher so anmutigen Enthusiasmus zu versplittern. Ihre Schönheit soll sehr zusammengefallen sein, und daß ich Dir's nur gerad' heraussage, der alte Herr wird mitunter sogar etwas kindisch; seinen barocken Liebhabereien, denen wir früher gern einen elastischen, schwunghaften Geist unterlegten, muß doch in jeder Weise ein tüchtiger Mittelpunkt abgegangen sein. Dadurch wird jetzt auch zur

Faselei, was früher charakterspröde, interessante Kaprice war, und die Leute verlachen ihn — das ist doch falsch; jene Zeit mit ihrer Laune war doch in ihrer Art interessant, und der Bezug auf den Ausgang mit dem alten Herrn ist unrichtig. Ach die Welt, die Welt, was wirft sie alles durcheinander! Und das Leben in seiner schonungslos mähenden Weise, was ist es ernsthaft! Wie traurig erleb' ich's an mir selbst, auch im Verhältnis zu diesem Engel Kamilla, den ich vernichtet habe, ich mag sie noch so sehr für einen Engel halten. Sie ist nicht hier, sie ist aus der Welt verschwunden, kein Mensch weiß das geringste von ihr. Da sieh den Menschen ganz und gar, indem Du in mein Herz blickest: in der ersten traurigen Gefängniszeit hielt ich mich glücklich ganz und gar, wenn ich ein ganz kleines, stilles Leben mit Kamilla führen, ihr mit eitel Sorgfalt und Liebe danken könnte, was ihr Herz an mir getan — im Gefängnisse selbst verschwand dieses Bild schon völlig, ganz einsam in der Freiheit wünsch' ich doch jetzt nicht einmal, an ihrem Herzen getröstet zu sein, wenn auch nur für einen Augenblick. Ich möchte ihr Gutes und Liebes erweisen, aber nicht in der Weise, wie es der Liebhaber will — das nennt die Welt nichtswürdig, ach, die Welt! Wer klassifiziert die Gefühle, ohne zu lügen! Für die Rohen, für die Nichtdenkenden bewahrt eure Tabellen, das starke kräftige Individuum verschont damit, wenn ihr's nicht lähmen wollt.

Die Dankbarkeit ist eine Tugend der Gesinnung, ein Herz, das ihre Regung nicht empfindet, ist frevelhaft, wer sie im allgemeinen nicht verlangt, stellt die Menschen einander mit fletschenden Zähnen gegenüber. Die Dankbarkeit aber, wenn sie überall verlangt wird als fraglose Tat, ist eine Last, welche die Menschen und den Fortschritt zu Boden drückt. Die Größe kann fast niemals dankbar sein, und wenn die Liebe im Boden der Dankbarkeit groß gezogen werden soll, so wächst die Lüge oder die Mittelmäßigkeit auf.

Auch Deine Briefe habe ich gefunden — Herr des Himmels, schicke mir endlich wieder einmal ein Menschenbild, an dem ich mich laben kann! Mensch, wenn Du nicht eine Welt erobern kannst, so wirst Du ein gemeiner Frevler, weil Du ganz undankbar, ganz rücksichtslos nur Deinen Gelüsten lebst. Du mußt ein Napoleon werden, oder man muß Dich totschlagen; nur das Außerordentlichste darf so frech, einseitig und egoistisch sein.

Der alte Herr hat mir heute einen Steckbrief gewiesen; mit Konstantins Tode geht es mir, wie ich Dir sagte. Er war sehr betreten, ob er mich verbergen dürfe — ich werde morgen in einen Wald gehen und mit einem Köhler Meiler brennen. Und ist die Welt nicht schwer?

---

8. Hippolyt an Valerius.

Gestern hat mir der kleine liebenswürdige Pelagianer folgendes aus seinem Brüsseler Leben erzählt, was er zum Teil noch neben mir angesponnen hat. Du weißt so gut wie ich, daß auf die Wahrhaftigkeit Leopolds kein Sou zu verwetten ist, das Folgende ist aber ziemlich allgemein bekannt worden, und man bestätigt mir das einzelne von vielen Seiten.

Eine reiche Handelsfrau, Madame Joao, fährt bei rauher Witterung durch eine enge Straße in Brüssel; es kommt ein Wagen entgegen, daraus entsteht Verzug. Hinter einen Prellstein geschmiegt, spärlich von Lumpen bedeckt, sitzt ein kleines Mädchen. Das kleine Wesen, in einem Körbchen Früchte zum Verkauf haltend, friert sehr und blickt mit ihren wunderbar schönen Augen rührend zu Madame Joao auf. Diese fühlt sich im Innersten betroffen von dem rührenden Blicke, läßt das Kind in den Wagen heben, wärmt es, findet ein fein gebautes, reizendes Geschöpf, fragt nach Vater und Mutter desselben, fährt dahin, läßt sich das Kind abtreten und ver=

spricht den Eltern dafür eine jährliche Unterstützung. Das Mädchen heißt Maria und nimmt sich in den neuen Kleidern wie ein Engel aus; die wunderbaren Augen, unschuldig, lieb, bittend, wie man sie bei Gemsen findet, üben den gewinnendsten Zauber auf alle Welt. Haut, Farbe, Formen sind von zartester Feinheit, die Sprache ist weich, das Verständnis zeigt sich sehr empfänglich, das Gefühl überaus fein und tief, die kleinste Erregung desselben gießt eine schöne Röte über das sonst ein wenig blasse Gesichtchen.

Madame Joao ist sehr glücklich in dem neuen Besitze, es vergehen ein paar Jahre, sie läßt Marien sorgfältig unterrichten, diese lernt alles mit Leichtigkeit und gedeiht aufs beste. Madame Joao, eine reiche, unabhängige Witwe in den besten Jahren, hat einen jungen Schauspieler zum Hausfreunde, namens Jaspis, dem sie sich sehr zugetan zeigt, und der täglich ins Haus kommt. Er ist ein schöner, feuriger Mann, mit ganzer Seele Schauspieler, und bekundet dies durch lebhaften Vortrag jeder Weise, durch dichterische Ausdrücke, die ihm für alles zur Hand sind. Er macht den tiefsten Eindruck auf die damals zwölfjährige Maria, sie setzt sich oft auf die Treppe, damit sie ihn beim Weggehen sieht, sie ist ungewöhnlich bewegt, wenn er ein leichtes, scherzendes Wort an sie richtet, oder wohl gar, wie man mit einem kleinen Mädchen zu tun pflegt, ihr die Locken, die Wange streichelt. Es vergehen mehrere Jahre, die in der Stille mit aufwachsende Neigung Marias wird durch nichts unterbrochen, sie ist überglücklich und außer Gewohnheit lustig, wenn die Tante, Madame Joao, sie mit ins Theater nimmt. Eines Nachmittags beim Kaffee sagt Herr Jaspis halb scherzend zu ihr, ob sie nicht Lust habe, selbst Komödie zu spielen, sie sei jetzt beinahe fünfzehn Jahre und ein erwachsenes, schönes Mädchen. Wie ein Blitzstrahl zünden die Worte, Tränen stürzen Marien aus den Augen sie fällt der Tante um den Hals und bittet sie, beschwört sie um Erlaubnis, aufs Theater

zu gehen. Die überraschte Tante, welche auf die Herzensbewegungen des Mädchens nicht so sorgfältig acht gegeben hatte, sagt ja, Maria meldet sich, Jaspis studiert ihr ein paar Rollen ein, das Mädchen wogt in Glück und Bewegung, sie küßt ihm die Hand, man findet, daß sie eine geborene Schauspielerin sei. Sie tritt auf; das wunderbare Mädchen, mit dem unwiderstehlichen tiefsten Ausdrucke des Auges, mit dem feinen, schönen Körper, mit den zarten, halb verschämten, halb herausdrängenden Bewegungen, mit einer Stimme, worin die Seele selber klingt, macht Furore. Nun erst wird Jaspis aufmerksam, er rechnet alles zueinander, und sieht es nun erst, daß eine tiefe Neigung für ihn existiere. Es rührt ihn, und bei der nächsten Begegnung nimmt er Maria in den Arm und küßt sie auf die Stirne — das Mädchen erbebt und zittert am ganzen Leibe. Solche Szene wiederholt sich im Verlaufe der nächsten Zeit noch zweimal, Jaspis spricht aber nie ein erklärendes Wort dazu, noch weniger spricht er direkt etwas aus, was ein Verhältnis, ein Bündnis wünschen könnte; die Tante dagegen, welche irgendwie etwas von dem Zustande geahnt haben mochte, warnt Marien ohne Rückhalt vor Jaspis, sagt, daß er nur zu geneigt sei, in Tändelei mit einem Mädchen einzugehen.

Maria wird krank; um diese Zeit ist Leopold im Hause der Witwe eingeführt worden. Sein einschmeichelndes, liebenswürdiges Wesen erwirbt ihm das größte Wohlwollen der Witwe, er überflügelt am Krankenbette der Kleinen mit leichter Mühe die materiellen Versuche der übrigen Ärzte, welche wie gewöhnlich nichts als ein körperliches Krankheitsschema vor Augen haben. Du weißt, er versteht es, in mystisch-poetischer Weise über das menschliche Herz zu sprechen, ihm ist jederzeit eine ganz scharmante ideale Welt zur Hand, wenn ein sinniges Frauenzimmer danach verlangt, kurz, er poetisiert Marien gesund, und mit der gefällig unterstützenden Witwe ist er bald Verlobter des liebenswürdigen Mädchens.

Das geht so eine Weile, aber beim Komödienspiel bleibt die neue Berührung mit Jaspis nicht aus; der scheint zwar noch immer keine Lust zu haben nach einem eigenen ausgesprochenen Besitze, aber, wie das in der neidischen Menschenbrust immer geht, er will auch die Möglichkeit nicht abgeschnitten, er will auch Maria nicht als Eigentum eines anderen sehen. Das alte halbe Verhältnis wacht wieder auf, Leopold, der Wandelbare, läßt sich mancherlei kleine Seitenwege zuschulden kommen, die Tante endigt und schickt Maria nach Antwerpen, wo ein Engagement offen ist und sie vom Publikum mit Enthusiasmus empfangen wird. Stürmischen, unruhigen Herzens war sie angekommen, denn am Tore von Brüssel war Jaspis an ihren Wagenschlag getreten, hatte ihr die Hand hineingestreckt, ihr mit weicher Stimme Lebewohl gesagt, und zum erstenmal wenigstens die Bitte direkt an sie gerichtet, keinen andern zu heiraten.

Aber der Verkehr mit der großen Menge wirft seine Nebel auf das Herz, der allgemeine Beifall ist ein natürlicher Feind der halb Liebenden; Maria gewann eine unbefangene Stimmung, Leopold, der nach Antwerpen kam und sich um die Stellung eines Theaterarztes und Theaterdichters bewarb, kam ihr ganz angenehm, sie unterstützte sein Gesuch, sie verschaffte ihm den Kontrakt. Er war so weich, so innig, so poetisch; auch von Lob und Enthusiasmus umgeben, braucht man ein Herz, das an unserm Eigensten, Innersten teilnimmt. Du weißt, wie verführerisch Leopold sein kann, Maria fühlte in Antwerpen mehr als in Brüssel, wieviel Mißliches das Alleinstehen eines Mädchens hat. Jaspis ließ nicht das mindeste von sich hören, kurz, Leopold eroberte ihre Hand und ein tüchtiges, herzliches Wohlwollen mit ihr. Sie umarmte ihn oft plötzlich mit den Worten: „Du bist doch mein herziger, lieber Mann.“ So ging's eine Zeitlang aufs beste, da plagt den Kleinen die alte Sucht nach Bewegung und Unruhe, eine beißende Kritik sämtlicher Schauspieler drucken zu lassen;

diese erklären allesamt und geharnischt der Direktion, nicht mehr aufzutreten, wenn Leopold in Verbindung mit dem Theater bliebe. Sie muß sich zur Entlassung Leopolds entschließen. Maria sendet natürlich auch die ihrige, und alle Welt erwartet, dieser enthusiastisch geliebte Liebling des Publikums könne nicht entlassen werden; die Direktion ist in größter Verlegenheit, aber die Schauspieler bestehen energisch auf ihrem Entschlusse, es wird auch Marien die Entlassung zugeschickt. Nun sammeln sich die Freunde des Paares, die äußerst zahlreich sind, der größte Teil des Theaterpublikums, das sie vergötterte, schließt sich ihnen an, man setzt fest, daß jede Schauspielerin, die in einer Rolle Mariens auftreten würde, ausgepfiffen sein solle, man bringt Marien Nachtmusiken und Vivats, und erwartet ungeduldig den Tag, wo eine Rolle Mariens drankommen werde. Die Direktion ist klug genug, den so weit als möglich hinauszuschieben, unterdes erkaltete das Interesse, gegen die übertriebene Teilnahme bildet sich wie immer eine nüchterne Opposition, der Abend kommt, die Nachfolgerin Mariens wird mit dem besten Beifalle aufgenommen.

Diese Roheit, welche in jeder Masse liegt, trifft Mariens Herz wie ein Dolch; sie treibt zur Abreise, sie fühlt sich verlassen, das Unglück führt sie nach Brüssel zurück. Die Tante tröstet aufs beste und warnt vor dem Theater, aber Marie kann es nicht entbehren, die übrige Welt ist ihr zu prosaisch, nur auf den Brettern findet sie Nahrung für ihre ideale Sehnsucht. Jaspis hat sich unterdessen ebenfalls verheiratet, bleich, schwermütig tritt er ihr entgegen, aber durch den Nebel glaubt sie die alte verborgene Zärtlichkeit zu sehen. Eines Abends ergreift er ihre Hand, bedeckt sie mit Küssen und sagt: „Marie, wir sind beide unglücklich!“

Marie fällt in Ohnmacht, sie muß nach Hause gebracht werden, und von der Stunde an hat sie ihr Lager nicht

mehr verlassen, es entwickelt sich eine Herzkrankheit, an welcher sie stirbt.

Das sind Eure kläglich halben Zustände und Verlangnisse. Leopold sagt, er sei lange besinnungslos gewesen vor Schmerz, jetzt hat er's lange vergessen, und erzählt die Sache seiner kurzen Verheiratung wie eine Novelle sonst woher.

---

9. Hippolyt an Valerius.

Aus London.

Ich habe Paris verlassen, weil es mich langweilte: fürs gewöhnliche Leben ist fast alles erlaubt, es reizt kein Widerstand, und doch lockt auch keine ungewöhnliche Kraft, wo sie sich aber erhebt, wird sie Fratze. Es reizt auch kein Widerstand bei den Weibern, sie sind munter und gefällig ohne Nachdenken, und bleiben auch in der Liebe kokett. Die deutschen Weiber haben mich verwöhnt. Es ist hier alles Kaprice, eigentlich auch die Politik, das Volk ist viel zu gesellig und zu gefallsüchtig, um eine dauernde Tüchtigkeit in sich und in einer Form zu erzeugen. Man muß nach Paris nur auf Besuch gehen, dann ist es amüsant, in der Länge sieht all der Wechsel, die Strebsamkeit wie Tändelei aus. Die Leute mag's wundern, Dich nicht, der Du mich wirklich kennst, daß ich so abfällig über Frankreich rede; jawohl, das meiste von unsern Wünschen ist hier leicht gemacht oder gar verwirklicht, aber das Element, aus welchem hier alles entsteht, in welchem es herumspielt, kann mir nicht zusagen. Man muß nicht in die Küche gehen und die Späße der Köche anhören und ansehen, wenn einem das Essen schmecken soll. Meine Wünsche, meine Pläne, meine Ansichten von Staat und Leben, sie quellen aus tiefer, starker Leidenschaft — 's mag wohl sein, daß ich die Welt darüber mißbrauche und am End' zugrunde geh' — aber die fran-

zösischen quellen aus der Leidenschaftlichkeit, das ist nicht mein Geschmack.

Ich bin zu den Republikanern gegangen, da fand ich allerdings Haß und Zorn und stolze Wut gegen die Unlauterkeit der Herrschenden, welchen die Stelle, das Amt, die Auszeichnung käuflich und feil ist für dies oder jenes Bessere, für eine Überzeugung, für ein würdiges Verhältnis, das sie spielend in den Kauf geben. Aber der Haß war auch sehr mit Deklamation verbrämt, war unschöpferisch, und das eigentliche Leben der Leute war in kleinerem Verhältnisse entweder ebenso wie das getadelte, oder es war gegen allen Reichtum der Welt zynisch — nichts fesselte mich.

Ich mag oberflächlich geblieben sein, weil meine Liebhabereien und Aventüren wie gewöhnlich meine Zeit in Beschlag nahmen; dies mag ein Grund sein, daß ich immerwährend eine deutsche Anekdote auf der Zunge behielt, die mir allen Geschmack verleidete: Ein deutscher Professor zerkaut in einer politischen Unterhaltung die Zeitung, welche er in der Hand hält; man will endlich etwas nachsehen, und der Gegner sagt entrüstet: „Herr, Sie haben ja die Zeitung gefressen.“ — „Drum,“ erwidert dieser, „drum schmeckte mir's so nach Papier.“

Es schmeckt hier alles nach dem Journalpapier. Die Kammern haben sich überlebt, es sind nur ein paar wirkliche, ursprüngliche Potenzen übrig, das ist zuerst Ludwig Philipp, und dann sind's ein paar Schriftsteller, die freilich auf den traurigen Ausdruck durch die Feder angewiesen sind. Wenn man lange schreibt, so wird die Feder entweder durch das Einerlei oder die viele, notwendige Wendung unmächtig für den Zeitgenossen, ihr Kraft erwacht erst wieder für den Enkel. So ist's mit Lamennais, den ich im Sinn habe, der eine dämonische Potenz ist; hierher gehört dann die Dudevant auch, der herzlich aufrichtige, liebenswürdig beschränkte Béranger und der lautere, naive Nodier. Andere haben

mehr Geist und Talent, aber sie sind der Ursprünglichkeit zu weit abgewendet und tief in den Fesseln von Ziererei und Manier.

Bei aller Wichtigkeit, die ich Frankreich für die Weltgeschichte zuerkennen muß, bei der gebieterischen Wichtigkeit, daß es der Mittelpunkt europäischer Bewegung ist, kam ich doch von dem Gedanken nicht los, dies Volk sei eigentlich der Schalksnarr unserer Weltregierung, des Herrgotts Komödienhaus. Wenn die Franzosen selbst zum Schafott oder in die Kugeln rennen oder geschleppt werden, so tritt mir doch auch der Harlekin vor die Seele, welcher in der Tollheit auch das Ärgste tut und mit sich tun läßt; der Don Juan, welchen nur zum Ergötzen des Parterres, und weil er ein paar Weiber verführt hat, der Teufel so lange holt, bis der Vorhang gefallen ist. Ich habe schon daran gedacht, ob nicht alle die toten Franzosen, die seit Anno 91 auf der Bühne gestorben sind, nur für ein Schauspiel agiert haben, und alle noch leben, und an einem schönen Sonntage mit Blumensträußen und Kothurnschritten dastehen auf dem Marsfelde, wo ihnen die Bewunderung Europas angratuliert wird.

Bei dieser Verhöhnung aller Illusion muß ich dem Volke unrecht tun, und es muß mich langweilen.

So kam mein letzter Abend; ich muß Dir gestehen, daß ich bei Weibern und Männern nicht mehr für so frisch und interessant gelte, als da ich mit Konstantie hier war; das stört natürlich meine Eitelkeit, ich knirsche gegen die Welt, welche altert, und bin nicht so unbefangen wie sonst. Kurz, eine schöne Dame aus der vornehmen Welt ließ mich harren, ergab sich nicht, ich treffe sie in einer großen Gesellschaft, sie ist sehr schön den Abend, und ich versuche das Äußerste. Ein Bedienter wird nach ihrem Hotel geschickt, um den Wagen eine Stunde später zu bestellen, als er beordert war. Als die Gesellschaft aufbricht, begleite ich sie ins Vorzimmer —

ich war den Abend sehr sanft und zurückhaltend gewesen — der Diener, die Equipage fehlt, ich hänge ihr den Mantel um und berühre ihre schön gewölbten Schultern kaum mit der Fingerspitze, soviel Überwindung es mich kostet. Sie hat nämlich die in Paris ungewöhnliche Manier, sehr verschlossen, bis an den Hals verhüllt, sich zu kleiden, obwohl man am schönen Wuchse, der vollen Hand, dem weißen, schönen Halse, den Umrissen unter der feinen Hülle sehen konnte, daß just ihre Büste sehr schön sein müsse. Ich sage, der Diener warte vielleicht ungeschickt am Wagen, ich bringe sie hinunter, ihre Equipage fehlt, sie will kein Aufsehen machen, entschließt sich, steigt in die meine.

Du magst denken, daß ich die Situation zu benutzen suchte, sie wehrte, ich wurde stürmisch, das Widerstrebende lockt am meisten, ich riß ihr den Kragen von der Achsel, und fand Nacken, Schulter, Brust voll und duftend vom schönsten Leben. —

„Aber, Monsieur,“ sagte sie lächelnd, „fahren wir doch zu mir nach Hause, dort können wir ja die Liebkosung viel bequemer haben.“ Es geschah; sämtliche Dienerschaft eilte bestürzt herbei und entschuldigte das Ausbleiben des Wagens mit erhaltenem Befehle — sie zog den Mantel fest um die Schultern und wendete sich lächelnd zu mir: „Ich danke sehr, Monsieur, für Ihre Artigkeit, grüßen Sie Margarita und schlafen Sie wohl!“

Du siehst, mein Leben geht zu Ende, und ich habe alle Ursache, desperat zu sein. Ich kenne keine andere Existenz, als eine vom Glück getragene, vom Genuß beschwingte, darauf ist mein Leben gestellt. Was wollt Ihr von mir, wenn Ihr von Treulosigkeit redet! Solange mein Herz treu ist, bin ich es auch, Desdemonen wäre ich's vielleicht für immer gewesen, Julien sicher — es hat sich anders gefügt, soll ich die Treue lernen? Ich bin zu alt und zu wild für die Schule, ich kann sterben aber nicht darben. Und dies flatter=

hafte Paris will mich höhnen — ich kann Nero begreifen, wie er einer Regung zu Dienst eine ganze Stadt anzünden läßt. Ich hatte keine Zeit, den Kleinen noch einmal in St. Pélagie zu besuchen, jeder muß selbst sehen, wie er sich hilft, die Welt ist ein Kampf. Der Junge wird auch langweilig, er hat sich theosophisches Zeug in den Kopf gesetzt und mystische Redensarten; wenn er so fortfährt, ist er in kurzem fromm.

Und nun bin ich hier, und wie befinde ich mich? Sage mir um Gottes willen, was habe ich für eine Idee von Freiheit? Die britische soll die freieste Nation der Erde sein, und ich werde des Teufels bei dieser freiesten Nation. Ist das alles, daß ich nicht leicht verhaftet werden, daß ich drucken lassen kann, was ich will, und dergleichen? Ist das die Freiheit? Kann man in Sachen der Religion und Moral bornierter sein, als man hier ist? Die Poesie des kirchlichen Glaubens haben sie mit Mühe ausgetrieben, wie der Exorzist einen Geist austreibt, und das notwendige Übel aller Religionen, den Priester, der sie zum Handwerke macht, haben sie in allem Pompe und aller Anmaßung beibehalten! Unter einer prächtigen Kristallkuppel, die mit Gold und Edelsteinen dekoriert ist, bewahren sie eine graue, traurige Luft. Und was nicht unter diese Kuppel will, die Millionen Dissenters, welche sich in Sekten von der bischöflichen Kirche getrennt, sie sind ebenso aschfarben und traurig. Und für diese phantasie-entkleideten, mageren Dinge, für diese leidenschaftslosen, öden Formeln herrscht ein tyrannischer Fanatismus, wie ihn die Puritaner für ihr Holz und ihr Leder nur haben konnten. Die Puritaner hatten aber doch wenigstens den Kampf für sich, den Kampf auf Leben und Tod als Vermittlung zum Fanatismus; jetzt erhitzt man sich förmlich nur für die dürre Rute. Und dies ist Atmosphäre des ganzen Landes, des freiesten Landes von Europa, das mir entgegentritt wie eine große, traurige Dorfschule, in welcher

der abgeschabte Präzeptor seinen Stock schwingt, daß alle Köpfe scheu und stumm nach dem Boden gesenkt werden und kein Laut sich regt. Ein Sonntag hier in England hat das Ansehen, als ob Bann und Interdikt auf der Erde lastete, furchtsame Stille schleicht über Straße und Feld und Wald, der Wind erschreckt, wenn er Blätter bewegt, die trübe, neblige Luft kommt zu Hilfe, daß ich meine, in Dantes Hölle zu wandeln und Deine traurigen Gefängnisworte zu hören: „Laßt draußen die Hoffnung!“

Ist das jener Gott, welcher die Sonne geschaffen, den lustigen Wald, das springende Reh, den jubelnden Vogel, die Schönheit und die Freude?! Jehova, der rachlustige selbst, war heiterer und schöner! Und diese Nation, welche solchergestalt das innerste Leben in eine traurige, dunkle Höhle vergräbt, ist die freieste? Wahrlich, mein Bauer im Bastantale, der am ärgsten Aberglauben seines Mönches hängt, der einem Rey netto und jeder andern Willkür ohne weiteres untergeben ist, er lebt in goldener Freiheit neben diesem gottfurchtsamen, gottdürftigen Briten! Und diese Traueratmosphäre eines bornierten Gedankens, welchem sich aller innere Mensch dahier gebeugt hat, sie durchdringt alle höhere Tätigkeit dieses Volkes. Die Literatur wird nach dem Moralkodex konstruiert und gerichtet, eine freie Schönheit, eine Schönheit an sich besteht gar nicht; diese alten Großmütter mit Hornbrillen, diese Reviews kritisieren in einer Altklugheit, daß jedem Künstler die Haare zu Berge stehen müssen; der eigentliche Brite, der nicht inkonsequent den Kreis seines Landes verläßt, darf kein Gemälde, keine Statue mit Wohlgefallen anschauen. Titians Fleisch ist gegen die Moral, der borghesische Fechter ist gegen den moralischen Anstand, darum leistet auch dies Volk in der bildenden Kunst nichts, gar nichts. Denn die Liebhabereien einzelner, die mitunter kolossal erscheinen, weil man sehr reich ist, sind einzelnes, das eigentlich Nationale hat damit

nichts zu schaffen. Und wer in der Bildung frei und unbefangen geworden ist, der wird im Parlamente wie eben ein anderer in den moralischen und religiösen Jargon einstimmen, weil er sich fürchtet, fürchtet teils vor den bornierten Genossen, teils vor dem Volke selbst. Er wagt es nicht, dafür einen Schritt zu tun, daß dies Volk selbst einmal über seine niedrigen hölzernen Kirchstühle hinwegsähe, und so hält sich das freieste Volk mit geläufiger Formel in ärgster Sklaverei des bornierten Gedankens. Sie haben Shakespeare ignoriert, bis sie Garrik mit eminentem Talente dazu verführt hat, und wäre das rein Englische nicht so allgewaltig im großen William ausgeprägt, wir würden wunderliche Dinge hören; jedenfalls ist dieser englische Dichter in Deutschland bergehoch größer und richtiger gewürdigt als in England. Sie haben Shelley ausgestoßen und in den Tod gejagt, sie haben Byron zu Tode gemartert — das ist das freie England. Ordinäre bürgerliche Verwaltung, darin sind diese guten Leute und schlechten Musikanten zu Hause, darin sind sie unbefangen, dreist und frei wie kein Volk auf der Welt, darauf haben sie sich eben beschränkt, auf dies Nächste, Hausbackene, dafür und für alle Entwicklung der Art seien sie Euch vorsichtigen Schritt für Schritt weiter Tappenden meinethalben ein Beispiel. Mir sind sie unausstehlich, mich interessiert das große Gedicht der Freiheit und Schönheit, nicht das Abc derselben; ich kann lesen und singen von der Größe und Lust des Menschen, und will nicht warten, bis es Millionen beschränkten Volkes auch gelernt haben.

Und nun diese Lüge bei aller Prüderie und Moral! Diese Eroberungen Englands in andern Weltteilen, diese unmoralischen Ansprüche, mit Blut, mit Strömen Blutes verfochtenen Ansprüche auf Amerika, diese ganze auswärtige Politik des allertrivialsten kaufmännischen Vorteils mit lächelnder Hintansetzung alles Prinzips, verwünscht seist du heuchlerisches, puritanisches Albion, meiner Seele ein Greuel!

Ich hatte es vergessen, daß du den gewaltigen Napoleon echt puritanisch ins Grab geärgert hast, daß Hudson Lowe dein Sohn ist, daß deine Größe ordinärer Egoismus war für und für — o, fort mit der Feder!

Du sagtest einmal zu mir, ich müsse gar nicht über Nationen und deren Freiheit reden, denn ich haßte im Grunde jedes Gesetz, weil es geniere, ich wollte Zügellosigkeit — meinethalben! Warum genieren all Eure Gesetze? Warum ist mit mir kein Staat möglich? Warum seid Ihr so arm! Erfindet! Erst wenn Ihr einen habt auch für den ärgsten Unband, dann will ich Euch preisen, dann seid Ihr wirklich zivilisiert. Die weiteste Förderung muß in den Staat aufgenommen sein, nicht bloß die kleinste.

Ach, Valerius, wie sprech' ich's aus? Ich werde immer ungeduldiger, immer zorniger; hätten nur all die Hindernisse, die mich beengen, einen Schädel, und wäre er von Eisen, ich rennte dagegen, wenn auch der meinige zerschellt würde, so ingrimmig werd' ich Tag um Tag. Ich tobe, daß ich nur immer Einzelnheiten fassen kann.

---

10. Hippolyt an Valerius.

Meine Unzufriedenheit mit England schließt jedoch meine bereitwilligste Anerkenntnis der einzelnen Engländer nicht aus. Ich finde die Personen von einer außerordentlichen Tüchtigkeit und Potenz, ich habe nie solche feste, in Mut, Charakter und Kühnheit gehärtete Menschen gesehen, oder richtiger — bei genauer Betrachtung erkannt als hier. Diese dichten, gefesteten, stählernen Innerlichkeiten, Herr des Himmels, welch ein Reich der Titanengewalt hätten sie aus diesen Inseln gemacht, wäre die Nation nicht eine kaufmännische geworden — der Kaufmann ist und bleibt ein geborener Feind des Poetischen, des Genialen. Der Genius

unseres romantischen Wunsches hat niemals Prozente gesucht und Wechsel ausgestellt. Die Engländer haben aus dem Handel das Größte gemacht, was daraus zu machen ist, sie haben ein Netz über alle Erdteile und alle Ozeane geworfen, aber der Handel selbst ist ein Erwerb, ein Kramgeschäft, sei er noch so groß, die uneigennützigen, die grandiosen Bewegungen der menschlichen Seele, die Götter der Menschheit haben nichts damit zu schaffen.

Wenn der Engländer heraustritt aus seinem Bannkreise der engen Sitte, des engen Glaubens, so ist er auch der großartigsten Frechheit fähig. Wer nicht frech sein kann, der ist auch ohne Gewalt, das Außerordentliche wird immer den Göttern geraubt; die Griechen hatten ihren Prometheus, wir nennen es eben darum das Außerordentliche.

So haben die Engländer die Republik erfunden, welche das schreckende Beispiel eines Königsschafottes gab, welche Cromwell mit Krallen zeugen und erziehen half, welche England heute noch besitzt, welche die ganze stürmische Welt der modernen Politik geweckt hat, und in Albion selbst nur prosaisch niedergehalten ist durch ihre Geburt aus dem dürren Puritanismus, durch ihre Verheiratung an den Kaufmann. Diese moderne Republik ist innerlich die frechste Forderung, sie heischt Genialität jedes einzelnen.

So haben die Engländer das Meer bezwungen, sie haben die tausend und abertausend Lords geschaffen, deren jeder die Souveränität eines Imperators in sich trägt, uneingeschränkter Mensch sich fühlt ganz und gar.

Sie haben Shakespeare gezeugt, der als ordinärer Schauspieler die Poesie des Universums an seine Brust riß, sie haben Gibbon gezeugt, der das Christentum verfluchte, haben Chesterfield gezeugt, der die Tugend mit der Klugheit zerdrückte, Shelley, der Gott leugnete mit einem sanften Herzen, Byron, der die Gesellschaft schlug mit Fäusten, welche von Ambra dufteten.

Noch heut findet man Riesenpotenz im einzelnen Engländer, noch heute ist mitten in dieser Stadt Old Bailey, der Aufenthalt allerfrechster Gemeinheit, beiläufigen Mordes, unbezwungen. London hat soviel Freudenmädchen, wie ein deutsches Herzogtum Einwohner, und darunter die schönsten und die gemeinsten der Welt, noch heute findet man in England neben dem vernünftig berechnenden Kaufmanne die großmütigste, erschütternd unbefangene Anerkennung des Ungeheuren, Teilnahme am Verwegensten — mit einer Rakete bis auf den Mond geschossen zu werden, mach' es möglich, und ein Engländer klammert sich kaltblütig an Deinen Raketenstock.

Fähnrich, es ist etwas vom Geschlechte des Tantalus, das mit den Göttern frech verkehrte, im Engländer, was meine schlaff werdende Seele, welcher nichts großes mehr zu Hilfe kommen will, wunderbar schwellt — ich verkehrte mit einigen Lords und Baronets von dieser Weise, und mitunter schreit mein alter Mensch noch einmal auf in Jauchzen und Genüge.

Ich lege Dir da ein Brieflein Leopolds bei, das er mir mitgeschickt hat, sieh' zu, wie es Dich anmutet, mir wird die Faselei unausstehlich.

---

11. Leopold an Valerius.

Nach langer Zeit drücke ich Dir wieder einmal die Hand, mein Liebwertester. Ich bin, seit wir in Warschau schieden, noch durch manches Lebensverhältnis neben Hippolyt leicht und ohne innere Gedanken, ohne Beachtung des geheimnisreichen, tief liegenden Menschen geschlüpft. Du weißt, Hippolyt schöpft seinen Geist und seine Welt nur aus einem sinnlichen Herzen. Hier hatte ich mich brouilliert und geriet nach St. Pelagie, ein artiger Aufenthalt, der Zerstreuung bietet und Einsamkeit, wie man's kann und mag. Es sitzen

Leute hier, die Millionen kommandieren und sich zur Bezahlung irgend einer Schuld nicht verpflichtet glauben, das Weltliche hat ja tausendfache Deutung. Es wird großer Aufwand gemacht, solange die Quellen fließen, man trinkt, singt, spielt, liebt, lacht, man zieht sich zurück in Beschaulichkeit und Ernst. Nach jenem ersten ist mir das zweite geworden, hier unter den fremd redenden Menschen ist mir die Identität Gottes und des menschlichen Gedankens aufgegangen, ich bin sehr glücklich und beruhigt in mir, still heiter, es weht ein Hauch des Himmels durch meinen Kopf, durch mein Herz. Valerius, Du wärst am ersten fähig und würdig, dieses Glückes auch teilhaftig zu werden, des Glückes, das ein Ineinanderleben des Geistes und Sinnes dieser Welt mit dem Geist und Sinne höherer Existenz bietet. Ich bin sehr glücklich, auch die Verse sind mir wieder gekommen, ich habe ein großes Gedicht in Komposition, wo die Gottheit säuselnd über eine Engelschar hinschwebt, die Engel wollen diesen ewigen Ton wiedergeben, um den Herrn der Heerscharen zu loben, jeder versucht's auf seine Weise, und so entsteht die Musik in ihrer verschiedenartigen Äußerung. Nun fliegen sie voneinander in alle Zeiten, in alle Länder, kehren ein bei diesem Menschen, bei jenem, schweben des Nachts über den Häuptern derselben und singen den Herrn; diese glücklichen Menschen sind dann vom nächsten Morgen an die großen Musiker, welche das träumerisch Vernommene zu fesseln suchen und der Welt überliefern. So verbreitet sich der Himmel, die verschiedenen Apostel verstehen oft selbst nicht die Sprache, welche sie reden, der Dichter nur deutet sie, und das tu' ich; jeder Walzer ist die Geschichte eines Menschen, der sich im leichten Sinne zum Ewigen durchschaukelt; die Symphonie ist schon der Versuch, sich einer ganzen Himmelsgegend zu bemächtigen, und der Schluß meines Gedichtes wird dann das große, letzte irdische Musikfest, das profane Menschen das Ende der Welt nennen, da löst sie

sich auf in verschwebende Harmonie, der Mensch wird Ton, die Sinnesrichtungen entwickeln sich als Tonarten, der vereinte große Herzschlag der Menschheit wird Takt, das allgemeine Aufgehen in die Gottheit wird Weltenchorus, jene unendliche, nur von den zartesten Gemütern geahnte Symphonie der Sphären.

Dies Land hat den Wein erfunden, um aus der irdischen Entzückung in die überirdische zu gelangen. Eine junge Gräfin aus der Champagne, Lilli heißt sie, versorgt mich mit Champagner. Wir lieben einander wie zwei Küsse, die sich unvermutet im Universum begegnen. Ich habe sie hier in St. Pelagie gefunden, wohin sie nach einer stillen Klause geflüchtet war, weil die Welt ihr Fallstricke legte, und ihre Revenuen unvermutet ausgeblieben waren. Wir haben geschwärmt und gedichtet und gerungen miteinander vom Aufgange bis zum Niedergange, es ist endlich still um uns geworden, der Priester hat seine Weihe über uns gesegnet, ein Verwandter hat die Schulden bezahlt, sie hat den Staub dieses Hauses von ihren Füßen geschüttelt, und ich erwarte jetzt täglich, daß sie auch mir die Palme des Ausgangs senden werde.

Später.

Es hat sich ein junger Mann an mich angeschlossen, der zu denen in Frankreich gehört, welche die unruhige, haltlose Welt wieder zu einem religiösen Mittelpunkte führen wollen. Er sagt, gerade die lebhaftesten Kinder der Welt müßten zuerst gewonnen sein, weil in ihnen die größte Bewegung, also auch die größte Empfänglichkeit herrschte; der neue Glaube müsse die Welt mit ihrem Sturm und Drange des sinnlichen Lebens nicht leugnen, sondern just auf den Fittichen derselben hindurchführen. Auch meine Frau hat er hier kennen gelernt und ihr sehr gut gefallen, er geht immer hellblau gekleidet, halb elegant, halb orientalisch, und in St. Pelagie hält er sich nur auf, um Proselyten zu machen;

Geld hat er hinreichend, da er einer großen wohlversehenen Gesellschaft angehört. Wenn ich nicht bald befreit würde, so hat er mir versprochen, mich aus seinen Mitteln zu lösen.

Später.

Der wackere Lichtblaue hat Wort gehalten. Wir sind sogleich zu Véry gegangen und haben gut gespeist, dann haben wir mein Manuskript in die Druckerei seiner Gesellschaft gebracht, dann bin ich nach meiner Frau ausgewesen. Jener Verwandte war bei ihr und wollte mich eine Zeitlang nicht ins Zimmer lassen — unsere Ehe ist noch ein Geheimnis. Lilli war sehr aufgeräumt, obwohl sie mir zu erzählen hatte, daß sie um ihre Güter in der Champagne betrogen sei. Sie hat keine Vorurteile und hat sogleich ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in Kontribution gesetzt: sie tanzt und singt an einer scharmanten Bühne und gefällt sehr. Der Lichtblaue und ich, wir machen Proselyten unter dem Personal.

Später.

Lilli hat vollkommen recht: sie sagt, das Geld sei unter Liebenden eine Nebensache, aber wenn die Liebenden in der großen Welt lebten, so sei es keine Nebensache, und ich müßte mit meinen Talenten auch etwas verdienen. Sie hat mir mit ihrem Verwandten, welcher der vortrefflichste Pierrot von der Welt ist, Unterricht gegeben, und ich wirke jetzt schon ganz leidlich als kleiner Harlekin. Der Himmelblaue sagt, in dieser Weise könnte meine Einwirkung auf das Personal immer intimer werden. Meine Gage ist noch klein, aber der Direktor meint, wenn ich so fortstrebte, würde sie wachsen. Sobald mein Musikhimmel in Lettern steht, sende ich Dir ein Exemplar, die Druckerei scheint sehr langsam zu arbeiten. Ich lege Dir ein Rezept bei zu Cotelettes à la Dejanira, sie sind eine superbe Speise; denke dabei an mich. Adieu, millionen-, myriadenmal Adieu!

---

12. Hippolyt an Valerius.

Sie haben hier in England so starre Gesetze der Religion und Moral, daß die Ausnahmen nirgends besser schmecken; und das junge Geschlecht ist hungrig und durstig; das Gesetz ist einmal der Tod für alle Jugend; wenn die Wildheit Gesetz wäre, ich glaube, wir lebten dann des Gesetzes wegen zahm.

Unter dem Kreise, mit welchem ich mich in Tollheit herumbewege, zeichnet sich mir ein Lord Henry aus, von dessen Landsitz ich Dir schreibe. Wir sind zur Jagd hier und zum Ausruhen von den Mühen des Vergnügens — über die saftgrünen weiten Hügelflächen jagen wir hin mit dem Morgenwinde, welcher den Nebel jagt, die langgestreckten Pferde weisen dahin, als hätten sie Atem und Kraft der Götter; das Wort Gefahr spricht niemand aus; wer stürzt, möge sich helfen, der Jockei und die Hunde wissen auch nichts davon. Der Körper streckt sich und prustet Frische in diesem zehrenden Klima, die Leiber sind hier lang aufgeschossen, die Hautfarbe ist klar und fein und rot behaucht, und es ist zum ersten Male, daß mir diese weißen Menschen nicht unkräftig erscheinen.

Lord Henry ist solch ein langer schmaler Engländer mit schweigendem länglich englischem Gesichte, das so schöne Ähnlichkeit mit dem Kopfe des hiesigen Pferdes hat. Er ist still und verschlossen, aber was heraustritt, ist so energisch wie ein donnernder Windstoß aus übrigens ruhender Luft, sei es Meinung, sei es Empfindung. Das ist überhaupt ein Wort Eurer Sprache, welches ich liebe, Empfindung; statt dessen sprecht Ihr immer von Gefühl; kann sein, daß ich Gefühl nicht habe, aber Empfindung hab' ich. Es soll eine vulkanische Vergangenheit unter Henrys schweigender Oberfläche und deren Geschichte ruhen, wenigstens erzählt man so; an ihm selbst ist nichts zu spüren: wenn er das Be-

rührende findet, so steigt der Anteil und Drang in ihm auf wie ein kochender, gewaltiger Strudel; wenn der Jockei ein humoristisch Verhältnis trocken schildert, so lacht er tüchtig. Er soll zu einer nahen Verwandten in früher Jugend liebend entbrannt gewesen sein und wie ein Berserker alles beiseite geworfen haben, was im Wege stand; donnerndes, blitztreffendes Durcheinander wird da erzählt — das Mädchen sei aus der Welt verschwunden, niemand wisse wohin.

Ich weiß, daß ich Dir ein Greuel bin, wenn ich diesen Punkt der Verwandtschaftsliebe anrühre; Dir ist sie ein Zivilisationsfrevel — ich habe nie Empfindungen, deren Ursprung in der Zivilisation ruhte, vielleicht hat sie kein kräftiger Mensch, der nicht auch seine Nervenspitzen bis zur Furcht und Artigkeit erzogen hat, und meine Empfindung fragt nicht danach, aus welchem Schoße das Weib stammt, welches mein Auge liebt, mein Arm begehrt. Was taten die alten Völker, wo es an Menschen fehlte? Hatten sie solche Skrupel? O nein, selbst die sanftesten nicht. Hat mein Herz nach den Listen und Tabellen der Übervölkerung zu fragen? Die Griechen brandmarkten nur die Umarmung der eigenen Mutter, jedes Volk hatte seine individuelle Idiosynkrasie, ich, der ich keinem allgemeinen, also auch keinem Volke mich füge und keiner einzelnen Sitte eines solchen, ich empfinde keine Idiosynkrasie, was gehen mich Eure Formeln an! Und ich glaube Lord Henry denkt ebenso.

Morgen machen wir eine Tour zu Pferde durch die Provinz.

Später.

Gestern vormittag kamen wir an den Ausgang eines Eichenwaldes, die Sonne spaltete den Nebel, ein stattlich Schloß lag auf dem Hügel vor uns, aus der gotischen Bauweise stammend, aber glänzend erhalten, dahinter donnerte die Meeresbrandung. Lord Henry rief einem Reitknecht zu, vorauszujagen und einen Besuch des Lord Roldan zu melden.

Dies ist Henrys Name nicht, ich sah ihn fragend an. „Die alte Lady da oben“, sagte er, „haßt meinen Namen und mich, ich höre es gern, wenn ein Todfeind von mir redet, ich sitze einem solchen gern einmal nahe, die Aussicht von der alten Abtei da oben soll entzückend sein, wir reiten eben vorüber, warum sollen wir nicht ein Stück Rindfleisch da oben essen? Auch soll die Lady eine schöne Tochter haben, man sagt's, denn von uns hat sie niemand gesehen, die Alte kommt seit zehn Jahren nicht nach London.“

Wir wurden in die große steinerne Halle zu Tisch geführt; ich denke hier fortwährend Walter Scotts, man sieht durch hohe Bogenfenster weit ins Meer hinaus, seitwärts auf grünes oder waldiges Bergufer. Das Schloß ruht von dieser Seite auf einem Felsen, der senkrecht aus dem Meere aufsteigt, das Wogenbrausen ist eine Tafelmusik des ewigen Elements, dessen Wellen ab und zu gehen zwischen den Erdteilen dieses Planeten.

Die alte Lady ist eine hohe, vornehme Frau, höflich wie ein Buch, nicht mehr sprechend, als die strengste Zensur einem Buche erlaubt hätte — sie kam allein, wie wir erwartet hatten; wir waren sehr artig und bescheiden und sprachen über Walter Scott und dessen Romane. Es ist reizend, wieviel unbefangen romantisches Interesse in diesen Engländern lebt: jede erfundene Person einer Geschichte, jedes Wort, das diese spricht, jede Wendung, welche die Sache nimmt, alles findet hier den freundlichsten Boden, findet und weckt den Reiz einer Geschichte. Wie arm seid Ihr dagegen! Wo nicht ein Lehrgedanke das Faktum, die Schilderung, die Begebenheit unterstützt oder gar rechtfertigt, da meint Ihr Unnützes zu treiben; das Törichte nennt Ihr Romanhaftes, darum besitzt Ihr auch den reinen Roman nicht, Ihr seid verdorben für reine, bloße Bilder, die nichts sein wollen und sein sollen als Bilder.

Wir wurden eingeladen, länger zu bleiben. Abends zum Tee erschien die Tochter: schlank, fein gefärbt wie der Pfirsich, mit langen Augenlidern und reichem Haare, zurückhaltend, aber naiv, ernsthaft, mit aus der Tiefe durchschlagender Lustigkeit, kalt, aber mit durchfliegenden Spuren tiefster Innigkeit, so ist Miß Anna.

Später.

Wir sind noch immer hier. Lord Henry, der hier Engländer ist vom Scheitel bis zur Sohle, gefällt der alten Lady sehr, und Anna gefällt uns beiden, dem Lord außerordentlich. Er sieht scheel dazu, daß ich sie gern habe, ich lache seine Lordschaft aus.

Später.

Hui! wir haben erfahren, daß noch eine Dame hier ist. Gestern abend bei klarer Luft ließen wir uns auf dem Boote in der Brandung herumwerfen, wir sehen beide scharf wie Falken und entdeckten am Fenster eine schwarz gekleidete Figur, die nicht die Lady, nicht Anna war.

Ohne weiteres sagten wir's, so harmlos wie möglich, bei unserer Rückkunft der Lady. Sie sagte ja, und des Abends erschien die schwarze Dame. — Henry fuhr vom Sessel auf; Miß Mary schauerte zusammen, sie ist jene Jugendliebe. Die alte Lady scheint nichts Sicheres bemerkt zu haben bei dieser Szene.

Dies schwarz gekleidete Mädchen macht einen wunderbaren Eindruck, sie ist bleich wie Schnee, kaum der Duft roten Blutes schimmert durch diese bleichen Wangen, durch diese weißen Hände. Dunkles Haar und dunkle Augen heben wie der lebendige Grundton eines kühnen Schmerzgesanges die in schwarzen Samt gehüllte Figur. Sie ist kein junges Mädchen mehr, feine Züge des Leids schweben hin und her durch das zarte Antlitz, aber sie erhöhen die vornehme Tragik

der ganzen Erscheinung, ich möchte sagen: sie reizen wie das historische Kolorit eines Romans.

Du weißt, wie sehr ich die Jugendfrische des Weibes allem späteren Reize vorziehe, welche gefülltes schönes Fleisch gewähren mögen, der Trieb ist mir ein Knabe, der das Wachstum noch vor Augen hat; die Reife ist der letzte Schritt vor dem Welken, der Herbst ist tragisch, des Winters Tod lauert ihm auf der Schulter; aus des vollen Leibes lockender Haut seh' ich die Falte lauschen, welche der nächste Erbe ist und nur von Unerfahrenen nicht gesehen wird. Nur die junge Form hat wirklich zeugende Kraft, gesunde Sehnsucht, echten Drang zeugende; die erfüllte Form hat eine Mattigkeit des Beendeten.

Dennoch sehe ich mit einem schönen Gefühle dies wunderbare Weib Miß Mary, ich erkenne, daß ein Zauber dahinter ruht, der so mächtig, vielleicht mächtiger sein kann, als der Zauber junger Sinneswelt, weil eine Atmosphäre darum webt, die etwas haben mag von Kraft des erfahrenen Herzens, von Kraft historischer Welt. Dessen ward ich deutlich inne, aber gefährlich ist sie mir doch nicht — Du würdest vielleicht sagen: Das ist eben dein Mangel.

Miß Mary sprach bei jenem ersten Erscheinen sehr wenig, und ihre Stimme wankte wie eine unsicher angeschlagene Harfensaite — Henry, der beherrschte Engländer, konnte nur mühsam den erregten inneren Sturm niederhalten.

Später.

Die Zeit vergeht, es geschieht äußerst wenig, und doch ist das Wort Langeweile ganz unbekannt, wir sind alle tief und rastlos bewegt, es drängen und murmeln tiefe Meeresströme unter den innersten Räumen unserer Welt, wie sie in der Wirklichkeit unten am Felsenabhange wühlen.

Wir sind alle wie im halben Somnambulismus: die Lady ahnt unklar Gefährliches, aber sie weiß nichts und wehrt in keiner Weise, und liebt Henry; Anna liebt ihn wahrscheinlich auch, und über Miß Mary schweigt alle Sicherheit. Zuweilen sah ich eine plötzliche Röte ins bleiche Antlitz treten, und ich meinte ein Wachtfeuer auflodern zu sehen, das den nahen Todfeind verkündet; dann fliegt ein Schauer über den zarten Leib, wie eine kalte Luft rasch durch den heißen Mittag fliegt.

Das ist ein dämonisches Verhältnis zu Henry: ich glaube, sie liebt ihn nicht, sie würde eher in meinem Arm weich und glücklich werden, so sagt es mir manchmal ein kleiner Strahl, der hinter ihrem Blicke ruht und selten von einem so geübten Auge wie das meine zu erkennen ist, so sagt es mir die elektrische Kraft, welche sich äußert, wenn ihr samtenes Kleid an mich streift, oder gar die schönen Finger wie ein Hauch an mich treffen. Ihre Hand ist wie ein prächtig Trauerlied voll melancholischer Lockung, das in weiße Seide, in köstlichen Stoff gebunden ist, ein wollüstiger Schmerz lockt aus dieser weißen Hand.

Weißt Du es nicht, daß die ursprüngliche Neigung Hand und Locke des schamhaften Mädchens treibt, flüchtig wie ein Gedanke aber wirklich den Geliebten zu berühren? Sie weiß es nicht, unbekannte Mächte tun es.

Aber das dämonische Verhältnis zu Henry wird nach außen stärker sein, es schließt die starken Ketten immer fester um sie, sie schauert, aber sie kann sich nicht wehren, die Hände sinken, sie stürzt ihm in die Arme, von dem sie weiß, daß er ihr Verderber. Du wirst es sehen.

Und Henry! Demselben Dämon ist er unterworfen, und ein ebenso schlimmer, der englische Eigensinn, eine Macht über Tod und Möglichkeit hinaus, schließt sich an, und macht das tolle Verhältnis zum Verhängnis. Henry liebt offenbar mit aller sinnlichen Liebesneigung und Glut Miß Anna, er

ist bezaubert von ihr, aber er schlägt die Faust darauf, daß es ihn selber zum Äußersten schmerzt, und — strebt nach Mary, durchaus nach Mary.

Später.

Es ist ganz so, wie ich sagte: er liebt Anna, aber er will Mary besitzen, durchaus, und sollte er sie aus den Wolken reißen.

Wir saßen des Morgens an der Fenstertür des großen Saales, vor welcher ein schmaler steinerner Sitz überm Meere hängt und das tief tosende Element gleichsam verhöhnt. Mary sprach mehr als gewöhnlich, das heißt, sie sprach, denn sonst schweigt sie meistens; das entzückte Anna, denn Anna liebt sie zärtlich, und verheißt in der Leidenschaftlichkeit, womit sie das zuweilen ausdrückt, dem geliebten Manne einen Himmel von Feuer und Hingebung. Sie umarmte Mary mehrmals und war viel lustiger als sonst, die alte, strenge Lady war auch nicht zugegen.

Plötzlich stand Lord Roldan auf und führte mich auf die Seite, kühl und trocken also sprechend: „Mein Herr, Sie kokettieren mit den beiden Frauen, die mein sind, mein sein sollen —“

„Beide?“ fragte ich lächelnd.

„Herr, Sie erlauben sich meiner zu lächeln?“

Item, er forderte mich, und gegen Abend bestieg jeder von uns allein ein Boot, jeder nahm drei wohlgeladene Pistolen mit, jeder überließ sich der stürmischen Brandung. Verabredet war's also, daß wir aufeinander schießen wollten, so nahe als jeder imstande sei, mit Welle und Ruder dem Boote des anderen zu kommen.

Die Sonne schien klar, aber die See ging hoch, die Wellen warfen uns bald nahe aneinander, bald trennten sie uns weit. Gleichzeitig blitzten die beiden ersten Schüsse, einen Knall hörte im Wogengebrause nur jeder von seinem

eigenen Pistol — wer getroffen wurde und des Ruders nicht mächtig blieb, der war unrettbar verloren.

Das Meer schleuderte uns auseinander, keiner wußte, ob die Kugel das Ziel gefunden, ich war unverletzt. Es dauerte lange, eh' wir uns deutlich wieder erblickten, Lord Henry griff nach dem Pistol und zielte wie ich. Die zweiten Schüsse fielen, ich sah, daß Lord Henry das Ruder entglitt und er in den Raum seines Bootes zurücksank, die hochgehende Woge faßte sein Fahrzeug und schleuderte es von dannen. Ich strengte alle Kräfte an, um es zu erreichen, damit er nicht das Opfer seines übermütigen Eigensinnes werde, denn bei aller feindseligen Betroffenheit davon liebe ich diese gewaltsame Natur, und ich setzte mein eigenes Leben daran, um sie nicht dem wilden Elemente als Beute zu lassen. Aber meine Kräfte erschöpften sich, jener Zustand der Schwäche, der mir so verhaßt ist, trat ein, mein Geist schlug umsonst in den unmächtig werdenden Körper hinein — da beschämten mich die Wellen, sie warfen mir plötzlich Henrys Boot entgegen, ich sprang mit meinem Ruder hinein, und überließ meinen Kahn dem Meere.

Lord Henry lag blutend am Boden; ich band mein Taschentuch um die Wunde und legte ihn so, wie es am wenigsten schmerzhaft zu sein schien.

Wir lachten beide auf — um ein Nichts, um eine Kaprice vernichtet der Mensch den anderen! „Was soll mir aber das Leben," rief Henry, „wenn ich nicht damit schalten kann, wie es mein wechselnder Wille eben heischt; wer für das Leben sorgt, der lebt nicht, dem ists eine Bürde; was ich bewachen muß, das ist nicht mein, und der eingeschränkte Besitz ist nur einer für die Knechte."

Wir waren nun aber weit ins Meer hinausgetrieben, und der Abend fiel dunkel herab, ich arbeitete, daß der Schweiß in Strömen über mich stürzte, die Sterne gingen auf, Henry ward totenstill, die Wunde mußte in der kalten

Nachtluft heftig schmerzen, aber er verriet es nicht mit einem Laute.

Ich brach zusammen, als ich das Boot endlich ans Ufer geworfen hatte, und es blieb mir doch noch die schwere Last Henrys, den ich bis ans Schloß zu tragen hatte. Er ließ es nicht geschehen, und schleppte sich, auf meine Schulter gestützt, mit eigener Kraft.

Die Strenge der Umgangssitten in diesem Lande drückte schwer: Miß Anna verging vor Angst, den leidenden Henry nicht sehen, nicht pflegen zu können.

Ich verließ sein Zimmer nicht, einem Machtlosen will ich nichts streitig machen, ich sah Miß Mary mit keinem Auge; wir sprachen viel, sehr viel, besonders über die Schwäche der Menschen.

Als er soweit wiederhergestellt war, um im Zimmer umherzugehen, ging ich zum ersten Male von ihm, um in freier, rascher Bewegung Luft zu schöpfen, ich ließ ein Pferd satteln und jagte umher bis tief in den Abend hinein.

Das hatte die wildeste Eifersucht von neuem in ihm erweckt: sein Gedanke war, ich könnte bei Miß Mary sein, er ergreift eine Waffe und eilt nach den Zimmern der Meerseite, wo die Mädchen wohnen, er dringt unbemerkt bis an ihre Gemächer, er hört Anna und Mary sprechen; sie sind allein; beruhigt schleicht er zurück in den Saal, da hört er vom andern Eingange desselben die Lady kommen. Um keinen Preis der Welt will er gesehen sein; die Tür nach den Zimmern der Mädchen hin ist noch offen, der Verdacht, die Indiskretion, dieser ganze Sittenbruch, ein Engländer empfindet ihn wie eine Todsünde. Aber es ist kein Ausweg übrig als durch die große Fenstertür nach dem Meere, sie ist einige Ellen hoch von bergendem Holze, hinter welchem man sich niederkauern kann auf der schmalen Steinplatte, die draußen über dem Meere hängt; die Nacht ist dunkel. Er

ergreift hastig diesen Ausweg und zieht die Türe leise an sich, ohne sie ins Schloß zu werfen, denn wenn dies letztere geschieht, so ist er ausgesperrt, sie ist nur vom Saale aus zu öffnen.

In dem peinlichen Momente, wo die Lady mit einem leuchtenden Diener den Saal entlang kommt, bemerkt er kaum die entsetzliche Situation, auf schmalem Raume, ohne Anhalt dicht über dem tiefen Abgrunde zu sein.

Die Lady kommt bis an die Tür, schilt den Diener, daß man das oft Gebotene nicht beachte, daß die Tür nicht geschlossen sei, und drückt sie fest ins Schloß — der Rückweg ist ihm abgeschnitten. Die Lady geht in das Nebenzimmer, von neuem scheltend, daß auch dorthin die Tür offen sei; der Diener beteuert, es sei niemand dagewesen.

Das Nebenzimmer ist der Lady Schlafgemach, die Kammerfrau kommt, um die Herrin zu entkleiden, also auch die Hoffnung schwindet, ein Fenster der Tür einzubrechen und dadurch den Rückzug zu gewinnen: das Geräusch würde die Lady wecken; mit Entsetzen wird er inne, daß auch die Kammerfrau in der Nähe schläft. Die Lady dürfte im äußersten Falle das Mißliche erfahren, niemals aber eine Dienerin.

Es wird still im Schlosse, die Lichter verlöschen, aber dem reichen, stolzen Lord ergeht es hart: Wind und Regen machen sich auf vom Meere, sie überfallen ihn, der sich vor Frost kaum noch erhält. Unbeweglich muß er stehen — denn jetzt hat er sich wenigstens aufgerichtet — ein fester Anhalt ist nirgends, wie immer zieht die Gefahr wie eine Sirene, der ganze Körper will im wüsten Schwindel nach dem Abgrunde zu, er kommt aus dem Krankenzimmer und ist mit Leichtigkeit von Nachtluft, Regen und unbequemer Stellung vernichtet. — Er entschließt sich, lieber selbst hinabzuspringen: der stolze freche Lord, der sonst die dicksten Taue des Menschenverkehrs ohne weiteres zerreißt, er ist von diesem

Spinnwebfaden der Ehrensitte dergestalt umrankt, daß er eher sich, als einen Schatten Anstand seiner Wirtin opfern will. Dies sind Geheimnisse spezieller Zivilisation.

Ich kam spät nach Hause, und weil ich kein Licht in Henrys Zimmer sah, so meinte ich, er sei zu Bett; es war mir willkommen, nun einmal nach mancher gestörten Nacht fest schlafen zu können, ich verriegle die Tür meines Gemachs und liege bald im tiefsten Schlummer. Henrys Reitknecht sagte mir am andern Morgen, er habe umsonst gepocht und gelärmt an meiner Türe, da er seinen Herrn vermißt und bei mir Rat gewollt habe. Ich erinnere mich nur, einen Augenblick erwacht zu sein und mich beglückwünscht zu haben, daß ich bei dem Sturm und Regen, der an die Fenster schlug, im Trockenen und Sicheren sei.

Die Lust am Leben, welche allen Geschöpfen innewohnt und welche die größten Empfindungen gemacht hat, trieb Lord Henry endlich auch zu einem Entschlusse und Versuche — das Pistol, welches er von seinem Zimmer mitgenommen, lag neben ihm auf der Steinplatte, er unternahm noch einmal das Gefährliche, sich zu bücken, und mit erstarrter Hand danach zu greifen. Es gelang, und er zielte nun mitten ins Schloß der Tür hinein, um sie aufzusprengen, und mit einem tüchtigen Rucke in den Saal, und von dort rasch, ehe jemand in den Weg treten könne, auf den Gang, nach seinem Zimmer zu kommen.

Der Schuß versagte — Henry zwang seinen Sinn vor sich selbst zur Ruhe, zum Gleichmut, zog das Gewehr noch einmal langsam auf, drückte noch einmal ab, es knallte und krachte; es gelang.

Natürlich geriet da oben alles in Bewegung, man stürzte hinzu, man fand das Unerklärliche, man mutmaßte nach allen Richtungen — Henry, um alledem eine andere Wendung zu geben, warb am nächsten Morgen um die Hand der Miß Anna, entdeckte der Lady seinen wahren Namen.

Bestürzt und erfreut trieb sie zur augenblicklichen Reise nach London, damit dort die Hochzeit gehalten würde. Bestürzt war sie um Marys willen, die einst just vor Henry zu ihr gerettet worden war, erfreut war sie, weil Anna in glühender Liebe für den Lord brannte, weil ihr selbst der Schwiegersohn wohlgefiel.

Es war noch nicht Mittag, da fuhren wir alle gen London, ich mußte Harrys Bitten weichen, ich mußte mit; denn Mary blieb zurück, weder er noch ich hatte sie wieder gesehen.

Später.

Seit der Zeit sind Wochen vergangen, das Ehepaar schwelgt in den Flitterwochen, ich konnte das charaktervolle Bild Marys nicht vergessen und ihre verzauberte Einsamkeit auf der Abtei; in einer Stunde des Gedankens daran warf ich mich aufs Pferd und ritt Tag und Nacht, hinaus nach dem Felsenschlosse. Im Walde vor dem Hügel ließ ich das Pferd meinem Burschen, und eilte hinauf, niemand begegnete mir, ich kam in den Saal, Mary saß am Fenster und schaute ins Meer hinaus; das dunkle Haar hing aufgelöst über den bloßen Nacken und das schwarze Samtkleid herab, sie glich einer Balladenkönigin, und hob staunenden Rufs ihre Arme, da sie mich sah.

Das Kleid war schwarz, der Leib war weiß,
Die Hand war kalt, das Herz war heiß;
Sie wehrte, rang und küßte —

Es gibt Dämonen, die ihre Krallen tief herein strecken in die Welt, glaub' mir's. Sie schüttelten dies Weib selbst in meinen Armen, sie gönnten ihr keine Ruhe, kein Glück, in den Träumen rang sie mit Henry.

Und diesem erging es ebenso: von der Seite des liebenden und geliebten Weibes ward er zur Nachtzeit getrieben, und er flog nach der Abtei, und als ich nach einem

Jagdausfluge von zwei Tagen zurückkehrte, da stand Mary hinter der offenen Fenstertür des Saales, auf der Steinschwelle, die über dem Meere hängt, ihr Samtkleid hing zerrissen an der einen Schulter, das Haar flog aufgelöst im Winde, sie sang Liederverse Opheliens, und mich kannte sie nicht mehr. Es war grausig, und ich entfloh zum zweiten Male.

Lord Henry ist nicht wieder gesehen worden in Altengland.

Ich habe sonst ein fatumhartes Wesen, ich kann arge Dinge sehen, wie sie die Menschen Unglück nennen, und sehr unbefangen dabei bleiben; für mich hat die Welt starke Nerven, weil sie ihr meiner Meinung nach notwendig sind. Wir sind wie Tiere in den Wald gesetzt und haben uns unserer Haut zu wehren. Aber es schauerte mich, als ich am Eingange des Eichenwaldes mich noch einmal umwendete, und die verödete Abtei da oben sah, das zürnende Meer dahinter hörte. Wie lag sie damals sonnenfröhlich da! Wir haben unsern Fuß hineingesetzt, und der Dämon ist auf unsern Schultern gekommen — jetzt ist sie verwüstet.

Ich muß der Welt nicht mehr Gesicht zu Gesicht gegenüberstehen, denn wo ich hinblicke, richt' ich Unglück an, oder helfe es anrichten. Und wo kein Glück mehr ist, da ist der Tod, Glück ist eben das richtige Verhältnis. Ich hab's verloren — pah! ich muß doch weiter.

Mit welcher Mühe entrinn' ich der alten Lady, der verzweifelnden, über ungewisse Verlassenheit hinstarrenden Anna! So jung, so rot, so lebenswarm, so vertrauend, so hingebend, so schön, so gut, so lieb und so vernichtet! Wenn's mich rührt, Valerius, wie muß es sein!

Geht's nicht auch mit mir zu Ende? Ich erschrecke, ich fliehe, ich bedauere — wie will das in mein Leben passen?

Sie verfolgen mich, diese unglücklichen Weiber, ich soll ihnen Auskunft geben, oder mit ihnen nach Auskunft suchen über Lord Henry.

Die stolzen, schweigsamen Ladys, diese schwarz gebundenen Velinbücher, welche die Sitte mit goldenen Spangen verschließt, mit nördlichem Reife behaucht, und in denen morgenländisch glühende Märchen ruhen, sie betrachten mich kalt und scheu und neugierig. Diese Vereinigung im Blicke ist echt englisch. Um solcher Welt der Untersuchung zu entgehen, schließ' ich mich an die Genossen tollen Lebens, ich brauche eine kräftigere Bewegung, als sie das Nachdenken über unabänderlich Geschehenes bietet — manche Nacht sprangen wir durch die gaslichten Straßen hinaus in die Nacht, um ein Landhaus zu besuchen, wo eine fröhliche Wirtschaft gedeiht. Mädchen aus Afrika, Bajaderen aus Ostindien, verschlossene Amerikanerinnen, verschleierte Ladys, verlarvte Kinder begegnen uns dort, Prinz Heinz hat reizloser liederlich gelebt.

Es ist ein Mädchen dort, von allen die Perle genannt, die mich wunderbar fesselt, obwohl sie mir niemals ihr Antlitz zeigt; sie kleidet sich frei und prächtig wie eine Indierin, sie tanzt mit dem Tamburin zum Entzücken, alle übrigen haben ihr Antlitz gesehen und nennen sie schön zum Erstaunen, alle übrigen haben mit ihr geredet und finden sie liebenswürdig zum Berauschen — mir nur zeigt sie ihr Antlitz nicht, mir nur gönnt sie kein Wort; aber sie sucht mich, sie hört mich, sie verständigt sich mir durch die reizendste Pantomime. Perle, du reizest mich zum Äußersten, erhöre mich auch, erfülle den Reiz! Sie schüttelt mit dem Kopfe.

Ich jagte heut allein hinaus und fand „die Perle“ in einem mystisch beleuchteten Zimmer, wie es die deutschen Romanschreiber gern für Liebesabenteuer schildern. Umsonst drohte ich, bat ich, flehte ich sie, den verhüllenden Schleier

vom Gesicht zu ziehen, ein Wort zu sprechen, umsonst. Aber übrigens war sie sanft, war sie hingebend, wiegte mich in süße Verlangnisse, überschüttete jene Neugier mit Wollust. Als ich darein verloren war und sie verloren glaubte, raffte ich mich auf und riß ihr den Schleier vom Haupte — wen erblickt' ich und was erfuhr ich! Nur ein Moment blieb mir Freiheit, Margaritens schönes, aber tödlich drohendes Antlitz zu sehen, im nächsten Augenblicke hatte ich mit aller Anstrengung um mein Leben zu kämpfen. Sie hatte behend wie eine Schlange den leichten Schal ihres Halses um meinen Nacken geschürzt, sie schnürte ihn mit aller Kraft zusammen, um mich zu erdrosseln — es war ein Ringen um Leben und Tod mit einem starken, wütenden Mädchen.

Als ich sie mühsam überwältigt und nach Luft geschöpft hatte, lag sie zitternd am Boden, zitternd von der gewaltsamen Anstrengung und vor Wut — „Du hast mich zur Bajadere gemacht," sagte sie halb erstickter Stimme, „mache mich auch zur Leiche, oder ich werde dich verfolgen, bis ich dich erwürgt habe."

Ich eilte von dannen. Dies schreib' ich auf einem amerikanischen Schiffe, das auf Wind harrt, um die Anker zu lichten. Am Strande, von wo ich ins Boot sprang, sah ich von neuem Margarita, sie war es sicherlich, obwohl ein dichter Mantel und Schleier sie verhüllten, wer könnte sonst die Worte sprechen, die ich deutlich bis auf die kleinste Silbe vernahm:

„Wo du auch hingehst, meine Rache wird neben dir sein."

Versuch's, rachlustig Mädchen, durch den Ozean zu schwimmen. Leb' wohl, sanfter Deutscher!

---

13. Valerius an Hippolyt.

Unsere Naturen scheiden sich für immer: Du gibst auf eine grob sinnliche Weise so ganz und gar jedem Gelüste

fraglos nach, daß Dir am Ende gar kein Unterschied mehr übrig bleibt von dem bloß Animalischen. Wenn die Bildung nicht eine gemeinschaftliche Natur wird mit dem, was Sinn und Körper heischt und was der einschränkende und ordnende Geist zuläßt oder gebietet, wenn sich nicht eine Ehe geordneter Art zwischen Leib und Seele bewerkstelligen läßt, dann hinaus mit dem Menschen unter die Tiere des Waldes oder der Wüste, er überhebt sich ihrer in keiner andern Weise, als daß seine Sinne vielleicht noch raffinieren.

Möge hie und da ein einzelner Mensch Deiner Gattung übrig bleiben, wie man für Wissenschaft und Kunst eine Urpflanze, ein Urgeschöpf aufbewahrt, um stets ein echtes Bild vor sich zu haben, wonach die Ausbildung geregelt werde; möge einem Geiste wie dem meinigen noch oft eine Erquickung, ein Spekulationswecker aufstehen in einem Menschen wie Du, in einem teilnahmsvollen Verhältnisse, wie zwischen uns — aber die zivilisierte Welt muß Dich vernichten, wie ganze Gegenden ausziehen, um einen Wolf zu erlegen. Fahre wohl! Ich werde Deiner gedenken, und zwar mit einer Liebe, wie ich sie vielleicht allein auf der Welt für Dich haben kann, weil ich allein Deine innerlichste Menschenbedeutung erkenne.

Wundere Dich nicht, beklage Dich nicht! Wer keine Beschränkung duldet, der duldet auch keine Liebe; Du vereinsamst Dich für Deine Lust, und so wirst Du auch vereinsamt und vogelfrei für jeden Schützen, der auf Dich zielen will, so vereinsamst Du Dich auch zum Tode. Fahre wohl! Ich sehe Dich einsam erschlagen am Meeresstrande eines fernen Weltteils liegen; Deine zornige Seele ringt sich mühevoll vom starken, widerspenstigen Leibe und stürzt drohend ins All hinaus, um ihre Verbindung mit der Gottheit zu suchen, ihre unmittelbare Verbindung. Armer Hippolytos! Das ist eben der tragische Mensch, daß er nur mittelbar der Gottheit sich bemächtigen kann, und es ist wenig Aussicht

vorhanden, daß die Unmittelbarkeit gleich nach diesem Leben eintreten werde! Armer Hippolytos!

Jawohl, jawohl, wir haben uns einst alle erhoben für die Freiheit, aber die Freiheit für Zivilisierte ist nur ein freies Gesetz; ja wohl haben wir uns erhoben für den wahrhaften, echten Verkehr zwischen den Geschlechtern und gegen die lügenhafte Ehe, aber nur gegen die lügenhafte; wo in Wahrheit zwei Wesen in eines aufgehen, da ist eine Erfüllung des Menschentums gewonnen. Was mir eine Geliebte zurief, das bezeichnet für mich den wahren Standpunkt, sie sagte, den verehelichten Personen gelte der Kampf, nicht der Ehe.

Haltet die Ehe offen, wie der Herr des Himmels seine Hand offen erhält für den wahrhaft notwendigen Wechsel der irdischen Welt, den Wechsel von Tag zu Nacht, von Schnee zu Blumen; schüttelt die Personen, welche durch Lüge mit dem Institute Frevel treiben, schützet diejenigen, welche von der Unwahrheit einer Verbindung gefesselt und zertrümmert werden, kämpft gegen und für die Verehelichten, haltet die Tür der Erfindung offen, doch vermengt damit nicht die Ehe selbst.

Aber, ist Dein Verhältnis zum Weibe etwas anderes als ein Krieg, ein Raubzug? Soll ihn das Weib gutheißen, kann ihn der Mann loben? Du willst vom Weibe nur die Lust; das Weib kann aber auch ein Herz geben, eine Ewigkeit darin, und dergleichen willst Du nicht, weil Du's nicht brauchen kannst; Du vernichtest also das Weib.

Fahre wohl! Der Schrecken wird Dich ereilen in der freien Welt Amerikas. Dort ist die Freiheit ein Rechenexempel, und ein schlimmeres als das, um deswillen Du Europa fliehst. In einer durchwirkten alten Welt sind die Zahlen, dieser unpoetische Behelf, abgestumpft, und die Mannigfaltigkeit entschädigt für einzelnes Mißfällige — dort drüben in der amerikanischen Anfänglichkeit stehen sie noch

nackt und einzeln da wie ein Pfahlwerk, das die Zeit überkleiden soll, und an diesem Pfahlwerke wirst Du gespießt. Ein Rechenexempel, ein Pfahlwerk der Freiheit ist dem poetischen Gelüste viel unerträglicher als eine bekleidete, mit geschichtlichem Moos bewachsene Untertänigkeit; der bloße Begriff ist ein Rezept, die Gewohnheit aber ist eine Speise, und Speise braucht der Mensch. Fahre wohl!

Ich bin wirklich von Grünschloß nächtlicherweile ins Gebirg gewandelt und habe als Kohlenbrenner die Berge durchstrichen aufwärts und abwärts. Hier in einem abgelegenen Tale saß ich eines Morgens und labte mich an dem harten, schwarzen Brote, das in meinem Schnappsacke zu finden war; die Sonne schien, die Vögel sangen, mein Leib war gesundet und gekräftigt, mit ihm mein Geist, ich dachte damals: Ei nun, du bist ja nicht allein klug in der Welt, sie wird's so gut machen und besser als du, laß sie gewähren, glaube ihr, betrachte, sinne, dichte von neuem, aber im kleinen. Mit der großen Welt bist du gescheitert, versuch's mit dem verjüngten Maßstabe; harke die Erde, pflanze Kohl, wirke auf den Nachbar, suche das Nächste, wage dich nur langsam und äußerst vorsichtig mit dem Schlusse, mit der Forderung ins Allgemeine.

Da trat ein Bauer zu mir, der aus dem Holze kam, und grüßte mich; er fragte, ob ich feirig sei, und warb meine Fäuste und meine Tageszeit. Und zwar für seinen Garten, für seine Baumschule, wenn ich dergleichen verstünde, „denn Ihr seht mir", meinte er, „nicht so recht aus wie Feldarbeit." Ich verstand's, und es schickte sich gut: es gedieh die Frucht, und des Abends schwatzte der Bauer mit mir und ließ sich erzählen und Ratschläge geben — es erquickte mich, die Macht des Geistes zu sehen, des unbefangenen Geistes, wie er sich abgesetzt hat in mir durch soviel Erfahrung und Gedanken. Es war mir Freude und Genugtuung, einen Erfolg solches unparteiischen, laß mich sagen naiven Geistes

auf den Bauersmann zu sehen, ich sprach nicht in Kategorien, nicht im Jargon unserer Kultur, und es trat ein wirklich bildendes Verhältnis zwischen uns ein — was erkannte ich? Ach! Nach bestimmten Zielen rennt man, verfehlt sie und läßt die Arme sinken; man glaubt, umsonst gestrebt und gewagt zu haben, aber der Zufall macht uns aufmerksam, daß wir zu einem ganz anderen Besitze gekommen sind: zwischen den Fugen, in denen wir uns bewegt, zwischen den Fingern, mit denen wir gerafft und nichts errafft haben, sind feine Sommerfäden hangen geblieben, Fäden, welche eine Verkündigung stillen glücklichen Sommers sind. Die Welt besiegt man nicht, aber einzelne Leitgedanken, einzelne Weisheit derselben siedeln sich unserer Seele an, und statt der Herrschaft über das Ganze, nach welcher wir ausgezogen sind in Kampf und Streit, finden wir eine Herrschaft über uns selbst, einen Aplomb unserer selbst, eine Entsagung, aus welcher heraus eine Macht und Herrschaft unserem Geiste wächst, größer und dichter, denn alle äußerliche.

Der Bauersmann erzählte seinem Herrn, welch einen Gärtner er gewonnen; der Herr kam, ich fand mit Leichtigkeit den höheren, richtigen Bezug zu ihm, ohne ganz meinen Charakter zu verleugnen, ohne das System aufzugeben, daß mir die Welt noch einmal von der Einzelnheit und von der Resignation aus zu erobern sei. Ich gefiel auch ihm, — die Fassung, das Verhältnis, in welchem etwas erscheint, macht ja alles; die meiste Beziehung, welche in der Welt existiert, ist ja in den ersten tausend Jahren der Welt aufgefunden worden, das Verhältnis, in welches diese Beziehungen zueinander gebracht werden, dies allein ist das Neue, das Reizende, ist die Aufgabe. So war denn der weise Gärtner dem Gutsherrn ein Wunder, ich mußte aufs Schloß, mußte einen großen Teil der Verwaltung übernehmen; mein Regiment über Obstbäume und den Bauer wuchs solchergestalt reißend, der Schloßherr, jung und wacker, hat es mir nach

und nach über sich selbst eingeräumt, er weiß, daß ich kein Gärtner bin, daß ich eine bewegte Geschichte habe, aber wir schweigen darüber. Die Polizei aus jenem Staate drüben, die mich für den Mörder Konstantins und Juliens hält, soll mich nicht quälen, und ich will deshalb in der Stille bleiben. Diesem über mir schaukelnden Schwerte, das meine Bewegung bannt, sehe ich ruhig zu; früher allerdings hätte ich dies nicht vermocht: wer aber resigniert hat, ist viel stärker, als wer alles besitzt. Ein Durchreisender kann mich allerdings erkennen, denunzieren, aber ich denke, es wird nicht geschehen.

Meine Macht wollte noch weiter hinaus: der Gouverneur des Distrikts, von meinem Gutsherrn unterrichtet, ließ sich mit mir ein, wollte mir ein groß Regiment anvertrauen; ich hab' es abgelehnt, weil ich dabei wieder in die Unsicherheit des offenen Meeres geworfen würde, und weil ich fühle, daß meine Kraft und Ruhe doch noch sehr jung und schmächtig ist; möge sie höher und breiter und möge ihre Rinde wachsen mit den Jahren! Fast berauschte es mich schon, wie dieser Weg des kleinen Schrittes doch so rasch und sicher zu großer Herrschaft führe; wer noch berauscht wird, der ist noch zu jung. Nicht wahr, ich werde ein Philister? 's ist nicht so arg: mancherlei Hoffnung, sogar mancherlei Überschwenglichkeit schlägt schon wieder die Flügel in mir. Wenn ich noch einmal lieben könnte, dann wäre alles gut; ich fürchte aber, diesen schönsten Keim haben mir die Nachtfröste verdorben.

Ein ganz verschwiegen Tal — freilich ist mir die Verschwiegenheit gar zu wünschenswert geworden — ein Tal mit der Ruhe und warmen Fruchtbarkeit des Paradieses habe ich aufgefunden, dort baue ich mir ein zierlich, heimlich Haus, ich bin sehr gut bezahlt und habe das Geld dazu, es wächst täglich und rundet und schließt sich im freien Schatten dunkler Kastanienbäume, die für mein Sonnenherz eine große

Spalte nach Morgen offen und frei lassen. Du glaubst nicht, was mir das für Freude gewährt, solch ein eigenes Besitztum zu schaffen, einen wunderbaren, ganz neuen Reiz. Ist's ein Egoismus, o laßt mir die kleine Sünde, ich stelle auch keine unbedingten Verlangnisse mehr an Euch, ich bin nicht mehr kategorisch, seid's auch nicht gegen mich! Wirklich die größte Freude, Hippolyt! Heute habe ich sogar eine Spekulation mit gewagt, eine industrielle, die ich mit all meiner Erfahrung ausgerechnet habe; Walden, mein Gutsherr, sagt: „Wenn sie gelingt, so soll Ihr Gewinn das ganze Tal sein, wo Sie Ihr Haus bauen, und ich rüste Ihnen die Besitzung mit zwei Stück Stammvieh von jeder Sorte aus, von Pferden, von Ochsen, von Kühen, von Schafen, von Ziegen" — denke Dir, dann hätte ich eine ganz vollkommene Wirtschaft! Aus dem unglücklichen Weltreformator würde ein beschränkter Landwirt, dessen Besorgnis das Kalben einer Kuh wäre — spotte zu, ich bin gesund beschäftigt in diesem Treiben, und die große Welt in mir stirbt darüber nicht, o, sie ist so geschäftig im Kleinen!

Triumph! Es ist gelungen! Ich bin Herr meines Tales, der Besitz, ein Wort, das uns bisher immer unbekannt geblieben ist, rankt seine weichen, verführerischen Arme um mich, und seine Macht ist um so größer, weil ich ihn selbst erworben habe. Das Geschenk berauscht, das Erworbene beglückt und fesselt. Der Regen, welcher vom Himmel fällt, der Sonnenblick, welcher sich durchdrängt und einen Wechsel verheißt, sie haben jetzt einen viel wichtigeren Bezug auf mich, sie wirken zum Gedeihen meiner Frucht, sie bestimmen die jedesmalige Anordnung des Geschäfts, ich gehöre jetzt zur großen Familie Gottes, welcher die Erde zur Verwaltung übergeben ist. Denen, die draußen sind, die umherschweifen lose über die besetzte Erde, bleibe die Spekulation, die

stürmische, ins allgemeine brausende, den anderen aber bleibe ungestört die nächste Sorge, die Verteidigung des Ruhenden — aus diesem Gemisch bilde sich die Welt weiter; aber es verachte mir keines das andere. Und kommt man auf meinem Wege zum Eigentume, so entweicht die Spekulation nicht, auch dem Ruhenden kreiset das Blut; aber sie geht in kleineren Schritten. Trotzdem arbeitet sie unablässig; laß mir den kleineren Schritt.

Bin ich furchtsam geworden? Du wirst es sagen; aber ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir einen andern Gedanken aufdrängt: der Mut läßt sich nicht als etwas Allgemeines aufstellen und verlangen; so wie das Verdienst und der Fehler bei jedem einzelnen ein eigenes sind, so ist auch der Mut für jeden einzelnen ein anderer. Wenn er hinausgeht aus der eigentümlichen Bildung und Anlage des Menschen, so wird er ein forcierter, ungedeihlicher — ich hab's mit Schrecken eingesehen. Höre:

Mein Haus und Land waren bestellt, ich konnte abkommen, bestieg meinen Klepper, um aus meinem Zauberkreise wieder einmal in die Welt hineinzusehen. Du baust dich vielleicht in einen Irrtum ein, sprach mein Geist zu mir, du befängst dich in Abgeschiedenheit, betrachte rasch die fremde Welt mit einem prüfenden Blicke. Einige Meilen von uns liegt ein Bergstädtchen, wo sich viele Straßen kreuzen, mancherlei Fremde zusammenfinden, wo ein reger Menschenverkehr sich bewegt — dorthin ritt ich, und siedelte mich an, um einige Wochen zuzuschauen.

Wen fand ich dort? Ich trat in eine kleine Gesellschaft, und an meinen Hals flog Kamilla. Die Leute guckten, steckten die Köpfe zueinander, verwunderten, fragten sich. Das arme Mädchen war zu einer Verwandten hierher geflüchtet und lebte still und anspruchslos — da erscheine ich,

der natürlichste Gedanke, daß ich sie aufgesucht, fliegt wie ein Frühlingswind durch ihr Herz; sie fragt nicht, sie beachtet nicht, sie liebt, das gute Mädchen!

„Du hast eine Antipathie gegen die Ehe," sagte sie; „Valerius, widersprich nicht, ich weiß es, sie soll dir nicht gestört werden, ich komme zu dir als deine Geliebte, ich will nie mehr sein als deine Geliebte, nimm mich auf! Was kümmert mich sonst in der Welt als deine Liebe, laß die Leute reden, lächle doch!"

Bin ich furchtsam, den Formen, dem Geklatsch unterworfen? Es scheint so, denn ich ertrug es nicht, daß man mit Fingern auf uns wies, daß die kläglichsten, ordinärsten Weiber ihren Stuhl wegrückten, wenn sich Kamilla neben sie setzte; Kamilla, ein Engel neben diesem Troß, Futter für Hebammen — ich sah das Nichts dieser Geschöpfe, wußte, daß sie keinen Begriff davon hätten, was bloße Form, was höhere, innere Wahrheit, was wirkliche Sittlichkeit sei, ich wußte alles, aber ich ertrug es nicht. Ich litt Folterqual für Kamilla. Sie, die Feinfühlende empfand es nur zu bald. Eines Abends waren wir in einem öffentlichen Salon, wo ein allgemeines Fest gefeiert wurde, man setzte sich an eine große Tafel, um zu speisen, es blieben für uns an einer Ecke zwei Plätze leer, wir gehen darauf zu, eine ordinäre Kaufmannsfrau von der plebejsten Form und Gesinnung sitzt auf dem angrenzenden Stuhle, sieht uns kommen, steht von ihrem Sessel auf, legt ihn um, setzt sich auf einen der beiden Plätze, die wir einnehmen wollten. Ich frage höflich, ob sie diese Stühle noch besetzen wolle. „Ja," erwidert sie mit lauter Stimme, „ich will nicht neben einer Liebhaberin sitzen, dazu ist mir meine Reputation zu lieb." All mein Blut trat mir aus dem Gesicht, ins Herz zusammen, ich erinnere mich kaum, je eine solche Wut empfunden zu haben; ich faßte sie bei der Hand, daß ihr wohl Hören und Sehen, wenigstens das Schreien vergehen mochte, zog sie in die

Höhe, führte sie zwei Schritte hinter den Stuhl, und ihr sagend: „Madame, verkaufen Sie Bindfaden, und bleiben Sie unbekümmert um sonst etwas!“ gab ich Camilla die Hand, und wir setzten uns. O dieser Zustand! Das ging nun wie ein Rottenfeuer um die Tafel herum, bald lauter, bald leiser, durchweg mit einem Ausbruch gegen uns drohend; alles sah auf uns, ich schlang Gift hinunter mit dem Essen, und die Rache, mir sonst so fremd, schrie in mir. Kamilla, diesen Engel, wie kannst du ihn rächen an der Brutalität des Packs — je fremder diese Stimmung in meinem jetzigen Wesen war, desto verheerender tobte sie in mir umher.

Am andern Morgen war Kamilla verschwunden; der Torschreiber hatte sie mit einem Bündel unter dem Arme bei grauendem Tage fortwandern sehen; ich schickte Boten nach allen Richtungen, ich jagte selbst nach allen Seiten, umsonst. Und ich wußte obenein, daß sie mittellos hinausgegangen war in die fremde, feindliche Welt, ich war in Verzweiflung. Ein Zettel allein auf meinem Nachttische war mir geblieben, folgender:

„Du hast nicht das Wesen, Valerius, ein illegales Verhältnis zu ertragen, Du leidest, Du sollst aber glücklich sein. Ich gehe, folge mir nicht, mein Lieber, es gibt nichts Gutes für Dich, wenn Du mich fändest. Meiner herzinnigsten, unverbrüchlichsten Liebe für Zeit und Ewigkeit sei ganz gewiß; suche Dir ein Eheweib, sie wird Dich beglücken. Du schläfst fest, während ich dies schreibe, ich küsse Dich noch einmal leise und schlucke den Tränenstrom hinunter, damit er Dich nicht wecke; dann geh' ich für immer. Bis an meinen Tod will ich für Dich beten. Deine, ach, bis in die geheimste Faser des Herzens

Deine

Kamilla.“

Wochen sind vergangen, alle Nachforschung bleibt vergebens.

---

14. Hippolyt an Valerius.

Auf dem Meere.

Der Tag zieht eintönig vorüber, die Nacht mit dem blitzenden Himmel steigt einmal wie das andere herauf, langsam und unmerklich entfernen sich die europäischen Sternbilder, das Meer rauscht und streicht, hebt sich und fällt einmal wie das andere — ich habe sie gewünscht, diese großen Elementarverhältnisse der Welt, sie haben mich oft gestärkt. Auch sie werden mir einförmig und öde, Du hast vielleicht recht: ich brauche eine andere Welt, vielleicht da oben, auf dem rotblinkenden Mars, find' ich Genüge, in der Sonne selbst vielleicht find' ich Leben. Auch wenn sie drückt und brennt und die Menschen niederwirft, ist sie mein Gestirn, ich bin daheim, wenn sie da ist, ich liebe sie, selbst die versengende möcht' ich umarmen.

Groll und Galle und Wildheit bleibt in meinem Herzen, auch die Meereseinsamkeit hilft nicht dagegen; das europäische Land bleibt in mir liegen, ich sehe darauf hin, wie auf einen bewegten, schwarzen Ameisenhaufen, es zuckt mir in der Hand, eine hohe Woge zu fassen und darüber hin zu schütten, bis nichts übrig wäre als unbelebter Boden. Die Welt im ganzen ist anders gebildet worden, als ich sie haben möchte. Die Geschichte hat nur für die Philister eine Welt erfunden, eine Zivilisation, Ihr könnt nicht anders fertig werden, als wenn Millionen gekleidet sind einer wie der andere, denken, wünschen, handeln einer wie der andere, die Gleichförmigkeit ist Euer einziges Mittel des Beisammenlebens — ein trauriges, mordendes Mittel. Ich bin überzeugt, daß erst die unterste Klasse der Erdentwicklung erfüllt ist, wenn Ihr das klägliche Ziel erreicht, und alles unter einen Hut, unter eine Decke gebracht habt, dann wird die zweite, die bedeutendere Entwicklung beginnen, nach der ich schmachte, die Entwicklung der Mannigfaltigkeit, der Tausend-, der Millionenfaltigkeit.

Dann wird jeder ein eigener Mensch werden, nach seinem Geschmack sich kleiden, nach seiner wirklichen Eigenheit reden, nach seinem echten Herzen tun, ohne daß der in der Einzelnheit ohnmächtige Hause erschrickt oder Schaden leidet. Eure Menschheit ist eine Hammelherde, die gleichmäßig blökt, dieser Begriff Menschheit ist mein Greuel; aber ich erlebe keinen neuen, Ihr habt für Jahrhunderte hinaus die Nivellierung gepachtet, Ihr revolutioniert gar für die Gleichmacherei, Eure Langweil' gähnt mich an wie das breite Wüstenmaul der Sahara, über welche zehn arabische Pferde mit abwechselnden Kräften jagen können, ohne ein anderes Ziel zu erjagen als den Tod. Ihr habt das prächtige Wort erfunden: „Leute" — Leute! darin liegt Eure Weisheit, Euer Glück! Wer zu den „Leuten" gerechnet sein will, der braucht nur einen Körper, eine Nase, einen Magen und das Gebräuchliche zu haben, das reicht hin, er ist von den Euren. Der Starke muß schwach werden, der Schwache stark, was über das Fahrwasser hinausgreift, das ist des Todes — heiße Sonne, verkohle mich, ich will des Todes sein, ehe ich in dieser Mittelmäßigkeit fortvegetiere.

Habt Ihr's nie begriffen, daß es der fürchterlichste Vorwurf war, wenn Eure Poeten die Poesie da suchten, wo Ihr nicht wart, wo Eure Welt nicht war? Wenn sie idealisierten, eine poetische Welt erfanden, und Euch darauf Abonnementsbilletts verschafften? Ihr verderbt für Eure Zivilisation so viel Klugheit, daß Ihr Euch selbst in Euren Lumpen nicht mehr erkennt. „Freßt Staub, wie eure Muhme, die Schlange!"

Darum habt Ihr soviel Verbrechen in Eurer Welt, wie in der Erziehung eines höflichen Kaufmannssohnes alles verboten ist, und nur einzelnes ausnahmsweise erlaubt wird. Was wißt Ihr vom Verbrechen! Wenn wir dessen nicht mehr fähig sind, so hören wir auf, Menschen zu sein, werden Zahlen und Begriffe. In jedem Menschen liegt jedes Ver-

brechen, oder er ist kein vollständiger Mensch. Was erreicht Ihr nun mit Eurem Katechismus? Das Verbrechen flüchtet sich in Eure Tugend, denn die Fähigkeit des Verbrechens ist die Urkraft, welche Eure Gleichmacherei nicht leiten und richten, sondern töten will; das vermögt Ihr nicht, denn Ihr bleibt stärker, göttlicher als Ihr es wollt und begreift, die geknebelte Urkraft äußert sich nun gewaltsam, sie wird darum Verbrechen, sie wird Verbrechen, auch wenn sie zufällig in Euer Gesetz flüchtet, der streng Tugendhafte ist ein Verbrecher der Tugend und richtet mit der Tugend sein Unheil an.

Das geschieht, weil Ihr aus den ungeheuren Kräften des Alls lauter kleine Dorfschulmeister machen wollt. Ich habe manch sanftes und gutes Pferd gesehen, das störrisch und schlecht wurde nach wenig Wochen unter Hand und Schenkel eines pedantischen, hart-dogmatischen Reiters. So trenset und kandaret Ihr Euch eine verbrecherische Tugend zurecht.

Ich hab's beschlossen, mein Fuß betritt den Boden Europas nicht mehr; gefallen mir die Yankees nicht, so geh' ich zu den Rothäuten der Wälder, dort wird es mir wohlgefallen. Sie haben wenig Kultur, aber darum auch wenig Verdorbene.

Nachts, wenn ich auf dem Verdeck umhergehe, schleicht hinter mir, vor mir, neben mir eine verhüllte Gestalt — ich habe nie begriffen, was Ihr mit dem Worte „unheimlich" ausdrückt, jetzt empfinde ich's; ich muß mir das vom Halse schaffen! Sie schleicht leise, fast unhörbar, dennoch erinnert sie mich an den ehernen Tritt des Komturs im Don Juan.

Es sind einige deutsche Auswanderer auf dem Schiffe; warum wandern sie aus? Lieber Gott, weil sie zuviel Kinder für den kleinen Acker haben. Über dies Abc der Staatsnot läßt sich nichts sagen; aber es sind auch einige

Robespierrianer mit uns, was wollen diese aus der Welt machen? Es ist ihnen nicht genug, daß gleichgemacht wird, es soll auch gleichgeschlagen werden: das Bäumchen, das etwas größer, der Strauch, welcher etwas niedriger ist, als man's eben beliebt, das soll vertilgt sein, und sie hoffen auch, ihre Rechnung in Amerika zu finden. Sie erwarten es, ich erwarte es — ach, nein, ich erwarte nichts. Eure Revolution ist noch prosaischer als Euer Altes; was ich so von ein paar Probeexemplaren aus Amerika sehe und höre, das grinst mich an mit totem, gläsernem Auge.

Der Wind streicht frisch aus Europa in unsern Rücken, er ist meinem Herzen günstig. Heute morgen sind wir bei der großen Bank angekommen, welche sich viele hundert Seemeilen nach Nordnordost hinaufzieht und den Amerikaseglern Gefahr droht. Es walten hier die dichten Nebel, wir fahren dahin in halber Nacht — gibt's einen einsameren, großartigeren Tod? In der Dunkelheit mitten im Weltmeere verschwindet man wie ein Atom. O kläglicher, kläglicher Zustand eines Menschen! Ein tyrannischer, weit fordernder, weit greifender Geist ist ihm gegeben, und ein Wechsel des Ortes reicht hin, daß dies Geschöpf verschwindet, jach und unbemerkt!

Betrachte, wie unsere Welt verarmt ist! Das Mittelalter hatte seinen Teufel, seinen lieben Teufel, zu welchem die sogenannte Frechheit flüchtete; die Torheit und die Klugheit glaubte ihn zu sehen, er war ein Hilfsmittel, wenn die bekannte Welt mit ihren Gedanken und Kräften nicht mehr zureichen wollte, er war eine Brücke ins Größere, wenn auch eine brennende. Welch eine Anreizung wäre mir das, mich ihm zu verschreiben? Ihr vergeßt solche Verhältnisse ganz und gar, weil Ihr prosaisch nivelliert seid, Euer Titanenelement verwässert habt. Manchmal, wenn es in den dichten Nebeln dieses Meeres gar nicht Tag werden kann, sitze ich

hier am Borde und schrei' in die Wasserewigkeit hinaus, ob es keinen Dämon gibt, der sich mit mir einlassen will; hier wäre doch wahrlich der Ort für einen wüsten, schweifenden Urgeist. Versuch' es, in totenstiller Nacht und Einsamkeit den Teufel zu rufen, aber direkt in der Volkssprache zu rufen, mit klarer, verständlicher Stimme: Teufel, hole mich! Es liegt eine Reizung darin.

Aber die wüsten Wasser schweigen.

Der Kapitän hat Reisebeschreibungen, in denen lese ich. Da finde ich in der einen folgendes: Der Sultan war ein eifrig Gläubiger, und als er nach Jerusalem kam, und die große Moschee zum Gottesdienste einrichten wollte, wo der alte Salomonische Tempel gestanden, und wo der Christ gebetet hatte, da ließ er die ganze Moschee von oben bis unten mit Rosenwasser abwaschen, damit kein Stäubchen übrig sei, das vom Christen verunreinigt wäre.

Von dem, was Ihr religiöses Moment heißt, mag nichts in mir sein, denn Ihr seid gewohnt, nur das also zu nennen, was mit Eurer positiven Überlieferung, mit der entsagenden zerknirschten Demut verbunden ist, und mein Bezug zur Gottheit ist ein fordernder, ein trotziger, ist dasjenige, was die Griechen im Prometheus zusammendichten — aber jener Sultan ist mir recht. Hat man sich einen Gott charakteristisch gebildet und angekleidet, dann soll ihm auch kein Stäubchen vorenthalten sein.

Aber Euer Glaube ist nicht gefaßt, nicht geschlossen, schweift in Erklärungen — was ist ein Glaube, der erklärt wird! Und dazu mögt Ihr Euch noch wundern, daß eine Zeit in Verwirrung umhergeworfen sei, die weder eine klassische Religion, noch eben darum einen klassischen Staat, noch eine klassische Poesie hat! Für meinen Blick gibt es nur zwei Seiten des Menschen, die Pole des Herzens, und darum zwei Ströme der Welt, um welche sich alles bewegt.

Das ist die Selbstsucht und die Selbstaufopferung. Jene hat das ungeheure Altertum geschaffen, diese ist mit dem Christentume eingetreten und hat beinahe zweitausend Jahre Geschichte erzeugt. Gegen sie hat sich ein dreister, neuer Geist erhoben, der halb von ihr, halb vom Altertume stammt, Philosophien haben sich gebildet, die auf eigenem Fuße sich erheben, und eine Selbständigkeit neben der positiven Religion in Anspruch nehmen, als selbständige Staaten mit ihr unterhandeln. Jede solche Philosophie ist unchristlich, auch wenn sie zu christlichen Resultaten kommt. Durch sie ist der Weltgedanke einer durchgehenden Selbstaufopferung erschüttert, und nun mordet sich die Größe des andern Prinzips, der Selbstsucht, wieder heraus, um neues Element zu bringen, und vielleicht ein neues Dritte zu erzeugen, und dieser Kampf ist unsere klägliche Zeit. Um so kläglicher, da niemand mit der geteilten Wahrheit seines Herzens offen herausgeht, jeder ein Geordnetes lügt, um sich selbst zu beschönigen. So seid Ihr alle beschränkte Menschen, weil Ihr furchtsam oder frech abteilt, Euer Herz hat keinen Mut gegen Euer Gedächtnis, die Besseren halten zurück wegen der Gesellschaft, und darüber verlieren sie ihr Wahres und Großes; ich will mich aber nicht beschränken, darum werde ich ein Gott oder ein Ungeheuer.

Da meine Geduld und meine Kraft schwindet, so wird wohl ein Ungeheuer entstehen, Du magst recht haben.

Herrschen, herrschen! um dies eine Wort tobt aller Kampf der Welt. Ich wollte lieber ein Meer sein, als ein so großer Ohnmacht sich bewußter Mensch; das Meer in seiner weiten Macht bäumt sich gegen eindringende Gewalten, heulend und schüttelnd ringt es mit dem Sturme, sich zerschellend stürzt es an das Gestein des Landes. Ich aber liege kraftlos auf Brettern und Balken, und wo ich sei, ich bin preisgegeben.

---

15. Valerius an Hippolyt.

Du gehst zu Grabe, Du gehst zu Grabe, Genosse meiner Jugendzeit! Du hast Dich allein in den Ozean geworfen, Dein Arm ist stark, Deine Kraft ist groß, aber wenn der Mensch allein mit den Elementen ringen will, da ist ihm der Tod gewiß, nur in der Gemeinschaft ist der Mensch mächtig. Weil er die Gesellschaft erfunden hat, ist er Herr der Welt, und Du höhnst und tötest die Gesellschaft. Ich habe Deine letzten Briefe aus England erhalten — Deine Tragödie geht zu Ende, Du raffinierst schon mit Tallon und Lord Henry nach Äußerungen des Herzens und Leibes; erinnerst Du Dich Lotharios in Wilhelm Meister, als er inne wird, daß eine Blutsverwandtschaft zwischen ihm und Theresen sei, erinnerst Du Dich, daß er flieht? Mag sein, daß andere anders empfinden, daß alles Ähnliche nur ein Zivilisationsgefühl ist; aber es will als solches geachtet sein, die Zivilisation muß Dich erschlagen, und wenn sie es nicht tut, so werden's die Rothäute Amerikas tun, denn auch sie sind eine Gesellschaft. Wo zwei Geschöpfe nebeneinander treten, da entsteht ein Verhältnis, und ein Verhältnis braucht ein Gesetz.

Ich bin traurig bewegt. Hippolyt, Du bist der letzte, an dem meine Geschichte, mein Herz, mein Geist hängt, alles, neben dem ich geworden, ist zerplündert, verwüstet; Konstantin erstarrte und schied, William, der uns nie mit Wärme nah' getreten war, ist im kalten Hochmute ein einseitiger, unbedeutender Herr geworden, in welchem gar keine Welt sich entwickelt hat, Leopold blieb, was er war, ward, was er werden mußte, ein Narr, sein Ende wird im Spitale sein; Joel, das schöne Herz, schachert, weil es die grausame Welt so haben will, die Weiber sind gestorben, verdorben, zerknickt, Du kämpfest den letzten Verzweiflungskampf mit Leben und Tod — ich allein habe mich in ein grünes,

stilles Tal gerettet; aber ich bin auch verarmt; mein Herz ist nicht erkaltet, aber es hüpft nicht mehr, kein Blick, keine Hoffnung entzündet es mehr, ich baue mir eine neue Welt, wie traurig ist das! Die Menschen, die ich gewinne, wissen nichts von meiner untergegangenen Welt, sie sind neu für mich, die kennen nur den kahlen Valerius, der von vorne anfängt, die tausend Klammern gemeinschaftlicher Geschichte fehlen uns, ich bin ein Besuch. Gott weiß es, wenn man nicht großes Glück hat, so ist das Leben schwer, schwer.

Und doch bin ich still-heiter, wenn ich nicht Deiner gedenke, wenn ich nicht an Dich schreibe.

Mein Besitztum gedeiht, die Leute suchen mich, mein Haus wächst und seine Ecken werden weich — ja, Freund, ich gestehe mir's selbst, manches Philisterkorn fängt schon an in mir zu wuchern. Retten will ich, solange ich's vermag, aber die Ursache, die Ursache ist so herb, und ich fürchte, es ist ihr nicht mehr abzuhelfen: ich kann nicht mehr lieben! Jene Bewegung und Teilnahme, ohne daß gefragt wurde, warum? jenes Wachstum der Empfindung bei Tage und bei Nacht, dies Frische, Wogende, dies Heiß und Kalte, diese Überraschung unserer selbst, dies weit aufgehende, bis zu Tränen aufgehende Herz, der ganze Rausch eines stets interessierten Gemütes, alles, alles dies, es ist dahin!

Der rauhe Wind des Krieges, die dumpfige Luft des Kerkers, sie haben das Herz verhärtet und verdumpft, ich muß mühsam erhalten, was sich gerettet hat, muß mich ins Kleine ziehen, um auszukommen. Warme Tränen fließen mir seit langer Zeit auf das Papier, ich weine sie unserem Genie, das sich aufgebröckelt hat an einer feindlichen Welt. —

Das ist die Welt, sie führt alles zum Tode, sie gab uns das Lächeln, es tut mir wohl. Bin überhaupt viel glücklicher, mein alter Kumpan, als dieser Brief ausdrückt, ich kann mich nur des Gedankens nicht erwehren, daß es der

letzte sei, den ich an Dich schreibe. Über das weite Weltmeer bist Du in blutigem Groll von uns geschieden — man schlägt keine Brücke da hinüber.

Nimm nun den letzten Strich zu dem Bilde meines Lebens, wie es sich wohl hier unter Linden und Kastanien zu Ende spinnen wird — denn nach außen ist auch der letzte Faden, ein Faden der Besorgnis abgerissen: den Gerichten nämlich ist es durch Konstantins Hinterlassenschaft klar geworden, daß er selbst der Täter war, und ein Mann gegenüber hat durchs Fenster die Katastrophe erblickt, aus Scheu vor Kriminalien aber lange sein Zeugnis zurückgehalten.

Ich bin gelöst von der zornigen Welt, und in den warmen Sommerabenden promeniere ich getrost über den Waldberg, welcher die Grenze bildet. Jenseits der Grenze steht ein kleines Jagdschloß, das hinabsieht ins weite Land, dort am Fenster steht jeglichen Abend ein Mädchen mit blitzendem Auge, sie lacht, sie tollt, ist witzig und munter, will Geschichten hören von da und dort, und kann still und weich sein, man sollt' es nicht glauben.

Der Vater sagt, wir liebten uns, ich muß zwar den Kopf dazu schütteln, aber ich gehe heute abend wieder hin.

So geht alles Sinnen und Trachten der Welt am Ende immer wieder in ein Handdrücken aus, in ein Streicheln der Mädchenwange — der unruhigste Kopf ruht am Ende aus auf eines Mädchens Schoße.

Hippolyt! Bleibt uns Bewußtsein für neue Welten, dann finden wir uns auf ein und demselben Sterne wieder, wir gehören zusammen, auch wenn wir entgegengesetzte Pole gewesen sind auf dieser Welt. Stirb wohl! Hippolyt! O wie natürlich ist der Wunsch eines Menschen, daß unsere Seele eine Erinnerung, einen Zusammenhang trüge in neue Zustände, wenn der Leib ausgespannt wird für immer. Was von Gott in uns war, jauchzte sich dann geläutert ent=

gegen. Hippolyt, ach, ich kann's nicht in Worte ordnen — stirb wohl!

---

16. Margarita an Valerius.

Neuyork.

Ich habe keinen Auftrag, Ihnen die nachfolgenden Papierstücke Hippolyts zu senden, aber ich weiß, daß er Sie stets seinen einzigen Freund auf der Welt genannt hat, ich gebe sie auf das Schiff. Sind die Wellen nicht lüstern danach, so nehmen Sie diese Schlußworte eines gewaltigen Menschen freundlich auf.

„Fürchterliche Enttäuschung! O fürchterlich! Mache starr meine Faust, Pluto, daß ich dieses Fratzenbild einer neuen Welt in Scherben schlage. Die Freiheit hofft' ich zu finden, und finde die bettelhafteste Armut, und neben ihr noch alle Frechheit der Armut. Gold haben sie und suchen sie, aber kein Leben; allen Reichtum des Menschen, seine Lust, seine Klage, sein Sehnen, seinen Feind, sein ewiges Herz, seine schaukelnden Gedanken, seine Titanengedanken, seine Wollust, seine Verzweiflung, den ganzen Roman des Menschen, um den allein es sich lohnt, morgens aufzustehen, abends sich niederzulegen, alles das haben sie jenseits des Meeres gelassen, davon sind sie frei, das ist ihre Freiheit. Auch das Tier ist frei von menschlicher Sorge — o!"

Jetzt fühle ich, was Tod heißt, zum ersten Male in meinem Leben, es ist ein giftiger Reif auf mein Auge, auf mein Herz gefallen, mein innerster Kern löst sich gähnend in Stücke, ich bin träumerisch, melancholisch, ich schreibe auf einzelne Papierstreifen, ich fliehe die Menschen und suche die Bücher, ich liege im verschlossenen Zimmer, und fürchte

die Natur; vor dem Meere zittere ich. Ich zittere, ich, Hippolyt — die Spiegel habe ich zugehängt, um nicht zu sehen, wie ich vor mir selbst erröte."

„Der Kerl, welcher mir die Stiefel putzt, ein plumper, einfältiger Kerl, will behandelt sein wie ein Seigneur — wohl hattest Du recht, Valerius, die gleiche Berechtigung haben sie verleumdet, indem sie die Gleichheit daraus machten. Und diese Schwarzen! O frecher Frevel mit der Freiheit! Als wenn die Bedienten Europas sich Geld gespart und sich einen Staat errichtet hätten! Was nicht auch Bedienter gewesen ist, heißt Aristokrat, wessen Antlitz anders gefärbt ist, der heißt Hund, wird mit Füßen getreten, zertreten. Alle Prosa Europas ist hier zur Herrschaft gediehen; ich erstickе hier."

„Keine Geschichte, keine freie Wissenschaft, keine freie Kunst! Freier Handel ist die ganze Freiheit, ein Gott von Pappe, in allerlei kleinen Buchbinderausgaben, ein Gott, dem man keinen Geschmack zutraut, weil man selbst keinen hat — eine neue Welt, welche von der alten nur ein paar Zahlen geerbt hat; was nicht Geld einbringt, ist unnütz, was nicht nützt, ist überflüssig! O schöne Freude einer edlen Bildung, warum habe ich dich mit Füßen gestoßen, eine Kaufmannsschule, welche sich für eine Welt ausgibt, rächt dich an mir!"

Die übrigen Zettel sind im Trubel der letzten Tage verloren gegangen, hören Sie die Erzählung derselben zum letzten Andenken an Ihren Freund.

Ich kam auf demselben Schiffe mit ihm hierher, die Rache trieb mich, ihn zu vernichten. Auf dem Schiffe konnte

ich nicht an ihn kommen, obwohl sich mir mehrmals die Gelegenheit bot, ihn rücklings über Bord zu stoßen; ich fürchtete mich vor ihm. Und hier, ach, hier wurde ich wieder Weib, der zerschmetterte Titan jammerte meine Seele, ich weinte hinter ihm her, wenn er einmal einen Spaziergang wagte. Die stolze Gestalt war geknickt, der wilde Kopf neigte sich auf die Brust, das schwarze Haar ergraute, das große, kühne Auge war verschleiert und suchte den Boden, seinem Lieblingstiere, dem mutigen Rosse, wich er scheu aus dem Wege. Ach! Es war ein trüber regnerischer Tag, als ich mein Herz so bewegt fühlte von Mitleid und Weh, daß ich zu ihm hintrat, meinen Schleier zurückschlug und sagte: Hippolyt, ich bin versöhnt, kann ich Dir helfen, kann ich Dich trösten? Er schrak zusammen, dann nahm er meine Hand, küßte sie, und es fielen Tränen darauf, vielleicht die einzigen, welche er in seinem Leben geweint hat. Es war später Nachmittag, die Arbeiter kehrten heim, plötzlich drang Geschrei aus einem Zugange der nahen Stadt, ein Neger stürzte wie ein Pfeil heraus, eine Schar Weißer hinter ihm drein; der Schwarze hatte den Vorsprung und flog wie ein Hirsch dem nahen Wäldchen zu, schon war er dicht daran, da fielen zwei, drei Schüsse, der arme Flüchtling sprang hoch in die Höhe, dann stürzte er lang hin an den Boden. Mit wildem Freudengeschrei stürzte die immer größer werdende Menge nach dem Opfer hin, an uns vorüber. Mit Entsetzen erkannte ich unter denen, die ein Gewehr trugen, das noch rauchte, Tallon, den Verhaßten. Ich warf eilig meinen Schleier über — welche Veränderung aber war mit Hippolyt vorgegangen! Wie von einem elektrischen Schlage war die ganze Gestalt aufgerichtet, das Auge blitzte, die Muskeln zuckten, gewaltiger als ich ihn je gesehen, stand er da und schritt straffen Ganges dem Haufen nach. Dieser war über den Leichnam hergefallen, ein deutscher Arbeiter hatte ein paar Worte des Mitleids geäußert, und man fiel eben auch

ihn über her und schrie: „Lyncht ihn, lyncht ihn!“ als Hippolyt wie ein Löwe in den Haufen hineinsprang, links und rechts die rohe Masse beiseite schleuderte, den deutschen Arbeiter an seine Seite riß und mit donnernder Stimme ihnen vorwarf, daß sie ein nichtswürdig Gesindel seien, das Menschenrecht und Freiheit mit Füßen trete.

Sie stürzten mit Gebrüll auf ihn ein, Hippolyt entriß dem einen die Büchse, schlug und mähte wie ein Athlet, und schuf zweimal, dreimal freie Bahn rings um sich her, er stand da wie ein zürnender Halbgott!

Tallon aber war zurückgetreten, die tückische Schlange, hatte seine Büchse wieder geladen, schlug an — ich sah's, stürzte hinzu — zu spät! Mitten in die Brust getroffen stürzte der stolze Leib Hippolyts nieder, mit furchtbarem Geheul schlug die Menge über ihm zusammen.

Es war Abend geworden, als sich die Rotte zerstreut hatte, der Regen goß, der schöne Leib Hippolyts war zertreten, und nur an den Kleiderfetzen war er vom nackten Negerleichnam zu unterscheiden. Ich habe die ganze Nacht bei ihm gesessen und geweint, dort, die Raubvögel scheuchend von seinen verstümmelten Resten, hab' ich's wie Dolchstiche empfunden, daß ich ihn geliebt habe bis zur Raserei, auch da, wo ich ihn morden wollte.

Ich werde in die Wälder hinüber gehen. Kann solch ein großes Menschenbild nicht bestehen in dieser Welt, was tut's, ob ein verloren Mädchen unter den Weißen oder unter den Rothäuten oder in der Einsamkeit zugrunde geht — Klöster gibt's nicht mehr, aber der Urwald ist noch nicht besiegt, dort ist noch Raum zum Sterben.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Vierter Band.

Reisenovellen. I.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Erster Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Von einer Italienreise, die Laube im Sommer 1833 mit seinem jungdeutschen Kollegen Karl Gutzkow und einem Leipziger Freunde unternahm, hatte er eine neue Novellenform mit heimgebracht, die er, nicht ungeschickt in der Prägung von Schlagworten, „Reise-novelle“ benannte. Sechs Bände dieser wenigstens dem Titel nach populär gewordenen „Reisenovellen“ sind in den Jahren 1834 bis 1837 von ihm erschienen.

Man hat sich gewöhnt, ihn gerade als Autor dieser Bücher zu einem sklavischen Nachahmer Heines zu stempeln, dem die Manier der „Reisebilder“ einen Ton vermittelt hat, den er nicht mehr loswerden konnte. Laube selbst hat mehrfach, besonders im Vorwort zum sechsten Bande der „Reisenovellen“, diese Klassifizierung in ihrer allgemeinen Geltung mit Recht zurückgewiesen.

Den weitaus größten Teil dieser „Reisenovellen“ nimmt noch die weitschweifige Reisebeschreibung ein; hier verleugnet sich der Schüler Heines nicht; Übermut und Sentimentalität, Witz und Humor, Satire und Ironie, all die kleinen Hausmittel aus Heines Apotheke sind zur Stelle; die zufälligen Mitpassagiere bieten die billige Gelegenheit besonders zur Satire und zu herausfordernder Unterhaltung. Das novellistische Element beschränkt sich zunächst auf Begegnungen mit Reisebegleiterinnen, die aber schließlich zu phantastischem Spuk und Halluzinationen durcheinanderlaufen und zu Illusionen, zum unerreichbaren Symbol der Weiblichkeit überhaupt verschwimmen. Hier ist in der Mischung von Poesie und Frivolität die Heinesche Note am stärksten angeschlagen. All diesen flüchtig gezeichneten Frauengestalten fehlt aber jegliche Realität und der Verfasser, der mit den Allüren eines Don Juan und Tannhäuser auftritt, ist naiv genug, offen zu berichten, wo er, über die Anfänge seiner phantastischen Kombination hinaus, von einer

fahrenden Schönen — genasführt wird. Dies alles schwankt regellos auf der Grenze zwischen Reisebeschreibung und novellistischer Erzählung und hat keinen selbständigen künstlerischen Wert. Als Kommentar zu Laubes Biographie aber ist es um so wertvoller, denn sämtliche Stationen seines Lebens sehen wir hier sich widerspiegeln; von feinem dichterischen Reiz sind diese Skizzen da, wo Laube zu seinen Jugenderinnerungen zurückgreift und aus Sprottau, Glogau und Schweidnitz Kabinettstücke intimer Schilderung zu gewinnen weiß. Mit Vorliebe sind dann die Gestalten der Vergangenheit, besonders die verschiedenen Jugendlieben, mit den harmlosen Abenteuern der jeweiligen Reise verknüpft. Auch die Reisebegleiter sind, wenigstens in den ersten beiden Bänden, wo die Reiselust und die Freude am bunten Fabulieren noch am frischesten waren, novellistisch vermummt und mehrfach als Mithandelnde eines Reiseerlebnisses eingeführt: Gutzkow ob seiner Gelehrsamkeit als der „Archivarius des Königs“ und der andere, ein begüterter Kaufmann aus Leipzig, Literaturfreund und gelegentlicher Mäcen, als der „Starost“, weil er als galizischer Jude mit langen Locken vor Jahren aus Brody nach Sachsen eingewandert war und die Manieren eines polnischen Edelmanns zur Schau zu tragen pflegte; er hieß Axenfeld.

Der Kern der „Reisenovellen“ sollte aber ein anderer sein. Laube gedachte, auf seinen Fahrten Erzählungen zu finden, die mit ihren Motiven im Lande, in Natur und Sitte der Bewohner wurzeln, die Eigentümlichkeiten der jeweiligen Gegend und Bevölkerung in dichterischen Gebilden wiedergeben. Ohne viel Wesens daraus zu machen, war er also auf demselben Wege, auf dem wir heute das Schlagwort Heimatkunst aufgehoben haben. Die Ausführung läßt zwar noch manches zu wünschen übrig, aber in vielen Stücken ist die Absicht erreicht. Schon ein hübsches Interieur aus der Nikolaistraße zu Leipzig, wo Laube längere Zeit wohnte, löst sich, obgleich der Verfasser selbst dabei die Hauptperson ist, in bescheidener Plastik aus dem bisherigen Rahmen des ursprünglichen ersten Bandes der „Reisenovellen“ ab: die Fensterliebe einer armen Schneiderin und die so schnelle Enttäuschung gehen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl durch das öde, dunstige Grau einer dunkeln Handelsstraße, und dieser Kontrast beleuchtet das Milieu deutlicher als alle umständliche Schilderung. Die noch besonders „Novelle“ überschriebene und vom Dichter in der Wiener Ausgabe beibehaltene ein=

fache Erzählung von der Treulosigkeit eines Liebhabers und eines Freundes, die Laube auf der Fahrt von Altenburg nach Zwickau erlauscht haben will, ist dagegen keineswegs in ihren Motiven an irgend einen Ort gefesselt. Fast zur Novelle erhebt sich auch die unmittelbar daran anschließende Episode aus Laubes Leben, die von einer Art Doppelgänger des Reisenden in Zwickau vorgetragen wird; eine mit zartem Detail ausgeführte Schilderung der Glogauer Schuljahre, die er in innigster Gemeinschaft mit dem Vetter Theologen (vermutlich Cousin Fritz) und mit Tuli, dem Abclehrer, in dürftigster Bescheidenheit durchkämpfte. Auf der Fahrt über die Grenze nach Österreich und Böhmen hinein formt sich das bettelhafte Milieu der böhmischen Grenzgebirge zu einer knappen und dadurch wirksamen, in der Wiener Ausgabe dennoch unterdrückten Paschernovelle. Auf der Reise nach Bayern erfährt Laube die Lebensgeschichte einer französischen Karlistin, und so schiebt sich hier eine spezifisch französische Novelle ein. In Tirol wartet unser dann eine Tiroler Geschichte und so fort.

In dieser Art ist eine überreiche Masse von Novellenkeimen und sprossenden Novellenpflänzchen allenthalben auf den Spuren des Reisenden ausgestreut, und alle sind wenigstens so gedacht, als ob sie nur in der jedesmaligen Gegend wurzeln könnten, in Schlesien, in Italien, in Wien, Prag, an der Ostsee usw. Stadt und Land, Bürger und Bauern bunt durcheinander.

Nur einige seien daraus noch besonders erwähnt. Dem Aufenthalt in Gräfenberg, wo Laube im Sommer 1834, unmittelbar vor seiner Verhaftung, bei Vater Prießnitz die Wasserkur gebrauchte, entsprang eine „Gebirgsnovelle", die vielleicht dem am nächsten kommt, was Laube mit seinen Reisenovellen geben wollte; ihre Entwicklung ist leider, um ein kühnes Wort Hebbels zu gebrauchen, nur „in der Perspektive" gegeben und nur in diesem Sinne vollständig. Aus dem großstädtischen Milieu Berlins heraus sind zwei Novellen gearbeitet: „Die Maske" und „Die Novelle in der Theaterloge". Auf einer Tour durch die Sächsische Schweiz reizt den Verfasser der Geschichte Polens die Begegnung mit polnischen Flüchtlingen zu einer Polennovelle, und in Swinemünde kommt etwas zustande, was wieder an die soziale Revolution des „Jungen Europa" erinnert, eine kleine Tendenznovelle, die die öffentliche Moral ad absurdum zu führen sucht.

Soviel über das novellistische Resultat der vollständigen „Reisenovellen“. Mit dem sechsten Bande (dem zweiten der „Neuen Reisenovellen“) schloß Laube sie ab und schickte ihnen das Geständnis voran, daß er ihre Form für erschöpft halte: „Sie wurden in einer Zeit begonnen, wo das Interesse des Publikums so störsam beflügelt war, daß es nur durch lebhafte Abwechslung gefesselt werden konnte. Ich suchte selbst ein Ziel, eine Fassung, der Name dafür war „Das Glück“, nach diesem bunten, fabelhaften Vogel setzten sich die ersten Bände in Karriere, die zweite Lieferung verfolgte unsicher, aber aufmerksamer, denselben Weg in einem schüchternen Trabe; diese letzten gehen im stillen Schritte bis auf das letzte Blatt und wenden eine Überzeugung im Herzen hin und her, welche dem Buche einen Schlußstein setzt. Es ist die Überzeugung, daß man mit allem Reisen und Suchen jenen rot und goldenen Grenzpfahl des Glückes nicht auffindet, daß sich aber allmählich eine Ruhe und Sicherheit in Herz und Geist einstellt, wenn man für jeden neuen Raum eine eigene selbständige Existenz erkennt und gewährt, wenn man das Zusammengehörige in eine gedrängte Form bannt. Läßt sich das Glück nur finden, so läßt sich doch das Passende gewinnen.“ Laube schreibt damit die Hauptbedeutung seiner Sammlung „Reisenovellen“ seiner inneren Entwicklung zu, und in der Tat hat auch dieser andere Inhalt die ursprüngliche Novellenform bald überwuchert.

Mit gutem Recht hat aber der alternde Dichter, als er in seinen gesammelten Schriften eine Summe seines Lebenswerkes zog, gerade die Novellenform als das Charakteristische dieser seiner Produktion herausgestellt, um sie von den „Reisebildern“ Heineschen Musters zu sondern, und er hat sich daher, und wohl auch mit Rücksicht auf den gewaltigen Umfang des Ganzen, auf eine auch nur teilweise Wiedergabe der ersten zwei Originalbände beschränkt, die diesen vorwiegend novellistischen Charakter in der ersten Frische einer bewußten Neuerung aufweisen. An diesen letzten Willen glaubte auch unsere Ausgabe sich binden zu müssen, und so schließt sich Laubes eigene Auswahl der „Reisenovellen“ nach Inhalt und Entstehungszeit an den Jugendroman, das „Junge Europa“ an.

H.

Reisenovellen. I.

1. Breslau.

Und ich zog aus der Heimat und suchte das Glück,
Und kam am Ende zur Heimat zurück —
Ach die Heimat, die Heimat ist schon ein Glück.

Es war ein schöner Sommertag, und ich saß unter dem Schatten eines Birnbaumes am Weiher und sah den Schwänen zu. Schwäne sind grobe Hautreliefgedanken, von weitem viel hübscher als in der Nähe. Sie waren gerade weit genug vor mir unter einer kleinen, gewölbten Brücke und tändelten und klapperten mit den Schnäbeln umeinander her. Wenn ich aber Schwäne sehe, so denke ich an den Süden, und wenn ich an den Süden denke, so denke ich ans Glück und ans Reisen, denn das Reisen selbst ist ein Glück, und nur auf der Reise kann man einmal plötzlich das Glück finden. Das Glück ist nämlich jener einzige Vers, aus welchem der liebe Gott die ganze Erde gemacht hat, und der flattert herum auf der Oberfläche hierhin und dorthin, und wer ihn einmal erhascht, dem stehen alle Seligkeiten der Erde zu Gebote. Da ich nun aber niemals glauben kann, daß ein so schöner Gedanke, wie der Gedanke unserer ganzen Erde, sich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden, so sehn' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder schwarzen Augen ausschließlich beschäftigten; in solchen Zeiten gaben mir die Namen: Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko, Biledulgerid, zu deutsch: Dattel-

land, einen Stich ins Herz. Dattelland! wo diese üppige Frucht wächst wie bei uns die ordinäre Kartoffel, ist der Name nicht verführerisch süß! Und in Fez, da soll der ganze Livius zu finden sein, weil ein Bischof oder Erzbischof aus Byzanz sich dahin begeben in Begleitung des Livius. Ich habe nun zwar meine schwachen Stunden, wo ich mich nicht so leidenschaftlich nach dem totalen Livius sehne, aber die geheimnisvollen berberischen Mädchen, und die vortrefflich trabenden berberischen Pferde — wie locken sie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken sie einen armen Deutschen, welcher Schöpsenfleisch und weiße Rüben gegessen hat, und am Weiher sitzt, wo die Schwäne ihr verführerisch südliches Spiel treiben.

Ach, und das Hauptwort verschweig' ich noch immer, denn dann ist es gleich mit dem Schreiben aus, und ich muß das Fenster aufmachen, Luft schöpfen und tiefe Seufzer hinausschicken in die Luft. Dann erfaßt mich eine krankhafte Sehnsucht.

Warst du, jugendlicher Leser, niemals im Theater, wenn Mozarts Don Juan aufgeführt wurde, hast du nie den Cid gelesen, sind dir nie die Namen Donna Anna, Guadiana und Cordova geheimnisvoll über die Lippen geflossen? Hast du nie einen zauberischen Schauer empfunden, wenn ein Mädchen mit ihren weichen Lippen vom Schatten am Guadalquivir sprach?

„Aber in Spanien!“ — Ja Spanien, das ist das Zauberwort des Südens, wonach meine Seele lechzt von früher Jugend auf. Im alten Maurenreiche Granada, unter den vornehmen Granatbäumen zu liegen, auf dem Rücken zu liegen, und die Zegris und Abencerragen vorüberreiten zu hören, am Tore des Alhambra zu stehen gegen Abend, wenn der Maurenkönig herausreitet auf dem echten Rassepferde mit stahlschlankem Fuß und arabisch geistreichem Stuten=

kopfe. Der König sieht ernsthaft, weise und schön aus wie der Koran, und neben ihm reitet seine goldene Tochter mit der überirdischen Schönheit, und sie läßt leise eine Rose bei dir herabgleiten, und in der weichen, maurischen Nacht, wo alle Sterne heiße Liebesverse herunterhauchen, wo die Springbrunnen schwellende Küsse brüseln, in solcher Romanzennacht gibst du der goldenen Tochter in den mysteriösen Gärten des Alhambra die Rose wieder, die Rose von Damaskus. — —

Da kam schweißtriefend der Breslauer Briefträger über die Brücke, gab mir einen Brief, verscheuchte die Schwäne, verlangte zwei und einen halben Silbergroschen, und sagte, der Sommer sei doch eine schlechte Jahreszeit von wegen der Hitze.

Das Postzeichen war nicht Spanien, sondern Leipzig, und ein Freund schrieb mir, ob ich denn nicht bald käme, die ganze scharmante Weltgeschichte ginge vorüber, und wir würden am Ende gar nichts mehr sehen, vor einigen Tagen — es war im Juni 1831 — sei erst wieder eine ganz erkleckliche Revolte in Paris gewesen. Statt bei solchen Dingen gegenwärtig zu sein, säßen wir in Deutschland, und ich wohnte obenein an der polnischen Grenze, wo die Bauern kaum noch deutsch verstünden; ob ich mich denn nicht schämte!

Ich lief hastig auf mein Zimmer und schrieb dem Alphons, ich schämte mich. Dann packte ich meinen Koffer und war nur unschlüssig, ob ich meine unsterblichen Manuskripte mit den Weltverbesserungsgedanken auch einpacken sollte. Denn die Welt ging also im Galopp, daß ich mich immer wunderte, wie man noch Bücher schreiben könne, und während ich selbst welche schrieb, dachte ich immer: Das kommt ja doch alles zu spät, deine Reformgedanken werden nicht so schnell gedruckt werden können, als die Reform eintritt, es wird moutarde après dîner sein. Aber der kleine Paul, mein neunjähriger, leider auch schon revolutionärer Stubenbursche, gab den Ausschlag und sagte, es sei ja schade um die

viele Philosophie, welche ich geschrieben hätte, ich sollte sie doch mitnehmen.

Und am andern Tage nahm ich Abschied, auch von meinem kleinen Litauer, der mich so oft getragen, von der Bibliothek, namentlich von der schönen Gräfin Agnes in den Memoiren des Freiherrn von S—a, von den Schwänen an den Trauerweiden am Weiher. Sie hatten mich immer an die Weiden von Babylon erinnert, an denen die Juden, das unglücklichste Volk der Erde, ihre Harfen aufhingen, unter denen sie weinten. Und als man mich fragte, wohin ich denn eigentlich reisen wollte, so sagte ich „nach Babylon zu den Harfen“, denn in jenen Harfen hängen noch große, mark- und welterschütternde Lieder, welche nie ein Mund ausgesprochen hat, ob ihrer zerschmetternden Kühnheit und Traurigkeit. Ich habe Mut und will sie holen, um den Juden wenigstens ihr Testament zu retten.

So schied ich, versprach dem Paul, ihm Wasser aus dem Euphrat mitzubringen gegen die Sommersprossen seiner Schwester, und fuhr neben der Oder hin die kurze Strecke nach Breslau hinein.

Der Süden, der Livius in Fez, Spanien, ach Spanien, das purpurgoldene Paris, Babylon, Leipzig, alles das trieb sich bunt in meinem Herzen um, nur eins wußte ich: das Glück wollt' ich suchen, und zu dem Ende mir einen Platz auf der Schnellpost bestellen.

Der Wagen rollte am Dom vorbei, das ist ein eigenes katholisches Stadtviertel, menschenleer und still im Verhältnis zum übrigen wogenden und flutenden Breslau. Hier steht immer eine große Kirche nur fünfzig Schritt von der andern, gekreuzigte Christusbilder verkümmern den Sonnenschein; purpurrote Mesner kriechen wie gekochte Krebse an den Mauern hin, die kleinen blauschwarzen Kirchenfenster blinzeln wie falsche tückische Augen, die christliche Verzweiflung ist rings verbreitet. Wenn ich nicht sehr frischer Laune

war, so wagte ich mich in Breslau niemals hinaus auf den Dom; es fiel mir immer ein Verbrechergefühl auf die Brust, wenn ich diese steinerne Betrübnis und Zerknirschung sah, es war mir, als hause die Pest in diesem Stadtviertel.

Aber hundert Schritt weiter umfängt einen das rauschende Breslauer Straßenleben, man wirft den Alp von der Brust. Ich sprang vom Wagen und lief auf die Promenade, ich wollte alles noch einmal sehen, ich wollte Abschied nehmen von all den Plätzen und Aussichten, wo ich mich gefreut oder gelangweilt hatte. Denn alles, was man verliert, ist sehr schön.

Die Breslauer Promenaden sind poetisch, in Deutschland sind vielleicht nur die Frankfurter schöner, und der Hamburger Stieg und die Wiener Bastionen sind vielleicht allein so Gedanken weckend, Wünsche hebend als die Breslauer hochgelegenen Anlagen.

Auf der einen Seite schwimmt der Dom mit seinen Kreuzen, seinen Pfaffen, seinen platt viereckigen Türmen, mit seinem ganzen Katholizismus in der breit hinschwellenden Oder. Eine gebrechliche Brücke verbindet ihn noch mit der lebendigen Welt, sonst ist er isoliert von der Menschheit. Diesseits der Brücke ist der Breslauer Katholizismus ein munterer Weltgeistlicher mit nachgiebigen vernünftigen Ansichten, der des Nachts die Augen beide zudrückt.

Das sind Rücksichten, welche ich dem Dome schuldig bin; ich wende mich aber nun auf die andere Seite der Promenade, um vorwärts zu sehen. Da gießt sich von der Taschenbastion meine ganze schöne Heimat, das bergblaue Schlesien von Morgen nach Abend, und lehnt liebeslustig das Haupt an den geharnischten langen und hohen Sudetenritter, der ausgestreckt liegt von den Karpathenpässen bis an die sächsische Grenze.

Schlesien gehört von Natur unzweifelhaft zu Polen, es ist nur ein Glückskind Deutschlands. Die Oder ist fast durch

ganz Schlesien ein polnischer Fluß, an seinen Ufern, auf seinen Wellen vernimmt man lauter polnische Worte, die ihr zu Ehren wasserpolnische genannt werden. Die Breslauer haben die Polen niemals geliebt, und das alte Sprichwort geht in Schlesien nicht unter: „In Polen ist nicht viel zu holen." Aber die polnische Sprache klingt wirklich bis ans Breslauer Universitätsgebäude; das ist der deutsche Markstein.

Ich habe mich auch nie der trüben historischen Ahnungen entschlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit rastlos eilenden sarmatischen Pferden ostwärts über die Fläche hinfuhr. Da herüber aus dem tiefen Osten sind die Hunnen, die Alanen, die Vandalen, die Goten, die Tataren und die Kosaken gekommen, Flüsse sind keine Grenzen, die Kosaken schwimmen durch die Flüsse, der ganze preußische Staat, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, schläft bei offenen Türen, erst das übrige Deutschland ist durch Berge verschlossen.

Es ist ein wehrloses Land, und Warschau ist am achten September gefallen. Auf den Ebenen zwischen Stettin, Königsberg und Breslau wird über kurz oder lang der vorletzte große Krieg geschlagen werden, hier wird der Ost und West zusammentreffen. Ebenen sind ein Übelstand, Flächen ein Unglück. Es ist in Preußen sehr viel Intelligenz, aber der Boden ist flach, es fehlt an Höhen; der Krieg hat den gefährlichsten Instinkt. Ach, und auch der Krieg wird prosaisch, alles Heldentum hört auf: ein wenig realistische Wissenschaft und Geld tut alles. In einigen Jahren werden Eisenbahnen und Dampfwagen die Kriege entscheiden, und der letzte Tropfen Blut wird der Welt ausgepreßt. Es war Zeit, daß ich auf Reisen ging, die weiten unbekannten Länder sind der letzte Atemzug der Poesie, die Poeten gehen rettungslos unter.

Ehre, Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche sonst Staaten und Menschen hob und hielt, ist verbraucht, die alte Poesie ist an Entkräftung gestorben, das neue Lebenselement ist das Geld und noch einmal das Geld.

Das Gold ist Mittelpunkt, das Gold ist Blut geworden. Wem es gelingt, Poesie daraus zu machen, der ist unser modernster Dichter.

Dieser letzte Gedanke peinigte mich, als ich zu Breslau von der Taschenbastion herabsah auf den im Abendrot blitzenden Palast eines schlesischen Grafen, welcher dicht an der Bastion steht und glatt und stolz hinausblickt in das gesegnete, in grüner Üppigkeit wogende Land. Auf dem Balkon, welcher mit einem purpurnen und goldenen Baldachin bedeckt ist, stand ein stolzes adeliges Frauenbild. Ich kannte sie und wußte, daß sie von der adeligen Herrlichkeit des Palastes und von dem nobeln Geschlechte der Ritter und Barone träumte.

Von der Promenade herein aber bog ein schwerer Mann in schwarzem Frack. Aus seiner Weste quollen dicke goldene Uhrgehänge, die bis zu mir heraufblitzten, und er blieb stehen vor dem großen Palais und besah es aufmerksam, zählte an den Fingern und nickte mit dem Kopfe. Auch ihn kannte ich. Es war ein sehr bürgerlicher Bankier, und man sagte, daß er damit umginge, gelegentlich den Palast zu kaufen. Als ihn das adelige Frauenbild erblickte, griff sie hastig nach ihrem Taschentuche und verschwand. Die Sonne ging eben unter, und der alte Zobten vor mir dampfte dunkelblau, das ferne Riesengebirge lächelte unverständliche Worte. O, die Berge sind gar klug; sonst klangen nur Ritterspornen auf ihnen, jetzt verkaufen sie Kaffee und Weißbier, sonst waren sie unzugänglich, jetzt betastet jeder Tertianer ihre keuschesten Stellen. Die Aristokratie ist tot, der Verstand und das Geld, zwei platte Gesellen, ziehen in die Schlösser, regieren die Welt. Die Berge wissen's und schweigen, die Adeligen wollen's nicht wissen, und gehen zugrunde, denn vom Adel kann man nicht mehr leben wie sonst; die adeligen Frauen weinen und werden interessant. Wenn sie aufgeht und wenn sie sinkt, ist die Sonne am schönsten. Ein romantischer

Dichter muß heutzutage adelige Damen lieben; in solcher Liebe allein wohnen noch Romanzen und Balladen.

Und es ward dunkel auf der Bastion. Die ausländischen Bäume auf der Promenade sprachen mit ihren Blüten und Düften herauf zu mir wie mit Liedern in fremden Sprachen. Die Blüte ist des Baumes Gesang. Eine Nachtigall fing langsam an zu singen in den naheliegenden Gebüschen. Liebespaare strichen küssend an mir vorüber, in dem Palaste drüben sang eine schöne Stimme zum Klavier. Ich glaube, es war Hektors Abschied, und der dicke Bankier mit den strotzenden Uhrgehängen erschien mir als Achill mit den unnahbaren Händen. Mir ward so fremd heimatlich zumute, der Mond ging auf über die Sündenstadt und das weiche, fruchtbare Schlesien, ich hätte weinen mögen, daß ich Abschied nehmen sollte von dem lustigen deutschen Winkel zwischen Böhmen, Ungarn und Polen, von dem Lande, wo ich zuerst geatmet, zuerst geliebt, zuerst gedichtet hatte.

Ich stieg in die Gassen hinab, wo es wimmelt und flutet von weißen Schürzen, fragenden Augen, trotzigen Waden, durch welche die Jünglingsblüte Breslaus prüfend mit halbgeschlossenem Augenlide hinstreicht. Ernst wandelt der Nobile, den Hut tief im Gesicht der hoffende Referendarius, dreist Bruder Studio, schüchtern der Theologe durch die Ohlauer Straße und hält nächtliche Heerschau, und erspäht die Räumlichkeit und die Gelegenheit, durch den Wink der Parole einen Deserteur zu gewinnen. Da kam auch Julia mit den schwarzen Capuletti-Augen, ein elegisches Mädchen mit christlichen, sanften Gefühlen allgemeiner Menschenliebe. Sie lispelte „Romeo!“ „Schweig, Julia,“ sagte ich; „Romeo ist tot, er ist in Spanien, ich kaufe dir heute die letzten Bonbons.“

Sie sah mich fragend an und wollte wissen, wie weit es bis Spanien sei, und ob sie mitreisen könne. „Nein, mein Kind,“ sagte ich ihr, „es ist sehr weit.“ — „Weiter als Mezibor?“ — „Weiter als Mezibor und auf einer ganz

anderen Seite, und es ist auch sehr lange her, Julia, daß ich für dich schwärmte. Die Zeit ist lang und der Weg ist weit, Gott schütze dir Haupt und Schoß, schwarzäugige Julia, hier sind die letzten Bonbons. Und wenn sich wieder einer so töricht in dich verliebt, wie ich es tat wegen der Madonnenfalschheit deiner Züge, und dir auch Bonbons schenkt, so denke mein; ich küsse dann andalusische Mädchen. Sollte dir's aber schlecht gehen, so vergiß mein, denn ich habe dir's prophezeit; zerre nicht so an meinem Rock, und weine nicht italienische Tränen, mein Herz ist längst tot und liegt mit meinem Glauben im Sarge."

Ich bog in die Bischofsstraße hinein, Julia stand an der Ecke des roten Hirsch und streckte bittend die Hände aus, und ich sah's beim Mondschein, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie trug das historische schwarzseidene Kleid, von welchem soviel gesprochen worden war, und nach dem dunkeln Schal, welcher ihre blendende Schulter bedeckte, schmachtete mancher Jüngling des lustigen Breslau. Ich hörte es, wie ihr die letzten Bonbons auf die Steine fielen, als sie die Arme ausstreckte, aber ich hüllte mich in meine unwandelbare Tugend und schritt weiter.

Die Pfaffen gestatten zu Breslau kein legitimes Heidentum, drum nimmt sich alles, was ein gefühlvolles Herz hat, des verpönten Götterdienstes an, und Bacchanalien und Orgien aller Art erfüllen Breslaus Straßen und Nächte. Ein moralischer Protestantismus und gefälliger Katholizismus halten einander hier die Wage, und der letztere wiegt noch etwas schwerer — so ist Breslau eine der liberalsten Städte geworden. Sein Umfang ist groß, seine Häuser sind hoch, es gibt verborgene, weitabgelegene Straßen, es ist noch viel Romantik in den Mädchen aller Stände, alle dunkeln Haustüren und Hausflure sind des Abends belebt, die Jünglinge suchen Abenteuer, die Mädchen erwarten sie, es werden plötzliche Bekanntschaften gemacht wie in der buntesten Ritter=

zeit; man frägt nach keinem Namen, es ist noch Duft, noch Straßenpoesie in Breslau. Die Geliebte wohnt draußen, weit draußen, jenseits der Oder, hinter der Elftausend-Jungfrauen-Kirche, der Geliebte schläft diesseits, weit drüben hinter den „Barmherzigen Brüdern“, und des Abends reisen sie einander entgegen bis in den breiten Schatten des Jesuitenkollegiums, wo Tag und Nacht die sieben freien Künste und unfreien Wissenschaften gelehrt werden, was heutzutage Universität heißt. Sie wissen nichts voneinander, als daß sie sich sehr lieben, und wenn die Liebe aufhört, so kommt einige Tage nur eins von beiden in den Schatten der Universität, und dann verschwindet auch das, und ein neues Paar erscheint. Das ist der Lauf der Welt. Haben sie sich aber vielleicht zwei Abende nur verfehlt, so hat das Schicksal sie getrennt, und sie suchen sich eine Zeitlang umsonst in dem weiten Breslau, und finden sich einmal zufällig nach einem Jahre wieder, und erkennen sich nicht mehr, oder beginnen als Fremde eine neue Liebschaft.

Das ist Breslauer Straßenpoesie. Es werden unglaublich viel Verse in Breslau gemacht, die besten läßt man nur nicht drucken. Schlesien und Schwaben, die östlichen und westlichen Zipfel von Deutschland, produzieren immer die meisten deutschen Dichter; nach den Grenzen hin sprechen die Leute immer am eifrigsten, um die Sprache zu retten, dort im Westen vor den Franzosen in Paris, hier im Osten vor den Franzosen des Nordens. Und damit kein Unglück geschieht, hat man einen Abzugskanal gegraben und einen schlesischen Musenalmanach gestiftet, wo jeder brave Schlesier seine Verse loswerden kann für ein Billiges, und Dichtervereine und Künstlergesellschaften sind ein stehender Artikel in Breslau. Es wird gereimt, gedichtet, verdünnt, rezensiert, geraucht, geschnupft, als müßte die ganze Welt damit versorgt werden. Namentlich blühen die Scharaden und erfreuen sich enthusiastischer Teilnahme, und der Mond hat sehr großen

Anhang. Er scheint aber auch sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserspiegel und die verschwiegenen Gebüsche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so scharmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenützt als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, das heißt zu Wackernagel, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Überschrift war immer: „Es spricht der Mond". Nur in Breslau weiß man, wie der Mond sich äußert. Dabei saß Wackernagel immer in einem langen, höchst langen Preußisch-Freiwilligen-Mantel auf dem Sofa, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Ofterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen, deutschen, harmlosen Zügen, in dem klaren, blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen, fahrenden Poeten Deutschlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden, und doch alles lieben, immer die süße, göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, welche mit brünstiger Liebe und gesundem Kopfe die alte deutsche Poesie studiert und durchgesungen haben. Er ist eine Autorität im Altdeutschen, und auf einer Kegelbahn ist's gewesen, wo er das Nibelungenlied und den Parcival und Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er sich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müssen, dort hat er, in seinen Freiwilligenmantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studiert und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten schwarzen Rock hat er

zuweilen vorsichtig abgestäubt, und ist hinaufgestiegen in die goldenen Säle der vornehmen Berliner, um sich zu wärmen, und die Bibliotheken zu ordnen, und die alten, schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gesehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch schrieb er mir immer die heitersten, vornehmsten Billetts auf spiegelglattes Papier mit saubern römischen Buchstaben, nahm Holteis Liederspiele gegen mich in Schutz, und träumte von einem griechischen Lustspiele, das er nächstens in deutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe Wackernagel! Ich war damals ein dummer Mensch, der ihm nicht glauben wollte, daß Goethes Tasso mehr wert sei als Schillers Braut von Messina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeschlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tages mein vandalisches Herz durch eine schöne, innige Ghasele, und ich ging, um ihm meinen ersten Besuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge und aß alle Tage Schöpsenfleisch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpsenfleisch, um zu sehen, was dabei aus ihm würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimentalchemie, aß mit Runge Schöpsenfleisch und ließ den Mond sprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpsenfleisch immer an Runge, der stets gesund war, wie ein geistreicher Quäker aussah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpsenfleisch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der so schöne Lieder schien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gassen schlüpfte. Auch damals fielen mir lauter süße Wackernagelsche Verse ein, und ich stand still am Graupenturme, in dessen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondscheine ein weiches Abschiedslied.

Leider hab' ich's vergessen, es war aber sehr schön und ging nach der Melodie:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn traulich grüßen,
Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

Ach, sehr!

---

2. Fortsetzung.

O laß mich lauschen, laß mich lispeln, kosen
Mit dir, du Geist der Mondscheinnacht!
Du hast mit deinen Lilien, deinen Rosen
Den Geist der Liebe mir gebracht.
Hoffmann von Fallersleben.

Wenn ich's beschreiben könnte, wie schön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond schien, so hielten mich die Leute für mond—süchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnsucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaster legen und den Schein küssen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein wenig geregnet, darum tat ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Passion für den Mond viel Überschwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen sich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht: er ist mir zu bleich, zu schwindsüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es stehen noch einige Adjektive zu Diensten, wenn's sein muß.

Aber wenn ich einen Raum zum ersten- oder letztenmal sehe, dann ist der Mondschein sein Himmelsnimbus, dann macht er alles so weich, so fromm, so rührend. Es war mir damals am Graupenturme in Breslau, als sähen mich all die lieben Augen im Strahl des Mondes an, welche mir jemals in zärtlicher Neigung zugewendet waren. Ich konnte die Züge nicht ordnen, nicht unterscheiden, aber es war ein

süßes Gewirr von all den Mienen, welche meinem Herzen wohltun, es in süßem Weh bewegen.

Kuß auf Kuß warf ich dem Monde zu. Ich fühlte, daß der Abschnitt all meiner Jugendneigungen mit diesem Mondschein zu Ende ging, des andern Tages reiste ich in die Welt, nach Spanien, Babylon und Leipzig; ich mußte Abschied nehmen von all dem, was der Mond mich küssen sah.

Hinter mir, im Schatten des Graupenturmes, stand ein langer Mann mit gekreuzten Armen und sah ebenfalls in den Mond. Langsam kam er heraus in den hellen Schein. Wiederum das Bild eines Minnesängers. Breslau hat in vielen schweigsamen Winkeln ungewöhnliche, ernsthaft ganze Figuren, es hat viele Blätter, die noch niemand umgewendet hat, noch viel unberührte Jugend.

Der Mann war lang, unsicher lang, ein magerer grauer Mantel verhüllte kaum die Länge, und er hatte einen Kopf wie ein ernsthafter Vogel, weit flogen im leichten Abendwinde die weichen Haare davon wie wogende Schwungfedern. Fein, spitz und klar wie Luft formten sich nach vorn die saubern Gesichtszüge voll kindlicher Unbefangenheit, und die sanften, ahnungsreichen Augen sahen mild wie zwei glückliche Sterne drüber hin. Ein schwarzes Napfmützchen deutete darauf hin, er sei ein Scholiastenvogel, der sich mit Weisheit nähre; aber in freien Stunden singt er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und der ist ihm schön gewachsen.

Wir gaben einander die Hand und sprachen über den Mond, und er konnte mir nicht genug beschreiben, wie schön sich der alte Mond ausnehme in der großen Bibliothek, in welcher er wohnte. Hoffmann von Fallersleben war damals Kustos der Breslauer Universitätsbibliothek, und er lud mich ein, mit ihm zu gehen.

Es tat mir sehr leid, diese Einladung abschlagen zu müssen, aber ich hatte noch gar zuviel Besuche zu machen,

und den Mond brauchte ich notwendig dazu. Ich versicherte Hoffmann, daß es in Breslau sehr viel Fenster gebe, große und kleine, an welche meine Blicke und der Mond heut noch klopfen müßten. Er nickte mit dem Kopfe, denn er ist ein Dichter. Ach, die Geschichten von den Fenstern, aus welchen die Lockenköpfe und die weißen Hände sehen, diese Geschichten sind nicht eben lehrreich, aber sehr schön. Hoffmann sagte, das hätte seine Richtigkeit, und er freute sich immer, wenn er mich mit den unternehmenden Augen und Schritten sähe, die Klassiker auf der Bibliothek brächten zwar schöne Lieder, aber wenig reelle Küsse, der Mensch lebe doch nicht vom Brot allein — —

„Freilich, freilich — dies Kapitel würde uns zu weit führen, lieber Professor, mich rufen die Fenster!"

Und er wünschte mir glückliche Reise nach Spanien, und verlangte, ich solle ihm drei anständige Balladenthemata aus Granada schicken mit der ordinären Post, aber nicht zu leichtfertige, bat er noch hinterdrein.

Ich hab's ihm versprochen. Damals blieb er noch stehen auf der kleinen Brücke am Graupenturme, die großen Augen ernsthaft auf den Mond richtend. So ist er mir im Gedächtnis geblieben, die schöne Mondscheinstatue eines nordischen Sängers, an welcher kindliche Träume auf und nieder klettern. Ich weiß nicht, wenn er nach Hause gegangen ist.

Durch unterschiedliche Gassen ging mein Lauf, und der gute Mond lief wie ein lustiger Pudel mit mir und blieb stehen, wenn ich stehen blieb. Ich blieb aber oft stehen. Ach, hinter den meisten Fenstern waren weiße Grabesgardinen; in ein paar Jahren ändert sich viel. Man sieht sich, man begegnet sich, man sucht und findet sich — man verliert sich. Mein Gott, die Stadt ist groß, und das Auge ist kein Philister; es ist frevelhaft, die Schönheit der Welt nicht in ihrem größtmöglichen Umfange zu würdigen.

Wie der Mond lachte vor einem großen Hause auf der Albrechtsstraße, der Schalk! Da wohnte einmal während eines milden Sommers, wo alles reif ward, ein Mädchen, schlank und lustig wie ein Reh, im zweiten Stock, ich wohnte aber im dritten, und ich war ein Student. Des Morgens machte sie mit Geräusch ihr Fenster im zweiten Stock auf, und nun öffnete ich das meine im dritten Stock und sang hinab:

Ich war, wenn ich erwachte usw.

Da sah sie herauf und lächelte, und ich sah hinunter und lächelte auch. Wenn wir aber ausgingen, so schlugen wir heftig die Türen zu, und dann begegneten wir einander auf dem Saale. Dann sagte ich: „Schön guten Morgen, mein Fräulein," und sie erwiderte: „Ich wünsche Ihnen, wohl geschlafen zu haben." Später im Laufe des Sommers sagte ich ihr mehr, unter anderm auch, daß ich nicht wohl geschlafen hätte. Wir begegneten uns auf dem Markte, und ich kaufte ihr verräterische Blumen; es kamen die schönen Sommerabende, ich sang zur Gitarre himmlische Lieder an den Abendstern von Richard Roos, Theodor Hell, dem Naturdichter Hiller, oder sonstigen ausgezeichneten Deutschen, ich sang sehr, und spielte dazu die Gitarre. Zuweilen begegnete mir's in der Hitze des Gefechts, daß ich falsche Akkorde griff, aber solch ein gemeiner Vorfall störte unsere edleren Gefühle nicht, meine Geliebte hatte auch glücklicherweise ein verwahrlostes musikalisches Gehör und konnte nichts singen als: „Du, du liegst mir im Herzen", und auch dabei erlaubte sie sich immer einige musikalische Freiheiten.

So kam der Spätsommer, und wir freuten uns schon sehr auf die langen Abende. Da näherte sich mir eines Abends auf eine ernsthafte Weise meine Wirtin und erklärte, daß sich bedeutende Differenzen zwischen uns vorfänden, namentlich wegen der Miete. Ich studierte zur damaligen Zeit Theologie und äußerte mich sehr sanft. Die gute Frau

hatte aber wenig Religion, sprach von Mangel an Solidität und nötigte mich, plötzlich auszuziehen. Sie war von sehr niedriger Gesinnung und ohne alle Poesie. Ich habe ihr das später vor dem Universitätsgerichte auseinandergesetzt, aber ausziehen mußte ich damals. Bei solcher Verwicklung der Verhältnisse vergaß ich meine gefällige Nachbarin mit den Rehaugen und dem schlanken Wuchse, ich kam in ein ganz anderes Viertel der Stadt, wo ich an der weiteren Ausbildung meiner früheren Gefühle behindert wurde.

Der Mond trat ungeduldig hinter die Häuser der Albrechtsstraße, ich mußte weiter. Ich kann nicht im Detail fortfahren, sonst würde meine Abreise zu lange aufgehalten, ich kann nur bemerken, daß in jener letzten Breslauer Nacht der Nachtwächter manches abgelegenen Viertels unruhig wurde, weil ein Mann so lange vor manchem kleinen Hause stehen blieb. Die Breslauer Nachtwächter sind berüchtigt wegen ihrer Disziplin und Tapferkeit, sie halten nichts von der Dichtkunst und verfolgen die Schwärmerei, sie sind ohne äußere Bildung und schonen kein zartes Gefühl. Sie störten mich in meinen besten Empfindungen.

So mußte ich denn auch flüchtig an einem Hause vorüber in der südlichen City, wo ich sonst ein ganzes Jahr lang nicht vorübergehen konnte, weil ich immer genötigt war, einzutreten. In jenem Hause hatte ich viel ernsthafte Tränen geweint, und jenes Eckfenster war mir lieber gewesen als die ganze Stadt Breslau. Hinter jenem Eckfenster saß sie alle Abende im Lehnstuhle, die Hände ruhten ihr im Schoße, die Augenlider lagen wie geheimnisvolle Abendwolken über dem Himmel, und sie sah von unten auf verstohlen nach der Tür, ob ich eintreten würde. Sie hatte mir immer etwas Trauriges zu sagen, es ging uns sehr schlecht, und ich konnte ihr immer keinen andern Trost mitbringen, als alle Tage neue Gedichte. Die lasen wir miteinander und weinten ihre Melodie, und weinten wie die Kinder. An einem kalten

Wintermorgen mußte sie fort, weit fort, „vielleicht gar über den See“ — o, das war ein sehr kalter Morgen.

Und das arme Fenster, wo am Tage nicht mehr ihr Kopf, des Abends nicht mehr ihr Licht hinter den Blumen zu sehen war, wie lange habe ich das arme, leere Fenster bedauert, diesen gläsernen Sarg! Jetzt wohnten fremde Leute da, und die Geschichte war schon sehr lange her, aber es fuhr mir doch wieder jener flüchtige Stich aus dem Herzen durch den Arm bis in die linke Hand, nur schwächer, wie es mir damals immer geschehen war. — —

— — Immer weiter, immer weiter! Die Stadt ist groß, und das Leben ist lang.

Der alte Pedell Frese war tot, der Sturm, sein Nachfolger, hatte die große eiserne Tür der Universität nicht zugeschlossen, ich trat hinein in die schallenden Korridore. Es war doch traurig, daß auch Frese hatte sterben müssen, er war so römisch lang und sprach immer im plurali majestatis: „Wir haben beschlossen.“ Die Jesuiten, die geistreichsten Schufte jener letzten Jahrhunderte, die ich niemals hassen kann, wegen ihres impertinenten Verstandes: die Jesuiten haben das stolze Gebäude erbaut, und die Jesuiten und Frese sind tot. Wir gehen alle wie Schatten an dieser Sonne vorüber und sollten doch nicht soviel Wesens von unserm bißchen Ärger und Zorn machen.

Die breiten steinernen Treppen, die hohen gewölbten Korridore gaben all meinen Tritten laute Antwort. Der Mond fuhr unruhig an den Fenstern hin und her; er konnte nicht zu mir. Es ist ein schöner Raum, um Weisheit zu hören und zu lehren, dies Breslauer Universitätsgebäude. Ich wollte mich schnell erinnern, was ich alles hier gelernt hatte, ich drehte alle Taschen um, sie waren lächerlich leer. Außer Henrik Steffens war mir in diesen Räumen nicht einmal ein Interesse nahe getreten; die klingenden Sporen, die jungen Bärte, die bunten Mützen der Studenten waren

mir in den hohen Bogengängen noch immer das Interessanteste gewesen. Die Theologen lasen drei Jahre lang über eine alte, abgedroschene Geschichte, und lasen noch dazu unzweckmäßiger als auf mancher andern Universität; die Juristen lasen drei Jahre über ein anderes Buch, und die Philosophie war ganz abhanden gekommen, nur Henrik Steffens redete stürmisch poetische Gedanken über die Philosophie. Henrik Steffens ist ein sehr interessanter Mann. Sein Fehler ist's nur, daß er mehr sein will. Als ich seine erste Vorlesung im Musiksaale hörte, da war es mir, als stünde ich unter dem Wasserfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöse, rings stäubendes Wasser, stockfremde breitblätterige Pflanzen, auf einem einzelnen Felsen ein Wilder, der nach einem Wasservogel schießt und dann kopfüber mit der Flinte ins brausende Wasser springt. Es war mir urweltlich, flözgebirgig, fabelhaft zumute, und als ich hinauskam an die frische Luft, da fing ich plötzlich an laut zu lachen. Was war das? Professor Henrik Steffens hatte über Anthropologie gelesen. In dieser Anthropologie fehlten nur die Menschen, aber die Berge, Pflanzen und Steine sprachen wunderbar interessante Dinge. Wie er so dastand, der lange Norweger, mit den irren blauen Augen und der nach Himmel und Erde zeigenden weißen Hand, da dacht' ich fortwährend an einen alten Druiden, der die Natur belauscht hat in stiller Einsamkeit und die Menschen und den gewöhnlichen Gang der Dinge vergessen hat, und nun zurückkommt in die Stadt, um über den Menschen zu sprechen und Novellen zu schreiben. Er trug einen feinen blauen Frack mit gelben Knöpfen, in der einen Hand hielt er gegen Ende der Stunde seine goldene Uhr; ich dachte jeden Augenblick, wenn in irgend einem Flözgebirge eine Schlucht sich öffnete, er würde sie einem der Zuhörer an den Kopf werfen, nämlich die Uhr. Er war eine schöne Erscheinung auf dem Katheder, dieser lang und gerad' gewachsene Professor. Sein Kopf ist fein und scharf,

die glatten grauenden Haare und einige frühe Falten geben ihm etwas Weises, und doch wird Steffens ebensowenig jemals weise werden, als der Sturm nach dem Takt sich bewegen lernt. Er ist ein Mann der strudelnden Bewegung, welcher sich die unnatürlichste Mühe gibt, festzustehen. Durch sein Gesicht laufen so viel zuckende, spitzige Linien, poetische List, frommer Jesuitismus, ein unreifes Lächeln, alles das stürzt sich über- und durcheinander, daß es mit Mühe von dem starken Geiste des Ganzen gebändigt wird, daß man in steter Erregung bleibt bei seinem Anblicke. Und nun kommen die Worte dazu, die sich wie eine unerschöpfliche Flut aus seinem Munde stürzen, eine Welle will eher da sein als die andere, wie ausgerissene, fremdartig grüne Bäume fliegen auf den Wogenspitzen die ungewöhnlichen Gedanken mit herunter ins Auditorium, und das Gebrause, der fremdartige übervolle norwegisch-deutsche Ton, die zischenden Sprachfehler brausen, schäumen, toben rastlos, ruhelos durcheinander, nicht ein Sonnenstäubchen kann sich dazwischendrängen — man wird betäubt, bedeckt, man schnappt nach Luft. Es gibt vielleicht keinen Menschen, der eine solche enorme und schnelle Gedankenproduktion besitzt als Steffens, die Gedanken gehen wie ein brausendes Viergespann mit ihm durch. Wenn er auf den Katheder steigt, da geht es ihm wie der Pythia, welche sich auf den Dreifuß setzt. Der Dampf der Weisheit und der Begeisterung umfängt seine Sinne, die Orakel zerwühlen seinen Körper, er wird herumgeschleudert von den Dämonen, er wird zerbrochen. Natürlich hält er, ein langer, starksehniger Norweger, das länger aus als die Pythia, von welcher die meisten ernsthaft versichern, daß sie ein Frauenzimmer gewesen sei.

Steffens ist eigentlich ein Professor der freien Künste, und er trägt die Naturgeschichte und Philosophie und das heilige Donnerwetter der Poesie und die Menschenkenntnis, er trägt alles dies vor wie eine freie Kunst, er faselt über

alles. Aber er faselt im größten römischen Baustile, er faselt Riesenschnörkel. Bedeutende Poeten wie Heine sprechen ihm die Poesie ab; ich glaube, das rührt von einem Irrtum her: Steffens hat einen belebenden, einen erzeugend poetischen Blick für das Vegetabile, das Halbtote, das Ganztote, er macht den Schnee und die Steine und Berge lebendig, welche sich durch drei enge Druckbogen seiner Novellen erstrecken, aber er hat ein ganz ordinäres, zu unordentliches Auge für die Menschen. Und wir sind nun freilich der Ansicht, daß die Menschen in den Novellen die Hauptsache seien. Bei Steffens ist es aber immer der Boden, und die Menschen sind umgekehrt die Staffage, weil er sie nicht kennt.

Doch bin ich der Meinung, er sei reich an Poesie, überreich, und Heine, der Verehrer Goethes, verwechselt bei Steffens die Poesie mit der Kunst; letztere lernt der deutsche Norweger in seinem Leben nicht. Es wird nie Maß in ihn kommen, er wird nie ein Dichter werden; aber ein Poet und obendrein ein gewaltiger bleibt er. Seine Novellen mit der altklugen oder im Traume sprechenden Natur sind Kolosse von Ungeschicklichkeit, große Schachtelkunststücke. Aber ein Kunststück ist eben kein Kunstwerk, wird nie mündig; auch wenn er eine Novelle schreiben will, so gehen die Rosse mit ihm durch, tief in den Wald hinein, und wenn sie nun nicht weiter können, dann steigt er ab, bewährt seine Geschicklichkeit und haut links und rechts Wege durch den Wald, bis er endlich schweißtriefend wieder herauskommt; und diese Arbeit nennt er eine Novelle. Es fehlt ihm alle Kunst der Empfängnis, es fehlt ihm die Dichtkunst, aber nicht die Poesie.

Das haben die Freiwilligen im Kriege herausgefühlt, und sie haben sein eisernes Kreuz verdächtigt und nie etwas wissen wollen von seinen konkreten Taten. Sie erzählen wunderliche Spottgeschichten vom Norweger und seinen langen Beinen und der Schlacht bei Leipzig, die er so schön beschrieben. Darauf ist aber nicht viel zu geben, denn hinter

einem ungewöhnlichen Menschen weist der Hause immer mit den Fingern her, und es ist auch nicht schwer herauszufühlen, daß Steffens kein Mann der Tat ist. Sein Geist ist ein bunter, ein herrlich bunter Renommist der Phantasie. Er ist ein spekulativer Poet; wer ihm alles glauben will, wird zuverlässig ein Dummkopf, wenn auch ein merkwürdiger. Seine politischen Bücher hab' ich immer wie geistreiche Karnevalsentwürfe gelesen; wenn Steffens einmal Minister des Auswärtigen würde, so könnte die Politik auf vierundzwanzig Stunden sehr amüsant werden, denn länger würde der Spaß nicht dauern.

Der Mond wollte fort, die Korridore wurden finster, ich glaubte die Stimme des Henrik Steffens aus dem Musiksaale zu vernehmen: „Meine Herren, betrachten Schie die Flözgebirge."

Es war aber ein Irrtum; Steffens war schon nach Berlin gegangen, um von den Flözgebirgen zu sprechen, und über den Opernplatz steuerte er mit dem breiten Quäkerhute und den starrenden Prophetenaugen.

Wäre ich der König von Preußen, ich ersuchte den Professor Steffens, unbekannte Gegenden zu bereisen. Dann könnten wir interessante Bücher erwarten, er improvisierte neue Welten. Wenn sie sich auch später nicht als richtig erwiesen, so wären sie doch unterhaltend; denn er ist ein kleiner Schöpfer, es fehlt ihm nur das bißchen Ordnung, in welcher der Herrgott geschaffen hat.

Draußen auf der Oderbrücke war viel Amüsement: die lustigen Burschen führten ihre lustigen Mädchen zum Tanz hinüber nach der „goldenen Sonne".

Als ich noch Student war, kam ich des Sonntags aus dem „blauen Hause" immer an der „Sonne" vorüber, und der Menschenkenntnis halber ging ich gewöhnlich hinein: damals lockten die neuen Oberontänze, damals war Oberon jung; es ist doch entsetzlich, daß auch solch ein Feenprinz

altert. Damals scheute ich auch eine massive Prügelei nicht für ein Paar schöne Augen. Ich trug noch keine Vatermörder und haßte noch Hut und Frack.

An einem solchen melancholischen Spätsommerabende war's, als ich jene schwarzen Augen, jene schöne andalusische Figur wild an mir vorübertanzen sah, welche im ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter, erfahrener Bursch mit bemoostem Haupte, machte mich aufmerksam und rief: „Sieh um Gottes willen diese Augen!“ Sie waren wirklich erschreckend feurig und schön, wie ein schönes Buch, das mit vieler Freiheit geschrieben ist. Ich eilte, es ihr zu sagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie sie lachte und mir die heiße Hand auf den lobpreisenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieser Augen grob gegen unsere Nachbarn gewesen, und ich sah eben noch in der Ferne sein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde just hinausgeworfen, oder wie die Schlesier sagen, hinausgeschmissen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete sie nach Hause und kaufte ihr Bonbons.

Ach, ich schmachtete in diesen Augen und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menschheit und an die Tugend, und eines Tages schenkte mir jener erfahrene, hinausgeschmissene Student ein Bonbon, das ich den Abend vorher der Julia geschenkt und worauf ich geschrieben hatte „Romeo und Julia“.

Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondschein auf der Oderbrücke sein erinnerte. An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Atem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange im „weißen Engel“ auf der Kupferschmiedstraße, und dort im „weißen Engel“ verwünschte ich zum ersten Male meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle

und sonstwo um soviel Vergnügen gebracht hatten; im „weißen Engel“ auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato! —

Diese Erinnerungen trieben mich fort von der Oderbrücke, ich ging nach Haus und legte mich schlafen und „Plato oder nicht Plato?“ beschäftigte mich bis zur Stunde der Abfahrt. Zwei Freunde geleiteten mich bis zum „schwarzen Bären“, dort tranken wir zum letzten Male eine Schale schlesischen Kaffee miteinander, sie segneten mich, und ich fuhr von dannen gen Babylon. Zuerst nach Leipzig. Ich sah mich nicht mehr um, denn ich fürchtete mich vor dem Abschiede, und ich fuhr ohne Gedanken durch das mädchenfreundliche Liegnitz, ohne Gedanken bis auf den Markt von Leipzig.

---

3. Leipzig.

1813.

Leipzig hat die Merkwürdigkeit, daß man das meiste darüber zu schreiben vermag, wenn man es nicht gesehen hat. Je länger man da lebt, desto weniger weiß man darüber zu sagen. Wenn man ein bürgerlich hübsches Mädchen sieht, so kann man allenfalls hinterdrein mit ihr schwärmen, falls man gerade nichts Besseres zu tun hat; kommt man aber öfter mit ihr zusammen, so bleibt nichts Besseres übrig, als sie zu heiraten. Und von solch einer Heirat weiß niemand viel zu erzählen.

Ich wollte nach Paris reisen und blieb in Leipzig, und schrieb über die deutsche Literatur und das Leipziger Theater, und wurde kein Revolutionär, wie meine Mutter hoffte, sondern leider ein solider Mensch, der zweiundzwanzig Stunden auf seinem Zimmer ist, wenn's regnet; spazieren geht, wenn die Sonne scheint, vor jedem anständigen Menschen den Hut abnimmt, seine Miete richtig bezahlt und hoffentlich einen guten Ruf hat.

Aber Leipzig hat vor den Toren ein Schlachtfeld, wo viele tausend Leute mit gutem und schlechtem Rufe totgeschossen worden sind. Zu denen geh' ich, mit denen unterhalt' ich mich über vergangene Zeiten, und was die Welt gehofft und gefürchtet hat bei der Schlacht bei Leipzig. Es ist nur traurig, daß die Toten, so laut sie reden, doch nicht verstanden werden.

Preußen und Berlin sind nie so liebenswürdig gewesen als im Jahre 1813, wo sie den Mut hatten, zu zürnen und die besten Söhne hinzuschicken unter die Kugeln. Und wenn man das deutsche Philisterleben kennt, so weiß man, daß solch Verdienst zehnfach anzuschlagen ist. Ich weiß noch, wie wohl es uns tat, als nach der Schlacht an der Katzbach die ersten Freiwilligen zu uns ins Quartier kamen: die Figuren schwankten noch wie die Gerten, es war noch keine empirische Konsistenz darin, die dünnen Stutzbärtchen kamen erst schalkhaft schüchtern zum Vorschein, die Hände waren noch fein und weich, sie waren noch nicht durchgegriffen, die Wäsche war viel zu fein für das Feldlager, sie trugen noch Ringe an den Fingern und goldene Uhrketten und weiche Papierstiefeln, und sangen Körnersche und Schenkendorfsche Lieder. Ich sah meinen Vater den Kopf schütteln zu den weichen Rittern, er hatte die Schwielenhand manches alten Franzosen, der in Italien und Spanien mitgefochten, gefühlt, er hatte die verwitterten Gesichter, die undurchdringlichen Bärte der alten Kerntruppen, er hatte ihre klassischen, zweifellosen Augen gesehen, und er schüttelte den Kopf zu unserer jungen Romantik.

Damals betete ich alle Abende vorm Schlafengehen, und wenn der Vater am Tage die Zeitungen bekam, da betete ich noch einmal für unsere Freiwilligen, und ich habe an jedem neuen Morgen gefragt, ob ich die Nacht über nicht groß geworden sei, um auch mitzugehen mit den blanken Reitern.

Und wenn ich heut aus den Toren von Leipzig gehe, so wendet sich mein Fuß immer nach Probstheida und jenem Thonberge hin, wo die Franzosen so fürchterlich nicht mehr um den Sieg, nein, um ihr Leben und um ihr Frankreich fochten, wo Er saß mit dem Fernrohre und dem ruhigen Gesichte. —

Unter den letzten Regierungsjahren des Tiberius wohnte unweit Roms in kleinem Landhause ein alter Römer, der hatte in seiner Jugend den Julius Cäsar gesehen, als er aus Afrika und Spanien zurückkam, wo er die letzten größten römischen Männer überwunden; er konnte die Erdkreisstirn, die Imperatorennase und den geschlossenen, verschwiegenen Mund beschreiben, und sonst konnte der alte Römer nichts. Und doch gab's keinen beliebteren Mann als ihn zu Rom: vom Morgen bis zum Abende kamen die jungen Römer zu ihm und er mußte erzählen von Cäsars Stirn und seiner schweigsamen Lippe, und mit Ehrfurcht betrachtete man ihn, der den Julius Cäsar gesehen.

Wenn man mich peinlichst inquirierte, so könnte ich's nicht beschwören, daß ich ihn gesehen habe. Und doch hab' ich ihn gesehen. Das Gerassel der Kanonen, das Gebraus der Heeressäulen, als er nach Rußland ging, liegt nur wie eine dumpfe militärische Masse in meinem Gedächtnis. Von der Schlacht bei der Moskwa, vom Brande der Zarenstadt, von der gräßlichen Beresina, dem entsetzlichsten Bilde des Krieges, das je den Fuß aufs Auge meiner Seele gesetzt, habe ich erst viele Jahre nach der Schlacht bei Waterloo etwas erfahren. Aber in hellem Sonnenscheine liegen die Kriegserscheinungen nach der Bautzner Schlacht in meinem Gedächtnisse, wie sie in Sprottau, einer kleinen Stadt im Lande Schlesien, meiner Vaterstadt, auftraten.

Mein Vater nahm lebhaftes Interesse an den Begebenheiten und haßte die Franzosen mit Energie, ich machte ihm alles nach und haßte sie mit. Eines Tages ging ich mit ihm vom Felde nach Haus, da legte er sich plötzlich auf die Erde

und drückte das Ohr an den Rasen, und bedeutete mir, still zu sein, und es auch so zu machen. Ich hörte ein dumpfes Geräusch, und es schien mir die Erde leise zu beben.

„Das ist Kanonendonner, mein Sohn, wahrscheinlich eine große Schlacht."

Von diesem Moment an nahm ich zum erstenmal Interesse an der Welt, ich war erst sieben Jahr alt, und konnte noch nichts als lesen und ein wenig schreiben.

Es war mir so wunderbar feierlich zumute, und ich sah mich nach allen Seiten um, ob keine Soldaten zum Vorschein kommen würden. Die waren aber in gerader Linie wohl an die zwölf Meilen entfernt und schlugen die erschütternde Kanonenschlacht bei Bautzen.

Bald vergaß ich über meinen Spielen die Franzosen. Es kam der Himmelfahrtstag des Jahres 1813; die Sonne schien rührend warm, ich kletterte mit Buben meines Gelichters auf allen Leitern herum, uns war so wohl, als wollten wir in den Himmel steigen.

Da warf man uns plötzlich von den Leitern herab, jagte uns aus dem Hause und schloß die Tür zu. Wir waren bei fremden Leuten gewesen. Ich wußte nicht, wie mir geschah — drüben am Markte sprengte ein Kosak mit eingelegter Lanze, das kleine Pferd streckte sich so gewaltig, daß der Bauch das Pflaster zu berühren schien. Das freute mich, ich klatschte in die Hände — meine Mutter, die vorüberkam, faßte mich hastig und schritt auf unser nahes Haus zu. Ich sah sie fragend an. „Die Franzosen kommen," sagte sie und bald schrie alles in unserer Nachbarschaft: „Die Franzosen kommen" und warf die Türen zu, verhüllte die Fenster, und der Markt war wie ausgestorben; er hatte keine Augen mehr. Mein Vater ging rekognoszieren, und trotz meiner Mutter Flehen nahm er mich mit. Ein Kosakenpikett ritt vor uns her, einzelne Männer schlossen sich ängstlich fragend an uns an.

Als wir über die Brücke kamen, wo sich die Aussicht öffnet, hörten wir ein verwirrtes Brausen, Pistolenschüsse — plötzlich wimmelte alles, was wir vor uns sahen, von grünen Reitern.

Die Kosaken hatten ihre Pistolen abgefeuert, ein erschrecklicher Lärm wie Meeresbrausen erscholl von drüben, wo die grünen Reiter kamen, eine Menge Schüsse knallten, die Kugeln pfiffen über uns hin, die Kosaken rasten zurück, einzelne grüne Reiter an uns vorüber ihnen nach. Wir eilten, was wir vermochten. Meine kleinen Beine reichten nicht aus, mein Vater schalt, ich weinte, wir flüchteten uns in ein Seitengäßchen. Da sah ich den ersten Franzosen deutlich an mir vorübersprengen: er saß auf einem großen, braunen Pferde, hatte eine erschreckliche Bärmütze auf dem Kopfe, unter einem breiten Schnurrbarte im Munde steckte der Säbel, in der Hand hielt er den Karabiner, und im Augenblicke des Vorübersprengens schoß er ihn ab hinter einem flüchtigen Kosaken her. Es war ein Chasseur.

Jetzt wußte ich, wie die Franzosen aussahen, ich lief nun vortrefflich. Bald waren wir durch die Hintertür in unserem Hause. Über der Haustür war ein kleines Fenster, ein großer Tisch ward hinter die verschlossene Tür gesetzt, ich holte mir noch ein kleines Bänkchen, von da guckte ich mit meinem Vater hinaus auf den Markt. Die Mutter bat uns fortwährend, in die Hinterstube zu kommen, sie dachte wie der Strauß: wenn wir nur die Feinde nicht sähen, so sähen sie uns auch nicht. Aber wir hatten eine gefährliche, neugierige Courage, und wichen nicht von unserem Posten.

Vorsichtig sprengten einzelne Chasseurs bis auf den Markt, sie wußten nicht, ob sie trauen durften. Das kam mir gerad so vor, als ob ich mit meinen Kameraden hinten auf dem Brauplatze Räuber und Gendarmen spielte; ich lachte sehr über die furchtsamen Chasseurs, als sie ihre Karabiner luden und ganz langsam in die Glogauer Gasse hineinritten.

Eine Stadt, die plötzlich vom Feinde genommen wird, liegt zusammengekauert da wie ein armselig Tier, dem die Klapperschlange langsam näherkommt. Wenn sich, wie hier, auch der Feind fürchtet, so ist der Anblick noch beängstigender.

Plötzlich donnerte von der Glogauer Seite eine fürchterliche Kanonenladung. Die Chasseurs, welche eben vorübertrippelten, standen mit ihren Pferden plötzlich elektrisiert, ich purzelte von meinem Bänkchen und klammerte mich an meines Vaters Rockschoß. Auf jener Seite stand nämlich eine russische Batterie; die fing ihr Spiel an, daß mir die kleinen Ohren brummten. Bald antwortete von der andern Seite, von wo die Franzosen kamen, eine noch gröbere Stimme. Da hatte ich den Krieg, und hinter meinem Haustürfenster fand ich das sehr vergnüglich. Laut flogen einige französische Worte von Reiter zu Reiter, sie schienen von zurücksprengenden Chasseurs auszugehen. Ein fürchterlicher Lärm, der wie Jubel klang, entstand, sie schossen ihre Büchsen in die Luft, ich hörte Fenster klirren, manche Kugeln mochten sich verirrt haben; es begann die Plünderung. Ich wurde mit allen Frauenzimmern des Hauses in den Keller geworfen, das war mir sehr fatal. Die Weiber jammerten, nur unsere alte Köchin war guten Mutes. Sie hatte eine große Kanne Kaffee und eine Tasse in aller Eile gerettet, und tröstete die Gesellschaft mit ihrer Tasse. Das Mitglied, welches trank, konnte nicht winseln, sie ließ so schnell wie möglich ihre Tasse die Runde machen. Ich lauschte an der Tür; oben gingen klirrende Säbelscheiden auf und ab. Herrgott, sie kamen die Treppe herunter, die Weiber sanken wimmernd zusammen, meine Mutter gebot mir leise, von der Tür wegzugehen. Es war eine schlechte Brettertür, herunterkommendes Licht schimmerte durch ihre breiten Ritze, ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal durchzusehen, eh' ich der, meinen Namen immer dringender wispernden Mutter gehorchte. Mein Vater leuchtete, bärtige, wie mir's schien, himmelhohe Gestalten von

Chasseurs folgten ihm. Jetzt waren sie an unserer Tür, unsere alte Köchin neben mir betete leise vor sich hin ein Vaterunser, und goß sich eben so leise die letzte Tasse Kaffee ein. Heftige französische Worte, wie Flüche klingend. Sie gehen vorüber nach dem großen Keller. Sowie wir des gewiß sind, hält uns nichts mehr, hinauf ins Haus fährt alles, und zerstreut sich nach allen Seiten. Einen Blick ins Zimmer werfend, seh' ich einen langen Chasseur die Kommode meiner Mutter ausräumen, eben steckt er das braunseidene Kleid meiner Mutter, das ich so liebte, in den Sack. Das überwältigte mich, und ich schrie: „Mutter, der Kerl nimmt dein braunseidenes" — — hastig reißt mich meine Mutter von dannen, daß ich auf das steinerne Estrich des Hauses schlage. Die Nase blutet, aber auf und fort geht's nach dem Gartenhause hinter unserer Wohnung. Meine Mutter ist in jäher Hast: der plündernde Chasseur hat sie gesehen, sie war eine junge schöne Frau mit schwarzem Haar und blauen Augen und einer weißen Haut. Wir hörten eine Zeitlang seinen zögernden Schritt hinter uns. Er mochte unsicher sein, ob er eine gewisse Beute der ungewissen opfern sollte. Das Sichere hatte ihn gelockt, wir hörten ihn nicht mehr. Da saßen wir denn in dem weiten leeren Gartenhause, die Mutter, meine kleine Schwester, ich und die alte Hanne mit dem leeren Kaffeekruge, den sie in der Angst nicht aufgab. Die Sonne schien warm und lieb, die grünen Bäume sahen unschuldig und stumm herein durch die hohen Fenster, sie wußten von nichts, dicker Pulverdampf wälzte sich zuweilen zusammengeballt vorüber. Die Mutter ängstigte sich um den Vater, ich fing an, mit meiner Schwester Bohnen zu schieben. Da donnerte und krachte es plötzlich dicht hinter uns, daß die Fenster klirrten. Fünfzig Schritt von uns, jenseits des einen kleinen Flusses, der rings um die Stadt fließt, auf einer kleinen Anhöhe, blitzten und leuchteten aus dem dichten Pulverdampf helle Kanonen. Und zu gleicher Zeit erhob sich vorn

am Garten, wo unser langer Pferdestall stand, in dem ich immer Wischemann gespielt hatte, weil nie Pferde drin waren, ein toller Spektakel, Pferde stampften, fremde Stimmen lärmten, gelbe Gesichter, wie ich sie in meinem Leben nicht für möglich gehalten hätte, mit krausen Haaren und Bärten, die schwärzer als schwarz waren, streiften im Garten herum, Futter für die Pferde zu holen. Wir waren zwischen zwei Feuern. Nun fing ich an, mich jämmerlich zu fürchten, die gelben Kerle, die wie unseres alten Grabebitters Zitrone aussahen, wenn er zum Begräbnis einladen kam, entsetzten mich und raubten mir das Gleichgewicht. Es waren Provenzalen, wie ich später erfuhr; wegen dieses unangenehmen Eindrucks habe ich lange nicht daran glauben können, daß die provenzalischen Lieder süß und schön schmeckten. Ich dachte immer an jene Zitronengesichter mit der schwarzen Einfassung am Himmelfahrtstage. Der alte Grabebitter mußte auch erst sterben, eh' ich unbefangen wurde, denn er erinnerte mich immer wieder daran. Und alles, was sich mit dem Tode beschäftigt, hab' ich von Jugend auf nicht leiden können. Ich glaube, ich würde eher selbst sterben, als mich mit Sterbenden abgeben. Es ist leichter, zu leiden, als leiden zu sehen.

Bald weint' ich aber damals nicht mehr bloß aus Furcht, sondern vor Hunger und Grimm über die garstigen Franzosen und den garstigen Krieg, meine Schwester weinte vor einfachem Hunger. Die alte Hanne flennte, daß gar keine Aussicht zu neuem Kaffee da war, meine Mutter weinte leise über alles. Als ich das sah, da schwur ich mir, wie ich später hörte, daß es der kleine Hannibal getan, die schlimmen Franzosen zu verfolgen und zu hassen, bis sie alle tot wären.

Da hörten wir des Vaters Stimme, und alles jauchzte. Er sagte uns, die Infanterie käme und die Plünderung sei zu Ende; da habe er uns ein Brot gerettet. Wir kauten und kehrten zurück in unser Haus, wo alles leer war; nur

Hanne weinte noch, weil es keinen Kaffee gab. Später betete sie alle Tage beim Frühstück, und mehrere Male nach Tisch: „Gott bewahre uns vor der Himmelfahrt der Franzosen", und sie wußte am besten warum.

Auf dem Markte ging die Trommel, und alles lag voll Stroh, und blaue, blasse Soldaten fielen darauf und baten um ein Stück Brot. Das waren auch Franzosen, ich ward ganz verwirrt. Als ich dem nächsten ein Stück von meinem Brote gab, streichelte er mich, ich erschrak und verwunderte mich, daß mir nichts geschah, denn ich hatte geglaubt, wo solch ein Franzose hingriffe, da geschehe ein Unglück.

Nun ließ sich auch unser alter Ratsdiener sehen, vor dem wir uns alle fürchteten, und jetzt dachte ich: Nun ist's gut, der wird die Franzosen schon Räson lehren, und wenn sie mucksen, so wirft er sie in den schwarzen Prison. Er sah zwar heute sehr blaß aus, aber als er ganz sanft sprach, was er doch sonst gar nicht tat, als er sogar bei einigen Rippenstößen, die ihm verabreicht wurden, sein spanisches Rohr nicht hob, sondern sogar seine Mütze abnahm und ein Kompliment machte, was sonst nur dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Polizeiinspektor widerfuhr, da war ich ganz verdutzt und bekam durch eine unbewußt in mir vorgehende Schlußfolge einen grausamen Respekt vor den Herren Franzosen, die ja soviel wie unser Herr Bürgermeister und der Herr Polizeiinspektor sein mußten.

Er trug Billetts in der Hand, die Soldaten kriegten mich beim Ohr, ich mußte ihnen lesen und die Hausnummern zeigen. Ich führte alle zu uns, weil ich mich auf die Zahlen noch nicht recht verstand, vor den fremden Franzosen mich aber nicht blamieren wollte. Warum meine Mutter kein freundlich Gesicht dazu machte, konnte ich nicht begreifen, je mehr, je besser, dachte ich.

Der mich gestreichelt hatte, weil ich ihm ein Stück Brot gegeben, war auch dabei und hieß Gardy und war aus dem

Elsaß. Er gehörte nicht zur Infanterie, sondern zu den Reitern; man hatte ihm aber bei Bautzen sein Pferd totgeschossen und er hatte noch kein neues. Gardy unterrichtete mich zuerst von der großen Armee, er war mein erster Geschichtslehrer. Bald kam ein Rittmeister zu uns ins Quartier, der hatte ein Beutepferd, das bekam Gardy; dafür mußte er die Sorge der Pferde über sich nehmen.

Ich ritt mit ihm in die Schwemme, ich saß bei ihm oben auf dem Futterboden, wo er den Häckerling schnitt, was sie in Schlesien „Siede“ nennen — paille hachée, sagte Gardy — und hörte mit offenem Munde zu, wie er erzählte. Eigentlich erzählte er gar nicht, sondern er schimpfte und fluchte nur. Er konnte den Kaiser nicht leiden, aber er betete ihn an wie einen Gott, wie die Juden den Jehova nicht liebten, aber fürchteten.

Gardy war einer von den jungen Konskribierten, bei Vittoria lag sein ältester Bruder begraben, in der Donau sein zweiter, der dritte war nicht aus Rußland zurückgekommen, „meine Marion wird mich wohl auch nicht wiedersehen“, sagte er, stampfte mit dem Fuße, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Soviel ich mich erinnere, war er nicht hübsch, eine kleine knorrige Gestalt mit einem zugehäkelten Gesicht; er trug einen grünen Husarenpelz und selten eine Mütze. Mit seinen Kameraden sprach er gar nicht. Durch ihn erfuhr ich denn, daß Napoleon die Schlacht bei Bautzen gewonnen habe. Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz anderer Mensch, da nannte er den Kaiser nur Napoleon, und er sprach das Wort so stolz aus wie unser alter Ratsdiener, wenn er „Donnerwetter“ sagte. Sprach er aber sonst vom Kaiser, so nannte er ihn „l'empereur“ und biß die Lippen dabei zusammen, als schmerze ihn etwas auf der Zunge.

Ich fragte ihn, wie's denn der Kaiser mache, daß er immer die Schlachten gewinne, und daß er wieder die bei

Bautzen gewonnen habe. „Sacre nom d'Dieu!“ — rief Gardy — „dafür ist er der Napoleon.“ Und nun sagte er unter Fluchen, Napoleon habe bei Bautzen so viel Kanonen zusammenfahren und auf einmal losschießen lassen, daß sie alle gedacht hätten, der Mond fiele herunter. „Ah“ — fuhr er ärgerlich fort und kratzte sich in dem schwarzen dichten Haare — „il est trop grand.“

Gardy hielt den Kaiser für ein überirdisch Wesen, und das belegte er durch die Schlacht bei Bautzen. Da habe Napoleon mitten in der Schlacht geschlafen. Als man ihn endlich aufgeweckt, da habe er seine Hand ans linke Ohr gelegt und den Kopf nach der Seite gebogen, dann genickt, und mit der Hand „oui“ gesagt. Und gleich darauf habe man weit links drüben Kanonendonner gehört, und das sei der Ney gewesen, der beste Soldat der großen Armee, den auch keine Kugel töte, und nun habe Napoleon angreifen lassen, und wie man eine Hand umdrehe, sei die Schlacht gewonnen gewesen.

„Ah — sacre nom d'Dieu — il est trop grand.“ Von da an war das Korps des Herzogs von Belluno und die Reiterei des Generals Sebastiani durch die Görlitzer Heide gekommen, dort sei nichts zu essen gewesen, und in Sprottau, dem ersten Städtchen, hätten sie erst wieder Brot gefunden, und ich hätte ihm den ersten Bissen gegeben.

Sebastianis Reiter waren also jene grünen Chasseurs, die ersten Franzosen gewesen, welche ich sah. Später, wenn ich von diesem Männchen aus papier maché mit den Schönpflästerchen und dem glatt gewichsten Gesichtchen, wenn ich von diesem schlüpferigen Sebastiani die neuen zitternden Erklärungen der Nichtintervention las, da hab' ich's immer nicht glauben können, daß jene ersten französischen Reiter mit den grimmigen Bärmützen, vor denen ich mich so gefürchtet, seine Reiter gewesen sein könnten.

Ich wußte aber trotz Gardys Mitteilungen immer noch nicht, was ich mir unter dem Worte „große Armee“ denken sollte; da kam der 15. August, wo Madame Lätitia in größter Eil auf Korsika den Napoleon geboren hatte, und ich erfuhr's auf einmal. Da marschierte alles, was in der Umgegend von Soldaten lag, über den Markt, und ich sah zum ersten Male die rot, blau und weiß schimmernden Massen, ich sah zum ersten Male hier jene Adler, welche räuberisch unternehmend die Flügel anziehen, als wollten sie über die Sonne hinausfliegen, ich hörte die berauschende Janitscharenmusik des Ruhms, ich sah die ersten Mohren mit den verstorbenen, unerklärlichen Gesichtern, und sie schlugen die Becken zusammen, daß mir die Glieder bebten, ich sah die braunen Sappeurs mit den orientalischen Bärten und den blitzenden Beilen, den unnahbaren Schurzfellen und dem barbarischen Ernste der Gesichter. So hatte ich mir aus Kindergeschichten die alten Rittergespenster und Zauberer gedacht, und ich entsetzte mich, wenn die Kerle ausspuckten, denn dunkelbraun war ihr Speichel, und ich wußte noch nichts davon, daß man Tabak kauen könne. Da drückte ich mich furchtsam in den Winkel des Rathauses, von wo ich zusammengekauert zusah. Und das Marschieren und das Trommeln und das Trompeten und das Fenster erschütternde Geschrei: „Vive l'empereur“ nahm kein Ende, und immer neue Generale in Gold genäht kamen vorüber, und der ernste Mund Bertrands, der nicht weit von mir zu Pferde hielt, ward nicht müde, immer mit zu rufen: „Vive l'empereur“, und alles hob die Säbel und die Bajonette so hoch die Arme reichten; sogar Gardy kam vorüber im stattlichen Husarenpelz, sein Pferd war blank gebürstet, daß man sich darin spiegeln konnte, und er schrie auch wie besessen, der fluchende Gardy: „Vive l'empereur!“

Es marschierten die Kolonnen, es flogen die Adler, es jauchzten die Becken, es schrien die tausend Kehlen, bis es

dunkel ward. Und nun entzündeten sich zu meiner größten Verwunderung über und neben mir alle Fenster des alten Rathauses; die Lichtsäulen liefen an den Türmen in die Höhe, durch alle Fenster, über alle Dächer so weit ich sah, und an des gestrengen Herrn Bürgermeisters Haus brannte unter einem 15. August ein strahlendes — N — so was hatte ich nie gesehen.

Nun war das Defilieren zu Ende und die Soldaten zerstreuten sich jubelnd. Der Wein spritzte über die Straßen, die silbernen Napoleonsstücke flogen, meine armen Landsleute, die eine klägliche Rolle dabei spielten, fingen sie auf, ich selbst eroberte ein Frankenstück und kaufte mir lauter Pfannenkuchen dafür, und schmauste und sah zu. Auf dem Markte, auf allen Straßen lagen die bunten, jauchzenden Krieger vor großen Weinfässern, die Illumination leuchtete dazu, und wo ein Mädchen sich sehen ließ, da mußte sie aufs Wohl des Kaisers trinken, und sich zu ihnen setzen und küssen lassen ohne Ende. Alle Häuser standen offen, und wo man hintrat, da trällerten sie Lieder, da umarmten sie einander, da waren sie dünkelhaft, übermütig und liebenswürdig, da brauste plötzlich immer einmal dazwischen wie ein Windstoß: „Vive l'empereur", und das war die große Armee.

Eines Tages sagte Gardy ganz geheimnisvoll, als er mich aufs Pferd hob: „Er ist da, du sollst ihn sehen."

Als wir nach Hause kamen, wusch er sich, zog seine beste Uniform an, und bedeutete mir, ich möge mein Sonntagsjäckchen holen, das war aber sehr schön, nämlich von grauem Nanking, um die Taille mit einer schwarzen Samtborde besetzt. Es war gegen Abend und meine Mutter sah mir lächelnd zu, und fragte, warum ich mich so spät noch putzte. Ich durfte nichts sagen, legte den Finger auf den Mund und zog geheimnisvoll die Augenbrauen in die Höhe. Sie sah mir kopfschüttelnd nach und erfährt es erst jetzt, zu welcher Cour ich damals gelangt sei, denn ich habe immer

davon geschwiegen, wie von einer heiligen Handlung, die nicht entweiht werden dürfe.

Ich ging aber damals mit Gardy vor jenes hohe Haus, an der Ecke der Herrngasse, wo General Bertrand wohnte. Es wurde, wie gesagt, schon dunkel, und es half mir nicht viel, daß Gardy mich auf ein offenes Fenster im ersten Stock hinwies. Ich sah allerdings eine Figur, die uns den Rücken kehrte, ich sah ein Paar breite Atlasschultern — plötzlich verschwanden diese vom Fenster, ein Wagen fuhr vors Haus, Gardy nahm mich hastig bei der Hand und zog mich ungestüm an die Haustür. Hinten an der Treppe erschienen Lichter, zwei Männer kamen langsam den Flur entlang auf die Tür zu. Gardy stieß mich in die Rippen. Der kleinere blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah nach dem Himmel. Ich machte es ihm nach und sah auch nach dem Himmel, es zog weicher, seidener Sommer vom Firmamente nach dem Abende hin in das erblassende Abendrot. Dessen erinnere ich mich deutlich; das Gesicht des Mannes gefiel mir indes damals nicht besonders, es sah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe saß, mißfiel mir entschieden. Aber dennoch rieselte mir ein solcher Respekt durch alle Glieder, daß ich der festen Meinung wurde, der Mann sei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer gewesen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaster getragen, so hätte ich ihn für den lieben Gott selbst gehalten, denn als er das Auge niederschlug, sah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geschah; es war mir, als sei ich in der Kirche und als bekäme das braunschwarze gemalte Auge Gottes, das oben an unserem Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war alles ganz still, auch der Mann mit dem Auge Gottes sprach nicht.

Plötzlich wendete er sich zum General Bertrand, sagte: „Bon soir, mon cher,“ stieg eiligst in den Wagen und fuhr davon.

Wir standen noch lange da und rührten uns nicht. Gardy war sogar mehrere Tage hinterher ganz still. Als ich nach Hause kam zog ich sacht mein Sonntagsjäckchen aus, ging nicht zum Abendessen, sondern legte mich ins Bett, machte die Augen zu und sah unverwandt in das Auge Gottes, und hörte fortwährend: „Bon soir, mon cher.“

Meine Mutter, die sich gewundert, daß ich nicht gegessen, kam mit Licht und sah, ob ich schliefe. Ich machte die Augen nicht auf, ich regte mich nicht.

Am andern Morgen wußt' ich nicht, ob die Sache wirklich passiert sei, und darum weiß ich's auch heut nicht so gewiß, daß ich's beschwören könnte, ob ich den Kaiser Napoleon gesehen. Ich weiß zwar noch, daß meine Mutter am nächsten Tage fragte, warum ich nicht zur Nacht gegessen, und weshalb ich mir das Sonntagsjäckchen angezogen habe, der braunschwarze Glanz vom Auge Gottes schimmerte ebenfalls noch in meiner Seele; ich will's aber der Romantik halber unentschieden lassen.

Gardy mußte bald darauf marschieren, ich ging neben seinem Pferde bis vors Tor und weinte sehr. Die Franzosen gingen alle fort, auch der große Sergeant, der bei unserem Nachbar im Quartier lag, und der einen so großen roten Backenbart hatte, immer schneeweiße Hosen trug, kerzengerade ging, fortwährend von der großen Armee sprach, uns alle auf das Übelste behandelte, kurz, der ein unausstehlicher Mensch war, um dessentwillen ich lange Zeit die Franzosen gehaßt habe. Auch der mußte marschieren, und bald war kein Soldat mehr bei uns; mein Vater sagte, der Waffenstillstand sei zu Ende.

Ich spielte nun mit meinen Kameraden Soldaten: wir hatten aus einer alten Rumpelkammer einen dreieckigen Hut erbeutet, den kriegte immer der Anführer des Spiels, und hieß dann „der Napoleon“. Wir haßten ihn alle sehr, gehorchten ihm aber ohne Widerspruch.

Eines Tages ward plötzlich ein großer Trupp Gefangener in die Stadt gebracht, wir hörten, daß an der Katzbach unter dichtem Regen und in dichten Mänteln eine Schlacht geschlagen und von den Franzosen verloren worden sei. Aber sie sahen so jämmerlich aus, wie unser alter Bettler vorm Tore. Sie waren so schwach, daß sie immer niederfielen, und wenn sie fielen, da schlugen die Gendarmen sie mit den blanken Klingen. Ich mußte bitterlich weinen und hätte den armen Leuten gern geholfen. Zu meinem Schrecken erkannte ich auch den garstigen Sergeanten unter ihnen, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte. Er war totenbleich, und ein roter Säbelhieb, den ein kleines Tuch schlecht bedeckte, ging über sein ganzes Gesicht. Aus allen Häusern brachte man große Körbe Brot, die garstigen Gendarmen wollten auch das nicht einmal. Freilich waren's dieselben Franzosen, die uns alles, auch meiner Mutter das braunseidene Kleid genommen hatten. Aber die armen Menschen winselten vor Hunger. Ich bat meine Mutter um einen großen Korb, und stahl mich hinter einem Gendarm mitten in den Haufen hinein. Ach, was sah ich da für blutige, verschwollene, von Jammer auseinandergeschnittene Gesichter. Ein armer Franzose, dem eine Kugel im Halse steckte, schrie unaufhörlich vor zerstörendem Schmerz, es hätte die Pflastersteine erbarmen mögen. Seine Augen und Hände krümmten sich nach einem Stück Brot, ach und er konnte den Mund nur öffnen zum herzzerschneidenden Jammergeschrei.

O, was bin ich da böse auf den Krieg geworden, und ich habe jene Szenen nie vergessen können, und meine Zivilisationsgedanken haben sich immer unwillig gesträubt gegen die rohe Waffenentscheidung.

„Henri, Henri!" rief's hinter mir. Himmel, jenes abgerissene Gesicht, in welches die verwüsteten Haare hineinhingen, war es nicht Gardy! Ach, leider war er's. O, wie verhungert fiel er über das Brot her. „Er hat uns ver-

lassen,“ sagte er, „darum hat man uns geschlagen.“ In der größten Bewegung lief ich nach meinem Vater. Wir wollten ihn losmachen, um ihn bei uns zu behalten, wir sagten, daß er den Napoleon hasse und ein halber Deutscher sei, ach, sein Gesicht bat so kläglich um Freiheit.

Umsonst! — Noch heut seh' ich die schwindelnde Hoffnung in seinem Gesicht jählings kopfüber herunter auf das Pflaster stürzen, noch hör' ich die Schmerzensworte: „Oh Marion, j'avais raison!“

Wie eine Herde Vieh wurden sie fortgetrieben, laut schluchzend lief ich mit, den armen Gardy im Auge. Vorm Tore stieß mich ein Gendarm mit der Säbelscheide, daß ich niederstürzte und lang nicht aufstehen konnte.

Fort ging der Zug, und ich hörte noch lang sein jämmerliches Winseln. Seit jener Zeit kann ich die Gendarmen nicht leiden. Den armen Gardy hab' ich nicht wieder gesehen; wenn ich einmal nach Frankreich komme, will ich mich nach seiner Marion erkundigen. —

Es war schon lange hohes Gras über diese meine Kriegserinnerungen gewachsen, als ich auf dem Thonberge bei Leipzig bei dämmerndem Mondscheine wieder lebhaft des Jahres 1813 gedachte.

Jetzt übersah ich ihn im ganzen diesen vierten Akt der großen Napoleonischen Tragödie, das Jahr 1813. Ich sah's, wie die Waffen von allen Seiten gegen ihn herandrangen, wie Duroc neben seiner Seite bei Reichenbach erschossen wird, ohne daß er es gewahrt; ich sah seinen Schmerz, mit dem er sich einschließt und keinen Menschen zu sich und zu den Gedanken an die Leiche seines Freundes läßt. Die ganze Armee erhält keine Befehle, weil der Kaiser um einen Freund trauert. Ich erkannte jetzt jenen düstern Waffenstillstand, mit dem er selbst die Zeit gewährte, daß sein Unglück reif werden konnte. Während ich die ersten Franzosen sah, grub man bereits ihrem Kaiser das Grab. Damals wohnte er in

einem kleinen Hause zu Dresden und regierte zum letzten Male halb Europa, verschanzte sein letztes Bollwerk, die Dresdner Gegend, wünschte zum ersten Male lebhaft den Frieden, weil er ihn brauchte, und sprach zum letzten Male den Metternich.

Als der Kaiser lebhaft mit ihm im Zimmer herumgeht, fällt ihm sein kleiner Hut auf die Erde, und Metternich hat die Kühnheit, jenen kleinen Hut, vor dem Europa sich gebeugt hatte, nicht aufzuheben. Napoleon muß sich selbst danach bücken.

In diesem Vorfall mit dem kleinen Hute liegt die Schilderung des ganzen damaligen Zustandes. Man bückte sich nicht mehr vor Napoleon, sein vorletzter Akt war da. Ich weine aber nie so beim Tode selbst, als wenn ich die Anzeichen sehe, daß ein großer Mann sterben wird. Die Todesangst ist schlimmer als der Tod.

Und nun brechen die letzten Szenen donnernd herein. Kaiser Franz verleugnete seine Liebe zu Napoleon und zu seiner Tochter, Österreich trat zu den Alliierten. Sieg und Niederlage des Hauses Habsburg gegen Frankreich waren immer gleich schmerzhaft: für die Revolution fiel Marie Antoinette, für den Frieden zu Wien Marie Luise, die beide in der Burg zu Wien blond und schön geworden waren.

Aus Schlesien drängte Blücher, le sabreur, aus den böhmischen Engpässen die Hauptarmee der Alliierten. Napoleon schien's zu ahnen, daß ihm einst Blücher ein Hauptstein des Anstoßes werden könne, — er eilte über die schlesische Grenze, und immer noch wird der Strom aufgehalten, wo er sich zeigt. Die Hauptarmee der Alliierten ist auf dem Anzuge gegen Dresden, dem damaligen Schlüssel zu Deutschland und Frankreich. Schon wird Dresden angegriffen, der Marschall St. Cyr schickt die drängendsten Boten, Dresden ist verloren, und der Kaiser ist nicht da.

Es war der 26. August, ein Tag der tödlichsten Angst für Dresden; schon waren die Preußen bis in den großen Garten gedrungen, der alte König von Sachsen, Napoleons treuester Freund, der den Helden liebte wie seinen Sohn, sah trostlos aus dem Fenster seines Schlosses; die ganze Ebene am linken Elbufer war von Alliierten bedeckt, die Kanonen reichten schon bis in die Stadt, die ersten westfälischen Regimenter gingen über, man sprach von Kapitulation, und der Kaiser ist nicht da.

Zehn Uhr schlägt's in der Stadt, da erscheint im Galopp auf der Elbbrücke Napoleon, hinter ihm kommen die Kürassiere Latour-Maubourgs und die Garde im Sturmschritt, und als ob ein Gott erschienen sei, lebt alles auf, er ist da, und das Vertrauen ist da. Er eilt, Friedrich August zu umarmen und die Schlacht zu ordnen, die unglaubliche Schlacht bei Dresden.

Man gab die Franzosen auf, und die Alliierten drangen schon zu den Toren herein. Napoleon wußte es besser und sagte zum König von Sachsen, er möge ruhig in seinem Schlosse bleiben. Nun stürzen aus allen Toren die todesentschlossenen französischen Ausfälle. Alles ändert sich wie mit einer Handbewegung. „Der Kaiser ist in Dresden," ruft Fürst Schwarzenberg, „der günstige Augenblick ist vorüber, denken wir nur daran uns zu sammeln."

So dachten die Trojer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo sie den Wagen des Achilles sahen. Und der Hektor, Karl von Österreich, lag still und verstorben auf seinem Schlosse Weilburg im schönen Helenental bei Baden. —

Und noch hielt es Napoleon nicht einmal für nötig, selbst in den Kampf zu reiten, er erwartet auf der Elbbrücke mit Ungeduld die Herzoge von Belluno und von Ragusa. Rings um ihn hielt man alles für verloren, aber er sagt mit geisterhafter Ruhe und Gewißheit: „Meine Freunde, der Feind wird nicht wieder stürmen."

Und nun reitet er im Galopp nach dem Dippoldiswalder Tore. Wie mit einem Zauberschlage wird Dresden frei, die Alliierten weichen zurück.

Es wird Nacht auf der Dresdner Ebene, und der Regen fällt stärker und stärker, die Wachtfeuer leuchten matt wie kümmerliche Siegeshoffnung — einsam reitet Napoleon über das Feld, um den folgenden Tag zu ordnen. Der Tag kommt, und es regnet und regnet unaufhörlich. Um sechs Uhr rückt Napoleon aus dem Freiberger Tore; die gegenüberliegenden Höhen sind noch leer, sein Auge lacht durch den Regen, von jenen Höhen wird die Schlacht gewonnen, von da herunter wird Murat kommen.

Die Kanonade beginnt, der Kaiser ist vor dem Dippoldiswalder Tore, das Wasser stürzt vom Himmel, er läßt ein großes Feuer anzünden, und leitet von da die Schlacht.

Murat ist auf den Höhen angekommen, der Kaiser läßt die Kanonade in seinem Zentrum verdoppeln, die Wolken werden davon in die Höhe gejagt, die Sonne scheint einen Augenblick, man sieht auf den nächsten Höhen viele Handpferde — die Regenten Europas sind einander gegenüber. Die Batterien beginnen auf des Kaisers Befehl neue Lauffeuer, da die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite gelenkt werden muß. Man sieht auf jenen Höhen die lebhafteste Bewegung, ein bedeutender Mann muß getroffen sein. Die Franzosen glauben, es sei Schwarzenberg. Erst am folgenden Tage findet man in Nöthnitz ein zurückgelassenes Windspiel, auf dessen Halsbande steht: „Ich gehöre dem General Moreau." —

Der König von Sachsen schickte dem Kaiser dies Halsband — Moreau, sein gefährlicher Widersacher muß von weit her übers Meer kommen, um von einer Kanonenkugel des Kaisers zerrissen zu werden. Moreau hatte kein Glück. —

Unterdes kommen Murats Kanonen näher, Napoleon sprengt durch einen Kugelstrich nach seinem linken Flügel

auf die Pirnaer Straße und befeuert ihn durch drei Worte. Er kommt zurück — da erscheint der fliegende goldgestickte Mantel und die Reiherfeder Murats, und er stürzt mit Karabiniers und Kürassieren wie das geflügelte Unglück auf die Österreicher herab. Auf allen Seiten entzündet sich des Kaisers Schlacht aufs neue, die Artillerie der Alliierten wird schwächer, sie hört auf, es ist erst drei Uhr, der Sieg ist da. Napoleon erteilt noch rasch Befehle und reitet nach Dresden hinein. Das Wasser läuft in Bächen vom grauen Rock und den steifen Stiefeln, die durchnäßten Hutkrempen hängen ihm auf die Schultern, so umarmt ihn, den triefenden Sieger, der König von Sachsen vor seinem Schlosse, wo er vor vierundzwanzig Stunden nicht mehr sicher zu sein glaubte.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte flüchtige Kuß des Glücks. Der vierte Akt ging seinem Ende zu. Vandamme verwickelte sich in den Strudel des Rückzugs auf den Nollendorfer Höhen, statt ihn aufzuhalten, und kam drin um. Die Weisheit Napoleons ward vom Unglück zertrümmert. Sein Zug nach Berlin stockte in der Unlust seiner Krieger, welche nach Paris schmachteten, und nur zögernden Fußes die Straße nach Frankreich aufgaben, die Elastizität des Kriegs und Glücks war dahin, und ein verlassener Gott saß er am 18. Oktober auf dem Thonberge bei Leipzig.

---

4. Rumohr.

Der Frühling ging, der Sommer kam; es war kühl und behaglich im Hotel und objektiv ruhig in meinem Herzen. Es kamen Makkaroni auf den Tisch, und ich beschloß, nach Italien zu reisen, und teilte das meinem Nachbar mit, den ich nicht kannte. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, wenn es einmal friedlich, menschenfreundlich in mir aussähe, und ich nichts als Luft und Sonne, und Gegend und schöne Augen brauchte, nach Oberitalien zu reisen. Die Reise-

beschreibungen hatten mich immer abgeschreckt, aber schon in Tertia hatten mich stets die Hohenstaufen danach lüstern gemacht. Sie hatten alles dafür hingegeben, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, es schien mir eine Art Verzauberung darin zu liegen, daß sie immer wieder hinzogen in das Land, wo sie schon soviel rotes deutsches Blut vergossen hatten, wo schon soviel schöne blasse, deutsche Leichen lagen. Wenn ich von den Hohenstaufen hörte, so dachte ich an die zauberhaft schönen, goldenen Lombardischen Ebenen. Auch Goethe hatte mich sonst davon abgeschreckt, aber er hatte zwei Verse geschrieben, die mein Mund oft in warmen Nächten unwillkürlich sprach, wenn ein inniges Wohlsein durch mein Herz ging, eine Sehnsucht nach Schönheit, eine Liebe zu fernen unbekannten Menschengesichtern meine Seele schwellte, diese zwei Verse überfielen mich in jedem weichen Sommer zur Nachtszeit, wie liebenswürdige Diebe, heut sogar am Tage, als ein seidener Wind durch den Saal des Hotels strich. Es sind aber die Worte jenes wunderschönen Liedes, aus welchem tausend schöne Augen Italiens sehen:

„Ein leichter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht.“

Mein Nachbar hatte bloß mit dem Kopfe genickt, er war in ein Frikassee vertieft und hatte keine Zeit. Ich wollt' es ihm eben noch einmal sagen, als mir der Wirt vom Hause, mein ritterlicher Freund, mit Hand und Auge winkte. Ich kannte jenen Wink, er sagte: Dein Nachbar ist ein berühmter Mann, und nun betrachtete ich ihn. Es war ein großer dicker Mann mit schmutziger Leibwäsche, der sehr angelegentlich zu Mittag aß. In seinem Gesicht fehlte alle Klarheit, der Frack war mit rotem Schnupftabak infiziert, und wenn er sich etwas vom Essen erholte, so stopfte er solchen garstigen, unanständigen Tabak in eine weiche kraftlose Nase. Die ganze Person kam mir ungewaschen vor,

denn ich mag nie begreifen, wie ein reinlicher Mensch, oder ein Liebhaber, oder Dichter, oder wer noch ein Stück Spiegel im Hause hat, Tabak schnupfen, ein Kotreservoir in seinem Gesicht anlegen kann. Das starke, in saftlosem Fleische baumelnde Gesicht hatte von edlem Ausdruck nur eine kultivierte Schlauheit, und eine fein fidele Gourmanderie.

Als die Tafel zu Ende war, holte er Atem, nahm eine Prise, sah mich an, und sprach: „Das machen Sie recht, nach Italien zu reisen, das muß jeder Mann von Bildung, man muß seine Saison da zubringen, statt in den Bädern."

Die kleinen Augen lächelten dazu, als zerdrückte die Zunge süße Konfitüren.

„Sind Sie nicht ein Herr von Uckermann," fragte er.

„Nein, mein Herr, ich bin kein Herr von Uckermann."

„Ach, Sie lächeln, Sie sind ganz gewiß ein Herr von Uckermann."

„Nein, mein Herr, ich bin ganz gewiß kein Herr von Uckermann."

Pause. Man flüstert mir ins Ohr, daß es Herr von Rumohr sei.

Richtig, tief in den halbkahlen Kopf schlich die Stirn hinein, und da waren alle die feinen, glatten Gedanken zu sehen, die sich in Rumohrs Schriften finden. Das kleine Volk spielt Ekarté unter sich.

Nun entwickelte sich das Gespräch. Seine Manieren sind die eines sicheren Weltmannes, der Manieren hat und gern herzlich tut, seine Sprache ist geräuschlos und ohne Prätension, wie sie ein objektiver Mann haben muß, und die Unterhaltung mit ihm ward sehr amüsant, wie sich das erwarten ließ.

Ich liebe es sehr, wenn man die einzelnen Dinge, ja oft die größeren Interessen, leicht, nebenher abmacht, nur berührt, und sich im eigentlichen Leben nicht stören läßt. Ich halte das Leben, das Dahingehen für die Hauptsache,

und hasse die Geschäfte. Nichts ist mir widerwärtiger, als wenn unsere großen Interessen als Geschäfte betrieben werden, wenn man feierlich wird, sich erst räuspert, das Taschentuch herauszieht, eine Stelle zitiert, oder den lieben Gott um Beistand bittet, den überhaupt die Leute sehr inkommodieren.

Man darf nach meinen Sympathien höchstens etwas davon tun, wenn man unter lauter Gegnern lebt, wo man fortwährend um Leben und Tod seiner Ansichten besorgt sein muß. —

Wenn man die große und kleine Erfahrungs- und Wissenswelt durchrennt, so kommt man allmählich zu der Einsicht, daß jedes Jahrhundert für irgend ein neu gewonnenes Terrain leidenschaftlich Partei nahm, daß dieses Terrain in kurzem wie eine bekannte Gegend durch die vielen Reisenden abgenutzt war, daß eine neue Jugend der Weltgeschichte kam, daß das Neueste alt wurde. Darüber soll man nicht die Empfänglichkeit verlieren, man soll in jedem Frühlinge poetisch sein und mit den Vögeln singen, aber man soll — human werden.

Humanität ist das Ziel aller Zivilisation in allen einzelnen Radien, und Humanität ist mehr als strenges Rechthaben.

Ich weiß, daß die Forderungen, welchen wir Leute der brausenden Jugend uns anschließen, gerecht, tugendhaft sind, ich weiß es, daß ich dafür sterben werde, wenn es not tut, denn sie sind meine Religion; aber ich weiß auch, daß sie mein spekulatives Interesse bereits nicht mehr befriedigen, daß sie für mich bereits Geschichte sind, obwohl die Wirklichkeit noch lange nachhinken wird, ich weiß, daß sie darum an sich meine Leidenschaft nicht mehr erregen, denn nur das Werden und Entstehen verbündet sich mit der Leidenschaft, und daß jenes nur der Fall ist, wenn ich sie von arroganter Dummheit oder egoistischer Böswilligkeit angegriffen sehe.

Es ist mir indes nicht unbekannt, daß man nicht in seidenen Strümpfen, mit seidenen Handschuhen und einem Paradedegen durch einen Wald geht, in welchen man erst einen Weg bahnen will, darum lieb' ich meine rauheren Kampfesbrüder, welche die hart ledernen Stiefel und den rauhen Filz tragen und schonungslos die große Holzaxt schwingen, um das Gestrüpp aus dem Wege zu räumen.

Während einer Entwicklungsperiode gilt das Martialgesetz in der Weltgeschichte, und es bedarf der schonungslosen Richter, aber es gibt kein Gesetz, das nicht zu streng wäre; ich würde auch an Septembertagen das leichte Leben eines Herrn von Rumohr in Schutz nehmen.

Auch die demokratische Gesellschaft soll nicht tyrannisieren; es muß auch jedem frei stehen, sich kein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben.

Die Leichtigkeit Rumohrs, über alles Wichtige hinzugleiten, war mir angenehm. Er treibt's bis zur Koketterie. Meinethalben. Er liest keine Zeitung, sondern sein Jokei tut es für ihn und referiert ihm nur, wenn etwas geschieht, also oft sehr lange nicht. Und es muß etwas Reelles geschehen, eh' dieser Referent dran glaubt. Seit dem Falle Warschaus — an den Polen nehmen alle modernen Edelleute lebhaftes Interesse — hatte er bis zum Juni 1833 fast gar nichts geschehen lassen.

Übrigens gab Rumohr der alten Zeit nur ungefähr noch drei Jahre zum Leben, „in zwei Jahr, elf Monaten ist's mit ihr vorbei," sagte er. Ich schreibe dies im Dezember, also nur neunundzwanzigmal vier Wochen Geduld, das kann eine Welt schon aushalten, die bereits soviele hundert Jahre gewartet hat. Freilich sind die letzten Minuten im Kerker schlimmer und länger, als die ersten Jahre.

Er spricht mit liebenswürdiger Wegwerfung und erlaubter Selbstschätzung von seiner Schriftstellerei. Jetzt wird er Novellen schreiben und lauter Novellen, ich hab' ihm mit

Eifer zugeredet. Wir saßen nebeneinander auf dem Fensterbrett, es lachte ein kultivierter Fuchs dabei aus seinen Augen, und er wies auf eine schlanke Dame, die eben vorüberging, und sagte: „Die hat mir auch so zugeredet, und ist schuld, daß ich jetzt lauter Novellen schreiben werde."

Ich sagte es ihm voraus, daß er unsern deutsch-lyrischen Kritikern mit seiner Formeneinfachheit nicht zusagen würde. Er zuckte die Achseln und lächelte. Der Kellner George ward gerufen, wußte aber auch nicht, wo die deutsche unbefangene Kritik zu finden sei.

Wir haben beide recht gehabt, sie tasten mit Nebelhänden seine steinernen Gestalten an. Übrigens bin ich mit keinem seiner Bücher zufrieden, er weiß sie bloß anzufangen. Aber dieser Anfang eines plastischen Geschmacks ist schon der Rede wert.

Rumohr ist ein bequemer Mann, nicht geschaffen, um die Welt zu fördern in großen Schritten, aber doch, sie auf kleinen Promenaden zu begleiten, wo sie ihre Gesundheit stärkt zu späteren Reisen. Ich glaube, er ist ohne aristokratischen Beikram, bin aber nicht ganz sicher und äußerst mißtrauisch, da ich in neuerer Zeit soviel derartige Pferdefüße aus der unscheinbaren Verhüllung habe hervorgucken sehen.

Wir blieben noch eine Weile auf dem Fensterbrett sitzen und kamen auf Heine zu sprechen. Von dem hatte er nichts als einen Aufsatz über eine Gemäldeausstellung gelesen. Daran war nun der Jokei schuld; meine neunundzwanzigmal vier Wochen wurden aber sehr dadurch erschüttert. Wie kann einer die Zeit berechnen, der nicht einmal ihre bedeutendsten Beweger kennt, wie kann eine Uhr richtig die Zeit weisen, wenn man beim Aufziehen nicht genau weiß, wie spät es ist.

Was er über Heine sprach, war vornehm artistisches tohu wabohu, ich gab ihm keine Antwort darauf, sondern rief den Jokei, und trug ihm auf, Herrn Henry Heine zu kaufen. Ich glaube aber nicht, daß Rumohrs einfach plastische,

konservative Richtung des Schreibens Heines revolutionäre Form je verstehen wird.

Und doch haben beide einen Vereinigungspunkt in Goethe, aber von da aus gehen sie nach entgegengesetzten Seiten.

Es ist in Rumohr das Goethesche behagliche Wesen, und sobald das nichts Pretiöses zur Schau trägt, mag ich es gern leiden; es ist ein angenehmer, vornehmer Materialismus, der Wohlbehagen erzeugt. Goethe hat auch nur seinem Wohlbehagen all die Philosopheme angepaßt, die an ihm vorübergegangen sind. Er war im Grunde der subjektivste Mann, aber er war ein Weltmann, der sein Gelüst zu verbergen wußte, und seiner Ton ist immer Objektivität.

So ist der Faust, der Spiegel von Goethes Innerlichkeit, eine verkörperte Entwicklung der philosophischen Ideen, wie sie eben im Schwunge waren. Das wird im zweiten Teile bis zur Fratze klar. — Wenn die Isabella in der Braut von Messina nur einen Sohn gehabt hätte, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen.

Mein ganzer Traum von der Schönheit des unvollendeten Faust ist vernichtet, meine Freude über die Poesie der Nichtvollendung dahin — o Goethe, warum hast du mir das getan, und dir soviel Mühe gegeben, einen Schluß des Faust zu schreiben, und so gute Verse dafür zu machen!

Rumohr glitt herunter vom Fensterbrett und sagte schüchtern: „Sie sind doch wohl ein Herr von Uckermann?“

„Nein, mein Herr,“ sagte ich, „ich bin kein Herr von Uckermann, aber ich bin des Teufels.“

„Das tut nichts,“ erwiderte er, „darf ich fragen, warum?“

„Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht; denn Sie würden meinen Teufel nicht erkennen, Sie sind ein Artist, und was die deutschen Lyriker zuviel haben an nebelhafter Poesie, das haben Sie zuwenig. Der Faust ist zu tief für Ihre Statuen, Sie gehen darin unter. Ach, der arme

Faust, das objektivierte Ich Goethes, wird ein Geheimer Rat und bekommt Orden, und wird alt mit dem Geheimen Rate und den Orden, und die zauberhafte Form der revolutionären Tragödie ist zertrümmert, und er appelliert an die Gnade, oder mit andern Worten an die Laune der Gottheit, denn Gnade ist ja doch nur gute Laune. Was? — Nein, nicht was? Ich will keine Antwort."

„Reisen Sie vielleicht mit nach Berlin?"

„Nein, ich reise nach Italien; wenn ich nach Berlin ginge, könnte ich's vorm Börne nicht entschuldigen, daß ich mich jetzt mit Humanität beschäftigte."

„Berlin ist ein hübscher Ort."

„Berlin ist mehr als ein hübscher Ort, es ist ein liebenswürdiger Ort, es ist der Faust unter den Städten, aber man hat ihn fortgesetzt, und ich liebe die Gnade nicht."

„Wissen Sie, was Le Telletier über die Jesuiten sagt?"

„Ja. Die Jesuiten waren gewiß ehrliche Leute, aber es hat seit dreihundert Jahren keine Schurkerei gegeben, wo sie nicht dabei gewesen wären."

„Was halten Sie von den Jesuiten?"

„Ich liebe sie, weil sie die einzigen Menschen ihrer Zeiten waren, in denen Geist steckte; und es ist eben mein Unglück, daß sie nicht nur geistreich, sondern auch Schurken waren."

„Leben Sie wohl."

„Gott stärke Ihre Schönheit."

---

5. Altenburg.

Als Mann von Bildung schickte ich auf die Post und ließ mir auf dem nächsten Wagen nach Italien einen Platz bestellen. Das Zepter, womit ich die unruhige deutsche Literatur regieren helfe, legte ich nach einer salbungsvollen Rede in eines Freundes Hände, steckte mir für den Notfall einige

Bücher in die Tasche, kaufte mir eine Mütze, und ging nach der Post, fest entschlossen, mich glücklich zu reisen.

Als gutes Omen, daß ich wenigstens viel Schönes hören würde, begegnete mir auf dem Thomasgäßchen der Komponist Marschner, der aus Hannover gekommen war, um seinen Hans Heiling aufzuführen. Wir sagten uns in aller Eile, daß wir sehr berühmte vortreffliche Menschen seien, wir näherten uns einander mit beispielloser Schnelligkeit, denn es fing an zu regnen, und wir hatten beide nur einen Regenschirm. Auf diese Weise schied ich noch mit einer historischen Arbeit von Leipzig, und sah Marschner, dem Vampyr, dem Templer, tief ins Gesicht. Man hatte mir gesagt, er wisse sehr, was er wisse, er wisse sich zu schätzen. Das hab' ich auf dem Thomasgäßchen unter dem Regenschirm gar nicht so arg gefunden. Er wußte es, daß er beliebte Opern geschrieben, er wußte es, daß wir keinen Überfluß an Komponisten haben, er wußte es, daß es eine Hauptsache sei, dramatisch zu komponieren, er wußte es endlich, daß er mit Eifer, Fleiß und großem Interesse bei seiner Kunst verweile. Ich würde es ihm übel nehmen, wenn er das nicht wüßte — warum soll einer barhäuptig gehen, der sich einen Hut kaufen kann?

„Nur die Lumpe sind bescheiden." Ich hatte mir Marschner größer und ernsthafter gedacht, er ist ein kleiner, feister, fixer Mann mit einem behaglichen, schlauen Gesicht, spricht wie ein Buch und trägt weiße Halstücher, weil er beinahe blond ist.

Wenn ich ihn in großer Toilette des Abends auf dem musikalischen Gerüst bei Lampenschimmer gesehen hätte, so wäre er mir wahrscheinlich äußerlich wie der deutsche Rossini vorgekommen. Auf dem Thomasgäßchen ist aber die Illusion sehr schwierig. Er hat wie jener etwas vornehm wohlgenährtes im Gesicht, ein gewiß behagliches Adagio. Seine Opern sind aber deutsch bis auf den letzten Strich. Die

klugen Leute sagen, er sei ein Nachahmer von Weber. Die Ähnlichkeiten in allen Kunstproduktionen sind in Deutschland das Studium der mittelmäßigen Richter. Sie jagen vielmehr nach Ähnlichkeiten als nach Genuß, und „Reminiszenzen“ ist das Zauberwort, womit sie sich und andere täuschen. Diese Art wird noch lange nicht aussterben, weil es das bequemste Mittel ist, sich selbst mit all seiner enormen historischen Kenntnis zu bespiegeln.

Ich sehe diese Helden, mit der Opernguckerbatterie bewaffnet, das Haupt hin und her wiegen, und bei jeder neuen Nummer der schönen Nachbarin so gewiß „o mein Gott“ zuflüstern, „Euryanthe — Freischütz — Oberon“.

Es singt eine Nachtigall wie die andere, und sie ahmen einander nicht nach.

Der gelbe Schwager blies, ich fragte eiligst Marschner, wie, bei welcher Gelegenheit, in welcher Situation, um welche Zeit er seine Opern komponiere, ob vor oder nach Tisch, im Negligé oder im Frack, im Bett oder im Freien, sitzend, stehend oder gehend. Das ist mir sehr interessant, seit ich weiß, daß der berühmte Philolog Reisig zum Beispiel seine besten und tiefsten Studien an der platten Erde auf dem Bauche liegend machte. Mein Stubenkamerad auf der Universität, mit dem zugleich ich jene wichtige Notiz hörte, fing von da an, auch Philologie zu studieren und sich auf den Bauch zu legen; ich erwarte alle Tage, daß er berühmt werden wird. Beethoven komponierte im Schlafrocke, und zwar in einem sehr schlechten Schlafrocke, den er mit einem Stricke zusammenband; Marschner gestand mir, daß er seine besten Gedanken auf dem Spaziergange in einer Pappelallee habe. Der Schwager blies zum zweiten Male. Für die Pappeln kann ich nicht stehen, es kann auch eine Lindenallee sein, mein Gemüt ward bewegt durch die Fanfare des Schwagers und durch das Scheiden, aber für die Allee bürg' ich. Der Schwager blies zum dritten Male, ich mußte den Regen-

schirm und Marschner verlassen. Die Freunde gaben mir ihren Segen, denn ich zog hin ins Land Gosen, und wenn ich eine schöne Ägypterin fand, die mich lieben wollte, so kam ich nicht bald wieder. Das wußten sie. Der Sorglichste von ihnen fragte, ob das auch die Post nach Italien sei.

„Ne“, sagte man ihm, „die geht nach Borne.“

Er rief erschreckt, der Wagen flog fort. Es regnete fleißig und unverdrossen wie sittsame Mädchen des Nachmittags unaufhaltsam spinnen: die Räder schnurren, der Regen klatscht an die Fenster, es ist aschgrau deutsches Wetter. In solchem grauen Reitermantel lag das Leipziger Schlachtfeld da, so verließ ich Deutschland, machte die Augen zu und rekapitulierte mein ganzes Leben, wie ich beim Antritt jeder großen Reise zu tun pflege und erschöpft, von meinem Leben und von Deutschland, schlief ich ein.

Als ich erwachte, sah ich die kleinen Landvierecke an beiden Seiten des Wagens, von kleinen Gräben eingeschlossen, mit kleinen munteren Bäumen bepflanzt. Hie und da nickten harmlos die einzelnen Wäldchen, die nicht breiter und nicht länger sind, als ein bescheiden Bauernhäuschen. Ich erkannte das Land an seinem Kleide, es war Altenburg. Bald kamen auch die uniformierten Landleute hie und da zum Vorschein. Die Frauenzimmer müssen einmal im Altenburgischen großes Unglück angerichtet haben; seit der Zeit hat man ihnen eine Zwangstracht angelegt, die sie garstig macht. Vor der Brust tragen sie ein Brett, damit Herz und Busen verkümmere, die Röcke reichen nur bis ans Knie, um plumpe Gebirgswaden zu zeigen. Das Erzgebirge streckt einen seiner letzten Zweige in das Ländchen, und es ist merkwürdig, wie sich dieser kleine Distrikt absondert von seinen Nachbarn. Es ist Charakter im Altenburger, sollt' er auch nur in der kurzen Jacke liegen, deren Taille unter den Armen steckt. Die Hauptfarbe ist noch schwärzer, als die bei den Braunschweigern, aber sie ist trauriger, geschmackloser, nicht so

mutig, als bei jenen, sie sieht mehr leidend, gottesfürchtig aus. Auf dem Kopfe trägt der Altenburger ein kleines unreifes Filznäpfchen, um die Beine weite schwarze Lederhosen, die aber nur bis ans Knie reichen; es muß viel lederne Hantierung in Altenburg geben: auch das Berühmteste in der Stadt sind schöne, solide und wohlfeile Handschuhe. Die Tracht der Landleute, von welchen hier nur die Rede ist, sieht steif, gemacht und geschraubt aus, es ist keine Leichtigkeit und Bequemlichkeit darin, die Leute sehen auch trübselig ernsthaft daraus hervor, obwohl es ihnen gut geht und sie meist wohlhabend sind. Es ist kein Feuer, keine Genialität in ihnen. Aber treuherzig sind sie und gut, und lieben ihre niedrigen Berge und ihre Kröpfe.

In die Stadt selbst, Altenburg, rollt man bergab schnell hinein und kommt langsam wieder hinaus. Das ist ein gutes Zeichen, es ist nicht übel Wohnen da; man findet viel Liberalismus, viel Essen und Trinken, viel Gesundheit und viel schlechtes Wetter. Wenigstens regnete es immer, wenn ich nach Altenburg kam, darum liegt die Stadt naß in meinem Gedächtnisse.

Aber immer guckten hübsche Mädchenköpfe aus den Fenstern, und heute war das Glück und Unglück gar zu groß. In einer engen Straße, durch welche der Postwagen donnerte, kam ein dunkelgelocktes Mädchenhaupt aus einem Fenster, und zwar so nahe an meinem Kutschenschlage, daß ich mutwillig hinausfahren und ihr wenigstens eine Locke küssen wollte. Sie fuhr zurück, aber das frische Gazellenauge lachte, ich streckte die Hand aus, das schalkhafte Kind tat's auch — wie ein Blitz schlug die Hand in mein Gedächtnis. Ich kannte diese volle, weiße Hand, ich kannte jene Gazellenaugen und jene fliegenden Locken, ich kannte sie aus Anhalt und Magdeburg.

Vorüber flog der Wagen, der Eilwagen ist das moderne Fatum, nichts hemmt seine Speichen. Vergeblich sprang ich

auf und nieder, bergauf, bergab ging's weiter durch das romantische Altenburg. Die Stadt ist wirklich in sich romantisch, Höhe und Tiefe, Begeisterung und Kot wechseln schnell wie ein Windstoß. Prächtig verlassen steht jenseits eines kleinen Wassers das Herrenschloß. Ein Professor neben mir, der bereits die Homöopathie, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Dampfwagen, die neuesten geographischen Entdeckungen und die preußische und sächsische Politik erschöpft hatte, detaillierte der Gesellschaft mit jener todesverachtenden Redseligkeit deutscher Professoren den Prinzenraub, welcher da drüben im Schlosse vollendet worden war. Er kannte jedes Fenster und jeden Absatz, dessen sich Kunz von Kaufungen bedient hatte, und er beschrieb so lebendig und so genau, daß wir zehnmal fragen mußten, und als der Wagen rechts einbog und das Schloß verschwand, nicht klüger waren als vorher.

Ich teilte ihm die Notiz mit, daß Kunz von Kaufungen zur damaligen Zeit stark an Hämorrhoidalbeschwerden gelitten habe, und daß es nur deshalb mit seiner Flucht so mangelhaft gegangen und er später erwischt worden sei.

Der Professor war sehr dankbar für diese Notiz und fragte hastig nach der Quelle. Ich zitierte ihm den Codex Clermontanus, den er zu Leipzig auf der Schweizer Bibliothek zu jeder Stunde einsehen könne. Er war noch einmal sehr dankbar.

Nach fünfzig Jahren werden es die Leute, welche keine Historiker sind, gar nicht glauben können, daß einst der Raub von zwei kleinen Buben ganz Deutschland in Alarm gesetzt und Krieg und Not und jahrhundertelange Verwirrnis habe erzeugen können; sie werden das Wort „Prinzenraub“ nicht mehr verstehen. So geht die Kultur verloren. —

Ich fragte den Professor, ob er in Freiberg den blauen Stein gesehen, auf welchem der Kaufungen hingerichtet worden, und der eben von Kunzens hämorrhoidalischem Blute blau

geworden sei — der Professor war außer sich vor Neugierde, der Wagen hielt, „Zehn Minuten, meine Herren“, schrie der Kondukteur, ich mußte wissen, ob es Jerta gewesen, ich fühlte die warme, weiße Hand an meinem Munde, ich rannte davon. Der Professor schrie, ich rief im Laufen, daß ich wiederkäme, er schrie jammernd, daß er nicht weiter mit uns fahre — ich hörte nichts mehr.

Schicksal, Schicksal, ich verirrte mich und konnte die Straße nicht finden, sieben Minuten waren um, ich wußte auch nicht mehr, wo die Post war. Kunz von Kaufungen, doch warst du glücklicher, ich fand nicht einmal meine Prinzessin. Ich mußte mir für einen altenburgischen Sechser einen Buben gewinnen, der mich im Trabe zur Post zurückbrachte. Es war der Moment des Abfahrens. Wie ein Paket ward ich hineingeworfen, händeringend stand der Professor am Schlage, eine antiquarische Träne stand auf seinem wissenschaftlichen Auge, „der blaue Stein“, wimmerte er. Ich konnte ihm nicht helfen, die Pferde zogen an, ich schrie, als ob ein Menschenleben auf dem Spiel stünde: „Reisen Sie nach Freiberg“, ob er's aber gehört hatte, wußte ich nicht.

O, Jerta, deine Gesichtszüge sind mein Malheur! Als ich noch jung, sehr jung war, und den ersten gründlichen Unterricht im Christentume erhielt zu Sprottau in der kleinen gewölbten Sakristei, wo es immer schmählich kalt war, da saß mir gegenüber ein schlankes Mädchen im grauwollenen Überrocke, die war größer als ich, und ich liebte sie schon damals mehr als das Christentum. Aus ihren großen blauen Augen, die so tief waren wie der See Genezareth, las ich alle die Antworten christlicher Liebe, welche ich dem Herrn Pastor Primarius zu seiner größten Zufriedenheit gab, und um ihre Lippen hatte sie einen schalkhaften, liebenswürdigen Zug, der mein Herz zerschnitt mit der Seligkeit des Himmels. Ach, ich hätte immer weinen und sterben können, wenn sie

mich ansah mit diesen lieben, lieben Augen und jenem Zuge und Ausdruck, der mich so namenlos glücklich machte. In jenem Zuge mußte wohl das ganze Geheimnis aller irdischen Freude liegen, die mir zuteil werden könnte, ich wüßte sonst nicht, woher diese überwältigende Himmelsseligkeit über mich gekommen. O, es ist ein großes Mysterium, die erste Liebe, und alle Leidenschaften borgen ihren Reiz von ihr.

Wie wußt' ich nichts von Kälte, obwohl mir die Hände erstarrten, wenn sie da war, und wie langweilig war das Christentum, wenn es ihr einmal zu kalt war und sie nicht kam. Sie trat immer erst später mit dem Herrn Primarius in die Sakristei, und ich glaubte lange, den Herrn Primarius allein zu lieben, und irrte mich doch so sehr. Ach, mit welcher Angst bemerkte ich's, wie wir immer mehr lernten, und die dümmsten Bauernjungen schon wußten, daß der Apostel Paulus früher Saulus geheißen, und daß er das Heiraten verteidigt habe, wenn's einmal sein müßte; denn je höher unsere Gelehrsamkeit stieg, desto näher kam das Ende meines Glücks, das Ende des Unterrichts.

Und das Ende kam wirklich, es war gar zu traurig, und ich sah sie nur noch von weitem hinter dem Fenster, und begegnete ihr manchmal, wenn sie in die Stunde ging zum Herrn Primarius, als ich schon ein kleiner Christ und sie noch eine liebe, halbe Heidin war. Daher mag's wohl kommen, daß mir mein ganzes Lebelang das Heidentum so viel schöner erschienen ist. Ich lebte acht Tage und acht Nächte von einem einzigen Blicke, und wenn es Abend ward, da schlich ich um ihr Haus und wartete so lang, bis in dem unteren Geschoß Licht ward, dann aß die Familie zu Abend und sie auch. Das Fenster war hoch und mit Eisengittern versehen, aber ich kam hinauf und hing so lang an den Eisengittern, als es meine kleinen Kräfte erlaubten und sah ihr zu, wie sie zu Abend aß, und sah ihr in das himmlische Gesicht, und die Tränen liefen mir über die Backen. —

So kam denn auch der letzte Abend, den andern Tag sollte ich weit fortgebracht werden auf eine größere Schule, damit ich auch Griechisch und Hebräisch erlerne, was in Sprottau niemand konnte. O, ich war so böse auf das Griechische und Hebräische, und habe in beiden aus Haß niemals was Ordentliches gelernt. Ich sollte den letzten Abend fein artig zu Hause bleiben, die Mutter wollte noch viel mit mir sprechen, und ich sollte packen helfen, aber ich stahl mich immer einmal fort und sah, ob bei ihr im Erdgeschoß kein Licht sei. Umsonst, der erste Stock war erleuchtet und unten blieb es finster. Ich war so traurig, als sollt' ich sterben. Da kam ein kleines Licht; — husch hinauf ans Fenster, wahrhaftig sie war's, war allein und suchte etwas im Zimmer. In der finstersten Nacht am besten, und auch am hellsten Tage weiß ich noch, wie das Licht ihr mildes Antlitz beschien, alle Herrlichkeit der Erde lag auf diesem kleinen, lieben, süßen Angesichte. Ich hätte nicht gewagt, ein Zeichen meines Daseins zu geben, meine Liebe war eine schweigsame Religion, sie hat nie eine Silbe davon erfahren, und es fiel meinen kühnsten Träumen nicht ein, daß sie in das untere Zimmer gekommen sein könne, um meinen Augen einen Abschied zu gönnen. Ich wollte nichts von ihr, sie hatte nichts zu tun für mich, als zu existieren.

Den andern Tag reiste ich in einem verhangenen Korbwagen an ihrem Hause vorbei auf die ferne Schule, es regnete wie heute, und ich habe sie nie wieder gesehen. Aber ihr süßes Angesicht ist für immer die Romantik meiner Liebe geworden, und jener Zug um den lieben Mund, der mein Herz mit Seligkeit durchschnitt, ist noch heut der Typus jenes Zaubers, den man Liebeszauber nennt, und er hat mich oft unglücklich glücklich gemacht.

Sein gedacht' ich jetzt im Postwagen, denn jenes Mädchen in Altenburg glich ebenfalls jener lieben, kleinen Heidin

aus Sprottau, und glich doch auch der Jerta, und warf mein Herz Fangball und quälte mich auf das Süßeste.

Es war glücklicherweise finster geworden, da geht das Liebesträumen so vortrefflich; ich drückte mich in die Ecke und schwelgte wie ein türkischer Opiumesser, und selbst die Erinnerung störte mich nicht, wie man mir einst erzählt, die kleine Heidin sei sehr groß geworden und habe einen dicken Justizrat geheiratet. —

---

6. Die Novelle.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt voneinander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtnis objektiviert hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie ins Feuer hinein, und langsam glitten die Tränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde," rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken."

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen, schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten frisches Holz an, die Tränen fielen ins Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlug den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg und ward unruhig, die Mutter weinte sehr und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich tat der Vater, als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und alle riefen: „Der Kutscher.“

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer Bewegung. Er küßte die laut weinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um den Hals und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, das er auf dem Stuhl hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Tür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Gesicht und bat ihn vom Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch tot aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer, ging Mathilde ins Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet und sollte jetzt eines reichen Bankiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses.

Es war Teegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Bankier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles, aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Teil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Rot der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie Französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethes Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Atem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Teilnahme zu, und nach den Akten war sie erhitzt und holte tief Atem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudierte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Türe stehen und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran,

lächelte zutraulich und meinte, es sei scharmant, daß er so hübsch und mit soviel Gefühl lese. „Ach ja!“ setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten miteinander studiert, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereist, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Tür saß und ihrem Bruder einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem lieben Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: Das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Darauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Bankiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann und ein geliebter Gesellschafter in Riga; er hatte soviel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Karriere zu machen. Der Bankier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen, und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte

Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehen.

Ferdinand lehrte alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge miteinander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsierende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck", und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Bankier her und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der Älteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte,

antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Bankier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein.“ — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Tränen und Küssen.

„Laß uns nach Deutschland fliehen!“ bat sie.

„Du willst?“

„Ich will alles, was mich mit dir vereinigt, ich liebe dich sehr.“

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Türen wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn alles im Hause schliefe, das Nötige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermutigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt und war ausgelassen und schön und lachte und scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand stand in einem Fensterwinkel und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgnis wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte ins Ohr und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartentür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verräterisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, das auf den Hof hinausging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus und küßten sich und kamen in folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, sogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück ins Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein Neues Testament in die Tasche und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn und begann seine Unterhand-

lung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber ans Schiff. Der Kapitän ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um sechs Uhr wollte das Schiff in See gehen. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen jemand, das Boot, das sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Atem und fühlten sich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Bankiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Haustür geschellt und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Bankiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam und im Namen des Kaisers den Kapitän zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrien, die Anker würden gelichtet, es sei zu spät. „Im Namen des Kaisers“ klang es verhängnisvoll in das Gewirr. Der Kapitän kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herabklettern ins Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte

Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward ins Gefängnis gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen, Ferdinand sei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts und machte ihr das Reisegeld zurecht. —

In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportiert worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu tun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, das man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht und ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Be-

gnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus, der Postillion, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kamen, sagte ihr der Postillion, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Bankiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrocken: das waren die verstorbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen, edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein er-

schreckliches Unglück auf diesen totgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Tränen mehr befeuchtet und geschmeidigt haben. Ein strenger Weibesschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solchen Unglücks konnte nur ruhig und tränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Atem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beider Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Bayern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Mut gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Torwege und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All die süßen Liebesschauer aus der Sakristei, all das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

---

7. Zwickau.

„Und er nahm ihm ein Stück seines Lebens und lachte dazu."
Aus der verlornen spanischen Tragödie.

Nach allen Seiten hatten sich die Reisenden aus dem Posthause zu Zwickau zerstreut. Ich saß mit einem ruhigen, behaglichen Norddeutschen am Ende allein in dem winkeligen Gastzimmer auf einem versteckt liegenden Sofa. Es war in der zweiten Stunde der Nacht, ein einsames Licht brannte träg auf einem entfernten Tische von lang gebranntem Dochte beschattet. Der Norddeutsche rauchte seine Pfeife und sah zufrieden vor sich hin, meine Gefühle schlugen auch allmählich immer kleinere Wellen, es war so fein still in Nähe und Ferne, der Morgenwind schüttelte leise zuweilen an den Fenstern, man hörte es, wie er den erschöpften Regen fortblies, ein früher Hahn begann schüchtern und wie unsicher probierend sein erstes Signal eines neuen Tages.

Ich wollte auch einen neuen Tag anfangen und verschloß die Tür zu den Gedanken des vorigen Tages, und wendete mich an meinen Nachbar. Ein neuer Mensch auf einer Reise erschließt immer wieder ein ganz anderes Terrain, wenn man seinen Geist und sein Herz nur ein wenig zu öffnen weiß.

Der Norddeutsche war einer von denen, welche nach zehn Minuten so bekannt und offenherzig sind, als wäre

man schon jahrelang mit ihm umgegangen. Das ist bei vielen Menschen eine Schwäche, bei ihm aber war es Stärke; er war sich seiner Kraft bewußt; die ihm begegneten, mochten mit dem, was er ihnen gab, machen was sie wollten, das war ihm einerlei. Er hatte ein gutes Gewissen, wie denn ein starker Mann, dessen Unterleib gesund ist, selten ein schlechtes hat. Denn an einem schlechten Gewissen sind immer zwei Dritteil Angst und Schwäche.

Es ergab sich, daß wir zusammen über Schneeberg nach Karlsbad reisen wollten. Er sah stämmig und robust aus wie eine gesunde Kiefer, und ich fragte ihn natürlich, was er denn in Karlsbad wolle, da er nicht vornehm genug aussähe, um diese Frage überflüssig zu machen.

Da zog ein liebenswürdig Lächeln um seinen Mund, wie wenn in den letzten Tagen des April die Sonne zum ersten Male wieder oben über dem Kieferwalde zum Vorschein kommt, und die wenigen Äste einander zuraunen: „Seid munter, sie ist da.“ Er nahm die Pfeife aus dem Munde und konnte sich gar nicht mehr aus dem Lächeln herausfinden, ich war ernstlich besorgt, daß es sich in ein Lachen verwandeln und ich gar nichts erfahren würde, und unterbrach ihn deshalb, als er lächelnd aufstand und das Licht schneuzen ging.

„Sie müssen nicht davon sprechen —“

So fangen alle Leute an, die in Deutschland mündlich etwas erzählen wollen. Die jungfräuliche kindische Scheu vor der Öffentlichkeit ist immer so groß, daß sie rot werden, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen, und bleich, wenn etwas dabei steht, was sie selbst gesprochen.

Ich machte ihn sicher, und nun erzählte er wie ein langsames, aber regelmäßiges Mühlrad.

Jetzt sei er zwar ein tiefer Dreißiger, aber er sei einst auch jung gewesen und habe sich auf der Schule mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen beschäftigt.

Und nun begann er eine Detailerzählung und stopfte sich dazu eine neue Pfeife. Ich erinnerte ihn, daß wir keine volle Stunde mehr übrig hätten, dann ginge der Wagen nach Schneeberg ab, und ob er wohl bis dahin fertig zu werden gedächte mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen, um derentwillen er nach Karlsbad reise.

Eine Zeitlang mußte ich auf Antwort harren, da die Pfeife eben in Brand gesetzt wurde, dann zog er einen tiefen Schluck Rauch und sagte: „Wir können ja im Wagen fortfahren.“

Nach diesen Worten setzte er sich und erzählte. Er hatte auf der Schule zwei Treppen hoch hinten hinaus in einer kleinen Stube mit einem langen, sehr langen Theologen und einem sehr kleinen Abclehrer zusammen gewohnt. Selbiger letztere habe sich sehr viel auf seine Schwester, die einen Goldschmied geheiratet, und auf das Perfektum des Verbums ferre zugute getan, das er als ehrwürdigen Rest sonstiger klassischer Bildung, die ihm geblieben, allen andern Perfektis der Welt vorzog.

„Deshalb nannten wir ihn Tuli —“ „Herr Tuli,“ fiel ich dem Norddeutschen ins Wort, und war äußerst bewegt, denn das war ja meine Geschichte, jener Tuli war mein Stubengenoß gewesen, jener Schüler war ich.

Der Norddeutsche ließ sich aber nicht stören, sagte: „Sehr richtig, deshalb nannten wir ihn Tuli,“ und fuhr gleichmäßig fort zu erzählen. Mich überlief es eiskalt, alle Geschichten von Doppelgängern, von gestohlenen Spiegelbildern kamen mir in den Sinn, es war spät in der Nacht, ich war allein mit dem Manne im Gastzimmer zu Zwickau, ich träumte vielleicht, war auf dem dunkeln Sofa eingeschlafen, ich fragte den Norddeutschen, ob er gewiß wüßte, daß ich wachte.

„Ja“, antwortete er trocken, und fuhr fort in seiner Geschichte.

„Tuli hatte die ganze Stube voll Vögel hängen, und wenn sie alle sangen, so hörte man sein eigen Wort nicht.

Hinter dem Ofen aber befand sich eine Hecke von Kanarienvögeln, auf welche Tuli all seine Erwartungen baute. Wir führten ein sehr stilles, gottseliges Leben: am Tage lehrten und lernten wir, Tuli das Abc, ich Lateinisch, der Theologe las hochbeinige Klassiker und sammelte sich schöne Redensarten für zukünftige Predigten. Gegen Abend fanden wir uns alle zusammen, Tuli versuchte es, eine seiner verstopften Pfeifen in Brand zu stecken, was nicht immer gelang, der Theologe, der nebenbei mein Vetter war, zog sich seinen alttestamentlichen Schlafrock an, der grau wie Buße und lang wie die Ewigkeit aussah, und ging mit großen Schritten nicht ohne Schwierigkeit im kleinen Zimmer auf und ab, ich saß im Winkel und dachte an den Epaminondas, der die Flöte so schön gespielt habe, und beschloß, meinem Vater zu schreiben, daß ich auch Flöte spielen wollte, um ein Epaminondas zu werden, meiner Mutter aber mitzuteilen, wie fleißig ihr Rat befolgt werde, und wie ich mich alle Tage am Treppengeländer baumle, um zu wachsen. Denn ich sah wohl ein, daß ich größer werden müsse, um den Epaminondas zu spielen, und meinen langen Vetter beneidete ich in solchen Augenblicken immer sehr."

„Jetzt räusperte sich Tuli und stellte mit schüchterner Stimme die Motion, ein übriges für den schönen Winterabend zu tun und eine Bretzelsuppe zu kochen oder Kartoffeln in Speck zu braten, da die Herren — das war mein Vetter und ich und das schmeichelte mir sehr — von der letzten Sendung der respektiven Eltern wohl noch Speck besäßen!"

„Der Antrag ging durch, es ward Licht gemacht, Tuli zog seinen blaugestreiften leinwandenen Schlafrock an, gab die Versuche mit seiner Pfeife auf und hinkte hinunter zum Bäcker, um Bretzeln zu kaufen und versprach, den Sechser auszulegen und aus dem Keller Kartoffeln mitzubringen."

Der scharfsichtige Leser wird bemerken, daß ich zuweilen dem Norddeutschen das Wort abnehme und in der Erzählung

seiner Veranlassung, nach Karlsbad zu reisen, selbst fortfahre. Das verwundert ihn gar nicht, es ist eine schreckliche Lage, schrecklicher als die des Lesers, der nicht absieht, wie wir nach Karlsbad kommen werden. Den Leser kann ich trösten, denn ich ahne es, wo es hinaus will, und mich quält nun auch schon die Eifersucht, aber wer tröstet mich, dem in der Nacht zu Zwickau auf dem dunkeln Sofa ein Teil seines Lebens abhanden gekommen ist!

Wir fuhren fort:

„Aus einer Schüssel, die auf einem nackten Tische von weißgewaschenem Fichtenholze stand, aßen wir alle drei friedlich und besonnen Bretzelsuppe oder Speckkartoffeln. Dann spielte ich mit Tuli eine Partie Dame, die er mich selbst gelehrt, und wenn er zuviel Schweinchen bekam, so hörte er verdrießlich auf und setzte sich auf die Ofenbank, die kurzen Beine horizontal so lang wie möglich vor sich hinstreckend. Da sah er aus wie ein Indianerhäuptling von einem verwahrlosten Stamme und sprach drei Stunden lang kein Wort und regte kein Glied und, wie ich gewiß weiß, dachte auch nicht den kleinsten Gedanken. Der Vetter exzerpierte von neuem klassische Stellen, ich las alle epischen Gedichte, deren ich habhaft werden konnte, und Alxingers Doolin von Mainz und Bliomberis und Schulzes Cäcilie und Bezauberte Rose waren noch lang nicht die schlechtesten. Es war totenstill im kleinen Zimmer, die Vögel schwiegen schon lang, und gespenstisch hingen die Bauer da und von meinem Vetter und mir hörte man die Blätter umwenden, bis es zehn schlug. Ich segne aber jetzt die Zeit, denn ich brauche sie notwendig für meine literaturhistorischen Kenntnisse, später wäre ich nimmer imstande gewesen, soviel Heldengedichte mit durchzuschlagen.

Schon gegen zehn tummelten sich die Helden verworren vor meinen müden Augen. Sobald es schlug, schleifte Tuli seine Elementarglieder von der Ofenbank herunter bis ins Bett. Auch ich schlüpfte hinein, und in bunten Träumen

schlug ich mich herum mit dem anfänglichen Gesichte Tulis, das einem Albino, einem weißen Neger, angehört hätte, wär' er in Afrika geboren gewesen. Auf seinem Scheitel hatte er nur zwanzig lange Haare, welche auf dem Hinterkopfe entsprangen und mit ökonomischer Benutzung einen ganzen Haarwuchs vorstellen mußten. Sie waren nämlich durch vorsichtige und sanfte, aber unausgesetzte Erziehung daran gewöhnt, gegen ihre natürliche Neigung vorn nach der faltenreichen Stirn zu, glatt und bescheiden anzuliegen. Die Stirn war kurz wie Tulis Verstand, um die Gegend, wo Augen sein sollten, schwebte ein beständiges Abendrot, in dem Allerheiligsten des mutmaßlichen Auges taute und regnete es aber beständig, und kein Wald von Wimpern schützte die löschpapierne Wange vor Überschwemmung, jenen Schutz hatte ihm die Natur völlig versagt. Daher kam seine boshafte Katzennatur, welche sich bald offenbaren wird, denn er ward alle Morgen blind wie die Katzen geboren, und erst nach langen Anstrengungen mit Schwamm und Tüchern gelang es ihm, den Tag zu gewinnen.

Nimmer, Tuli, vergess' ich deinen Anblick, wenn du am hellen Morgen tastend bis zum Handbecken stolpertest, in welchem dein Tageslicht verborgen lag. Du warst im tiefsten Negligé, aber auch im Negligé schamhaft, nimmer vergess' ich deine bräunlichen, flanellnen Untermodesten, aber auch nimmer den Morgen, wo du mich unbarmherzig aus meinen Träumen von dir rütteltest, der Fink hatte noch nicht gepiept und mich geweckt, ich träumte von dir und der bezauberten Rose.

Wie ein rachelustiger Gnom stand er an meinem Bett und klagte mich der fürchterlichsten Freveltat an, die sein Abcherz zu ersinnen vermochte, der Freveltat, seine Kanarienhecke vergiftet zu haben. Am Abende hätte ich ihm alle fetten Kartoffeln von seiner Seite wegstibitzt, ich sei überhaupt ein junger Bösewicht.

Entsetzt fuhr ich auf, mein Vetter, dem ich einige schlechte Witze in sein Heft großartiger Redensarten geschrieben, was er eben entdeckte, sprang aus dem Bette und überschüttete mich mit einer Rede des Demosthenes, ich kam nicht zu Worte und entfloh mit Mühe in die Schule zum Cornelius Nepos, wo ich mich ein wenig mit dem leidenden Aristides tröstete.

Nun kamen trübe Zeiten, ich lebte in unserem kleinen Zimmer wie ein Ausgestoßener, sogar die Vögel konnten mich nicht mehr erfreuen, denn sie erinnerten mich an die Kanarienhecke — ich glaubte am Ende selbst an meine Schlechtigkeit und hielt mich für ein verwahrlostes Gemüt, wie mich mein langer Vetter immer nannte. Ach, ich war sehr betrübt.

In dieser traurigen Stimmung saß ich eines Abends einsam am blassen Tische von Fichtenholz — die Zeit der Bretzelsuppen und mit Speck gebratenen Kartoffeln war vorüber — und lernte mit schmerzlich bewegtem Herzen die Präfatio im Cornel auswendig: „Non dubito, fore plerosque“ — ich zweifelte aber und verzweifelte an allem. Es war recht deutsch unheimlich heimlich um mich, ein kleines Sechserlicht brannte matt, der Wind warf murrend den Schnee an die Fenster, hie und da schlug gespenstisch ein Vogel leise mit den Flügeln, wenn er vom Aar, oder Geier, oder von Leimruten, oder auch von einem fern fliegenden Liebchen träumte, dessen Untreue ihm natürlich schien, da Schlegel den Vögeln keine Romantik hat beibringen können. Mich schauerte vor Einsamkeit. — —

Da klopfte es dünn und furchtsam an die Tür. Ich hatte niemand kommen hören und erschrak sehr, das dünne Klopfen klang so geisterartig. Kein Ton war in meiner Kehle — es klopft wieder, ich ermanne mich zu einem jämmerlichen ‚Herein‘. Ein junges blondes Mädchen öffnet die Tür und bittet schüchtern, ob sie ihr Licht bei mir anzünden könne.

Das Mädchen prägte sich mir schneller ein, als die Präfatio im Cornelius Nepos; sie machte einen wunderbaren Eindruck auf mich und ich hielt sie für einen Engel, trotz des reellen Talglichtes, das sie in der Hand hielt und das ich mit meinem Sechserlichte in Brand steckte. Bei dieser Gelegenheit zitterte meine Hand, und ich erinnerte mich nach vielen Wochen, als ich wieder etwas zur Vernunft gekommen war, daß der Engel damals ein wenig schalkhaft lächelte. Sie war zwar auch schüchtern, aber wir waren beide vierzehn Jahre, also war sie älter und hatte schon mehr Geistesgegenwart.

Ich fand sie sehr schön, und ich habe fünf Jahre lang geglaubt, jedes Mädchen, das hübsch sein wolle, müsse blonde Haare haben und ein weißes Kleid tragen und ein himmelblaues Halstuch. Alles andere fand ich fünf Jahre lang ordinär.

Sie fragte mich, was ich so allein machte, und ich sagte ihr, daß ich die Präfatio im Cornelius Nepos lernte. Als sie nicht wußte, was das sei, wies ich sie ihr, und als sie ungläubig den Kopf schüttelte, wuchs mir der Mut, und ich wiederholte mit Nachdruck, das sei wirklich die echte praefatio Cornelii Nepotis. Zum Beweise las ich ihr vor:

„Non dubito, fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve, ac non satis dignum —“

Aber sie unterbrach mich mit der Frage, ob ich schwarzen Peter spielen könne. Vortrefflich. Und nun ging ich mit ihr, sie wohnte mit ihrer Mutter nur fünf Schritt von mir auf demselben Saale, aber vornhinaus. Es waren noch einige Mädchen da, und wir spielten schwarzen Peter, ich war aber der einzige Peter, weil ich fortwährend in die großen blauen Augen meiner kleinen Führerin sah, und wurde vielfach ins Schwarze gemalt.

Ein solcher Peter blieb ich fünf Jahre lang, wir wuchsen nebeneinander auf, und meine Liebe zu dem blonden Mädchen

wuchs immer größer, ich wußte nicht mehr, wo ich sie beherbergen sollte, und teilte sie allen Winden und allen Wolken mit, die vorüberzogen, und strömte sie aus in drangvolle Gedichte, in melancholische Scharaden, aber dem blonden Mädchen sagte ich nie etwas davon. Jetzt weiß ich, daß sie's wußte, denn ich erinnere mich, daß sie sehr kluge blaue Augen hatte.

Als die fünf Jahre um waren, verließ ich die Schule und wollte die Universität beziehen, obwohl mir Tuli, als einem vermeintlichen Giftmischer noch immer nicht vergeben hatte. Da kam ich Abschied nehmen zu ihr. Die Mutter, welche sonst immer, wenn ich da war, verdrießlich nach der Wanduhr hinterm Ofen gesehen und des Abends immer gesagt hatte: „Hören Sie, es muß bald zehn sein, und Sie sind noch zu jung,' die Mutter war heut freundlich und sagte, ich könnte ihnen schreiben, und sollte die Briefe nicht frankieren. Das war sehr viel. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, meinem Liebchen nach fünf Jahren zum ersten Male beim Abschiede die Hand zu küssen, aber es gelang mir nicht, und so ging ich von ihr und hatte ihr nie ein Wort gesagt, daß ich sie seit jenem Abende der Präfatio vor fünf Jahren schwärmerisch liebe."

Hier ward uns gemeldet, daß der Wagen nach Schneeberg bereit sei. Der Morgen war frisch und blies von meinen Schläfen das Haar, von meinen Augen die nächtlichen Schatten. Ich sagte meinem Begleiter, daß er mir auf unbegreifliche Weise ein Stück meines Lebens, und zwar nicht das schlechteste, nämlich meine romanhafte Liebe auf der Schule entwendet habe, daß ich mich durchaus nicht erinnerte, sie jemals einem Menschen im Zusammenhange erzählt zu haben, daß ich ihn aber jetzt am frühen Morgen für einen Spaßvogel halte.

Er breitete seine Füße aus im Wagen, bedeckte sie mit dem Mantel, rückte den Oberleib bequem in die Ecke und ignorierte abermals meine Einrede.

Mit gleichmäßiger Stimme fuhr er nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort: „Ich fand im nördlichen Deutschland eine Anstellung, und im Wirbel der Geschäfte hatte ich nicht Zeit, an die Liebe zu denken, ich wurde bequem und brauchte viel Geld, so wurde das Heiraten verschoben. Halbe Nachrichten, die mir zukamen, erzählten übrigens, mein blondes Mädchen habe auf Drängen ihrer Mutter einen trockenen Leutnant geheiratet, und nun begab sich noch obenein das Unglück, daß ich nach einer heftigen Erkältung ein starkes Nervenfieber bekam, das alle früheren Gemütseindrücke aus meinem Gedächtnisse verwischte. Ich hatte vergessen, daß ich jemals einen Vater und eine Mutter gehabt, denen ich mit Liebe zugetan gewesen; ich wußte nichts davon, daß ich Brüder habe, bis sie an mich schrieben, und mir's sagten, daß sie meine Brüder seien. Mein Gedächtnis war gleich einer abgewischten Tafel, mit mäßiger Mühe stoppelte ich mir wieder die nötigsten juristischen Kenntnisse zusammen. In den ersten vierzehn Tagen mußt' ich Visitenkarten um meiner selbst willen bei mir tragen, weil ich meinen Namen vergessen hatte.

Von meiner blonden Liebe wußte ich kein Wort mehr. In diesem Frühjahr schrieb mir mein Bruder, seine Frau habe ein Mädchen kennen gelernt, das sich meiner mit großer Teilnahme erinnere. Die Mutter dieses Mädchens habe ihr eine vormalige Liebesgeschichte von mir erzählt und vielfach gefragt, ob ich denn noch immer so blöde sei. Meine Schwägerin, eine red- und schreibselige Dame, die Komödien und Novellen schreibt, hat mir alle früheren Details mitgeteilt und befindet sich jetzt mit dem blonden Mädchen in Karlsbad.

Deshalb, mein Herr, reis' ich jetzt auch nach Karlsbad, und wenn ich dem Mädchen gefalle, und sie mir noch gefällt, so hab' ich sie zu heiraten beschlossen. Ich weiß zwar durchaus nicht mehr, wie sie aussieht, ich wüßte überhaupt ohne

meine Schwägerin nichts von dieser meiner schwärmerischen Jugendliebe, nichts von Tuli, dem Finkler, ich bin auch dafür, daß mein blondes Mädchen für ein Mädchen schon etwas hoch in Jahren sein müsse, wenn ich mich anders recht erinnere, daß sie gleichen Alters mit mir gewesen sein soll — aber ich werde sie doch wahrscheinlich heiraten. Ich liebe so etwas Historisches vor der Ehe, und ich habe immer gefürchtet, daß ich einmal so kahl vom Fleck weg ohne Einleitung und Begebenheit heiraten müßte. Was meinen Sie, mein Herr, dazu, und worin bestanden Ihre Unterbrechungen meiner Geschichte? Sie müssen mich entschuldigen, daß ich keine Notiz davon genommen habe, mein Gedächtnis ist noch sehr unsicher, und wenn ich mich auf Nebenwege und Berichtigungen einlasse, so verliere ich leicht die ganze Geschichte unter den Händen, oder erzähle die zweite Hälfte einer ganz andern an meine angefangene. Das begegnet mir leider sehr oft, ich habe vor kurzem unsere Familienpapiere durchstudiert, um doch wieder etwas von meinen früheren und jetzigen Angehörigen zu wissen, da haben denn die Heiratsschicksale meiner Großmutter einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie sehr oft in andere Angelegenheiten mische, namentlich in die meinen. Wenigstens versichern mich dessen meine Umgebungen, ja, und was ich Ihnen erzählt habe von meiner Kusine mit der schönen Taille — — —"

Da schlief er ein. Wäre es nicht am frühen Morgen gewesen, ich hätte mich vor dem Manne gefürchtet, diese Verwirrnis, in welche meine eigenen Jugendleiden verwebt waren, verhäkelte mir selbst Verstand und Gedächtnis. Ich beschloß, den verworrenen Knäuel von Dingen bis Karlsbad in die Tasche zu stecken, vielleicht ließ er sich dort mit Hilfe jener Schwägerin entwirren, die am Anfange dieser Fäden zu stehen schien.

Und doch lag auf dem Gesichte des Schläfers solch klare Ordnung, solch ein besonnener Schalk, daß es mir

manchmal schien, als sei ich in den Händen einer überlegenen Fopperei.

Der Schwager blies sich ein Morgenlied, ich freute mich der Fahrt. Das Land ist hier bergig, der Weg ist einer von den Pässen, welche durch das sich absenkende Erzgebirge nach Böhmen führen.

---

8. Karlsbad.

Es öffnete sich die Talschlucht zur Linken; da kroch es hin, das wunderliche unschöne, aber pittoreske Karlsbad wie ein Regenwurm an dem indifferenten Flüßchen Tepel, an beiden Seiten eingeengt von Bergen, hinten verschlossen wiederum von einer dunkeln Höhe, so daß man meint, da sei die Welt zu Ende.

Vom kleinen Turme herab erscholl ein entschlossenes Trompetengeschmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherrn saufen, fechten und stehlen könnten; so begrüßt die böhmische moderne Ritterwirtschaft zu Karlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte. Ich glaubte in einen Spindlerschen Roman hineinzufahren.

Es war ein buntes wirres Treiben auf der schmalen Egerstraße, der Wagen konnte kaum hindurch, so drängten und wogten die Menschen und Fuhrwerke. Notwendig mußte ein Fest in der Nähe gewesen sein. An der nächsten Haustür klimperte und jubelte eine Harfenspielerin, und wucherte mit dem letzten Rest ihres Schauspielvermögens, ein Paar großen schwarzbraunen Augen, die schon viel gesehen hatten, und einer weißen Hand, einer verführerischen, empirischen Hand.

Ich stieß meinen Norddeutschen an, der sehr begierig auf all die Dinge war, welche ihm hier in Karlsbad kommen sollten, und sagte, ob das vielleicht sein verkleidetes Mädchen der schwarzen-Peter-Bekanntschaft sei. Er setzte seine massive Brille mit großen, runden Gläsern auf, der Wagen mußte

in dem Gedräng einen Augenblick halten, die Dirne lächelte, mein Nachbar lächelte auch, und er sagte leise, es sei doch nicht wahrscheinlich, daß blonde Haare und blaue Augen so unverschämt schwarz würden in einigen Jahren.

„Man hat Beispiele.“ —

„Wirklich?“ — —

Das Mädchen trat mit dem Notenblatte vor den Wagen und streckte es mit ihrer weißen Hand hinein. Mein Nachbar fuhr nicht ohne Verlegenheit in die Tasche, und ehe er den Beutel geöffnet und ein Zwanzigkreuzerstück — er war schon in der Illusion — gewählt hatte, flüsterte ich ihm zu, es sei gewiß etwas dahinter, und er solle ihr unter dem Notenblatte die schönen Finger drücken.

Er faßte sich ein Herz und tat's, das Mädchen schlug wie ein buhlerischer Vollmond die Augen lächelnd auf und warf den schelmischsten Blick auf seine Brille. Da rollte der Wagen weiter. — „Schafkopf!“ schrie der Norddeutsche, und der Postillion sah sich um, sich genauer zu erkundigen, wie der Gasthof hieße, in welchem wir absteigen wollten, er habe es nicht verstanden.

Vergnügt stieß er mich an und sagte: „'s ist was dahinter.“

Ich wußte bereits, daß seine Schalkhaftigkeit nicht so riesenplanig war, ich wußte also auch, daß nicht ich, sondern er bei der zu verhoffenden Karlsbader Geschichte der Gefoppte sei, mein Dichten und Trachten ging nun auf seine Schwägerin.

Hinter allen Jalousien guckten lockige Mädchenköpfe hervor, die blinkenden Equipagen mit strahlenden Damen brausten vorüber, auf allen Trottoirs hüpften die leicht- und hochgeschürzten — es lag noch ein feiner Tau von Regen auf dem Pflaster — wir wußten nicht, wohin wir sehen sollten, und trunken kamen wir vor dem „Schilde“ an.

Ich eilte sogleich zurück nach der Egerstraße; hinter dem „Paradiese“ fand ich die lilienhändige, harfenspielende Nausikaa, streichelte ihr die Wangen und bestellte sie mit einem alten, sehr alten Liede, das sie glücklicherweise kannte, abends um neun in den Garten vor dem „Schilde“. Ich mußte meinen Romantiker durchaus gleich vornherein kopfüber in Verwirrnis stürzen, denn ich war noch immer nicht ganz ohne Besorgnis wegen meines blonden Mädchens. Und es ist eine meiner Schwächen: ich seh' es nicht gern, wenn Mädchen heiraten, die ich lange und treu geliebt habe, und fünf Jahre kommen mir länger, viel länger vor, als der tollste Romantiker verlangen kann. Es ist dies nicht bloß eine Schwäche, es ist ein lasterhafter Wunsch, denn ich beabsichtige keineswegs, sie selbst einst gelegentlich zu heiraten, und dies ist also ein ganz artiges Stückchen von rotem, lasterhaftem Despotismus. Aber bei unsern meisten Sympathien ist etwas Laster. Selten ist jemand so tugendhaft, daß er die Suppe ohne Salz äße; ein wenig Sünde ist zu jedem Interesse nötig.

Ich instruierte das Harfenmädchen, halbe Antworten sollten sie meinem Nachbar romantisch machen, und wenn sie seufzte, so müßte sie nie anders seufzen als „Tuli!“

Es war ein gefälliges Mädchen, und ich eilte zurück und sagte meinem Gefährten, daß ich überall von dem geheimnisvollen Harfenmädchen sprechen gehört, die man für mehr als ein Harfenmädchen hielte. Er machte Toilette und lächelte. Als er seine neue seidene Weste anzog, da flog ein freudiger, unausbleiblicher Sieg über sein gutmütig Gesicht, er wußte es, was diese Weste vermochte, er baute auf sie, wie Cäsar auf seine vierte Legion.

Nun führte ich ihn aus, mit Staunen sah er das Stück großer Stadt, das ich ihm auf den Wiesen und am Markte zeigte, hohe steinerne Häuser, von innen und außen geputzt wie Hochzeitsgerät, fortwährender Sonntag, Jahrmarkt, Basar,

flüsternde Kastanienbäume, unter denen die verräterischen weißen Kleider sitzen, mit hohen Bergwänden rings alles verschlossen, vor aller Störnis der Welt geschützt, angefüllt mit allerlei Menschenbildern aus Süd und Nord, der schönste Winkel der Erde zum stillen, behaglichen Glück mit dieser oder jener. —

Und er nickte mit dem Kopfe und freute sich, besonders da es Abend ward. Ich begrüßte meine Sechs-Wochen-Freunde, die alle Jahre ins Bad kommen und Freunde brauchen, um beim Brunnen mit ihnen zu reden, wenn's regnet Whist mit ihnen zu spielen, und von den vielen und interessanten Bekanntschaften zu sprechen, wenn sie nach Hause kommen. Es sind die Meubles der Brunnenorte, und ich begrüße sie mit demselben Interesse, wie ich die Brücken und Straßen von Karlsbad wiedersehe, sie gehören dazu, sonst ist der Ort nicht mehr der alte; wenn ich nichts Besseres zu tun habe, so interessiere ich mich für sie. —

Ein weicher, üppiger Sommerabend hing wie ein seidener dunkler Mantel über dem Tale, die wenigen kranken Gäste aßen im Garten, welcher vor dem „Schilde" ist, und wir setzten uns auch dahin. Es schlug neun, und allmählich ward es stiller.

Da erklangen Harfentöne, nicht weit von uns. Nach einem kurzen Präludium mit der verwitterten Melodie: „Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruhen," änderte sich die Weise, und eine klare, böhmisch-deutsche Stimme sang das alte Lied: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten." —

Der Norddeutsche stellte die Pfeife beiseite und faßte mich kräftig und bewegt bei der Hand: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, o, ich kenne das Lied, obwohl ich nicht musikalisch bin," lispelte er.

„Es geht auf den liebesabenteuerlichen Henri-Quatre," sagte ich, und ging leise auf Rekognoszierung aus.

„Sie ist's," flüsterte ich zurückkehrend — „Sie sind ein Glückskind — auf!"

Er zog seine seidene Weste gerade und warf einen forschenden Blick darauf, dann schlichen wir nach verschiedenen Seiten fort. Plötzlich blieb ich wie vom Blitz getroffen vor einer anderen Laube stehen, und in dem Augenblicke schnappte drüben das Lied von Heinrich mit der Neuvermählten in der Mitte ab.

Vor mir aber speisten zur Nacht mein antiquarischer Professor aus Altenburg und das reizende Mädchen, das aus dem Fenster gesehen, das neben mir im Postwagen geweint hatte und nachts in Zwickau von dannen gefahren war mit der unglücklichen Mathilde, das Erinnerungsbild meiner Liebe aus der Sakristei.

Himmel, was war die Erde und das Mädchen schön in diesem Augenblick, was sprang mir für eine Freude vom Auge ins Herz, und auch der Professor sprang mir entgegen und fragte mich nach dem hämorrhoidalischen blauen Steine in Freiberg. Und als ich ihn mit Mühe zufrieden gestellt, erzählte er mir, daß ihm in dem Gewirr des Prinzenraubes an der Post in Altenburg seine Nichte abhanden gekommen sei, die er dort habe abholen wollen. Selbige Nichte hätte aber beabsichtigt, ihn zu überraschen, da sie ihn beim Vorüberfahren im Postwagen gesehen, und sei vor seinen Augen eingestiegen, in der Meinung, er folge ihr. Das habe er aber alles in der Angst um den blauen Stein nicht bemerkt, sondern habe hinterdrein sogleich Extrapost nehmen müssen, als er inne geworden, was vorgegangen sei. Die Nichte aber, durch eine äußerst unglückliche Freundin, die sie auf dem Wagen getroffen, völlig in Beschlag genommen, habe erst bei grauendem Morgen erkannt, daß der Onkel fehle, habe sich ein Herz gefaßt und sei allein hinübergefahren nach Karlsbad, vor einer Stunde sei sie angekommen, vor zwei Stunden er, und die Nichte sei die junge Dame, welche er mir vorstellte.

Sie sah mich mit jenen klaren, fragenden Augen an, welche die Unbefangenheit so gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein so frisches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in dichtem Papierstaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flügel schlug, und ich mußt' es ihr sagen, wie wohltuend ihr Anblick auf mich eindringe. Ich wußte mir nicht zu helfen, aber sie mußte mich ihre Hand küssen lassen.

Und sie ward nicht einmal rot, so harmlos und natürlich war sie, und gewährte mir lachend beide Hände, und als ich's zu arg machte, schlug sie mir eine scharmante Ohrfeige.

Sie meinte, mich schon gesehen zu haben, ich meinte es noch viel mehr, und erzählte ihr mit unendlicher Seligkeit meine Liebschaft während des Christentums in der Sakristei, und dabei wurde ich so gerührt, daß mir das Wasser in die Augen trat, und aus liebenswürdiger Gefälligkeit ließen sich's ihre Augen auch gefallen, und ich sagt' es ihr rund und aus ganzer Seele, daß sie auch in einer Sakristei das Christentum gelernt haben müsse, und daß ich ihr sehr gut sei.

„Sie sind gewiß auch ein guter Mensch," erwiderte sie und fuhr mir leise und sanft mit ihrer flachen Hand über den Mund. Der Papa, der dabeistand, und gedankenvoll mit Kreide auf den Tisch Figuren malte, richtete sich jetzt auf und meinte, wir möchten schlafen gehen.

„O, Professor," sprach ich, „warum sind wir keine vernünftigen Heiden, und ihre erste Person Pluralis würde eine Wahrheit, sei's auch nicht länger als die französische Charte." —

Marie unterbrach mich; ich fürchtete, Marie sei ein sehr kluges Mädchen.

Wir gingen durch den Garten und begegneten plötzlich dem ganz von mir vergessenen Harfenpaare. Zu meinem Erstaunen ging der Norddeutsche ernsthaft mit dem Mädchen auf und ab. Das „Auf" und das „Und" schien mir sehr

überflüssig. Er sagte sogar laut und vernehmlich: „Guten Abend!“ Marie fragte mich, ob ich denn schon Bekannte habe. Ich erzählte ihr mancherlei von Zwickau bis Karlsbad. Sie sah mich mit großen Augen an, und der Professor sagte, sie erwarte auch ihren Bräutigam hier.

„Nicht doch, Papa!“

Wir schieden. — Das verzweifelte Heiraten, die Menschen morden alle meine Freuden mit dem Worte. Nur ein Volk, das nicht frei sein will, spricht bei jedem schönen Mädchen dieses Bannwort, diese Exkommunikationsformel aus, damit ich alsbald mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederschlage.

Da sprang sie nun im Galopp hinein, in meine junge Neigung zur rosenfrischen Marie, jene Hast, welche die Schönheit und die Ruhe und des Olympos Glück zu Tode hetzt, und welche nichts dafür gewährt als eine schwindsüchtige modernromantische Spannung, einen nervenquälenden Wechsel.

Ich lief hinaus über die Wiesen, hinauf auf die Berge, das ganze Tal, meine Seele war mir zu eng. Alle Augen schliefen, die letzten lichten Fenster schlossen ihre Lider, in Karlsbad hebt der Tag mit der Sonne an, und schließt mit der Sonne, es sind da lauter Sonntage. Ich wollte meinen Körper ermüden und stieg immer bergauf, bergauf. So kam ich mit dem Monde zu gleicher Zeit auf dem Dreikreuzberge an. Der Herr Christus, leider Gottes einziger Sohn, hängt dort zwischen den beiden Schächern. Ich, ein dritter Schächer, setzte mich auf die Bank an den Kreuzen und dachte an mein Kreuz, und der Mond blies seine lichten Backen heller auf — an das Kreuz der Menschen, die da unten in den Tälern und auf den Bergen wohnten, und fragte den schwarzen Himmel: „Warum Kreuze? Sind die Sterne, das heißt die Glückssterne, nicht ebenso wohlfeil?“

Ich sah tief hinein in das mondhelle Karlsbad, dessen vornehme, egoistische Augen aus der Tepel verdrießlich herauf-

blinzelten. Es sieht von der Höhe des Dreikreuzberges aus wie ein christliches Jerusalem, das sich vor den Muselmännern versteckte mit seinem weißen, reinlichen Viereck der beiden Wiesenstraßen, welche schlanke Brücken verbinden, wie eine zierliche Stadt von Pappe. Als kleine Buben bauten wir uns sogenannte Krippel, das heißt, wir steckten auf grünes Moos ein papiernes Jerusalem und Bethlehem. Da durfte der Tempel Salomonis nicht fehlen und der Stall mit dem Ochs und dem Esel und den drei Königen aus dem Morgenlande und mit dem Stern darüber, und die Hirten bei ihren Hürden knieten auf dem Felde, und die Engel, auf langen Drähten in der Luft fliegend, bliesen lange Trompeten mit unglaublich dicken Backen. Eine Straße mit weißem Küchensand legte ich immer an, welche nach dem Tempel führte, es mochte eine dunkle Ahnung in mir sein, daß man nur mühsam in der Welt zum Allerheiligsten käme, und blasse, schweigsame Menschenbilder steckten wir an die Wege, welche Schafe, Tauben und anderes unschuldiges Vieh zum Opfer nach der Stadt trugen, und dazu sangen wir, wenn die dünnen Wachslichter brannten und düster christlich das Stück Palästina erhellten, melancholische Weihnachtslieder von der Krippe und den Windeln.

Wie jenes Krippelbild lag Karlsbad in christlicher Mondbeleuchtung unten, und die Tepel war die weiße Straße von Küchensand, und die Menschenbilder mit den schuldlosen Tieren im Arm sah ich hinter den schwarzen Fenstern schlafen. Das kleine Christkind aber sah mich aus dem Dämmerlichte mit der Ahnung seiner grundlosen Liebe und den schmerzlich süßen Augen der Kindheit so tief beweglich an, daß ich die Gedanken meines frivolen Blutes vergaß und still hinabstieg, und, Marias gedenkend, wie eines jungen Engels, mich zu Bett legte.

---

9. Fortsetzung.

Am andern Morgen verschlief ich's natürlich, zu rechter Zeit an den Brunnen zu kommen. Die Brotstudenten des Karlsbader Wassers gingen schon heim, als ich mich einfand; doch wogten noch große Massen auf dem kleinen, mit zierlichen Quadern belegten Platze vor dem Mühlbrunnen, und die Treppen hinauf, die lange Wandelbahn entlang, auf den Terrassen des Theresienbrunnens, und die Musik spielte noch rauschend die verführerisch-sinnliche, spanische Wollust atmende Ouverture zum Don Juan.

Es ist mir immer, wenn ich diese Musik höre mit ihren weichen und doch hie und da so stolzen, zierlichen, übermütigen Rhythmen, als müßte ich das nächste schöne Mädchen bei der Hand nehmen und sie dahinführen in gemessenen, hüpfenden Tanzschritten, wo man die Schönheit der Welt übersieht, und sie küssen mit Lichtstrahlen und Freude, daß die Gottheit uns aus Augen und Lippen sprüht.

Der Morgen war hochgolden, feine blaue Nebel flohen wie verspätete nächtliche Träume vor der Sonne hin durch die Talschluchten, die alten morschen Berge trockneten sich die bärtigen, betauten Gesichter in der sich ausbreitenden Morgenwärme, auch der Dreikreuzberg sah verjüngt aus, und als wüßte er nichts mehr von der wüsten, unchristlichen Nacht. Er hatte alles vergessen, und das ist so schön an der Natur, das ist ihre romantikfeindliche Romantik, daß sie alles vergißt und alle Morgen frisch, jung und neu aufsteht. Sie ist der Phönix der Alten, die Poesie der Jugend, und das ist noch mehr wert, als die Poesie des Alters, die wir Romantik nennen.

Ich sah mit jenem innigen Morgenbehagen in die wogenden Gruppen, das soviel Lust zum Leben in sich trägt. Groß und klein, hoch und niedrig strich nebeneinander hin, als sei die gestrige Welt zu Ende, als hätten

Staaten und Gesetze, die Krücken der Menschen, aufgehört, nötig zu sein. Neu-Griechenland sah ich vor mir, und unter den Säulengängen Athens das alte Geschlecht, das all seine Sünden vergessen hatte und wiedergeboren war. Ich stand einen Augenblick still, um das nächste Mädchen, das kommen würde, zu umarmen. Einem katholischen Priester mit den blanken, steifen Stiefeln, den kurzen, prallen, verschwiegenen schwarzen Beinkleidern, dem neugierigen, weltlich-lüsternen, schmalen weißen Streifchen über dem schwarzen Halstuche, einem solchen Priester mit dem glatten, glänzenden Gesichte, von dem die Enthaltsamkeit in echt katholischem Fett widerstrahlte, wünschte ich Glück, daß der Zölibat zu Ende sei — da kam Maria in einem fliegenden schwarzseidenen Überrocke; frei wie eine übermütige neue Griechin trug sie auf dem schönen weißen Halse den schalkhaften, blitzenden Kopf. Ich wollte hastig auf sie zu, der Norddeutsche trat zwischen uns und hinderte mich an dem dummen Streiche, den ich gewiß gemacht hätte.

Er sagte mir, ich sei ein Träumer, der den Tag verschliefe, und Maria sei die romantische Liebe seiner Jugend, und die Dame im bunten Mantel mit dem behaglichen Gesichte sei seine Schwägerin, und der Professor, der dort drüben seinen Brunnen trinke, sei sein baldiger Schwiegervater. All die Erkennungsszenen hätte ich verschlafen.

Neu-Griechenland ging mir unter. Ich hatte kaum die Kraft, leise nach dem Harfenmädchen zu fragen, er runzelte die Stirn und meinte, da liege der Mittelpunkt des Gewirrs, er ahne eine tiefe List, Maria sei schön, aber zu jung, und blonde Haare würden schwarz, das Harfenmädchen sei die Hauptperson, und so leicht sollte man ihn nicht täuschen, er werde seine Rolle spielen und alle überlisten.

Ach, ich hatte alle Spannkraft zum Scherzen verloren und ließ ihn gehen und lehnte mich an die Mauer.

Manchmal hab' ich mich gewundert, wie die Poeten ihre größten Menschen, die nach der Welt Wurzeln und äußersten Gipfeln jagen, die den Gott mit Steckbriefen verfolgen, gleich dem Faust und seinen Genossen, wie die Dichter bei solchen Leuten der Liebe so großen Einfluß gestatten, ja wie sie ein Paar blaue Augen zum Mittelpunkte eines Lebens machen konnten, das nach dem Urquell alles Lebens lechzt. Was ist eine kleine warme, weiße Hand, was ist sie einem Himmelsstürmer? Ich hatte meine dummen Stunden, wo ich, angesteckt von meinen Umgebungen, solche Fragen aufwerfen konnte. Jetzt weiß ich's besser, denn ich weiß, daß ein geheimnisvolles Mädchenauge und eine kleine, warme, weiße Hand mehr sind als alles andere, denn sie sind das Geheimnis des Glückes. Ich frage nicht mehr: Warum immer und immer wieder Mädchen und Liebe? wie mancher gute Bürger fragt, ich frage nur: Warum nicht mehr Liebe?

Wie war mir eben Karlsbad und der Morgen und die Welt schön gewesen, wie waren die Gedanken von meinem neuen Griechenland in mir herumgehüpft — jetzt war alles vorbei, weil man einen bunten, liebenswürdigen Vogel in ein plumpes Bauer sperren wollte.

Ach, die dummen, dummen Menschen, alles ist Geschäft, Geschäft und Berechnung. Tief verstimmt, ja traurig drängte ich mich durch die Massen hinauf nach der Terrasse über dem Theresienbrunnen. Dort ging ich auf dem dritten Einschnitte langsam auf und ab. Das ist den Leuten zu hoch, und man kann ungestört hin und her gehen. Unter sich sieht man die murmelnde bunte Masse hin und her ziehen. Drüben, hoch oben über Karlsbad am steilen Bergesabhang kommt in drohendem Sprunge die Straße von Prag daher und beherrscht wie ein vorüberfliegendes stolzes Mädchen das ganze Tal. Viele meinen deshalb, man müsse nur nach Karlsbad reisen, um da anzukommen, denn es muß ein überraschender Siegestaumel sein, wenn man plötzlich aus den Bergschluchten

heraus auf diese übermütige Abhangsstraße gelangt, und ein fabelhaftes Tal mit einem Stück Residenz und hin und her flutenden, geputzten Menschen zu seinen Füßen sieht.

Ach, ich wollte mein Herz zerstreuen mit der Prager Straße, aber ich sah niemand davonfahren und in den Bergschluchten verschwinden, als Maria, die morgenfrische, an der Seite des Norddeutschen mit der seidenen Weste. Und Maria hatte einen dichten weißen Schleier über das Gesicht gezogen, ich sah dies tröstliche Antlitz nicht wieder. —

Nur die verheirateten Leute werden sich wundern, wie Romeo und Julie so schnell sich finden konnten; ich hatte Maria kaum gesehen. Eben darum war ich doppelt unglücklich. Ich war an jenem Morgen auf der Theresienterrasse nicht mehr so jung, daß ich vorher noch kein Mädchen geküßt, kein Glück erfahren hätte, aber der Strahl hatte nie so plötzlich gezündet, ich hatte meisthin lieben gelernt. Nun ist das zwar eine schöne Wissenschaft, aber die plötzlich empfangene Kunst, das blitzschnelle Genie ist mehr als Wissenschaft. Bei Marias Anblick hatte mein Herz wie ein Genie empfangen, und das war meine unendliche Freude, die mich trieb, das Mädchen mit Gefahr des Lebens an meine Brust, an meine Lippen zu reißen und sie vor allen gewöhnlichen, tugendhaften Händen zu bewahren. Mein Herz und meine Lippen waren aber besser als alle andern Marien gegenüber, denn sie hatten die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens am schnellsten empfunden.

Ich hätte weinen mögen, ob aus Trauer oder Ärger wußt' ich selbst nicht. Voll Vorwurf und Betrübnis sah ich starr in den Morgen hinein.

Da stand Maria vor mir mit des Norddeutschen Schwägerin, und Maria redete mich an, und mein Herz brach zusammen vor ihren frühlingsweichen Worten, ich hatte Mühe, meiner Tränen Herr zu werden. Als die Schwägerin sich nach einer Blume bückte, flüsterte ich ihr liebesfeucht,

wie sie mir aus dem Herzen kamen, die Worte zu: „Mädchen, ich liebe dich unsäglich.“

„Das weiß ich,“ sagte sie laut, und stellte mir die Dame als eine Landsmännin vor, mit der sie alle Wochen lustige Briefe wechselte. Und diese Dame war wirklich ein heiteres, witziges Wesen, mit einem jener unveränderlich hübschen Frauengesichter, von denen alles spurlos abgleitet, wie von glattem Marmor. Sie behauptete, mich zu kennen, und nannte mir den Ort, wo ich auf der Schule gewesen sei, nannte mir dasige Familien, mit denen ich verkehrt, unter andern auch jene, wo ich schwarzen Peter gespielt und fünf Jahre stumm geliebt hatte.

Das überraschte mich nicht wenig, und bunte Kombinationsgedanken fingen an, in mir zu schwirren. Aber das nahe Unglück verscheuchte alles: der Norddeutsche und der Professor traten heran, und jener gebärdete sich wie ein Bräutigam, dieser wie ein besorglicher Schwiegervater. Maria fragte mich, ob das nicht der Herr sei, welcher gestern abend mit dem Harfenmädchen promeniert wäre. Ich wußte nicht, ob ich die Kameradschaft verletzen sollte, und zögerte, der Norddeutsche bejahte aber selber lächelnd. Der Professor machte ein aufmerksames, die Schwägerin ein ernstes Gesicht, man sprach aber nicht mehr darüber.

Wir gingen frühstücken. Auf der alten Wiese war unter den Kastanienbäumen eine lange Reihe von buntbedeckten Tischen aufgeschlagen, der Kaffee dampfte, die weißen Brötchen lockten, alles genoß; das Frühstück ist in Karlsbad der erste und schönste Kuß des Tages nach der Sehnsucht der Morgenfrühe. Der Brunnen erzeugt nämlich einen energischen Hunger. Auch *wir* ließen uns da nieder und genossen.

Ich konnte meine Traurigkeit nicht überwinden und sah Marien oft mit schmerzensreichen Blicken an. Als wir aufstanden, flüsterte sie mir zu, ich möge mich nicht so jämmerlich gebärden, und mich umsehen, an jedem Tische

säße etwas Schönes, dem die Liebeshoffnung auf den Augenwimpern ruhe. Man ist wirklich wie auf einem fortwährenden Balle in Karlsbad. Da ließ sie einen kleinen seidenen Schal, den sie in der Hand trug, entgleiten, ich hob ihn auf, sie faßte beim Hinnehmen einen Finger von mir und kniff ihn unter schalkhaftem Lächeln mit ihrer kleinen Hand und sprach: „Courage, Monsieur!"

---

10. Fortsetzung.

Am andern Tage hatte ich's wieder verschlafen, und zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die Gesellschaft eine Partie unternommen und vergeblich auf mich gewartet habe. Das Fräulein habe vorgeschlagen, mich wecken zu lassen, der Vorschlag sei aber verworfen worden. Der Kellner sagte, sie habe in aller Eile auf ein kleines Zettelchen für mich geschrieben, und suchte danach in allen Taschen. Ich brannte vor Ungeduld, hoffentlich stand das Ziel ihrer Reise darauf, das die Domestiken nicht kannten, und ich konnte ihnen nacheilen, oder es war ein freundliches Wort des Trostes — endlich fand der unanständige Mensch das Papier. Mit Bleistift geschrieben fand ich die kaum leserlichen Worte: „Vous êtes du genre des sept dormants."

Ich war so verdrießlich, daß ich alle Brunnengäste hätte durchprügeln mögen. Den ganzen Tag über schlenderte ich herum; es ward Abend, und sie kamen nicht, es ward noch einmal Abend, und sie kamen nicht. Aus Langeweile und Verzweiflung machte ich lauter Bemerkungen über die Brunnengäste und schrieb sie auf.

Wenn man unbefangen ist, kann das Zusehen in Karlsbad auf ein paar Tage interessant sein, denn man sieht alle Parteien unserer stürmischen Tage durcheinanderlaufen, bald wird das Interesse aber matt, weil alle Parteien hier fau=

lenzen. Es stumpft sich ab, wie das für einen Dichter, mit dem man täglich verkehrt, und der nichts mehr produziert.

Es ist eine allgemeine europäische Klage, daß Parteien die Welt zerrissen, sie unruhig, ungenießbar machten. Aber Stahl allein erzeugt kein Feuer, man braucht Stahl und Stein, die Parteiungen fördern eine Entwicklungsepoche, welche das zu erobernde Terrain theoretisch absteckt. Nur der Tat, der Eroberung selbst sind sie nachteilig; alle europäischen Länder, Polen voran, sind dafür der sicherste Beweis. Ihr Treiben hält den Sieg einer Wahrheit auf, aber es klärt, läutert die Wahrheit selbst. Die beteiligte Generation verliert immer durch Parteiungen, die Weltgeschichte gewinnt.

In einer Äußerung der Gesellschaft aber, in der Geselligkeit, bleiben sie unter allen Umständen Gift. Man sieht das nirgends deutlicher als in Karlsbad. Dieser Brunnenort ist das millionenfach verkleinerte Spiegelbild, das Schachbrett Europas.

Karlsbad ist Kleinindien; es teilt sich nicht nur Adel- und Bürgertum, sondern beide zerfallen wieder in eine Menge Schubladen.

Ich habe auch unrecht, wenn ich sage, daß alle Parteien faulenzen: die höhere adelige ist hier sehr tätig, das heißt sie tut das, was heutigentags Tat bei ihr genannt wird: sie reitet, fährt, tauscht Pferde, spreizt sich, ist bauernstolz, und doch wohl am Ende dabei gutmütig. Ein moderner Christus würde ebenfalls diesen Jehoviten gegenüber lehren: Leute vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Wenn diese Partei auch längst vergessen sein wird, in Karlsbad wird man Exemplare davon finden, denn hier ist ihre deutsche Zufluchtsstätte. Und ich hoffe es mit all meinen Sympathien, in welchen der reiche Adel seine Kinder aufzieht, daß ihr Depot so lange aushält, als ich nach Karlsbad pilgere, denn ich brauche sie äußerst notwendig. Erstlich

lieb' ich die schönen Mädchen, und unter der göttlichen Faulheit und Behaglichkeit gedeiht das Mädchenfleisch vortrefflich. Es gibt eine Schönheit, welche ohne einen gewissen Grad von Dummheit nicht bestehen kann. Diese schönen adeligen Mädchen zu Karlsbad will ich nimmer lieben, ich will sie nur sehen, mein Schönheitsgefühl daran weiden. Wenn mir das Unglück begegnete und ich alt würde, so zög' ich doch noch gen Karlsbad und setzte mich auf jene Bank beim Elefanten auf der Wiese, um mein altes ästhetisches Herz zu erfrischen fürs ganze Jahr an adeligen Formen.

Denn — und das ist zweitens — das Bürgervolk, wofür man arbeitet, denkt, und über kurz oder lang auch stirbt, das taugt zur Schönheit nicht; man braucht nicht nur Mut, man braucht Kühnheit, um schön zu sein und schön zu erscheinen. Ich reise zweitens nach Karlsbad, um die Kaufleute und alle die Rechenmeister zu vergessen, welche keinen andern Genuß als den Vorteil kennen, und Gottes Welt, und die Freude und alles Große zerrechnen und zerkalkulieren, ich reise nach Karlsbad, um dreisten Adel zu sehen, der nach fröhlichem Genuß trachtet, um dem beginnenden, trostlos vernünftigen Nordamerika, das sich zu bilden anfängt, zu entrinnen.

Im Emigrantenasyl zu Karlsbad spiegelt sich die römische Aristokratie, als sie nahe am Verscheiden war, und die ersten Triumvirate entstanden. Es steht hier obenan der französische, russische und böhmische Adel. Am ungebärdigsten ist der russische: er poltert mit szythischer Roheit, ungebändigtem Übermute, plumpem Reichtume, häßlicher Pracht hier herum, man wird an die Völkerwanderung, den säbelbeinigen schmaläugigen Attila und seinen Neffen Suwarow, an Genserich den Vandalen erinnert, welche Italien, das Land der Kultur geplündert haben, und mit schmutzigen Händen aus goldenen etrurischen Schüsseln essen, mit ungewaschenen Mäulern aus Bechern von Kapua oder Sybaris schlürfen.

Eine gewaltige Masse solcher Tatarkhans gibt's gewöhnlich in Karlsbad; man hört Namen, die sich grollend wie die Wolga ums Ohr wälzen. In blitzenden Equipagen jagen die Gallizin, Trubetzkoi, Razomowkoi, und wer weiß wie viele Koi und Kow vorüber, und die kleinen kotigen Pferde mit dem unartigen Geschirr klappern wie spöttisch lächelnde Kommentarien vor der Herrlichkeit einher und erinnern an die süßen Kosaken und Kalmücken. Die bestialischen Kutscher und Pferdeknechte bekunden den ungeleckten hunnischen Ursprung. Nur was zur Diplomatie gehört, hat in Paris studiert und glänzt im Zivilisationsfirnis. So Ribeaupierre, sonst Gesandter in Konstantinopel, jetzt in Berlin, also des Zaren Liebling, ein wohlbeleibter, feiner, hübscher Mann mit einem verbindlichen Gesicht, trinkt langsam in kleinen Zügen von seinem Becher Neubrunn, und spricht links und rechts artig und freundlich.

Und ich glaub' es nimmermehr, daß jene graziöse Dame mit der bezaubernden Romantik im dunkel beschatteten Auge, mit der blendend weißen Schulter, mit der verführerischen Hand und dem französischen Fuße, mit der zivilisierten Melancholie in den weichen Zügen und der schlanken Figur, daß jene liebreizende Stroganof eine Russin sei.

Und doch versichern mich gründliche Kenner, daß man in Rußland neben der niedrigsten Roheit die größte Schönheit, und was mehr sagen will, die allergrößte Liebenswürdigkeit finde. Es sei ein Land der Pole.

In ihrem schönen, elegischen Gesichte habe ich täglich gelesen wie in Tiecks Genoveva, und ich glaubte die ganze stürmische Geschichte darin zu finden, als ihr Gatte Gesandter zu Stambul war bei Ausbruch des Griechenkrieges, und die wutschäumenden Moslems den russischen Adler von seinem Hotel reißen und den Ambassadeur strangulieren wollten.

Ich glaubte immer Tränen in der Schönheit ihres Gesichts zu sehen, und ich komponierte mir ein Gedicht, wenn

ihr Gatte die Tür des Balkons aufreißt und hinaustritt vor die Augen der brüllenden Menge, in den Bereich der auf seine Brust angeschlagenen Janitscharenröhre, und das Volk haranguiert — da sah ich das schöne, liebende Weib in Verzweiflung auf die rotseidenen Polster fallen, ich sah's wie sie sich aufrichtete bis auf die Knie, wie sie die schwarzen Flechten zurückwarf in den Nacken und die weißen, schönen Arme ausstreckte nach ihrem Gatten, und die Gefahr mit ihrer Schönheit beschwor. Ich sah's, wie sein Mut gesiegt und er unverletzt zurück ins Zimmer trat, sah's, wie sie ihm in die Arme stürzte und die Tränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen brachen.

O, ich wollte, alle Staaten hätten immer so entschlossene Männer, wie sie Rußland an allen wichtigen Punkten hat, und ich wollte, es liebte mich ein so schönes Weib und weinte wollüstige Tränen um mich, um dieser Tränen willen würd' ich tausend Janitscharenröhren trotzen.

Das Weib und die Liebe, das ist ihr Blut, erzeugen die Heldentaten, nur die Begeisterung für die Kultur geht noch darüber und zeugt die großen Taten, aber es ist dieselbe Familie, auch die Begeisterung stammt von der Liebe.

Bei solchen Gedanken sah ich der schönen Frau unverwandt ins Gesicht, und wie ein Heiligenbild ließ sie es geschehen, bis sie lächelte. Da ward ich vernünftig und nahm meinen Hut ab, und sie sagte mit ihrer schönen Stimme: „Bon jour, Monsieur!"

Dieses „Bon jour, Monsieur!" tröstete mich ob Marias, und ich vergaß meiner Sehnsucht, wenn ich dies Frauengedicht mit dem lieben, durch und durch gebildeten Antlitze unter den plumpen Landsleuten umhergehen sah, wie Eurydice unter den Fratzen des Orkus.

Übrigens ist diese russische Partei der Meinung, sie herrsche in unseren Bädern wie zu Moskau; in ungeschickt schwerseidenen und sammetenen Gewändern schleifen und

schleppen sie ihre Herrlichkeiten um die Brunnen her, und lassen sich von der hohen böhmischen Noblesse und den Altfranzosen den Hof machen.

Letztere anlangend, so ist Böhmen allerdings Neu=Koblenz geworden. Der Exkönig Karl zieht von einem Orte zum andern, um den regierenden Herren aus dem Wege zu gehen — es ist ein tragischer Anblick, daß der alte Mann der Kirche und des Thrones nicht einmal das entblößte Haupt ruhig niederlegen darf, selbst hier ist er überall im Wege. Sogar die Gläubiger verfolgen ihn von allen Seiten, Pfaffenhofen war mit schweren Forderungen im Anzuge, und der österreichische Kaiser, der kein leichtes französisches Schuldengewissen hat und seine Privatbedürfnisse, die Schuster= und Schneiderrechnungen usw. prompt bezahlt, soll sehr lebhaft wünschen, daß solche fatale Geldverhältnisse nicht in seinem Lande zur Sprache kämen. All das erträgt nur ein echter Bourbon mit stoischem Gleichmute, der auch in Schmach und Elend weiß, daß er der echte König Frankreichs sei. Man verfolgt und verspottet den Wahn dieser Bourbonen und vergißt, daß alle Kämpfe unserer Tage die alten Glaubenskämpfe in neuen Kleidern sind.

Dort ist absoluter Katholizismus, hier neu gestalteter Protestantismus; der zehnte Leo hieß diesmal der zehnte Karl, Wittenberg Paris, Tetzel Polignac, die Bullen hießen die Ordonnanzen, das alte Pariser Stadthaus ward die Wittenberger Schloßkirche, und Lafayette spielte den humanen und darum unkräftigern Luther. Und auf Religionskriege meinten wir doch immer vorbereitet zu sein, und wir wollten nicht mehr fanatisch miteinander umgehen und einander nicht totschlagen, weil wir über dies oder jenes verschiedene Gedanken hätten. Und doch — —

Es wäre doch sehr traurig, wenn man den Mord und Totschlag durch Politik und Justiz noch lange bestehen ließe.

Chateaubriand, der Karl X. in Töplitz besucht hatte, um die Entbindungshochzeit, das geborene Impromptu der Herzogin von Berry auszugleichen, hatte sich nur einen Tag in Karlsbad aufgehalten und war fort — fort war mit ihm das schöne silberne Trinkgeld, das ich auf den letzten Stationen verschwendet hatte, um ihn noch anzutreffen. Er kostet mich zwei Gulden Münze, wie soll ich die aus ihm herausschreiben! Wenn ich den Namen Chateaubriand höre, so denke ich immer an einen der zwölf kleinen, und wenn ich etwas von ihm lese, an einen der vier großen Propheten im Alten Testament. Er ist ein französischer Jeremias oder Daniel, der unter Ludwig Philipp unangetastet in der Löwengrube sitzt und sich den Bart wachsen läßt. Wie jene Juden konstruiert er den Staat aus Traumgespinsten der Gottheit, und eine gesalbte Macht der Rede besitzt er wie jene für den Theokratismus begeisterten Poeten, welche unter den Ölbäumen saßen und hineinschauten in den mysteriösen blauen Himmel und das schweigsame Dunkelgrün des Landes Palästina und welche man Propheten nannte. Denn in der alten Zeit war alle Dichtkunst Weissagung, wie sie's denn auch wirklich ist. Daß man nicht allen Weissagungen glaubt, ist etwas anderes und gar nicht so dumm.

Bei dem Worte Chateaubriand denke ich auch immer an Heinrich Heine, und wenn ich an Heine denke, so sehe ich eine indisch-wollüstige Welt, welche ein kleiner Despot regiert, der all seinen bezaubernden und peinigenden Launen den Zügel schießen läßt und dem ein schönes Wort mehr gilt als ein gutes und der deshalb die Monarchie liebt. Alles in jener Welt spricht aber in stolzversigen Worten, an allen Wegen blühen Lotosblumen, und unter den Palmen und Zedern liegen purpurne und goldene Gewänder, und auf diesen die reizendsten Bajaderen, welche Goethesche Lieder singen und die Zimbel spielen und das Tamburin schlagen.

Heine kann nämlich so schön schreiben als Chateaubriand, ja wenn er eben gut geschlafen hat, noch schöner, denn er ist offenherziger, und sein Herz ist an kleinem lieben Spielzeuge noch reicher. Heine hat auch zwei Vorzüge, die Chateaubriand nicht erreichen kann, selbst wenn er noch einmal zum Jordan reiste: er ist witzig und hinkt nicht. Palästina war immer poetisch, aber niemals witzig, der Witz ist unchristlich; und der Teich Bethesda ist vertrocknet.

Die französische Adelspartei hat sich völlig in Böhmen angesiedelt, die Prinzen Rohan haben sich Güter gekauft und sind der sehr richtigen Meinung, besser nach Böhmen als nach Frankreich zu passen. Sie halten mit dem böhmischen Adel alljährlich die Saison in Karlsbad ab, wie der spanische Hof alljährlich einige Monate nach Aranjuez ging. Was von guter Familie aus Frankreich kommt, schließt sich all den erwähnten Notabilitäten an und spricht von der Vergangenheit. Sie tragen auch noch Ludwigskreuze und schreiben das Imparfait und den Conditionnel mit oi.

Als Maria auch den zweiten Tag nicht kam, entschloß ich mich, mit einer Karlsbader Rarität im sächsischen Saale zu essen, wo die haute société an kleinen Tischen speist. Diese Rarität ist ein vergessener Kammerherr mit einem großen Umfange an Leibesbildung, er trägt einen Orden, zu dessen Erkenntnis man einen Almanach braucht, und spielt, solange er sich erinnern kann, täglich Whist und ißt täglich zu Mittage. Er kommt alljährlich nach Karlsbad in Begleitung seiner Schwester und einer großen goldenen Tabaksdose, aus welcher er nie schnupft. Seine Schwester unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß sie weiblichen Geschlechts sein soll, und die Dose hat ihm der verstorbene deutsche Kaiser Leopold durch die Post geschickt, der Kammerherr ist aber so stolz darauf, weil er heute noch nicht weiß, warum sie ihm der Kaiser Leopold geschenkt hat. Er stellt sie immer neben seinen Teller, damit sie jedermann

sehe und ihn um eine Prise bitte. Alsdann entschuldigt er sich, greift nicht ohne Unbequemlichkeit in die Tasche und präsentiert eine andere Dose, erzählt aber zugleich die Geschichte von der unbegreiflichen Gnade des Kaisers Leopold. Der Kammerherr ist mein guter Freund, weil ich ihn stets, ich mag ihm begegnen wo ich will, zuerst nach der Dose, und dann nach seinem Befinden frage, und ohne Murren die lange Geschichte anhöre.

So saß ich denn mit dieser Rarität und seiner Dose im sächsischen Saale, der Kammerherr sprach, wie er bei öffentlichen Gelegenheiten immer zu tun pflegte, französisch, so sauer es ihm auch ward, als ein starker, mäßig bejahrter Mann eintrat und mit weiten, nachlässigen, aber festen Schritten durch die Gesellschaft bis in eine entfernte Ecke des Saales schritt. Zu meiner Verwunderung stand jeder vom französischen Adel, bei dem der Mann vorüberkam, ehrerbietig auf und grüßte. Der Kammerherr erzählte eben die Dosengeschichte, ich durfte unsere Freundschaft nicht durch eine Zwischenfrage aufs Spiel setzen und mußte meine Neugier zügeln. Der Herr mit dem deutschen Schritt und dem deutschen Gesicht setzte sich allein an ein kleines Tischchen und begann seine Mahlzeit, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu kümmern. Sein Aussehen hatte etwas demokratisch Liebenswürdiges, das kurze Haar fing schon an weiß zu werden, das Gesicht sah aber noch gesund rot und scharf gezeichnet aus, ein kräftiges blaues Auge blitzte manchmal harmlos und ohne Gedanken über den Saal hin. Bald vertraute mir der Kammerherr, der Mann mit dem feinen weißen Teint und dem grauen Backenbarte sei Marschall Maison.

Er wird auch von den Altfranzosen mit fernbleibender Artigkeit behandelt, weil er von guter Familie, ein wohlrenommierter Napoleonide mit der Restaurationstaufe und als designierter Gesandter in Petersburg eine wichtige politische Person ist und ein paar Hauptleinen des europäischen

Gespanns in Händen hat. Wenn er auch nicht allein vom Bocke fahren darf, so weiß man doch, wieviel auf einen sanften Druck, eine leise Fühlung bei kitzligen Dingen ankommt.

Am andern Morgen traf ich ihn in seinem groben Brunnenrocke beim Sprudel. Hier stach seine napoleonische Ungeniertheit noch auffallender von dem Wesen der übrigen Franzosen ab: zum Glück liegt der Sprudel mit seiner Promenade von den übrigen Brunnenplätzen abgesondert, und die Emigranten kommen somit wenig mit ihm in Berührung. Sein unbekümmertes Wesen treibt er so weit, daß er mit einem Wiener Freudenmädchen, das er zu seiner Unterhaltung bei sich hatte, öffentlich ausfuhr und mit sonst niemand umging. Am Brunnen sprach er hie und da leicht, behaglich, bequem, fast humoristisch. Es war namentlich interessant, wie leicht, scherzhaft und sicher er mit den ihm begegnenden Russen verkehrte. Die ganze französische Bravour mit ihrer unermeßlichen kriegerischen Zuversicht lag in dieser wohlklingenden, sorgenlosen Baßstimme und in der Nonchalance seines Wesens. Er hatte die erste Nachricht von Napiers kolossalem Seesiege am Kap Vincent, und teilte sie beiläufig mit, als er einen Becher Sprudel aus der Kelle hob. Die hiesigen Ärzte sollen sehr unzufrieden mit dieser Mitteilung gewesen sein; es ward ein schlechter Brunnentag, voll Diätfehler.

Der dritte Teil, der böhmische Adel, ist alle Jahre derselbe; kommt man oft nach Karlsbad, so wird er allerdings langweilig, aber mit wenig schwerwiegenden Ausnahmen ist er doch der angenehmste und liebenswürdigste. Er ist zwar ganz von Adel, aber er ist artig, und weil er eigentlich immer in einer mehr oder weniger verdeckten Opposition gegen Wien, das heißt gegen Metternich lebt, so findet man größere Regsamkeit, als man im allgemeinen erwarten sollte.

Man darf aber doch nirgends die Opposition des Adels mit dem der böhmischen Nation verwechseln, jener hat immer ein kleineres Herz als diese. Die Nation würde frei sein

wollen, wenn sie etwas wollte, der Adel will herrschen, und es kommt ihm nicht darauf an, ob das zu Wien in der Burg oder zu Prag auf dem Hradschin geschieht. Er hätte nichts gegen Metternich, wenn das ein böhmischer Kavalier wäre, er haßt ihn nur, weil Metternich kein Böhme ist. Der Adel bringt es nirgends weiter als zu einer Art Brotneid, er will keine Nationalfreiheit, sondern höchstens eine Nationalherrschaft. Und von diesem Gesichtspunkte aus nehmen sie auch Partei für die Polen, alle alten Adeligen Europas. Man darf sich ja nicht täuschen lassen, als hätten sie einmal im Rausche der Tapferkeit für die Freiheit geschwärmt, es war nichts als eine gottlose Adelsromantik, welche ihnen in die leeren Köpfe stieg.

Die Ministerstellen in Wien und das böhmische Vizekönigtum in Prag sind ein starkes Band, das den böhmischen Adel an Österreich fesselt, und in diesem Augenblicke nehmen sie um ihres Landsmanns, des Ministers Collowrath willen Interesse am Kaisertume. Der Sturz Metternichs beschäftigt die böhmische Partei am Hofe und in der Provinz schon seit vielen Jahren, und von Zeit zu Zeit trösten und stärken sie sich mit einem voreiligen Triumphe.

Auch vor Troja war unter den Argivern ein ewiger Neid um die Gewalt des Achilleus, und der schlaue Diomed, der eifersüchtige Ajax, der klugheitmächtige Odysseus trachteten ihn zu stürzen; aber keiner entdeckte seine Ferse, und als Achilleus endlich vom Feinde fiel, da war auch die Heldenzeit zu Ende.

Wenn der Peleide Metternich einst dem belagerten europäischen Troja gegenüber fallen sollte, so wird ihn kein schlauer Böhme ersetzen, mit einem Helden aus göttlichem Stamme fällt auch sein Jahrhundert, und wenn die tausendjährige Zeder auf dem Libanon unter dem Sturme zusammenstürzt, so zerbricht sie mit dem Sturme alles, was in ihrer Nähe ist.

Ich will indes darüber nicht zu bemerken vergessen, daß der böhmische Verstand schlau und empfänglich ist, daß er mit Gewandtheit zu spähen und zu forschen versteht. Aber die Größe erfindet. —

Sonst schritten im Gedächtnisse meines Herzens schlanke, hohe Böhminnen einher, mit geheimnisvollem Reiz, verstohlenen kühnen dunkeln Augen, mit verschwiegener Freude eines innerlichen Sinnenfeuers. Dieses Jahr war wenig wohltuende Schönheit unter ihnen zu finden und die Toilettenkunst entsprach den Anforderungen der Künstlerinnen durchaus nicht. Ich hatte seit langer Zeit nicht so dreist Rouge et Noir spielen sehen, und wenn man in einem Beutel mehrere unechte Münzen findet, so traut man dem ganzen Beutel nicht mehr: eine falsche Karte verdirbt ein ganzes Spiel.

Diese erste Abteilung verdirbt denn hier auch das ganze Sommerspiel. Nur der beste Adel und bedeutende diplomatische Notabilitäten der konservativen Partei bilden die haute société; schon der zweite Rang des Adels spielt eine ärmliche Genitivrolle, und der gewöhnliche Adel fällt der großen Masse anheim.

Eine abgesonderte Partei bilden ferner die unglücklichen Polen mit ihren Häuptern Chlopicki und Skrzynecki, die kurze Zeit zusammen hier waren. Skrzynecki mit seiner hohen, imponierenden Figur, die sich in heroischen Rhythmen vornehm einherbewegt, mit der ganzen einschmeichelnden Romantik seiner weichen, milden Stimme und des humanen Gesichts, mit dem forschenden, aber blöden Auge habe ich schon früher beschrieben. Er ist das Bild eines weichen zivilisierten Polen, aber die Weichheit ist im Revolutionskriege ein Unglück. Chlopicki ist auch im Äußeren nichts weiter als ein straffer Soldat, wie er uns zu Warschau erschienen ist. Er hat eine hohe tüchtige Figur, kurzes, weißes Haar und ein sehr bedeutendes rotes Gesicht, auf welchem statt der Gedanken rasche Kommandowörter, schnelle Schwerter ruhen. Mit

kurzen polnischen Schritten geht er kerzengerad soldatisch einher, spricht wenig und geht gleichgültig herum. Von der Granate, welche ihn bei Grochow vom Pferde warf, sieht man nichts mehr, unter der straffen weißen Hose scheint die Wunde vernarbt zu sein, wohl ihm, wenn auch die tiefere unter der Weste verharscht ist. Er verkehrte nur mit einigen seiner Landsleute und tändelte viel mit einer kleinen, lachlustigen polnischen Frau, und mit der lächelte er auch zuweilen. Sein großes Unglück mag mit seiner Diktaturuniform in irgend einem Koffer liegen; man sieht nichts davon und ist dumm genug, sich zu wundern, daß man nichts davon sieht, daß er wie jeder andere schlechten Melnicker trinkt und seine weiße Semmel zum Frühstück ißt. Er war immer arm wie der Römer Fabricius, der daheim seine Rüben aß; vor der Revolution wohnte er in einer kleinen Dachstube und trug wie Napoleon einen schlichten grauen Rock. Den Dienst hatte er quittiert, weil man seinen polnischen Stolz beleidigt hatte; aber Konstantin, der wilde Korporal, hatte großen Respekt vor ihm, und war sehr artig, wenn er zuweilen auf den sächsischen Platz kam und die Parade ansah. Die Polen glaubten alle großen und tiefen patriotischen Tugenden Kosciuskos in ihm zu verehren und holten ihn nach der siegreichen Novembernacht aus seiner kleinen Dachstube, zogen ihm den grauen Rock aus und bekleideten ihn mit dem glänzenden Rocke der Diktatur. Aber nicht alle stillen Wasser sind tief, und seine einsame Zurückgezogenheit hatte ihn interessanter gemacht, als er's verdiente, er war nicht mehr als ein jähzorniger, gefährlich tapferer Soldat, in seinem Kopfe klapperten nur Bajonette, in seinem Herzen dröhnten nur Kanonen, aber keine moralischen Kräfte, die mehr sind als Bajonette und Kanonen.

Es ging ein einfältiges Gerücht um, er habe als armer Mann nur die einfache Kurtaxe gezahlt, und vier Gulden Konv.=Münze, die ganze, für sich zu hoch erachtet. Zu gleicher

Zeit erzählte mir ein Mann, der aus Warschau kam, es habe ihn in der Gegend von Kalisch ein Kutscher gefahren, der aller zivilisierten Sprachen mächtig und zu seinem Erstaunen von großer Bildung gewesen sei. Nach einigen Stationen habe er erfahren, daß sein Kutscher noch vor zwei Jahren als reicher Edelmann gelebt und nichts gerettet habe, als zwei polnische Klepper, mit welchen er jetzt durchreisende Kaufleute von einem Orte zum andern fahre, und sein Leben friste.

Aber was ich von Chlopicki gesehen habe, deutete auf zureichende Wohlhabenheit. Der Stolz seiner Landsleute würde auch schwerlich jemals eine solcherweise ostentierte Armut dulden, sie würden ihrem früheren Diktator vier Gulden Konv.-Münze zusammenbetteln.

Jener Mann, der aus Warschau kam, erzählte mir ferner, daß jetzt nur die Freudenmädchen dort vergnügt seien, wenn der Fürst Paskiewitsch einen Ball ankündigte, denn in Ermangelung anständiger Tänzerinnen würden die Tanzsäle aus den Bordellen gefüllt.

Auch der gebrechliche alte Klicki war in Karlsbad, und es macht anfänglich einen wunderbaren Eindruck, wenn man die polnischen Feldherren bei den russischen Generalen, unter denen nur Pahlen einen Namen hat, vorüberstreichen sieht; man glaubt immer, nun müsse etwas geschehen. Bald aber gewöhnt man sich daran, daß diese Leute ohne Aufmerksamkeit nebeneinander hergehen: es ist hier europäischer Comment suspendu, man ist auf einem neutralen Boden, auf einem andern Sterne, Streit und Zwist bleibt jenseits der Berge, alle fühlen dieselbe Wirkung vom Brunnen. Dies warme Wasser, das wie Hühnerbrühe schmeckt, ist die moderne Lethe. Nur der Stein der Stände widersteht ihm.

Die Klassen der Bürgerlichen falten sich zwar ebenfalls gleich einem Fächer vielfach auseinander, aber sie sind doch durch einen Griff verbunden. Der Kammerherr verkehrt mit

dem Kandidaten, und Kandidat heißt doch so viel als: einer, der nichts ist; der Bürgermeister mit dem Schneidermeister. Auffallend ist es, wieviel Patienten Preußen beisteuert; die eminente Regelmäßigkeit seiner inneren Verwaltung muß den Unterleib über die Gebühr anstrengen; es scheint kein Land so reich an ärgerlichen, gallichten Personen zu sein.

Es ist sehr zu bedauern, daß jene äußere Demokratie der Bäder immer mehr verschwindet, nach welcher die Gäste bloß als Menschen, so oder soviel Schuh hoch, herkamen, und alle gleich waren vor dem gleichmäßig wirkenden Brunnen, der kein Ansehen des hoch oder niedrig gebornen Magens kennt. Damals erzählten mir ältere Leute, wo noch alles in Friede und Ruhe bestand, der Vornehme vornehm und der Niedrige niedrig war, da brachte man keine Orden und Auszeichnungen in die Bäder, solche Sachen waren selten und sicher. Jetzt glaubt jeder, man könnte nicht wissen, ob er morgen noch ein ausgezeichneter Mann sein werde, und man sieht immer nach zehn Schritten einen aufgeklebten Orden oder sonst ein Aushängeschild. Sie nützen die Dinge ab und machen's wie die Verschwender, welche den Erben nichts lassen wollen. Ohne Aufhören sieht man, daß in dem gelben Manne und in jenem ein grandioses Verdienst an Leberschmerzen leide. Deutschland strotzt von großen Leuten. Diese großen Leute sollten offiziell verboten werden, ein kleiner Laie, der in keinen Orden aufgenommen ist, kann leicht durch Reue, Neid, Ärger, Ehrsucht oder sonst eine andere Karlsbader Krankheit heimgesucht werden beim Anblick solcher Verdienste, und das stört die Kur.

Aber dem Gedeihen sehr zuträglich ist die Brunnenliste mit ihren echt deutschen, wirklich ingeniosen Titulaturen. Sie quetschen den Paß eines armen Privatmannes so lange, bis etwas aus diesem wird, und mancher hat erst in Karlsbad erfahren, was er eigentlich sei. Ein gewöhnliches Kuvert reicht für die Titel und Würden nicht aus, an welchen ein

echter Kurgast leidet, und mancher ehrliche Mann mit schwachem Gedächtnisse ist nicht imstande, während eines langwierigen Nachmittags seine Titulaturen auswendig zu lernen. Da gibt es „Kaiserlich Königliche privilegierte Gubernial-Kassen-Rendantur-Assistenten-Gattinnen“ mit ihren Söhnen, die noch einige Adjunkturen und Adspektanzen anzuhängen haben, es laufen Rentiers aus allen Zonen herum, mit und ohne Moos, und wenn einer gar nichts ist, so ist er ein Privatier, oder seine öffentliche Ehehälfte wenigstens eine Privatiersgattin. Auch die Weiber müssen etwas sein.

Ich habe die Drucker in Verdacht, daß sie ein gut Teil Schuld dabei haben, es ist meist an den Leuten so wenig, und ein österreichischer Drucker, der sonst nichts zu drucken hat, muß etwas aus ihnen machen. Darum hassen sie die französischen, kurzgeschößten citoyens.

Karlsbad ist ein Ferienpunkt der europäischen Notabilitäten.

Wenn es auf Erden nichts zu tun gab, oder wenn sie des Tuns satt waren, gingen die Götter in den Olymp, um sich zu restaurieren. Karlsbad ist die Restauration mancher europäischen Götter in Ermangelung der olympischen; ich hoffe, man besingt es auch einmal, ein guter Romantiker findet alle Sorten von Rezepten.

Bequem genug lebt sich's da; dafür sorgt höchst lobenswert Regierung und Brunnen-Kommission, die Fremden werden wie kranke Kinder behandelt, denen man mit Verleugnung mancher Prinzipien allen Willen tut. Und Kinder sind wir doch alle gar zu gern; da dürfen wir wieder an eine Liebe glauben, wo's keine Eifersucht, keinen Wechsel, keine Treue, keinen Eigennutz gibt, an die Mutterliebe, an das erste und letzte Gefühl des Lebens.

---

11. Fortsetzung.

Die Zeit ist eine Last, wenn man wartet; die Erwartung selbst ist eine nachhaltigere Gewalt als der Schrecken, der Schrecken tötet, wie die Erwartung mordet, der Schrecken ist ein Meuchelmörder, der bald mit seinem Geschäft fertig ist, die Erwartung ein Giftmischer, der Zeit braucht. —

Und Maria, die scharmante, war beteiligt bei diesem Mordversuche: sie kam nicht wieder. Es ist allerdings eine akutere Glückskrankheit, ein Mädchen zu lieben, als in weiterer, breiterer Liebe zu leben, durch die schlafende, im Monde träumende oder erwachende Natur hinzustreifen, in ihrem Odem zu weben, die Gottheit mit Wollust tief einatmen. Aber die Liebe ist eine Einseitigkeit. Einseitige Menschen werden große Männer, und namentlich Künstler, drum hat die Liebe mit jeder Art von Kunst so viel zu tun. Einen großen Teil der heutigen Liebesarten verdanken wir dem Christentume: die romantische, die sentimentale, die eheliche und die uneheliche. Es ist eine liebe und schöne Sache um die Liebe aber keine große, dachten die Griechen und Römer, und wir können heut doch noch größere Dinge haben als jene. Ein bißchen Vaterlandsliebe gehört doch jetzt zur bourgeoisie der Empfindungen, und ist bei der Masse nicht viel mehr als Philisterei und Barbarei, darin hat's die pommersche Landwehr so weit gebracht wie die Athener.

Wo steckte denn die große Sache der Alten, welche sie für die Flitterwochen des Herzens entschädigte? Mit der Natur hatten sie sich ein für allemal abgefunden durch Mythen und Sagen und Religion und Kultus, sie nahmen weiter keine Notiz von derselben, sie hatten ihre Pedanterien wie wir; hätte nicht Lucrez so hübsche Dinge darüber geschrieben, man müßte glauben, es sei früher in Italien und Griechenland eine ganz andere Natur gewesen ohne Reiz und Freude.

Wo steckte denn die große Sache der Alten? Lesen wir irgendwo, daß Alcibiades, der Suitier, in einer Mondnacht sanfte Lieder gesungen? Und doch war er, waren die Griechen so glücklich. — —

Ja, unsere Liebe ist eine christliche Einseitigkeit, aber nur die Gegensätze schaffen die Dinge; wir wüßten ohne jene Einseitigkeit nichts von der großen kolossalen edlen Liebe, deren wir fähig sind, wenn wir uns in keinem verliebten Stadio befinden!

Was ist es für eine Seligkeit, über Land zu fahren oder zu reiten, wenn kein unbequemer störsamer Wind weht, kein ungezogener Regen stört, und unser Herz langsam und melodisch seine Pforten öffnet der Schöpfungs-Harmonie, wenn der Geist Gottes um unsere Schläfe säuselt, oder seine geschäftigen glühenden Boten sendet aus der sammetschwarzen Gewitterwolke.

Und all die großartige Herrlichkeit bläst ein Mädchen mit rotem Munde auseinander — Herrgott, was willst du mit der Mädchenliebe sagen?!

Solche zerrissene Wolkengedanken trieben mich eben über den Theresienbrunnen auf dem kleinen Plateau des Berges umher, ich konnte das Badeleben mit seiner bunten, murmelnden Monotonie nicht branchen, Marie fehlte mir, meine Seele war verdrießlich, mein Herz seekrank.

Je bunter die Gesellschaft, je größer die Stadt, je bewegter die Zeit, je reicher, sehnsüchtiger das Herz, desto größer die Langeweile. Soviel Dinge, soviel Bedürfnisse dehnen das Herz aus, und die große, wüste Masse des Stoffs füllt es nicht immer. In einem kleinen Städtchen oder Dörfchen, wo wir mit den kleinsten Freuden groß werden, da gibt es keine Langeweile, denn es gibt keinen leeren Platz für das Verlangen und die Sehnsucht.

Und ist man gar im Begriff zu lieben, und die wachsende Göttin verläßt uns, so ist das ganze Herz ausgehöhlt für

das Meer des Glücks, das eindringen soll, aber das Meer bleibt aus — wer zu lieben beginnt und die Liebe nicht findet, kann vor Langerweile des schmerzhaftesten Todes sterben.

In dem Apfel der Erkenntnis, von welchem die blonde Eva naschte, ruhte nicht bloß die sogenannte Sünde, welche wir Freude nennen, sondern auch jene göttliche Sehnsucht, die durch alle Freuden der Erde nicht befriedigt wird, die Ahnung überirdischen Glücks, welche tief unglücklich macht, menschlich unglücklich, welche in weichen Gemütern die Religion und Poesie, und in harten, störrischen die Langeweile erzeugt.

Und doch, blonde Eva, hast du wohlgetan, zu naschen, dreist und opponierend will der Herrgott seine Menschen, will ich meine Schwestern und Brüder. Ich bin auch der Meinung, die Weiber hätten ursprünglich frischere, natürlichere Courage als wir. Das hat Moses durch die Eva angedeutet. Die Weiber sind durch das Menschengebären der Gottheit näher. — —

Maria, ich fing an, dich immer heftiger zu lieben, deshalb langweilte ich mich, und das kann man nirgends besser als in einem Badeorte, denn sein buntes Geräusch gestattet keinen erquickenden Schlaf und Tod, es tötet durch fortwährendes Wachen.

Wieviele Novellen liefen hinter den verbleichenden Mädchengesichtern herum, die hier gesund werden wollten, wieviel Schauerromane gähnten hinter den leberwüsten Gesichtern der Männer. Denn Karlsbad ist der Abzugskanal aller gallichten Kritik Europas. Sogar Amerikaner waren da und hatten ihre traurige Unterleibsgeschichte übers Weltmeer gefahren, um sie dem heißen Brunnen zu erzählen. Der Adel aus Süd und West, lauter historische und chronische Leiden finden sich hier ein. Geschichten von gebrochenen und zerstörten Herzen und Lebern und Magen tief aus der Walachei,

oben aus Schweden streichen mit ihren hängenden Augenlidern an mir vorüber, tausend Gedanken wurden in mir aufgeregt, und wer kennt nicht das Elend, unter der Gedankenfülle, der man nicht Herr werden kann, zu stöhnen — all meine Gedanken hatte Maria.

Es war wieder ein Tag und eine Nacht um, und sie war noch nicht zurück. Ich stand in tiefen Gedanken am Sprudel, und sah in die emporspringende und niederstürzende siedende Flut, und meine Gedanken verloren sich in dem durcheinanderbrausenden Geschäum und stiegen hinunter in die Märchen der Erde. Die Gnomen und Erdgeister sind doch immer am schlechtesten weggekommen: zusammengeschrumpft, bleich, klein, machtlos werden sie geschildert, sie haben nie Glück in der Liebe, machen schlechte Verse und sehen keine Sonne. Arme Gnomen, pauvre Demokraten, die man unter die Erde gebracht hat.

Wo jetzt der Sprudel und Karlsbad ist, da hat man früher nichts als einen dichten, undurchdringlichen Wald gesehen. Mitten in diesem Walde hat eine kleine Elfenfamilie ein liederliches Leben geführt; ihr großes Reich war schon zerstört durch die Aristokraten, das heißt: die Menschen und die ganze Elfensippschaft war in die babylonische unterirdische Gefangenschaft getrieben. Hier in diesem unzugänglichen Tale lebte nur noch ein kleiner Überrest und hatte sich aus Verzweiflung über das Schicksal seiner Brüder einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben, trank den ganzen Tag Champagner und sang und lärmte Vaterlandslieder aus Körners Leier und Schwert, die einige Jahrhunderte später durch den Druck bekannt wurden. Eines Tags stürzt atemlos hoch vom Felsen herab ein Hirsch mitten unter sie — in Ermangelung besserer Gesellschaft hatten sie sich mit den Tieren des Waldes familiär gemacht — bricht ein Bein und schnauft sehr jämmerlich. Sie versuchen es, ihn mit Champagner zu sich zu bringen, man übergießt, man ersäuft ihn in schäumendem Weine.

Da knistern die Gesträuche, ein böhmischer Herr, der Jäger des Hirsches, erscheint, heulend stürzen die Gnomen all in einem Knäuel in die Erde hinein, und aus der Öffnung beginnen sie eine Kanonade mit Champagner. Im ersten Schreck ruft der böhmische Herr: „Heiliger Äskulapius, steh' mir bei!“ Der heilige Äskulapius hat aber die größte Macht über die Gnomen in Deutschland, er hat sie einst alle unterworfen, deshalb sind die Elfen von Notwendigkeit und Rache gezwungen, ihre Champagnerkanonade ununterbrochen durch alle Jahrhunderte fortzusetzen. Das macht ihnen so unsäglich viel zu tun, daß sie kaum Zeit haben, sich fortzupflanzen, und nun weinen sie über ihr großes Unglück ganze Ströme von Tränen in die Flut. Also ist der Sprudel entstanden, der von den heißen Tränen der Elfen einen feinen salzigen Beigeschmack hat, aber auf dem Berge zeigt man noch heute den Hirschensprung. Einigemal haben die Elfen versucht, in ihrer Pflicht nachzulassen, und erst vor einigen Jahren verschwand einmal plötzlich der Sprudel; da erscheinen aber nur die Herren von Böhmen mit ihren Trabanten und sprechen ihre Beschwörungsformel, und lassen Keile in die Erde schlagen auf die Häupter der Gnomen; da tun diese alsbald wieder seufzend ihre Schuldigkeit.

Ein leichter Schlag auf die Achsel weckte mich aus meinen Sprudelträumen. Der Norddeutsche stand neben mir mit der seidenen Weste.

„Ist sie da?“

„Wir sind alle da, nicht bloß sie,“ sagte er sehr ernsthaft. Ich eilte fort hinüber zum Mühlbrunnen, wo ich sie zu finden hoffte. Um die Ecke biegend, prall' ich überrascht zurück, denn Jerta, Jerta vom Postwagen, die englische Jerta stand vor mir, rot und weiß und schön wie damals. Aber nicht die kleinste Miene von Bekanntschaft war in ihrem Gesicht. Ich machte ihr in der Eile ein Kompliment, sie tat, als gälte das sonst jemand und ging wie ein Gerichts-

gang unbeteiligt, unparteiisch weiter. Mit offenem Munde, staunend sah ich ihr nach und vergaß den Hut aufzusetzen. So unbedeutend war ich mir noch nie vorgekommen.

„Herr Ritter, ist das Eure Treu?“ Maria stand neben mir. Ich faßte mich, denn die Freude meines Herzens unterjochte eiligst das Erstaunen — ach, Maria sah aus wie das Mädchen aus der Fremde, in einem Auge lauschte der sehnsüchtige Frühling, in dem andern der glückliche Sommer. Und ich hub an, mein Herz in Worte zu bringen, — da hielt ein Postwagen neben uns, man rief meinen Namen heraus, es war der Starost, der mich zur Reise nach Italien abholen wollte. Ich mußte hin, ihn zu begrüßen, ich mußte sehen, wie der Norddeutsche ihren Arm nahm und sie von dannen führte, auf ihrem Gesicht lagen die Gedanken in der Sanskritsprache, ich begriff sie nicht.

Die Interessen hetzten mich tot, es war nicht eine Minute Zeit mehr übrig zur Langeweile. Den andern Tag schon wollte der Starost fort; meinetwegen war er da, er hatte mein zuverlässiges früheres Versprechen; wenn ich ein ehrlicher Mann sein wollte, mußte ich ihm folgen, aber ich wollte kein ehrlicher Mann sein, sondern ein glücklicher. Über die englische Jerta mußte ich auch notwendig aufs klare kommen, das war eine zu wichtige psychologische Aufgabe, denn das Mädchen war sehr hübsch. Der Professor sagte mir ferner, er habe beschlossen, übermorgen die Hochzeit seiner Tochter hier in Karlsbad zu feiern, der Pastor seines Orts sei angekommen, und da es hier keine protestantische Kirche gebe, so werde er sie im Zimmer trauen.

„Herr,“ sagte ich, „ich bin auch Protestant, und ich werde bis zu meinem letzten Atemzuge protestieren.“ — — Von Sinnen war ich, ein zerrütteter Mann. Und aus Malice wurde das Wetter wunderschön, ich hätte mich mit dem Herrgott schlagen mögen.

---

12. Fortsetzung.

Ich rannte, der Tag rannte, denn der Tag tut uns alles zu Gefallen. Der Starost lächelte verneinend, als ich meinte, es wäre hübsch, wenn wir noch ein paar Tage blieben. Verdammtes aristokratisches Lächeln bei dem Jammer eines armen Teufels. Mit fliegenden Händen packte ich dies und jenes ein, und packte es immer wieder aus, es war nicht das Rechte, ich hätte weinen mögen vor Zorn, Verlegenheit und Liebe, namentlich fluchte ich jeder Delikatesse. Wäre es ein anderes Hindernis gewesen, ein turmhohes, ich hätte einen kühnen Anlauf genommen, ein delikates, wie das diesmalige, lähmte all meine Kräfte. Dabei saß der Starost unbefangen, höchst unbefangen auf meinem Fenstertritt und rauchte mit empörender Behaglichkeit seine lange türkische Pfeife, strich sich den Stutzbart, besah sich im gegenüberhängenden Spiegel, murmelte in halbem Gesange Opernarien, deren Melodie aber immer ganz falsch war. Lauter Dinge zum Ärgern. Falsch Singen kann den besten Humor vertreiben, und nun gar — ich hätte ihn gern zum Fenster hinausgeworfen, den Störenfried, aber er war ein großer, breitschultriger Mann, ich wäre wahrscheinlich eher draußen angekommen als er.

Wagen, Reiterinnen und Reiter brausten vorüber, das amüsierte ihn sehr, aber es hielt ihn nicht. Ich wußte, daß er viel mohammedanische Inklinationen hatte, ich machte ihn auf die ergiebige Saison aufmerksam; er lächelte wieder, aber es half nichts.

Ich rannte hinaus, Maria wollte ich sehen, ihre Knie wollte ich umschlingen, mein tränenvolles Gesicht einmal in ihren Schoß drücken, ihr sagen, daß sie ein Engel an Schönheit sei, und dann scheiden. Aber in Gedanken stürmte ich ganz wo anders hin, ich lief vielleicht an ihr vorüber, und als ich endlich ins „Schild“ kam, war sie nicht zu Hause.

Ach, es war trostlos! Der Tag neigte sich schon gegen den Abend, es war mein letzter Abend, und am Ende sah ich das Mädchen nicht mehr. Zerknirscht setzte ich mich auf eine Bank, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich wohl nur wegen der vielen Hindernisse soviel Interesse an dem Mädchen nähme, und ich wußte selbst nicht, wie es kam, daß ich plötzlich laut auflachte. Aber meine Ungeduld blieb dieselbe, ich hätte vergehen mögen vor prickelnder Qual.

Es ward dunkel, und ich saß noch auf derselben Bank am „Schilde“. Plötzlich erhalte ich einen leichten Schlag auf den Kopf, ich fahre auf, Maria steht am offenen Fenster und lacht. In meine Träumereien versunken, hatte ich sie nicht ins Haus gehen sehen, ich hatte sogar vergessen, daß ich unter ihrem Fenster saß. Sie wohnte zu ebener Erde. Hastig griff ich nach der Hand, die mich geschlagen, sie zog sie weg und trat einen Schritt ins Zimmer zurück. Sie bat mich mit leiser Stimme, nicht so viel Geräusch zu machen, sonst mache sie augenblicks das Fenster zu, der Vater lese im Nebenzimmer. Ich versprach, mich ruhig zu verhalten und bat sie nur innig um eine Hand. Scherzend gewährte sie endlich, und nun war sie gefangen. Auf dem Fenstersims sitzend, zog ich sie dicht ans Fenster und ließ sie nicht wieder los. Zwar tat sie böse, aber sie war es nicht, und nun sah ich erst, wie schön sie eben war. Vom Spaziergange leicht erhitzt glühten Augen und Wangen, die Locken flatterten wie lose Vögel um Nacken und Schultern, da ich ausgelassen genug war, ihr den Kamm aus den Haaren zu ziehen. Sie trug ein weißes luftiges Nachtkleid, und sie war warm und lieb wie eine blumige Frühlingsgegend, die den Tag über im Auge der Sonne geruht hat. Ich bedeckte ihre Hände mit Küssen und flehte um ihren Mund, aber sie neckte mich nur, blies mir den blühenden Atem über den Mund und entwich stets.

Jetzt erst besann ich mich, daß es die letzten Augenblicke seien, daß mein Starost mich morgen von dannen zerre, daß ich zu fragen habe, ob sie wirklich den Mann mit der seidenen Weste heiraten werde. Aber über all das sprang sie hinweg; morgen dürfe ich nicht fort, sondern müsse sie zum Heilingsfelsen begleiten, ihre Verheiratung ginge mich nichts an, und ich würde doch Zeit meines Lebens ein Vagabund bleiben — —

„Still“ — sagte sie plötzlich zusammenschreckend und drängte ihr Haupt ängstlich horchend an meine Schulter — „man öffnet über uns ein Fenster — es kommen Schritte durch den Garten —“

In diesem Augenblicke regte sich auch der Professor in der Nebenstube und kam auf die Tür zu.

Wir rührten uns nicht; es war stockfinster geworden. Oben am Fenster blieb Geräusch, die Schritte aus dem Garten kamen direkt zu uns, der Professor war an der Tür — er öffnete, es fiel ein Lichtschein aus dem Nebenzimmer in das Marias.

„Ich gehe zu Bett, Papa,“ sagte das böse Mädchen leise und regte sich nicht. Der Professor war sehr kurzsichtig, sagte gutmütig: „Gut Nacht, mein Kind,“ und ging wieder.

Die Schritte aus dem Garten endigten dicht vor mir. Eine Baßstimme begann ein zärtliches französisches Gespräch, noch zärtlicher wurde von oben geantwortet. Maria kniff mich mit unterdrücktem Lachen in die Wange, ich küßte sie aufs Auge, sie konnte nicht entrinnen, meinte ich.

Da fiel mir von oben ein Schlüssel auf den Rücken, er hing an einem Bande, und ich schleuderte ihn eiligst meinem unbekannten Nachbar zu. Dieser schien darauf zu warten, fing ihn glücklich und entfernte sich nach einer andern Tür hin. In diesem Augenblicke entglitt mir Maria, ich kam durch die unvermutete Bewegung völlig aus meiner Position

und hatte Mühe, mich auf der Bank zu erhalten. Blitzschnell hatte sie unterdessen die Fenster geschlossen.

Ich war ausgesperrt, und es fing an zu regnen. Jetzt fiel mir's erst schwer aufs Herz, daß sie meine Abreise fortwährend scherzhaft aufgenommen hatte und nicht daran glaubte, daß es der letzte Moment gewesen, in welchem ich sie gesehen. Angst und Unruhe kam über mich, ich klopfte stärker und immer stärker an die Scheiben. Sie antwortete nicht.

„So wahr Gott lebt, ich reise morgen," rief ich endlich mit lauter Stimme; ich erschrak selbst davor. Im obern Zimmer antwortet ein durchdringender Schrei, ich höre Geräusch, ich höre den Professor, oben sehe ich Lichter hin und her fliegen, am Gartenzaune vernehm' ich Stimmen — ich stürze nach der andern Seite und will über die Planken. Eine Kartoffelfaust packt mich beim Kragen, als ich auf der Erde ankomme. An den Fingern fühl' ich, daß es eine Hand ist, die sich einigen Zwanzigkreuzern krümmen werde; stumm greife ich in die Tasche und stumm empfängt er und läßt mich ziehen. Wahrscheinlich war es ein gebildeter Nachtwächter. — —

Am andern Morgen weckte mich der Starost, er war reisefertig, der Postwagen stand vor der Tür, es galt kein Zögern, über Hals und Kopf mußte ich packen, bei jedem Kleidungsstücke seufzte ich: „Maria." Kaum gewann ich so viel Zeit, den Postillion zu bestechen, daß er den Umweg nach dem Heilingsfelsen zu einschlage.

Es regnete mit sommerlicher Arbeitsamkeit; Karlsbad sah grau und feucht wie eine trauernde Wittib aus, mein Herz war voll trauriger Sehnsucht. An einer Ecke sahen wir unter dem Regenschirme eine feine, schmiegsame Gestalt hintrippeln. Die hob ihr seidenes Kleid regenfurchtsam hinten auf, und der Starost stieß mich vergnügt an und deutete auf den schönen Fuß und das runde, lockende Bein mit dem

engen, schneeweißen Strumpfe. Seufzend sagte ich ihm, daß er heut noch das schönste Mädchen sehen sollte, wenn der Himmel ein Einsehen hätte und sich die Wolken aus dem Gesicht striche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die englische Jerta, und heute lächelte sie; es stand auch ein kleines Wörtchen vom Hallischen Posthause in diesem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen; ich hätte mich in Regen auflösen mögen, um die Menschheit zu ennuyieren.

Draußen sahen die Täler und die bewachsenen Höhen silbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verstohlenen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es ist ein halbwüstes, halbverwachsenes, stummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelsen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten aussteigen. Der Postillion sollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Wasserschauer ins Land hinüber nach Sachsen zu.

Über eine schweigsame Hochebene, die an Walter Scotts Plateau in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingstale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Roten zu gehen, und schottische Träume sanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langsam öffnet sich ein unordentlich zerrissenes Tal. Es ist keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es ist eine wüste Wirtschaft von schlanken Tannen, durcheinandergestürzten Felsblöcken, kahlen Strichen; dazwischen geht mit raschen ernsten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geschichte von Heiling und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte sie früher gelesen und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß überall herhalten, wo man nichts Besseres weiß,

und er hat die poetische Spekulation sehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indessen dieses Tal sah, ward ich viel milder gesinnt gegen Theodor, der so glücklich gewesen ist, in allgemeiner Begeisterung zu singen und zu sterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirtschaftet. Der gelbe Salpeteratem liegt überall noch auf den Steinritzen, es ist wie eigensinnig durcheinandergeworfenes, revoltiertes Erdreich. Böhmen ist eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß alles so lange besteht, bis es zu einer gewissen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen ist, so glaube ich, die Erde werde sich noch lange in den jetzigen Sonnenkreisen und Verhältnissen befinden, es ist noch gar zuviel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingstal stärkte mich solchergestalt in einem stillen Lieblingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die Menschen noch viel vollkommener werden, als sie's jetzt sind. „Den Kindern ist das Himmelreich," man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menschen für vortrefflich halten, es gibt nun sogar welche, die alle Menschen noch viel vortrefflicher glauben, als sich ein Mensch vorstellen kann: diese Leute besitzen die meiste Poesie, und die klugen Leute, die alles besser wissen, also auch dieses, sollten sie sehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Flusse, darauf saß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, sind geborene Philosophen oder süße poetische Träumer; ein anderer vernünftiger Mensch hält das Geschäft nicht aus. Ich sprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich stand hinter ihm und er regte sich nicht. Ein Stoß von mir und das Wasser verschlang ihn, und er dachte im schnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweg-

gerissen. So wohlfeil ist oft die Gottheit. Langsam und still schlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erschrecken.

Jetzt zeigten sich am jenseitigen Ufer die Heilingsfelsen, es sind senkrecht aufgestellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantasie wunderliche Figuren bilden. Der Starost meinte, dergleichen sehe man in Adersbad an der schlesischen Grenze viel schöner, und er hatte recht; unser Führer, ein moderner Tischler aus Aich, hatte aber auch recht. Den ersten ungeschlachten Block nannte er den Kapuziner und die folgenden einen Brautzug, welcher dem Kapuziner zur Kirche folgend, plötzlich versteinert worden sei. In der Jugend hatte der Tischler diesen Brautzug ganz bis ins Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch frische, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erste und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die lustige Person des Zuges, ja, er hatte den Busen der schönen Braut sich heben sehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt mischte er hochdeutsche Worte in seinen böhmischen Jugenddialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handschuhe und Vatermörder, jetzt war sein Auge blöde geworden, er sah keine Geister mehr und erzählte uns nur aus Führerschuldigkeit das Märchen von Hans Heiling, eine sehr abergläubige Geschichte, wie er sie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätschert und mit flachen Steinchen sogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Tal ist tief und eng, wenn es draußen, jenseits der Berge noch goldener Tag ist, da sinkt hier schon ein roter Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat sich Hans aufmachen und heim schlendern wollen, aber er ist plötzlich stehen geblieben. Eine übermäßig schöne Göttin hat sich nämlich auf einmal aus den Wellen erhoben und ein wunderschönes Lied gesungen, dazu hat sie mit runden weißen Armen das goldene Haar aus dem göttlichen Gesicht gestrichen, und das ist

hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüste tief ins Wasser hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht ans Ufer. Nun hat sie ihm mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, versprochen, sie werde ihn heiraten und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr schneealter Vater gestorben sei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis sie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht sprechen können, sondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und ist unter den Wellen verschwunden, Heiling aber ist seelenvergnügt nach Hause gegangen.

Es sind einige Jahre verflossen, Heiling ist täglich ins Tal hinuntergestiegen, die Göttin hat sich aber nicht mehr sehen lassen. Auf dem Rückwege ist er immer bei einem Hause vorbeigekommen, an dessen Türe stets ein blondes Mädchen gestanden, welche seiner Göttin sehr ähnlich gesehen und ihm sehr gefallen hat. Sie hat immer auf seinen Gruß erwidert: „Guten Abend, Hans," und nach einigen Wochen: „Guten Abend, lieber Hans."

So ist es wieder einmal Herbst geworden, und eines Abends hat das Mädchen sogar gesagt: „Guten Abend, liebster Hans", und ihre Augen sind voll Tränen gewesen. Da hat sie Heiling bei der Hand genommen, und sie ist ihm weinend ans Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Brust warm an der seinen gefühlt. Und nun ist er heiter geworden, „sie bleibt mir zu lang," hat er gesagt, und ist mit dem Mädchen ins Haus getreten, um sie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Tal hat eine Kirche gestanden, da hinab ist einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Kapuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen ist, wo Hans der Göttin Treue versprochen hat, ist ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Kapuziner voran, ist in Stein verwandelt worden.

„Es ist eine sehr aberglaubige Geschichte," wiederholte der Tischler von Aich, und der Starost schlug sich lächelnd Feuer, und sagte: „In Rußland haben wir viel solche dumme Geschichten."

Ich aber dachte an unsere Historiker, denen die Göttin einen Palast von Begriffen gebaut, denen sie versprochen hat, das weiche, warme Lager mit ihnen zu teilen, wenn sie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn sie sich aber ungeduldig gebärden und sich trauen lassen mit gleißenden Zugeständnissen, so werden sie versteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langsam zurück, der Mann mit der Angel schritt vor uns her und bemerkte uns wieder nicht, obwohl der Tischler von Aich laut sprach und demonstrierte. Als wir an ihm vorüberkamen, streckte er uns lautlos einen großen Fisch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Gesicht widerwärtig dazu. Der Starost fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon und antwortete nicht, es war ein unheimlich Wesen. Erst als der Tischler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubstumm sei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubstummer Grauen; es ist etwas Bestialisches um den gelagert, der die Hauptsinne der Zivilisation, das Gehör und die Sprache nicht besitzt.

Der Starost fragte mich, wo das schöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achseln und deutete auf die Regenwolken, die wie Gespenster vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden tut weh! „Lebe wohl, Maria mein," rief ich zum Wagen hinaus, „und wenn du mich liebst, so denke mein!"

„Ich denke, sie heiratet?" sagte der Starost.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es ist ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heiraten.

Der Starost sprach: „Sehr richtig," und weiter sprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war sehr viel Dreck und schlechter Weg allda, und der Postillion meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

---

13. Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmischen, halb nomadischen Charakter, sie sieht halb wüst aus. Hier und da ist der Pflug darüber hingezogen. Man sieht wenig Menschen, wenig Dörfer, das Ganze ist eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen sich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reisewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend schien nur zum Durchpassieren für die Badegäste da zu sein, denn sonst fuhr niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens und dachte an Maria und ihre warme, schöne Wange. Der Starost sprach von den polnischen Juden. Man halte ihn oft wegen seines russischen Barts und orientalischen Ansehens für einen Israeliten. In Deutschland habe man überhaupt gar keinen asiatischen Geschmack, und alles, was orientalisch aussehe, nenne man Juden. Man verstünde auch wenig von orientalischer Schönheit, die klaren, ausgeprägten Menschenzüge, welche den scharf abgeschnittenen Sternbildern am morgenländischen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebnis jeder Sklaverei seien, haßte man alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwischten Züge unseres Geschlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein gesunder, plastischer Schönheitssinn werde sich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollständige, reife Menschenbilder fände. In Deutschland seien alle Gesichter

stumpf; es habe kein Land die Emanzipation der Juden so nötig, als dieses, damit die deutlichen Menschengesichter gediehen; nur Rußland habe es noch nötiger, sich mit den Juden zu vermischen. Jehova habe auch gewiß eine solche Rassenverschönerung beabsichtigt, als er ein asiatisches Volk vom Jordan in alle Winkel zerstreut habe. Aus Asien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa sei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu besitzen, habe man hier die Gelehrsamkeit erfunden. Nur wolle die herrschende Religion nicht dazu passen, denn das Christentum befördere sie weniger als der Mosaismus. Die Juden seien von Religions wegen klüger als die Christen, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe historische Data und Resultate, Christus habe sich zu lange präpariert: die Lehre sei zu fertig und die Leute hätten nichts mehr zu tun. Der Talmud und die Unterdrückung sei schuld, daß die Juden scharfsinniger seien als die Christen.

Ich fragte ihn, ob er Wurst und Schweinefleisch äße. „Mit Vergnügen“ — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich teile die Torheiten ihrer klimatischen Gesetze nicht.“

Der Starost ging augenscheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Besseres zu tun hatte, denn es regnete nicht nur industriös, sondern hastig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Tal hinein, kerzengerad und triefend standen an beiden Seiten die jungen schlanken Tannen wie ein Heer römischer Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreise hinabeilenden Wege, in dessen Kessel plötzlich Marienbad die nassen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppieren sich bis unten an die Häuser, und es gewährt den Anblick, als führe man in ein altes Theater hinein, die terrassenförmig aufsteigenden Bäume seien die Zuschauer.

Die reduzierten Adligen etablieren in Österreich Gasthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Postillion fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren sollte, der Baron sei aber besser.

Wir schlüpften ins Zimmer und ließen Feuer anmachen, obwohl es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten wir die Fenster und ließen die Reiseluft dampfen aus den frischgewaschenen Gesichtern und Augen. Die Wärme strich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unserem Hause war ein abschüssiger freier Platz, weit drüben an seinem Ende öffneten sich die Waldberge, und große Christuskreuze heben sich in dem Passe empor. Dahinter aber öffnete sich licht das Land mit unbestimmter, matt schimmernder Ferne, durch den dunkel regnerischen Vordergrund sahen wir in ein süß dämmerndes Jenseits. Der ganze Anblick war süß katholisch, die fächelnde Wärme flüsterte stille lateinisch-italienische Worte, große Parteien von stolzen Gebäuden sahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geschwärzten Augen an. Alles war totenstill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden saßen hinter den stummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Mensch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, schlug ich dem Starost vor, eine Partie Whist mit mir zu spielen, die Postpferde zu bestellen, und nichts mehr von Marienbad zu sehen, sondern diesen Eindruck stummer, italienischer Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken die Stimmungen, ohne sie zu zerstören; ich mochte mir's kaum gestehen, wie die kleinen Hände der schönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Starost die Geschichte vom Norddeutschen, und daß er mir ein Stück Jugend gestohlen, und all die beunruhigenden Verhältnisse, für welche ich keinen Schlüssel fand. Völker, welche

in einfachen Situationen groß geworden sind, die wenig mit komplizierter Gesellschaft verkehren, sehen schnell und scharf, sie müssen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg suchen, ihr Blick ist unbefangener — der Starost sagte, jener Norddeutsche mit der seidenen Weste habe uns alle dupiert. —

In diesem Augenblicke ging die Tür auf, ein um und um zugeschlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte stumm Mantel und Hut ab, setzte sich lächelnd zu uns und bat sich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde gespielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenschen zeigten wir gar keine Verwunderung und spielten ruhig Whist. Da er den Rock aufknöpfte, sah ich, daß er heute die seidene Weste nicht trug.

Als wir aufhörten, bestellte ich Tee, der Norddeutsche rauchte sich eine frische Zigarre an, räusperte sich, faßte meine Hand und sprach: „Sie sind ein Novellist, und können eine Novelle nicht übelnehmen, wenn Sie nicht voll Handwerksneid sind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte." Und er sprach wie folgt:

„Meine Schwägerin ist ein naseweises Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen schon allerlei Wege versucht, mich zum Narren zu haben; ich beschloß, ihr selbst einen zu öffnen, und schrieb ihr die Geschichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtnis verloren hätte und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte sie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige stumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzuteilen, und mir ihre lebhafteste Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich so tiefe Eindrücke hätte vergessen können, das blonde Mädchen gedenke noch lebhaft meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer

Decke spielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doktor, jener vogelmörderische, schweigsam liebende Jüngling gewesen seien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reisen würden, oder ob die Intrige in Leipzig abgesponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichst erfreut gestellt und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr, daß und wann Sie nach Karlsbad gehen würden, und bestellte sie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und stieg mit Ihnen auf den Postwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen, das mir seine Frau in Karlsbad vorstellen würde, sei nicht Ihr blondes Wesen, welches Sie ein Quinquennium angebetet, sondern eines Professors Tochter, ein loses Kind, mit welcher meine Schwägerin in Briefwechsel stünde. Der Professor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte sich aber erst den Bräutigam ansehen. In Zwickau trat die Novelle ins Leben, in Karlsbad ist sie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut morgen trotz des Regens nach dem Heilingsfelsen fahren, meine Schwägerin und der Professor, denen Sie, lieber Doktor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wissen. Es gab eine häusliche Szene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anschloß, und Maria erklärte, daß sie mich nimmermehr heiraten wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geschichte und teilte unter anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich schon lange verheiratet sei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Professor war sehr ärgerlich und erinnerte sich, daß Sie sehr schöne antiquarische Kenntnisse besäßen, Maria lachte ohne Aufhören und schickte nach Postpferden, damit ich Ihnen nacheilen und mancherlei sagen könne, z. B. daß man sie im September in

Wien erwarte und dort im Erzherzog Karl wohnen werde. Ich hatte aber die Pferde sogleich selbst bestellt, als ich Ihre Abreise erfuhr — und nicht wahr, Sie nehmen die Novelle nicht übel?"

Der Erzherzog Karl war mir immer der liebste Österreicher, ich fragte nur noch nach dem Harfenmädchen.

„Die brauchte ich nur zum Rekognoszieren," erwiderte er, „und zu einer andern Novelle, die ich Ihnen in Wien erzählen werde."

Dabei umarmte er mich, sagte: „Maria ist ein schönes Mädchen," und ging und verschwand.

Das war der Mann mit der seidenen Weste. Der Starost ging schlafen, ich aber rannte hinaus bis zu jenen Kreuzen und sah ins Land, über welches der Mond zuweilen mit flüchtigem Blicke hinweglief. Es regnete noch sanft, und immer sanfter sprach mein Herz „Maria ist ein schönes Mädchen."

Mit denselben Worten erwachte ich am andern Morgen. Der Starost war schon reisefertig und ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Neben mir, sagte er, habe ein junges, rotes Mädchen aus Bayern geschlafen, das heut morgens ebenfalls nach Eger und so weiter reisen werde, er habe eben auf dem Vorsaale ihre Bekanntschaft gemacht und ihr gesagt, daß wir auch sogleich nach Eger fahren würden, und darauf habe sie erwidert, das sollten wir nur tun. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände und trieb mich zur Abreise. Es war noch grau draußen über Marienbad, die Fenster des Himmels waren noch geöffnet, dieser Brunnenort wollte durchaus katholisch in meinem Gedächtnis zurückbleiben. Zwei Reisewagen standen vor der Tür, wir wollten langsam vorausfahren, damit uns die kleine Bayerin zum Mittagsessen in Franzensbrunn oder Eger nicht entging.

Unser Wagen schleppte sich am Brunnen, da schlug Musik herauf an unser Ohr, süße, überschwenglich süße Jessonda-

stimmen an einem erst aufwachenden aschgrauen regnerischen Morgen. Der Kutscher mußte halten. O, sie lockten so indisch in der Morgenstille die unerfahrenen Liebestöne: „Laß uns dahin, dahin ziehen, wo die Herzen höher schlagen.“ Ich sprang aus dem Wagen und eilte hinunter; in dem Augenblicke flog die Chaise mit dem bayrischen Mädchen vorüber, tödliche Unruhe, sie möchte ihm entfliehen, bemächtigte sich des Starosten, er bat, er flehte hinter mir her, diese fabelhaften indianischen Herzen zum Teufel schlagen zu lassen, da uns darüber ein reelles bayrisches zum Teufel fahre — umsonst — in jenen hüpfenden Flöten: „Dahin — dahin“ hört' ich Marias lockende Stimme, in jenem jubelnden Ensemble alle die zarten Stimmen, welche mir jemals gesagt hatten, daß sie Herzen besäßen. Es klang daher wie Liebesandacht durch den schweigenden grauen Morgen. Grollend folgte mir der Starost. Man tritt in den langen Brunnensaal, wie in ein Klosterrefektorium, reizlos und wüst sieht er aus. Schwere Mäntel und Überschuhe schleppten die Leute, welche so früh an ihre Gesundheit und die Vergeistigung des Unterleibs gedacht hatten, auf und nieder. Sonst betete man in einer so frühen Stunde nur für das Wohl der Seele, jetzt und hier betete man für das Wohl des Unterleibs, für eine gesegnete Leibesöffnung. Statt der Gebetbücher und Rosenkränze verkaufte ein stiller Mann in einer Fensterbrüstung weiche Quartblätter sanften Druckpapiers, und lächelte dabei still und innerlich, als ich mir ein Blatt kaufte und lesen wollte. Nicht zu so gemeinen Zwecken waren die Blätter bestimmt.

Aber wer war jener große Mann mit dem großen, weitläufigen Gesichte, welcher entblößten Hauptes in einem Winkel lehnte! Die Züge schienen mir so bekannt, wie die Melodien der Jessonda mit ihren sehnsüchtig einherziehenden Rhythmen, und diese Melodien schwebten in gebahnten Geleisen auf und nieder durch des Mannes große heroische Züge, die Melodien schienen alle in dem Gesichte zu Haus

zu sein. Und wenn der Rhythmus wechselte, da lenkte er ihn mit den Augenlidern, welche sich fest auf die weiten lyrischen blauen Augen drückten. Er bemerkte es nicht, daß ich vor ihm stehen blieb und ihn anstarrte, als fände ich einen alten Bekannten. Selbst ein Mädchen, das sich an ihn lehnte und mit ebensolchen musikalischen Augen schwelgend an ihm hinaufsah, beachtete nichts als ihn. Sie schien ihn ebenso zu lieben wie jene Musik, und die keusche Liebe, mit der sie ihn ansah, deutete darauf, daß sie seine Tochter sei. Als jenes schöne Liebesduett dem Ende zueilte, da schlug er die Arme unter der Brust zusammen, und das Haupt, das so groß und so rund war, wie man's den Halbgöttern gibt, nickte schneller und triumphierender. Alle Halbgötter haben nämlich volle, runde Schläfe, während die der gewöhnlichen Menschenkinder eingedrückt sind von irdischen Sorgen. Man erkennt an diesem Zeichen antike Köpfe, ich erkannte auch den meinen daran, es störte mich nicht, daß nur dünne, glatte braunblonde Haare ihn spärlich bedeckten. — Es war Jessondas Vater — es war Spohr. Alle Formen an ihm sind kolossal, und man sollte glauben, er müsse schon der Proportion halber statt der Geige wenigstens ein Violoncell in den Arm nehmen und an das breite übernapoleonische Kinn drücken. Trüge er nicht unter dem bloßen Halse eine altmodische Busenkrause, man hielte ihn für einen alten romantischen Recken, der wiedergekommen wäre, um Nibelungenstücke zu geigen und zu komponieren, und der nur immer noch nicht den rechten Stoff gefunden hätte. Alle Züge seines Gesichts sind schweigsam, aber musikalische Titanenworte ruhen in diesem Schweigen, und in seiner Musik ist alles keusch, und von der Erde Regungen ist nur die Verwandtschaft mit den Göttern wiedergegeben.

Der Starost bat mich flehentlich von dannen zu fahren, Spohrs Gesicht entging uns nicht, aber wohl das bayrische Mädchen.

„Herr,“ sprach ich, „haben Sie Erbarmen gehabt mit meinem Faible für Maria, haben Sie nicht selbst das bis ins zehnte Glied rachsüchtige Judentum in Schutz genommen? Was ist so ein bayrisches Mädchen, das Bier trinkt, gegen Maria, die von Äther und Sonnenschein lebt! Aber ich will Sie beschämen — Adieu, Spohr, ich will nichts von Marienbad sehen als dich.“

Und wir fuhren weiter. Der Wagen mit dem bayrischen Mädchen war nicht mehr zu sehen, der Starost war sehr unruhig und versprach immer höheres Trinkgeld. Die Gegend blieb wüst und unordentlich wie vor Marienbad; jenseits der Waldberge lag das Schloß Hohenwart, wo Metternich mit seiner jungen schönen Frau ausruhte von der Regierung des konservativen Europas. Die Diplomaten seiner Partei kommen tausend Meilen weit her in das wilde, abgestorbene Böhmen, um ihn zu befragen über die Maßregeln gegen das unbändige neue Geschlecht. Er spricht französisch mit seiner schönen Frau beim Lever, und beim Souper sagt er mit eben den französischen Worten den Diplomaten, wie die Freiheit zu besiegen sei. Es ist nur andere Interpunktion dazwischen, und seine junge schöne Frau lächelt des Abends dazu, wie sie des Morgens gelächelt hat. Dort drüben hält man die Flitterwochen des Kongresses zu Münchengrätz.

Endlich kamen wir nach Eger, wo man den Wallenstein ermordet hat. Es sieht unordentlich in und bei der Stadt aus, wie bei einer armen schmutzigen Familie. Es muß sich sogar fatal hier sterben. Auch die alten Trümmer sind nordisch heidnisch, unerfreulich. So wie das nordische Heidentum mit seinen Nebelgestalten und erfrorenen Augen ein unerquicklich Gebräu ist. Wenigstens hat es seit Ossian keinen interessanten Dichter gefunden, denn die matten, frierenden Darstellungen Oehlenschlägers, Fouqués, und ähnlicher mittelmäßiger Poeten wecken kein Interesse. Es existiert in Skandinavien nur Auktoritätspoesie; je langweiliger die

Sachen sind, für desto besser gelten sie. Ossian warf wenigstens Eisgebirge, und man erstarrte vor der entsetzlichen Natur und den ungeheuren Menschen; wenn Fingal den Mund öffnete, so bebten die schottischen Ufer; aber was mich hier in Eger an den Norden erinnerte, war augloses, heidnisches Gerüll. Steingebröckel ohne Grün. Es ist ärgerlich, daß Wallenstein in solch einem Loch zugrunde gehen mußte — Wallenstein, ein Name, der immer wie Stahl in meinen Ohren klingt, Wallenstein, eine Tragödie, die ich dem Schiller nie vergeben hätte, wäre sie nicht seine schönste, wäre nicht jede Zeile darin schön. Denn die ganze Anlage ist doch verdeutscht, deutsch untätig, deutsch träumerisch, wie's nur irgend geschehen konnte, sie ist ein Traumbild von jenem schneidend tätigen, gespenstisch wagenden, wie der Blitz hin und her fahrenden Friedland, von jenem eiskalt verständigen Manne, dem der Kampf um Glaubensdinge Kinderspiel, dem die Macht, die Macht — o die Macht alles, alles war. Jener Wallenstein mit dem Dolchauge, mit dem grausam kurzhaarigen rötlichen Schopfe, dem höhnischen irreligiösen Kinn, mit der zermalmenden, eckigen, langen Knochengestalt, jener Wallenstein mit der Ahnung Napoleonischer Kraft, wo ist er hingekommen?! Ist er nicht ein Professor geworden? O, Friedrich Schiller war viel zu tugendhaft, um eine große historische Tragödie zu schreiben, er hätte aus dem Napoleon einen Ideologen gemacht, ihn kümmerte nicht die Handlung, sondern der Grund der Handlung, nicht die Tat, sondern ihre Beschreibung, er war zu weich, zu gut, und saß zuviel in der Stube.

Da gedacht ich William Shakespeares, als ich in den Kirchhof Wallensteins, ins alte Eger hineinfuhr, welch einen Feuergeist hättest du aus jenem dolchaugigen Friedland gemacht! Wieviel größer waren seines Herzens frevelhafte Wünsche als die deines dritten Richard, und was hast du aus ihm geschaffen! Ein historischer Tragöde muß kein be-

fangenes Auge haben, auch kein durch die Tugend befangenes, er muß kühn und ohne Zucken hinsehen können, wenn auch das Blutigste geschieht. Solch ein Auge hat Shakespeare so groß gezogen.

Man hat neuerdings den Wallenstein wieder ehrlich gemacht und Beweise aufgefunden, daß er ein legitimer Mann und kein Empörer gewesen sei. Wo irgend eine historische Albernheit geschieht, da ist auch Friedrich Förster tätig, er ist immer tätig bei den Beweisen, daß es wahre Dummheiten gibt, um nicht zu sagen, dumme Wahrheiten. Sie werden über kurz oder lang auch sicher noch auffinden, daß Napoleon eigentlich ein sehr guter Christ und ein rechtschaffener Mann gewesen sei. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, die frommen Raupen kröchen auch da hinauf und machten uns den Himmel tugendhaft.

Wallenstein soll sich auch viel mit konstitutionellen Einrichtungen befaßt haben, das sieht ihm just so ähnlich wie die Gründung einer Bibelgesellschaft, er ist auch wahrscheinlich ein sehr guter Ehemann gewesen und hat seine Frau immer erst um Erlaubnis gebeten, wenn er einmal hat spazieren gehen wollen.

Kurz, das garstige Eger und jene klugen Leute störten meine Wallensteinillusionen auf das ärgste. Da das bayrische Mädchen solche Gefühle mit mir geteilt haben mochte und auch sogleich weiter gefahren war, so eilten auch wir stracks von dannen. Der Starost war sehr bewegt und erleichterte sein Herz durch ein leises Fluchen. Des Anstands halber ersuchte ich ihn, seinen Gefühlen russisch Luft zu machen, und diesen Gefallen erwies er mir.

---

14. Franzensbrunn.

Über eine belebte Fläche ging's nach dem eine kleine Stunde entfernten Franzensbrunn. Das ist ein kleiner sauberer Ort mit lauter massiven, hübschen Gebäuden. Es sieht so ausgekehrt und zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfernstube. Jenen Bildern von französischen Lustschlössern gleicht es; Klein- und Großtrianon und dergleichen fielen mir ein. Französisch munter ist der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten.

Unsere Aufgabe war aber nicht gering, das Mädchen aufzufinden, da wir nicht den kleinsten Anhaltspunkt wußten. Aber der Starost war fest entschlossen, sie zu finden. Wir fingen also unsere Untersuchung beim ersten Hause an, und unsere löbliche Absicht erstreckte sich auf ganz Franzensbrunn. Es ist ein Novellenstoff, welchen ich hiemit sehr empfehle, zwanzig bis dreißig verschiedene Wohnungen hintereinander zu betreten: hier wird geschlafen, dort geweint, hier geliebt und dort geprügelt, und die Novelle geht wie ein verbindender Gedanke hindurch.

Wir traten in ein halbdunkles Vorzimmer; nach dem Lichte zu waren zwei große Glastüren mit dünnem Flor verhangen, welcher die Durchsicht wenig hemmte. Vor dem hohen Spiegel sahen wir ein Mädchen stehen; sie war nur mit einem blendend weißen Unterröckchen bekleidet, und flocht sich mit vollen, frischen Armen die schwarzen Flechten des Haares. Ihr Kopf nach vornhin niedergebeugt, ein voller Nacken und feiste Schultern sahen uns lachend und keck in die Augen. Lautlos standen wir, mit halber Stimme sang sie vor sich hin:

Soviel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel Grüße send' ich dir!

Jetzt wendete sie sich nach einem Seitentisch, um etwas an sich zu nehmen, wir sahen das Profil — es war unser bayrisches Mädchen. Der Starost drückte mir krampfhaft die Hand. Das hieß soviel, als bleibe zurück. Ich ließ mich still auf einen Stuhl nieder. Er schlich leise hin, öffnete die Tür und trat ein — sie erblickt ihn im Spiegel, ruft seinen Namen, und schreit laut auf. Der Starost hält einen Augenblick inne, und das verwunderte mich — sie spricht Französisch, das verwunderte mich noch mehr. Jetzt eilt er zu ihr, ergreift ihre Hand und küßt sie lebhaft, ich seh' noch einmal ihr volles Gesicht, aber es ist ein anderes, es ist nicht das des bayrischen Mädchens, inniges Bitten liegt darauf, ich höre deutlich die Worte, daß sie jeden Augenblick ihren Gemahl erwarte. Wirklich kommen hastige Schritte die Treppe herauf, der Tür des Vorzimmers zu — hastig rufe ich: „Er kommt," setze meinen Stuhl dicht vor die Tür, und mich auf meinen Stuhl. — Stürmisch rennt der Eintretende an mich und meine Verschanzung, ich springe auf, um ihm die Aussicht zu benehmen, er fragt entrüstet, wer ich sei. Pantomimisch suche ich ihm begreiflich zu machen, daß ich stumm wäre und hier auf jemand warte. Er stößt mich beiseite und eilt nach dem Zimmer, in welchem niemand mehr zu sehen war. Diesen Moment aber benutze ich zum Entschlüpfen. Als ich auf die Straße komme, tritt eben aus dem Nachbarhause der Starost. Ohne zu wissen wohin, gehen wir eine Strecke fort, und er erzählt mir, daß die Dame eine alte Bekanntschaft aus Teplitz sei, und er in großer Eil durch Seitenzimmer, welche sich bis in das anstoßende Haus erstreckten, entkommen wäre.

Ich mahnte ihn daran, daß ich es durchaus nicht für geraten hielt, dem Herrn Gemahl noch einmal zu begegnen, da meine stumme Rolle einige Unannehmlichkeiten mit sich bringen könne, daß ich es also für besser erachtete, die Bayrin aufzugeben und nach Eger zurückzufahren. Aber er war

durchaus nicht dahin zu bewegen, und zog mich in den Kursaal, wo eben gespeist wurde. Wir setzten uns an die Tafel — neben uns saß das bayrische Mädchen mit ihrer dicken, harthörigen Mutter.

Der Starost erneuerte mit Feuer die Bekanntschaft und überschüttete das gesunde, natürliche Kind mit Liebeserklärungen. Sie kam nicht aus dem Rotwerden heraus, und beide Teile versäumten das schlechte Mittagessen. Nach aufgehobener Tafel ging man im Saale auf und nieder; ich nahm mich der harthörigen, bayrischen Mutter an, und ließ mich angelegentlichst in alle Mysterien ihrer gestörten Verdauung einweihen, um welcher willen sie Ferdinandsbrunnen trinke. Sie liebte wie all solche Figuren das Leben über alles, und ich konnte nichts Besseres tun, als ihr mit rationellen, physikalischen und kabbalistischen Gründen zu beweisen, daß sie sehr, sehr alt werden müsse. Der Starost war mit der Tochter in ein Seitenzimmer getreten, ich stellte mich vor die halb offene Tür und verhinderte durch lebhafte Unterhaltung die Mutter am Eintreten, und damit sie nicht hineinsehen könne, deutete ich auf einen erkältenden Zug, der aus dem Zimmer dränge. Sie trippelte auf die Seite, und ich ersuchte sie nun um eine vollständige Geschichte ihrer Krankheit, damit ich ungestört nach der Szene in der Stube horchen könne.

Das Gespräch in jener Stube aber ward immer weicher und stockte zuweilen; als ich mich einmal schnell umwendete, sah ich, daß der Starost seinen Arm um die Taille des Mädchens geschlungen hatte, daß die Tochter der dicken Mutter nur nachgiebig wehrte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn sie kehrte mir den Rücken zu. Kaum zu meiner Magenstörung zurückgekehrt, sah ich jenen Herrn Gemahl mit seiner Frau in den Saal treten, und, Plätze suchend, langsam auf uns zu kommen. Ich stand auf Kohlen, denn meine stumme Rolle konnte arge Unannehmlichkeiten bringen. In diesem

Augenblicke schrie das Mädchen im Nebenzimmer laut auf und stürzte heraus in die Arme ihrer Mutter. Ich hörte nur noch ihre leise klagenden Worte: „Ach Gott, Mutter, er ist ein Jude!“

Der Herr Gemahl kam direkt auf mich los, ich zog mich eiligst ins Nebenzimmer zurück, Hut und Überrock im Stich lassend. „Fort, fort,“ rief ich dem Starost zu, „der Gemahl kommt.“ Wir eilten ins nächste Zimmer, ins dritte, die Schritte kamen hinter uns; die Zimmer waren zu Ende, der Ausgang verschlossen. Im Hui sprangen wir durch die offenen Fenster; der Saal und die Zimmer waren auf ebener Erde. Entblößten Hauptes kamen wir beide zu unserem auf der Straße haltenden Postillion und sprangen in den Wagen. Ich nahm dem Hansel die Zügel ab, mit einigen Zwanzigkreuzern bewehrt, wurde er abgeschickt, um das im Stich gelassene Material durch einen Kellner zu gewinnen. Ich fuhr uns eiligst aus der Schußweite bis vor das Städtchen.

Hansel ging lachend, und nach einer Viertelstunde kam er lachend wieder und brachte Rock, Mantel und Mütze. Nur mein Hut fehlte; ich hatte den Kopf verloren, und barhäuptig kam ich nach Eger zurück.

Dort ging eben eine Post ab, ich requirierte eiligst eine Mütze, und fort ging's nach Bayern.

Ich dankte es meinem Vater innig, daß ich kein Jude sei.

---

15. Bayern.

Ich saß stumm im Postwagen, eine verschleierte Dame lehnte still in der andern Ecke, der Starost mit noch einem Passagier saß draußen im Kabriolett. Es war stumm und still in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all das flüchtige Reisegenießen, wobei die Seele hie und da gestreichelt, wobei

ihr innerster Kern niemals beteiligt wird, ging wackelnd und kopfschüttelnd gleich putzigen Karnevalsfiguren an meinem halboffenen Auge vorüber. Vielleicht war Bayern daran schuld, Bayern macht heutigen Tages viel zu denken, trotzdem, daß in Bayern nach wie vor so unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer so unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am schnell rollenden Wagen vorüber, und die bayrische Grenze ist nicht zu verkennen: es beginnen die Hopfenstangen, die süße Symbolik des schönen bittern Bieres, und die Hopfenstangen verlassen einen nicht, sie rennen wie Gespenster mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die salzburgische Grenze. Nur drüben auf der Westseite sollen sie hier und da durch Reben abgelöst werden. Sie sind die stehende Poesie und ein süßer Augentrost des Bayers.

Es war ein gar trüber, melancholischer Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmischen Grenzbergen, überall auf dem grünen Rasen perlten die feinen Wassertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen schlesischen Gedanken, welche an der Heimat verzweifelt waren und das Glück und die Schönheit suchen wollten in der Weite, sie schüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie die Memnonssäule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüste im unabsehbaren öden Meere.

Die Naturforscher haben uns die Poesie der Memnonssäule genommen, wir wissen jetzt, daß es kein geistiger Ton ist, den sehnende Liebe oder träumerische Geschichte aushaucht, wir wissen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine affiziert — die Reise hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber, das Auge sah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wohl einmal

hier oder da, aber in all dem Gebraus sah ich sehnsüchtig zurück nach jener stillen schlesischen Stube, wo einst die tausendjährige Blume der Liebe aufging in meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beschränktheit alle Reiche der Erde besaß. Ach, was ist die Liebesspielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich saß und ihr in die sehnsüchtigen Augen blickte, die auf und nieder gingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich sie wieder! Ich fürchte, sie sind nicht mehr an der Heerstraße zu finden, wo die Poststationen vorübergehen.

Es ist gut, die Welt mit tausend Liebesaugen auszuschmücken, aber es ist besser, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unser Herz spiegeln. Es ist gut, das Glück zu suchen früh und spät und im Ost und West, aber es ist besser, seiner Herr zu sein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hineinschlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Busen wärmt, wo im Wandschrank ruhige Bücher stehen, welche angefüllt sind mit Weisheit.

Solchergestalt strich mir der schlesische Philister mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt still auf dem Postwagen zwischen Eger und Amberg, und vor jedem geschlossenen Auge stand mir eine Träne, auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich selbst nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmut, edel herber Wahrheit, was in diesem Lächeln sich ausprägen müsse, aber ich konnte es leider nicht sehen.

Wenn die Welt so recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück so bescheiden, aber so sicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reisen unserer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß die stillen unscheinbaren Güter nicht ganz

vergessen würden, es wäre doch schlimm, denn es begibt sich zuweilen, daß das Herz seine schwachen Stunden hat und sich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeschichtlichen Forderungen, da tun ihm die kleinen häuslichen Glückseligkeiten so unaussprechlich wohl. Ach, und wenn sie dann einmal gar nicht mehr existieren sollten, da müßte man mit zusammengepreßtem Herzen eines schmerzhaften, lieblosen Todes sterben, und das kann manchem von unsern Aposteln begegnen.

Es ward mir plötzlich sehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Überrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reisen durch tausend und abertausend weite Meere antritt, so sorgt er doch vorher für eine kleine stille Heimat in einem Winkel des vaterländischen Strandes, dort läßt er seine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und sie ist, die Liebe im kleinen Häuschen ist sein Kompaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, so geht er unter in ihrem Anblick. Es ist gar zu schlimm, allein zu sterben. Die fremden bunten Länder ersetzen nicht das eine schlichte Menschenkind, das um uns weint.

Ich war schon lang von der Heimat fort, und zwischen Eger und Amberg war ich recht reisemüde.

„Est-ce que vous parlez français?" lispelte die Dame schüchtern neben mir. Sie schien sehr verlassen zu sein, und als sie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückschlug, sah ich just solch ein wehmütig historisches Gesicht, als es eben meine Gedanken dargestellt hatten. Das tat mir wohl, sehr wohl. Es war ein feines, französisches Antlitz, dessen Herrin etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare schlossen sich in wenigen, halb aufgelösten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gut-

mütige braune fränkische Augen, denen man ansah, daß sie früher viel gelacht hatten. Fein und griechisch war die Nase, aber die vollen Lippen sahen so schmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geschichtlicher Kummer, die feine Röte des lieben, wenn auch nicht schönen Angesichts sah auch nach manchen Tränen aus. Ihre Kleidung war aus unscheinbaren Stoffen, aber sehr modisch geschnitten, sie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reisebeutel, kontrastierten arg mit den übrigen, fast weniger als schlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Gesichts war so liebsanft-unglücklich. Eine unglückliche Französin ist äußerst angenehm, denn sie verfällt nie in die deutsche Weinerlichkeit, das heitere Naturell lauscht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorspringen kommen wird. An ihrem Akzent und ihren zeremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg Saint-Germain. Sie kam aus Prag; ich sprach ihr Mut zu; mit ein paar kleinen schnell weggescheuchten Tränen erfuhr ich, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angoulême, später habe sie in Schottland logiert, und jetzt komme sie von Prag. Und sie klagte namentlich darüber, daß man in all den Gegenden nicht französisch spreche. Also eine schlanke, liebenswürdige Karlistin. Ich hatte das Bourbonenunglück nie in der Nähe gesehen, und ich dachte mir's immer mit den harten, unduldsamen Emigrantenzügen; jetzt erschien mir's plötzlich so weich und sanft. Die kleine hilflose Frau reiste allein auf der ordinären Post durch Deutschland nach Italien, wie sie sagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Karlisten bedauern mögen ob dieser verlassenen, hübschen Stellvertreterin. Dies gutmütige Wesen sollte vielleicht intrigieren für seine Partei, ach, wie zerbrochen, wie altersschwach kam mir in diesem Augenblicke der Karlismus vor, wie eine ver-

armte Familie, welche die jüngste, mäßig hübsche Tochter in die Residenz schickt, daß sie mit ihren anmutigen, verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich sagte es ihr recht innig, wie ich sie bedauerte, obwohl ich ihre Partei gar nicht liebte, ich sagte es ihr so schonend wie möglich, daß schwerlich jemals eine Änderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Tränen in die Augen und sie seufzte so tief, wie eine Französin nur seufzen kann und meinte, auch sie hoffe sehr wenig. Aber in Prag schelte man, wenn sie so spräche, und in Prag müßte man's doch wohl besser verstehen. Die Hauptsache sei aber, wenn sie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat sie mich so herzlich, ob ich ihr das nicht versprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen und versprach's ihr feierlichst. Nun wurde sie munterer und erzählte dies und jenes, vom kleinen Heinrich V. und von der Dauphine und von ihrer großen Verwunderung, daß sie in Deutschland alle armen Leute Kaffee trinken sähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt sind," sagte ich, „trinken die Leute alle Bier."

Das machte ihr sehr viel Spaß, und wir waren ans erste bayrische Städtchen gekommen, wir wußten selbst nicht wie.

Hier mußten wir aussteigen, um unsere Pässe und unser Äußeres untersuchen zu lassen. Es war in diesem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geschehen, und das mußten die Reisenden in Deutschland entgelten, namentlich hatte es Bayern sehr übel genommen und verhielt sich wie in Belagerungsstand erklärt. Man besichtigte uns, und vier bis fünf wohlgesättigte Bayern entschieden, ob unsere sonstigen Gebärden dem Charakter angemessen seien, welcher im Paß verzeichnet stand.

Diese feierliche Handlung wurde durch einen leidenschaftlichen Zwischenvorfall zerstört. Wie schon bemerkt, hatte noch ein Passagier mit dem Starost im Kabriolett gesessen. Der war noch nicht in der Stube erschienen, und es lief ein beunruhigendes Geräusch durch die wachthabenden Bayern, warum der nicht erscheinen möchte. Das Geräusch wuchs, als der Reisende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm gesendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Passagier in Bayern erzeugt, schoß schnell in die Höhe, wir wurden noch einmal inquiriert, ich mußte noch einmal den Dolmetscher für meine ängstlich dreinsehende Französin machen. Sie war sehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweise hieß sie Madame le Duc und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die respektvolle Bemerkung zu, es sei gewiß ein wichtiges Inkognito, ich hätte so gewisse verlorne Worte gehört, daß sie den König von Bayern besuchen wolle, Madame le Duc — sei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name schicke sich gar nicht für eine Privatperson; er werde sich aus den Zeitungen erinnern, welch eine wichtige Person am französischen Hofe die Madame Madame sei und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt sein, wenn man nicht einsehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin von Berry wäre.

Er prallte zurück und machte der Französin ein tiefes Kompliment. Der Starost raunte mir ins Ohr, der noch fehlende Passagier sei ein Vicomte, ein Frank Karlist, der aus Asien komme, ein Stück mit Lamartine gereist und ein sehr unterrichteter Mann sei.

In diesem Augenblicke trat er ein. Sowie er seine Landsmännin erblickte, stürzte er vor Freude und Verwunderung strahlend auf sie zu, „oh, Madame!“ rufend und will ihre Hand küssen. Sie tritt erschrocken zurück und flüstert mit unsicherer Stimme — „Monsieur le Vicomte“ — —

Es befand sich aber unter den Beamten ein rücksichtsloser Biertrinker, der weder von den Vermutungen über Madame, noch von dem Herrn Vicomte die mindeste Notiz nahm und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede stellte, wo er sich herumtreibe und wo sein Paß wäre. Der Vicomte verstand so ziemlich die deutsche Sprache, ihre Grobheiten aber erst unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und sehr zerlesenen Paß und wendete sich mit dem größten Anteil sogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Szene, durch „Madame“ und „Vicomte“ vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Inkognito auf der ordinären Post reise, sie scharten sich um den Rücksichtslosen, der sich nicht beruhigen wollte und von unverständlichen französischen Pässen murmelte, die nicht nach Deutschland gehörten. Ich sah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie sie ihn leise bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, sondern im Kabriolett zu bleiben, ich hörte, wie sie's ihm bestimmt untersagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle stecken. Ich betrachtete aufmerksam den karlistischen Vicomte. Aus jeder Bewegung sah der adelige Stolz und der Bourbonenhof heraus. Nur wenn er mit der Dame sprach, nahm er seinen schäbigen Hut ab und bückte sich und sprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieterisch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die sogenannten griechischen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug schon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Krawatte zugeknöpft, blau und weiß gestreifte Vatermörder und Manschetten beschatteten kleine von dürftigen Handschuhen bedeckte Hände und ein von der Witterung unregel=

mäßig gerötetes Gesicht. Der Ausdruck dieses letzteren war nicht ohne Härte und doch wieder nicht ohne eine gewisse glatte Feinheit, die Formen desselben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Medisance. Dünne Haare lagen schlicht um sein Haupt, er sah ärmlich, aber vornehm sauber aus, und ein gewisser schweigender Stolz hielt alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratische Linie an ihm zu entdecken.

Der Rücksichtslose erhob sich von seinem Schreibtische und sagte ihm, es fänden sich Unregelmäßigkeiten in seinem Passe, er müsse dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit seiner langsamen Rede, als auch schon ein stürzender Gießbach französischer Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche schleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze ins Angesicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl und sagte: „Schreiben Sie, daß ich will reisen nach Münnich.“ —

Alles war in Verwirrung, der Rücksichtslose stand wie verwirrt von dieser Dreistigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, so fuhr ihm stets der Vicomte mit einer neuen Parade tödlich entschlossener, französischer Worte dazwischen, einige seiner Kollegen suchten ihn zu beschwichtigen, die andern arbeiteten am Passe, mitten in dieser Verwirrung saß Madame le Duc auf dem alten Lehnstuhle, den man ihr präsentiert hatte, und blickte mit unruhig, besorgt forschenden Mienen in die stürmische Szene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten sich gerötet, sie sah scharmant aus in der niedern Zollstube unter den dunkeln Biergesichtern.

Der Rücksichtslose rief plötzlich mit einer Löwenstimme nach den Gendarmen, die Dame fuhr erschrocken vom Stuhle auf, als sie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich sah, wie fein französisch sie gewachsen war, sie trug ein eng anschließendes, verschossenes seidenes Kleid.

Die Gendarmen traten ein; des Vicomtes Paß war unterdes visiert, er ging stolz hinaus, wir folgten ihm; es geschah nichts.

Wie in sicherer Heimat fühlten wir uns, als wir wieder im Postwagen waren, dieses quälende Verdachts- und Inquisitionssystem, welchem man bei jeder Station ausgesetzt ist, peinigt mehr als die Furcht vor Unsicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorsam ins Kabriolett gestiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

---

16. Die Karlisten.

Die Herzogin von Angoulême hat sich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren gestorben und hatten sich samt ihren Vorfahren durch treue Dienste ausgezeichnet: einer der letzteren war sogar einmal Zeremonienmeister in den Tuilerien gewesen. Das Mädchen hieß Angelique und war sehr hübsch. Es war indes nicht eine hervorstechende Schönheit, welche sie auszeichnete, sondern mehr ein unbefangenes, einnehmendes Wesen. Sie hatte ein liebes Gesicht, in welchem sich alle Eindrücke schnell und angenehm, ja einschmeichelnd abspiegelten; die Züge desselben waren weich und fein, sie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht und eine überaus schöne sanfte Stimme. Die Herzogin von Angoulême gab sie nach St. Cloud zu einer ältlichen Dame, welche mehrere Mädchen zu ihrer Erziehung bei sich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme war sie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzulesen. Es waren immer ernsthafte, moralische Bücher, welche ihr zu diesem Zwecke gegeben wurden und die tugendhaften Grundsätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten sich während des Lesens treu und schön in Angeliques Gesicht aus. Die

Herzogin von Angoulême, eine hohe Frau mit einem Gesicht wie von Marmor und Tugend, saß gewöhnlich auf einem Taburett in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten still auf ihrem Schoße, weit ringsum in allen Gemächern war es totenstill, und wenn ein Abschnitt zu Ende war, so winkte sie die Leserin zu sich. Angelique kniete vor ihr nieder, die Herzogin küßte sie auf die Stirn und entließ sie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hause fuhr, so machte sie gewöhnlich ein Glasfenster der großen Kutsche auf, obwohl die sie begleitende ältere Dame immer viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barriere ein Reiter auf einem stolzen großen Rappen, hinter welchem ein sehr reich gallonierter Bedienter ritt. Der Reiter hatte ein sehr vornehmes Ansehen und sah dreist, und wie es schien sehr aufmerksam in den Wagen hinein; später waren seine Blicke sehr freundlich, und er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmählich die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn und sagte, es sei der Vicomte v. B., ein sehr wohlgelittener Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hause fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten und hatte mit ihr gesprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hause und eilte schnell nach ihrem Zimmer, um sich umzukleiden, als Madame Berrault, ihre Erzieherin, eintrat und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog“ seine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?“

Madame Berrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und sagte ihr, sie sei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog“ war ein langgewachsener, junger Mann mit einem sehr gutmütigen, regelmäßigen Gesicht und einer sehr

liebenswürdigen guten Laune. Er schwatzte mit Angelique das drolligste Zeug, sie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Verrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu sagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorlesung war, entstand Geräusch in den Nebenzimmern, die Tür flog auf, und die Herzogin von Berry flog ins Zimmer, küßte die Angoulême flüchtig, setzte sich neben sie und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr gesagt, daß sie so schön lese, und sie wolle sich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte aber nicht lange, so sprang die Berry wieder auf, sagte: „Schön, scharmant,“ strich dem errötenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte sie aufs Auge. Darauf erbat sie sich von der Angoulême die Erlaubnis, Angelique morgen und je zuweilen bei sich lesen zu lassen. Die Herzogin von Angoulême zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber streichelte ihr die Wangen und versicherte: „Wenn wir auch nicht ganz so ernsthafte Dinge lesen, so sollen sie doch nicht viel weniger ernsthaft sein.“ Und sie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlassen, die sie zur Hälfte verstand, wenn sie an den nebenher reitenden Vicomte und den sie erwartenden „Herzog“ dachte. Dieser pflegte sich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er munterer als je und setzte sich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum erstenmal ihre Hand und küßte sie und trommelte ihr leise mit den Fingern auf den kleinen Füßen herum. Angelique schlug ihn auf die Finger, aber als sie sich dabei ein wenig bückte, faßte er sie mit beiden Händen beim Kopfe und küßte sie munter und herzhaft. Angelique wollte sehr böse werden, aber er setzte sich neben sie und streichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war sie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden sich in einem sehr großen prächtigen Zimmer,

die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen und saß noch im Reitanzuge oder lag vielmehr in einem Diwan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kissen drückend, so daß er sich ihr vorn tief in die Stirn drängte und das muntere, neapolitanische Gesicht beschattete.

Man mußte genau hinsehen, ob die schlanke Figur mit den scharfen Gesichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein sei. Mit der Reitgerte spielte sie auf dem Tische, vor welchem Angelique ihren Platz hatte und ihr eine bunte, ausgelassene Novelle las. Mehrere Herren und Damen saßen im Zimmer zerstreut und flüsterten leise miteinander. Nicht weit von ihr in einer Fensterwölbung stand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzusehen, es schien ihr aber, als sei es der Vicomte. Die Herzogin sprach zuweilen einige Worte in italienischer Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verstand, da sie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmählich ward die Herzogin still, Angelique las und las, bis es dunkel ward, da bemerkte sie erst, daß jene eingeschlafen sei. Sie hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fensterwölbung sagte leise: „Continuez.“ Da fuhr die Herzogin in die Höhe und sagte leise in sich hinein: „Perche no — si, perche no“ — darauf sich ermunternd, rief sie dem Vicomte in der Fensterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küssen, klopfte sie leise auf die Wange und ging in ein anderes Gemach.

Eh' sich Angelique besinnen konnte, hing sie am Arme des Vicomte, fühlte sich sanft gedrückt, hörte sie seidenweiche Worte, war sie in den Wagen gehoben — und der Vicomte saß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der schnell und eiligst siegen wollte. Das erschreckte Angelique, es erbitterte sie, daß sie umsonst versuchte, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, sie drohte ihm, sein Betragen „dem Herzoge“

mitzuteilen. Man sagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „Der Vicomte reussierte nicht,“ und man verwunderte sich.

In der ersten Bestürzung hatte Angelique dem sie erwartenden „Herzog“ alles erzählt; er hatte sie fest in seine Arme geschlossen, und sie hatte sich zum ersten Male wie schutzbedürftig seiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erschien auf Angeliques Zimmer Madame Berrault, ein Priester, ein ihr unbekannter Mann als Zeuge und „der Herzog“. Angelique hatte ein schönes weißseidenes Kleid bekommen, das trug sie heut, und die fliegenden Haare hatte man ihr künstlich in die Höhe und in einen Orangenzweig hineingeflochten, und sie zeigte zum ersten Male ihre weiße Brust und die weißen Schultern halb entblößt und sah schamrot aber bezaubernd dazu aus. Der Priester aber hielt eine kurze Rede und erklärte, daß er berufen sei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog“ zu kopulieren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, stürmische, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf — der Priester hielt inne. Madame Berrault ging an die Tür und schob den Riegel vor, dann faltete sie von neuem die Hände und ersuchte den Priester, die heilige Handlung zu vollenden. Der Priester zögerte; es wurde an der Tür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: „Im Namen des Königs öffnet, es geschieht ein Betrug!“ Angelique erkannte mit Beben diese Stimme, sie bat mit flehendem Auge den Priester, zu endigen, und in halber Zerstreuung vollendete dieser den Aktus, mit seinen geist=weltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Tür, welche gesprengt wird. Madame Berrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog“ nimmt sie bei der Hand und entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, das er innen verschließt. Darauf öffnet die Berrault die eben weichende Tür und fragt den

mit Bewaffneten hereinstürmenden Vicomte, was ihm zu Dienst sei.

„Wo ist der sogenannte Herzog?"

„Mein Herr Vicomte, Sie lästern die Toten: mein erster Gatte liegt auf dem Père la Chaise und hieß vor aller Welt mit seinem rechtmäßigen Namen Monsieur le Duc."

Angelique lebte in der Gegend von Orleans beinahe ein Jahr lang still und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einsamen Landhause. Da fragte sie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris sei und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das solle in nächster Woche geschehen, der Vicomte sei nach Griechenland gegangen und seine, des Gatten, Mutter habe ihm eine angenehme Stellung im Dienste der Herzogin von Angoulême verschafft.

In den Tuilerien erfuhr die sanfte Angelique, daß sie Madame le Duc, aber nicht Madame la Duchesse sei, und da sie gar nicht ehrgeizig war, so wunderte sie sich nicht lange, aber sie fing an, öfters und weniger furchtsam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlassen. Wie man Frankreich verlassen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger sie darüber nachdachte, desto stiller wurde sie.

Einst ging sie gegen Abend mit mehreren Hofdamen spazieren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe und alle Abende zwischen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderschönen Griechin sitze, welche ihm oft die Hand küsse. Der Vicomte stünde zu wiederholten Malen auf, lehnte sein Haupt tief in den Lorbeer, welcher sich an einer hohen Marmorsäule emporranke, sehe nach Norden und seufze. Darauf stehe auch die Griechin auf, streichle ihm liebkosend die Wangen und führe ihn still in das Ölbaumgehölz, das in der Nähe sei.

Die Herzogin von Angoulême, welcher Angelique jetzt wieder vorlas, fragte sie oft, warum ihre Augen so trüb seien, ihr Herzog mache sie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es sehr unruhig in den Tuilerien, und ein paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich und erfuhr erst in Schottland, daß ihr stiller „Herzog" im Louvre erschossen worden sei.

Es war auf der Diligence zwischen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte alles Hunger und Durst; Madame le Duc wollte verschmachten. Der Vicomte war untröstlich, daß im Posthause, einer gewöhnlichen Kneipe, alles schlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bayrischem Bier festschlafende Magd, und auf dem Kaminherde ward ein großes Feuer gemacht. Da saß die liebenswürdige Französin und wärmte sich, der Starost mit dem dunkeln asiatischen Gesicht stand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte stand in ihrem Anschauen verloren vor ihr, und seine ganze wilde Karlistenseele lag in seinem Auge und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die sinnend ins Feuer fielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte sie die eine dem Vicomte und sah ihn mit jenem mädchenhaft, sanft fragenden Blicke aus St. Cloud an und fragte nach der schönen Griechin. O, wie beteuerte er —, und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß sie eine Französin sei, denn sie seufzte nicht, sondern gab ihm einen leichten Backenstreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein und verlangte unsere Pässe. Da er nur mit Mühe die deutschen entzifferte, so hatte er nicht übel Lust, die ihm

stockfremden französischen bis zum Morgen zurückzubehalten, obwohl die Post in einer halben Stunde weiterging. Mit solider Entschlossenheit nur brachten wir ihn von diesem polizeigemäßen Vorsatze ab; denn er behauptete steif und fest, Deutschland und besonders Bayern sei nicht recht in Ordnung und niemand als die Franzosen seien schuld daran.

In einem gut bayrischen Wirtshause ist nichts als Bier zu haben, die schläfrige Magd kochte uns also brummend ein Warmbier, und wir aßen schwarzes, trockenes Brot dazu.

Jetzt ward der Vicomte ins Innere des Wagens gelassen, und er erzählte und sprach noch mehrere Stunden, es war niemand schläfrig, und er war artig wie ein seidener Handschuh gegen seine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Witwe des Sohnes der Madame Berrault.

Er war viel gereist und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechische mit dem melancholischen i war immer die Favorite. Madame machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgesprochen haben, und man sollte eigentlich glauben, die romanischen Völker sollten namentlich das Römische am richtigsten aussprechen, aber die Subjektivität der französischen Aussprache geht bis ins Lächerliche. Wir Deutsche sprechen die klassischen Sprachen zwar auch deutsch, aber unsere Pronunziation ist an und für sich einfacher, ich behauptete darum, wir sprächen am richtigsten Latein und die Engländer am richtigsten Griechisch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vokale teilen auch die jetzigen Griechen mit den Briten, und der Engländer wird mit seinem Altgriechischen am ersten von den jetzigen Hellenen verstanden. Das erhitzte den Vicomte sehr, und ich mußte den Herrn Professor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es ist aber wirklich notwendig gewesen, das Verdienst Ludwigs XIV., das Französische zur allgemein verständlichen Weltsprache zu

machen, denn das französische und englische Latein und Griechisch ist ein uns völlig unverständliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäischen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandtschaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieser Familie. Finnland war meine schwache Seite, ich erwiderte nur, die Franzosen brächten durch ihr leidenschaftliches Klassifizieren viel Übersicht, aber auch viel Irrtum in die Wissenschaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausspruch nur rund und imposant klingt. Sie sind die Rhetoriker in der Weltgeschichte.

Durch die wechselvollen Schicksale Frankreichs sind alle Parteien genötigt worden, unter fremde Leute zu gehen, und ihrer Vernunft haben sich viel kosmopolitische Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Karlisten ist altfranzösisch geblieben mit allem äußeren, geschmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzosen. Er hält seine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, diese arme Sprache, welche nicht einmal doppelte Leibwäsche besitzt, die Jahrzehnt um Jahrzehnt mit demselben verblichenen Purpur, denselben abgegriffenen Fransen kokettieren muß, er hält diese unglückliche Präsentiertellersprache für die schönste, er spricht vom Corneille noch heute: Oh, si noble, nennt den Shakespeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Bossuet Muster für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Viktor Hugos und seiner Genossen vandalisch.

Es gibt sehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteristik von Ländern, Völkern, Klassen, die wie Buchstaben von einem zum andern übergehen, Schema werden. Sie ändern sich nicht, auch wenn sich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Karlisten, und ich war überzeugt, die nachlässige neue Partei übertreibe bei Darstellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch

junger, sehr erfahrener, unterrichteter Mann, war bis ins innerste Herz ein alter Karlist, und wenn man ihn reizte und solchergestalt einen seiner schwachen Momente herbeiführte, so kam die ganze, alte frank-royalistische Bestialität zum Vorschein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzösische nicht darunter litte, er war voll Mut bis aufs Blut zu kämpfen, für seinen Glauben zornig zu sterben, aber er hatte nicht den kleinsten Mut, etwas gründlich Neues zu denken, er war streng aus dem unfruchtbar gewordenen Leibe der gebärmüden trojanischen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den hassen alle Spieler.

Es ist merkwürdig, welch ein Faible die Karlisten für den Napoleon-Journalisten, für Armand Carrel, den Redakteur des „National“, haben. Sie verehren in ihm den gefährlichsten Feind des jetzigen Königs und den Sprößling einer nobeln karlistischen Erziehung. Carrel ist nämlich unter der Fürsorge eines Grafen Chasel in der Provence aufgezogen worden, und alle Karlisten nehmen darum ein großes Interesse an ihm. Seine feinen Manieren, seine delikate, edle Schreibart, sein von aller Sanskulotterie entfernter Republikanismus, sein durchdringender, gebietender Seigneurverstand, alles das, was ihn den Parteien so gefürchtet macht, nennen sie karlistischen Ursprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein versteckter kluger Karlist sei, schwieg er hartnäckig still.

Diese Idee ist ungefähr so geistreich wie die Vermutung eines Berliner Polizeirats, daß Kaspar Hauser ein Betrüger sei. Ein Herr von Lang hat diese Idee so glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Kaspar Hauser habe sich am Ende selbst totgestochen, um seinen Betrug recht

auffallend glaublich zu machen. Es war in diesem Bayerlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe ans Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies schreibe, laufen erschreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürstige Tiere der Wüste im Lande herum, und jemehr man sie zu unterdrücken trachtet, zu desto wilderen Volksmärchen werden sie ausarten und ein gut Teil der annoch bestehenden Religion verschlingen. Die Geschichte hat ein Einsehen und will dem armen Kaspar wenigstens einen historischen Namen sichern für sein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat sich einen scharfen, kalten Karlistendegen in den Leib stoßen lassen, um seine Rolle wahrscheinlich zu machen, der feine, geistreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Mut, sondern auch einen Kopf voll Mut besitzt, siecht dahin unter einer altfranzösischen Wunde, und wenn sein Leib verkümmern und am Ende das mutige edle Herz brechen wird von jener karlistischen nackten Zudringlichkeit, so werden sie sein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verleumdung, er sei ein versteckter Karlist gewesen.

Denn sie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratisches Herz und doch aristokratische Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaßen haben könne. Solche Dinge sagte ich dem Vicomte, und ich sagte ihm, daß sie Frankreichs neuestem Edelmann und der Adelsschönheiten letztem Retter und dem jüngsten Napoleon in Armand Carrel, dem Redakteur des „National“, den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldentaten dumme Streiche seien.

Er ward sehr heftig trotz Angeliques Beschwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzosen auch über die Liebe; aber Angelique war sehr liebenswürdig dabei. Sie war Karlistin, weil sie als solche aufgewachsen sei, der Karlismus war ihr Vater und Mutter, sie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er aussähe. Daß ich recht haben könnte, stellte sie gar

nicht in Abrede, sie habe aber auch recht, obwohl sie nicht wüßte, warum.

Allmählich machte der Schlaf seine Rechte geltend, und all die Dinge, welche die Menschen trennen, sanken in Staub und Asche vor der Menschlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und alles um uns war Bayern. Es ist unglaublich, wie dieses Völkchen in sich abgeschlossen und fertig und beschränkt ist; wenn sie was sprechen, so betrifft es immer Bayern, und sie sind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie sind eine strengbayrische Nation, und ihr Nationalheiligtum, ihr vaterländischer Mittelpunkt ist das Bier. Wenn der Bayer in Bengalen das Heimweh empfindet, so ist das nichts als Durst, Durst nach bayrischem Biere. Dieses Bier hat allen kosmopolitischen Fortschritt aufgehalten, alle Welt ist ihnen gleichgültig, denn sie sind durstige Materialisten, und der Durst ist ihnen die erste und letzte Äußerung der Kultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reste des alten Germanentums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zugrunde gehen, so wird immer noch Bayerland die letzte Studentenkneipe repräsentieren, wo man trinkt, absolut trinkt, an sich trinkt, wo man trinkt, bloß um zu trinken ohne störende Nebenzwecke.

Dieser Materialismus liegt wie das mecklenburgische Wappen mit untergestützten Armen faul und feist auf den Gesichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohlgenährten Backenbärten, er liegt wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es ist ein gutes, starkes Volk mit starken Knochen und vollen Herzen, aber es hat seine höheren Tätigkeiten abgestumpft, jede Begeisterung ist abgedämpft und äußert sich höchstens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünsche sind schwer und träg und schleppend geworden, das Land ist fleischig, und seine Sehnen sind dick und stark, aber die elastische Geschmeidigkeit, welche schnellt und schafft, sie

ist nicht mehr zu finden, die Frische, die Jugend, das Grün, der Frühling — alles ist mit Bier überflutet. Man ist nicht mehr keusch nüchtern, ein steter Dämmer weht um die gläsernen Augen, und die frischen, tauigen nüchternen Morgenstunden sind's, in denen die Völker ihre historischen Gedanken und Vorsätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andere Fälle, daß auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben ist, als man auf Anschauungen zu geben pflegt. Man muß die Einseitigkeit des Individuums dabei nicht vergessen. Es geht in solchen Dingen wie in der Medizin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Gesetz erzeugen. Nationen sind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentiert, einen Durchmesser dieser Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur eine Auffassungsgabe, nämlich die seine. Man muß also auf solche Worte sich ebensowenig verlassen, als man sich auf den zärtlichen Blick einer Kokette verlassen darf, ein Reisebeschreiber muß aber mit den Gegenständen kokettieren, da er nicht immer und alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke sich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Westgrenze Bayerns hinab äußert sich auch diese Nation schon ganz anders, da wächst schon die Rebe statt des charakterlosen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine steigen die Geister, aus dem Biere die Gnomen.

Wir saßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg und frühstückten. Draußen ritten bayrische Reiter zum Exerzieren vorüber, innen ging Karlismus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegslustig, sondern hungrig, und es war alles sehr schön in der Welt.

Da schlug plötzlich die Nachricht wie ein Donnerwetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wieviel er davon entfesseln sollte. Auch Angelique

hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwitwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie sie gesinnt sei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erst gar nicht, wo hinaus; er faßte hastig an alle Taschen, an Kopf und Hals, an Kragen und Flügel seines Rockes, als suche er das, was not tue. Ich sah's ihm an, die karlistische Pflicht rief ihn nach München, und er dachte selbst an keine Rettung. Bei solchen Gelegenheiten beschäftigt man sich in der Angst des Scheidens am ersten mit den unbedeutenderen Personen: Angelique nahm weitläufigen Abschied vom Starost und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog sie eine grün und weiße Karlistenkrawatte, die schenkte sie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltasche des Starosten und bat sie, selbiges von mir anzunehmen, und es in Paris übersetzen zu lassen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erst später bemerkte der Starost, daß ihm ein Band von Börnes Briefen fehlte. Und nun versprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander schreiben, aber ganz gewiß und recht viel. Als sie fort war, fiel mir der Übelstand ein, daß sie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unsere beiderseitigen Reiserouten und die späteren wahrscheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte sie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Postwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit übriggeblieben, und sie hatten gewiß das Beste vergessen; ich habe nie erfahren, was sie damals miteinander gesprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmütig und leer zumute, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr und verschwand. Gleich neben dem Gasthause in Amberg ist die Kirche — da ging ich hin, um auf andere Gedanken zu kommen. Es gelang mir wohl auch, denn es beteten lauter

alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geschundenen, gerösteten und gesottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andere, wenn auch nicht bessere Gedanken. Für Kunstkenner, welche ihren Kenntnissen zuliebe reisen, bemerke ich, daß der heilige Sebastian auf dem Altarblatte in den Reisebeschreibungen und bei den Ambergern ein großes Renommee hat. Es passierte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht füreinander interessierten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens solch ein nackter Sebastian wegen der Keuschheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigstens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholischen Kirchen sind übrigens sehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, solch ein heiliger Sebastian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle immer ein tiefes Mitleid, wenn ich solche Bilder in Nonnenklöstern sehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholischen Kirchen sind sehr wichtig für die Kultur- und Literaturgeschichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne sie.

---

17. Regensburg.

Der Weg geht durch flache Täler und stumpfe steinige Berge fort; das Land sieht indifferent aus, ohne besonderen Fleiß, die Leute geben sich nicht viel damit ab, sondern halten sich mehr in den Bierstuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten Deutschen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß und die Dörfer werden immer seltener, die Einwohner haben sich zum Schutze vor den straßenräuberischen Edelleuten, hinter die Mauern kleiner Städte gezogen;

von da aus treiben sie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudaltum beginnt.

Sowie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Ansehen. Der Regen soll ein alter Bojoarier gewesen sein, welcher sich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen ist, hat man ihn überredet, sich taufen zu lassen, und zum Gedächtnis an diesen Aktus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir passierten. Er ist aber noch weiter hineingezogen ins Land und hat sich eine große Residenz angelegt, und hat sie nach seinem Namen Regensburg genannt. Der Name ist geblieben, aber seine Herrschaft ist verschlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen ist. Dieser hat von des Regens stolzer Burg gehört und ist mit all seinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er sonst den Norden nicht geliebt, hat sich den Regen samt seiner Herrschaft unterworfen, und sich dann stolz wieder nach Süden gewendet. Dieser Herrscher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer ins Land kamen, gab es in Deutschland sehr viel Regenwetter, und als später der heilige Bonifazius mit dem Christentume kam, da wurde überall getauft, und das Wasser wurde mächtig, so sind allmählich alle die alten Herrscher in Flüsse verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisböcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da schwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten starken Herrlichkeit, und sie sprengen die Ufer und Brücken und versuchen eine Emeute, zu einer Revolution können sie es aber nicht mehr bringen.

Solch eine Emeute war eben im Beginne, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, dessen Zorn man mit dem weichen Vokalnamen Donau zu beschwichtigen gesucht hat. Grimmig schlug er seine grünen Locken an die Pfeiler der

massiven Brücke, aber der alte Held ist der Kinder Spott geworden. Ein bayrischer Minister fuhr rasch mit vier Pferden drüber hin und ignorierte ihn völlig.

Wie ein aufeinander getürmter Haufe von Häusern und Türmen sieht die alte Reichsstadt aus, und als ich in die engen, winkeligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürsten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte und an die ganze mediatisierte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das westliche und südliche Deutschland ist. Da die Reaktion vom Jahre 1833 so glücklich vonstatten gegangen ist, so haben diese alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und sie singen wieder ihre schlecht stilisierten verschollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der „Allgemeinen Zeitung“, und wollen privatim Gesandte zu den Kongressen schicken. Aber sie sind ein kläglich Fahrzeug zwischen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürsten wollen die Herrschaft mit ihnen teilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürsten jene unbequemen Vasallenrechte in Vergessenheit gebracht, und die Mediatisierung der kleinen Souveräne auf dem Wiener Kongresse war nicht der kleinste Sieg der größeren Souveräne. Seit der Herrentragischen vierten Augustnacht zu Paris sind sie auch bei der andern Partei mit der Todesstrafe belegt — sie sind der einzige unglückliche Punkt, über dessen Begräbnis die Fürsten und Völker eines Sinnes bleiben.

Es war schon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Postwagen nach dem Dome, der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg ist. Reell sah er mich an mit seinen hohen steinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt sich ärgerlich klein vor im Angesichte eines solchen mittelalterlichen schweigenden Gebäudes. Echt christlich, zur Demut niederbeugend, ist der Anblick der alten Dome. Sie sind so breit und massiv und ohne alle moderne Renommisterei, daß man ihre lastende, gebieterische

Größe und Gewalt erst empfindet, wenn man dicht vor ihnen steht. Lauter kleine Einschnitte und Vertiefungen strecken sich unendlich lang an der Fassade in die Höhe, und in kleinen Nischen unter zierlichen gezackten Schutzdächern stehen putzige Könige und Frauen und Bischöfe, die in der Nähe ganz artig groß sein mögen. Krauser als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen steinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tausend kleinen Gesetze und Verbote des Christentums — man sieht solch einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Mensch sein halbes Leben an solch einem kleinen steinernen Bischofe, an solch einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe sah.

Drinnen im Dome war es schon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Gesichter und Gestalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin und her ziehen zu sehen. Die blau und rot gemalten Fenster fielen wie matter, romantischer Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Ofterdingens „blaue Blume“ und setzte mich auf eine steinerne Stufe. Es muß doch auch schön gewesen sein damals, wo man nichts zu denken brauchte, sondern so träumerisch vor sich hin lebte, und sanfte Mädchen mit niedergeschlagenen Augen küßte, und schwermütige, wellenweiche Lieder summte, und wo es keine Polizei und keine Rezensenten gab. Wenn einem die Poesie ausging, da trat er in solch einen Dom, denn solch ein hoher Dom ist ein himmelhoher poetischer Gedanke, vor dem man sich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menschen oft ein halb Jahrhundert diesen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieser Armut — und in diesen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter heiliges Wasser. Hier konnten, gleich einer ganzen Herde, die Sünden abgeschwemmt werden.

Die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der eine dem andern den Schädel eingeschlagen, und wenn er den nun unnützen Körper ins Wasser gestoßen hatte, so ging er hierher in den Dom, und nach einigen steinernen Stoßgebeten war's so gut, als ob nichts geschehen sei. Wahrlich, die katholische Religion ist die größte Künstlerin, ihre Theater, das sind die Dome, sind an Effekt noch unübertroffen.

Ich setzte mich auf eine Altarstufe und stützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und schweben und träumen und fliegen in mir mit blau, rot und gelben Farben in der geheimnisvollen steinernen Stille. Der Starost ging sporenklirrend scheußlich modern an mir vorüber und warf die entsetzliche Äußerung hin, es ennuyiere ihn, daß er hier keine Zigarre rauchen dürfe. Der Mensch kam mir wie ein Druckfehler vor; es ist ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennuyieren" auszusprechen, es ist ein Verbrechen, nach einer sündhaften Zigarre zu verlangen. Ich verabscheute den Heiden und ging weiter, und versank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Rittertums, aus welchem geheimnisvoll die blanken Rüstungen glänzten, und die langen weißen mysteriösen Frauengewänder schimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernste, heilige Glocke summen — Maria, o lateinische Maria, wo bleibst du, sagte ich halb singend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte und hörte die Worte: „Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Vesperglocke."

„Bist du's wirklich, Maria?" — „Ja," sprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz segelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, stehen Sie auf," sagte Maria, „die Leute kommen zur Vesper." — „Warum," entgegnete ich, „warum, Maria,

sprichst du in solch feierlichem Augenblicke nicht ‚du‘ zu mir?“

Ach, darauf erwiderte mir das katholische Mädchen, sie heiße gar nicht Maria, sondern Veronika, und sie kenne mich nicht, deshalb dürfe sie mich nicht duzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume“; es war ein ordinäres Mädchen, das ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß sie mich statt des Küsters geweckt hatte, das mich in aller Eile darauf aufmerksam machte, daß die Orgel von Holz sei, und die gemalten Fenster zum Teil ganz neu von München gekommen wären.

Dieses Mädchen kostete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt sagte ich selbst zum Starost: „Lassen Sie uns eine heidnische Zigarre rauchen, das Mittelalter ist undankbar.“

Wir suchten uns das Rathaus, wo die Reichstage gehalten worden sind. Durch schiefe, kleine Gassen, eng wie Korridore, kommt man hin, und wenn man vorm Rathause steht, so fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathaus sei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden sind. Es ist nämlich ein kleines verschobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenstern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Taten, und das nennt man tatsächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine Tat, und das nennt man zivilisiert. Die rohe Tat tritt allerdings immer mehr zurück bei der Zivilisation. Aber es ist die Sorge, welche den Schriftstellern obliegt, daß die schnelle, schöne, frische Tat nicht vergessen werde.

Übrigens denkt man sich die Römer und die Ritter und die alten Städte so ungeheuer, und irrt sehr. Weil sie weit entfernt sind, vergrößert man sie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengesetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüstungen, welche man der Rarität

halber aufbewahrt hat, die Heldengedichte und die Romanschreiber haben auch das ihrige getan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine unzivilisierte oder halbzivilisierte Nation. Mit den ausgebildeten Fähigkeiten schwinden die Wunder. Eine beginnende Poesie bedarf aber der großen Massen, der kolossalen Formen, der Übertreibung; daher haben wir so turmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanschreibern ist alles Exzentrische willkommen: je größer der Ruprecht, desto mehr erschrecken die Kinder. So sind wir zu der Idee von riesenhaften Menschen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharnischter, kolossaler Ritter, wie er uns geschildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht passieren.

Indes darf das Ableugnen jener großen Körper nicht allzu weit getrieben werden; wie wir den Geist pflegen, so pflegten sie damals den Körper, und Dummheit macht groß und stark, der Leib ist ein Feind des Geistes, lehrt schon das Christentum; wer wenig denkt, ißt viel.

Ferner lebten die Leute einfacher und aßen keine komplizierten Speisen voll Gewürz und Erschlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänselebern von Straßburg verspeist.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathause wird allen Fremden gewiesen. Ein ungarischer Ritter und ein verurteilter Bürger werden dargestellt. Der Ritter ist geharnischt und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, schlägt aber den Ritter tot. Das Gebilde versinnlicht den alten Reichsbürgerstolz, welcher der erste Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer schimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die

Straße gilt nicht für ganz sicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat setzte sich auf den Vordersitz neben den Kondukteur. Es waren aber im Innern nur zwei schmale Plätze, und der Vicomte mußte sich auf uns setzen. Nicht der revolutionärste Lärm erschütterte den Kondukteur, einen gleichmütigen Bayer. Es war eine Höllenstation, und ich betete inbrünstig den Herrn von Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte und wünschte nichts als einen französischen Degen. Als der Kondukteur bei der nächsten Station abstieg, nahm der Vicomte seinen Platz ein und sagte dem opponierenden Kondukteur, er werde ihm den Schädel einschlagen, sonst sagte er aber nichts, wieviel auch jener sprach. Nun ward der Soldat oben aufs Verdeck postiert, und dort nahm er sich gut chinesisch aus. Die knirschenden Feinde saßen aber jetzt nebeneinander und haßten sich schweigend; ja sie schliefen voll Haß nebeneinander.

Es war ein schöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenschlanke, himmelhohe Turm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter sich lachte uns weiß und rot in der Morgensonne entgegen wie eine lustige Himmelsfee. Das ist der Dom einer schönen Religion, schlank wie weiße Mädchenarme streckt er seine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenscheine von der kühnen, graziösen Kuppel herab auf die Menschengesichter, die ganze freie, lustige Kirche atmete Mut, lustige Kühnheit, fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dies auf=fliegende Haus, diesen himmelan rennenden Turm hat ein fröhlicher Christ erbaut.

Es ist einer der höchsten Türme und Dome in Deutsch=land, und im gegenüberliegenden Gasthofe, wo ich ihn im Auge hatte, schmeckte mir das Frühstück vortrefflich. Solch eine Baukunst erzeugt Courage, man sieht's an diesem Wagnis, daß wir kleine Götter sein können, und daß wir mit dieser

Kunst dem schaffenden Gotte am nächsten kommen. Mit dem babylonischen Turme haben die Heiden sicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zankes und des Krieges, hat das Unternehmen gestört; sonst wären wir vielleicht jetzt schon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Isar war aus ihrem Bett gesprungen und sprang über die Felder und Landstraßen. Totes und halbtotes Wild kam dahergeschwommen, rasche Hirsche, furchtsame Hasen, sogar schlaue Füchse in Menge. Es war, als bräche die Sündflut über die bayrischen Biersünden und sonstigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Wasser und mußten endlich auf die Augsburger Straße ablenken. Wie das Gericht erwartend erhob sich hinten am Horizonte München mit seinen stumpfen, plumpen Türmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führt über eine stille Ebene, auf welcher bald hier, bald dort ein kleiner Forst lief. Neugierig stand an der Waldecke ein Reh und sah sich um, friedlich weiß leuchtend schaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber und lud uns ein zu den schönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind strich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, fast so hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

---

18. München.

Diese Residenz ist gegen alles Fremde in fortwährendem Verteidigungszustande: schon ein weites Stück vor den Toren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuser der Ankommenden und beginnen das erste Examen, sobald man aber die Stadt betritt, da wehen einem mit frischer Kühle die klarsten archi=

tektonischen Gedanken entgegen, es empfängt einen die breite Ludwigsstraße, und wie stumme Götteraugen ruhen links und rechts alle die neuen sauberen Gebäude von klarster Schönheit. Es ist ein Entree, das die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der staunenden Brust. Und selbst die Gebäude, welche nicht fertig sind, erfrischen und stärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligees. Die Ziegel ordnen sich wie gemalt, die Gerüste und Apparate sind mit Delikatesse eingerichtet, es hat alles ein so appetitliches Ansehen, als wären es lauter Meisterstücke, wo wirkliche Künstler die Steine aufeinander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkschmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es ist nicht zu leugnen: reifer, geläuterter Geschmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquarische Kenntnis, welche die Schönheit der Dinge auf Auktorität annimmt, nicht jene plumpe historische Pietät ist's, welche in Bayern eine Residenz Griechenlands baut, es ist ein feiner, gebildeter Schönheitssinn.

Wir fuhren Schritt für Schritt durch diese kühl und vornehm stolze Ludwigsstraße, als würden die indifferenten Postgäule eingeschüchtert durch die still harrenden Paläste und ihre marmornen Augen. Das sauber Tatsächliche lächelt dem raffiniertesten Ideologen ins Gesicht.

Der Max-Palast, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten stehen da in ungeschminkter Grazie wie Statuen mit tadellosem Mantelwurf, und doch so fein, daß man süße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine rätselhafte Sphynx ruht das Theater auf schweren, gewichtigen Säulen, keine seiner schweigsamen, klassischen Mienen verrät, ob Ernst oder Scherz hinter den stolzen Brauen wohne.

Ich mußte sogleich von der Post zurücklaufen, um all das noch einmal zu sehen; ich glaubte in einer griechischen Kirche gewesen zu sein, wo ringsum Schönheit war, und doch nichts

den Himmel und die sonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte, in Pompeji oder Herkulanum, oder sonst einer unterirdischen Stadt zu sein. Die still an den Häusern hinschleichenden Bewohner glichen Fremden, die alle verschiedene Sprachen redeten, und darum keinen Versuch machten, sich miteinander zu verständigen. Oder sie waren aus Irrtum oder Neugier hergeraten, und sie wagten es noch nicht, in der tiefen, toten Stadt laut zu sprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Palaste Belsazars, und es sei eine Sonnennacht und alles schlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die gespenstige Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke schreiben werde. Es ängstigte mich unter all der Schönheit das unheimliche Gefühl, als sei nicht nur ein großes Unglück geschehen, sondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objektiven sagen — ja, ja Krankheit, schwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte sie von der Stirn und von den Augen streichen, ich nahm die Mütze ab und fuhr mit der Hand über die Haare, um die bösen Dämonen in die Luft zu scheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Elisabeth auf meine Lippen: „Man ist sehr ruhig in Madrid."

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im englischen Garten Konzert sei. Obwohl hier und da ein Häuflein Menschen hinging, so hörte man doch kaum ein Geräusch, kein Bursche sang, kein Gassenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Residenz anstößt, war höchst anständig ruhig, obwohl es ein schöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabend die Sorge der sechs Wochentage abschütteln. Nicht einmal ein Vogel sang, und man hat mir später erzählt, daß nach München keine Nachti=

gallen kämen, weil es zu kalt sei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen singen! Was helfen dir deine schönen kalten Häuser, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das ist die Liebe, sie ist das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desselben ziehen sich die sogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Freskogemälde angebracht sind, meist italienische Landschaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen diese arkadische Idee läßt sich nichts einwenden, es kommen einem so hübsche hesperische Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume sieht und eine Münchnerin mit ihrem goldenen Riegelhäubchen vorüberhuscht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir suchten das Konzert, die Isar brauste und tobte und drohte in einer finstern Nacht die ganze Einsamkeit mit Todesvergessen zu überziehen. Schweigsam kam die vornehme schöne Welt von dem Konzerte gefahren; man sagt mit Recht die schöne: die Weiber in München sind ebenso schön wie die neuen marmornen Häuser. Ja, sie sahen an jenem Abende auch ebenso klassisch aus: die Züge stumm und steinern, ich habe keinen Affekt wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch ebenso unverändert wohlgefaltet, als ob sie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später versicherte man mir indes, hinter den steinernen Mauern brenne mitunter die heißeste Liebesfreude, und auch die vornehmsten schönen Münchnerinnen hätten heiße Herzen, und es kämen späte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewissenhaftigkeit verlören zum Ärger der Kammerzofen, wo der Marmor des Busens und Leibes heiß werde unter Pygmalions Munde. —

Das hat mich innig getröstet. Und es ist ein sehr schöner Irrtum, den solcher Trost berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs“ zu suchen, nicht des Königs Ludwig, sondern sonst eines Königs. Dieser Archivarius, ein Doktor der Philosophie, hatte ein Buch über die Narrheit unserer Tage geschrieben, obwohl er selbst aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen und war somit das beste Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reise begleiten, und hier in München wollten wir einander zum ersten Male sehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr, mäßig blond, kurzsichtig und ein leidenschaftlicher Verehrer Wolfgang Menzels und der griechischen Partikeln sei, ja für letztere einst ernsthaft und häuslich geschwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich stehen und sah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius sei und mich gefälligst erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anstalt, der Instinkt schwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntschaft des brieflichen Archivarius.

Wir besprachen miteinander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das so fortginge mit unseren sich entfaltenden Geistern, und dann gingen wir ins Theater. Hier bewaffnete er seine Augen bis an die Brauen und wies mir in einer kleinen Loge ein schönes Mädchen mit glänzend schwarzem Haar und einem Freudenauge, das kein Geheimnis machte aus dem Glücke, dem es entgegensah. Denn es war alles übrige tadellos schön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte sich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zusammenkommen könne, eine kurzsichtige Tante beaufsichtige sie; aber das Mädchen sei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Akte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligst zu lesen; vor dem Schlusse versprach er wieder einzutreffen. Das Mädchen sah lustig wie ein glänzender See herunter, und ich hatte also recht, daß

der Doktor nicht bloß ein Doktor, sondern „der Archivarius des Königs“ sei, dem das Lesen noch wichtiger ist, als das Lieben. Ich bat ihn um seiner selbst willen, bei dieser Gelegenheit einen rasenden, liebes- und todesentschlossenen Brief an das Mädchen aufzusetzen, er werde sie heute sprechen, aber vielleicht nicht lang genug sprechen, um des Briefes zu entbehren. Er ging kopfschüttelnd.

Das Innere des Münchner Theaters ist weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die rastlos aufsteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die massiven Farben schüchtern es ein. Aber es ist ein Vorhang im Münchner Hause, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein schönes Frauenzimmer hinabfliegt ins Land mit den Klängen und der Schönheit und sonstigen Dingen, dieser Vorhang ist voll wohltuender poetischer Verheißung.

Das Theater ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Starost ward ins Komplott gezogen, wir warteten an den Türen. In den weichen Sommermantel gehüllt, kam das schöne Kind mit der kurzsichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, schlug den Schlag zu. In diesem Momente flog auch sein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Starost vom Wagen fort ins Gedräng gedrückt, dem Archivarius saß der Tressenhut auf dem Kopfe, er sprang hintenauf, ich rief: „Fort!“ und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente suchte seinen Hut; ich sagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin sei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das schöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirsch“ und sprachen mit Bayern und Fremden, und aßen Fleisch und tranken Bier. Es gibt ein altes Lied vom bayrischen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwischen den Zähnen. Es verspricht lauter

reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der ersten Sorte, dies Lied ist von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die schönsten Huris und die schnellsten, gelenksten Pferde und den kühlsten Schatten, und der Bayer erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigener Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für solchen bockledernen Himmel tun, was kann man von solchem Volke erwarten, das so bocklederne Wünsche hat. O, sie sehen so wohlgenährt aus und tragen alle Bärte, wenigstens einen Henriquatre, und sehen höchst energisch hinter dem Glase aus und sprechen, wenn sie erst anfingen, da schmissen sie die Erde in den Mond und noch weiter, aber sie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und zirzensische Spiele", so heißt's bei den Bayern „Bier und Schnurrbärte". Da ruht ihr Leben; solange das unangetastet bleibt, solange hat's gute Wege in Altbayern. Dies dumpfe, teilnahmslose Volk ist allerdings auch in neuerer Zeit reger, frischer geworden, und hat sich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeschossenen romanesken Rheinbayern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menschenrechte und poetischen, mautfeindlichen Theorien dabei denken. Diese Völker sind jetzt so verschieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdischen verborgenen Kräfte des Menschen auf, das Bier die unterirdischen, der Wein die rosenroten Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die speichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln sie einander so lange, bis der bleierne Schlaf sie bewältigt. Der Bierrausch ist ein Alpdruck, ein Volk, das leidenschaftlich Bier trinkt, hat keinen energischen Willen. Die Renommisten auf der Universität sind auch immer die besten Biersäufer.

Nur in einem Teile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeister Behr auf die Fronfeste nach München holte, von wo Schönlein, der geistreiche Mediziner, abzog, um nach Zürich zu pilgern und den Staub Bayerns von seinen Füßen zu schütteln, nur um Würzburg usw., wo wiederum Wein wächst, muß man strebende Bayern suchen.

„Hurra, es lebe das bayrische Bier," rief eine Gesellschaft tüchtiger Bayern unten im „Hirsch" bei Herrn Havard in der Schwabinger Gasse. Ich ging eiligst schlafen.

---

19. Fortsetzung.

Als ich in München erwachte, lag schon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Bayerlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche sich neu hinausstrecken in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhnisch, daß der König von Frankreich nicht soviel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Betteljungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Bayern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich," murmelte er, „und der Zar von München hat doch keine Bergwerke."

Wir waren aufs Freie gekommen, aber die Sonnenstrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnsucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am südlichen Horizonte, wo die Alpen standen und lockten. Da hinten, hinter jenen Bergen, da wird die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das ebenso dunkle Mittelländische Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, da hinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke und stockfremd aussehende Häuser und Städte, da ist alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Aristokratie und Jakobiner und Bockbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnsucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie ist das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plastischen Kunst aufgestellt sind. Leo Klenze, der Hauptbaumeister in München, hat es gebaut.

Augenlos, stumm, aber großartig ruhig wie eine Statue liegt das Gebäude von außen da, man sieht keine Fenster, denn diese gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Nischen, den Augenhöhlen, sehen die Statuen des Phidias, Perikles und anderer. Die spätere Geschwätzigkeit des Tages und der Geschichte verstummt vor dieser steinernen Ruhe. Es ist in Form eines Quadrats gebaut und enthält zehn Säle, in welchen die plastischen Kunstwerke von ihrem ägyptischen Anfange auf, die schöne griechische Zeit, die verhallende römische vorüber, bis zu der neuen, wieder schön gewordenen Ära Canovas und Thorwaldsens aufgestellt sind. Nur der Eingang ist ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwischen der altägyptischen und der feinen, schönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle ist bestmöglichst den Statuen und ihrer Entstehungszeit angepaßt. Die Glyptothek ist ein plastischer Auszug der plastischen Kunstgeschichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trocken-heißen Sonnenstrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus frischer Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es ist ein wollüstiges Kunstheiligtum, dieser steinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeschichte, in welcher sie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich sah die schattige Werkstatt aller Nationen. Alles ist marmorglatt, marmorkühl, frisch, heiter, antik; denn alles ist Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römischen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenster, alle einfache Pracht der Bildnerei ist auch bei diesen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöstlichen Fronte zu liegenden Gesellschafts-

säle, welche Cornelius gemalt hat, vollenden den freien, griechischen Eindruck, den das Ganze macht. Im großartigsten Stile schreitet dort das Geschick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unsterbliche Zorn — alles tritt wie ein nackter, klassischer Gedanke aus dem Pinsel des griechischen Deutschen mit dem römischen Namen Cornelius.

Es sind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechischen Tragiker.

Ein paar Bayern sahen sich das alles mit an, und als sie von Gesellschaftssälen hörten, da stieß einer den andern und flüsterte ihm zu, daß der nächste „Bock" hier gefeiert werden solle. Der andere aber schwieg, und sein Auge sah fragend zum alten Priamus hin, auf dessen Gesicht der ganze trojanische Schmerz sich geflüchtet hatte. Starr und steif sah er ohne Aufhören hin und schüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müsse, um solches Übelbefinden zu erleiden. Aus den Taschen der beiden reisenden Bayern sahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Tasche eines jeden.

Das ist die Lehre von der Ironie. Ein bayrischer Pfeifenstummel erhält erst seine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthusiastischer Fremder rief: „Man ist in Hellas!" Und die hellenischen Pfeifenstummel stießen sich wieder an und lächelten und strichen sich die Bärte.

Sonst haben sich die Münchner selbst im allgemeinen schon glatt und fein gesehen: man hört sehr gebildete Urteile über Kunst und Schönheit. Der Glyptothek machen sie den Vorwurf, daß sie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man diesen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten historischen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in diesen marmornen Sälen unter diesen steinernen Gestalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfrischen wie ein blitzend frischer Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anstrengung, alle die knickrigen Sorgengesichter zu verarbeiten, welche man auf den deutschen Promenaden sieht, man muß das Schönheitsgefühl sogar gegen die täglichen Eindrücke verteidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, sorglose Leute zu sehen und den täglichen ästhetischen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, sondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augenlider.

Die deutschen schöngeistigen Schriftsteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyrisch-rhetorisch, formanfänglich sind, sollten die Glyptothek wie einen Gesundbrunnen besuchen und Gestalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinakothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden sich schon durch diese Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen hohen Fenster an. Noch ist das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht gesehen. Ebenso habe ich nur wenig schauen können von Schnorrs großen Bildern in der „neuen Residenz", die nach dem Pittischen Palaste in Florenz erbaut ist. Dort weben die langen romantischen Gestalten aus den Nibelungen mit ihren langen Leidenschaften und langen Reden. Wenn in Bayern für alles so gesorgt würde, wie für diese Teile der Kunst: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber diese Sachen gesehen hat, muß man abreisen, einen längeren Aufenthalt gestattet die Zensur nicht.

In der Glyptothek saß ein blasses Mädchen aus England mit unparteiischen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, schwarzes Sammetkleid, und nur das Sammetkleid hinderte mich, sie auch für eine Statue zu halten. Man

erzählte mir, sie sei sehr reich und sehr unglücklich. Das verwunderte mich sehr, denn wenn man die Schönheit liebt und viel Geld hat, so kann man eigentlich nicht unglücklich sein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnsinn, wenn wir die „Münchner Zeitung“ lesen, aber der Zorn ist kein Unglück; Achill hat tödlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter sei auf einem Dampfschiffe nach Oporto gefahren und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den „Times“ gelesen, habe sie lange ganz stillgeschwiegen und sich nicht geregt; dann aber stumm das Blatt der „Times“ zusammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und sei auf das erste Schiff gestiegen, das aus der Themse gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum so groß sei, daß ihr Geliebter für die Freiheit gestorben, oder darum, daß er nur gestorben sei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo sie das erfahren, haßt sie die Freiheit und will sich so lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal gesiegt hat. Dann wird sie hingehen und im Anschauen seiner Taten leben. In München liest sie zu ihrem Troste nichts als bayrische Zeitungen, und in der Glyptothek sitzt sie immer da, wo ich sie gesehen, nämlich im römischen Saale, wo man fast lauter Kaiser und Tyrannenköpfe sieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälse, und der römische Saal liegt etwas tiefer als die übrigen und ist der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blasse Mädchen mit dem schwarzen Sammetkleide und dem großen, starren Statuenauge zu sehen, das unter der Büste Neros saß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es sah aus wie freiheitsmörderischer Marmor-Despotismus, wie ein überschwelgtes Kunstauge, das die Menschen

nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen gestehen: solange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleists „Erdbeben von Lissabon" im Kopfe herum, ich setzte unsicher die Füße auf die Erde und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen, und die groben Türme der Frauenkirche würden zuerst über uns zusammenstürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich sei in Lissabon, und noch heute denke ich immer an den Turm Belem, wenn ich von der Fronfeste in München lese, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und bösen Menschen verschlingen, und wenn ich meine düstern Bilder wegscheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da seh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero sitzen mit dem schwarzsammetenen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich atmete tief auf, als der Postwagen aus der Isarvorstadt ins Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängnis entronnen zu sein, und die frische Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach, ich sog sie so wollüstig ein, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft sind aber die Hauptsache.

---

20. Fortsetzung.

Erst in dieser Freiheit des Postwagens wagte ich nachzuholen, was ich wohl sonst noch gesehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher sogenannter Intendanzrat, der du berufen bist, von schlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu sterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Tristia fabriziereſt!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags; als er in den Saal der philharmonischen Gesellschaft plötzlich eintrat

wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßte gut zu seinen Schriften; man denkt, er verstellt sich und macht nur einen physiognomischen Witz: es ist viel dreistes Hunnentum, nutzlose Courage, säuerliches Vergnügen, das selbst keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmütigkeit in dem Gesichte dieses deutschen Schalksnarren. Der Intendanzrat scheint ihm schlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Besuche — er sah so gewiß jämmerlich malkontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Courage, sie ist wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber schon, er tut nichts, es ist nur blinder Lärm, man sieht sich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir ist ein Beispiel, wie ein scharmantes Talent ohne Charakter ebensogut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenspiegel berufen, hat er sich zum Hofnarren oder gar nur zu dessen Intendanz erniedrigt, und ist dann wie jeder besoldete Spaßmacher zum Hanswurst herabgesunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben sich haben sollen, eine Privatzensur; Saphir ist nicht seines Witzes Herr, sondern der Witz ist sein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die seinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ und dies in die Wälder unter die anderen wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, so hat sich Saphir auf den lüsternen Esel seines Witzes gebunden, und er muß nun all das Übel tragen, das dieser anrichtet, wenn er unanständig schreit, ausschlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir ist nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir sagt immer von ihm: Er ist ein liebenswürdiger Lump, aber er tut ihm Unrecht; sein Witz ist ein Lump, und zwar ein rachsüchtiger, eitler, vorlauter Lump, aber Saphir

selbst ist ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich seh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil ist; denn

„Du fängst mit einem heimlich an.
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt!“

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm bestellen können. Seine Jungfräulichkeit ist hin, man hat ihn sogar um den Einsatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Karriere — Gott weiß, wo er noch hinkommt. Es tat mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochene Gesicht sah. Der Mißmut rauchte schlechten Tabak in seinen Zügen, und das Gelächter, das zuweilen aus den Winkeln seines Gesichts vorüberschob, bedeckte sich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine starken semmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf seinem Haupte, und dräuen herab auf die zwinkernden schlechten Gewissensäuglein, und auf die ausschweifende Nase und das große Maul, das jeder Skandalschriftsteller haben muß. Und doch liegt der Nebel eines guten, ja poetischen Herzens über diesem unorthographischen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er ist ein guter Mensch, der nicht dafür kann, wenn er schlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich aussieht: die schlechten Streiche würde er sich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innersten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberls Worten: „Wann i nur wos davon hätt'!“ das weiß Saphir, der Journalisten-Staberl sehr wohl.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entschlossene blaue Berge flogen trotzig

an unseren Blicken vorüber, und hoch drüben sah tief aus den Bayrischen und Tiroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeschoben in die Salzburgischen Voralpen, neue Bergformen entwickelten sich.

Der Vicomte war mir unter den Residenzen in München verschwunden, er hatte Geschäfte mit dem bayrischen Kaisertume, der Archivarius saß schweigend neben mir und dachte an das Freudenauge, das er aus dem Wagen gehoben, zwei sanfte Reisende lasen mit stiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Starost saß im Kabriolett und pfiff.

Frisch grün wie junges Gras kam bei Wasserburg der Inn geschossen, immer steiler wurden die Berge, und ihre Wasser von Regen geschwellt, schäumten lärmend durch die Täler. Es hieß, die Salza habe die Täler zerrissen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete sich früh zwischen diesen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch spielte. Auf allen Stationen war große Geschäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Untaten der Wasser, und schilderten Gefahren und warnten vor der Weiterreise. In solchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, sie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt turmhoch herabstürzen, klaftertief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein paar katholisch ernsthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen scheu über die schwarzen Bergmassen und plötzlich über einen schweigsamen mysteriösen See, der still und ruhig schlief. Von der Spannung erschöpft, schlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der schwere Postwagen rollte durch das hohe Festungstor von Salzburg, der weiße österreichische Grenadier nahm die Pässe ab, durch abgestorbene Straßen

donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Tor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquisition.

Einen Gasthof suchend schritten wir über die Salzabrücke: die hohe Festung, die steilen Berge sahen wie alte Verstorbene auf uns herab — der Mond war leise aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer steilen katholischen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von schwarzem Marmor, die einzelnen halb italienischen Häuser am Flusse hin waren die kleinen Betaltäre, und der Mond goß Segen und Licht und Musik und Glanz der bischöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, störte die Totenstille.

Wir waren wieder in Österreich. In diesem österreichisch-katholischen Gebiete ist alles tot und still, und eine blöde Schlafsucht, eine stupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung ist unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet sind, betreten die Salzabrücke. —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche seit zwei Jahrhunderten vergessen worden sei hinter den hohen Bergen. Der Starost donnerte an die Haustür eines Gasthofes; wir erschraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, schlafenden Gebirgsstadt machte. Er pochte wieder und wieder; es regte sich niemand, man schläft fest und katholisch in Salzburg; leise fing es an zu regnen, wir waren ausgeschüttelt vom Postwagen; es begann ein leises Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit salzburgischen ausgespannten, leeren Zügen und einem salzburgischen Kröpflein.

Wir konnten nichts Besseres tun als schlafen.

---

21. Salzburg.

Diese Stadt steht in dem Rufe exorbitanter Schönheit und verdient ihn nicht ganz. Als wir aufwachten, regnete es so innig und gemütlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergessenen norddeutschen Städtchen passieren kann. Es gibt Städte und Zeiten, in denen ich es sehr gern mag, wenn ein ununterbrochener Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier“ an die Fenster schlägt, manche Städte gewinnen dabei an düsterem Interesse, zum Beispiel das trocken lutherische Wittenberg, das eigentlich bei Sonnenschein gar nicht existieren sollte. Aber für Salzburg schickte sich das gar nicht, das war ohnedies schon römisch-katholisch genug, schwermütig und düster. — Der Starost, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zusammen ein Salzburgisches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tische und einige kleinere, ein Dutzend altfränkische Stühle und viel sonstige Möbel aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges standen. Es schickte sich nicht, in diesem Zimmer zu lachen oder philosophische Gespräche zu führen. Wir hatten einen sehr richtigen Takt und erzählten einander vormittags Gespenstergeschichten und katholische Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umstehenden hohen Häuser ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeitschte Salza nach einem der bewehrten Berge zu sehen. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard und seinem unnatürlichen, priesterlichen Unglück, und beschrieb die schöne Heloise und sagte, sie hätte glänzend schwarzes Haar und Augen so dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand sei aber weich und warm und schneeweiß gewesen, und diese schneeweiße Hand hätte eben den Abälard so unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fensterscheibe und sah durch die Spalte nach der Festung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde spielte der geschäftige Regen, und aus den

spielenden Tropfen sah mich das bleiche, verkümmerte Gesicht Abälards an, das einst so schön gewesen sein mußte, seine blassen Lippen öffneten, seine gebrochenen großen braunen Augen schlossen sich, und der Regenwind peitschte seine Worte an die Fenster, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgischen Pfaffen!“

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die protestantische Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit sich: schon auf der Brücke überraschte uns ein Prasseln des eiskalten Schloßenwetters voll fataler Vernunft. Aber der Kampf sah schön aus. Wie eine schwarze fliegende Nacht stürzte sich links die Wolke kopfüber in die Salza; und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Teil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italienischen Häusern. Über die Burg und die steinigen Berge zuckte ein stolzes Lächeln ob dem Wüten der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge selbst stürzen sich in und um die Stadt unordentlich durch die Augen, verrennen sich den Weg und die Aussicht. Es ist vollkommen originell in dieser Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohltuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, ist noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, sieht Figuren, aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen sei und einzelne Bergstücke hätte fallen lassen. In all ihrer Lage ist kein notwendiger Zusammenhang, sie erheben sich nicht allmählich aus der Erde, sondern stehen auf plattem horizontalen Boden, als könnte man sie wegschieben.

Wir fuhren zwischen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer still halten und

erzählte eine lange Geschichte. In diesem Berge sitze der Kaiser Karl, den man auch Barbarossa nenne, und lasse seinen Bart wachsen und sammle fünfmalhunderttausend Mann. Wenn aber sein roter Bart fünfmal um die Tafel reichen werde, an welcher er mit seinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaschen Johannisberger trinkt, dann komme er heraus und nach Deutschland. Im Jahre 1830 sei großer Spektakel gewesen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rotbärtige Kaiser werde mit seinen fünfmalhunderttausend Mann zum Vorschein kommen, und das österreichische Militär hätte alle Tage scharfe Patronen gehabt, denn der alte deutsche Kaiser sei ein Demagoge und Jakobiner. Aber der gnädige Herr Barbarossa hätte wohl nur große Revue abgehalten, denn es sei später wieder ganz still geworden. Übrigens wäre es ein sehr schlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleischer und ein Weinhändler seien hintereinander darin verschwunden. Überhaupt müsse der Herr Kaiser im Untersberge dergleichen Geschäftsleute brauchen, denn namentlich seit Salzburg wieder an Österreich gekommen sei und Handel und Wandel dadurch sehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht mehr auszuhalten, seit der Zeit fehlte es ihm gar zu sehr an Geschäftsleuten, und wenn diese Leute immer so verschwänden, so litten doch die Zahlungen, und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führt wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiser mit seiner großen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang sei eng, der Kaiser könne nur langsam seine Kräfte entwickeln, man könne nicht wissen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wisse alles.

Der Berg selbst sieht muskulös und starknervig aus. Neben ihm ist der Stauffen hingestülpt wie eine phrygische Mütze, ein Rest der großen jakobinischen Erdrevolution, die

man ringsum hier so deutlich sieht. Die andern Berge sind Harnische und sonstige Waffen, und wie eine glänzende Riesenrüstung sieht der zehntausend Fuß hohe Watzmann mit seinem schneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend ist ein Bergwirtshaus. Die Feste zu Salzburg ist der Wirt. Die tiefe Nachmittagssonne legte sich eben golden über sie hin.

Vorübergehende sagten uns, oben bei Hallein sei eben ein Berg ins Tal gestürzt. Das durften wir nicht versäumen, die stummen Berge handeln so selten, vielleicht war's ein Vorposten von Barbarossas Heer. Wir fuhren hin und fanden wirklich ein kleines Erdschlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge gesperrt, wie verarmte einzelne Personen und Familien steckten hier und da ein Baum, ein umgestülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdschutte. Der Sturz war ohne romantischen Eklat langsam und nach vielem vorhergehenden Geseufze und Gestöhne und Auflösung verkündendem Bröckeln eingetreten. So war kein Mensch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erst merkten, daß sie keine Schlafstelle mehr hätten, sahen recht traurig aus, wie sie mit verstörten Gesichtern die Erde anstarrten. Der eine hatte eine Axt, die zweite einen Topf, die dritte ein Spinnrad gerettet, und sie trieften vom Regen, denn sie hatten schon ein paar Stunden da gestanden und warteten, bis die Häuser wieder aufstehen würden.

Dergleichen kann oft in diesen Gegenden vorfallen, denn der Typus der Bergformationen ist steil und senkrecht, und an diese Urknochen hat sich das weiche Fleisch der späteren Erdschichten gelegt. Bei einem regnerischen Sommer löst sich leicht solch eine Schicht von der kompakten Bergmasse.

Durch die stillen Dörfer, in denen hohe Mastbäume in Menge aufgerichtet standen, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeschälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und

die Buben und Burschen klettern daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatschen bei dem in die Hände, der am höchsten klettert. Jetzt lag das Abendrot auf der Feste Salzburg, und sie sah jetzt umgewandelt, stolz und prächtig wie ein Sieger aus, und schlug sich den roten Himmel wie den Purpur um die Schultern und sah höhnend auf das kleine Geschlecht mit seinen kleinen Sorgen herunter, das sich abquält in Schweiß und Angst mit den Fragen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenstrahl auf der glänzenden Festung zuckte, da las ich auf ihrem stolzen Antlitze, was sie dachte über das Menschenpack tief unten: Ihr habt keinen Geist, ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über euch werfen.

Und die Nacht flog herunter, und wir kamen im Finstern durch die bergige Stadt bis an unsern Gasthof, ließen uns Tee kochen und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Tassen und sprachen über dies und jenes.

---

22. Mark Sittich, der Bischof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ sie alle in seine Wirtschaft hineinwachsen. Nur der eine war ein Tischler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein stilles, fleißiges und geschicktes Wesen hatte. Der jüngste Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, so lachte er immer schelmisch und knallte mit seiner Peitsche, der Vater aber drohte ihm stets mit dem Finger, konnte sich aber doch auch bei seinem Anblick eines gewissen wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren. Die

Mutter strich ihm immer, wenn er abends das Vieh eintrieb, das kurze, krause Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß vom kleinen, braunen Gesicht, und steckte ihm ein paar Äpfel oder gekochte Eier in die Tasche. Wenn es der Vater sah, so schalt er sehr und sagte zu seiner Katharina, sie würde den Buben verhätscheln.

Als der Jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, so tat er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dies war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Äcker waren in Ordnung, die Getreidepreise waren in den letzten Jahren ziemlich hoch gewesen, das schwarzbraune Wandschränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblätterigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Markus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte sagte, es würde den andern Söhnen zuviel entzogen, da erwiderte die Mutter, der Markus sei ja auch der Letzte von ihrer Ehe, und es koste ja doch im Kloster eigentlich nur hie und da ein hübsch Geschenk aus der Wirtschaft; dafür lerne der Markus Lateinisch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und das sei am Ende doch die Hauptsache. Man könnte doch nichts Hübscheres und Rührenderes zustande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen ins ganze Haus, der Markus habe ein freies, klares Gesicht, er werde besser aussehen als mancher andere im ehrwürdigen Ornate, und er sei ein anstelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wissen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein paar Minuten still und langte dann den von Fliegen heimgesuchten Kalender von der Wand herunter, sah nach dem Quartember, und trug der Frau auf, sie möge ihn heute abend an die große braune steirische Kuh erinnern, sie habe heute gekalbt, und Markus sollte es auf-

schreiben. Dann zog er sich die Manchesterjacke an und sagte zu seinem Weibe, ob sie sich einmal die Saat mit ansehen wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute nacht so hübsch geregnet, und der Markus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte sich mancherlei dabei überlegen. Und die Alte sagte hurtig „ja“, denn sie kannte ihre Ehehälfte, und sie gingen.

Draußen lag Markus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte frische, saftige Weidenstöcke um sich liegen, und schnitt sich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen schnellen Blick auf das Vieh, und wenn es sich zu weit nach der Saat hin richtete, so jagte er wie ein kleiner Feldherr seinen großen schwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geschrienen Worten. Er selbst aber ließ sich nicht stören und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdes in seine Nähe gekommen; aber obgleich er sie nicht zu bemerken schien, so ward er doch gar nicht überrascht, sondern rief ihnen zu, eh' sie dachten, daß er sie gesehen.

Der Vater sagte zur Mutter: „Wenn ich nur gleich an seine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge hütet aufs beste, stört das Vieh nicht unnötig im Fressen und läßt's doch nicht aus dem Auge — sieh nur, wie rund und glatt es aussieht.“ Aber die Mutter wußte immer Rat: „Nachbars Anton sei ein geschickter Junge.“

Und so kündigte denn der Vater dem Markus an, er sollte nach der Kirchmeß drüben ins Kloster kommen, um geistlich zu werden. Markus sah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter sagte, daß er dort alle Tage Honigschnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe und probierte seine eben fertig gewordene Pfeife.

Markus war schon mehrere Jahre im Kloster, als er eines Tages am Klostergarten ein frisches, schönes Bauernmädchen vorübergehen sah. Sie gefiel ihm sehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenster, das wenige kannten, weil es ganz mit Efeu verwachsen war. Dort pflegte Markus oft zu sitzen, um Menschen vorübergehen zu sehen, denn er liebte Fleisch und Blut.

Das Mädchen stand still, und als sie mit Mühe erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Markus und ward rot. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Klara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände, und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Markus die Klara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie abends nach der Vesper vorüberginge. Und Klara richtete ihre Geschäfte so ein; denn des Markus Augen waren noch immer so munter, als da er einst das kleine Vieh hütete und mit ihr beim Brunnen Wasser schöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Efeuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr.

In müßigen Stunden verfertigte Markus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen, heraufzusteigen, im Schatten des Klostergartens sei weicher schöner Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Klara stieg herüber und sie setzten sich auf den Rasen, und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege sich freut. Markus und Klara fanden die Klosterstille sehr angenehm. —

Der Prior des Klosters war ein sanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Markus, weil er alles sehr schnell gelernt hatte. Namentlich schätzte er an ihm einen unbe=

fangenen Scharfsinn, welcher bei schwierigen Stellen der Klassiker stets schnell und leicht ein klares, einfaches Verständnis auffand.

In einer der schönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chrysostomus und stieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Korridor nach des Bruders Markus' Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun besann sich der Prior, daß es Nacht und sehr auffallend sei, wenn Bruder Markus sich jetzt nicht in seiner Zelle befinde. Er wußte indes, daß Markus ein junges frisches Gefallen an der Natur fand, und vermutete, daß er sich bei der schönen Nacht im Klostergarten ergehen werde. Dies denkend stieg er in den Garten hinab. Markus, der mit Klara im Dunkeln saß, und dessen gesunde Hirtensinne noch scharf und aufmerksam waren, hörte den leisen Schritt des Priors und horchte. Da rief dieser mit lauter Stimme: „Bruder Markus!“ und Klara, heftigst erschreckend, stieß einen gellenden Schrei aus.

Markus hatte es der nachsichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt versetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein gesuchter Beichtvater; er sprach salbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommierter Geistlicher und stieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn sein Auge war immer noch frisch und schön, seine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonsur stand ganz vortrefflich zu seinem mutigen krausen Haar.

An einem schönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verschleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie sprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß sie unwiderstehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Markus versicherte

ihr natürlich, das sei ganz in der christlichen Ordnung und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte sie, ihre Neigung richte sich dahin, wo Gott allein Ansprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menschenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menschen, alles zu lieben, und verlange in seiner grundlosen Gnade keine Privilegien. Auf diese demokratische Äußerung erhob sich die Dame seufzend und ging. Aus Versehen ließ sie ihr Taschentuch auf dem braunen Brett am Beichtstuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Szene überrascht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Absolvieren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taschentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schoß, darauf stand: „Heiliger Markus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des bischöflichen Gartens."

Markus war ein kluger Mann, und in einem Mantel gehüllt stand er um elf Uhr an der Gartenpforte und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heut im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daß sie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine, warme, pulsierende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Palastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Teile die Mäntel ab und lachten sehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Gestalt gewesen, die große Ähnlichkeit mit der Dame hatte, welche denselben Morgen am Beichtstuhle gewesen war.

Der heilige Markus küßte ihr lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs, und wenn sie mittags dem Onkel einen Fasanflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Markus, wie er die Familie des Bischofs

leidenschaftlich verehre, und die christliche Liebe bis aufs äußerste treibe.

Prälat Markus wurde immer öfter zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher Mann sich zurückzog, so promenierte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt im stillen für dessen Tochter, und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große alleinseligmachende päpstliche Augen, des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwohl er sonst immer gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolvieren. Und Markus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch besseren Nichte war Markus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war tot, und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Täler baute ihr Markus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß, und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich mußte das Wasser allerlei Kunststücke machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Bischof Markus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauernmädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er

war sehr herablassend, obwohl die Dirne sehr trotzig tat. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirtschaft, und spielte eine ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Klara galt bei vielen für die Hauptperson in der Diözese, und die jungen Geistlichen wendeten sich meist an sie, denn der Bischof war immer sehr verlegen, wenn sie ihn um etwas bat.

Einst hatte er ihr etwas abgeschlagen, und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg, und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthaltes sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Markus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Markus war sehr verstimmt und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der stillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm stieg der Erzbischof auch in seinen Wagen, und auch Klara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen spannen lassen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Bischof Markus pflegte an warmen Sommerabenden mit der stillen Nichte in den schönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, schwellenden Moosbänkchen, in welche sie sich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergessen. Die Nichte ging wegen der Wärme nur sehr leicht angekleidet, und der Bischof, für ihre Gesundheit besorgt, streichelte ihr den weißen römischen Nacken und Busen, und legte ihren vollen Arm in sein Gewand, damit sie sich nicht erkälte. Diese Besorgnis steigerte sich, je länger sie in der Grotte saßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden sie durch ein rauschendes Wasserbrausen aufgeschreckt. Markus

war von Jugend auf anstellig und schlau gewesen. Er begriff schnell, was das Wassergeräusch bedeute, warf sein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder und drückte seine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Wasserstrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuspringen und den Zugang brausend zu sperren, das Geräusch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber standen der Erzbischof und Klara, und aus allen Wasserspiegeln, aus dem Munde aller Statuen, aus allen Steinen brausten die Wasserströme über das Paar. Heftig versuchte es Klara, den Erzbischof weiter fortzuziehen, und deutete auf die wasserschäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbischof versuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knienden Bischofs inne wurde, schüttete eine kolossale Steinfigur eine breite Wasserflut über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, so schnell es seine Kräfte erlaubten, zurück und erhob ein klägliches Geschrei über Hexen- und Zauberkünste. Klara, fortwährend hinter ihm, beschwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umsonst. Am Eingange des Gartens fiel er halbtot seinen Dienern in die Arme, und konnte kaum noch lallend den Befehl erteilen, Klara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage starb er infolge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Bischof Markus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten, und seine Frömmigkeit in Augenblicken der Versuchung den Anwesenden zu empfehlen.

Klara ward den geistlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Person und wegen zauberischer Künste im Inn ersäuft. Der Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davontrage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Markus.

So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Mark Sittich überkommen.

All seine Wasserkünste in Hellbrunn, welches die Salzburger Hellabrunn nennen, sind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der stillen Nichte kann noch alle Tage passieren.

Unser Führer hat uns all diese Attrapen gewiesen und erklärt, und er machte sich das schlechte Vergnügen, einige Handwerksbursche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbischof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verstecken war, als ein scheußlich steinernes Weibsbild.

Für den Novellenschreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüsternen Pfaffengeheimnisse jetzt von prosaischen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine schöne Allee von Hellbrunn nach Salzburg. Die Sonne schien so schön wie damals, als Mark Sittich diesen Weg passierte, und wir waren alle einstimmig betrübt, daß die schönen Gemächer des bischöflichen Freudenschlosses jetzt so leer stünden. Der Starost meinte, etwas Sünde und viel Freude sei doch besser als verödete Tugend, und der Archivarius konnte den römischen Nacken und die alleinseligmachenden Augen gar nicht vergessen, und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte und tat, als wüßte er noch viel. Er war aber ein dummer Teufel, und wußte nichts mehr.

---

23. Tirol.

Es war eine recht kindische Freude, die ich empfand, als der Postwagen ins Tiroler Tal hineinfuhr: ich glaubte, noch einmal in ein Stück meiner Kindheit selbst hineinzurollen, und ich sang, wie ich als Bube gesungen hatte: Jo, io, Tiroler machen's so! Die Tiroler hatten mich nämlich in früher Jugend beispiellos amüsiert, sie gingen immer in Sonntagskleidern, sie waren immer lustig, sie sagten zu allen

Leuten „Du", sie trugen grüne Hüte und wunderschöne Hosenträger, sie hatten sammtene Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater sagte mir, daß sie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich schießen könnten. Ich dachte, das Land, wo solche Leute wohnen, muß gar zu scharmant sein, da ist gewiß alle Tage Sonntag, und die Leute haben gar nichts zu tun, sie verkaufen bloß einander ihre bunten Decken, denn Müßiggang schien mir eine Hauptsache fürs Wohlbefinden zu sein. Und in Tirol, dacht' ich, da ist's immer grün und warm, und jeder kann wunderschön singen, und jedermann lacht, und klug sind sie alle, denn sie haben alle so große, klare, frische Augen. Aber entsetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben so schön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrtümer berichtigen müssen im Lande Tirol, aber meine Freude ist mir nicht genommen worden: dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloses Gesicht, nicht so viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land ist ein Mensch, das ist ein wenig langweilig, aber sicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tirol hört, so muß man an lange schmale Täler denken, die sich kaum auf einige Stunden Breite erweitern, sehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspasses verengen. Ganz Tirol besteht aus drei Haupttälern und ist nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Haupttal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und ist der letzte Träger des deutschen Dialekts, der dort dem südlichsten Tiroler, dem deutschen Welschen ausgeliefert wird, welcher ein schlechtes Italienisch spricht. Botzen ist sein Mittelpunkt. Dies Haupttal senkt sich jenseits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Westen nach Osten, das Etschtal jenseits der Berge, das Inntal diesseits. Außer diesen gibt es frei-

lich noch mehrere kleinere Täler, wie das Ziller-, das Pustertal und andere, sie münden aber alle als Nebenflüsse in diese Hauptströme. Das ganze übrige Land ist steinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemsen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren ins Inntal hinein, das sich von Ost nach West über Innsbruck hinaufschlängelt bis Graubünden. Entschlossenheit, Entschiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in stolzen Felsen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporstreckten, als forderten sie ihn fragend heraus: Warum hast du die Welt nicht weicher und schöner gemacht, da du doch sonst soviel Talent an den Tag gelegt hast, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlassung, warum der am glücklichsten, der am wenigsten tut.

Und da sah ich sie wieder, die bunten Tiroler meiner Jugend mit der melancholischen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn sind die Felsen, aber arm, golden und weich ist der Sonnenschein, aber das Land ist hoch, er wärmt wenig, der Boden ist hart, er zeitigt wenig. Es ist ein armes Land, dies Nordtirol, kärglich sproßt ein wenig Getreide, aus dem Süden haben sie sich eine demokratische Frucht, den Mais, holen müssen, um sich zu sättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten sind ihnen gewährt, die Berge sind steinig und harter, unersprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das alles steht von Urelterväte rn her auf den Tiroler Gesichtern, sie sind von Haus ein Volk mit gesunder Leber und Milz, sie lächeln aus der Armut heraus, aber die Armut lächelt mit, sie sind ein sauberes Volk. Es ist unbegreiflich, woher sie ihre hübschen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hosenträger nehmen. Sie sind ordentlich und doch keine Philister, sind munter und doch nicht leichtsinnig, sind beschränkt und doch nicht dumm, listig und doch nicht falsch, stolz und doch nicht über-

mütig, ernst und doch nicht traurig, vorsichtig und doch voll Mut — sie sind unverfälschte Kinder ihrer klaren, scharf abgegrenzten Berge, sie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf sich unter solchen Natur- und Lebensumständen auch nicht wundern, daß die sanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür sind Berge und innere Verhältnisse zu rauh. Die Tirolerinnen sind gar nicht hübsch; das wissen sie wohl am Ende auch, und das hat sie eingeschüchtert, denn auch ihr Geschmack ist mißraten. Sie kleiden sich völlig unschön, verstopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man bloß Köpfe sieht, so kann man oft die Geschlechter nicht unterscheiden. Das rauhe unsanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle diese Nachteile kommen aber den Männern zugute. Ihre Gesichter sind gestählt und gesättigt mit frischer, scharfer Bergluft, aus den Augen springen die wetterscharfen Berge, von Wange und Lippe strotzt die gesunde, unverfälschte Atmosphäre, der ganze Körper ist geschmeidigt durch die Gefahr der schwindelnden, sich um Abgründe windenden Klippen, durch die Tätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anspruch nimmt. Der Tiroler gehört zu den schönsten Männern Europas, und ich habe oft bei seinem Anblick an einen spanischen Brigant gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabsteigt und mit dem kernhaften schwarzen Auge umherspäht nach der dunkeln Ebene, wo die reichen Klöster und Schlösser aus den schwarzgrünen südlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Loser Passes, wo die Talwände sich zusammendrängen wie stolze Feinde, die einander das Weiße im Auge suchen, da trat ein Tiroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand auf seinen Stutz lehnend, stehen, um uns vorüberzulassen. Ich meinte, es sei eine fabelhafte

Erscheinung, so grünfrisch-poetisch sah der Bursche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenschichten trete; der Reif hing ihm um den bauschigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menschliche Gemsaugen hervor, an der Seite steckte das Messer, welches jeder Tiroler trägt, wenn er auch nur Brot damit schneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war sein Hut und sein Wams, unbefangen und kühl wie ein Gießbach sah er in unsern Wagen.

Am Loser Paß hat es ein fürchterlich Franzosenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der früheren Befestigung, der Schütz stand an einem klassischen Punkte, man sah's ihm an, seine Kugeln fehlten selten — er schaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber sicherer Waffe.

In diesen Tiroler Tälern mag die Redensart entstanden sein: Die Welt ist mit Brettern vernagelt. Es gibt immer nur einen Weg, auf welchen man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in diesem Lande muß auch notwendig todestapfer oder feig werden, es gibt keinen juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmannsherzen stehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felsen, und verschließen die übrige Welt.

Solch eine meilenlange Wand trennt im Inntale Tirol nach Norden zu von Deutschland. Ganz Nordeuropa ist hier zu Ende, man ist für immer abgeschnitten von der Abendzeitung, vom Hofrat Böttiger und von seinen Rezensionen — Deutschlands Stolz ist zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden schlüpft einmal ein schmales Tal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu suchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tiroler, und warnte uns gutmütig vor den Wassern, welche die Wege sakkerisch zerrissen hätten.

Wenn man dem Tiroler das Wort sakkerisch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In kurzem war es undurchdringlich finster. Wir mußten aussteigen und einen Nebenweg suchen, die Straße war zerstört. Nur ein schmaler, für den schweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Tale an den Felsenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unsicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todblasses Tirolermädchen ging stumm und gespensterhaft mit der Kienfackel neben mir her. Sie hatte ein wirres, unleserliches Auge, das niemand ansah, und sprang mit unglaublicher Kraft über die höchsten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karawane voran, und die weit hinter uns einzeln schimmernden Fackeln, und das wüste Gesicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geschichten meines Busens auf.

---

24. Eine Tiroler Geschichte.

In diesem Lande müssen recht traurige Geschichten passieren können, dacht' ich in meinem stillen nächtlichen Sinn, und sah nach den schwarzen Felsmassen in die Höhe, die bei der Finsternis kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich schmerzhaften Gesichte des Mädchens. Das arme Kind riß sich das Busentuch heraus, als ich so in die Höhe blickte, und trocknete sich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl sagen, daß sie eigentlich weinen sollte, und sie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Busen sah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, das auf dem Grabe heiliger Toten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tirolerinnen sind keusch und schamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen sein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passieren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenschaft in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in barer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tiroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt ihr es wohl, ihr stumpf glücklichen Menschen, die ihr gedankenlos in der Fülle eures Behagens hinlebt, wißt ihr es wohl, daß diese lachende goldene Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach, das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glückes gesehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen gibt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es gibt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Türme und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer bloß alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen, wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der da sieht, wie alles überwältigend die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst etwas davon erfahren hat.

Ich meine, es sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tiroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Deutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: „Elsi, guten Abend.“ Denn der Sepperl war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus ins Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein ins Haus und schüttelte Elsis Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsis Mutter war unten aus Welschtirol und hatte stechende schwarze Augen und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsis Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst fünfzehn Jahr —, so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welschtirol, sie wurden warm miteinander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit

ihren verlobten Dirnen. Es tat ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends soviel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Bayern her über die Berge herunterfiel und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsis Vater aus dem Reich zurück und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubentür auf und blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön miteinander täten und sich küßten. Er schüttelte unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrte flugs um und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön und gab ihm die Hand; er fragte sie aber bloß, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „Die Mutter und der Sepperl," da sagte er: „Elsi, geh' zum Herrn Pfarr und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen."

Sie ging, er kehrte um und trat stumm in seine Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsis Vater trat an sein Weib heran und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor und fiel mit seinem blassen Schein über beider Gesicht. Das Weib war totenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offene Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib aufs Bett zurückstürzte.

Es hatte niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wohl später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend

im Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber niemand mit ihr als die tote Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsis Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schoß und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte, der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft und tat niemand etwas zuleide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbettes, in welchem jetzt niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloste Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Tür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl!“ Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war

Sepperl, der von Wien desertiert war; sie schien ganz vernünftig zu sein, solange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig sei, als aufs Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblicke sei er halbtot gehetzt und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vierundzwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, das auf dem Fensterbrett lag, dann fiel er todmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging und riegelte die Tür zu, dann legte sie sich angekleidet neben ihn aufs Bett und schlief nicht, sondern sah den Schläfer an mit offenen Augen, obwohl sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsis Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da," sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt sie vom Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zumute; er machte sich indes zu tun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsis Vater zusammen, putzte das Gewehr und machte sich reisefertig. Der Elsi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, seinen Namen zu nennen; als sie aber kam, sagte Elsi wiederum: „Der Sepperl ist da, ich darf's aber nicht sagen."

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre schreckliche Lage; er sah auch, daß sie nichts tat und sich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angstvoll nach dem Abende, er schmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück lastete wie Verdammnis mit der niedrigen Stube auf seiner Brust.

Elsi war unterdes lieb und zärtlich gegen ihn und sprach kein töricht Wort.

Es ward Abend, und er machte sich reisefertig. Elsi tat's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis ans Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abschlagen wollte, weinte sie bitterlich.

Seppel suchte sie zu beruhigen und streichelte ihr zum ersten Male die Wangen, und küßte sie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerstrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und sie preßte ihn küssend und wieder küssend so heftig an sich, daß es ihn schmerzte.

Er steckte soviel Brot, als im Hause zu finden war, in die Jagdtasche, und sie gingen; was er mit ihr beginnen sollte, wußte er noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh' mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn totschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militärs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen und regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug," sagte ein Tiroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: „Hier hinter dem Zaune sitzt er."

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer."

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hintendrein, man setzt ihm nach, nur der Tiroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdes gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Konskription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existiert auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat neunzigtausend Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

Der Tiroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl wohl zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen und hasche begierig

nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tiroler erzählte mir alles in ihrer Gegenwart, sie hörte aber nichts, sondern leuchtete uns schweigsam wie ein Marmorbild über die schmalen Balken, welche man in die brausenden Bergwasser geworfen hatte, um die Kommunikation herzustellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verschwand sie plötzlich auf der Seite, wo die Felsen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu suchen.

---

25. Innsbruck.

Als wir durch die Wasser hindurch waren, kehrten wir in einem Wirtshause ein, um zur Nacht zu essen. Die Leute waren so still geschäftig, melancholisch freundlich, wie man die Tiroler meist in ihrem Lande findet. Auf der Landstraße und in der Fremde sind sie am meisten gesprächsam und lustig. Witz und Humor haben sie niemals, dafür sind sie ein zu anfängliches Volk. Sie sind zufrieden, und diese Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher sie die liebenswürdige Beschränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tische waren sauber gedeckt, ein langes, sanftes Mädchen, das immer rot wurde, wenn sie jemand von uns jungem Volk anredete, servierte uns ein ärmlich Essen. Die „Zeitung für Tirol und Vorarlberg“ lag auf dem Tische, ich freute mich, daß das kleine Land doch auch seine eigene Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der österreichische Beobachter machte französische Blätter herunter, von denen die Tiroler nichts wußten. Die Julirevolution haben sie durch Reisende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erst im

Winter 1831 französische Märchen hörten; weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es saßen aber doch ein paar Tiroler im Winkel, die sich von erschrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geschehen sein sollten.

Vor der Tür fanden sich Tiroler Musiker ein und begrüßten uns mit sanften Tänzen. Diese Sitte hat etwas Gastfreundliches und Heimliches, sie kamen auch nicht mit dem Notenblatte, um etwas zu haben, sie spielten ihre Weisen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas schenkten, waren sie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tirol ist überhaupt das Land der großen Kinder. —

Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Tal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete sich das Zillertal, das sich heimlich und traulich in die Berge hineinschleicht. Bei der Umspannung sagte mir ein Tiroler, da drin im Zillertale sitze in einem einsam gelegenen Häuschen ein recht armes Mädchen, deren Schatz sei vor mehreren Jahren ausgezogen mit seiner schönen Jodelstimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte sie, heute sei der rechte Tag, und sehe ins Tal hinunter. Aber der rechte Tag sei noch immer nicht da.

Als ich ihm sagte, der Schatz möchte wohl ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben und käme vielleicht gar nicht wieder, da schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Das tut kein Tiroler, jeder Tiroler ist treu.“

Und wirklich sind sie das wiederum wie die Kinder und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmste, Religion ist. Man erzählt unglaubliche Beispiele. Erst vor kurzem war ein Tiroler wiedergekommen, der draußen ein steinreicher Mann geworden war und die schönsten Mädchen hätte heiraten können. Er war wiedergekommen, um seiner

Gretli Wort zu halten, und als er die Gretli abgemagert elend wiedergefunden, als sie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat, so ist er doch seinem Versprechen treu geblieben, und hat sie geheiratet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Ist das nicht eine rührende, beschränkte Treue? —

Immer breiter wurde das Tal, immer grüner und sonniger, der Wagen rollte durch Hall, das über und über in Dampf gehüllt ist von den Salzsiedereien. Auf breiter, glatter Heerstraße, an welcher strotzende Obstbäume prahlten, tanzten die Pferde im lustigen Sonnenschein, ein bunter Tiroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und schön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Talbecken, io Tirol! jauchzten wir alle, es war gar zu schön — Innsbruck lag vor unsern Augen.

Rings ist alles von den hohen Bergwänden geschlossen, nur zu den befreundeten Tirolern stehen die Talwege offen, nach Deutschland schützt die steile Martinswand mit ihren Genossen, nach Italien der stolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen ist im breiten Tale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störnis dringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher deutsch gesprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen so gleich einer Geliebten mit offenen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raschere Küsse, aber ich wußte es schon, daß in Wien soviele Österreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeusche Stadt sei.

Daß der Sonnenschein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Türmen, allen Dächern lag, mochte wohl auch viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenschein wie die Augen, ich suche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düster und regnerisch wird, da mögen wohl die Felsen um Innsbruck bedrohlich zusammenrücken und traurige

Demonstrationen gegen die Stadt machen, und in der Goldenen Sonne zu Innsbruck mag es ein wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das schöne Mädchen aussehen, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Versteckens mit der Sonne spielen kann. Die Tiroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie sind auch hier meistens entartet, oder sehen aus, als ob sie nur zum Besuche da seien. Der Tiroler gehört aufs Land, dort ist er eine Notabilität. Es ist merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen aussieht, das feierliche, edle Gesicht eines Tiroler Bettlers mit den stillen, regelmäßigen Zügen setzt einen in Verlegenheit. Sie sahen alle aus wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Tälern einen Karneval aufführen mit grün und roten Bändern.

Aber fein stolz auf Innsbruck gehen sie umher, fein stolz auf ihre Hauptstadt. Ich glaube, sie ließen sie während der sechs Wochentage leer stehen und kämen bloß des Sonntags her, um die Kirchen zu besuchen, auf den Straßen herumzuschlendern, auf der Innbrücke zu stehen und die Tiroler Berge anzuschauen — das täten sie, wenn die äußeren Landstraßen nach Innsbruck plötzlich verschüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr bestehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Bozen ist viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüte Tirols rankt sich da zusammen, aber Innsbruck ist die alte Jugendgeliebte, sie hat ihre heißesten Tränen, ihre besseren Taten gesehen, es ist ihr Heiligtum, das Mekka der Tiroler.

Da drüben, einen Büchsenschuß von der Stadt, liegt der Berg Isel, wo die Bayern wie die Spatzen erschossen wurden, wo sie sich zuschrien: „Ein Hundsfott, der nicht

seinen Mann trifft," wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünfundsechzig Offiziere niederwarfen, diese Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er seine Arme und stürzte durch den Kugelregen auf die Feinde und rief: „Vorwärts, Tiroler! St. Georg und mein Bart werden euch als Schild dienen."

In und um Innsbruck liegt die Quintessenz des Tiroler Ruhms, sie lieben es wie die Juden Jerusalem, wie die Römer Rom, wie die Franzosen Paris. Wenn man einem Tiroler begegnet, so frägt er: Wo bist du her, und hast du Innsbruck gesehen?

Die Stadt zieht sich mit ihren elfhundert Häusern von Deutschland nach Italien hin und hat für mehr als zehntausend Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit ist das goldene Dach, dessen Bedeutung schon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Tasche hat es angelegt, und es ist eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke solch einer goldenen Prahlerei ist durchaus nicht tirolisch. Der Tiroler erwirbt gern Geld, und er verschleudert es auch nicht so schnell und leichtsinnig wie der habsüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen so toten Wert wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft viel und gibt ohne Bedenken zwei Dritteile seines Erwerbes für einen schönen Hosenträger, ein feines Hemd und eine weiche Samtjacke. Er ist viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentlich zu sein.

Eins aber beweist dies goldene Dach, das schon jahrhundertelang unangetastet liegt: die Ehrlichkeit der Tiroler. Es hat sich noch niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Versuch des Diebstahls am Zusammenhange der Masse und der sonstigen Beschwerlichkeit scheitern würde, aber englische Industrieritter hätten gewiß schon hundert Versuche gemacht. Ein Diebstahl ist in Tirol

eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, so ist der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tirol, namentlich in Innsbruck, nicht: der Tiroler ist nicht nur fromm, er ist noch wacker abergläubisch. Es war kein geringer Grund zum Aufstande, als die bayrische Regierung die geistlichen Komödien und Wallfahrten untersagte, welche die Tiroler in großen Scharen besuchen. Jetzt ist kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchalische Hierarchie noch so üppig, warm und feist gediehen, als Tirol. Spanien und Portugal sind skeptischer, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Liederlichkeit des Katholizismus. Das ist um so auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tirol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehen und dann zurückkehren, einen profanierenden Eindruck in der Heimat erwarten sollte. Aber die Tiroler heulen mit den Wölfen, sie hüllen sich in Schafskleider, doch die Tiroler Stimme, die Tiroler Haut bleibt von allem Äußeren unberührt. Sie sind für kein Kontagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächst Hofer ist der Kaiser Max eine Hauptperson in Innsbruck. Er hat in der Hauptkirche ein eigentümlich Denkmal. Hinter einem Eisengitter steht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs seine Schlachten abgebildet sind. Es ist sehr bezeichnend, daß man ihn durch solche kleine scharmante erhabene Sächelchen verherrlicht hat, diesen letzten deutschen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein schnurriger Pendant zu seiner Geschichte, dessen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tiroler mit den niedlichen kleinen Schlachten ganz ernsthaft meinen. Dieser brave, ein wenig beschränkte, poetische Kaiser Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der schönste

deutsche Schauspieler, der noch einmal die Romantik, das persönliche Heldentum spielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantische Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche ist sein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tiroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich sei's kein Engel gewesen, der ihn gerettet, sondern ein Gemsjäger, und der Kaiser Max habe ihn dafür geadelt, und seine Familie existiere noch. „Aber" — setzte er echt tirolisch hinzu — „auf die Martinswand ist noch kein Tiroler hinaufgekommen und herunter erst gar nicht." —

In unserer Wirtsstube gab's soviel Bilder von Hofer, als Kuverts auf dem Tische. Aber der gute Kaiser Franz hing einsam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das ist nicht bös gemeint, das Schicksal hat's so gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen getan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt und das tut er heut noch. Für die besten Gedanken brauchen die Völker Fleisch und Blut, sie müssen sie wie der Apostel Thomas mit Händen greifen können.

Diese Inkarnation hat aber Deutschland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinschaftlichen Helden, und das ist unser Unglück. Blücher war ein Preuße, Karl der Große ein Franke, Luther ein Protestant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten und hatte für die Menschen keine Zeit, die Hohenstaufen liebten nur Italien, Friedrich der Große nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopstock und die vaterländischen Mystiker können am Strohfeuer von Worten warm werden und sich mit Hermann trösten, mit Hermann und Thusnelda und mit Thusnelda und Hermann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtschaffenes lieben möchten, ist das zu lange her, und es geht uns kein Landwehrmann ins Feuer, wenn wir ihm sagen: Im Namen Hermanns und Thusneldens,

Michel drauf! Was kümmert den Michel Hermann und Thusnelda!

Es ist eine Schwäche, das Heldentum der Personen und Namen; durchgebildete Völker entwachsen ihr, aber es ist eine poetische Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtigsten Mannes steht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein solch Volk muß einen Helden haben, bei dessen Namen ihm das Wasser in die Augen schießt. Es ist leider in Deutschland zuviel Republik in Kunst und Wissenschaft: da gibt's ein immerwährendes Guillotinieren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrscher, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zuviel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht sehr liebenswürdig, daß ich zuviel Republik finde?

Es ist in Deutschland zuwenig Außerordentliches, durch Größe Überwältigendes. Das Land hat sein Heroenzeitalter übersprungen, es hat sich zu früh etabliert, hat die Kinderkrankheiten des Heldentums nicht durchgemacht, daher seine Armut, sein Siechtum.

Tirols Kinderkrankheit war der Aufstand von 1809 und Andreas Hofer war sein Arzt, Beichtvater und Totengräber, das frühere Geschlecht ist freilich dabei zugrunde gegangen, aber in einer frischen, schnellen Krankheit, die eine gesunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer ist ein moderner Schutzpatron Tirols geworden, und er hängt nicht umsonst in allen Wirtsstuben.

---

26. Andreas Hofer.

Durch Immermanns „Trauerspiel in Tirol“ und ähnliche Bücher ist es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzusehen, welche die Pfaffen am

Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht bloß auf Geheiß, er haßte vom Herzen und liebte vom Herzen. Und sein Haß traf nicht bloß, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Bayern, sein Haß traf auch den Adel, seine Liebe umfaßte nicht allein die unantastbare Kirche, sie war eine demokratische. Und der ganze Aufstand war nicht bloß eine blutige Posse, zum Vergnügen des Hauses Habsburg aufgeführt, er stammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgtum haben seinen Glanz getrübt, aber sein Element nicht verändert. Die „roten Hosen" des österreichischen Kaisers haben allerdings ihre Rolle dabei gespielt, aber sie waren nicht das Motiv des Stückes.

Es war eine verwickelte Geschichte um den Preßburger Frieden und um die Ursachen, daß in der Nacht des 10. April 1809 der Aufstand losbrach in Tirol, ich habe hier auf der Reise nicht Zeit genug, sie ausführlich zu erzählen. Österreich hat viele seiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die seinem Verstande immer Ehre machen werden. Ohne viel Umstände gab es Napoleon Tirol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offene Tirolerherz auf und nieder und trat die Provinz viel leichter ab als jede andere. Mit dem Paragraphen dieser Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingesiegelt in die Friedensdepesche; das wußte man. Es war eine vergiftete Hostie, die den Frieden weihte.

Österreich behandelte nämlich seine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit sie nur sonst artig bleiben. In Tirol wohnten die kleinsten Kinder, denen man all die garstigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbstbesteuerung und dergleichen durch die Finger gesehen hatte. So waren die Tiroler meist guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bayrische Gouvernement, welchem Tirol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachsenen Menschen, welcher Härten und

Übelstände zu übersehen vermag gegen allgemeine, weitaussehende Vorteile, gegen moderne Verbesserung. Das erzeugte das lebhafteste Mißbehagen gegen die neue Herrschaft. Der Tiroler sieht von einem schmalen Tale bis zum andern, seine Pupille gewöhnt sich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite Weltreformen. Diese total falsche Behandlung war der erste Grund zum Aufstande.

Tirol ist fromm, man tastete seine Kirchen und Priester an. Die Priester schrien: „Anathema!“ Tirol ist nicht bloß fromm, es ist abergläubisch — die Priester legten einen breiten zweiten Grund zum Aufstande.

Tirol ist arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren alles nur Dinge für einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptsache waren lauter Empfindungen, für welche sie keine Worte hatten. Das Tirolertum war bedroht. Jede Änderung, jedes Neue ist einem stabilen Volke wie dieses ein Greuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hosenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, sie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar den Stutzen nehmen könnte. Und alles geschah, ohne daß sie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in diesem Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmsten vor Augen, wenn er nicht mehr tun und lassen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte es sich wirklich in diesem Aufstande, wenn sie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn sie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Österreichs.

Die Tiroler sagten untereinander, sie wollten diese Wirtschaft nicht leiden, und gingen still zu Rate, wie das zu ändern sei. Nun wohnte auf dem Sande zu Passeyer ein großer, gewaltiger Gastwirt, der war in ganz Tirol bekannt wegen seines enormen Appetits, seiner herkulischen

Leibeslänge und wegen seines erschrecklich großen, schwarzen Bartes. Dieser Mann aß und trank mehr als jeder andere Tiroler, führte ein entschlossen Regiment im Hause, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beispiel, daß sein Weib den großen Bart nicht leiden konnte, und daß er ihn nur wachsen ließ, um aller Welt und seiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hause sei. Bei diesem Manne, der von der Natur zu einem Anführer bestimmt schien, versammelten sich die unzufriedenen Tiroler und schworen, sie wollten halten zu Tirol, ja, sie verschworen sich gegen die Franken und Bayern auf Leben und Tod, und tranken dazu Botzener Wein beim Sandwirt zu Passeyer, und der Sandwirt trank mehr als alle.

Dieser Sandwirt mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte ist aber Andreas Hofer.

Noch ehe sie miteinander einig waren, daß man zum Stutz greifen müsse, war Hofer mit einigen Verschwornen hinabgestiegen nach Grätz, um mit Österreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforschung wegen bereits längere Zeit in den Kärntner Gebirgen umhergezogen, um für die Tiroler Natur rasch bei der Hand zu sein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichste, und als ihm Hofer sagte, sie wollten losschießen in Tirol, wenn nur Österreich hinterdrein schießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achsel, und versicherte ihn, die Sache sei ganz in der Ordnung.

Dieser Moment der letzten Zeit ist so überaus interessant, weil Österreich eine Revolution angestiftet. Wenn ich den Namen Österreich höre, so denke ich an Olmütz und Munkatsch, wo Lafayette und Ypsilanti, zwei Freiheitshelden, geschmachtet haben, ich denke an den „Österreichischen Beobachter“, an Mehlspeisen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrlost hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer, an den Staberl, an

die langen ungarischen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich sehe die im Kerker zerstörten Wangen, die zertrümmerte Brust Ypsilantis zum letzten Male schmerzhaft Atem holen und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk' ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der österreichische Erzherzog mit einem Gastwirt aus Tirol um eine Revolution, er schloß den Kontrakt ab, und Hofer ging zurück guten Muts, und trank eine Flasche Botzener mehr, lud seinen Stutzen, und die Geschichte ging los.

O Österreich, Österreich, hast du keine nächtlichen Erscheinungen, wenn du gegen die Freiheit agierst, siehst du sie nicht, die schönen, wohlgebildeten Tiroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerrissen in den Schluchten lagen oder die der grüne Inn herabschwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß ums Jahr Neun zuweilen bunte durchschossene Bänder an den Wiener Bastionen auf der Donau vorbeischwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute sagten, die Bänder kämen aus Tirol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, solche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du hast recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde. Ein absoluter Staat muß kein Gewissen haben, sein Vorteil ist sein Gesetz. Daß Österreich Tirol aufreizen und dann im Todesunglück verlassen konnte, das ist ein Beweis seiner absoluten Größe. Ich weiß, daß Kaiser Franz bittere Tränen um seine armen, braven Tiroler geweint haben mag, ich seh' ihn mit seinem quälenden Weh in der Hofburg umhereilen und die Hände ringen um die armen Tiroler, die man zusammenschoß, aber Österreich ist mehr als Kaiser Franz; die Götter vermochten nichts gegen das Fatum.

Unter solchen Umständen ist der Tiroler Aufstand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirt von Passeyer sagte zu seinen Brüdern: Es ist alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab und ordnet alles an. Die Zahl der Verschwornen war aber angewachsen bis auf sechshundert, und diese sechshundert bewahrten das Geheimnis mehrere Monate. Das können nur Tiroler, die alle dasselbe wollen.

Am 9. April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägspänen bedeckt und auf dem Inn schwammen Bretter und Balken mit Fähnchen bepflanzt ins Tal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig sei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergspitzen Fackeln in die Höhe, in den Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, alles, was eine Waffe führen konnte, griff danach, und durch die dunkle Nacht strichen die langen Gestalten dahin nach den Sammelplätzen still und verschwiegen; nur die Priester, das Kruzifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen sie herab auf die fremden Truppen wie die zerschmetternden Bergwasser, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen," schrie der lange, aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine sizilianische Vesper brauste die Tiroler Rache durch die Täler, die Stutzen knallten, die Tiroler johlten mit tödlicher Stimme, die Getroffenen schrieen nur einmal gellend, die Berge rauchten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tirol gesäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tiroler Landleute, denn kein Edelmann hatte sich sehen lassen, auch die Städter hatten nur voll Teilnahme zugeschaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächsten, hatten allein den Boden gereinigt. Es war eine legitimierte Bauernrevolution.

Nun schickte Österreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langsam die Fersen hob und sich nach dem Rückzuge umsah. Die Tiroler meinten, sie würden abgelöst und gingen heim, der Adel ward nach Bayern zusammenberufen, von

Wien kamen ein paar magere Worte, und Hofer warf sich weinend wie ein Kind an die Erde — er übersah mit der Wut eines getäuschten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügerischen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen sie uns mit Worten abspeisen!“ rief er zähne-knirschend.

Armer Hofer!

Unterdessen hatte Napoleon die verworrene mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen, über Salzburg herein er-gossen sich die Franzosenheere, und Lefèvre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tirol.

Die Bayern saßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von neuem und mit noch größerer Wut. Listig zogen sich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten da hinein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tiroler Felsblöcke und halbe Berge be-weglich gemacht und stürzten sie zerschmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendsten Sinne des Wortes.

Hofer nahm von neuem Innsbruck und ward Diktator von Tirol. „Ihr könnt als Bayern nicht leben, auf denn, seid Tiroler bis in den Tod!“ rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Österreich schloß den Wiener Frieden und trat Tirol wiederum an Bayern ab — wer den Krieg noch fortsetzte, war ein Rebell, der erschossen wurde. Und Hofer wollte sterben als freier Tiroler und setzte trotz allgemeiner Entmutigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, stürzten sich die Tiroler in die Abgründe, der langbärtige

König von Tirol mußte sein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da stieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchsten Berge, wo kaum ein menschlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er sich todmüde in eine Höhle, in welcher neun Monate des Jahres der Schnee nicht schmolz, und hungerte und betete und fror und ängstigte sich für sein Vaterland. Nur sein Weib kam zu ihm und brachte ihm einige Nahrung, er sah nichts als den hellen, kalten Himmel über sich und die wüsten Berge unter sich. Er war ein ausgestoßener, geächteter Mann, der König von Tirol.

Da kam eines Tages sein Weib und sagte ihm, sein Aufenthalt sei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: „Ich will doch sehen, ob mich ein Tiroler verrät.“ Sie bat ihn auch von neuem, den langen Bart abzuschneiden, aber er liebte seinen Bart, er wußte es, daß dieser schwarze Bart welthistorisch geworden sei, und erklärte: „Mein Bart fällt nur mit mir.“

So kam der 8. Januar des Jahres 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beseitigen, der ihn zu verschütten drohte — da sah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umstellt, die Franzosen rückten heran. Rasch griff er nach seinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerstandes einsehend, legte er die Waffe ab und trat stolz wie ein Bergkönig vor seine Hütte und rief: „Ich bin Hofer, schießt Franzosen, schießt schnell, nur schont mein Weib und meine Kinder!“

Aber sie legten ihn in Ketten und führten ihn hinab gen Bozen. Von da sollte er eines Morgens weiter hinuntergeführt werden in die Festung Mantua. Er mußte Abschied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlassen wollten. Es war ein schlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters und klammerte sich an die braunen hohen Gamaschen des

Schützen, sein Weib lag ihm an der Brust und weinte die stürzenden Tränen eines Todesabschieds. Andreas Hofer segnete sie, rückte den breitrandrigen Hut mit dem bekannten braunen Federstutz tief in die Augen, stieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Welschtirol in die lombardische Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt. Das ist ein tödlich Wort.

Die Franzosen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer, aber ein menschlicher Feind gewesen, nie hatte er besiegten Feinden ein Haar krümmen lassen. Der Advokat Bassicot verteidigte ihn mit Feuer und Geschick, der Tag des Urteils war da, man erwartete seine Freisprechung. Da flog rasch wie ein Unglück ein telegraphischer Todesbefehl nach dem Turme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarsch. „Das ist mein letzter Gang!“ sprach er, „Israel zu deinen Zelten!“.

Es war ein herzzerreißender Anblick, als er am Molinator vorüberkam und die Tiroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut heulten sie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der alles mit einem Bibelspruch begann, den sie verehrten wie einen Engel, Sanktus Andreas Hofer sollte wie ein Verbrecher erschossen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Tränen liefen stromweis über ihre Backen.

Andere Tiroler, die frei herumgingen, lärmten tosend und rachelustig, aber Hofer beschwichtigte sie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch besaß, seine Dose und einen Rosenkranz von Wert und sprach: „Tirol stirbt nicht mit mir.“

So kam er auf die Bastion von Cesena. Da sah er noch einmal nach seinen heimatlichen Bergen, dort oben nach

jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so lange gehaust hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus nach Tirol, der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknien befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe stets aufrecht vor Gott gestanden und so will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke.“

„Fehlt nicht,“ sagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldstücke hin und kommandierte mit fester Stimme: „Feuer!“

Die Büchsen blitzten auf, die Schüsse knallten, Hofer war schlecht getroffen, stürzte auf die Seite und wollte sich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenschuß.

Das geschah auf der Bastion Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zugunsten Österreichs, das geschah angesichts der Berge von Tirol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht vierundvierzig Jahr, und die französischen Grenadiere trugen ihn feierlich wie einen Stabsoffizier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erschoß.

Österreich hat später seinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil sein Vater die Junker verwünscht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt sein Denkstein bäuerlich an der Seite, und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erst, im Jahre 1834, lassen ihm die Tiroler Stände ein Denkmal setzen.

Aber in allen Hütten Tirols findet man den fabelhaft groß und starken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenpriesterbarte, den Pistolen im Gürtel, dem langen

Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tiroler.

---

27. Der Brenner.

Ich hatte mir nun so sicher eingebildet, in Innsbruck, in diesem sonnigen Tiroler Tale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück ist bloß ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tiroler sind gut, brav, lieb und ihre Treuherzigkeit ist keine Koketterie und ist auch in der Fremde nicht affektiert, wie ich immer geglaubt hatte, aber langweilig sind sie sehr. Man müßte geradezu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum südlichen Tore auf den Isel zu und nahm recht traurig Abschied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete und noch einmal über die sonnenhelle Stadt sah — die Turmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als sähe ich zum letzten Male über das glatte blühende Antlitz einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß sie nicht lesen und schreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübsches beschränktes Innsbruck.

Auf dem Isel, einem sanft sich nach dem Süden lehnenden Berge, setzte ich mich — und träumte noch einmal die Tiroler Schlacht, sah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenstein Page gewesen und einst hoch vom Fenster hinabgefallen ist. Wer ein großer Mann werden soll, bricht in der Jugend nicht den Hals.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schömberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Deutschland und Tirol unter uns — ich hatte einmal in

meiner Jugend einen Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menschen, die verstehen kein Wort Deutsch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um sie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Zypressen, Pomeranzen, die im Freien wachsen, einen Papst und ganz rote Kardinäle, höllenschwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner steckt Italien — juchhe! — —

Ich schämte mich über den Spektakel, den ich da oben auf dem stillen Berge machte. Es war alles totenruhig um mich her. Hier gähnte eine schwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund sah, dort hob sich eine magere kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein darauf gebaut, das stand einsam und verlassen wie eine abgestorbene Religion. Vielleicht hatte Hofer einmal dort gebetet, wenn die Sonne unterging, da in der Tiefe über dem Inntale.

Auf solchen hohen, schweigsamen Bergen lernt man beten, da ist man dem Herrgott wirklich näher und hofft, er werde ein paar Worte hören, die man spricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er sich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben soll, um all die verworrenen Wünsche anzuhören, namentlich, da soviel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf solch einem hohen stillen Berge, da spürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe sind, und immer attent, denn jede Versäumnis ist hier lebensgefährlich. Wenn solch ein Berg einmal unbedachtsam einschläft, und im Schlafe Schwalben schießt mit dem Kopfe und gelegentlich das Übergewicht verliert, so fällt er bis über Innsbruck nach Deutschland hinunter, schlägt sich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeschichte wird aufgehalten.

Auf der Reise bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache ebenso ihren Vervollkommnungskursus wie die Menschen durch die Jahrhunderte. Wenn sie einst ganz kultiviert sein wird bis auf die Spitzen des Himalaya und der Anden, dann ist ihre Lehrzeit überstanden, und sie kommt auch in den Himmel. Dort gibt ihr der Herrgott eine eigene, sehr schöne Wohnung, da hören die Naturgesetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterszeit da ist, sie kann machen, was sie will, sie kann faulenzen, lauter Borsdorfer Äpfel wachsen lassen — kurz, sie kann ein Schlaraffenleben führen. Und da besuchen wir sie manchmal, und sie erzählt uns lauter Geschichten, die hier niemand gesehen hat als sie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören und Novellen schreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Respekt, denn er hat ein Gedächtnis wie wir.

Auf der äußersten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, ist noch eine einsame Poststation. Dort aß ich ein Stück Brot und trank ein Glas Wasser; das war meine letzte deutsche Handlung. Es wurde dunkel, ich setzte mich in den Wagen und machte die Augen zu. Ade Deutschland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, welchen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben sollen. Ich kann das indes nicht verbürgen, es ist nur eine dunkle Erinnerung von der klösterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildschuren von Bären und Wolfsfellen; das ist die beste Erfindung, welche sie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte und inne ward, daß ich recht gut geschlafen hatte. Wie lange das geschehen war und was ich verschlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich stieg aus, es war sehr dunkel, die Pferde wurden gewechselt, kein

Mensch sprach, ein sanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenatem, vom Berge sah ich nichts als zweifelhafte groteske Umrisse — es war sehr wunderlich, aber sehr hübsch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die schlesische Sehnsucht auf in meinem Herzen, welche seit Breslau still gelegen hatte, jene süße spanische Sehnsucht nach den weißen Armen der maurischen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden schwarzen Augen, die aus Arabien stammen. Ich freute mich herzinnig, daß es schon bergab ginge von den Pyrenäen, hinein in das dunkelbesonnte Land, „und wenn die Morgensonne kommt“, sagte ich sehr vergnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durchs Tal von Ronceval, wo der Roland gefallen ist, und da singen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geschichte von der Olifante?“

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz gewesen war, das gute Kind mit dem milchroten Gesichte verstand gewiß nur meinen spanischen Händedruck, womit ich ihr die Halbinsel demonstrierte; sie war schläfrig und lispelte, nein, die Olifante kenne sie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen.

„Nun sehen Sie, meine Liebe,“ hub ich an, „selbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein schönes Horn, womit er seine Krieger zusammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld, der Roland. Als er nun auch einmal in den spanischen Krieg zog, da ward er im Tale Ronceval von den Feinden ei gesperrt und überfallen, und da ging es ihm sehr schlecht, die besten seiner Leute wurden totgeschlagen. Als dies Roland sah, hielt er einen Augenblick inne mit seinem Schwert, und stieß in sein Horn Olifante, daß der Ton weithin schallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zusammenzurufen.

Zu der selbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsstunde, wo Roland so in Not war, saß der Kaiser Karl in seinem kühlen Saale zu Aachen, wohl an viele hundert Meilen weit vom Tale Ronceval mit seinen Rittern bei der Tafel und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und sehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in sein Horn stößt, da fährt Kaiser Karl zu Aachen in die Höhe, fragt: Was ist das? und wird sehr ernsthaft — denn Karl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander sehr. Die Ritter aber sagen, es sei nichts gewesen und er setzt sich langsam wieder hin.

Unterdes wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, sein Häuflein immer kleiner, und blut- und schweißtriefend bläst er zum zweiten Male einen tiefen sehnsüchtigen Ton in seine Olifante. Da springt klirrend zum zweiten Male Kaiser Karl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er sieht ängstlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saales und den bunten Fenstern hinläuft und ruft viel stärker, als das erstemal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber sahen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaisers größten, und sagten: Herr Kaiser Karl, es war nichts.

Kaum hat sich der Kaiser aber wieder niedergelassen, da fällt der starke Roland im Tale Ronceval unter den letzten Streichen, und sterbend haucht er den letzten Atem in seine Olifante, und die Fenster zittern in der Halle zu Aachen, es springt Kaiser Karl in die Höhe und ruft mit entsetzlicher Stimme:

Um Gott, das ist des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiser und all die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu spät. — — —"

Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Bozen, die in Schwatz bei der Muhme gewesen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Brust und schlief sanft mit ihren glühenden roten Wangen. Meine Hand ruhte fest in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leise; wer weiß, von welchem Roland sie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich sah das Tal von Ronceval vor mir, sogar die alten Befestigungen Karls des Großen auf beiden Seiten des Passes waren noch sichtbar. Es ist doch schön, daß du nach Spanien fährst — dachte ich. — Das Land ist noch so frisch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reisejungfrau, nicht jeder alte Professor hat daran herumgetastet wie bei Italien, und seine Noten geschrieben, und seine widrigen Liebkosungen genäselt. O Hispania, ich liebe dich, wie das nie gesehene Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele schmelzen wird in Glückseligkeit, die ich totküssen werde, wenn ich sie finde, die mich lieben muß, weil ich sie überwältige durch Liebe. Wenn ich sie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich besser befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verschleiert in meiner Seele, und in den besten Stunden seh' ich seine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O Hispania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und sehr glücklich sein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, das vor uns lag, und ich hatte gefaselt. Man ist recht undankbar: wenn sich die Arme einer schönen Witwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau sind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz deklamiert, den rhetorischen Gourmand, den die Professoren immer einen

Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgesprungen, wenn sein Wagen so hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich schlug mir Hispanien aus dem Sinn und freute mich auch, meine Schläferin erwachte und schämte sich trotz meiner Versicherung, daß das nicht nötig sei. Ein Offizier aus Mailand erklärte mir die Befestigungen des Passes. Sie rühren nicht von Karl dem Großen her, dem deutschen Kaiser, sondern von Franz I., dem Kaiser von Österreich. Man baut ein „Zwingtirol“ und sperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang vom Süden, und die blau und roten Franzosen sollen nicht wieder hinauftanzen. Die abschüssige Schlucht ist hier ganz eng, und es sieht aus, als könnte man hinunterschießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; sie laufen an den Bergen hin, und Welschtirol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geschäftiger, die Wangen der Tiroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier saß ich mit dem Starost eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche den Balkon dicht umsponnen hielten. Draußen tanzten sie auf dem raschen grünen Flusse und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein still draußen, wir tranken harmlosen Tiroler Wein und aßen weißes Brot, ein Tiroler setzte sich neben uns, sah uns lange schweigend an und sagte dann langsam, er sei arm, wir hätten mehr, und möchten ihm was abgeben. Das taten wir, und es war gut. Es blieb fein still ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich sah den Starost an und nahm seine Augen mit mir rings umher und sagte: „Es ist hübsch.“ Und er nickte mit dem Kopfe.

---

28. Bozen.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt aufs Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Bozen sah ich die erste Zypresse. Dicht vor der Stadt fliegt sie wie ein südlicher Freudenschuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied ist schön, und Rückert ist ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt und wenig gekannt, und da sang er wie die Nachtigall ungesehen im dunkelsten Gebüsch die schönsten Lieder. Jetzt wird er schon geschwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen oft noch siegreich hervor.

Die Zypresse ist ein hoher, schlankpoetischer Baum, ein schöner, lyrischer Vers. Und sie hat solch ein mild ernsthaftes Ansehen, wie süßes Liebesweh, das sich tröstet mit den sanften Lüften und der schönen Sonne; tritt man nah zu ihm hin, so findet man die feinste Bildung — ach, der Süden ist des Erdbodens Kultur, alle Bäume sind fein und sauber ausgebildet, während unsere nordischen wie die gröbsten Freskos nur von weitem angesehen werden dürfen. Die Zypresse gleicht fast unsern Myrtenstöcken, die so hoch gewachsen sind und höher als unsere höchsten Pappeln.

Jene Zypresse von Bozen war wie ein romantischer Wegweiser, an ihr sah ich's: es gibt wirklich einen Süden, wovon du soviel gelesen hast, und nun gibt's auch gewiß

Palmen, diese liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Zedern, die stolzen Fürsten der Bäume. Ich war darüber äußerst glücklich, denn ich muß gestehen, daß ich den Geographien und Reisebeschreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht' ich, die Leute seien zu so gemeinschaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, so würde man mir eröffnen, ich müßte auch so lügen, wenn ich nicht totgeschlagen sein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich diese Sorge los, und ich glaubte nun sogar an die Zedern auf dem Libanon, und ich sah jetzt wieder wie in meiner biblischen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Zedern fällen für den Tempel zu Jerusalem, und wenn ein so großer Baum gestürzt ist, sich hinlegen in seinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und schlafen. All meine südlichen Träume wachten auf, als ich bei Bozen sah, daß es wirklich Zypressen gäbe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüstig die italienische Luft herauf, sie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich ins Etschtal hinabfuhr unterhalb Bozen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Deutschland heiß ist, da fällt uns die Hitze wie Blei auf Kopf und Rücken, so wie alles ist auch die Luft dicker und plumper. Die italienische Luft ist voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felsen sind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etsch durch das breit gewordene Land, sie trägt schon Schiffe. Der enge Talcharakter Tirols ist verschwunden, man fährt durch lauter Gärten, alles ist mit Wein bedeckt, wie breite Wiesen laufen die Reben hin, nur hie und da versteckt man noch ein wenig Getreide darunter vor der Sonne, wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Starost hatte geschlafen, als wir auf der Station ausstiegen und er seine gewöhnlichen Fragen an den nächsten Mann richtete, der an einer Haustür saß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß sein Deutsch nicht mehr verstanden wurde. Der Sprung nach Italien ist ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem sonnverbrannten Felsen liegt ein solches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Diese kleinen Nester sehen aus, wie wenn man sich asiatische Karawansereien denkt — liederliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Gesichter. Die Kaffeehäuser beginnen, und die Müßiggänger präsentieren sich. Das kleinste Loch hat beide. Das Kaffeehaus ist das moderne Forum der neuen Römer.

Da saßen die ersten mit den vornehmen Gesichtern und der malpropern schmutzigen Kleidung und sahen stolz herab auf uns Barbaren. Die Tür nach der Straße ist immer offen, und teils in dem kleinen offenen Zimmer, das man von außen übersieht, teils vor der Türe sitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein paar Centesimi. Der Gast und der Wirt macht Spektakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war also Italien? Dies Städtchen sah aus wie eine Zigeunerkolonie. Die Häuser mit ihren hohlen, fensterlosen Öffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße, und ist unhäuslich; darum verteidigt es denn auch seinen Herd so schlecht. Alle Leute sehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war schon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Professor Gesenius von dem großen Konzilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen sei, soviel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; so wie Halle, eine Stadt in Deutschland,

nach Torf und Schmutz und protestantischer Gelehrsamkeit riecht, so dacht' ich, wird Trient nach katholischer riechen. Ich roch. Schmutzig ist der Katholizismus und der Protestantismus hier und dort, aber jener handelt en gros und hat vornehme, schöne Manieren dabei; man läßt sich mancherlei gefallen um der schönen Köpfe, Busen und Stimmen willen. Dieser ist ein Viktualienhändler, der sich mit jedem in einen Handel einläßt; er ist nötig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menschen auf den Straßen hin und her summten in Trient, als kämen sie eben aus dem Konzilium und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und besprächen noch im Eifer dieses und jenes. Denn Trient ist die Vaterstadt des Katholizismus, hier ist er in seiner heutigen Gestalt zur Welt gekommen, Trient ist eigentlich die heiligste Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete sich Mohammed vor den Verfolgern, hierher der katholische Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergischen Gedanken. Und hier setzten sie fest, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römischen Glauben, was nimmer angetastet werden dürfte an den petrinischen Sagen und Novellen. Santa Triente war der Sitz der Verschwörung.

Ich gedachte unwillkürlich jenes grauen Regentages, an dem ich zum ersten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg ist bekanntlich ein höchst vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Tore liegt die märkische Wüste, und ich war bald ein Gegenstand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang versuchte; draußen wohnt der schattenlose Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der mark-sächsische Dialekt, auf dem Markte steht der Luther unter einem Regendach, vor dem Elstertore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln sehen, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt

habe, des Abends trank man Kuckuckbier und spielte Schafkopf mit deutscher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieser protestantischen Amüsements. Und jetzt sprang ich vom Wagen, um katholische zu suchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnisvollen Menschen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wisperten hierhin, flüsterten, schlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein schalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe und tändelte mit den Sinnen, und fremde, musikalische Klänge, die in Wittenberg kein Mensch verstand, flatterten wie lose, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

Es war eine stolze katholische Figur, die vor mir herging nach dem Platze hin, ein langes, schwarzseidenes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, echt tridentinisch war es, es bestand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Kardinals, der sie nach dem Konzilium hier gelassen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des 16. Jahrhunderts. Sie war mit Weihwasser besprengt und alterte nicht, sondern bekehrte des Abends junge lutherische Deutsche, die über den Brenner kamen, bekehrte sie zum alleinseligmachenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, saß ich fest in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räusperte mich und wünschte ihr einen Guten Abend. Sie schwieg. Ich sagte ihr, Trient sei eine schöne Stadt, wenn man sie des Abends sehe, und Walch erzähle in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, daß es schon 1545 sehr schöne Mädchen hier gegeben habe. Sie schwieg; blieb aber stehen, wendete sich zu mir, warf den Schleier vom Gesicht und sagte: „No capisco."

Da fiel es mir erst ein, daß ich kein Wort italienisch verstand, die Grammatik mit den Redensarten steckte im Koffer, der Starost, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti neunundzwanzig Sprachen redete, ja, sogar noch mehr,

nämlich Sprachen, die zu Mithridates' Zeiten noch nicht erfunden waren, der Starost war nicht bei mir, ich war in einer schlimmen Lage und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achseln und sagte: „Das ist sehr schlimm, Mademoiselle!" Dabei küßte ich ihr aber die Hand und sah ihr ins Gesicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel sehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholische Kirche vor, es wird mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne schimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die selbst im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verstanden, daß nichts zu verstehen sei und sprach in fragendem Tone Unterschiedliches. Ich versuchte es mit dem Französischen, ich sprach aus Verzweiflung Lateinisch und sagte yes und si promiscue, so daß ich mich selbst nicht mehr verstand. Umsonst — sie ward am Ende still und blieb an einem großen Tore stehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, das in der Nähe war, fiel über ihr Gesicht — sie sah wahrlich aus wie eine schmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meister gemacht hat. Sie trägt einen schwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem Augenlide steht auf jeder Seite eine große Träne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, diese Tränen und das große, galiläische Auge voll menschlichen Schmerzes zu küssen. Da ich Protestant war und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, so vergab ich mir diese lästerliche Sünde.

Und diese Madonna stand vor mir und sah mich mit ihren verliebten dolorosen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzerische Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß etwas geschehen müsse und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellisima, amabilissima, extrememente, mentissima," ich seufzte: „Madonna."

Sie lächelte und trat in den düstern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte sie am Arme, und ihr warmes katholisches Leben schlug heiß in mein Blut; — ich küßte sie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erste italienische Kuß — böse Menschen sagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßlustigen Nonne zu danken, nur die Küsse der Katharina von Bora hätten dem Luther soviel Mut gemacht. Man soll nicht spotten, aber Klosterküsse sind von besonderer Gewalt — meine süße Nonne führte mich im Dunkeln eine steinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balkon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerstimme einige rasche italienische Worte. Madonna schrak zusammen, riß sich von mir los, verschwand. Es flog eine Tür; ich stand im Dunkeln. Ich stand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer schöner, und ihr warmes Leben, das ich gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Resignierend suchte ich den Rückweg. Umsonst; keine Treppe war zu finden, so gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, so hätte ich weinen können. Die Aussicht war da, die erste italienische Nacht romantisch kampieren zu müssen, und die Post ging ab mit meinen Reisegefährten und meinen Habseligkeiten. Auch wurde mir sehr langweilig zumute in dieser Stockfinsternis.

Als ich mich später wieder auf dem Postwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen sei. Madonna hatte ich leider, sehr leider nicht wieder gesehen, ihr Bild küßte meine geschlossenen Augen, und wenn ich ein wenig einschlummerte, so war mir's, als führ' ich mit ihr in den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unserer Augen zogen unsern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinuntergeführt hat von jenem Balkon; es ist mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und gesprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Wesen sehr, und Trient war ganz still und finster.

Trient war ganz still und finster, aber ich denke gern an Trient, obwohl ich nicht viel davon gesehen habe.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

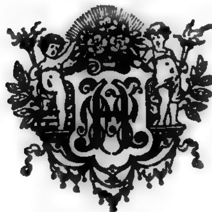
Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Fünfter Band.

Reisenovellen II.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

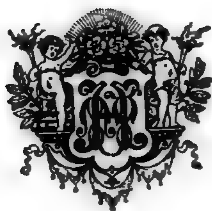
1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Reisenovellen II.

29. Der Gardasee.

Ich hatte nie etwas so Schönes gesehen; wie bürgerlich und ordinär erschienen mir daneben unsere Landseen, diese übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüsse, von denen jeder ebensogut wo anders, an deren Stelle ebensogut etwas anderes sein könnte. Die steil aufsteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda sahen ernst und gebieterisch aus wie stolze Diener eines reichen Herrn, man sah ihnen an, daß der Herr zu Haus in seinem Palast sei, Signore Garda il primo. In schmalem Bett, ungefähr so breit wie zwei breite Hauptströme geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er sich die Locken aus dem Gesicht, schiebt die Zeltvorhänge und seine Dienerschaft beiseite und geht breit und fliegend tief ins Land hinein, und feuriger und fröhlicher senkt sich seine Lippe zum Kusse in das sonnenhelle Antlitz der Lombardei.

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über dem Antlitze des Garda; er ist einer der altitalischen Götter, und die Götter erscheinen dem Menschen nie unverhüllt, und die großen historischen Ereignisse flüchten sich in ihren Schoß, um sich dem dreisten Auge eines frivolen Geschlechts zu entziehen. Es ist viel Poesie in dem Kultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, sie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geschichte zu verehren und die unsterblichen Taten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda sich kräuseln sah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter

ihnen, und ihre melancholisch gewordenen Kriegsgesänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutonisch verstünde, und zum ersten Male ward mir's leid, daß ich Jahns Volkstum und Werke, und die Akten des Wiener Kongresses nicht genauer studiert hätte. — Der Doktor aber belehrte mich, es sei durchaus nicht erwiesen, ob sich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das schlug mich sehr nieder, und ich gab meine ganze historische Poesie auf, mit welcher ich in Gestalt einer Note bei den deutschen Universitäten mein Glück machen konnte.

Wir sprangen aus dem Wagen und stiegen auf höchst eigenen Füßen abwärts zum Garda, und meine Gelehrsamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun sah ich mit unverfälschten Augen, wer der Garda eigentlich sei. Mit der wichtigsten Entdeckung begann ich: Er ist kein Maskulinum, sondern ein Femininum. Er ist die erste italische Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen heruntersteigt, mit dunklem südlichen Blicke ins Herz hineinsieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in späten Jahren daran denke, so wende sich das Herz noch um vor süßem Schmerz. Daher stamme die deutsche Sehnsucht nach Italien. Damit man aber den Blick versteht, denn das deutsche Herz ist bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordische Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimatlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardasee ist das Kompendium Italiens für den Deutschen, aus dem er die Anfangsgründe italischer Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In saphirblauen Smaragd ist es gebunden und mit sonnengoldenem Schnitt geziert. Man glaubt in Deutschland nicht daran, daß Wasser so schön aussehen könne, unser Wasser ist bleich, farblos, charakterlos, höchstens einmal traurig dunkel, acherontisch —

schon in Tirol wird das Wasser lebendig, und im Gardasee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im blauglänzenden Seidengewande, das auf und nieder schillert, aus dem die Äuglein locken mit lachenden Tränen. Die Sagen von Wassernixen sind mir immer unglaublich gewesen, wer wohnt an der Spree oder Pleiße und traut irgend einem göttlichen Wesen den schlechten Geschmack zu, in dem schmutzigen Wasser zu hausen! Aber hier am Garda sieht man den Fischerknaben sitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüstige Wasser geheimnisvoll plätschernd zu seinen Füßen, mit seinem erfrischenden Schmeicheln, „kühl bis ans Herz hinan“ sich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Wassermärchen, denn geheimnisvoll prächtig öffnen die geschäftigen Wellen ihren blauen Schoß, und der Blick drängt sich hastig und sehnsüchtig hinein und verfolgt stürmisch die tiefabgleitende schimmernde Schönheit — da schließt sich die neidische, kokette Woge, und eine andere kommt, und dasselbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und schwankend und die phantastische Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern.

Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführerischen See; wenn mir die Gegend ihn versteckte, schloß ich sie, und so war ich nach Torbole gekommen und stand auf dem Molo, und setzte mich auf seine Steine, der See ging hoch, die Wellen schlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheimgegeben, ich träumte meine erste italienische Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Lassen wir ihn, er kann ja schwimmen und Wasser macht wieder nüchtern.“

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudengeschrei und der gellende Ruf: „Alphonso — Alphonso.“ Ich sah in die Höhe, seitwärts stand ein Haus, noch tiefer in den See hinausgebaut, der Molo lief an seinem Grunde weiter. Da stand im weit offenen Fenster des ersten Stockes eine Frauengestalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir

hin und breitete die Arme aus, und ihr Taschentuch flatterte wie Rezias Flagge. Noch war ich wirr von meinen Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Brust, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir alles gefallen, es war ja hübsch. Dann drängte sie mich einen Augenblick von sich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief sie: — si — si — si und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italienisch und verstand bloß ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß sie sich freute. Sie nahm mich beim Arme, und stürmisch ging's ins Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei sprach sie fortwährend und liebkoste mich ohne Ende. Ich fand mich allmählich in meine Rolle und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien so Mode sein und zur Schönheit des Gardasees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reise, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkosungen lebhafter zu erwidern. Wir standen am Fenster, und sie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand, wenn sie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si, Signora, und küßte sie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein schmerzhaft edles Gesicht, große tränenweiche Augen, und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein wenig nach unten gedrängt, selbst die Freude, welche jetzt über das ganze Gesicht verbreitet lag, konnte diesen Ausdruck nicht ganz zerstören, aber sie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und sie hatte sich auf das leichteste gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte sie, und um die offenen vollen Schultern flog ein leichtsinniges, gelbes Tüchlein. So stand sie vor mir, lehnte sich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geschlagen und

sah mit mir über den See hinaus. Das war der erste Moment, in welchem sie schwieg, und in welchem ich mein „no capisco“ anbringen und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wisse, was es für eine Bewandtnis mit uns beiden habe. Sie sah mich mit weiten, verwunderten Augen und ein wenig geöffnetem Munde an.

Da kamen meine Gefährten aus dem Wirtshause, wahrscheinlich um mich zu suchen. Ihre Blicke schweiften umher, da sie mich nicht am Strande, wo sie mich verlassen, fanden. Bald entdeckten sie mich und machten verwunderte Gesichter. Sie waren auch schon romantisch genug, um keine Konvenienz zu beachten und kamen eiligst zu uns aufs Zimmer. Meine Signora ließ sich nicht im mindesten befangen, und stellte mich als ihren endlich gefundenen Geliebten vor, den ihr zärtlichst scheidender Alphonso zu senden versprochen, und auf welchen sie nun schon fünfzehn Monate am Gardasee gewartet habe.

Die Sache wurde nun klar, da der Starost ihre Worte übersetzte. Sie war aus Livorno gebürtig und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als sie eine Lustfahrt auf dem Hafen gemacht, sei das Meer unruhig geworden, und ein junger Mann, der sich allein in einem kleinen, schlechten Nachen gerudert habe, sei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot gestiegen, sein unsicheres Schifflein den stürmischen Wogen überlassend und sich flüchtig bei ihrer Gesellschaft entschuldigend, er sei der Meerfahrt unkundig und habe nicht Lust zu ersaufen. Dieser Fremde, welcher einen reinen toskanesischen Dialekt gesprochen, sei von hohem schönen Wuchs gewesen, blonde Haare seien um das erhitzte edle Gesicht geflogen, keck und dreist habe er mit allen sich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unserer eifrigst erzählenden Hortensia.

Es waren zuwenig Stühle im Zimmer, nur der Starost saß hoch zu Gericht auf einem stuhlähnlichen Gerüst, Hortensia

auf dem Fenstertritt, vor ihr, wie die Jünger zu Gamaliels Füßen, der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen sah schön aus. Der Eifer des Erzählens hatten ihre dunkle Wange leicht gerötet. —

Als die Barke gelandet, habe er sie auf den Strand gehoben und ihr dabei drängend tief in die Augen gesehen. Wie eine bunte neckische Welt sei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgesprungen, es sei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Wesen laut geworden, wie sie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und sie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu stark geworden sei, hätten sie in eine Kirche eintreten müssen. Dort wäre in einer dunkeln Ecke ein breiter Beichtstuhl, der habe offen gestanden, und sie hätten sich hineingesetzt und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert, und der fremde, blonde Mann habe sie unterdessen küssen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl sei sie erst bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hause angekommen. —

Der Starost fragte Hortensien, ob sich die Eltern ihrer späten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortensia erwiderte ernsthaft: „Ich sagte ihnen, daß ich einen Sturm erlebt, und sie beruhigten sich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts schlief ich nicht, sondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtstuhle. Meine Mutter begegnete mir, und sie dachte sich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im gestrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte sie zu pilgern, denn sie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich sagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich gestern nur flüchtig gedankt, versprochen habe, heute wiederzukommen. Darauf ermahnte sie mich, mein Versprechen zu halten, wir zogen unsere

Schleier über das Gesicht, und sie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zum meinem Heiligen. —

In unserm breiten Beichtstuhle saß ein alter, magerer Mönch mit strengem apostolischen Gesichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu seinem Ohre hin und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde sei, sich sehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm, was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an seinem Platze gesessen und eine andere Beichte gehört habe. Während ich aber so sprach, sah mein herumschweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten und mit den Augen mir lauter Küsse winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit strengster Stimme unterbrach. Das Glück sei allerdings eine Sünde, und ich sei eine tiefe verworfene Kreatur, die er nicht absolvieren könne. Und mehr dergleichen sprach er und schrieb mir die Bußen vor, ich hing aber an des Fremden Lippen, und vor dem Küssen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er seinen Zorn beendigt, schloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, stand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus ins Freie bis vor die Stadt ans Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

---

30. Fortsetzung.

Die Sonne war eben aufgegangen, und es war sehr schön. Wir setzten uns auf einen überhängenden Felsen und sahen ins Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang, und wir sahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde so groß, daß ich auch die Augen schloß. Der Fels schützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti, wo die Leute spazieren

gehen, und setzten uns noch einmal nieder auf dem englischen Gottesacker unter einem Monumente, um Abschied zu nehmen, bis zur ersten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balkon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hause ankam. Unsere ganze Familie war im Saale versammelt, und alle fuhren mir mit den heftigsten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich sei am frühen Morgen außerhalb der Stadt gesehen worden, und ein Mann sei hinterdrein gegangen, mein jüngster Bruder wollte mich des Abends auf dem Gli sparti am Arme eines Mannes promenieren gesehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder schwieg und sah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für all die Dinge und sagte, ich sei von den gestrigen Anstrengungen und der schlaflosen Nacht erschöpft in der Kirche eingeschlafen und erst spät am Abende erwacht. Man möge mir zu essen geben, denn ich hungerte sehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeitlang sitzen und sah mir schweigend zu, wie ich eifrigst aß. Dann stand auch er auf und ging schweigend fort. Er war mir der liebste von meinen Geschwistern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer, und ich legte mich ruhig schlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir, und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

Ein Geräusch auf dem Vorsaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüstern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: ‚schamloser deutscher Ketzer‘ — aber keine Antwort. Feste, schnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, sich aber nicht von der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer miteinander ringen. Nicht lange dauert's, so fällt

etwas zu Boden, und es wird ganz still. Eine Weile darauf wird meine Tür geöffnet, ich fühle die heißen Küsse meines Geliebten. Ihn zu fragen fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hause könne ich nicht bleiben. Schweigend tat ich's, und er führte mich an der Hand zum Balkon. Es schien mir, als läge eine Gestalt am Boden, aber ich sah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balkon, so tief er konnte hinunter in den Garten — er war stark und gewaltig — so wurde mein Sprung abgekürzt, und ich kam unverletzt unten an. Er sprang mir nach, und wir schlichen uns durch den Garten. Mein Vater schlief den Sommer über im Gartenhause, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühsommer, ich sah ihn in der Dämmerung schon am offenen Fenster stehen und mir schien's, als sähe sein ernstes Gesicht noch ernster aus. Wir mußten langsam gehen, um kein Geräusch zu machen, vor dem Anblick schützten uns die Bäume, es schien mir aber doch, als sähe er uns und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier sagte mir mein Geliebter, daß er Alphonso heiße und mich mitnehmen wolle an den Gardasee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So sind wir über das Meer gefahren und über die Berge gestiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in diesem Zimmer haben wir dann eine Zeitlang gewohnt. Alphonso sagte zwar, es sei eine lange Zeit gewesen, aber er irrte sich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und sagte: ‚Hortensia, wir müssen scheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mitnehmen, dort ist's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund schicken, der soll dich trösten und wärmen.' Darauf sagte ich ihm, ich brauche keinen Trost, aber Liebe und küßte ihn auf die Augen und

legte mich schlafen. Er aber ging. Und es ist schon fünfzehn Monde her, daß er gegangen ist, und viele sind gekommen, aber umsonst hab' ich auf den Freund Alphonsos gewartet. Wenn nicht die Sonne so schön geschienen hätte und der See so blau wäre, so wären die Tage sehr traurig gewesen. Aber jetzt ist er da, und nun ist die Welt noch einmal so schön."

Und wenn wir sie fragten, woran sie mich erkenne, so sagte sie: „am Herzen." Damit meinte sie die Augen, und noch einmal: „am Herzen!" damit meinte sie die Stimme. Alphonso habe gerade so deutsch gesprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nötig, alle diese Angelegenheiten gründlich zu untersuchen. Wir ließen unsere Mittagstafel aus dem Wirtshause bei Hortensien aufschlagen, aßen Fische aus dem See und weiße Polenta und tranken dunkeln Rotwein und spielten homerische Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber saßen und schwatzten von diesem und jenem.

---

31. Fortsetzung.

Am Garda erhält man den ersten Vorschmack von italienischem Volkscharakter. Man sieht schon überall die wohlgebildeten Männergestalten mit den scharfgeschnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwischte im Äußeren des deutschen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder einzelne hat ein Gesicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Gesichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierschale trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnase" gar nicht. Der Italiener hat nicht nötig, gleich von früh auf seiner Erde ein sorgenvolles, arbeitsames Gesicht zuzuwenden, daß sie ihn ernähre

und erhalte, die italienische Erde ist liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern nistet sich nicht in die jungen Gesichter wie in Deutschland. Da gehen natürlich auch die Züge mutiger auseinander, und das Gesicht wird klar und klassisch, eine Hebamme der Romantik, die bleiche Sorge, ist völlig unbekannt. Die natürliche Entwicklung wird in nichts gestört, und alles, was wild wächst, ist schön. Man findet schon unter den Schiffern vom Garda schöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht so früh an zu lernen, sie siedeln nicht die Altklugheit so zeitig auf den Lippen an, sie lernen später lesen und schreiben, aber dafür behalten sie bessere Augen und geschicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns schon der Teufel los, und die Herrschaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angst und Hast des Knaben. Da liegt der italienische Bube noch fünf Jahre in der Sonne, und sein Verstand übt sich in eigenen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, so ist er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben.

Aber der Körper und die Lebensklugheit sind das einzige, was sie voraus haben. In allem anderen sind sie ein depraviertes Volk, die christlichen Juden Europas. Und es wären Bestien aus ihnen geworden, befänden sie sich schon so lange in einer so schauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Palästina. Die moralische Kraft des Italieners ist bereits gebrochen wie Binse — er ist nicht mehr tapfer. Er kann mitunter noch eine tapfere Hand haben, aber das tapfere Herz ist durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenschaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelste dieser Affekte, der Zorn, ist ihm lange schon entwendet, der Stolz ist gebrochen und spreizt sich nur noch als Hochmut.

Man ist gewohnt, sich den südlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der deutsche Bauer von Nationalruhm und dergleichen nichts versteht, daß sein Streben nur von der Hand bis zum Munde

reicht, so denkt man sich doch immer den Südländer idealischer. Und man hat ein Recht dazu, denn dieser bedarf nicht jenes harten Kampfes mit der Scholle Erde um das magere Brot; die Nahrung fällt ihm in den Schoß.

Die Schiffer vom Garda sind nicht viel besser als unsere Bauern: wenn sie von der Herrschaft ihres Landes sprechen, so reden sie auch nur von den Steuern. Die Poeten sind ein trügerisch Volk, wenn sie von fremden Ländern reden, und doch ist's ein Glück, daß sie lügen. Die schöne Lüge und der goldene Traum bleiben das beste an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen sein, wie kämen wir sonst zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erst, wer am richtigsten sieht, das Auge oder das Herz. Die kritische Philosophie und die Naturphilosophie sind nicht so unwichtig mit ihrem Suchen nach Subjekt und Objekt, nur die Philosophen sind oft unwichtig. —

Es war eine Volksszene, deren sich die Gracchen, wie Cato geschämt hätten, als wir die Zeche bezahlen und uns einschiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales standen wohl zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverschämte italienische Wirtin, uns gegenüber am Fenster saß unbekümmert um alles, was vorging, Hortensia. Die Wirtin verlangte eine Summe für unser karges Mahl, als hätten drei Lukulle bei ihr gegessen. Ich bat den Starost, ihr zu sagen, daß wir keine Engländer seien. Das nützte nichts. Er rapportierte, wir seien zwei deutsche Doktoren, die von Büchern lebten, und in Deutschland seien die Bücher sehr mager. Das ginge sie nichts an, und bei ihr hätten wir von schönen Fischen gelebt, übrigens habe sie bei Durchreisenden schon dicke und fette deutsche Bücher gesehen, und Signore — der Starost — sähe ja so golden und silbern aus, daß es ihm auf solch eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geschlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und schlug Schamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anstand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehen. Er steckte zwar die Hände in die Taschen als mimische Andeutung, dort sei alles unter Kuratel gelegt, hing den Kopf vor, sah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor spitzfindig an, sprach ein paar sehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räusperte mich also und fragte den Starosten, was auf Italienisch „niederträchtig und Himmel-tausend-Donnerwetter“ heiße. Das zweite wußte er nicht, ich gab's also deutsch und sprach fünf Minuten lang in vermischten Sprachen alle Grobheit über eine unverschämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirtin mit drohenden Gebärden nahe; sie zog sich auf das zahlreiche Korps ihrer Landsleute zurück, das eine schweigende Sauvegarde bildete. Manch deutsches Theater hätte was gegeben für zwanzig solche Statisten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centesimo wert, sie öffneten der Wirtin eine Rückzugsgasse, ließen mich sogar hineindringen, ohne mich in Beschlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche schließen mußte. Und zu dieser Landesverräterei trieb sie nur die Gewinnsucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unseren Fährleuten zu gehören, keiner wollte sich durch unnötigen Zorn verhaßt machen; die Geschichte von den dreißig Silberlingen hat einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die späteren römischen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienstmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Starost, und ich fürchte heute noch, er hat es nicht übers Herz bringen können, daß der Anstand so verletzt und die Rechnung nicht

ganz berichtigt wurde. Er war sehr delikat, und hat wahrscheinlich mein mühsam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortensia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italienische Laute, sonstiges Gepäck hatte sie nicht, unsere Mantelsäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Assisenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für seine Ware, der Italiener das Dreifache. Kann solch ein Volk stolz sein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leisten? Die Lizitation ging los. Bei solchen Gelegenheiten entwickelt der Italiener sein ganzes Erbteil Ciceros und Dantes, er häuft rhetorische Figuren, detailliert den Catilina bis auf alle möglichen Defekte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszustände. Er ist der geborne improvisatorische Redner und Dichter. Es ist aber alles nur Renommisterei, sein Argument und sein Gedicht; wenn der Deutsche sein ordinäres Talglicht dranhält, so verschwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleistet als in der dreisten Täuschung des Epos, sie sind geschwätzig wie die Spatzen und lügnerisch wie die Gaskogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantasie, die auf den Bergen herumspringt, wenn sie sich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeschichtlicher Epiker war, man sieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit seinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieser hat die trefflichsten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in sich, er ist vielleicht der reichste Embryo unter allen europäischen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um seine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zustande. Wenn man sich Mühe gibt, wird man die fremde Zeitigung bei allem großen Italienischen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Ist solch eine Hypothese

auch wie im Latein die Regel, welche so reich an Ausnahmen sind, sie hilft doch ordnen und lernen.

Daß sich nicht öfter ein Tasso findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantastischen Taten, also auch keinen Glauben, keine Begeisterung mehr brachten für blau und rote Geschichten. Petrarca ist mir immer der redendste Beweis gewesen, daß es mager um die italienische Poesie stände, ein sauberer Drechslermeister kann nirgends anders soviel Glück machen, eine Putzblumenmacherin ist anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen schafft, auch wenn jene geschickte Person neue Blumen erfände. Nur in Italien wird ein Petrarca daraus. Die Italiener machen viel Geschrei, mitunter auch ein künstlich Geschrei, aber von den Urtönen der Menschheit, von der eigentlichen Poesie wissen sie nichts. Wenn wir ihnen auf ein paar Jahre einen unserer Romantiker, z. B. nur Herrn Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchem kapitolinischen Helden herausstaffiert wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauschenden christlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholische Land war ein romantisches Gedicht, sie durften nur abschreiben — haben sie's wohl vermocht?! Wie feinfühlend sind statt ihrer die Deutschen jenen mystischen christlichen Nerven tastend nachgegangen, Deutsche, die in der Mark oder Lausitz wohnten und auch die Anregung improvisieren mußten. Und da sie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben sie denn wenigstens bei dem Mangel an Romantik plastische Figuren erfunden, haben sie Dramen geschaffen?! Sind die Alfierischen Marionettenrepublikaner, die im Draht auf und nieder gehen, sind diese Menuettentänzer der Rede wert?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufsehen und Lärm machte, war immer ihr Wesen; Töne und Farben haben sie erfunden, und das ist alles. Und weil das schöne Dinge

sind, so kommt uns noch heutzutage ihre Renommisterei so schön vor. Dazu sehe man Italien an und frage: Wie kommt ihr zu Farben? Man höre das Volk sprechen und singen und frage: Wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt und haben alle Stimmritzen fürs Konservatorium in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme gewesen sein — der jämmerlichste Kerl jenseits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorschlägen sonderten sich endlich vier rüstige Ruderer heraus, Hortensia sprang in das breite, geräumige Boot und machte sich und mir an seinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geschrei und Unterhandeln ward immer stärker, wir waren taub geworden und antworteten nicht mehr darauf, die vier Ruder klatschten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach so vielem Geschwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen sollten. Im Zahlen ist der Italiener romantisch, diese Ungewißheit ist sein Element, da spintisiert er nun über die ungewisse Forderung oder Schuld. Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortensia hatte sich zu meinen Füßen gesetzt und sah mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt bald mich, bald das scheidende Torbole an. Der Archivarius saß neben mir, war aber eigentlich schon seit einer halben Stunde im Fenster eines Fruchthändlers, wo ein sehr braunes Mädchen ein Hemd nähte und von weitem mit ihm schäkerte. Der Spaß wurde ihm sehr dadurch erschwert, daß er ein kurzes Auge hat und sich einer zerbrochenen antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geschicklichkeit gehörte. Aber durch die schlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrscheinlich interessanter — das Boot wendete sich, es ging ans Abschiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die deutsche Romantik los. Beinahe einen Tag über

hatte er sie in der Nähe gehabt und sie war ihm reizlos gewesen, jetzt verlangte er, wir sollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphische Geleitsvorschläge machen. Der Vorschlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er sich auf den Rücken und sah in den Himmel. Der Starost war durch die Ruderer total von uns abgeschnitten und lag im jenseitigen Ende des Bootes, seine Türkenpfeife rauchend und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging hoch mit seinen blauen, blauen, ach, so reizend blauen Wellen, der Archivarius lispelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widersprach nicht. Torbole, das stürmische, verschwand mehr und mehr, Riva trat seitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten sie Schmuggelwaren. Hortensia griff leise über die Saiten hin.

---

32. Fortsetzung.

Ich bin es nie imstande gewesen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeistert zu sein — wenn's durchaus sein muß, so wird mir die schönste Sache langweilig oder komisch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube gesehen, bleibt er mir ewig so interessant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum gibt es immer noch etwas, was für unsere verwöhnten revolutionären Sinne über die Schönheit geht, das ist die Jugend, ist der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir schon historisch geworden, Hortensiens Augen hatte ich vielfach geküßt — ich schlug die italienische Grammatik auf und lernte konjugieren, die Beispiele lagen nahe, der Archivarius warf sich eifrigst zum Kollegen auf, es wurde in einer Viertelstunde soviel gelernt, daß wir einen ganzen Tag davon leben konnten. —

Da erhob Hortensia ihre klare Stimme und griff voll in die Saiten, und ich war so erschrocken von dem schönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Gesang. Das kommt wohl zum Teil von der vollrunden, majestätischen Stimme, den vollen Vokalworten, mit denen sie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in seiner katholischen Weichheit eigentümlich geworden ist. Sie sind alle weltliche Nonnen, und eh' sie heiß und lustig werden, ist Auge und Stimme erst feierlich. Das ist keine Koketterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls sagen: Hinter dem üppigen Sonnenscheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme herausschlägt, wenn sie plötzlich sich erheben. Die italienischen Männer sind meist schlechte Männer für die Weiber, es ist wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — sie sind Sklaven. Wenn sie's versucht haben, die Ketten zu brechen, so sind sie ausgelacht worden, weil sie keinen Mut bewiesen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber sind römischer geblieben als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz ist kleiner, aber gedrängter.

Es ist noch heut etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelias, der Gracchenmutter, oder so etwas in Aug' und Stimme des italienischen Weibes. Ich sah und hörte staunend nach Hortensien hin. Sie sang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer streckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf und stimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüstendürr und trockenbraun im Gesicht aus Ägypten und Syrien zurückkam und das Auge ruhmeswollüstig überall herumirrte. Es ist dies immer die interessanteste Zeit in Napoleons Leben für

mich gewesen. Damals brachte er sich den ersten Araber mit, er glich dem Cäsar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poesie und weniger Egoismus im Gesicht als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wollust des jungen Ruhmes, die Züge waren noch durstig, die Haare noch lang, der Körper bog sich noch geschmeidig, seine ganze geistige Jugend stieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sansculotten von Montenotte und Millesimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es sollte alles erst erfüllt werden, es stand erst alles auf dem Spiele — und das Fertige ist groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabisches Epos brachten seine Soldaten damals die Geschichte von der Pyramidenschlacht nach Europa; man sah im dämmernden Sonnenlichte auf der unabsehbaren trockenen Fläche das große Schauspiel, Turbane in endlosen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber, „Allah il Allah," der alte fabelhafte Ruf, klang gespensterartig in das moderne: „Vive la République." Augenlos, stumm sahen von fernem Horizonte die märchenartigen riesenhohen Pyramiden zu, wie ein berittener junger indischer Bramine, der nur Geschichte studiert hat am Ganges, sprach der junge Bonaparte zu seinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zusehen, man schwieg vor Staunen über all die wunderbaren Dinge. Die Pestkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einsamen Tode drängten sich auch in jene befremdlichen Tableaus, wo blaue und rote Franzosen unter asiatischer und afrikanischer Sonne herumschritten. Wie ein Geist war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelsons lauernde Schiffe zurück nach Frankreich gezogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das alles wahr sei. Napoleons ganze Herrlichkeit, die man schon zu ahnen anfing, stand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Interesse.

Von jener glänzendsten Zeit des jungen afrikanischen Napoleon und von den früheren galoppierenden Siegen bei Lodi, Arcole, Castiglione und all den Namen, die wie Goldstücke bei tollem glücklichem Glücksspiele übereinander stürzten, von jenen fliegenden, brausenden, jähen Taten des jungen Genies, des olympischen Adlers sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück.“ Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offenem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg alles, und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich sie leise, ob sie wohl den Napoleon liebten, und wünschten, daß er noch gebiete. Oh, si Signore, sagten sie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erstlich hätten sie zuviel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müssen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die er aus dem See gefischt hatte, und erbat sich dafür einige Centesimi.

Wahrlich, es ist eine tief poetische Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen sie eben aus dem Senate in Rom! Sie haben eine viel abscheulichere Prosa, als wir in Deutschland, weil sie umringt sind von schönen Veranlassungen. Wir lieben den Napoleon, obwohl er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und sie fürchten ihn nur. Ich will indes nicht ungerecht sein und nicht vergessen, daß meine Helden Gardaschiffer, und daß die meisten Italiener, die ich gesehen, nicht von der vornehmsten Klasse waren. Aber es ist leider alles, was man in jenem Lande

sieht, von niedriger Art, denn offener oder versteckter streckt jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Österreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabaks, man liebt noch am meisten Bayern, weil es am wenigsten Steuern verlangt hat. Unsere honorige, intelligente Mittelklasse, die sich zur guten Stunde doch einmal für etwas interessiert, was über Essen und Trinken hinausgeht, existiert gar nicht. Und die höheren Klassen und die strebende Jugend halten sich den Mund zu und lassen sich nicht sehen oder dürfen sich nicht sehen lassen. Ein Land der kleinen Konspiration hat viel kleine Menschen. Es ist gar zuviel Täuschung in diesem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen sind sie feig. Der bessere Deutsche macht es doch umgekehrt, er ist humaner, und der Franzose hat privatim und öffentlich alle Taschen voll Courage. Wahrlich, es glaubt's kein Mensch, wenn er diese bedeutungsvollen Gesichter sieht. Wie ein gefallener Herrscher sah der vor mir sitzende Schiffer aus, vornehm schaute er auf die Arbeit, als erniedrige er sich durch sie, stolze Züge, große geheimnisvolle Augen, scharfgeschnittener Mund, die edelste Nase, ein krauser dichter Backenbart, eine starke, hohe und schöne Figur schienen der Einband des schönsten Buches zu sein. Und wenn man die Züge auseinanderblätterte, so kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche, innere Mutlosigkeit.

Nur die Weiber haben alle Mut, wenigstens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieser Art aus. Die Männer sind die Schauspieler Europas, sie führen ums Geld Komödie auf wie Tragödie; Kulissenreißer sind sie auch ohne Geld von Hause aus. Um nichts den entsetzlichsten Spektakel zu machen, das versteht der Italiener vortrefflich.

Wir legten am jenseitigen Ufer des Sees an, um den Eselsberg zu besteigen Man geht neben kleinen malitiösen Eseln aufwärts und hat sich vor ihnen zu hüten; es gibt

eine Sorte dummes Volk, das nicht nur dumm, sondern auch brutal ist; wenn sie sich satt gegessen haben, schlagen sie hinten aus. Oben sieht man nichts als ein unbedeutendes Stück Wasserfall und weiter unten Mist in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da, und das Volk machte viel Wesens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Wesen dieser Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hause war Platz da, der steile Fels verengte alles. Sonst kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italienischen Städte wie Schwalbennester, und die fremden Spatzen finden überall in Italien ein Plätzchen.

Hortensia war im Boote zurückgeblieben, und mir schien's, als habe sie geweint. Ich nahm sie um den Hals und fragte sie, was ihr fehle. Sie machte ein sehr ernsthaftes Antlitz und sagte: „Du liebst mich nicht!" Ich versicherte sie natürlich des Gegenteils, setzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenstände, und wollte sie eben zärtlichst küssen, da stieß der Starost den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, sie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schoß des Archivarius, der über die maskuline Zudringlichkeit sehr ungehalten war. Wir lachten und setzten uns an den Boden des Kahns, und sie lehrte mich Gitarre spielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch sehr zart von den vier Schiffern, daß sie mit dem Abstoßen des Kahns gewartet hatten, bis unsere Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zutun des Starosts wären sie nicht abgefahren. Takt für Liebesverhältnisse hat der gemeinste Italiener, er weiß, was sich schickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

Der Tag senkte sich allmählich, und wir steuerten auf hohe, weiße Schlösser zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen sie, sagten die Schiffer. Es waren spanische Schlösser, nämlich terrassenförmig abgesetzte weiße Pfeiler, zwischen denen Zitronenwäldchen gepflegt wurden,

es wohnte niemand da als ein Gärtner und dichter italienischer Duft, der die Sinne befängt. Ich saß mit Hortensia an einem solchen Baume, und wir sahen uns abwechselnd in die Augen, und durch die breiten stillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgestreckten Armen sich gelagert hatte. —

Plötzlich sprang das Mädchen auf, faßte mich krampfhaft bei der Hand und starrte nach der Seite. Es war mir, als sähe ich eine männliche Gestalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metalloser Stimme sagte sie: „Es ist mein Bruder," und stürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, sie erraffte unterwegs den Starost bei der Hand und riß ihn mit sich ins Boot, ich befolgte diese stumme, praktische Schnelligkeit und griff nach dem unter Zitronen wandelnden Archivarius. Der Aufseher trat mir in den Weg, eine discrezione erheischend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälterisch ausbeuten, es fehlten mir nur die italienischen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!" zu sagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechsel — „oh, questa voce!" rief Hortensia und verbarg ihr Haupt in den Schoß. Der pfiffige Italiener hatte mich verstanden und bezeugte sich dankbar, soweit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zutun von seiner Seite war nicht zu rechnen, der Starost mußte also unsern Leuten kundtun, daß wir nicht eingeholt werden dürften. In diesem Lande, wo jeder Nachbar den Nachbar betrügt, wo die Intrige überall zu sehen ist, wie bei uns die Polizei, fällt das nicht auf — sie nickten mit den Köpfen, drückten die Ruder tiefer und flacher ins Wasser, und warfen, ohne ein Wort zu wechseln, den Kahn in eine andere Bahn, als wollten wir gegenüber vor den spanischen Schlössern landen.

Der Abend kam uns zu Hilfe und legte sich sanft wie ein samtener Mantel über den See. Hortensia war totenstill und sah scharf nach der Richtung von Limone hin, der Archivarius sang leise ein deutsches Lied, es ward so heimlich und wohnlich in meinem Herzen, daß ich mich nach freundschaftlichem Besuche sehnte. Da kamen aus den Wipfeln der Zitronenbäume alle die Weiber, die ich je geliebt, über den See gerauscht und setzten sich mir auf die Schultern und auf die Westen und Rockflügel, und jede flüsterte die süßen Dinge, welche wir einander gesagt hatten, und jede flüsterte sie mit dem Anfluge ihres Dialekts, die eine norddeutsch, die andere süddeutsch. Es war ein Flüstern und Kosen wie beim Turmbau zu Babel, und es war mir so menschenfreundlich, so mahometssüß ums Herz, daß ich's nicht anders bezeichnen kann, als mit den Worten: „Es war sehr hübsch."

Unterdes fiel die Dunkelheit wie ein Nebel ins Wasser, und die klare Nacht erhob sich und öffnete ihre goldsilbernen Augen, und der See schloß sich und streckte die Wellen zum Schlaf wie nach vollbrachtem Tagewerke.

Das sind die Augenblicke, wo sich aus nahen und fernen Landen alles um den Menschen versammelt, was je eines seiner besten Gefühle getroffen hat. Die Helden der Geschichte ziehen vorüber, und das geschieht immer nur des Nachts, denn nur des Nachts erscheinen Geister. Selbst die größten Geister des Tages werden erst gesehen, wenn es Nacht wird. Die kleinen menschlichen Geliebten hatten sich bis zum Unsichtbaren zusammengekauert, sie sind Kinder des liebenswürdigsten Taktes und wollten das große Tableau, das sich eben auf dem Wasser aufstellte, nicht stören. Wie Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menschlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu sehen, sie waren nie Menschen, sondern sind immer Soldaten gewesen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der schon verfälschten Zeit des heuchlerischen Augustus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Mensch war. Dieser Mensch heißt Properz und hat seine Menschlichkeit in Elegien niedergelegt. August geht nach Kleinasien, und Properz soll mitgehen, um unsterbliche Lorbeeren zu sammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit dem schönsten römischen Mädchen eröffnet und geht nicht nach Kleinasien. Als August zurückkommt und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da steht Properz mit seinem Mädchen vor der Tür, und lächelt sehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all seiner asiatischen Pracht und Herrlichkeit und erzählt ihm seine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom sich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Zimbern und Teutonen und schmausten, und ich sah es mit an, wie die römische Klugheit unterdes sie berückte, und die Römer waren eherne Aristokraten, und die Zimbern und Teutonen waren deutsche Stämme. Das Essen und Trinken war von jeher bei den Deutschen die Hauptsache. Ich drückte die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich die römischen Tier- und Menschenhetzer unter den Kaisern, und die langen germanischen Barbaren, welche den römischen Thron einrissen, und die Langbärte, die Langobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all diesen Gewinn, dieses Mark sah ich hinschwinden vor der römischen Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem bißchen Musik und Lirum-Larum-Löffelstiel wurde alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpste, und ich sah ein, daß die Klugheit das beste sei für die Völker. Der Archivarius sang den letzten Vers seines deutschen Liedes. Plötzlich sprang Hortensia auf, hielt ihm den Mund zu, schlug den nächsten Schiffer auf die Schulter und wies nach Limone hin. Der Schiffer schliff seine Augen, legte sich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Wasser-

fläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich sah und hörte nichts. Mit Blitzesschnelle fuhren wir eine Strecke in anderer Richtung und hielten plötzlich ganz inne. Kein Mensch regte sich, ich konnt' es hören, wie hinten der Starost, der wie ein Korsar ausgestreckt im Boote lag, den Dampf aus seiner Pfeife stieß. Allmählich schien es auch mir, als hörte ich leise Ruderschläge, mit Hilfe des Glases gewahrte ich ein Boot, das in einiger Entfernung von uns ganz in unserer früheren Richtung mit aufgespanntem Segel vorüberstrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Wasser so unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortensia hielt sich krampfhaft an meinem Arme fest, da verschwand auf einmal das Segel, und unsere Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte sich trotz unserer Schnelligkeit, und die Schiffer sagten, er müsse fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand sich noch in unserem Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortensia küßte mich mit kaltem Munde dafür und nahm meinen Reisestock und half auch rudern. Es war umsonst — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiserock aus, Hortensia bekleidete sich damit und knöpfte ihn bis oben zu, setzte sich meine Mütze auf, legte sich das Gesicht in den Arm und lagerte sich zum Schlaf zurecht. Alles geschah, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Bei italienischen Schiffern bedarf's aber keines Wortes, sie verstanden alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt die Courage nimmermehr," und erwartete den Feind. Über die verräterischen Füße Hortensiens warf der Doktor seinen Schlafrock. Das Boot brauste heran. Der Aufseher von Limone, den ich so reichlich beschenkt hatte, war der fünfte

Ruderer, ein echter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortensiens Bruder war der sechste Mann, und schon hielt ich unsere Mannschaft triumphierend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl sich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reisesack auf, Herr Starost, und setzen Sie Kupferhütchen auf Ihre Terzerole, antworten Sie so grob, als Ihr Gedächtnis Worte auftreiben kann.“

Der Zitronenaufseher griff an unser Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzschnell auf seine Hand, und heulend zog er sie zurück. Hortensiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anstalt, in unseren Kahn zu springen. Ich stellte mich jenem, der Doktor diesem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Zitronenaufseher jetzt gegen den Starost ansetzte; nur die Schiffer hielten sich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie bloß weiter leitende Elemente. — Da brannte plötzlich der Starost seine zwei Schüsse los, und mit einem Ruck war die Szene geändert, die Schiffer beider Boote duckten sich und stießen die Kähne auseinander. Hortensiens Bruder und ich schwankten einen Augenblick über den See; — wir stürzten beide hinein.

Ich sank tief, eh' ich in meiner halben Sinnenlosigkeit zu den Schwimmoperationen Anstalt machte. Mit Hast drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Ersticktwerden, keinen Atem zuzusetzen. Es war finster und leer, Tohuwabohu, als ich Atem schöpfte, nichts zu sehen, nichts zu hören, und ich war so total verworren, daß ich auch keine Richtung unterschied, ich konnte ebensogut den See der Länge nach hinunterschwimmen, statt nach einem Ufer hin. Matt und erschöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlorenen. Ich sah mich nach dem Himmelswagen um, der am westlichen Horizonte steht, ich horchte, ob Hortensiens Bruder nicht darin schwimme, die entgegengesetzte Richtung müßte ja die meine sein. Es schien

mir, als hörte ich ein fernes, leises Plätschern. Der See war sehr schön, und das Wasser war lind und blau, aber es war eine gefährliche Schönheit; ich wünschte in einem schmalen deutschen Teiche zu sein, die Müllerstube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen Wirtin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Zitronenwälder! Da kam dem Starost der glücklichste Gedanke, er schoß sein Pistol ab, und ich warf mich lustig in die Wellen hinein. Bald hört' ich sie mir entgegenkommen, bald lag ich wie ein nasser Robbe in der Barke.

33. Malcesini.

Glücklicherweise war mein Mantelsack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten still, der Archivarius und der Starost stellten sich vor Hortensien und lachten ebenfalls.

Unsere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nötig erachtet, man hatte sich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelassen, es war römisch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortensia erkannt worden, ob ihr Bruder ersoffen sei. Einem lebhaften Angriffe und Widerstande weicht der Italiener aus. Unsere Schiffer legten bei Malcesini an; dort wollten wir einige Stunden schlafen und vor Anbruch des Morgens weiterfahren. Mit einigen Flüchen und Demonstrationen durch Stock und Faust wurde der Schwarm Gesindels vertrieben, der sich überall, wo Fremde ankommen, an diese hängt und auf das Gepäck stürzt. Es war wenig Licht in dem kleinen Orte zu sehen, und er bot einen unheimlichen italienischen Anblick dar. Hortensia hing sich beim Aussteigen innig an mich, und als ich sie aufs Auge küßte, küßte ich eine tränenfeuchte Wimper. Ich fragte sie, was ihr fehle, sie schüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco“, und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging sie von mir und machte sich mit dem Gepäck zu schaffen.

Als wir mit einer geschwätzigen Wirtin, die halb hübsch, halb garstig war, Zimmer, Betten und Speisen behandelt hatten und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortensia vermißt. Wir liefen an den See, wir suchten an allen Ecken und Enden und schickten Boten aus — umsonst, sie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet sein; es blieb nichts übrig, als sich in des wunderlichen Mädchens Tun zu ergeben.

Es war alles so märchenartig hergegangen, seit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tische unseres Zimmers saß und den Archivarius fragte, ob denn das alles wirklich passiert sei. Er lächelte und sprach: „In Italien kann alles passieren.“

Ich fragte unsere zweifelhafte Wirtin, was sie zur Hortensia meine. Sie lächelte wie eine deutsche Soubrette, machte mir ein Kompliment, warf mir einen verräterischen Blick zu und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Starost öffnete einen kleinen Balkon, der auf den See hinausführte — es war eine rabenschwarze Nacht draußen, trotzdem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war totenstill. Ich saß unbeweglich an meinem Tische und dachte fortwährend: Das also ist Italien!

Da erhob sich plötzlich draußen ein Geschrei, welches durch seine Regelmäßigkeit den Charakter eines Gesanges annahm. Es war ein Ständchen; in Deutschland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Ansicht wäre freilich nicht ganz falsch gewesen. Es mußte entsetzlich brennen bei dem Burschen, denn er schrie wie ein Zahnbrecher und sang wenigstens fünfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derselben Rezitativmelodie herunter. Sie haben in Italien alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein wenig erschöpft war, so fing er doch die neue stets wieder mit einer Vehemenz

an, daß ich noch bei der zwanzigsten davor erschrak und mich vor dem nächsten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen sanften Trieb wie die Liebe so entschlossen um Hilfe rufen hören. Alles war totenstill, nur der arme verliebte Teufel schrie seine Litanei; es hätte ein Stern herunterfallen mögen.

Wenn man im September oder Oktober durch einen großen, flüsternden deutschen Wald fährt, da hört man den Hirsch sein Ständchen brüllen, just wie diesen Italiener, und es ist lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir schlossen den Balkon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochener Breite ein Dritteil der Wand einnahm und uns dreien überflüssigen Raum gewährte.

Aus süßen italienischen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag stünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein schönes Mädchen küssen, von dessen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malcesini lag noch tief in seinen nächtlichen Decken. Die Engländer machen viel schöne Stahlstiche, und stellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häusern und kecken Piraten — so ist mir Malcesini erschienen in seiner Nachtruhe.

Das Wasser des Sees war warm wie ein schlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft schlief regungslos. Das Schifflein flog rasch in den dunkeln See hinaus.

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtsam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgensonnenwind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer spannten das Segel auf und brauchten nicht mehr zu

rudern — die Kraft des Tages regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt, und als ein Schiffer sah, daß ich am meisten dabei fror, warf er mir seinen braunen Mantel zu und sagte resigniert, er sei's gewohnt.

Der See öffnete sich eben in stolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernsthaften Rinaldiniufer des nördlichen Sees wurden weich und rund und verloren sich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Isola bella — denn eine solche hat jeder italienische See — sprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewässer, und es leuchtete aus der Ferne von ihr her, wie weiße Schlösser leuchten, hinter deren Säulen schöne Nymphen tanzen. Die Augen Jean Pauls blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich sah den Titan die hohen Treppen auf und nieder steigen und in den wollüstigen Gebüschen verschwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unserer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute steinerne Alte steht hier am Eingange in den engeren Garda und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einstehen, aber es war mir, als trüge er einen Henri-quatre, ein Schutzpatron der Wachsamkeit, kommt den Italienern sehr ungelegen und genießt wenig Ästimation, unsere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, samtene Olivenwäldchen, eine glänzende Morgensonne, ein dampfender See, und in der Fensterblende ein Mensch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das alles ein Goethesches Gedicht sei; ich hörte die Worte in dem Wellenschlage.

In Deutschland ist Goethe gestorben, aber in Italien saß er vielleicht in der Fensterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein schöner katholischer Sonntag, der mit der schönsten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte sich nicht, und es war zu weit, um genau zu sehen. Ich ließ die Schiffer halten und sang mit lauter Stimme:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?“

„Blühn“ antwortete das Echo, und der Starost sagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

---

34. Bardolini.

Wir ließen uns von der Morgensonne bescheinen und dachten nichts und wollten nichts — alles ringsum war Gold, und gesund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direkt nach Rom.

Wir landeten am kleinen steinernen Molo von Bardolini und fochten mit der italienischen Gefälligkeit um unser Gepäck. Es war ein fauler papistischer Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirt des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühstücken, sah aus wie ein alter Römer an einem Feste des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghosen, die er unzweifelhaft tags vorher eigenhändig im See gewaschen hatte und jetzt an der Morgensonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als seine sehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nachkommen der Fabier; mit demselben altrömischen Ernste, wie jene zu dreihundert in den Todeskampf zogen, schritt er hinter seinen kleinen Ladentisch und bereitete eine Tasse Kaffee. Ein echt römischer Kaffeewirt, der nach Rom gehörte — er behandelte sein Geschäft mit derselben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das seine. Sein blauer

Frack war von einem würdigen, klassischen Alter, man bewunderte die Defekte der Ärmel, wenn man in das feierliche Gesicht des Mannes blickte. Seine Nase war schöner und größer als die Vespasians, und die moderne Bildung war nicht spurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hause. Er kochte immer nur für eine Tasse, und seine gläsernen Augen sahen stier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Bestellung einer Tasse und eines Brötchens nahm er mit solchem Geräusch und solcher Wichtigkeit auf, und er lief so weit hin und her, daß Bardolini, das sich mit Jugend und Alter vor seinem Hause versammelte, glauben mußte, es sei eine Karawane bei ihm eingekehrt. Das ist italienische Geschicklichkeit, aus Kleinigkeiten historische Fakta zu machen.

Anfänglich war es mir überraschend, bald aber doch sehr lächerlich, diese Heldenfigur Kaffee kochen und wie einen kleinen Markör „subito — subito, Signore“ schreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht anders; der Himmel ist noch jener alte lateinische, die Männer wachsen noch lang und groß, aber sie erfechten keine Siege mehr, sondern sie kochen Kaffee.

Wir ließen uns einen Kutscher rufen, und es begann wieder eine römische Szene, wobei das sonntägliche Bardolini, das sich um uns herum gruppierte, seine Rolle getreulich mitspielte. Der Kutscher war ein schöner Römerkopf mit deutschen Augen und germanischem Haare. Es war eine Freude, ihn anzusehen, wenn er das hohe Fuhrlohn, das er bis Verona verlangt hatte, mit Wort und Gebärde, mit Zorn und Lachen verteidigte. Er tat das mit solcher Wichtigkeit und sprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Karthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde,

wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italienisch verstand. Sie würden sagen — wenn ich sage „Sie“, so meine ich immer die Berliner — „Ne, det is een jeborner Jardeoffezier, und er spricht een Ausländsches wie die Heinefetter.“

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er soviel forderte und soviel Spektakel machte: es war Sonntag, und er wollte mit seinem Mädchen Sonntag feiern, und sein Mädchen war gewiß das hübscheste in Bardolini. Aber wie schnöde verleugnete auch er die germanische Erinnerung seiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das schöne Auge seines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren sollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden sein Mädchen im Stich. Ein echter Italiener!

Brausend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengelände am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land wird immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten lustig, die Sonne lachte dem Sonntagmorgen ins Gesicht, der Italiener sang, wir streckten uns behaglich in unserem Wagen, wir waren so herrschlustig, als führen wir zum Kongreß nach Verona und als wären wir Hauptpersonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen sahen, da dachte er an Berlin. Das tut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Ursache dazu: wir sprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menschenfreundliche Mund kalt, und das zärtliche Auge war geschlossen.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, es war ein sehr kalter, russischer Winter im Jahre 1823, ich las damals alle belletristischen Journale, obwohl ich noch sehr jung war,

und alle belletristischen Journale schrieben damals mit Enthusiasmus über das Theater, vom Kongreß in Verona wollten sie nichts wissen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und schwärmte für die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung gelesen hatte. Als nun der Rektor vor Weihnachten unsere Schule schloß, worin er uns ermahnte, während der Ferien tugendhaft zu sein, und worin er uns mitteilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rektor“, sondern „Herr Direktor“ heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chaussee von Schlesien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage, und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Kristall; ich schritt aber immer mutig fürbaß, und der Gedanke stärkte mich, bald das berühmte Schauspielhaus, und die berühmten Schauspieler zu sehen. So kam ich gegen Abend nach Berlin und ging sogleich ins Theater. Ich war sehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erst nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter schlechte Schauspieler spielten, und ich eigentlich gar keine Ursache gehabt hatte, glücklich zu sein. Eins nur war mir damals sehr unangenehm; ich fand nicht genug Begeisterung im Publikum; namentlich sprach man, wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen sei. Ich war ein kleiner beweglicher Bursche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenbergs sei in einem metallenen Sarge aus Italien angekommen. Bei seinem Tode lernte ich ihn also erst kennen; denn die Madame Seidler war mir damals viel interessanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und ich erinnerte mich, daß ich selbst in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu lesen hatte, sehr unzufrieden mit Hardenberg gewesen war, obwohl ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater sagte immer, er habe den

Franzosen zuviel nachgegeben, und das fand ich sehr unrecht, denn die Franzosen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren, und mir der Archivarius Liebesgeschichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er ist eine weiche, adelige Erscheinung in der preußischen Geschichte, seine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Kultur, seine Diplomatie war artig und doch voll Würde, sein Herz war poetisch, sein Auge hing voll Geist und Zärtlichkeit, sein ganzes Wesen war übergossen mit jener bestechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet und den souveränen Stolz des Mannes aussöhnt mit der Notwendigkeit, beherrscht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig, und das will viel sagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltsames.

Er hatte früher Ansbach und Baireuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein schlesischer Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geschäfte, und ihm zum Teil verdankt Preußen die geschickte Wendung der Verhältnisse, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entschlossenere, würdigere Stellung den Franzosen gegenüber. Auch er war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, vor der Winterschlacht bei Austerlitz. Haugwitz war eine sehr merkwürdige Erscheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein sozialer Roué, ein Bildungs-Roué, ein Roué des Genies. Er hatte ein sehr rasches, edelmännisches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Kultur getrachtet, besaß empfindsame Partien des Gemütes, machte, wenn ich nicht irre, sogar Gedichte, war sehr eitel und bestrebte sich lebhaft, originell zu sein. Friedrich den Großen kopierend, regierte er aus der Mitte seiner Orangerie, trug einen genial schmutzigen Jabot und sah stets überhäuft, tiefsinnig und

aufgelöst aus. Plötzlich interessierte ihn ein Mistbeet mehr als ein Friedensschluß, und er warf die Akten an die Erde. Im Salon aber spielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu sagen, manövrierte mit der Tabaksdose und spielte am Ende unzeitig den erzürnten deutschen Grafen, welcher die neuen Franzosen meprisierte. Die damalige romantisch frankenfeindliche Stimmung kam ihm zustatten; nur der König selbst, der von jeher versöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Taumel nüchtern und besonnen und wehrte ab, solange es irgend tunlich war. Aber alle Damen glühten von Frankenhaß, sie teilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußischen Ritters, der weniger besonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatentum verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog sich eines Tages die Staatsuniform an und ließ den französischen Gesandten abweisen, der ahnende König gab endlich nach, und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräsentierte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponierende Repräsentation stellte auf dem Kongresse zu Wien Preußen würdig neben den berühmten Vertreter Österreichs, den Fürsten Metternich, dessen Persönlichkeit soviel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmütig gewesen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzosen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moralische Gewicht, das ihm Hardenberg verschaffte, war höher anzuschlagen als einige Quadratmeilen.

Hardenberg ist als Roman- oder Novellenfigur interessant. Er hat sich wie ein Mensch mit den Staatsgeschäften abgegeben, nicht wie ein Geschäftsmann, er behielt ein sensibles Herz, das ihm die besten Streiche spielte. Und gerade seine Schwächen sind so liebenswürdig. Er war von Jugend

auf galant gegen die Damen, und er ist mit einer Galanterie gestorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet sein leicht bewegliches Gemüt am besten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehreren Orten auf Augenblicke in die Weltgeschichte heraustritt, der Dr. Koreff, erzählt dem Staatskanzler von diesem träumerisch-poetischen Zustande, und Hardenberg, den alles Moderne interessierte, der wie ein Poet dies und jenes romantische Faible hatte, war sehr neugierig, dies zu sehen. Dr. Koreff erzählte von einem jungen, schönen Mädchen, und sie sprachen über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Holunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenbergs Palais viel besser stehen werde als sonstwo. Die Gemahlin des Staatskanzlers war eine kluge Frau und nahm das Mädchen zu sich, und man träumte und somnambulierte wie Käthchen unter dem Holunderbaume.

Da erhoben sich die Cortes in Spanien, und die Regenten versammelten sich in Verona. Auch Hardenberg sollte auf die Reise; aber er war krank, sein Interesse für den Somnambulismus hatte seine Nerven angestrengt; der Arzt untersagte die Reise. Aber Hardenberg unternahm sie, und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfrischten Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder, sein Auge ward wieder stark, seine Stimme wieder fest. Der Kongreß ging zu Ende, die Billetts zwischen Kaiser Alexander und Chateaubriand, worin sie einander die Berühmtheit garantierten, hörten auf, Hardenberg reiste ans Mittelländische Meer, um sich durch die Seeluft vollends zu stärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt stand er eines Tages am Fenster und sah über das weite grüne Meer und dachte auch an ein grünes Leben, das noch vor

ihm läge. Da brauste ein Wagen den Platz herauf, er hält vor seinem Hause, eine Dame springt heraus, sie fliegt ins Zimmer. Die Sehnsucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte seines Herzens nicht mehr gewachsen. Nach wenig Tagen fand man ihn tot in seinem Lehnstuhle, die Liebe lag auf seinem starren Gesichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

Und damals, als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben seine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann sehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin gesehen.

Ich war ganz traurig über diese Geschichte worden und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

---

35. Verona.

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht besonders neugierig ist, fährt man vorüber. Das Entree ist ebenfalls nicht lockend. Es ist ein stattlich Dorf, das allmählich zur stattlichen Stadt wird. Wir sahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche sind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten sind Österreicher, also beider Gattungen Gesichter stumm. Aber die Schleier sprachen desto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unser Don Juan von Bardolini fuhr wie Theseus durch den belebten Korso, die schmale lange Hauptstraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit sahen wir dahinter und daneben eitel tödlich schwarze Augen, und alle schossen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen sollte, sonst wäre ich gar nicht in den Gasthof eingetreten. Und die Romanschreiber hatten doch also recht; ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte vor hübschen Mädchen, und sie machen's nicht so stocktugendhaft wie in Deutschland, wo jedes Auge entweder sagt: Ich bin verheiratet oder ich werde heiraten. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsschein braucht, sondern für eine freie Kunst.

Mit einem tiefen deutschen Seufzer trat ich ins Haus. Eine dralle hübsche französische Grisette mit hüpfenden Gazellenaugen sprang an uns vorüber und lachte und rief: „Bon jour, Messieurs!“ und als wir nicht rasch genug dankten, flüsterte sie lachend zum Kellner, wir seien sicherlich aus Deutschland. Und als ich aus dem Fenster unseres Zimmers sah, da lag ein breiter eiserner Balkon einen Stock tief unter mir, darauf standen drei Frauengestalten in schwarzseidenen Kleidern, und die eine war immer schöner als die andere. Schwarze schmiegsame Locken, braune Locken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weißen Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, sahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlsein äußern sollte, so vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was alles geschehen würde, aber ich wußte, daß sehr Schönes sich ereignen müsse, und ich wußte, daß ich nichts zu wissen brauchte.

Die Hauptsache waren aber die nordischen Augen — o, es sind die Augen der Heimat, und sie erzählen lange, lange Geschichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen sind Blitze, sie treffen eh' man sie völlig sieht, sie sind zwei Leidenschaften, denen man sich in die Arme wirft. Aber nördliche Augen sind still webende Gedichte mit geheimnisvoller Tiefe, dunkle Wasser mit lockendem endlosem Grunde, sie sind kein blendender Feuerschein der Donner=

wolke, sie sind schönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenschaft; aber sie wecken die schmerzlich süße Sehnsucht, sie erweichen uns ganz und gar, unsere ganze Seele streckt bittend, flehend die Arme aus nach diesen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnisvoller schwarzer Pupille und mit schwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Mensch werden will, so denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnisvollen schwarzen Schatten.

Die Weltgeister haben die Menschen geschaffen; aber die unendliche Gottheit selbst hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Unsterblichkeit, und ich will's jedem Menschen an seinen Augen absehen, wie er aussehen wird in einer andern Welt.

Aber die Augen müssen nicht eintönig schwarz, braun oder blau sein, denn in solchen steht nichts geschrieben.

Lauter solche Gedanken schaukelten mich, als ich auf den Korso in Verona hinabsah nach dem Balkone. Wenn die schwarzseidenen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern heraussahen, so waren ihre Blicke allerdings sehr ernsthaft, es waren nicht dramatische Blicke Italiens, aber es war jener schöne, sanfte Ernst, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernst eines reichen epischen Gedichtes.

Die kleine Französin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, sehr schlecht französisch sprechende Damen, daß es sehr sonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen seien. Die älteste war die Frau eines sehr garstigen Lords gewesen, der Lord hatte sich aber ersäuft, weil er zuviel Geld und zuviel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen ersten Stock des Gasthofes gemietet und zwar auf drei Monate gemietet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte sie nicht, sie sprächen immer Englisch. Sie sollten die Schwestern der Lady sein.

Dabei lachte das Mädchen immer schelmisch und sagte, sie sei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht, als sie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte und mit roten Wangen von mir schied, da schien mir's, als zweifelte sie nicht mehr dergestalt an meinen geographischen und orthographischen Kenntnissen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Veronas anzusehen. Ich fand meinen Gottesdienst auf dem Balkon viel passender, und drei schwarze schöne Damen schienen mir eine sehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewissenhafter Historiker sorgfältig betrachten müsse.

Das Grabmal Juliens sollte ich mir ansehen — Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir sprach: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand und küßte deine Wange," ich war noch sehr jung damals, als ich zum ersten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und seit jener Zeit besuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakespeare weiß es, denn ein großer Dichter sieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küssen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter lustigen und schalkhaften Küssen die schöne humoristische Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich sehe die schwarz und roten Montagues und die schwarzen Capulets unter meinem Balkon auf dem Korso heranziehen und die Degen entblößen, ich seh' es: da drüben an jener tiefen Haustür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf seinem bleichen, bärtigen Gesichte. Ich seh' es: hier aus der Seitengasse stürzt Romeo mit den langen Locken und großen schwärmerischen Augen, sein Degen ist blank und er schreit laut, daß meine Engländerinnen selbst erschrecken: „Tybalt,

Mercutios Mörder, steh'!" Und hier auf dem Trottoir vor dem offenen Kaffeehause beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg und geht in jene enge Nebengasse; dort führt der Weg hinaus nach der Etsch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, alles das geschah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was soll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen seh' ich nicht gern wieder, es ist hohes Gras drüber gewachsen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und Trauerspiele haben später keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Starost hinausgehen und blieb.

Den Grabstein Juliens hat man fortgekauft für ein Museum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, sie setzten auch sie in solch Antiquitätenkabinett und zeigten sie als Merkwürdigkeit. Brave Leute, diese Antiquare, brave Leute, aber schlechte Musikanten. — Das stolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unsere Herzen verloren, das stolze Haus ist jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das soll ich mir ansehen — für eine Fuhrmannskneipe den Palast der Capulets geben, den ich mir seit der ersten Lektüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch!

Ich blieb still an meinem Fenster stehen und sah hinab auf den schattigen Balkon, wo die schwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir sehr wohl zumute, die Luft war so verführerisch weich, die Mädchen waren so nahe, und besonders die eine mit dem braunen Haare, die so oft heraufsah. Es lag soviel englische Geschichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen ins Zimmer, sie blieb allein auf dem Balkon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüsterte: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand und küßte deine Wange."

Pause. Sie regte sich nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie Schlegelsches Deutsch versteht. Hastig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftasche und schrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre schönen Schultern und fiel an den Boden des Balkons. Sie regte sich nicht. Ich fürchtete den kleinsten Wind, aber es wehte nicht der kleinste Wind. Es war eine scharmante Windstille, man wußte nicht, was geschehen würde.

Und das weiße Taschentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf und ging ins Zimmer. Der Himmel segne deine unsterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Gesetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klassischer Korso, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder und sah hinauf und sah herab, aber der Zettel flog, ohne daß sie's bemerkte. An der Haustür, wo Mercutio zum letztenmal saß, erhaschte ich ihn. Es war mein Zettel, und wenn es nicht so schön Tag gewesen wäre, so hätte ich nicht gesehen, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte standen, zwei kleine unbedeutende Worte: „Why not?“

O, du scharmantes „Warum denn nicht!“ Ich küßte dich „Warum denn nicht?“ und mein englisches Mädchen ging lächelnd ins Zimmer.

So sagte ja auch Julie zu Romeo, als er sie das erstemal küßte, „Warum denn nicht!“

„Ihr küßt recht nach der Kunst“ — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tisch sitzt und nicht ißt,
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne sieht und nicht lacht,
Der ist aus Langerweil gemacht.

Wenn ich dich wieder seh', Julia aus Altengland, werd'

ich noch viel glücklicher sein, und doch bin ich schon so glücklich:

Was noch wachsen kann
Ist eben die Seligkeit —

Wenn ich nur jemand in der Eil' hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus notwendig.

---

36. Fortsetzung.

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche nebeneinander. Die Kirche war sehr klein, und es war nur ein Schleier zu sehen. Das Auditorium bestand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beschattet von den langen veronesischen Schleiern. Ein junger dicker Prediger sprach von den Höllenstrafen und hob besonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gäbe, weder Wein noch Wasser, noch Gefrorenes, noch Limonade. Dabei wischte er sich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Bayer zugegen gewesen wäre, der hätte sich schön ins Fäustchen gelacht; denn der Herr Kaplan hatte das Bier ausgelassen. Was ist das für eine miserable Hölle, wo noch Bier zu haben ist, solche Especen haben wir genug in deutschen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen. Ein gebildeter Mensch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit spitzen Nadeln gestochen würde, und was man für schlechte Gesellschaft finde, es war zum Erstaunen, wie er in der Hölle zu Hause war und alle Details zu entwickeln verstand — die weibliche Versammlung regte sich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durst und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieses über. Er trocknete sich wiederum den Schweiß ab und schilderte den interessanten Umgang mit

den Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die besondern gesellschaftlichen Vorzüge jedes einzelnen und jeder einzelnen und sprach besonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort versammelt finde, und von dem vorzüglichen Orchester, welches Madonna Santa Cäcilia dirigiere. Das war ein sehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innere neigte sich sehr zu der schlechten Gesellschaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein gesetzte Kirchenmusik und schöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt schwang er sich aber mit einer oratorischen Wendung zur himmlischen Liebe und verbreitete sich darüber links und rechts, da entstand eine Unruhe, ein Flüstern und Räuspern zwischen den Schleiern, daß ich meinte, wir befänden uns im englischen Unterhause, im Hause der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört“ von Bank zu Bank.

Der Kaplan schilderte auch diese Angelegenheit massiv, und ich darf's nicht leugnen, daß das Paradies mit bedeutender Majorität durchging. Er hielt sich namentlich sehr lange bei den elftausend Jungfrauen auf und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche und jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit seinem besten Segen. Ich küßte meiner schwarz verschleierten Engländerin die weiße Hand inbrünstig und andachtsvoll und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwischen all den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Deutschland, es waren lauter sanfte, schmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Kaplan. Bei der Giulietta war er gestern gewesen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er schien das ganze Auditorium persönlich zu kennen, um

kraft seines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche.

Das Kirchlein stand schrägüber von unserm Gasthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hause, aber wir wollten eben weit miteinander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um diese Zeit fliegen die italienischen Nachtvögel aus. Nachtvögel sind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es ist um diese Zeit in den italischen Städten, als begänne der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluten die Menschen und schwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen und die Trabanten jenes Gestirns hinterdrein. Die steinernen Häuser von allerlei Bauart schließen die müden Tagesaugen, in ihren Korridoren wird geflüstert und geküßt, sie verraten nie etwas davon, denn sie schlafen und hören und sehen nichts. Sie sind die Vertrauten aus den deutschen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen und des Nachts für sie schlafen.

Wir kamen am Grabmale der Skaliger vorüber — Jenny sagte mir's — und ich sah die großen steinernen Ritter. Was sie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finster, und Jenny sagte: „Was gehen dich die Skaliger an? Sie sind von Stein, sehr kalt und lange tot. Man muß den Toten aus dem Wege gehen, denn der Tod ist die widerwärtigste Unregelmäßigkeit des Lebens, der Tod ist das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, so wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, sind dumm, sind besoffen an hergebrachtem Mute, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, so fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Skaligern!"

„Vorüber, Jenny! du bist ein Weib."

Hu, wie schwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich stieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und

entläuft ihn nicht, es liegt einem mit den schweren Steinblöcken auf der Ferse. Das ist die Arena, das Amphitheater. Totenstill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft stand sie da in der Finsternis wie besiegter römischer Trotz, wie ein zürnendes Altertum. Sie gleicht von außen einer unwirschen römischen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen sah sie hinüber auf die Piazza Bra, wo die österreichische Regimentsmusik Straußsche Walzer und Bellinische Melodien spielte, wo die Veroneser zu Hunderten auf den breiten Quadern hin und her tänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein solcher Abend in der Piazza Bra ist viel vergnüglicher als ein deutscher Ball; es ist nicht soviel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandschuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und keine Empfehlung, und Mädchen und Musik sind viel lustiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputierlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäusern, die alle offen stehen, kam vielfacher Lampenschein zu Hilfe. Hundert Stühle harren, ich setzte mich mit Jenny, wir aßen pesce, schönes südliches Eis, und sahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wieviel Intrigen liefen da durcheinander, wer sie alle wüßte! Aus solchen Haufen hat sich Boccacz den Decamerone gestohlen, und Boccacz ist noch heute der hübscheste italienische Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tisch gesessen, war ich in die Arena gegangen; jetzt mußt' ich ihr erzählen, was ich da gesehen.

Wer diese Jenny sei? Ja, das erfahre ich selbst erst später; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und sie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit sieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Deutschland kennten.

Es war also zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena stieg. Ich ging wohl eine halbe Stunde um sie herum, ehe ich den Eingang fand. Von außen hat sie ein sehr mürrisches Ansehen, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt sie sich im weiten Kreise, die schwächliche Nachwelt hat hier und da schwächliche, ökonomische Holzgestelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir so kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehen wollte. Ich meinte auch, es sei nichts Besseres dran zu sehen als dies braune Lazzaroni-Äußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tisch gesessen!

Endlich geriet ich in eine Öffnung, man verlangte einige Centesimi von mir, man schob mich hinein, und — beim Jupiter Kapitolinus — es war mir, als starrte mich an aus weiten steinernen Augen Roma, die ewige, selber. Mein alter zerlesener Livius blätterte sich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchstaben S P Q R standen vor meinen Blicken. Es läuft mir noch heut' ein Rieseln über die Schultern, wenn ich sie aussprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „Senatus PopulusQue Romanus" — da sah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Lusitanen, die fernen Briten in die Knie sinken, alles, was groß ist, beugt sich vor diesen vier eisernen Buchstaben. Und diese Buchstaben sahen mir plötzlich ins Gesicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer Gewalt. Rings um mich liefen die hohen steinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis zum Jupiter, und alles war verschlossen, nur dieser hohe, römische Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germanischer Barbare sei, denn so hoch und steinern hatte ich mir das Römertum nimmer gedacht. Wenn man aber in Deutschland, wo ein paar alte Rathäuser und ein paar neue Theater die Macht

der Ahnen und der Zeitgenossen bekunden, wenn man da oben von römischen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorstellung und das Gedächtnis, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veronesische Arena liegt jetzt wie ein großes römisches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen stiegen, meist in Oberitalien rasteten, hier in Verona, dem ersten römischen Vorposten, still hielten — sie fürchteten sich. Diese Arena hatten die Römer in den wenigen Mußestunden beiläufig aufgetürmt, sie war eine kleine Erholungsstudie — das Volk, welches sich solchergestalt mit Riesenbauten erholt, das sucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den stolzen römischen Namen, der sich für diesen Riesenbau interessiert hätte, ausdruckslose Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forschung. So alltäglich war solch ein Werk.

Hu — es springt ein Bild von schauerlicher Größe Romas in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich stieg langsam die Stufen hinauf, und die Stufen waren so hoch, daß meine preußischen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch so lange Beine?

Mit dem einen Beine traten sie tief hinein ins stille Asien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern standen sie auf dem Walle von Eborakum, was heute York heißt, im lustigen Altengland. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menschen und für die Weiber haben sie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt teilen. Hier und da läuft solch ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich kein Antiquar bin, so hielt ich diese kleinen Schritte für modernes Römertum.

Es war mir so feierlich, als wenn ich wieder in der lateinischen Klasse zu Groß-Glogau säße, und der Rektor mit lateinischer Lippe den römischen Klassiker explizierte. In solch feierlicher Schweigsamkeit stieg ich hinauf bis auf die

breite oberste Stufe. Die Römer schwindelten nicht: die steile Höhe hinab nach der Piazza ist durch nichts beschränkt, und wenn man sich umwendet und hineinsieht in diesen spitz zulaufenden Trichter von Treppen, da wird einem das Herz weit demokratisch. Hier könnte sich die Repräsentantenkammer eines ganzen Erdteils versammeln, und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug sein zu Intrigen.

Ich dachte mir solch einen alten römischen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf diesen Quadern gelegen hat, stolz und hochmütig: Und alles sprach römisch — wer hat das stolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugsamen Konsonanten und den starräugigen Vokalen! Wie vornehm sprach ein römischer Bettler seine unbeugsamen lateinischen Worte, und der Jude unter den Tempelgängen in Jerusalem, der Germane in seinen Wäldern mußte die wichtigsten dieser Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, seien sie noch so groß, ich liebe die Schönheit mehr als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, so trete ich immer scheu wie vor dem Anblick einer imposanten Matrone zurück. Ich will sie nicht küssen, aber ich will sie staunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens: „Roma, nil nisi Roma“, die starre Einheit dieses engen Gedankens, in welchen sie alle Weltteile keilten, befängt mich wie der strenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer sieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römisches Meer — da unten der enge Schauplatz, das ist der Senat, der Senat aus Gold und Eisen. Dahin laufen alle Stufen; er sitzt wie Neptun mit dem Dreizack im kristallenen, tiefsten Meeresgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte schüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem deutschen Signore Kotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so greulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Tschechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Öde von Unkultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kotige, unzivilisierte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroenfreiheit bewacht von ein paar hunnischen und tschechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Kolosseum zu Rom seine gigantische Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christentum liebt, so muß man nimmer

nach Italien ziehen, die christliche kranke Brust hat all das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter und „bravo, bravo, bravi, bravi“, schrie alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter historischer Scherz, als sich die nordischen Barbaren im vorigen Jahrzehnt diese Stadt zum Kongreß ausersahen. Ein römischer Posthumus war zerschlagen, und hier auf klassischem Boden wollte man die Verlassenschaft teilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauspiel arrangiert, und alle Sitze sind voll gewesen — in diesem einzigen Anblicke konnte der romantische Norden seinen Sieg über den klassischen Süden erblicken. Solch ein Anblick ist ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier gesessen, und die großen Worte haben sich auf seinen Knien geschaukelt. Man muß so eitel sein wie Chateaubriand, um auf römischen Steinen große Worte zu haben. In römischen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Tasche nehmen.

---

37. Fortsetzung.

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Deutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeitlang zugesehen und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arnea ein Theater aufgeschlagen, so groß wie eine deutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die fünfzig Stufen hoch übereinander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Deutschen sehr auffallend: die Dame des

Stückes, eine hohe römische Schönheit, erschien in einem mit strahlendem Golde besetzten roten Samtkleide und war bis ins Detail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Konversationsstück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufstieg, und die Römer sich in meinen Sinn einnisteten, da hüpfte die rotsamtene Prinzessin wie eine kleine Kleopatra vor meinen Augen herum.

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beschäftigt. Der ältere war ihr Mann, der sie nicht liebte, der andere ihr Freund, den sie sehr liebte. Alle drei sprachen mit einem Aufwande von Kraft und Energie, als wollten sie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agieren ist aber echt italienisch; sie stammen wirklich meist noch von den alten Römern, und da sie keine Söhne der Scipionen und keine stolzen Taten mehr haben, so affektieren sie wenigstens Söhne des Cicero und machen stolze Worte. Und Redetalent haben sie wirklich alle. Die Schauspieler sprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer stürmischen Eindringlichkeit, als seien's die wichtigsten Dinge. Ich kann den innerlich leidenschaftlichen Ton noch heut nicht vergessen, mit welchem der Liebhaber seiner Geliebten aufzählte, wie rasend er sie liebe, wie unglücklich er sei, und wie die Italiener auf den steinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei solchen einzelnen Worten und bei plötzlichen schreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da ist es einem, als wende sich die italienische Freiheit im Grabe um und seufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravierten Volkscharakter nur eine große Komödie spielen, und eigentlich alles falsch, alles Maskerade, ja daß alles in großer Verschwörung begriffen sei, und auf den roten Morgen einer sizilianischen Vesper harre. Es ist aber nicht so — nur die Jugend und Freiheit gehören zusammen wie Schönheit und Liebe. Aber alles andere

ist leider echt. Oder sie sind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Koketterie herauskönnen, sie mögen auf den Brettern sein oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener sind alte Komödianten — bekanntlich das furchtsamste Gesindel. —

Es war ein echt italienischer Anblick, wie die feinsten Nuancen der Konversation geschrien werden mußten, damit man auf den steinernen Treppen etwas davon merke, und wie man das Plumpste jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann spielte seine Rolle mit einer Volubilität und einem Leben ohnegleichen, und Publikus lachte erschütternd über sein eheliches Malheur.

Das Sakrament der Ehe ist auch hier wohl bestellt — und niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da spazierten die andern Engländerinnen, und wir sahen's an den gebeugten Augenlidern, daß sie das verlorene Kind suchten. Jenny rief nach ihnen, ich erschrak des Todes und hielt ihr eiligst den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweise im Gewühl nicht vernommen.

„Aber Jenny," sprach ich, und all meine Liebeshoffnungen kauerten sich zusammenschrumpfend nieder — „aber Jenny — —"

Sie hatte mir versprochen, draußen im Garten, wo Julia schläft, mit mir zu schwärmen, sie hatte alle Einleitung in bester Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl ansteht, und jetzt wirft sie alle Knospen und Blüten unseres Inkognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindisch.

Ach, und das Mädchen war so schön in diesem Augenblicke, sie strich sich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen sprühten Feuer, und ich wußte, daß mir all mein Perorieren nichts half, daß ich aber sehr glücklich wäre, wenn ich das englische Mädchen in diesem Augenblicke

küssen könnte. Ich brach ab bei den Worten: „Du bist —“ und bat Jenny, mir einen katholischen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie spitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte sie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ sie mich los und stand lachend vor den Ihrigen, den andern schwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß sie mit einem Deutschen spazieren gewesen sei, und sprach gleich von etwas anderem. Solche Spaziergänge schienen also gar nicht an ihr zu befremden. Ich stand wie ein Schulbube daneben und war kein Gegenstand. Man promenierte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war so deutsch dumm, dergleichen englisches Wesen nicht begreifen zu können, ich stand noch an derselben Stelle. Umsonst sprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich streifte, unsere Bekanntschaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Deutschland so, wenn sie dem armen Plebejer auf wüstem Felde oder in bürgerlicher Gesellschaft begegnet sind, und ihn dann wiederfinden im Schoße ihrer Pairs. Aber Jenny war bloß vornehm und nicht dumm, Jenny war nur englisch, und würde es mit ihrem Ehemanne ebenso machen. Ach, und Jenny war so schön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der steinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius strich vorüber mit einer schwatzhaften Italienerin, auch er sah mich nicht, denn er sah in nächtliche Augen — der Starost ging sporenklirrend neben einer stolzen hohen Veroneserin einher, und sprach, und sprach, als gälte es sein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man sich nicht erkältet, was halfen mir die südlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken — Gedanken.

Überhaupt denk' ich nur, wenn ich nichts Besseres zu tun habe.

Langsam ging ich nach Hause quer über den großen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemessen, und die Italiener sagen, auch Romeos und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander totschlugen. Die Menschen waren immer dumm und machten sich das Leben sauer und den Tod leicht. Diese Guelfen- und Ghibellinenkämpfe sind mir immer wie die Studentenskandäler vorgekommen —, als es noch deutsche Universitäten gab, da befeindeten sich die Parteien und schlugen eventualiter einander tot, weil die einen sagten, schwarz und rot sei hübscher, die andern aber blau und rot.

Zum Zeitvertreib sind die schlimmsten Dinge geschehen, und die gründlichsten Historiker, die überall tiefe Ursachen suchen, machen die dümmsten Streiche und verfälschen die Geschichte am meisten. Die steigende Zivilisation ist oft nur darum ein Trost, weil sie das Totschlagen allmählich ganz und gar abschafft. In einigen Jahrhunderten wird man alles schriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entscheiden.

Wer lacht da?

Ich stand an einem Palaste und sah durch den Torweg tief in einen Garten hinein, über die Etsch hinweg, und in dämmerigen Mondschein bis hinauf auf ferne schwarze Berge mit sanften Konturen. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die schmale Durchsicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Tränen.

Warum weinte der deutsche Narr? Stiegen ihm die deutschen romantischen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wohl nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, dessen Ahnung in meiner Seele liegt. Diese

wirre Weltgeschichte unseres durcheinander gebildeten Wesens, diese Unruhe, die uns von Land zu Land jagt, dieser weite Himmel, diese steinerne Erde, diese Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfrost zerstört, dieses Launenhafte, an dem alles hängt in dieser Welt, dieses Unrecht, das fortwährend herrscht und nicht zu besiegen ist, diese Machtlosigkeit des einzelnen Menschen — alles, alles das peitschte mir bittere warme Tränen aus den Augen.

Tränen sind ein kleiner Rest der alten Gottheit in uns — es gibt Augenblicke, wo man verrückt wird — so nennen's die Menschen — wenn man nicht weinen kann. Die Menschen, welche schwer weinen, werden leicht wahnsinnig. Das heißt, sie denken leicht anders als die meisten übrigen, und man nennt sie dann wahnsinnig, weil das Gesetz das richtige heißt, an welches die meisten glauben.

„Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß du sterben mußtest an dieser Erde, weil du eben die schöne Julia warst, weil diese Erde zu arm für dich war."

Als ich diese Worte laut gesprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. „Nein, Julia, ich weiß es, du bist keine Heilige, ich hoffe es, du wirst nimmer eine, du bist Romeos." Ich griff in die Tasche und gab dem Bettler ein Geldstück. Es war ein österreichischer Dukaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in diesem Augenblicke dem Bettler gewähren, hätte es mein Leben gekostet. Alle Heiligen wünschte er auf mich herab. Ich kam zum Tode ermattet in meinen Gasthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterschein, in dem meinen war es finster. Ich legte mich aufs Sofa, ein altes Lied in alter Liebeszeit, tief oben in Deutschland gedichtet, summte mir durch den Kopf:

Tränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und schön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einst sind sie lauter Küsse,
Denn Liebe ist gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein tränenreich Geschlecht.

Und das Lied, das ich einst den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schlesien gemacht hatte, sank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich schlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie spät es damals war.

---

38. Fortsetzung.

„Wollen Sie sich ergeben?“
Fragte sie mich heut —
„Nimm,“ sprach ich, „das Leben,
Aber nimm es heut!“

„Morgen,“ sprach sie mit Lachen
Und band die Schleife fest —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was sie mir läßt.

„Yes, Jenny — yes,“ rief ich und sprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich sollte mit hinuntergehen und zur Nacht essen, es seien Deutsche da.

„Yes“ — sagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf ist eins von den Geheimnissen, in welchen die Quintessenz der fünf Bücher Mosis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte alles rein verschlafen und vergessen.

Wir waren noch kaum aus Deutschland heraus, und schon klang es so beruhigend heimatlich: „Es sind Deutsche da.“ Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speisesaale saß ein schwammiges, aufgeblähtes

Brillengesicht, wie man deren zu hundert im Deutschen Reiche sieht. In den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläser. Das sind eben die Leute, aus denen man alles machen kann, nur nichts Besonderes. Neben diesem ordentlichen Manne, der mit Aufmerksamkeit die neuen italienischen Gerichte speiste, saß ein trocken blondes Dämchen. Das deutsche Philistertum, eine vollkommen originale Eigenschaft unseres Vaterlandes, sah ihr mit all seiner glücklichen Beschränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchst blond, durch und durch blond. Es gibt eine Sorte blonder Mädchen in Deutschland, von denen ich schon mehrere Jahre argwohne, daß sie weißes Blut haben; sie sind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft, und bilden die Hauptreserve der alten Jungfern. Diese Mädchen halten die Energie des deutschen Volkes sehr auf, sie sind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch deutsches Paar saß am Tische, und ich war durchaus nicht begierig nach seiner Bekanntschaft, verschanzte mich hinter unschmackhaften italienischen Speisen, kümmerte mich um nichts. Aber der Starost konnte nie einer Bekanntschaft aus dem Wege gehen, und das Pärchen tat nach Kräften erfreut, als es Landsleute verspürte.

Der Herr mit der Brille bewies mir sehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reiste, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieses gesehen — nein, nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun sagte er mir, daß ich nichts gesehen habe. Wie mir der Mensch Angst machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reise schreiben wollte. Und nun erzählte er, was alles zu sehen gewesen sei auf unserem Wege und was wir alles versäumt hätten. Er stand fortwährend zwanzig Grad Reaumur und fand alles höchst, ja höchst interessant.

Ich bezeugte Reue, und hörte auf zuzuhören; das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann

sprach von der Aristokratie und der richtigen Mitte, und das blonde Frauenzimmer sagte immer „ja,“ und nach einer Weile „ja gewiß.“

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen, und vergewisserte meine schläfrige Mutmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem sauber gebürsteten blauen Rocke ein schlechter deutscher Schriftsteller sei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andere Leute die noble Gesinnung des Autors bezahlen. Solche Quincailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Ware zu wuchern verstehen, kann ich in Deutschland genug finden, in Italien geh' ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rousseau. Ich begreife nicht, wie man Rousseau heißen und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsschreiber, das ist ein naturwidriges Vergehen.

Der Starost, demokratischer als ich, der sich mit allem herumbalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ sich mit Herrn Rousseau ein; der Archivarius saß zusammengekauert da und lachte mit den Augen und mit den Fingerspitzen; ich ging von dannen.

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schweigsam und tot. Als ich über den Saal des ersten Stockwerks schritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leise Musik, Harfentöne und eine melancholische, berauschend süße Altstimme. Es war ein alt altenglisch Lied. Ich liebte einst ein schlankes norddeutsches Mädchen, und sie sang das Lied oft spät des Abends, als unsere Liebe schon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule“, und das Herz tut einem so weh dabei, wenn man es hört.

Ich schlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenster stand offen, das heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenseitigen Fenster saß die Sängerin

im hellen Mondscheine, die Harfe schimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny. Das braune Haar fiel in aufgelösten Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den Saiten, ihre tiefe Romanzenstimme sprach von Diamantengruben ihres Herzens, die niemand je gesehen. Wie still lehnte ich mich auf das Fenster und horchte und dachte der Geschichte dieses Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine sehr moderne englische Novelle sein.

Als das Lied zu Ende war, stellte sie die Harfe weg und sah in den Mondschein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leise fing ich an zu sprechen und sie zu bitten: „Jenny, erzähle mir deine Geschichte." Ich wußte es, daß sie nicht erschrecken würde. Sie wendete sich langsam um und kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenster blieb sie stehen — „erzähle Jenny!" Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle."

Darauf schien mir's, als dringe ein leiser Seufzer aus ihrer Brust. Ach, das war mir so unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny seufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Gesicht und sagte: „Meine Geschichte, Henry, ist sehr deutsch, diese wollüstige veronesische Nachtluft paßt nicht dazu — du sollst sie in Deutschland erfahren, reise nach Deutschland." Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare sank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir, als zucke Jennys Busen wie unter einem schnellen Messerstiche.

Bald darauf war das Fenster geschlossen, und ich wandte mich, um heimzugehen — heim? ich wußte selbst nicht wohin. Noch einmal aber mußte ich ans Fenster klopfen: „Jenny, du kennst mich nicht, du wirst mich im breiten Deutschland nicht finden."

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern

noch einen kleinen Kuß auf die Lippen und sprach: „Ich kenne dich, du bist ein kompromittierter Schriftsteller, die Polizei weiß deine Adresse — geh!“

Ich ging. Die kleine Französin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe und flüsterte „komm mit“, aber mein Herz war beschäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Post schicken, stieg in den Wagen und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinsieht, kann man vorüberfahren“ — welch ein dummes Wort war das gewesen! Das ganze braunrote Verona legte sich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona ist eine höchst wichtige, poetische Stadt — ich gestand mir's jetzt. Alle Zeitalter sind dort abgedruckt, und das hätte ich wohl wissen können, als ich die alte braune Mauer, die ernste, melancholische Befestigung, drüben jenseits der Etsch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die ersten Römer, Auge in Auge sah ich diesen ernsten Jugendbekannten, mit denen ich im Kornelius Nepos soviel umgegangen war. Hier fand ich die Goten, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondschein stand die Burg Theodrichs wie ein bestaubtes Folioexemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinaufträte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eisen rasselnde Dietrich von Bern — wie lang müßte sein Bart jetzt sein. Die Italiener nennen heut noch einen roten Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theodorico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Langobarden, in Verona nur gibt's noch hier und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrat Böttiger küssen, wenn er mir die Versicherung geben könnte, Julia Capulet sei blond gewesen, für diese Notiz scheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutscher — ja, das ist il castello vecchio

und es ist sehr möglich, daß der blutrote Ezzelino dort gehaust und seine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutscher, mich friert bei diesem Anblick.

So? — draußen, sagte er, weit draußen soll auch ein Grabmal des Königs Pipin sein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whistkarten durcheinander, König Pipin möge mich entschuldigen, daß ich ihn mit einem „So?" abspeise, es ist zu lange her, daß er gestorben ist, und ich habe es nie zu einer Illusion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick" genannt wird. Hätte ich nicht den Napoleon gesehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick und groß sein könne.

Pipin war der erste französische Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder sind oft ein größeres Unglück, wenn sie geraten als wenn sie mißraten; 's ist wie mit schönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren" — was ist doch solch ein launenhafter, moderner Reisender für ein unzuverlässiger Mensch. Die Alten hatten gar nicht unrecht, daß sie sich auf Reisen ex officio alles ansahen — man hat als Reisender ein Amt und soll dessen warten.

Hier sah ich zum ersten Male die breiten Massen einer lombardischen Stadt, den ganzen großen Unterschied zwischen ihr und einer deutschen. Wir sind Goten, Eingewanderte, wir fühlen uns nie sicher auf unserem Boden, wir haben eine Religion und Häuser gebaut, die zur Hälfte sehnsüchtig im Himmel leben. Das ist hier alles anders. Klobig, breitgedrückt sind die Paläste, nirgends spitz strebend, nirgends nach dem Himmelreich lüstern wie bei uns. Befriedigt sind die Häuser und Türme, fertig mit ihrem Dasein — klassisch.

Ein offizieller Reisebeschreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denselben

Grundtext an und macht die gebräuchlichen Glossen. Bis einmal ein gescheiter Mann kommen und diesen und jenen sagen wird: Ihr seid alle Narren. Ich wollt', er käme bald, eh' man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterscheidet sich eben dadurch von der Jugend, daß es an seine Narrheit glaubt.

Der Mond schien klar, ich dachte, Jennys Augen drin zu sehen, ich hätte weinen mögen über die traurige Geschichte Jennys, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti, stand so regungslos da, weiß wie ein Totenhemd fiel der Mondschein in die Gassen, Julia ist tot — alles tot. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerstraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war, dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, sondern schlafen könnte.

Das Geräusch des Wagens wurde immer leiser und leiser, und immer schwächer und schwächer wurden die Worte: Meine Geschichte ist sehr deutsch — die Polizei weiß deine Adresse — nicht doch, Jenny — nicht doch — —

---

39. Montebello.

Es war immer noch klarer Mondschein, als ich auf der Station ankam. Der Postillion blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourgs in dem Franzosenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondscheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten sie auch gespenstisch zum Teufel.

Vor dem Posthause hielt ein eleganter Reisewagen. Eben spannte man frische Pferde davor. Ein Mann stand an der Türe, es schien der Reisende aus jenem Wagen zu sein. Der Mond beschien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, das wir Poesie nennen. Die schmalen Lippen

waren geschlossen, große, sehr schön große graue Augen sahen starr nach dem Monde und regten sich nicht. Die langen schwarzen Wimpern machten nicht die geringste Bewegung, der Mann hatte ein feines Gesicht, dessen Farbe ganz blaß war. Ein schmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militär, und es lag gewiß nicht bloß am Mondscheine, daß er mir so leidend, romantisch, interessant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat sehr unglücklich geliebt, oder ist öfter am Rande des Todes gewesen, was im Grunde einerlei ist.

Wir bemerkten es beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

„Ja," erwiderte ich, „nach Montebello."

Bei diesen Worten sah er mich an, es schien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in seinem Wagen an, da er auch nach Montebello reise.

Da mich kein eigener Wagen hinderte, so nahm ich's an.

„Lieben Sie den Marschall Lannes?" fragte er mich.

„Sehr, mein Herr, er war einer der frischesten Paladine Napoleons."

„Nicht wahr?" sprach er und drückte mir flüchtig die Hand. „Ich fahre eigentlich zu ihm aufs Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben."

Der Bediente des Reisenden sah mich scheu und wunderlich an, als ich in den Wagen stieg.

Die Straße zwischen Verona und Vicenza ist eine breite, sehr breite weiße Chaussee. Es könnten vier Wagen nebeneinander fahren.

Mein neuer Bekannter sprach nicht; ich glaubte also, Schweigen sei ihm angenehmer, und schwieg auch. Da bat

er mich aber sehr liebenswürdig, fast rührend, ich möge sprechen; er habe eine große Sehnsucht nach Menschenstimmen, namentlich nach deutschen Worten.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, wir hatten deutsch miteinander gesprochen.

Der Postillion schlief ein, die Pferde gingen sacht, die Nachtluft flog leise und sanft wie ein müder Vogel an unserem offenen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete gespenstisch, es war so still — warm — italienisch, ich dachte an Boccaccio, der in solchen lauschenden Nächten seine schönsten Novellen geschrieben hat. Ich hätte gar zu gern eine Novelle gehört. Wenn es so schweigsam ist, da flechten sich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all die einzelnen Teile so bescheiden und fleißig ineinander, sie verschränken ordentlich gegenseitig die Arme, und eh' man sich's versieht, ist die Vorarbeit erfüllt, und die Katastrophe überrascht uns selbst wie kleine Kinder, welche langsam das Grundblatt ihres Kartenhauses weggezogen haben und nun erschrecken, daß es plötzlich zusammenstürzt.

Mein Begleiter nickte sehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte sie fest und sagte: „Ich werde Ihnen selbst eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie sich erschießen, oder besser, könnten Sie sich erschießen, wenn Sie grenzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht schön, ganz, ganz offen, als sprächen Sie mit sich selbst? Nichts von der falschen Mutpoltronerie, bitte, bitte." — —

Ich sagte, ein wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf seinem Gesichte stand, und bei der er in die Wagentasche nach einem Pistol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich sagte offen und ehrlich, daß ich's schwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Mut dazu, wenn man nicht Paroxismen ausgesetzt sei,

und das Geschwätz von Feigheit, wenn sich einer erschieße, sei eben ein Geschwätz der Feigen, die sich nimmer erschießen könnten. Man habe es aus Vorsicht zur religiösen Formel gemacht, den Selbstmord Feigheit zu nennen. Das Leben sei alles.

Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schoß die Pistole in die Luft und umarmte mich stürmisch. Der Postillion fuhr hoch in die Höhe und peitschte maschinenmäßig sogleich in die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Gesicht des Bedienten bog sich in den Wagen.

Mein Begleiter sagte mir leise ins Ohr: „Ich kann's auch nicht."

Und als er die Worte gesprochen, ward er wieder sehr ernsthaft. — Die Pferde gingen wieder langsamer, der Postillion schlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr gesagt, und nach einer langen Weile sprach mein Nachbar noch einmal leise vor sich hin: „Ich kann's auch nicht," und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

„Es gibt in Deutschland ein kleines Herzogtum, das heißt Braunschweig, und seine Hauptstadt heißt ebenso. Dort lebte während eines kalten deutschen Winters ein junger französischer Offizier. Er war aus dem früheren Burgund und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholischer Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beständigkeit und Ausdauer, als die Franzosen sonst haben. Dieser Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schlosse. Weil er nicht viel tanzte, stand er in einer Fenstervertiefung mit übereinander geschlagenen Armen und sah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe, schlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war sehr schön, und Alexandre sieht ihr neugierig nach. Die zweite Runde bringt sie wieder in seine Nähe — die Augen begegnen sich. Es war ein tiefer

Himmel in diesem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu suchen, sie kennen zu lernen. Ein Bekannter sagt ihm, es sei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Kontertanz an. Ihre Figur war von jener lyrischen Weichheit, welche die Engländerinnen so reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleisch spielt von zauberhafter Inkarnation. Viele gescheite Leute halten die Engländerinnen für die schönsten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldene Kette schimmerte darin. Eben fing sie den Kontertanz an, und die schöne, wiegende Figur schwebte vor ihm her, ihre schönen, entblößten Arme tanzten langsam mit wie ernsthafte Grazien. War es die goldgestickte rote Uniform Alexandres, war es sein entzücktes, loderndes Auge — die englische Dame sah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem ersten unbefangenen, forschenden Blicke, sondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Kontertanz war sie verschwunden, Alexandre suchte sie umsonst; er harrte, sie kam nicht wieder. Er warf sich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenster vermutete er sie und schwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand sie in keiner Gesellschaft. Eines Abends glaubte er sie in einer Loge des Theaters zu sehen, und es schien ihm, sie zöge sich zurück, als sie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben.

Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eifersucht übertrieben fände. Den Kopf voll England schrieb er darunter: „yes“ und versiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn seinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden sollte. Er hatte für nichts Sinn;

heut war er bei Hofe zur Tafel und wußte, sie werde auch da sein.

Sie war nicht da. Erst acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten und hatte nur einen Jockei hinter sich; er war dreist genug, sich auf der Landstraße selbst vorzustellen und zu ihrem Beschützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, sagte sie, gefiele ihr, und sie werde hinreisen.

‚Wann, Mylady?‘

‚Bald — morgen.‘

Und sie bestellte beim Jockei die Reiseangelegenheiten und jagte ihn im Karriere nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichsten Unruhe; die Lady stumm, aber schön, überaus schön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgestülpte schwarze Samthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergossen mit jenem englischen Nebelreiz, der gleich dem rosigen Reif eines Pfirsich wie Himmelssamt auf den schneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat sie dringend, den Vorsatz ihrer schnellen Abreise aufzugeben. Umsonst. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, gestand ihr seine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, sah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte sie plötzlich ihr Pferd und sagte: ‚Du bist galant,‘ und jagte pfeilschnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren englischen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelassen — alles packte an dem Reisewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billett auf seinem Tisch, darin stand: ‚Als ich Dich zum ersten Male auf dem Balle in der Fenstertiefung stehen sah, liebte ich Dich. Du hast jenes Antlitz, das meine Seele sucht, Deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen gesehen; mit ihnen hab' ich Shakespeares Liebesszenen gelesen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich Dir aus, weil ich Dich ausschließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied Dich, als Du mir schriebst, Othellos Liebe sei übertrieben, ich fliehe Dich, da ich Deine süßen Worte gehört. Du bist zu schwach, meine Liebe würde Dich unglücklich machen.

Jenny.‘

Alexandre war außer sich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davongefahren. Nachreisen durfte er nicht, es fesselten ihn Dienstgeschäfte. Nach zwei Tagen unterlag er der Last der Sehnsucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm sein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris und daß man einen andern an seine Stelle schiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endlosen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reiste nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden sollte und ließ gleich am Tage seiner Ankunft Aufforderungen für sie, ihm ihre Adresse mitzuteilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater und fand sie nicht. Am vierten Tage wurde in der Großen Oper Rossinis Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er sie finden. Sie saß mit einem schönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet und sah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlitze und sprach viel und eifrig mit ihr. Neben sich hörte er: „Voyez la belle Anglaise et le duc“ — —

Die Eifersucht Othellos schien ihm heut natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ sich in ihrer Teilnahme an der Oper nicht stören. Erst am Schluß derselben brach sie auf, sagte ihm: „Bon soir“ und ließ sich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Alexandre war bestürzt bis zum Verstummen. Kaum ermannte er sich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adresse zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, fest entschlossen, sie zu erwarten, und wenn sie erst gegen Morgen aus der Gesellschaft zurückkehre.

Sie war zu Hause und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Taburett saß sie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers und bemerkte sein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte sie abgelegt und den Schal, der ihr die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schoße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anschauens sagte Alexandre mit leiser Stimme: ‚Desdemona, Othello hat recht!‘

‚Ach,‘ rief sie ebenso leise und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes,“ sprach Alexandre, fiel vor ihr nieder und drängte sein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schoß.

Darauf hob sie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Tränen, und sie fragte ihn noch einmal ernsthaft, ob er einer solchen nichts duldenden, grenzenlosen Liebe sich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da stieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küssen und Kosen begann, daß ihr seidenes Atlaskleid völlig zerknittert und das goldene Kettchen im Haar zerrissen wurde.

Am andern Morgen verband sie der Priester, und sie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reisten sie in dem großen, bequemen Reisewagen der Lady nach Italien, zwischen Verona und Vicenza kauften sie eine Villa, die in der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und sie waren sehr glücklich.

Eines Tages hatten sie eben gefrühstückt und sich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm sich ein wenig ungeschickt dabei, und Alexandre schärfte ihm ein, die große goldene Tasse, aus welcher er täglich trinke, ja in acht zu nehmen, denn er habe sie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu stellen, der Teller gerät ins Schwanken, die Mundtasse Alexandres fällt an die Erde und ist zerbrochen.

Er ist verdrießlich und will ausreiten, um es zu vergessen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel schmettert ihm ein lustig Abschiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in acht nehmen zu lassen, er habe ihn so gern. Jenny war hochschwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer sehr zärtlich. Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn sein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeschnitten. Außer sich eilt er nach den Zimmern Jennys und erzählte ihr die boshafte Tat, sie ordnen sogleich eine große Untersuchung an, aber es ergibt sich nichts, niemand will im Zimmer gewesen sein.

Unmutig ruft Alexandre bei Tische aus: ‚Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen getreuen Jagdhund, und die Zulma, meine schöne Stute, die du mir aus England kommen ließest, Jenny, daß man diese beiden Tiere noch verstümmelte, dann wär' ich doch all meiner Lieblinge bar.'

Wenige Tage darauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für seinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Mädchen, und Alexandre war unaussprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende. —

‚Du hast wohl die Kleine sehr lieb, Alexandre,‘ fragte Jenny.

‚Außerordentlich.‘

‚Wohl lieber, als mich, Alexandre?‘

‚Wie kannst du so töricht fragen!‘

Alexandre geht auf sein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreischendes Geschrei. Es ist die Amme, welche ihm die schreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind ersticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müsse schwer krank sein.

Entsetzt eilt er zu ihr, sie liegt bleich auf dem Bett und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge sie verlassen, wenigstens auf einige Zeit verlassen, sie liebe ihn so grenzenlos, daß sie darüber zugrunde ginge. Aus Eifersucht habe sie die Tasse zerschlagen, den Vogel verstümmelt, den Hund vergiftet, seinem Pferde eine Flechse zerschnitten, aus Eifersucht habe sie eben ihr Kind töten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden, was er liebe.

Und er reiste ab von der schönen Villa, ging über die Alpen nach Deutschland, er reiste ohne Zweck und Plan, es war ihm wüst und traurig zumute, vor seiner schönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunschweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie schrieben einander kurze Briefe, und so verging ein Jahr. Ihr Kind war an der Bräune gestorben. Alexandre konnte sich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhen, daß er ihren Mund küssen könne!

Ein weiches, deutsches Mädchen kam ihm in Braunschweig mit vieler Liebe entgegen, und er entschloß sich, Jenny die Scheidung vorzuschlagen, da ihnen zusammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer sanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch

sie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, sie sei vollkommen einverstanden mit seinen Gründen. Eins nur erbäte sie sich: er möge sie Tag und Stunde seiner neuen Hochzeit wissen lassen, damit sie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geschah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunschweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunschweig, und sie hatten beschlossen, sogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reisen.

Es war noch sehr früh am Tage, man öffnete erst hier und da die Haustüren, als Alexandre die Treppe herabstieg nach dem Flur, um etwas in den Reisewagen zu legen, der schon bereit stand.

Da sieht er mit Staunen Jennys Jockei eintreten, denselben, der damals ihre Abreise nach Paris bestellt, der ihm in der Oper die Adresse gesagt hatte, der mit ihnen bei Montebello gewesen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß seine Herrin gestern morgen in Braunschweig angekommen sei. Gestern abend habe sie ihm den Brief gegeben und ihm aufgetragen, mit dem Frühesten ihn abzuliefern. Voll trüber Besorgnis erbrach ihn Alexandre hastig. Er lautete folgendermaßen:

‚Ich mußte Deine neue Frau sehen, ich war in der Kirche. Meine Heirat war nur ein Vorwand, Dich nicht zu stören. Die Liebe zu Dir, mein Alexandre, ist noch so unsäglich wie sonst. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn Du diesen Brief erhältst, ist Dein Liebesgespenst tot. Sieh, das wußte ich alles damals, als ich Dich zum ersten Male in Braunschweig sah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde.‘“

„Questa è la campagna de Montebello,“ sprach der Postillion und hielt die Pferde an.

Der Wagen stand am Ufer eines ausgetrockneten Flusses,

in welchem lauter trockene Steine lagen, der Mond sah bleich darauf herunter.

Schweigsam stieg mein Begleiter mit mir aus, er stützte sich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind strich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kissen zum Sitzen unterzulegen. Wir setzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter sagte: „Das ist der unglückliche Jockei, das einzige, was mir geblieben."

„Sie haben mich still angehört, mein Herr," fuhr er fort, „und am Schluß nichts Unnützes gesprochen. Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, wie manche tun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erschießen — nicht wahr, mein Herr, das ist ein Unglück. Wahnsinn ist ein Irrtum, und das Unglück ist ein Kind des Irrtums, und böse Kinder werden immer schlimmer als ihre Eltern; denn sie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Ja."

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo sich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir ins Düstere, zog einen Dolch aus der Tasche und bat mich, ihn zu erstechen. „Ich schäme mich vor Jenny," sagte er, „machen Sie meiner Scham ein Ende."

Der Jockei war uns nachgeschlichen und stand hinter ihm.

Ich sagte ihm aber, das Leben sei die Hauptsache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Konvention mitsterben, sei nur in veralteten Trauerspielen Mode. Er solle eine Fußreise nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehen, er solle die Geschichte alle Tage jemand erzählen, da würde sie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit hoffte ich ihn am südlichen Tore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!“ sagte er.

„Topp,“ sagte ich, „trinken Sie viel frisches Brunnenwasser und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt sich alles.“

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerstraße. Mein schön gestickter Tabaksbeutel steckte in der Wagentasche, ich hätte ihn gern wieder gehabt, denn ein französisches Mädchen hatte mir ihn gestickt in stillen nächtlichen Stunden. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um seinen Jammer zu betäuben, und erschießen kann er sich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachsen. Am südlichen Tore von Sevilla werd' ich ihn schwerlich finden und nach meinem Tabaksbeutel fragen können.

Es war ein schlimmes Omen, daß er sich auf der Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier schlug er zwar seine schönste Schlacht, der schöne, stattliche Lannes, hier ward er durch sein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener stattliche Lannes, jene Duc de Montebello war just so unglücklich wie Alexandre. Und auf diesem Boden müssen lauter solche Geschichten spielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkischen Jupiter, nicht widerstehen. Er sah die Tyrannei und den Jammer und die mörderischen Kugeln, er sah alles das voraus, aber er stürzte sich ihm in die Arme wie Jenny dem schönen Alexandre mit dem süßen, melancholischen Gesichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wohl, wieviel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er so wild miterfechten half, sein Herz immer mehr zerrissen. Napoleon wußte es wohl, daß der Duc de Montebello mehr war als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel seinen Leib zerschlug, da beugte sich jener unbeugsame Kaiser in bitterm Schmerze über den blutenden Lannes und rief: „Es ist nicht möglich, Lannes,

daß du stirbst!“ — denn der ergebene Freund, der unsere Schwächen kennt, ist mehr wert, als der töricht ergebene!

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs.“ — —

Lannes aber starb, und seinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiser nicht verstehen — er ging bloß hinein in sein Zelt und weinte bitterlich und schrieb an des Lannes Frau und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's sonst nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann gewesen sei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil sie ihn anbeteten, würden's uns sagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war so mondeinsam auf dem Schlachtfelde, ich saß im Flußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerschau vom Freiherrn von Zedlitz und an „die blutigen alten Schwadronen“, die „trapp — trapp — trapp“ vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vorübermarschierten, „eins — zwei — eins — zwei“. Regungslos sahen alle Augen links her, da stand er, und wo eine Bärmütze stürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeschritt zum Tode durch den Kugelregen, und erst dicht vor dem Feinde fällten sie das Bajonett, und ohne einen Laut drangen sie tödlich ein, vor diesem gespenstischen, marmornen Stillschweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der schweigsame Mut ist der Heldenmut.

Und all das hat dir nichts geholfen, unkeusche Italia.

Mit diesen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne schien mir ins Gesicht, der ganze Leib schmerzte mich, ich hatte auf Steinen geschlafen. Ja, man bettet uns hart.

Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einspänner hergetrabt, drin saß mit seinem Tubus der Archivarius, und als ich unter seinem Glase erschien, schlug er die Hände zusammen und rief: „Sie werden sich noch einmal schön erkälten."

„Jawohl," sagte ich und stieg zu ihm in den Wagen. „Wo sind wir denn jetzt?"

„Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello."

„So?"

---

40. Vicenza.

Außer in Belgien und in Kleinasien sitzen sich nirgends die großen Städte so auf der Schulter als in Oberitalien. Man schläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meisten Menschen hier zusammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza ist noch heut so breit, daß die große Armee fünfundzwanzig Mann hoch marschieren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen sich dunkle ausdruckslose Felder von Rankengewächsen, die Morgensonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es schweigt alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein katholisch stilles Kolorit; ich könnte mir keine schwatzhaften, predigenden Protestanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza ist eine Sommerresidenz der Lombardei, ein Mittelpunkt des lombardischen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche ist erfüllt von Villen und adeligen Häusern, und in der Stadt — stolze, schöne Gebäude, und ohne Aufhören stolze, schöne Gebäude. Wie oft blieben wir stehen vor einem merkwürdig majestätischen Hause — und die majestätischen Häuser glichen alle einander wie die Söhne einer und derselben Mutter. Auf einem Platze standen wir plötzlich selbst

steinern vor einem gewaltigen, steinernen Säulenhause — es war ehrwürdig dunkelgrau und hatte ein volles diktatorisches Gesicht wie ein römisches Richthaus. In den Säulengängen waren die schönsten Melonen, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düstere Haus.

Wir sahen uns kopfschüttelnd an und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht er aus Vicenza sei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut sei. In Deutschland hätten wir einen Antiquar suchen müssen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städtestolz ist noch nicht erloschen, der eine Zeitlang die Kräfte der Lombardei so auf die Spitze getrieben hat. Sie wissen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von päpstlich und kaiserlich, aber sie sind noch eifersüchtig, noch neidisch aufeinander. In solchen Zeiten der Eifersucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn sie reif sind, werden sie gemäht oder fallen ab.

Und das ist die Tragödie der Weltgeschichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Mensch nicht mehr weinen sollte.

Die Limonenverkäuferin bestätigte mit Feuer und Hast, daß er aus Vicenza sei, ganz und gar aus Vicenza, und dort drüben sei das Haus, das er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe er gebaut — si! — —

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer schmalen Seitenstraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft und wuchs auf, mehr zu seiner Mutter als seines Vaters Freude. Er hatte ein stilles schweigsames Wesen und beschäftigte sich viel mit Spielereien, malte sich Bildchen, knetete Figuren aus Ton, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte,

er sei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue sie, denn Andrea solle ein Künstler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein sehr geschickter Meister in der Bildhauerei, mit dem habe sie gestern abend gesprochen, und er werde den Andrea zu sich nehmen. Und so geschah's denn auch; der Bildhauer sagte, Andrea habe ein schönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunstauge, Andrea würde ein tüchtiger Meister werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachsen und flügge geworden, er strich des Abends auf dem Korso umher, und die Mädchen schalten ihn heftig, weil sie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küsse. Andrea sah aber sehr ernsthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit seinem Meister schuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in seiner Brust.

Am Tore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt seit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf stand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang, und sah mit Sehnsucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet sich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz schwoll ihm auf, Größeres zu schaffen als seine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen sei.

So saß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief rot und blau, drin am Altare kniete ein Weib, alles war still, und die sinnliche lombardische Andacht schwebte durch die Luft. Es war dem Andrea selig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

Da rauschte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare stand hinter ihm, die letzten roten Sonnenstrahlen fielen auf ihre hohe Gestalt und ihr hohes Antlitz. Sie war schön und verführerisch wie eine griechische

Heilige. Andrea sprang vor Freude erschrocken auf, und seine ausgebreiteten Arme und seine trunkenen Augen sagten ihr, daß er sie liebe.

Die griechische Heilige sah ihn mit einem Blicke an, vor dem sein Herz aufsprang wie eine Knospe von der Morgensonne, und ihr weites, schwarzseidenes Gewand rauschte an ihm vorüber, und Andrea seufzte laut auf und ward sich seiner erst wieder bewußt, als der fliegende schwarze Schleier unten in der Dämmerung verschwand.

Er war in einem wunderlichen Zustande; die Gesichtszüge des schönen Weibes waren wie Sonnenstrahlen nur hindurchgeflogen durch sein Gedächtnis, er hätte sie nimmer malen können. Aber stolze Tempel und Paläste stiegen auf vor seinem Geiste, hoch und üppig wie der Wuchs der schwarzseidenen Dame, mit wollüstigen Säulengängen und breiten berauschenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erschienen ihm so groß wie der Himmel.

Es weiß niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende stand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das schöne Weib stand neben ihm, und erklärte ihm die Schönheit der Welt. Er stand eine Stufe tiefer denn sie, und sah mit dem seligsten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der athenischen Akropolis, und dahinter die Paläste von Babylon meinte er zu sehen, und hinter diesen Palästen waren noch schönere, sein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens sein Haupt nahe an ihren Leib; sie trat aber zurück und sprach: „Du darfst mich nimmer berühren, Andrea."

So verging ein Abend nach dem andern; sie fanden sich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die schwarzseidene Dame ihren schönen, entblößten

Arm ausstreckte und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantastischen Palast darzustellen, als Schulter und Busen dem vorgebeugten Arme sich nachsenkten, hin zu Andrea, so daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauschte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren schönen Arm um seinen Hals, bedeckte Busen und Schulter und Mund mit Küssen, stürmte mit aller Raserei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das schöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im Tal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küssen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

Leuchtenden, glücklichen Auges stieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um seine Geliebte zu küssen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verraten, Andrea saß einsam an der Kapelle. Und es vergingen sieben Abende einer langen Woche, seine Einsamkeit blieb ungestört. Er durchfragte alle Paläste, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Korso, das Blut stürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame seiner Paläste zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm seine Mutter, daß man lange Zeit sein Leben und seinen Verstand aufgegeben habe, so sei er vom hitzigen Fieber geschüttelt worden. Als er bleich und matt zum ersten Male wieder vor das Tor kam und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Märchen durch den Sinn von schwarzseidenen Tempeln, fleischigen, vollen Palästen mit großen Himmelsaugen, Fenstern, auf welchen die ganze Sonne schlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er ins Haus des berühmten Trissino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tisch und fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, solche Häuser wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zuviel in

Kopf und Herzen, und müsse einige los werden, sein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Gestalt seiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in schönen Palästen.

Und Trissino stieg mit ihm zu Rosse, und sie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea sagte, das stimme alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er sich über volle architektonische Formen gedacht habe.

Als sie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Paläste aus dem Auge seiner schwarzseidenen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Malteserkreuzes, welche die frühere kleinere einschloß, und welche heut noch steht.

Man erzählte sich, jene Lehrmeisterin Andreas sei eine sehr vornehme Dame aus Venezia gewesen, und es dauerte gar nicht lang, so schickten die Herren vom Markusplatze in Venedig den Titel eines „Baumeisters der Republik Venedig", und niemand baute in Oberitalien einen Palast, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit seinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin so eiligst aussprach. Palladio heißt der Stolz Vicenzas, und wo man in Oberitalien einen von den vollen, fleischigen Palästen sieht, an welchen selbst die üppigen Säulen Wollust der Schönheit zu empfinden scheinen, aus welchen gleichsam große, küßlustige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wissen, das ist einer von Palladios vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt von Palästen des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuser in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italienischen Städte auf ihre Künstler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veronese, Padua auf Petrarca, obwohl er bloß da gestorben ist, Venedig auf Titian,

Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußspitzen. Man wies uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor seiner Tür Kaffee getrunken. Damit ich doch einen beglücke, welcher die Jahreszahlen liebt, setze ich sein Todesjahr her — Andrea Palladio starb im Jahre 1580. Es ist nicht zu übersehen, daß er das sinnlich schöne, römisch-katholische Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, schönheitsschwärmerischen Mediceers, mit durchlebte. Gerade damals legte sich der Katholizismus recht an die Brüste der Schönheit und Kunst, und während die Frivolität seines orthodoxen Aberglaubens aufs höchste stieg, erstieg auch seine Schönheit den Gipfel. Er glich einem koketten Frauenzimmer, die immer übermütiger wird, je mehr sie ihre Schönheit sich entwickeln sieht.

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Norddeutschland die schönen nackten Bilder aus den Kirchen, strichen das Mysterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgenen Gesang der Himmel in das trocken irdische Geschrei einer unmusikalischen Menge. Im Süden raste man mit Wahnsinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raserei ist die unheimlichste.

Man hat dem Palladio den schönen Namen des Raphaels unter den Baumeistern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er ist das Auge Vicenzas; ja er ist für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufsteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Osten sind sie offen, und die Lombardei wächst immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man steigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußersten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben diese liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen sie nach

Südost sich kehrend bis zur Madonna del Monte hinauf, jener Kapelle, wo die schwarzseidene Dame gestanden.

Sie sind ein zauberhafter Guckkasten, diese Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei". Wie ein dunkelgrünes spiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tiroler Berge, und auf der andern Seite, endlos, ohne Begrenzung nach Padua hinüber, dessen Türme wie ferne Segel schwimmen. Gleich kühnen Versen schießen hie und da die kecken Zypressen, die leuchtenden gerad in die Höhe gehenden Kirchtürme auf; einmal wie das andere, links wie rechts, und diese liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauscht das Auge mit einer klassischen Poesie. Und ein dunkelfarbiger romantischer Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römischen Helme, die gotischen Lanzenspitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die französischen Adler, alles das sieht man abwechselnd zwischen den fernen Zypressen auftauchen und verschwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römische Geschichte schreiben.

Es hat jeder Mensch einen Lichtpunkt in seinem Leben, von wo aus sich die Strahlen über die früheren und späteren Tage verbreiten, dem einen ist's das Auge der zuerst Geliebten, dem andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke, welcher ihm das Weltgeheimnis aufschließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis ins innerste Herze die Schönheit Italiens.

Ich stand mit verschränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf seines Daches Zinnen zu Samos und sah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tirols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie sich diese Formation schon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchsichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimat wie

Geistergewänder — Geister hast du wohl, o Heimat, aber keine Farben.

Die Farben sind es eben, welche wie dunkle verführerische Locken auf diesem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle standen offen, durch die verhangnen Fenster fiel ein kühler, dunkelroter Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna selbst ist schamhaft wie eine deutsche Jungfrau, stets verhüllt sie sich mit einem goldenen Schleier, nur wenn der Priester das Allerheiligste zeigt, enthüllt sie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein schwarz verschleiert Frauenbild, still und regungslos, schlafend oder sterbend in Andacht.

Leise schlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin; der Ort schien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch seine Fensterspalten sah, so heilig, daß mir jedes Geräusch verletzend erschienen wäre.

Wenn ich zum ersten Male ein überaus schönes Mädchen sehe, so kann ich sie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es gibt eine gewisse Schönheit, die Stille und Schweigen erheischt.

Im Refektorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veronese, das sieht einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es ist La Cena di San Gregorio. Papst Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einst fand sich ein sehr schöner Pilger dabei ein und setzte sich neben den mitspeisenden Papst, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte sich sein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Christus selber, wie mich dünkt, nur etwas zu spät, aber sehr bezeichnend für einen Papst, der erst Gold sehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller versteht er sich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich die Gastfreundschaft sehe und Armenspeisung, so denke ich immer an

Mohammedaner, höchstens an die Apostel, aber an unsere guten Christen nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einsam ihr Mahl verschlingen sah, christliche Kaufleute waren. Aber trotz des realistischen Papstes und dieser ruchlosen Gedanken fiel das Bild wohltuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand und hat ein verschwenderisch reiches südliches Ansehen. In einem hohen Säulengange speisen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüsseln drängen sich aneinander vorüber, Kinder, Affen, Kardinäle, Hunde, Pagen sitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoistisch-heilige Papstgesicht — es ist ein schönes Bild.

Man erzählt, Paul Veronese habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Fasolo Fresken gemalt, und die des Fasolo seien dem Paul so schön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eifersucht niedergestochen habe. Darauf sei er nach der Madonna del Monte geflüchtet und habe hier zur Beschwichtigung seines Gewissens und zur Ausfüllung seiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewissensbisse können nicht sehr heftig gewesen sein, denn der Pinsel ist stark und kräftig, die Farben sind frisch und munter, rot und grün. Das kommt von der italienisch-katholischen Zivilisation.

Als ich wieder durch die Kapelle ging, seufzte das schwarze Frauenbild tief und laut. Der Archivarius stand in einer Ecke, beobachtete sie durch sein Glas und machte mich aufmerksam. Sie schlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortensia, das wunderliche Mädchen vom Gardasee. Aber wie verändert, wie tief und schwer verändert! Ein strenges, büßendes Römerinnengesicht schaute aus asketischen Augen, und um den Mund hatte sich der bekannte griechische Tragödienzug unauslöschlich eingegraben.

Ich trat an sie heran, ein toter Blick fiel auf mich, tot, lang, kalt — dann winkte sie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küster trat an mich heran und bat, das Mädchen nicht zu stören, sie wolle eine Tochter Gottes werden.

Also auch in dir, du unternehmender Katholizismus, irrt man sich, wenn man dauerndes, kühnes Leben sucht. In Deutschland werden die Leute moralisch und gehen in die Betstunden, wenn sie sich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen sie ins Kloster. Es ist doch schrecklich, daß der Herrgott soviel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es ist nicht nur schrecklich, es ist unrecht.

---

41. Padua.

Der Weg nach Padua wird immer deutscher, man sieht sogar hie und da eine Wiese; es stehen Weiden am Wege, italienische Pappeln, Rüstern mit ihren flüsternden Blättern, Platanen mit ihrem hellgrünen Walde, sogar die schönen italienischen Ochsen werden seltener. Solch ein Paar Ochsen, die mit altrömischer Gemütsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italienischen Bilde nicht fehlen. Sie sind sehr groß und stark, haben edle, noble Ochsengesichter mit ernster, klassischer Ruhe, und ihre Hörner sind groß und kühn wie das Papsttum. Alle Ochsen, die ich dort gesehen habe, waren von weißer Farbe, und diese gab ihnen solch ein menschlich melancholisches Kolorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne seine stillen, wiederkäuenden Ochsen, die in schweigsamer Schönheit und lautlos ihre Lasten ziehen. Diese Ochsen haben auch die vielen tausend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder sonst etwas in die Kugeln gelaufen sind. Auch die blutenden Räuber ziehen sie nach den Städten, und wenn ihnen der Priester begegnet, so halten sie still, damit der

Sterbende die letzte Ölung bekomme, ja sie knien selbst dabei nieder — es sind liebe historische Tiere, die sich in alles zu schicken wissen, und gleich allen Ochsen nicht ahnen, welch eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Padua findet man sogar eine Art von Dörfern, die wie in Deutschland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküste zu, alle Aussicht ist zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien seien. Der Tag neigte sich, der Vetturin fuhr mit seinen kleinen dalmatinischen Pferden, die hier sehr gewöhnlich sind, auf der breiten Straße frisch trabend dahin, es lag alles still und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitsche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem Adriatischen Meere zu langsam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da sahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle deutschen Träume und Allegorien fielen mir ein. Sie schleuderte Blitze nach allen Seiten und rückte nicht von der Stelle. So klein, so weiß-blond und so voll Feuer. „Auf dem Meere ist ein Gewitter," sagte der Kutscher und setzte sich auf seinem Sitze fester und schüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder um und sagte uns leise, an unserer Straße seien soviel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Deutschland habe ich immer auf die gute Polizei geschimpft, hier schimpfte ich auf die schlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußische Gendarmen umarmt, wenn sie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und jeder senkte still die Hauptbörse in den Stiefel und rüstete sich eine Theaterbörse für den Banditen. Damit selbiger auch meine Delikatesse erkenne, steckte ich einen Dukaten unter das Silber-

geld; wir wurden still und erwarteten unser Schicksal. Es ward immer dunkler, und „Padua“ — „Padua“ seufzten unsere Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin seufzte den Namen eines Heiligen und hieb in die Pferde — es schien ein Trupp von Landleuten zu sein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine schwarze Masse vor uns, und der Vetturin atmete tief auf. Der österreichische Korporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüstengesichte war uns ein höchst erfreulicher Anblick, und zum erstenmal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer seines Zornes herübergeworfen bis aufs Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten hie und da im Laternenschein. Es war ein endlos Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort besinnen, wo ich sei. Es gibt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergessen kann, wohin sie gehören; wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängstlich stillen Kasseler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Kassel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine deutsche Reichsstadt, eine polnische Landstadt!

Aber in dies Padua konnt' ich mich nicht finden, die Doktoren von Padua rauschten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorstellung nicht los werden, daß wir in eine deutsche Universität geraten seien. An den Häusern liefen die steinernen Lauben entlang, wie man sie in den schlesischen Gebirgsstädten sieht. Dort werden sie „Löben“ genannt, und es sind Schutzdächer, welche fünf, sechs Schritte breit herüberreichen in die Straße und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geschützt ist. Unter diesen „Löben“ waren die Butiken geöffnet, und die Menschen liefen hin und her, wie bei den deutschen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finstern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit Paduas sah schwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt wieder eine düstere Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hause war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tisch, der Fenstersims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemessenen, ernsthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu besehen, unter jedem Quadersteine, dacht' ich, ruht das Buch eines Doktors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner salomonischer Tempel, auf den Vorplätzen saßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da saßen wieder Herren und Damen, und eine endlose Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und alles war glänzend hell, und überall saßen Herren und Damen. Ich war wie berauscht und griff nach der ersten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte schnell durch die Säle, überall schöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, alles Marmor.

„Hat denn Tasso in Padua gelebt, ist's ein Palast aus Armidas Gärten?!" — „Nein," sagte der Archivarius, „es ist ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis."

Wir setzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein schlanker rosenroter Turm stand das Glas vor mir, ich scheute mich, das Kunstwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin saß nicht weit von mir und sah mich forschend und lächelnd an — der gotische Barbar mochte mir aus allen Fingerspitzen gucken.

Und doch war mir alles, doch war ich mir selbst niemals so klassisch vorgekommen, als hier mitten in diesem

Marmor. Ein anständiger Mensch kann hier gar nichts Ordinäres sprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter schreiben, wenn sie unter ihren klaren, schönen Hallen saßen; die Gedanken sind wie die Kinder im Mutterleibe von den Umgebungen abhängig: die Mutter versieht sich, und das Auge versieht sich. Das Verdienst eines Deutschen ist noch einmal so groß: er sieht in seinem kleinen Landstädtchen nichts als Misthaufen und sorgenvolle Gesichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gib uns unser täglich Brot!“ und soll schöne, fröhliche Dinge schreiben.

Wenn man aber so unter Marmor und Schönheit sitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüssig — wenn wir befriedigt sind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger gibt's keinen Schriftsteller. Es ist nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger gibt.

Ich weiß es selbst nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen paduanischen Kaffeehause gesessen habe. Meine Reisegefährten waren fortgegangen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offenen Fenster drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klassische, römische Köpfe, und ein schönes Weib darunter spielte mit ihrem Schal, mit ihren Augen und kleinen Geschichten, die sie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleon noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger französischer Volontär durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als diese zwei andern verliebten Augen im ersten Stockwerk begegnen, da steigt er vom Pferde, tritt ins Haus und ersucht die Mutter des schönen Mädchens, das er am Fenster gesehen, ihn ins Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach seinem Billett. Der Franzose sagt, er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?“

„Signora Carmagnola.“

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen schon in Paris gekannt, der Oberst meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Austriaci Padua zum erstenmal besetzt habe, damals haben die schönsten Damen Paduas auf den Balkonen gestanden und die Franzosen ‚willkommen‘ geheißen. Damals — so erzählte, Signora, mein Oberst mit Feuer — damals habe er vor dem schönsten Mädchen Paduas seinen Degen geneigt, vor Mademoiselle Carmagnola“ —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Tür des Zimmers und bat sie, voranzugehen. In selbigem Zimmer befand sich das schöne Mädchen, das er am Fenster gesehen hatte, und der junge Herr versicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine so frappante Ähnlichkeit gesehen habe.

Am nächsten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle spazieren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiselle Carmagnola auf den Knien und beschwor sie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die schwarzen Locken und sagte, er sei noch zu jung. Da sprang der Franzos auf, holte ein Pistol und schwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er sich auf der Stelle erschießen werde, wenn sie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte und beruhigte ihn, was ihr nicht so schwer wurde, da der Franzos sehr hübsch war. Er blieb ein halbes Jahr in Padua und sprach nicht mehr vom Erschießen. An einem schönen Morgen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exerzierplatze den Befehl, allsogleich zu marschieren. Er gewann nicht soviel Zeit, um Abschied zu nehmen, und erst vor einigen Wochen kam er zum ersten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren also über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert sich viel. Er forschte umsonst an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte,

was aus ihr geworden sei; im Jahre 1813 sei sie aus ihrem Hause verschwunden, die Stadt habe sieben italienische Miglien im Umfange, es habe sich niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blassen Tochter aufzusuchen.

Der Franzos ergibt sich in sein Schicksal und vergißt die Angelegenheit, er war seit dem Jahre 1813 weit in der Welt herumgekommen und hatte vielerlei erlebt. Geschäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geschäfte fesselten ihn eine Zeitlang daselbst.

Eines Tages schlendert er in der Kirche der heiligen Justina herum, betrachtet das schöne Altarblatt Paul Veroneses und die geschnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zweiundzwanzig Jahre gearbeitet hat und ist festlich gestimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt sich an einem Seitenaltare eine Frauengestalt. Nur einen Moment sieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Gestalten seines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umsonst nach Santa Giustina, das Mädchen mit den wundertätigen Augen ist nicht mehr zu sehen. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche steuert, tritt sie mit einer älteren Frau eben aus der Tür, ihr Schleier ist zurückgeschlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht seiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann sich nicht fassen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverschleiert, schön wie ein Sonnenstrahl — berauscht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen und bittet sie, seine Begleitung anzunehmen. Er bittet so heiß wie ein Wüstenwanderer, der am Verschmachten ist, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren in voller Mannesschönheit. Sie sagt ihm, ihre Mutter sei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, sie wohne allein und könne keinen Mann bei sich

sehen. Wenn er ihr was zu sagen habe, so möge er ein Stück mit ihr gehen, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war so bestürzt von der Schönheit und Anmut des Mädchens, daß er nichts zu sprechen wußte und sie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giustina zu kommen.

Am andern Tage kniete er neben ihr in einer stillen Seitenkapelle, und sein Mund floß über von dem Gesange seines Herzens. Er sagte ihr, sie sei die Heilige seiner Seele, das Geheimnis seines Lebens ruhe auf ihrem Munde, der Himmel seiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach und sah das Haus, in welches sie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Tür ihres Zimmers und warf sich zu ihren Füßen und beschwor sie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sie so in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß gesehen, und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe sie immer auf das Rührendste gewarnt vor unvorsichtigen Liebschaften.

Er blieb aber ungestört vor ihren Füßen liegen und beschwor sie immer glühender um Liebe. Endlich sagte sie ihm, daß er ein hübscher, angenehmer Mann sei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Wesen eines Bruders für sie habe — jetzt aber möchte er nach Hause gehen, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblick ging die Tür auf — es war unterdes sehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn ans Fenster, wo der Franzos noch vor dem Mädchen kniete, und suchte im Dunkeln die Gestalten zu erforschen. Als sie einen Mann und die Situation zu erkennen schien, wendete sie sich zurück ins Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; sie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzosen vernehmlich flüsterte das Mädchen die schwankenden Worte: „'s ist meine Mutter.“ — —

Die Frau stand im Hintergrunde still — niemand regte sich im Zimmer.

Unweit von dem Gemache, das die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studiosus, der ein eingezogenes fleißiges Leben führte und des Abends immer zu Hause war. Die Mutter des Mädchens war ihm sehr zugetan, weil er ein sanfter, verlässiger Mensch zu sein schien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß sie dem Studiosus mehr von ihrem Leben erzähle als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieser Studiosus trat jetzt mit einem Licht in das schwüle, schweigsame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören und wolle sich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen sei. Die Signora aber nahm ihm hastig das Licht aus der Hand und schritt zu dem fremden Manne und ihrer Tochter. Der Franzos sprang auf, als er jenen Namen hörte — sie standen einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entsetzen trat immer klarer auf ihre Gesichter.

Mit tonloser Stimme fragte er nur hinweisend: „Und das ist deine Tochter?“

Die Augen drängten sich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, sie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — sie hatten sich vollständig erkannt.

In dem Momente dieser unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verlosch — der Franzos stürzte schaudernd nach der Tür, hinter ihm drein der Studiosus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes, und ihre Finger spielten, als komponierten sie das Ende

der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenstill, es war schon ziemlich spät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pause sprach sie unaufgefordert weiter:

„Der Studiosus scheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet gewesen zu sein — er ist eilig hinter dem Franzosen hergelaufen; dieser aber hat nicht eher gerastet, bis er erschöpft vor Santa Giustina niedergesunken ist. Der Studiosus hat sich neben ihn gesetzt und ihn nach diesem und jenem gefragt: automatisch hat der Unglückliche geantwortet. Endlich hat der Studiosus ihm vorgestellt, daß er seinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die Ältere heiraten solle, er, der Studiosus nämlich, werde in nächster Woche Advokat, habe als solcher sein Auskommen und ersuche ihn im voraus um die Hand seiner Tochter, die ihm sehr wohl gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da ist der Franzos aufgesprungen, hat den Studiosus weithin geschleudert an die Erde und ist von dannen gestürzt. Dieser aber hat sich aufgerafft und ist ihm nachgeeilt durch alle Straßen bis hinaus vors Tor. Das Regenwetter, das schon Signora Carmagnola überfallen hatte, ist ein starkes, vom Meere her kommendes Gewitter gewesen. Als die beiden draußen an der Brenta umhergeirrt sind, ist das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerschlage hat der Studiosus den Franzosen nicht mehr gesehen."

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder alles still, dann schloß sie plötzlich:

„Ich habe vor einer halben Stunde den Studiosus gesprochen; er hatte nicht den Mut, nach Hause zu gehen und den unglücklichen Frauen zu sagen, daß der Franzos tödlich getroffen sei vom Himmel für sein Liebesglück und Unglück.

Die Sache ist nämlich heut abend geschehen, und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen."

O du schlimme weiße Wolke, flüsterte ich vor mich hin, die so unbefangen aussah und wie zum Spaße blitzte, als wir nach Padua fuhren.

Die Gesellschaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken sitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handschuh vergessen. Ich hatte ihn in der Hand und tändelte damit, ohne es zu wissen. Sie nahm ihn mir und schnippte mich leise dabei an die Finger und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus, sah ich sie staunend an.

„Veramente uno Tedesco!"

„Si Signora!"

Und sie lächelte wieder und ging. Ich bin später allein nach Haus gegangen.

---

42. Fortsetzung.

Unser französischer Cicerone schwur beim heiligen Antonio von Padua, der Prato della Valle sei das schönste Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche sie zeigen, und jeder Krämer lobt seine Ware.

Der Platz ist aber wirklich schön; man atmet tief auf, wenn man aus den verengten schweren paduanischen Gassen kommt. Er ist sehr groß, und wie überall läuft der Korso an den Seiten her, denn der Korso ist der Busenstreif der italischen Städte. Es ist viel Blut darauf geflossen, so still österreichisch er jetzt auch erscheint. Gegen den langen bärtigen Alarich ist hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verschrobenen Attila, der die garstige Hunnenfaust nach einem purpurnen römischen Kaiserweibe ausstreckte, und in

den italienischen Bürgerkriegen war dieser Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beschäftigung, als sich gegenseitig bei Gelegenheit totzuschlagen; man nennt diese Art die poetische Rittersitte, und bei einer solchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato della Valle die Venezianer Sieger auf dem Platze und zogen mit roten Schwertern hinein in die Tore.

Inmitten dieses weiten Platzes ist eine grüne Insel, welche der Brentakanal absondert. Es ist eine kleine aber erquickende Insel des Ruhmes, das Pantheon von Padua, drüben staubt der Korso, das gewöhnliche, beschwerliche Leben, hier diesseits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Rasen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in diesem Schatten stehen achtzig berühmte steinerne Männer und warten auf Fremde, welche sie anstaunen und im Staunen die alten Taten erzählen, weshalb sie versteinert worden sind.

Es ist etwas vornehm Langweiliges, solch eine Statue zu sein, aus kalter Masse jahrein, jahraus unbeweglich zu stehen. Ich habe schon als kleiner Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erschrecklich lang werden müsse. In unserm Garten stand ein verwahrloster kleiner Engel aus vaterländischem Sandstein, zu dem ging ich wenigstens immer an langen Sonntagnachmittagen und erzählte ihm Geschichten und tröstete ihn wegen des Verlustes seiner Finger. Die einsame Langeweile einer einzelnen, besonders ausgezeichneten Statue hat indes immer noch etwas Poetisches, so Peters des Großen auf seinem Fels in Petersburg; der Große Kurfürst in Berlin, der unverwandt, jahraus, jahrein auf einen Fleck über der schmutzigen Spree sieht, steht zu sehr inmitten des Lärms der Berliner Fischweiber, die aus einem Theater ins andere laufen — einsame Berühmtheit entschädigt wenigstens durch das Kitzeln des Despotismus. Aber wie hier in Padua mit achtzig berühmten Leuten unverwandt auf einem Platze stehen, das ist tödlich.

Es ist übrigens hier eine sehr gemischte Gesellschaft, ein deutsches Kasino würde solche Verschiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwischen berühmten Paduensern und Päpsten steht der Polenkönig Sobieski, ja der evangelische Landgeistliche Gustav Adolf und sein wüster General Herr Banner, der so gern die Mädchen verführte. Mit diesen beiden spricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden Italienisch gelernt hätte. Es sieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herren ein raffiniertes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in stiller Nacht lebhafte Konversation miteinander führten, wie erschreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, so ist doch der General Banner in einer bedauernswerten Lage. Sein König predigt ohne Aufhören protestantische Moral und die Verderblichkeit des Fleisches, und Banner muß zähneklappernd all der weiß und roten, sanften deutschen Mädchen gedenken, denen er ganz andere Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzosen, welche vor tatlosen Statuen keinen Respekt fühlen, haben in der Jakobinerzeit widerwärtig auf dieser Insel gewirtschaftet. Auch die tote, steinerne Aristokratie war ihnen zuwider, und sie haben viele alte venezianische Nobili geköpft, deren abgeschmackte Physiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die historische Wissenschaft blüht hier, die alten steinernen Gäste geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von fünfzehn Jahren würde sich schämen, eine geschichtliche Schwäche zu verraten, wenn ihr Liebhaber von Sobieski spräche.

Nun gingen wir zur Santa Giustina. Armes Mädchen! Die Kirche war sehr schön, besonders da mich draußen auf dem Prato die Heldenglut der paduanischen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüstern gemacht hatte. Die

Deutschen wissen gar nicht, was Katholizismus ist! Wenn ein Sachse dieses Wort ausspricht, so denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben und schüttelt sich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantasie — der italienische Katholizismus ist ein Landesprodukt Italiens wie die Zitronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Diese kühlen Kirchen preisen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieser italienische Herrgott ist ein freundlicher, wohltätiger alter Herr, der's seinen Kindern bequem macht — der norddeutsche protestantische Herr Zebaoth ist nur um einen Grad besserer Laune als der israelitische Jehova. Ich habe Leute gesehen, die sich an frischen Wintertagen die Gliedmaßen erfroren in den protestantischen Kirchen — und mehr als die Gliedmaßen wie die Fakirs, die sich offiziell gottesfürchtig malträtieren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten sie noch die Türen auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giustina, eine schöne, einfache und kühle Kirche. Da setzte ich mich auf eine Marmorstufe und dachte in erfrischender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe wert ist, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine stillen, kartoffelgenügsamen Stunden, wie dort zu Santa Giustina, wo ich nicht mit dem Augenlide zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man sitzt freilich nicht immer zu Santa Giustina! 's ist eine feine moralische Gourmanderie, die Ruhmsucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man sie ganz vernachlässigt. Der Nachruhm ist Senf nach dem Mittagsessen, wenn man keine Poesie besitzt; was ein ordinärer Bürgermeister, Minister oder Schriftsteller mit dem Nachruhm will, hab' ich nie begreifen können — der ist nur etwas für die Poeten.

Es gibt ein Stadium in jedem Menschenleben, wo man einsieht, daß all unser Wissen und Glauben, selbst die ältesten

Grundsätze, ein zufälliges, künstliches Gebäude sind, das über Nacht einstürzen kann. Morgen kann den Leuten das alles blau erscheinen, was uns heute rot ist, morgen verlieben sich die vernünftigsten Leute in veilchenblaue Gesichter und rosenrote Augen.

In solchem Stadium hält man sich an die Poesie, man schafft. Da ist man denn wohl auch imstande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Mensch mit Ruhm bedeckt stirbt, so entsteht zum Beispiel ein neuer Stern, und die Menschen dieses Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus diesem Nachruhm besteht.

Der Starost störte mich in meinem sublimen Ideengange und sagte mir, daß wir noch in die Kathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Kathedrale, ich setzte mich wieder auf eine Marmorstufe, und der Starost trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca säße. Er ist im Kalender schlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn bloß Heilige gehangen würden und in der Kirche bloß Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, so wohlgenährt, feist und behaglich sieht er aus, und so hatte ich mir ihn gedacht. In diesem Gesichte lag ein immer heiterer Appetit, eine bequeme aristokratische Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantasie.

Von meinem niedrigen Sitze aus sah ich ihm so lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte recht gehabt: er war eine Sonettenkokette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura störte ihn nicht im Mittagsessen, und wenn er schlaflose Sonette machte, so geschah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von früh auf mißtrauisch gewesen gegen diesen Poeten: es waren immer unsere mittelmäßigen

Geister, welche so viel Lärm von italienischen Sonettisten und der Quelle von Vaucluse machten, und alle die Damen, welche mit süßer, dünner Stimme so überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, sondern nur über die Liebe sprechen. Denn es ist mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernstlich damit beschäftigt ist, spricht nicht viel davon. Laura und Petrarca heirateten sich bloß der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — so sah dies hübsche, bequeme Gesicht des paduanischen Domherrn gar nicht aus, das vor mir am Pfeiler hing.

---

43. Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite gestickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papstes Haus, da sah man die schönsten Frauen mit jener bekannten schwarzen Kapuze, welche mancher Maler so reizend dargestellt hat. Das Gesichtchen fiel wie ein Lichtstrahl aus der Finsternis. Es ist damals ein sehr munteres Leben in Avignon gewesen, solange der Gouverneur des Herrn Christus da gewohnt hat, und man erzählt scharmante Abendgeschichten von den jungen Prälaten und den schönen Provenzalinnen. Jene Kapuze war eine theologische Erfindung, damit kein Mysterium profaniert würde.

Dieses Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich sah die jungen Chorherren mit den langen Gewändern und den gesunden Gesichtern, ich sah die lustigen Provenzalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provenzalischen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauschte Franzesko hin, er war ein fashionabler junger Geistlicher und spielte die Laute mit vieler Geschicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt ist weitläufig wie jede akademische Gelehrsamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erst der Archivarius, was für Leute ich vergessen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Professor der Pyramiden sei hier geboren worden, Galilei sei Lektor an der Universität gewesen, Ariost habe hier studiert. Ariosto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgestiegen und hätte mich nach diesem und jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu schnell auf dem alten Pflaster. Das war ein Poet wie ich sie liebe; auf der Straße ein stolzer Mann mit einem stolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Rosse ein königlicher Held und daheim ein frischer Schreiber.

Ariosto war aus Reggio gebürtig und hatte sehr viel Geschwister. Mit diesen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe“ und „Der Löwe und der Mondschein“ sein Lieblingsstück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geschichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang sein Vater, Jurist zu werden; die Juristen waren damals in Italien so Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut sind in Preußen die meisten Schriftsteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenster hinaus und schrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu sprechen wußte, so stellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der schlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Korridore und kleinen Türen. Man erzählt, daß einmal sein Onkel zu ihm gekommen sei, und ihm die unzweideutigsten Vorwürfe gemacht habe ob seines leichtsinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tisch gesessen, eifrigst geschrieben, mitunter einmal den Onkel angesehen, dann wieder eifrigst geschrieben, ohne ein Wort zu reden.

Der Onkel ist zu Ende und will gehen, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuschimpfen, er brauche das gerade zu einer Lustspielszene, und bis jetzt sei's ganz vortrefflich gegangen — „Bitte, lieber Onkel, schimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!" — Im Jahre 1516 trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Este ins Zimmer und gab ihm seinen gedruckten Orlando Furioso. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter gewesen sein, denn er fragte ihn naiv: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?"

Aber Ariosts Landsleute fanden mehr Geschmack an diesen Albernheiten und nannten ihn „den Göttlichen".

Den Ariosto hätt' ich gar zu gern einmal gesehen! Wenn ich aber an die stillen, sonnverbrannten Gegenden Italiens denke, so zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondrischen Torquato Tasso durch mein Herz, und eine drängende Sehnsucht, mich in solch eine schweigsame Gegend zu setzen und einen Roman zu schreiben, Torquato Tasso. Der unglückliche blasse Mann ist ein völliger Romantypus — man hat ein schönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio sitzt und mit sterbendem Auge in die dunkle Landschaft hinaussieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das ist ein gemalter Romanschluß, in der offenen Tür sollte nur noch seine geliebte Leonore stehen, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlass' ich den Philologen.

Es war ein frischer Nachmittag, als ich mit diesen Gedanken auf der Chaussee gen Venedig fortrollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien schien verschwunden zu sein, durch ein ebenes Wiesenland schlängelt sich die Straße, deutsche Bäume stehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorstadt von Venedig, links und rechts sind Landhäuser, die schmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Passagieren und Lebens-

mitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden sieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inselstadt verkündigen. Durch diese Sümpfe wateten einst fliehend die zisalpinischen Römer, um sich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, sie flüchteten auf die Inseln und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zumute; die feuchten Wiesen waren ringsum totenstill, das Land lag ruhig da wie eine norddeutsche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten sollten wir das völkerwimmelnde Venedig sehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Dritteil aller Romane spielt, die geschrieben worden sind.

„Ecco, Venecia!“ rief der Vetturin. Wir sahen hinten am Horizont einen erhabnen Häuserstrich in der Luft schweben — Venedig schwamm auf dem Wasser. Ich hatt’ es so oft gehört, daß Venedig mitten im Meere schwimme, ich hatte es so oft abgebildet gesehen, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fusine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren; es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbesungene, weißschimmernde Venezia, es kam mir alles fabelhaft, orientalisch vor. Kleine totenschwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene schwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello nachts unter Desdemonas Fenster gefahren ist, um ihr heiße, afrikanische Lieder ins Ohr zu singen.

Hier ist der Strand, wo einst die Barbaren und später viele andere Völker tatlos, ratlos standen. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangesprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es ist nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat diese Stunde besiegt. Ohnmächtig drohten sie hier am Strand von Fusine und Mestre, drüben auf den Balkonen standen die schwarzen

Nobili und lachten. Die Lagunen sind zu flach für größere Schiffe, der fette Tonboden gestattet nur den kleinen Gondeln die Überfahrt. Napoleons Franzosen haben die Venezianer selbst geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezias Rost betreten.

Ich strich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu sehen, aber ich strich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientalischen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben schwamm es, es existierte wirklich. Wenn solche tolle Dinge kamen, wie die Geschichte von Venedig, da glaubte ich stets in meiner Jugend, die erwachsenen Menschen hätten ein Übereinkommen getroffen, konsequente Lügen durchzusetzen — warum? wußt' ich selber nicht. Für eine solche konsequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerst auf den Augenblick, wo ich einmal zum Tore hinauswischen und den Königstein, Venedig, das Meer und solche unglaubliche Dinge aufsuchen könnte. Wenn ich sie dann nicht fand, wie ich bestimmt voraussetzte, dann wollt' ich zurückkommen und vor der Schuljugend eine donnernde katilinarische Rede halten gegen die große trügerische Verschwörung der Erwachsenen.

Jetzt war ich nun hinausgewischt und stand beschämt am Meeresstrande; das Meer und Venedig existierten wirklich, und je länger ich hinsah, desto mehr wuchs beides, namentlich lächelte Venezia immer stolzer.

Es hat einmal ein Dichter gesagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter," mein Herr Verleger sagte aber, ich sollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das sei ein abgedroschenes Thema. Ich trieb also zur Einschiffung. Hier auf diesem Strande könnten die Berliner Eckensteher ihre Studien machen; eine Elite von Banditengesichtern liegt hier umher; wenn man nicht die österreichischen Soldaten dazwischen sähe, man glaubte, unter eine Räuberbande geraten zu sein — ringsum walddichte Backen-

bärte, kieferbraune Gesichter, Augen mit langen Fingern, räuberisch schnelle, unverständliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus ihren Händen, das Lösegeld ist wohlfeil wegen der Konkurrenz, und setzten uns in solch eine schwarze Gondel. Diese Kähne sehen aus wie Meeressärge, die Kajüte ist auch mit schwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein deutscher Leichenwagen. Die Republik hat es einst so befohlen, weil man einen verschwenderischen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwohl kein Luxus mehr zu fürchten ist. Von der schwarzen stolzen Tracht der einstigen Venezianer sind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten sind höchst elegant und üppig, man fällt weich in schwellende Polster, die feinen Glasfenster können verhüllt werden — diese Kajüten waren und sind die Boudoirs der romantischen Liebesverhältnisse. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Messe will, besteigt sie die Gondel, und die Gondoliere sind die diskretesten, erfahrensten Leute von der Welt, sie repräsentieren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimnis. Sie sind die wohlgebildeten Domestiken des alten Adels von Venedig und spielen auch im Notfall den cavaliere servente.

Die Fiaker in Wien und die Droschken in Berlin mit ihren nationalen Führern sind nur mangelhafte Kopien der Venezianer — die Gondel ist ein poetisches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unserer Überraschung fanden wir eine verschleierte Dame in unserer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß sie aus Padua komme — „Carmagnola“ — flüsterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß sie bei dem Namen zusammengeschrocken sei.

Es waren zwei Personen zuviel in der Kajüte, und ich sah deshalb zum Fenster hinaus. Die Lagunen sind von dieser Seite seicht, und es gehen lombardisch-venezianisch rot und weiß angestrichene Holzsäulen als Wegweiser des Fahr-

wassers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Überschwemmung. Die Stadt kam immer näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vordersten Insel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengesang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn schlüpfte weich durch das stille Lagunenwasser, die Häusermasse entwickelte ihre Gesichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verschlagene Fenster, lange Stangen mit ärmlicher Wäsche kamen zum Vorschein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholischen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnisort hinein.

Venezia ist tot.

---

44. Fortsetzung.

Ja, Venezia, die stolze, ist tot, ich habe ihre Leiche gesehen.

Unsere Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giustiniani, dem jetzigen Hotel de l'Europe. Es ist ein stolzes, normales Nobilihaus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg steinern wie das Herz jedes echten Nobile. Das war also die erste Grabstätte; allerlei ungebeten Volk stieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und sie mußte jeden gastlich empfangen, das stolze Haus war zu einem Wirtshause gebeugt.

Ich habe später hie und da alte verwitterte Gesichter erblickt, die nicht betteln und nicht sterben können, und wenn ich fragte, so nannte man mir stolze Namen aus dem goldenen Buche. Der Kaiser von Österreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit sie nicht Hungers sterben.

Und einst war jenes goldene Buch das stolzeste Buch in Europa, ja der Name, der darin stand, sah übermütig auf einen Fürsten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich

sandte seine schimmernde Rüstung nach Venedig, um seinem Namen einen Platz im goldenen Buche zu erkaufen.

Venezia ist das fürchterlichste memento mori der Aristokratie und aller irdischen Herrlichkeit.

Die mutmaßliche Carmagnola entschlüpfte uns beim Aussteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beschäftigt, der Archivarius sah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Starost vermißte seine sämtlichen Habseligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu nichts, er mußte zurück nach Fusine. Es ist bezeichnend, daß außerhalb der Häuser in Venedig fast niemals gestohlen wird. Die Gelegenheit ist bei den engen Gassen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen während des Winters so groß, daß man von alters her jeden Straßendieb schonungslos behandelt hat. Und so haben sich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch diese ist eine Wissenschaft.

Der Starost fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte sich den Markus suchen, ich fühlte mich erschöpft und angegriffen, und ließ mich durch die steinernen Säle, über die kalten Treppen nach unsern Zimmern führen. Auch hier noch standen die großen italienischen Betten mitten in der Stube; ich war so matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derselben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reise plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich sah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Teil der Fenster führte auf einen schmalen Kanal, es war dunkel draußen, nur der unverständliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgestoßen, unterbrach bisweilen die Totenstille, und ich hörte hinterdrein das Wasser der Lagunen plätschern. Ich war selbst das todkranke Venedig. Ruhesüchtig schloß ich die Augen, umsonst, die ganze Weltgeschichte galoppierte mit schweren Hufen über meinen stöhnenden Leib. Just als wär' ich Venezia — auch ihrer erbarmte sich das

Meer nicht, auch Venedig ward nicht verschüttet, als seine Seele gebrochen ward, sein gemarterter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreister mit ihrem Schlamme, langsam, prosaisch versanden sie die Meereskönigin, und die jetzt noch stolze Bettlerin wird einst zu einer Fischerruine herabgesunken sein.

All die Gesichter meiner Reisen, Jenny, die goldene Jugendliebe aus der Sakristei, die blonde Schöne mit dem blauseidenen Halstüchlein von der Schule, die schöne, ach, die schöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und spotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verschmachtete. „Das ist eure klägliche Herrlichkeit, ihr modernen Söhne des Lord Byron" — flüsterte es in allen Winkeln des weiten, toten Gemaches — „so schnauft ihr von einer halben Freude zur andern, eure Wünsche sind unbändig, euer Herz ist unstet, nach dem Glück jagt ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen eure Herzen, wie das eures Vaters, nach dem Himmel greift ihr und verliert die Erde."

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O schöne, neugebärdige Zeit, wir schaffen dich mit unserem besten Blute, unsere alten Leiber vermögen den Reichtum noch nicht zu ertragen, der aus unseren neuen Seelen blüht, wir besiegeln die neue, lebensübermütige Romantik mit unsern Qualen und unserm frühen Tode, aber einst wird das Glück gefunden werden, das wir suchen, das Glück, das die Philister in ihren Höhlen verbergen. Es existiert, und nur die Menschen sind feig.

Es war ganz finster geworden, eine Gondel rauschte unten vorbei — Lord Byron kam aus seinem Palazzo im großen Kanale herüber, er trat in mein Zimmer, setzte sich an mein Bett, legte die schöne kühle Hand auf meine Stirn. O du schönes, geängstigtes Gesicht aus Altengland, wie wohl taten mir deine unglücklichen, unsterblichen Augen.

Tief in der Nacht war's, als ich den blonden Archivarius neben mir sah und seine Erzählungen hörte vom wunderschönen Markusplatze und den wunderschönen Mädchen unter den Prokurazien.

Ich seufzte tief und fragte nach dem Starosten. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe sich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrnis brachtest du über uns.

Am andern Tage mocht' es wieder gegen Abend sein, auf dem nächsten Dache lag eine rote Sonne, es war wieder totenstill in meinem Gemach, als ich von neuem aus meinem Fieber erwachte. So sollt' ich denn nichts sehen von dieser weltberühmten Stadt, als einen schmutzigen Kanal und hohe schwarzrote Häuser, es erwachte eine unnennbare Sehnsucht in mir nach dem Markus und den Prokurazien. Das leere italienische Zimmer mit den altmodischen schlechten Möbeln stierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meist auf der Straße, und die Zimmer sind ihnen nur Absteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Gesumm — das war die Vesperglocke von San Marko. Die Glocken sind die richtigste Erfindung des Christentums, lebensfeindliche, erdenhassende, todeslechzende Instrumente — ich habe sie von Jugend auf gehaßt. Ihr Gesumm ist die persönliche Christentumsmelancholie. So hat dieser Markus geheult, als man auf den kalten Steinen der Riesentreppe Marino Falieri den Kopf abschlug, als die Gondel Brabantios den erdrosselten schönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbnisinsel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch sterben unter diesem Gewimmer des alten Markus; denn das Fieber knisterte in meinem Gebein. — Du mußt sterben und hast Spanien nicht gesehen, nicht den San Marko, nicht den größten Dichter unserer jungen, heidnischen Romantik.

Alle die alten grauen Geschichten vom Dogenpalaste,

von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdischen Gefängnisse gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So soll einst eine schöne, überaus schöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen sein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauschwarze, liebesvergeistete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte sie einen Vertrag geschlossen mit den Venezianern, der ihr viele und große Rechte garantierte, und jetzt trat sie auf die Piazetta, um die stolze Meereskönigin Venezia zu sehen, von welcher die Schiffer aller levantischen Gewässer die wunderbarsten Dinge erzählten.

Diese überaus schöne Königin soll hineingetreten sein in den Dogenpalast, und kein menschliches Auge soll sie wieder gesehen haben. Wenn der Wind nordöstlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauses griechische Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was sind das für Seufzer, griechische Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!?

Die Toten der venezianischen Republik waren auch nicht so übel dran, sie fanden ein schönes, reinliches Grab. Die steinernen Herren der Prokurazien waren nur blutig, nicht schmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angestellt, welche um Mitternacht hinabstiegen in die unterirdischen Gefängnisse, in die kleinen, steinernen Höhlen, die sogenannten Pozzi, die venezianischen Brunnen. Die Gefangenen in diesen Pozzi litten nie an Langerweile: entweder es kam das Meer und besuchte sie und ersäufte sie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere und luden den Unglücklichen ein, hinauszukommen auf den schmalen Gang und sich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkosten ihn und legten ihm bei dieser Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging durch zwei Löcher der Tür, die Tür fiel unversehens zu, sie drehten am Knebel, als wollten sie

den Irrtum wieder gutmachen, und so ward der Mann wenigstens mit aller Schnelligkeit erdrosselt, was doch immer besser ist, als wenn man jemand ein halbes Leben lang tot ängstigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geschieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn sogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit der seinen Schlaf nicht störe, und fuhren ihn leise unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus ins Meer, und sangen dabei die zärtlichsten, italienischen Kanzonen, wie sie dem poetischen italienischen Volke geläufig sind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer seine langsamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen sie den kalt gewordenen Toten aus dem Kahne ins schönste Grab der Welt und fuhren singend heim und stiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus schönen Königin von Cypern und den tausend, tausend nächtlichen Besuchen weiß noch heute niemand die Namen — am Meere verschwinden viele Menschen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menschenleibern, denn das Meer ist eine ewige griechische Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte niemand, nur die nächsten Verwandten sagten einander: Sie werden wohl im Meere sein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das ist republikanisch-venezianische Poesie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finster geworden.

---

45. San Marko.

Helft mir aus den engen Gassen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuser sich schon bücken.

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du schwarzgelockte Kleine,
Schütz' mich armen blöden Deutschen,
Sprich, und wohnst du wohl alleine? —
„Si Signore!“ —

Wenn man irgend kann, soll man unter freiem Himmel sterben, das ist besser.

Ich war sehr blaß, und die Augen und die Knie bebten mir, aber ich trat aus dem Hotel de l'Europe und wankte nach dem Markusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht, und es war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menschen hergehen, sie gehen alle auf den Markus und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuser, wie eng die Gassen, wenn sich zwei Liebende auf beiden Seiten aus den Fenstern legen, so können sie beinahe einander küssen, maulschellieren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel ist in den hohen, engen Gassen so hoch, die paar Sterne sind so weit, daß ich mich lieber unchristlich unten umsah — buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo! klang's von allen Fenstern, aus allen Türen, und wie geworfene Fackeln kreuzten sich die lodernden Augen, wie süße auf Sicht zahlbare Wechsel winkten die weißen Arme — zuviel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum ersten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortensia vom Gardasee und der Madonna del Monte ihr blasses Gesicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!“

Allerlei südliche Früchte, allerlei Fleisch und Speise ist aufgehäuft in den engen Straßen, sie sind lauter Durchgänge zum großen Saale — da stand ich an seinem Eingange. Ja, er ist der große steinerne Saal von Venedig, der heilige Markusplatz, so komfortabel und abgeglättet ist alles an ihm,

der Kaufmannssaal der mittelalterlichen Edelleute, massiv von Reichtum, stolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernsthaft mit dem Sternendache über ihm, die langen ernsthaften Prokurazien standen steinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marko selbst wie ein alter Araber mit goldenem Barte, der ein Kreuz auf seine Mütze gesteckt hat; vor ihm flogen die drei schlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Candien und Morea, die venezianischen Obelisken verlorner, gestorbener Königsgeschlechter. Die ganze Geschichte Venedigs steht auf dem Markusplatze geschrieben; rechts von den Königreichen steht europäisch dreist, abgesondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glockenturm des Markus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den schlanken griechischen Lateinern die venezianischen Triumphe ins Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erstürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Markus auch gestürmt, und ganz Venezia hat christlich gebetet um neues Gold und neue griechische Mädchen.

Ich setzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, sein Boden ist glatt wie das Parkett eines Ballsaals. Unter den Prokurazien war es tageshell, ein spiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menschen wogten auf und nieder, als sei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als sei Venezia noch lebendig. Gesang und Saitenspiel schwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderischen welschen Sopranstimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla sang und wie wahnsinnig „Lindoro, oh Lindoro!“ kreischte, als schrie Venezia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin selbiger Stimme später kennen gelernt, sie war von altem venezianischem Geblüt, von kaufmännisch adeligen Sitten und ohne Vorurteile,

wenn sie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, sie war noch aus jener asiatisch-venezianischen Zeit.

Der Markusplatz war früher der levantische Basar Europas; hierher kam alles zuerst aus dem Oriente, von hier aus ging alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühsten Helden unserer Geographie.

Langsam ging ich hinab nach der Markuskirche hin; ich trat leise auf, denn ich fühlte mich beschämt, ich hatte an der Echtheit dieser Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet sich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier ist der Dogenpalast, hier steht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs und der heilige Theodor, ein verschollener alter Heiliger mit schmaler Taille, hier stiegen die Helden zu Schiff, hier landeten sie, wenn sie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier ist die Tür Venezias. Diese Piazetta hat alles gesehen, und doch ist sie glatt und naiv wie ein junges Mädchen und lächelt hier zum grauen Dogenpalaste hinauf, und hier zu den Fenstern des österreichischen Gouverneurs. Allerlei Blut ist auf ihr geflossen, zwischen ihren beiden Säulen ist manch edler Kopf vom Richtschwerte ins Meer geflogen, das Meer ist herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quadersteine haben kein Gedächtnis, sie ist ein unbeschriebenes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Markusplatz, in jenem steinernen, verschwiegenen Archive steht alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein ins Heiligtum der alten Stadt, ins Boudoir der Meereskönigin, in die Markustiefe wagen sie sich nicht.

Wenn einst Venedig untergeht, so stirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmute, aber der Kampf, welchen der alte Markus drin erhebt, wird fürchterlich sein, und man wird das Gebrüll seiner alten venezianischen Löwen über ganz

Europa hören. Denn dort drin liegen auch die alten aristokratischen Löwensünden, und die Sünden haben das zäheste Leben, namentlich die aristokratischen.

Scheu schlich ich zurück um die levantischen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, sie anzutasten, eilig schlüpfte ich unter die Prokurazien, wo die Menschen wogten; es überkam mich eine kindische Furcht vor dem alten Venedig, das unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank und setzte mich still in das offene Kaffeehaus, um deutsche Zeitungen zu suchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, saß eine hohe venezianische Dame. Ich sah nichts als einen stolzen Nobilenacken und kühne Schultern, kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies dreiste Fleisch war weiß, wie man es selten sieht in Italien, und erweckte mir das süßeste Heimweh, ein süßeres Heimweh als die „Allgemeine Zeitung“, die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing wie in meiner frühsten Jugend: „5proz. Metalliques $97^1/_8$; 4proz. Met. $88^1/_2$; Bankaktien $1247^1/_2$. — Aus Konstantinopel hat die Post nichts Neues gebracht.“ — —

O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich.

Der schöne heimatliche Nacken war verschwunden, der Archivarius erschien und schalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hause. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch gewesen sind.

---

46. Der Dogenpalast.

Am andern Tage sah ich diese Herrlichkeiten bei freiem Sonnenscheine, und all meine Furcht war verschwunden, ich erblickte die grauen Haare und die Runzeln der Machtlosigkeit am Dogenhause, die Seufzerbrücke, der berüchtigte Ponte

dei sospiri ist vermauert, der alte Stein des ganzen Hauses, dessen Stockwerke plump übereinander getürmt sind, ist lebensmüde, die Löwenrachen sind verschwunden, nur kleine schmutzige Öffnungen sind geblieben. Sonst warf man jene lebensgefährlichen Anklagen seiner Mitbürger in diese Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältnisse jenes schauerlich geheimnisvollen Ostrazismus, dem so oft die fürchterliche Antwort wurde: „Die Republik sorgt für ihn." — jetzt finden sich nur noch kleine, bettelhafte Verleumdungen vor.

Und was ist Venedig ohne seine Seufzer, seine Löwen und seine Schrecken! Der tote Rumpf eines Meeresungetüms, in dessen Rachen allerlei kleine Fische gefahrlos spielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum ersten Male. Es begegnet uns wohl, daß wir einen reichen, übermütigen Gecken verwünschen, der den armen Teufel mit dem Fuße von sich stößt, daß wir im Unmute sogar den Wunsch ausstoßen, den gefühllosen Übermut selbst am Bettelstabe zu sehen. Wenn es sich aber wirklich ereignet, was in unserem Jahrhunderte der Rache gesellschaftlicher Sünden so leicht geschieht, wenn wir den gestürzten Glanz in Lumpen sehen, so jammert uns sein — und so ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt schön machen. Kurz, es war alles aufgeputzt, als ich nach dem Markus ging, und auch der Markus hatte seine Sonntagsfähnchen umhängen müssen, und hierin lag das Tragische. Auf das alte, vornehme Gesicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze gestülpt. Auf den drei levantischen Säulen flatterten die schwarz und gelben Fahnen Österreichs — Venezia Superba war unterjocht.

Das sind die ironischen Späße der Weltgeschichte, — dreist flatterten die Fahnen an den roten turmhohen Säulen.

Heut trat ich zum ersten Male in die Markuskirche, ein

Gebäude, schon im neunten Jahrhunderte begonnen und von außen und innen mit plumper Pracht besäet. Gold und Edelsteine kriechen träg an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinstreckt, alles ist kostbar, es ist eine drückende, echte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Christentum. Es gleicht in allen Formen mehr einer sinnlichen Moschee, es ist nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenseits verlangende christliche Idee ist in dieser Kirche.

Hier beten seit beinahe tausend Jahren die schönen Venezianerinnen in den langen schwarzen Samtröcken mit den offenen Ärmeln, die so weich, schmeichelnd und zutraulich sind; hier beten sie für das Gedeihen ihrer Leidenschaft. Hinter dem Pfeiler steht der blutjunge, blasse Venezianer und beflügelt ihr Gebet, — das nennt man katholisches Christentum. — Hier in der Markuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geschmack durch den steten Anblick von Plastik und Malerei vortrefflich gebildet ist. Ein Ruffiano ist nämlich ein Mensch, welcher den Geschmack des Fremden leitet, in Deutschland wird er sehr plump „Kuppler" genannt: der Italiener ist aber mit seiner Sünde dreister und besitzt einen gewissen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn aufs tiefste, wenn man die Schönheit seiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unsern Gang in den Dogenpalast an. Unten an der Riesentreppe steckten in alten Pulten zwei würdige italienische Physiognomien mit langen Fingern und langen Nasen. Sie sahen aus wie vergessene Volkstribunen, und sind auch wirklich welche. Ihr Geschäft ist so süß, daß man es den ernsten Mienen nimmer ansähe: sie schreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig ist. Der Platz an der Riesentreppe ist merkwürdig genug dazu gewählt, — hier soll das Haupt Marino Falieris heruntergerollt sein, und wer die Riesentreppe hinaufstieg,

mußte seine Liebesgeschichten vergessen. Übrigens ist diese Treppe nicht riesenmäßig groß, sondern hat ihren Namen von den Riesenbildsäulen, welche auf ihr stehen.

Hier hinauf geht's in alle die schauerlichen Geheimnisse der Republik, in diesem grauen Palaste liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es ist mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldene Treppe hinaufgestiegen, auf welcher man die fremden Gesandten einführte, ich habe in all den Sälen gestanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengesichter hängen, wo der erste Doge mit der Fischermütze, wo der schwarze Schleier statt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieris hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon pensionierte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehn gewesen, und obwohl er leer war, schnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurteile. Der Saal ist nicht groß und gleicht einer heimlichen, mörderischen Familienstube. Und überall, allüberall sind die wimmelnden Bilder Tintorettos, dieses Foliomalers, bei dem die Menschen wohlfeil sind wie einst in Venedig. Dieser Tintoretto war ein Helfershelfer der venezianischen Richter, sie konnten nicht soviel Figuren hinrichten lassen, als er malte, lange, lange Wände sind voll von ihm. Walter Scott hat in seinen langen Romanen nicht soviel Personen genannt, als Tintoretto in seinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es garnicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenschein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeschlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein so lustiges Ansehen, als seien all die Dinge nur zum Zeitvertreib geschehen.

Der grelle Sonnenschein in dem nächtlichen Hause trieb

mich von dannen, und ich geriet tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergessen mit seiner harmlosen Unbefangenheit, hinter welcher die Geschichte so gräßlicher Jahrhunderte grinst.

Es waren jene engen, erdrückenden Gassen Venedigs, in welche ich geraten war, wo das Elend nackt an den Türen steht und bei den Wunden Christi um einen Centesimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuste, ihre Schultern, ihr Gewissen für einen Centesimo.

O, Moses war ein weiser Mann: es rächt sich die Sünde bis ins tausendste Glied, vom Dogenhause führte der Weg direkt in den Jammer dieser Gassen.

Es ist das größte Unglück, betteln zu müssen.

---

47. Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet."

Das Nähere, Umständliche ist mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byrons Wohnung stand. Es ist immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter spielen entweder auf den glatten Fliesen des Markusplatzes oder über die Lagunen herüber von der Piazetta oder den langen, stolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig spärlich sind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Paläste sind, wie gesagt, meist tot, vom Rialto schimmern einige österreichische Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war festgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingestreckt und schlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenstern, welche dicht über dem Wasser sind, und hinter denen der giovine Inglese oft gesessen haben soll.

Dieser Lord Byron, bei dessen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erschrecken, stammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normännisch Blut

in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die südlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normännischen Pferde gezogen, die jeder Philister zu würdigen weiß. Die Irländer sagen, seine schöne, liebe Mutter sei mitunter wahnsinnig gewesen, und es ist etwas Bekanntes, daß sein Großvater Menschen totgeschlagen, und sein Vater in tollem Strudel sein Vermögen durchgebracht hat.

Es ist eine Naturerscheinung, daß die Hauptbeweger der Menschheit seit mehreren Jahrhunderten immer auf jener stockphiliströsen Insel sich erheben, wo die Religion stets eine platte, lederne Beschränktheit und die Poesie eine gespreizte Schulfuchserei war. Aus England ist Shakespeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron ist aber der wilde Vater jener modernen Poesie ohne Pietät, welche mit nackten Händen ans Herz greift. Er gibt den Ton zu jener poetischen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher sich die kaufmännische Prosa und die leeren, formellen Konstituierer bemächtigt haben und für welche wir in die Gefängnisse geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die schönen Frevel sind zu sehen an diesem wilden, schönen Lord, welche man dem modernen Dichtertume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am spätesten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes echteste Söhne sind, daß alle Dichtkunst Religion ist und alle Religion Dichtkunst. Die Moral ist der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt sie im Munde der Poeten, im Sommer wird sie durch die Sonnenstrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbste trägt sie die tugendhaften Früchte, und im Winter erstarrt sie und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual schaffen diese oft das Neue, das mit Geburtswehen aus ihrem Geiste bricht, und meist werden sie dafür gekreuzigt. Sie sehen in schönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinäre Dämmerung um sie herum, sie stürzen sich schnaufend nach dem Geheimnisse der Schönheit und Harmonie, das eilig vorüberflog an ihrem Auge, sie zertreten in jacher Hast dieses und jenes, sie werden wirklich unmoralisch und gebären nur die Anfänge einer neuen Klassik, aber noch keine Klassik.

Lord Byron ist durch seinen launischen Stolz zu wirklichen Unflätereien verleitet worden. Er war imstande, Leuten, die ihm begegneten, deren Physiognomie ihm mißfiel und die sich nicht mit ihm schießen wollten, mit der Reitgerte ins Gesicht zu hauen. Solche Menschen sind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, so wie der Teufel nach den meisten Mythen aus dem Paradiese stammt. Sie gehören aber ebensowenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menschen, denn selbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klösterlich wuchs dieser junge Normann in einem alten Klostergebäude auf, in einer jener stillen, kirchlichen englischen Provinzen zwischen dichtem grauem Nebel und samtgrünem Rasen. Von Haus aus lahm und schwächlich, darf er draußen in der frischen Luft herumspringen, um sich zu stärken, und so verbrüdert er sich früh mit der Erde und lauscht ihren geheimnisvollen Atemzügen. Besorglich streichelt ihm die süße Mutter das feine, interessante Gesicht, und sie entschließt sich mit Mühe, ihn auf eine lateinische Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit sechzehn Jahren bezieht er die Universität Cambridge, ist faul, verabscheut die Mathematik, verspottet die langweiligen Klassiker, liest englische Dichter und macht Liebesgedichte. Sein Stubenbursche ist ein junger Bär, und

als er abgeht, läßt er ihn in seinem Zimmer, damit er bei der nächsten Wahl eines Fellow als Kandidat auftrete, eine Verhöhnung der akademischen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten sie ihm die Originalität der Bärengeschichte streitig und publizierten eine Anekdote von Philipp, dem ausschweifenden Herzoge von Wharton. Dieser sei in Genf plötzlich seinem Hofmeister durchgegangen und habe ihm folgendes Billett auf den Tisch gelegt: „Ich bin fort, damit es Ihnen aber nicht an Gesellschaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären zurückgelassen, als den passendsten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann."

Mit neunzehn Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newstead in die hohen Zimmer, unter die breiten, schattigen Bäume, und hier gibt er zuerst seine „Hours of Idleness" („Stunden des Müßiggangs") heraus, hier erkürt er sich in einem neufundländischen Hunde einen neuen Gefährten, hier ist er vielleicht über die Zäune gesprungen, um jenem stillen, englischen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein sanfter Geist durch seine Jugend schreitet.

Aber bald geht der Teufel los! Im „Edinburgh Review" werden seine Gedichte auf das Raffinierteste heruntergerissen — Henry Brougham hat sich später zu der Kritik bekannt — und Byron schreibt seine berühmte Satire „Englische Barden und schottische Kritiker", er ist ein gesporntes, normännisches Schlachtroß, er stampft und schäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newstead, die wildesten, geistreichsten Bursche aus London, die hübschesten Aktricen vom Kingstheater lärmen und schlüpfen in den Kreuzgängen Newsteads herum; mit Entsetzen sagen die Engländer: „Dieser junge Mann hat mehr Geliebte als Musen", mit Grauen erzählen sie sich's, daß er aus den Schädeln seiner Ahnen einen zu seinem Mundpokal habe machen lassen, daß

er seinem neufundländischen Hunde ein Monument im Parke gesetzt und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menschen nicht brauchen könne und der Hund sein einziger Freund gewesen sei.

Es war eine wüste Zeit zu Sankt Newstead — blaß und überdrüssig kam er von da als junger Lord ins Oberhaus, und da er keine Stellung fand, setzte er sich mit dem wilden Hobhouse zu Schiffe und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm durch den Bosporus, strich mit dem Homer auf den Lippen in der trojanischen Ebene umher und ließ sich endlich still und einsam in Griechenland nieder. Hobhouse kehrte heim.

Wunderliche Welt! Jetzt ist Hobhouse englischer Kriegsminister und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen seines liberalen Herzens realisieren kann, er ist bleich wie immer, aber auch betagt — der schöne Byron ist schon lange, lange tot und hat nichts mehr von den neuen Tagen gesehen.

Damals blieb er unter den Ölbäumen in Griechenland sitzen, küßte schöne hellenische Mädchen, trank Zyperwein und schrieb die Pilgerfahrt seines „Childe Harold“, das Gedicht seines Lebens, erzählte den „Giaur“, jene bunte, türkische Geschichte, und seine rundeste, „Die Braut von Abydos“, dichtete den „Corsar“, den Medora liebt, das wunderbar schöne Weib, jenen Corsar Conrad, den „Mann von einer Tugend und tausend Verbrechen“.

Dann kam er müde nach England, in das ihm lästige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte schon fertig mitbrachte, aber sie erschienen bald darauf, und es folgten schnell „Lara“, eine Art Supplement des Corsaren, und seine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum ersten Male gestürzt — da trat der

gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar und wollte ein Hausvater werden und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch ein Irrtum! Dieser erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zipp-englisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schloßen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall,“ sagt ein Franzose, „daß von allen törichten Dingen die Verheiratung als die ernstlichste betrachtet wird.“ — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getötet, wenn er nicht wieder aufs Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, das er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheiratung hat er die „Hebräischen Melodien“ herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenseits des Kanals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanheribs Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „Die Belagerung von Korinth, und „Die Parisina“ hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolles, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wildschöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch“ noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satiren, Wordsworth, der melan-

cholische, Colbridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangenen in Chillon“ und den dritten Gesang des „Childe Harold“ und „Manfred“, den Sprößling Goethes, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethes Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byronschen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut und machte ein Liedchen daraus, wenn dort zwei Welten aneinander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimen Rats der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdecke habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England.

All seine tollen Zweifel waren im „Manfred“ an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödliche Sehnsucht nach Kenntnis der jenseitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott freigegeben hat zu unseres Herzens und unseres Leibes Freude. Ab-

geschüttelt war im Manfred jene subtile, christliche Überschwenglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdischer Schönheit stieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wohl von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er seines Geistes und seines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundschaft verbindet sie bald. Sie hofften einer so wenig wie der andere von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die törichten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheisten. Das Unglück hing wie ein Skorpion an seiner Ferse und jagte ihn durch die Welt, er war ebenso unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten sie einander so sehr. In Oxford war Shelley relegiert worden wegen irreligiöser Gedichte, deshalb verstößt ihn sein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die englische Dummheit bedroht sogar sein Leben, und am Posthause zu Pisa fällt ihn ein moralischer Plumpudding mörderisch an, als er Shelleys Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heiratet wie dieser, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieser kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder und kommt nach Italien in Byrons Arme. Das Meer erbarmt sich des Verstoßenen, die Wellen bedecken sein Leben, und sie bringen dem suchenden Byron den gequälten Leib plätschernd ans Ufer. Lord Byron errichtete einen Scheiterhaufen, um die Erdmasse des Freundes, welche so schwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der schlimmsten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerst den „Faust“ in die Hände gab und verdeutschte. Armer Shelley! Wieviel hast du für uns gelitten!

Italien ist Byrons zweites Vaterland, Venedig die Geburtsstadt seines Don Juan. Hier traf er seinen Freund

Hobhouse wieder, hier fuhr er nachts in den Kanälen umher und träumte von Welten und Menschen, frei wie die Schönheit und schön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die schönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram gestorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn sie unsern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht so unglücklich gewesen, hätte er von Jugend auf unter diesen südlichen Menschen gelebt, die von ihrem Vater her wissen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdekoration sei.

Auf diesem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byrons Antlitz mit seinem Zauber und seinem tödlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit, buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei schöne Sterbende, eine historische Stadt besitzt nur ein größeres Herz und stirbt länger. Er nannte sie auch nur „die frischeste Insel seiner Träume", und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier schrieb er seine erste humoristische Erzählung, den „Beppo", die Geschichte jenes muntern Seefahrers „Giuseppe", hier vollendete er den „Childe Harold" und ersann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron gelesen, meine Freunde hatten mir nur seine Schriften beschrieben, da sah ich eines Tages das Bild Mazeppas: ein schöner, nackter Mann ist auf ein wildes Pferd geschnürt, das Pferd stürzt durch den Wald über einen schroffen Abgrund, Todesangst bricht aus seinen Augen und Nüstern, Wölfe stürzen aus allen Winkeln — auf dem zweiten Blatte ist es tot zusammengestürzt, Mazeppas halber Leib ist unter dem Leichname begraben, seine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde schreien und schlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, oben flattert ein Rabe nach dem Aase lüstern. Damals sagt ich: Dieser Mazeppa ist Lord Byron, der schöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der

Kosaken und festgebunden ist auf das geängstigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poesie sei. In meinen Träumen sah ich das gehetzte Pferd fliegen, sah die offenen Rachen der Wölfe und den entsetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des schönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Kanale grande war eine tragische Maske seines Geschicks. Unter Bären, Affen, Papageien und ebenso scheckigen Bedienten saß er da, der feine, eitle, verführerische Formaristokrat, schrieb den „Marino Falieri“, die „Fossari“, den „Sardanapal“, besang, wie früher den Tasso, jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verschrieb sich Zahnpulver aus London, zerstampfte die Feder, daß er nicht so groß werden könne wie Shakespeare, spielte mit seinen Hunden, umarmte die schönen Weiber und schrie auf zum Himmel über die Armut dieser Erde.

O, die Griechen wußten es wohl, wie unglücklich die Titanen auf dieser Erde seien.

Gegen Abend fuhr er mit seinen Hunden ans Land, ritt seine schnellen Pferde, schoß Pistolen und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen sich schaukeln zu lassen und zu träumen von Gottes Ratschlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel gewesen sei auf seinen schönen Kopf, eitel wie Napoleon und jeder große Mann auf seine schöne Hand, daß er sogar beim Schwimmen Handschuhe getragen, daß er stolzer gewesen sei auf seine Person, als auf seinen Geist. Das war seiner launischen Schönheitslust notwendig, und folgende Äußerung zu seinem Hausarzte ist gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach; ich habe

ein Gedicht geschrieben, wovon in einem Tage zehntausend Exemplare verkauft worden sind, ich putze eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Pistole, und ich bin durch den Bosporus geschwommen."

Hier in Venedig war's, in diesem Palaste, wo einst Thomas Moore mit ihm speiste, und wo er beim Dessert hereintrat und ihm seine Memoiren übergab. Dieser mittelmäßige Poet, dessen glatter Wortreichtum die Mittelmäßigkeit besticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat die Memoiren verfälscht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden ersten Poeten unserer Tage, den Napoleon und Lord Byron zutage gemartert und hinterher durch seine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verleumden lassen. Pfui über sie! Wenn das Volk nicht sonst so groß, so konsistent tüchtig wäre, ich könnte es hassen ob dieser historischen Geschwüre. Dieser wohlgenährte Thomas Moore bildet sich ein, das beste Freundschaftsstückchen geübt zu haben, um Byrons Ruf bei der englischen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geschichte bestohlen hat, und daß solches eine Sünde ist gegen den heiligen Geist.

Von Venedig geht es rasch mit Byron zu Ende. Er schreibt noch den „Kain". Hier sollte der Teufel wie ein Geistlicher sprechen, aber Byron meint, es sei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt sich noch einmal die Liebe, die schönste seines Lebens, die innige, siegreiche Liebe zur schönen Gräfin Guiccioli in Pisa. Es war ein Weib so süß und weich wie der schönste Liebesvers aus Romeo und Julia — und diese echte, alte, moralistische Liebe, die er umsonst gesucht, dies Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über sein Aug und Herz. Sie beschämt sein ganzes Leben und gießt ihm den göttlichen Tod in die Brust. Er weint wieder Tränen, die ihm seit der Kindheit gefehlt, küßt keusch ihre Augen, besteigt den

Herkules und segelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte seinen Sohn, der sterbende Fechter moderner Poesie verschied bald und sanft in den Armen seines getreuen Lechter, dreiunddreißig Jahre alt. So schloß im Jahre 1823 dieses gewaltige, moderne Epos.

---

48. Il Kampanile.

Es war kaum Tag geworden, da lag ich schon wieder in der Gondel und ließ mich hinabschaukeln nach Byrons Hause. Unterwegs lockte mich indes die schöne Kirche della Salute in ihre rote Morgenfrühe. Sie steht in ihrem schönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Bassin. Die Sonne legte sich lächelnd in die roten Vorhänge der Fenster, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das schöne Haus. Es ist dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Deutschland recht kenne, dacht' ich damals, so wird es nicht an solchen fehlen, welche sich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich saß wieder vor einem schönen Bilde, und es war mir, als hört ich von Norden her die besorglichen Worte: Aber was ist denn diesem Menschen heilig? O, du schönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrote Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes ist mir heilig, und das Auge Gottes ist groß wie die Welt, und es strahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetischen Regung.

Ich war sehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberst erloben Sie mich, es muß doch alles een Maß und Ziel haben" — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoralische Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweise, wenn det Volk an soliden Wochendagen schon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das fülle Wasser

bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Kultur natürlicherweise; denn warum? Es können keene Droschken bestehn und keene jute Polizei, nur de kostspieligen Kirchengebäude nehmen det bißchen Platz noch wej, und det Volk sieht aus wie de Intrigants uf der Königsstadt."

„Te barbarum praebes" — alleweile sprechen Se wieder preußsch — antwortete eine Tenorstimme.

Süße vaterländische Klänge! Ein malkontenter Berliner Mutwilliger und ein lateinischer Sachse, welche zusammen eine Bildungsreise unternommen hatten, standen hinter mir.

Der Berliner schwitzte verdrießlich, der Sachse war sehr fidel und erzählte mir, Neapel sei eenzig, und Rom, na Rom! —

„Na, du jroßer Jott," fiel der Berliner ein, „det können Sie alles in Berlin viel kommoder haben, et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och alles, weil det Volk nicht nach Silberjroschen rechnet."

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunstwerke anzusehen, „det kompeniert sich besser," sagte der Mutwillige von 1813, „und man muß die Jeschichten doch jesehn haben, wenn man eenmal dajewesen ist, man weeß denn in der Resource was zu erzählen." — —

Hierauf ging's in den großen Kanal — o, wie schlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byrons Hause vorüberrauschte. Aber der fürchterliche Berliner sprach vom Fürsten Blücher und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeekorps, von den Referendars und von Wisotzky. — Das klingt alles in Venedig wie der ordinärste Zapfenstreich neben altromantischer Musik. Ein juter Berliner aus dem Jahre dreizehn ist außerhalb Berlins ein Malheur; das Wetter mag noch so schön sein, er trägt seine Juchtenstiefeln, das heißt, er spricht von den Preußen, er übersetzt erst alles ins Preußische. Der lateinische Sachse erzählte von ihm, daß er in Neapel nur einmal vergnügt gewesen sei, als er die Lazzaronis gesehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott

sei Dank, hier gibt's och Eckenstehers! Schade man, daß de Kultur noch so zurück is und se keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, seit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig ufjekommen is — 's wär' doch schade um diese ganz anjenehme Nummer, wenn sie man so brache liegen müßte."

An jenem Tage wurde ich genötigt, fortwährend zu jenießen, wie es der Mutwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Pesaris und dann in die Napoleonische Tabagie — so nannte er die Gärten, welche der Kaiser angelegt hat. Zu dem Ende ist ein ganzer Kanal ausgefüllt, und man tritt mit Erstaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kecken Kaisergedanken, die auch die Elemente wie Untertanen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was ist das jejen den Dierjarten," sagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieser Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen lassen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher seinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Pesaris sind die berühmten Paläste der Manfrini und Pesari, welche treffliche Kunstsammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieser einzige Mutwillige machte, nur eines gefährlich schönen Weibes von Giorgione und des Ariostschen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian sind die venezianischen Dioskuren der Malerei; jener war der Meister, dieser der Schüler. Aber das blühende Fleisch Tizians hat diesen noch berühmter werden lassen, und vor einigen Jahren kannten unsere undankbaren Konversationslexika nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione ist aber ein sehr rühmenswerter Maler, die Sinnlichkeit seiner Köpfe ist geistreich, und seine Zeichnung ist fast überall besser als die seines Schülers.

Titiano Vercelli überwältigt durch die Schönheit seines Materialismus, durch sein verführerisches Fleisch und Blut. Er ist einer glücklichsten Maler gewesen, und mehr denn neunzig Jahre alt geworden, dieser Alpensohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Ariosto muntere Tage verlebt, als er auf seinen großen Porträtreisen auch in der Romagna einsprach, und daher stammt das schöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künstler jenes romantische Zeitalter der Kunst so mit vollen Zügen genossen, wie dieser venezianische Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm untertan, er hat die ganze Historie jener Tage porträtiert. Obenan den großen Kaiser Karl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen sollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunst die Religion der Bildung war, und die Venezianer verehrten seine Bilder wie Heiligtümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr besaß als den letzten Juwelenschmuck und ein Bild von Tizian, und daß sie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu sichern.

Damals ist auch in Deutschland das Wort Bildung entstanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari ist Tizians Grab unter einem einfachen Steine. Als er starb, beschäftigte die Pest in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meister in Eile nicht mehr antun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zuviel kleine Postpapiergedanken gehabt, und die stolzen Pesari mit ihren kolossalen Monumenten daneben sehen stolz auf ihn herab. Eine venezianische Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie vergessen, daß der Stolz und die Liebe die größten Dinge machen.

Es war später Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erst wieder oben auf dem Kampanile,

welchen manche Markusturm nennen. Der Berliner pustete — „Jott wat kostet das Vergnügen für Unannehmlichketen!“ — Noch eh' ich mich umsehen konnte, faßte er mich beim Arme und sprach: „Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerstreuen. Ich liebe die Ordnung und een ufjeräumtes Zimmer — wat sagen Se zu den korinthischen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat sajen Se — nu, habe ick nich recht; een Berliner braucht keen Postjeld auszujeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunst — was, hab' ick nich recht, Landsmann! Korinthisch, korinthisch! was sie damit sagen wollen, det is so eene blaue Renommage — lächerlich, höchst lächerlich mit dem Korinthisch. Des Korinthische is och in Berlin nich deuer — Jott, de Uffschneiderei, wenn's nur man keene Uffschneiderei jäbe!“

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an und erlösten mich, der Wind erhob sich, die Reisemütze des Berliners flog hinab nach dem Markusplatze, und seine Verzweiflung konnte sich wegen der betäubenden Glocke über unsern Köpfen nur pantomimisch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Kampanile war — hier ist das Register des großen Meeresbuchs. Wie Kriegesscharen von ihrem Feinde, dem Meere gedrängt stürzen sich die Häuser zusammen. Padua steht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei. Der Wind flog wie ein übermütiger Bube draußen im Meere umher, ich sah zum ersten Male einen Sturm. Die tollen Beschreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfschüttelnd gelesen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten sich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgesetzt, meine Nerven bebten, und ich schrie aus Leibeskräften, die Republik sei in Gefahr.

Kein Mensch hörte mich, unten auf dem Markus gingen die Menschen still und friedlich spazieren.

„Det sind unanjenehme Affekte," sagte der Berliner, als er sich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotzdem mußten wir ihm noch ins Arsenal folgen. Mit beispielloser Gefälligkeit führte uns ein österreichischer Offizier umher. Man findet nirgends mitunter eine so scharmante, humane Dummheit als in Österreich. Die Beschränktheit ist da so naiv, ja man möchte sagen, so liebenswürdig, daß man ihr nicht bös werden kann. Die österreichische Beschränktheit ist sogar immer bereit, zu lernen und sich zu erweitern, der echte Österreicher ist so durchdrungen von seiner Einfalt, daß man ihr nimmer bös werden kann. Der Preuße gebärdet sich so überaus verständig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Österreicher ist bescheiden, auch wenn er den in Rede stehenden Gegenstand genau kennt und weiß, der Preuße ist unverschämt, auch wenn er nichts davon weiß.

So stand der Berliner neben dem österreichischen Offizier, welcher uns im Arsenal herumführte. Der Offizier war seit seinem sechzehnten Jahre Unterleutnant, und das war über ein Jünglingsalter her, aber er war doch sehr zufrieden mit seiner Karriere. Ich habe mit Erstaunen diesen Mann betrachtet.

Aus dem venezianischen Arsenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es ist ein zwar endlos großes, aber leeres, unmächtiges Ding. Schrecken und Krieg macht munter, ich wurde schläfrig und langweilig unter jenen kriegerischen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewiesen, und sie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie eins fertig. Linienschiffe dürfen sie nicht bauen. Das Interessanteste waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zucchi nach der Julirevolution einen Aufstand versuchten. Die neuen Italiener stehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben sie um den letzten Rest von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar

die bescheidenen Österreicher erlaubten sich's, witzig zu sein, als sie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den besorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja ins Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich sie für eine depravierte Nation erachte, aber über die Aktion der Zucchianer bin ich etwas anderer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arsenal zu Venedig sah, und die Erklärung des Unterleutnants hörte.

Klein und groß lagen sie durcheinander, wie sie ihnen im Augenblick der Not in die Hände gefallen waren. Der größte Teil war altes verrostetes Gerät, wie es in den Winkeln unserer Bodenkammern zu finden ist, und zerschlagene Vogelflinten, zerbrochene alte Haudegen und Messer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge als voreiliger Flucht. Dieser Triumph im Arsenal sah eher danach aus, als hätten sich die Leute mit leeren Händen geschlagen, und als sei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich gewesen. Mit großer Unschuld zeigte man uns rohe, ungeschlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als soldatische Unkultur. Hinter diesen volkssouveränen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungestüme Greis von sechsundsiebzig Jahren harrt jetzt auf der Festung seines Todes. Den Namen seines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeschrieben.

Italien und Deutschland sind Genitivstaaten Europas, sie sind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionären Parteien beider Länder eine größere Niederlage, als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine österreichische Fregatte,

das Wachtschiff, der italienisch-österreichische Beobachter. Er spricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb neun löst er einen donnernden Kanonenschuß, und der ganze Norden von Italien muß diese Sprache verstehen. Solange man darauf keine passende Antwort weiß, so lange wird die Ordnung von 1813 nicht gestört werden.

„Jott," sagte der Berliner, als wir auf dem Markus ankamen, „det war een lehrreicher Amüsementsdag, aber och des Verjnigen wird eenem sauer. Was duh ich mit der Jeschichte! Es is wahr, de Jeschichte is nitzlich, det sehen wer an de Jeschichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeschichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner steckten — aber de Jeschichte bleibt doch immer bloß eene Jeschichte, was man so sajt, eene Wissenschaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — sehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Markus, jibt mich, soll mir Jott strafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italienische Fressen ruiniert mir: Jotte, Jotte, nich eene Karbonade, eene unschuldige Karbonade können se machen ohne det jottvergessene Bohmöl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun kompensieren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeschichte?"

---

49. Adria.

Ich habe mich immer umgesehen in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute soviel geschrieben haben, aber umsonst. Die Bildung zerstört all solche interessante Klassen, die Bildung und die Polizei. Es ist in Oberitalien auf das Strengste verboten, Waffen bei sich zu führen — es mag noch Bravos in Venedig geben, aber sie haben keine Dolche mehr.

In der Merzeria hab' ich einmal einen jungen Mann gesehen in echt venezianischer Dolchwut. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich sah jeden Augenblick aus jeder Tasche, aus jedem Finger zehn Dolche springen. Es war ein Zustand, dem ich selbst einen Ausweg wünschte, die Wut hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Deutsche zürnt oft schnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Fast alle neueren Erfindungen der Kultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne deutsche Poesie der Prosaisten und hie und da auch die neue französische Schule sucht sie zu retten: sie kokettiert, um durchzudringen, mit der Dreistigkeit des Individuums. In Italien kann sie ihre Studien machen. Es ist der liebenswürdigste Zug der Italiener, daß sie jede Persönlichkeit gewähren lassen — der gewöhnlichste Bursch in Italien ist ein Selbst, und auf der Riva der Slawonier in Venedig findet man heut noch die trefflichsten Shakespeareschen Gestalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, besaß eine sehr fatale Individualität: er spielte mit uns das tollste Hasardspiel. Es war der äußerste Termin, die letzte Viertelstunde, um aufgenommen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Bassin legte er das Ruder hin und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das besprochene Fährlohn doppelt ausbezahlt würde. Zugestanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts tun, als ihn ins Meer werfen, und dann kamen wir zu spät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern und die Exekution beginnen wollte. Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta und der Riva der Slawonier herüber und glitzerten gespenstisch hie und da über das Wasser ins Banditenantlitz des Gondoliers. Die Machtlosigkeit gegen jene Willkür der

Markusherren war mir nie so schmerzhaft eingedrungen als in diesem Augenblicke, wo solch ein schuftiger Fährmann Fangball mit uns spielte.

Wir versprachen ihm alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Frist an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den vom Haus aus bedungenen Lohn und zog ihm für das übrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit und fuhr singend von dannen. So wunderlich sind diese Käuze.

Das Dampfboot war sehr voll, und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk seinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt schlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, das des Nachts aussieht wie eine fabelhafte Lufterscheinung mit hin und her fliegenden Sternen. Das Meer ist noch weit hinaus ruhig und wirft nur die kleinen Hafenwellen, so groß ist der Einfluß der Murazzi. Diese Murazzi sind die kolossalste Erscheinung Venedigs, riesenhafte Steindämme, welche tief ins Meer hinein errichtet sind. Sie sollen schon zu Zeiten der Römer begonnen sein und schützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, sie sind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis sind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomischen Zuständen. Ich war zum ersten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichster Ruhe die Wogen fortwährend geschäftig auf und nieder rollen, jene stille Schwermut des Magens, jene lebensmörderische Sehnsucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indessen hatten die Meeresgötter ein Einsehen, da sie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit so bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden — man erzählt, daß Nelson immer seekrank

gewesen sei. Der Mann muß eine geistige Courage besessen haben ohnegleichen, denn es gibt keinen ähnlichen, ebenso niederschlagenden, entmutigenden Zustand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten sich die Alten den Orkus und den Zustand der Verdammten gedacht haben, wenn sie Humor besessen hätten. — Die entschieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, sind allerdings nicht komisch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwischen Furcht und Hoffnung qualvoll schwebt. So saßen meine alten Reisegefährten, der Archivarius und Starost wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zusammengekrümmten Leibern, schmerzhaft dubiösen Gesichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entsetzlichen juste milieu der Seekrankheit. — Die Matrosen spannten die Segel auf, und eine Stange riß dem Starosten die Mütze vom Haupte ins schäumende Meer, der Unglückliche sprang in die Höhe, wollte ihr nach, spottend murmelte das Meer in seiner Finsternis, und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußersten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte sich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matrose stand immer so teilnehmend dabei und brachte mancherlei herzu und sah unter die Decke und war gar nicht Matrose. — Diese bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich stolperte indessen in die Kajüte hinab und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beschlag genommen waren. Solch eine Kajüte ist ein kleines Cholerahospital, die Spucknäpfe gehen herum wie Tabaksdosen. Ein volles, schön gebildetes Weib wälzte sich neben mir am Boden, sie litt unaussprechlich, hatte sich in der Angst des Herzens

die Haare und den Busen aufgerissen und streckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte selbst alle mögliche Charakterstärke nötig, um nicht in die schlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterstützt hierbei den Anstand aufs beste.

Es war eine recht schlechte Situation. Das sollte nun jenes gepriesene Meer sein: der Himmel, in den ich sah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionären Tone, meine poetischen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu besserer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuschung — Kiekebusch — Schweinigel — Schöpfung“ in mir herumwirtschafteten, daß die Räder unter mir im Meere brausten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düster in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesschein, alles schlief ringsum mit jenen leichenartigen, schmutzigen Gesichtern, und der ganze Raum hatte auch das Ansehen jener wüsten Studentenstuben, wo man die Nacht vorher glücklich gewesen ist. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigstens so. Solche Räume sind mir Kirchhöfe der menschlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, schöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelösten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne sie auch der Schlaf nicht schützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenstill, selbst die Matrosen kauerten in den Winkeln und schoben nur ein Augenlid in die Höhe bei meinem Geräusch. Der Wind lag tief in den Segeln, der frische, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unsicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zusammengerollt wie Mantelsäcke lagen der Starost und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch ersetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner

bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüstenbild durch meinen Sinn: die Araber schlafen an das Kamel sich lehnend auf dem Wege von Damaskus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Mast, der Tag klomm immer höher, zum ersten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wonach es so lange gedürstet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und beide sind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komischen Menschen, — es ist der echte Humor Gottes, daß er uns so große Leidenschaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu sentimental, als daß ich mich hätte auf absonderliche Meeresgedanken einlassen können, obwohl ich mich sehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es ist wunderbar schön auf dem Meere, und wenn einem nicht eben übel wird, so sind die Heldentaten natürlich, die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoesie ist putzig neben den Meeresgedanken.

Welch ein Stolz gleitet auf den häuserbreiten Wellen einher, und das Wasser der Adria ist wirklich blau, reinblau, zauberhaft blau wie strotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geschnitten werden. — O, du geheimnisvolle blaue Adria, du Römersee, wie großartig fluteteſt du mir den Abschied Italiens, wie ganz gehörst du zu Italien! Auf dir ist Cäsar geschwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgensonne stiegen die illyrischen Küsten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldener Morgen, die Poesie flog an dem fernen steilen Gestade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, schönes Weib, um deine nackte Brust zu küssen, und nur Hispania werd' ich mehr lieben.

An einer Bergesbucht lief Triest in die Höhe, pfeil-

schnell schoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen, als wir landeten, ich ließ meinen alten Matrosen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnisvolle Decke praktiziert, jetzt erst hob er sie — ein garstiges altes Weib kam zum Vorschein, deren schwarze Haare wüst über das braune Antlitz hingen. Erschreckt sprang ich ans Ufer — Triest, das war ein schlimmes Omen.

---

50. Triest.

In Triest hab' ich eigentlich nichts gesehen als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Wassermelonen. Das sind meine herben Erinnerungen aus dieser Stadt, der prosaischen Überwinderin Venedigs. Diese beiden Städte repräsentieren unsere heutigen Lebensverhältnisse: dort drüben steht der stolze Nobile mit einem magernden vornehmen Gesichte, sein Rock ist nach der vorletzten Mode, und die Farbe verschießt, hier aber neben uns steht der übermütige Kaufmann mit dem fetter und fetter anschwellenden Gesichte, seine modernen, feinen Tuchkleider dehnen sich aus, seine Uhrgehänge quellen strotzend über den Unterleib hervor. Venedig ist die magere ägyptische Zeit, Triest die fette. Umsonst ist jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu spät; die junge vom Berge herabrollende steinerne Stadt hat Besitz genommen von der Adria, die Levante steigt jetzt in Triest ans Land, man verhöhnt den venezianischen Hafen neben dem weiten, tiefen Triestiner.

Es werden nicht zehn Jahre ins Land gegangen sein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affektierten durch ein höheres Kriterium, sie kokettierten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überflutet alles, und in kurzem muß jeder

Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es konkurriert alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisdor mehr hat, ist einen Louisdor mehr wert. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Kurs zu erhalten.

Das ist mir alles mit der steinernen Stadt Triest aufs Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andere grüne Erinnerungen aus einem stolzen glatten Hause am Hafen, ich muß mich aber erst besinnen, ob ich alles verraten darf. Ich kam aus dem Meere, salzgestärkt und erfrischt wie ein Seeprinz, da bewegte sich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalousie, und es flogen griechische Locken und Augen herunter — — ich werde mich besinnen.

Es gibt viel griechisches und türkisches Wesen in Triest, und das Volk redet ein so korruptes Patois, daß einem türkisch zumute wird. Zwischen italienischen Brocken wälzen sich stockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher asiatischen Wüste groß geworden sind. Die ganze Stadt ist mir wie ein Jahrmarkt erschienen an der Grenze eines fremden Weltteils. Die Geschäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Wassermelonen ausschreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo einer nach verlornen Goldstücken ein Glas Zuckerwasser kommandiert. Alle Häuser sind von kaltem, zweifellosem Stein, alle Straßen sind mit solchen Quadern gepflastert, es sieht alles so trocken, aufgeräumt kaufmännisch aus, als wäre die ganze Stadt ein Warenspeicher, und die Straßenräume seien nur eben zufällig leer. Eine tödlich solide Kaufmannsstadt, ich habe nicht eine einzige Blume gesehen.

Ich ging in stiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Post — an jeder Ecke fühlte ich nach meinem Geldbeutel, denn Triest sieht ganz so aus, als müßte man gleich Galeerensklave werden, wenn man seinen Geldbeutel verliert. Man spricht nicht, man zahlt bloß.

Die alte Stadt mit einem illyrischen Bettelgesicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Kastell her, ignoriert von den neuen steinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denkmal Winkelmanns, der in Triest gestorben ist. Bis 1833 hat man herumbetteln müssen in Deutschland, eh' es zustand gekommen — Triest mit seinen reichen deutschen Kaufleuten, Deutschland mit seinen reichen Verehrern von Literatur und schöner Kunst verleugnen sich nirgends. Schon Seume hat für dies Denkmal gesammelt.

Das jetzige Triest ist das Werk des Kaisers Caroli VI. Auf der Piazza della Borsa steht sein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige Zeichen ist, daß dieser kalte Reichtum doch nicht völlig isoliert sei von aller menschlichen Geschichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borsa, natürlich das beste Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiser hin.

Ich fühlte mich so dürr und ausgetrocknet in diesem lautlosen Reichtume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und schwatzhaften Flüsse geschaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu sehen. In solch einer Handelsstadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Prosa auszubeuten und etwas unberechenbare Poesie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich stürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erst wieder, daß ich noch in derselben alten Schöpfung Gottes sei, wo es Gefühle und Freuden gibt. — —

Es war tieffinsterer Abend, als ich im Eilwagen am steilen Gebirge hinauffuhr, woran Triest sich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Starost und Archivarius, erst in Wien wollten wir uns wieder treffen, es saßen drei Menschen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen gesehen, und sie regten sich auch nicht.

Der Wagen fuhr langsam, weil es steil aufwärts ging, und ich legte mich bequem ins Türfenster, um in frischer Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf

dieser Erde, wie ich wiederum über ein Gebirge führe, um das Glück dahinter zu suchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäschkowitz im Lande Schlesien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyrische Berge, und man hatte mir sogar erzählt, zwischen diesen Gebirgen bis Laibach hinunter wimmle es von illyrischen Räubern. Sie saßen am Ende schon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein wenig Muße zum Schwärmen in der schönen Nachtluft. Gott weiß, was sie für eine Sprache redeten und auf welche Weise man ihnen einige menschliche Vorstellungen machen könnte.

Es war so heilig räuberisch still auf der hohen illyrischen Gebirgsstraße, ich war wirklich todeseinsam und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Besonderes aus mir werden. Wenn man mich hier totschlug und in eine Schlucht warf, so erfuhr sie nie, was aus mir geworden sei, und das beunruhigte mich — da öffnete sich ein wunderbares Schauspiel meinen Blicken: weit, weit unten in der schwarzen Nacht sprangen tausend Lichter in die Höhe, und plötzlich erschien ein dichter kompakter Feuerschein, als tue sich die Geisterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da sah ich's auf einmal, da erkannt ich's an seinen im blassen Licht zitternden Wellenspitzen, das dunkle in der Nacht ruhende Adriatische Meer. Es ist eine alte Sage von den Liebschaften des Mondes mit den Meereswellen; sie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben jemand zusehen könnte, ich hab' sie belauscht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die manchem stillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf stören könnten.

„Schaun's, do is Triest noch mol, und Leichtturm und die ganze Geschicht," rief mein vis-à-vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig schlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit österreichischem Dialekte weiß ich mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr

von Triest: da unten, wo einsame Lichter brannten, seitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geschlechte der Pelopiden aus Korsika, eine Schwester des seligen Kaisers Napoleon, jene Carolina, die Gemahlin Murats, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es ist bekannt genug, daß jener romantische Reiter, dessen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig gesehen haben, einen unhistorischen Tod fand: er ward privatim erschossen. Seine Frau, des Kaisers Schwester, stützte sich auf Österreich und lebte zuerst in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet, und sie mußte nach Venedig gehen. Und auch von hier vertrieb man sie wieder; jetzt besitzt sie die Villa Marzo in der Nähe von Triest, man nennt sie in ihren Zirkeln Majesté, man spricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyrischen Küste klingen die Dinge fabelhaft, wie ein Shakespearesches Lustspiel — eine Schwester Napoleons! Das ist doch wirklich was Besonderes, der beste Adel in Europa, da's eine Schwester ist. Denn Napoleons Bruder zu sein, ist unbequem. — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieser Pelopiden; das Haus des Tantalus ist verwüstet bis auf den letzten: der Kaiser stirbt jenseits des Äquators an einer langweiligen Krankheit, an der schon sein Vater gestorben ist, sein schöner schlanker Sohn mit der schmalen lotharingischen Brust des Hauses Österreich stirbt unnapoleonisch an der Schwindsucht, seine Brüder sterben an der Vergessenheit, seine Schwestern sterben an dem kleinen, einsamen Privatleben, sein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem sie einen Napoleon geboren, sein Schwager Murat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinären Delinquentenkugeln, und seine alte Mutter mit dem gespenstischen Namen Lätitia kann nicht sterben, sie sitzt zusammengekauert da wie Hekuba im verbrannten Palaste von Ilium.

Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtturm mit

dem Meere verschwand, es verschwand auch Triest. Es war mir mit dieser Stadt wie mit einer Theaterdekoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsstädte und große Gelehrte muß man nur aus der Ferne ansehen, in der Nähe stören der Schmutz und die Tintenflecke.

---

51. Von Triest nach Wien.

Zwei wienerische Wesen saßen mit mir im Postwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moses ungalant sagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeister aus Wien, jung von Jahren, glatt und schön von Antlitz, gesund wie ein Krebs. Er saß den ganzen Tag still und rauchte so lange, bis er was zu essen hatte, und aß so lange, bis er wieder rauchte. Dieser Mann strotzte vor Wohlbefinden und war viel zu schwer für eine Eilpost. Seine Schwester war eine komplette Schönheit, wie man sie auf vielen berühmten Heiligenbildern sieht — nicht die kleinste Störung fand sich an der ganzen Person, alles war schön und regelmäßig und ohne Leidenschaft. Man konnte darauf schwören, es sei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund bloß zum Essen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Ansehen auf der Welt sind und nur zu Bildsäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß ist aber die Macht der bloßen Formenschöne, daß ich dies leblose Mädchen siebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angesehen habe. Sie sprach nur zuweilen, wenn sie gefragt wurde, ja oder nein, ihr Bruder sagte auf der Tour von Triest nach Wien nur dreimal: „'s regnet holt wieder“, einige Befehle in den Wirtshäusern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter

Gouverneur irgend einer dalmatischen Festung, unterhielt sich immer des Vormittags eine Stunde mit mir, während der übrigen Zeit schlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine sehr große Ähnlichkeit mit Napoleon zu haben, „sehr eine fotole Ähnlichkeit", pflegte er zu sagen. Man habe ihn schon einmal deshalb absetzen wollen. Die Ähnlichkeit bestand darin, daß er nicht groß war, schlecht Schach spielte und seit vierzig Jahren an einem unersättlichen Magenkrebse litt. Eigentlich war er ein sehr gebildeter Mann, er hatte sich nur mit ganz andern Dingen beschäftigt als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er sich bei mir, ob ich ihm nicht Aufschluß über den „Harz" geben könne, und was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Ursprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Kurland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch existiere. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von diesem Herrn Marquis habe er sprechen hören, solange er lebe, und er habe nie etwas „G'wisses über ihn zu seiner Wissenschoft mochen können." — „Es muß ein sehr sonderborer Mensch sein."

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg gespeist, die einst die Gattin Napoleons war und den König von Rom geboren hat, und viel tausend Male beim Kaiser Franz, die fatale Ähnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege gewesen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemahl der Marie Louise aber stets einen „feinen Kavalier".

Neiperg soll wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann sein, obwohl er kränklich und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt ist.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli erinnern, weil er diese Gegend aufs beste charakterisiert. Wir saßen beim Nachtessen in einem reinlichen, behaglichen Wirtshause, einige Notabilitäten der Stadt reihten sich um den Gouverneur und hofierten ihm auf das Untertänigste, das Gespräch

kam auf Karl X. und die Berry, welche sich in Steiermark niederlassen würden, und die ganze Gesellschaft zerbrach sich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich sich so lange außer Landes aufhalte, ja sich gar außer Landes niederlassen wolle. Pause. Eine Gerichtsperson aus Cilli würde sich erlauben, es unrecht zu finden, wenn man so etwas über hohe Personen sagen dürfte; es sei eigentlich richtiger, wenn der König in seinem Lande bliebe. Da erhebt sich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillizier und murmelt ziemlich unverständlich, daß er dieser Sache schon lange nachspüre, und es müßte da irgend was vorgefallen sein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da sei er verdrießlich geworden und eine Zeitlang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdessen ein Verwandter übernommen. —

Diese Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naseweisen Zeitungsleserei beschuldigt. Der Gouverneur sagte: „Solche G'schichten gehn uns nix an," der Bäckermeister trat ins Zimmer und sprach: „'s regnet holt wieder."

Wir brachen auf. Die Cillizier wünschten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu seiner großen Karriere und empfahlen sich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber sprach: „Schon recht, schon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Ähnlichkeit hätt'." — —

Durch das Murtal in Steiermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die schöne Heilige schwieg, der Bäckermeister rauchte, der Gouverneur schlief. Man spricht sehr viel von der schönen Steiermark: ich sah nur eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein schöner Menschenschlag, namentlich in Graz. Dort im Theater hab' ich jene Claurenschen Mädchen gefunden, welche mit all den kleinen materiellen Schönheiten, mit Grübchen und Rosen

und allem sonstigen Detail versehen sind. Und Graz ist wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal lesen könnte, die Romantik ist noch in arger, plumper Kindheit, und die Mädchen sind kurios verführerisch.

Wir flogen mit der goldenen Sonne durch die stillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreisungen der steirischen Natur mehr die Alpen Obersteiermarks angehen mögen, wohin die besseren Wiener ihre Sommerausflüge machen.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Semmering, auf dessen Gipfel das eigentliche Erzherzogtum Österreich beginnt. Dort steht ein steinerner Obelisk, ein einsames Wirtshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg steil ab durch dunkle Talschlünde in die österreichische Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinken hie und da aus den schwarzen Tiefen. Einst sind hier die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der schweigsamen Abendruhe, als säßen unten in den verborgenen Schluchten des Semmering, von wo die schüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künstlichen alten Deutschen, die nach dem Freiheitskriege in Deutschland zum Vorschein kamen, als hörte ich wieder jene mystischen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follens, Schenkendorfs und Theodor Körners, wie wir sie zu Passendorf bei Halle gesungen hatten, als spräche mich jener bärtige Bruder Studio in Lauchstädt um eine Pfeife Tabak an, als sei wieder jener fabelhaft deutsche Kaiser der Mittelpunkt unseres Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeife Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Kandidaten, dem Könige von Preußen, seine Stimme erteile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und schweigt und stopft. Ich hatte Deutschland ein schönes Opfer gebracht und war zufrieden; es war abgemacht, und ich schrieb's meiner Geliebten. Wo war sie hin, jene in Begeisterung

gepferchte Jugend? Mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Semmering hinunter? Und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verstorbenen Ideen, noch von den neuen eine Ahnung. Wunderliche Welt! Und ich selbst dachte mir's gespensterhaft, wenn sich da unten in kleinen Hütten die alten Deutschtümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die struppigen Bärte streichelten, mit alten Morgensternen das Kaminfeuer schürten, oder im Nibelungenbuche läsen, und zuweilen hinaushorchten in die tote Nacht, ob des alten Odins Geschrei über Deutschland halle und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten sich die Lichter, und wahrlich, sie kommen näher und näher das Tal herauf, es befiel mich eine Angst, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langsam den Berg herauffuhren, und auf den offenen kleinen Wagen saßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Triest und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unserm Wagen bekreuzigte man sich vor diesen Bösewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen sangen sie ein altes polnisches Nationallied, das fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Semmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bajonette der österreichischen Soldaten, welche neben den Gefangenen saßen.

Rasch und unempfindlich rollte der Postwagen vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeister zum drittenmal sprechen: „'s regnet holt wieder."

Zum zweiten Male weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häusersee, und der Postillion knallte, der Kondukteur sagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi—en."

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Sechster Band.

Reisenovellen. III.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Dritter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Reisenovellen. III.

I. Wien. 1833.

1. Die Leopoldstadt.

Die alte, gute Zeit! Das ist eine Redensart, die von Jahrhundert zu Jahrhundert klingt, alles Vergangene ist uns Autorität, ist uns umkleidet mit epischem Reize. Es mag eine Entschädigung der Gottheit für uns darin ruhen, daß wir Dahingeschiedenes zum Genuß verarbeiten können, und zwar das Dahingeschiedene jeder Art, auch das Kläglichste; eine Entschädigung für unsere mangelhaften Organe zu gegenwärtigem reellen Genusse.

Die alte gute Zeit und das alte gute Wien gehören zueinander wie ein Paar Eheleute. Bei dem einen denkt man an das andere. Es hat etwas Rührendes, mit welcher ängstlichen Emsigkeit sich die Wiener den Glauben zu erhalten trachten, es sei bei ihnen noch die alte gute Zeit und Wien sei und bleibe ewig unverändert Wien, wie es Wien gewesen vor fünfzig Jahren. Sie mögen sich's kaum gestehen, daß es hie und da an Geld fehle, daß ihr Leopoldstädter Theater nicht mehr so besucht sei.

Es war ein sonnenheller Nachmittag, als ich die Jägerzeil entlang strich, um den Prater zu suchen. Dies ist der Weg der großen Praterfahrten, bekannt und berühmt durch Bilder und Erzählungen. Die Straße ist so breit, stattlich und gerade wie keine andere in Wien, hier fährt der Kaiser am Ostertage mit sechs Schimmeln, und die reichen Kavaliere

aus Österreich, Ungarn und Böhmen suchen und studieren ein Jahr lang nach schönen Pferden und Wagen, nach glänzendem Riemzeug und blitzenden Livreen, um sich auszuzeichnen auf der Praterfahrt am Ostertage. Erinnert das nicht an unsere kindliche Jugendzeit, wo wir keine größeren Sorgen kannten, als die für Frack und Hose, welche wir an einem Festtage spazieren tragen, für die Busenkrause und die grüne Tuchnadel, mit welchen wir prahlen wollten! Harmlose Jägerzeil! Von einem Ostertage zum andern erzählt sie, was die Esterhazyschen Stuten für Sielenzeug getragen — homerisches Wien!

Die Fahrt nach Longchamps von Paris ist etwas Ähnliches, man fährt im Londoner Hydepark und Regentpark, zu Berlin Unter den Linden auch mit schönen Equipagen spazieren, aber wo ist an diesen Orten solch kindliches Interesse an Busenkrause und Riemzeug! Die Leute mit ihren Gedanken sind dort Hauptsache, nicht mehr die Pferde mit ihren ungarischen Troddeln.

Homerisches Wien! Die Pferde vor Achills Wagen gelten auch für beneidenswert, weil sie historisch geworden sind.

Vielleicht geht es mir nicht allein so, daß ich mich bei aller Schönheit, die entgegentritt, in der Iliade doch immer wie in einer verstorbenen Stadt befinde — so damals, wo ich in den Prater hinauswandelte. Man muß solche Orte nur in ihrem Lüstre sehen, sie gleichen Theatern, die man nicht am Tage betrachten darf, um nicht aller Illusion bar zu werden. Ein stiller, öder Park mit einer verwirrenden Straßenmenge lag vor mir, als ich aus der Stadt hinauskam. Ein dünnes Harfengeklimmer drang aus einer der vielen Butiken, die zerstreut unter den Bäumen umherliegen; ich ging ihm nach, an einzelnen pauvren Spaziergängern vorüber, die mehr des Bettelns als des Spazierens wegen promenierten. Würstchen, eine vergelbte, wie altes Pergament verwischte Harfenistin, eine unbehagliche Sommerkneipe

und was dazu gehört, fand ich auf — ach, fragte ich ärgerlich, wo ist denn eigentlich der Prater?

„Ew. Gnoden sein's recht spoßig," war die Antwort; „Se sein's jo im Proter!"

So trockene Sonne, so unersprießlichen Schatten, so magere Welt hatte ich freilich nicht erwartet — der Wiener geht nur an den großen Pratertagen hinaus; für gewöhnlich ist nicht viel mehr als aufgekratzte Misere im Prater zu finden. Und ich mußte nun den weiten Sonnenweg durch die Jägerzeil zurück machen ohne Esterhazysche Pferde. Wahrlich, der berühmte Prater hatte sich mir schlecht empfohlen.

Um den Anfang des Leopoldstädter Theaters abzuwarten, machte ich eine Station im ersten besten Kaffeehause — was man Kaffeehaus nennt, das ist in Wien zu Hause. Sie nennen's Cafféhhaus. Kaffeetrinken, Billardspielen, Tabakrauchen ist nationale Beschäftigung, und 's ist ein wahres Glück, daß Herr von Cotta ein so gewandter Mann war, für die „Allgemeine Zeitung" Erlaubnis zu bewahren, sonst verstopfte man in dieser Nationalität. Sie ist aber überall zu finden, diese Zeitung mit ihrem kolossalen Abstande als bedeutendstes deutsches Journal neben den unbedeutendsten österreichischen Blättern, die auf der weiten Welt nichts zu tun haben, als Anekdoten zu erzählen und Schauspieler und Gott und die Welt zu loben. Glückliche Leute, diese österreichischen Journalisten, sie dürfen sich durchaus nicht ärgern, leben im Stande der Unschuld, und glauben an die Interessen ihres Lebens.

Man treibt jener statistischen Wichtigkeit halber auch vielfachen Luxus mit den Kaffeehäusern, und es gibt unter andern ein sogenannt „silbernes". Indessen ist nicht das Haus von Silber, sondern nur das Kaffeegeschirr.

Als es Abend ward, machte ich mich auf, das berühmte Leopoldstädter Theater zu suchen. Was hatte ich nicht alles davon gehört! Einen Saal des unauslöschlichen Gelächters,

der unerschöpflichen Volkslust, der behaglichsten Wiener Lieder und Gesichter und Mädchen dachte ich zu finden, denn das Wort „Leopoldstädter Theater" bedeutete immer so viel als „Vergnügen ohn' Ende!"

Die Leute wiesen mich immer nach einem kleinen hervorstehenden Gebäude hin, wenn ich nach dem Wege fragte, ich steuerte darauf los, und obwohl mich die Stille des Eingangs frappierte, so trat ich doch hinein. Den bejahrten Mann, welcher mir hinter der Schwelle begegnete, würde ich ohne Leopoldstädter Trunkenheit überall für einen Küster gehalten haben, diesmal fragte ich ihn aber, ob ich hier ins Theater käme. Mit einem staatswissenschaftlichen Lächeln sagte er, dies sei die Kirche, aber das Theater sei dicht daneben. Ich bat errötend um Entschuldigung, er versicherte mich aber, es sei schon manchem so gegangen, und zu einem guten Staate sei Kirche und Theater notwendig, der Spektakel in Europa rühre jetzt eben daher, daß man in diesem Lande nur das eine, in dem andern nur das andere haben wolle, oder die richtige Nachbarschaft nicht treffen könne. „Ist Ew. Gnaden eine gute Prise gefällig?" setzte er hinzu, und ich kann wahrhaftig nicht sagen, ob der Mann mehr oder weniger als ein Küster gewesen ist.

Das Leopoldstädter Theater ist wirklich ein kleines, fideles Häuschen, bürgerlich, ordinär, ein Häuschen, wo einem die Frage einfällt, ob nicht das ganze Ding nur zum Spaß errichtet sei, zu einem Modell für ein wirkliches Theater, das man nur einstweilen benutzen, und später dem Zufall, den großen Kindern und seinem Geschick überlassen will. Ein beliebtes Singspiel war angekündigt, ich glaube: „Die Liebe auf der Alm", aber der kleine Raum war dürftig besetzt, und das dünne Völkchen war still und artig; ein dicker Mann, der neben mir stand, sprach von Steuern und Abgaben. Pfui! das alte Wien, das echte alte Wien, Wien aus der alten guten Zeit weiß nichts von Steuern und

Abgaben; am wenigsten im Leopoldstädter Theater. Wirklich, mit der Diskussion kommt auch das graue Mißbehagen unter die Völker; wenn's irgend anginge, sollte man sie ihnen ersparen; die Liebe weiß nicht von Liebe zu sprechen; das Glück definiert sich nicht; die Unschuld spricht nicht — ja, lieber Gott! kann denn aber noch von Unschuld die Rede sein nach Mohammeds, nach Voltaires Tode, nach dem höchsten Wesen in Paris, nach den Staatsbankerotten, nach Erfindung des Simonismus und des Börsenspiels?

Kurz, der Wiener sprach auch von Steuern und Abgaben, und es war mir überraschend genug, als er sagte: „Schaun's, da kommt der Wenzel Müller, der ist noch aus der alten guten Zeit.“

Wenzel Müller, der „Die Schwestern von Prag“ komponiert, den „Schneider Kakadu“, diesen Liebling meiner Schuljugend, in Noten gesetzt hat, dieser alte Wenzel lebt noch!

„Jo, schaun's nur, wie er sich umschaut!“

Es war ein freundliches altes Gesicht mit freundschaftlichen, alltäglichen Gedanken; das Haupt war mit der Würde eines liebenswürdigen Alters, mit weißem Haar umflossen, und der Kleine nahm seinen niedrigen, demokratischen Präsidentenplatz ein, ergriff sein kleines, bürgerliches Taktierstöckchen, lächelte links, lächelte rechts zu seinen Musikanten, als bäte er sie um Erlaubnis, anfangen zu dürfen, und begann endlich seine Leopoldstädter Ouvertüre, als wenn er seinen Kollegen, den Wiener Vorstädtern, ein kleines Geschichtchen erzählen wollte von „g'spoßigen Leuten, die a recht gutes Herze hoben“.

Unter solchen Auspizien gewährte die überaus einfache Musik, Musik mit kindlichen, anfänglichen Melodien, ohne Duft, Zauber und Romantik, mit gutmütiger Trivialität und frischem anspruchslosem Herzen versetzt, einen ganz angenehmen Eindruck, und es ward mir ganz behaglich, zumal ich hinter

mir merkte, wie sich das Häuschen mehr und mehr fülle und seine naive Zufriedenheit ausspreche über Wenzel Müllers unschuldige Melodien.

Sie sind wirklich noch aus der Zeit der Unschuld und des alten Wien. Guter Wenzel, heute, im Herbste 1835, lese ich, daß du gestorben bist! — Wie öde mag's in der Leopoldstadt sein, wo dein weißer Kopf, deine bewegliche Hand, dein glückliches Lächeln fehlen. Ich weiß nichts von dir als jenen Abend und einige Melodien, aber ich will dein ganzes Leben erzählen, wie du dein Seidel Wein getrunken, einem hübschen „Maderl" die Backen gestreichelt, Mittag besten Appetits gegessen, kleine Nelkenstöcke gepflegt, einen geblümten, warmen Schlafrock getragen und jeden Menschen freundlich behandelt hast, selbst den gelben, leberkranken Nachbar, der die Musik nicht leiden konnte.

Auch die Leopoldstadt liegt im Sterben; man könnte sagen: vielleicht nur darum, weil es an Talenten fehlt, aber es mag wohl tiefer liegen. Auch die Leopoldstädter fangen an, über den Stand der Unschuld hinauszublicken. Ihr bester Komiker, der bekannte Schuster ist unbeschäftigt. Die Krones ist freilich gestorben, jenes wunderbare Talent der Gemeinheit, welches das Unanständige mit Grazie und Zauber produzierte, jenes schöne Mädchen mit schönen Augen und schöner Stimme, mit der ärgsten Wiener Liederlichkeit und der größten Wiener Liebenswürdigkeit, die Krones ist tot; sie ist geblieben; ein Soldat, der rüstig focht bis auf den letzten Mann. Keine historische Person wird in Wien so betrauert wie dies Weib, die Leopoldstädter berufen sich bei etwaigen Anklagen auf dies Mädchen wie die Bonapartisten auf Napoleon. Wien ist diejenige Stadt, wo es noch Zeit und Raum genug gibt, historische Erscheinungen aller Art breit und sattsam zu würdigen.

Und sie ist freilich nicht ersetzt worden: Mlle. Jäger gibt sich Mühe, mit Fleisch, Dreistigkeit und Talent etwas

Ähnliches darzustellen, und sie reussiert auch sehr; die Wiener wissen dergleichen zu würdigen; aber es fehlt der Funke, und es gehört zu nichts mehr größere Genialität, als zu einer Frivolität, die allgemein gefallen soll. Ihr Weg geht schmal, ganz schmal zwischen tiefen Wolfsgruben.

So blieb denn auch dies Singspiel matt und trivial. Ein solches Volkstheater ohne belebende Genies wird ein abgestandenes Glas Pfennigbier. Die Naivität ohne Folie ist als künstlerische Erscheinung ein lähmender Anblick. Man kann das Alltägliche produzieren, aber man darf dabei nicht selbst alltäglich sein.

Wie gewöhnlich fehlte es nicht an einigen norddeutschen Dandys, welche sich hochdeutsch zu sprechen bemühten und das meiste Lachen erregten, je besser es ihnen gelang. Ein richtig ausgesprochener Doppelvokal ist dort in Wien die Losung zum Gelächter; sie halten das für Ziererei, die Leopoldstädter, und die Leute aus „Deutschland“ sind ihnen sehr komisch. So wie es in England noch genug Engländer gibt, welche glauben, die Franzosen hätten nichts zu essen als gebratene Froschkeulen, so gibt's Leopoldstädter, die uns nicht viel mehr zutrauen als Kaldaunen.

Ein wunderliches Gespräch hinter meinem Rücken nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Mann sprach französisch-deutsch, ein zweiter ungarisch-deutsch, eine Dame wienerisch-deutsch, das gab ein Trio, an welchem Jahn und der Professor Zumpt gestorben wären. Die französisch-deutsche Stimme glaubte ich zu kennen — richtig, es war der Starost, der sich industriös mit einer stattlichen Dame unterhielt.

Das Leopoldstädter Theater ist in jeder Rücksicht Volksversammlung, man hegt dort die liberalsten, menschenfreundlichsten Gesinnungen, die Damen sind emanzipiert, man ist ohne Vorurteil. Diese statistische Rücksicht hatte den Starosten hingeführt. Die stattliche Dame verließ am Schlusse der Vorstellung das Haus am Arme des Ungarn, ihres Lieb-

habers, der viel Liebe, aber wenig Verdienst haben mochte. Im Gedränge blieb der Starost zur andern Seite der Dame, und während der Ungar mit seinem Ellenbogen den Weg bahnte, wurden neben ihm verräterische Unterhandlungen gepflogen mit drei leisen, schnellen Worten:

„O Mädchen, das in meinem Arm
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet!“ —

Auf den Straßen lag eine warme, „busenwarme“ Nacht, die Sterne funkelten, die Lüfte buhlten, und aus dem Hause quollen die weißen Gewänder und die jodelnden Melodien der Lieb' auf der Alm.

Neben mir entwickelte der Starost französische, uninteressante, unwürdige Ansichten über die Mehrzahl der Weiber, die mein Herz nicht glaubt, solange die Sterne scheinen. Denn es gibt einen Stern, von welchem aufopfernde, weltengewaltige, unsterbliche Mädchenliebe schimmert, schimmert und strahlt, bis mein ganzes Auge und Herz erfüllt ist vom Glanze unergründlicher Mädchenliebe. Es schieden zwei Liebesleute in stiller Nacht, und sie konnten sich nimmer wiedersehen, sie durften sich nicht einmal schreiben, kein Gruß war ihnen gestattet, den ein gleichgültiger Mensch von einer Station zur andern trägt, kein einzig Wort und Zeichen für das lange, lange Leben. Und wie lang ist das Leben, wenn man liebt und scheidet und verliert, denn es liegt öde, unabsehbar wie Meer, wie Wüste vor den tränendüstern Augen. — Da wies das Mädchen auf den Himmel, und sprach: „Den können sie uns nicht nehmen!

Wenn dir recht bang, recht elend wird,
Dann blick' nach jenem Sterne —
Es küßt mein Aug' dich tausendmal
Dort oben in der Ferne.“

Prater und Leopoldstadt waren mir ohne Eindruck geblieben, umsonst sprach der Starost; — es sind viele Dinge

nur da, um einen Raum auszufüllen, der uns aufnimmt, ohne uns weiter zu berühren, Stationen zum Ausruhen für das Interesse. Dahin gehören: die Jägerzeil, der stille Prater, die Lieb' auf der Alm und die ledernen Grundsätze, daß die Weiber nichts taugten.

Ich hab' wohl nach dem Stern geschaut
Gar manche Nacht und Stunde,
Er brachte Tränen, süß wie Glück,
Vom Himmel bracht' er Kunde.

Es war Mitternacht, als ich heimkam, und der Starost sprach noch, und die Sterne schienen noch.

---

2. St. Stephan.

Heiliger Schutzpatron, den wir verehren,
Der über unsrer Kinder Schicksal wacht,
Bitte für den Starosten
Und für das frevelhafte Mädchen;
Die dich gekrönt am hellen, lichten Tage —
Stumme von Portici.

Es war einer jener goldenen Morgen in Wien, wo die Sonne wie ein mutwilliges Mädchen über die Dächer der hohen Häuser läuft, das stündlich größer, wärmer, gefährlicher, süßer wird. O Wien, ich werde dich mit deinen hohen Häusern und engen Straßen, welche manteldichten, heimatlichen Schatten warfen, wie die Stadt meiner Jugend, das alte hochgeschürzte Breslau, Wien ich werde dich und Wiens Morgen nimmer vergessen: die Donau dampft, auf den Bastionen liegt weiß wie eine Jungfrau die Frühsonne, blauer Dichtungsnebel fällt wie Schmelz und Illusion auf die hereinragenden Berge, durch die Straßen, durch die Tore, über die Brücken strömte die Menschheit, lächelnd geschäftig, Freude erwartend, an den Straßenecken werden die großen Vergnügungszettel angeklebt — das Tor der Welt öffnet sich knarrend, alle Herrlichkeiten können über den Fremden kommen, der aus dem Fenster seines Gasthofes in diese lachende Tageszukunft blickt.

Ich wohnte in der Vorstadt und übersah das alles: Wasser und Stadt, Berge und Brücken, Zettelträger und Mädchen. Unter mir floß die Donau mit goldenen Sonnentellern bedeckt hinab nach Ungarn, das einzige Gold, das sie hinabführt in dies heiße, pelzverbrämte, schnurrbärtige Königreich. Neben mir arbeitete die Leopoldstadt mit ihren Riemern und Sattlern und Wagenbauern.

Aus den vielen Worten des Starosten hatte ich behalten, daß ihm die schöne Dame von gestern für diesen Morgen ein Rendezvous im Stephan zugesagt. Das und den Stephan selbst wollte ich sehen. Der Turm dieser Kathedrale gilt, wenn ich nicht irre, nächst dem schlank auffliegenden zu Landshut in Bayern für den höchsten Deutschlands, seit Straßburg uns geraubt worden ist. Dieser Stephansturm ist eine Arbeit, vor welcher man den Hut abnehmen muß: einmal, weil sie so hoch hinauf in den Himmel geht, daß man sie mit dem Hute nicht wohl betrachten kann, und zweitens, weil sie außerordentlich ist. Eine steinerne Pyramide, die ohne abzusetzen, ohne zu ruhen in die Wolken steigt, und zwar leicht und ohne Beschwernis, wie man die Hand aufhebt. Aus Stein ziseliert, wie der Metallarbeiter ein zierliches Modell ausfeilt für seinen Meister, der zugleich Vater und Verheirater einer schönen Tochter ist. Heiliger Stephan, wodurch hast du solch eine Arbeit, solch einen Menschensieg über Stoff und Steine verdient, was hast du getan? Ich weiß es nicht, und brauch' es nicht zu wissen; sicherlich bist du über Verdienst belohnt, denn solch ein Werk ziemt den Göttern, nicht den Heiligen. Heilige sind Parvenus, Götter und Helden stammen aus Jovis Lenden.

Der Stephan ist die deutsche Warte für das Ungarland, seine Spitze reicht über die magyarische Grenze hinein, und Stephan ist ein ungarischer Heiliger, ein heiliger Ungarname, König Stephan hat die Magyaren zum Christentume bezähmt, sie mit Roß und Säbel getauft. Roß und Säbel sind noch

heute ebenso christlich wie der Ungar selbst; das bezeugen die armen Bauern von der Raab bis hinter die Theiß.

Steinerner, gemeißelter, prachtvoller Stephan, du hast mich oft an die Sage von unterirdischen Riesen erinnert, die unter uns arbeiten im Schoß der Erde, die Nachkommen der alten, bezwungenen Titanen. Die kleinen Titanenbuben haben Krieg gespielt und sich dazu Türme aus Felsen gehauen, und einer ihrer übermütigsten hat sein Türmchen zu weit in die Höhe geworfen, da ist es bei der Geroldschen Buchhandlung in Wien aus der Erde gefahren.

In jener Buchhandlung am Stephansplatze hab' ich mir diesen Turm am fleißigsten betrachtet. Wenn man ihn lange unverrückt ansieht, so hüpfen am Ende die vielen Schnörkel, die sich regelmäßig pyramidenförmig aufbauen, zu einem luftigen Tanze durcheinander, die Welt bedünkt einen der lustige Spaß eines Konditors, St. Stephan eine Baumtorte von Marzipan — aber das kann nur passieren, wenn man bereits vom Büchertreiben im Geroldschen Laden verwirrt ist.

Dort gibt's nämlich eine ganz andere Literatur als bei uns: die sämtlichen Werke der Caroline Pichler, des Herrn von Kotzebue und Ifflands Schauspiele werden ein Mal über das andere verlangt, und Herr Gerold mit seinem leutseligen, schalkhaften Lächeln gibt links und rechts Befehle, die unsterblichen Werke dieser Heroen in dauerhaftes Packpapier zu emballieren. Ich habe nirgends soviel kaufen sehen als dort, und der Schriftstellermut hätte mir wachsen können, wenn die in Leinen und Seide grün und braun gebundenen langen Reihen andere Devisen und Wappen getragen hätten.

Die allgemeine Lektüre in Österreich ist noch ganz altmodisch, trotzdem, daß nirgends häufiger nach Börne und Heine gefragt, ja trotzdem, daß nirgends dies gefürchtete Paar häufiger besessen wird als dort. Man lebt noch im Zeitalter der deutschen Klassiker, und Caroline Pichler, der Hofschauspieler Lembert, der nebenbei ein liebenswürdig höflicher

Mann ist, Braun von Braunthal, der Ritter, gehören zu den Klassikern. Holde Zeit der Klassiker, wo der Dichter noch zerstreut und ungezogen sein darf!

An jenem Morgen ging es sehr stürmisch her bei Gerold: alles wollte Caroline Pichler besitzen, und es war stark davon die Rede, der Dichter Herzenskron werde eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstalten. Ich saß über Bonapartes Briefen an Josephine, die eben angekommen waren, aber neben Herzenskron ignoriert wurden, und über dem Lärmen und Napoleons Liebesversicherungen hätte ich's beinahe überhört, wie der Stephan elf schlug, die Stunde des Rendezvous.

Der Starost lehnte mit seiner Lorgnette an einem Pfeiler, als ich in die Kirche trat. Die großen, geräumigen, kühlen Kirchen der katholischen Christenheit scheinen wirklich nicht bloß zu kirchlichen Zwecken erbaut zu sein. Dieser bärtige Slawe war leider auch nicht ihretwegen gekommen. Gott weiß, was er für eine Religion hatte; wegen seiner großen Inklination für den Talmud fragte ich ihn öfters, ob er den Mosaismus liebe. Er lächelte dann ausdruckslos. Im allgemeinen gehörte er zu der französischen, halbdeistischen Ansicht, zum System der Aufklärung, das wirklich von Prosa und Unerquicklichkeit starrt. Die Gesetze des Abc, des Einmaleins, der Trivialität sind diesem Genre ein und alles, der Herrgott wird berechnet wie der Transito; Ahnung und Poesie sind Spielereien. Und obwohl der Talmud und die sonstigen Traditionen des Judaismus die Glaubenspartikelchen bis zur Gewürzkrämerei ins Detail trieben, so herrscht doch zwischen ihnen und der bloß verständigen Aufklärung eine merkwürdige Wahlverwandtschaft. In beiden ist ein fanatischer Mißbrauch einzelner Geistestätigkeiten, der Verstand ist dort in knebelnden Schlüssen ebenso naseweis wie hier in auflösenden Folgerungen. Die meisten Juden, welche keine Juden mehr sind, gehören zur Partei der dünnen Aufklärung. Ihre unteren Verstandeskräfte sind tüchtig routiniert, und ihre

höheren Anknüpfungen sind durch die Widerwärtigkeiten ihrer Position für immer durchhauen.

Wir Protestanten haben von Jugend auf viel mehr Respekt vor einer Kirche, sie ist uns mehr eine alte, strenge Tante, deren Scheltworte wir fürchten, die wir beerben wollen; in Norddeutschland wählt man nicht leicht die Kirche zu einem Rendezvous. Das ist bei den Katholiken was andres. Ihnen ist die Kirche eine Mutter, die alles verzeiht, auf deren unerschöpfliche Liebe gesündigt werden darf. Wie der Katholik sich selbst ganz und gar in Vernunft, Verstand und Willen an seine Religion hingegeben hat, nimmt er es nicht so genau mit ihr; sie muß ihm aber deshalb auch für alles sorgen, selbst für sein Vergnügen. Wenn man glaubt, daß junge Mädchen, oder Damen überhaupt, nicht so räsonierten und kombinierend dächten, so irrt man sich — alle Gedanken haben ihre Atmosphäre, deren auch der Gedankenlose teilhaftig wird.

Manch Männlein und Fräulein war zu sehen im hohen Dome des heiligen Stephan, die fröhliche, skrupellose Sonne des Spätmorgens quoll lachend durch die schmalen hohen Fenster und beschien den heitern Katholizismus. Ich wandelte von einem kleinen Altare zum andern. Diese kleinen Altäre sind eine prächtige Erfindung, ein liebenswürdiges Zugeständnis für die Welt, welche Einsamkeit zu zweien sucht. Der Protestantismus ist für die Ehe, der Katholizismus für die Liebe.

Eine hohe Dame im seidenen Gewande rauschte an mir vorüber nach dem Hochaltare hin. Sie war's, die Ungardame von gestern. Eine herausfordernde, imponierende Gestalt. Blasser war sie als den Abend vorher, aber das Auge war voller Freiheit und Leidenschaft, und diese Leidenschaft war nicht gedankenlos. Kennen wir nicht jene großen, festschließenden Augen, die zuweilen plötzlich irre werden in ihrer stolzen Sicherheit, erweichen, fragend und voll Ge-

danken stillestehen und die runde blasse Wange zu betrauern scheinen?

Beim Vorübergehen hatte sie mich mit ihrem herausfordernden Blicke gemessen, mich gezwungen, ihr vorauszugehen, nach ihr umzublicken. Und da sah ich, wie ihr Auge zusammenbrach, als sie in die Knie sank unweit des Hochaltars.

Sie hatte für nichts mehr Blicke als für den fungierenden Priester und ihren Rosenkranz, den sie leider mit Glacéhandschuhen betete. Glacéhandschuhe sind so arg modern, daß man nicht damit beten sehen mag. Ist das nicht abscheulich! Als ob der Herrgott bloß für die armen Leute und sonnverbrannten Hände da wäre — man muß aber wirklich nicht in Handschuhen beten. Das Falten der Hände ist uns von Kindheit an Symbol, und die Empfindung des Handberührens gilt unserer Pietät für einen elektrischen Leiter zum Himmel. Der Glacéhandschuh ist aber isolierend durch seine kalte Glätte. Hab' ich recht?

Wie oft glaubt man beim Kartenspiel und in der Liebe, es lebte ein Verräter in der Luft, welcher unsere innersten Gedanken dem Nachbar sagte, ein kleiner Gott der Klatscherei, vor welchem kein Geheimnis besteht, ein Bürge, daß alle Atome der Welt geistig belebt seien — darum sind die Menschen so lächerlich, welche ihre Wesenheit in Bewahrung von Geheimnissen setzen, es existiert keins, man sieht's uns an den Fingerspitzen an, was wir verbergen wollen. —

Die Dame zog nämlich einen Handschuh aus, um unter die schwarzen Locken zu fahren, welche über die Schläfe hervorquollen. Die Hand war etwas zu groß, um für schön gelten zu können, aber sie war interessant.

Es gibt wirklich interessante Hände; aber ich irre mich: die hier zu beschreibende war verführerisch, und das ist wieder etwas ganz anderes. Ihre gesättigten Formen waren mit jenem leichten Gelb überflogen, das zuweilen eine Kraft

des Südens anzeigt, eine männliche Tüchtigkeit der Empfindung. Farben sind ja überhaupt Verräter und gehören in die oben erwähnte große Verschwörung, welche kein Geheimnis duldet.

Der Starost kam mit seinen Sporenstiefeln herangeschlürft, so leise, als es sein schwerer Tritt gestattete, aber Frauen erkennen am Tritt ihren Liebhaber, auch wenn sie ihn niemals gehen sahen. Sie blickte von Rosenkranz und Andacht auf, nickte mit dem Augenlide und betete weiter.

Katholische Mädchen haben Liebhaber und Herrgott einträchtig nebeneinander, und sie sind nicht so töricht, diesem eine Eifersucht zuzutrauen.

Sie erhob sich, lenkte den Starosten mit dem Blicke und schritt durch die Kirche.

Draußen auf dem Platze blieben sie beide stehen und warteten zu meiner Verwunderung auf mich. Ein dritter ist doch sonst sehr überflüssig. Oder hatte sich der Starost in diesem Weibe geirrt?

Von grünen Ziegeln ein kolossaler Doppeladler sieht vom Kirchendache herunter — was ist das für ein Symbol: ein Raubvogel auf der Kirche? Und noch obenein mit zwei Köpfen.

Dies sehend und denkend trat ich hinan und sagte: „Bon jour!“

Sie lächelte und sagte auch: „Bon jour!“

---

3. Sperl in Floribus.

Die Dame hatte uns an jenem Tage viel zu schaffen gemacht, denn was wir nicht in die gewöhnlichen Kategorien unserer Anschauungsweise einordnen können, das macht uns zu schaffen. Wenn wir's auch noch so sehr leugnen, wenn wir auch noch so häufig das Gegenteil versichern und zwar

ehrlich und treu versichern — unser arroganter Verstand glaubt im Grunde nicht daran, daß ihm etwas ganz Neues, Fremdartiges vorkommen könne. Dies macht die dreist verständigen Leute oft so unangenehm. Unser ordinärer, großstädtischer Verstand ward solchergestalt durch die Dame sehr blamiert.

Sie war ernsthaft und lächelte höchstens. Als wir in der Singerstraße waren, sagte sie zum Starosten: „Geben Sie mir den Arm, Sie sind mein Bruder und heißen Kasimir.“

Kaum war dies gesprochen, so stand auch wirklich ihr Begleiter von gestern abend, der Ungar, vor uns; sämtliche ungarische Kreuzdonnerwetter lagen auf seinem Antlitze, und er strich den Knebelbart, wie man einen Fuchsschwanz peitscht, der elektrisieren soll. Vorstellung in angekündigter Weise; ich war ein beiläufiger, uninteressanter Reisebegleiter; ein wenig verwandt, wenn ich mich recht erinnere, sonst nichts als Mitläufer.

Die Donnerwetter entluden sich in unschädlichem Wetterleuchten, das heißt: der Ungar wollte Licht in der Sache haben und gab, wie billig, Mißtrauen und gelegentliches Losschlagen keineswegs auf. Das war auch ganz recht, nur hätte er kein Ungar sein müssen. Bekanntlich sind die Ungarn sehr gescheite Leute, nur das Schießpulver und die Intrige haben sie nicht erfunden; und sie glauben manches, was andere gescheite Leute nicht glauben. Vorstehender Ungar war keine Ausnahme, sondern stand unter der Regel.

Nachdem wir uns darüber vereinigt hatten, aus welchem Lande unsere Verwandtschaft stammte, das einer gemeinschaftlichen fremden Sprache wegen nicht ganz leicht war, schlugen wir dem Ungar vor, unsere Ankunft in vaterländischem Getränke zu feiern; er fluchte „Ja“.

Allem Anschein nach waren wir in Johannas Wohnung. — Wir hatten im Laufe des Gespräches diesen Namen

unserer schönen Cousine erobert. Es waren so gewiß verschwiegene Gemächer eines halben ersten Stockes, wie man sie an einigen Orten in Wien findet, nicht hoch genug, um vornehm zu sein, nicht niedrig genug, um auf den Kopf und die Behaglichkeit zu drücken. Gardinen und Möbel waren dunkelfarbig und nicht ohne Solidität und Wohlhäbigkeit. Ein alter Diener und eine dito Kammerfrau waren zur Hand und servierten auf wenig pantomimische Handdeutungen ein Frühstück, dessen Hauptperspektive in den Winkel gestellt wurde. Das war ein Korb mit Flaschen.

Um nicht gefragt zu werden, fragten wir den Ungar nach seinem Vaterlande. Der Ungar liebt es kaum weniger als der Pole, oder richtiger: er ist darein verliebt und erzählt davon mit Fanatismus. Da er zudem nicht gern trocken erzählt, so wurden wir nach einigen Stunden aller Besorgnis enthoben.

Es war an jenem wichtigen Tage, wo „Sperl in Floribus" an allen Straßenecken glänzte in rot und blauen Buchstaben. Das heißt mit anderen Worten: der ganze Garten Sperls draußen in der Leopoldstadt brennt in tausend Lampen, alle Säle sind geöffnet, Strauß dirigiert die Tanzmusik, Leuchtkugeln fliegen, alle Sträucher werden lebendig, was ein wienerisch Herz hat, steuert des Abends hinaus über die Ferdinandsbrücke, beim Lampel vorüber, links um die Ecke. —

Es versammelt sich dort allerdings keine Hautevolee, es ist eine sehr gemischte Gesellschaft, aber die Ingredienzien sind nicht zu verachten, und das Gebräu ist klassisch-wienerisch. Ein Abend und eine halbe Nacht beim Sperl, wenn er blüht in aller Üppigkeit, ist der Schlüssel zum Wiener sinnlichen Leben, das heißt: zum Wiener Leben. Unter erleuchteten Bäumen und offenen Arkaden, welche an den Seiten herumlaufen, sitzt Männlein bei Weiblein an zahllosen Tischen und ißt und trinkt und schwätzt und lacht und horcht. In der

Mitte des Gartens nämlich ist das Orchester, von welchem jene verführerischen Sirenentöne kommen, die neuen Walzer, der Ärger unserer gelehrten Musiker, die neuen Walzer, welche gleich dem Tarantelstich das junge Blut in Aufruhr bringen. In der Mitte des Gartens auf jenem Orchester steht der moderne Held Österreichs, Napoléon autrichien — der Musikdirektor Johannes Strauß. Was den Franzosen die Napoleonschen Siege waren, das sind den Wienern die Straußschen Walzer, und wenn sie nur Kanonen hätten, sie errichteten ihm beim Sperl eine Vendomesäule. Der Vater weist ihn seinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der Gastfreund dem Reisenden. — „Das ist er!“ — „Wer?“ — „Er!“ Wie die Franzosen sagen: Voici l'homme.

Es ist ein heiter sinnlich Volk in Österreich — Napoleon kostete den Franzosen viel Söhne und Brüder und Väter, ehe sie sagen konnten: „Voici l'homme!“ — Die Österreicher haben nur einige Gulden und Nächte gezahlt, und dafür haben sie einen ausländischen Vogel mit bunten Lockfedern für die Damen, und wenn auch nicht mit Hochgefühl, denn damit gaben sie sich nicht ab; doch mit Entzücken sagen sie: „Das ist der Strauß!“

Nach abgefertigtem Ungar schlug uns Johanna vor, ins Theater und von da zum Sperl zu gehen.

Ich war sehr begierig auf den österreichischen Napoleon, und es freute mich, daß ich ihn mitten auf dem Schlachtfelde finden sollte.

Er schlug gerade die Kaiserschlacht von Austerlitz, als wir ankamen, mit dem Fidelbogen wies er hinaus in den Himmel, und die Geigen schrien: „Die Sonn' geht auf“ — er dirigierte just seinen neuesten Deutschen.

Da stand er vor mir, der dritte aus dem italienischen Triumvirate der Zauberer — Napoleone, Paganino-Straussio, wie dieser die Geige in der Hand haltend, taktierend wie

besessen, von unsichtbaren Mächten geschleudert, aber ebenso orakulös wie die Pythia.

Alle Gesichter waren auf ihn gerichtet, es war ein Moment der Andacht. Man wird dich fragen, sagte ich mir, besonders die Tänzer und Mädchen, die Generation der Zukunft, werden fragen: „Wie sieht er aus, der Strauß?“ Ich betrachtete sehr; man dichtet immer, wenn man vor einer historischen Person steht: — war das Aussehen Napoleons griechisch oder römisch-klassisch, ruhig antik, war das Paganinis Hofmann-romantisch, klosterbrüderlich-romantesk, grab- und mondschein-interessant, so ist das jenes Maëstro Straussio afrikanisch-heißblütig, leben- und sonnenscheintoll, modern verwegen, zappelnd unruhig, unschön leidenschaftlich. Nun, da sind Adjektiva zum Auswählen.

Der Mann ist ganz schwarz wie ein Mohr; das Haar kraus; der Mund melodiös, unternehmend, aufgeworfen; die Nase abgestumpft; man hat nur zu bedauern, daß er ein weißes Gesicht hat, das wenigstens mit größerem Rechte weiß genannt werden darf, sonst wäre er der komplette Mohrenkönig aus dem Morgenland, Balthasarius genannt, der am großen Neujahr in katholischen Ländern herumgeht und auf die Türen schreiben hilft: „C. M. B.“ und die Jahreszahl, um die Macht des Teufels und Antichristen zu bannen. Unter dem höchst unseligen Herodes brachte selbiger Balthasar den dampfenden Weihrauch, womit man die Sinne befängt, und so ist es auch mit Strauß: er treibt ebenfalls die bösen Teufel aus unseren Leibern und zwar mit Walzern, was moderner Exorzismus ist, und er befängt auch unsere Sinne mit süßem Taumel.

Echt afrikanisch leitet er auch seine Tänze: die eigenen Gliedmaßen gehören ihm nicht mehr, wenn sein Walzerdonnerwetter losgegangen ist, der Fidelbogen tanzt mit dem Arme und ist der leitende Chapeau seiner Dame, der Takt springt mit dem Fuße herum, die Melodie schwenkt die

Champagnergläser in seinem Gesichte, der ganze Vogel Strauß nimmt seinen stürmischen Anlauf zum Fliegen — der Teufel ist los.

Und diese leidenschaftliche Prozedur nehmen die Wiener mit beispiellosem Enthusiasmus auf, und sie haben eine Aufmerksamkeit, ein Gedächtnis für ihren Helden und seine Taten, das heißt: seine musikalischen Gedanken, wie es dem deutschen Publikum zu wünschen wäre für manche andere Dinge. In einem Potpourri, das er aufführte, waren einzelne seiner Walzergedanken zerstreut, und das größte gemischte Publikum kannte das kleinste Straußsche Wort heraus, und begrüßte jeden Walzerrhythmus mit donnerndem Jubel.

Es ist eine bedenkliche Macht in dieses schwarzen Mannes Hand gegeben; sein besonderes Glück mag er es nennen, daß man sich unter Musik alles mögliche denken, daß die Zensur mit den Walzern nichts zu schaffen haben kann, daß die Musik auf unmittelbarem Wege, nicht durch den Kanal des Gedankens die Empfindung anregt. Dies wunderliche Wort: man kann ein musikalisches Genie und ein Dummkopf in einer Person sein, kommt ihm zustatten. Hiermit soll ihm keine Beleidigung, sondern eine Gratulation gesagt werden: ich weiß nicht, was er außer Noten versteht, aber dies weiß ich, daß der Mann sehr viel Unheil anrichten könnte, wenn er Rousseausche Ideen geigte; die Wiener machten in einem Abende den ganzen Contrat social mit ihm durch.

Gewissermaßen tun sie dies freilich beim Sperl, denn eine Rehabilitation der Sinne geigt er wirklich und ist Repräsentant des jungen Österreich, das gerade so gerne tanzt und küßt, wie es das alte getan. Wenn man's nicht glaubt, so muß man hinaufsteigen in die Sperlschen Säle, wo die bacchantische Lust ihren Ausdruck, ihre babylonische Völkersprache findet. Ein Evan-evoë begrüßt ihn, wenn er

dort auf der musikalischen Tribüne erscheint, der moderne Mohrenkönig mit dem Weihrauchkessel, seiner Geige, in der Hand.

Ich war an eine Säule gelehnt und sah voll Staunen dem Treiben zu: die Sperlschen Säle verwandelten sich mir in ein indisches Bajaderenhaus, und die nach Freuden schreienden Becken wurden zusammengeschlagen, die Zimbeln lockten sehnsuchtsvoll, die großen Hörner stürmten frohlockend drein, und die Mädchen drehten sich und lachten Küsse und hüpften umher wie heiße Sonnenstrahlen mit ihrem blühenden Leben.

Es ist bemerkenswert, daß die österreichische Sinnlichkeit nie gemein aussieht, sie ist naiv und keine Sünderin. Die dortige Lust ist die Sünde vor dem Sündenfalle, der Baum der Erkenntnis hat noch keine Definition, kein Raffinement nötig gemacht.

Bunt wogt die Menge durcheinander, die Mädchen drängen sich warm und lachend durch die muntern Burschen, ihr heißer Atem spielte mir, dem fremden Säulenheiligen, wie ein südlicher Blumenstrauß um die Nase, die Arme drängten mich mitten ins Getümmel — um Verzeihung bittet niemand; beim Sperl will man keinen Pardon und gibt keinen.

Nun werden die Anstalten zum wirklichen Tanze gemacht. Um die zügellose Menge in Schranken zu weisen, wird ein großes Seil hergenommen, und alles, was in der Mitte des Saales bleibt, wird von den eigentlichen Geschäftsleuten, den Tänzern, getrennt. Die Grenze ist aber schwankend und nachgiebig, nur an den gleichmäßig wirbelnden Mädchenköpfen unterscheidet man den Tanzstrom. Bacchantisch wälzen sich die Paare durch alle die zufälligen oder absichtlichen Hindernisse, die wilde Lust ist losgelassen, kein Gott hemmt sie, nicht einmal die Glut, welche still und eindringlich hin und her wogt, wie ein vom Afrikaner herabgesendetes Wüstenmeer.

Charakteristisch ist der Anfang jedes Tanzes. Strauß beginnt seine zitternden, nach vollem Ausströmen lechzenden Präludien, sie klingen tragisch wie eine noch vom Schmerz der Geburt umklammerte Glückseligkeit; der Wiener legt sich sein Mädchen tief in den Arm, sie wiegen sich auf das Wunderlichste in den Takt. Man hört noch eine ganze Weile diese langbehaltenen Brusttöne der Nachtigall, mit denen sie ihr Lied anhebt und die Nerven bestrickt, bis plötzlich der schmetternde Triller hervorsprudelt, der eigentliche Tanz beginnt mit seiner ganzen tosenden Geschwindigkeit, und hinein in den Strudel stürzt sich das Paar.

All diese Manieren, jener Strick und ähnliches können den Leser leicht zu dem Glauben verführen, er befinde sich in einer Kneipe. Dem ist keineswegs so. Bei glänzender Beleuchtung, in einem schönen, hohen Saale begibt sich das alles; daneben laufen offene, freie Speisesäle hin, wo die noble Bürgerklasse ihr Nachtmahl verzehrt und harmlos dem Treiben zusieht.

Ich habe nie Exzesse dort erlebt; das fatale Zauberwort des Nordens, Branntwein, fehlt, dies Feuerwasser der Indianer, es fehlen die dumpf Trunkenen, die Sinnlosen. Der leichte österreichische Wein macht nur der Sinne bewußt — und die Wiener haben große Magen, aber kleine Kehlen.

Diese Orgien dauern bis gegen den Morgen, da nimmt Österreichs musikalischer Held, Johannes Strauß, seine Geige und geht heim, um einige Stunden zu schlafen, um von neuen Schlachtplänen und Walzermotiven zu träumen für den nächsten Nachmittag in Hietzing. Die heißen Paare stürzen sich in die warme Wiener Nachtluft hinaus, und das Kosen und Kichern verschwindet nach allen Straßen.

Das ist Sperl in Floribus.

Wir begleiteten Johanna über die Ferdinandsbrücke zurück, und der Starost machte dreiste, einseitige Bemerkungen,

Johanna aber war still und blickte in den Mond, der auf der Donau geschwommen kam.

---

4. Johanna.

Es war eine so verlockend milde Luft, daß wir uns nicht entschließen mochten, nach Hause zu gehen. Die Sterne glänzten wie Liebesaugen einer fernen Welt; Nachtwinde, weich wie Samt, spielten in den Lüften, üppiges, verführerisches Schweigen lag wie ein Seidenmantel über der Erde.

Johanna, bis zum Abende ernst und zurückhaltend, war beim Sperl munter geworden, jetzt sang sie ein ungarisches Liedchen in die Luft hinaus:

Lüftchen, kommst du aus dem Morgen,
Wo die hohen Zedern stehen,
Hast du dort mein weißes Häuschen,
Meinen dunklen Herrn gesehen?

Augen hat er schwarz wie Kohlen,
Und sein Bart ist dicht und lang,
Spielend wie der Baum am Wasser,
Kräftig ist sein Leib und schlank.

Und sein Roß ist so behende,
So beweglich wie der Wind,
Gürte dich, mein Lüftchen, schwebe,
Eile heimwärts, flieg' geschwind!

„Sind Sie denn aus Asien, Johanna?“

„Ich bin aus dem Himmel und bin ein verstoßenes Kind. Ach, daß ich nicht sprechen kann, niemand hab' ich es sagen können, und doch müßt' ich so leicht werden, wenn ich es einmal erzählen könnte — und ich will's, hier auf der stillen Bastion will ich's. Setzen wir uns.“

Sie erzählte.

Von der ungarisch-polnischen Grenze war sie her. Dort lebte vor manchen Jahren ein junger Hirt, welcher seines Herrn Ochsen hütete draußen in den weiten, endlosen Feldern.

Er schlief da des Nachts mit seinen Tieren, und solange ein grüner Halm zu sehen war, sah er keinen Menschen als den Verwalter, welcher zuweilen geritten kam, um einige Ochsen auszuwählen und ihn, den Hirten, mit der Peitsche zu schlagen. Im Winter aber sah er im Dorfe die schöne Veronika, ein Mädchen von fünfzehn Jahren mit zwei Augen voller Musik. Veronika war ihm gewogen, und er traf sie manchmal des Abends hinter dem Ochsenstalle.

Es war ein sehr glücklicher Winter gewesen, obwohl der Hirt mehr Prügel gekriegt hatte als sonst — in einer lichten Nacht standen sie wieder am Stalle und genossen schweigend ihr Glück; da stieg eine Lerche neben ihnen in die Höhe.

„O heilige Jungfrau,“ klagte der Hirt, „hörst du, Veronika, die Lerche ist da, nun muß ich hinaus auf die Wiesen, und der Sommer ist lang!“

Sie faßten sich ein Herz und gingen des Morgens zum Herrn und baten ihn, sich heiraten zu dürfen. Der Herr war ein junger, schöner Herr und lachte und ließ den Priester rufen. Als dieser sie kopuliert hatte, trat der Verwalter ein und sagte: „Allergnädigster Herr, heut morgen hat die Lerche gesungen, das Vieh muß auf die Weiden.“ Der Hirt behielt nicht soviel Zeit, Veronika zu küssen, und mußte hinaus.

„Es soll deinem Weibe gut gehen,“ sagte der Herr, „sie kann im Schlosse wohnen.“

Der Sommer war sehr lang, und da Veronika sehr schön war, so hatte der Hirt viel zu weinen; denn er wußte es schon im Frühjahr, daß es einen schlechten Winter geben würde dieses Jahr, der junge Herr war zu hübsch und hatte zu schnell gelacht. Was kann man aber weinen vom Georgen- bis zum Michaelistage!

Er hat auch den nächsten Winter geweint und hat sich nicht einmal freuen können, als er hörte, Veronika habe

im Schlosse ein Mädchen geboren, und zwar ein schönes Mädchen.

Das Mädchen wuchs auf, Veronika aber und der Hirt gingen zugrunde; denn Schönheit währt nicht ewig, und die Gunst ist wechselnd wie der Wind auf den Feldern.

Nur die kleine Johanna wurde im Schlosse behalten, weil sie gar zu hübsch war und der Herr sie leiden mochte; der Hauskaplan gab ihr Unterricht mit dem Sohne des Herrn, und sie lernte mancherlei, auch eine große Zärtlichkeit für Stephan, den jungen Erben. Stephan erwiderte sie, und beide wären sehr glücklich gewesen, wenn die gnädige Frau, die Mutter Stephans, gnädiger zugesehen hätte. Die war aber eine stolze Dame aus der Trentschiner Gespanschaft vom Matynschfelde, welche die Johanna nicht leiden mochte und öfters auf die roten Backen schlug.

Eines Tages brachten sie den Herrn, Stephans Vater, aus dem Walde, wo man ihn an der Erde gefunden hatte; sein schöner roter Hengst ging traurig neben dem kleinen Fuhrwerke her. Der alte Herr war nämlich erschlagen, obwohl er eigentlich noch kein alter Herr war, und Stephans Mutter übernahm die Herrschaft unterdes, weil Stephan erst fünfzehn Jahre zählte.

Am Begräbnistage nahm die Dame vom Matynschfelde Johanna bei der Schulter und sagte, sie solle machen, daß sie fortkomme und sich nie wieder auf dem Hofe sehen lassen, wenn sie nicht die Peitsche fühlen wolle.

Johanna ging weinend hinaus aufs Feld; abends kam ihr Stephan nach, machte ihr eine Hütte zurecht, und brachte ihr Essen und Trinken. Johanna lachte wieder, und es ging mehrere Monate ganz vortrefflich.

Der Wind wehte, die Nächte wurden kalt, über die blauen Berge am Horizonte her kam das wilde Geflügel hoch in der Luft, die Wiesen wurden trocken und wüst, Stephan kam nicht wieder, Johanna hatte kein Wasser in

den Augen mehr und wanderte der Sonne nach, fort, fort von der Heimat, die sie schmerzte bis in die innerste Seele. Strümpfe und Schuhe, die sie noch aus dem Edelhause mitgenommen hatte aufs Feld, waren zerrissen, die nackten Füße bluteten auf dem harten Boden, des Nachts fiel eiskalter Reif, und erstarrt, vom Hunger entkräftet, aber ohne Gedanken an Frost und Hunger kam Johanna in mondheller Nacht an einen großen See. Sie ging gerade darauf los und wäre hineingegangen, ohne es zu wissen und zu wollen, wenn sie nicht von einer Stimme angerufen worden wäre. Der Rufende war ein Reiter, welcher dicht neben ihr hielt, der Mond schien glänzend und spiegelte sich tausendfach von der breiten Wasserfläche, die Hand des Reiters legte sich auf des Mädchens Haar und bog ihr den Kopf in die Mondesstrahlen. Dann lehnte er das kalte Kind an die Weiche des Pferdes und sprach: „Wärme dich, aber sei still, der Wolf ist nahe.“

Johanna stand und schwieg, des Dampf des Pferdes tat ihr wohl — nach einer Weile drang ein wunderliches Geräusch aus der Ferne, ein Geräusch wie heiseres Hundegebell. Der Reiter spannte den Hahn seiner langen Büchse, das Pferd zitterte und stöhnte, ein dunkler Schatten zeigte sich in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten. Es war der Wolf.

Die Büchse knallte, der Schatten verschwand, aber ein lautes Geheul ward in der Ferne hörbar, das Pferd wurde immer ängstlicher, stöhnte immer heftiger.

„Spring auf, Mädchen,“ rief hastig der Reiter, „es kommt ein ganzer Trupp — greif' aus, Selim!“

Mit diesen Worten hatte er sie zu sich auf den Sattel gehoben und am Rande des Sees hin jagte keuchend, in Todesangst das Roß, das Geheul der Wölfe hinterdrein. So ging's wohl eine halbe Stunde, da wurden die Tritte des Pferdes unsicher, sein Kreuz schwankte, das Geheul der Wölfe kam näher — „Selim, noch einen Acker lang halte aus,

sonst sind wir verloren," rief der Reiter, und drückte dem Tiere die Sporen ein. Jach flog es noch eine kurze Strecke hin, dann stürzte es zusammen. Der Reiter raffte sich und das Mädchen auf und riß sie schnellen Laufes am Arme fort. Sie waren aber kaum tausend Schritte weit gekommen, da brachen Johannas Knie, und sie sank kraftlos zur Erde. Immer näher kam das Geheul der Wölfe. Der atemlose Reiter setzte ein Horn an den Mund und preßte einzelne grelle Töne heraus, dann nahm er das Mädchen auf die Arme und sprang weiter — ein breiter Schatten zeigte sich, es war sein Gehöfte, aber die Wölfe waren ihm dicht auf der Ferse — in diesem gefährlichsten Augenblicke dröhnte der Hufschlag einer Reiterschar den Bedrängten entgegen. Der Hilferuf des Herrn war gehört worden, seine Knechte sprengten herbei mit Knütteln auf nackten Pferden. Ihre Menge vertrieb die hungrigen Bestien. —

Der Graf, welcher Johanna gerettet hatte, war ein hoher, straffer Herr von vierzig Jahren, dem viele Äcker und Bauern gehörten. Er behielt Johanna bei sich, gab ihr zu essen, ein weiches Bett und zog ihr am Morgen schöne Strümpfe und Schuhe an.

Im nächsten Frühjahre nahm er sie mit nach Preßburg, und von dort entlief das Mädchen und kam an einem warmen Abende nach Wien. Auf der Singerstraße begegnete ihr ein Nachbar ihres Grafen, er war indessen ein guter Kauz und versprach ihr, jenem nicht nur nichts mitzuteilen, sondern ihn sogar auf falsche Fährte zu leiten, der gutmütige Ungar ward ihr ein Trost, er war nicht ungestüm und gewährte ihr einen erwünschten Anhalt. Außer der Heimat besinnt sich wohl der Magyar, daß er mit dem Mädchen nicht so kurz angebunden sein könne.

Gesundheit, Jugend, Frühling waren wieder aufgewacht in Johanna, und Wien hatte das Seinige getan. Es ist diese Stadt ein wirklicher Lethestrom, wenn man

hineintaucht, tüchtig untertaucht, so vergißt man Gutes wie Schlimmes.

Es lag alles wie ein ferner Traum hinter Johanna, Fleisch und Blut gewährten ihr die süße Behaglichkeit des täglichen Lebens, sie sah, daß niemand mehr wollte, sie fuhr nach Hütteldorf, nach Hietzing, sie ging zum Sperl und in die Theater, sie ließ sich Bänder kaufen und Kleider, sie promenierte auf dem Graben und Kohlmarkte, sie fand die Luft warm und das Eis vortrefflich, sie lebte, war Wienerin geworden.

Nirgend anders als dort wäre ihr dies geglückt.

So weit war sie in ihrer Erzählung gekommen, als ein weißer Duft über den Himmel flog wie ein Schuß — es war der Morgen, ein Lerchentriller drang leise aus dem Felde herein bis auf die Bastion.

„Ach, die Lerche hör' ich nicht gern," sagte sie aufstehend, „dabei denk' ich an meine Mutter, und die Fremden, die nicht wienerisch reden, tun mir auch weh; ihre Sprache klingt mir wie ein Vorwurf meiner hiesigen Bequemlichkeit, wie eine traurige Mahnung, daß es lebhaftere, tiefere Freuden gibt draußen in der Welt, als sie mein artig Leben bietet dahier in Wien.

Sie, Herr Starost, haben mir eine schlimme Nacht bereitet, ich glaubte, Stephan zu sehen, als ich Sie im Leopoldstädter Theater erblickte, Stephan, den Treulosen. Warum liebt man das am meisten, was uns verläßt?

Weil der Reiz alle Kräfte des Herzens anspannt, straffer selbst als echte Liebe, und weil der Reiz von Hindernissen lebt.

Was ist Reiz? — Schönheit?

Nein, Reiz ist weniger als Schönheit, aber für den Augenblick mächtiger, darum mehr als Schönheit.

O pfui, das ist mir zu schwer — nun guten Morgen, ich will schlafen gehen, ach, schlafen ist süß, das hab' ich erst

in Wien erfahren, — da kommen schon die Karren mit Milch, — nun Adieu, holen Sie mich um sechs zum Theater ab; bis vier schlaf' ich und dann mach' ich Toilette — bin ich bequem? Ja, seit ich in Wien bin. Adieu!"

---

5. Nationales.

In der Erscheinungswelt strebt alles nach einer gewissen Harmonie, darin beruht der künstlerische Odem dieser großen Schöpfung. Man erstaunt über die Großartigkeit, wie sich dieser purzelnde, sommermüde, wollüstige Dialekt dem ganzen bequemen, wollüstigen Leben und Treiben angeschlossen hat. Er gehört nach Wien, und soviel man auch an dieser merkwürdigen Stadt auszusetzen habe, das muß man zugestehen: sie ist aus dem Ganzen, ist eine runde, erfüllte Form. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend schön oder pittoresk, aber reizend, üppig, weich; der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleischigen, wohligen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, alles liegt sich so materiellselig in den Armen, daß man selbst die Arme öffnet. Und in Wien öffnet sie nicht leicht jemand umsonst; Wien hat auch seinen Liberalismus.

Im Volksgarten wollte mir ein vernachlässigter Beamter durchaus einen verkappten Brutus zeigen; aber man darf's nicht glauben, Brutus ist gar kein österreichischer Name und wird nie einer, weil er sich nicht abkürzen läßt; ja, wenn sich auch ein Brutus fände, was könnte das schaden, eine Lucretia findet sich nicht so leicht.

Überhaupt sind das sehr bornierte Leute, welche die Entwickelung der verschiedenartigsten Staaten in derselben Weise erwarten und sich in Österreich zum Beispiel auch nach Revolutionskeimen umsehen. Revolutionen sind die schlechtesten Entwickelungsmittel, weil sie die heftigsten sind, und dazu hat

Österreich so wenig Anlage, wie ein phlegmatischer Mann zu entzündlichen Krankheiten. Es ist ein sehr gründlicher Irrtum, vom Wiener und vom Pariser gleiche Äußerungen der Wünsche zu erwarten.

Alles übrige beiseit' gestellt, die Wiener haben auch zuviel Fleisch und haben zu gute Unterleiber. Der Menschenschlag ist ein gesunder; feiste Form, ein schönes angenehmes Fleisch ist hervorstechend, Taille und eleganter Wuchs tritt dadurch etwas in den Hintergrund, nicht aber hoher, stattlicher Wuchs. So ist ein schöner Menschenschlag der halben Elegants in Wien zu finden.

Der vorherrschende Ausdruck des Gesichts ist eine gewisse saubere Fröhlichkeit, der allgemeine Anstrich heiter, es ist absolut unmöglich, sich des Eindrucks vollkommener Behaglichkeit in Wien zu erwehren. Nur ein völlig verstocktes Menschenkind schließt dort ein fröhliches Herzenskämmerchen nicht auf. —

Freilich, wenn man eine Zeitlang in die muntern, fidelen Gesichter hineingeschaut hat und findet dann am Ende Tag für Tag denselben leeren, fröhlichen Ausdruck, dasselbe sorglose, beschränkte Lächeln, wenn man immer umsonst die Augen hineindrängt in die glatten Gesichter, um höhere, geistige Menschheit zu entdecken, da gibt's ein wunderlich bängliches Gefühl.

Die Wiener können nicht dafür; sie sind auf andere Fähigkeiten zugestutzt, ich glaub' es gern, aber manchmal ist mir's in jenem Geräusch toteinsam vorgekommen, als sei ich in einer verzauberten Feenwelt — eine Menge Herrlichkeiten sind ausgelegt und die Menschen kichern und lachen und springen, und die munterste Musik klingt drein, aber wenn man jemand beiseite nimmt, so wird man die Verzauberung inne. Gar viele sehen nur aus wie gebildete Menschen, jenes Höhere, das die Menschen mitunter auch so nachdenklich und unglücklich macht, all das Geistmenschliche, das im tiefsten Jammer

unsern Stolz erhebt, das hat die böse Fee in die vier Winde gestreut. Diese Winde haben die Wiener Gegend mit der eben empfangenen Seele und Poesie durchstrichen, und so ist die duftige schöne Umgegend entstanden; jene Menschen sind aber Wiener geworden.

Dennoch mag sie mancher beneiden; ihnen ist die Harmlosigkeit, das kugelrunde Lachen, die fröhliche Leber geblieben.

Wenn auch jene Entdeckung niederschlägt, Wien heilt seine Wunden. Jener Feenzauber von Gegend und Luft ist noch heute in alle Wege wirksam; wie man in alten Ritterzeiten von einem Lüftchen erzählte, das alle Wunden schloß, sobald es nur flüchtig darüber hinstrich, so kann man jetzt von der Wiener Atmosphäre und Gegend erzählen. Über den schmerzlich erregten Geist streicht sie dahin mit weicher, weicher Hand, und seine Wunde schließt sich, es wächst blumiges Gras darüber, alle die Spekulationen, Forschungen und kecken Zivilisationsgedanken sind binnen wenig Wochen unter einem dichten Rasen verschwunden, man weiß kaum noch, daß es ein blühendes Grab ist.

Wahrhaftig, Wien ist in vieler Weise die Insel der Circe, und man muß gewarnt und stark wie Ulysses sein, um kein Verwandlungsunglück zu erleben. Und wie instinktsmäßig halten sich die Wiener in jener glücklichen Mitte, die vor der Zauberin schützt; ihre Freuden sind stark und derb, aber man sieht sie nimmer gemein.

Der Leser wird es empfinden, wie man hin und her geworfen wird mit seinen Anschauungen, wenn man nicht nach einer leitenden, starren Idee das Ganze beurteilen will. Dies letztere muß aber meines Erachtens am sorgfältigsten vermieden werden, es bringt nur eine irrtümliche Einheit in die Betrachtung, das Objekt selbst wird überritten, und man konstruiert eine Stadt aus Forderungen, Möglichkeiten und Antipathien zusammen, wie sie nicht existiert.

Das Recht der einmal wirklichen Existenz muß vor allen Dingen geachtet werden, und es kommt weniger darauf an, ob dieselbe vom Darsteller als harmonisches Ganze aufgenommen und verarbeitet, als vielmehr, ob sie ehrlich, unbefangen, auch mit allen scheinbaren Widersprüchen aufgefaßt worden ist.

Die Wahrheit darf hierbei der Kunst nicht einmal untergeordnet, viel weniger geopfert werden, und man hat nur zuzusehen, daß auch die gemischten Eindrücke ein zusammengefügtes, darstellbares Ganze bilden. —

Die Völker sind mit all ihren Sitten und Eigenschaften immer mehr oder weniger das Ergebnis ihres Bodens; sie sind nur etwas verfeinerte Bäume. Ein Volk, das sich seinem Boden am natürlichsten anschmiegt, ist das glücklichste. Dies ist den Ahnen der Österreicher durchaus nicht abzusprechen: sie haben die unterirdischen Stimmen ihres Landes verstanden, ihr ursprüngliches Wesen ist übereinstimmend mit ihm, und daher ihre Behaglichkeit.

Selbst die Franzosen haben ihr Land nicht so begriffen, sonst wäre ihre Majorität einer materiellen Richtung kompakter, als sie es ist, nur die Engländer übertreffen vielleicht die Österreicher, denn sie haben neben ihrem Komfort noch tausend anderes erstrebt. Hätten die Österreicher ebenso Schritt gehalten mit diesen, sie wären ihnen an Humanität überlegen; denn es hat kein Volk soviel natürliche Anlage dazu als sie, es ist kein anderes von Hause aus so befähigt, menschheitlich liebenswürdig zu sein, als das österreichische.

Man kann sich nichts Behaglicheres denken als das Donautal, in welchem Wien gelegen ist. Der Kahlenberg und seine Genossen schützen es vor dem Nordwest; die Donau, der rasche Kriegsstrom deutscher Flüsse, bringt dem Bedürfnisse seine raschen, frischen Wellen; in dem dunkleren Himmel sieht man schon die tiefere Sehnsucht nach dem Süden; der

Boden ist freundlich und ergiebig, die ganze Stimmung der Gegend liebenswürdig. Es gibt, wie schon angedeutet ist, viele Städte, die pittoresker, interessanter liegen, aber man sucht umsonst eine, die so behaglich, wohnlich an den Boden sich schmiegt, wo man augenblicks erkennt: die Stadt gehört in diese Gegend.

Wien ist an seinem Orte. Die Stadt selbst ist nur ein Mittel- und Sammelpunkt, die zweiunddreißig Vorstädte bilden Wien wie Strahlen die Sonne. Und all diese Vorstädte sind frei für Luft und Aussicht; selbst die Berge sehen in bescheidener Entfernung gehorsam wie Domestiken mit niedergesenkten Augen hinein. Wien ist eine großartige Winter- und Sommerwohnung, wo man nur das Zimmer wechselt, und sich dadurch alle Bequemlichkeiten verschafft.

Die Zahl der Vergnügungsorte um Wien ist Legion; denn das Vergnügen ist ein Geschäft, das jeder Wiener mit Leidenschaft betreibt. In den nahe gelegenen Dörfern wohnt während des Sommers der begüterte Hochbürger, der Schauspieler, der Rentier.

Der Zusammenfluß von Fremden ist während des Sommers groß, man besucht Wien wie eine merkwürdige ausländische Stadt, eine Reise dahin ist das gewöhnliche Asyl der überladenen Geschäftsleute, welche ihrem Unterleibe auf einige Wochen gütlich tun wollen. Es ist in keiner Stadt so leicht, nichts zu tun und zu denken als dort. — Trotzdem kommen die Wiener Gasthäuser nicht aus dem Schlendrian heraus. Es gibt in ganz Wien deren zwei oder drei, die nach Art guter Gasthöfe eingerichtet sind, alle übrigen sind mehr oder weniger alltägliche Kneipen, wo man nichts hat als ein mittelmäßig Nachtlager und schlechte Bedienung. Das ist aber von jeher so gewesen, und darum muß es auch immer so bleiben; und wenn man ihnen erzählt, wie ganz anders und besser das im Auslande ist, so lächeln sie, schwappen

sich auf den Bauch und sagen ungestört: Dos is holt onders bei uns in Wi=en. —

Und sie sind in dieser Borniertheit so schnurrig und liebenswürdig, daß ich mitlachen, und am Ende gar eingestehen mußte, die Einrichtung mit den mittelmäßigen Gasthöfen sei gar nicht unpassend. Das Wiener Leben ist nämlich ganz und gar draußen, an zwanzig Orten, die Dimensionen sind groß, man kommt gewöhnlich erst bei einbrechender Nacht in seinen Gasthof zurück und braucht nichts als ein Nachtlager, und der Gastwirt findet es eben auch in der Ordnung, daß man sonst nicht viel mehr verzehrt.

Also hat der Wiener auch darin recht, wenn er sagt: „'s is holt onders bei uns in Wi=en."

Große Ehrlichkeit und viel Bettelei herrscht natürlich in Österreich, wie in jedem also abgeschlossenen Staate, wo der Fond des Volkes brav und gutmütig ist wie hier. Die Poesie der Bettelei — das Verbieten einer jeglichen ist die prosaischste Grausamkeit — steigt freilich hier bis zum Unerträglichen; der Reisende ist in einem fortwährenden Belagerungszustande. Ebenso wird jene Ehrlichkeit oder der daraus fließende Kredit bis ins Ungeheure getrieben. Man bezahlt in einem öffentlichen Hause nichts beim Empfange, das Haus sei noch so groß, die Gesellschaft noch so zahlreich, die Verwirrung noch so betäubend. Der Fremde kann für viele Gulden verzehren und mehrmals umsonst fragen, was er zu zahlen habe, und ungehindert von dannen gehen, ohne einen Kreuzer gezahlt zu haben. Diese Art von Kredit ist sogar lästig. Es gibt nämlich bestimmte Zahlkellner, und nur dann zwei oder drei, wenn die Gesellschaft außerordentlich groß ist; dieser Zahlkellner macht dem Gaste die Rechnung und nimmt allein Geld. Dieser eine Mensch ist nun gewöhnlich so in Beschlag genommen, daß man um einiger Kreuzer willen meisthin unerträglich lang warten muß.

Table-d'hôte wird nirgends gespeist, der Österreicher spielt wie der Engländer beim Essen den Individuellen — und wunderbar genug haben diese Nationen gerade dabei gar nichts Persönliches, sondern essen wie eine Gattung alle dasselbe, dieser sein Rindfleisch und den Plumpudding, jener „a gebocknes Hähndrl, a Mehlspeis und a Rostbraterl".

Im Weintrinken sind sie mäßig, ich weiß nicht, ob dies am Weine oder an ihnen liegt; Verleumder sagen, man kriegte eher Leibweh als Laune von großer Quantität. Und doch kommt er der Masse trefflich zustatten, weil seine schlechteren Sorten wohlfeil und allen Klassen zugänglich sind. So entgehen sie dem garstigen, dem nordischen Schnapstrinken, man sieht nirgends jene dumpfe, bestialische Schnapsbesoffenheit, die den Geist nicht aufregt, sondern verwirrt, verdummt, das Hirn nicht locker macht, sondern zusammenquetscht.

Die Österreicher sind wirklich auch im allgemeinen mäßig, und selbst ihre ausgelassenste Fröhlichkeit, die man halb irrtümlich zu ihrem stehenden Charakter rechnet, ist immer polizeigemäß. Zahme, lustige Füllen, die den Hafer nicht kennen, und von ihm nicht gestochen werden.

Auf der Brigittenau z. B. feiert man alljährlich ein großes Volksfest, bei welchem sich an dreißigtausend Menschen einfinden, die in Lust und Freude herumspringen wie die Böcklein — und nicht ein einziges von diesen Böcklein stößt das andere.

Ich gestehe, daß diese Art von Wohlgezogenheit etwas Philistermäßiges hat, und daß ich, selbst als Regent, ein Volk mehr lieben würde, das zuweilen durch eine Kaprice seines Herzens Spannkraft bekundete, natürlich durch eine unschuldige und kleine, die nichts kostet. Ein Roß, das nicht einmal auf den Zügel beißt, ist langweilig und von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen kann einem solch eine Empfindung wohl arrivieren im Lande Österreich.

Besonders sind die Ultraliberalen in einem großen Irrtum, welche in Österreich einen mit starker Hand verstopften Vulkan sehen — nichts von Verstopfung, nichts von Vulkan; höchstens ein solcher, bei dem gekocht und gebraten wird; das Volk ist so unvulkanisch wie nur möglich. — —

Ich habe schon früher einmal darauf hingedeutet, wie ein Rest des italienischen Straßenlebens, und manche halbitalienische Sitten in Wien zu finden seien. Die alltäglichen Freuden sind auch hier meist auf der Straße und in öffentlichen Häusern zu suchen — da sitzen sie mit ihren großen Backenbärten und kurzen Meerschaumpfeifen und trinken Kaffee oder Zuckerwasser und sehen der Zeit nach, die rastlos geht.

Nur die Fiaker, der tüchtigste Schlag in Wien, weil er einen Willen hat und im Notfalle grob ist, sind in steter Bewegung. Sie fahren so schnell und geschickt, wie die Berliner schlecht und langsam. Sie verstehen ihr Handwerk, lesen in den Stunden des Wartens ihren Roman wie einer und sind daneben betriebsame ganze Kerle. Ich habe eines Abends mit Gutzkow ein ganzes Fiaker-Literaturblatt durchgesprochen, wir fuhren von Hietzing nach der Stadt und fanden in allen Taschen des Wagens Romane — in unserer nordischen Voreiligkeit glaubten wir, sie seien von Passagieren vergessen worden und machten unsern Kutscher darauf aufmerksam. Er lächelte aber sehr und deutete mit dem Finger auf seinen eigenen Schädel — die Fiaker in Wien sind eine Stütze der Literatur.

Nicht darum, sondern aus andern Gründen glaube ich, daß sie nächst Staberl den meisten Witz in Wien haben, und das will etwas sagen, denn ihre Zahl hört erst in der Nähe von Tausend auf. Vom Staberl, den Ungarn und den Fiakern hat man die meisten Bonmots. Die Fiaker sind auch der Stolz Wiens, den es gegen alle Nationen und Hauptstädte geltend machen kann. Es glauben Gelehrte, sie

seien — nicht die Gelehrten, sondern die Fiaker — die eigentlich gesunden Urbewohner, die Autochthonen Wiens, die ursprüngliche Kriegerkaste — ihr Fahren ist eine Kunst, welche die lebhafteste Anerkennung verdiente: im stärksten Trabe jagen sie durch die engen, von Menschen und Wagen angefüllten Straßen, oft nur eine Linie breit an den Gegenständen vorüber, und es ist ein höchst seltener Fall, daß sie anstoßen oder gar ein Unglück anrichten, sie fahren, wie man sich ausdrückt, den Schwanz vom Buchstaben herunter. —

Die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt ist oft da gewesen, es ist aber wirklich interessant, welch strenge Gegensätze sich bei diesen beiden Städten herausbilden. Der Spott über solch große Verschiedenheit ist in Wien noch sehr lebhaft; wenn die Wiener hassen könnten, die Berliner würden einem lebhaften Hasse nicht entgehen. Überlegenheit drückt. Aus den immer wiederkehrenden Versuchen, Berlin zu persiflieren, sieht man deutlich, wie unbequem ihnen Berlin ist.

Aber wo hätten sie das Zeug zu solcher Persiflage her! Die Schärfe der Zunge, der Übermut, die Unverschämtheit, die abgeschmackte Prahlerei, die ganze Hochnäsigkeit, welche sie dartun wollen, steht ihnen auf keine Weise zu Gebote.

Zur Persiflage ist der Berliner eben so geschickter, wie sie dem dreisten, gehärteten Manne besser ansteht als der sanften Frau. Der Berliner Akzent hat in seiner Reinheit etwas entschieden Vornehmes, und in seiner ohrenzerschneidendsten Gemeinheit immer noch eine straffe Figur, ein herausfordernd Unverschämtes; der Akzent hat immer Courage. Und sie ist das Blut des Spottes, ohne sie persifliert niemand, wenigstens glaubt niemand an den Spott, wenn ihn nicht der Mut des Spottes zwingt.

Es kann hinter dem Berliner hochaufgerichteten spitzen Worte ebensoviel Dummheit lagern wie hinter dem platten

Wienerischen, aber der Wiener weiß um seine Beschränktheit, und denkt, es sieht sie jeder — und darum sehen sie die meisten; der Berliner aber ist himmelweit entfernt davon, an sich nur einen Augenblick zu zweifeln; „Und wenn ihr nur euch selber glaubt, so glauben euch die andern Seelen“.

Der Wiener hat nur den Vorteil, welchen jeder bescheidene Mensch dem Poltron, dem Aufschneider gegenüber hat; aber er weiß diesen Vorteil nicht genügend geltend zu machen. Des Berliners Rede ist immer kriegerisch, des Wieners aber spaßig — was vermag der Spaß gegen den Krieg? Ja, wäre es der Witz! Der Witz tötet alles, er ist der Despot der Sprache, der Gedanken und Gefühle, er tötet schonungslos auch das Schönste, seine eigenen Verwandten, weil er keine alten Gesetze respektiert, sondern immer selbst ein neu Gesetz ist; er ist die genialste Erfindung der Sprache, der einzige Teufel, welcher zugleich schafft, indem er zerstört. Es ist Verleumdung witzloser Leute, wenn sie den Witz niedrig anschlagen; sie sind wie die Weiber, die nicht an den Sieg glauben, weil sie selbst nicht fechten können, oder sie haben nur die Saphirsche Art vor Augen, welche sich an keinen Hintergrund lehnt, und Seiltänzerkünste mit der Sprache vornimmt. Wenn der Witz, wie oben angedeutet ist, jenem Äon gleicht, der mit demselben Hauche eine Welt hervorbringen und vernichten konnte, so darf nicht vergessen werden, daß jener Äon auch wie unser Witz nur der Ausfluß einer höhern Macht war. Das Gewaltige des Witzes liegt eben darin, daß er ein Symptom ist. — Könnten die Wiener ihre Späße als solche Symptome verborgener Gewalten ansehen, sie bändigten mit leichter Mühe die dreiste, kritische Rede des Berliners.

Aber, heißt es, haben nicht die Wiener Humor? Und ist nicht Humor eine der schönsten, weichsten Grundlagen des Witzes?

Es muß etwas dahinter sein, sagte der einfache Mann, wenn's Humor geben soll; der Humor ist nichts Ursprüngliches, er ist das Ergebnis eines Verhältnisses; es müssen Zustände gegeneinander wirken oder gewirkt haben, wenn er entstehen soll; aber die Zustände der Wiener Masse haben just darin ihr Bezeichnendes, daß sie von jeher zweifellos und wechsellos gewesen sind. Wer nicht bis ins tiefste Herz Schmerzen empfinden kann, vermag's auch nicht, Humor auszuströmen. — Wo hat der Wiener seine Schmerzen? Wenn ihm der Appetit ausgeht, ist er traurig, aber nicht humoristisch.

Der Wiener hat Laune, weil er sich wohl befindet; die Laune ist nur der Laufbursche des Humors; sie ist nur das Lachen, Humor aber ist der Sieg durch das Lächerliche.

Unter den öffentlichen Gestalten ist nur Raimund in Wien humoristisch, denn er allein malt seine komischen Gestalten auf einen ernst bewegten Hintergrund; und die gebildetsten Wiener können's neben ihm mehr als alle anderen Völker sein, weil sie durch ihre Stellung in mannigfache Gegensätze gebannt sind, und den Hang zur gutmütigen Ausgleichung der Differenzen, zum Lachen unter Tränen vom nationalen Herkommen aus besitzen.

Es ist eine nicht unwichtige Betrachtung, wie die Nationen einander auslachen, sobald es der Haß zum Lachen kommen läßt. Schweden und Dänen hätten früher übereinander gelacht, wenn sie sich nicht gehaßt hätten; der Engländer wird von den meisten Völkern ausgelacht, weil er eigensinnig seine Manieren beibehält, obwohl er in die mannigfachste Berührung mit allen Völkern kommt. Der Engländer lachte jahrhundertelang über den Franzosen, weil dieser mager war, kein Rindfleisch aß und allenfalls Froschkeulen verzehrte, der Spanier würde über den Portugiesen lachen, wenn er lachte, der Römer verlacht den Venezianer, der Franzose lachte über alle, wenn er nicht zu eitel und zu höflich wäre. Der

Deutsche lacht über den Schwaben, obwohl er weiß, daß Schwaben die größten Deutschen geboren hat; der Norddeutsche lacht über den Wiener, und der Wiener, damit ihm doch auch etwas übrig bleibe, lacht über den Ungar, und wenn er sehr übermütig ist, auch über den Böhmen, den er eigentlich haßt. Wenn man über jemand lacht, so stellt man sich in dem Augenblicke über ihn; bei Völkern ist es immer Glaube an eine Überlegenheit.

Und der Böhme ist dem Wiener an allem, nur nicht an Gutmütigkeit, an dem gefälligen Herzen des Umgangs überlegen. Wie der Türke den Perser, sieht der Wiener den Böhmen an; dafür erholt er sich am Ungar und rüttelt sich schon zum Lachen bei der bloßen Ankündigung: „Bin ich ein Ungar!“

---

6. Soldaten und Mädchen.

Die englischen Tories waren Napoleons unversöhnliche Feinde, die preußische Jugend brachte seine ungestümsten, die österreichischen Soldaten aber waren seine mauerfesten, ausdauerndsten Gegner.

Ungarn liefert die besten und stattlichsten Soldaten, sie sind von der Heimat her in Luft, Sonne und Regen gehärtet. Sie haben esprit de corps als Ungarn, und mögen zum Teil darum die gewandten, mehr vereinzelten Galizier übertreffen. Die ungarischen Grenadiere sehen aus, wie man sich bei der Xenophonlektüre die „Unsterblichen“ des Artaxerxes denkt. Es ist eine Zyklopenlänge, welche durch die Bärmütze ins Ungeheure gesteigert wird. Wenn man diese langen Leiber in leichnamartigen weißen Jacken, mit grabschwarzen Gamaschen und Turmmützen, mit jenen fahlgelben Gesichtern von der mongolischen Hochebene, mit den zerdunsenen, matten Augen, dem struppigen, dünnen, schmutzigen Barte, den braungelb ledernen Händen in Masse einher-

marschieren sieht, so glaubt man wahrhaftig, es komme Plutos Garde, die er sich in neuerer Zeit angeschafft habe. Ich habe nie einen Laut von solch einem ungarischen Grenadier gehört; er hat zwar da, wo wir Augen haben, auch so etwas; aber ich habe nie einen Blick von ihm gesehen, ich bin immer scheu an ihm vorübergegangen wie bei einem Waldmenschen, dem plötzlich seines Waldes Wildheit kommen könnte — und dann wäre kein zivilisierter Unterleib sicher vor der langen Muskete mit dem langen Bajonett.

Ich habe die Truppenmassen des Kaisertums fast in allen Provinzen gesehen: eiserne Unbekümmertheit lagert auf dem Ersten wie auf dem Letzten; man muß vollkommen überzeugt werden, daß sich in einem neuen Franzosenkriege wiederum kein Heer so ehern und zweifellos schlagen würde als das österreichische. Nur eine fanatische Begeisterung und überwältigendes Feldherrngenie könnte sie überwinden, eine bloß gebildete Armee, die da weiß, was Leben ist, überläßt ihr sicherlich das Schlachtfeld. Sie kommen daher marschiert, diese praktisch gekleideten Massen, wie eine Reihe metallener Figuren, in der ganzen Fronte nur der ein und einzige Gedanke auf das nächste Kommandowort: „Eins zwei, eins zwei, aufg'schaut!“ und so marschieren sie in den Höllenrachen hinein, wenn der Offizier nicht Halt ruft. Sie tun's nicht aus Subordination, sie haben zumeist in ihrem Leben nicht gehört, was Subordination sei, sie tun's, weil sie selbst subordiniert sind, einexerziert, instinktmäßig. Sie dienen dem Staate vierzehn Jahre, sie sind Soldaten ganz und gar, eine riesenstarke Armee, stark wie ein unwandelbarer Begriff.

Jene vierzehnjährige Dienstzeit trifft namentlich die österreichischen Erblande, die meisten andern Provinzen dienen kürzere Zeit — die eigentliche Soldatenspielerei findet man nirgends: man sieht ihnen das ruhige, arbeitsvolle todesernsthafte Geschäft an. Die Offiziere sind fast durchgängig bescheiden, ohne Poltronerie, äußerst gefällig, ja liebenswürdig.

Wenn die Bestialität der Massen nicht geweckt wird, müssen sie ein ganz angenehmer Feind sein, weil sie im Innern eine unüberwindliche Überzeugung von der geistigen Superiorität anderer Völker tragen. —

Die Wiener Polizei hält sehr auf den äußeren Anstand, und so sehr auch das Vergnügen in Wien gepflegt wird, so wenig darf ein Teil desselben dreist auftreten. Alle derartigen öffentlichen Anstalten sind streng verboten, und am hellen Mittage werden die Kupplerinnen auf dem hohen Markte an den Pranger gestellt. Ihre Klientinnen gehen mißvergnügt unter der Volksmenge umher und murmeln von Vorurteilen und beschränkten Ansichten. Dies war die einzige Andeutung zu einer kleinen Emeute, die ich dort gesehen habe, und sie saß nur auf den Lippen einiger unternehmenden Frauenzimmer, welche andere Ansichten über die Liebe hegten, als das Gubernium.

Von den leichtfüßigen Kindern, die sonst am späten Abende durchs Palais Royal tänzelten — sonst, denn dies orleanistische Palais ist jetzt auch tugendhaft geworden — und manchen schüchternen Jüngling aufmunterten, manchen ernsteren abschreckten, von denen, die in Hamburg an der Alster bei den Laternen vorüberschäkern oder seufzen, von diesen leichten Nymphen sieht man in Wien abends nach dem Theater nichts auf der Straße, die Polizei hält das nächtliche Bekanntschaftsuchen für unschicklich. Und doch gibt es in Deutschland keinen Ort, der im Verhältnis zu Größe und Einwohnerzahl soviel lustige Mädchen darböte als Wien. Ich habe es schon erwähnt: die Mädchen gedeihen nun überhaupt in Wien vortrefflich, denn ihr Aufwachsen wird durch kein frühzeitig Denken, Lesen, durch keine Romantik und Sentimentalität gestört, sie haben alle von Hause aus guten Appetit und runde, volle Formen, sie werden in einem halben Katholizismus aufgezogen, der die bequemste Religion unter der Sonne ist, weil er alles vergibt, ein lustiger Weltgeistlicher —

sie sehen von Jugend auf alle Welt nach sinnlichen Genüssen jagen, die Hauptfrage hören sie ewig, ob etwas gut schmeckt, und „Wie hoben sich Euer Gnoden unterholten?“, die stets wandelnde Woge von Fremden erhält sie fortwährend in Atem, sie haben ein weiches, üppiges Klima, warme Nächte, die niemand erkälten — was Wunder, daß die Sensibilität größer als sonstwo ist. Da der Abend ihnen zum Kennenlernen verschlossen ist, so werden sie ans Sonnenlicht und zur Dreistigkeit genötigt, sie wandeln um die Mittagsstunde den Kohlmarkt und Graben entlang inmitten der par excellence anständigen Beau monde, und es gehört das Auge eines Linné dazu, um diese verschiedenen Pflanzenarten zu unterscheiden, da das lustige Mädchen so freudig und elegant gekleidet geht, wie die Fürstin, und die Fürstin auf der Straße so einfach wie diese. Indessen sind die Österreicher in der Naturgeschichte zu Hause, und leisten darin das Unglaubliche. Erst vor wenigen Jahren hat wieder ein Österreicher aus Mähren das Kreosot erfunden, das gegen Zahnschmerzen hilft, und ich habe sie auf dem Kohlmarkte und Graben nie in Verlegenheit gesehen.

Die Partie der Fremden ist übrigens in Wien sehr interessant und nicht in Vergleich zu setzen mit der in den norddeutschen Städten, wo die meisten Fremden nur des Geschäfts und Handels wegen hinkommen. Das österreichische Prohibitivsystem läßt nicht viel Geschäftsfreunde zu, einige Orientalen etwa, die unten am Eingange der Leopoldstadt rauchen und so faul sind, daß man ihnen kein Geschäft abmerkt, das schmierige Publikum der Musterreiter fehlt aber ganz. Die große Menge von Fremden, die man in Wien erblickt, ist meist lediglich da, um sich zu amüsieren. Wien ist die deutsche Villa, wo der norddeutsche Römer ausruht von des Regierens Mühen, unser Tuskulum und Liternum. Diese Muse wird befördert durch den Anblick der wohlgeölten Staatsmaschine, der fröhlichen Menschen und Mädchen —

man wundert sich, daß in Wien auch gearbeitet wird, daß nicht Manna vom Himmel fällt und süßer Wein aus den Dachrinnen sprudelt.

---

7. Die Künstler und die Frauen.

Man ist in Wien viel auf den Beinen, und wenn ich frage, worin eigentlich das große Vergnügen besteht, das einen fortwährend in Atem erhalte, so stockt man mit der Antwort. Es ist wie mit mancher Poesie: man weiß ihr Dasein nicht alsbald zu definieren. Und meisthin sind diese undefinierbaren Freuden größer als sonstige, denn sie liegen weniger in der Berechnung, dem Ursprünglichen und Natürlichen näher, und Gott bleibt schon einmal größer als die Menschen.

Indessen hat's mit den Wiener Freuden keine gar so bloß göttliche Bewandtnis, man braucht doch recht viel irdische Dinge dazu: einen guten Appetit, einen Beutel voll Geld, gutes Wetter, Schönbrunn, Tivoli, Hietzing, Laxenburg, die Theater, die Fiaker und manches, was man zu verschweigen pflegt. —

Das Wort Künstler grassiert sehr in Wien, und man muß immer genau hinhören, was die Leute darunter verstehen. Jedes Volk fühlt ein Bedürfnis nach Darlegung gewisser geistiger Regsamkeit, und so berufen sich denn auch die Wiener auf die schönen Künste, die bei ihnen aufs Trefflichste gediehen. Sie fragen mit sehr wichtiger Miene, ob man beim Theseus, im Belvedere und in der Porzellanausstellung gewesen sei und ob man den Kaiser Joseph habe reiten sehen.

Es ist wirklich auffallend, daß Wien in Malerei, Bildhauerei und Skulptur nicht mehr leistet, da hierin aller Ausdruck, alle Konkurrenz freigegeben sind — vielleicht fehlt es an Ermunterungsinstituten? Was leistet das kleine Düssel-

dorf, was leistet München, Dresden, Berlin daneben. Ein Herr Professor Höfer schneidet recht hübsch in Holz, und ein anderer zeichnet scharmante Modekupfer in die Zeitung, auch werden die Haus- und Ladenschilder sehr artig gemalt, wie wir das bald eines Breiteren sehen werden; aber das ist alles und wahrhaftig doch nicht genug für Wien. Kunstfertig ist es überaus, aber wo ist die Kunst, wo ihre Taten? Das Belvedere enthält schöne Sachen von alten Meistern, was können dafür die Wiener? Die Porzellanniederlage mit ihren Malereien ist artig, sehr artig, aber es bleibt doch nur ein spielendes Genre, der Kaiser Joseph hat ein schönes Pferd. — Ich muß gestehen, daß mich die Entdeckung selbst im höchsten Grade überrascht, warum man nicht in Wien eine komplette Künstlerschule zustande bringe. Das ruhige, von keinerlei staatlichen Dingen gestörte Leben, das heitere, sinnliche Auge des grünen, saftigen Landes, der reiche Adel, die leichte Verbindung mit Italien, die schönen Menschen, dazu Minister an der Spitze, voll Geschmack und Schönheitssinn, wie Metternich — wahrlich, es ist ein Rätsel, daß wir nicht schon eine glänzende Wiener Schule haben, welche sich an Natürlichkeit der niederländischen anschlösse und an Farbenreiz und irdischer Schönheit der venezianischen. Ist's ein Rätsel? Fragt die Polizei!

Der Theseus im Volksgarten zu Wien stammt bekanntlich von Napoleon her, diese Überwältigung des Minotaurus war vielleicht ein Sinnbild, wie er selbst die Revolution mit ihren Ausschweifungen erwürgt habe. Er wußte es auch, wohin des Theseus Kampf zu stellen sei: auf den Alpen sollte er stehen, wenn ich nicht irre, auf dem Simplon; die Straße und der Theseus sollten die Gewalt des menschlichen Halbgottes über die ungeheuersten Massen der Natur darstellen. Dort oben, wo sich Deutschland, Italien und Frankreich begegnen, sollte die kolossalste Macht und Kunst dem harmlosen Wanderer in die Augen leuchten.

Und wirklich; für den Titanenkampf mit solchem Ungeheuer muß man Raum sehen — zu Wien im Volksgarten hat man ihn in ein kleines Tempelchen gesteckt, und es steht zu fürchten, daß Theseus die nahen Wände wie Kartenwände einbricht, sobald er mit der Arbeit fertig ist und sich nach Art der alten Helden reckt und dehnt, um die Glieder in Ordnung zu bringen. Es ist ein drückender Gedanke, Großes und Gewaltiges in eine kleine Schachtel gepackt zu sehen.

Man erzählt oft von einem feinen Kritiker, welcher beim Anblick des olympischen Zeus, den Phidias geschaffen, in die Worte ausgebrochen sei: Wenn Zeus von seinem Throne aufsteht, so stößt er die Decke des Tempels entzwei wie eine Eierschale. Kurzsichtige Leute nehmen das nur immer für ein Lob des Phidias und der gewaltigen Augenbraue Zeus Kronions; es ruhte auch der witzigste Tadel des Tempels darin.

Man malt wirklich schöne Schilder in Wien, und es besteht eine scharmante Art von Rivalität unter den Kaufleuten, das schönste Schild zu haben. Die Hälfte dieser Schilder stellt fürstliche Personen dar: der Kaiser von Österreich in allen Trachten, der König von Preußen in ungarischem Nationalkostüm, der König von Ungarn, der Primas von Ungarn, fürstliche Damen von der verschiedensten Schönheit, ein Amor, der Bänder verkauft, eine Jungfrau von Orleans, die mit Seidenzeugen handelt, ein Bischof, der Luxusartikel feilbietet; nur ein Papst fehlt.

Die sogenannte schöne Wienerin, eine Wachsfigur, welche immer nach der neuesten Mode angekleidet ist, repräsentiert wegen steten Wechsels die Revolution und steht unter Glas.

Im allgemeinen aber heißt in Wien Künstler soviel als Schauspieler. Das Schauspiel ist Mittelpunkt des Wiener Lebens, des Wieners Stolz und Sehnsucht und Vergnügen. Was dem Pariser die Journale, das sind dem Wiener die

Theaterzettel: er studiert, glossiert, memoriert sie. Für den Schauspieler ist Österreich noch das Land der Märchen, sie dürfen nicht getadelt werden; ihre künstlerische Unbeflecktheit schützt die Zensur.

Wäre das Theater noch nicht erfunden, die Österreicher erfänden es.

In fünf Häusern wird täglich gespielt, und kein's derselben ist in den schönsten Sommertagen leer. — —

Aufmerksame Leser werden es leicht herauslesen, daß ich mich eigentlich in Wien sehr wohl befunden habe.

Der Ruf von der Liebenswürdigkeit der Wiener Damen ist ebenso allgemein bekannt und wird so ohne Widerspruch aufgenommen, wie der von der Gemütlichkeit der Österreicher im allgemeinen. Und man kommt in Verlegenheit, wenn es sich um eine Definition der äußeren Schönheit handelt; das Ensemble tut wie bei der Komödie alles, und Komödien sind sie alle, schon darum, weil ihnen das Tragische zu unnatürlich dünkt. Man findet nicht so häufig glänzend elegante Figuren, wie es deren im nördlichen Deutschland, besonders in Berlin soviele gibt, wie sie das Eigentum Frankreichs und Englands sind. Jene in leichten, feinen Bogen geschweiften Figuren, die durch ihre zierlichen, hüpfenden Formen so bestechen, durch den schwankenden Hals, auf dem der Kopf sich schaukelt, durch die sich tief hineinschmeichelnde Taille, welche den fein geformten Schulterkörper trägt, durch den kleinen, hochgespannten Fuß, der in bunter Laune mit dem ganzen Körper spielt — jene Figuren sind nicht zu Hause in Wien. Körper und Wuchs ist schon ein wenig mit dem italienischen verwandt in der Fülle; französisches ist nichts an ihm. Die Italiener sind bekanntlich ein Volk, das nur außerhalb seines Landes Anstrengungen verträgt, in der Heimat aber bequem, weichlich und faul ist; — die Italienerin schnürt sich selten oder gar nicht, weil es ihr lästig ist; eine schöne Taille sucht man in Italien vergebens, sie entschädigen durch ihre Büsten.

Ebenso sind in Wien die feinen Figuren nicht das Hervorstechende, wenn auch der Körper hier schon straff und fest zusammengehalten wird. — Luft und Fleisch bildet einen Übergang zu Deutschland, Wien ist ein Grenzort, Venedig die erste Station. Das Fleisch der Wienerin ist aber frischer und blühender, wie es im allgemeinen bei den nördlichen Völkern lebhaftere Farben hat. Wenn man die vielen Tizians in Oberitalien sieht, so glaubt man, es haben ihm Wienerinnen gesessen, denen er südliche Augen gemalt, denn in diesen betet der Katholizismus die Schönheit an, kniend begehrlich.

Auch den lebendigen Wienerinnen selbst, glaube ich, muß man nicht zu tief in die Augen sehen; zum Verlieben gehören sie wahrscheinlich unter die ersten Weiber der Welt; ich weiß nicht, ob es ihnen die Römerin und Französin darin zuvortut; für romantische Liebe sind sie zu harmlos, zu lebenslustig, zu natürlich, denn eine gewisse blinde Treue und Romantik ist nicht Sache der Natur, sondern einer Zivilisationsrichtung.

Fällt indessen ein glücklicher Keim in solch ein wienerisch Frauenherz, so mag es auf der Welt nichts Weicheres, Einschmiegenderes, Weiblicheres geben.

Außer der feinen Figur fehlt auch der feine Fuß; aber sie ersetzen beides durch Fülle; auch ihr Fuß ist fleischig, und wenn auch nicht zierlich, doch voll und rund geformt. Die ganze übrige Bildung des Körpers ist weich und doch frisch und kräftig, ein gesundes Verlangen hüpft auf jeder Linie, ihre Schönheit ist jene sanftschimmernde des duftigen Obstes, das noch am Baume hängt und vom Reife der Luft überhaucht ist.

Was ihnen an Geist und tiefer Empfindung abgehen sollte, ersetzen sie durch Schalkhaftigkeit und Laune. Außer Französinnen kenne ich keine Damen, die so liebenswürdig für den bewegten geselligen Umgang wären, als die Damen

von Wien. In ihrer natürlichen Unbefangenheit sind sie bei weitem angenehmer, als viele unserer nördlichen sentimentalen Prinzessinnen, die jeden freien, fröhlichen Scherz unanständig finden und außer sich wären, wenn man ihren Glauben in Zweifel zöge, daß die Kinder von den Bäumen geschüttelt würden.

Eben weil den Österreichern vielleicht mancherlei Bildung mangelt, fehlt ihnen auch glücklicherweise die Verbildung; sie sind ein unbeflecktes Völkchen, dem nicht Tugend, nicht Laster viel zu schaffen macht.

Die hübschen Damen lesen französische und englische Schriften, daß man erschrecken möchte, aber das ist gar nicht nötig; die Lektüre bringt ihnen weder Nutzen noch Schaden. Ich wollte indessen doch, sie läsen mehr deutsch, es könnte ihnen zustatten kommen.

Im allgemeinen hat das österreichische Volk sehr viel Anlage zur Jugend, es ist reich an Blut, und aus Blut und frischer Luft macht man Jugend und Geist. Man sieht's, wenn man ihre Moden betrachtet, daß sie auch erfinden können. Das Gebiet des Bequemen, das sie mannigfach kultivieren, bekundet ihre schöpferische Fähigkeit.

---

8. Baden.

Der Verkehr zwischen Wien und diesem Lustbade ist sehr lebhaft, zumal da der Kaiser einen Teil des Sommers dort zubringt. Wir gingen bei frühester Morgenzeit auf die Post und wurden in einen unangenehmen Affenwagen gesteckt; in einem kurzen Kasten laufen an beiden Seiten der Länge nach zwei Bänke hin, und so sitzt man sich gegenüber, als wenn man zur Hochzeit säße. Wildfremde Gesichter, die weder am Wege, noch am Morgen, noch an irgend was Interesse zu nehmen schienen, saßen uns gegenüber, sie stierten in die

untergeschlagenen Arme hinein und regten sich nicht. Wenn sie nur wenigstens geschlafen hätten, das bekundet doch eine menschliche Regung, nein, sie stierten unverwandt; unser gezwungenes Gegenübersitzen bekam etwas Grauenhaftes. Ich fragte leise den Starosten, wofür er die Leute hielte, denn laut zu sprechen war bei der stillschweigenden Übereinkunft unseres Kastens nicht ratsam — er machte mir ein Zeichen; wahrhaftig, es war ein Kurszettel, der aus der Brusttasche des einen Schweigsamen guckte, es waren Bankiers; —

„Sie hören nicht, sie sehen nicht, sie sprechen nicht — sie spielen!“

Der alte Lichtwer hat mit seiner Fabel noch immer recht, wie denn überhaupt einzelne Worte etwas Magisches, über die täglichen Gesetze Hinausgreifendes haben. Whist, L'hombre, Faro sind Kindereien geworden, wobei man jetzt hört und sieht und spricht, das moderne Spiel ist die Börse, da kann man auf Millionen rechnen in Gewinn und Verlust, da ist eines ganzen Landes Wohl oder Wehe Begleiter des Spiels, der moderne Spieler ist der Bankier. Es ist angenehm, Bankier zu sein, wenn man sonst weiter nichts ist; man muß als solcher rechnen können und die Wechselkunde verstehen; etwas Geographie, gute Zeitungen lesen und ein paar Louisdor gehören auch dazu, und dann ist man Bankier und kann Millionen kommandieren. Salomon Heine, der Onkel des Dichters, ist der Schriftsteller aller Bankiers, er hat ihnen das Motto, den Familienspruch erfunden. Als man ihn nämlich gefragt hat, ob er sich nicht freue über die Erfolge seines Neffen, da ist ihm jene klassische Bankiererwiderung entschlüpft: „Wenn er doch was gelernt hätte, so braucht' er keine Bücher zu schreiben.“

Ein ganzes Molièresches Lustspiel liegt in diesen Worten.

Der Weg führt über die Spinnerin am Kreuz auf der Heerstraße nach dem Semmering und wendet sich dann ein wenig seitwärts nach kleinen blauen Bergen hin.

Es war ein kalter Morgen mit den Herren Bankiers, und ich kam ein wenig erfroren nach Baden. Ob wirklicher Jahrmarkt in dem Städtchen war, kann ich nicht sagen, aber ein jahrmarktliches Treiben empfing mich in den Gassen. Ich hatte mir den Ort großartiger gedacht; indessen ist er doch ganz artig, und der Verfolg seiner Promenaden nach dem Helenental hinab, ist sehr angenehm. Am Eingange dieses Helenentales steht stolz und stattlich Weilburg, ein Lustschloß des Erzherzogs Karl. Das Gebäude hat ebensowenig Glück als sein Herr; man sagt, der Boden wiche unter ihm, und es drohe, gelegentlich zusammenzubrechen. Und der Herr, der schlanke Archidux mit dem langen, nachdenklichen Gesichte, wieviel vergebliche, schön komponierte Schlachten hat er gegen Napoleon geschlagen! — Man kann das Genie und das tapfere Talent nicht deutlicher einander gegenüber sehen, die immer daraus erwachsenden Resultate nicht auffallender erblicken. Götter besiegen ewig die Menschen, wären diese auch Titanen und häuften mühsam Gebirg auf Gebirg. Das Genie ist ein eroberter, unmittelbarer Gedanke Gottes, das Talent ein mühsam in einzelnen Teilen errungener. Im Kriege erkennt man gewöhnlich die Talente an kombinierten Plänen und schönen Rückzügen: Xenophon, Moreau, Erzherzog Karl sind solche Namen. Das Genie braucht keinen Rückzug — dergleichen denkend, stand ich im fröhlichen Glanze der Mittagssonne vor Schloß Weilburg und hörte mit Betrübnis, wie krankend und zurückgezogen dieser talent- und würdevolle Erzherzog lebe. Es war eine der vielen Krisen in Napoleons Leben, als der Kaisersohn, der in Deutschland die französische Rheinarmee so glücklich bekämpft hatte, nach Italien geschickt wurde, um den ungestümen jungen Bonaparte zurückzuwerfen; am Tagliamento begegneten sie sich; rasch, als ob ihm die Windsbraut entgegenkäme, ward er in die fliegenden, kleinen Schlachten verwickelt und zurückgedrängt bis in das Herz vom eigentlichen Österreich, bis zum Präliminarfrieden

von Leoben. Napoleon legte sehr viel Gewicht auf die Vorfälle am Tagliamento — die besonnene, geschickte Leitung des Erzherzogs ließ die Erfolge einen Augenblick sehr zweifelhaft, bis das Glück ebenso durchschlug, wie es ihm während des italienischen Feldzuges in den wichtigen Momenten stets gekommen war.

In Österreich ist übrigens der Haß gegen Napoleon keineswegs so zählebig als im übrigen Deutschland; es ist, als ob die Verwandtschaftsbande auch in die Massen übergegangen wären, nirgends ist die struppige, fanatische Animosität zu finden, welche nicht sterben will beim Gedächtnis dieses Namens. Auch der tägliche Anblick seines blühenden, liebenswürdigen Sohnes und der frühe Tod desselben mag lindernd und besänftigend eingewirkt haben, denn an Leiden hat er's diesem Volke, seinem unermüdlichen Feinde, wahrlich auch nicht fehlen lassen, die großen kupfernen Kreuzer, welche so wenig gelten, und das dünne Papiergeld erinnern noch täglich an seine Geißel.

Schloß Weilburg, schlafe wohl. Ein anderes Interesse begegnete mir auf den Badener Promenaden. Im Schatten einer Ruhebank sah ich einen alten Freund aus Schlesien sitzen, der Gedanke an die Heimat verschlang alles andere, und wir sprachen von dem Lande jenseits der blauen Riesenberge, vom Anblicke des Zobten, von den Wäldern der Oder.

Mein Freund zeichnete Figuren in den Sand, und aus allen Kreuzungen seines Stockes entstand immer wieder eine große Lyra — was willst du damit?

„Ach, dieser Platz ist schuld daran," sagte er. „Vor zwölf Jahren führte mich auch ein frischer, sonniger Tag wie heute nach Baden heraus, und hier auf dieser Bank saß die gebeugte, dunkle Gestalt eines Ligorianers und zog mit dem Stocke Figuren in den Sand. Ich blieb stehen, die Erscheinung, die dunkle Gestalt, welche sich nach der Erde beugte, die scharfen Umrisse des magern Gesichtes, die lange, spitze

Nase, das Überhängende der Augenknochen hatten etwas Magisches für mich. Er blickte auf, wir sahen uns an; eine grundlose, verwirrte Traurigkeit lag in den eingefallenen Augen, es dauerte wohl eine Minute, ehe ich den alten Bekannten wieder herausfinden konnte aus den Irrgängen dieser Augen — „Zacharias!‘ rief ich. —

‚Pater Zacharias heiß ich jetzt.‘ — Es war Zacharias Werner, der Dichter der ‚Söhne des Tales‘, der Verherrlicher Luthers, der später diese ‚Weihe der Kraft‘ widerrief und die ‚Weihe der Unkraft‘ publizierte, der unglückliche Werner!“

Er ist lange aus den literarischen Besprechungen verschwunden, und wir haben aus Deppings „Pariser Erinnerungen“ ein garstiges Bild von ihm als letzten Eindruck. Dort lauft er, der bejahrte, halb blinde Mann lüstern im Palais Royal herum, geneckt von den frivolen Freudenmädchen, die von allen Seiten rufen: „Papa, Papa!“ Der Kurzsichtigkeit halber geht sein Diener mit ihm, um die gröbsten Mißgriffe der Wahl zu verhüten.

Dort in Baden traf ihn mein Freund, als jene Periode bereut und abgebüßt wurde. Werner war katholisch geworden und in den Orden der Ligorianer getreten — er hatte wenig gesprochen auf jener Bank, aber unablässig eine große Lyra in den Sand gezeichnet mit zerrissenen Saiten.

„‚Was machst du da, Pater Zacharias?‘ — so hörte er sich am liebsten nennen. —

‚Ach, ich denke an den Tod — solch eine Lyra mit zerrissenen Saiten würde sich auf mein Grab schicken. — Freund, es war doch eine schöne Zeit, als sie noch ganz waren!‘ —

In dem Klange, womit er dies sprach, lag ein erschütternder Schmerz, er stand auf, drückte mir die Hand mit seinen magern, trocknen Fingern und schlich langsam von dannen, eine dunkle, traurige Gestalt.

Drunten in Wien steht eine kleine Kirche im Winkel, dort hat er oft gepredigt, ich habe ihn nicht wiedergesehen, und nicht lange Zeit darauf hörte ich, er sei gestorben und in geweihter Erde begraben worden. Er hatte kein Maß gefunden für ein starkes Herz und einen starken Kopf — die Erde sei ihm leicht!" — —.

Wir gingen ins Bad, ließen uns in weiße Brahminengewänder hüllen und stiegen hinab in das warme Schwefelbassin, wo Männlein neben Fräulein herumstrudelt. Das Wasser bricht die Lichtstrahlen so häßlich, die Figuren sehen alle so verzwergt und ungestaltet aus, daß von Liebesillusion nicht wohl die Rede sein kann, solange man nicht in jener Lebensepoche begriffen ist, wo man liebt quand même. Für solche Leute sind aber die modernen Novellen nicht erfunden.

Und es passierte mir wirklich das Unglück, eine alte Flamme in diesem Schwefeldampfe wiederzusehen, Maria aus Karlsbad plätscherte in jenem schönheitsfeindlichen Schwefelpfuhle umher. Sie erkannte mich — Maria, wie lang ist es her, daß ich ein Faible für dich hatte, und wie hast du dich verändert. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht in den „Erzherzog Karl" gekommen wäre, und ich beteuerte ihr, daß ich mich soeben mit ihm beschäftigt habe.

Ihre Haut sei spröde geworden, klagte sie; und deshalb müsse sie baden. Unser Herz ist doch kindisch wie ein Mädchen, was hatte es sich darum zu kümmern, ob Marias Haut ein bißchen mehr oder weniger spröde sei, aber es flüsterte fortwährend und verleumdete das Mädchen.

Wie hätte mich vor wenigen Monaten diese Situation mit Maria entzückt: wir konnten uns die Hände drücken und miteinander herumschwimmen!

Wenn wir bloß ein sogenanntes Faible für ein Mädchen gehabt haben und das Stückchen Leidenschaft aufgehört hat zu spornen und die spannenden Hindernisse aus dem Wege

geräumt sind, dann sind wir schlecht oder gut genug, das Mädchen zu unserer Freundin, zu unserer Vertrauten zu wünschen, mit der wir schwatzen und Konfessions austauschen.

Eine Ariadne macht kein Glück; — es ist in unsern Sympathien zuwenig tragische Größe; Humor, Lachen, gar Ausgelachtwerden lauern im Hintergrunde. Widerstand, Neid, Eifersucht in größerem oder geringerem Maße reizen größtenteils zu Intrigen der sogenannten Liebschaften, jenen Spielereien des Herzens. Diese Verführung überfüllt manchen dergestalt, daß er gar nicht zu einer wirklichen, tiefen, uneigennützigen Neigung gelangen kann. Mancher freilich gerät über diese Brücke der Herzensintrige zur wirklichen Leidenschaft. Denn auch die Liebe gewöhnt sich an, sicherlich die Leidenschaft derselben.

Unter den oben angeführten Umständen wollte ich Maria zur Freundin haben, zu einer Freundin, welcher man die Hand küßt, der man ohne Rückhalt erzählt, was einem alles begegnet sei am vergangenen Abend. Maria, der Schalk, lächelte und machte mich gesprächig. —

Als wir aus den Ankleidezimmern ins Freie traten an den vollen, klaren Tag, war ich nicht wenig erstaunt, sie schöner als je, umringt von Anbetern zu finden. Wie mit einem Zauberschlage war die alte Illusion wieder da, diese kokette Illusion — „leben Sie wohl, Herr Doktor," rief der Schelm, „grüßen Sie Madame Pichler, machen Sie ihr mein Kompliment über die ‚Frauenwürde', die ich vor zwei Jahren gelesen habe und Ihnen anempfehle."

Fort war sie — das war eine ganz andere Stimme als im Bassin, wo ihr Ton so ergeben, so resigniert war! Wie übermütig hatte sie jetzt gesprochen, wie herausfordernd lachte sie da in der Ferne. Sie hat dich gefoppt — nur Vertrauen auf Sieg erringt den Sieg. Mut ist in allen Verhältnissen der Schöpfer — verwirrt und nachdenklich ging

ich zur Frau Karoline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Diesen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorsaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langsam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langsam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen: Wie sieht sie aus? Was hat sie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie steht's um Hand und Fuß?

Das hab' ich, Gott weiß es, so ziemlich vergessen, und nur daß ich vergessen konnte, mag mir schildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — es war gegen Mittag, und es schien, als hätte ich sie im Hauswesen gestört.

Dies scheint jetzt ein Tick der Schriftstellerinnen geworden zu sein, sich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallschirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, strebsame Schriftstellerin, der ich später in Deutschland zu begegnen das Vergnügen hatte, sprach zuerst sehr lange und sehr verführerisch über Mehlspeisenrezepte. —

Frau Karoline Pichler, geborne von Greiner, fühlte sich und war sich ihrer sechsunddreißig Romanenbände wohl bewußt; — damit soll indessen nicht gesagt sein, sie habe sich gespreizt und gebrüstet, o nein, sie hat ganz das Ansehen einer besonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, die Herzen vieler Menschen beschäftigt zu haben. Im ganzen gleicht sie wohl ihren Schriften, die sich in einem kleinen Gedanken- und Gefühlskreise bewegen, darin etwas breit, aber gehaltlos werden — es interessierte mich, zu wissen, wie sie sich der Studien bemächtigt habe, die zum „Agathokles“ nötig sind, einem Romane, der zur Zeit Diokletians spielt. Es

waren nicht wenig Hilfsmittel, die sie mir aufführte, jedenfalls bedingten sie große Geistesbehendigkeit einer Dame, und das gestand sie lächelnd zu.

Von jetzt an ward sie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei seinem Besuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, sagte sie witzig, wie einst Stolberg von Jakobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich heruntergerissen hat.

Dieser Mann stört mit seiner Kantschukritik manch schüchternes Talent, das den grollenden Hausvater fürchtet, der seine Stentorstimme erhebt: Frauenzimmer, lass' die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es gibt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wissen, und abgesehen von diesem Egoismus der Bildung, welche die Frauen aufmuntern müßte, abgesehen von tausend anderen Rücksichten bleibt es eine brutale Anmaßung, sie von der Gedankenmitteilung mit Peitschenhieben wegzudrängen, ein trüber Rest alter Roheit.

Solche Äußerungen behagten Madame Pichler und sie erzählte mir, was sie jetzt schreiben wolle. Maria Theresia soll verherrlicht werden auf Kosten Friedrichs des Großen; — die schöne Kaiserin mag sich allerdings in einem Romane besser ausnehmen als der magere König mit der Tasche voll Spaniol und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns gesagt, ich lese den Roman auch nicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig schneller und straffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geschieht, und die Preußen kennt und liebt sie auch nicht genug, um sie richtig zu schildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz ist freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich und nahm im ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; selbst die ein wenig harten Formen der alten Dame störten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Besuchs Tochter und Enkelkinder der Schrift-

stellerin erschienen und sie in einem muntern, behaglichen Familienkreise zeigten.

Die Familie bildet stets einen sanften, wohltätigen Rahmen; Zölibatärs behalten immer ein schrofferes Ansehen.

Auf dem Rückwege nach Wien stieg ich in einem Gasthause ab, welches am Wege liegt; — da gab's ein munteres, lustiges Treiben, Hin- und Zurückfahrende begegnen sich dort, und eine emsige wienerische Fröhlichkeit springt vom Platze ins Haus, vom Hause in den Hof; — Maria spielte Billard mit einem Wiener Dandy. Sie war im Reitkleide, nahm sehr wenig Notiz von mir und setzte sich nach beendigter Partie zu Pferde. Es war eine große Kavalkade, aus mehreren Damen und vielen Herren bestehend, in brausendem Galopp ging es nach Wien hinab, Maria mit fliegenden Locken voran.

Mädchen, abscheuliches Mädchen, du stürzest mich ins Malheur! Mein Kutscher mit seinen steifen Gäulen mußte nachhumpeln so schnell als möglich. Als wir an den Abhang der Spinnerin am Kreuz kamen, gab ich es auf; — weit, weit unten sprengten sie in den goldenen Funken der untergehenden Sonne dahin, die stundenlange Stadt glänzte mit tausend Fenstern wie ein Tagesfeuerwerk; sie empfängt dich, Maria.

---

9. Der Wiener Akzent.

Es ist unglaublich, mit welcher Neugier die Wiener alles aufnehmen, was über Wien geschrieben wird; sie sind darin wie die Kleinstädter und wie die Pariser. In London kümmert man sich bei solchen Dingen nur darum, wenn der redende Schriftsteller in das Geheimnis der Familien und der vornehmen Zirkel gedrungen ist, weil es dort ein ganz geschiedenes öffentliches und privates Leben gibt. Nicht also in Wien. Manier und Lebensart ist zwar bei den äußersten

Gegensätzen der Stände modifiziert, aber im Grunde doch von gleichem Stoffe und Kolorit. Das rücksichtslose öffentliche Urteil ist ferner nach den bestehenden Staatsverhältnissen nicht gestattet, und so kommt ihnen dem Fremden gegenüber die Frage, ob sie auch ihren besten Schönheiten trauen dürfen. Sie haben auch wohl erfahren, daß die Welt jenseits der Grenzen eine vielfach andere ist; sie sprechen, wie schon erwähnt, von dem, was draußen in Deutschland geschieht, und daraus erklärt es sich, daß sie jedes in Deutschland geschriebene Buch über Wien mit großer Neugier betrachten. Da ihnen nun keines recht gefällt, so ist es eine stereotype Behauptung geworden, wir verstünden es nicht, ihr Leben richtig aufzufassen; auf der andern Seite sind sie aber auch ehrlich genug, die schattenlose Lobrednerei nicht ohne weiteres zu goutieren. Deshalb waren sie mit Menzels „Reise durch Österreich“ keineswegs zufrieden.

Ihre Sonderung vom sogenannten „Deutschland“ ist nicht bloße Redensart; man muß wirklich zuweilen glauben, es existiere nur eine Verwandtschaft zwischen den Nationalitäten. Ihre Sprache hat nicht nur Abweichungen in der Mundart, sie erscheint oft wie ein vollkommen anderes Idiom, sie enthält eine Menge Worte, Formen, Beugungen, die uns entweder ganz fremd oder ganz sprachwidrig sind. Das ließe sich vielleicht alles noch auf einen Reichtum an Provinzialismen zurückführen — aber diese Abweichungen und neuen Formen sind schriftlich emanzipiert, man wohnt „am Eck“, man lebt auf der „Straßen“ usw., wie dies gedruckt und geschrieben in Wien zu sehen ist.

Soviel man auch in den deutschen Ländern, wo platt und wo nicht platt gesprochen wird, Abweichungen von der Schriftsprache finden mag, scharf ausgeprägte Provinzialgesichter der Sprache — in der Schriftsprache kommen wir doch bis auf kleine Modifikationen völlig überein. Daß der Süd- und Westdeutsche Samstag und der Nord- und Ostdeutsche

Sonnabend sagt, daß jener die Intransitiva „sitzen, liegen, stehen“ richtiger mit dem Zeitwort „sein“ konstruiert, dieser aber mit „haben“, das bringt keine große Störung hervor. Höchstens hält einmal ein vorlauter Norddeutscher jenen, der gesessen i s t, für einen Juden. Aber in Österreich versinkt das Deutsche immer mehr zu einer unkenntlichen Abart, welche allmählich die feineren Kennzeichen einer zur stolzen Erscheinung und Schönheit ausgebildeten Sprache verliert.

Die Aussprache anlangend, so ist ein reiner Vokal „a“ in ganz Österreich nicht mehr aufzufinden.

Läßt man übrigens die höheren Gesichtspunkte der Sprache aus den Augen, beschränkt man sich auf den dortigen Höhenmesser, auf die Bequemlichkeit, dann wird das Idiom allerdings vortrefflich. Es ist voll Zusammenziehungen, Auslassungen, Abkürzungen, eine Sprache für den Sommer, den Mücken zum Trotz. Man öffnet kaum den Mund, und in den ungelecktesten Tönen läßt man die Worte herauspurzeln. Jedes Wort kann im tiefsten Negligé, wie es eben in der Kehle aufsteht, zum Vorschein kommen, ungewaschen und ungekämmt. Die Leute sind so fern von dem Gedanken, die Sprache sei in ihrer schöneren Erscheinung ein Produkt der Kunst und Bildung, daß sie jeden Versuch auslachen, welcher die schleppende Faulheit des Wortes abwerfen und dasselbe straffer aufrichten will. So geht's in den kleinen Provinzialstädten, namentlich Schlesiens und Thüringens, wenn einer sich über den Jargon erheben will — man lacht ihn aus und sagt, er ziere sich. Und es ist nicht wahr, daß alle gebildeten Wiener sich davon frei erhielten, es wienert der eine etwas weniger als der andere, aber sie wienern alle; die feinste Dame wienert nur ein wenig besser als das Obstweib an der Straße. Daß es im Munde einer hübschen Dame hübsch klingt, ist richtig und natürlich: im Munde einer hübschen Dame klingt alles Fremdartige hübsch und reizt. Zudem ist dieses weiche Idiom so vertraulich, daß es uns

schon darum beim Begrüßen einer uns unbekannten Dame sehr angenehm dünken muß.

Es ist übrigens hierbei zu erinnern, daß diese Mißbilligung eines abweichenden Idioms nicht so zu verstehen ist, als ob aller Provinzialdialekt auszurotten sei. Es enthält ein solcher oft die ganze Geschichte eines Landes und seines Verhältnisses zu den Nachbarn, alle Gewohnheiten, Sympathien, Vorzüge und Fehler des Landes sind darin zu finden, und diese Akzente bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die Vervollkommnung der Nationalsprache. Jeder Schriftsteller sollte einige gute Provinzialismen zur Emanzipation vorschlagen; die Sprache würde an den feinsten Schattierungen, an Bezeichnung der delikatesten Zustände gewinnen, welche jetzt oft mit vielen Worten ungenügend umschrieben werden müssen. In seinem Hauswesen ist man am Ausdrucksvollsten, und der Provinzialdialekt ist das Negligé einer Nationalsprache.

Das nur ist zu bekämpfen, daß bei der wichtigsten Kulturaufgabe, bei der Sprache, nur Negligé gelten soll wie in Österreich.

Man hat dem österreichischen Dialekte immer die Ehre angetan, ihn „gemütlich“ zu nennen, und es ruht viel Bezeichnendes darin. Ein Volk, das weniger im großen Weltverkehr sich bewegt, erfährt weniger Täuschungen, bleibt zutraulicher; ein Volk, das zum Teil jenes Grundes wegen seiner Kultur nicht dreist vertrauen mag, bemüht sich, für mangelnde Gewährleistungen durch Gutmütigkeit und Herzlichkeit zu entschädigen; es will sicher etwas bieten, und bietet deshalb das ganze Herz.

Das hat gewiß viel Angenehmes, und man mag wünschen, daß diese Bereitwilligkeit des Herzens in jede Zivilisation übergehe; nur dürfte nicht anzuraten sein, diesen Vorteil überall durch gänzliche Absonderung zu erkaufen. Vielleicht läßt er sich auch auf andere Weise zuwege bringen.

Der Dialekt in seiner Bequemlichkeit und Gutmütigkeit ist aber auch nicht bloß für den Klang und Ton der Unterhaltung wichtig; das Gehör jeder Sprache wirkt auch auf Stoff und Gegenstand. Jeder Akzent trägt in sich eine Vorausbestimmung seines Inhalts. Auf diese Seite hin entwickeln sich denn mehrere Nachteile; es ist vollkommen gleichgültig, worüber man österreichisch redet, die Sprache klingt über Freiheit und Unsterblichkeit ebenso wollig und mollig und trivial, wie über „Mehlspeis'“ und „Fiaker“. Somit mangelt jede Anreizung, das Gespräch zu erheben, somit wächst aus dem Akzente selbst eine harmlose Trivialität in das Leben hinein, die man nicht völlig wegleugnen kann, wenn man sich eine Zeitlang in demselben herumbewegt hat.

Der Mensch muß fortwährend auf der Hut sein, sagt die christliche Kultur, sonst überwältigt ihn die plumpe, irdische Materie einmal völlig über Nacht.

Mitten in einem so bequemen Akzente wie der wienerische vergißt man solche Kulturmacht gar zu leicht.

---

10. Grillparzer.

Es ist in Wien sehr schwer, Leute zu finden. Man darf dort nicht etwa an jene Viertelabteilung, an die bequemen Hausnummern, an den stets hilfreichen Adreßkalender, an das ganze zum Nachschlagen so bequeme Bureauwesen Berlins denken; nein, durch eitel Romantik hindurch geht der Weg. Grillparzer, wo bin ich überall hingeraten, um dich zu finden! — erster Hof, zweite Stiege, dritter Stock, vierte Tür! Es wirbeln mir noch die Beschreibungen im Kopfe. Nach einer vormittäglichen Suchjagd stand ich endlich in einer schmalen, öden Gasse vor einem großen schweigsamen Hause; meine Tritte hallten wider auf der steinernen Treppe, an der gewölbten Decke. Klosterstille und

Kühle umgab mich, draußen lag ein heißer Tag, ich dachte an das Schloß des alten Borotin in der „Ahnfrau", an die ganze schauerliche Einsamkeit dieses Stückes. Es trat auch so schauerlich einsam in der Literatur auf, nur in den sterbenden Augen trug es etwas von jener poetischen Lebenswärme, die es noch eine Zeitlang vor dem Vergessen schützen wird; sonst war es kalt wie eine Leiche.

Ein eisernes Gitter hemmte meine Schritte, die Türe war verschlossen, nirgends ein Mensch zu sehen oder zu hören; der alte Borotin liegt im Sterben, dachte ich. Eine schwere, rostige Klingel gab einen schrillen, gespenstigen Ton. — Niemand regte sich, noch einmal schellte ich; wieder umsonst.

So stand ich wohl eine Viertelstunde und hatte Zeit, zu überlegen, was Grillparzer für ein Dichter sei. Vor der Klingel fürchtete ich mich, machte aber doch einen letzten Versuch. Nach einer Weile hörte ich einen langsamen Frauentritt schlürfen, eine Gestalt mit fast ganz verhülltem Kopfe näherte sich — die Ahnfrau, wie sie leibt' und lebte, fragte nach meinem Begehre und Namen.

Jaromir von Eschen heiß' ich, und wünschte Herrn Grillparzer zu sprechen.

Er ist nicht zu Hause. — Ich mache hier keine Geschichte, sondern es fügte sich wunderlich genug in der Tat so, wie ich erzähle, die arme Ahnfrau mochte Zahnschmerzen haben.

Kaum hatte ich den Mut, dieser mittelalterlichen Wehgestalt eine moderne Karte anzubieten.

Nun blieb noch der „Stern" übrig, eine tief in den Winkel gekauerte Wiener Kneipe, wo sich die Poeten des Abends zusammenfinden sollten. Früher geschah dies in der sogenannten „Ludlamshöhle", aber die poetischen Possen und das Bundesartige, das sich dort herausgestellt hat, sind dem Gubernio mißfällig geworden, und man hat die Höhle verschüttet. Freie Künste, Bund und Höhle sind bedenkliche

5*

Ingredienzien, und „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiele", man darf den Teufel nicht an die Wand malen usw., kurz, man hat Gründe gehabt, die uns nichts angehen, und ich mußte nach dem „Stern" fragen, einem kleinen Filial der untergegangenen Ludlamshöhle.

Nach einigen unerschrockenen Versuchen fanden wir ihn, Gutzkow und der Starost waren mit auf dieser Expedition. Eine einfache Wiener Speisekneipe stellte sich dar; an einem gedeckten Tische, wo etwa zehn sitzen konnten, saßen drei Personen; — dort wollten wir uns ansiedeln. Einer der drei Herren bedeutete uns aber sehr artig, daß der Tisch einer bestimmten Gesellschaft angehöre, — es war Grillparzer, und er hieß uns freundlich willkommen, als wir unsern Gewerbsspruch anbrachten und uns als Leute vom Handwerk legitimierten. Zu der Erzählung meines Besuchs in seinem Hause lächelte er; aber er lächelt höchstens. Er ist ein sanfter, ernster, tragischer Mann, ein zerschlagener Baum, der sich traurig umsieht nach seinen Ästen, nach seiner Krone, die zersplittert seitab liegen. Diese fragenden blauen Augen waren mir rührend — „er hatte weder Glück noch Stern", ist nie zum Lachen kommen.

Manche Leute werden sagen: Grillparzer ist an Österreich gestorben, — sie haben unrecht; Grillparzer hatte von Hause aus den Tod im Herzen; auf der Sonnenseite war es verschlossen. Von jeher hat er mit Hingebung Royalist sein wollen; er hat den rechten Weg nicht gefunden; man hat ihn verkannt; den „Bankbanus" hat er geschrieben, „den treuen Diener seines Herrn", der sich treten läßt wie ein Hund im zweifellosen Eifer, in unergründlicher Treue für seinen Herrn, umsonst; er hat Gedichte produziert, sie sind mißdeutet worden.

Darin liegt etwas wirklich Tragisches: ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu sein, der für einen Widersacher angesehen wird. Ich kann mir jenen Abend und den An-

blick Grillparzers nicht zurückrufen, ohne still vor mich hin zu sagen: Armer Grillparzer! Er präsidierte an dem bescheidenen Tische, trug ein grünes Röcklein, war sehr einfach und ein wenig pressiert höflich. Sein Gesicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht den Namen dazu wüßte. Es ist übrigens wohlgeformt, hat eine tadellos gutgeratene Nase, eine Andeutung der österreichischen Unterlippe, welche man noch spezieller die Leopoldslippe nennt, und einen stillen, sanften Ausdruck der Züge, der, wie gesagt, nicht frei von Melancholie ist. Um die äußeren Augenwinkel ruht nämlich manch herbe Besorgnis. Er spricht mit einem weichen geschmeidigen Organe. Es wurde über die Europe litéraire gesprochen, welche ein junger Mann mit ältlichem Gesichte vor sich hatte, und aus welcher er von Zeit zu Zeit einzelne Passagen mitteilte. Dieser junge Mann mit einer großen Brille war Bauernfeld, der Schriftsteller, aus dem er vorlas, Heine, und zwar enthielt das Heft den zweiten Abschnitt von dessen Räsonnements und Erzählungen über die deutsche Literatur vorletzter Zeit.

Das Gespräch haftete, wo Racine und Euripides in Schutz genommen werden gegen die Schlegel. Grillparzer nahm sehr lebhaft Partei für Euripides und beklagte sich wie die Schrift, welche vorlag, über Vernachlässigung und Hintansetzung desselben. Gutzkow stimmte mit ein, und Bauernfeld bildete eine unbedeutende, nergelnde Opposition, die mehr den Racine vorschob und das Lob desselben mißbilligte.

Grillparzers Vorliebe für Euripides ist äußerst natürlich. Jene Rhetorik der Gedanken, ich möchte selbst sagen Rhetorik der Empfindung, welche namentlich auf die Franzosen übergegangen ist und welche das Herz Grillparzerscher Muse ist, stammt vom Euripides. Ich bin während jenes Gesprächs die im Schnürleib bacchantisch tanzenden Worte der Ahnfrau nicht los geworden:

Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge!
Ja, ich bin's, den du genannt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's usw.
Bin's usw.
Bin's usw.

Das Gespräch war aber auch bedeutungsvoll, da man Euripides von einer andern Seite beziehungsreich für unsere Gegenwart anschauen konnte. Mit Äschylus und Sophokles war ebenfalls eine Schiller- und Goethezeit in Griechenland vorüber, alte Sitten und Formen waren in Gärung, die Autorität der Götter war in Frage gestellt, das Volk war auf einem Höhepunkte, von welchem eine neue glänzende Zeit oder ein Ende beginnt.

Das sind Attribute, womit wir jetzt eine moderne Epoche bezeichnen; Mangel an Pietät gegen die alten Götter, die er herabzog, war wie jetzt eine Hauptanklage des Euripides, Vermischung des herkömmlich Poetischen mit dem kecken Neuen, — und so finden sich Berührungen in Fülle, vorderhand fehlt uns noch der derbe Parodist Aristophanes, und es wird uns hoffentlich die Nachkommenschaft des Euripides fehlen, welche nichts taugte und ihn zum letzten griechischen Dichter machte.

„Wahrhaftig, er war ein Dichter," sagte Grillparzer ganz im Feuer, — Bauernfeld konnte es den ganzen Abend nicht verschnupfen, daß Heine den Racine gelobt habe.

Abgesehen von den politischen Ansichten, deren Diskussion hier nicht am Orte war, und die er natürlich nicht teilen mochte, sprach Grillparzer ein sehr großes Interesse für Heine aus, und bei Gelegenheit Tiecks, welchen Heine auch zur Sprache bringt, bezeigte er sich in vielen Dingen erfreut über die Urteile. Namentlich über dasjenige, welches den meisten neueren Novellen Tiecks Triviales und Ordinäres, Mangel an Poesie zum Vorwurfe macht.

Es ist nun freilich eine andere Frage, ob Grillparzers rhetorischer Richtung darüber ein kompetentes Wort zugestanden werden darf.

Im allgemeinen erschien Grillparzer bei allen Urteilen sehr liebenswürdig. Im Kontraste zu den meisten älteren Dichtern sprach er sich mild, schonend und mit mancherlei Hoffnungsgedanken über die junge Generation aus.

Bauernfeld gehört im Grunde zu dieser, und seine Komödien hatten mir weit besser gefallen, als er selbst mir gefiel. Er hatte in seinem langen Philisterkittel, in seiner ganzen abschmeckenden Weise viel Störendes. Das soll indes nicht mit Nachdruck gesagt sein; ich habe ihn nur an jenem Abende gesehen und gesprochen. Der liebenswürdigste Mensch kann aber manchen langen Abend unausstehlich sein, wenn ihm ein Rendezvous fehlgegangen, ein Mittagessen im Magen sitzen geblieben, ein Produktionsversuch mißlungen ist.

Damals war Bauernfelds „Helene“ an der Reihe; ein Schauspiel à la Kotzebue, aber voll Reiz. Die Lebenszustände und Verhältnisse sind nicht einseitig, borniert, leidenschaftlich gestempelt, sondern alle die kleinen Schattierungen des Gefühls, der schüchterne Anfang, der halbe Wille, selbst die Indifferenz sind geschickt und treu verbraucht, wie sie sich finden. Hieraus erwächst die Anziehungskraft der Echtheit, welche die Dramatiker immer verlieren, solange sie nur aus vollem Halse zu schreien wissen.

Dazu kommt, daß Bauernfeld die reizende und erlaubte Koketterie des Romans versteht; die Leute glauben nicht, daß sie sich nötig sind, der Zuschauer aber weiß es, weil er sie besser kennt, sie machen Anstalt, für immer voneinander zu gehen, und der Zuschauer bebt, die Nachtwandler zu wecken. So gedeiht eine Spannung voll Interesse, und bricht das Geheimnis endlich durch, so geschieht es mit einer kräftigen Kindlichkeit, welche den Anteil nicht endigt, sondern nur erfüllt. Dies alles ist mit einem feinen, geschmackvollen Kolorit

übergossen; es ist ein artiger, rascher, fesselnder Stil, welcher über etwaige Dehnungen täuscht und hinweghebt. Die französische Sprache hat ein prägnantes Beiwort für solche Erscheinung: sie nennt sie souple.

Durch spätere Produktionen hat Bauernfeld zu unserer Freude unverkennbar bewiesen, daß er unser talentvollster moderner Komödiendichter ist.

Es waren noch andere Literaten aus Wien zugegen. Es waren gute, freundliche Leute, wie denn meist die Schriftsteller am liebenswürdigsten sind, solange sie noch keinen Namen haben. Sie kämpfen dann für die Existenz, bieten alle Fähigkeiten auf, bewerben sich, — und wenn man nicht gar zuviel Essig und Galle in sich hat, so ist man in solchen Bräutigamsschuhen am brauchbarsten für den Umgang. Freilich gibt es auch Gemüter, welche erst nach dem Durchbruch zu genießen sind, welche Anerkennung nötig haben, um zu existieren.

Ungefähr Mitternacht mochte es sein, als wir den Stern verließen und in Begleitung Grillparzers und eines solchen Kandidaten der Literatur noch eine Strecke durch die Straßen gingen. Jener war still geworden; sein Haupt neigte sich sinnend nach der Brust, das Abschiednehmen und seine natürliche Höflichkeit schreckten ihn noch einmal auf — dann sah ich ihn leise fortschreiten im Mondschein. Sitzend im Sterne war er mir ziemlich lang gewachsen erschienen, jetzt bewies er sich aber nur von mittlerer Größe. Ich hörte in der stillen Nacht noch eine lange Weile sein sanftes Organ; wie ein Schatten verschwand er in den engen Gassen, im unsichern Lichte des Mondes. — Dichter der Ahnfrau, mondbeschienener Poet, schlaf' wohl, die Nacht und der Schmerz interessieren dich am meisten, es ist dir schwer zu helfen, schlafe wohl!

---

11. Beethoven und Kanne.

Operndirektoren pflegen alle Sänger für schlecht zu halten, die nicht in Wien singen gelernt haben. Die genaue Korrespondenz dieser Stadt mit Italien, ihre Muße, die unbewegte Stille des Gemüts haben sie zur musikalischen Hauptstadt gemacht. Die italienische Oper mit den klingenden Namen Tamburini, Santini, Lablache, Fodor ist zwar zerstreut, die stolzen Komponisten sind tot, aber dennoch ist Wien noch der Hauptplatz für Musik. Ich glaube, man wendet in Berlin noch mehr Geld daran, jedenfalls ist die dortige Oper die prächtigste in Deutschland, ihr Ballett übertrifft in manchen Dingen das Pariser, aber es fehlt die musikalische Einheit, das Publikum Wiens. Die Berliner haben Musik erlernt, aber die Wiener sind musikalisch. Um einen Begriff von feinem Operngeschmacke zu erhalten oder richtiger von Gesangsgeschmack — beiläufig ein abscheulich Wort — vom Ideal eines musikalischen Publikums, dazu muß man in die Oper am Kärthnertore gehen. Hier sind die Gourmands der Musik zu finden, und — was nicht zu übersehen — sie geben den Ton an. Nicht das Tototo und Trumtrumtrum unserer Schreihälse wird beklatscht, nichts von dem rüden Remontenspektakel gewöhnlicher Sänger wird ausgezeichnet; — ein Ton, eine Wendung, eine Nuance, ein ganzer, anspruchsloser Vortrag, jedes, wenn auch unscheinbare, aber echte künstlerische Verdienst. Es herrscht Totenstille, man kennt jede Note, ein leises Zischen weiset die auftauchende Unart zur Ruhe, einzelnes Klatschen aus den entferntesten, verborgensten Teilen des Hauses empfängt jedes Lobenswerte und wächst wie eine Lawine zum donnernden Beifall, wenn die ganze Piece beendet und die lobende Unterbrechung nicht mehr störend ist.

Hier in Wien haben sie aber auch gewaltet, unsere Herrscher des Tones, Mozart und Beethoven. Ich bin mehr=

mals hinausgegangen auf den sogenannten „Spittelberg“, wo Mozart täglich Kegel geschoben hat, und hab' mir erzählen lassen von dem muntern Gesellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glauben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do sein's links.“

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geschichten, die sie miteinander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiedersehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und roter Weste, auf beide Backen kauend und mit den Augen lachend alle Neun geschoben habe, der Tausendsasa.

Wirklich ist er nach all den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein gesunder Bursche gewesen, welcher die irdischen Freuden der Erde mit Industrie und Laune genossen hat. Am wenigsten hat er ein süßes, vergehendes Besprechen seiner Kompositionen leiden mögen, dafür existiert noch eine sehr derbe Tradition. Eine empfindsame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Komposition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, und Mozart antwortete: „An meine alte Katz“.

Mozart hat die schöne, klare Sinnlichkeit der italienischen Musik, die Sinnlichkeit der Melodie in unsere Musik gebracht, und weil er dabei seine kräftige Individualität nicht aufopferte, sondern auf das nachdrücklichste geltend machte, ist er national geblieben und populär geworden. Er ist noch immerdar der einzige, welcher den höchsten Gesetzesanforderungen der Kunst entspricht und zugleich dem einfachsten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dies ewige Merkmal des Genies ist sein.

Musik! Es wird ein Hauptwort neuerer Zeit, und die Untersuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unsere Poesie schwärmt schon darin umher. Läge nur das Faseln

darüber nicht so nahe in den unklaren inneren Gesetzen derselben; möchten wir nur einerseits dies, und andererseits die Plattheit derer schnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die technischen Gesetze.

Musik ist wirklich eine unsichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte und der Glaube außer Kredit war. Des Menschen Verlangen strebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er sich um so fester an die Musik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verschwunden sind. Dieser Sensualismus ohne bestimmte Worte ist ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungslosen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung ist diejenige: Grenzen abzuwehren, weil man das Unglück fester Abschließung in dem zähen Leben alter Kultur vor Augen zu haben meint; und darum ist die Musik so populär geworden, weil sie eine neue Jugend des Geistes und Herzens verspricht, und bis jetzt noch nirgends ein Ende vor Augen stellt.

Aus solchen Gründen ist Beethoven der König unserer Musiker geworden. Die tiefsten Kräfte des inneren Menschen glauben wir in seinen Kompositionen zu ahnen. Er war ein entschlossener, tüchtiger Geist, wie man schlagend aus seinen Worten in Bellinas Briefen ersehen kann, und es gibt also vielleicht doch Organe, diesen in der Musik geltend zu machen; aus seinen kolossalen Symphonien strömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hie und da fällt ein großer glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beschreiben, wie er in seiner letzten, unglücklichen Zeit gewesen sei, als er das Gehör soweit verloren hatte, daß man sich nur mit Mühe ihm verständlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, demjenigen das Ohr zu schließen, dem es die Pforte in bessere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

Er kehrte täglich in einem Gasthause ein, draußen in der Josephstadt, setzte sich schweigsam an den Tisch, kümmerte sich um niemand, ging schweigsam wieder von dannen. Seine Gesichtszüge waren hart und streng; das große graue Auge ward von dicken Brauen überbuscht; unordentlich fielen die graugemischten Haare um die stolzen Schläfe, die stolze Stirn. Schwer zugänglich, sprach er nur, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte und dadurch animiert war; — nur wenn Kanne zu ihm trat, flog ein Strahl von Heiterkeit über sein Gesicht.

Es ist wohl nicht nötig, der dreisten Erfindung Jules Janins zu widersprechen, der ihn hungern läßt und mit einer Portion Kalbsbraten zu Tränen und Mitteilungen rührt. Diesem muntern Füllen kommt es auf eine Frivolität mehr nicht an, wenn sie auch das Historische betrifft, und hoffentlich sind die Franzosen klug genug, sich an seinen geistreichen Wendungen zu ergötzen, seinen geschichtlichen Daten aber kein Gedächtnis zu leihen.

Kanne und Beethoven gehörten zusammen. Kannes Haar war noch struppiger und wilder; sein knochiges Antlitz noch härter, seine Gestalt noch breiter, klobiger. Aber er hatte dieselben großen, grauen Augen. Ein Atlas von Gelehrsamkeit lief in seinem schmutzigen, grünen Flauschrocke umher. Ich glaube, am bekanntesten ist er durch seine Studien über Sittengeschichte; seine Studien über Musik gelten aber für das Größte und Originellste, was er produziert hatte, und sie sind uns verloren; er hat sie zerrissen. Dissolut, unordentlich wie er war, machte er nie etwas fertig, hatte niemals Geld. Die ersten Bände seiner „Ästhetik der Musik" sind fertig, er bietet das Manuskript dem Musikalienhändler Steiner an und verlangt Honorar dafür. Steiner weiß, daß er alles liegen läßt und verlangt erst die Vollendung des Werkes, dann werde es ihm willkommen sein. Erzürnt verläßt ihn Kanne, geht heim in seine

schmutzige, jämmerliche Wohnung und zerstört das unersetzliche Manuskript.

So sind wir um ein wahrscheinlich vortreffliches Buch gekommen. — Kanne war ein heftiger, halsstarriger Mann mit den wunderlichsten Eigenheiten. Wehe dem, der ihn auf der Straße von hinten ansprach: „Guten Tag, lieber Kanne!“ und mit der Hand auf seine Schulter klopfte. — „Bandit infamer!“ schrie Kanne und hob seinen großen Stock in die Höhe, „ich dulde es nicht, daß mich jemand von hinten anfällt, hol' Sie der Teufel!“

Es mochte ein noch so wackerer Genosse sein, es erging ihm sicherlich immer so. Ich erinnere mich nicht deutlich, ob es Kanne oder Werner war, welcher das Waschen für ein Vorurteil erklärte; jedenfalls war Kanne diesem Grundsatze nicht ganz fremd; er war ein Nomade, der zufällig in dem Kreise vom Prater bis zur Wieden, von der Wieden bis zur Josephstadt oder Landwehr sich bewegte. Er arbeitete auch nur auf der Straße; an seinem großen Stocke war eine Vorrichtung getroffen, daß er eine kleine Schreibtafel darauf etablieren konnte; fiel ihm nun etwas ein, so stieß er ihn in die Erde, wo er eben war — gewöhnlich im Prater —, und fing an zu schreiben, Noten, Verse, Gedanken, wie es kam. Wehe dem, der ihm über die Schultern gucken wollte, er knurrte ihn an, schüttelte seine verworrene Mähne wie ein zorniger Löwe.

Ebenso wunderlich ist er auch gestorben. Man wollte nach einem Arzte schicken, als er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, aber in altem, ungeschwächtem Zorne fuhr er in die Höhe, als er das vernahm und rief: „Ich werfe den Quacksalber, den ihr mir bringt, kopfüber die Treppe hinunter.“

Als man sah, daß es völlig zu Ende ging, wollte man nach einem Geistlichen senden. Dieselbe energische Erklärung. Und so verschied er grollend.

Es muß ein tragischer Anblick gewesen sein, diese beiden unglücklichen Titanen, welche einander liebten, durch das Burgtor wandern zu sehen, stumm nebeneinander, denn Beethoven hörte im Geräusch der Straße nichts und Kanne führte niemand am Arme, auch seinen Freund nicht.

Unerklärlich ist es, daß Kanne aus Leipzig stammte, aus einer so manierlichen, artigen Stadt.

---

12. Die Donauberge.

Herr von Kurländer fragte mich eines Tages, ob ich schon in der wienerischen Schweiz gewesen sei, und schlug mir den nächsten Sonntag dazu vor. Für solch eine kleine Lustpartie über Land, wo man nicht gerade Ackersleute finden kann, ist der Sonntag am besten. Die Leute streichen dann nicht beladen, keuchend, gebeugt von des Tages Last und Hitze an uns Müßiggängern vorüber, sie sind geputzt und lustbeflissen. An Wochentagen versöhnt nur der Ackersmann mit dem schweren Geschicke, im Schweiß des Angesichts keuchen zu müssen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Pflügen und Säen ist ein schönes poetisches Geschäft, man verkehrt mit den verschlossenen Gedanken der Erde; ihr innerster Atem geht uns auf, das Anvertrauen des Samens erzeugt eine so schöne Unmittelbarkeit mit ihr, und eine so trauliche Unmittelbarkeit mit Gott. Der Ackersmann ist für mich die religiöseste Person; er verkehrt mit Gott in echter Tat. —

Herr von Kurländer lächelte dazu und führte mich ins weiße Zimmerchen, um mir neu bearbeitete Lustspiele zu zeigen. Er ist nämlich der bekannte Herausgeber des dramatischen Almanachs, und das weiße Zimmerchen ist ein glattes, scharmantes Ding mit glänzenden, weißgrauen Wänden und Möbeln, ganz ein Zimmerchen, um Lustspiele zu schreiben.

Ich bin nämlich immer sehr für Umgebungen und gestatte jedem Äußerlichen eine Einwirkung auf den Geist, weil ich den Geist zuweilen für einen zusammengesetzten Mechanismus ansehe mit unerklärten Stahlfedern des Himmels. So würde ich nicht begreifen, wie Grillparzer seine dunkeln Poesien in Kurländers lichtem Boudoir empfangen könnte, wie ein moderner Schriftsteller in einem Zimmer ohne Sonnenblicke, an einem Tische, wo alles kreuzweis durcheinander liegt, auf einem Papiere arbeiten kann, das nicht glatt und schön die Feder behaglich schaukelt.

Nicht bloß das Herz, auch der Geist hat seine Illusionen, oder richtiger: Geist und Herz sind ein wirkliches Ehepaar, man kann dem einen nichts antun, ohne das andere mit zu treffen. — Herr von Kurländer ist ein Garçon von dem Alter, wo die Pferde keine jungen Zähne mehr haben, er ist ein Wiener Kavalier —, gibt es für solchen Garçon eine passendere Beschäftigung, als französische Lustspiele fürs Burgtheater zu bearbeiten? Der munteren Karoline Müller, der romantischen Peche hat er dann Visiten zu machen wegen der oder jener Szene, ob blaues Band oder rosenfarbenes an der Haube besser stehen würde, und wie kurz oder wie lang das Schürzchen werden müsse. Es ist uns rastlosen, weit kreisenden Gesellen des jungen Schrifttums überaus heilsam, zuweilen mit solch einem Garçon im weißen Zimmerchen zusammenzukommen, das kleine Interesse zu sehen an einem Gärtnerburschen oder podagristischen Alten des Lustspiels, was solcher Schriftsteller tagelang aufsaugt, die schüchterne, gesellige Rücksicht einmal wiederzufinden, mit welcher er über einen Schriftsteller derselben Stadt spricht in „vielleicht“ und „dürfte“, und damit unser dreistes Urteilen in den Zug bringt und uns schließlich versichert, just so denke er auch.

Es hatten sich einige Wiener zu mir gesellt, und am frischen, dampfenden Morgen strichen wir über die Bastion hinaus nach dem äußeren Tore. Dort harren die Linien-

schiffe der Passagiere. — Die Douane beim Eingange in die Stadt wird nämlich die Linie genannt, und mit Tabak und Politik passieren sie nicht alle gefahrlos; die Linienschiffe selbst heißen aber auch im gewöhnlichen edlen wienerischen „Zeiselwagen“, und können allen Hypochondristen empfohlen werden. Keine ausländische Feder hindert den nationalen Stoß aufs Gangliensystem, meine Leber war umgewendet, als wir das nächste Dorf erreichten. Aber Dornbach, dies Dörfchen, ist so nahe, und die Linienschiffe haben so trefflichen Wind, daß ich keine Zeit zu Betrachtungen gewonnen hatte und mich ins Theater versetzt glaubte. Denn wie man eine Hand umkehrt, war ich ins Gebirge versetzt, bergauf, bergab zwischen den Landhäusern der Wiener ging der Weg dahin; vor einer Viertelstunde etwa war ich noch in der breiten ebenen Hauptstadt gewesen, jetzt war keine Spur davon zu erblicken, durch einsamen, romantischen Bergwald zogen wir singend und lachend. Die Sonne spielte mit uns durch die Baumzweige; es war die alte zutrauliche Sonne des Landlebens, wie ich sie kannte aus früher Jugend; denn in der Stadt ist sie vornehmer, macht Komplimente um Dächer und Ecken, ist ernsthafter und älter. Die Wiener erzählten Witze vom Staberl, von den Ungarn, vom Kaiser und wieder vom Theater; — überall erschien der Kaiser; man glaubt es nicht, wenn man sich die einfache, harmlose Persönlichkeit dieses Herrn ins Gedächtnis ruft, daß er eine so wichtige Figur habe sein können im Unterhaltungsleben. Es war aber wirklich auch darin der Mittelpunkt in Wien. Damals, wo ich mit den Wienern in einem stillen Schweizerhause auf dem Waldberge saß und zum frugalen Frühstücke ihre Erzählungen anhörte, damals lebte er noch und hatte seine letzte Reise nach Böhmen angetreten, Franz I.

Die Jugend unserer Zeit verwirft die Pietät und will keine Illusionen gestatten, sie findet eine Armut darin, alles Interesse an eine einzelne Person zu verwenden, sie mag den

Staat nicht als Familie statuieren, — wenn man sich aber in diesem letzteren Gedanken einheimisch machen kann, so wird man jener warmen österreichischen Behaglichkeit teilhaftig, begreift, empfindet die Sympathien dieses Volks, tritt mitten in ihr Verhältnis zum Kaiser. Dann findet man es nicht mehr auffallend, daß ihnen das Wort „Kaiser“ ebensoviel bedeutet, als einst den Franzosen der Name l'empereur, ja daß sie am Ende für Franz I. größerer Opfer fähig waren, als die Franzosen für Napoleon, obwohl jener kein Held der Geschichte war; denn die Familienliebe kittet fester als der Ruhm. In diesem, als einem Berauschenden, aus dem Gewöhnlichen Heraustretenden liegt schon deshalb ein flüchtigeres, vorübergehendes Element. Der Ruhm reizt mehr zu Außerordentlichem, als daß er zu Dauerndem festigte. Das ist zu erwägen, wenn man Österreichs Zustände betrachtet, und das ward von meinem damaligen Gefährten wohl empfunden. Kaiser Franz ist mit den Wienern aufgewachsen, er hat in hren Sitten gelebt und gewebt, er hat die ungeheuerste Zeit mit ihnen durchgemacht, ist der letzte deutsche Kaiser gewesen, er ist mitten unter den Wienern einhergegangen, allen Untertanen immer zugänglich, ein Familienvater gewesen ganz und gar. Dazu war er scheinbar unbefangen, und darin ruht ein unschätzbares Gut des Herrschers.

Wenn ihnen alles fehl geht, wenn sie Unrecht zu leiden glauben, so bleibt ihrer Hoffnung in Österreich und Preußen immer noch der Kaiser und König und der gerechte Sinn beider, auf welchen sie unwandelbar vertrauen.

Dies alles darf keinen Augenblick vergessen werden, wenn man den monarchischen Sympathien dieser Völker begegnet. In den Ausdrücken: „Ich gehe an den Kaiser, ich gehe an den König“ liegt eine unendlich breite Basis dieses Staatslebens und dieser Volkswünsche.

Einer unserer Gefährten war vor zwei Jahren, Anno 31, bei unserer Schweizerhütte dem Herzoge von Reichstadt be-

gegnet, und auch dies führte sie wieder auf den Kaiser. Im Gegenteile zu den Gerüchten von der schlimmen Stellung dieses Prinzen zum österreichischen Hofe wissen nämlich die Wiener eine Menge interessanter Geschichten, wie Napoleons Sohn geliebt worden sei, namentlich vom Kaiser selbst. Er habe stundenlang mit ihm gespielt, ihm bleierne Soldaten und Trommeln gekauft und herzlich gelacht, wenn ihn der kleine Napoleon mit unablässigem Trommeln zur Türe hinaus genötigt. Als der Enkelsohn größer geworden ist, da haben die schönen Mädchen ihm viel zu schaffen gemacht, und das Taschengeld hat nicht immer reichen wollen für die freigebigen Geschenke. Wenn er auch dem Großvater nichts weiter als den leeren Beutel gezeigt und das übrige verschwiegen haben mag, so weiß man doch, daß dieser ihm stets wieder ausgeholfen hat. Einige Male hat ihm der Kaiser eine ganz besondere Freude mit neuen Dukaten machen wollen, die erst aus der Münze gekommen und noch nicht in Umlauf gesetzt waren; der junge Napoleon aber hat sie ohne numismatische Bedenklichkeiten ausgegeben und dadurch die größte Besorgnis und Untersuchung erregt, bis man zur schönen Dame, von der sie ausgegangen waren und zum leichtsinnigen Geber durchgedrungen ist. Die ältere Elsler soll lange Zeit Gegenstand seiner zärtlichen Neigung gewesen sein; übrigens waren alle Mädchen in ihn verliebt; der schlanke Kaisersohn, der kühnste Reiter mit dem schmalen, schönen Gesichte hat alle Wienerinnen an die Fenster gelockt und ist unsäglich betrauert worden bei seinem frühen Tode. An der schmalen, lotharingischen Brust und jugendlichen Unbedachtsamkeit ist er gestorben, bei den Kapuzinern schläft er jetzt neben den Habsburgern, viele tausend Meilen weit vom Grabe seines gewaltigen Vaters, der auf der Welt nichts heißer liebte als ihn.

Wunderbare Verhältnisse um diesen Reichstadt! Sohn eines Kaisers aus dem Stegreife und einer gebornen Kaisers-

tochter; aufwachsend unter denen, geliebt von denen, die seinen Vater gestürzt; sterbend in der Fremde, ohne Frankreich gesehen zu haben; begraben unter den legitimen Helden und Kaisern Deutschlands; eine schöne Leiche, die drei Jahre lang König von Rom gewesen. Als ob er mit diesem vermoderten Namen den Todeskeim erhalten hätte!

Und wie freundlich hat die Poesie dies Haus Napoleons bedacht mit Lorbeer erst, dann mit Zypressen! Der verbannte Vater wagt keine zweifelhafte Flucht aus seiner Meereseinsamkeit und bewahrt sich so die klassische Ruhe des Leidens; kein Kreuzer erhält die Möglichkeit, seines Falles Größe in der Donnerschlacht von Waterloo durch eine Gefangennehmung zu zersplittern, schweigsam erduldet der Titan die Niedrigkeiten eines gemeinen Engländers, schweigsam stirbt er mit einem Kusse auf seines Sohnes Bild. Und dieser Sohn wird nicht in Versuchung geführt, die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen, der mit einigen Anhängern von Lande zu Lande flüchten und auf Konspirationen hoffen muß, ein blühender, unbescholtener Jüngling stirbt er in der legitimen alten Kaiserburg, unberührt, unbefleckt von Politik — der letzte deutsche Kaiser mit schneeweißem Haar weint schmerzliche Tränen an seinem Sarge.

Als wir aufbrachen, um weiter hineinzusteigen in die Berge und Täler, setzte der Erzähler noch hinzu: „Sie wissen es da draußen gar nicht, wie sehr unser Kaiser dem Napoleon zugetan war, ich meine dem Vater, und was es sein Herz bedrängt hat, ihn stürzen zu helfen.“

Nein, das wissen wir nicht und glauben wir auch nicht. Warum sollten wir's euch glauben, die ihr dreißig Jahre lang von der Gutmütigkeit eures Kaisers erzählt und dann erklärt habt, das sei ein Irrtum gewesen?! —

Es ist mir noch mit keiner Gegend so gegangen wie mit diesen Bergen an der Donau: ich bin nämlich in Geschwätz und Sommerträumerei so gedankenlos durch die

grünen Wälder gestrichen, daß mir nur ein einziger großer Blick davon im Gedächtnis geblieben ist. Die Vögel sangen aus Leibeskräften, die Gräser dufteten, der Tag, ein halb bedeckter, zärtlicher Sommertag, blinzelte so zufrieden an den sanften Berglehnen, die geputzten Leute, deren uns nur etwa zwei oder drei in dieser Dichtungseinsamkeit begegneten, gingen so still sonntäglich an uns vorüber, daß nichts mich wecken konnte aus dem Halbschlummer meines Geistes und Herzens.

Welcher Reiz einer großen Stadt liegt darin, binnen einer Stunde aus dem Tosen eines modernen Mittelpunktes in berauschende Bergeinsamkeit treten, sich sammeln zu können mit den ursprünglichsten, einfachsten Empfindungen und Gedanken, aus welchen der Gottheit Bild uns anblickt mit großen Kindesaugen. Der muntere Vogel mit dem arglosen schwarzen Auge auf dem nächsten Aste sieht uns die Jugend wieder ins Herz hinein, seine alte Melodie bringt alle die kleinen einfachen Lieder zurück, die wir gesungen haben mit der schwarzäugigen Nachbarstochter, wir werden wieder unschuldig und können wieder beten und naiv uns besprechen mit der ewig wechselnden, immer gleichen Ewigkeit Gottes.

Da quellen Lieder von den Lippen, man weiß kaum, wie sie werden, man ahnt nur, was sie bedeuten, ihr innerstes Wort zieht wie ein Duft über sie hin, der sich nicht greifen läßt mit irdischen Händen:

Die Bäume rauschen,
Es flüstert der Wind,
Ich stehe lauschen,
Bin wieder Kind. —

Was werd' ich sehen:
Der Himmel geht auf,
Was wird geschehen:
Der Berg steht auf. —

Von allen Seiten
Tritt es mir nah',
Gedanken schreiten,
Die Welt ist da.

In solchem Dämmer erreichte ich die Höhe eines langen Waldberges, und eine dunkelgrüne Hügelfläche dehnte sich aus vor meinen Blicken, unbestimmt, ohne Abwechslung, wiegend und wogend über den dunklen Schein der Donau hinweg, die still in der Mitte lag, wie ein schweres Metall. Es war der wunderliche Anblick einer grünen Wüste, die unwiderstehlich lockte mit einem nie ergründeten, niemals berührten Leben. Das Auge legte sich voller Befriedigung in diese weite Einförmigkeit hinein. Auf der einen Seite wiesen sich meine Gefährten einander die Berge in Ungarn, auf der andern die steirischen Alpen, mich fesselte nichts als die grüne Donauwüste, eine Landschaft, wie ich sie nie gesehen. Malt einen Adler oben in die Wolken dieses Bildes, und jedermann wird es verstehen, daß ein großer Mann zwischen diesen Hügeln leben muß, der abgetreten ist vom Regieren der Welt, etwa Napoleon.

Ich wollte, sein Sohn läge hier begraben. —

Wir stiegen mit einem sonndurchwirkten, feinen Staubregen die Berglehnen wieder abwärts nach Wien zu und kamen in ein heimliches Tal, aus welchem alte Gemäuer mit verwitterten Stirnen uns entgegentraten. Ein verlassenes Kartäuserkloster stand vor uns.

Wieviel Poesie liegt in einzelnen Klostergedanken, wieviel Poesie ist hinter den unbeugsamen Mauern verschrumpft und vermodert. Zufluchtsstätten sollten sie sein ohne Schwur und Gelübde, und wurden Kasernen.

Der redseligste meiner Gefährten wußte lange zu erzählen von den klugen Kartäusern, die sich dies friedliche, abgeschiedene schöne Tal erwählt hatten, wie denn auch in der Ortswahl überall bekundet wurde, daß damals Geschmack

und Bildung nur bei den Männern der Religion zu finden gewesen. Ich habe nur einzelne Striche seiner Rhapsodie behalten:

Ein reicher Graf hat eine Tochter gehabt, die einen reichen Nachbar heiraten sollte. Sie war nicht allzu schön, aber sie war sehr gut und hatte zwei große, blaue Augen, die wie eitel Trost und Freundschaft sprachen. Der Nachbar war ein roher Gesell, und sie mochte ihn nicht. Den Tag vor der Hochzeit ritt sie mit ihrem jungen, blonden Vetter in den Wald hinaus, um einen Fuchs zu jagen; sie kam aber nicht wieder, denn sie liebte den blonden Vetter. Der alte Graf schickte wohl an die hundert Boten, es wußte aber keiner etwas zu sagen. So vergingen mehrere Jahre, und der alte Graf starb im Kummer dahin; die nächsten Erben, die Tochter und der Vetter fehlten, das alte Schloß stand leer. Dies dauerte indes nur vierundzwanzig Stunden, da erschien der blonde Vetter und nahm Besitz davon. Man fragte ihn, wo er denn seine Muhme gelassen habe, die in den Wald mit ihm geritten sei, er sagte aber, die Muhme wäre ihm schon damals im Walde abhanden gekommen.

Sein neues Regiment ging eine Zeitlang ungestört, da erschien eines Tages im Schloßhofe ein zerlumptes Mädchen, und der Anblick desselben erregte großen Lärm. Die Leute sagten nämlich, sie habe eine wunderbare Ähnlichkeit mit der verlornen Tochter des alten Herrn, freilich so blaß und zerlumpt sei jene nicht gewesen, auch habe sie nicht das Haar um den Kopf fliegen lassen. Des Herrn Grafen Tochter hatte wohl auch sanft und freundlich gelächelt, aber nicht immerwährend wie dies zerlumpte Mädchen, sonst lachte sie geradeso wie jene, aber man müsse weinen über dies Lächeln und die großen blauen Augen, die da leuchteten wie der Mond am Tage, wenn die Sonne in schwarze Wolken eingepackt ist.

Der blonde Vetter erschrak sehr, als er das Mädchen sah und befahl, ihr Kleider und Geld, Pferd und Begleiter zu geben, damit sie weiter ziehen könne, — sie lief hastig auf ihn los, und ehe er sich dessen erwehren konnte, küßte sie ihm die Hand.

Dreimal war sie neu ausgerüstet und fortgeschickt worden, dreimal kam sie in Lumpen wieder, und wo der Vetter ging und stand, da begleitete ihn jenes wunderbare Lächeln; — er verzehrte sich in Angst und Weh, niemand begriff es, was dem reichen Herrn abgehen könne. — Eines Tages nahm er den Baumeister mit sich, und sie ritten in die Berge hinein, die nach der Donau zu liegen; in einem stillen heimlichen Tale hielt er sein Roß an und sagte leise vor sich hin: „Hier war's, wo sie mir nicht mehr gefiel, wo ich sie verlassen habe. Meister Urban," sprach er dann, „baut mir ein steinern Kloster an die Stelle, ein Kloster für Kartäuser, die nichts Unnützes sprechen und niemals lachen oder lächeln. Das Lachen ist viel schrecklicher als das Weinen."

Das Kloster wuchs, der Vetter aber sank darin zusammen und war in wenigen Tagen ein alter Mann, ein zerbrochener Kartäusermönch, der den Tod im Herzen und auf den Lippen trug, aber nicht sterben konnte.

Das zerlumpte Mädchen blieb auf seinem Schlosse, und obwohl sie kein Zimmer betrat und in der Halle schlief, die nach dem Walde sah, wurde sie doch wie die Herrin betrachtet.

Als der Vetter ins Kloster gegangen war, verlor sich allmählich ihr Lächeln, und eines Morgens fand man sie tot, das Haupt stützte sich an einen Pfeiler, und das starre, blaue Auge sah nach dem Walde zu, in welchem das neue Kloster lag.

Als der Vetter dies erfuhr, starb er auch, und alle Welt hielt ihn für einen frommen Herrn, es war lange die Rede davon, ihn heilig zu sprechen.

Von alle dem ist nichts übrig geblieben, selbst von den Klostersteinen wenig; im Wirtshause wird eine vortreffliche Mehlspeise gebacken, und die Wiener besuchen es wie einen Wallfahrtsort.

Es war auch nicht möglich, auf unserem Rückwege noch an die Geschichte zu denken: mehrere Stunden lang gingen wir im saftigen Tale dahin, es war ein ununterbrochener Garten, unter allen Bäumen kamen geputzte, spazierende Wiener zum Vorschein. Über Hadersdorf und Hütteldorf ging unser Pfad an Laudons Denkmal vorüber, welchen man jetzt Loudon schreibt. Wem der Siebenjährige Krieg nicht gegenwärtig ist, dieses energische Verstandesepos, der wird den Namen kennen aus dem rührenden Volksliede: „Feldmarschall Laudon ist da, da, da." —

Er war der beste Reitergeneral unter Friedrichs Feinden, und dieser bewies immer einen großen Respekt vor dem raschen Talente desselben. Still ruht sein steinernes, lichtes Monument unter Bäumen, vielleicht wäre es für den ungarischen Reiter bezeichnender, wenn es mehr Bewegung ausdrückte — ein moderner, humoristischer Geschmack würde eine Pferdeweide darum her legen, auf welcher frische, südliche Rosse umhersprängen. Es fehlt nur an Platz dazu; er ist tot, der alte Degen, es stirbt alles, die Wiener spazieren vorüber und denken an Küssen, Essen und Trinken; man braucht wirklich ein sehr borniertes oder ein sehr weites Herz, um etwas auf den Ruhm bei der Nachwelt zu geben.

In Hütteldorf wimmelt es von Wagen und Leuten; man saß im Freien, sah die Wiener Straße hinab, lachte in Gottes goldener Sonne und fand die Welt vortrefflich. Ich wollte noch ins Theater und bestieg allein den merkwürdigsten Zeiselwagen, der zu finden war. Dürr war der Kutscher, war das Pferd, war der Wagen, mein blanker Frack und meine blühende Weste nahmen sich höchst unpassend aus, ich

mußte das Ansehen eines Flüchtlings haben, den der Feind auf einem Balle überrascht hatte, wie die Nachricht von der Schlacht bei Ligny Wellington zu Brüssel. Das wurde immer ärger, als ich in die Nähe von Schönbrunn kam mitten unter die strahlenden und blitzenden Equipagen des Adels, der sausend hin und zurück fuhr.

Wie ein Feenschloß lockte Schönbrunn auf der rechten Seite an der Berglehne, dies Absteigequartier Napoleons, wenn er mit Österreich Krieg führte. Entschlossen kommandierte ich meinen Zeiselkutscher mitten hinein unter die glänzenden Equipagen der Kavaliere. Kavalier ist bekanntlich der technische Ausdruck in Österreich; vielleicht stammt er noch aus der spanischen Zeit, aus den Tagen der Kaballeros.

Mein Zeisel flatterte unsicher wie ein Spatz unter edlem Geflügel umher, und wäre ich mir nicht eines stockfremden Gesichts bewußt gewesen, ich hätte mich sehr geschämt. War es Schönheits-, war es Schamgefühl? Ist es eine Schwäche, für solchen Zynismus unbrauchbar zu sein; ich habe sie: diese unpassenden Gegensätze, mein Frack, der Zeisel und die Kavaliere peinigten mich, und ich hatte keine Ruhe, die schönen vorüberfliegenden adeligen Damen zu betrachten, am wenigsten für diesen Behuf die Lorgnette herauszunehmen. Lorgnette und Zeisel waren nicht mehr unpassend, sondern lächerlich.

Ich mußte aussteigen, um eine Illusion von Schönbrunn zu gewinnen. Zwei große goldene Adler sitzen auf den schlanken Torpfeilern und geben dem schönen Lustschlosse so etwas vornehm Kaiserliches. Weiter weiß ich nichts zu beschreiben, ich hatte den Tag kein Gedächtnis, ich weiß nur noch, daß sich die verschiedenen stolzen Gebäude terrassenförmig aufstellten, und daß ganz oben auf der Höhe ein Pavillon mit vielen Fenstern golden brannte in der Abendsonne.

In Schönbrunn auf dem großen Platze vor dem Schlosse war's, wo der junge Staps aus Thüringen Napoleon erstechen wollte und von Rapp verhaftet wurde. In den französischen Stücken, wo der deutsche Student zum Fortleben genötigt wird, heißt er gewöhnlich Monsieur Burskenschaft und trinkt sehr viel Bier.

Reich und vornehm erscheint Wien dem Reisenden besonders, wenn er im Sommerabendscheine unter den goldenen Adlern Schönbrunns hindurch, neben den unzähligen Equipagen, in die breite Vorstadt fährt, direkt zur Burg, und dort im Theater alles besetzt findet trotz des warmen Abends. Da weiß man nicht, wohin mit Menschen, Wohlstand und Vergnügen.

---

13. Die närrische Gesellschaft.

Es war eines Nachmittags, und wir saßen zu Hietzing im Saale, wo Strauß dirigierte. Unter der Menge schöner Damen entdeckte ich Maria. Sie sah bezaubernd aus und ließ sich den Hof machen von zwei jungen schönen Herren mit vortrefflichen Wiener Backenbärten. Zuweilen wendete sie sich auch behend gegen einen andern Nachbar, das war ein feister, alter Herr mit einem klugen, jovialen Gesichte, dessen ich mich dunkel aus Karlsbad erinnerte. Es war eines von den Gesichtern, die so viel Behagen über die Schlauheit einzelner Züge verbreitet haben, daß man Zutrauen für sie faßt und nur in seltenen Augenblicken daran denkt, es stünde einem große Überlegenheit gegenüber. Marie, der ich mein Kompliment machte, stellte mich ihm vor und nannte ihn Onkel. Er war sehr artig und lud mich ein, den Abend in Hietzing zu bleiben, er wohne mit seiner Nichte da und sähe viel Gesellschaft.

Ich nahm es an, und als die Hauptaktion der Musik vorüber war, brachen wir auf; Herren und Damen folgten uns nach und nach, und als wir eine Viertelstunde in dem

Landhause waren, das er bewohnte, bestand die Gesellschaft wohl aus zehn Personen, die sich im großen, ganz artigen Salon um den Teetisch gruppierte.

Man sprach von Strauß, von Musik, von den Wienern. Es wurde dunkel, der lustige Oheim, welcher eben allein sprach, schwieg mitten im Satze, sein heiteres Gesicht wurde ernst, steinern ernst, mit der Hand winkte er den Bedienten, diese verließen den Saal und schlossen die Türen.

„Meine Herrschaften," sagte der Onkel mit fester Stimme, „der Augenblick ist da, die Maske abzuwerfen: ich bin ein alter Arzt, Sie sind mir übergeben, um von einem partiellen Wahnsinne geheilt zu werden, der Sie in der verschiedensten Weise befangen hält. Sie, mein Herr Graf, haben übergeschnappt aus Hochmut, Sie machen Verse und komponieren und halten jeden für einen Unwürdigen, der nicht auch Graf ist, Verse macht und komponiert. Sie wollen dort das gnädige Fräulein im grünseidenen Kleide heiraten, haben aber nie daran gedacht, sie glücklich zu machen, die Dame ihrerseits hat in ihrer großen Schönheit sich ebensowenig darum gekümmert, Sie wollen repräsentieren eins mit dem andern, c'est tout.

Das ist moderner Ehewahnsinn; ich bitte, Herr Graf, gnädiges Fräulein, sich von der Gesellschaft abzusondern und das eben beregte Kapitel gegenseitig mit Ernst durchzusprechen."

Die Gesellschaft war anfangs einen Moment lang geneigt, zu lachen, und die Farce für einen dreisten Spaß anzusehen, der gebieterische Ernst des Onkels aber, den man niemals so gesehen, ließ dergleichen nicht aufkommen, man war vielleicht hie und da der Meinung, seinem eigenen Verstande sei etwas begegnet, und so fügte man sich der Reihe nach, teils aus Überraschung, teils um den Alten zu schonen. Der Graf und das Fräulein standen auf, und die später angeredeten und beorderten gehorchten ebenfalls pünktlich.

„Sie, mit der schwarzen Brille und dem zuversichtlichen Antlitze, Sie sind amtsverrückt. Weil Sie ein geschickter Jurist sind, so meinen Sie, damit sei es abgetan, und überheben sich der Welt und ihrer Bildung, halten alles übrige höchstens für geduldet, sich selbst für eine fertige Hauptperson. — Sie blasser, dreister Mann, wissen Sie, wo Sie sind? In einen staubigen Winkel der Welt haben Sie sich gestellt, wo es keine Aussicht, keine Umsicht gibt — wissen Sie, was Bildung ist? Nichts einzelnes. Und wenn Sie einmal in ein Buch gucken, das nicht juristisch ist, so sehen Sie stolz um, und wollen es angerechnet wissen, daß Sie sich aus Gefälligkeit ein hors d'œuvre aufgebürdet. Dort im Bücherschrank steht Goethes ‚Wilhelm Meister', lesen Sie so lange, bis Sie eingesehen haben, die Welt sei tausendfältig.

Sie, mein Fräulein mit dem glatten Scheitel, haben sich erziehen lassen nach Prinzipien, haben gelesen und gedacht morgens und abends, und nun ist Ihnen kein Mann wichtig und schwer genug, Sie teilen Körbe über Körbe aus, weil Ihnen die Freier nicht genügen, weil Sie nicht vom Morgen bis zum Abend über Ästhetik sprechen; Sie haben die Unbefangenheit des Herzens verlesen, die absichtlose, kindliche Liebe verloren, sind bildungstoll — setzen Sie sich mit diesem krausblonden Junker dort in den Winkel. Dieser rotbackige Nimrod ist einfaltstoll, findet nirgends Bezug, Anknüpfung, nimmt Essen, Trinken, Jagdpferd, Nachbar ohne Gedanken hin — Sie können und müssen sich gegenseitig kurieren.

Sie, mein Herr Kapellmeister, der Sie sich drüben im Saale die Ohren zuhielten, um keinen Straußschen Walzer zu hören, weil er die Kunst entweihe, Sie sind kunstverrückt, verletzen durch einen gemachten Esoterismus die freie Herrlichkeit der Erfindung, Sie werden dort am Pianoforte den Venezianer spielen, bis Ihnen die Finger erlahmen.

Sie, mein Herr, mit dem süßen Lächeln, der Sie Außerordentliches für die Menschheit zu leisten glauben, wenn Sie immer am ersten und am tiefsten den Hut abnehmen, immer voll Attention und Artigkeit scheinen, Sie sind ein Höflichkeitsnarr, denn Sie haben keinen Begriff von jenem außerordentlichen Bildungsteile, den wir Höflichkeit nennen, welcher auf unerschütterlicher Liebe und Nachsicht beruht, ein schönes christliches Element, eine Verleugnung des Egoismus ist in den feinsten Konsequenzen desselben. Unterhalten Sie sich mit unserm schriftstellernden Doktor, welcher trotz allen schönrednerischen Bildungsstrebens die Grobheit nicht verlernen kann. Sie dürften sich gegenseitig ausgleichen.

Und Sie Narr des Enthusiasmus mit den fliegenden Locken, Ihr Herz ist auch nicht aus den Kinderschuhen zu bringen, an alle Opposition, die mit gewaltiger, zerstörender Kraft vorgetragen wird, schließen Sie sich an, alles einzelne, wenn es flackernd auftaucht, befängt Sie, es ist keine gegliederte, im Gleichmaß sich bewegende Kultur in Ihnen, drum können Sie nie etwas Dauerndes, Umfassendes wirken, Sie leben in Stückchen, wirken in Stückchen, zerstören aber dadurch im Ganzen, schwärmen für einen schlagenden Ausdruck, sind ohne Nutzen für organisches Bilden — assoziieren Sie sich hier mit diesem magern Herrn, der seit Jahren mit der Welt und ihren Bestrebungen fertig ist und nur höhnisch lächelt. Er ist konsequenztoll und läßt hinrichten, wenn er die Macht erhält, er läßt guillotinieren, wenn jemand einen kleinen Stift seines Systems bezweifelt. Er kennt alle Philosophien, alle Geschichte, alle Dinge, er ist ein ausgezeichnetes Buch, aber er soll ein Mensch sein, welcher der ewigen Wandelbarkeit der Welt nachgehen und sich modifizieren kann, denn die Welt mit ihrer laufenden Geschichte ist klüger als der Mensch.

Sie, Madame, mit dem schwarzen Anzuge, Sie sind jung und hübsch und gescheit und glauben gewiß, irrtümlich

in diese Gesellschaft der Narren eingetreten zu sein. Das sind Sie nicht. Warum verschmähen Sie eine neue Heirat? Weil Sie Ihr jetziges Leben ganz bequem und artig finden, sich keinen neuen Chancen aussetzen wollen, Sie sind eigennutznärrisch — die Menschen bedürfen der Verbindung, sie bedürfen dazu der Geselligkeitsopfer; wer sich davon ausschließen will, ist lasterhaft gegen die Sozietät — besprechen Sie sich mit meiner Nichte Maria, die in der entgegengesetzten Narrheit befangen ist. Sie will nur den Leuten gefallen, kokettiert drum mit aller Welt, bildet sich alle Augenblicke ein, zu lieben und bringt sich so am Ende ganz um die Fähigkeit der Liebe, zersplittert sich in Atome. Der junge Herr da neben ihnen beiden mag der Konversation zuhören, er glaubt, meine Nichte zu lieben und ist rücksichtentoll: vor lauter Beziehung kommt er nicht zu sich; alles will er beachten und verliert sich auf diese Weise selbst. Ich glaube, er liebt Marien auch bloß aus Rücksicht, weil sie ihn liebevoll ansieht.

Und nun, meine verrückten Herrschaften, noch die Beteuerung, daß Sie alle keine Österreicher sind, denn solche Spielarten kommen hier nicht vor; — morgen müssen Sie alle über die Grenze, und zwar unter meiner Anführung, denn ich bin selbst toll, naseweistoll, ich überhebe mich in Einsicht über Sie alle und schnappe somit selber über. Da ich aber am längsten toll bin, so habe ich die meiste Routine und Methode, und deshalb schicke ich mich am besten zum Anführer, wenn auch in dieser Behauptung wiederum der klarste Beweis meiner Verrücktheit ruht.

Still! kein einziger lasse sich in der ihm angewiesenen Beschäftigung stören — Herr Kapellmeister! keine falsche Pause im Venezianer, Sie, mein Herr, kein leeres Kompliment!

Johann! den Tee!“

Maria mit der ihr zugeteilten Gruppe, der schwarzen, schönen Witwe und dem rücksichtstollen Liebhaber machte den Tee, die Bedienten reichten ihn umher, alle übrigen blieben

in der beorderten Lage und schienen fast wie durch eine magische Kraft hineingebannt. Alles Neue, Unerklärte überrascht und fesselt, auch im Gehorsam — der Kapellmeister nahm sich gar nicht die Zeit, seinem Venezianer nur einen Augenblick zu rauben für die dampfende Tasse, er spielte immer rascher und rascher, man ward an die Pferde erinnert, welche den Koller kriegen und sich zu Tode laufen. Der Höflichkeitsnarr lief komplimentierend neben mir im Saale auf und nieder und prallte öfters scheu nach der Seite mit klappernder Tasse und zitterndem Löffel, wenn mich eine Derbheit überraschte; der Jurist sah verdrießlich in den Winkel und trank Tee in leidenschaftlichen Zügen; er beschäftigte den Bedienten ununterbrochen; um Terrain für Grimm und Zähne zu gewinnen, verschmähte er Backwerk und fiel verheerend ein ins Butterbrot. Der Enthusiast hüpfte neben dem Konsequenztollen her und ließ die Tasse fallen, als dieser einen großen Gedanken, einen erschütternden Fluch über die törichte Welt entwickelte. Mitten durch diese und die übrigen Gruppen schritt majestätisch der Onkel, ebenfalls Tee trinkend.

Wir wollen uns zu der Gruppe am Teetische zurückbegeben, da sie allein für uns von Zukunft ist. Florentin heißt Mariens Liebhaber, die schöne Witwe Diana. Sie sprechen von dem wunderlichen Onkel, Marie ist ungewöhnlich scheu geworden, Diana ernst und nachdenklich, Florentin allein spricht viel.

---

14. Florentin.

Es kam der frische, sonnenrote Morgen, wo ich hinausfuhr über die Donau und Wien verlassen mußte. Durch Mähren ging die Reise. Tschechisch fremdartig sind diese Länder — Mähren und Böhmen sind nämlich im ganzen ein und derselbe Begriff. Die Leiber der Mähren sind mir etwas fleischiger vorgekommen. Es ist ein fruchtbares,

tüchtiges Land, das sich in der Sonne hinaufdehnt an die Sudeten — es hieß einstens „das große Reich“ und rang mit den Ungarn; aber die tschechischen Völkerschaften haben kein Glück in der Weltgeschichte, sie sind alle untergeordnet worden. So sind vor allen die lang aufgeschossenen Wenden verunglückt: in Illyrien finden sich Spuren von ihnen, Namen wie Windischgrätz künden eine Schädelstätte derselben an, in Sachsen begegnet man noch wendischen Dörfern. Dies ganze Häuflein Namen: Wenden, Sorben, Obotriten, Wilsen, Lusaten, und so fünf Minuten lang, die Geschichte hat sie zerrieben und die Polen, Mähren und Böhmen haben allein noch Provinzen gerettet. Man wird hierbei an die letzten Helden Coopers erinnert, welche die Delawaren, die Mohikans, die Sioux untergehen sehen, — ja die Erde selbst ist ein Hasardspiel.

Es kann nicht leicht vermutet werden, daß diese tschechischen Völker je wieder aufkommen werden, so lebhaft auch Drang und Sehnsucht derselben ist. Bleiern ist die Geschichte ein für allemal auf die Häupter dieser Völkerschaften gefallen.

Der Dialekt dieser tschechischen Länder steht bekanntlich dem polnischen äußerst nahe, und das Verständnis mit den Sarmaten ist sehr schnell hergestellt. Ein Anflug von Wildheit ist ihnen geblieben, obwohl sie eine Zeitlang die Avantgarde der Weltgeschichte waren: die Hussiten waren die Jakobiner des fünfzehnten Jahrhunderts, einsame Ruinen auf diesen Harlekinsfelsen sprechen mit zahnlosem Munde von Ziska, die böhmischen Wälder waren allen Romantikern der Sitz unbändiger Menschen, die ungeographischen Franzosen nennen heute noch Zigeuner, Zauberer, fabelhafte Wesen des Bohémiens, eine gewisse Unsicherheit befängt einen bei diesem Lande. Wenn wir als fahrende Schüler aus der eingeengten östlichsten Landzunge Deutschlands durch die Berge strichen und bald hier, bald dort stockfremder Sprache, düster blitzenden Augen begegneten, da haben wir uns oft gefürchtet, und

dieser Eindruck des Unheimlichen läßt sich nicht mehr verwischen, wenn auch die Völkerschaften nicht dafür können, und ihn vielleicht nur dadurch erzeugten, daß sie uns fremd waren.

In mannigfachen Zweigen greifen sie ineinander über, namentlich auf dem Wege durch Oberschlesien nach Polen hinein. Der Name Ziska lebt in den Gegenden von Ratibor und Leobschütz heute noch in mehreren Familien fort; ein wilder, schwarzhaariger Sproß derselben studierte mit uns in Breslau, und sein sehniger Arm, seine schonungslose Klinge machten den blonden Deutschen viel zu schaffen.

Diese zurückgebliebenen, fremdartigen Völkerreste mitten unter breiten Nationalitäten erwecken doch überall ein befremdendes, tragisches Gefühl. Sie erscheinen uns wie vergessen von der ausgleichenden Liebe allgemeiner Weltgeschichte. Aber die Walliser in England, die Waldenser in Piemont scheinen weniger getrennt zu sein als die Stocktschechen in Deutschland. — —

Prag ist ihr Stolz, ihr heiliges Mekka. Es war gegen Abend, als ich dort ankam, ein regnerischer Nebel hing über der Bergstadt, über den stolzen Schlössern, wo die prächtigen Ottokare, die nüchtern-wilden Hussiten gehaust haben, und, da der Regen in Strömen herunterfiel, mußte ich eingesperrt im Zimmer bleiben.

Das ist ein passender Zeitpunkt, um über die närrische Gesellschaft und ihre Folgen aufzuklären. —

Florentin war bei einem österreichischen Beamten auferzogen worden; das ist von Wichtigkeit. Die Beamtenwelt eines Staates hat allgemeine Bezüge zur Nationalität, aber auch sehr bestimmte Abweichungen von dieser. Der Erzieher Florentins sah sich nur mit einem Komplimente nach einem Kollegen um, mit einem tiefen Bückling nach einem Vorgesetzten, er erstarb in Demut, wenn er in die Nähe einer bedeutenden Staatsfigur geriet.

Die Atmosphäre teilt sich mit: Florentin, ein fein organisierter, empfänglicher Knabe, ward der höflichste und verbindlichste junge Mann, er schlug sich sogar mit dieser Höflichkeit und Verbindlichkeit durch die Studentenjahre auf einer norddeutschen Universität, was ungefähr so viel sagen will, als der glückliche Rückzug Xenophons durch viele hundert Meilen feindlichen Landes.

Der Erzieher hatte ihn nämlich entlassen, und Florentin begann seine Karriere in Norddeutschland. In kurzer Zeit war er der allgemeine Liebling seines neuen Aufenthaltsorts, niemand entging seiner Aufmerksamkeit, jedermann fand sich mit besonders zuvorkommendem Wohlwollen behandelt, Florentin war Mittelpunkt, Liebling, Musterbild. Auf das günstigste unterstützte ihn sein Äußeres hierbei; er war schlank, hoch und geschmeidig aufgeschossen, fein und zierlich geschweift in Taille und Schulter, und doch stark und kräftig genug dabei, um den vollkommen behaglichen Eindruck einer schönen Figur zu erwecken. Sein Gesicht war ausdrucksreich, das Auge voll Gutmütigkeit, das braune Haar dicht und reich.

So lebte er eine Zeitlang in der angenehmsten Lage hin, die reichsten, gefälligsten Eindrücke kamen ihm von allen Seiten entgegen, denn das Befinden in der Gesellschaft ist eben ein nach den Gesetzen der Schwere und Bewegung sich regelndes Verhältnis — sogar eine natürliche Anlage zu Zweifel und Schwermut schien von ihm gewichen zu sein.

Woran lag es, daß dies Leben plötzlich ins Stocken geriet, ganz und gar ins Stocken geriet? Er behandelte die Menschen wie Schemata, wie Begriffe, nicht wie gesonderte Individuen, und das bemerkten sie nach und nach; seine Höflichkeit und Artigkeit hatte nur eine allgemeine Physiognomie, das genügt aber den Leuten nicht, jeder einzelne will der einzelne, eigene Erzeuger solchen Entgegenkommens sein, er will ausgezeichnet werden, nicht aber eine gewöhnliche Nummer in der allgemeinen Bildungsziffer sein. Florentin war gegen

Herrn Schmidt ebenso artig wie gegen Herrn Schulz und gegen Herrn Schulz ebenso wie gegen Herrn Hoffmann, er fragte die Frau Kriegsrätin mit demselben verbindlichen Lächeln nach der Krankheit des Mopses, wie er sich bei der Frau Regierungsrätin nach dem Papagei erkundigte, er tanzte mit Rendantens Malchen ebenso oft wie mit Hofrats Thusneldchen, es konnte sich niemand über ihn beschweren, und darum wurde er zuerst vielen gleichgültig. Es blieb ihm gegenüber nichts zu hoffen, nichts zu fürchten übrig, und dieser Zustand ist der Tod alles Interesses, das heißt hier: alles Interessantseins.

Diese Wahrnehmung ging indessen eine Zeitlang an ihm vorüber, weil sein Herz von einem ungewöhnlichen Wohlwollen für eine Dame bewegt wurde. Sie war die einzige Tochter hochgestellter Eltern und besaß alles, um ein Gemüt wie Florentins zur lebhaften Teilnahme anzuregen: sie war schlank und hoch gewachsen, das Antlitz war von fein begrenzter griechischer Form, alle ihre Bewegungen waren leicht, klein, in lockendes Maß, in reizende Grenze gedrängt. Sie gab wenig aus in Wort oder Blick, aber das Ganze war in den Duft einer dezenten, einschmeichelnden Weiblichkeit gehüllt, alles an ihr schien geschaffen zu sein für die Gewohnheiten und Neigungen Florentins; er war entzückt von Aurelien.

Aber hierbei trat ihm sein ganzer Mensch störend in den Weg; es war gegen seine Innerlichkeit, einem Wesen ausschließend zu huldigen, es verletzte ihn, irgend jemand zu vernachlässigen. Auch das in Liebe bewegte Herz glaubte er seinen Forderungen an Bildung unterwerfen zu müssen.

So gestattete er seiner zärtlichen Teilnahme keine bestimmte Färbung, und Aurelie gewöhnte sich daran, nicht mehr als einen teilnehmenden Freund in ihm zu erblicken.

Die Stellung ihrer Eltern in der Gesellschaft war ihm auch ein zurückdrängendes Hemmnis, sie waren höher gestellt,

als er es jemals zu werden hoffte. Vor jeder Inkonvenienz bebte er aber zurück, Leute einen Augenblick in bedenkliche, schwierige und prekäre Wahl zu versetzen, war ihm ein Äußerstes, zu dem er sich nicht entschließen mochte.

So standen die Sachen: alles hing an einem kleinen Anstoße, es bedurfte nichts als einiger Herzenscourage von seiner Seite, und Aurelie, die unberührte Blume, welcher noch kein drängender Sonnenstrahl nahe gekommen war, hätte sich über Nacht entfaltet zur duftenden Blume, zur hingebenden Liebe. Er fühlte auch genau den wichtigen Moment der Situation, aber sein Wesen gestattete es nicht, soviel Rücksicht von Seite der Eltern, soviel Affekt von seiten Aureliens in Anspruch zu nehmen für sich allein. Er zögerte, es kam ein anderer, kühnerer Bewerber, an einem schönen Morgen gab der gallonierte Bediente aus Aureliens Hause eine Verlobungskarte bei ihm ab. —

Von diesem Augenblicke an brach alles um ihn zusammen oder vielmehr gewahrte er es völlig, daß bereits alles zusammengebrochen sei. Sein von Liebe gehobenes Herz hatte es nicht bemerkt, wie gleichgültig die Menschen gegen ihn geworden seien, wie sie seine Höflichkeiten aufnahmen gleich einer Schuldigkeit, welcher er sich zu entledigen, und die man nach Belieben zu erwidern oder unerwidert zu lassen habe.

Das ganze Gebäude seiner Existenz stürzte über ihm ein, er sah nirgends Wirkungen seiner gesellschaftlichen Schritte, er mißtraute nicht den Menschen, sondern sich, er glaubte die Welt durchaus nicht verstanden, eine durchaus unpassende Stellung eingenommen zu haben, kurz, es überkamen ihn alle die Qualen eines gewissenhaften Menschen, welcher plötzlich inne zu werden meint, daß er ein störendes, jedenfalls unpassendes Mitglied der Gesellschaft sei, das notwendig zugrunde gehen müsse.

Die körperliche Anlage zur Schwermut bildete sich mit Riesenschritten aus, denn Körper und Seele sind ein Leib;

er machte unter der ärgsten Pein, die er sich aber um keinen Preis erspart hätte, überall Abschiedsvisiten und kam der Verzweiflung nahe in Karlsbad an.

Es ist hier, wo er ohne Verkehr mit der Welt, einsam im Zimmer lebt, die Bemerkung einzuschalten, daß die bisherige Skizze Florentins nicht etwa flüchtige Leser verleiten solle, diesen für einen unbedeutenden Schwachkopf zu halten. Er war nichts weniger als dies. Sein ganzes Wesen war aus einem breiten, mannigfachen Systeme zusammenkonstruiert. Ebenso darf man seine Höflichkeit nicht ohne weiteres für Schwäche, für kindisch-eingelerntes Treiben ansehen — ein innerer, tieferer Zusammenhang wurde nicht vergeblich in ihm gesucht.

Von vornherein lebte und webte durch sein Herz wie durch seinen Geist der Grundsatz einer unendlichen Pietät; alles, was einmal war, hatte drei Vierteil Richtigkeit bei ihm voraus, weil es die Fähigkeit besessen hatte, sich zur Existenz zu machen, die Fähigkeit, sich zu behaupten. Alles Historische im weitesten Sinne des Worts war ihm Autorität, dahin gehörte nicht bloß die wichtigste Staatseinrichtung, sondern auch der kleinste Bezug zwischen Leuten, die Gewohnheit im Alltäglichen.

Er liebte keineswegs die Kriecherei, aber von dem einmal abgewogenen Verhältnisse wollte er nicht einen Gran verloren sehen.

Sich zu isolieren hielt er auch für unrecht, er ging des Morgens zum Brunnen und lernte dort unsere schöne Witwe Diana kennen. Da er sich auch wie einen Witwer ansah, so fand die Bekanntschaft schnell und leicht harmlose und ungefährliche Bezügnisse. Diana hatte mancherlei Ähnlichkeit mit Florentin, nur besaß sie mehr Drang nach Abwechslung, und dieser hatte ihr eine zaghafte Courage ausgebildet, womit sie mehr andere als sich selbst aufzumuntern pflegte. Meisthin sind nur diejenigen Wesen am verlockendsten, von denen

wir eine Ergänzung unseres Selbst hoffen. Bei all seiner konservativen Art war Florentin kein Ritter der Stagnation und des Stillstandes, ein so ermunterndes Etwas, welches nicht jach und frech heraustrat, reizte ihn ungemein, er verbrachte in dem engen Badeleben die meiste Zeit mit der schönen Witwe im schwarzseidenen Kleide.

Sie war kurze Zeit verheiratet gewesen, verheiratet aus Konvenienz. Der Mann war gestorben; sie sprach selten von ihm, und wenn es geschah, so lag in dem Ausdrucke: „Mein verstorbener Mann“ eine so unklare Mischung von Pietät, Gleichgültigkeit und Gewohnheit, daß Florentin keine weitere Veranlassung darin finden konnte, näher nachzufragen.

Ein ungewöhnliches Interesse, das sie an männlicher, ernster Bildung nahm, gab den Unterhaltungen festen Halt, Florentins Scherz darüber nahm sie ernsthaft lächelnd hin, ohne ihn weiter zu beantworten.

Brunnen und Umgang verscheuchten ihm den Trübsinn; wenn er zuweilen noch klagte, so tröstete ihn Diana mit wenigen scherzhaften, den Kleinmut verwerfenden Worten. Dabei blickte sie auf ihre Arbeit, und erst wenn Florentin zu ihrer Ermunterung schwieg, schlug sie die großen Augen auf, in denen eine sichere Gutmütigkeit und mancherlei gedanken=ahnungsreiche Phantasie zu ruhen schien. Die hatten etwas sehr Bedeutendes für ihn, diese großen, schönen Augen, welche dunkle Brauen und Wimpern in lockenden Schatten stellten. Er suchte dann wohl ihre Hand und küßte sie; Diana war aber bei all solchen Annäherungen gewöhnlich verlegen, die Röte stieg in ihr Gesicht, und soviel Reiz auch diese Jungfräulichkeit haben mochte, sie war nicht geeignet, den bedenklichen Florentin aufzumuntern.

Um diese Zeit traf Aurelie mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam im Bade ein; Florentin war bestürzt, als er sie des Morgens traf; er hätte fliehen mögen, aber sein Naturell gestattete es nicht, den Artigkeiten zu entrinnen, welche die

Neuangekommenen von ihm, dem alten Bekannten und Freunde erwarten durften, der das Bad und dessen Gelegenheiten schon genauer kennen mußte.

Aurelie war noch viel schöner geworden, die Reise hatte sie aufgeregt, ihre sonstige Stille ward durch ein lebhafteres Wesen bewegt, und Florentin glaubte manchmal zu entdecken, daß aus der schweigenden Ruhe ihrer Formen und Blicke ungewöhnliche Zeichen von tiefem, starkem Temperamente aufschlügen, wie in stiller, schweigender Sommernacht plötzlich Blitze am Horizonte leuchten.

Und wie unpassend erschien ihm der Bräutigam: ein glatter, gewandter Weltmann, ein aimable Roué, der schön tanzen und reiten, Artigkeiten sagen, eine Dame schön am Arme produzieren konnte. Er bat Florentin in der Eile um seine Freundschaft, da ihm Aurelie erzählt, mit welcher Artigkeit er sich früher ihre Unterhaltung habe angelegen sein lassen, er bat, der Dame im schwarzen Kleide vorgestellt zu werden, mit welcher Florentin eben promeniert sei.

Auf diese Weise ging die Gesellschaft ineinander über. Bald darauf erschien auch Marie, eine Bekannte Dianas, an welche sie sich anschloß und wodurch sie ebenfalls diesem Zirkel eingeordnet wurde.

Es begann eine störsame bewegte Zeit für Florentin. — —

Leichte, spekulierende Charaktere können niemals so unglücklich werden, oder wenigstens nicht so leicht unglücklich werden als österreichische, welche Florentin gleichen. Jene suchen sich bei ungewöhnlichen, mißlichen Verhältnissen neue Wege, und gelingt es auch auf diesen nicht, so trösten sie sich doch leicht über die fehlgegangene Spekulation mit der Hoffnung, daß die richtige wahrscheinlich dicht daneben ruhe und beim nächsten Versuche gefunden werde. Aber Florentin fürchtet sich vor der Abnormität wie vor dem Fehler, dem Irrtum selbst, das Abweichen vom Hergebrachten ist ihm ein riesiges Wagstück. Da sah er sich mit lebhafter Besorgnis

drei jungen Damen gegenüber, zu welchen er, wenn auch in verschiedenartige, doch gleich nahe und zutrauliche Verhältnisse geriet. Diana zog sich zwar in ihrer Schüchternheit mehr zurück, sobald sie lebhaftes Gespräch und Interesse bemerkte, in welches Florentin von anderer Seite gezogen wurde, aber dadurch zog sie am sichersten Florentin nach, ohne es zu wissen und zu wollen. Seine feinen geselligen Organe empfanden es auf der Stelle, wenn jemand nicht mehr den vollen, befriedigten Herzensklang erwiderte im Umgange und Gespräch, das letztere mochte noch so unbedeutend scheinen.

Daneben frappierte ihn Marie durch Frische, Mutwillen, durch springende, herausfordernde Schönheit. Der Wechsel ihrer Stimmungen und Launen, das Leichte, Spielende ihrer Auffassung, das Verlockende, Berauschende ihrer einzelnen Blicke, dieses ganze verborgene Triebwerk einer jugendlichen Koketterie überraschte und reizte ihn auf eine andere, neue Weise. Dies Wesen ging aus dem Gewöhnlichen heraus und war doch so gefällig! Er fühlte sich aufgemuntert, in Bewegung gesetzt, fand alle die Gegenseitigkeit und Elastizität der Gesellschaft, welche er so lange und schmerzlich vermißt hatte, in einem erhöhten Grade wieder, wie ein Champagnerrausch drang die Nähe Mariens auf ihn ein.

Und zum dritten, was sollte er mit seinem Herzen Aurelien gegenüber? Sympathie ist in vieler Rücksicht wie der Adel: sie wächst mit der bloßen Zeitlänge, sie ist ein Samenkorn, ins Herz geworfen, das ohne weiteres Zutun wuchert und keimt und aufgeht, groß und gewaltig wird, ein Baum, der alles überschattet, ohne daß wir noch daran gedacht, dafür gewirkt haben. Auch die Liebe hat ihren unsichtbaren Dämon, der im Schlafe mit uns spielt, ein Traum bringt das alte Bild vor unsere Augen, das wir bestäubt, vergessen dachten, und am nächsten Morgen steht es frisch und rosenrot vor unseren Blicken, verläßt uns nicht mehr, treibt uns zu Pferde, hinab in den jahrelang verlassenen Ort,

wo sie wohnt, wo sie waltet, zu ihren Füßen, an ihren Hals. Wir sind befangen, wir sind im Strudel, lange nachher gewahren wir vielleicht erst, daß wir exaltiert worden, durch die Ferne der Farbe getäuscht worden sind, daß Jugend und Schimmer fehlen — aber dieser letztere Gang war fremd in Florentins Seele. Sie war zu dicht mit Pietät angefüllt, um ihm Raum zu geben. Er sah nur Aurelie vor sich, die beglückende Schönheit, gedachte nur all der heimlichen Stunden, wo er neben ihr gesessen in harmlosem, wohltuendem Gespräche, wo er ihre junge, hoffende Seele aufgeschlossen habe den lockenden Aussichten auf stille, genügsame Freude, auf keuschen Genuß in der wohlgefügten Welt. Und er sah den faden Erben einer so wohligen Vergangenheit, er sah das ungewöhnliche, neue Feuer, das Aurelien in Wangen und Auge trat, wenn ihn eine entschlüpfte Andeutung an die Geschichte seines Herzens, ein ungewöhnlich warmes Wort, eine zufällige Berührung ihres Armes der jungen Braut näher brachte!

War es ein Wunder, wenn ein Charakter wie Florentins alles Steuer zu verlieren glaubte bei solcher Meeresfahrt?

Es war an einem blitzenden Sommermorgen, als diese Gesellschaft, Aurelie mit ihrem Bräutigam, Marie, der alte Onkel, Diana und Florentin eine Partie nach Prag unternahmen. Sie hatten zwei bequeme Wagen und rasche Pferde, die Morgensonne vergoldete die Berge, der Tau tropfte von den Bäumen, Lerchen stiegen um die Wette schwirrend und trillernd auf, die Luft war durch ein nächtliches Gewitter aufgeregt und wogte in warmen, üppigen Strömungen — Florentin, welcher Aurelien und der schönen Witwe gegenüber saß, warf alle störende Herzens- und Gesellschaftssorge hinter sich, und gab sich den verlockenden, süßen Eindrücken der Fahrt ohne weiteres hin. So ward er freundlicher, dreister als gewöhnlich gegen die junge Braut, und es war nicht wohl zu verkennen bei der Einfahrt in die stolze Bergesstadt,

daß Aurelie in einer ungewöhnlichen Bewegung war. Der Abend lockte die Gesellschaft zu einem Spaziergange, man war zeitig genug angekommen und fühlte sich nicht ermüdet. Sie waren schon alle im Hausflure des Gasthofs, als Aurelie den Arm ihres Bräutigams fahren ließ und mit der Erklärung, etwas vergessen zu haben, umkehrte. Florentin, welcher ihren Blicken begegnete, bewies sich galant und sprang die Treppe voraus, um das Vergessene herbeizubringen, atemlos kamen sie auf dem Zimmer an, Aurelie blieb stehen, ihre Brust stürmte, Florentin fragte kaum verständlich, was sie zurückgelassen habe, sie antwortete nicht, sah zu Boden. Er schwieg ebenfalls und hatte ihre Hand ergriffen, die leise zitterte in der seinigen. Plötzlich richtete sie ihren Kopf in die Höhe, sah ihn mit lebhaften, glühenden Augen an und fiel ihm mit dem Ausrufe: „Florentin, o Florentin!“ um den Hals. Sie küßten sich, wie Wanderer trinken mögen, die eine brennende Tagereise durch Wüsten gemacht haben ohne Wasser.

„Aurelie!“ rief der Bräutigam, die Treppe heraufkommend. Die Tür war nur angelehnt, sie hörten ihn und flogen voneinander. —

Wer von diesen Verhältnissen und Vorgängen unterrichtet gewesen wäre, für den hätte es ein sehr auffallender Anblick sein müssen, die Gesellschaft auf den Nebenhöhen des Hradschin spazieren zu sehen. Die Sonne war eben untergegangen, rot wie Scham und Freude starker, leidenschaftlicher Wesen lag ihr Schimmer auf der duftenden Erde, die Fenster der Paläste auf dem Berge glühten, und immer dunkler, unendlicher ward die untere Stadt mit ihren steinernen Häuserkolossen, mit der gewaltigen Brücke, mit den vielen Türmchen: die Gesellschaft war still und sah hinunter nach der Stadt. Aureliens Augen leuchteten in ungewöhnlicher Begeisterung und suchten Florentin.

Aber Florentin ließ die seinigen nicht finden, eine Wolke

dichter Trauer hing über seinem Antlitze, und nur seine große, gesellige Routine verbarg es, mit welcher Anstrengung er seiner Obliegenheit nachkam und Dianen unterhielt von den böhmischen Herzögen und Königen, vom heiligen Nepomuk, dem Ersäuften.

Geflissentlich wich er Aurelien aus beim Rückkehren, und als diese nicht sogleich erkannte, daß solche Hindernisse nur von ihm allein ausgingen, war jeden Augenblick ein leidenschaftlicher Schritt von ihrer Seite zu besorgen. Es ist, als ob die Passionen ein Erbrecht von ganz bestimmter Ausdehnung auf uns hätten, das sie früher oder später unerbittlich und rücksichtslos geltend machten: schweigsam, wie nicht existierend, hatten sie in diesem ruhigen Mädchen geschlummert, ja niemand hatte ihr Dasein geahnt, und jetzt traten sie plötzlich so drohend, ungebunden hervor.

Man hat viel hin und her gesprochen und wird viel hin und her sprechen, ob sie mehr Göttliches oder mehr Bestialisches in sich tragen, die edlen Leidenschaften unseres Herzens, welche die Schranken aller Bildung brechen, dem Herzen die ursprünglichen Rechte erzwingen, keine Schonung, keine Rücksicht erkennen.

Für diesen Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, daß sie just in stillen weiblichen Charakteren oft in größter Gewalt angetroffen worden, sie sind wie der Blitzesschatz einer schweren Donnerwolke aufgespart worden, welche geräuschlos, blaß und ohne die mindeste Ankündigung daherzieht, bei dem leisesten Anstoße aber eine nie erwartete Kraft und Fülle entladet.

Aurelie jagte an diesem Abende ihren Bräutigam fort und rief und schickte fortwährend nach Florentin.

Er war nicht zu sehen, der Glückstaumel hatte ihn vor dem Spaziergange überwältigt, er hatte sich eine kurze Zeit ganz und gar dem Rausche hingegeben, den ein plötzliches Begegnen in Liebe besonders dann mit sich bringt, wenn es

mit einem alten Wunsche des Herzens zusammentrifft. Denn unsere Wünsche wachsen uns unbemerkt über den Kopf wie unsere Kinder. In jenen Momenten hatte er zum ersten Male alle Rücksicht vergessen, sich der Poesie des Augenblicks hingegeben wie ein Kind. Noch eh' die Sonne unterging, hatte er aber sich und das Grundwesen seiner Bildung wiedergefunden, es bedrängten ihn stürmisch die Gedanken: Was soll aus der Welt werden, wenn wir allen plötzlichen Regungen nachgeben oder gar frönen und schmeicheln wollen, wenn wir alle abgeschlossene Übereinkunft, alles geordnete Verhältnis ohne Achtung beiseite schieben, um unserm egoistischen Gelüste nachzukommen, wenn uns die Braut, die Gattin nicht mehr verpflichtete, geweihte Wesen sind, welche die Kultur außerhalb unserer Gedanken und Wünsche hingestellt hat.

Es gab einen harten Kampf in seinem Innern, und als er spät in der Nacht ins Gasthaus kam, glaubte er einen Sieg errungen zu haben — er setzte sich hin, um Aurelien zu schreiben, wie notwendig es sei, daß ihre beiderseitige augenblickliche Verirrung für eine solche angesehen werde und die einzige bleibe. —

Der Onkel erzählte ihm, was vorgefallen sei, wie Aurelie nach ihm verlangt habe, und dies beschleunigte seine Feder, gab ihr noch entschiedenere Worte. Als er hörte, daß in Aureliens Zimmer noch Licht sei, ließ er das Kammermädchen rufen und gab ihr alsbald das Schreiben.

Aurelie schrie laut auf, als sie's gelesen, dann schwieg sie lange, trat ins Fenster, sah in die dunklen Nachtwolken. Als endlich das Mädchen fragte, ob sie ausgekleidet sein wolle, sprach sie: „Packe meinen Koffer und bestelle mir Postpferde."

Die ersten Tagesstreifen zuckten am Horizonte herauf, als sie nach Karlsbad zurückfuhr.

Ihr Bräutigam, welcher gut geschlafen hatte, erfuhr diese Abreise erst spät am andern Morgen und fuhr ihr gegen Mittag nach.

---

15. Prag.

Diese letzten Ereignisse fielen in die Mitte des Sommers 1833, und die Reisegesellschaft war erst seit wenig Tagen von Prag zurückgekehrt, als ich damals nach Karlsbad kam und ein sanguinisches Reisefaible für Maria faßte. Ich erinnere mich sehr wohl eines schlanken jungen Mannes, der leichten aber langsamen Schrittes bei den Brunnen umherstrich im langen dunklen Surtout. Es war ein ausdrucksvolles, tragisches Gesicht, und obwohl die ganze Erscheinung im Grunde nach Einsamkeit zu dürsten schien, so sah man ihn doch immer jeglicher Ansprache mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen; dies war Florentin.

Aurelie war abgereist; Maria ließ es sich angelegen sein, ihn zu ermuntern. Dies wunderliche Mädchen konnte niemand traurig sehen, und so hatte sich's denn ereignet, daß ich nach einem Vierteljahre diese beiden Leute in Wien als Verlobte wiederfand.

Der alte Onkel, welcher mit großer Aufmerksamkeit Florentins frühere Geschichte erforscht, das Wesen und Treiben desselben beobachtet hatte, sprach sich an jenem Abende in Hietzing frei und unumwunden darüber aus, wo er die Nichte samt ihrem Bräutigam in die närrische Gesellschaft einschloß und die Zuneigung von seiten Mariens einer Koketterie zuschrieb, die sich selbst täusche, die Liebe Florentins aber nichts als eine erwidernde Rücksicht nannte, wie sie seinem höflichen Herzen noch hundertmal entsprießen könne.

Die mißhandelte Gesellschaft löste sich an jenem Abende noch in ein erträgliches Wohlgefallen auf; als es zehn Uhr schlug, erklärte der Onkel, die erste Probe sei hiermit überstanden, die Beteiligten möchten in der angedeuteten Weise ihre Narrheit zu kurieren suchen; sobald er wiederkehre, solle ein spezielles Examen stattfinden. Damit nahm er den Arm seiner Nichte, führte sie an den harrenden Wagen und fuhr davon.

Im Fremdenverzeichnisse des „Schwarzen Rosses“ zu Prag fand ich an jenem regnerischen Abende seinen Namen, und der Kellner berichtete, daß die Herrschaften drei Zimmer im ersten Stock bewohnten, nämlich der alte Herr, sein Fräulein Nichte und die Witwe im schwarzseidenen Kleide. Gestern sei auch Herr Florentin wieder angekommen.

Das war erklärlich: seine Höflichkeit konnte nicht gestatten, daß die eingegangene Verpflichtung mit Marien auf eine so brüske Weise gelöst würde.

Man hätte nicht glauben sollen, daß sich unter solchen Umständen ein behaglicher Verkehr habe gestalten lassen. Und doch war dem so. Der Onkel, welcher das Ganze humoristisch anzufassen, und dem Verhältnisse auf solche Weise eine angenehme Färbung zu geben wußte, wirkte dadurch aufs beste ein. Marie, die leichte, lose, faßte dies mit ihrem glücklichen Naturell auf, und so ward die mißglückte Verlobung entweder leichtsinnig und heiter persifliert, oder mit ungezwungener Manier ohne Beachtung gelassen. Diana war still und lieb dabei; wenn Florentin seine Wünsche über enges, häusliches Leben entwickelte, und Marie ihn deshalb als einen jungen Philister verspottete, dann stimmte ihm Diana bei mit wenigen aber herzlichen Worten. Sie gab reizendes Detail zu seinen Bildern.

„Ich bin verloren,“ pflegte er zu sagen, „für die bewegliche, kreisende Welt, ich werde in meine Heimat Österreich zurückkehren, irgend eine harmlose Gespielin meiner Jugend aufsuchen, und mir ein beschränktes, stilles Leben einrichten.“

„Das wird Sie beglücken,“ setzte Diana hinzu.

Verhältnisse und Stimmungen waren auf diese Weise wohlgeordnet, um uns für alle äußeren Eindrücke unbefangen zu erhalten; wir betrachteten die alte merkwürdige Stadt.

Sie ist durch die Moldau in zwei Teile geschieden. Auf dem rechten Ufer, also derjenigen Seite, die Wien zu-

nächst liegt, ist die Alt= und Neustadt, auf dem linken an den Bergen hinauf und auf der Höhe selbst die berühmte Kleinseite und der Hradschin. Wien hat Paläste, in Prag präsentieren sie sich. Die grauen stolzen Schlösser von Stein auf der Kleinseite sprechen gewaltig vom böhmischen Adel, von seiner Macht, seinen Protestationen gegen die Kaiser, von all der slawischen Herrlichkeit früherer Jahrhunderte. Auf der kompakten steinernen Brücke, welche die beiden Städte verbindet, steht der heilige Nepomuk, welcher sein Leben dafür geopfert hat, auf allen Brücken schweigend fort= leben zu dürfen. Wieviel Leute, die ungerecht ersäuft wurden, sind in der Dunkelheit verloren gegangen: so wichtig bleiben Verhältnisse für Gedächtnis und Ruhm. Jedes Kind macht die Bekanntschaft des heiligen Nepomuk und läßt sich die Geschichte erzählen, wie er sich geweigert habe, dem wüsten, besoffenen König Wenzel das Beichtgeheimnis der Königin zu verraten, wie er von der Brücke hinabgestürzt worden in den Fluß, blitzende Hellebarden haben das Volk zurück= gedrängt, fünf kleine Flammen sind leuchtend aus den Wellen getreten, als er untergesunken ist.

Maria, die lose, blieb lange vor der Statue rasten und sagte: „Er ist ein Märtyrer der Frauen gewesen, das ist seinem Rufe sehr zu Hilfe gekommen; es ist nicht genug, seine Helden nicht zu vergessen, wie ihr Männer tut. Übrigens muß man dieses Bild sehen, um einen Einblick in Nepomuks Zustände und Charakter zu gewinnen. Das ist ein gefälliger menschenfreundlicher Kopf, es ist ein natür= liches Gefühl in diesen Zügen, und Nepomuk ist sicher nicht so blöde gewesen, wie man törichterweise voraussetzt — braver Nepomuk mit soviel Diskretion für die schöne Königin, blauer Mann, wirklicher Märtyrer!"

Auf dem Hradschin, dem stolzesten alten Herrscherschlosse, wohnte eben der Kaiser Franz, er war das letztemal in Böhmen, es war Sonntag und er gab Audienz. Die Menschen,

welche zu bitten hatten, man denke also welche Scharen! strömten hinauf, um ihm ans Herz zu legen die verlangsamen Gedanken schlafloser Nächte. Wahrlich, es ist ein göttliches Glück, Kaiser zu sein, Hunderten konnte er helfen an diesem Sonntagsmorgen, Hunderten konnte er die verwelkte Hoffnung anfrischen.

Alle Gänge des Hradschin waren mit Supplikanten angefüllt — nach vielen, vielen Jahren werden die Familien erzählen von jenem Morgen.

Wir treten in den wunderlich schönen Dom, wo ein roter Küster mit zusammengeleimter Perücke schlechte Merkwürdigkeiten zeigt; aber die Sonne brach draußen die Regenwolken und flog bleich in die langen Fenster über den massiven Sarg des heiligen Nepomuk, über das Grab der Ottokare. Es ist mir unsicher im Gedächtnisse, daß jener Sarg von blankem Silber war, aber ich kann nichts Positives sagen, da mir Mohammeds Sarg nicht aus dem Gedächtnisse will, der in der Luft schwebt an den unsichtbaren Kräften eines Magnets.

Der rote Küster schnupfte am Grabe Ottokars — eine schlecht gemachte Perücke und eine Schnupftabakdose sind jeder Kirchenillusion tödlich; es sollte beides nicht geduldet werden. Die alten Fürsten der Kirche gingen im Notfalle mit völlig nackten Köpfen, ich gedenke immer mit heiligem Schauer eines solchen Bildes, wo Bernhard von Clairvaux dem Kaiser Konrad Kreuzzug predigt — wenn Bernhard die Perücke und Schnupftabakdose meines roten Küsters gehabt hätte, er würde keinen Kreuzzug zustande gebracht haben. Schnupftabak gestattet keine Begeisterung.

Es ist eine wilde Schönheit in dieser Kirche, der graue Tag und die bleichen Sonnenstrahlen mochten das ihrige dazu beitragen, eine böhmische, slawische Schönheit, etwas Unordnung unter massiven, stolzen Stoffen, keine weiche, künstlerische Kultur.

In diese Auffassungsweise paßt Ottokar; vielleicht ist er schuld daran, ich sah fortwährend sein Grab offen, und hinter den Pfeilern ging er umher hastig, innehaltend, wild, halb in verschossenen, vornehmen Samt gekleidet, halb in Eisen, eine böhmische Mischung von Reichtum, Kultur und Wildheit. Es ist mir nicht mehr recht gegenwärtig, welcher Hebel mangelt in Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“, daß es kein überall verlangtes Stück geworden, aber ich erinnere mich deutlich schöner Bilder daraus, die mir immer einfallen bei Böhmen und böhmischen Königen: Kaiser hat er werden wollen, der stolze, hochgewachsene Tscheche, ein schweizerischer Edelmann, Rudolf von Habsburg wird ihm vorgezogen, kniend soll er, der schimmernde Fürst, dem schlichten Ritter huldigen. Der Übermut, der Zorn schäumt auf der Lippe; die Umstände werden ungünstig, er bezwingt seinen Stolz, beugt seine Knie unter einem bergenden Zelte — das Zelt fliegt auseinander, die Völkerschaften sehen den gebeugten Böhmerkönig; rasselnd, von Wut gepeitscht, springt er auf; der Krieg um Tod und Leben wird entzündet, auf dem wienerischen Marchfelde kommt es zur wilden Schlacht und Entscheidung, ob Österreich oder Böhmen oben sei.

Böhmen fällt und ist Österreichs nimmer wieder Herr geworden, denn auch die rauhhaarigen Hussiten gingen unter.

Im abgetragenen schwarzen Kleide irrt der kleinmütig gewordene Ottokar an den Burgtoren umher, auch seine kleinen Feinde demütigen ihn, er ist zerbrochen; das stolze Böhmen stirbt mit ihm.

Wallenstein war der letzte Versuch dieses Landes; in den fanatischsten Religionskrieg trat er mit dem kühlsten theologischen Indifferentismus, und erlag, weil er keine Begeisterung mitbrachte und sich nicht mit zweiten Positionen begnügen wollte. Die ersten Stellen der Herrschaft sind immer nur dem Herzen feil, wenn es auch ein wildes und irrendes ist, der Kopf allein wird nur Minister.

Ein düsterer Palast ist in Prag noch übrig vom knöchernen Friedland, und auf den Schlössern im Lande begegnet man nur noch seinem Gedächtnisse, sonst ist der Name Waldstein verschwunden. Ich habe schon früher erwähnt, daß man ihn jetzt unschuldig macht, daß er für ein Opfer der Hofkabale ausgegeben wird, — wer nimmt den Schiller zurück und dem Volke das Bild aus der Cottaschen Ausgabe?

Karl X. war durch die Anwesenheit des Kaisers vom Hradschin vertrieben, und es half uns nichts, die Stunde seiner Messe abzuwarten, welche er sonst täglich in dieser Kirche einzuhalten pflegt.

Ein Regenschleier lag über dem steinernen Tale, als wir heraustraten auf den Berg — ich hatte mich so lange gefreut, das pittoreske, gepriesene Prag zu sehen, und fand es in so schlechten Farben. Darum enthalte ich mich, ein Urteil auszusprechen: ein wenig wüst und steingrau gefärbt mag es wohl am besten Tage sein. Dies ist ein Grundmangel vieler deutschen Gegenden, welcher den noch so interessant gruppierten Erdmassen den Anstrich einer gewissen Ärmlichkeit gibt. Das Wort pauvre drückt noch deutlicher aus, was ich meine. Bei ähnlichen deutschen Gegenden werde ich immer prosaisch an die Entstehung solch pittoresker Partien erinnert. Die Fluten, die Überschwemmungen, welche einen großen Teil unserer Oberfläche geformt haben mögen, erscheinen mir wie erst gestern dagewesen, die Farben haben die Erdwunden nicht dicht genug bedeckt, und der Zufall einer solchen Bildung, in welche wir Tausenderlei hinein dichten möchten, stört ebenfalls meine Illusion.

Wer läßt sich beim Anblicke einer glänzenden Frauenschönheit gern daran erinnern, wie die Dame vor wenig Jahren ein mageres Fischlein gewesen sei mit abgeschnittenem Haar — die Unmittelbarkeit besticht; eine schöne Gegend erinnert nicht zuerst und zunächst an die Geologie.

Farben, Farben fehlten und fehlen Deutschland, daher unsere Ideologie, unsere blassen Ideale. Gott sei Dank, daß wir grüne Wälder haben, sie trösten unser Auge und Herz. Marie sang in das Tal hinunter:

Grünes England, grünes Deutschland,
Deine Männer sind so weiß —
Kennst du keine schwarzen Augen,
Augen glühend, brennend heiß?

Blasse Länder, blasse Liebe,
Herz, wo ist dein Vaterland?
Mußt zum Wandern dich entschließen
Nach dem dunkelbraunen Land!

„Ich glaube, Mädchen," sagte der Onkel, „du wirst noch verrückt, voll bornierter, gemachter Leidenschaft, künstlicher Sehnsucht, Koketterie — du kriegst in deinem Leben keinen Mann."

„Doch, Onkel, doch!"

---

16. Das böhmische Mädchen.

Maria war und blieb ein ausgelassenes Kind, der Onkel hatte seine liebe Not. Als wir vom Berge herabstiegen, gab sie mir den Arm und erklärte mir die Landschaft — sie war ja schon damals in Prag gewesen, als Aurelie mitreiste — bei schönem Sonnenscheine muß es ein romantischer Anblick sein, den vielleicht nur Heidelberg in Deutschland übertrifft. Die Städte dehnen sich an beiden Ufern des Flusses und an den Bergeshängen hin, tief unten erzählt schwarzgrau der Wischerad von alter, unheimlicher Slawenzeit, inmitten der Moldau liegen zwei große Inseln, die Schützen- und Färberinsel genannt, „Groß- und Kleinvenedig", dort tummelt sich Sonntags der Böhme, und es war Sonntag. — „Wir wollen heute unter das Volk gehen," sagte Maria, „ich habe eine kleine Mannsgarderobe für

Gebirgsreisen bei mir, die leg' ich an, und so streichen wir herum. Aber Florentin muß mit uns gehen, hören Sie warum. Ich habe hier ein schlichtes Mädchen beobachtet, das in unserer Nähe wohnt. Die geht heut abend zu Tanze, ich glaube, sie heißt Rosalia. Das Böhmerland würde ich wiederzusehen glauben, wenn mir dies Mädchen in Afrika begegnete. Es ist eine schlanke Gestalt mit raschen Bewegungen, ein blasses Gesicht mit dunklen, meist verschlossenen Augen, die einzelnen Teile des Antlitzes stehen nicht in ganz richtigem Verhältnisse zueinander, die Lippen sind schmal und fest aufeinander gedrückt, aber der Eindruck des Ganzen mag für die Männer pikant und herausfordernd sein. Es bewerben sich viele um das Mädchen, sie nimmt aber wenig Notiz davon, nur einem jungen Burschen gestattet sie ein wenig mehr Vertraulichkeit. Dieser Franz hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Florentin, des Abends geht sie unter unsern Fenstern mit ihm spazieren. Vorgestern musizierte und sang ich bis tief in die Nacht hinein, mein Zimmer war dunkel, und ich trat vor dem Schlafengehen noch einmal ans offene Fenster, der Mond schien hell, bei Florentin war noch Licht, ich hörte, wie er sein Fenster schloß, und drüben aus dem Schatten huschte eine verhüllte Gestalt, in dem Häuschen, wo Rosalia wohnt, verschwand sie, ich erkannte sie am Gange." —

Florentin hatte auf all diese Dinge nicht acht gehabt, und mit gewöhnlicher Höflichkeit fügte er sich Mariens Bitten, sie zu begleiten. Er bat Diana, auch von der Partie zu sein; es war dieser indessen zu gewagt und unternehmend, der Onkel schüttelte den Kopf zur dreisten Maskerade seiner Nichte und murrte, aber das tolle Mädchen kehrte sich nicht daran, und um neun Uhr des Abends suchten wir den Ort des Tanzes auf.

Die Aufgabe war nicht leicht und wäre uns ohne das im Mondschein herumspazierende Paar Franz und Rosalie

kaum gelungen. Marie knüpfte sogleich Unterhandlungen an, von Rosalien war sie oft gesehen worden, es war zu vermuten, daß dies Mädchen sie erkennen würde, und deshalb schien es geratener, Rosalie selbst ins Geheimnis zu ziehen.

Diese letztere benahm sich mit einer seltenen Mischung von schüchternem, blödem Wesen und hastiger Dreistigkeit, ihre verriegelten Augen sprangen oft plötzlich über Florentins Gestalt hinweg und hafteten dabei einen Moment lang starr und forschend nach den Blicken desselben.

Man stieg einige Stufen nieder in ein Souterrain, es waren Gewölbe, die mit spärlicher Beleuchtung ausgestattet, Räume zum Zechen und Tanzen darboten. Ein dumpfes Wesen ging durch die vereinzelte Gesellschaft, nichts von der Wiener Lustigkeit, von schlesischer Schwatzhaftigkeit war zu bemerken, ich konnte mich eines unheimlichen Eindrucks nicht ganz erwehren, und auch Marie an meiner Seite verlor die heitere Zuversicht. Es fehlte wirklich nicht ganz an dem Eindruck, welchen eine Räubergesellschaft machen kann, die unter Schloßruinen sich für stete Gefahren zu entschädigen trachtet. Der Tanz im größten Gewölbe war wild, aber still, die schlanken Bursche sahen uns forschend von der Seite an mit ihren dunklen, schnellen Augen.

Florentin, der sich anfangs in diesem Volkselemente ganz unglücklich befand, wurde durch Rosalien, die er auf Mariens Drängen zum Tanze aufgezogen hatte, von Lokalität und Umgebung abgeleitet. Das Mädchen legt sich ihm so fest in den Arm, all ihre Bewegungen erhielten eine so bestimmte Leidenschaftlichkeit in bezug auf ihn, daß seine erwachenden Sinne alles übrige Besorgliche verdeckten, was sonst in dieser Lage sein Wesen sicherlich übermannt hätte.

Es gehört auch in den Bereich eines guten Herzens, ein Liebesverlangen, das ihm nahe tritt, nicht hart zurückzuweisen. Es ist dies eine der gefährlichsten Brücken: wieviel Menschen gewähren aus bloßer Teilnahme, aus Mitgefühl,

oft aus Mitleid Liebesbezeigungen, die sie sonst versagt hätten. Das einmal Getane ist der ausgehobene Schritt zum zweiten. Gewohnheit stumpft die Motive ab, und die Liederlichkeit wird aus der Gutmütigkeit geboren.

Diese Perspektive störte indessen Florentin an jenem Abende nicht, das still und entschlossen Leidenschaftliche Rosaliens beschäftigte ihn lediglich. Marie, der Schalk, sah schadenfroh drein, als sich Florentin neben das Mädchen setzte, als Franz entrüstet aufstand.

In den nächsten Tagen änderte sich das natürlich, Florentin erkannte, daß die Ruhe eines Mädchens auf dem Spiel stehe, wenn er seinem Gelüste nicht Einhalt tue. Er verdammte ohnedies von Hause aus jene leichtsinnigen Aventuren, welche geflissentlich allen Zukunftskeim zertreten. Diese aphoristische, rasche Ergreifung der Lebensäußerungen war seinem Charakter schnurstracks entgegen.

Er trat also nicht mehr ans Fenster, um Rosalien zu sehen, ging ihr nicht mehr zu Gefallen über die Straße — die verschiedenen Ansichten über Absolutismus nötigten mich indessen, per Extrapost nach der sächsischen Grenze zu fahren, und diese Verhältnisse in Prag schwanden aus meinem Sinne, verdrängt durch andere.

Es war um die Zeit des Kongresses von Münchengrätz, und die Monarchen waren eben in Theresienstadt, als ich vorüberfuhr.

Es gibt keine schönere Ironie, als wenn man nach Jahren die drohenden Demonstrationen der Politik wiedererzählt, welche zu ihrer Zeit Stürme und Erdbeben erwarten ließen und spurlos vorübergegangen sind. Darum bleibt das Berufen auf die nächsten Dinge in den staatlichen Angelegenheiten immer und ewig Kannegießerei, die Strömungen der Geschichte gehen tief und leise unter der Oberfläche; aber die Theresienstädter hätten mir damals schwerlich eine Reise unter europäischem Frieden bis an die sächsische Grenze

garantieren mögen. Und die Grenze war etwa noch sechs Meilen entfernt.

Ich kam hier in einen neuen Gebirgscharakter, überall tauchten schmale blaue Spitzen auf, ein meilenweiter Kreml mit hundert Türmchen gruppiert sich die Gegend, und im weiten Kessel derselben liegt behaglich und wohlig hingelagert das weiche Teplitz.

Wie so gern hätte ich hier eine Zeitlang geruht, friedliche Frauengesichter studiert, in den Geschichten stiller Augen gelesen; dieser Badeort erschien mir so glücklich neutral, so novellenfromm, so ganz von Samt und Seide und Zufriedenheit. Aber es ging nicht; bei kalter Mondesnacht fuhr mich der schläfrige Postillion über die Kulmer und Nollendorfer Höhe, wo der König von Preußen selber, Kleist und Ostermann das wieder aufwachende Glück Napoleons erdrückten. In diesem engen Passe, wo Vandamme die von Dresden retirierende Armee der Alliierten aufhalten, abschneiden sollte, auf diesen Waldbergen, der Grenze zwischen Österreich und Sachsen, wurde Napoleons Zukunft in Deutschland zertrümmert. Augenzeugen erzählten mir, wie sie den gefangenen Vandamme gesehen hätten: ein schöner, strotzender Mann, überfüllt von französischem Mute und Übermute, soll er wie ein gefesseltes wildes Roß geschäumt und sich gebärdet haben. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß er später in Karikatur grassierte, wie er in Sibirien Zobel schoß und fror; wir waren so lange und so hart gedemütigt worden, daß wir auch das Unglück verspotteten, um unsern endlich wieder aufatmenden Empfindungen einen Reiz zu verschaffen.

Die kalte Nacht gab mir größere Empfänglichkeit für Vandammes Unglück, und Sachsen machte den wohltätigsten Eindruck auf mich durch eine warme Poststube in Pirna. —

Was mag aus dem blassen böhmischen Mädchen geworden sein, dachte ich alle Tage in Dresden, was aus Florentin?

Nach einigen Wochen holte mich die Gesellschaft aus dem „Schwarzen Roß“ ein; Florentin war nicht bei ihr, Marie war nicht so ausgelassen wie sonst, der Onkel mürrisch, Diana hatte zuweilen verweinte Augen. Langsam, stückweise erfuhr ich, was vorgegangen.

Rosaliens Leidenschaft war in helle Flammen ausgebrochen, sie hatte Franz verabschiedet, dieser war in wilder Entrüstung Florentin zu Leibe gegangen, und die ärgsten Exzesse hatten gedroht. Florentin hatte es für das beste gehalten, die Flucht zu ergreifen.

Ich will hier der Zeit voreilen und seine späteren Schicksale erzählen. Er flüchtete sich auf ein Landgut an der böhmisch-sächsischen Grenze, und in den Wäldern und Tälern und Dichtern fand er allmählich seine Fassung wieder. Es überraschte und bestürzte ihn eine Zeitlang, daß die Bilder Aureliens und Mariens ganz aus Gedächtnis und Herzen verwischt waren, dagegen Dianens treue Augen klar und lockend und verheißungsreich täglich vor seine Seele traten. Dieser neue Wechsel seiner Wünsche hatte ihm viel Betrübliches, und er gestand sich's mit herber Empfindung ein, daß es sein schwankender Mann, sein weicher, leicht hin und her bewegter Charakter sei, welcher dies verschulde. Eine einfache, treue Ehe, meinte er, werde ihn retten — offen und ehrlich schrieb er alles an Diana, und fragte und bat, ob er in ihre Nähe kommen dürfe. Sie antwortete sanft und gut, aber ablehnend. Er schrieb wieder, die Korrespondenz wurde lebhafter, er faßte sich eines Tages ein Herz und fuhr nach Dresden, wo Diana bei einer alten Freundin lebte. Marie mit ihrem Onkel war längst abgereist.

Florentins wirklich treues, braves Gemüt, das nur durch die Verhältnisse und die gutmütige Schwäche seiner Höflichkeit in so wunderlichen Wechsel geraten war, blühte auf zur schönsten, wohltätigsten Blume — das einfache gute Herz Dianens konnte dem tiefsten Eindrucke nicht widerstreben, sie

gestand ihm eine Neigung, die sie vom ersten Bekanntwerden für ihn empfunden, Florentin ward von Glück und Seligkeit so überwältigt, daß er an sich halten mußte, um nicht aller Welt sein Heil zu erzählen, und jedermann zu umarmen, der ihm auf der Elbbrücke begegnete.

Es ist daraus eine Ehe geworden, von welcher die Frauen sagen, sie leben wie die Engel im Himmel, diese beiden Leute.

„Jawohl," wird Florentin sagen, wenn er dies liest, und „aber ich war der unglücklichste Mensch und verkam im Elende, wenn ich nicht in Diana meine völlige Ergänzung fand."

II. Von Dresden in das Schlesische Gebirge.

1. Dresden.

Dresden ist eine schöne Stadt an der Elbe, das weiß jedes Kind, und es wäre Luxus, über die Merkwürdigkeiten dieser Stadt noch etwas zu sagen, da jeder reputierliche Gebildete unseres Vaterlandes einmal da gewesen ist oder hinreist. Es hat an die sechzigtausend sächsische Einwohner, von denen zwei Dritteile seit vielen, vielen Jahren an einer epidemischen und kontagiösen Krankheit leiden, nämlich am Stockschnupfen. Deshalb sprechen sie wie Ferdinand von Meißen aus dem bekannten Lustspiele „Die Drillinge", und sind wegen dieses Meißenschen Dialekts und wegen des grammatisch verstorbenen Herrn Adelung überzeugt, daß sie „das reenste Hochdeitsch" sprechen. Sie schreiben richtig, daher der Irrtum. Von Dresden nach Meißen sind drei kleine Meilen, und man fährt sie in vier Stunden; ein Dresdner braucht lange nicht soviel Zeit, um die erste Silbe dieser Porzellanstadt auszusprechen, es ist Verleumdung, wenn man das ableugnet. Schlechte Historiker sind der Meinung, Meißen

sei die älteste Hauptstadt Sachsens gewesen, weil man noch heutigentags jeden Sachsen an der Aussprache dieser Stadt erkenne, aber die berühmte Porzellanfabrik daselbst hat wirklich Einfluß auf den Volkscharakter gehabt: kein deutscher Volksstamm faßt den Fremden so höflich, porzellanartig und delikat an, als der sächsische. Meißner Porzellan und sächsische Höflichkeit sind weltbekannt, aber es wissen's nicht alle Leute, daß dieses Porzellan und diese Höflichkeit die schneidendsten Scherben geben, wenn sie verletzt werden.

Über die Kunstanstalten Dresdens, das Japanische Palais, Grüne Gewölbe, die Rüstkammer und Bildergalerie läßt sich nur lauter Preisliches sagen, und die Leichtigkeit, in letztere Eintritt zu erhalten, zeigt von der liebenswürdigsten Liberalität.

Die Einwohner scheiden sich in streng gesonderte Gruppen: unter den höheren Klassen und den höheren Regierungsbeamten findet sich sehr feine, sehr geschmackvolle Bildung, vornehme, kultivierteste Manier. Sie erkennen, daß sie an Ludwig Tieck am Altmarkt einen bedeutenden Dichter besitzen, und wenn sie seine Vorlesungen und ihn selbst nicht besuchen, so geschieht's entweder, weil man das eine nicht kann ohne das andere, oder weil sie nicht vier bis fünf Stunden mäuschenstill sitzen mögen, oder weil ihnen die Schriften von diesem Manne das Liebste sind.

Ehe ich zu einer andern Klasse der Bewohner übergehe, noch ein paar Worte über Ludwig Tieck für diejenigen, die ihn gar nicht kennen. Die Gicht hat ihn ein wenig zusammengeworfen, sonst trägt er noch die klarsten Spuren eines Mannes, der schön gewesen ist. Was den dichtenden Denker vor der blöden Menge immer auszeichnet, das Auge mit seinem Glanze und Drange, das ist ihm in aller Schönheit geblieben. Tieck ist ein sehr überlegener Geist in der Gesellschaft, solange ihm keine Usurpationsgedanken an die Literaturthrone in den Sinn kommen, er weiß wie ein über-

legener Geist bei den groben Schmeicheleien zu schweigen, die ihm der Schwarm mit plumpen, fetten Händen auftischt, er spricht wie ein überlegener Geist, wenn ein literarisches Lebensthema berührt wird. Wie gewöhnlich macht er mehr Wesen von dem, was unwichtig an ihm ist; er spricht mit größerem Nachdruck von seinen Studien, als von seinem Talente. Als er „den Tod des Dichters“ geschrieben hat, da soll er äußerst geseufzt haben über die Masse dessen, was er lesen müsse, ungefähr wie ein Historiker, der eine unbekannte Geschichte schreibt, zu welcher eitel neue Quellen gelesen werden müssen.

Nun, das ist nicht der Rede Wertes, und es wird's ihm niemand übelnehmen; aber die Damen dürfen auch nicht stricken in seinen Vorlesungen, das ist Stoff zu Debatten in Dresden geworden, die heute noch nicht ausgefochten sind: das ist ein Hauptstoß für den Rest seiner Popularität in Dresden geworden. Überhaupt darf man sich durchaus nicht den Dresdnern anschließen, wenn man sich erlaubt, dies und jenes an Ludwig Tieck auszusetzen. Sie mögen ihn um seiner besseren Eigenschaften willen, und nicht, weil er kein Philister ist, ihre Antipathie gärt aus widerwärtigem protestantisch-borniertem Sauerteige. Was die Herren Winkler, Gehe, Böttiger mit ihren Kommittenten an Ludwig Tieck nagend aussetzen, ist dessen Garantie, daß er ein Dichter ist.

Seine Vorlesungen, die er mit großer Lebhaftigkeit, mit Stimmenabwechslung und solchem dramatischem Apparate hält, regen die wichtige Frage an, ob dieser Aufwand dem Vorleser zukomme und ersprießlich sei. Vielleicht sind die Schattierungen diesem Genre der Darstellung am zuträglichsten, welche sehr fein und wenig markiert erscheinen, wie bei Skizzen ein anderes Maß erfordert wird, als bei Gemälden, zu denen alle Hilfsmittel von Farben und dergleichen verwendet werden können.

Die Reisenden erzählen immer mit Staunen und be-

sonders die Berliner sind „wech“ darüber, was die kleine Figur des großen Dichters für vortreffliche Brust und Lunge habe.

Eine andere Partie des Dresdner Publikums, die nichts gemein hat mit der erst erwähnten vornehmen, ist die Partie der Hofräte: sie ignorieren Tieck und vieles andere. Als die Periode der Briefwechsel in unserer Literatur begann, da drohte eine Emeute unter ihnen auszubrechen, Kuhn, Kind und Genossen erschienen mit echauffierter Menge im Kasino. —

„Scheen guten Abend, Herr Hofrat —“

„Ei, scheen guten Abend, Herr Hofrat!“

„Wie befinden sich der Herr Bruder Hofrat?“

„Danke gehorschamst, Herr Bruder Hofrat —“

Es tritt eine Pause ein.

„Den angepriesenen Briefwechsel schon gelesen, Herr Bruder Hofrat, zwischen Schiller und Geethe?“

„Ach ja, was meinen der Herr Hofrat dazu?“

„Unter uns gesagt —“

„Weeß es Gott, Bruder Hofrat, wenn mer alle unsere Briefe hätten drucken —“

„Hätten drucken lassen wollen, hab’ ich nicht recht, hochgeschätzter Herr Bruder —“

„Die Welt hätte andere Dinge zu heeren gekriegt, als — als —“

„Sub sigillo, Herr Bruder, als diese Lappalien —“

Der Vorhang fällt, die Herren rauchen weiter, und beklagen sich, daß die Solidität aus der Literatur verschwindet.

Daneben ist Dresden reich an feinen alten Räten vom Appellationsgerichte usw., die mit dieser Klasse gar nichts gemein und eine feine literarische Zunge haben, ein stilles, gediegenes Urteil.

Einige deutsche Städte führen, wie die Studenten, ihre Spitznamen, und sind oft unter diesen bekannter als unter den wirklichen; wer findet sich zum Beispiel noch heraus aus

Athen und München, und München und Athen! Sogar das Bier kommt einem nicht mehr zu Hilfe: auch an der Akropolis winkt der Bock und das perlende Seidel. Athen grassierte sonst besonders auf Universitäten: da gab es Saal-Athen und Pleiß-Athen und sonstige, Weimar hieß par excellence Ilm-Athen, weil dort die leibhaftige Klassizität sich häuslich niedergelassen hatte.

So nannte die Dichterschule aus dem „linkischen" Bade Dresden nie anders als Elb-Florenz, und obwohl ich sonst nicht viel Gemeinschaftliches habe mit diesen Sängern des schwarzen Fracks, so hab' ich doch Dresden auch immer gern Florenz genannt. Es findet sich wirklich viel Entsprechendes in Verhältnissen und Beziehungen dieser Stadt mit der toskanesischen Kapitale.

Die Künste waren lange Zeit par excellence in Dresden zu suchen, wie einst unter den Mediceern in Florenz, der Hof und der Glanz war katholisch und zumeist mit italienischen Prinzessinnen gestickt, welche italienische Sprache, italienische Oper veranlaßten; noch heute liegt in der Nähe des ernsthaft grün-grauen Schauspielhauses ein italienisches Dörfchen, wo man Knackwürste frühstückt und leider jetzt aus Grundsatz sächsisch parliert. Paläste mit italienischen Namen, Denkzeichen an des prächtigen August Zeiten, welcher im südlichen Europa, namentlich in Spanien, soviel Abenteuer erlebt haben soll, finden sich noch vielfach und helfen erinnern an romanische Dinge und Töne.

Der kleine wohlhabende Staat Sachsen bot ebenfalls mancherlei Parallele mit Toskana: im Erzgebirge klöppeln sie Spitzen, in den toskanischen Bergen flechten sie Strohhüte, und so könnte man ein unnützes, tändelndes Spiel weiter ausdehnen — aber besonders die Lage von Dresden hob mir stets ein Bild von Florenz in den Gesichtskreis.

Dresden ist eine der Städte, wo ich gerne ankomme, sie hat mir immer aus der Ferne das meiste Vergnügen ge-

macht. Aber man muß aus den schlesischen Grenzwäldern nach Sachsen reisen, um einen entzückenden italienischen Anblick zu finden: das bergige, sonnenfrische Bautzen, die schöne hügelige Straße von dort, links mit den blauen Bergen, welche hinabführt zu dem heitern Bischofswerda, wo so hübsche Mädchen wohnen und die Studenten im „Engel“ willkommen sind, das alles stimmt überaus empfänglich. Und nun kommt man auf die waldigen Berge, wo die breite Straße eilig hinabrennt nach dem Elbtale, und zwischen Fichten und Tannen und Landhäusern sieht man weit unten, hinten begrenzt von sanfter Hochebene, eine breite Stadt mit italienischen Türmen, Kirchen und Schlössern, Florenz, die blühende, in weichen gefälligen Farben prangend und lockend.

Auf diesem Wege kamen Napoleons Garden herab, als die Alliierten bereits in die Stadt zu dringen versuchten, und der König von Sachsen sein Dresden verloren glaubte. Der Kaiser kam mit ihnen, erschien unten auf der prachtvollen Brücke, belebte durch seinen Anblick alles, ließ seinen bärtigen Helden Wein und Speise reichen und führte sie in die Schlacht.

Aber nicht diese Erinnerungen sind's allein, welche soviel Zauber über diese Straße gießen, der Anblick Dresdens von hier aus hat soviel Südliches, Fabelhaftes, daß er mir stets die buntesten Hoffnungen und Illusionen weckt.

Dresden wimmelt stets von Reisenden, es ist eine Winter- und Sommersaison, die ihnen Italien vertritt, die Brühlsche Terrasse an der Elbe, von wo man hinab gen Meißen, hinauf bis in die Vorberge der Sächsischen Schweiz sieht, klingt wider von allerlei Sprachen Europas.

Hatte doch selbst für den so mäßigen Friedrich den Großen dies Dresden die lebhaftesten Reize; er hat hier als Kronprinz seine buntesten und muntersten Tage verlebt, und manche Historiker, die gar nicht drüber hinaus können, daß der große König keine Nachkommen gezeugt hat, bemühen

sich mit allerlei Operngeschichten in Dresden die Gründe für diese Erscheinung aufzufinden.

Auch Erinnerungen an die Zeiten der polnischen Krone treten einem noch in den Namen mancher Paläste und Personen entgegen, Erinnerungen an die sächsischen Ehen mit italischen Prinzessinnen. Napoleon wohnte zum Beispiele während des Waffenstillstandes in einem solchen italienisch benannten, abgelegenen Palais, dem Marcolinischen. Zwei Wachen schritten auf und ab, ringsumher war es still, und innen bewegten sich die stürmischsten Fragen über Weltherrschaft.

So vielerlei Anregung bietet Dresden mit seinen hohen steinernen Häusern, und solange man die Leute nicht reden hört von „alleweile“ und von der „scheenen Witterung“ kann man sich in mancherlei bunten Träumen schaukeln.

---

2. Die Sächsische Schweiz.

An warmen Sommerabenden ist es sehr hübsch auf der Brühlschen Terrasse, so bunt, vornehm und heiter, daß man gar nicht in Deutschland zu sein glaubt. Geputzte, schöne Gestalten mit fremden Gesichtern streichen vorüber, man hört allerlei Sprachen, die Terrasse selbst steigt so kühn hoch und steinern vom Flusse auf, und stößt rückwärts überall an den langen Palast — die Illusion des Fremdartigen dauert so lange, bis uns ein Registraturgesicht aufstößt, eins jener unvertilgbaren vaterländischen Gesichter, die Lachen, Ärger und alle heimische Liebe in uns erwecken. Solche alte Busenkrausen, gelbe Stulpstiefeln, weißliche Kasimirhosen, Schnupftabaksnasen, weiße Unterhalstücher, silberne Uhrketten sieht man noch häufig in Dresden, und sie erinnern uns daran, daß die Brühlsche Terrasse in Deutschland liegt, und daß wir Deutschland immer und ewig wie jene alte Geliebte behandeln, die wir erst lieben, wenn wir nicht bei ihr sind.

Auch eine Erinnerung aus der roten Mützenzeit von Halle, aus der Zeit des Zornes und des Enthusiasmus ohne Gedanken begegnete mir dort. Wir sahen einander zweifelhaft an: „Entschuldigen Sie, mein Herr — ah, ich wollte mir eben auch erlauben — sind Sie nicht — haben wir nicht zusammen — bist du wirklich der Bruder Medardus von der Klausstraße?“

Es ist ein sehr bedenklich Unternehmen, einen alten Universitätsfreund wieder zu finden. Die Menschen gehen gar zu verschiedene Schritte in Sachen der Kultur, der Empfindung, der Sympathien, und der Jugendfirnis akademischer Zeit, welcher alles ausgleicht, geht verloren. O, da gibt es oft wüste, fatale Kirchhofsszenen, und die Vergangenheit wird selbst vergiftet — gerad so, wie man sich nur vorsichtig daran machen oder völlig hüten muß, alte Plätze einstiger Poesie aufzusuchen, welche neue anteillose Gesichter entweihen, oder, was noch schlimmer ist, wo die Freunde und Geliebten alt und stumpf geworden sind.

Mein Bruder Medardus hatte sich leidlich frisch erhalten, hatte jahrelang still zwischen Bergen gelebt, ein liebend Weib gefunden und hoffte noch von der Welt. Das ist die Hauptsache: wer noch hofft, ist noch jung; seine Augen können noch leuchten, sein Herz kann noch beben; bittet Gott, daß er euch nicht die Hoffnung überleben läßt, und bildet euch empfänglich für die kleinsten, putzigsten Hoffnungen.

Im Jahre 27 waren wir auf dieser Terrasse gestanden, den Kopf voll griechischen Testamentes und orientalischer Kirchenväter, das Herz voll Sehnsucht nach himmelblauen Augen, die wir auf der Schule geliebt hatten, voll Sehnsucht nach der stillen, schattigen Pfarrstelle, nach dem Frieden beschränkter aber eigener Häuslichkeit — wie ist das anders geworden, Medardus, moderne Wünsche schweifen über Berge und Länder, und das Idyll des Herzens ist doch nicht zerstört.

Wir wollen wieder in die Sächsische Schweiz ziehen wie damals, und wieder zu Fuß und mit drei kleinen Talern, und morgen früh.

Ein heißer sonnenbreiter Morgen sah uns stapfen durch den sandigen Weg nach Pillnitz — in jenem Schlosse, wo man den König von Sachsen zu Mittag essen sieht, wurde einst die Koalition gegen das revolutionär aufbäumende Frankreich geschlossen, und eben dort saß später der Erbe jener Revolution mit dem Könige von Sachsen friedlich und freundlich zu Tische — über die Menschen, welche sich töten müssen wegen weit aussehender Pläne —

Ich werde dich morgen hassen,
Und morgen liebt er sie —
Ich werde dich morgen lieben,
Und morgen war sie tot —

Dies Stückchen Sachsen ist durchwirkt mit polnischen und französischen Erinnerungen, sie beschäftigten uns, wenn wir sprachen. Unter der polnischen Regierung der Augusti von Sachsen ist mancher Pole zu seinem großen Erstaunen in diese Berge geraten, wo man das Pferd nicht gebrauchen kann; es war doch eine wunderliche Zeit, von der es heißt:

Die Polen tranken alle mit,
Wenn König August zechte —

Und er zechte oft.

Da trank man noch aus Pokalen, nicht aus winzigen, zerbrechlichen Gläsern, man trug Perücken und goldgestickte Kleider und machte großen Staat; die liebe deutsche Muttersprache ward für gemein und unanständig gehalten — ach, Medardus, was soll uns das alles, laß uns singen!

Und so sind wir durch die Sächsische Schweiz gezogen, Liebeslied auf Liebeslied singend, innig, flüchtig, wechselnd wie der schlesische Pietätsvogel, die Schwalbe, Verse haben wir auf kleine Blätter geschrieben und haben sie hinflattern

lassen von der Bastei in die grüne Tiefe, durch welche glänzend wie Silber die Elbe zieht. Der Wind, jener schalkhafte nur zuweilen stürmische Buhle der Erde, nahm sie auf seine Flügel, und jedes Mädchen, das sie gefunden hat, war gemeint.

Es sind keine großartigen Verhältnisse, aber es ist mannigfacher Reiz in diesem sächsischen Gebirge, blau und violett erheben sich die einzeln abgespaltenen Berge wie Steinschlösser ringsum, deren Beherrscher der dunkle Lilienstein und Königsstein.

Die Sächsische Schweiz ist ein Milchschwesterchen des Riesengebirges, der schlimme, gewaltige Bruder hat alle Kraft in sich gesogen, nur die Anmut, die feine Taille und der hüpfende Wuchs ist dem Schwesterlein geblieben. Das Riesengebirge ist der Napoleon der deutschen Berge, die Sächsische Schweiz dessen leichte, bewegliche Josephine, welcher er mit der Tafelfichte die Hand reicht. Rasch stürmt jener von dort, vom Westen des 18. Jahrhunderts aufwärts, und immer aufwärts, auf dem „hohen Rade“, dem Konsulate, ruht er einen Augenblick und eilt dann geflügelt auf die Koppenhöhe des Kaisertums.

Dort schließt jach das hohe Gebirg und fällt in entsetzliche Gründe. Dort verschwindet der Kaiser.

Aber auf der Bastei gibt Josephine ihre heitern Hoffeste, und im Ottowalder- und Amselgrunde sind die süßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unsterblichen Liebesbriefe, welche eine großer Mann vergessen muß, denn die Größe ist einsam und lieblos. —

Auch die weinende Rebe bringt Wein. Josephine blieb immer anmutig; man kann das bei gutem Sonnenscheine noch alle Tage auf der Bastei sehen; nur jenseits des Gebirges nach Norden hin, wo einst die große Straße nach der polnischen Krone, nach Warschau führte, dorthin

darf man sich nicht verirren, da fällt Sachsen zusammen wie ein Eierkuchen, wie ein entkräfteter Glücksritter, welcher des Gehens nicht gewohnt ist, und kläglich, ein Bild des Jammers, kriecht es in die Lausitz hinein. Dort giebt's ein sorgenbleiches Land, eine Halbschwester der Lüneburger Heide.

Wir eilten über Nacht wieder zurück in die Berge, der Morgen umfing uns wie ein goldener Schein zwischen den steilen Wänden, wie die Vögel sangen wir unsere Hymne hinauf und baten die weißen Sonnenwölkchen, sie mitzunehmen ins Unendliche.

Bei einer Durchsicht in die Felsengründe fanden wir eine seltsame Gruppe: ein großer Mann saß halb liegend auf dem Moose, stützte sich mit einer Hand und streckte die geöffnete Fläche der andern in die Luft hinaus, um sich die Sonnenstrahlen vom Auge abzuhalten. Er trug einen dunkelblauen polnischen Rock, neben ihm lag eine rot und weiße Krakusenmütze; sein lichtbraunes Haar legte sich hinten in schwachen Löckchen über den kleinen Kragen des Rockes und flatterte um die Schläfe im Winde; das Gesicht war von uns abgekehrt. Neben ihm hingestreckt, das Haupt an seine Brust lehnend, mit einem Arme auf seiner Schulter, lag eine volle schöne Frauengestalt, in ein weites dunkelrotes Kleid gehüllt. Auch sie wendete das Gesicht nach der offenen Gegend hin, wir sahen nichts deutlich als die dunklen flatternden Locken und eine schöne weiße Hand, die auf der Schulter des Mannes ruhte. Neben ihnen spielte ein blonder Knabe; aus einiger Entfernung, dem Anscheine nach aus der Tiefe, klang ein wunderbar tönendes polnisches Lied. Es schien einer jener melancholischen Nationalgesänge zu sein, die aus dem polnischen Süden, der Ukraine, mit ihren meergleichen baumlosen Steppen herstammen. Dort wächst, wie in den Pampas von Amerika, das Gras mannshoch, und von den hindurch fliegenden behenden, polnischen Pferden, die wild schweifen, sieht man kaum die äußersten Spitzen des Grases

bewegt. Jene Stille und Verlassenheit hat den Typus zu diesen sehnsüchtigen Mollliedern gegeben, von denen wir eins hörten. Medardus versteht polnisch, aber wegen der Entfernung waren die Worte nicht klar zu unterscheiden.

Wir standen schauend und lauschend still im kühlen Waldesschatten. Der Knabe sah uns zuerst und sprang zum Vater; dieser und die Frau wendete sich um, und sahen gleichgültig nach uns hin. Welch ein wunderbarer Frauenkopf, welch eine schöne Gruppe! Sie hatte sich nur soviel aus ihrer Lage gekehrt, um uns zu sehen und stützte sich mit der Hand auf die Brust, auf die rote Weste des Mannes. Das Gesicht sah aus, wie ein Band lebendiger Liebeslieder, die man aus Versehen schwarz wie ein Trauergesangbuch eingebunden.

Der Kopf des Mannes war nicht schön, aber tragisch wie der einer männlichen Melpomene; ein schwacher, blonder Bart floß leicht um die schmalen Lippen, auf denen vaterländische Trauer und vaterländische Gebete in zusammengebeugter Stellung zu liegen schienen. Aber seine Gesichtsfarbe hatte auch jenes Luftreine, Luftgesunde, was dem polnischen Volke ein so frisches, morgenfrühes Ansehen gibt. Wie die frischen Früchte, die eben vom Baume kommen, liegt auf dem Antlitze der freie Flaum und Reif — sie leben in halber Barbarei naturgetreuer, sie sind nicht abgegriffen und abgefühlt, wie unsere Goldstücke und Konversationshände.

Die Bekanntschaft war schnell gemacht: wir sagten, daß wir mit ihnen weinen könnten über ihr großes Unglück und drückten einander die Hände. Dem Polen wurden die Augen feucht: „Alles vorbei — vorbei alles, meine Herren!“ sagte er.

Sentimentalität ist etwas so Schönes, sie ist das Brouillon unserer Herzenspoesie, die zum schönsten Kunstwerke verarbeitet werden kann wie das rohe Metall. Aber sie muß aus gesundem Herzen kommen, wie die Träne aus gesundem Auge, um schön zu sein. Kranke Augen weinen niemals Reiz.

Man schildert mit einem Polen alle; sie haben keine absondernde Individualität, das ist auch ein Grund ihrer Größe: sie imponieren als ein Mann. Es ist bei allen halbzivilisierten Völkern so: ihre Bedürfnisse, Fehler, Vorzüge sind einfach, ihre Verhältnisse nicht minder. Darum sind sie nur als Masse oder als Repräsentanten der Masse interessant; einzeln aber schnell langweilig, weil die innere Ausgebildetheit und Mannigfaltigkeit fehlt, die bei näherer Bekanntschaft immer neue Seiten entwickelt. Ich begreife darum auch immer nicht, wie sich ein freisinniger Europäer nach der anfänglichen, einseitigen und langweiligen Freiheit Nordamerikas sehnen kann, ich will doch lieber an einer Entrüstung in Wien, als an Langerweile in Washington sterben.

Der Pole war ein Nachzügler, der von Elbing kam und seine Familie dort erwartet hatte. Sachsen ist ihnen aus den letzten Königserinnerungen noch eine halbe Heimat, die ihn anzog. Man findet in Sachsen noch manche polnische Familien, die sich eingedeutscht haben aus jener Zeit, zum Beispiel die Brezas.

Er ist aus Litauen und hat Dembinskis Zug mitgemacht. Ich bevorzuge die Litauer: sie haben so unendlich viel mehr verloren, denn sie haben es einsam und ohne Ruhm verloren — der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke ist eine kleine Tat, sie wurde augenblicklich mit Millionen goldenen Ruhmes bezahlt, Zuschauer sind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den niemand sieht, als der stumme, teilnahmslose Mond, er ist der große und poetische. Allein hinter dem Baume zu sterben, wie das Tier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das ist Größe.

Das Geräusch unserer Tage stört darum soviele in poetischen Erfindungen, weil sie am Hergebrachten hängen, und die einzelnen Lichtspalten des Geräusches, die poetischen Reize der scheinbaren Kleinigkeiten moderner Welt noch nicht erkennen.

Wir setzten uns zu den Fremden und verrichteten unsere Andacht: wir labten uns an der Luft, den Wolken, den Bergen. Die Natur dringt mit unwiderstehlicher Harmonie auf uns ein, wenn wir Gefühle und Tränen entgegenbringen, die nicht erste, unnahbare Leidenschaft sind.

Die Litauer sind die Romantiker, die Polen Klassiker des letzten Kampfes.

Ganz solch ein Typus war unser Litauer: sanft und reich wie Samt, nur in dem vaterländischen Interesse felsenhart und einseitig. Kosciusco, der ebenfalls aus Litauen stammte, war's eben so: ein stiller See ohne Schall und Woge, aber voll süßen, klaren, tiefen Wassers mit allem Strome nach ein und derselben Richtung.

Während wir schweigend saßen — was läßt sich zu politischem Unglück sagen, die kindlichen Hoffnungen mocht' ich nicht zerstören, obwohl ich sie nicht teilte — erhob sich von neuem jener polnische Gesang, aber etwas näher, so daß die Worte zu verstehen waren. Es war eines jener Lieder, die vor kurzem so schön verdeutscht worden sind:

Bin ich denn im Wald geboren,
Ward ich auf dem Feld getauft?
Oder waren's solche Paten,
Die kein Glück mir gaben?
Ach, mein Nachbar sä't und ackert,
Und das Feld, es grünt bei ihm:
Doch mein Acker, der liegt müßig,
Und wird niemals grünen!
Ach, beim Nachbar gibt's ein Weibchen,
Alte Freunde, altes Brot,
Eine schöne weiße Hütte
Und gereifte Kinder auch:
Doch ich lebe unter Menschen
Einsam wie der Baum im Feld,
Und der Mond ist meine Sonne,
Und die Grille ist mein Freund.

Es ward still; ein Hund bellte leise. Bald erhob sich die Stimme von neuem, aber gedämpfter, und sang:

Dort im grünen Walde
Da stürzte ein Baum.
Und er schlug im Falle
Tot ein schönes Paar.
Beide schlug er tot,
Und tat wohl daran:
Niemand blieb zurück,
Der vergebens liebt.

„Ach, und wir leben alle noch?“ sagte schmerzhaft des Litauers Weib, und verbarg ihr Gesicht an der Brust des Mannes. Der Knabe kam herbei, er mochte die Eltern oft weinen sehen, streichelte der Mutter die Wange und legte sein Köpfchen neben ihr Haupt.

Wir fragten den Litauer, wer noch mit ihm reise. Er erzählte uns, es sei ein junges Mädchen, das er am Wege gefunden, als der letzte Teil des Rybinskischen Korps über die preußische Grenze gegangen sei. Sie habe sich auf die Straße geworfen, um die abziehenden Truppen aufzuhalten, sie habe sich vor die Kanonen gestürzt und flehentlich gebeten, man möge über sie hinwegfahren — als sie bewußtlos geworden, habe er sie auf einen Wagen gelegt, sie sei sanft und still, aber dem Anscheine nach meistens geistesabwesend.

Wir gingen nach der Seite hin, von wo die Stimme kam, um das Mädchen zu sehen: sie saß auf einem Felsenvorsprunge und warf Feldblumen und Gräser, die sie im Schoße liegen hatte, in den Abgrund. Ein großer Schäferhund lag neben ihr.

Der Anzug des Mädchens war zerstört: sie trug ein schwarzes Kleid, das auf der linken Schulter herabgezerrt war, ein rotes Tuch hing an einer einzigen Nadel und flatterte bald verhüllend, bald entblößend um die schlanke Schulter; lange, dunkle Scheitellocken hingen ihr über die Wangen,

und sie kämmte sie zuweilen mit den Fingern. Das Gesicht schien edel und scharf geschnitten, die Hautfarbe war von Luft und Sonne ein wenig dunkel überflogen. — —

Der Litauer und Medardus gingen, um sie zu holen, denn sie war dem Herabstürzen ausgesetzt.

Als sie bei uns ankamen, war sie weich und sanft und weinte still vor sich hin; von ihrer Geisteszerrüttung war keine Spur zu sehen. Sie kann nicht schön genannt werden, aber wunderbar anziehend ist dies gebräunte, feine Antlitz. Eine weinende Romantik eilte händeringend in dem großen Auge hin und her, die kleinen, schmalen Lippen zuckten zuweilen wie durstig nach Küssen und Freuden. Der Körper ist auf Kosten des Geistes gediehen, wie wir das nur gar zu oft wahrnehmen, sie ist voll, kräftig, und die Gesundheit schaut trotzig aus jeder Muskel. Verlegen hatte sie ihr Tuch wieder in Ordnung gebracht, als sie auf Medardus' Arm gestürzt, der Gefahr entgangen war.

Voll Innigkeit ruhte zuweilen ihr Auge auf dem kräftigen Deutschen, welchen ein tief nachdenkliches Gesicht dem Unglücke von vornherein empfehlen mochte.

Wir strichen noch eine Zeitlang durch die Gegend; Pirna, das wie die Häuschen auf Elefantenrücken aussieht, wenn man's hier aus tiefem Tale sieht, ging langsam vorüber. In einem Dörfchen wollten wir übernachten; jedes Paar erhielt ein kleines Kämmerchen zum Schlafgemache angewiesen: der Litauer mit Frau und Kind, Hedwiga mit ihrem Hunde, Medardus und ich.

Es war eine warme aber luftige Nacht. Der Wind strich ungeduldig hin und her, als könnte er nicht finden, oder als wisse er nicht, was er suche, die schweigsamen Berge sahen seinem Treiben vornehm und indifferent zu, und die Wolken spielten Versteckens mit dem Monde.

Wir waren beide müde und schliefen bald. Ein lichter Schein schreckte plötzlich meine Augen auf; es mochte mitten

in der Nacht sein. Ich fuhr vom Lager auf, das Haus brannte. Rasch weckte ich Medardus, wir warfen unsere Habseligkeiten zum Fenster hinaus — und Hedwiga?! — rief Medardus. Vor dem Hause standen schon Leute, wir sahen die polnische Mutter mit ihrem Knaben schon aus der Türe eilen, hielten auch Hedwiga für geborgen und sprangen aus dem Fenster, das nur einen mäßigen Stock hoch war, hinunter. — Hedwiga war nicht da; wir erfuhren erst, daß ihre Schlafkammer zwei Stock hoch gelegen sei. Der Litauer hatte eben auch kaum Zeit gehabt, sich und die Seinen zu retten, das arme Mädchen, das sicherlich nach den heftigen Erschütterungen des Tages fest schlief, wußte vielleicht noch gar nicht, daß es brenne. Medardus stürzte auf das schon um und um lodernde Haus zu, sie zu holen — da flog sie aus der qualmenden Türe und fiel ihm, des Atems beraubt, in die Arme.

Sie erholte sich bald, wir freuten uns der Rettung und sahen staunend in die hohe Lohe, die jetzt bis an die Giebelspitze das Haus inbrünstig umschlungen hielt. Plötzlich stieß Hedwiga einen durchdringenden Schrei aus, bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, wies dann mit verzweiflungsvoller Miene nach dem Hause hinauf und beschwor uns, ihren Hund zu retten, der zurückgeblieben sei. Hinter einem Fenster des zweiten Stockes sahen wir einen Augenblick den Kopf des treuen Tieres. Es schnitt uns in die Seele, aber Hilfe war nicht möglich — ein Tier kann alle tragische Empfindung hervorrufen, niemals aber eine nur halb entsprechende Tätigkeit, diese läßt der Aristokratismus der Gattung nicht zu, und sie wird höchstens bei Kindern gefunden — die brennenden Balken des hölzernen Hauses stürzten zusammen. In einer Art von Todesangst, gleich als wollte sie uns zu Rettungsversuchen anspornen, erzählte sie in fliegender Schnelligkeit, wie fest sie geschlafen und nichts von dem Brande bemerkt, wie der Hund sie heulend am Arme gezerrt und

immer stärker gezerrt habe, bis sie erwacht sei. Bestürzt sei sie vom Lager aufgesprungen, als sie die Lohe gesehen, sei schnell durch die Türe geeilt, habe diese wahrscheinlich in der Hast hinter sich zugeworfen und so dem armen Tiere dit Flucht versperrt. Sie war trostlos, ihren Retter mit solchem Undanke gelohnt zu haben; die Tränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen.

Da stürzte krachend das ganze obere Stockwerk ein, schreiend lief das Mädchen in die Nacht hinaus. Es jammerte mich innig des unglücklichen Kindes; sie war ohne Schuhe aus dem Zimmer geflohen, das Haar flog aufgelöst um ihre Schultern.

Medardus wollte ihr heftig nacheilen, sie wehrte ihm heftig und lief immer weiter. Traurig ging der Litauer mit Weib und Kind ihr nach und sagte: „Es liegt der Fluch Gottes auf uns, wie auf den Juden — ist es, lieber Deutscher, eine neue babylonische Gefangenschaft; lieben uns jetzt die Leute noch, weil unser Unglück neu ist, werden wir älter werden und gleichgültiger und schlechter, kommt eins mit dem andern.“

Damit ging er, sein Weib sah starr in die Nacht hinein, wo Hedwiga verschwunden war, der Knabe weinte schläfrig.

Wie Äneas, der sein Weib im brennenden Troja verloren, stand Medardus eine Strecke weiter einsam mitten im Wege, der Feuerschein zuckte auf seine verstorbenen Züge. Er reichte dem vorübergehenden Litauer stumm die Hand und ließ ihn weiterziehen.

Nach einer langen Pause weckte ich ihn; leise sprach er vor sich hinaus in die Nacht: „Es ist doch noch viel zuwenig Liebe in der Welt.“

Die Bauernweiber jammerten um den Brand, Wiegen und nackte Kinder lagen im Wege, vorüberstrichen wir schon überfüllt mit Weh. Freilich, ein größeres Unglück ist das, keine passende Stelle zu finden für Teilnahme und Bedauern. —

Den polnischen Leuten begegneten wir nicht mehr; als der Morgen dämmerte, sahen wir uns in der Gegend von Pillnitz, mit der Abendsonne nahmen wir Abschied voneinander unter Reiseplänen und Hoffnungen für eine lange Zukunft.

Kläglich Geschick, daß so wenige Gleiches verfolgen können — als ich nach einiger Zeit dem Bruder Medardus schrieb und ihn aufforderte, mit mir hinauszuziehen in die Welt, da mußte er antworten:

Ich kann heute nicht kommen,
Denn ich habe ein Weib genommen. —

Still sitzt er hinter abschließenden Bergen im kleinen Häuschen und sorgt mühsam für das tägliche Brot — die große Welt ist ihm verloren, ein kleiner Kreis sperrt all seine Gedanken ein, die Sächsische Schweiz und der Litauer mit den Weibern liegt in unerreichbarer blauer Ewigkeit vor seinen trüb gewordenen Augen.

---

3. Die Heimat.

Was man kräftig hofft, das geschieht — ein keckes Wort, das aber wunderbar tröstet. War umhergejagt nach Glück, hatte es nirgends gefunden — dort in der kleinen bescheidenen Heimat am grünen Wiesenufer des Bobers, da wird es am Ende still unter einer Weide sitzen, strebe dorthin, sprach es mir manchmal im stillen Herzen.

Aber es war keine andere Aussicht da als die stille Hoffnung, und die stille Hoffnung arbeitete so kräftig, daß ich mir Exil und alles Mögliche bereitete, um die Weide auf der Boberwiese zu suchen, wo ich in frühester Jugend bei den Schafen gelegen, Pfeifen geschnitzt, nach den Wolken gesehen und geträumt hatte kleine unschuldige Träume von der Tochter des Bäckers, welche mich beglücken und mir den bescheidenen Hausstand und die kleinbürgerliche Existenz mit

den Wochensorgen und dem Sonntagsspaziergange bescheren würde.

Meine Seele lechzte nach jener patriarchalischen Ruhe des Heimatstädtchens, wo man des Abends in Hemdärmeln vor der Tür sitzt, Ohlauer vaterländischen Knaster in die reine Luft bläst, friedliches Faßbier trinkt und von den Franzosen redet, die 1806 die Lärmstangen von Glogau angezündet, nichts als Wein getrunken, dem alten Maurermeister zweihundertdreiundfünfzig Taler aus dem Schornstein genommen, und sonst viel Leben in Handel und Wandel gebracht hätten.

Ich reiste über Berlin. Gott segne die Straße von Leipzig nach Berlin, sie hat's nötig; ginge sie nicht durch Bitterfeld und bei Sanssouci vorüber, so brauchte man gar nicht aufzuwachen oder aufzusehen. Nichts stört den Reisenden auf dieser Tour, und wenn gelegentlich in Deutschland eine neue Literatur oder so etwas erfunden wird, so findet man gewiß die Fährte dieses Ursprungs auf den Stationen Delitzsch, Gräfenhainichen, Wittenberg, Treuenbrietzen, Belitz — bekanntlich kam Luther auch in Wittenberg auf die Kirchenverbesserung; wie oft war sie im Süden angeregt worden, aber die schöne umgebende Welt gestattete nirgends eine so entschlossene Resignation; in Wittenberg werden die Sinne durch nichts verführt, der Geist bleibt unverfälschter Geist.

Über Berlin sprech' ich ein andermal, jetzt reiste ich bloß durch, hatte es seit dem kalten Winter Anno 23 nicht gesehen, wo mich, den Tertianer, das Interesse an Herrn Matthausch und Fräulein Eunicke: weiland Theaterheroen zu einer Fußwanderung bewegte, und war überwältigt von dem stattlichen Eindrucke, den es mir gewährte. Damals, wo ich wie die große Armee 1812 mein Dasein gegen den Winter aufs Spiel setzte, um Berlin zu sehen, wie jene Moskau sehen wollte, wo man zu Hause den Tertianer erfroren glaubte, damals gab's noch kein Museum, keine Fontaine,

kein Königsstädter Theater, obwohl ich hierin irren kann, aber ich kannte wenigstens Angely noch nicht, den kleinen Toten von der Spandauer Straße. Und als ich jetzt an einem duftenden Morgen des Monats Mai den Kopf aus dem Hôtel de Russie steckte, den schäumenden Wassersprung, das gebieterische Museum sah, und diesen ganzen klassischen Eindruck stolzer Gebäude plötzlich empfing, da mußt' ich mich wirklich besinnen: Ist dies dasselbe Berlin, das du als Knabe gesehen? Nun, ich habe später genügend Zeit gefunden, mich darüber zu besinnen, und fahre jetzt hinaus durch die Frankfurter Vorstadt, wo mit jeder Straßenbiegung die lärmende Königsstadt mehr und mehr verschwindet und man am Ende gar in einem kleinen Provinzialorte zu sein glaubt. Das ist die schwächste Seite Berlins, seine Achillesferse, von den meisten übrigen gerät man alsbald in die bewegten, imponierenden Stadtteile.

Mein letzter Gedanke war aber doch, als ich aus dem Tore fuhr: Berlin ist die schönste Stadt, die du gesehen, der du wohl nimmer nach Petersburg kommen wirst, wenn breite Straßen allein eine schöne Stadt machen, und das tat meinem preußischen Stolze sehr behaglich.

Bei Frankfurt sah ich die Oder wieder, meinen alten schlesischen Genossen, er kam von Breslau herab, hatte die alten Häuser gesehen, war auch an der stillen Wohnung vorübergezogen, von wo ich manchmal traurig in seinen Spiegel geblickt, traurig vor Liebe und wallender Ahnung größerer Welten. Es sind immer neue Wellen, die solch ein Fluß bringt, er hat insofern gar keine eigentliche Persönlichkeit, ist wie ein Kaufmann, der tote Wechsel spediert. Das Wasser, welches mir jetzt bei Frankfurt begegnete, hatte mich nie gesehen, hatte in tiefen Schachten und Steinritzen der Karpathen gelegen, als ich tränenfeucht bei Breslauer Mondabenden in die Oder blickte, und dennoch war es mir befreundet. Der Mensch braucht gar wenig Anregung, um zu lieben.

Hier treibt der Fluß Bäume und Grün aus dem Boden der Mark, Frankfurt ist bekanntlich ein frischer, artiger Ort, eine Oase — die Schlacht bei Kunersdorf, die mordende, und Studenten, die halb Stiefel und halb Hut gewesen sind, fielen mir ein, als ich ins Tor fuhr. Jene ist in der Nähe von Frankfurt geschlagen worden, und die Bekanntschaft dieser Herren Studenten habe ich in Breslau gemacht, wohin mit der Universität auch die Frankfurter Traditionen und Stürmer und Schläger und Stiefeln gewandert sind. Die Studenten von Frankfurt sind in der Historie als sehr wild und unbändig bekannt. Wenn man in ihren alten sogenannten „Wichs“ geworfen wurde — übrigens ein Wort, welches tragisch in der modernen Zivilisation untergeht — dann verschwand man völlig als Individuum und schlurrte, schleifte und klirrte als ein verschollener Begriff des 17. und 18. Jahrhunderts umher; jener Hut, welcher so stolz „der Stürmer“ genannt wurde, maß mit seinem schwarz und weißen Federbusche an die vier Fuß rheinländisch Maß, man balancierte einen Turm, herzhafte Postillionsstiefel sind Kinderschuhwerk gegen die Kanonen, welche wie ein Fahrzeug mit dem Studio umherschifften; ich erinnere mich eines Begräbnisses, wo ich einen Frankfurter Schläger gesenkt tragen mußte, wie man alten Deutschen und Rittern das Schlachtroß hinter dem Sarge nachführte, dieser Schläger hat mich die ganze Schwere vergangener Zeiten erkennen gelehrt. Wie oft wundern wir uns über die schweren, ungeheuren Waffen unserer Vorfahren und meinen, sie müßten einem andern riesenhaften Geschlechte angehört haben — so ist's auch mit dem Studententume: sein Putz, seine Lust, seine Werkzeuge passen nicht mehr zu unsern Fracks.

Scheltet nicht, wenn ich zuweilen der Studenten gedenke, ich bin einer der letzten Schriftsteller, die es können, jener Rest zweckloser, klirrender Romantik ist zu Grabe getragen; zerbrochen sind die Pfundsporen, die buntglockigen Schläger,

zerbröckelt der frechfreie Gesang, welcher am hellen Tage, auf offenem Markte angestimmt wurde: „Wir sind die Könige der Welt“, es ist ein Begräbnis unbändiger Jugend zu erzählen.

Und wahrlich, die Studentenschaft war ein unnatürlich Institut geworden, möge sie schlummern neben dem Rittertume und den Zünften der fahrenden Sänger.

Sand, Kiefer- und Birkenwäldchen laden euch auf dieser Straße zur innern Beschaulichkeit; man passiert Ziebingen, wo Solger gewohnt und mit Raumer und Tieck nach Geschmacksregeln geforscht hat. Alle abstrakten Forschungen sind der Mark sehr angemessen, wäre die Mathematik noch nicht erfunden, hier müßte sie erfunden werden.

Ich kam nach Grünberg, der ersten schlesischen Stadt, wo unsere Rebe wächst, Gott sei's geklagt, Gewächs sieht aus wie Wein — der Ort riecht nach Baumöl und Kopfschmerz, er ist das Grab von vielen hundert spinnbleichen Tuchmachern. Einst hatte er seine Zeit, wo der Tuchmacherjubel in diesem Teile Schlesiens ein historisches Moment war, sie ist vorübergegangen, die Spulmädchen gehen Sonntags nicht mehr zu Tanze in seidenen Fähnchen, des Abends johlen keine Betrunkenen mehr, ein zerlumpter, ölschmutziger Betteljunge tritt uns an und erzählt, sein Vater sei nach Russisch-Polen ausgewandert und hätte seit zehn Jahren nicht mehr geschrieben.

So hat jeder dort seinen speziellen Jammer; auch konnte sich kein Tuchmacher ersäufen, denn es gibt hier keinen Fluß.

Es war Abend geworden, als mich die Postkalesche über Feld- und Waldwege der Vaterstadt immer näher brachte; ich kannte schon alle großen Bauerngehöfte, wußte wieviel Pferde und Fohlen sie hielten, alle die kümmerlichen kleinen Interessen fielen mir ein, um welche sich das Leben dieser Landbesitzer kehrte; als ich noch ein kleiner Bube war, hatte ich ihren Erzählungen aufmerksam zugehört, und ich weiß es noch vortrefflich, welch eine Öde und Traurigkeit sie stets in mir weckten, obwohl ich nicht wußte warum.

Jetzt sahen die ungastlichen Wohnungen am Feiertagsabend — es war Pfingsten — so ausgestorben aus, daß ich mich dessen kaum freuen mochte, wie ich jetzt reicher an Wünschen und Gedanken heimkehrte, als ich je geahnt. Der Mond schien über die nahen Waldstrecken, Frühlingsluft ging hin und her, aber selten guckte ein faules Gesicht aus einem Fensterloche, vom ungewohnten Rasseln eines Wagens aufgeweckt. Nirgends ein Liebespaar im Schatten, die Sorge läßt sie nicht zur Liebe kommen — doch, an einem alten Brunnen, ein Stück vom Dorfe, saß ein solches, der Frühling und der Herrgott mögen's euch lohnen, daß ihr meinen sinkenden Glauben an die Heimat wieder aufgerichtet habt, ihr schüchternen Liebesleute. Wie ein Traumbild mag die Kalesche an euch vorübergebraust sein in der Einsamkeit eures abgelegenen Dörfchens und Brunnens, einst werdet ihr euren Kindern davon erzählen, was ihr am Pfingstabend zur Zeit eurer Freite im hellen Mondschein gesehen.

Wunderlich Leben mit seinen tausend verschiedenen Maßstäben — wie wohlfeil ist eine Hütte zu beglücken, und wie selten suchen wir's! Eine Woche Reisegeld, ein freundlich Wort konnte eine ganze, glückliche Lebensdichtung schaffen für solch ein Paar am zerfallenden hölzernen Brunnen. —

Es schlug neun aus der Ferne, wie wohl kannt' ich die Glocke, wie oft hatt' ich sie selbst gezogen! Sie war mein patriotischer Stolz, nirgends fand ich auf meinen kleinen Reisen solch starken gewaltigen Ton, und Christian, der mit gegen die Franzosen gewesen war, hatte mich oft durch die Versicherung hoch beglückt, auch in dem großen Paris bimmelten die Glocken alle dünn und jämmerlich neben der unsern in Sprottau auf dem großen Turme.

Der Pappelweg, das Kirchlein erschien, vor dem ich mich ewig gefürchtet hatte — das war ein merkwürdig Kirchlein, der Inbegriff des ersten mystischen Katholizismus, welcher über mich gekommen war. Weit abgesondert von der Stadt

liegt es auf einem Hügel, an dessen Fuße schwarz und langsam der kleine Fluß Sprotta vorüberzieht, immer ist es verschlossen, nur einmal des Jahres zog die Geistlichkeit in weiße Spitzenkleider und dampfenden Weihrauch gehüllt hinaus, um Gottesdienst darin zu halten, das kleine Häuflein Gläubiger — Lutheraner sind die weit überwiegende Mehrzahl des Städtchens —, der fremde Kirchengesang, die roten Fähnchen mit langen Troddeln waren mir von dem wunderbarsten Eindrucke. Und nun kam die Sage über jenes Kirchlein hinzu, welche mir die Mutter erzählte, um alle Ahnungen geheimnisvoller Poesie in mir zu wecken, und das Wort „katholisch“ fragend und feierlich in mein Herz zu schreiben. Eines Tages nämlich sei bei einem Feste in der großen Stadtkirche der Katholiken, an welche ein Nonnenkloster stieß, folgendes geschehen: Der Priester zeigt dem knienden Volke die Hostie, diese aber erhebt sich plötzlich in die Luft, verschwindet aus der Kirche, fliegt langsam über die Stadt und senkt sich draußen auf jenem Hügel erst wieder zur Erde. Deswegen sei das Kirchlein an jener Stelle erbaut worden, und wenn dieser Tag im Jahre wiederkomme, ziehe man in Prozession hinaus. Es sei übrigens der Tag gewesen, an welchem eine junge Nonne den Schleier habe nehmen sollen, einige hätten dies für ein Warnungszeichen gehalten und verlangt, das Mädchen der Welt wiederzugeben, der Propst aber habe erklärt, es sei im Gegenteil ein Wink des Himmels, daß die neue Schwester zu großen Dingen auserkoren sei, und daß man die Einkleidung derselben um keinen Tag verzögern dürfe. Das Mädchen soll aber blühend schön gewesen sein und blitzende Augen gehabt haben, erzählen die Leute, und noch in demselben Jahre sei sie gestorben und draußen unter dem Kirchlein begraben worden.

„Warum sind wir nicht auch katholisch?“ fragte ich meine Mutter, „es sind schöne Bilder in der großen Stadtkirche, und das Singen und die Musik klingt so wunderlich

hübsch; es überläuft mich so angenehm dabei, und der Rauch aus den silbernen Kesseln ist so fein und schön, besonders wenn die Sonne durch die großen Kirchenfenster scheint —" die Mutter warnte mich aber, besonders vor dem Kirchlein. Dort habe auch der „schöne Gottlieb" gehaust, und erst neulich sei wieder ein Menschenantlitz oben am Glockenfensterchen gesehen worden, obwohl der Propst allein die Schlüssel habe und alle Jahre nur einmal hinauskomme.

Mit dem „schönen Gottlieb" hätte es folgende Bewandtnis. Er war der Anführer einer Räuberbande und wegen seiner auffallenden Schönheit so genannt. Es heißt, er sei aus Desperation unter die Spitzbuben gegangen, weil ihm seine Geliebte geweigert worden. Im „Kirchlein" — so wird es ohne weiteres genannt — habe er Zusammenkünfte mit ihr gehabt, oben vom Glockenfensterchen hätte er sich oft die Bürger angesehen, wenn sie ins Feld spazieren gegangen seien, mancher wackere Meister habe ihn gesehen und die Augen niedergeschlagen. Ja, man erzählt, es gäbe im Kirchlein ein so treffliches Versteckplätzchen, daß der schöne Gottlieb am einzigen Kirchtage des Jahres dort gewesen sei, die Messe mit gefeiert und sogar mit seiner Scharmanten, welche das Plätzchen gekannt, geliebäugelt habe. Irgend ein solider Bürger sei aber jedesmal an solchem Tage mit einer Ohrfeige überrascht worden, ohne zu bemerken, woher sie käme.

In der Heide ist es nun später dem „schönen Gottlieb" doch mißlungen, man hat ihn gefaßt und unweit des Kirchleins, wo ein großer steinerner Galgen stand, in Ketten aufgehangen. Bis auf den heutigen Tag aber sieht man scheu nach dem Glockenfensterchen, und viele wollen den Laden desselben ganz früh am Tage offen und ein Gesicht erblickt haben — das soll der schöne Gottlieb sein, welcher sich den Fluß, die Wiesen, die Gebüsche und das Städtchen betrachte, solange der düstere Morgennebel drauf ruhe.

Man kann also denken, daß ich nicht ohne lebhaften Anteil jetzt bei hellem Mondschein daran vorüberfuhr und nach dem Laden des Glockenfensterchens blickte — das Kirchlein stand wie sonst mit festgeschlossenen Augen da, Gebüsche und Bäume umher waren höher gewachsen, der Putz von der Mauer und vom Türmchen war hie und da abgefallen — wie lange, dacht' ich, hast du schon gelebt, und doch nimmst du noch Interesse an dem jugendlichen Katholizismus, wie er dir damals nahegetreten, an all den unsichtbaren Geistern, welche aus dem dämmernden Himmel in das Leben hereinreichen, ja, kommst mit schwimmenden, nach unbekannten Dingen verlangenden Träumen wieder in die Heimat! Und ist's nicht am Ende so: Wem die Heimat, dies Symbol alter Liebe, nicht Sehnsucht nach dem Himmel erweckt, der hat keinen Himmel zu hoffen.

---

4. Das Pfingstschießen.

„Pfingsten kam, das Fest der Freude,
Wo da grünen Feld und Heide" —

Seid ihr nie an blitzenden Sommertagen über Land gegangen? Alles war festlich, die Erde grün, der Himmel blau, die Vögel jubelten, die Bäume glänzten in Laub und Blüten, seid ihr dann nicht zuweilen an einer kläglichen Lehmhütte vorübergekommen, aus deren Tür ein gelbes, verhungertes, im Elend verzehrtes Antlitz blickte? Habt ihr nie diesen schneidenden Kontrast gesehen, welcher wie ein Stoßdegen ins Herz dringt?

Nun, es gibt fast noch Schlimmeres, das ihr wohl gesehen habt: Hunger läßt sich stillen; aber wie schmerzhaft berührt es uns, wenn wir aus dem bewegenden Geräusche der Stadt, aus dem anregenden Kreise einer Familie oder Gesellschaft in ein armes Dörfchen geraten und hinter der handgroßen, zerbrochenen Fensterscheibe den Stumpfsinn, die Öde,

die interessenlose Leere sitzen sehen mit braungelb ledernen, durchfurchten Wangen, toten Augen, gewelktem Munde. Niemals findet die kleinste Freude einen Weg über die morsche Schwelle, ohne Klang und Ton geht die Zeit in solchem düstern Loche vorüber, und solche Existenz wird auch noch Leben genannt!

So schlimm sind die Leute nicht dran in meiner Vaterstadt; sie ist fein und sauber und artig, die Mehrzahl der Bewohner kann täglich ein Stückchen Fleisch kaufen beim Schlächter an der Ecke, und etwas zu verschneiden, etwas zu schwatzen und zu klatschen oder zu diskurieren hat der Bürgersmann auch, es fehlt nicht an allen Interessen, wenn auch die geistigen nicht mehr so lebhaft sind, wie seit der Franzosenzeit und seit dem Reformationsjubiläum 1817, wo die Kirche und die Prediger und die vernünftige Gottesverehrung reichlich durchgesprochen wurden. Seit jener Zeit sind die kleinen Provinzialstädte etwas in Verlegenheit geraten über höheren Stoff; der steigende Luxus, die steigende Wolle und die Revolutionen, für welche sich diejenigen interessieren, welche viel Schulden haben, reichen doch nicht aus für sechs Wochentage und den langen Sonntag. Darum freue ich mich stets aufs beste mit ihnen, wenn Pfingsten wiederkommt, Pfingsten mit seinen Festen! Da verschwindet dem Sprottauer die träge Erde mit ihren Besorgnissen, Schulden und langweiligen Stunden, er putzt die lange Donnerbüchse zum Schießen, Königreiche blühen vor ihm auf, er kann wieder kräftig hoffen, die Erfüllung eines Schützenkönigtums mit fünfzig Talern, zwei Grasflecken, zwei Gebräuden Bier liegt dicht vor dem Tore, ein tüchtiger Schuß kann sie bringen; die Nankinghosen, die gelben, werden zur Wäsche hervorgesucht, die langen Stiefeln acht Tage vorher geputzt, es ist eine Hoffnung da, im Tanze sein Glück zu machen; das Jahr hindurch gibt's außer dem Weihnachtsballe nur diese einzige Gelegenheit dazu, der Junggesell wird alt, und das rotbackige

Rikchen hat sich noch immer nicht entschlossen — dies Pfingsten wird alles ins Geleise bringen, vivat Pfingsten!

Um das stattliche Schießhaus, welches unweit jenes Kirchleins steht, waren die großen Buden schon aufgeschlagen, als ich abends vorüberfuhr, diese stillen bretternen Häuser verschlossen eine reiche, bewegte Zukunft; da wird getrunken und geküßt werden, und Verhältnisse werden emporwachsen von allerlei Art — objektiv betrachtender, leidenschaftsloser Mond, du hast mich einstens auch in den kindlichen, wohlfeilen Illusionen dieser Buden gesehen, als mir die Kultur der Welt noch sehr gleichgültig war. Die leuchtenden Birkengebüsche zitterten flüsternd und heimlich im leichten Nachtwinde, und es war mir, als vernähm' ich die Worte: Was tut ihr stolz da draußen in der Welt mit euren wandelbaren Dingen, der Mensch zum Menschen, das Herz zum Herzen bleibt ewig Mittelpunkt alles Treibens dieser Welt, und es wird geliebt und gehofft und vertraut hier unter diesen Birken so schön, so stark wie anderswo. —

Und schöner: solch eine einsame, von der großen Poststraße abliegende Stadt ist ein Idyll auf der Landkarte, das schöne Mädchen, das mir die Hand reicht, wird von keinem Fremden gesehen, sie hat mich gewählt, nachdem sie alle Herrlichkeit vor sich erblickt hat, die ihr jemals geboten werden kann auf dieser Welt, sie ist mir nun ein Gut, von keiner unerwarteten Macht bedroht, mein ganz und gar; sie quält mich nicht mit Ansprüchen auf Zerstreuung, sie weiß bis auf jede Minute im Jahr, was in den kleinen Verhältnissen gewünscht und erreicht werden mag — es ist ein klassischer Zustand.

Wahrlich, sie saßen in der Vorstadt und in der Stadt noch vor den Türen abends um neun, wie sie gesessen hatten vor zehn Jahren, in Hemdärmeln mit langen Pfeifen, die Weiber mit Strickstrümpfen, der Mond machte die Gesichter bleich, aber ich erkannte sie alle, etwas ausgehöhlter waren

sie, aber unverändert. Man altert langsam in einer kleinen Stadt, man vertrocknet von innen heraus, und das wird spät bemerkt. — Noch wie sonst fragte sich alles: Wer mag in der Kalesche sitzen? Noch wie sonst war solche Kalesche ein Ereignis, das die Leute nicht schlafen gehen ließ, bevor es aufgeklärt war von Haus zu Haus.

Als man sich bis zum andern Morgen drein gefunden hatte, daß Laubes Heinrich in der Kalesche gekommen, als der erste Anlauf von Begrüßungen der Vettern und Muhmen durchgefochten war, da ging ich unter im Pfingstschießen, die Signale schrien, die Jungen rannten mit verspäteten Bandelieren und Nankinghosen, die Trommeln wirbelten, die große Armee schien wieder im Anzuge zu sein — die Schützengarde rüstete sich zum Ausmarsch.

Das Modernisieren wird in wenig Jahren all solche würdige Physiognomien verwischt haben, mit Recht war die alte Garde schon sehr erbittert und drohte mit Emeuten gegen die uniformen gelben Nankinghosen der jungen — es kann ein archäologisches Verdienst begründen, wenn ich diesen Auszug der Kinder und Väter Sprottaus beschreibe. Beiläufig ist es mir auch ein Stolz, meine Vaterstadt zum Mittelpunkte einer ästhetisch-historischen Bestrebung gemacht zu sehen, vielleicht sticken die Enkel einst deshalb meinen Namen auf eine der Fahnen, von welchen ich alsbald reden will.

Der erste Held des Tages ist ein Trompeter, genannt Horaz, er fängt bereits am frühen Morgen an zu blasen, als stammt' er von Josua und wollte die Mauern Jerichos niederschmettern. Die Wichtigkeit seines Amtes — dunkelgrün und ockergelb sind die Farben, in denen er auftritt — erlaubt ihm übrigens kein triviales Gespräch, offiziell zürnt sein aufgeblasenes Antlitz, kein Gassenjunge erhält Bescheid, und an diesem Tage erfährt's niemand, daß er beim Blasen weniger stammelt als beim Sprechen. Von der Würde dieser festlichen Tage lebt Horaz den übrigen Rest des Jahres: wo

er gefoppt wird, wo er anbetet und keine Erhörung findet, da appelliert er an seine gelbwollenen Epaulettes.

Später treten auf die Tambours, die sich zum Ärger ihrer Ehehälften seit mehreren Wochen die stacheligen Bärte haben wachsen lassen; sie tragen, wie Mephistopheles, rote Hahnenfedern auf den Hüten und trommeln ohne Erbarmen. Die Jugend begleitet sie mit patriotischem Gefühle ob des Spektakels, welchen drei Sprottauer machen können, in hellen Haufen.

Die alte und junge Garde versammelt sich einzeln, man wundert sich alle Jahre, daß die Herren Bürger nicht pünktlich kommen, man kann nicht antreten, weil noch die wichtigsten Mitglieder fehlen, man spricht über die Witterung, über Getreide- und Wollpreise, und ob der Herr Hauptmann reiten werde oder nicht. Das war von jeher der wunde Fleck: durchschnittlich existierte gar kein Reitpferd im Städtchen, und der Herr Hauptmann war aller Frage überhoben und ging in den blanken Reitstiefeln stolz zu Fuße. Dies ziehen die meisten vor, es gewährt mehr Sicherheit beim Marschieren; denn im andern Falle, wo ein Gaul zu haben war, traten größere Übelstände ein. Die edle Reitkunst wird aus tausend Gründen in meiner soliden Vaterstadt nicht kultiviert, und die etwaigen Reitpferde bezeigten gewöhnlich eine unangenehme Aversion vor der kriegerischen Janitscharenmusik, es waren Kinder des Friedens, und sie protestierten öfters energisch gegen den Schlachtenlärm. Diese Protestationen hatten ihr Unangenehmes: der Herr Hauptmann verschwand oft vor der Fronte und erschien wieder mitten im dichtesten Haufen der Garde, welche sich bei solcher Gelegenheit gar nicht berufen fühlte, standzuhalten und patriotische Äußerungen vernehmen zu lassen. Ja, es hat sich einmal zugetragen, daß der Herr Hauptmann in der Nähe des Schießhauses, als das Heer über die Brücke zog mit lustigem Zinken- und Glockenspiel, ganz allein unten mit seinem Rosse durch den Fluß

geschwommen ist — erstarrt hat der Zug still gehalten, die rasende Musika ist mit Mühe gedämpft worden. Tüchtig, wenn auch naß, ist der absichtslos kühne Schwimmer, der Herr Hauptmann mit seinem Schimmel, wieder ans Land gekommen und hat mit einer zweideutigen Bewegung Mut und Vertrauen wieder hergestellt. Des nächsten Jahres hat indessen die Frau Hauptmännin ein besonnenes Veto eingelegt, es ist von mehreren Seiten unverhohlen geäußert worden, daß die würdigsten Leiber der Stadt nicht fürder gefährdet sein dürften, der Schimmel ist nie wieder vor der Front erschienen.

Dieses Jahr fand sich ein besonnener, brauner Engländer vor, welcher die stürmische Zeit der Jugend hinter sich hatte, und von dem sich ehrbare, solide Bewegungen erwarten ließen. Er hatte die Proben mit schöner Ruhe bestanden, sogar Horazens Trompete hatte ihn nicht alteriert — der Herr Hauptmann erschien zu Roß, die Garde trat an und setzte sich stattlich in Marsch. Nachzügler stürzten zwar noch aus manchen Häusern, und beflissene Gattinnen eilten hier und da im häuslichen Negligé herbei, um dem Gemahle das vergessene baumwollene Schneuztuch, die grüne Furierbinde zuzutragen oder mit drei hastigen Stichen die lockere Kokarde festzunähen an das schlanke, schwarze Schiff, den geschweiften französischen Hut; aber nichts hielt mehr wesentlich den kriegerischen Ungestüm auf, sobald der alte klassische Marsch, das weltbekannte „Radabum" begonnen hatte.

Um diesen Marsch, der ein Stück deutscher Geschichte geworden ist, völlig zu würdigen, muß ich ein neues Kapitel anfangen.

---

5. Der Marsch.

Nennt es doch ja nicht etwa Spott, wenn ich munter über die Heimatsdinge berichte — er hat an euren eigenen Händen geklebt, wenn ihr ihn findet. Der Schalk wohnt

auch im Herzen, und ich gäbe alle diese kleinen schnurrigen Dinge nicht für das Größte hin, ich scherze in eitel Wohlbehagen. Solche kleine Verhältnisse haben immer wie kleine Bilder mit Duodezfigürchen ein zum Lächeln Herausforderndes, sie mögen behandeln, was sie wollen. Wenn ich hinzusetze, daß sich just in den hier beregten Zuständen eine überaus anständige Würde, stattliche Persönlichkeiten, Erkenntnis der im Vergleich kleinen Verhältnisse vorfinden, so wird um so weniger ein Mißverstand zu fürchten sein.

O, ich denke so gern dieses kleinen Städtchens, das mich wie eine ehrwürdige Korporation mit scharfen Schattierungen an das Mittelalter gemahnt, wo die Individualität noch gilt, wo die Familie mit ihrem stillen Reize noch webt, wo man bloß Registrator zu sein braucht, um den Honoratioren, wie sie's nennen, anzugehören und den „Klub“ besuchen zu dürfen mit Reverenz und Tabakspfeife, wo dem sich auftuenden Talente der Weg zum Stadtverordneten, ja zum Senator und somit zur regierenden Respektsperson geöffnet ist wie in den stolzen Institutionen Altenglands. Die vortreffliche, schön gegliederte Städteordnung Preußens hat gar trefflich beigewirkt, dies kräftige organische Leben zu bewahren, zu verjüngen.

Und nun zurück ins heitere Pfingstleben, die Klarinetten schreien, die Becken schallen, die große Trommel, dies Staunen Sprottauischer Jugend, donnert den gewaltigen Marsch, welcher genannt wird von Breslau bis Heidelberg „das Radabum“, welcher gekannt wird von allen Deutschen, die vom Jahre 22 an studiert haben. Dieser Sprottauer Marsch ist die deutsche Marseillaise geworden, aber seine Töne verkünden keine Guillotine, keine Volkswut, keinen Revolutionsskandal; volle Gläser, lustige Augen, grüne Jugendhoffnungen winken hinter der Sprottavienne, sie ist ein Gesang des Friedens und der Heiterkeit. Ich glaube nicht, daß sie Patrunke, der Stadtpfeifer, erfunden hat, aber er spielt sie seit Menschengedenken,

und mein Cousin, ein frisches Lebegemüt, erfand den berühmten Text: „Radabum, radabum, tsching, tsching“, wenn wir heimfuhren zum Pfingstschießen in der goldenen Ferienzeit unserer Glogauschen Schule; davon blieb ihm auf allen Universitäten, die er bezog, der chinesische Kaisername Tsching zum Gedächtnis jenes Marsches, welcher durch ihn Studentenmarsch wurde und die Runde durch ganz Deutschland machte.

Die Freude ist flüchtig, aller Ruhm ein Augenblick — der lustige Tsching liegt schon in kühler Erde, den Erfinder des Marsches kennen wir nicht, und der Magistrat kann ihm keine Pension dekretieren, wenn er noch lebt. Aber bei dieser Gelegenheit muß ich alle die ähnlichen Märsche, selbst das beliebte und geschätzte „Bumratida“ für bloße Glossen und Scholien des ursprünglichen Textes erklären, die Patrunkes Pfeifern unbekannt sind.

Mit dem „Radabum“ beginnt eigentlich das Pfingstschießen, es ist das deutsche „Evan, evoë“ der Griechen, mit dem ersten Trommelschlage breitet sich die ganze, maigrüne Illusion über Sprottau, die Fahnen werden aufgerollt, der spanische Paradeschritt lenkt sich zum Herrn Bürgermeister, diesem wird ein Walzer aufgespielt, und er traktiert die Herren vom Rate und die Herren Furiere mit Wein und kaltem Braten. Der Tausendsappermenter des Städtchens tritt auf, der Fahnenschwenker, und macht seine Künste, alles schweigt und schaut und staunt. Herr Ritter ist der einzige seiner Kunst, und weitsehende, sorgliche Bürger fürchten, sie werde mit ihm aussterben. Herr Ritter ist ein schlank, wenn auch etwas mager gewachsener Mann, seine Familie gehört zu den Nachkommen Kleons des Gerbers, sie ignoriert aber ihren Ahnherrn. Er trägt einen kleinen, niedlichen runden Hut, einen braunen, würdigen Frack mit großen, talergroßen Stahlknöpfen, ein kurzes, dunkelseidenes Unterkleid und Strümpfe, gemischt aus Seide und Baumwolle, welche gestreift sind wie das merkwürdige und seltene Tier, welches man Zebra nennt.

All seine Bewegungen sind kurz und leicht und stets von einem gemessenen Neigen des Kopfes begleitet, eins seiner graziösen Beine pflegt vorgestreckt zu weilen, und leicht und anmutig in seiner Kraft zu spielen. Im Arme ruht die Fahne, solange er ruht, und sein würdevolles Lächeln beweist, wie er der großen Trommel und den schreienden Klarinetten gern den Spektakel gönnt, durch lange Erfahrungen überzeugt, daß seine eigenen Leistungen, sobald die Reihe an ihn kommt, alles übrige vergessen machen.

Und es schweigt der Lärm, Patrunke bringt mit Energie den Jungen zur Ruhe, welcher seine Pikkoloflöte von neuem einsam das „Radabum“ schreien läßt, und entschuldigt mit einer passenden, unverkennbaren Gestikulation nach der unreifen Figur des Künstlers die Störung, dann gibt er das Signal noch einmal, es fliegt von Ellenbogen zu Ellenbogen der Musiker, ein gedämpfter Zephirwalzer entwickelt sich, Herr Ritter schreitet vor, mit Grazie, nimmt sein Hütchen ab, senkt grüßend die Fahne, auf seinem sonst ernsthaften Gesichte erscheint süße Zufriedenheit und Satisfaktion. Er schwenkt die Fahne rechts, er schwenkt sie links, er bugsiert sie zwischen den Zebrastrümpfen hindurch, ja er wirft sie in die Luft, und — staunend macht sich die Teilnahme der Jugend Luft in einem Ah! Der Zephirwalzer schweigt trotz Patrunkes, des Abgehärteten, Stampfen und Dräuen — er fängt sie lächelnd wieder auf, Herr Ritter, nimmt wieder sein Hütchen ab, zieht sich mit Anmut zurück und genießt das allgemeine Staunen über seine Geschicklichkeit, indem er schweigend und lächelnd mit dem blauen Baumwollentuche sich den Schweiß abtrocknet.

Bum! dröhnt die große Trommel und ruft neue Stimmung, und weiter geht der Zug, lebhafter bereits, aber immer würdig.

Ich darf es nicht verschweigen, so schwer es mir wird, man könnte sonst falsche Folgerungen daran knüpfen, wenn

es anderswie an den Tag käme: Herrn Ritters Fahne trägt jene drei Farben, welche ursprünglich dem Hause Orleans und der Stadt Paris angehört haben, die man Trikolore nennt, und welche bei allen französischen Revolutionen zu sehen waren: „Rot, Blau und Weiß“. Aber ich darf versichern, daß Sprottau solche Symbolik nicht kennt, auch Herr Ritter nicht, obwohl sein Familiengewerbe demokratischen Ursprungs ist. Einfach ist unser Sinn, und Doppelzüngigkeit verachten wir — vielleicht ist's ein punisches Geschenk der Franzosen, diese Fahne, als sie 1813 im Frühjahr bei uns waren zum Besuche; ich weiß es nicht, aber ich will keinen Menschen ins Gerede bringen. Leider fungiert sie freilich heute noch, wenn Pfingsten wiederkommt; aber Herr Ritter ist tot, man hat mir's geschrieben, ach alles stirbt, Ritter und Romantik! Ein geschickter Sattlermeister schwenkt sie jetzt, was Sattlermeister! Der hat keine Geschichte und keine Zebrastrümpfe.

Vorüber, vorüber! Ich gebe der Wehmut nach, der Marsch nehme seinen Lauf, ich folge ihm nicht, sage nichts von den Zuständen, wenn ihn und die Nankinghosen ein Regenwetter überfällt, wenn die Fahnen, die Disziplin, die ganze Armee zu retten sind. Es sei uns ein kleines Bild einfacher Freuden und Verhältnisse, deren Eigentümlichkeit die Mode noch nicht ganz aufgerieben hat. Noch ein Blick ins Schießhaus selbst, und dann weiter, immer weiter!

Links im Saale sitzen die Honoratioren, spielen L'hombre, rauchen Tabak, trinken Bier, begrüßen Gäste aus der Umgegend, sehen dem Tanze zu, der im mittleren Saale braust. Diese Säle sind nämlich durch offene Bogen verbunden, und bilden ein gar stattliches Lokal — im dritten sitzt der Tiers-état, der eigentliche Bürger und Meister, er schmaucht, spielt mit Bastankarten Solo und ist in seinen Äußerungen nicht blöde. Dies ist ein Bild des Staats mit seinen Trennungen, die wir bis gegen das Weltende nicht überwinden werden.

Es ist dort artig Zuschauen: Mütter und Töchter sitzen harrend — die Mütter noch meist in jenem Staate, den sie vor Jahren getragen, die Töchter schon nach Modernem strebend, sei's nur mit einem Bande oder einem Steinchen von Glas. Die Bursche schweigend, über Bequemlichkeit höflich, still rasend im Tanze, bis sie glühen und dampfen, Heiratspläne mit bescheidenen Vergleichen und Umständen unter der Busenkrause hegend. Mit Wohlgefallen sieht man die dreisteren, frischeren, geschickteren Bürgerssöhne sich tiefer hineinwagen in den linken Saal, und die weißen Kinder zum Tanz aufziehen — hier sitzt manche Honoratiorentochter oder Tochter des kleinen Landedelmanns, die des Respekts halber, des Sitzes halber tief zwischen vornehmen Leuten zu keinem Tanze kommt, weil sich die Bursche nicht hinwagen.

Hat man diesen Mikrokosmus genug betrachtet, dann sieht man vom Balkon dem Treiben zu, das sich unten zwischen den Gebüschen an den Spiel- und Schenkbuden herumtummelt: es wird geliebt, gewagt und intrigiert, die Sonne scheint dazu und blitzt zurück vom nahen Flusse, die alten Stadtwagen, Reste der Klosterzeit, worin die Nonnen spazieren gefahren wurden, bringen aus ihrer Tiefe immer neue weiße Gestalten, man spricht mit diesem, mit jener, die Luft ist lind und weich — da stürzt es einem plötzlich wüst in Kopf und Herz, daß man sich's verborgen hat: es ist ein Puppenspiel, das du vor dir hast, dessen leere Anmut du dir leugnest, um ein Leben zu gewinnen; auch hier ist es nicht das Glück, welches du suchest. Die Leute nehmen ein Interesse der Neugier, des Herkommens an dir, du hast von den Früchten des Weltstrebens gekostet, es ist vorbei, und du mußt weiter. Wiedersehen magst du die Heimat noch hundertmal mit tiefem Reize, aber als Heimat ist sie dir doch verloren — ach arge Welt! Was zuletzt mit uns verkehrt hat, ist uns nicht nur stets das liebste, sondern das nötige, weil wir wachsen und uns gestalten bis in den Sarg

und Gegendruck fühlen, und nicht immer von Grund aus uns die Umgebung zubilden wollen.

Kaum ist der Strahl aus Gottes Auge, die Liebe, zu retten in dieser rasch gewordenen Welt — selbst zu diesem Glücke ist ein besonderes Glück nötig; nur eine Freundschaft ist noch das sicherste, welche auf hohem Standpunkte der Humanität begonnen hat, und wo von beiden Seiten das Streben keinen Augenblick ermattet.

Ach, nein! Auch sie bedarf des Glücks. Liebhabereien, Richtungen, Zufälle, Irrtümer kleiner Art trennen auch hier — so stand ich gedankenstarr auf dem Altane und sah in den Trubel, und empfand es schmerzlich, daß die Welt auf solcher Bildungsstufe blasiert sein müsse, wenn sie nicht einen gesunden Leib zu fröhlicher Naturempfängnis und daher sprießend ein frisches Herz zum Liebesreize sich bewahrt.

Ade du kleine Welt, Pfingstschießen mit deinen kleinen Reizen, ich gehöre nicht mehr zu dir, weil ich keine Zukunft in dir suchen kann — und noch am selbigen Abende fuhr ich von dannen, Tränen im Auge, Weh im Herzen. —

Ach, wieviel muß der beweinen,
Der die Welt erfassen will,
Altes, müdes Herz schweig still,
Neben teuren Leichensteinen
Wächst dir neues grünes Gras.

---

6. Die Oder.

Der Postillion fuhr mich den alten Schulweg nach Glogau — wie oft war ich ihn gewandert oder auf trägen, schleichenden Wagen gereist mit einem Kopfe voll Vokabeln und Formeln, mit einem Herzen ohne Mut, das die Schulsorgen zusammengeschrumpft hatten.

Man soll sich der überstandenen Schulleiden mit Freude erinnern! Das könnt' ich nicht sagen — jenes drückende

Alpgefühl des terrorisierten Gymnasiasten kommt noch heute wieder, wenn ich an die langen, eingesperrten Vormittage denke: die Sonne lag fern auf einem hohen Dache, zu uns kam sie nicht, festsitzen mußten wir, wenn uns auch ein verirrtes Frühlingslüftchen mit Drang und Sehnsucht erfüllte. Mehr als einmal sind mir die Tränen in die Augen gekommen, wenn ich morgens um sieben Uhr mit dem Bücherpack durch die Straßen wanderte, rotgolden fiel die Morgensonne auf die taubedeckten Gassen, die Kaufmannsladen öffneten sich, Wagen und Reiter setzten sich nach dem Tore in Bewegung, die Soldaten marschierten mit klingendem Spiele aufs Glacis hinaus, der fröhliche Gassenjunge begleitete sie mit muntern Sprüngen, die ganze ahnungsreiche Welt eines schönen Tages ging auf — und ich mußte in die abgesperrten Zimmer, aus denen kein Entrinnen möglich war.

Es ist wohl recht traurig, daß man in der Zeit des Lebens, wo man am glücklichsten sein kann, glücklich ohne Kollision mit der Polizei und Geistlichkeit, daß man just in dieser Zeit soviel lernen muß, um später ein Mensch von Schulbildung zu sein. Und wie wird das immer bedenklicher: ich empfinde oft inniges Mitleid mit den Jungen, die jetzt noch in den Rinnsteinen herumkriechen! Wenn sie den ganzen sogenannten klassischen Kursus durchmachen sollen, so werden sie nicht Zeit übrig behalten, sich die Nase zu schneuzen — was ist, Gott sei's geklagt, unterdes alles erfunden und nötig geworden! Das Material der Weltbildung wächst wie ein üppiges Kleefeld — es werden unermeßliche Reformen im Schulwesen nötig, und zugrunde gehen über kurz oder lang die Magister und die lateinischen Schulen. Wenn man nur erst den Weg finden möchte, daß darüber nicht alles Latein zu Ende geht — man wird Methoden entdecken, nicht mehr als sechs Jahre für das bißchen Latein zu brauchen, und es wird mancherlei Geographie und Naturkunde bei den Windmühlen und an den Wasserbächen gelehrt werden; wir müssen

es dahin bringen, daß die Männer nicht mehr mit Angst und Schrecken an ihre Jugend denken. Dies ist eine Forderung, und es ist ein Zeichen der Kultur, daß es stets hinreicht, eine Forderung erfunden zu haben, sie gebiert die Gewähr.

Einseitig verteidigen Pädagogen die dumpfen Stuben, das Sitzen und Auswendiglernen, einseitig verlangen Humanisten die Freiheit der Jugend, aber laßt den Kampf toben, die Anforderungen der Welt an die Bürger, die Anforderungen der Jugend an die Welt werden einen Vereinigungspunkt finden.

Da sah ich die Oder wieder in der Ferne durch das Blachfeld ziehen; er hat auch wenig Freude, dieser Fluß; nach einer kurzen, wilden Jugend in den Karpathen- und Sudetenpässen durchfurcht er ein gleichgültig flaches Land durch Schlesien, die Mark und Pommern. Er sieht nur den Teil Schlesiens, der sehr einfach und ohne Reiz ist: auf dem Ufer nach Polen hin unterhält ihn noch auf langen Strecken der alte Pate, der Oderwald, mit knorrigen Eichen und düsterer Stille, Schiffer mit slawischen Leibern und Worten gehen auf den einsamen Uferwegen mit Seilen und Äxten entlang, entweder um den schwerbeladenen Kahn stromaufwärts zu trödeln oder die Heimat in Oberschlesien aufzusuchen, wo sie ein neues Floß zimmern und besteigen wollen, das sie hinabfahren. Martätsche nennen sie es in ihrem Wasserpolakisch. — Es ist keine Freude, diesen Martätschenführern im Oderwalde zu begegnen, obwohl man sagt, sie seien gefahrloser, als sie aussähen; das kommt vielleicht nur daher, weil keine Engländer hier reisen.

Auch die Elbufer sind hinter Meißen unbedeutend, wie die der Oder — diese Erscheinung hat darum noch etwas Bedenkliches, daß man nun im Gange dieser Flüsse keine Notwendigkeit entdeckt, sie sehen fast wie verirrt aus, könnten ebensogut weiter rechts, weiter links gehen, und diese Zufälligkeit, welche die Dammbesitzer sehr tief empfinden bei den

gefährlichen, immer wiederkehrenden Überschwemmungen, raubt den Flüssen auch historischen Reiz. Sie wechseln ihr Bett: eine alte Oder und alte Elbe ist an wer weiß wieviel Stellen zu finden, kurz, die beiden Flüsse können es nicht wohl zu einer soliden Poesie bringen. Das bißchen Weidengestrüpp am Ufer reicht nicht dazu hin, und der Boden des Strandes ist so gebrechlich und bröcklig, daß von Felsengängen gar nicht die Rede sein kann.

Lebe wohl, Oder, die kleinen Gebirgswasser meiner Heimat interessieren mich weit mehr denn du; Farbe hast du auch nicht, wenn's nicht regnet; ich müßte dir's denn anrechnen, daß du nicht leicht so gelb aussiehst wie unsere alte Tante, die Elbe.

Damit will ich den schlesischen Gymnasiasten das stolze Wort Viadrus nicht rauben, und Herr Fülleborn, der im Breslauer Erzähler diesen Viadrus stattlich besungen, soll ungestört schlafen mit seinen Versen und seinem Breslauer Ruhme. Es ist sehr liebenswürdig an den Schlesiern, wie sie ihre Landsleute lieben, von denen etwas gedruckt worden ist; ihr Patriotismus hat so etwas von einer schwachen Großmutter, die für das Enkelsöhnchen immer ein Bonbon und ein paar Hausmittel bei der Hand hat, wenn auch sonst weiter nichts.

Bei dieser Gegend ist noch zu bemerken, daß die Glogauschen Bauern wegen ihrer Grobheit berühmt sind, man nennt ihre Konduite „sackgrob", und ihr täglich Sprich- und Rechtswort lautet: „Was grob ist, hält gut." Ihr Boden ist schwarz und ergiebig, er nährt ihre Grobheit, der Dialekt fällt dicht wie ein schwerer Gußregen im Sommer, er ist dick und bequem, ein guter Hochdeutscher wird wenig davon übersetzen können.

Den Ruf einer soliden Derbheit in allen Äußerungen genießen übrigens alle Oderbauern, die man auch Oderdeutsche nennt, und man versteht's ohne Kommentar, wenn es heißt:

„Ach, er ist von der Oder her.“ Das ausdrucksvolle Sprichwort: „Ein Wort und ein Schlag“ heißt bei ihnen: „Gib'm an Trabs“ will sagen: „Versetz' ihm eins ohne Redensarten.“

Süße Heimat, ich muß weiter.

---

7. Die deutsche Provence.

Man könnte mit demselben Rechte Schwaben so nennen, wenigstens hat es größere Dichter und bedeutendere Dichterschulen hervorgebracht als Schlesien, aber der Scherz dieses Namens für einen Teil meines Heimatländchens soll anders motiviert werden als mit großen Namen und Richtungen.

Wenn man vom Oderstriche einige Meilen nach Westen fährt durch Heide und verstecktes Land, so gelangt man bei Liegnitz in den Vorhof des eigentlich schönen Schlesien. Sanft anstrebende, lange Hügelreihen wiegen sich im Sonnenscheine, dahinter winken die blauen Hochgebirge, die Kieferwälder sind in lockend grüne kleine Holzungen verwandelt, weiße Klöster und Schlösser blinken bei einzelnen Wendungen des Weges, Liegnitz, ein freundlicher, heiterer Ort, in seiner Form dem lächelnden Leipzig äußerst ähnlich, empfängt uns, wie es mich stets bedünken wollte, mit offenen Armen. Es ist dies ein Ort heiterer Behaglichkeit. Grüne Wiesenflächen, küchenfreundliches Gartenland, wohl grünende und duftende alte Schattenbäume umgeben den Ort, freundliche Gesichter, schöne Mädchen, lustige Bursche erfüllten ihn. Bei schönen Mondabenden hört man bald hier bald da Gesang und Saitenspiel, die hübschen, feisten Kräutermädchen sitzen vor den Türen, und weisen den Scherz nicht ab, auch wenn sie aufstehen, Liebespaare streifen unter den Linden hin auf der Promenade, verlieren sich wohl auch weit hinaus in den mondflimmernden Hag, und die Nachtigallen singen besonders schön und zärtlich in Liegnitz.

Es ist ein zärtlich Volk das schlesische, es ist sein schönstes Genüge und das, worauf es immer dringt beim Umgange: das Herz mit allen Kleinigkeiten gegenseitig auszuschütten,

Und wer's mit hübschen Worten kann,
Das ist ein äußerst hübscher Mann.

O, wie reich sind sie an solchen provenzalischen Vireleys, wie propagieren sie zärtliche Verse, wie gerne hätten sie Minnehöfe und dergleichen, wenn's die Polizei und die Klassensteuer gestatteten. Auch ist es mir stets vorgekommen, als ob die Liebschaften hier niemals jenes dunkle, hypochondrische Kolorit annähmen, das mit düsterem Nahrungsjammer, pedantischer Eintönigkeit, egoistischer Klage solche Bilder abschreckend macht. Wem ist's nicht begegnet, daß ihn die liebelockende Mondnacht in Illusion versetzt und der nächste bleiche Tag erschreckt hat, wenn ihm Räume und Personen der romantischen Nacht blaß, bedenklich, zukunftsorgend erschienen. Ganz anders, immer lächelnd, provenzalisch ist die Physiognomie dieses schlesischen Städtchens.

Ich weiß es wohl, wie solche Ansicht eine zufällige sein, auf einigen Spezialitäten beruhen kann — ist's denn aber anders mit der ganzen Welt und Anschauung derselben! Und wie oft hab' ich Liegnitz gesehen, und welche zupassende Geschichten hab' ich dort erfahren! Hier nur folgende.

Auch die jungen Männer, welche sich dort zur Universität vorbereiten, zeichneten sich aus durch eine behagliche Fröhlichkeit, durch ein dralles, hübsches Aussehen; es war an einem warmen Herbstabende, als mir einer dieser Halbstudenten sagte: „Komm' mit, wir wollen zu Hannchen gehen, und du sollst auch einen Kuß von ihr haben."

In den Vorstädten nämlich wohnen die sogenannten „Kräuter", welche das schöne Gemüse bauen, womit Liegnitz und Breslau die ganze Provinz versorgt. Hannchen war ein solches Kräutermädchen — sie saß in einer kleinen Scheune

auf der Tenne mitten unter Gurken, die sie sonderte und auslas. Es war ein rotbackiges, frisches Mädchen mit lebhaften, dunkelblauen Augen; das braune Haar trug sie unter der gebräuchlichen schwarzen Kappe, und es kam nur auf der braunen Stirn zum Vorschein, das leichte kurze Röckchen ließ ihre kräftigen, blanken Beine bis weit über den Knöchel unbedeckt, das baumwollene rote Busentüchlein aber schloß züchtig bis unter den Hals und ließ nur wenig von der weißen Haut sehen, die nicht in der Sonne verbrannt war. Sie reichte ihrem Liebhaber die Hand, welche sie frei hatte, zog ihn, den willigen, zu sich nieder und gab ihm einen und noch einen Schmatz. Dann reichte sie mir auch die Hand und hieß mich willkommen und erzählte vom Gemüse und von Nachbars Lorchen, die nun auch einen Liebsten habe, und daß sie spät Feierabend machen könnte, wenn wir nicht klug sein und die Gurken unterscheiden lernen und ihr auslesen helfen wollten. Wir ließen uns belehren und halfen, und nahmen ihre Verweise der Stadtkinder freundlich hin. So wurden wir dann fertig, und meinem Begleiter waren so und so viele Küsse zugesagt — ich hielt es für angemessen, mir den meinen auszahlen zu lassen, was sie denn auch harmlos auf ihres Liebsten Anweisung tat, und mich fortzubegeben; sie wollten spazieren gehen. —

Nach mehreren Jahren kam ich wieder mal durch Liegnitz und ging in die Kräutergasse hinaus, um Hannchen zu besuchen. Ich wußte es, daß der Liebste auf eine ferne Universität gegangen sei — Hannchen war im Garten und grub die Erde um. Sie war nicht viel älter geworden und kannte mich gleich wieder. Mit einem freundlichen Lächeln, das sich in dem arbeitsroten Gesichte gar anmutig ausnahm, reichte sie mir die Hand, die warm und schwielig war vom Grabscheit, und fragte, wie's ihm ginge. Ich mußt' ihr erzählen, was ich konnte — er hatte ihr beim Abschied einen Kuß gegeben, und damit war's ausgewesen; „'s ist mir recht nah

gegangen," meinte sie, „daß er fort mußte; na, wenn's ihm nur gut geht, hübsche Mädchen wird er schon finden, er sah gar ‚schmuck' aus, mein Liebster, nicht?"

Das war alles; und gibt es mehr? Wer liebt wohl besser: Hannchen oder die Eboli?

Es war just eine Mondnacht, als ich diesmal durch Liegnitz schritt, und ich fand alles beim Alten. Hochidealistisch sind die schlesischen Provenzalen nicht, das mag wahr sein, aber was tut's? Idealistisch sein ist ja auch nur eine Eigenschaft; Petrarca, dieser natürliche Sohn der Provenzalen, der das Kokettieren mit dem Ideale bis ins Unwahrscheinliche, und ganz und gar anders als seine Vorbilder trieb, ist bekanntlich ein ganz anderer Mensch gewesen zu Avignon und Padua, als in seinen Sonetten, ein Mann sehr vergnüglicher Realität, der nur für seine Gedichte ein idealistisches Schema hatte. Warum soll ich es nicht erzählen, daß ich damals unter einer großen Linde einen jungen Fant, die Gitarre im Arme, stehen sah, welcher ungefähr mit folgenden Worten den Idealismus herausforderte:

Durch die Nebel scheint der Mond
In die nächtlich stillen Straßen —
Schien nicht damals auch der Mond,
Als wir nah' beisammen saßen?

Sprechen die Leute nicht viel davon
Von des Geistes Kraft und Genüge,
Von des Herzens tiefinnerstem Ton,
Welcher die Lust durch die Lüfte trüge?! — —

Liebe gäb's nicht ohne ihn!
Aber ein einzig Blicken und Küssen,
Ein einziges Ansherzeziehn,
Lassen mich Mond und Nebel missen.

Es war eine grüne, jugendliche Baßstimme — und soll ich's bekennen, sie zerstörte mir alle Illusion, ich eilte, den Wagen zu erreichen.

Überall und überall Dualismus, auch in der Liebe —

Nehmt uns das Herz mit seinen Träumen
Und die Geister in säuselnden Bäumen,
Und des Nebels schimmernden Duft,
Alle die tausend Stimmen der Luft,
Was ist uns dann übrig blieben
Von der Gottheit und vom Lieben?

Die Verschiedenheiten, der Streit und Gegensatz, der Kampf und das Ringen nach Urteil sind am Ende all unser Reiz, vergeßt es nicht im Kampfe, damit ihr über ihn treten und leben möget.

Damit erwacht' ich am Morgen, und tröstlich grüßte der dunkelblaue Zobtenberg, der mir zur Seite lag. Mitten im Lande, ein Prophet des Wetters und blauer Ferne spricht er täglich zu seinen Landsleuten, dieser älteste Schlesier, und es ist sehr unrecht, daß ihn der Volksdialekt den „Zoten“ nennt.

Auch er bringt meiner Erinnerung ein Stück provenzalischen Lebens, Lieder und Turniere, Schwerter und Freudenhöfe, leider auch schwere Besoffenheit, den deutschen Zusatz.

Die Breslauer Studenten halten alljährlich einen Kommers an seinem Fuße. In toller Maskerade, wie beim römischen Fasching, ziehen sie zu Roß und Wagen im duftenden Monat Juni aus, und Breslau staunt der unpolizeilichen Gestalten. Viel Witz und Abwechslung wird da entwickelt, Don Quichotte und Sancho treten leibhaftig auf wie in der Mancha, und das Vergnügen an zweckloser Torheit kommt vielleicht in unserem ganzen Vaterlande nicht so heiter zum Vorschein als bei jenen Zobtenkommersen. Man muß die Chaussee nach Schweidnitz hin gesehen haben an solchem Tage: der magere Beutel oder Kredit der Musensöhne reicht bei den meisten für Pferd oder Wagen nicht weiter als bis zum nächsten Dorfe. Von da schleichen sich nun die heterogensten Masken auf endlose Bauernwagen: die Dirne sitzt auf dem Leiterbaume, ledig des Kopfputzes, und das kecke,

kurze Studentenhaar, der Schnurrbart und die Pfeife sehen wie ein anderes Geschlecht auf die kattunene Unterpartie, brennendrote Doktoren aus Sevilla gehen jungen Schrittes auf dem Fußwege, tragen die Allongeperücke in der Hand, erquicken die Mähderinnen auf der Wiese mit kräftigem Ungar aus den Medizinflaschen, Mars hat sich einen Bauernklepper gemietet, singt tirolerisch und bittet die zu Fuß gehende Minerva, unter deren Göttergewande bedenklich irdische Pantalons zum Vorschein kommen, um etwas Schwamm. Der Besitzer des Gauls, welcher der Sicherheit wegen nebenher geht, trägt den unsterblichen Helm und die rote Tabaksblase.

---

8. Die kommerschierende Provence.

Klingt es auch nur wie Gedichte,
Doch ist's wirkliche Geschichte —
Sind nicht alle Heldentaten,
Wenn sie ganz und wohl geraten,
Fabelhaft und wunderbar?
Die Studenten mit ihren Scherzen,
Waren der Menschheit blanke Herzen,
Törichte, reizende, blank und bar.

So kamen wir Götter und Provenzalen denn des Abends in einem Orte an, wo die Wege nach Breslau, Schweidnitz und Zobten zusammentreffen, auf diesem Kreuzwege steht ein Dorf, das in der Sprache vom Oc „Merschelwitz“ heißt. Es ist zu erwähnen, daß der Schlesier das Wörtchen „ock“ gebraucht, wo die andern Deutschen „nur“ sagen. Also den ersten Tag geht's „ock“ bis Merschelwitz, der bunte Schwarm von Hunderten würde keinen Raum zum Nachtlager finden, er wählt also den sicheren Ausweg, kein's zu suchen. Die Nacht wird süß verschwärmt bei unsterblichen Spielen. Es sind hier weniger griechische, noch Saitenspiele, noch Pfänderspiele gemeint, sondern Lanzknecht, das reizende, und Pharao, der Träumer von sieben fetten und sieben magern Kühen. Lanzknecht ist ursprünglich ein Repetitorium mittelalterlicher

Institutionen gewesen; man hat sich's vergegenwärtigt, wie die Fürsten und Herren mit ihren Lanzenknechten auf Krieg und Beute ausgezogen sind, man hat sich die Sitten dieser romantischen Ideale nachgebildet, und so ist mit einigen modernen Zusätzen von Silbergroschen und ähnlichem das holde Spiel entstanden.

Es ist nicht zu sagen, in welch mannigfachem Derangement, in welch süßer Verwirrung die Kostüme und Gestalten jener Nacht gesehen werden. Mars ohne Mantel hat seinen letzten Silbergroschen verloren und versucht seinen Kredit bei einigen schüchternen Erdensöhnen, die seinen „Sturz" und seinen Arm scheuen, Minerva, tief im Negligé, macht gute Taillen und ist voll Würde; Gewinn befängt, die Lustigen der Gesellschaft haben alles verloren und verspotten das Glück, setzen sich zusammen, singen und scherzen und fragen nebenher ganz in der Stille bei diesem und jenem an, ob er ihnen mit ein paar Groschen helfen könne. Ist das geschehen und haben sie erst wieder ein kleines jeu für Anfänger zusammen, dann schweigt die Laune, die Begier ist stumm — im andern Winkel des Hauses beginnt der unterbrochene Jubel bei denen, die eben ausgebeutet sind. Um und um schwebt der blaue Qualm, die Effekten des Anzugs liegen in süßer Unbefangenheit durcheinander, Biertonnen sind Tische und Stühle, wo es an diesen fehlt, hier und da liegt unter der hölzernen Bank ein Mattgewordener, ein Abgefallener, wüster Schlaf lähmt Miene und Glieder — so findet die Morgensonne das Wirtshaus von Merschelwitz, und ihre ersten Strahlen jagen alles zum Aufbruch empor. Übernächtig, aber von jugendlicher Kraft getragen, zieht die Karawane von der Heerstraße ab direkt auf den Zobten zu, der majestätisch und immer größer aus dem Morgen hervortritt. Zwei kleinere Genossen, der Kelschen- und Geiersberg, die man aus der Ferne gar nicht merkt, produzieren sich neben dem Hauptberge — so geht's mit allen Berühmtheiten: sie erscheinen in der Weite

so sehr als Ganzes und Eines, daß man nicht fragt nach Frau und Kindern, nach Nachbar und Freund, welche vielleicht ein gut Teil der Größe mitgeschaffen haben. Es ist auch nicht nötig: das sind sehr kleine Historiker, welche einen großen Mann aus zufälligen Umgebungen, Hilfen und Werkzeugen erklären; der wahre Mittelpunkt der Größe findet andere, wenn er diese nicht hat, er schafft sie erst zu dem Vereine; Mittel sind für alles da; aber jenes Ewige, das die Größe macht, ist so selten wie der Held mit Schwert oder Feder. Sie sagen, Mirabeau wäre nichts ohne seinen Sekretär gewesen, Napoleon nichts ohne seine Marschälle und dies und jenes, Goethe nichts ohne Merck! Die hätten andere gefunden und geschaffen. Genie ist Gottheit, welche Menschen macht, auch wenn sie dieselben nur zu finden scheint.

„Der Zobten ist doch die Hauptsache!“ schrie der Chor. Jetzt war ziemlich alles zu Fuß, und ob das Eigentum auch die Nacht hindurch grell gewechselt hat, der Sonne Gold tröstet alle, sie jubeln mit den Lerchen um die Wette.

Sobald man des unscheinbaren Städtchens Zobten ansichtig wird, welches bescheiden am Fuße des Berges liegt, ordnet sich das Heer ein wenig, die Präsides schieben ihre großen Stiefel an, schnallen die Stürmer auf, ziehen die Schläger aus der Scheide. Wenn der äußerste Zobtener Vorposten dies Flimmern im Sonnenstrahle sieht, setzt er die Lunte auf und brummige Böllerschläge begrüßen die neue Herrschaft, denn Zobten verfällt in voller Rechtswahrheit den neuen Eroberern. Am Tore harrt die Unschuld, die jedoch höchstens zehn Jahre alt sein darf, in weiß gewaschenen Gewändern mit grünen Girlanden und empfängt die Sieger — alles übrige Frauenzimmer ist aus der Stadt geflüchtet. Ich muß zugestehen, daß dieser Zug nicht ganz provenzalisch ist. Auf dem Markte begrüßt der Herr Bürgermeister die neuen Herren mit einer Rede und übergibt ihnen die Stadt, sie wird in einer feierlichen Gegenrede mit Haus und Hof,

Familie und Notdurft angenommen — das neue Regiment beginnt.

Ich brauchte nun Homerischen Schwung und Raum, um euch Details zu singen von dem Lager bei Troja, und wie sich die Helden reckten und dehnten, wie sie ihre Fechterspiele trieben, wie Thersytes verhöhnt wurde, Ajax brüllte, Odysseus und Diomedes intrigierten bei den Lanzknechttischen, die an den Straßenecken standen, wie die Wechslerbänke im Vorhofe des Salomonischen Tempels. Begleitet mich in das Zelt Agamemnons, ins Hauptquartier der Präsides, welches einem Seifensieder gehörte und wo die Führer ruhten und Pläne wälzten in ihren Herzen. Man fühlt sich sicher: zwei trojanische Jünglinge, bartlose Kriegsgefangene, halten Wacht an der Tür, sie sind die Blüte Zobtenscher Jugend, und man hat sie schwarz angestrichen von oben bis unten. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Zeitalter ein wenig durcheinander geworfen werden, Klassisches und Romantisches bunt durcheinander geht: es waren Philologen und Theologen und Neologen im Zelte des Atriden. „Luzifer" hieß der eine Jüngling, „Unsinn" leider der andere. Nach barbarischer alter Weise hat man ihnen den Gebrauch der Sprache verboten bis auf zwei Redensarten: Unsinn mußte auf alle Anfragen erwidern: „Warum denn dieses nicht!" Luzifer aber hatte zu antworten: „Salomo sagt: Das Weib ist bitter."

Wenn also Luzifer gefragt wurde von einem vorübergehenden Argiver, ob der göttliche Peleide, der Baron von Achilles zu Hause sei, so mußte er sprechen: „Salomo sagt: Das Weib ist bitter" — und wenn ein leichtsinniger Fant von der lokrischen Grenze zu „Unsinn" trat und insinuierte ihm die Redensart: „Ihr Trojaner aus Zobten seid Gesindel und euer Braunbier ist, wie man in Schlesien sagt, Jauche!" so mußte dieser erwidern: „Warum denn dieses nicht!" Verfehlten es die Jungen, so wurden sie gestäupt; — ich sag' es ungern und verschweige die Zeremonie. Innen aber im

Zelte Agamemnons beim Seifensieder Schmalz ging's lustig her; auf dem Hofe brannte ein großes Feuer, daran wurde ein ganzer Hammel gebraten — Homer würde sagen: ein Schöps — und es erhoben sich voreilig mancherlei Finger nach dem lecker bereiteten Tiere. Die Edlen, welche in gefälligem Negligé um das Feuer ruhten — Waffen und Rüstungen lagen beiseite — pflogen harmlose Reden über die Feier des Sieges, welche bald vor sich gehen sollte, und über die Schulden der Völker, welche noch von früheren Eroberungen in Zobten restierten. Auch tranken sie Gurkauer Lagerbier aus stattlichen Gläsern, und die Zeit verstrich ihnen lieblich; besonders Ajax aus der Gegend von Hundsfeld beteuerte öfter, er befände sich komfortabel. Kam denn auch Kunde von einzelnem Aufruhr und von Entzweiung der Völker, man ließ sich nicht stören, Verklagte und Kläger blieben rasten im Zelt des Atriden, besonders als Madame Schmalz anhub den Schöps zu tranchieren.

Als Helios mit dem flammenhufigen Gespann tiefer hinabgeeilt war gegen die sächsische Grenze, begann die eigentliche, solenne Siegesfeier auf offenem Markte, welche genannt wird der Zobtener Kommers — erzählt es, ihr Sterne, wie ihr die Helden noch trinken sahet und hörtet spät am Abende, es zitterten die kleinen Häuser, aber die Herzen der Argiver lachten, und niemand erkältete sich.

Nacht war's geworden, bleierner Schlaf lag auf vieler Recken Glieder, die sorglos niedergesunken waren, wo ihnen die Mattigkeit das Herz berührt, hell schien der Mond, die Lüfte säuselten weich und lind aufwärts, um den unglücklichen Göttern, welche es gehalten hatten mit Priams Burg, Kunde zu bringen vom tragischen Ende, nur des olympischen Zeus behagliches Lächeln bebte wollüstig durch die Schöpfung, da ging ich mit einigen Genossen durch das skäische Tor hinaus, an der bekannten Esche vorüber, der Göttervater hatte uns Kraft erhalten, wir wollten den Berg noch besteigen.

Und als wir in den schwarzen Bergwald traten, da wechselten die Zeiten, wie meilenentfernte Vergangenheit lag das Homersche Epos schlafend hinter und unter uns, Landleute, welche sich zu uns gesellten, teilten uns mit, wir lebten in einer christlichen Epoche, und oben in der Kapelle des Berges beginne mit anbrechendem Morgen das Fest des Heiligen, welcher das Zobtener Gebiet beschütze. Wie Nebel fiel es von unsern Augen, wie ein Traum künstlicher Schulzeit — fern aus dem Walde drang das Jodeln einzelner Kameraden wie der unberufene Gesang einer Nachtigall, die sich auf dem Fliederbaume an der Kirche niedergelassen hat und in die Orgelklänge singt; denn von der andern Seite des Berges trug der parteilose Schall den monotonen Gesang einer Prozession — weiß flog das neue Weltlicht über den Himmel, es ward Morgen. Mitten unter Landleuten befanden wir uns auf der Spitze des Berges, das Riesengebirge in dunklen Massen stieg vor uns auf, und der Tag hob einen Schleier nach dem andern von der mannigfachen Gegend, der hohe Turm von Schweidnitz enthüllte sich, über die weiten, bunten Felder nach Breslau zu schoß der erste Sonnenstrahl, die Welt dampfte in frischer Morgenfrühe, die Lerchen erhoben sich, und weicher, bittender Kirchengesang stieg neben uns auf. Die bleichen Gesichter, die abenteuerliche Tracht der Genossen gaben das Bild verschollener Barbaren — die Mannigfaltigkeit unserer Zustände trat vor meine Blicke wie ein Harlekin mit tausend Farben, der beim Tagesschimmer vom Balle kehrt, seinen Mantel verloren hat und nicht weiß, ob er sich schämen soll vor dem heimziehenden Nachtwächter.

Ich ging seitwärts in den Wald hinein und kam zu einer grünen Holzblöße, von wo man hinabsehen konnte nach dem Städtchen. Hier saß ein Landmädchen im tauigen Grase, starr sah sie ins Land hinunter, sie wartete auf den Geliebten, welcher sonst regelmäßig zum Kapellenfeste gekommen,

aber das letzte Jahr ausgeblieben war. Er wohnte dort am Fuße des Berges, wo die Sonne aufging, sie aber an jener, wo sie unterging.

Wir warteten recht lange; ich sah unten auf der Straße die Studenten in kleinen Trupps langsam heimwärts ziehen, hier und da blieb einer ermattet sitzen — wilde Freude endet schlaff.

„Er kommt nicht,“ sagte sie endlich, die arme Dirne, und ging in den Wald hinein. —

Was alles bewegt die Menschen! Und du, goldene Sonne, die immer heißer wurde, bist stets dieselbe, bist dieselbe gewesen auf dem Felde von Troja, auf den Schlössern der Provence, auf den Bergen und Feldern Schlesiens, tröste mich, Sonne!

---

9. Die Saison in Gräfenberg.

Über Ohlau nach Neiße führt mein Weg. Ohlau steht in sehr schlechtem Geruche wegen seines Tabaks, der vom schlesischen Bauer und Ackerbürger verbraucht wird. Übrigens gehört das hiesige Blatt noch zur Aristokratie unserer Tabaksblätter, der eigentlich jakobinische Knaster gedeiht in Wansen. Dieser tragische Name Wansen ist hinreichend, eine Dame in Ohnmacht zu werfen.

Es ist eine stille, uninteressante Fläche bis Neiße. In einem kleinen Städtchen, das man passiert, war ein großer Brand gewesen, ein großer Transport Pulver begegnete mir noch, die schwarzen Fähnchen auf den Wagen, die vorreitenden Soldaten, die Kutscher ohne Tabakspfeifen, ein bleicher Sonnenschein, unter welchem ein trockner, kalter Wind einherstrich — alles das gab einen Eindruck bleierner Art, und die Post schlich langsam im Sande, Neiße wollte nicht kommen. Endlich gewinnt man eine Anhöhe, und die alte Festung und dahinter die Gebirgsanfänge zeigten sich. Die Luft erwärmte

sich zum Regen, und mit ihm gelangten wir durch die vielen Außenwerke in die Stadt.

Es war ein warmer, wolkiger Tag, als ich sie des andern Morgens in einer leichten Kalesche verließ. Nebel und Wolken machten das Gebirge vor mir unsicher und romantisch. Aber es war Elastizität in der Atmosphäre, und ich begrüßte mit Heiterkeit die österreichische Grenze. Es waren meine alten Bekannten von Hirschenstand, Peterswalde, Triest und von der Linie in Wien, die Herren Mautbeamten, wir erkannten uns auf der Stelle an den hübschen Zwanzigkreuzern, drückten uns die Hände und schieden in Eintracht. Übrigens schützt sie gegen Deserteurs der steinige Weg zur Genüge, welcher sich bei den meisten österreichischen Zollstätten findet. Niemand kann ohne Lebens- und Wagensgefahr in Eile vorüber. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dies auf einem Prinzip beruhe.

Jetzt befand ich mich denn in dem Stückchen Landes, das man in der Geographie „Österreich-Schlesien" nennt, oder Troppau, Jägerndorf und Teschen, das kleine Terrain, für welches der Siebenjährige Krieg nicht hingereicht hat, und welches zwischen Schlesien, Ungarn, Mähren und Böhmen eingekeilt ist in hohe Berge und tiefe Täler.

Die Berge rückten immer näher und enger zusammen, und als ich nach einigen Stunden in das Städtchen Freiwalde kam — eine andere Leseart ist Freienwalde — da war rings die Gegend zugestellt von steilen Bergen, was man sagt, mit Brettern vernagelt. Die Himmelsgegenden waren wie verrückt worden durch die mannigfachen Windungen des Weges, die Wolken fielen in sanftem Regen herab, ich war unsicher in einer neuen Welt und wußte weder vor- noch rückwärts.

Das ist aber notwendig, wenn man unbefangen in eine neue Welt treten soll; darum führten auch die Orden ihre neuen Mitglieder immer mit verbundenen Augen durch allerlei

wirrsame Gänge, darum verbrannte Cortez seine Flotte — ich fühlte mich in Freiwalde der neuen Wassergewalt völlig hingegeben und fragte demütig im Wirtshause, wie weit es noch nach Gräfenberg sei.

Es ist nämlich zu sagen, daß ich meine Exilzeit zu Kollegien für meinen Leib benutzen wollte: nun hatte ich gelesen, da oben in einem ganz abgelegenen Bergwinkel, wo keine Zeitungen hinkämen, kuriere man alles mit kaltem Wasser; dies lockte mich. Die Gesundheit, das Geld und die politische Stellung sind heutigentages der Mittelpunkt menschlicher Bestrebungen geworden. Man will gesund, reich und frei sein, wie man zu andern Zeiten poetisch oder vornehm oder liebenswürdig sein wollte. Die Motionen in Sachen der Politik sind bekannt genug. In Sachen des Geldes geht es direkt darauf los, daß vielleicht schon in zehn Jahren kein Amt, keine Position mehr bestehen wird ohne einen Nebenzweig von Industrie. Jedermann wird neben seiner laufenden Tätigkeit ein Geschäft suchen, um seine Hände in dem auf und ab wogenden Meere des Erwerbs und Geldverkehrs zu haben; fixe Gehalte, sie seien noch so hoch, werden für Armut gelten, die Poesie des Glücks wird ein notwendiges Bedürfnis werden, alles wird Kaufmann sein müssen, wie alles gebildet sein muß.

In Sachen der Medizin liegt die Umwandlung vor aller Augen. Der alleinseligmachende Glaube der Allopathie ward angegriffen von Reformatoren, die wiederum, wie damals, ihren Sitz in Sachsen hatten, die bald folgende Cholera spielte den Dreißigjährigen Krieg und entblößte die Schwäche der Parteien auf eine tödliche Weise. Aller katholische, unfehlbare Glaube an die bisherige Wissenschaft ward erschüttert, ward aufgelöst, und wir befinden uns nun im neuen Stadium der Spekulationen, der Entdeckungen und Erfindungen.

Von den verwickeltsten Zuständen in Wissenschaft und Kunst geht die Welt meisthin zu den einfachsten und ursprüng-

lichsten über. Ein unbefangenes Element, das Wasser, wird auch jetzt plötzlich der Mittelpunkt vieler Versuche.

Der Herr Professor Oertel in Anspach hatte jahrelang über die Vortrefflichkeit des Wassers geschrieben, man sprach nicht mehr vom Wasser, ohne des Professors Oertel zu gedenken, und umgekehrt; aber er drang, wie Johannes Hus, nicht tief genug in die ungläubigen Herzen, man verketzerte ihn spöttisch. Da trat nun da oben, wo die letzten Berge der Sudeten ihre steinernen Arme hinüber ausstrecken nach den Karpathen, ein schlichter Landmann auf, errichtete eine vollständige Heilanstalt, und setzte das Wasser ein in alle Majestätsrechte der legitimen Medizin. Vinzenz Prießnitz ist sein Name, und Gräfenberg heißt der Ort, wo die neue Quelle Siloah über die Steine herunterfließen soll.

Danach erkundigte ich mich im Gasthofe zu Freiwalde Anno 1834.

Die blasse, lange Wirtstochter lächelte mitleidig und beschied mich kurz, auf dem Gräfenberge hinter der Stadt sei das Örtchen gelegen, eine halbe Stunde lang fahre man hinauf. Übrigens seien schon so viel Gäste da, daß ich keinen Platz mehr fände, und überhaupt scheine es ihr sehr kurios, daß ich nach dem Wasser hergefahren komme, sie tränken es in Freiwalde schon seit undenklichen Jahren, und es hatte noch kein Mensch was darin gefunden.

So geht's allen Propheten in ihrem Vaterlande. Und die lange, blasse Dame mit den sehnsüchtigen Locken hinter dem Ohre war obenein selbst krank, sie litt an jenem Erwartungsübel, welchem soviele Mädchen verfallen, wenn sie zu reiferer Erkenntnis kommen, und das Heiraten zu hassen anfangen. Das ist jener Zeitpunkt der malkontenten Mädchenromantik, wo sie Hölty und die lyrische Poesie verehren, die reelle Welt aber, und besonders die Männer abstrakt verachten. Wir pflegen es auf Clauren und die Romane überhaupt zu schieben, es ist aber diese Romantik ein ganz natür-

liches, tellurisches Übel wie die Grippe; in Freiwalde gibt's keine Bücher und keine Bildung, ich habe späterhin ganz umsonst eine respektable Prämie für die Braut von Messina geboten, ich brauchte einige Verse des Chors zum Motto eines Nekrologs, aber niemand konnte die Prämie verdienen.

Natürlich schlug ich der Dame mit den klösterlich schmalen Lippen die Wasserkur vor, aber sie äußerte sich sehr verächtlich darüber, und fragte mich schneidend, ob ich wirklich so dumm sein und glauben könne, daß ihr Wasser, nichts sagendes, nichts fühlendes, kaltes Wasser helfen werde.

„Ja," erwiderte ich schüchtern — sie aber ging hinweg mit einem unangenehmen Blicke voll Verachtung über den Mangel meiner Lebensart und warf mit der magern Hand die Türe heftig ins Schloß.

Eine Religion wird aber stets am meisten durch die Zweifler befördert, ich setzte mich voll neuen Wasservertrauens in den Wagen, und war voll Angst und Sorge, keine Wohnung zu finden. Mein Eifer war so groß, meine Hoffnung so gewaltig, daß ich fest bei mir beschloß, im schlimmsten Falle eine kleine Hütte zu bauen, wie man sie auf Kartoffelfeldern anlegt, wenn kein Ort zu ermitteln wäre, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Es regnete indessen immer arbeitsam, aber so durchsichtig weiter, daß ich die Gegend wie durch einen dünnen Flor erkennen konnte. Es war ein tiefes Bergtal, in welchem ich aufwärts fuhr. Der Wagen keuchte durch einen schmalen Weg, und als uns plötzlich ein herabkommender Bauernwagen begegnete, da war die Not groß.

Links vom Wege kamen allmählich einzelne Bauernhäuser zum Vorschein, welche zerstreut an der Lehne des Berges hinauflagen, und nach einer Wendung des Weges erblickte ich einige größere Wohnhäuser — das war Gräfenberg, das ersehnte Bad in den Pyrenäen. Hinter den Häusern lief ein buschiger Berg noch weit in die Höhe, rück- und

seitwärts standen blanke Berge, und auf den Bergen lagen Wolken, tief unten über die grün und gelben Berge flog der Strichregen.

Der Weg wurde immer steiler, und als wir vor dem kleinsten der massiven Häuser hielten, da mußten wir Steine vorlegen, damit der Wagen nicht eigenmächtig zurückrannte. In diesem Hause wohnte Prießnitz, ich war an Ort und Stelle.

Zwei Leute gingen im Zimmer auf und ab; sie sahen sehr abgewaschen und etwas pauvre, rot und bläulich im Gesichte aus. Auf dem Tische standen zwei Flaschen Wasser, daraus schenkten sich die ohnedies schon frierenden Leute ein.

Ich ignorierte Novize erlaubte mir einige bescheidene Fragen nach der Lebensweise in Gräfenberg, zum Beispiel:

„Sie entschuldigen, meine Herren, was genießen Sie wohl hier zum Frühstücke?"

Antwort: „Wasser".

„Also bekommt man wohl erst zum zweiten Frühstück —"

„Wasser".

Es fing mir an kühl zu werden, und das eine der vor mir herumspazierenden Schlachtopfer, ein kleiner Mann ohne Taille, in einem abgeschabten grünen Röckchen, das ihm zu kurz geworden war, schenkte sich zitternd ein neues Glas ein, und stürzte es hinunter.

„Aber des Mittags, meine Herren, erhält man doch —"

„Wasser" — war die einstimmige Antwort; sie schien mir wie Unkenruf aus einem Teiche zu kommen.

Der Kleine im grünen Röckchen seufzte und strich mit der Hand über die unschuldigen blauen Augen und das unwirsche, spärliche blonde Haar, das seinen Hinterkopf bedeckte.

„Pfui doch, Herr Leutnant," sprach der andere und verschlang ein großes Glas Wasser — „ohne Wanken und Seufzen im Feuer, Leutnant! Noch eins, Leutnant!"

Es war eine alte, ausgegurgelte Kommandeurstimme; am Gesicht blieb nicht viel zu unterscheiden, das war durch Dunkelrot und altes Fleisch verwischt; weiße starre Härchen wuchsen aus dem Kopfe, ein alter pensionierter blauer Sommerrock schlotterte um den hohen Leib und die breiten Glieder — ich behielt kaum den Mut, weiter zu fragen.

„Aber, meine Herren, nachmittags oder abends wird es wohl etwas anderes geben, als —“

„Wasser, wieder Wasser“ — kam's seufzend aus der einen, heroisch aus der andern Kehle.

Ich sank erschöpft auf einen Stuhl, es war mir, als sei ich unter Sarastros Leute in der Zauberflöte geraten.

Da erschien ein schlanker Mann in einem gebrauchten schwarzen Frack; er hatte etwas Gutmütiges in dem von Pocken gezeichneten Gesichte, und seine Begrüßung war zutraulich, obwohl er wenig sprach — es war Prießnitz selbst.

Die Wohnung war der sorgliche Gegenstand unseres Gesprächs, er stand lange schweigsam vor mir, das Auge sah sinnend auf einen Fleck, ich erhielt keinen Bescheid. Schon sah ich mich in der Kartoffelhütte, denn das radikale Verfahren vor mir flößte mir unter Schrecken doch lebhafte Zuversicht auf Erfolg ein.

Er ging hinweg, kam zurück, ging wieder, aber ich erfuhr nichts — die Herren von Sarastros Gefolge tranken unterdes fortwährend Wasser, der kleine Leutnant stöhnte, der große Bramarbas pfiff das Mantellied.

Endlich kam Prießnitz und erklärte mir, daß ich in einer Bauernstube eine Ecke bekommen könnte, alles andere sei besetzt.

Da saß ich denn des Abends in meiner Ecke auf dem harten Bett und sah in die Dämmerung hinein, drüben im andern Winkel verzehrten meine Wirtsleute im Dunkeln ihr kümmerlich Abendessen; sie sprachen kein Wort und verschlangen

stumm die Kartoffeln vom vorigen Jahre mit gutem Salze; als sie fertig waren, knieten sie auf die Bank, das Gesicht nach der hölzernen Mauer richtend, beteten ihren Rosenkranz, und krochen dann still zu Bette.

Es war totenstill in der niedrigen Stube, die Mäuse kamen aus ihren Schlupfwinkeln, der Mond brach draußen durch die Wolken, und es schien mir in dem gefärbten, unsichern Lichte, das durch die kleinen, schlechten Scheiben brach, als säße die Wasserkur wie ein blaßblaues Gespenst auf der Ofenbank.

Ich eilte hinaus, schob den hölzernen Riegel von der Haustür und wollte in die Nacht hineinlaufen, um mich in andere Gedanken zu laufen. Aber das geht in Gräfenberg nicht, am wenigsten des Abends, denn das Terrain ist so abschüssig, bergig und ungleich, daß es nur einen einzigen Weg gibt, der fünfzig Schritt lang ebene Fläche gewährt — alles andere ist Berg und Tal, ich wäre mit meiner nächtlichen Wasserkurstimmung unzweifelhaft auf die Nase gefallen. Resignierend setzte ich mich neben meiner Wohnung auf ein Stück Bauholz — die Wolken waren auseinandergedrängt, der Mond schien hell. Dem Antlitze des Hauses gegenüber lag eine Scheune, und diese beiden Gebäude bildeten einen vortrefflichen Rahmen, den einige sich an die Häuser lehnende Bäume noch schöner machten.

Es lag eins der wunderbarsten Bilder dazwischen, das ich je gesehen: der Blick lauft schnell und doch nicht jach in einen Talkessel hinab, in welchem sich wie ein italienischer Pinienhain ein mäßiger mit Fichten bewachsener Hügel erhebt — dahinter wie schwarze Ewigkeit stehen ungeheure Berge, die nur wenige hundert Fuß niedriger sind als die Schneekoppe im Riesengebirge. Es ist besonders der „Altvater“, der mit rundem, kahlem Haupte hinübersieht nach Galizien und Ungarn, und die „Hochschar“, welche über Mähren nach Wien hinabschaut. Man findet selten so weite,

tiefe Täler, unmittelbar von den höchsten Bergen eingeschlossen; die höchsten, vornehmsten Leute kommen nicht leicht in so nahe Berührung mit der untersten Klasse.

Und über diesen dunkelgrünen und blauen und schwarzen Abschüssen schwamm der Mond mit seinem lächelnden Lichte, und oben von Prießnitzens Hause her klang ein dünner Chor von Männerstimmen, die in Ermangelung des Wasserliedes ein altes Weinlied sangen. In ganz Gräfenberg war aber nicht ein Tropfen Wein zu finden — hatte es nicht den Anschein, als ob die alten Götter von Barbaren aus der Welt getrieben seien. Das Gerüst war geblieben und die alte Sprache, aber sonst nichts. War es nicht jenes nüchterne wunderliche Gefühl, als wenn sparsame, mäßige Christen in einer Aufwallung nach Gott — Bacchus schreien.

Verworrene Zustände von menschlicher Nüchternheit und irdischer Romantik in Gräfenberg, und wie lächerlich war ich moderner Exul mitten darin! Als ob ich eine neue Welt entdecken gewollt, war ich Sorgen und Verfolgungen in eine wäßrige Langeweile entflohen.

Am andern Morgen begann das neue Leben um vier Uhr, die Wasserkur begann an meinem eigenen Leibe. Man wickelte mich in wollene Decken, warf noch ein Bett über mich, und überließ mich meinem Schicksale. Als nach einigen Stunden dies Schicksal im Schweiße meines Angesichts lechzte, ward mir kaltes Wasser eingeflößt. Dies befördert die Transpiration aufs äußerste, und wenn diese nun den ganzen Körper aufgelöst hat, da wird das Deckbett weggehoben, und, ein weißer Bettelmönch, wandelt man in der wollenen Hülle hinaus zum Teiche Bethesda.

Diese Bäder sind meist dicht an den Häusern angebracht und werden fortwährend von dem in Rinnen und Röhren herabkommenden Bergwasser angefüllt, sind also stets lieblich eiskalt und frisch. Nach meinen unsicheren Abendschwärmereien mußte der Mond schlechte Mitternacht gehalten haben, denn

als ich in jener Decke meinen Gräfenberger Brautgang hielt, flog mir der Schnee ins Gesicht.

Wirklich tritt nach ungefähr einer Minute völlige Erwärmung in dem kalten Wasser ein, die indes bald neuer Kälte weicht. Diese zweite Kälte muß eigentlich abgewartet werden, sie schüttelt innen und außen den Menschen zusammen. Die Furcht vor dem Schlagflusse und dergleichen fatalen Zufällen ist übrigens hierbei eine völlig unbegründete, die schwächsten Personen erleiden gefahrlos diesen Wechsel, und es wird täglich die Bemerkung gemacht: je gründlicher und heftiger die Transpiration vorher, desto wohltuender ist das kalte Bad darauf. Ein Bad von solcher Kälte ist ohne vorhergehende Transpiration viel empfindlicher. Man darf auch dabei nicht außer acht lassen, daß der vorhergehende Schweiß durch nichts Echauffierendes erzeugt wird, daß man bei offenen Fenstern liegt, daß die Lungen in vollkommener Ruhe dabei sind.

Nun kleidet man sich an und trinkt Wasser; der Frost treibt gewöhnlich zum Laufen hinaus, und man sieht da die frierenden Badegäste überall auf den Bergen herumtraben. Der gewöhnliche Weg ist nach einem der Gräfenberge, von denen die kleine Ortschaft den Namen hat, nach der sogenannten Koppe, die nur zehn Minuten von den Häusern entfernt ist.

Auf dieser Koppe ist eine wunderbare Janusaussicht: rückwärts das alte fabelhafte Gesicht der hohen Berge und des tiefen ernsten Tales, das sein Gesicht in tausend Formen wechselt, bald eine neue Schlucht mit einem Dorfe zeigt, bald eine verbirgt — vorwärts aber öffnen sich die Berge, und jung und blau und rosig liegt die Fläche des preußischen Schlesien vor den weiter und weiter suchenden Blicken, am Fuße der Koppe steht still wie ein Weihnachtsbild das Städtchen Freiwalde, worin die magere Wirtstochter ärgerlich harrt.

Dieser Platz ist alle Tage neu, und wenn mich das kalte Wasser noch so quälte, auf dieser Koppe fand ich einen fröhlichen Moment.

Nun geht's zum Frühstücke in den Speisesaal. „Wasser!" hatte ich gestern gehört, und ich war darum nicht sehr eilig.

Seinem kleinen Wohnhause gegenüber hat Prießnitz ein großes Haus gebaut, in welchem die meisten Badegäste wohnen, und worin sich auch der Speisesaal befindet, denn es wird wie im Kloster alles gemeinschaftlich genossen. Was in diesem Hause nicht Platz findet, wird in den fünf bis sechs in der Nähe liegenden Bauernhäusern untergebracht. Da nun aber der Zudrang so groß wird, daß auch diese Räume nicht mehr ausreichen, so hat Prießnitz den Bau eines noch größeren Hauses begonnen, das jetzt wohl fertig sein mag, ein neues Wasserschloß. Und jetzt kennt der Leser den Umfang Gräfenbergs; es ziehen sich zwar noch einige Bauernhäuser tiefer unten ins Tal hinab, aber die werden nur im äußersten Notfalle benutzt, weil sie zu weit entfernt sind. Einige Wochen nach meiner Ankunft trat allerdings dieser Fall ein: wie zwei Wassernixen stiegen täglich zwei verschleierte Edeldamen an meinem Hause vorüber den Berg hinauf.

Es wird zwar zum Frühstück wieder Wasser getrunken, aber daneben werden auch Milch, Brot, Semmel, Butter und frische Beeren verspeist, und der schreckenerregende Major präsidierte mit würdigen Taten.

Im Laufe des Vormittags geht man nun eine halbe Stunde weit hinauf in den Wald — das Tal rückwärts wird mit jedem Tritte schöner, und die Ermüdeten nimmt ein kühler, schauernder Forst auf. Da säuseln die hohen Buchen und die südlich aussehenden Tannen, da ist es still und einsam, nur die Bergwasser, Prießnitzens Medizinarten, rauschen. Den Vögeln ist Gräfenberg zu hoch, ich habe deren sehr wenige gehört, die Wasserkur ist ihnen zu traurig.

Durch diesen schallenden Forst schreitet man eine Strecke und findet plötzlich in einer Vertiefung die sogenannten Duschen. Da stürzt ungefähr zimmerhoch ein starker Wasser-

strahl aus der Rinne herab. Unter diesen Strahl postiert man sich in paradiesischer Unbefangenheit und überläßt sich zehn Minuten seinen schmeichlerischen Ausdrücken.

Darauf folgt ein so entschiedener Frost, daß die Gliedmaßen eigenmächtig nach allen Richtungen fahren — Gott sei Dank, daß jetzt die Zeit da ist, wo ich das bloß zu beschreiben brauche, was ich so innig empfunden. Man trabt wie ein nasser Pudel, der seine heillosen Kunststücke gemacht, durch den Wald zurück. Ich habe aber täglich inne gehalten, wenn ich heraustrat und von der steilen Waldesgrenze dies wunderbare Berg- und Taltheater erblickte. Mancherlei Bergformationen liegen in meinem Gedächtnisse, aber die Originalität dieses Gräfenberger Kessels hat mich alle Tage von neuem überrascht, ich habe diese absonderliche Gegend täglich in neuen Verhältnissen zu erblicken geglaubt.

Die warme Sonne empfing mich Durchkälteten dann immer so lieb wie eine sorgliche Mutter, ich dankte ihr von Herzen, daß sie sich nicht auch in die Wasserverschwörung mischte, setzte mich auf einen Stein und guckte in die blau, grün und gelben Berglehnen, und wartete unser Mittagsglöckchen ab.

Diese Situation will ich mir zurückrufen, wenn ich einen mittelalterlichen Roman schreibe: schweigsam wie die Kirche, abgesondert wie das Kloster liegt tausend Schritte unter mir das friedliche Gräfenberg, in der ganzen Natur regt sich nichts — plötzlich klingt hell das Glöcklein auf Prießnitzens Hause, wie das heimliche Klosterglöckchen zur Gräfenberger Andacht, zum Wassertrinken und nebenher zum Essen rufend.

Dies ist der einzige Moment, dessen ich ohne Schmerzen gedenke — das Wasser spielt allerdings des Mittags wieder eine Hauptrolle, und das ist ein schlechter Ritter, der nicht wenigstens seine Flasche leert, aber man ißt auch tüchtig dabei. Prießnitzens, des immer schweigenden Vorsitzers Grundsatz lautet, das Wasser verarbeite alles. Je mehr man trinkt, desto mehr kann man essen.

Der Major würzte sein Präsidium mit donnernden Geschichten — die Serviette, breit unter seinem Antlitze herabwallend, war ein unbeschriebener Friedensschluß neben dem blutroten Kriege. Er hielt auch tüchtig auf Anciennität und Standesordnung; ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich als zweideutige bürgerliche Figur zu Gräfenberg eine sehr untergeordnete Rolle spielte: eine Gewürzkrämerin aus Breslau, die meine Grundsätze in Zweifel gezogen hatte und ein Gutsbesitzer intrigierten lebhaft gegen mich, und während ein leberbrauner Schulmeister und ein kontrakter Tuchmacher, die nach mir eingetroffen waren, avanciert wurden, blieb ich auf dem letzten Schemel und erfreute mich nie einer Aufmunterung im Dienste vom Herrn Major. Ein bürgerliches Fräulein von Mähren gewährte mir für diese schmerzhafte Erniedrigung einigen Trost. Sie sprach nämlich zuweilen mit mir, und da sie in die Rangliste aufgenommen war, so erhielt mich diese leise Anknüpfung doch so weit in der Gesellschaftsbalance, daß ich keinen offenen Eklat erlebte. Diese Bürgerin mit republikanischen Manieren war sehr massiv, massiv war ihre Naivität, ihre Schönheit, ihre Jugend. In diesem Urorte, bei dieser Urmethode, bei allen diesen vorhandenen Urelementen sprach sie sehr an, der Major bevorrechtete sie offenbar in absoluter Weise, und als es nicht mehr alle Tage schneite, erschien er eines fröhlichen Mittags in seinem blauen Nankingrocke. Dieser färbte nach des Besitzers fluchartiger Versicherung seit drei Jahren nicht mehr ab und umschloß den würdigen Leib mit nachgiebigen Falten.

Die Tischgesellschaft ist so munter, und Gräfenberg ist überhaupt dasjenige Bad, wo die Kranken am muntersten sind, wenn sie keine Zahnschmerzen haben — frisch sind sie immer, das kalte Wasser weckt auf. Der Hauptstamm der Bevölkerung bestand aus alten und jungen Kriegshelden, Feldzüge aller Art, Wunden der Flasche und der Waffen

sollten geheilt werden; viel Pension ward zu Gräfenberg verzehrt, viel Heldentaten lebten auf, manch langes Epos ließe sich singen; natürlich fehlte es auch wie nirgends in der Nähe des preußischen Staats an Referendarien, das Jus befängt den Unterleib.

Drei Kriegsgelehrte und zwei Rechtsgelehrte, ein Gutsbesitzer, der die Wissenschaft über die Achseln ansieht und sechs Leute, die alles wissen, dies ist der Stamm jener Gesellschaft. Außerdem war ein Kriegsrat da, welchen ich hier nur andeute, da er mir auf Zinsen im Portefeuille ruht — er hatte im Kriege zuviel Zuglöcher in die Magazine gemacht, und das war seinem Beutel und dem Podagra sehr gut bekommen. Er war ein sehr hübscher Mann, wie sie sagen, er rauchte jeden Tabak, er glaubte alles, trug schwarze Gamaschen und war für die Aufklärung, soweit sie keinen Schaden bringt.

Außerdem war die Gesellschaft ganz leidlich, besonders da man keine Zeit dafür hatte, denn nachmittags begann wieder die Morgenprozedur mit Schwitzen und Baden, und wenn es dunkel wurde, war man müde.

Ehrlich gestanden, es gibt keinen Ort, wo man die Langeweile so wenig gewahr wird, als Bad Gräfenberg — ich bin vor Zahnschmerzen nicht dazu gekommen, und den Kriegsrat schützte das Tabakrauchen, das bekanntlich auch gegen die Cholera hilft. Besonders Ohlauer und Wansener Blatt.

Einzelne Züge von Gräfenberger Patienten und von Gräfenberg sind noch: Allgemeine Verachtung der Ärzte, namentlich der allopathischen, gewöhnliches Beiwort für dieselben: Mörder und Giftmischer — Unterhaltung über Homöopathie — man findet weit und breit keine Medizin, in Gräfenberg selbst nicht einen Tropfen; alle Übel, die ausbrechen, werden mit kaltem Wasser kuriert, Leute, die mit Fieber hinkamen, verloren es nach wenig Tagen — man bedauert die Welt, welche noch nichts von der Wasserkur

weiß — man liest keine Zeitung, besonders darum, weil man keine hat, die spekulative Politik ist für China — es hieß einmal, der Herr Major bekomme die „Wiener Zeitung", aber sie sei zu lang, als daß er sie wegleihen könne, er werde allein kaum fertig damit — außer Professor Oertels dickem Wasserbuche habe ich kein Buch gesehen, es machte viel Aufsehen, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Dohmschütz und seine Gesellen" mitbrachte — des Abends wird wieder geläutet, und man verspeist wie am Morgen Milch, Butter und Brot — wer den andern nicht grüßt, gilt für ungebildet — der Barbier kommt für die Bärtigen männlichen Geschlechts immer den dritten Tag aus Freienwalde herauf, und wirkt auch wohl im Freien, wenn's nicht zu stark regnet. — Der Herr Major ist pensioniert, und niemand erinnert sich, daß er je etwas anderes gewesen wäre; seine Jugend fällt in die Zeit des Kartoffelkrieges, seinen Namen hab' ich nie gehört — wer nicht laufen kann, wird mit Ochsen zur Dusche gefahren — wer nicht darunter stehen kann, setzt sich auf einen Stuhl; dieser braucht des Wassers wegen kein Polster zu haben — wer am meisten Wasser trinkt, wird am meisten bewundert; sonstige bürgerliche Verdienste werden in Gräfenberg ignoriert, wie billig — der Witz ist schlecht angeschrieben, und es hat in dieser Beziehung nur folgende Anekdote Gnade gefunden: Der ewige Jude, welcher bekanntlich nicht sterben kann, holt sich einmal auf seinen Wanderungen den Schnupfen, und wendet sich, um diese Unbequemlichkeit los zu werden, an einen allopathischen Arzt. Nach einiger Zeit ist der ewige Jude kuriert, das heißt: er ist tot. —

Die Anstalt und Erfindung in Gräfenberg ist aber wirklich von großer Wichtigkeit, und Vincenz Prießnitz ist eine beachtenswerte historische Erscheinung. Nach alle dem, was ich von ihm gesehen habe, ist er ein sinnender, aufmerksamer Mann voll Bravheit und Rechtlichkeit. Er kennt den

menschlichen Körper und hat seine Wasserkur bei tausend verschiedenen Fällen versucht. Keineswegs fanatisch für seine Heilmethode, ist er doch der Überzeugung, daß mit Ausdauer die meisten Übel durch Wasser gehoben werden können. Er gibt sehr viel darauf, daß das Wasser keineswegs abstumpfe, und allerdings ist man nach mehreren Wochen noch ebenso empfindlich dafür als im Anfange der Kur.

Es ist nicht mein Zweck und meine Fähigkeit, ein medizinisches Urteil abzugeben; ich habe nur Mitteilungen versucht, um jene im äußersten Winkel Deutschlands verborgene Methode bekannt zu machen. Soviel ich gesehen habe, wirkt es auffallend günstig gegen Übel, die zum Teil äußerlich sind, wie Lähmungen, Geschwulst, Ausschlag, Gicht und dergleichen; Ausschläge sind fast immer die Übergänge zur Heilung, chronische innere Krankheiten hab' ich weniger vor Augen gehabt — man darf aber keinen Augenblick vergessen, daß es sehr langsam wirkt, und daß man ihm viel Zeit gestatten muß. Es regt alle Übel auf, und wohl mag es geschehen können, wie in Gräfenberg die Legende geht, daß man sich einen neuen Körper antrinken und anbaden kann.

Dawider freilich mag ich auch nichts einwenden, daß die Wissenschaft eine so plumpe Heilmethode lächelnd ansehen mag.

Mögen die Leser jene Hauptsache nur nicht vergessen, daß jenes Gräfenberger Wasser nämlich unschuldiges, alltägliches Bergwasser ist, ohne den geringsten Beisatz von Mineralien oder dergleichen, blasses Wasser, wie man es allerwärts finden kann, unverdorbene Gottesgabe, überall nachzuahmen, wohlfeil und anspruchslos.

---

10. Die Gebirgsnovelle.

Es war des Sonntags, und dem Tage zu Ehren guckte die Sonne mitunter durch die Regenwolken, daß ich Mut

gewann, mich aufzumachen und auf den Bergen und Wäldern herumzuklettern.

Tief im Bergforste hatte ich Weg und Steg verloren, und es war mir sehr erwünscht, in der grünen Einsamkeit einen Burschen daherschreiten zu sehen; dem Anscheine nach war's ein Bauer, der aus der Kirche kam. Die Sonne und das Wetter hatten sein Antlitz gebräunt und gefärbt, und als ich näher zusah, da dünkte es mich, er könnte höchstens dreißig Jahre alt sein, wenn auch die Hände, welche das Gesangbuch und den Stock hielten, dick, rauh, zerarbeitet aussahen. Ich begrüßte ihn, er dankte freundlich, nahm seinen harten Sonntagsfilz ab, und beschied mich mit guter Miene meines Weges. Unterdes holte er sein rotgeblümtes baumwollenes Sacktuch hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — das gab Anlaß, ihn zu fragen, warum er so rasch gegangen sei, und da er offen und treuherzig war, so erfuhr ich, ein Stück mit ihm schreitend, seine ganze Geschichte. Ich kann seinen Dialekt nicht wiederholen, aber doch etwa die Art seiner Darstellung.

„Schaun Sie," sagte er, „ich bin von dort drüben hinter dem Berge her, der nach der Hochschar zu liegt, und wie sie mich da sehen, da bin ich ganz und gar, nur eine Jacke und ein Hemde, ein Paar stramme Lederhosen und feste Stiefeln habe ich für die Werktage, aber ich habe frisch und rüstig sein müssen, um es soweit zu bringen, und weiter wird's wohl nicht möglich sein, ich hab's heute der Margaret gerade 'raus sagen müssen, 's ist ihr nahe gegangen und 's hat mir auch herzlich weh getan, aber 's ist nun einmal nicht anders auf der Welt." —

Ich fragte ihn nach Margareten. —

„Nu, junger Herr," sagte er, „das ist die Margaret bei Müller Vincenz, sie dient schon ins vierte Jahr dort und ist mein Schatz; aber du lieber Gott, ans Heiraten ist halt gar nicht zu denken, das hab' ich ihr heute sagen müssen,

der liebe Herrgott muß es doch nicht haben wollen — nehmen Sie mir's nur nicht übel, daß ich so flink schreite, wir haben zu lange miteinander geklagt, ich und Margaret, und wenn sie sich bei unserm Bauer um den Tisch setzen und 's fehlt einer, da ist's an allen Ecken nicht recht." —

Ich hatte nichts zu versäumen, ging mit ihm und ließ mir erzählen. Diese kleinsten Verhältnisse, diese unscheinbaren und doch unübersteiglichen Schwierigkeiten, diese Ergebung in den traurigsten Zustand hatte für mich etwas sehr Überraschendes. So niedergeschlagen, so durchdrungen von einer innern Atmosphäre der Armut hatte ich mir den Bauer nicht gedacht, der doch im steten unmittelbaren Verkehr mit der produzierenden Schöpfung, in der Kraft körperlicher Tüchtigkeit meines Erachtens mutiger sein müßte. Aber Sommer und Winter, Saat und Ernte, die regelmäßige Wiederkehr unabänderlicher Gesetze, gänzlicher Mangel jedes Ungewöhnlichen, ununterbrochenes Ringen um das Notdürftige drücken den Landmann unserer Tage nieder.

Andreas war der zweite Sohn seines Vaters, das kleine Haus und Gärtchen war an den Erstgeborenen gekommen, eine verlahmte Schwester mußte von diesem mit erhalten werden — „sie will doch auch alle Tage essen, und wenn zwei Jahre um sind, braucht sie einen neuen wollenen Kittel, er sitzt sich zu schanden, wenn man ihn auch nicht in der Arbeit abreißt; da mußt' ich mir denn einen Dienst suchen und mich wacker regen, um soweit zu kommen, wie ich bin, und — nun der Himmel mag mir's vergeben, mit der Marg'ret hab' ich mich freilich übereilt, daß ich sie zu meinem Schatze machte. Aber, junger Herr, Sie können mir's glauben, ich weiß selbst nicht, wie's gekommen ist, und als wir zum ersten Male miteinander gesprochen hatten, da dacht' ich: Na vielleicht schickt der Himmel ein paar gute Jahre, und der Bruder rafft sich ein wenig und gibt uns die kleine Bodenkammer mit ein, wo die Schwester schläft, und was

ich etwa sonst noch für Gedanken hatte, 's soll aber nicht sein: gestern nacht kam wieder ein Frost, und hat dem bißchen Ernte des Bruders den Rest gegeben, und jetzt hab' ich's der Marg'ret sagen müssen."

Ich brachte ihn darauf, wie er mit Marg'ret bekannt geworden sei, um ihn heiterer zu stimmen.

„Sehen Sie," sprach er, „'s war um Georgentag, wo die vornehmen Stadtleute in Freienwalde ihre Kinder zum erstenmal wieder barfuß gehen lassen, da kam ich Sonntags in die Kirche. 's Wetter war schöne, daß einem das Herz im Leibe lachte, alle alten Leute, die neben mir in die Kirche nach Freienwalde gingen, freuten sich über das Frühjahr, und sagten, das könnte eine gesegnete Ernte werden; die Schneedecke war den Winter durch warm gewesen für die Saaten, und geregnet hatte es in den letzten vierzehn Tagen auch, die Witterung hatte ihre gehörige Feuchtigkeit und 's schönste Gedeihen, der alte Vater Willer Christoph sagte, wir sollten's nur nicht besprechen und den lieben Gott schönstens bitten. So gingen wir hier durchs grüne Holz, 's war schier grüne, wenn auch noch nicht ganz, die Vögel waren schon alle wieder da, und munter und fleißig, und wie wir dort unten auf die Lehne kamen, wo man nunter sehen kann ins Städtel, da hörten wir die Glocken in die Kirche läuten; ich kann ihnen gar nicht sagen, wie fromm und hübsch mir zumute war, und sehen Sie, an demselbigen Morgen begegnete mir drunten bei den ersten Zäunen in Freienwalde Marg'ret, sie hatte auch ihren Sonntag just und ging in die Kirche, und sagte zu uns: ‚Gelobt sei Jesus Christ,' und wir sagten alle gar herzlich: ‚in Ewigkeit, Amen.' Der alte Willer Christoph aber meinte sachte zu mir: ‚Guck mal Andreas, das wär so a Madel!' Und von der Stunde an hab' ich sie nicht mehr vergessen können. ‚Na, sie würde Ihnen auch gefallen, wenn Sie sie sehen sollten, sie hat ein Paar kohlenschwarze Augen und ist schmuck, groß und rüstig.'"

Das ging nun so den ganzen Sommer durch, wir sahen uns alle vierzehn Tage in der Kirche — denn ich hatte mir's behalten, wann sie ihren Sonntag hätte, und am Michaelstage da faßt' ich mir ein Herz, und sprach sie an, als ich sie just alleine bei den Scheunen fand, und sie stand mir auch Rede, und wir fragten einander, wie wir hießen und wo wir her wären. Nu, so ging's halt weiter, zur Kirmes in Freienwalde, da macht' ich mir einen zeitigen Feierabend und ging 'nüber und ins Wirtshaus. Ich dachte, Marg'ret wird sich's wohl denken, und sie hatte sich's auch gedacht und stand unter den Mädeln im Winkel; ich zog sie zum Schießer auf, und wir waren den Abend seelenvergnügt. Sie hatte ihre Kuh schon besorgt und brauchte nicht vor Zehne heimzugehen. Um drei Viertel ging ich denn a Stück mit ihr, und da haben wir uns zum ersten Male beim Mondschein einen Schmatz gegeben, und ich hab's ihr gesagt, daß ich dächte, wenn noch so a gut Jahr käme, mein Bruder würde uns die Kammer geben — wie ich jenen Abend durchs Holz nach Hause gekommen bin mit dem lichten Mondscheine, das kann ich mein Lebtag nicht beschreiben. Als ich mich aber niederlegte, da hab' ich's auch der Marg'ret und dem lieben Herrgott schönstens gedankt, und Sie können mir's glauben, junger Herr, ich bin noch nicht so gottesfürchtig gewesen als damals, und des Morgens war ich immer der erste auf'm Zeuge. 's hat mir freilich nichts geholfen, na, ich muß denken, der Herrgott hat's nicht gewollt; aber wenn ich an die Marg'ret gedenke, die heute zu mir sagte: Andres, ich laß dich nicht, es mag gehen, wie's will — sehen Sie, lieber Herr, da kommt mir's Wasser aus den Augen, als wenn ich noch in die Schule ginge, und 's arbeitet in mir, als müßte ich sterben." —

Ach, wer doch aller Welt helfen könnte! sprach ich zu mir auf dem Heimwege, wenigstens den Liebespaaren, deren Glück so wohlfeil ist. Meine Kasse war zu spärlich, saß ich

doch selbst ausgestoßen, verlassen in diesem abgesonderten, äußersten Winkel deutscher Welt und wußte noch nicht, wo sich mir ein Loch des Zugangs wieder öffnen würde. Aber ich rechnete auf den alten Major, ich wollte ihn bereden, eine Sammlung zu sanktionieren für Andres und Margret. Mit diesen Gedanken kam ich auf die Blöße, welche hinabfällt zu unserer Wasserkolonie — eine tiefe Wehmut übermannte mich. Menschenjammer, Menschenfeindschaft, wo ist deine Wurzel zu finden, daß man sie ausreuten könne ganz und gar? Mein Leben und das Schicksal dieses Liebespaares waren eben wie diese Gegend, über welche dunkle Strichwolken zogen und trotzigen Regen warfen, aller Horizont war von himmelhohen Bergen verbannt, und wenn ich sie überfliegen könnte, wohin käme ich dann? Nach Mähren, nach Ungarn — verstohlen lief ein Sonnenstrahl in die einzige Lücke der Gegend hinein, nach Schlesien; ich setzte mich auf einen Feldstein und ließ mich beregnen und war voll Trauer —

Und hast du mich verlassen,
Welt, die ich so geliebt?
Doch will ich die Liebe nicht lassen,
Die mir nur Tränen gibt. —

Da läutete das Mittagsglöckchen in Gräfenberg — sollst mir eine Tröstung sein, du stärkender Ruf. Wir machen ja immer die Dinge außer uns zu dem, was eben in uns waltet — und heut ist ja auch Posttag in Freienwalde, vielleicht kommt endlich eine Nachricht aus der Welt. Es waren beinahe vier Wochen vergangen, und ich hatte nichts erfahren, als Lafayettes Tod, als ob die Freunde und die Zivilisation gestorben wären, so still war es für mich geworden.

Ja, ich fand einen Brief, aber darin für mich nur die traurige Nachricht, daß die bleiche Kerkersorge dicht an meinen Fersen sei, daß ich die größte Eile brauchte, ihr zu entrinnen. So blieb denn keine Zeit übrig für Andres und

Margret — armes Volk im Gebirge! Und wie reich ist die Armut, wenn sie Liebe im Herzen, ein so gewaltiges übermannendes Interesse hat! Aber die Armut dieser Leute beruht darin, daß sie keinen Mut zur Phantasie findet und elend verkümmert in beschränkter Verzagtheit.

Meiner schwarzäugigen Wirtin trug ich auf, sich nach den Liebesleuten umzusehen, ich würde ihr schreiben, und sie sollte mir dann vom Schulmeister einen Brief aufsetzen lassen über das, was sich zugetragen. Sie konnte es zwar nicht begreifen, wozu das alles, solch ein Interesse war ihr zu fein gewoben, sagte aber doch „ja“, und mit des nächsten Tages Frühe ward ich auf dem harten Wagen von dannen geschüttelt! Auf die eintönige Gräfenberger Ruhe folgte schneller Wechsel und Sturm; dies ahnend, fuhr ich traurig zwischen den Waldwänden der Berge, an den rauschenden Gebirgsbächen dahin, und es war mir ein ordentlicher Trost, daß sich nirgends ein Ausweg zeigte in offenes Land; hinter diesen Bergen, in den hölzernen Hütten unter diesen Leuten, welche das Wort Politik nicht kannten, war ich am sichersten.

Aber des Mittags öffneten sich Zugänge in die Ebene, der Bischofssitz Johannisberg winkte, und bald hatten wir ihn erreicht. Das Wort Johannisberg duftete wie eine Blume, und wenn's hier auch nicht das rheinische war, es hatte doch auch seine schönen Blätter. Am Abhange des Gebirges liegend, sieht es weit hinein in die lichte schlesische Ebene und ist still und behaglich wie jeder Sitz wohlgepflegter Geistlichkeit. Ebenso still und sanft lächelnd sieht das Schloß des Bischofs auf das Städtchen herab — ich denke mir stets in solcher Sommerresidenz eines hohen geistlichen Herrn große, hohe, mit Samttapeten ausgeschlagene Zimmer, wenig, aber eingeweihte, verständige, freundliche Bediente, in einer Ecke der Zimmerreihe wohnt der Prälat mit seiner liebenswerten, rötlichen Gesundheit, an der andern wohnt seine lustige Nichte, die auch sehr gesund ist und zufrieden

lebt mit Essen, Trinken, kleinen Spaziergängen und Fahrten und kleinen Scherzen. Im rottapezierten Gemache, das etwa in der Mitte liegt zwischen den Wohnungen, kommen sie zusammen zu heiterem Genusse der Gaben Gottes, der Aussicht, des Geflügels, der anmutigen Wallungen des Menschenherzens, der süßen Rebe und eines heiteren Verses. — Hoch liegt das Schloß, man sieht ins Land, doch niemand sieht ins Fenster. —

So verträumt' ich mir meine bedenkliche Position; ich wollte dem geistlichen Herrn das Schicksal von Andres und Margret empfehlen; aber er war nicht da; zur Cholerazeit hatte er sich in die reine Gebirgsluft hergeflüchtet; jetzt war er gar gestorben, der alte Herr. Das Bild wollte also gar nicht passen zu meinem romantischen Prälatentraume; — ich fuhr weiter, die bedenklichen Grenzämter kamen, wo einem politischen Schriftsteller das größte Unglück begegnen kann; ich stieg aus und suchte Feldspat. Bei solcher Gelegenheit sieht man recht ein, wie nützlich die naturhistorischen Studien sind. — Nach einer halben Stunde war mein Durst gestillt, und ich begegnete dem Wagen wieder.

Die besten Dinge in der Welt werden beiläufig gefunden — ich habe freilich in der Gegend von Patschkau nichts entdeckt als einen Ausweg.

---

11. Die Flucht durchs Gebirge.

Ich glaube, es heißt ein Roman so, den ich nicht kenne, aber ich glaube auch versichern zu dürfen, daß es sehr unbequem sein mag, einen Romanhelden vorzustellen, wenn er durchs Gebirge fliehen muß. Die Wege sind schlecht, an Poststationen fehlt's auch, und wenn einer ordentlich fliehen will, so muß er alle Taschen voll Geld haben. Freilich die Romantik gewinnt, was die Bequemlichkeit verliert, die Polizei ist im Gebirge niemals so gut als in der Ebene,

Telegraphen gibt's da auch nicht, und ungewöhnliche Wege fallen nicht auf. Das war alles recht gut, über die Invaliden in Patschkau war ich auch hinaus, aber der Gräfenberger Wagen stieß mir die Milz bis ins Herze, das Sattelpferd konnte das fremde Wasser nicht vertragen und stürzte von Kolik betroffen danieder, den Weg nach Frankenstein wußten wir auch nicht, und es ward dunkel — Volksmenge sammelte sich, und ich wäre so gern ohne Aufsehen durch die Welt geschlüpft, wir waren erst eine kleine Strecke über das Grenztor hinaus, die Invaliden konnten durch den Auflauf herbeigezogen werden und einen Passagier finden, welcher zur unrechten Zeit Feldspat gesucht hatte. Die Situation war einem Romane ganz angemessen, aber nicht meinen Wünschen. Ich sprang vom Wagen, versicherte meinem Gräfenberger, der, so weit von der Heimat, sich gottverlassen vorkam, ich würde das Pferd besprechen, er sollte mit einem tüchtigen Peitschenhiebe zu Hilfe eilen, wenn ich das Zeichen gäbe.

Während ich das Abraxaszeichen über den Unterleib des Pferdes machte, flüsterte ein Junge aus dem Haufen „die Invaliden kommen“ — dies kürzte meine Zeremonie ab, beschleunigte den Peitschenhieb, dieser fruchtete, ich sprang zum Kutscher hinauf, im Galopp ging's von dannen. Und Bewegung hilft solchem Tiere am sichersten; als der Mond heraufkam, trabten wir lustig fürbaß. Es war eine der schönsten Nächte, die über Schlesien geleuchtet haben mögen, der Weg, welchem wir wie alte Ritter auf gut Glück folgten, ging unter schlanken grünen Bäumen an einer Berglehne hin, Johanniswürmchen flogen wie kleine Sternenkinder in dem grünen Dunkel umher, wohin die Lichtstreifen des Mondes nicht drangen, und als wir an eine Blöße kamen, sahen wir dicht unter uns ein schlohweißes Kloster liegen, schön wie eine junge, blasse Nonne. Kloster Kamenz wird es genannt. Dahinter stieg schwarz das Hochgebirge auf, von weichen, fließenden Mondwölkchen umsäumt, und als sich wieder eine

dünne Laubholzung dazwischendrängte, da erhielt das Ganze einen blaugrünen Schimmer wie aus dem schönsten Geisterreiche einer Kindesphantasie.

Kein Mensch genießt aber solch eine Nacht aus Gottes Schoße besser als ein Flüchtling, welcher fortwährend auf dem Fuße langen Abschiednehmens von der Natur steht.

In diesem süßen Dämmer kam ich ans Tor von Frankenstein. Knarrend öffnete sich's der Gräfenberger ward hier entlassen mit neuen Aufträgen für Andres und Margret; diese Armen schienen mir jetzt die nächsten in der Welt. Auf neuem Wagen ging es weiter; glatte Chaussee führt über Reichenbach nach Schweidnitz. Dieser Frankensteiner Bezirk ist die üppige Weizenkammer Schlesiens. Das Getreide wogte auf den Feldern in strotzender Gesundheit, offen ist hier das Land, und das „hohe Mensen- und Eulengebirge“ schaut schweigsam wie ein wohlwollender Großvater hernieder.

Hier sieht man das schöne Widerspiel des Oderstrichs — in derselben Richtung wie jener Strom geht, ziehen sich weiter westlich die reizenden Gebirge von der ungarisch-mährischen Grenze bis an die sächsische hinab, und an der letzten Abdachung dieser Kette führte mein Weg hin während jener Nacht. Man kann hier auf den Gebirgskämmen über die mährischen Berge, den Jablunkapaß, die Karpathen hinabsteigen bis in die Ebenen der Moldau, wo die Schweine gedeihen, und auf der andern Seite über das Riesengebirge, den Iserkamm, die sächsischen Berge nach Thüringen hinein bis in die äußersten Höhenpunkte des Harzes und der Weserberge, von wo ein ungewöhnlich gutes Auge die nordischen Meere und die Möwen sieht. Wenigstens von Ungarn aus bis tief nach Sachsen hinein hängen die Gebirge hier zusammen wie eines Gottes spaltlose eherne Rüstung.

Süß meiner unsichern Freiheit genießend, schaukelte ich im weichen Wagen angesichts dieses langen, undurchdring-

lichen Leibes dahin — im Mondschein sah ich die langen, meilenlangen Dörfer am Fuß der Eule liegen, welche einst die Füße des Gymnasiasten ermüdet hatten. Da träumte jetzt mein Medardus von bescheidenen Erfüllungen — der Gute ahnte nicht, wie ich Sturmvogel mit meiner weiten Welt jetzt gefährdet an ihm vorübergerissen wurde, während er unbedroht schlummern konnte. Die Verhältnisse gleichen sich aus mit ihrem Reize. Die Kapitale dieser ungeheuren Dörfer ist Langenbielau, ein Ort so groß, daß verschiedene Dialekte darin gesprochen werden: diesseits des Baches, welcher ihn durchschneidet, sagt man, wenn die Fenster des Himmels geöffnet sind, „'s rehnt“, jenseits aber „'s rahnt“. Vielleicht gibt es überhaupt kein Ländchen in Deutschland, wo der Dialekt so tausendfach modifiziert ist, und wo man soviel Abwechslung, Dreistigkeit im Erfinden antrifft als Schlesien. Dabei ist doch die Sprachatmosphäre so gemeinschaftlich, daß sich alles versteht, ja daß man den Sinn solcher Worte, die im Augenblicke erfunden werden, alsbald begreift. Die neueste, unerwartetste, nie dagewesene Wendung eines Zustandes macht den Schlesier keinen Moment lang um den Ausdruck dafür verlegen, er improvisiert eiligst aus dem Kessel seiner Formationen eine ganz frische Gestalt, ein Wort, das niemand je vernommen, aber der andere Schlesier weiß auf der Stelle, was jener meint.

Die Gebirgsdialekte sind wie überall in den Bergen, wo Wasser und Boden hart sind, weich und vokalvoll, ja reichlich; aber in jedem Tale anders. Je näher dem eigentlichen Gebirge zu, desto tiefer ziehen sie die Vokale; so bezeichnet man den Dialekt von dieser Gegend mit folgendem Verse, in welchem man sich förmlich ausstreckt auf u, a und i:

Ich bin do uba har
Vo de lange Biele,
Wu die grußa Reska wachse
Mit de lange Stiele —

Reska sind nach einem vornehmeren Silesiasmus Reisken, eine wohlschmeckende Art Pilze, die geröstet oder aus denen Suppen gekocht werden. „Wir suppen Reisken," sagen sie, denn sie erfreuen sich dieses bequemen Verbums, das vielleicht zu empfehlen wäre, wenn es melodischer klänge.

A und la ist aber die herrschende Endung im Gebirge, die fast allen Substantiven und Adjektiven angehängt wird, und im Grunde jene alle zu Diminutiven macht — a Tippla und a Löffla (ein Töpfchen und ein Löffelchen). Die Rede klingt wie das Läuten der Kühe. Im übrigen Schlesien herrscht lediglich das Diminutiv auf el, das auf chen gilt für hochdeutsche Ziererei. Man sagt nicht ein Kännchen, sondern ein Kännel, nicht Hölzchen, sondern Hölzel, nicht Mädchen, sondern Mädel, und jeder Schlesier, er sei noch so weit und lang von der Heimat, ruft in der Eile mal: „Wart a bissel!"

Als ich hinter Schweidnitz war, ging die Sonne tönend auf, die Felder glitzerten im Morgentau, wie ein wohltuender Atemzug hob sich der Frühnebel von den Bergen, Lerchen stiegen in die Luft, Bauersleute zogen aus den Dörfern an die Arbeit, ach, die Welt ist mir niemals reicher und schöner entgegengetreten als auf dieser flüchtigen Reise. Freiburg lag vor mir, der letzte Grenzort der Ebene, von dort aus ging es tiefer in die Berge hinein. Ich nahm Abschied von der schlesischen Ebene, die man übersieht bis nach Breslau hin, in deren Mitte wie ein dunkles Schloß der Zobten liegt; die kleinen Hügel von Striegau, in deren Nähe Friedrich der Große die Schlacht von Hohenfriedberg geschlagen, brachten mir den letzten Gedanken aus diesem Strich Landes. Bald war der steile Berg überwunden, und ich fuhr dahin durch den klingenden Wald von Fürstenstein. Dieser Ort wird für einen der schönsten Punkte Schlesiens gehalten. Man begreift darunter eine alte Burg, eine tiefe Bergschlucht und ein neues Schloß. Und wahrlich, an einem sonnigen Juni=

morgen mag nicht leicht ein schönerer Platz gefunden werden. Das neue Schloß liegt auf den ersten Höhen, die an der Ebene aufsteigen, auf der einen Seite sieht man durch einen lichten Wald hinab in das blaue Land, die Aussicht ist erst da zu Ende, wo der Himmel auf die Erde fällt, um und neben uns prangt das stattliche weiße Schloß, vor uns öffnet sich der dunkelgrüne mit wildem Bach und rauschenden Bäumen sprechende Grund; zwischen Felsen und dichtbelaubten Bergen geht er tief, tief unten eine halbe Stunde weit bis zur alten Burg, deren braungelbe Mauern herüberblicken wie stiller Friede, süße Abgeschlossenheit eines alten Ehepaars. Die Bäume um die Burg sind niedriger, lichter grün gefärbt, ein einfaches Gebirgstal mit den Häusern von Salzbrunn öffnet sich dahinter und wird weit oben vom dunklen „Hochwalde" geschlossen. So gewinnt das Bild die wohltuende Einheit eines ganzen Lebens: hinter uns ins duftige unbestimmte Land hinab die Märchenphantasien der Jugend, um uns die stattliche Zuversicht des prangenden Jünglings, da unten im dichten Grün das abschüssige, gefährliche Leben des Mannes mit verschwiegenem Einsamkeitsreiz häuslicher Freude, mühsames Emporarbeiten bis zum bescheidenen Alter der stillen Burg, und zum Schluß des Lebens beschränkte aber wohltuende idyllische Aussicht auf ein Tal mit Dorf und Acker. Und der Hochwald schließt, eine große, unbewegliche Mauer, welche die Fragen der Ewigkeit verbirgt. Alle Nebel und Wetter lagern sich in Wahrheit um diesen Hochwald, und wenn der Bauer am frühen Tage vor das Haus tritt, so geht sein Auge nach dem Hochwalde, um Wetter und Zukunft zu erforschen.

Ach, es war an jenem Morgen des goldenen Juni, wo auch ich Abschied nahm von den Träumen schlesischer Jugend, von der Aussicht in schimmerndes, weites Land, ich genoß ein stärkendes Frühstück auf jenem Schloßplatze, wo ich so oft die schönen Kinder des Landes an Sonn- und Festtagen

gesehen und mir das Herz hatte bewegen lassen von Ahnung unendlichen Glückes, das Gedächtnis Goethes ging vor mir her mit der ernsten Mahnung, Wunsch und Streben zu beschränken, zu gestalten, sei's auch in die kleinsten Formen, und ich stieg hinab in den dunklen Grund. Durch dunkle Tannengassen führt der Weg, ein Stück über grüne, sammetne Wiesen, über schmale Brücken, an Felsenstiegen, man kann fehl gehen und in schlimme Lage geraten. Freilich wer einen Führer hat, für den ist der Weg nur romantisch und angenehm zwischen den starrenden oder rauschenden Bergwänden hin. Aber Jugend ist ungestüm und fragt und sucht nicht nach Führern.

Jeder Schlesier und Reisende, der irgend einen Vers machen kann, hat Fürstenstein besungen, ich bin einiger Ballen von dieser Poesie habhaft geworden und will sie hier mitteilen — warum nicht? Jedes Herz hat seine Reize. Zuerst singt ein Schulmeister — nun wohl, ich will die Mitteilung bis zum Schlusse aufschieben, aber die Angst kann ich meinen Lesern nicht ersparen.

Es macht kein Volk soviel Gedichte als wir, das ist recht schön; aber der Italiener, der auch viel unnütz reimt, hat doch die melodische Sprache für sich und für die Zuhörer.

Nichts soll schöner sein im Fürstensteiner Grunde als ein Gewitter; ein neugieriger Engländer hat das durchaus sehen und hören wollen und ist vom Blitz erschlagen worden. Gedichte und neugierige Engländer gibt jede romantische Partie in den Kauf wie der Fleischer ein paar Knochen.

Die alte Burg ist ganz erhalten, man kann dort Ritters spielen. Der Turnierplatz ist auch wirklich bei Lebzeiten der Königin Luise an einem schönen Sommertage zum Turnier gebraucht worden. Die alten Herren der Umgegend erzählen noch mit Entzücken davon, wie die Herren turniert hätten, wie die schöne Königin vom Balkon zugesehen und Preise verteilt habe. Das Andenken dieser poetischen Frau lebt noch

mannigfach im Gebirge; auch hier trägt noch ein reizender Punkt, von wo man eine überraschende Aussicht auf die Gegend hat, den Namen Luisenplatz.

Bei jenem Turniere oder bei einem ähnlichen in Potsdam hat auch der Fürst Pückler einen Preis errungen. Er war ein Mann des Glücks von Jugend auf, wenn ich mich auch in diesem Faktum irren sollte.

Von der alten Burg ist's nur ein Büchsenschuß bis zum Anfange Salzbrunns, wo die Kirche steht und der neugebaute Turm — dort besuchte ich meinen alten, wackern Pastor, bei dem ich so manche ländlich theologische Woche verlebt und über Supranaturalismus und Liturgie versprochen hatte. Er brachte noch wie damals seine Argumente gegen Wegscheider und Paulus zur Hand und war noch rüstig in seiner Terminologie wie ehedem, und wie ich ihm sagte, daß mich so und so viel andere Interessen bewegt hätten und bewegten, da drohte er mir lächelnd mit dem Finger und sagte: „Er war von je ein Weltkind, unser alter Freund.“ —

Wir gingen ins Feld hinaus, um unsere alten idyllischen Freuden wieder zu suchen; dies Pfarrhaus mit der rührigen Hausfrau und den aufblühenden Töchtern, mit dem Gemüsegarten und den nahen Bergen, manchen Sommer und Winter war es mir Vossens Grünau gewesen oder Goethens Sesenheim. Ach, wie öde war es geworden! Die rührige, freundliche Hausfrau war in die Hütten der Seligen gegangen, der rasche Sohn in ungewisse Weite, die Mädchen der Umgegend waren gestorben oder weit ins Land oder an gleichgültige Leute verheiratet, sogar von Turm und Kirche hatten sich Putz und einzelne Ziegel gelöst, nur der Pastor und die Berge waren die alten.

Ich nahm weinend Abschied, auch ich habe nirgends ein bleibend Quartier und konnte den weinenden Alten, der seine Gefährtin und seine Hoffnung verloren, nicht trösten. Als der Wagen mich schon ein Stück fortgeführt hatte, sah ich

noch einmal zurück — der alte Herr stand an einem grünen Felde, winkte mir noch einmal, nahm sein schwarzes Samtkäppchen ab, und deutete mit der Hand zum Himmel — der leichte Sommerwind kräuselte sein dünnes, weißes Haar.

Und doch glücklicher Alter in deinem patriarchalischen Glauben! — Wie gebrechlich erscheint man sich neben der festen Örtlichkeit dieser Erde; die Menschen waren gestorben; aber Bäume und Berge waren dieselben.

Der Wagen rasselte das endlose Dorf aufwärts, am Brunnen und den Brunnengästen vorüber. Schlesien ist reich an solchen Brunnenorten, die eine ländliche einfache Saison bieten, Heiratsinstitute, Erholungsorte von dem Alten mit dem Anfluge von Badeleben, der seit dem Untergange Polens sehr verloren hat. Die Dukaten der wilden Edelleute von dort, ihre breiten Viergespanne waren ein wichtiger Bestandteil schlesischer Saisons.

Vorüber, vorüber! Wie das Haus einer unglücklichen Liebschaft winkte die Apotheke vom Berge herunter, in welcher ich Anno 31 mit einem polnischen Offizier auf einem Zimmer gewohnt hatte, der verwundet von Warschau kam und mir den Krieg erzählte, dessen inneres Getriebe damals noch aller Welt unbekannt war. Nie werde ich jenen eintönigen Schmerz vergessen, der für das Vaterland beim Erwachen betete, den kein Sommerglanz der Erde einen Augenblick ablenken konnte von dem Gedächtnisse seiner Heimat, der für dasselbe betend zur Ruhe ging. Es war das langweilige Einerlei des Klostergeistlichen, aber so stark und so gewaltig, daß man das Wort Langeweile nicht zu denken wagte. — Armer Pole, hier an diesem Hügel hörtest du die Schlacht von Ostrolenka erzählen, in kühler Erde der Warschauer Schanzen modert jetzt dein Leib.

Vorüber.

Es war ein heißer Mittag, als ich in den Bergkessel von Landshut hinabfuhr — ein langgestreckter kleiner Gebirgs-

ort schlummert das Städtchen oben in den Bergen. Es ist ein wichtiger Paß durchs Hochgebirge in der Nähe, des großen Friedrichs Freund, General Fouqué, hat hier stationiert und gefochten, und zwischen Säbeln und Bärenmützen mit dem Könige über Humaniora korrespondiert.

Der Landshuter Berg, eine lange, gewaltige Anhöhe, über welche die Chaussee hinüber nach Schmiedeberg und ins Hirschberger Tal führt, in dies eigentlich allerheiligste Tal des Riesengebirges, war zu passieren. Ein schwarzes Gewitter lag über ihm und seinen dunklen Fichtenwäldern, der Einspänner keuchte, mein Kutscher, ein Landshuter Bürger und ich stiegen langsam nebenher — wieviel Melancholisches hat ein solch einsamer Gebirgsweg, er weckt dem Gedankenlosesten die Andacht. Könnt' ich's erzählen, was jenseits der Höhe, unter der berühmten großen Linde, die hier im Hochgebirge sich wie ein Edelmann Gottes ausnimmt, durch mein Herz strich von Gedanken und Weh über Gottes Ewigkeit und der Menschen kurzes — Hassen und Gebaren! Das kleine, klägliche Fuhrwerk, der erschöpfte, magere Ackerbürger, das ernste, schweigende Hochland, ich unter der Linde sitzender Flüchtling, der leise grollende Donner in der finstern Wolke, welche dicht neben mir am Berge hing — wieviel Gedanken könnte ein Maler mit solchem Bilde anregen. Und ist nicht Anregung das Liebesgeheimnis aller Kunst?

Bei Schmiedeberg, hinter welchem sich die Schneekoppe mit ihrem kahlen Scheitel aufrichtet, kommt man in das Hirschberger Tal, ein mit Hügeln besäter Strich Landes von fünf bis sechs Meilen, von der böhmischen Seite geschlossen durch das nackte Riesengebirge, von der andern begrenzt durch die Vorberge, welche es vom übrigen Schlesien trennen. An den Bleichplätzen, Fabrikhäusern und der langen Häuserreihe Schmiedebergs vorüber, das mit lockenden Landhäusern und bescheidenen Ackerbürgerhäuschen abwechselt und an die Station zwischen Padua und Venedig gemahnt, fliegt der

Wagen auf festem, glattem Boden durch eine Landschaft, die einem Park gleicht, dahin. Nur die ewige Mauer des Kamms, wie man das Hochgebirge nennt, steht dunkel und unverrückt, die andern, kleineren Berge wechseln wie in der magischen Leuchte, bald erscheinen sie hier, bald dort — die Sonne war untergegangen, schnell wird es Nacht in dieser Bergumschlossenheit, und von allen Bergen nah und fern flammten Feuer auf, es war Johannisabend, aus allen Orten scholl Jauchzen, ein leichter, weißer Nebel, wie ein Feenschleier, fiel von den Sternen auf das Hochgebirge, ich fuhr dahin wie in einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, Breslau bei Joseph Max und Kompanie.

Bis zum andern Morgen war es neblig geworden, die Gegend sah reich geheimnisvoll aus, als ich von Hirschberg die Meile hinaus nach Warmbrunn fuhr, bald trat ein dunkler Berg aus der Ferne vor, bald schlug er wieder den grauen Mantel um sich; die Vögel sangen, der Weg war belebt — ein Bischof im blitzenden Ornate brauste mit vier Pferden vorüber, es war die Zeit der Firmelung, ein junger Graf Schafgotsch, dessen Familie dieses zauberhafte Tal gehört, folgte in leichtem Kabriolett.

Es war eine melancholische Andacht, in welcher ich bald darauf vor jenem Kaffeehause Warmbrunns saß, welches im Angesichte der Hochgebirge liegt; es wurden mir Waffeln gebacken, und ich starrte nach den fliegenden Nebeln, welche um die hohen Berge flatterten. Das Gebirg kokettierte wie eine Schöne mit ihrem Schleier — nur der Vorgrund mit dem grün und weißen Kynast und der Annakapelle lockte ohne Verhüllung — ach, ich durfte nicht bleiben! Zwei lederne Badegäste hatten sich in meine Nähe niedergelassen und sprachen über die deutsche Literatur. Seit Theodor Körner, meinten sie, sei es vorbei damit, und nun kamen sie auf die Politik der jetzigen Literatur, und berührten schwierige Saiten. — „Ich kenne ihn,“ sagte der eine, dessen gelbgeblümte Weste

mir unvergeßlich ist, „und ich werde das meinige tun, wenn er mir vorkömmt; er soll in Schlesien sein.“ —

Ach, es war mir recht, daß es von Herzen regnete, als ich in die Berge des Iserkamms hineinfuhr, wir hielten zu Mittage an einer einsamen Heideschenke, die war so abgelegen und verborgen, daß ich wohl hätte dableiben mögen. Ich suchte mir die Eier auf dem Heuboden und fabrizierte mir selbst einen Kuchen — die Leute waren im Holze, nur ein schneeweißer Großvater und ein kleiner Bube, der noch nicht mitlaufen konnte, waren daheim.

Durch triefende Tannenwälder, bergab ging es mit dem rüstigen Regen weiter — ich kam nach Böhmen, und in stockfinsterer Nacht hielt der Wagen erst. —

Wo sind wir?

Das ist Schloß Friedland.

Unglücklicher Wallenstein, dein Gedächtnis war nicht aufmunternd. Es war gegen alles Erwarten ein trefflicher Gasthof da, und die Stille des Berges und der Nacht tat mir wohl — das Städtchen liegt unten am Flusse.

Der andere Morgen war trüb, aber es regnete nicht mehr; die Natur hatte jene Stimmung des Menschen, welcher alle Tränen verweint hat und dumpf hinwartet, was aus seinem Schmerze sich gestalten werde.

So ging ich auch in des Friedländers Schlosse umher und blieb in dem Eckzimmer sitzen, das sein Lieblingsaufenthalt gewesen ist, sah hinaus auf die Bergheide und versetzte mich in seine Gedanken. — Er soll unschuldig gemordet sein, hat man neuerdings bewiesen — gleichviel; Gallas, ein General des Hofes, war am förderlichsten zu seinem Sturze und hat dafür einen großen Teil der friedländischen Besitzungen erhalten, unter andern auch dies stattliche, feste Schloß; der Himmel ist aber mit seiner männlichen Nachkommenschaft nicht freigebig gewesen, sie ist eingegangen, die letzte Gallas hat einen Clam geheiratet, und

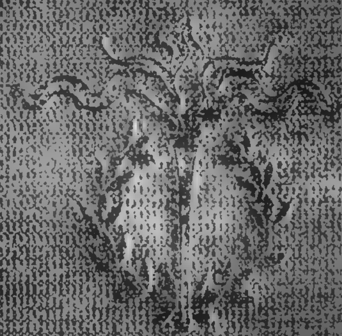
so gehören die Güter jetzt der reichen böhmischen Familie Clam-Gallas.

Es existiert auf Schloß Friedland ein modernes Bild der Thekla, das den Freunden der Schillerschen Tragödie zulieb gemacht ist, und das sich sehr kurios neben den andern würdigen Familienbildern ausnimmt.

Waldstein — so ist der eigentliche Name — kann für all' die Dinge nicht.

Mein Klepper zog mich weiter durch grünen, nassen Wald, und so passierte ich endlich die grün und weiße Säule Sachsens und sah Zittau vor mir liegen. Die Sonne brach durch die Wolken, und es ward mir der behaglichste Eindruck, als ich in dies reinliche, freundliche und hübsche Städtchen einfuhr. Hier willst du Hütten bauen, dacht' ich, die Berge, welche das Städtchen umlagern, schützen dich vor der Welt, Herr Schöps, mit Erlaubnis zu sagen, der Buchhändler, hat Bücher, die Sachsen sind höflich — das Glück ist aufgegeben, vielleicht findest du aber Ruhe hier; es lebe Zittau, das Asyl!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Siebenter Band.

Liebesbriefe. — Die Schauspielerin.



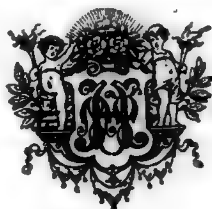
Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Liebesbriefe.
Die Schauspielerin.

Zwei Novellen

von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die gedämpfte Tonart der Resignation, in die das „Junge Europa“ mit seinem dritten Teil ausgeklungen war, sollte mehr sein als ein musikalischer Notbehelf, die Schlußtendenz der „Bürger“ mehr als ein Notdach des schon aufgeführten Gebäudes nach den einmal nicht zu umgehenden baupolizeilichen Vorschriften. Diese immerhin überraschende, wenn auch vorbereitete Wendung sollte eine neue Phase organischer Entwicklung bedeuten, die Laube nach dem allgemeinen Zusammenbruch von 1835 mit Bewußtsein kultivierte. Sie wird durch drei Novellen bezeichnet: „Liebesbriefe“, „Die Schauspielerin“ und „Glück“. Die erste war bereits im Jahre 1833 zu Leipzig begonnen worden und daher noch im Geiste der „Poeten“ erdacht, in einer Frühlingslaune komponiert; die Frage nach dem Verhältnis der Geschlechter, die der Saint Simonismus in dem Verfasser des „Jungen Europa“ aufgeregt hatte, sollte hier abermals, und in einer sonnigheiteren Symphonie variiert werden. Das Manuskript blieb aber liegen; jene Reisen kamen dazwischen, denen die „Reisenovellen“ entsprangen. Auch die heitere Stimmung, aus der der Plan geflossen war, wandelte sich. „Ich hatte zudem von mehreren Seiten gehört, man mißverstände diese Dinge von reicher Liebe, man verwechselte diese träumerischen Spekulationen mit dem ordinären, besonnenen Leben, was seine Grenzen und Zäune für einzelne braucht, um alle zu sichern, das befremdete, bestürzte mich“, gestand Laube in der Vorrede zu diesem 1835 erschienenen Büchlein.

Erst als er 1834 in Berlin weilte, fiel ihm das Manuskript wieder in die Hände; auch in seinem Leben war aus dem Frühling unterdes ein sehr heißer Sommer geworden, und er beschloß nun, „auf jene kecken Grundmauern der Liebesbriefe ein nördlicheres, wenn auch leichtes Säulengebäude zu setzen, was die Aus- und Durchsicht nach allen Seiten behalten, aber kein schutzloser und verlockender Freudentempel werden sollte.“ Und diese Vorsicht tat not, denn er entwarf diese Fortsetzung der „Liebesbriefe“ im Gefängnis, auf chiffrierten Bogen des Papiers, das ihm der Polizeirat Duncker gnädig zugestanden hatte. Als Laube am 8. April 1835, eben aus der so strengen Untersuchungshaft entlassen, dem Fürsten Pückler die Widmung dieser Novelle antrug, skizzierte er ihm den Inhalt folgendermaßen: „Die Novelle wird vom Liebhaber in Briefen an seine Geliebte geschrieben: sie haben sich gegenseitig das Versprechen gegeben, einander nicht treu zu bleiben, weil sie Treue im alltäglichen Sinne des Wortes für eine Armut, ja unter gewissen Bedingungen für ein Übel, für ein Laster hielten. Der Geliebte wird indes von seiner Dame düpiert, und die Sache endet polizeilich straflos; das Ganze wird mehr Spiel und Anregung als Dogma, und die Atmosphäre der Novelle bleibt durchweg hell und sonnig.“

Die Resignation in bezug auf die Art der zu behandelnden Probleme kam der Form zugute, der nun die Hauptsorgfalt zugewandt wurde, und nach dieser Richtung bedeuteten diese Resignationsnovellen Laubes immerhin einen Fortschritt. Wich die leidenschaftliche Anteilnahme am Stoffe notgedrungen zurück, so trat an ihre Stelle die Lust an der rein künstlerischen, plastischen Gestaltung, und Laube traf in der Tat das Richtige, wenn er diese Verlegenheitswandlung seines eigenen Schaffens auf ein allgemeines Bedürfnis zurückführte. Seine nächste Novelle „Die Schauspielerin“, in der er alle ernsteren Probleme „tief unter der Oberfläche“ ruhen ließ, wie in den „Liebesbriefen“ alles nur „mit halben Farben, dünnen, sich verlierenden Strichen“ hinwarf, widmete Laube dem Gatten Rahels, Varnhagen von Ense, dessen Bekanntschaft und „Goethesche Anschauungsweise“ auf die Wendung seines künstlerischen

Empfindens die entscheidende Wirkung ausgeübt hatten, und in dieser Widmung spricht er sich über die neue Phase aus, in die seine eigene Produktion und überhaupt die moderne Belletristik zu treten habe.

Auch in den „Liebesbriefen“ hatte es zum Eingang, als noch der Geist des „Jungen Europa“ in dem Verfasser lebendig war, geheißen: „Die Unterdrückung, Verdammnis jeder Art von Leidenschaft ist mein Vorwurf gegen das Christentum und die Art Romantik, welche nur mit ihm buhlt — die gewaltigsten Kräfte, die unmittelbar göttlichen ruhen in den Leidenschaften — man soll sie zur Schönheit zügeln, aber nicht unterdrücken.“ Nunmehr in der „Schauspielerin“, in der Laube „alte Gestalten früherer, bewegterer Tage“, zweifellos ein leidenschaftliches Erlebnis seiner Breslauer Epoche künstlerisch abtat, versuchte auch er die Zügelung der Leidenschaft zur Schönheit und brachte ein wohlkomponiertes sauberes Pastellbildchen hervor, dem aber mit der Glut der Farben auch aller Reiz des Ursprünglichen verloren ging. Auf den Stil hat Laube offenbar Sorgfalt gelegt; er gefällt sich in oft geschickten Wortbildungen, und treffende Ausdrücke gelingen ihm. Die Novelle erschien im März 1836; Laube hatte sie in der ersten Augustwoche 1835 geschrieben und für einen „Almanach der Schönheit“ bestimmt, dessen Herausgabe er damals plante, aber nicht durchsetzen konnte; er sollte eine Reihe von Kupfern weiblicher Schönheiten enthalten, die bei der schreckhaften Ratlosigkeit, der in jenem Herbst 1835 das allgemeine Urteil verfallen war, gewiß keine Gnade vor den Augen eines Zensors auch der liberaleren Bundesstaaten oder gar des Oberzensurkollegiums in Berlin gefunden hätten.

Wer auf Grund der gleichzeitigen Briefe und aller der Urkunden, die der Biograph benutzen muß, die Richtlinien der Laubeschen Entwicklung verfolgt und zugleich seinen späteren Lebensweg vor Augen hat, empfindet wohl die energische Biegung, die mit diesen Novellen in Laubes Schaffen einsetzt, aber keinerlei plötzlichen Bruch oder gar eine übereilte Umkehr. Anders mußten diese Arbeiten auf die Zeitgenossen wirken, denen die Denkweise ihres Verfassers

nur aus den fertigen Resultaten ersichtlich sein konnte. Man erkannte die saubere Grazie der Darstellung allgemein bereitwillig an; aber diejenigen, die sich bisher eines Geistes mit dem Verfasser der „Poeten“ zu wissen glaubten, mußten naturgemäß dieses besonnene Ausbiegen auf einer im Anfang himmelstürmenden Bahn als ein bedauerliches Ermatten, fast als eine Treulosigkeit, mindestens aber als eine Hingabe an das Unbedeutende empfinden, wobei Laubes mehrfache Erklärungen über seine Trennung von dem geächteten „Jungen Deutschland“ als erschwerende Umstände hinzutraten.

Houben.

Liebesbriefe.

Sr. Durchlaucht dem Fürsten Pückler-Muskau, königlich preußischer Generalmajor.

Ew. Durchlaucht wird es nicht befremdet haben, daß es just Liebesbriefe waren, um deren Dedikation willen ich Ihnen nach Algier schrieb. Es hat mir immer geschienen, als stünden Ew. Durchlaucht stets wie ein Liebhaber der Welt gegenüber, der jede Gelegenheit mit Freuden ergreift, wo er dieser Geliebten ein Billetdoux schreiben kann. Und es ist so gut, die Welt zu lieben, denn sie ist eben die Welt, ein launisches Frauenzimmer. Und ich glaub' es zu wissen, daß Sie das kecke Goethesche Wort auch immer mit innigem Vergnügen gelesen haben:

„Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?"

Ew. Durchlaucht Freund, oder Vertrauter oder Expedient, oder was er sonst sein mag, kurz der „Verstorbene", der „Tuttifruttist" hat sich immer so wahr und natürlich geäußert, er hat die moderne Welt für mehr als eine bloß faktische und zufällige angenommen, er hat ihre Gelüste, Sympathien, ihre Neigungen und Richtungen nicht ohne weiteres verdammt, sondern der Prüfung anempfohlen, kurz er hat sich keiner Art geselliger Spekulation abhold gezeigt.

Diese Liebesbriefe enthalten zwar keine Spekulation, aber sie enthalten vielleicht die Anregung dazu; wie ich denn überhaupt glaube, daß dem Roman und der Novelle nicht viel mehr zukommt. Das Kunstwerk hat nicht den Katechismus, das Dogma zu ersetzen, und man tut namentlich meinen Schriften, die sich in ästhetischen Formen bewegen, unrecht, wenn man sie für mehr als Anregungen zur Spekulation erachtet.

Es handelt sich übrigens hierbei auf keine Weise um Politik, was ich der flüchtigen Leser wegen hiermit sogleich

bevorworte, solche Bücher haben vielleicht erst nach hundert Jahren etwas mit dieser schlimmen Dame zu schaffen, es handelt sich, wie der Titel sagt, um Liebe und nichts als Liebe; der Titel ist kein trügerisches Aushängeschild, er bezeichnet das Herz des Buches.

„Es war im schönen Monat Mai, als alle Blüten sprangen," der bunte Reichelsche Garten zu Leipzig, in welchem ich damals wohnte, bedeckte sich mit Knospen und Grün, der Himmel fiel warm und mild auf die Erde, die bescheidene Pleiße öffnete unter meinen Fenstern ihre feuchten Augen, um in die junge fröhliche Sonne zu blicken, die Mädchen liefen mit fliegenden Bändern und zurückgeschlagenen Tüchern über die Brücken, die ersten kühnen Frühlingsvögel flogen neugierig von Baum zu Baum und zwitscherten einander ihre Verwunderung und Freude zu, daß es wieder grün und warm werde in der Welt, ein munterer Fink setzte sich nicht weit von meinem Fenster auf einen schwanken Ast und trompetete mit seiner gesunden Eintönigkeit den Frühling in die Welt. Seine Weibchen und die Spatzen kamen neugierig herzugeflogen, und piepten zwischen die Fanfaren des kühnen Finkhahns ein lustiges „pink, pink," das heißt: Ja, ja, der Frühling und die Liebe sind wiederkommen!

Ich strich mir damals die Sorgen von der Stirn, ich wunderte mich, daß man die wirkliche, echte Welt so lange über der gemachten habe vergessen können, daß man sich so blind und einseitig in Kampf und Wirren herumbewegen möge, während der ewige Geist der Lüfte und Blüten immer Versöhnung und Freude säusle. Das lange Buch des Monsieur Thiers ward in den Winkel geworfen, die Erinnerungen und Träume meines Herzens, die nur mit Blumen und Küssen bewaffnet sind, sprangen auf wie alte, vergessene Zauberschlösser und führten ihre Bilder mitten hinein in die weiche Luft, in die grünen Zweige, unter die jubelnden Vögel — die Welt und der Mensch sind ewig, weil die

alten Feen und Zauberer in unsern Herzen nicht sterben, weil die Liebe ewig ist, und kein Krieg, keine Feindschaft, kein Haß sie töten kann. Und der Frühling ist der beste Unsterblichkeitsbeweis, weil er der beste Beweis der Liebe ist und nie ausbleibt. Die Menschen dürfen sich erst hassen, wenn einmal die neuen Knospen und der Finkhahn nicht wiederkommen.

Ich fing damals diese Liebesbriefe an; es sehnte sich mein Herz nach Herzen, wenn ich Blanka küßte, so meinte ich die blanke, blühende Seele der Welt, ich wäre am liebsten in den Frühling hineingesprungen wie in einen tiefen, göttlichen See voll Sonne, Duft und Gesang. Aber der Mensch ist leider nur etwas und schafft nur etwas in und durch Beschränkung. Die Grenze gebiert die Schönheit, ich mußte die Welt irgendwie zu fassen suchen, wenn ich meine Liebe nicht spurlos verflüchtigen wollte. Mein Auge haftete auf den schönen Mädchen, mit den losen, wallenden Bändern; man sagt sich so gern in der Jugend solche Zaubersprüchlein vor, wie zum Beispiel:

Ja, das frische, neue Blatt
Und die Knospe rosenrot,
Und der Vogel, risch und laut,
Und die Luft vom Himmel selbst,
Und das Weben und der Drang,
Was wir Frühling nennen,
Das erscheint nicht bloß im März,
Alle Zeit gedeiht es:
Ew'ger Frühling ist das Weib,
Ist das rosenrote Weib,
Ist das dralle Mädchen.

Die jungen, schönen Mädchen, welche vorüberhüpften, sie bewegten, beschäftigten mich auf mancherlei Weise. Es gibt nichts in der Natur, was so gesund, heiter, klar und schön wäre, als ein Mädchen, das noch ursprünglich ist, noch keine Sentimente auswendig gelernt hat. Und nach der Freude über diese Gestalten des Glücks überkam mich ein

tiefes Mitleid, als ich zwei, drei, zehn, zwanzig Jahre fortlebte mit diesen Frühlingskindern. Sie werden verheiratet sein, wenn das Glück gut ist, oder alte Jungfern, wenn sie kein Geld haben oder zu dilikat wählen. Lohnt das wohl der Mühe, so hübsch, so reizend anzufangen, um so ordinär und freudlos zu enden. Wie arm haben sich die Menschen ihre Welt gemacht, und sie sind stolz darauf, und schelten den, welcher auf größere Reichtümer denkt. O, ihr armen Mädchen! Ich sehe solch ein schwarzäugig Kind mit aufgehender heißer Lippe auf dem Balle, ein gewandter, frisierter, schwarzer Herr ist der beste Tänzer, er schwingt sie, er hebt sie, er tanzt ihr so recht nach Arm und Taille, er ist ein scharmanter Herr, und wie bequem weiß er zu sprechen. Die Liebe ist jung, die Liebe ist heiß, am andern Tage erstürmt sie die Verlobung. Aber die Leute tanzen nicht alle Tage, eh' die Hochzeit kommt, findet sich manches ein, was gar nicht passen will zu den Ballvorzügen — mein Gott, wir sind keine fehlerlosen Engel, das lebt sich ein, das lebt sich zusammen, vermeide um's Himmels willen den Eklat, eine Verlobung rückgängig zu machen, die Karten stecken an allen Spiegeln — morgen ist Hochzeit. Es ist wahr: die Leute nehmen sich gut aus nebeneinander, es trifft nicht immer so, und man kann wirklich in der Folge nicht begreifen, warum das Mädchen so blaß wird, so salopp, so alt! Um die Kleinigkeiten härmt sie sich! Sie sollen nicht füreinander passen, weil sie verschiedene Ansichten haben vom Leben, von der Liebe, von der Orthographie! Possen! So ist die Welt nicht eingerichtet, daß man sich um so unbedeutende Antipathien kümmern darf; lieber Gott, das trifft vielleicht beim tausendsten Paare mal zu, daß sie sich völlig glücklich machen, und nicht mit der Zeit einige Veränderung wünschten. Nichts ist vollkommen in der Welt.

Ach, es wissen's nicht alle Leute, daß die kleinen, täglich erneuten Wunden am schmerzhaftesten töten.

Und die armen Kinder, die keine Liebe finden — ach, Gott ist so gut und lieb, es sind deren sehr, sehr wenige, denen sich nie ein Herz zuwendete, sei's auch ein kleines, sei's auch nur auf kurze, kurze Zeit. Auch das kleinste Herz ist ein Himmel, und es ist doch ein Sonnenstrahl fürs ganze Leben, einmal den Himmel offen gesehen zu haben. Aber deren, die keinen Mann finden, sind viele, gar zuviele. Früher verbargen sie sich in den Klöstern, jetzt werden sie alte Jungfern, ein Orden, welcher die Kartäuserregel umgekehrt hat, ein Orden, der keinem Mitgliede gefällt, so sehr man auch das Gegenteil versichern hört.

Die alte Jungfer ist der eigentliche Stoff unserer modernen Tragödie; diesen Wink mögen unsere Dilettanten benutzen. Solch' ein armes Weib duldet notwendig für unsere Sitte und Zivilisation — unsere Poeten sind nur eben zu wenig aufmerksam auf die tausend kleinen Nadelstiche großen Unglücks, sonst würden sie Juden, alte Jungfern, Bucklige, Leute mit brandroten Haaren größerer und schönerer Trauer würdigen. Goethe hat, wie immer, dies echte, tragische Element wohl herausgefunden, und die „natürliche Tochter" geschrieben.

Aber das allgemeine Übereinkommen, die jedesmalige Blüte des menschlichen Geistes bildet die Sitte, die Seele der Gesellschaft — soll man Unsitte predigen, weil vielleicht die alte Blüte gewelkt ist und ihre Früchte gebracht hat, weil die neue Knospe noch nicht vom reifenden Sonnenstrahl befruchtet, noch nicht an den Tag gedrungen ist?

Darin liegt das Verkennen poetischer Spekulationen: Poesie predigt nicht, sie weckt. Und mit der Wunde bringt sie den Balsam. Tragt einander mit Liebe, wenn ihr noch nicht alle einander die Liebe erklären dürft. Das Herz kann alle Zustände antizipieren, welche die Geschichte noch nicht dulden darf, um nicht Verwirrung und Unheil zu erzeugen.

Es hat in Berlin eine Frau gelebt und Briefe geschrieben, eine gewaltige Frau, welche von allen gelesen,

studiert werden sollte, die sich unsers sittlichen und geselligen Zustandes bewußt werden wollen, oder mit andern, gewöhnlich mißbrauchten Worten: von allen, die auf Bildung Anspruch machen. Ew. Durchlaucht wissen wohl, wen ich meine, Sie haben diese moderne Kornelia, die auf das nur stolz war, was dem echten, eigenen Herzen und Wesen entsprang, Sie haben sie oft gesehen in jenem lichten Hause der Mauerstraße, wo sie waltete und sprach, wo sie die Freunde mit immer gleicher Liebe, mit Unterordnung aller eigenen Interessen empfing, jedem Menschen, auch dem unbedeutenden, auch dem unangenehmen zugänglich, bereitwillig. Ich meine Rahel, die wahrhaftige, welche bei allen äußeren und inneren Stürmen sich frei erhielt von dem verhüllenden Firnis, den Herkommen, Gewohnheit über das Herz und den Geist der Menschen breiten. Wenn an jemand appelliert werden kann bei Besprechung menschlicher Zustände, bei Untersuchung über echte, gesittete Existenzen, so ist dies Rahel. Wir haben kein so offenherziges Buch in unserer Literatur als ihre Briefe, wenigstens keins, wo soviel Geist und Spekulation der Offenherzigkeit zu Hilfe gekommen wäre. Jeder Mensch, auch der unbedeutendste, ist reich und originell, wenn er nur offen und wahr ist. Aber ich glaube, unter hunderttausenden ist immer kaum ein ganz wahrer, offener zu finden — das heißt: nicht einmal wahr gegen sich selbst. Die Wahrheit verlernt sich wie die Schönheit. Jene Erscheinung kommt wohl zum Teil daher, weil wir noch auf einer Stufe der Kultur stehen, wo die verschiedenartigsten Individuen nach allgemeinen Prinzipien erzogen werden müssen, das Individuum muß untergehn in der Allgemeinheit. So wird oft das Fremdartigste zusammengekittet, und die meisten Menschen sind gedankenlose Summen unserer zeitigen Kulturrechnung, die unterscheidenden Physiognomien gehen verloren, und die Leute lügen stündlich gegen ihr eigenes, ursprüngliches Herz, ohne es zu wissen. Das stellt sich nicht deutlicher heraus, als bei

einem lebhaft strömenden Zeitgeiste, wie er unsere Tage bewegt, und wo die Einseitigkeit zur Erreichung des nächsten Ziels für eine Tugend gelten muß. Die innerlich reichsten Menschen werden da Produkte des herrschenden Gedankens und verlieren ihre eigentliche Wesenheit.

Rahel hat sich ihr eigenstes, privates Leben nach allen Richtungen ganz bewahrt, und ihr Leben und somit ihr Buch, denn es ist ein Tagebuch, kommt mir immer vor wie ein fortwährender Kampf um die ursprüngliche, wahre Existenz. Insofern ist es unser neuestes wirklichstes Epos. „Nur die Galeerensklaven kennen sich,“ ruft sie öfters aus im peinigenden Schmerze über die durchgehende Lüge der Menschen.

Darum ist sie auch die seltene Erscheinung eines ganzen Menschen — wir sind meist nur Stücke, einzeln ausgebildete Stücke eines großen Torso — und sie hat darum für unsere ganze moderne Menschheit gelitten, ist unter Lüge und Ennui ein Märtyrer geworden.

Und dieses echte Weib stimmt an vielen, vielen Stellen in diesen Hauptgedanken ein, daß die reiche, schöne Liebe der Menschen, dies Dokument unserer Gottverwandtschaft, noch nicht genügenden Raum gefunden habe unter uns. Ich zitiere nur eine Sonntagsstelle von allen übrigen:

„Es mag mit oder ohne Bedacht geschehen sein, es ist von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meister, die lieben, Marianne, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es ist noch keine Anstalt für solche da.“

Wenn man an schönen Frühlingstagen über die Straße schweift und sieht die Schleier wehen, hier einen, dort einen, und jenseits wieder einen, und die jungen Augen leuchten hier sanft und dort kühn, und es befängt hier der Ernst mit seinem Zauber und dort der Mutwille mit seinem Reize — ist nicht dann der Gedanke betrübend, lähmend: wähle zwischen dem Ernst und dem Mutwillen, wählen mußt du, und nach der Wahl bist du fertig mit der reichen Welt, die Hoffnung, das

Reich der möglichen Gestalten und Bilder, mußt du verschütten, deine purpur- und goldengeflügelte Phantasie einordnen in die kleinen schmalen Räume des abgemachten Besitzes.

Einem törichten, jungen Menschen, wie ich es manchmal bin, kann in einer exaltierten Stimmung dies trauriger vorkommen als großes Liebesweh. Solch ein Don Quichotte der Poesie kann Tränen vergießen, wenn er an einem Leipziger Meßsonntage am Rosentaler Tore steht und die Fluten von junger, beweglicher Welt murmelnd und lockend an ihm vorüberspielen.

Alle diese übertriebenen Gedanken von Liebesreichtum und dergleichen waren es aber, die mich an jenem Frühlingsmorgen bestürmten, Liebesbriefe zu schreiben, und ich muß es gestehen: die Prospektive, welche die folgende kleine Novelle damals hatte, war nicht sehr passend zu den kuranten Begriffen über Liebesverhältnisse.

Allein es begab sich folgendes: Reisen und Geschäfte unterbrachen die Frühlingsnovelle, es ward wieder grün und bunt auf der Erde, und das Manuskript war nicht gewachsen, lag vergessen unter noch jüngeren, historischen Tragödien, deren Helden in meinem Herzen gestorben waren. Ich hatte zudem von mehreren Seiten gehört, man mißverstände diese kühnen Dinge von reicher Liebe, man verwechselte diese träumerischen Spekulationen mit dem ordinären, besonnenen Leben, was seine Grenzen und Zäune für einzelne braucht, um alle zu sichern, das befremdete, bestürzte mich. Auf dem Libanon lebt eine Lady Stanhope einsam und abgesondert von der Welt, beschaut die Sterne, raucht wohlriechenden Tabak, erwartet einen neuen Messias und erzieht zwei schöne Pferde, eins für sich und das andere für den Messias. Wenn er kommt, so wird sie mit ihm nach Jerusalem reiten und einen zweisitzigen Thron errichten für das neue arabische Reich. Diese englische Dame wartet schon lange, hat bereits ihr Vermögen zugesetzt mit der messianischen Erwartung, wird bald Schulden machen auf das neue Reich, wenn es

jemand als eine sichere Hypothek ansehen sollte, und Ew. Durchlaucht könnten ihr leicht auf Ihren orientalischen Reisen einen Besuch abstatten wie Lamartin. Diese Geschichte ist aus des französischen Dichters Reisen in die Zeitungen übergegangen, es lesen sie alle Leute, die schwärmerischen und die nüchternen, aber ich glaube nicht, daß sie der neuen Religion viel Anhänger gewinnen werde, so lockend auch der schöne Tabak dampft und die arabischen Pferde prusten.

Wenn mir der Don Quichotte der Liebe nicht zugestanden wird, so betrachte man jenen Träumer in Reichels Garten wie einen fabelhaften Libanonritter, einen Lord Stanhope, der in Wolken sich wiegt und beim ersten heftigen Windstoße leicht auf die Nase fallen kann.

Ist dies Bekenntnis nicht Sühnopfers genug für alte Träume?

Kurz, als ich in Berlin auf der Behrenstraße in eine hübsche Wohnung mit weiß- und dunkelroten Gardinen eingezogen war, fielen mir beim Auspacken die angefangenen Liebesbriefe wieder in die Hände. Das feine Papier war gelb geworden, die kecke, schwarze Tinte war verblichen, sie gemahnten mich wie ein verfallener, üppiger Palast der Mauren in Südspanien, über dessen Trümmer Geißblatt und Efeu und schmarotzende Schlingpflanzen spottend hinaufgewachsen waren. Die Zeiten waren ernst, der Sommer war heiß, sehr heiß geworden; in den breiten, schattenlosen Straßen lag die Sonne wie ein beschwerliches Feuer; vom fernen Hallischen Tore kam der Staub hergewirbelt durch die starre, ewige Friedrichsstraße, einzelne Leute keuchten gedrückt an den Häusern hin, die meisten Fenster waren mit trauriger roher Leinwand verschlossen, nicht mehr die Freude und Erwartung einer spendenden Natur, sondern die Besorgnis vor den ernsten Göttern webte rings umher. Da kam denn auch mir die ernste Absicht, auf jene kecken Grundmauern der Liebesbriefe ein nördlicheres, wenn auch leichtes

Säulengebäude zu setzen, was die Aus- und Durchsicht nach allen Seiten behalten, aber kein schutzloser und verlockender Freudentempel werden sollte. Der Frühling war Sommer geworden.

Aber es sollte auch Herbst werden, eh' dieses Büchlein wunderlichen Geschickes reifen konnte. Berliner Weintrauben blau und grün standen vor mir auf dem Tische, als ich den letzten Brief erdachte, und dies Bild charakterisiert vielleicht das Ganze am besten: es war auf sprudelnden, berauschenden Wein abgesehen, und es wurden nur sanfte, friedliche Weintrauben daraus. — Das kann auch sein Gutes haben.

Wenigstens hatte die äußere Welt keine Gelegenheit mehr, mich zu verführen: ich saß einsam und allein, und verließ Wochen und Monde lang das kleine Zimmer nicht. Es war nicht mehr auf der Behrenstraße, sondern anderswo. Nur am Abend, wenn die Gewitter des Himmels ausgetobt hatten, hörte ich zuweilen eine hübsche Mädchenstimme, die in berlinischem Französisch Bertrands Abschied von Frankreich sang, sie hatte vielleicht nie etwas vom General Bertrand gehört, und der Name Napoleon ruhte ihr wohl nur wie ein weit, weit entfernter Kanonenschlag in den Ohren, aber sie sang mit großer Rührung und, wie mir's schien, von Abend zu Abend mit immer größerer die letzten Worte:

J'ai partagé ta gloire et ta puissance
Je veux aussi partager tes malheurs!

Ich werd's dem Mädchen nie vergessen, wie sie mich immer gestärkt hat mit ihrem lieben eintönigen Liede — wenn ich sie nur ein einziges Mal erblickt hätte, wenn ich nur ihren Namen wüßte. Aber ich habe sie nimmer gesehn, ich kenne nichts von ihr als die sanfte Stimme mit jenen stärkend melancholischen Worten —

Sie konnten sich nicht erreichen,
Das Fenster war viel zu hoch —

— Und sie ist gewiß sehr schön! — Auch die Möglichkeiten zur Schönheit erheben, ist Poesie.

Dies geheimnisvolle Mädchen breitete mir mit ihrem Berangerschen Liede die Insel Helena, das Grab des erlegenen Titanen, das Weltmeer, die Weltgeschichte mit ihren Stürzen und Wechseln, das ganze notwendige Unglück, die notwendigen Feindschaften unseres kurzen Lebens breitete sie vor mir aus, die entsetzlichen Dinge fanden nicht Raum in meinem kleinen Gemache, und ich hätte immer bitterlich weinen mögen über die Menschen, die sich nicht immer lieben dürfen, um zu bestehen, um fortzurücken. Aber am andern Morgen kam auch die Stärkung, und ich rief wieder mit Goethe: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ vollendete die Liebesbriefe, und rettete für die Leute soviel als möglich vom nächsten Glücke.

Quel bruit pour une omelette! können Ew. Durchlaucht sagen. Aber ich wollte Ihnen ein Stück Deutschland, deutscher Welt nach Afrika schicken, darum ging ich so historisch zu Werke. Es ist noch kein Sprichwort, aber es konnte eins werden: Was man nicht zu sagen weiß, das erzählt man.

Als mir Ew. Durchlaucht damals, wo niemandes Stimme als die des Berangerschen Mädchens zu mir drang, von Paris aus so überaus mild und freundlich schrieben, da beschäftigten mich am meisten Ihre Worte: „In der literarischen Welt könnten wir kämpfen, und in der gewöhnlichen dennoch herzliche Freunde sein. Dergleichen ist ritterlich, und die deutsche Nation ist dies durch alle Klassen mehr oder weniger, oft ohne es selbst zu wissen. Ich nehme nur diejenigen aus, die das Geld an die Stelle der Ehre setzen.“ —

Ich kam bald zu dem Resultate, daß zwischen dem speziellsten Freunde des „Verstorbenen“ und dem also angeredeten Rezensenten der Tuttifrutti gar nichts Feindliches, Trennendes inne läge. Wenn verschiedene Völker in ihren Sprachen etwas Gleiches, Gemeinsames ausdrücken, so wird es doch immer auch verschieden zutage kommen, nicht bloß mit anderen Worten, auch mit anderm Gesicht, anderer

Physiognomie, das ist ja der Spott der Welt über uns und das ungelöste Rätsel ihres Wesens, daß sie uns wohl den Gedanken verstattet, aber des Ausdrucks sich bemächtigt, sobald er von unsern Lippen ist. Daher ist es gekommen, daß sich Parteien und Völker jahrelang bekriegt haben, weil sie für gleiche Gedanken und Gefühle verschiedene Ausdrücke fanden. Die Engländer und Franzosen zum Beispiel haben sich wegen eines einzigen Buchstabens viele, viele Jahre lang gehaßt und ganz ernstlich totgeschlagen: die einen nannten's mit einem altgriechischen Zeichen liberty, die andern neumodischer liberté.

Der „Verstorbene" und der Rezensent redeten nur eben in verschiedenen Dialekten, aber ich glaubte herauszufinden, daß beide Sonnenschein, Freude und Poesie für die Welt erwünschten. Ich hatte ferner längst gewußt, daß die Stellung des „Verstorbenen" in der Schriftstellerwelt eine höchst erfreuliche, eine vermittelnde, versöhnende sei, daß seine Schriften wie Friedenspräliminarien anzusehen wären zwischen den Lagern unserer Tage — diese, von nichts als Liebe handelnden Briefe erschienen mir nach alledem geeignet, einen Parlamentär vorzustellen, Ew. Durchlaucht selbst die aufrichtigste Hochachtung, den ergebensten Dank für die mir persönlich bewiesene Huld, dem „Verstorbenen" aber meine Liebe auszudrücken. Einen Liebesantrag kann am Ende auch niemand übelnehmen, es gibt ja nichts Besseres als Liebe, und die weiland jungfräuliche Königin Elisabeth hat im Grunde ihr ganzes Leben hindurch nichts gewollt als persönliche Liebe von allen Engländern. —

Man wird mir nicht die Geschmacklosigkeit zutrauen, daß diese Vorrede eine Unterschrift oder Erklärung der kleinen, folgenden Novelle sein soll; nein, einen Rahmen mit Arabesken stellt sie vor, und da sie nach Afrika geht, so glaubte ich, ein Stück deutscher Geschichte passe am besten dazu, wenn diese auch nicht interessant ist, so kann sie sich doch auf den

Trümmern des alten Karthago interessant ausnehmen. Nach der vorgehenden Geschichte mehrerer Jahre bliebe mir nun also noch schließlich unsere neueste zu schildern übrig.

Deutschland ist wieder grün, der Schlehdorn leuchtet weiß an allen Zäunen, tief aus dem Walde ruft der Kuckuck, die Bänder der Mädchen flattern wieder im weichen Winde, die neuen Bücher rufen, der Dualismus aller Art, welcher die Welt entzweite, ist aufgehoben, ein neuer Höhepunkt, welcher die Menschen vereinigen soll, ist gefunden, auch der Finkhahn ist wieder da —

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden“ —

Hegel und Frühling greifen um sich; und das ist alles wahr, ich seh's aus meinem Gartenkabinett hier an der Pforte von Thüringen, Hegel und Frühling steigen mir des Tags und des Nachts in die Fenster herein, ich weiß nicht, wo ich den Raum hernehmen soll für das weite wallende Tal von Freiburg bis nach Kösen hinunter, für die gewaltigen Sätze: Das Sondern vom Sinnlichen und Geistigen ist nur das Verständige und weiter nichts. Ich denke, dies und der Frühling sollen meiner Frühlingsnovelle zugute kommen. Und vom alten Domturme in Naumburg, den die Ottonen noch gegründet haben sollen, blasen sie — nicht die Ottonen, sondern Naumburger — in diesem Augenblicke den Zigeunermarsch aus der Pretiosa, und heute nachmittag gehen die Leute auf die „Henne“ hinaus und trinken Braunbier und Kaffee — ist das nicht eine bunte, lustige Geschichte Deutschlands. Ew. Durchlaucht haben vielleicht das alte Karthago vor sich, aber gewiß kein Braunbier. Ich wollte mit einem Engländer die gewöhnliche Wette um einen neuen Hut eingehen, daß sich ein Deutscher auch von dem Stein des alten Karthago, worauf Scipio der Jüngere und Kompanie gesessen, nach der „Henne“ bei Naumburg sehnt, sobald er erfährt:

Der Frühling und frisches bayrisches Bier und geputzte Mädchen sind angekommen. Wenn ich auch den Begleiter Ew. Durchlaucht, den Verstorbenen, vom „bayrischen Bier" freispreche, vom übrigen kann ich's nicht.

Sollten Ew. Durchlaucht vielleicht über Konstantinopel und Naumburg zurückreisen, so versäumen Sie nicht, den Postillion an der „Henne" halten zu lassen, und die nächste mit Pappeln gekrönte Höhe zu besteigen. Eine schöne Dame hat mich gestern hingeführt und mir erzählt, die preußische Königin Luise habe flüchtend nach der Schlacht bei Jena hier einen Augenblick ausgeruht und eine Tasse Bouillon getrunken. Da ist die siegreichste Parallele mit Scipio und Karthago. Diese wunderbare schöne und ergreifende Frau, dies glänzende Bild fürstlicher Schönheit und Ritterlichkeit auf jener Höhe, mit dem großen Unglück im großen, schönen Herzen, die Augen voll Tränen über die stürzenden Trümmer eines stolzen Reichs — ist Scipio mehr? Dort der junge, stolze Römer, der seine Eroberung mit Ironie betrachtet, hier eine junge, schöne deutsche Königin voll blühender Leidenschaft für die Heimat, voll glänzenden Zorns gegen fremde Tyrannei, deren weinendes Auge über eine der schönsten Gegenden des Vaterlandes blickt, über welche der fremde Eroberer bald verheerend hereinbrechen wird. O, wie reich ist Deutschland an solchen Gestalten und solchen Punkten, wir sind so durchwirkt, daß unter jedem Fußtritte eine historische Staude emporschießt. Wo ist der Frühling schöner! Das junge Gras schießt nirgends auf soviel geliebten Gräbern empor.

Und was das alles soll? An den deutschen Frühling möge es Ew. Durchlaucht im Mohrenlande erinnern, ein grünes Blatt soll er über das Meer fliegen und die aufrichtigsten Versicherungen bringen, wie ich mich in den mannigfaltigsten Lagen verpflichtet fühle als

Ew. Durchlaucht ergebenster Diener
Dr. Heinrich Laube.

1.

Ich werde Dich nie wiedersehen, Blanka, das macht mich jetzt recht traurig, weil ich Dich in diesem Augenblicke nicht bloß liebe, sondern weil ich sehr verliebt in Dich bin. Du würdest Deinen starken Alfons gar nicht wieder erkennen, der vor vier Wochen tränenlos von Dir Abschied nahm — ich war ein starres Tuch von dunkelroter, straffer Seide, jetzt ist das Tuch von Tränen durchgeweicht, es flattert nicht mehr und ist zusammengedrückt in eine kleine Ecke. Hätten wir je geglaubt, daß noch soviel Romantisches in mir wäre, in mir, der ich mir soviel darauf zugute tat, daß mein Wesen ewig heiter ionischer Himmel sei! Dieses Karlsbader Tal ist zwar sehr weinerlich romantisch, aber es ist doch nicht allein schuld daran, meine weiche, warme, ach ferne Blanka, daß ich wie ein deutscher Minnesänger schmachte, der nicht recht bei Troste ist.

Ich werde Dich nie wiedersehen — mögen mir auch die garstigen Worte das Herz zusammenkrampfen; man muß doch kein Kind sein und in Unruhe das aufgeben, was man in Ruhe bedacht und beschlossen hat. Wir wollen das Kunstwerk unserer klassischen Liebe nicht durch einen sentimentalen, spießbürgerlichen Schluß verunstalten. Mädchen meiner inneren Schönheit, klare, sonnige Blanka! nicht wahr, wir wollen's nicht? Treue ist eine Schwäche; wir wollen unser Versprechen halten: einander nicht treu sein.

Du darfst nicht so damit eilen, denn Du bist das Weib — still, keinen leidenschaftlichen Einwurf, Ihr sollt emanzipiert werden, ich hab' Dir's versprochen. Hast Du an der Statue des olympischen Jupiters etwas gesehen, was das Ebenmaß verletzt? Nein. Auch die Weltgeschichte ist ein großes Kunst-

werk des großen Gottes, auch in ihren Teilen muß Ebenmaß sein. Wäre die große Form der Weltgeschichte aber schön, wenn die Weiber plötzlich frei wie die Männer würden? — Eile nicht, mein Mädchen, einen andern zu lieben; wenn er aber zu Dir tritt in den Schatten des großen Ölbaums am Fenster Deines Schlafzimmers, und Dein Herz hochschlägt, und Deine Hand hinlebt, hinlechzt nach dem Leben des neuen Mannes, dann lege sie auf seine blutvolle Brust, und streiche mit der andern das Haar von seinen Schläfen, küsse seinen vollen Mund, und wisse, daß Du mir Freude machst, wenn Du Dich freust.

Solltest Du's bald tun, so schreib mir's doch erst später, ich bin jetzt in einem schwachen Stadium meiner Kraft.

Meine „Elegien vergangener Herrlichkeit", die ich anfing, als die Herrlichkeit noch blühte, habe ich fortgesetzt, mitteilen kann ich Dir sie aber noch nicht, weil ich der Leidenschaft nicht immer Herr geworden bin. In solchen Dichtungen soll Blut und Leben sein, was durch den Marmor der Form strömt, aber kein Zucken; das war das einzige, was ich hie und da an den Properzschen auszusetzen hatte, die ich Dir vorlas, wenn ich in heiteren Sommernächten auf Deinem Zimmer war und wir uns und die Klassiker küßten.

Ich bin recht unzufrieden mit mir, daß ich ebensowenig Maß und Ruhe in mir habe, um über unsere Herzensangelegenheiten frisch und frei sprechen zu können, von kräftigen, starken Männern und schönen, starken Weibern. Du mußt mir's verzeihen, daß ich so hin und her springe. Später, wenn ich durchs Feuer der Polemik etwas munter geworden bin, will ich Dir eine Geschichte erzählen, wie Alfons und Blanka sich zum letzten Male küßten. Wenn Dich Dein nächster Liebhaber einmal recht schön liebt, sollst Du sie ihm vorsagen.

Ist es nicht ein großer Gedanke, der Welt noch einmal soviel Einwohner zu geben, wenn man die Weiber eman-

zipiert? Ihr solltet Euch mit den Negersklaven und Juden assoziieren. Mach' doch kein so garstig Gesicht dazu. Was die Welt erweitert, ist Kultur, nicht bloß was sie verschönert. Und wenn sie Dir sagen, das Männliche herrsche in der ganzen Schöpfung, so sage Du, das Weibliche soll nicht herrschen, aber es solle mitherrschen. Die Natur sei ein großer, schneller Gedanke, und die Kultur sei seine Ergänzung. Aber mit der kindischen Galanterie hat's seine Richtigkeit, und das Eifern gegen sie ist nicht nur männlich liebenswürdig, sondern auch gerecht.

Daß die Weiber nicht schreiben sollen, ist eine Idee, über welche ich gar nichts zu sagen weiß. Sie liegt außerhalb des Kreises meiner Gedanken und Vorstellungen; ich kann nicht glauben, daß gescheite Leute sie unbedachtsam geäußert und ein ganzes Leben hindurch behauptet haben; aber ich finde durchaus keinen Zugang in diese Gedankenfolge. Denn die gewöhnlichen Gründe: daß die Frauen auf Stricken, Kochen und Kinderwaschen angewiesen seien, sind doch gewiß nur täuschende Außenwerke dieser männlichen Festung, und kluge Männer werden nicht verlangen, daß man solche oberflächliche, äußere Dinge, solche alberne Vorwände gelten lassen soll. Wie bei den meisten wichtigen Fragen der Gesellschaft liegt wohl auch hier ein unausgesprochenes, esoterisches Räsonnement im Hintergrunde, was mehr oder minder nur auf einer unbefragten Antipathie beruhen mag. Sogenannte Kraftgenies behalten immer einige barbarische Reste eines gewissen Geschlechtsfanatismus an sich, der auf dieser oder jener Seite mit seinen grellen Zügen hervortritt. Es gleicht diese Erscheinung oft einem alten heidnischen Opfer, was sie der ursprünglichen, rücksichtslosen Natur bringen. Eine Zivilisation, die alle inneren Teile des Menschen gleichmäßig durchdringt, verträgt sich wenigstens sicher nicht mit dieser vehementen Ausschließung, welche die Harmonie der Verhältnisse stört. Zivilisation ist aber Harmonie der Ver-

hältnisse, sie ist die Schönheitsregel für das Kunstwerk „Gesellschaft“.

Ich habe mir auf der alten Wiese eine feine Wohnung gemietet und schreibe Dir dies am Fenster stehend, in die grünen Bäume, die bunten Butiken und die noch buntern vorüberschlendernden Menschen hineinschauend. Der Kreuzberg mit seinem gesunden Grün und seinen frischen Bäumen spiegelt sich kläglich christlich in meinem Fenster. Was haben sich doch die Künstler für unfruchtbare Mühe gegeben, die ästhetische Unform des Kreuzes schön zu machen. Es ist und bleibt so unschön wie das heftige, krampfhafte Schluchzen — wenn es die Romantiker doch nur beim Weinen hätten bewenden lassen, darin ist doch noch weise Regel.

Können ein Paar Liebesleute in Deutschland wohl fröhlich voneinander Abschied nehmen? Heißt Abschied nicht immer soviel als Jammer? Und ist er nicht ein wichtiger Akt der menschlichen Entwickelung? Dieser Augenblick scheidet so reizend plötzlich das, was die Leute einander gegeben, voneinander genommen, er ordnet das Eigentum, man schenkt, man erhält die Quintessenz eines ganzen Lebensabschnittes. Man fühlt seinen Reichtum, weil man soviel zahlen kann. Ist das nicht der Typus des freudigen, des schönen Schmerzes — und der Abschied sollte ein Jammer sein?

Weißt Du noch, Blanka, es war ganz, ganz früh, die Sonne lüftete erst ein wenig das Augenlid, ob es Zeit zum Erwachen sei, da traten wir aus Deinem Zimmer auf den Balkon, und Du zeigtest mir noch einmal all die lieben Plätze, und hingst wie eine Schiffbrüchige an meiner Schulter, und Deine zusammengefalteten Hände drückten sich heftig in meine Achsel. Ich war heiß von Schlaf und Liebe, und der Reiserock lag noch auf dem Stuhle, Dein entblößter voller Arm pulsierte warm an dem meinen, das Blut unserer Herzen wollte sich noch einmal küssen.

2.

Ich wurde gestört, mein Kind. Wilhelm, der fidele Wilhelm war bei mir. Er war in seiner philosophischen Zufriedenheit die Wiese entlang gegangen, hatte mich am Fenster entdeckt und war sogleich heraufgestiegen, um mich zu versichern, daß es ihm wie gewöhnlich außerordentlich gut gehe, und daß er sich sehr freuen würde, wenn's bei mir auch so wäre. Es ist ein langweilig glücklicher Mensch, ein unbequem höflicher Mensch. Wenn ich ihn doch nur ein einziges Mal klagen hörte, ein einziges Mal ennuyiert, ein einziges Mal unhöflich sähe; denn eigentlich grob kann er nie werden. Die Grobheit ist sein feindliches Element, der Fisch lebt eher in der Luft, der Vogel unterm Wasser, als Wilhelm mit einiger Grobheit. Und doch ist diese Grobheit oft ein so notwendiges, erfrischendes Gewitter des geselligen Lebens. Ein Mensch, der gar nicht grob sein kann, hat die beste Anlage zur Langweiligkeit.

Wie Wilhelm aussah? Wie er vor fünf Jahren ausgesehen hat, wie er nach fünfzehn Jahren aussehen wird. Müllerblauer Rock, gelbe Nankinghosen, Schuhe und graue Strümpfe, ein schmales Westchen, ein schmales schwarzes Halstüchlein, ein trockenes, kurzhaariges, weißes Hütchen. In der Hand trägt er wie immer das kleine Stöckchen, womit er spielt, die dünnen, fahlblonden Haare sind auf beiden Schläfen in zwei zierliche Locken gedreht, die Stirn ist lang und weitläufig, das Auge wasserblau, einfältig gutmütig, der Mund immer artig und affabel, der Teint weichlich, nicht gesund noch krank — kurz alles wie einst; die Schultern und Hüften sind auch nicht breiter geworden, so schmal als möglich schmiegt er sich durch die Welt, um nirgends anzustoßen — ein grauer Strich wandelt er dahin mit kleinen, zuckenden Schrittchen.

Nun kam der Schwall von Redensarten, ekelhaften Küssen — ich lasse mir das alles gefallen, wenn es bloße

Form ist, dann bin ich Stein und fühle nichts. Das Schreckliche bei diesem Menschen ist es aber, daß er dabei empfindet, daß sein ganzes Wesen ein Wasserspiegel mit rastlos auf und ab steigenden kleinen Wellen ist. Darin ruht das Unangenehme: man fühlt sich für die Duodezgefühle verpflichtet, man bringt es ihnen gegenüber zu keiner Empfindung, sie gleiten uns unter den Fingern weg, man wird gequält.

Bonhomie und Humanität sind das Liebenswürdigste von der Welt; diese Allerweltsliebe ist unausstehlich. Wilhelm ist zwei Tage hier, aber Du hättest das Heer von Bekannten hören sollen, bei denen mich einzuführen er sogleich vorschlug. Und darin ist er nun wieder scharmant: es war die bunteste Demokratie vom Prinzen herunter bis zum Handwerker. Er ist zwar gegen jenen etwas höflicher, aber doch auch gegen diesen höflich und verbindlich; man kann eigentlich nie sagen, daß er sich etwas vergibt, er wird nie fade, er ist auch eigentlich nie zudringlich, aber langweilig, langweilig durch und durch.

Und ich vergebe alle aktiven Sünden, aber die der Langenweile nicht.

Es ist ein leider gar zu gewöhnlicher Fehler unserer Geselligkeit, daß die Leute sich nicht zu trennen wissen, wenn ihre gesellige Kraft erschöpft ist. Und sie erschöpft sich bei dem bedeutendsten Menschen, die größten Fähigkeiten in uns sind nur verhältnismäßige, endliche, wir gleichen in allen Dingen einem Brunnen, dem man Zeit lassen muß, sich wieder zu füllen. Die ungestörte Natur wirkt ebenso sicher wie der langsam sickernde Quell — einige Stunden Einsamkeit häufen neues, frisches Material in uns auf. Die Versäumnis dieser Ökonomie erzeugt die Langweiligkeit. Nicht bloß weil sie in einfacheren Verhältnissen lebten und darum weniger Anspruch auf Mannigfaltigkeit machten, nicht bloß darum war unseren Vorfahren die Langeweile weniger bekannt, nein, ihre Genügsamkeit wurde auch durch den Mangel

geselliger Institute unterstützt. Die Welt war leerer, die Leute kamen seltner zusammen, und so wunderlich es klingt: die maßlose Geselligkeit ist die Hauptursache der Langenweile. Es ist das alte Sprichwort von den Extremen: zuviel Einsamkeit und zuviel Verkehr erzeugen das Nämliche. Ebenso ist es mit den Interessen der alten und neuen Zeit. Früher waren die Leute von wenigen bewegt, aber diese wenigen bewegten den ganzen Menschen, jetzt stumpft die Fülle ab. So ist der Ennui ein ganz eigentlich modernes Produkt. So was wird bei neu sich bildenden Zuständen immer abgesetzt, bis die Menschen eine vollständige Ökonomie des neuen Reichtums erlernt haben. Ein stilles Gemach in einer alten schweigenden Reichsstadt, auf einer einsamen Burg war darum den ruhigen, ungestörten Gemütern nicht so langweilig, als wir in unsern gefüllten Salons oft denken mögen, und die alte Postille stärkte die Leute mehr, als der Haufe mannigfacher Journale und Schriften, der jetzt noch oft wüst und unerquicklich auf uns einwirkt. Aber es ist ebenso lächerlich, diese Zustände wieder herbeiwünschen zu wollen, als wenn ein reich gewordener Mann seinen Überfluß wegwerfen wollte, weil er nicht sogleich damit zu schalten versteht. Wilhelm ist nun ein Opfer dieses modernen Reichtums: er hat sich in den Formen vereinzelt, versplittert, ein gewöhnlicher Verstand und ein gutmütiges Herz haben ihn langweilig werden lassen.

Sogleich mußt' ich mit ihm spazieren gehn, er wollte mich orientieren. Über den Posthof führte er mich nach dem Freundschaftssaale. Wenigstens sechsmal grüßte er unterwegs, blieb stehen, oder stellte mich sogar vor, wenn ich ihn nicht durch einen Rippenstoß davon abhielt. Dieser tolle Jüngling ist imstande, mich binnen vierundzwanzig Stunden in so viele Bekanntschaften zu verwickeln, daß ich am Ende keinen Augenblick Zeit für mich und Dich oder sonst etwas Interessantes übrig behalte, daß ich aus Furcht vor lauter

Bekannten, die ich alle grüßen muß, nicht mehr ausgehen kann.

Am Freundschaftstempel ließen wir uns nieder, Wilhelm eilte, Erfrischung zu besorgen; nur bei solchen Gelegenheiten ist seine Höflichkeit bequem. Ich saß still da und starrte in den dunkeln Wald, der rings von den Bergen schweigend heruntersah; durch eine Windung des Tals quoll weißgoldner Sonnenschein über die grünen Wände des hohen Gemachs. Ein häßliches Harfenmädchen spielte die Tirolienne aus Rossinis Tell; in einiger Entfernung von mir saßen viele Leute, aber man hörte wenig von ihnen: Karlsbader Kurgäste haben keine Courage, sie gehen gebückt unter dem Himmel einher und horchen still und ängstlich, ob er ihnen wohl auf den Rücken fallen könne.

Ich schloß die Augen und sah Dich, meine weiße Dame, in der Laube auf unserer Glückseligkeitsinsel sitzen und nach den Lüften lauschen, ob sie Dir Worte und Küsse von mir brächten. Es wehte ein sanfter Süd, und ich sah, wie Du Dein weißes fliegendes Gewand noch fliegender machtest und die letzte Hülle von Deinem festen Busen hobst, damit die Lüfte ihre süßesten Verse und Küsse an Dein Herz legen könnten.

Da störte mich Wilhelm, der höfliche, und erzählte in Eil, wie der Prinz oben im Saal sei und die liebenswürdigste Komtesse von der Welt mit ihrer feingebildeten Mutter, und wie er mich bereits angekündigt habe. Mürrisch folgte ich ihm, um mich vorstellen zu lassen.

3.

Also auch Du klagst, daß Du Dir den sentimentalen Schmerz nicht weit genug abhalten könntest. Mein liebes Kind, Du hast recht, warum soll man dem natürlichen Drange des tränenreichen Schmerzes nicht nachgeben, wenn er sich

wie ein Liebesgläubiger einstellt? Die Natur hat immer recht; wenn sie denn durchaus geweint haben will, warum soll man nicht weinen? Nur nicht nachhängen soll man den Abnormitäten. Verweine Dir nicht Deine schönen dunkelblauen Augen — die Komtesse hat ähnliche — ein rotgeweintes Auge ist eine Sünde gegen die Schönheit und gegen Deinen Geliebten, der die Schönheit in Dir verehrte. Ich hoffe, Du trittst in den Stunden, wenn wir uns zu sehen pflegten, fleißig vor den Spiegel, und gibst Dir Rechenschaft, ob Du geschmackvoll gekleidet bist, somit der glücklichen Natur ihr Recht gewährt, ob Du dem schönheitslustigen Geliebten genügt habest — Du mußt mich immer hinter Dir stehen und mit Dir in den Spiegel gucken sehen; was mir gefällt, das weißt Du ja, Du liebe Schönheit, Grazie meiner besten Gedanken. Vergiß mir's auch nicht, des Nachts, eh' Du ins Bett steigst, mit dem Licht an den Spiegel zu gehen und mir zu winken, dann wirst Du auch kunstlos geschmückt mit dem Schlafe verkehren, Du mußt den Bräutigam allnächtlich erwarten, dann bleibt die Poesie der Nacht an Deine Schläfe gefesselt, dann bleibst Du auch immer glänzend und straff wie der Morgen.

Ich weiß, daß ich Dich nicht erst vor jenem jämmerlich saloppen Wesen romantischer Dirnen zu warnen brauche, die Anzug und Haltung vernachlässigen, sobald der Geliebte von dannen ist; die da fragen: „Wofür hab' ich mich denn geputzt?" Sie ahnen keinen Zauber der Form, keine Schönheit, ja außer schnirkelnd romantischer, auch keine Poesie. Das Ebenmaß, die Harmonie, die platte Klarheit, das reine Element, was über die Erde, von der Stirn herab über die Schulter wallt — alles das ist klassische Poesie. —

— Ich muß dem Wilhelm eigentlich sehr verbunden sein für die Bekanntschaften, in die er mich gewaltsam hineinzieht. Ich kann wochenlang in einem Bade sein, ohne etwas Hübsches kennen zu lernen. Das Auge ist zu despotisch in

mir: ich begnüge mich vollkommen damit, schöne Gestalten zu sehen, es erfreut mich ein freier, mit vollen, runden Fesseln spielender Wuchs, es macht mich ein schöner, leichter Gang fröhlich, es erquickt mich ein schönes Gesicht, was mir dartut, der ärgerliche Gott der Christen sei noch ebenso groß, wie es die Götter Griechenlands waren, die törichten Menschen wollten's nur nicht glauben. Ich fühle selten das Verlangen, ein schönes Mädchen zu sprechen, oder richtiger gesagt, ich bin zu scheu, zu furchtsam und zu faul, den Sumpf der Anknüpfungsgespräche durchzuwaten, um am Ende zu einem Wesen zu gelangen, was mir durch die Verschiedenheit des Innern und Äußern einen widerwärtigen, disharmonischen Eindruck gewährt. Ich setze dabei auch immer die äußere Schönheit des Mädchens aufs Spiel, denn sie ist alsbald für mich verloren, wenn ich unter dem schönsten Busen ein gedankenleeres, armes Herz, hinter dem lockenden Titel leuchtender, weiter Augen ein ödes, wüstes Hirnkämmerchen entdecke.

Und muß man das nicht zumeist erwarten bei den schlecht erzogenen Töchtern unserer höheren Stände? Sie sprechen schlecht Französisch, faseln höchstens von Schiller oder affektieren und kokettieren mit Goethe, wenn sie eine sogenannte Erziehung genossen haben, aber sind prüde, zimperlich, ohne Schönheitsmut, ohne poetische Lebenskraft.

Gewinne ich nicht also, wenn ich die schönen Dämchen nicht spreche und meine gesunden Mädchenseelen darin herumhüpfen, vom Augenlid und der weich gerundeten Hüfte vor ihnen herspringen lassen? Sprich, Blanka, gewinne ich nicht? Hab' ich nicht auch Dir lange zugeschaut stumm und wortkarg, bis Deine inneren Grazien mir unwiderstehlich winkten? Weißt Du noch, wir gingen in der Allee, die an Deines Vaters Gartenhaus stößt, nach dem Lustschlosse, und ich erzählte Dir, daß ich fortreisen würde in die weite Welt. Da sahst Du mich mit Deinem großen Auge groß und offen an,

Deine schöne Seele streckte bittend die Hände aus ihm mir entgegen, Deine schmachtenden Lippen teilten sich langsam, um Raum zu geben dem heiß erregten Herzensodem — wir standen still einander gegenüber. Du reichtest mir zum ersten Male die Hand, ich zog Dir langsam den Handschuh davon, und fühlte Dein warmes Leben, was elektrische Funken in mich schlug. Es schlich sich leise aus Deiner weichen, pulsierenden Hand Dein Wesen bis ins Herz des meinen. Mit einem leichten Druck, den Du mir mit den Augenwimpern erwidertest, gab ich Dir die Hand zurück, den Handschuh behielt ich, und wir gingen langsam, nur einzelne Worte sprechend, nach dem Gartenhause. Ins grüne Zimmer im Erdgeschoß traten wir, liebeschauernd wie die Griechen in Aphrodites Tempel. Du setztest Dich in jenen lauschigen Winkel und schwiegst, die Hände in den Schoß gelegt; ich ging einige Male im Zimmer auf und ab und blieb dann vor Dir stehn. Dein Auge, mit dem Du zu mir in die Höhe sahst, war liebesweich. Ich nahm Deine Hände — Du hattest auch den anderen Handschuh ausgezogen — und legte sie auf meine Brust, mein Kopf beugte sich vorwärts, der Deine zurück, die Lippen drängten sich aneinander im ersten, heißen Liebeskusse. Da zog ich den leichten seidenen Schal, den Du trugst, von Deinen vollen Schultern, drückte meine Wange darauf, nahm dann Dein Haupt in meine Hände, in denen sich die weichen Locken kräuselten, küßte Dich auf das Auge und ging davon.

Erst nach acht Tagen sah ich Dich wieder — Du trugst dasselbe grünseidne Kleid, wir fanden uns in demselben Zimmer.

Ich wollte Dir andere Dinge schreiben, jetzt kann ich nicht mehr. Morgen.

4.

Ich fand die Gesellschaft, welcher mich Wilhelm im Freundschaftssaale vorstellte, sehr heitrer Laune. Der Prinz beachtete mich wenig, und das war mir sehr angenehm; er beherrschte und leitete das Gespräch, und ich konnte somit mehr empfangend als gebend unbeteiligt beobachten. Er ist ein großer, starker Mann mit einem feisten, ziemlich regelmäßigen Gesichte, was einförmig und reinlich wie ein Hôtel diner aussieht. Man sieht nicht die kleinste Spur, daß irgend ein bedeutender Gedanke jemals nur darauf spazieren gegangen wäre; der Backenbart ist wohl gepflegt, der Stutzbart in bescheidener Zurückgezogenheit gehalten, es ist alles zivil und ordentlich in diesem Antlitze, wie in einer wohl aufgeräumten Stube, auch nicht ein poetisches Winkelchen ist zu entdecken. Auf einem grünen Überrock trägt er einen großen Stern, damit ihn niemand verkenne. Er spricht seinen provinziellen Dialekt; das machte den wunderlichsten Eindruck auf mich. Der Fürst ist zumeist die große Ausnahme von den kleinen Landesinteressen, er ist unberührt vom Staube des Lebens, er ist einzig in seinem Ländchen — ich konnte gar nicht begreifen, wie er sich solchergestalt auf die schlechteste Art mit ihm vermischen und der provinziellen Unarten mit ihm teilhaftig machen könne. Du weißt, ich gebe nicht viel auf die mit Flittergold prunkenden Sprachkenntnisse, weil man zu oft dahinter bloße Papageimenschen findet, die, statt den Verstand zu bilden, das Gedächtnis gemartert haben, welche die Instrumente zur Tat, d. h. die Worte zum Gedanken, für die Tat ansehen und ausgeben. Aber die Muttersprache verlang' ich rein und makellos. Sie ist der Ausdruck der Bildung, die Erscheinung und Manifestation des inneren Menschen. Ein Mann aus den höheren Klassen, der seine Muttersprache verunstaltet spricht, kommt mir immer wie ein geputzter Herr mit schmutziger Wäsche vor.

Der Prinz scheint übrigens gutmütig, oberflächlich wissend und oberflächlich eitel zu sein. Er gehört wohl zu jener, wenn auch untersten Klasse von Bildung, die wenigstens Teilnahme für die Bildung affektiert. Natürlich hat er keine eigene Meinung, sondern nur diejenigen Meinungen anderer, die er am bequemsten und leichtesten gefaßt hat. Er will auch eigentlich nicht recht haben, sondern nur sprechen — es gibt nichts Besseres für eine Brunnenkur, eine Kurbildung. Ich glaube, er hat auch gar keine Leidenschaften, nicht einmal für die Jagd oder die Pferde und Hunde, die Prärogativpassionen unserer alten Ritter. Er begnügt sich mit kleinen, leichtfüßigen, kurzsichtigen Neigungen. Das ist etwas, was mir stets ein tiefes Mitleid einflößt; die Natur hat solchen Menschen die Ahnung, wenn auch die oft schmerzhafte Ahnung ihrer Tiefe versagt. Wer von keinem tiefen Leide erschüttert wird, kennt auch keine tiefe Freude, kennt keinen Vers jener Schwärmerei, welche um den versagten Himmel buhlt, empfindet keine Art von Religion, ist keines Opfers, keiner Größe fähig. Der wunderlichste Narr ist ein Gott an Reichtum neben ihm. Die Augen der Nacht sind ihm verschlossen, die Brunnen der Weltseele versiegt, er ist so arm, daß ich weinen möchte, wenn ich die leere Freude auf seinem Gesicht sehe. Die Unterdrückung, Verdammnis jeder Art von Leidenschaft ist mein Vorwurf gegen das Christentum, und die Art Romantik, welche nur mit ihm buhlt — die gewaltigsten Kräfte, die unmittelbar göttlichen ruhen in den Leidenschaften — man soll sie zur Schönheit zügeln, aber nicht unterdrücken. Die starren Asketen sind für mich grauenerregende Sünder; sie legen die frevelhafte, läppische Hand blindlings an den Gott im Menschen.

5.

Es ist doch recht schade Blanka, daß Du nicht von Adel bist! Du glaubst nicht, wie einem dies das Leben erleichtert. Es ist eine Art Ordensverbindung, die sich durch alle Länder erstreckt, namentlich seit den Zeitbewegungen, die wie Du weißt von Voltaire und Rousseau datieren. Sie wird immer inniger, je mehr sie von der jungen Welt angegriffen und in das historische Bereich zurückgedrängt wird. Ich glaube, man würde sie viel erfolgreicher bekämpfen, wenn man sie, statt zu spotten und zu höhnen, unbeachtet ließe. Ein Sterbender lebt noch länger, wenn man ihn noch einmal heftig bei seinen Lebensfragen angreift, ja man hat Beispiele, daß solche, die schon ausgeatmet zu haben schienen, wieder auf eine Zeitlang lebendig geworden sind, wenn irgend ein Ton früherer Leidenschaft, sei's einer der Liebe oder des Hasses angeschlagen wurde. Ich will es gern glauben, daß der Adel durch sein Ausruhn auf Vorzügen, die keine mehr sind, die Kultur hemmt; aber ich seh' es nicht gern, wenn man ihn mit schweren Waffen angreift. Als ob man gegen einen alten Tanzmeister, der nichts weiß als die Namen seiner aus der Mode gekommenen Touren, Kanonen aufführe! Und dieser Gegensatz, diese stille Privatranküne in der Gesellschaft verschafft uns doch vielen Reiz. Wieviel Interesse ginge für uns verloren, wenn die geputzte Frau Kommerzienrätin nicht mehr neidisch wäre auf die Frau Baronesse, und die Frau Baronesse nicht mehr vornehm herabsehe auf die Frau Kommerzienrätin, die in der schönsten Equipage an ihr vorüberrasselt. Wir sind einmal verwöhnt und brauchen die Kontraste zu unserer Anregung. Wie trostlos wäre es für uns, wenn plötzlich der Adel oder die Standesunterschiede im allgemeinen aufhörten, wie würden wir in einem Gleichheitsstaate verschmachten, wie würden die Kämpfer gegen Aristokratie in Langerweile und Reizlosigkeit sich dehnen! Bin ich nicht heute sehr liebens=

würdig? Denn daß mein eigener Adel dabei nicht mitredet, weißt Du wohl, obgleich ich Dir gestehen muß: es würde mir gar spanisch vorkommen, wenn mein Friedrich mich eines Morgens nicht mehr „gnädiger Herr Graf“ anredete, sondern sich vernehmen ließe: „Bruder Alfons, wie hast Du geschlafen?“ Kurz, wie ein recht bequemer Lebemann, wie einer, den die junge wilde Welt einen herkömmlichen Schlecker, einen unbrauchbaren Indifferentisten nennen würde, versichere ich Dir, mein holdes Kind, es ist sehr bequem und angenehm, von Adel zu sein. Ich führe Dich so gern in Gedanken in die hiesigen Kreise, dazu darfst Du aber nicht bürgerlich sein; meine zufällige Geburt verschafft mir wie eine Empfehlung überall Zutritt. Aber adeln lassen muß man sich doch nie, das ist ein größeres Unglück als in demokratischen Zeiten von Adel sein, denn es ist ein unverantwortliches Zugeständnis an eine Partei, deren angenommener Wert im Alter besteht, also nicht durch Verdienst oder Fähigkeit erworben werden kann! Ich spreche mit den Leuten natürlich wie ein Eingeweihter mit dem andern, und erzählte dem Prinzen mit vielem Bedauern, daß ich eine Mesalliance geschlossen; er erbot sich sogleich, Dich in den Adelstand zu erheben — Dich adligstes Mädchen unter Mond und Sonne will man adeln. Ich dankte verbindlichst und bedauerte, daß Du auch zugleich eine Jakobinerin und auf keine Weise zu retten seist. Auf diese Weise hab' ich sogleich den Ruf eines unglücklich Verheirateten bekommen, am andern Morgen wollte ich mich scheiden lassen, am dritten erzählte jemand neben mir, der mich nicht kannte, ich hätte mich von einer sehr liebenswürdigen Frau scheiden lassen, weil sie nicht von Adel sei. Die feine Welt ist unsicher über mich geworden, und so bin ich schnell interessant. Ein junger Witwer hat mehr Reiz als ein Junggesell, ein halber Witwer noch mehr als ein ganzer. Ich promeniere jetzt in einem romantischen Mantel, und jedes kleine Händchen juckt es, ihn zu lüften.

Übrigens bin ich wunderlich genug bereits um und um in gesellige Interessen verflochten. Wenn man liebenswürdig und von Adel ist, mein liebes Kind, so kann man sich nicht in die Einsamkeit retten. Warum schlägst Du mich auf den Mund? Küsse mich lieber; ich werde doch bald andere Mädchen küssen. Ich weiß es, daß Du Dich darüber freust, und ich werde auch gewiß mein Versprechen halten, und Dir nichts verschweigen, und Du wirst doch immer mein Liebling bleiben.

Nach der Luft kommt das Element der Gesellschaft, dem man nicht entrinnen kann. Die Komtesse, welche damals mit dem Prinzen im Freundschaftssaale war, ist ein sehr liebes Geschöpf. Das feine, zarte Gesicht ist von einem so weichen, sanft wechselnden Ausdrucke, daß sie kein Mensch hart ansehn kann. Ich möchte sagen, es ist ein human schönes Gesicht, weiches braunes Haar, eine klare Stirn, auf der lauter freundliche Gedanken stehn, im klarsten Weiß still hin und her gehende sanftblaue Augensterne, von der weichen Hülle langer Wimpern sorglich beschützt, ein kleiner Mund von schmalen Lippen, lieblich einschmeichelnd wie ein Liebesliedchen Uhlands — gefällt Dir das nicht? Dazu der schönste Teint, eine Hand weiß und länglich wie ein seidenweicher Himmelsvogel, ein schöner Fuß, eine feine, schlanke und doch runde Figur, die einfachste geschmackvollste Kleidung von der Welt, braucht es mehr, um zu erfreuen? Und die Komtesse hat noch mehr: sie hat eine weiche, elastische, melodische Stimme, daß jeder Ton sich wie ein Liebesgott sanft ans Herz legt und schönstens bittet, mitzufühlen und zu empfinden. Es ist eine lyrische Stimme.

Daß Ihr jetzt so kurze Kleider tragt, gefällt mir sehr, obgleich die Größe, das Imponierende, Heroische der Figur bei langen Gewändern mehr gewinnt. Ihr braucht aber nicht zu imponieren und heroisch auszusehn. Dadurch, daß man den Fuß bis über die Knöchel sieht, kommt mehr

Klassizität, klare Natürlichkeit in Eure Gestalt; das fein gefesselte, in leicht aufstrebender Ausbreitung sich entwickelnde Bein gibt dem Gange und somit dem ganzen Körper mehr Luftigkeit, Heiterkeit und Freiheit. Und Ihr Weiber müßt ja so oft die Luft sein, welche den Mann, das schwerere Element der Erde fächelt. Wenn ich einen größeren Teil des schlanken Fußes sehe, so wird mein Auge mehr an Formengrazie gewöhnt, Ihr entwickelt und enthüllt auch dadurch das Geheimnis Eures ganzen Wuchses mehr, mein künstlerisches Auge ergänzt den Unterkörper völlig, Ihr bildet dadurch mehr Künstler, das Verlangen nach Euch wird ein klareres, luftigeres, schöneres. Die langen Gewänder sind mehr düster romantisch und erzeugten eine dumpfere, verworrenere Sinnlichkeit, verpackten unschön die Form und fesselten die Grazie.

Mein Herz labt sich am Anblick der Komtesse. Es ist etwas Tragisches über sie ausgegossen, man glaubt, sie nehme fortwährend Abschied von den Freuden der Welt und liebe doch diese Freuden innig, sie ist eine elegische Schönheit. Ihre Jugendblüte ist eigentlich vorüber, sie ist schon in den zwanziger Jahren, und ich kann aus der Wehmut um Mundwinkel und Augenlider noch nicht recht herauslesen, ob sie unglücklich geliebt hat, oder nur nach Liebe, gleichviel ob glücklich oder unglücklich schmachtet. Sie ist eine renommierte Schönheit gewesen, und gilt bei vielen zum Teil noch dafür, sie hat sehr viel Freier und Anbeter gehabt, ist aber glaub' ich, arm und hat keinen gewählt. Jetzt macht ihr der Prinz lebhaftest den Hof, und die alte Baronesse, welche mir dies alles auf dem Heimwege mitteilte, setzte hinzu, die Intention von Sr. Duchlaucht scheine seriös zu sein. Und doch glaub' ich, die Komtesse hat noch nicht geliebt, es ist zuviel unerfahrene Jungfräulichkeit in ihrem Augenaufschlage, zuviel Verschlossenes in den Lippen, die wie Zentifolien aufzugehen pflegen nach heißen Liebesküssen; die milden Liebeszüge um Auge und Mund sind noch Knospe, es ist nicht die leiseste

Wollust im Gesicht zu sehen. Und die bleibt nicht aus und ist so verlangend schön wie ein üppiger Frühlingsabend. Du weißt, wie oft ich Dir gesagt habe: Blanka, die Liebeslust hüpft auf Deinem Gesicht herum, und Du holdes, gesundes Mädchen leugnetest es nicht mehr, sondern öffnetest lächelnd die Arme.

Aber Zeus, warum duldest Du solche alte Weiber auf der Welt? Was hab' ich gelitten von dieser alten Baronesse! Wie groß ist die gesellschaftliche Sünde, so grauenhaft häßlich zu sein, wie fürchterlich ist es, mit der Häßlichkeit schön tun zu sehn! Ich kann mich nicht entschließen, Dir das garstige Weib zu schildern, man sollte überhaupt durch Schilderung Häßlichkeit nie bleibend machen. Was hat es für einen ästhetischen Zweck, das Unschöne vorzuführen? Wie können sich Belletristen in diesem fratzenhaften Kontraste gefallen? Was ist es für eine Kunst, zu kopieren? Ein Künstler muß sich nie dazu hergeben. Wozu haben wir Verstand und Geschmack, als um solche Abnormitäten der Natur zu verschweigen?

Das Ungetüm verfolgte mich mit einer Art Teilnahme, es lief mir eiskalt über den Rücken. Das Gefühl und Bedürfnis der Schönheit ist doch so groß in mir, daß ich ein garstiges Weib nur mit demselben Widerwillen küssen könnte, mit welchem ich Rhabarber einnehme. Ich weiß, es gibt Sinnlichkeitsmenschen, die alles, was Weib heißt und nicht eben wie des Teufels Großmutter aussieht, an sich zu drücken vermögen. Ich bin kaum imstande, ein mittelmäßig hübsches Frauenzimmer, was nur die kleinste unschöne Abnormität hat, eine Zeitlang mit gewöhnlich humanem Wohlwollen anzusehn — Euer Element ist Schönheit und Reiz; alles Garstige ist's an Euch doppelt. Das sollten sich namentlich die alten Frauen merken, und mit Geschick ihre ursprüngliche weibliche Bestimmung verleugnen. Sie müssen gar keinem Geschlecht mehr angehören, verhüllt mit Hauben und Tüchern bis an das Kinn gehen, und sich eine unparteiische Stellung

zwischen Mann und Weib gründen. Zudem ist das Gesicht einer alten Frau das Urteil ihres früheren Lebens; all die Regungen und Leidenschaften, denen sie sich früher hingegeben, haben sich viel tiefer eingenistet in die nachgiebigere Frauenhaut, und grinsen wie Schauergeschichten mit Spießen und Säbeln um Augen und Mund. Man wird selten einen so tiefgefalteten Mann sehen, wir verarbeiten durch Handeln vieles, was sich bei äußerer Untätigkeit in das Gesicht des Weibes eingräbt. Wir sind nicht da, um zu gefallen, aber die Frauen sind's; wenn man die Waffen verloren hat, kann man nicht mehr Soldat sein, wenn man nicht mehr gefallen kann, muß man's verstecken, daß man eine Frau ist.

Die alte Baronin war noch bei der deutschen Kaiserin Hoffräulein gewesen und hatte geschwärmt, als man noch auf dem Römer krönte. Sie wollte mir durchaus von der Komtesse erzählen, wie schön sie tanze, singe usw.; ich bat sie um Gottes willen, das nicht zu tun. Gott weiß, was ich zu ihr gesagt, aber für ganz klug hält sie mich gewiß nicht mehr. Es zerstört meine Illusion, die Schönheiten eines Mädchens von einem alten zahnlosen Weibe aufzählen zu hören. So möchte ich ein junges schönes Buch nicht auf altem vergelbtem Papier mit altmodischen Lettern abgedruckt sehen; ich traute den jüngsten, frischesten Gedanken nicht, ich fürchtete mich vor innerlichem Moder. So könnte ich nie altes, vertrocknetes Papier zu meinen Briefen an Dich und dergleichen nehmen, es würde mich ein Mißbehagen beim Schreiben überfallen. Es gibt einen Hauch der Jugend, der alles erfrischt, und es ist eine Kunst des Lebens, ihn immer zu fühlen und zu sehen. Wer ihn auch nicht zu reproduzieren weiß durch frische Luft, Bäder, blühende Wäsche, glänzende Sauberkeit in allen Dingen, der lebt wie ein barbarischer Russe und ist der Zivilisation fremd.

Die Alte hatte mich wirklich ein ganz Stück hinweggedrängt von der Komtesse, mit welcher der Prinz eifrigst

sprach. Ich weiß nicht, ob es so geläuterter, guter Ton, oder wirklich herzliche Teilnahme war, welche die Alte ausdrückte. Sie behauptete, meine Familie zu kennen, und erkundigte sich aufs sorgfältigste nach meiner Kränklichkeit. Ich rief die alte Gräfin, welche mit Wilhelm hinter uns kam, zu Hilfe und ließ mich über das gesellschaftliche Leben in Karlsbad unterrichten. Die Gräfin gehört zu den Frauen, die sich bis in den Sarg eine Art starrer Schönheit bewahren, es sind die Umrisse, die Skizzen zu einem schönen Gemälde, aber die Augenhöhlen sind wie bei Statuen leer, das Fleisch und das vertrauliche Leben fehlt. Aber ich beschreibe falsch: Du könntest Dir nun ein sehr edles Gesicht denken, das in steinerner Ruhe läge; das hat die Gräfin aber nicht, sie hat nur die Formen dazu, eine schöne Nase, große Augen, hohe Stirn, imponierende Figur, der Gedanke des Adels fehlt aber. In Ermangelung dessen hat sich die Gewöhnlichkeit, welche nur zu oft Gemeinheit ist, in die leichten Falten gelagert, die sich allmählich in das gelbliche Pergamentgesicht einknittern. Man kann an ihr recht sehen, wie tote Form keinen Vorteil gewährt, wie in dem Äußerlichsten eine Art Leben sein muß, soll es gefallen. Es fehlt nämlich auch ihrer schönen Figur der Gedanke des Wuchses: sie geht ganz schlecht. Ich möchte sagen, sie geht gar nicht, sondern schleppt einen Fuß nach dem andern fort. Dadurch wird ihre Erscheinung ganz niedrig. Sie schien niedergeschlagen, und wenn ich einige ihrer besorgten Blicke richtig belauscht habe, so hat ihre Tochter viel schuld daran. Der Neigung des Prinzen mag sie nicht recht trauen, wenigstens schwerlich etwas Solides davon erwarten, sie soll arm sein und wahrscheinlich wünscht sie eine baldige, gute Verheiratung ihrer Tochter. Sie kann recht haben mit ihrer Besorgnis: ich habe meist gefunden, daß seltner die mittelmäßigen Mädchen unverheiratet bleiben, als die interessanten. Es kommt vielleicht daher, daß es auch mehr mittelmäßige Männer gibt.

Wo vor dem Posthofe der Fußsteig sich vom Fahrwege trennt, stand die Komtesse mit dem Prinzen still und erwartete uns. Sie schienen beide lebhaft gesprochen zu haben, und die Komtesse war noch weicher, sanfter, seidner als im Saale draußen. Es tat mir sehr wohl, liebe Blanka, als sie ihre ersten Worte an mich richtete und fortwährend lieb und gut mit mir plauderte, bis wir uns auf der Wiese trennten. Wirklich war's so ehrlich und lieb von ihr, als sie mir gute Nacht wünschte und hinzusetzte, es sei hübsch, daß sie mich kennen gelernt habe.

6.

Ich muß eilen, sonst bleibt meine Beschreibung hinter den Dingen und Tagen zurück. Vorgestern erlebte ich einen hübschen Morgen. Ich dachte unwillkürlich an unsern Abschiedsmorgen, und eine lebhafte Bewunderung der Gottheit erfüllte mich, wie mannigfach sie das kleine Menschenherz bewegen und beglücken kann. Du weißt, ich spreche sonst nicht viel von der Gottheit, ich hasse es sogar, wenn man sie fortwährend im Munde führt, so wie ich die dramatischen Liebhaber und Liebhaberinnen nicht leiden mag, die fortwährend in schönen Redensarten von der Liebe sprechen. Wie wäre die Gottheit klein, verlangte sie Anerkennung von den Menschen, was wäre sie da für ein karg menschlicher Gedanke. Wer über der Schönheit der Welt, über der Gottheit die Gottheit vergißt, ist der nicht göttlicher, frömmer als der, welcher sich außerhalb der Gottheit hinstellen und sie preisen will? Alle schönen Empfindungen, die Freude jeder Art ist der beste Gottesdienst.

Wie wenn unsere Herzen in warmes Blut, in Himmelsäther getaucht worden wären, so webte es in uns, als ich damals meinen Reiserock angezogen hatte, und wir miteinander auf der Schwelle Deines Schlafzimmers standen. Unter

meinem Arm lagst Du an meiner Brust, große Tränentropfen drängten sich Dir aus den Augen, und ich überschaute selig noch einmal den Raum unseres Glückes. Auf dem Stuhle am Bette lag Dein weißes Nachtkamisol, das ich Dir herunterzustreifen pflegte von der runden Schulter und dem vollen Arm. Du wolltest mir anfänglich immer die Augen zuhalten, wenn ich's zu hastig tat. Auf dem Nachttisch am Bette stand die Uhr, die ich zu verhängen pflegte, in der andern Ecke des Zimmers die treue, tiefbeschirmte Nachtlampe, die mir so oft geleuchtet hatte zum Anschauen meines weißen, schönen Mädchens. Es ward mir weich ums Herz, ich drückte mein Gesicht in Dein Haar und drängte meine Hand tief in Deinen Busen, um die Eindrücke meines Blutes Deinem Herzen mitzuteilen. Wir stiegen langsam die Treppe hinab, Du bliebst lieblich zögernd immer eine Stufe zurück und hattest den Arm um meinen Nacken, das Haupt auf meine Schulter gelegt. Du liebes, griechisches Mädchen warfst alle modernen französischen Rücksichten von Dir und gingst, ein leidend Weib mit ihrem Gatten, neben mir über die stille Straße, die noch im tiefen Schlummer der Morgenfrühe lag. Beim ersten Brunnen blieben wir stehen, Du lehntest Dich ermattet an, Dein Kopf lag zitternd auf meinem Herzen. Der Nachtwächter mit seinem mittelalterlichen Kostüme, dem breiten Hute und kurzem Spieße saß nicht weit von uns auf einer steinernen Bank und schlief, sein Hund kam einige Schritte auf uns zu, blieb stehen, reckte den Kopf neugierig in die Höhe und sah uns wie staunend an. Da, mein süßes Mädchen, überwältigte Dich zum ersten Male das verlangende Weib: Du schlangst Deine Arme fest um mich und sprachst zum ersten Male: „Nein, Alfons, Du darfst nicht fort!“ O, wie das durch alle Kammern meines innersten Mannes drang. Ich küßte Dich mit allen Fibern meiner Seele, nahm Deine erschlaffenden Arme von meinen Schultern, bedeckte meine Augen damit, küßte ihre hohle Fläche, legte sie

sanft in Dein Gesicht und ging. Wir sprachen kein Wort mehr. Als ich an die Ecke kam, wo der Postwagen meiner harrte, sah ich mich zum ersten und letzten Male nach Dir um, nachdem ich mir die letzten Tränen getrocknet hatte, ich wollte freudig von Dir scheiden. O, wie entzückt war ich, als ich sah, daß auch Deine Liebe den flüchtigen Schmerz besiegt hatte. Du hattest die Arme zum Himmel erhoben, ihn zum Glück herausfordernd wie Donna Anna zur Rache, die Freude des Abschieds lag erhaben auf Deinem Gesichte, eine mutige Antigone standest Du da. Der bunte Schal, den ich Dir über das weiße Morgenkleid geworfen hatte, war Dir von einer Schulter heruntergeglitten, Dein leichter, weißer Überrock flatterte im Winde — o wie entzücktest Du mich da, Blanka; ich eilte fort, um Dich nicht mehr anders zu sehen. — Es ist so verführerisch, vergangene Liebesgeschichten zu schreiben, die gegenwärtigen erblassen vor ihrem leuchtenden historischen Schein. Mein Karlsbader Morgen ist plötzlich klein und unbedeutend geworden. Wüßten es alle Menschen, welche tiefe Poesie in allem, was vergangen ist, liegt, welch' unaussprechliche Kunst über alles, was geschieht, sich verbreitet, sie würden sich die Gegenwart verschönern durch die epische Darstellung der Vergangenheit. Das kleinste, unbedeutendste Leben ist so überwältigend reich, wenn es vorüber ist und man mit schaffender Hand die Bilder zu ordnen weiß. Das ist der tiefe Zauber der Romantik, der in seiner Einfachheit so gewaltig ist, und den sie überladen, verwirrt, ja zerstört haben, die mystischen Romantiker mit ihren Spielereien. Der plumpste Mensch spricht von seiner glücklichen früheren Zeit, wenn sie auch, solange sie Gegenwart war, nur die gewöhnlichen, alltäglichen Dinge brachte. Das ist die große Macht des Epos, in deren Schoße die Hoffnung schlummert. —

Wir begrüßten uns wie alte Freunde, die Komtesse und ich, als wir uns am Brunnen fanden. Sie war so lieblich

in ihrer einfachen Morgentracht, ihre zarte Seele, ihre linden, schmeichelnden Worte sind so übereinstimmend mit einem stillen Sommermorgen, daß sie nur bei stiller Mondscheinnacht schöner sein kann. —

Das Frühstück ist in den meisten Brunnenorten, vorzüglich in Karlsbad, die praktische Poesie des Tages, der erste und schönste Anknüpfungspunkt an das Reizende der materiellen Welt. Die Komtesse hatte mich dazu eingeladen. Auf der schattigen Seite der Wiese war unser zierlicher Tisch aufgeschlagen, angenehm ermüdet vom vielen Promenieren setzten wir uns, die Komtesse machte die liebenswürdigste Wirtin, auch die alte Gräfin war heute besserer Laune, und Wilhelm unterhielt sie nach seiner Art auf das verbindlichste. Es war der Morgen eines katholischen Festes, auch die Bürgersleute, die an den Haustüren standen, oder vorübergingen, waren geputzt; das hat für mich etwas sehr Angenehmes, ich liebe die Festtage. Es sieht mir immer fatal aristokratisch aus, wenn ich mich müßig der Welt freue, und unweit von mir keucht ein Mann im Schweiße seines Angesichts, um der spröden Erde das Notdürftigste abzugewinnen. Die Wiese entlang saßen an den weiß und bunt behangenen Tischen lauter eben genießende Menschen, wie Weihrauch stieg überall der Dampf des Kaffees in die reine Luft, drei Schritt von mir lag warm und weich der junge Sonnenschein auf der Erde, die Luft war noch frisch, morgen- und lebenslustig, böhmische Musikanten spielten in angenehmer Ferne einen der lustjauchzenden Straußschen Walzer, rings um uns lachte, scherzte man, war man munter — kurz, es war gar hübsch, liebe Blanka. Der Körper ist durch Brunnen, Luft und Bewegung dazu so geläutert, klar in seinen Ansprüchen, offen allen Eindrücken, daß ein solcher Brunnenmorgen wirklich eine schöne sinnliche Poesie bringt. Ich bat die Komtesse leise, ihre Handschuhe auszuziehen, wenn sie uns Kaffee in die blinkenden Schalen gösse, damit ich die lebendige, schöne Hand sehe — sie kennt keine Ziererei,

blickte mich lieblächelnd an und tat's. Sie sah liebreizend morgendüftig aus, schneeweiß gekleidet, ohne die rohen Waffen der Schönheit: Schnürleib, steife Kleider usw. Mein Auge fühlte glücklich das weiche Leben durch die dünnen Kleider. Lächelnd teilte sie einen Tatitscheff mit mir. Das sind die weißesten kleinen Brötchen, denen man wunderlicherweise den skythischen Namen des russischen Gesandten gegeben, weil er soviel richtigen Geschmack gehabt hat, sie allen andern vorzuziehen. Und nun rückten wir uns recht behaglich näher, um recht bequem, innig und herzlich miteinander zu sprechen. Die Mutter gab nicht auf uns acht und war durch Wilhelm beschäftigt. Das Gespräch kam bald auf den Prinzen, der in einiger Entfernung an einem Tische stand und seinen Kaffee schlürfte, ein schlimmes Gesicht machte und die Augen zuweilen im Galopp zu uns her und wieder zurück jagte, dazwischen aber schnell einmal laut auflachte, mit den Damen und Herren an seinem Tische in ein scherzhaftes Gespräch geriet, und uns eine Viertelstunde lang ganz vergaß.

Ich sagte der Komtesse leise, daß man von ernstlichen Annäherungsschritten spreche, welche der Prinz zu einer Verbindung mit ihr in den letzten Tagen gemacht habe. Sie schüttelte wehmütig lächelnd das Haupt, und versprach mir davon zu sprechen, wenn wir nach dem Frühstück ein wenig promenierten.

7.

Wir waren noch nicht aufgebrochen, als der Prinz mit einer großen Suite an unserm Tisch vorüberstrich. Er sprach nur ein paar flüchtige Worte zur Komtesse. Ich achtete nicht darauf, weil mich etwas anderes lebhaft beschäftigte, es schien mir aber später, als hätten sie die Komtesse sehr ernstlich berührt. Neben dem Prinzen sah ich nämlich eine Dame, deren Auge mich traf wie der Strahl des Lichts. Es war

eine jener glücklichen Physiognomien, die überraschen, erfreuen, entzücken, ohne daß der Verstand ein Wörtchen dabei zu sprechen hätte. Sie sind der Spott der Gottheit über alle Malerkunst, sie enthalten jenes Etwas der Kunst, was kein Mensch erfindet, weil es das rein Göttliche des menschlichen Gesichts ist. Solch ein Antlitz hat die Griechen auf die Idee eines Gottes der Schönheit gebracht. Es ist die geistige Schönheit des Kopfes, und doch ist es keineswegs das, was wir Geist nennen, es ist das Glück, das wir nur erfahren, aber nicht erfinden können, was uns plötzlich in die Seele leuchtet. Ja, kopieren können wir armen Teufel so etwas, aber dann haben wir dies eine Bild, es ist keine Gattung, in welcher wir variieren könnten — ein Zug anders, und die Gottheit ist unter den Händen verschwunden. Solch ein Gesicht macht mich immer recht unzufrieden mit der Kunst — wie weit haben wir's denn in ihr gebracht? Einige Striche, Umrisse, tote Formen sind unser ganzer Reichtum, etwas innerlich lebendig Schönes können wir nicht erfinden. Das ist eine Prärogative der Gottheit, wie das Glück.

Ach! das Glück, Blanka, das Glück, dieser glänzende Beweis unserer Sklaverei, weißt Du nicht wo es der Herrgott versteckt hält?!

Ich dachte an die junge Napoleonische Garde, als ich das glücklich schöne Mädchen vorüberschreiten sah: sie geht einher wie ein siegeslustiger Soldat. Um die scharfgeschnittene Nase weht kühner Mut, das Leben zu genießen, das große blaue Auge, dessen dunkle Pupillenränder einen hüpfenden Schatten über den ganzen Augapfel gießen, dies Auge springt herum wie ein glänzender, übermütiger Knabe, den man küssen und kosen möchte. Frei war der Kopf, kein Hut hemmte das fliegende kastanienbraune Haar, kein Schirm schützte die weiße Haut vor der Sonne; sie forderte den Sonnengott heraus, seine Pfeile an ihr zu versuchen. So schritt sie vorüber in einem grauseidnen Oberrocke, der Wind

schlug die Flügel zurück, zeigte das hochgeschürzte weiße Unterkleid und das volle schöne Bein, welches fast wie männlich, nur runder, in kühnen vorstrebenden Linien in einem Guß bis auf die kleine Fußspitze sprang. Der springende Knabe, dies Auge des Glücks traf mich einen Moment, mein Gesicht muß vor Freude gestrahlt haben, ein schnelles Lächeln sprang über ihre vollen Lippen, sie war vorüber, und ich konnte nur eiligst den Kopf wendend, die Figur noch betrachten. Wie ein reizender Schalk gleitet der Wuchs vom straffen Nacken über die schöngeschweiften Schultern und hüpft in die weiche elastische Taille, ruht auf den stolzen Hüften, und schwingt sich weich und nachgiebig das Bein entlang.

Blanka, Blanka, Allah ist groß und die Schönheit sein Prophet.

Als wenn ich unartig gewesen wäre, sah ich jetzt beschämt die Komtesse an. Ich fühlte, daß ich ihrem sanften, bescheidenen Reize untreu geworden war, sie sah still vor sich hin, und ich freute mich, daß sie meine Abschweifung nicht bemerkt hatte. Es schien ihr gelegen zu kommen, daß die Mutter das Gespräch allgemein machte, wir saßen noch eine Weile zusammen, der Eindruck verlor sich allmählich wieder bei ihr, und als wir aufbrachen, war sie in ihrer vorigen harmonischen Stimmung. Ich wußte, daß Wilhelm viel Notizen über den Prinzen gesammelt hatte, berührte diese Saite, die, wie ich richtig vermutete, für die alte Gräfin einen sehr guten Klang gab, und ließ die beiden Etymologen dann vorausschlendern.

Ich meinte, die Komtesse würde verlegen sein, mir dergleichen mitzuteilen, hatte mich aber geirrt. Sie sagte mir liebenswürdig offen, daß sie mich für einen guten Menschen halte, der ihr namentlich ungemein viel Zutrauen erwecke. „Ich glaube," fuhr sie fort, „Sie sind weniger egoistisch als die meisten Männer, dieser Egoismus ist eueres Geschlechts schlimmer und allgemeiner Fehler. Wir Frauen

sind oft nur liebenswürdiger, weil wir besser sind. Ihr wollt immer etwas, wenn ihr an jemand herantretet; nur die kokettesten von uns teilen das mit euch, und es ist doch so harmlos: sie wollen Beifall. Ich hoffe, lieber Graf, ach ja, ich weiß es, Sie sind nicht so egoistisch."

Nicht wahr, Blanka, 's ist ein liebes Ding? Mancherlei sprach sie über den Prinzen, und war im ganzen entschlossen, ihn zu heiraten. Ich gestehe, daß mir das ein wenig Mißbehagen erweckte, dies innige Geschöpf in die Arme eines leeren, oberflächlichen Menschen geben zu sehen. Als ich sie darauf hinwies, wie sie doch eigentlich wenig zum Prinzen passe, erwiderte sie mir wunderliche Dinge. Vor allem betonte sie's, daß sie ihrer Mutter damit eine Freude mache. Alsdann erzählte sie sehr unbefangen, daß sich sehr viel Freier um sie beworben hätten, daß sie eigentlich, wolle sie gerecht sein, keinen vorziehen, keinen nachsetzen könne. „Ihr seid euch sonst alle gleich, ein wenig mehr Eigensinn oder Roheit findet sich wohl bei dem oder jenem, aber die Menschen sind ja doch alle nur so oder so, je nachdem mit dieser oder jener Weise auf sie eingewirkt wird. Die Gewohnheit tut alles, und ich bin immer der Meinung, es gebe weder Glück noch Unglück."

Ich sah das Mädchen verwundert an und fragte sie, ob sie nie geliebt hätte. Lächelnd sah sie mich an. „Ich weiß eigentlich nicht" — klang ihre Antwort — „was ihr so nennt, ob die Menschen wohl über diesen allgemein angenommenen Begriff einig sind." Es war überraschend, was sie mir darüber sagte, im Grunde kam es darauf hinaus, daß die Liebe die eigentliche Tugend und das einzige Lebenselement sei. Was die Poeten absonderlich so nennten, habe ihr immer das Ansehen einer liebenswürdigen Exaltation gehabt, und sie habe an die begeisterten griechischen Seher gedacht. Meisthin hielte sie die sogenannte Liebe für einen Zustand der Geschichte. Damit will sie sagen, wenn ich es

glatt ausdrücken soll, es sei eine Sache der Gewohnheit; zwei Menschen lebten sich speziell aneinander, und aus angeborener Furcht, nicht wieder Ersatz zu finden, konnten sie sich nicht trennen. „Geben sie dem Manne, der mich liebt, mein Ebenbild von innen und außen, er wird mich nicht vermissen, und so können sie ihn die Reihe durch viele andere Ebenbilder machen lasseu. Ist das nicht ein Zeichen, daß er sich nur an mich gewöhnt hat?“ Es ist also ziemlich gleichgültig, wen man heiraten und lieben will, wenn er nicht gerade dumm oder schlecht ist. Warum ich bis jetzt noch immer gezögert habe, begreif' ich selbst nicht, da mich eigentlich die Mutter immer drängte. Wenn der Prinz heute seinen Antrag wiederholt, will ich ‚ja‘ sagen.

Ich faßte sie zum ersten Male hastig bei der Hand, ich weiß selbst nicht, wie es kam, und bat sie, nicht so damit zu eilen, sie schmachte in einer wunderlichen Armut, die Liebe sei mehr als sie glaube, sie sei so viel mehr als Poesie höher stehe, denn die Kunst, Verse zu machen. Es existiere in Poesie und Liebe eine göttliche Offenbarung, ein außergewöhnlicher Zauber.

Sie war rot geworden, als ich ihre Hand gefaßt hatte, und ich fühlte, daß die ihrige leis bebte, als ich zu sprechen aufhörte und Ruhe gewann. Wir waren an eine Felsenecke des Weges gekommen, hörten das Geräusch einer großen Gesellschaft und die Begrüßungsworte der alten Gräfin. Ich ließ die Hand der Komtesse los. Sie sah noch einen Augenblick zu Boden und war stehen geblieben. Ihre dunkeln Wimpern und das Feuchtglänzende des halb geschlossenen Auges fielen wie romantischer Tau der Abenddämmerung auf die noch hochgeröteten Wangen. Ich hatte sie nie so jungfräulich gesehen. Mit dem Sonnenschirme fuhr sie im Sande hin und her. Plötzlich hob sie das Köpfchen, warf es in den Nacken, schüttelte so die Locken aus dem Gesicht und das vertriebene indifferent freundliche und doch so

schöne Lächeln hüpfte wieder um die Lippen. „Ich möchte wohl von Ihnen erfahren, ob wirklich etwas dahinter sei," sagte sie mit dem leichtesten und doch sichersten Tone, daß sie nicht daran glaube. „Über dem großen allgemeinen Wunder der Natur lieb' ich die Privatwunder nicht. Sie müssen mir morgen eine Vorlesung darüber halten, lieber Graf."

Bei diesen Worten waren wir bei der Gesellschaft. Der Prinz und das schöne, glücklich geschaffene Mädchen, das ich des Morgens gesehen, waren dabei. Ich war abwesend und machte kaum einige linkische Verbeugungen. Sollte dies harmlose, liebe Mädchen solchergestalt kokettieren — das ging mir im Kopfe herum. Die unglückselige alte Baronin war auch von der Partie und machte sich sogleich wieder mit mir zu schaffen. Heiliger Gott, was hab' ich verbrochen, daß diese Frau so freundlich gegen mich ist. Ich konnte nicht heraus aus meinem Sinnen über die Komtesse. Der Prinz fragte mich etwas; ich weiß nicht, was ich ihm geantwortet habe, etwas Unpassendes mußte es sein, denn ein lichter Augenblick ließ mich bemerken, daß er mich erstaunt und ein wenig einfältig ansah. Ich mußte mir Gewalt antun, nicht unverwandt ins Gesicht der Komtesse zu blicken. Der Prinz nahm mich plötzlich bei der Hand und stellte mich dem schönen Mädchen im grauseidnen Überrocke vor. Noch immer war ich so wenig bei der Gesellschaft, daß ich nichts als den Namen Franziska behielt. Erst allmählich kam ich etwas zu mir und ertappte mich auf dem so oft von Dir gerügten Fehler, daß ich mein Gesicht in die grimmigsten Falten zusammengezogen hielt. Das begegnet mir so leicht, wenn ich über etwas Unbequemes grollend nachdenke. Fräulein Franziska mag eine gute Idee von mir bekommen haben. Als ich es bemerkte und dem Übelstand abhalf, sah ich, daß sie ein sehr humoristisches Gesicht dazu machte. Ich erkannte wie des Morgens ihre Schönheit, konnte es aber zu keiner Aufmerksamkeit für sie bringen: der Prinz schien mit der

Komtesse der Gesellschaft vorauszueilen, es kam mir plötzlich vor, als habe er mich mit Fräulein Franziska nur darum bekannt gemacht, um die Komtesse von mir zu trennen. Es weiß der Himmel, warum mich ein so fatales Unbehagen überkam; kaum konnte ich flüchtig lächeln, als Franziska mit schnurriger Naivität mir zu verstehen gab, sie halte mich für einen schönen Mann. Der Prinz beugte sein Haupt so nahe zur Komtesse und schien so eifrig zu sprechen; ich ließ ungezogen eine neue Bekanntschaft stehen, und eilte hastig dem Paare nach. Erst jetzt fällt mir's ein, daß die ganze Gesellschaft verwundert auf mich sah. „Also Sie gestatten mir, daß ich Ihnen heut' abend zu dem Ende meine Aufwartung mache?" Das waren des Prinzen Worte, als ich in seine Nähe kam; dabei küßte er der Komtesse die Hand, und diese machte eine bejahende Verbeugung. Es peinigte mich ein unbeschreiblich beengendes Gefühl. Das liebe Mädchen kann nicht kokettiert haben, darf nicht in dieser traurigen Armut verbleiben, sagte ich zu mir und nahm mir vor, noch auf das eindringlichste mit ihr zu sprechen, eh' der Abend und der Prinz käme und es vielleicht zu spät würde.

Vor dem böhmischen Saale hielt ein Wagen, ein alter Kavalier stand dabei, lud die Gräfinmutter ein, ihm ihre und des gnädigen Fräulein Tochter Gegenwart zu der besprochenen Partie zu schenken, man müsse eilen, wolle man vor Anbruch des Abends zurück sein. Die alte Gräfin hatte des Prinzen Eifer gesehn, sie mußte etwas von Spannung des Interesses wissen, stieg ein und fuhr davon.

Fest beschloß ich in mir, den Prinzen des Abends nicht zur Komtesse zu lassen.

8.

Ich war in der größten Unruhe: von der Wiese lief ich nach Hause, vom Hause auf die Wiese, nach dem Posthofe,

wieder zurück; mein Arzt begegnete mir, sah mit Erstaunen meinen erhitzten Zustand und befahl mir dringend, bis zum andern Morgen mein Zimmer zu hüten. Einen Augenblick war ich ihm gegenüber ruhig und beneidete ihn glühend um die klassische Ungestörtheit, die stoische Ruhe seines Wesens. Sage mir, Blanka, was ist das für eine unerquickliche, nutzlose, zwecklose Bewegung, Unruhe in mir? Was für Rückschritte — ach was, man muß nicht immerwährend sein eigener Polizeikommissarius sein! Packt euch fort, inquirierende Gedanken, jetzt hab' ich keine Lust, keine Zeit, euch Rede zu stehn!

Die buntesten, wunderlichsten Pläne gingen mir durch den Kopf, wie ich den Prinzen von dem Besuche abhalten wollte: man sollte ihm ein Billett bringen, seine Mutter habe ihn besuchen wollen, sei krank geworden, liege im nächsten Städtchen, verlange ihn augenblicklich zu sprechen — oder: ein Mann mit den merkwürdigsten Sammlungen von Naturalien, Handschriften, Münzen, Wappen und dergleichen treffe heute abend in Prag ein und reise morgen früh auf und davon nach Amerika. Er liebt wie soviele mittelmäßige Menschen dergleichen Raritäten und Sammlungen aufs äußerste. Ach, was wollt' ich nicht alles! Duell, Gefangennehmung, Feuersbrunst, alles das stürmte mir im Kopfe herum — es schlug fünf Uhr, ich wußte noch nicht, was ich tun sollte. Die Stube beengte mich, sie war schuld an meiner Dummheit, ich ließ mein Pferd bringen, ritt nach Hammer zu, um etwas auszusinnen. Ich bemerkte nicht, was um mich vorging; als ich endlich einmal aufsah, ritt der Prinz in geringer Entfernung von mir. Ich konnte nicht ausweichen, er hatte mich gesehen und nahm mich in Beschlag. Von der Komtesse durfte ich nicht sprechen, ich hatte schon des Morgens zu ungeschickt mit offner Karte gespielt. Leute seiner Art, die an einer gutmütigen Oberflächlichkeit kranken, können keine Besorgnis, keinen Plan allein verfolgen, sie müssen um Rat

fragen. Er fing selbst an, und zwar galt seine Besorgnis jenem alten Kavalier, den er zwar wenig kannte, aber fürchtete. Dieser Mann sei ihm schon mehrmals begegnet, immer sehr artig gewesen, er, der Prinz nämlich, habe aber, soviel er sich erinnere, nirgends reüssiert, wo er den Mann gesehn.

Dahinter konnte zwar etwas sein, aber meine Zeit drängt. Ich schlug dem Prinzen eine Partie vor zwischen die Berge, die plumpste List ist oft die beste; aber ich hatte vergessen, daß er gar nichts Poetisches an sich habe und ein Pedant sei. Natürlich schlug er's aus und sah nach der Uhr. Ich kam nicht von ihm los; als wir auf der Johannisbrücke in Karlsbad wieder ankamen, schlug es sieben, der Abend war da, die Spazierfahrer kamen von allen Seiten zurück, ich glühte vor Angst. Vor des Prinzen Wohnung stiegen wir ab, er kommandierte einen Tisch vor die Tür und ein Schachspiel und bot mir eine Partie an. Es war eine grauenvolle Idee, ehe man dem Liebchen Herz und Hand antragen will, Schach zu spielen; es war raffiniert grausam, mich dazu einzuladen, dessen Gehirn sich eben auf Leben und Tod um den Bankerott schlug. Aber man mußte ihm vergeben, er wußte nicht, was er tat.

Ich erbat mir nur einen Moment, sprang auf mein Zimmer, diktierte meinem Friedrich ein tolles Rendezvous-Billett in die Feder, drohte mit mystischer Prophezeiung entsetzlich Unheil, wenn Se. Durchlaucht heute über eines reinen Mädchens Schwelle schreite, verhieß wichtige Entdeckungen auf der Spitze des Kreuzberges. Damit sollte Friedrich vor der Tür der Komtesse den Prinzen auflauern und es ihm mit den Worten „Lest flugs, die Toten reiten schnell" — einhändigen. Natürlich mußte er verkleidet sein und alsbald verschwinden. Dieser ultraromantische Streich war das einzige, was mir übrig blieb in meiner Unfruchtbarkeit.

Ich eilte zurück, wir spielten Schach, oder vielmehr: er spielte mit mir. Das in der Nähe liegende Haus der

Komtesse — wir wohnen alle auf der Wiese — hatten wir beide im Auge und warteten auf die Ankunft derselben. Es schlug acht, sie war noch nicht da; der alte Kavalier fiel mir ein, ich dachte daran, daß ich ein Glückskind und des Sonntags geboren sei. Ich zählte an den wenigen Worten, die wir sprachen, die Silben, um durch Gerade oder Ungerade ein Orakelresultat zu bekommen. Wenn wir etwas recht lebhaft wünschen oder fürchten, so sind wir alle abergläubisch und mißtrauen dem Verstande. Es ist dem alten Kant nicht besser ergangen: ein Zeichen, wieviel auf unsere Weisheit zu geben ist, wie tief die Mystik in unser Leben hereinhängt.

Es fing an zu dunkeln, nun wurde der Prinz auch unruhig und schickte in das Haus der Komtesse, um sich zu erkundigen, ob die Damen noch nicht zurückgekehrt seien. Noch ehe der Diener seine verneinende Antwort zurückbringen konnte, kam ein Bekannter des Prinzen vorüber und rief ihn beiseit. Der Prinz schien, nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt, ein wenig bestürzt zu sein, entschuldigte sich flüchtig bei mir und ging ins Haus. Jener Bekannte war mir fremd, ich konnte ihn nicht fragen und schlenderte halb vergnügt, daß sich solche Störungen einstellten, auf der Wiese hin. Bald brauste des Prinzen Equipage an mir vorüber, der Wagen war geschlossen, die Pferde schossen im längsten Trabe hin. Das trieb meine Neugier aufs höchste. Ich eile zum Hause des Prinzen zurück, um vielleicht von einem Diener, der beim Anspannen geholfen und des Herrn Befehl für den Kutscher gehört hat, die Richtung zu erfahren und den Zweck zu kombinieren. Ein Kutscher steht wirklich an der Tür und sieht in die Dunkelheit hinaus dem Wagen und den Pferden nach. Er bescheidet mich auf meine Frage sehr bündig: „Nach Aich.“ Das ist ein Ort in der Nähe von Karlsbad, der oft besucht wird. Die plötzliche Fahrt mußte mit der Komtesse zusammenhängen — wahrscheinlich war dieser etwas begegnet. Das machte mich, wunderlich genug,

durchaus nicht besorgt; ich kannte nur ein Unglück, daß sich nämlich das holde Geschöpf mit dem Prinzen verbände. Daß der Kutscher umgeworfen haben könnte, daß die Pferde durchgegangen sein könnten, fiel mir wohl ein, aber das störte mich wenig. Die weichen, elastischen Glieder des Mädchens nahmen, meines Erachtens, nicht so leicht Schaden, höchstens konnte die beiden morscheren Alten etwas betroffen haben. Zu Heiratsbesprechungen konnte hierbei der Prinz keine Zeit gewinnen. Mit diesem Räsonnement in einer wunderlichen, halb fröhlichen Stimmung, kam ich an der Wohnung der Komtesse vorüber, und schickte eben lächelnd den Friedrich nach Hause, da kommt der Alte mit den Damen munter angefahren; der Prinz hatte entweder eine andere Straße eingeschlagen, oder war vorbeigerast, ohne sie zu erkennen.

Ich hob mein gerettetes Mädchen aus dem Wagen; sie war sehr heiter und gut, und es schien mir, als lege sie recht zutraulich ihren vollen Arm in meine stützende Hand. Flüchtig küßte ich ihr den Handschuh, sie strich mir noch flüchtiger mit einer neckenden, schalkhaften Bewegung die Locken ins Gesicht und sagte: „Schelm, wie können Sie als Patient noch so spät sich hier herumtreiben?“ Der weiche Handschuh hatte mir die Wange gestreift, dies hatte mir so wohl getan, die Anrede war auch so vertraulich; ich war sehr angenehm erregt. Die alte Gräfin sah nachdenklich aus, war aber sanfter freundlich gegen mich als bisher — ich sagte kein Wort vom Prinzen und seiner Fahrt, und empfahl mich an der Treppe. Der alte Kavalier tat dasselbe; es drängte mich zu sprechen, ich teilte ihm von meinen Vermutungen über den Prinzen mit, und fragte ihn um seine Meinung, wie das wohl zusammenhängen möchte. Er ließ sich in seiner freundlichen Höflichkeit nicht stören, lächelte nicht mehr und nicht weniger und sagte: „Irrtümer, Irrtümer, können wohl Irrtümer sein — bon soir, Monsieur le comte!“

9.

Unsere gesellige Atmosphäre ist plötzlich wie die Luft nach einem Gewitter um und um verändert. Als ich heute auf die Promenade kam — ich hatte es verschlafen, und es war ein wenig spät — schien mich die Komtesse ungeduldig erwartet zu haben, wenigstens ließ sie den Arm ihrer Begleiterin los, um mir entgegenzutreten. Sie fragte mich, ob ich den Prinzen gesprochen, und vertraute mir mit einem Lächeln, was schon eine weit vorgerückte Vertraulichkeit ausdrückte, daß er sich heut noch gar nicht um sie gekümmert und sie kaum aus der Ferne gegrüßt habe. Ich war sehr vergnügt und erzählte so viele Schnurren, daß selbst die alte Gräfin, die ungemein verdrießlich aussah, lachen mußte. Namentlich amüsierten sie Geschichten von einem alten verschollenen Oheim von mir, der bei außerordentlichen geistigen Fähigkeiten ein außerordentlicher Sonderling war, den Staatsdienst meines Vaterländchens verlassen hatte und als außerordentlicher Gesandter auf eigene Hand bei allen Höfen herumgereist war. Von seinen früheren Geschäften hatte er noch überall Bekannte, sein bedeutender Verstand machte ihn immer als Ratgeber willkommen, sein großes Vermögen gab ihm die Mittel zu solch wunderlichem Leben. Ich erinnere mich nur flüchtig noch einer Äußerung meines Vaters, die er einmal vielleicht halb scherzhaft gegen meine Mutter aussprach, daß der Onkel die Ehe hasse wie die Spinnen, und daß sein einziges diplomatisches Geschäft sei, alle bedeutenden ehelichen Verbindungen zu zerstören. So etwas schien auch in unserer Umgegend zu kursieren, man beschrieb meinen Onkel allgemein als eine Art kleinen Teufels mit lauter komischen Manieren. Wenn er von einer Ehe höre, so spucke er sich in die Hand, niese dreimal, und werfe seinen Kopf dreimal auf die rechte und dreimal auf die linke Schulter. Ärmeren Personen biete er Geld, damit sie von ihrem ehe-

lichen Vorhaben abstünden; das höben sich dann die Leute auf und benutzten es als Mahlschatz, sobald ihn seine Rastlosigkeit weitergeführt habe. Indessen erinnere ich mich doch dunkel, daß dies alles nur äußere Harlekinsmaske sein mochte, und daß mehrere bedeutende Leute sehr ernsthaft, aber nicht eben wohlgelaunt wurden, wenn sie von meinem Onkel sprachen. Ich war noch sehr klein und weiß nichts Rechtes mehr darüber, aber Du wirst wohl auch schon die Bemerkung gemacht haben, daß gewisse Dinge ihre Farbe in das Gedächtnis einätzen, ohne daß wir eigentlich wissen, wie das gekommen sei, da wir selbst nichts zugetan haben. So ist's mit einer dunkeln Schattierung der Charakterbildung meines Oheims. Es ist mir eingeätzt, daß er die Aristokratie und die alte Welt ingrimmig hasse und herumgereist sei, um das Herz dieser Welt aufzusuchen, damit er seinem Dasein mit einem Stoße ein Ende machen könne. Das ist nun einer meiner lächerlichsten Gedanken. Ich war fünf Jahre, als mein Oheim uns verließ, und ich habe damals von Aristokratie und alter Welt soviel gewußt, als von Brahmas Verwandlungen. Aber es ist und bleibt ein eingegebenes Vorurteil meines Gedächtnisses.

Übrigens ist mir jahrelang der alte Oheim nicht ins Gedächtnis gekommen, er ist vielleicht schon lange tot; sein Vermögen hatte er schon bei Lebzeiten den Bürgerschulen vermacht; ich weiß nicht, wie ich plötzlich auf den schnurrigen alten Kauz zu sprechen kam.

Der Prinz kam nicht in unsere Nähe und sah mürrisch aus, die alte Gräfin war sehr unruhig und zerpflückte die Neuigkeiten Wilhelms, die Komtesse war liebenswürdiger denn je. Wenn die Mädchen einen Liebhaber am Fädchen ziehen, wie sie den Prinzen, nicht recht entschlossen sind, von keiner heftigen Leidenschaft geplagt werden, und große bürgerliche Freude zu erwarten steht, sobald sie das Fädchen bis an ihre Hand ziehen und „ja“ sagen, dann sind sie oft

in einer weich-übermütigen Stimmung. Sie gleichen einem warmen Wolkentage, wo die weiche, wollüstige Luft nicht sicher vor Regen ist und doch nicht weiß, ob sie den Regen fürchten oder hoffen soll. Zu dieser Stimmung ist ein neuer, lebhafter Verehrer notwendig, und ich bin wahrhaftig einer: das linde, durchweichte Wesen des lyrisch schönen Mädchens machten meinen ganzen Menschen verlangend. Das Wetter war ein wenig trüb, wir saßen auf dem Zimmer beim Frühstück — man hatte mir's und Wilhelm als Vergünstigung gestattet, tägliche Gäste beim Frühstück zu sein. Die Komtesse hatte ein kleines leichtsinniges Häubchen auf die Locken gestülpt, dessen offene Bänder lockend um Hals und Schultern flatterten. Ihr weißer Oberrock war zwar bis an den Hals zugeknöpft, aber ein Knöpfchen hatte sich gelöst, und die sonst so verschwiegene obere Brust flüsterte mit dem auf und zu schreitenden kleinen Flügel des Kleides süße, heimliche Dinge. Das ist ein wunderlich Geheimnis der Romantik: ich habe das Mädchen in großem Putz offen und frei gesehn bis an die Schultern, es hat mich nicht gereizt; wir sind und bleiben durch und durch Kinder: was sich uns halb entzieht, dem rennen wir hastig nach. — Dazu lächelte mir das Mädchen so tief und innig in Augen und Seele hinein, ihre schönen Hände tänzelten so reizend auf dem dunkeln Teppich um die Tassen und Schalen herum, es durchblitzte mich, als sich unsere Hände einmal plötzlich berührten. Wilhelm und die alte Gräfin gingen langsam im Zimmer auf und ab, sie kehrten uns eben den Rücken, ich konnte nicht widerstehen, ergriff die schöne Hand der Komtesse und drückte sie rasch an meinen heißen, durstigen Mund. Eine leichte Röte flog wie ein schnelles Wetterleuchten über ihr Gesicht, man sieht noch keine Wolke am Himmel, man weiß noch nicht, ob ein Gewitter kommen werde, obwohl es heiß und schmachtend wie Gewittersehnsucht auf der Erde ruht. Wie schön blitzte einen Augenblick ihr sanftes Auge, ehe es sich senkte, der

innige Druck meiner Hand wurde leise erwidert — die Gräfin kehrte mit Wilhelm um, ich mußte meine schöne Beute aufgeben, ich mußte sprechen, weil unser Schweigen aufgefallen wäre.

Es konnte alles noch gutmütige Freundlichkeit zwischen uns sein — weiter nichts. Aber das Frühstück war doch sehr hübsch. Sie hatte mir zwar schalkhaft mit dem Finger gedroht, als die erste Übereilung aus Gesicht und Augen verschwunden war — aber es konnte immer noch weiter nichts sein.

Wilhelm brachte eine wunderliche Neuigkeit zutage, die er von mehreren Seiten gehört haben wollte, der Prinz nämlich sei nicht der Prinz. —

Die Komtesse lachte, die alte Gräfin runzelte die Stirn und ging dem Wilhelm sehr ernsthaft ans Leben, wo er solch Zeug her habe. Wilhelm sah nicht minder ernsthaft aus und zitierte Quellen.

10.

Die Luft war so lind und umarmungslustig, ich wollte sie schwelgend genießen und stieg hinter dem sächsischen Saale den Berg hinauf. Als ich jenseits aus dem Walde heraus auf die Landstraße trat, die nach Hammer führt, kamen vier Pferde mit einem kleinen Wiener Wagen daher gebraust. Darin saß der Prinz mit Fräulein Franziska ganz allein. Man weiß hier schon allgemein, daß die schöne Franziska keine konventionellen Einschränkungen duldet: sie geht und fährt, mit wem sie eben will, wohin sie will, sie beachtet den Schein gar nicht. Darum geht sie den Sommer über ins Bad, weil da die Formen freier sind und sie noch weiter in ihrer Ungeniertheit gehen kann. Aber man kann bei ihr sehen, wie Konsequenz und alles Ganze imponiert: ich habe sie von allen Seiten tadeln hören, ihren Ruf hat aber die frivolste Zunge noch nicht angetastet. Es ist ein merkwürdig

Ding: sie hat ihre Anverwandten und Güter in Kurland und lebt allein, ein achtzehnjährig Mädchen, schön wie das jüngste Weib Mohammeds, im südlichen Deutschland, zumeist in Wien.

Der Prinz setzt eine große Eitelkeit darein, aus dem Fond des freilich sehr bequem dazu eingerichteten Wagens seine vier raschen englischen Pferde zu kutschieren. Der gewöhnliche Vorreiter mußte durch irgend einen Auftrag zurückgehalten worden sein, ich sah erst in weiter Ferne seine gallonierte Tracht heranjagen, die vier Engländer gingen in ungestümem Trabe, der Prinz sprach eifrig mit Franziska und gab nicht acht auf Weg und Pferd. Sie waren schon dicht bei mir, da wurde ich auch erst auf einen halbnackten böhmischen Jungen aufmerksam, der mitten im Fahrwege lag und mit dem Sande spielte. Statt daß er aufspringen und auf die Seite laufen sollte — es war ein starker Bengel von wenigstens vier Jahren — fing er aus vollem Halse an zu schreien und hob beide Arme in die Höhe. Der Prinz bemerkte nichts, sprach ungestört weiter, Franziska sah auch nicht nach vorne, die Vorderpferde waren noch wenige Schritt von dem Jungen entfernt, der Bengel schrie mörderlich — da sprang ich schnell hinzu und warf den Schreihals aus dem Wege. Ich hatte aber nicht viel besser als der Bube ebensolange tatlos auf den Wagen gestarrt, daß es fast zu spät war, und mich das Vorderpferd samt dem geretteten Böhmerbuben auf die Seite hin an die Erde warf.

Im letzten entscheidenden Momente mochte Franziska entweder das Geschrei des Kindes gehört oder uns gesehen haben, sie war kreischend aufgesprungen, hatte nach des Prinzen Arm gegriffen; dieser hatte die Zügel angezogen, die Pferde standen. Franziska sprang aus dem Wagen, ich hatte mich kaum aufgerafft, denn ich war mit meinem kleinen Schützling ein wenig verwickelt gefallen, da stand sie vor mir und griff nach meinen Händen und nach dem schmutzigen Buben.

Ich überzeugte sie schnell, daß nichts Unglückliches geschehen sei; sie war liebenswürdig, erschrocken und bewegt. Der kleine böhmische Range erhielt einen Kuß und eine Hand voll Silbermünze, sah sie mit aufgesperrtem Munde an und setzte sich sogleich wieder in den Weg, um mit neuem Spielzeug weiter zu spielen. Der Prinz lachte, Franziska war böse und sagte ihm zornig, er möge allein nach Hause fahren. Damit gab sie mir den Arm und ging von der Straße ab auf den Fußweg zu. Ich entschuldigte mich lachend beim Prinzen; er hieb in seine Pferde und jagte davon.

Franziska schalt ihn sehr; aber wir waren noch nicht zwanzig Schritte gegangen, so hatte sie die ganze Angelegenheit vergessen, und meinen Arm loslassend, wandte sie ihren zürnenden Eifer gegen mich. Sie begreife nicht, wie sie dazu komme, einem ungalanten Menschen wie mir den Arm zu geben, der bis jetzt immer kaum Zeit gefunden habe, die nötigsten Höflichkeitsformen zu beobachten. „Es ist langweilig," meinte sie, „wie Sie über der Komtesse alle Welt vergessen. Aber es ist wahr, die Komtesse ist ein liebreiches Geschöpf!" Und nun ergoß sie sich in einer fortlaufenden Bewunderung derselben, die durch die kindliche Aufrichtigkeit, mit der sie alle Vorzüge jener zählte, die naivste Liebenswürdigkeit an den Tag legte. „Ach wenn ich doch nur einmal so zufrieden, einfach, abgemacht sein könnte wie die bescheidene Komtesse!" schloß sie ihre Apotheose. Und nun war der Gegenstand erschöpft; so gern ich ihn auch besprechen hörte, es ging zu etwas anderem.

Und wie schön sah das Mädchen dabei aus. Durch den Vorfall auf der Straße war sie schon erregt worden, jetzt waren wir langsam bergauf gestiegen, sie hatte mit Eifer und Lebhaftigkeit gesprochen: ihre Wangen glühten, ihr Atem eilte und bestürmte die junge, frische Brust. Leger wie sie immer ist, öffnete sie den Gürtel ihres leichten seidnen Oberrocks und ließ ihn im Winde fliegen. Die volle, weiche

Gestalt drängte sich schmachtend nach Erfrischung an das anschließende weiße Untergewand heraus; auch die Brustflügel des Oberrocks gaben nach, die weiße Haut lachte fröhlich in die Luft, das volle Haar wogte ihr im Winde, den Strohhut hatte sie mir schon längst umgehangen. Wir waren noch nicht ganz oben, da faßte sie mich beim Arme und sagte lachend, ich sollte stehen bleiben, sie müsse einmal ruhen. Als ich mich lächelnd umkehrte, sah sie mir so rührend gutmütig in die Augen, daß mir das Herz aufging über diesen Anblick. Dies schöne Auge, auf welchem die junge liebe Seele saß, die Händchen erhob und: „Bitte, bitte“ sagte, hatte eine magische Gewalt. Ich dachte an die alten Zaubermärchen von bestrickenden Augen und Blicken; diesem Blick konnte man nichts versagen, er war die reizendste Liebe Gottes. Und sie war erschöpft, es war ihr unverfälschtes, eigentümliches Ich — o was ist aller Ursprung soviel gewaltiger als alle Kultur! Dieses gewisse, geheimnisvolle Etwas der Gottheit, wir finden's so wenig, als wir das nachmachen können, was die eigentliche Lebenskraft ist, der Hauch des Lebens.

Ich reichte ihr beide Hände, sie legte sich mit der ganzen lieben Schwere ihres Körpers darauf und fiel ermattet an meine Brust. Das schöne reiche Haar überwallte ihr Haupt, mit ihrem heißen Gesicht lag das liebe, unbändige Mädchen nahe an meinem Herzen, ihr heißes Leben goß seine Strahlen über mich. Sie richtete sich ein wenig auf, legte ihre Hände auf meine Schultern und sah mich wie ein einfältig Mädchen neugierig, lächelnd an. Ich strich ihr die heißen Haare von der Stirn — „Ach, wie heiß, Lieber!“ sagte sie. Unverwandt guckten lächelnd ihre Augen in die meinen — „nicht wahr, du bist gut?“ fragte sie naiv. Ich küßte ihr innig das reiche Auge. „Das tut hübsch,“ meinte sie, und reichte mir lächelnd den gespitzten Mund hin. Ich war der förmliche Narr ihrer Naivität, aber ich hatte nichts dawider und

küßte munter und herzhaft, das Mädchen war unwiderstehlich. Meinen Arm hatte ich unter den fliegenden Oberrock in die feine, nachgiebige, warme Taille des weißen Gewandes gelegt und drückte das schöne Mädchen an mich. — „Genug, genug“ — rief sie unter meinen Küssen, „das macht noch wärmer.“ Als ich sie nicht gleich ließ, riß sie sich los, sagte: „Du garstiger Mensch,“ und sprang ein paar Schritte aufwärts. Der gegenüberstehende Berg und der Wald um uns sahen neugierig zu, wie sich das süße Kind die Haare ordnete und den Strohhut, den sie mir abgerissen hatte, aufsetzte. Sie lag auf einem Knie einige Schritte höher als ich stand, und hatte den andern Fuß mit dem zierlichen Stiefelchen und dem runden, blendend weißen Strumpfe bogenwärts ausgestreckt. Das hochgeschürzte Kleid ließ die schöne Form des Fußes bis an die Hälfte des untern Beines sehen; sie glich einer kecken Waldnymphe, die man modern angezogen hat, und die aufspringen will. Als ich ihr das sagte, lachte sie wieder, nannte mich einen lieben Narren, sprang auf und tanzte nach der Höhe des Berges.

Ich eilte ihr nach. Zu meinem größten Erstaunen, ja ich kann wohl sagen, zu meinem nicht geringen Ärger sah ich an dem Ausgange eines Seitenwegs den alten Kavalier stehn. Er hat seine Lorgnette auf der Nase und sieht in die Gegend hinaus. Jedenfalls hat er unsere Szene à l'enfant amoureux gesehn. Der Schalk sprang mit Bocksbeinen um seine Lippen. Es blieb mir nichts übrig, als ihn anzureden. Der schlaue Fuchs tat, als ob er mich erst bemerke und gar keine Zeit habe. „Meinethalben,“ brummte ich in mich hinein und eilte meiner Franziska nach. Die sang sich oben ein lustig Lied. „Eilen Sie, eilen Sie, Monsieur, sonst bekommen wir nichts mehr zu essen, und ich habe Karlsbader Appetit!“ so rief die kleine Elfe und sprang voraus den Berg hinunter. Ich holte sie schnell ein und wollte sie am Arme führen; sie wehrte es aber ab und meinte, bergunter

brauche sie keinen Schutz. Munter und unbefangen hüpfte sie wie ein frischer Quell bergab, ein Gedächtnis schien sie gar nicht zu besitzen, zwischen dem Jetzt und der vorigen Szene lag bald ein großer Berg. Als wir unten ankamen, war sie nicht um einen Zug anders, als da wir drüben unten anfingen. Wie muntere, gleichgültige Leute kamen wir im sächsischen Saale an. Die Komtesse saß schon bei Tisch und richtete neugierig ihre großen Augen auf mich. Der Prinz saß einige Schritte davon. Niemand war um ihn als seine Suite. Die alte Gräfin zog mich sogleich beiseite: „Um Gottes willen, was ist das für eine Geschichte mit dem Prinzen, alle Welt spricht davon — sehen Sie nur, wie er verstört aussieht?!“ —

Ich machte ein einfältig Gesicht. —

11.

Sage mir, Blanka, wie es zugeht, daß ich Deine Briefe immer so spät bekomme? Also Du bist neugierig, wie weit es mit meiner Klassizität gehen werde? Wenn — bedenke — es ist allerdings; ach — ich weiß jetzt nichts darüber zu sagen; ein andermal.

Die Dinge wachsen mir hier über den Kopf. Höre in Eil: der Prinz mochte natürlich das Gerücht erfahren haben, was über ihn im Umlaufe war, die Gräfin hatte recht, er sah wirklich verstört aus. Den Tag darauf, das war gestern morgen, erhalten wir alle Einladungen zum Diner von ihm. Alles, was nur von Rang und Familie im Bade ist, war geladen, der ganze sächsische Saal war in Beschlag genommen. Nun hättest Du diese Verlegenheit sehen sollen bei den guten Leuten der Form: Sollen wir gehn, sollen wir nicht gehn? Ist es der Prinz, und wir erscheinen nicht, so ist's ein faux pas ohnegleichen, und ist's der Prinz nicht, und wir kommen, so sind wir vielleicht in den nächsten Tagen der Gegenstand

des Gelächters. Der alte Kavalier ging lächelnd einher und sprach mit vielen alten Herren leise und geschäftig; wenn ich im Vorübergehn einige Worte verstand, da war immer die Rede vom „Kompromittieren, man müsse sehr auf der Hut sein. — Hier könne sich der feine Takt erweisen — etwas Nichtgeschehenes sei immer leichter wieder gutzumachen" usw. —

Ich fragte ihn direkt, was er dazu meine, und ob er hingehen werde — es gibt einzelne Momente, wo er wunderbar herzlich zu mir ist, so daß ich eigentlich sehr viel Vertrauen zu ihm habe. Aber heute wich jenes unerklärliche Lächeln nicht von seinem Gesicht, womit er sein ganzes Gesicht zudeckt, sogar sein scharfes, sprechendes Auge.

Du darfst übrigens nicht etwa glauben, daß er ein Grimacier, ein plumper Höflichkeitsmensch ist, dem man's sogleich ansieht, er sei etwas anderes als sein Gesicht — ei bewahre: seine Masken sind viel feiner und mannigfaltiger. Übrigens fand er es für sich und mich ganz in der Ordnung hinzugehn, es könnte leicht Szenenerklärungen geben, und in einer Zeit, wo die Individuen immer weniger handelten, weil die Institute alles täten, müsse man die kleinsten Taten, die kleinste Geschichte aufsuchen.

Dabei drückte er mir herzlich die Hand — sonst empfiehlt er sich aller Welt mit einem Komplimente — und schloß sich einem jungen, blonden Grafen aus Holstein an, der seit einigen Tagen hier ist.

Die alte Gräfin war sehr nachdenklich, ihre Stirn lag starr und ängstlich in Falten, ihr Gang war langsamer und schleppender als gewöhnlich. Sie hatte für nichts, für niemand Aufmerksamkeit. Die Komtesse schien ziemlich unbefangen zu sein und war sehr lieb zu mir. Ich sollte sie zu Tische führen. Die alte, unglückselige Baronin mit ihrer ekelhaften Garstigkeit drängte sich leider zu uns und vertrieb mich. Es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke, daß sie eine Neigung für mich hegen könnte, und ihr Benehmen läßt mich

nicht mehr daran zweifeln. Sie soll sehr reich sein, und das gibt ihr wohl einen Mut, den der Spiegel versagt. —

Die Suppe ward aufgetragen, ich führte die Komtesse zu Tische — die Hälfte der Gäste fehlte. Es war allen peinlich zumute, die alte Gräfin aß keinen Bissen und sah starr auf ihren Teller, zu meinem Jammer saß die verzweifelte Baronin wieder an meiner rechten Seite und sagte mir Süßigkeiten. Indes war die immer lustige Franziska mein Visavis geworden, und so fehlte es bald nicht an Scherz, den auch die weiche Komtesse neben mir auf das beste hinnahm.

Der Prinz saß nicht weit von uns, er war blaß und unruhig — für mich zum ersten Male interessant. Ich durfte es der Komtesse nicht mitteilen, sie hatte es selbst bemerkt, zum Beweise für mich, daß ich noch keineswegs Gebieter ihres Herzens sei. Aber Franziska mir gegenüber, die zu ihrem Nachbar Wilhelm lauter neckische Dinge über mich sprach, und fortwährend mit ihren munteren Augen schoß, diese lose Franziska zerstreute mir die kleinste Liebessorge, ich wußte selbst nicht, was ich wollte, aber ich fühlte mich ganz munter und glücklich.

Glaubst Du wohl auch, daß solche Zustände meist von Eitelkeit herkommen? Es will mich manchmal so bedünken. Einst sagte mir ein schlimmer aber kluger Mensch: „Zwei Dritteile unseres ganzen Glücks auf Erden ruhen in unserer Eitelkeit" — pfui, weiter, weiter. —

Ganz in der Nähe des Prinzen saß der alte Kavalier und der junge holsteinische Graf. Es war ein bleiches, vornehmes Gesicht, dieser Graf, mit einer hohen, breiten Stirn, um welche sich dünne, dunkelblonde Haare legten. Die Unterlippe war aufgeworfen, und es lag viel Zorn in dem straffen Gesicht. Der Kavalier sprach, und der Holsteiner antwortete immer nach langer Zeit zwei, drei, kurze, schnelle Worte; damit kam und flog eine leichte Röte über sein Gesicht.

Die Komtesse hatte auch dahin gesehen, sie faßte mich ängstlich bei der Hand und bat, ich möchte kein Unglück geschehen lassen. Dabei sah sie starr auf den jungen Grafen — dieser richtete plötzlich seine Augen auf sie, und sein Blick schien noch zorniger zu werden. Sie wandte erschrocken ihr Gesicht herum, ließ meine Hand fahren, seufzte tief und sagte leise zu mir: „Lieber, ich bin so beklommen, als sollte ein Gewitter losbrechen."

Franziska warf uns mit Brotkugeln, und ihre Tollheiten brachten uns auf andere Gedanken.

Sollte man nicht zwischen zwei Mädchen einer dritten am leichtesten treu bleiben, wenn man treu bleiben will? Die Einsamkeit verführt so sehr, daß man die erste umarmt, welche uns dann begegnet, ein Mädchen ist bekanntlich immer sehr verlockend, in einer kleinen Stadt verliebt man sich am schnellsten — aber zwischen zwei Schönen? — Glaubst Du wohl, Blanka, daß ich Dir eigentlich immer noch treu bin? Denke, daß ich dort bei dem Diner nicht wußte, ob die Komtesse oder Franziska hübscher sei, daß heißt liebenswürdiger, denke.

Plötzlich hörten wir heftige Worte von des Prinzen Platze her, der Prinz glühte, der holsteinische Graf glühte, wir verstanden die Worte nicht recht, aber es war mir, als flögen scharfe Schwerter zwei-, dreimal schnell durcheinander — beide Teile sprangen auf, die Umgebungen beschwichtigten sie aber, und es ward einen Augenblick totenstill im Saale.

Es schien mir, als ob das Lächeln auf des Kavaliers Gesicht unverändert stehen geblieben wäre. Die Komtesse zitterte und war totenbleich, ihrer Mutter standen zwei große Tränen in den Augen, nur der Bösewicht Franziska unterdrückte mit Mühe das Lachen und schnitt mir Gesichter.

Die Tafel ward bald aufgehoben, die Gesellschaft zerstiebte, weder der Prinz noch der alte Kavalier mit dem holsteinischen Grafen waren zu sehen.

Die Komtesse war sehr unruhig, und nahm sogleich den Vorschlag an, einen Spazierritt zu machen. Franziska und Wilhelm waren auch von der Partie — wir ritten über die Egerbrücke hinaus ins Land.

Bald holte uns ein Reiter ein, es war der alte Kavalier, wir waren dicht an einem Wäldchen. „Sie werden zu früh kommen, meine Herrschaften,“ sagte er — in diesem Augenblicke fiel ein Schuß und ein zweiter — „a propos,“ fuhr der Alte fort — wir sahen uns alle verwundert an, der Holsteiner und der Prinz flogen mir durch den Sinn, ich blickte fragend auf den Kavalier.

Er nickte lächelnd mit dem Kopfe und flüsterte mir zu: „Es gibt noch Schwärmer, die für den bloßen Begriff der Nobility, welche sich ein Parvenü anmaßen könnte, das Leben aufs Spiel setzen“ — und mit den Leidenschaften fängt und zerstört man die Geschlechter — wir stiegen ab.

„Reden Sie, erklären Sie,“ bat ahnungsvoll die Komtesse; Franziska bog das Gesträuch zurück und ging in das Gehölz hinein, Wilhelm beschwor sie umsonst, sich nicht auszusetzen, sie schalt nur, daß die Zweige naß wären und ging weiter, hastig aber schweigend folgten wir. Da knallten dicht in unserer Nähe zwei neue Schüsse, Franziska kam furchtsam zurückgesprungen und flüchtete sich jetzt zu mir.

„Reden Sie,“ rief die Komtesse mit Entschlossenheit dem alten Kavalier zu und hielt ihn am Arm. Er sah sie fest an, sprach aber kein Wort, ging eiligst voraus, und wir folgten ihm schnell — nach zehn Schritten standen wir auf einem freien Platze.

Der Prinz bestieg eben sein Pferd, ein dem Anschein nach Verwundeter lag am Boden, kniend waren mehrere um ihn beschäftigt — es war der holsteinische Graf. Der Kavalier war an den Verwundeten hinangetreten, er winkte dem zögernden Prinzen mit der Hand, und dieser flog durch den Busch davon. —

Als wir in die Stadt zurückkamen, war der Prinz fort. In diesem Augenblicke zweifelt kein Mensch mehr, daß er der rechte Prinz gewesen — so sind die Menschen: sie haben keinen neuen Beweis, aber es gefällt ihnen, nach solcher Katastrophe was anders zu denken. Gerüchte sind die Launen des geselligen Wetters.

Die Wunde des jungen Holsteiners ist ganz ohne Gefahr. Er hat eifrig darauf gedrungen, zum zweiten Male zu schießen, als sie beide gefehlt hatten. Man stört mich. —

12.

Der alte Kavalier besuchte mich. Es war das erstemal, und er hatte sich äußerst liebevoll.

Ich habe Dir wohl zu sagen vergessen, daß bei dem Diner des Prinzen die alte garstige Baronin wieder neben mir saß — nein, das hab' ich Dir gesagt, aber nicht, daß sie wiederum überfloß von Schmeicheleien für mich. —

Ich muß Dir ein Geständnis machen, Blanka, mich quält eine entsetzliche Angst. Denke Dir, ich erhalte seit einigen Tagen die süßesten Liebesbriefe von unbekannter Hand — sie sind zauberhaft schön geschrieben — von wem sind sie? Kannst Du's erraten? Ich nicht.

Sind sie von der Komtesse? Dazu scheinen sie mitunter zu fröhlich und frei zu atmen — sind sie von Franziska? Soviel tiefe, andauernde Innigkeit möchte ich ihr nicht zutrauen, wie sie in diesen Briefen gleich einer goldnen, schwer wiegenden Poesie ruht. Mich quält ein fürchterlicher Gedanke, Blanka, der Gedanke an die alte Baronin — all ihr himmlischen Mächte, wenn die Briefe von ihr wären! —

Ich hatte es kaum ausgeschrieben, da kommt ein neuer Brief an; sie werden immer unten abgegeben von fremden Bedienten, bald von einem blauen, bald von einem grünen,

die niemals Rede stehen. Die Wirtsleute mögen auch ungeschickt sein. Ich will doch die feinsten Maßregeln treffen. —

Tröste mich, rede mir's aus, Blanka, eben kam der Bediente der alten Baronin und ladet mich zum Tee ein — das ist noch nicht dagewesen, und der Mensch lächelte so sonderbar, so vertraulich, als ständen wir in einem gewissen Rapport — ich will mich überwinden, ich will hin, ich will Gewißheit haben.

Aber es wäre doch gar zu merkwürdig, wenn die alte Frau so schöne Liebesbriefe schreiben könnte; ich sage Dir, Blanka, sie sind so in mein Herz hinein geschrieben, wie Du es nicht besser gekonnt hättest damals, wie unsere Herzen einander noch täglich die süßesten Geheimnisse zuflüsterten — schöne Blanka!

Später.

Ich bin bei ihr gewesen, und jetzt bin ich trostlos. Es bleibt mir fast kein Zweifel übrig: ihre Reden, ihr ganzer Ideengang, sogar einzelne Ausdrücke, Bilder, ich hab' eine Stunde auf Kohlen gesessen. Jeden Augenblick fürchtete ich: Jetzt wird sie dich umarmen — puh, und Du glaubst nicht, wie schwer es mir wird, etwas Garstiges nur anzurühren. Zu gutem Glück kam die Komtesse mit ihrer Mutter und Wilhelm und am Ende auch Franziska. Aber meine Angst bin ich doch nicht losgeworden, und wahrhaftig, es schien mir mitunter, als wollte mich die Baronin damit foppen: — „Wer kann die besten Liebesbriefe schreiben?“ fragte sie einmal plötzlich. Ich glaubte, des Todes zu sein.

Freilich schrie Franziska — ich — ich, und kam zu mir und sagte: „Lieber Alfons, soll ich Ihnen welche schreiben?“ und ihr Auge war voll süßer Zärtlichkeit, und die Komtesse war ganz still, sah zur Erde, ward rot, wenn ich mich nicht irre. —

O, wer rettet mich aus diesem Wirrsal! Und nicht wahr, Blanka, es wird immer ärger mit meiner Eitelkeit, immer

ärger — ich trau' die Briefe beiden Mädchen zu; aber die alte Baronin hat sie gewiß geschrieben, gewiß.

's ist doch eigentümlich, wie meine Verhältnisse hier geändert sind seit der Abreise des Prinzen; und wie die Verhältnisse uns ändern. Ach Gott, wir sind doch meist nur ausgerechnete Resultate! Nimm diesen oder jenen Umstand weg, setze diesen oder jenen zu, und ich will Dir sagen, was aus dem Menschen wird.

Ist's wirklich so? Das wäre trostlos, und wir tun uns soviel zugut auf unsere Fähigkeit zu handeln. Sind wir wirklich die Marionetten gewisser Konvenienzen — sind die Millionen Verhältnisse dieses Lebens ausgerechnet wie eine Bostontafel?

Meinetwegen, ich tappe jetzt herum. Glaubst Du mir's wohl, daß mir das Hauptinteresse, die Romantik der Komtesse, fortgenommen ist. So scheint mir's beinahe. Die alte Gräfin ist jetzt so gewiß familienfreundlich, sie nimmt plötzlich das speziellste Interesse, sie fragt nach kleinen häuslichen Dingen, um die sie sich nie gekümmert hat.

Ich führte die Komtesse nach Hause, sie war zutraulich, und ich — denke Dir — ich war zerstreut. Wilhelm ging mit Franziska einige Schritte vor uns her, ich wollte schnell loskommen, um noch mit Franziska gehen zu können.

Und die Komtesse war so lieb in ihrem schneeweißen Anzuge, sie legte ihren Arm so vertrauend in den meinen, neigte ihr Haupt so nahe zu mir, sprach so lieb leise — o, ich bin der abscheulichste Mensch von der Welt, ich fand sie zum ersten Male ein wenig langweilig. Ich empfahl mich eiligst an der Tür und überhörte beinahe die herzlichste Einladung auf den nächsten Tag.

Wär' es wirklich so? Wär' es so, weil der Prinz abgereist, nicht mehr zu fürchten wäre, weil der Hintergrund für das Mädchen fehlte? O pfui, pfui, wenn es so ist, dann haben die alten, abgebrauchten Redensarten vollkommen recht,

daß die Hindernisse zumeist die Neigungen nicht nur steigern, sondern auch erzeugen — o, wie kläglich! wie kläglich — die ganze Welt besteht aus einigen alten Redensarten, und es gibt gar keine eigentümlichen Menschen.

Wir haben uns soviel zugut getan mit unserer absonderlichen Liebe! Und was ist's damit? Ich bin auf dem besten Wege, ein gewöhnlicher Aventurier zu werden. Unser Verhältnis schien uns so fein und apart konstruiert zu sein — ein paar falsche Schritte und eine schiefe Öffentlichkeit, so ist's vor der Welt in dem gewöhnlichen Pfuhle der Unordnung. Ein wenig Leichtsinn von meiner oder Deiner Seite, so ist die Gemeinheit da.

Die Menschen wissen's gar nicht, wie sehr sie die mangelhaftesten Institute schützen, und wie schwer es ist, was Neues zu finden.

Ach, die Welt, die Welt und die garstige Baronin! Ich kann Dir nicht auserzählen, morgen, Blanka.

13.

Ich nahm eiligst an der Tür von der Komtesse Abschied, um Franziska mit Wilhelm noch einzuholen, die sich schon empfohlen hatten. Es schien mir zwar so, als komme eine wunderliche, wehmütige Frage aus den weichen Augen der Komtesse. Sie hatte den Kopf vorn nach mir übergebeugt, und die Augenlider mit den langen, fragsamen Wimpern bedeckten das Auge zur Hälfte; als ich ihr die Hand küßte, war es mir, als flöge ein leichter Druck durch ihre Nerven, wie ein geistiger feiner Schmerz. Ich weiß nicht was, ich eilte fort; an der Ecke veranlaßte mich ein Geräusch, noch einmal zurückzubleiben, es war mir, als hätte mich jemand leise gerufen — das weiße Gewand der Komtesse leuchtete noch durch die Nacht, sie war noch an der Tür. Ein wunderliches Schicklichkeitsgefühl vermochte mich, eine

andere Straße einzuschlagen, als die geraden Wegs nach Franziskas Wohnung führt — da rief Franziska, die mich aus der Ferne kommen hörte, meinen Namen. Nun mußte ich gerade fort.

Sie hatte sich mit Wilhelm gezankt und jagte ihn eben fort, als ich zu ihr trat — „Geben Sie mir den Arm," sprach sie, „der garstige Mensch soll mir heut nicht mehr vor die Augen kommen."

Vor ihrer Haustür ist eine steinerne Stufe, darauf trat sie, mich hieß sie unten stehen bleiben. Und nun hielt sie mir die liebenswürdigste Kapuzinerpredigt von der Welt, deren Hauptthema war, ich sei ein langweiliger Mensch, der bis über die Ohren in die Komtesse verliebt wäre, für sonst niemand mehr Augen und Interesse habe. —

Non, non, Mademoiselle — certainement pas — ich weiß selbst nicht, warum ich französisch sprach, griff nach ihren Händen und wollte sie küssen. Sie gewährte aber nicht, tändelte mir damit vor den Augen herum und neckte mich auf alle Weise. Plötzlich sprang auch ich auf den Stein und umfaßte sie. Aber sie entschlüpfte mir gewandt und tat böse. Im Feuer machte ich eine lebhafte Liebeserklärung. Sie schwieg ganz still und ließ mich reden; der Himmel weiß, was ich alles geschwatzt habe — mit einem Male fühlte ich einen warmen, lieben Kuß, und sie war im Hause verschwunden. Auf der Treppe rief sie nach ihrem Mädchen.

Ich stand wie berauscht da — täuschte ich mich, oder war es wirklich so: dort um die Ecke, die ich kurz vorher, von der Komtesse kommend, passiert war, schlüpfte eine weiße Gestalt, gerade so weiß und so groß — ich fuhr mit der Hand über die Augen und taumelte nach der Ecke hin. Es war nichts mehr zu sehen.

Meine Stimmung war eigentlich recht hübsch, als ich nach Hause ging, aber ein wenig traurig.

Die Komtesse ist gewiß ein sehr liebes Mädchen, und wenn sie einmal liebt, so liebt sie gewiß recht innig; aber Franziska ist wie ein blitzendes Auge, das nicht aus meinem Gedächtnisse weicht.

Die Komtesse würde mich eher lieben, aber ich möchte wohl, daß mich Franziska, der Wildfang, liebe; es muß ein großer Genuß sein, solch ein straffes, sprödes Wesen weich und geschmeidig werden zu sehn.

Zu Hause fand ich wieder den zärtlichsten Liebesbrief — keinen Zweifel, diese heillosen Briefe sind von der Baronin, die Tinte schien mir noch ziemlich frisch zu sein, und weder Franziska noch die Komtesse hatten stundenlang eine Viertelstunde Zeit gehabt zum Schreiben. Die Baronin war aber einmal abwesend, die Komtesse gab mir die zweite Tasse Tee. Ach, all meine Illusionen waren vernichtet, und ich legte mich in der fatalsten Stimmung zu Bett.

Adieu, Blanka!

14.

Es ist ein heller klarer Morgen, und des Morgens sind doch die Dinge alle so ganz anders, reiner, unschuldiger, poetischer. Man fühlt seine Schuld, seine geläutertste Hoffnung, den Gott im Herzen mehr als sonst.

Wenn die Leute etwas erzählen, so muß man immer fragen, wenn und wie sie die Sachen empfangen haben, muß acht haben, wenn sie dieselben wiedergeben, und dann muß man eine Objektivberechnung anstellen, um die wahre Geschichte der Sache zu erhalten.

Man denkt sich auch des Morgens die andern Menschen so gut und lieb — tust Du's nicht auch, Blanka? Manchmal — ich will Dir's nur gestehen — denk' ich: Blanka wird dir doch sehr böſ' sein, daß du solch Liebesgetändel treibst, sie wird böſ' sein trotz unserer klassischen Übereinkunft,

weil du es so charakterlos treibst. Ich glaube, das war der letzte Gedanke, mit dem ich gestern abend einschlief, der Gedanke war nicht mehr klar, aber seiner Dämmerung erinnere ich mich doch.

Jetzt aber ist's Morgen, und ich sehe Dich mit den fliegenden Locken im leichten Morgenkleide auf dem Balkon sitzen — Dein Auge glänzt, Du blickst über das Land hin, und blickst dann in das Buch vor Dir, und dann siehst Du einmal ohne zu sehen auf, und winkst mit dem Kopfe und küssest mit dem Munde die unparteiische Luft, und Dein Gesicht ist lauter Zärtlichkeit — nicht wahr, nicht wahr, Blanka, jenes Buch ist Goethe und jener Schatten, den Du grüßest, ist Alfons, der Schlimme?

O, ich weiß es, auch wenn Du mich nicht mehr liebst, wirst Du mich noch lieben.

Nun grüß' Dich Gott, mein Herz, jetzt muß ich zum Brunnen, Kind.

In der Nacht.

Wenn ich Dir alles schreiben wollte, was dieser Tag enthielt, es würde wieder Morgen. Der Reichtum des menschlichen Herzens ist unser Unglück; wenn jeder Mensch einfach dies oder das brauchen könnte, so wäre es eine Kleinigkeit, glücklich zu werden. Ein Ding, und sei es das größte, ist immer zu erlangen. Aber jeder Mensch kann alles brauchen, und da liegt der Jammer. Darum weiß er auch oft nicht, was er braucht.

Und ein solcher Narr, Blanka, ist Dein Alfons; Du hast doch eigentlich einen recht dummen Liebhaber.

Franziska war heute schön wie der Morgen selbst, als ich zum Brunnen kam, und heiter, ausgelassen, frivol, witzig wie nie vorher. Als unser Trinken zu Ende war, ging ich mit ihr und der Komtesse zum Posthofe hinaus. Wir schwatzten und tollten wie die Kinder; erst auf der Hälfte des Weges bemerkte ich, daß die Komtesse gar nicht sprach

und so gewiß wehmütig aussah. Ich fragte sie, aber sie wich mir aus. Franziska fiel ihr um den Hals, streichelte ihr die Wangen, und bat sie, lustig zu sein. Da brachen ihr die Tränen aus den Augen — es war unendlich traurig, aber so süß, ich hätte mit ihr weinen mögen. Sie schien das zu bemerken und reichte mir die Hand und drückte die meine recht innig.

Franziska suchte sie aufzuheitern, küßte sie auf die Augen und bat sie wie ein kleines Kind, doch lustig zu sein.

Was ist das an der so ruhigen, gleichmäßigen Komtesse? Blanka, ich bin in diesem Augenblick nicht eitel, aber ich glaube, die Komtesse liebt mich. Und ich finde sie auch so lieb, aber sie erregt mir nicht Interesse genug, daß ich sagen könnte, ich liebe sie. Franziska ist interessant. Ich glaube, wenn ich wüßte, Franziska liebe mich, dann würde ich die Komtesse lieben. Oder wenn sie der Prinz noch heiraten wollte.

O, ich bin ein sehr garstiger Mensch, weil ich so aufrichtig bin. Glaube nur, die meisten Menschen lügen alle Tage, darum belügen sie sich selbst mit ihren besten Gefühlen, und darum entstehen die unnatürlichen Zustände und Gedichte und Gesetze und Formen.

Als ich nach Hause kam, fand ich wieder einen Liebesbrief da. Es ist zum Verzweifeln vor Neugierde und Angst. Heut hat ihn ein Mädchen gebracht; eine verschleierte Dame habe ihn ihr am Brunnen gegeben? Solche Zärtlichkeit wie heute ist noch nicht dagewesen.

Übrigens macht jetzt hier eine Dame großes Aufsehen, die nie anders als verschleiert erscheint. Sie soll reizend gewachsen sein, den liebenswürdigsten Fuß und eine minder schöne Hand haben. Mir ist sie noch nicht begegnet.

Ist das meine Briefstellerin. Ich habe heute an die Baronin geschrieben, und um ein paar Zeilen Antwort gebeten. Wie plump! Vielleicht beschleunigte ich aber die Krisis, wenn sie ihre Handschrift nicht verleugneten. Ich schrieb deshalb

auch an Franziska und die Komtesse — wer wußte, ob sie nicht darauf warteten.

Sie ließen alle mündlich Bescheid sagen.

Gegen Mittag ging ich ins Bad. Das Mädchen weist mir die Tür und springt davon. Ein Stück Briefpapier, das an der Erde liegt, nimmt meine Aufmerksamkeit in Anspruch, ich heb' es auf und sehe meinen Namen. Eine angefangene Personalbeschreibung von mir, sonst nichts — in Gedanken öffne ich die Badetür, und in Gedanken war ich an die falsche geraten — Geschrei, weinerliches Gelächter, neues Geschrei — Franziska sitzt vor mir im Wasser, wirft sich die Haare über den Busen, und spritzt mit dem andern schönen Arme mit aller Macht Wasser auf mich.

Die Situation war so unerwartet, daß ich einen Augenblick völlig unentschlossen stehen blieb — das Mädchen ist schön wie Diana. Am Ende war ich doch so frivol eintreten zu wollen, da hörte ich weiblichen Sukkurs die Treppe herunterkommen, der das Geschrei vernommen hatte. Ich schlüpfte rasch in meine Badekammer. Sie war dicht neben der ihrigen und nur durch eine Bretterwand geschieden. Meine Unverschämtheit war so groß, daß ich ein Gespräch anknüpfte; sie erwiderte kein Wort.

„Ich sehe Sie durch eine Wandritze, schöne Franziska!“

Kein Wort. Es war übrigens nicht wahr.

Nach einer kleinen Weile hör' ich sie an die Wand klopfen. „Wenn die Sache herumkommt und ein Mensch davon spricht, Graf, so haben Sie das Vergnügen, mich auf der Stelle zu heiraten, oder ich lasse Sie totschießen.“

„**Bravo, ma belle!**“

Ich trieb meine Späße noch fort, erzählte ihr, wie wir uns einrichten, wohin wir reisen wollten. Sie schwieg hartnäckig, und bald hörte ich sie gehn.

Als ich bald darauf auch ging, sah ich den alten Kavalier vor mir die Treppe hinaufsteigen. Ich blieb be-

stürzt einen Augenblick stehen und ließ ihn fort. Wenn der neben mir gebadet hatte, so könnte er das meiste gehört haben, und der Skandal konnte in der nächsten Stunde fertig sein.

Ich kam auf die Wiese. Die Komtesse saß unter den Bäumen, Franziska stand vor ihr. Als sie mich kommen sah, ging sie schnell davon. Die Komtesse sah erstaunt bald auf die Gehende, bald auf mich, den Kommenden, und es war mir, als knittere ein ängstlicher Schmerz über ihre Augen hin.

Plötzlich ernsthaft geworden, setzte ich mich zu ihr. Aber wir fanden beide eine lange Zeit keine Worte, und doch war die Pause nicht ängstlich, wir schienen's beide zu wissen, daß wir miteinander beschäftigt seien.

„Die Menschen sind doch eigentlich arge Kinder, und die klugen eigentlich die lächerlichsten," sagte ich endlich halb vor mich hin, „sie meinen alle, ihr Geschick zu machen, und es *wird* doch das meiste, und wenn sie durchaus selbst recht viel zutun wollen, so zeugen sie meist das Schlechteste. Man sollte nichts studieren als die Neigungen, denn sie bestimmen alles, und wenn man noch so fein richtig geht, und es kommt eine Neigung dazwischen, da wird der Weg plötzlich anders hinausgewiesen. Die Romane sind eigentlich die wichtigsten Bücher, und es ist ein Zeichen, wie sehr die Welt noch zurück ist, daß sie so wenig natürliche, einfach richtige Romane hat. O, die wunderlichen Neigungen! Mit jedem Schritte können wir vor einer neuen Welt stehen."

„Man darf aber gar nicht viel von solchen Dingen reden, sonst legen die Leute all die Hände in den Schoß, und es ist alle Illusion dahin, das Experiment des Herrgotts mit uns kommt ins Stocken — warum tragen Sie jetzt immer weiße Kleider, Komtesse?"

Sie lächelte einen Moment, dann wurde sie wieder ernsthaft, nickte ein paarmal mit dem Kopfe und sagte halblaut: „Ja — ja." Nach einer Weile setzte sie hinzu:

„Erinnern Sie sich wohl, Alfons, unseres Gesprächs über die Liebe, wir gingen nach dem Frühstück promenieren; ich habe Gelegenheit und Veranlassung gehabt, viel darüber nachzudenken. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, was mir in diesen Tagen für ein Buch vor die Augen gekommen ist — Werthers Leiden. Ich hatte gar nicht die Absicht, sie zu lesen, und sah absichtslos das alte gelb gewordene Titelblatt an und wendete es um — die alten Lettern und dies ganze Äußere machten mir den Eindruck, als seien die Dinge jenes Buchs nun längst veraltet. So las ich die ersten Zeilen und las weiter, und die Erde wurde mir so grün und lebendig, es war, als ob mein alter Großvater wieder spräche, der so klug war, und mir immer erzählte und gute Lehren gab. Ich hatte im Stehen das halbe Buch gelesen; als mich die Mama weckte, und ich hab' es kaum erwarten können, daß ich wieder zu dem Buche käme, es ist alles so echt davon — jetzt hab' ich es eben ausgelesen."

Sie seufzte. Ich wußte kein Wort zu sagen, es paßte nicht einmal, ihr zu erzählen, daß ich Meister und Faust alle Jahre und Werther alle zwei Jahre einmal lese. „Und doch hat das Buch etwas Peinigendes" — fuhr sie nach einer langen Pause fort — „aber wahr — wahr. — Ich glaube, in meinem Leben nicht solchen Schmerz empfunden zu haben als heute. — — Wer die Welt ganz kennte! — Adieu, Alfons, meine Mutter ist unwohl und hütet das Zimmer." —

Damit reichte sie mir die Hand, die ich heftig küßte, und ging nach dem Hause. Ich blieb neben ihr bis auf den Saal, ohne daß wir ein Wort darüber sagten. Oben wendete sie sich zu mir, gab mir noch einmal die Hand und sagte unendlich sanft: „Gehen Sie." —

Ich drückte mir die Hand ins Antlitz, und ich fühlte einen leisen Druck ihrer Finger. Sie zog sie aber bald

hinweg, fuhr mit dem Taschentuche nach ihrem Gesicht, ging nach der Zimmertür und winkte mir, ohne sich umzuwenden, noch einmal mit der Hand zum Fortgehn.

Sie verschwand in der Tür; ich eilte die Treppe hinunter, und weiß nur noch, daß mir der Sonnenschein draußen unpassend vorkam. —

Laß mich etwas ruhn.

Die Komtesse hatte mich vorher niemals Alfons genannt.

Das Interesse, was wir in einem weichen Charakter vor uns angeregt sehn, was sich zurückzieht und im stillen wirkt, scheint mir viel gefährlicher als jene laute Leidenschaft stürmischer Naturen. Man behält soviel zu dichten dabei, und das ist es — der Mensch ist sich selbst immer am gefährlichsten. Die Eitelkeit spielt uns täglich Streiche, und die Eitelkeit ist schlimm, wenn man ihrer nicht gedenkt, und schlimm, wenn man ihrer gedenkt. Sie macht alle Rechnungen fehlerhaft.

Es lag wieder ein Liebesbrief auf meinem Tische, so weich, so einschmeichelnd, als spräche ihn die Komtesse mit ihrer sanften Stimme.

Aber ebenso wichtig als all diese Dinge ist mir folgende Entdeckung geworden. Sie betrifft jenen alten Onkel, dessen ich wohl schon einmal gegen Dich erwähnt habe, und ich bin doch schon so objektiv geartet, daß ich meine persönlichen Dinge auf eine Zeitlang zu vergessen weiß.

Du erinnerst Dich wohl, daß ich eine kleine Schatulle bei mir führe, welche voll alter Familienpapiere ist; auch das Bild meiner Mutter befindet sich darin. Ich war heute in einer weichen Stimmung, die mannigfachsten Liebesäußerungen der Welt lagen vor meinem Herzen, und es drängte mich, in das liebe Auge meiner Mutter zu sehn. Das Bild lag mitten in der Korrespondenz jenes Onkels,

die ich bisher, wunderlich genug, nicht beachtet hatte. Zufällig haftete mein Blick auf dem Anfange eines Briefes, die Sache fesselte mich, und ich habe ohne Unterbrechung alle dahin gehörigen Briefe durchgelesen.

Wahrlich, Blanka, Liebesbriefe sind die echtesten Quellen der Weltgeschichte. Darin geben sich die Menschen noch am ersten natürlich.

Die Korrespondenz des Onkels enthält im wesentlichen folgendes — es sind nämlich, daß ich nicht vergesse, Dir den Zugang zu eröffnen, Briefe von zwei Frauen, welche Amalie und Claudia genannt werden.

In der Tanzstunde hat der Onkel die Bekanntschaft eines bürgerlichen Mädchens gemacht. Sie hat sehr schön getanzt und ist voll Geist gewesen; zwar einige Jahre älter als der Onkel, aber von sehr interessanter, eindringlicher Gesichtsbildung. Der Onkel ist näher mit ihr bekannt geworden, sie hat ihn angezogen, ohne daß er sich selbst gefragt, sich selbst Rechenschaft gegeben hätte, ob und was er für sie empfinde.

Die Tanzstunden sind zu Ende gegangen, der Frühling ist gekommen, der Onkel hat Amalien wochenlang nicht gesehen und ihrer beinahe vergessen. Da geht er eines Tages bei einem Spaziergange vor der Stadt an einem Garten vorüber und hört einen der Kontertänze singen, welche in der Tanzstunde gewöhnlich gespielt worden waren. Er bleibt stehen, sieht durch den Gartenzaun und erblickt Amalien. Sie ist's, welche singt. Er begrüßt sie, Amalie ist sehr erfreut, ihn zu sehen, sie unterhalten sich an der Gartentür auf das angenehmste. Amalie invitiert ihn, einzutreten, sie promenieren durch die schattigen Gänge des Gartens, und er wird durch die leichte Lebhaftigkeit des Mädchens auf das beste unterhalten. Plötzlich bleibt sie stehen, horcht und erklärt, daß sie ihren Vater kommen höre, daß er sehr streng sei und es ihr sehr verargen würde, fände er sie mit einem

jungen fremden Manne allein im Garten. Sie nötigt den Onkel, sich in einer dichten Laube zu verbergen.

Diese Lage versetzt ihn plötzlich in eine ganz andere Stimmung zu dem Mädchen, und als sie zurückkommt und ihn, dankend für seine Folgsamkeit, von freien Stücken auf den Mund küßt, ist er plötzlich in ein Verhältnis zu dem Mädchen hineingehoben, an das er vorher nicht gedacht hat.

Er kommt täglich wieder und findet Amalien täglich in jener Laube. Die Neigung wächst durch Küsse und Verborgenheit, Amalie muß ihm den Gartenschlüssel verschaffen, sie sehen sich des Nachts in jener Laube.

In einer warmen Sommernacht überrascht sie ein heftiges Gewitter, der Blitz schlägt in das Gartenhaus; ehe sie flüchten können, ist der Garten mit Menschen erfüllt, der Feuerschein leuchtet bis tief in die Laube, es bleibt ihnen nichts übrig, als aufs Geradewohl durch die Menge zu entweichen. Sie wollen sich eben im Baumgange trennen, weil sie Geräusch hinter sich hören — es ist der Bruder Amaliens, welcher nach einer Feuerstange in den hintern Teil des Gartens gesprungen war. Er erkennt die Schwester, hat es gesehn, wie sie dem Onkel die Hand gereicht hat, wie dieser seitwärts über die Beete davongeeilt ist, sie wird genötigt, ihr Verhältnis einzugestehen. Der heftige Bruder hat noch im Garten seinen Zorn gegen die Schwester unzweideutig geäußert, die Menge hat Stoff zu Kombinationen erhalten, und schon die andern Tage sind die skandalösesten Dinge über Amalien Stadtgespräch gewesen.

Der Vater des Onkels hat mit Entrüstung eine Verbindung untersagt, welche der Onkel jetzt aus doppelten Gründen, aus gesteigerter Neigung und um Amaliens Ehre herzustellen, lebhaft erbitten wollte.

Die Lage der beiden Liebenden wird jetzt auf das äußerste peinlich, sie hören wochenlang nichts voneinander. Des Onkels Neigung wird unaufhaltsame Leidenschaft. Amalie

macht endlich einen Weg ausfindig, in geheime briefliche Mitteilung mit dem Onkel zu treten. Sie beschließen zu fliehen und sich trauen zu lassen.

Es geschieht. Der Onkel wird von seinem Vater enterbt und lebt in den kümmerlichsten Umständen mit seiner jungen Frau. Ein Kindbett zerstört Amaliens Gesundheit; ohnedies schon älter als der Onkel, entbehrt sie bald jedes körperlichen Reizes für ihn. In Versuchen, seine äußere Stellung zu verbessern, macht er eine Reise nach der Residenz — die blühende Welt, welche sich dort unter seinen Augen herumbewegt, macht ihm sein fertiges, abgeschlossenes und so reizloses Leben noch empfindlicher.

Die Briefe aus der Residenz an Amalien sind höchst merkwürdig; statt der Zärtlichkeiten, welche man von einem jungen Ehemanne erwarten sollte, enthalten sie Spekulationen über die gesellschaftlichen Zustände, namentlich über die Ehe und deren mangelhafte Einrichtung. Amalie antwortet wenig, aber hinter jedem Worte sieht man die Träne.

Als er zurückgekehrt, findet er statt seiner Frau einen Brief, worin sie ihre Einwilligung gibt, daß die Ehe zwischen dem Onkel und ihr aufgelöst werde.

Ihre Spur ist nirgends aufzufinden, der Onkel ist trostlos, er klagt sich auf das härteste an, er sucht überall nach ihr.

Der Zufall führt ihn eines Tages in ein abgelegenes Dorf —

Aber ich muß aufhören, bin todmüde; es ist tief in der Nacht.

15.

Ich will heut nicht zum Brunnen gehen, um an Dich zu schreiben.

Was ich mit jenem Dorfe gewollt habe, ist mir entfallen. Der Vater des Onkels hat diesem verziehen, als er vernommen, daß dieser allein lebe, hat ihn selbst abgeholt und dem Wiedergefundenen alles Gute und Liebe angetan.

Des Onkels Wesen ist aber innerlich zerstört, Amaliens leidendes Gesicht verläßt ihn nicht mehr, er trifft unter der Hand tausend Anstalten, ihren Aufenthalt zu erfahren. Mit Aufopferung und aller Selbstverleugnung will er ihr von neuem angehören.

Alles Bemühen ist umsonst; es wird nicht die kleinste Spur von ihr entdeckt.

Es vergehen Wochen, Monde, Jahre — der Trübsinn weicht nicht von ihm. Gleichgültig steht er am Sarge des Vaters, gleichgültig tritt er in die Herrenrechte über große Besitzungen.

Gegen Gewohnheit folgt er eines Tages der Einladung auf ein benachbartes Schloß, wo sich große Gesellschaft zusammenfindet. Eine hochgewachsene, schöne Dame ist die Königin des Festes, es ist eine reiche, junge Witwe aus der Nachbarschaft, namens Claudia. Sie zeichnet ihn aus, sie interessiert ihn. Als man scheidet, bittet er um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen. Die Bitte macht sie verlegen, ihre Antwort ist ungenügend, ja unhöflich, er weiß sich nicht auszufinden. Das Ablehnen war indessen so geschehen, daß der Onkel leicht ersehen konnte, die Gründe lägen nicht in ihr, ja es geschehe sehr ungern von ihrer Seite. Er schreibt deshalb an sie, denn die pikante Lage der Dinge reizt ihn sehr. Claudia antwortet zurückhaltend, ausweichend, der Onkel schreibt wieder, es kommt eine eifrige Korrespondenz in Gang, und durch halbe Verneinungen, halbes Zugestehn, durch kleine Nebenphrasen und dergleichen stellt es sich ihm denn am Ende heraus, mit welch wunderlichem Wesen, mit welch wunderlichen Gründen er zu kämpfen habe. Claudia ist bürgerstolz, prüde, furchtsam und beschränkt: sie scheut auf das äußerste die Verbindung mit einem vornehmen Adligen, also auch das Entree zur Möglichkeit einer solchen Verbindung, sie wohnt auf dem Gute allein und gestattet es ihrer Anständigkeit nicht, einen Mann zu empfangen, sie fürchtet den Onkel wegen seiner

frühern Verbindung mit Amalien, über welche sie die bedenklichsten Gerüchte erfahren, sie hält sein Verhältnis zu dieser seiner ersten Frau für keineswegs soweit gelöst, daß er zu einer neuen Heirat berechtigt sei. —

Es ist nicht zu verkennen, daß der Onkel, durch die Schwierigkeiten gereizt, förmliche Deklarationen gemacht hatte, Claudia war ihm in Gesellschaften öfters wieder begegnet; es ist kein Zweifel, daß von beiden Seiten die entschiedenste Neigung da war, so sehr auch die Briefe Claudias der unzweifelhaften Bezeichnung dieser Zustände ausweichen.

Über diesen Dingen verliert der Onkel das Forschen nach Amalien eine Zeitlang völlig aus den Augen — da erhält er eines Tages einen Brief, der diese Sorge plötzlich lebhaftest wieder aufweckt. Er ist von dem Schulzen eines Dorfs in der Nähe jenes Städtchens, wo er mit Amalien gelebt hatte. In jenes Dorf war er einmal auf seinen Irrfahrten nach der Verschwundenen geraten und hatte den Schulzen ausgefragt. Dieser, ein rühriger, anschlägiger Mann, hatte sich erinnert, daß ein kleiner Einspänner an einem heißen Mittage hinten ums Dorf herum gefahren sei, er habe beim Brunnen am Hintertore gestanden, und ein Eckchen Klee gemäht für die Kühe, weil sie seit ein paar Tagen mit der Milch nachgelassen. Vor seinem Hintertore nun habe der Einspänner gehalten, und eine kränkliche Frau habe die Leinwanddecke des kleinen Korbwagens aufgeschlagen und ihn um einen Trunk Wasser gebeten. Den hab' er ihr denn auch gebracht, da gerade kurz vorher seine Alte den kleinen Bierkrug für ihn gebracht habe. Und da hätte sie getrunken und auch der kleine Bube, den sie bei sich gehabt, hätte getrunken.

Auf diese Nachricht hatte der Onkel sogleich weiter geforscht, aber in der nahen Heide war alle weitere Spur verloren gegangen.

Jetzt schrieb nun dieser Schulze, ein durchreisender Herr, mit dem er über dieses und jenes gesprochen und dem er so

diskursive auch jene Geschichte erzählt, habe ihm gesagt, das sei gewiß die Frau gewesen, die jetzt in der nahen Fabrikstadt wohne, und zwar bei ihrem Bruder und unter ihrem Familiennamen. Es ginge ihr sehr gut, und sie sähe sehr munter aus, und der Bruder sei sehr reich.

Der Onkel reist auf diese Nachricht sogleich hin, steigt im Gasthofe ab, erkundigte sich, findet alles, wie es der Schulze geschrieben, und setzt in Eile ein Billett an Amalien auf, um sie vorzubereiten. Es ist ihm, als käme seine früheste Jugend wieder, er hofft einen Sohn zu finden und das Weib seiner ersten Zärtlichkeit, und der Stein ist von seinem Herzen, daß Amalie darbe — ihr Bruder ist ein reicher Fabrikherr.

Er erkundigt sich im Gasthofe auf das genaueste — alles trifft zu, Amalie wohnt schrägüber in einem großen Hause. Die mannigfaltigsten Gefühle durchstürmen ihn, er weiß sich nicht klar zu machen, was er will, was er wünscht, nur eine Empfindung steht in all dem Wirrwarr deutlich vor ihm: er werde in kurzem sein Kind umarmen.

In diesem Zustande setzt er sich an den Tisch und schreibt mit flüchtiger Hand an Amalien, wie er sie gesucht, wie er sie endlich gefunden, wie er voll der besten Glückeshoffnung sogleich zu ihr eilen werde, wenn diese Zeilen erst alle zu jähe Überraschung verhütet hätten. Hastig nimmt er sich kaum die Zeit, das Blatt halb zu verschließen, adressiert es mit dem Namen seiner Frau und schickt den Kellner damit hinüber.

Warum hab' ich denn eigentlich erst geschrieben? fragt er sich — ist es nicht Unnatur, daß ich zögere, daß ich nicht ohne Verweilen hinüberfliege, mein Weib und Kind in die Arme zu schließen — er greift unschlüssig nach dem Hute, der auf dem Fensterbrette steht. Dabei fällt sein Auge hinüber auf das Haus seines Schwagers, er sieht, daß sich der Kellner mit seinem Briefe eben der Türe nähert, daß ein großer, starker Mann daraus hervortritt, den Brief an sich nimmt, Adresse und Siegel betrachtet, das Papier aufreißt,

eine heftige, zurückweisende Gebärde gegen den Boten macht und schnellen Schrittes in das Haus zurückeilt.

Langsam kommt der Kellner zurück: der Herr Bruder der Dame habe ihm den Brief abgenommen und mit vieler Heftigkeit gesagt, die nötige Antwort werde sogleich da sein.

Der Onkel ist in der peinlichsten Lage: er kann sich jetzt nicht mehr entschließen, hinüber zu gehen, und das Warten hält ihn auf der Folter; er läuft in den Garten des Hotels hinab und rennt unruhig in den Gängen hin und her, immer nach fünf Minuten im Hause fragend, ob noch keine Antwort da sei.

So vergeht beinahe eine halbe Stunde, der Angstschweiß steht dem Onkel auf der Stirn, er kommt sich wie ein Verbrecher vor und kann sich doch nicht besinnen, was er verbrochen habe; er findet es töricht, daß er nicht hinübereile, und kann sich doch nicht entschließen. —

Da tritt ein Mann in den Garten, er hat eine dunkelblaue Schürze umgebunden, kommt auf ihn zu und übergibt ihm mit den Worten: „Hier ist die Antwort!“ einen Brief.

Der Onkel reißt ihn hastig auf und bemerkt es kaum, daß der Mann wieder fortgeht. Es ist Amaliens Hand. Die Worte des Briefes lauten:

„Ihr Kind ist längst tot. Ich habe im stillen bürgerlichen Wirken bei meinem Bruder die nötige Ruhe fürs Leben wiedergefunden, die Sie mir genommen hatten. Gestatten Sie mir soviel Teilnahme, mich nicht wieder aufzustören. Mein Bruder haßt Sie; möge Sie das veranlassen, diesen Ort sobald als möglich zu meiden.

Amalie.“

In den vor mir liegenden Briefen sagt der Onkel, er erinnere sich keines einzelnen Gedankens und Zustandes aus den Stunden und Tagen, welche diesem Augenblicke folgten. Es sei nicht jener dumpfe Schmerz der Verzweiflung gewesen,

der einen Menschen ergreift, wenn er plötzlich alles verloren sehe. Ein starker Beisatz von Zorn möge tätig gewesen sein, der Mund habe ihn noch lange nachher geschmerzt vom Aufeinanderpressen der Zähne.

Zufällig geriet er auf der Reise in einen wenig besuchten Badeort, der still und heimlich zwischen großen Buchenbäumen liegt. Hier blieb er eine Zeitlang, um sich auf die Welt und ihre Dinge und auf das zu besinnen, was nun zu tun sei. Es vergingen mehrere Wochen, er saß des Morgens vor dem großen Baume an seiner Tür, sah gedankenlos die Spaziergänger an, ging selbst spazieren, las Bücher, antwortete, wenn man ihn fragte, und war doch tot für alles.

An einem trüben Morgen, als ihn sein Bedienter fragt, ob sie nicht bald wieder nach Hause reisen würden, erwachte er aus seinem Zustande, setzte sich in den Wagen und fuhr heim. Einen dichten Schleier warf er auf diesen Teil seiner Vergangenheit, sie war abgemacht, verarbeitet in seinem Innern, und das Bedürfnis zu leben weckte wieder allerlei Hoffnung in den Winkeln seines Herzens. Die Hoffnung ist der Blutumlauf des menschlichen Geistes, der bei einiger Gesundheit immer tätig ist. Es regt sich bei den meisten, auch nur halbwohlen Menschen hie und da eine plötzliche, rasche Empfindung wohliger Behaglichkeit: sie ist das schönste Erinnerungszeichen, daß wir leben, und ebenso fliegen oft plötzlich durch unsern Geist die buntbefiederten Vögel der Hoffnung, und ohne daß wir eigentlich wissen warum, sind wir wieder voll Lebenslust.

Das ist ein weises Geheimnis der Schöpfung, es ist der Reiz. Ohne diese Schwungkraft gäbe es für den Menschen keine dauernde Existenz.

Das Bild jener Claudia trat dem Onkel vor die Seele, und somit war die Elastizität seines Wesens wieder gewonnen. Was ihr ein Hindernis gewesen, das Verhältnis zu Amalien,

war ja nun völlig gelöst; sobald er zu Hause angekommen war, schrieb er an sie, und schüttete sein ganzes Herz vor ihr aus. In diesem Briefe erzählt er ihr alles, was sich mit ihm zugetragen, das Auf- und Abwogen seiner verschiedenartigen Empfindungen, namentlich in den letztvergangenen Situationen; wie er sein Herz anfänglich beruhigt habe mit den historischen Familienpflichten, welche sein Leben in Beschlag nähmen, wie er sich auf ein karges aber friedliches Familienleben fast gefreut habe. Nach der Katastrophe und nachdem alles in ihm beendigt gewesen sei, habe ihn eine sanfte Beruhigung ergriffen, daß alles so besser wäre, daß Amalie ihn nimmer geliebt haben könne, da sie ihm so harte Worte geschrieben, daß er einem ärmlichen, peinigenden Zustande entronnen sei. Und nun flattre das Bild der teuren Claudia wie die leibhaftige Hoffnung und Freude vor seinen Augen, nun sei er frei und ledig, und sie dürfe das lebhafteste Geständnis seiner Liebe ungescheut annehmen.

Claudia antwortet ihm in einem sanften, weichen Briefe das Traurigste, was man sich denken kann. Sie hätte so lange aller Nachrichten von ihm entbehrt, die Ihrigen wären immer dringender geworden, einem unbescholtnen, vermöglichen Manne, der um sie geworben, ihre Hand zu geben, sie hätte sich endlich dazu entschlossen, und den Tag nach Abgang dieses Briefes würde ihre Hochzeit gefeiert. Sie leugne nicht, daß die Vorstellungen der Ihrigen viel dazu beigetragen hätten, daß es ihr dadurch immer einleuchtender geworden wäre, wie nur ganz gleiche Stände zur Ehe füreinander paßten. Sie sei von niedrigem, unbedeutendem, der Onkel aber von hohem Adel, das Verhältnis sei eben auch nur um ein wenig besser als das zu Amalien. Auch möge er nicht einwenden, daß es noch Zeit sei, da bis jetzt nichts als eine vorläufige Verlobung stattgefunden habe: die Sache sei vor der Welt bekannt, und dem ehrlichen Manne, ihrem braven Gatten, müsse sie Wort halten.

Und doch geht durch den ganzen törichten Brief eine sehnsüchtige Liebe zum Onkel.

Hier hören die Briefe eine Zeitlang auf — das Unglück des Onkels mag man ermessen. Nach einigen Monaten folgen aber plötzlich eine Menge der leidenschaftlichsten Briefe vom Onkel, worin er sie auf das stürmischste beschwört, ihre Ehe zu lösen, ihm anzugehören. Sie sendet ihm all die Briefe zurück, und auf einem kleinen Zettel finden sich nur etwa fünf Zeilen von ihr, in denen sie ihn flehentlich bittet, ihre Ruhe zu schonen und sie ihren Pflichten zu überlassen.

Seine Leidenschaft ist aber einmal im Sturme; nichts hält ihn ab, nach ihrem Wohnsitz zu reisen. Sie wohnt in einem Landhause, an dessen Garten ein Fluß vorübergeht, der Garten selbst geht von beiden Seiten bis an die Front des Hauses, die Heerstraße läuft dicht an Haus und Garten vorüber, eiserne Gitter vor dem Garten lassen den Vorüberreisenden weit hineinsehen.

Der Onkel läßt seinen Wagen langsam fahren, als er an das Gitterwerk kommt — eine weibliche Gestalt geht unter den Bäumen hinab nach dem Flusse zu — es ist Claudias Gestalt — er fährt schnell vorüber, springt vom Wagen, sucht und findet einen Kahn, rudert sich zum Garten hin, steht plötzlich vor Claudia unter den dichten Bäumen des Ufers. Sie ist äußerst erschreckt, faßt sich aber schnell und spricht mit dem innigsten Ausdrucke, mit einem Blicke, vor welchem der Onkel in die Knie sinkt, er möge sich die Ehre seiner Claudia teurer sein lassen. Mit den glühendsten Worten schildert er ihr seine Liebe; die Tränen fließen ihr über die Wangen — „und wenn Sie mich lieben“ — sagt sie mit brechender Stimme — „so verlaß mich für jetzt und immer.“ — Der Onkel, in welchem plötzlich eine wunderbare Veränderung vorgeht, sagt zum ersten Male: „Ja, das will ich,“ ergreift ihre Hand, um sie zum letztenmal an seine

Lippen zu drücken, und sie liegen sich schluchzend in den Armen, ohne daß sie wissen, wie es geschehen, sie herzen und küssen sich und weinen dabei auf das süßeste und bitterste.

Wunderlich genug ist's, der Onkel, welcher sich zuerst ermannt, legt ihre Hand auf seine Augen und spricht: „Dein Wille geschehe, das war der einzige Augenblick unseres Lebens, ich will dich nicht wiedersehn“ — damit geht er nach dem Ufer, leise ruft Claudia noch einmal seinen Namen, er wendet sich, aber sie winkt ihm mit der Hand zu gehen.

Und er geht und hat sie nicht wieder gesehen.

Es finden sich noch viel Briefe an Claudia, die wahrscheinlich alle nicht abgeschickt worden sind. In dem ersten von diesen ist jene letzte Begebenheit erzählt, in den späteren finden sich die bittersten Klagen über das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, über das unglückbringende Absperren durch Ehe und Standesverhältnisse. Am Ende schrumpfen die Briefe zu kleinen Aphorismen zusammen, welche unsägliche Bitterkeit, ja oft tödlichen Haß in wenig Worte zusammen drängen.

Wie der arme Onkel darauf in die weite Welt gegangen ist, wie er seinen Groll auf die wunderlichste Weise am Adel und an der Ehe an den Tag gelegt hat, weißt Du schon, ich habe Dir, glaub' ich, in der ersten Zeit meines Hierseins einmal davon geschrieben. Ich schließe hastig, die Sache hat mich unglaublich angegriffen.

16.

Könnt' ich Dir doch beschreiben, Blanka, welch eine rege Veränderung mit mir vorgegangen ist. Aber ich kann es nicht. Es geht mir wie einem, der in eine dunkle Höhle geraten ist, er fühlt, daß ihn Nässe und Kälte ergreifen, aber er weiß nicht, er sieht nicht, woher beide kommen.

War es nicht doch Leichtsinn, daß ich mich immer spottend und lachend über die gesellschaftlichen Einrichtungen hinwegsetzte, ist es nicht am Ende unrecht, sie Zufälligkeiten zu nennen, sind sie vielleicht wirklich natürliche, notwendige Ergebnisse der Länder wie Bäume und Kräuter? Muß man nicht prüfen, ob denn unsere Bildung, die zehn verschiedenen Völkern und Zeitaltern entlehnt ist, für unser Volk, für unser Zeitalter passe? Muß man nicht zu Hause seine Landessprache reden, um nicht sich und seine Umgebungen ohne Not zu verwirren? Paßt unser Liebesjonien nach der Lausitz? Ist nicht Humanität der Gegensatz von allem Egoismus, und ist es nicht Egoismus, ein Leben zu führen, was mit allen Umgebungen disharmoniert, um uns größere Freiheit zu schaffen, ein Leben, dessen Gesetzlosigkeit eben ein Diebstahl an der uns umgebenden gesetzlichen Form ist? Zerstört es nicht auch die Ruhe und behagliche Sicherheit, die ersten Bedingungen jeder Art am Glück.

Man hat nichts Deutliches und Klares mehr vom Onkel gehört, aber was man hörte, war unersprießlich — es war sein Geschäft, die Menschen zu stören. Wie kann es ihm selbst dabei wohl ergehn! Es kann ja in der Welt kein Zustand allein existieren; das, was in unsere Nähe kommt, gibt ihm die Farbe. Wir sind ja in allen Dingen Geschöpfe, die von außen her alles werden. Es ist wie mit der Witterung: wir können nicht im Regen ausgehn, ohne naß zu werden.

Ein Heer solcher Gedanken bewegte sich in mir, es war mir wie einem Seiltänzer zumute, der jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren fürchtete. Gehen wir vielleicht, Blanka, auf einem Seile?

Du kennst meine Unart, und hast sie oft getadelt, wie ich mich einem neuen Interesse, das mich fesselt, sei's ein Buch oder eine Idee oder sonst etwas, so ausschließlich hingebe, bis ich es erschöpft habe, wie ich alles andere darüber vernachlässige. Du hast recht: es ist ein leidenschaftliches

Unmaß. So hatte ich denn auch hier zwei Tage lang Karlsbad und meine Bekanntschaften vernachlässigt, und war nicht von meinem Zimmer gekommen. Für alle Nachfragen hieß es, ich sei verreist. Der Liebesbrief blieb aber nicht aus und war, sonderbar genug, als ob er meine Stimmung kenne, ernster, ich möchte sagen höher gehalten als die früheren, er klang fast wie eine poetische Resignation. Franziska war die erste, der ich begegnete. „Leben Sie noch, Sie Bösewicht, und wir glaubten, Sie seien über alle Berge!“ So rief sie mit großer Lebhaftigkeit und hing sich an meinen Arm, und war so naiv, so lieb und schmeichelnd, wie ich sie lang' nicht gesehn. Es war niemand in der Nähe, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr einen Kuß zu nehmen. Sie gab mir ihn mit Herzlichkeit zurück, machte sich aber dann von mir los und sagte mit einem gar wunderlichen Ausdruck, der mich sogar einen Augenblick befremdete: „Noch sind wir keine deklarierten Hochzeitsleute, wir müssen uns ein wenig genieren, weil das so Mode ist.“ —

Vor dem Hause der Komtesse saß eine Gesellschaft, alle riefen erstaunt: „Und Sie sind noch da!“ — Alle hatten geglaubt, ich sei sans adieu wie ein Holländer davongegangen. Die Komtesse war hastig aufgestanden, ich sah's, wie sie die Farbe wechselte, die Augen leuchteten, sie kam auf mich zu und gab mir die Hand. Sie sah dabei so lieb, so unaussprechlich still glücklich aus, daß ich mein Auge nicht von ihr wenden konnte. Ich erfuhr jetzt, daß namentlich der alte Kavalier überall versichert hatte, ich sei plötzlich abgereist. Wo ist er? — Seit vorgestern morgen hat ihn niemand gesehen.

Wie das zu gehen pflegt, so ward meine Unsitte eine kleine Weile mit der größten Lebhaftigkeit besprochen, dann kam etwas anderes aufs Tapet, und nach einer halben Stunde schien's, als ob mein Verschwinden schon ein Jahr alt sei. Und es ist ein Hauptreiz der höhern Gesellschaft und ein

Hauptgrund, warum sie schwere Menschen so leer macht, daß nichts tiefe Wurzeln schlägt und der Mensch wie auf schnellem Wagen vorüberrollt.

Die Gesellschaft verlor sich, es war spät geworden, auch die alte Gräfin, deren Kränklichkeit gewachsen zu sein schien, ging ins Haus, mir liebreicher als gewöhnlich Adieu sagend. Es war mir, als zuckten die Kummerfalten auf ihrer gelben Stirn fragsam, da sie mir gute Nacht nickte. — Nur die alte unglückselige Baronin saß noch bei der Komtesse, und wenn mich nicht die Furcht täuschte, so sprach sie ebenso feierlich und erhaben, wie der letzte Liebesbrief. O — o. —

Endlich ging sie. Die Komtesse sah mich liebreich an und seufzte tief auf — „da da, jetzt bin ich das drückende Gefühl mit einem Male los, das mich die beiden Tage gequält hat — Sie müssen nicht mehr so garstig sein, lieber Alfons.“ So sprach das gute Kind und reichte mir die Hand hin. Nicht wahr, sie ist lieb und lieber noch als die wilde Franziska?

Ich wollte ihr eben auf das herzlichste erwidern, als Wilhelm und Franziska, welche die Wiese auf und ab gegangen waren, bei uns stehen blieben und unnützes Zeug zu sprechen anfingen. Es war an keinen ruhigen Augenblick mehr zu denken, und ich ging halb verdrießlich fort.

Es ist eine milde, schöne Nacht draußen. Ich habe Dir das alles noch eilig niedergeschrieben, und ich habe noch viel im Kopfe von Betrachtungen über diese wunderlichen Zustände, es ist mir aber alles verworren, es wird mir heiß, wenn ich einzelne klare Gedanken herauswickeln will. Vielleicht morgen; ich will noch hinaussehen in die Nacht, vielleicht kommt mir die Auflösung des Rätsels, was es mit mir soll, in einem kühlen Lüftchen. Es ist recht töricht von Dir, Mädchen, daß Du's nicht weißt. —

Am andern Morgen.

Mein Reisewagen steht vor der Tür, ich schreibe dies noch stehenden Fußes. Gestern mitternacht kam ein Expresser von der sächsischen Grenze — denke Dir, ein Brief vom Onkel, vom alten Onkel. Ich war versteinert — er glaubt sich tödlich krank, ich soll über Hals und Kopf nach Leipzig. Seltsam, seltsam; ich reise den Augenblick, und nun wirklich sans adieu. Ich schreibe Dir gleich aus Leipzig; wenn nicht: der Onkel wohnt im Hotel de Bavière.

17.

Ich habe Dir von Leipzig aus geschrieben, daß der Onkel nach Berlin vorausgeeilt sei, und daß Du mir dahin schreiben mögest. Noch hab' ich keinen Brief von Dir. Wie kommt das? Es sind schon acht Tage, daß ich hier bin. Ach, Blanka, gute Blanka, schreibe bald, ich bin ein aufgelöster Mensch, es sind die wunderlichsten Dinge vorgegangen. Kaum hab' ich Kraft und Fähigkeit, Dir die Hauptsachen aufzuzeichnen. Ein Schluß, ein Entschluß ist noch weit von mir.

Der Onkel ist — denke, Blanka — niemand anders als der alte Kavalier aus Karlsbad. Er krankt weniger körperlich als geistig. „Ein falsches Leben hab' ich geführt," spricht er mit seinen markdurchdringenden langsamen Worten — „und du, Neffe, hast mir die klarste Einsicht davon gegeben. Wo soll es hinaus, dieses Herumtändeln, Herumliebeln, von interessanten Spielen? Weißt du denn wohl, was du damit anrichtest? Das Weib ist halb schutzlos in der Welt und trotz aller scheinbaren Beschirmung nur des Mannes Ehre anheim gegeben. Ist es nicht unwürdig, mit dem Schutzlosen sein Spiel zu treiben? Und was tat'st du anders in Karlsbad? Weißt du denn, ob das Leben und Glück der Komtesse oder Franziskas nicht völlig zugrunde gerichtet sind durch dein Verhalten gegen sie, durch dein leises Anknüpfen,

plötzliches Zurückgehn, plötzliches Wiederkehren, kurz durch dein Kokettieren? Weißt du es? Kannst du es bestimmen, ob du nicht namentlich in die zarte Brust der Komtesse den Samen des Todes geworfen? Völlig harmlos war sie zu Anfang der Saison, sie fügte sich in alle Launen einer törichten Mutter, welche sie gleich einer Ware behandelt, sie fügte sich, weil sie keine Wünsche kannte. Du hast die Wünsche geweckt — wie wird sie nun die Forderungen ihrer Mutter ansehn, und weißt du nun, wie weit das Unglück rennen kann? —

Es ist ein Frevelmut der egoistischen Jugend, die menschliche Gesellschaft für eine unbequeme Zufälligkeit anzusehn und allen egoistischen Launen zu folgen ohne Rücksicht, was neben oder hinter ihnen zugrunde geht. Sie fühlen sich sogar noch recht erhaben, wenn sie dergleichen mit recht eigentümlichen absprechenden Räsonnements bekleiden können, sie dünken sich ganz besonders, daß sie nicht in den Schlendrian paßten, und machen sich geniale Systeme. O, dieser unselige Egoismus, diese bodenlose Eitelkeit, denn diese beide sind das Elternpaar all der heillosen Kinder, bringen namenloses Unglück. Es ist nicht schwer, sich was Neues zu suchen, wenn einem das Alte nicht gefällt, aber es ist nicht recht, sich einen Zustand zu extemporieren, welcher zu allem übrigen nicht paßt und so alles übrige verrückt. Es ist verdienstlicher, sich dem Gewöhnlichen zu fügen, als Ungewöhnliches auszustöbern.

Ich richte das alles gegen mich selbst ebensowohl als gegen dich, ich bin so heftig, weil ich es noch ärger getrieben habe als du, ich habe absichtlich zerstört, wie ein ungezogener Knabe aus Zerstörungswut zerstört. Das ist ein gesellschaftliches Unrecht, was nicht zu vergeben ist. An deinem Treiben in Karlsbad ist mir das Verständnis aufgegangen; zum ersten Male sah ich in der Nähe, wohin dies Treiben führe, zum ersten Male sah ich die Schlachtopfer hinsiechen. Franziska

flatterte noch wie eine Motte ums Licht, die Komtesse war zerbrochen, man wies mir ein verschleiertes Mädchen, was dir nachgereist war, was du ebenfalls verlassen hattest, was mit keinem Menschen sprach, was vielleicht eine Beute des Wahnsinns wird. —

O, o über die menschliche Verblendung, mit Entzücken sah ich dir anfänglich zu, wie ein Kind, das die Hände nach dem lustigen Feuer streckt und nicht weiß, daß es brennt. Ich half dir von den bornierten Prinzen, ja ich trieb den Frevel so weit, Menschenleben dabei aufs Spiel zu setzen, weil ich kindische Duellanten für Kartenfiguren hielt, ach ich tat alles, was töricht war.“ —

So spricht der Mann den ganzen Tag, manches versteh' ich gar nicht, wie die Geschichte mit dem verschleierten Mädchen.

Heute hat er mir nun bestimmt erklärt, ich müsse die Komtesse heiraten, und er werde sogleich deshalb schreiben. Bis jetzt hab' ich zu allem still geschwiegen.

Aber warum schweigst auch Du.

18.

Ist es möglich, ist es möglich, Blanka, Du, Du, Du hast alle die Liebesbriefe geschrieben, Du warst in Karlsbad, Du warst die verschleierte Dame, Du sagst Dich los von mir, als von einem wankelmütigen Manne? — Da steht's, ich hab' es hingeschrieben, was mich aus allem Sinn und Verstande heraustreibt. —

Ich kann nichts hinzusetzen, ich weiß nichts als diese Fragen — schreibe noch einmal, ob es so ist, dann werde ich's wissen, jetzt weiß ich nichts, nichts.

Du bist hier und willst mich nicht erfahren lassen, wo Du seist, willst mich nicht sehen?

Nun wohl, ich habe abgeschlossen mit der Welt, und jetzt bin ich ruhig. Damit ich dem alten Manne wenigstens eine Freude mache, so will ich mich seinen Wünschen fügen. Er glaubt, sein ganzes Leben wieder gutzumachen durch meine Verbindung mit der Komtesse. Es ist ein liebes Mädchen. War Franziska das lebendige, schöne Auge, so ist die Komtesse die Seele des Auges.

Wenn der Onkel still auf dem Sofa liegt und ich auf einem kleinen Stuhle neben ihm sitze und hinaussehe durch die Fenster über die breiten, herzlosen Straßen Berlins, auf welchen jetzt Tag um Tag ein ausdrucksloser Sonnenschein liegt, da schnürt es mir wohl manchmal das Herz zu wie Todesangst. Ich verspreche ihm die Heirat, und es ist mir, als ginge mein Leben zu Ende.

So gehe es denn zu Ende, ich habe es selbst verscherzt. Meine Neigung zu Dir — ich fühle es jetzt tief — ist der Kern meines Lebens. Jugendlicher Übermut ließ uns mit dem Glücke spielen, wir warfen die bunte Kugel in die Luft und ließen es darauf ankommen, ob sie uns wieder in den Schoß fallen würde. Gott weiß, wo sie hingefallen ist.

Ist es ein Frevel gegen die Zeit, gegen die Umgebungen, natürliche Zustände hervorzurufen, die nicht zur jetzigen Gesellschaft passen, klassische Liebe ohne Pfaffen und Kontrakt in eine unklassische Welt zu drängen — ist es ein Frevel, ich will ihn büßen. Aber bereuen will ich ihn nicht; all meine alte Stärke ist mir jetzt wiedergekommen, ich sterbe heiter auf dem Schlachtfelde.

Lebe wohl, Blanka, o meine süße Blanka, lebe wohl. Der Komtesse will ich Dich schildern so schön, wie Du in mir lebst, und sie wird mir gestatten, Dich zu lieben, auch wenn ich Dich nimmer wiedersehe.

Ihr sagt mir, ich sei eitel um und um, und durch und durch, und diese Eitelkeit sei die Mutter all meiner Theorien und Torheiten. Ich glaub's Euch, ich glaub's, daß Ihr recht

habt, glaubt mir aber auch, diese Eitelkeit sei nicht so schlimm, und sie sei eigentlich etwas anderes, wir haben nur kein Wort dafür. Ohne diese Eitelkeit mag ich gar nicht weiter leben, sie ist die Spannkraft meines Wesens.

Der Onkel treibt mich zur Abreise — ich schreibe Dir jedenfalls noch in drei Worten Lebewohl. O daß ich Dir dann nicht mehr schreiben soll, das, das gräbt mir im Herzen umher. Diese Briefe waren mein zweites Leben — und unsere hohen Gedanken, wie wir uns alles sagen wollten, auch wenn wir nicht treu geblieben wären, sie waren ja doch wahrlich keine Lügen, Blanka.

In diesem Augenblicke ist mir's, als sei ich Dir immer treu gewesen, als würd' ich Dir's immer sein. Die Treue ist ganz gewiß etwas anderes, als was die Leute so nennen. Nicht wahr, Blanka? Bitte, schreib' mir noch einen Brief über die Treue. Bitte, bitte!

19.

Was ist das? Du bist beim Onkel gewesen, er ist entzückt von Dir — und in der nächsten Stunde soll ich reisen?

Ich sitze am Schreibtisch des Onkels, er geht lächelnd im Zimmer auf und ab und ist heiterer als je. Er erzählt mir, wie Du in Karlsbad alle Briefe von mir aufgefangen habest, wie die alte Baronin Dir behilflich gewesen — was hör' ich da eben? Sie ist Deine Tante — sie ist Claudia? Und der Onkel hat es selbst nicht gewußt, heftige Krankheiten haben sie so entstellt. —

Bald hör' ich, bald schreib' ich, es wird ein törichter Brief, aber schreiben muß ich, denn der Onkel wiederholt, daß der Wagen bald vorfahren würde. „Du hast Eile“ — sagt er — „denn jener junge holsteinische Graf, dessen du dich erinnern wirst, ist nach Karlsbad zurückgekommen und hat der Komtesse seine Hand angetragen, und die blonde

Sanftheit gefällt ihr sehr, Franziska hat sich mit Wilhelm verlobt — du kommst am Ende zu spät. Bewähre deine Eitelkeit und mach' alle Bewerber zuschanden." —

Was sind das für Dinge!

„Blanka ist ein so liebenswürdig Kind" — fährt er fort — „aber mit deinen törichten klassischen Plänen. —"

Ich konnte nichts weiter schreiben, und jetzt fliegt mir die Feder wie im Fieber — böses, böses Mädchen, alles ist ausgeglichen, und Ihr foltert mich, und zu Dir in die nächste Straße soll ich reisen, und Du hast die abscheuliche Bedingung gestellt, und der abscheuliche Onkel hat sie zugestanden, daß ich eine volle Stunde warten muß, nachdem ich dies alles erfahren habe, daß ich Dir den letzten Liebesbrief schreiben muß. Da ist er, da ist er — ich weiß nichts anderes, Blanka, als daß ich Dich liebe, so liebe, daß mir's vor den Augen flimmert und ich nicht mehr schreiben kann — o, o, was zögert die Stunde, ich muß aufhören, denn mich überwältigt die Freude.

Noch wenn Du dies Blatt in der Hand hältst, fliegt in Deine Arme Dein Alfons.

Die Schauspielerin.

Herrn Varnhagen von Ense ergebenst gewidmet.

Ich ergreife jede Gelegenheit, hochgeehrter Herr, Ihnen darzulegen, mit welcher Treue, Ergebenheit und Achtung mein Herz an Ihrem Glauben in Sachen der Kunst und Wissenschaft hängt, wie lebhaft es Ihre schöne Stellung in unserer Literatur und die günstige Einwirkung Ihres Charakters zu erkennen glaubt.

In einer Zeit verwirrender Kämpfe, wo alles Ursprüngliche und Umfassende ohne Beachtung blieb wegen der dominierenden Einzelheiten, wo auch die Literatur und Gesellschaft nur Gegensätze zu enthalten schien, in einer Zeit, wo auch ich mitten im Wirbel bedenklich herumgetrieben ward, da nahmen Sie mich freundlich auf, Sie fragten nicht nach Partei und Namen, Sie griffen mit weicher Hand nur nach dem, was man beim Schriftsteller Talent heißt; Sie sagten es nicht direkt, aber ich erfuhr es durch Sie, daß die vielen zufälligen Richtungen unserer Tage einen Menschen nicht erschöpfen. Der Mensch ist mehr als ein historisches Moment, denn er kann deren viele erzeugen — daß ich dessen und somit eines größeren Reichtums meiner selbst inne wurde, habe ich sicherlich größtenteils dem Glück zu verdanken, das mich vor Ihr freundliches Antlitz führte.

Ich halte dies für einen wichtigen Abschnitt im Leben eines Mannes, welcher sein Amt darin sucht, fortwährend vor seiner ganzen Nation zu sprechen. Die Welt ist mir von da erst die Welt geworden, seit mir die kleinste Mani=

festation ihrer Mannigfaltigkeit wichtig und beachtenswert erschien — es gibt eine bornierte, störende Liebe und eine beglückende, ich meine störend oder beglückend mit Bezug auf das, was außerhalb der Liebenden ruht. Die bornierte Liebe kennt nur ein einziges und will nur ein einziges kennen, sie will eine Sonne ohne Strahlen sein, welche nur einen Punkt entzünden soll, mag ringsumher alles andere darüber verderben — der Anblick dieser Art ist leider im gewöhnlichen Leben nicht so gar selten, es begegnen uns gar oft solche Liebesleute, welche in Eifersucht, Mißgunst und Unzugänglichkeit beweisen, daß in der gegenseitigen Neigung aller Quell von Teilnahme erschöpft, daß ihnen kein Atom von Zärtlichkeit übriggeblieben ist für die Welt, daß ihre Liebe keine Atmosphäre geworden ist, wie sie der beglückenden Liebe zuteil wird. Von der letzteren gewinnt alles, und das ist ihr göttliches Kennzeichen.

Die Zustände unserer Bildung haben heutigestags gar vieles, was diesem Phänomene entspricht, und ich glaube namentlich durch Sie erkannt zu haben, daß der Gewinn jener schöneren Liebe ein Wesentliches Goethescher Anschauungsweise, daß er der Kern heutiger Kultur sei, von welchem aus die schönsten Ranken, Stauden und Bäume unserem strebsamen Menschen entsprießen.

Es waren frische, sprossende Frühlingstage, als ich das Glück hatte, mit Ihnen Unter den Linden auf und ab zu wandeln, Gespräch und Ansichten verloren sich niemals in enge Defileen, aus denen nur gewaltsam ein Ausweg zu bahnen ist, niemals in die Spitzen der Winkel drängten sie sich, sondern in die Weite der Möglichkeit, der Spekulation, der rastlosen Aufnahme; ich fühlte es innig, wie solchergestalt das Herz schmiegsamer und williger werde, jedem Gedanken, jeder Anschauung sich anzuschließen, und aus der Mitte solch neuer Welt traten zwei große, klare Augen mit einem überaus wohltätigen Blicke. Dieser Blick, welchen mir

der Verkehr mit Ihnen entschleierte, ist hoffentlich in mir geblieben, ich glaube ihn stets zu sehen, und er versagt mir dann niemals seinen Rat.

Es ist der Geschmack.

Wenn eine Klage gerecht ist über das Treiben unserer jetzigen Literatur, so ist es die über Vernachlässigung des Geschmacks. Gedanken, Richtungen werden in Fülle angeregt, daran leiden wir sicherlich nicht Mangel, aber die Form, das Maß, die innerste Bedingung der Harmonie ist wenig zu finden. Ich lasse meine Worte diese Richtung nehmen, weil sie mich auf Novellenproduktion und Beurteilung derselben führt, wie sie eben gang und gäbe sind, und weil sie somit einen Bezug auf das folgende Büchlein gewinnen.

Die Geschmacklosigkeit unserer derartigen Produktion prägt sich vielleicht auf der einen Seite in zu grober Absichtlichkeit aus, auf der anderen in zu farbloser Ausdruckslosigkeit. Nur für jene scheinen mir einige Zeilen am Orte zu sein. Es mußten Ideen an die Leute gebracht werden, ohne daß man sich die Zeit nahm, ihre Abklärung abzuwarten: von allen Dingen des Gedankens und der Erscheinung fallen mit den kommenden Tagen und Nächten Flitter ab, Schlacken, Äußerlichkeiten, die Schöpfung an sich ist so sehr das vollkommenste Kunstwerk, daß sie ohne unser Zutun die Dinge ordnet und gestaltet auch für das feinste künstlerische Bedürfnis; richtiges Gefühl und guter Geschmack wartet auf solchen Prozeß des Geistes und gibt nur das Gewonnene, nicht jedes Erraffte.

Dies eine wird mannigfach vermißt. Ein zweites ist die Gewaltsamkeit, mit welcher eine wirkliche Form behandelt wird: diese oder jene polemische Richtung, diese oder jene Spekulation muß in ihrer rohesten, ersten Erscheinung Novelle werden, ein philosophisches System muß sich wohl oder übel in eine Erzählung dehnen, und die Kritik geht mit ebensolcher Herzhaftigkeit an das Urteil. Sie empfängt nicht

willig das einmal Gegebene als Ganzes, um darüber zu sprechen, wie man einen Menschen empfängt, der ebenfalls ein Fertiges ist; nein, sie findet es tadelnswert, daß nicht diese oder jene Sympathie die Seele des Ganzen sei, und diese erste ungerechte Anforderung verfolgend, verschiebt und verrückt sie nun nach Stimmung und Laune das Ganze.

Ich übergehe noch den Ausdruck; es war wohl an der Zeit, einer dürren, öden Sprache zu entrinnen, Leben, Grün und Sonnenstrahl in die Sätze zu bringen, aber wie zu all dem eben Erwähnten bedurfte es auch hier eines feinen Geschmackwächters. Es gibt nun einmal viel Wendungen und Worte, welche in der Schrift garstig erscheinen — Schönheit, Schönheit ist der Ruf, der so selten ein Echo findet bei unseren schöngeistigen Produkten.

Muß ich hinzusetzen, daß ich dies alles aus Ihrer Anschauungsweise, wenigstens harmonierend mit derselben, gesagt glaube? Daß ich es nicht deshalb vor eine eigene Novelle schreibe, um diese marktschreierisch anzuempfehlen, indem ich davon rede, was an vielen andern auszusetzen sei?

Aber allen Bezug will ich dennoch nicht leugnen; gerade die angeregten Fehler denke ich nicht begangen zu haben. Wieviel andere übrig waren, wird mir nicht verborgen bleiben. Zwei Sommerwochen eines anspruchslosen Landlebens haben mir Sonnenschein, grünen Bergwald, blaue, fröhliche Ferne genug gegeben, um in fröhlicher Zuversicht alte Gestalten früherer, bewegterer Tage heraufzulocken vor meine Blicke. Möchten Sie in solcher Art und solchem Verhältnisse erschienen sein, daß sie einer Widmung an Sie, geehrter Herr, würdig zu achten wären; dann hielt ich meine Zuversicht und die Novelle für erfüllt.

1.

Ein junger Reisender kam in Wien an. Es war ein milder, üppiger Sommerabend, wo die Brust und das Herz aufgeht in weicher Lebenslust; auf dem glatten Pflaster der Stadt lag ein feiner Staubregen, alle Fenster der engen Straßen, durch welche der Postillion mit lautem Klatschen hinfuhr, waren geöffnet, schöne Mädchenköpfe guckten überall heraus, frische, zierliche Herren glitten Arm in Arm vorüber und lachten und schwatzten, es war ein buntes, lockendes Durcheinander, ein zärtliches Gesumm. Der junge Reisende wußte nicht, wie ihm geschah; es war ihm, als müßte jeden Augenblick aus der geräuschvollen Menge eine glänzende Freude emporspringen, ihm an den Hals fliegen.

Aber was für eine Freude?

„Ludwig," hatte der Vater gesagt, „geh' in die weite Welt, um dich zu sammeln. —"

„Lieber Papa, wie soll ich in der weiten Welt mich sammeln! Mein Übel oder mein Glück wird immer größer werden. —"

„Das wird es nicht, mein Sohn, nur im Überflusse finden Leute deiner Art die Beschränkung; nur wenn sie sehen, daß die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit für das Menschenherze zu groß ist und zu reich, daß es eines Gottes bedarf, um allen Genuß in sich aufzunehmen, nur dann bilden sie sich. Nur dann sehen sie ein, daß die Grenzen unser Glück machen."

Ludwigs Unglück war nämlich zuviel Glück, was sein Herz bestürmte; er wußte nicht, wohin er mit allen seinen Empfängnisorganen sollte, er schmachtete im Überflusse und wollte sich den herkömmlichen Formen nicht fügen, weil

er sie für einen Diebstahl am Reichtume der Welt hielt. So mochte er sich nicht zu einer bestimmten Stellung entschließen, er mochte nicht heiraten, mochte nicht stillsitzen, das dünkte ihm alles zu ausschließend.

Der Vater war ein kluger Mann und schob ihn in den Postwagen und gab ihm einen Neffen zur Begleitung, mit dem Ludwig aufgewachsen war, und den er gern hatte, ohne ihn zu lieben. Paul, dieser Neffe, war ein derber, trockner Bursche mit viel Kenntnis und gleichmäßiger, guter Laune, einer von den wohlberatenen Menschen, welche das Leben nicht suchen, sich aber überall von dem Leben finden lassen.

„Du machst gar zuviel Umstände," pflegte er zu sagen, „mit dem bißchen Welt, wozu sie in Ordnung bringen und regieren? Sie regiert sich selbst, sie ist von Anbeginn in Ordnung. Die Welt geschieht, wir machen sie nicht, und wenn man soviel zu tun hat wie du, dann hört alles Lachen, alle Bequemlichkeit auf. Lachen und Bequemlichkeit sind ja Leben."

Er saß mit verschränkten Armen im Wagen, die Behaglichkeit ruhte mit halb geschlossenen Augen auf seinem runden, feisten Gesichte und blinzte aus den verlässigen treuen Augen. Wenn ein besonders munteres Kind mit flatternden Locken am langsam rollenden Fuhrwerk vorüberglitt, da hob er seine Reisemütze vom blonden Lockenkopf und grüßte schelmisch lächelnd.

Ludwig dagegen war erregt und unruhig. — „Paul," rief er aus, „wie erträgst du mit soviel Gleichmut eine Welt von solchem Reichtume, wie sich uns eben öffnet! Wo blick' ich zuerst hin, wo faß' ich, wo ergreif' ich die Luft, die durch die Straßen schweift, in der sanften, üppigen Luft um meine Schläfe spielt, aus neuen, immer schöneren Augen leuchtet — Paul!"

„Laß sie nur kommen!" erwiderte dieser. —

„Du bist ein Türke!" —

„Allah ist groß, Ludwig, und hier ist unser Gasthof — halt, Schwager — die Welt lauft nicht davon, und sie kommt am ersten zu uns, wenn man ihr nicht nachlauft. Sie ist gleich Mädchen und Liebe."

2.

Am späten Abend strich Ludwig einsam auf dem Glacis umher und schwelgte. Die Luft war wie Mädchenodem, und unter dem Monde flog zuweilen eine seltsam gestaltete Wolke hin, welche einen feinen Strichregen in die Donau warf; der Leopoldsberg saß schwarz wie ein pfarrherrlicher Hausvater im Hintergrunde, einzelne Liebespaare gingen Arm in Arm an dem vom Glück gepeinigten jungen Mann vorüber. Besonders ein Paar beschäftigte ihn sehr: die Dame war eine hohe, schlanke und doch volle Gestalt, der runde Oberkörper wiegte sich üppig und herausfordernd auf den stolzen Hüften, und das weiße Gewand, was um die gerundete Erscheinung kräuselnd flatterte, um den stolz spielenden Fuß tändelte, der weiße Schleier, welcher im Winde flog, solange die Dame ihr Gesicht gegen den Begleiter kehrte, zog Ludwig unwiderstehlich an. Er ging mit ihnen vor- und rückwärts, blieb stehn, um sie an sich vorübergehn zu lassen. Aber die Dame hatte für nichts Augen, als für ihren Begleiter, ihr Kopf war immer nach ihm hingewandt, fast in seine Schultern hineingedrängt, und die Außenseite des Gesichts verbarg der Schleier. Ein Mädchen, dessen Angesicht uns verborgen wird, ist immer ein Engel. Als Ludwig merkte, daß die Liebesleute in eine Straße hinabbogen, ging er voraus — es ist ein merkwürdiger Beweis gegen das Interesse am bloß Allgemeinen, daß uns bei solcher Gelegenheit alle übrigen Mädchen verschwinden vor dem Zauber einer einzigen Schönheitsmöglichkeit. Wie konzentrierte sie sich dem jungen Glücklichen in diesen weißen

Gewändern, und er vergaß seine eigene, gewöhnliche Klage, daß sich das Glück nicht konzentriere.

Die Straße war eng, in welche ihm das Paar folgte, aus einem Parterrezimmer strahlte Licht, und Ludwig wollte beim Scheine desselben seine Göttin erblicken. Wenn sie nur nicht früher in ein Haus treten — nein, sie gehen zwar immer langsamer, aber sie kommen immer näher, der Schleier ist ganz zurückgeschlagen. Ludwig tritt in den Schatten, sie sind neben ihm, die Dame wendet ihr Antlitz nach der Stelle, wo er an die Mauer gelehnt ist, ihr forschendes Auge will die Dunkelheit beiseite schieben — ein Mädchen mag noch so beteiligt erscheinen, sie sieht jede Huldigung auch ohne Augen, sie hat einen sechsten Sinn dafür. In dem suchenden Blicke der Dame lag die ganze Geschichte von dem Hin- und Hergehen Ludwigs auf dem Glacis, von seiner Begleitung bis daher — er war betroffen von dem Zauber dieses Antlitzes, von dem halben Lächeln, das wie ein Schalk über die halbgeöffneten Augen und den leise zuckenden Mund hüpfte.

Ehe er zu sich kam, waren die Liebesleute eingetreten in das Haus, sie erschienen in dem lichten Parterrezimmer — alles das dünkte Ludwig eine Traumerscheinung — die weiße Dame nestelte den Schleier von ihrem Haupte und setzte sich auf einen Stuhl, dunkle reiche Locken fielen über das gesenkte Antlitz, die Hände ruhten im Schoße, der Liebhaber kniete vor ihr nieder und drückte sein Haupt in diese Hände. Ach, wie weich und warm mochten sie sein!

Ludwigs Augen wurden feucht von Tränen der Liebe, der Freude oder des Glücks, er wußte es nicht. Gute Menschen weinen zuerst über das Glück, was sie erblicken.

Plötzlich, als fiele es ihr jetzt erst ein, daß jemand außen sein könne, sprang sie auf, eilte zum Fenster und zog die Florgardinen zu. Ludwig stand noch einen Augenblick regungslos und bedeckte seine Augen mit der Hand, dann ging er langsam fort. Aber — ist nicht da, von wo der

Lichtschimmer an der entgegengesetzten Wand spielt, ein kleiner offener Strich, den die Gardine nicht bedeckt — wahrlich, man kann einen Teil des Zimmers sehen durch diese Falte, er kehrt zurück und schaut und schaut.

Vorher hatte er nur Augen für sie gehabt und die Umgebung nicht beachtet, jetzt war sie nur zuweilen in seinem Gesichtskreise, und er mußte notgedrungen beachten, was sich sonst seinen Augen bot. Auf einem Armstuhle dicht am Ofen lag ein schreiend gelbes Frauengewand, als sei es eben hingeworfen, daneben an der Erde ein weißer Schal und eine Reiherfeder, unweit des Fensters, durch welches er blickte, stand ein kleiner Tisch, der mit allerlei wunderlichen Kleinigkeiten bedeckt war, welche in bunter Verwirrung durcheinander lagen. Perlen, Bänder, Papierrollen, Armspangen, glitzernde Flittern in ganzen Häufchen, auch an der Erde fand sich einzelnes von diesen Utensilien.

Seine Aufmerksamkeit ward unterbrochen, die Dame flog mit einer Gitarre durch den Raum, welchen er übersehen konnte, er hörte sie lachen, präludieren und unter Lachen eine klingende, von Fülle und Üppigkeit duftende Stimme erheben:

Und wenn du mich liebst, warum zagt dein Gesicht,
Fürchtest du denn, was dein Herze spricht?
O, das Herz ist so klug,
Und hat Liebe genug,
Liebe, liebe nur lustig, es mangelt ihm nicht!

„Wenigstens dem meinen nicht!“ sprach sie dazwischen und lachte wieder und sang wieder:

Ach, ich war noch so jung, und ich war noch so klein,
Da zogen die Küsse schon jubelnd ein,
O, wie lang ist das her,
Und doch fehlt's nimmermehr
Meinem Herzen an Küssen und Liebesschein. —

Es kamen Leute die Straße entlang, er konnte nicht länger stehen bleiben, und träumend ging er von dannen.

„Und doch fehlt's nimmermehr
Meinem Herzen an Küssen und Liebesschein"

klang zitternd durch alle seine Nerven, er bemerkte es nicht, daß der warme Nachtregen immer stärker fiel, und blieb stehen, als er an einem lichten Fenster ein Mädchen sah, das den weißen Arm herausstreckte in den Regen, dann mit der feuchten Hand das Haar aus dem Gesichte strich, das weiße Nachthäubchen darauf stülpte und das Fenster schloß; und in bewußtloser Träumerei schritt er weiter und kam in seinen Gasthof. Die Welt bewegte sich in tönenden Harmonien um seine Sinne, und als er entschlief, war's ihm, als sänke er in den Himmel; der Regen klatschte sanft an die Fenster.

3.

Der Tag hat etwas Nüchternes, wenn uns ein poetisches Interesse im samtnen Gewande der Nacht, oder beim stillen, heimlichen Scheine des Mondes nahegetreten ist. So ging es Ludwig, als er am nächsten Morgen durch die Straßen lief, um das stille Gäßchen zu suchen; der Lärm, die mannigfache Fülle neuer Gestalten, welche an ihm vorübereilten, zerstreuten, befingen ihn, und er fand die kleine Gasse nicht. Mißmutig kehrte er heim und fügte sich dem Vorschlage Pauls, die Empfehlungsbriefe abzugeben, Visiten zu machen.

Jede Stadt hat für jeden Tag ein Favoritinteresse, was gleichzeitig überall besprochen wird; die geistreichsten Personen bedienen sich in der Konversation eines solchen, weil es eine Art von Medium darbietet zwischen produzierendem Denken und völligem Schweigen, wie das Kartenspiel, und weil sie wohl fühlen, wie sehr ein solches nötig sei, um die Geselligkeit aufrechtzuerhalten. Noch mehr solche stationärer Anknüpfungen gebraucht man beim Zusammenkommen mit Fremden — die allgemeinen Geselligkeits-

verhältnisse und das Theater kommen dabei immer an die Reihe. Zufällig gab es nun eben ein Objekt in Wien, was all diesen Fällen zupaßte, es war eine junge Schauspielerin, welche durch ihre plötzliche, durch ihre blendende Erscheinung, durch ihre Erfolge in Sachen der Kunst und des Herzens, durch ihr Verschmähen trefflicher Partien, durch die Wahl eines Bräutigams alle Fragen und Zusammenstellungen in Bewegung setzte. Paul und Ludwig hörten überall davon sprechen, und Paul konnte ein urteilendes Wort mit abgeben, da er am Abend vorher im Gasthofe mit dieser Dame und ihrem Bräutigam beim Abendessen zusammengekommen war. Er hatte sie ebenfalls höchst liebenswürdig gefunden und war von ihr und dem Bräutigam eingeladen worden. Dies rasche, günstige Zusammentreffen fand man sehr scharmant, man hoffte neue Geschichten, neue Bemerkungen zu erfahren. Paul machte Glück durch dieses Glück und war sehr gesucht, der zerstreute Ludwig trat sehr in den Schatten.

Denselben Abend spielte die Dame, und Paul wollte hin. Ludwig hatte keine Lust, ihn zu begleiten, er scheute das Theater wegen der mannigfachen, lockenden Eindrücke, die es ihm verursachte und die ihn beunruhigten. Da sähe man eine Menge schöner Köpfe, es entwickelten sich auf der Bühne diese und jene reizenden Interessen, tausenderlei Sehnsucht und Verlangen würde geweckt, und der Schmerz mangelhafter Organe der Auffassung und des Genusses werde peinigend.

„Du bist ein Narr," sagte Paul, „wir wollen eine dunkle Loge nehmen, und du kannst die Augen zumachen."

Sie gingen hin, und Ludwig setzte sich in der Tat so, daß er gar nichts sehen konnte. Da überließ er sich den Träumereien, welche die Musik anregte, diese willige, höfliche Muse, welche in ihrer Allgemeinheit jedem Gelüst den Ausdruck gewährt.

Plötzlich rauschte ein lauter Beifall durch das Haus, eine tiefe Stille folgte. Die berühmte junge Schauspielerin

mochte aufgetreten sein. Sie begann zu sprechen — „Paul, welch eine Stimme!“ —

Eine schöne Stimme,

Die Schauspielerin sang ein Lied, Ludwig hätte sich nach der Aussicht vordrängen mögen, und doch wagte er es nicht, er atmete kaum — sollte sie's wirklich sein?

Kaum war das Lied beendet, so begann der Beifallssturm von neuem, und ein Mädchen, was vorn neben Paul saß, klatschte und rief, was sie vermochte und die Tränen liefen ihr über die Wange. Es war ein junges Kind von etwa siebzehn Jahren, der erste, duftige Hauch der Reife, wie er von Aprikosen und Pfirsichen schimmert, lag auf ihren Wangen, der Mund war klein, und die Lippen schlossen sich noch schmal und spröde, sie waren noch nicht wach geküßt, die Augen aber strahlten in innigem Entzücken.

Paul betrachtete sie neugierig, und als sie das bemerkte, wendete sie sich zu ihm, trocknete sich die Augen und sagte mit großer Glückseligkeit: „Sie ist meine Schwester!“

Ludwig fürchtete sich noch immer, vorzugucken — wenn's wieder eine andere wäre, dachte er voll Angst, wohin mit deinem Herzen und deiner Liebe! Aber die Neugier und der Reiz war größer als alle die wunderliche Bedenklichkeit, er trat vor, und ein lautes „Ach!“ entschlüpfte ihm. Eben war es totenstill im Hause, die Schauspielerin hatte eine stumme Szene. Alles hörte Ludwigs Ausruf und wandte die Köpfe nach ihm, sogar sie selbst sah von der Bühne hinauf zu ihm — sie war's, die weiße Dame von gestern, heut trug sie das gelbe Kleid, was auf dem Stuhl lag, den weißen Schal als Turban, die Reiherfeder obenauf. Er hatte ihr Gesicht gestern nicht genau gesehn, aber alle Bewegungen, die Stimme, diese süße berauschende Stimme, sie war's, sie war's!

So glücklich war Ludwig lange nicht gewesen, alle seine Wünsche waren plötzlich einmal auf einen Gegenstand

zusammengedrängt, sein Wesen, alle seine tausend Anfänge waren gesammelt.

Paul machte mit der kleinen, muntern Schwester ab, daß er sie noch heute hinbringen dürfte zu der schönen Schauspielerin — „Sie können beide mitgehn,“ erwiderte sie schnell, indem sie an Ludwig hinaufsah, welcher neben ihr stand — „wir essen im ‚Erzherzog Karl‘ zur Nacht, und die Schwester sieht gern Gesellschaft, wenn sie gespielt hat, Georges auch, besonders, wenn er gelobt wird.“ —

„Wer ist Georges, mein Fräulein?“

„Ei, der dort, der feine, schlanke Bursch, welcher die Fanny eben umarmt.“

In diesem Momente applaudierte das ganze Haus. —

„Sie wissen's alle, die Leute, daß sich Georges und Fanny heiraten, ist's nicht hübsch, daß sie klatschen?“

„Also Georges und Fanny werden sich heiraten?“ fragte Ludwig weiter.

„Freilich, morgen über acht Tage.“ —

4.

Schauspieler von Bildung sind viel angenehmer für den Umgang, viel bequemer, als andere Leute von Bildung, denn sie haben die poetische Lizenz, das Ursprüngliche der Lage immer bei der Hand. Sie achten das Gesetz des Umgangs, die äußere Sitte als eine allgemeine Übereinkunft, als ein Mittel, sich zu schützen; aber sie unterscheiden am besten, wie weit das letztere nötig sei, weil sie das Maskenspiel der Verhältnisse am meisten durchgewirkt haben, sie wissen am schnellsten, wo die notwendige Larve in Fratze übergeht, wo die Gesetze lähmend werden, wo es Gesetz wird, das Gesetz zu verlassen. Freilich gibt es wenig Schauspieler von Bildung.

Fanny besaß keineswegs die höchste Kultur, aber sie besaß allen Takt derselben. So verfolgt uns die scheinbare

Ungerechtigkeit im Geschenkten, im Angebornen selbst bis in diejenigen Branchen des Lebens, welche wir nur dem Fleiß, der Aufmerksamkeit, dem Streben erreichbar zu glauben pflegen. Fanny war ein Triumph jener Unmittelbarkeit, welche die mittelmäßigen Menschen zu Neid und Mißgunst aufstachelt, sie war ein Liebling der Götter, mit welcher Bezeichnung die Alten solche Personen zu erklären beliebten; sie fand alles, auch was sie nicht suchte; was andere lernten, das ergriff sie, was andere wußten, das empfand sie, Kopf und Herz waren bei ihr nicht gesondert wie Staatsgewalten, sie waren eins: mitten aus ihren Empfindungen sprang die Klugheit und umgekehrt tief aus ihrer sanften Weisheit hüpfte der Kuß.

Sie war mit ihrer Schwester die einzige Dame in der Männergesellschaft, welche im Erzherzog Karl zur Nacht aß; sie war dreist und heiter, ja sie war ausgelassen, und kein Gedanke des Ungebräuchlichen, des Unsittlichen kam irgend einem Teilnehmer der Gesellschaft. So gewaltig ist ein echtes, reiches Naturell, daß es neue, ungewöhnliche Zustände adelt, so bildsam ist die Sitte der Geselligkeit, daß sie sich im Grunde immer dem schönen Interesse unterordnet, wenn dieses Interesse in tüchtigen, edlen Naturen rege wird.

Die Gesellschaft fand sich in einem eleganten Zimmer des Hotels zusammen und bestand aus sieben Personen; außer den beiden Schwestern, Georges, Paul und Ludwig waren zwei ältere Theaterfreunde zugegen, welche neben ihren Geschäften zu dichten und zu musizieren gewohnt waren. Paul, der, wie gesagt, Fanny schon den Abend vorher kennen gelernt hatte, stellte Ludwig vor.

„Ich kenne Sie schon, o, ich kenne Sie um und um," sagte sie, „gestern abend — nicht doch, heut abend waren Sie ein teilnehmender Zuschauer im Theater; o, Sie glauben nicht, wie solche Augen voll Aufmerksamkeit und mit schaffender Poesie singen und spielen helfen, Sie glauben es nicht, das

Publikum macht die Hälfte des Schauspielers, wir sind wie Töne, es kommt alles darauf an, wo diese gesprochen werden, welche Anregung sie hervorruft, welcher Raum sie aufnimmt und wiederklingt — apropos, mit Ihren schönen, dunkelblauen Augen müssen Sie meinen Georges und mein Klärchen lieben, das sind die beiden Helden, welche mich am besten spielen und singen machen."

Fanny war durchaus keine blendende Schönheit, ihre Formen waren tadellos, erfüllt, indessen nicht so weich wie sie aus der Ferne erschienen, die graziöse Bewegung glich dies aber täuschend aus. Ebenso bestand der Zauber ihres Gesichtes nicht in dem bloßen plastisch Gegebenen, Ausdruck und Züge waren von so einnehmender Bequemlichkeit und Schattierung, der Gedanke, das Gefühl traten so unwiderstehlich bittend, so liebenswert befehlerisch aus ihrem Antlitze, daß die bloßen Umrisse gar nicht in Betracht kamen. Wenn man es sich bequem macht, so nennt man solche Gesichter romantische, im Gegensatze zu den klassischen, welche durch ledigliche, unmotivierte Erscheinung einnehmen. Und wie der Dichter in dieser Poesie des Antlitzes herrscht das Auge. Es wußte selten jemand zu sagen, von welcher Farbe es sei, die unmittelbar darin redende Seele war nicht an eine bestimmte, einzige Färbung gebunden; diese Bemerkung wird oft an Menschen gemacht, welche ein mannigfach bewegtes inneres Leben führen. Im grellen Tagesscheine verblaßte Fannys Auge zu einem zarten Grau, bei sanfterer Beleuchtung strahlte es dunkler, und des Abends beim Schein der Kerzen mochte man es schwarz glauben, da strahlte und blitzte es wie ein Stern, dem der Maler nur aus mangelnden Mitteln seiner Kunst eine goldgelbe Farbe gibt, dessen Kraft und Schönheit aber in jenem Strahle beruht, welcher nur empfunden, nicht wiedergegeben und beschrieben werden kann. Das rein und schön Menschliche, das Gottverwandte des Menschen steht in seinem Auge, das glänzendste Auge des

Tiers hat keinen Strahl, keinen Blick, hierin ist auch die Natur am seltensten ungerecht: alle übrigen Formen scheint sie oft dem Zufall zu unterwerfen, die bedeutendsten Menschen sind oft unschön gebildet, aber das Auge wird gewöhnlich der Triumph über das Äußerliche, dieser Sieg scheint uns meisthin frei gegeben zu sein über die spröde, zufällige Materie. Und zum Beweise, wie die tiefste Weisheit in den hergebrachten, gewöhnlichen Ausdrücken ruht, nennen wir das Auge allgemein den „Spiegel der Seele“.

Dazu war es bei Fanny frei, länglich, man möchte sagen offen geschnitten, sanft bog es seine Rundung und Tiefe in den Winkel hinein, die Pupille bewegte sich in einem milden, klaren Weiß, das vom lichtblauen Himmel einen Abglanz zu haben schien, lange, dunkle Wimpern warfen einen lockenden Schatten darüber hin, schmale, aber dunkle und kräftige Augenbrauen hoben es hervor in sanfter, wohltuender Grenze, und aus all diesen schönen Umgebungen trat ein Blick, welcher eine ganze Liebesgeschichte war mit allen Nuancen, mit berauschendem Glück und begehrenswerter Trauer.

Ludwig saß auf der einen Seite neben ihr und sog mit einer alles vergessenden Trunkenheit den Zauber ihres Wesens ein. Sie trug noch das blendende gelbseidne Gewand; die Weiße ihres Nackens, ihrer Schultern, ihrer länglichen, immer geschäftigen Hände tanzten wie wärmende Sinnesfunken auf seinen Nerven umher, und wenn ihn beim Hin- und Herreichen eines Tellers oder einer Tasse ihre warmen Finger berührten, da durchfloß es ihn wie berauschender Wein, und sein Auge suchte das ihre und flog liebesüchtig durch das ganze, bewegte Antlitz, um welches in halber Auflösung die braunen Locken flatterten, von keinem Turban mehr gefesselt. Es schien, als bemerkte sie das wohl, denn sie lächelte freundlich und schalkhaft, und wendete sich dann rasch zu dem Nachbar auf der andern Seite, so daß Ludwig von den fliegenden Locken geküßt ward.

Dieser andere Nachbar war Georges selbst, ihr Bräutigam. Die Neigung, welche diese beiden Leute füreinander hegten, hatte das Ansehn einer heißen glühenden Leidenschaft, auch wenn man bedachte, daß solche Verhältnisse unter Schauspielern sich immer lebhafter und auffallender äußern. Denn nicht sowohl die Vorstellungen selbst auf der Bühne, als vielmehr die Proben, und was drum und dran ist, bringt in den gegenseitigen Umgang der Schauspieler eine so große Légèreté und Vertraulichkeit, daß die gleichgültigsten Beziehungen und Verhältnisse oft den Schein einer engen Intimität gewinnen. Natürlich brauchen dann wirkliche Liebschaften noch viel lebhaftere Äußerungen. Aber selbst für den, welcher diesen Stufengang genau kannte, war in dem Verhältnisse zwischen Georges und Fanny eine ungewöhnliche, auffallende Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit.

Georges war ein sehr einnehmender Mann. Neben schöner Figur und einem wohlgebildeten, ausdrucksvollen Gesichte besaß er eine alles gewinnende Artigkeit, Zuvorkommenheit und ein wunderbar ansprechendes Organ. Es war jenes Organ, was seine Töne unmittelbar aus der Brust an der Quelle des Herzens zu schöpfen scheint — diese Art zu sprechen ist für den Redner selbst und für die Hörer gefährlich, aber in verschiedener Bedeutung des Wortes. Diese werden bestochen, jener greift fortwährend seine edelsten Teile an und setzt sich der bedenklichsten Brustkrankheit aus.

Zu diesen Eigenschaften des jungen Bräutigams kamen noch einzelne Schatten von Melancholie, welche über ihn hinflogen, ihn mit einem wunderlichen, aber nicht uninteressanten Dunkel umhüllten. Es bedurfte also für Georges keines eben hervorstechenden Geistes, um ein Mädchen zu gewinnen, er besaß Reiz genug, um zu befangen und zu erobern. Seine geistigen Fähigkeiten hatten allerdings nichts Absonderliches, indessen waren sie doch von der Art, daß man nicht leicht etwas vermißte: er war für mannigfaltige Ideen

empfänglich, hatte einen großen Trieb zu lernen, sich zu bilden, ja er bezeigte sogar oft ein ausschließliches Vergnügen an geistig spekulierenden Gesprächen. Daß er eitel war, fiel bei einem jungen, schönen Mann nicht auf, der auf den Brettern als Liebling des Publikums ausgezeichnet wurde.

Diese lebhaften Bezeigungen von Zärtlichkeit zwischen Georges und Fanny hätten nun eigentlich einen störenden Eindruck auf Ludwig machen sollen; man pflegt zu sagen, daß sie ein Anblick für Götter aber nicht für Menschen. Indessen war dem nicht ganz so, und Ludwig lächelte dabei. Gute Menschen sehen über alles gern Glückliche und Liebende, und trotz der lebhaft keimenden Neigung für die schöne Fanny blieb Ludwig doch noch unbefangen genug, kein entschiedenes Mißbehagen bei solcher Gelegenheit zu empfinden. Er knüpfte ein Gespräch mit den Theaterfreunden an über Schauspiel und Oper, und Georges selbst nahm bald teil daran. Es war wohl leicht zu erkennen, daß er die angeregten allgemeinen Interessen nur dadurch zu den seinigen machen konnte, daß er sie zu einzelnen, persönlichen Beziehungen verkümmerte, daß seine Intuition der Rollen ebenfalls in einem kleinen, beschränkten Kreise sich bewegte, aber es galt doch immer schon für etwas Bedeutendes, wenn ein so junger, schön ausgerüsteter Schauspieler teilnahm an solchen Diskussionen, und die Theaterfreunde schienen sehr befriedigt zu sein.

Fanny sprach wenig dazu, aber dies wenige bekundete, daß sie mit der eigentlichen intensiven Kraft des Talentes den Dingen tiefer ins Herz sah als jeder andere. Man ist gewöhnlich schnell mit abschmeckenden Worten bei der Hand, wenn große Künstler, denen die glücklichsten Erfolge zu Gebote stehen, wenn solche Künstler nicht in herkömmlicher, rationeller Art den künstlerischen Stoff und die Mittel desselben definieren. Aber man vergißt hierbei gar zu leicht, wie all solche Erklärungen und Untersuchungen nur schwache Surrogate des eigentlich Ursprünglichen, Unmittelbaren der

echten Künstlerintuition sind, wie der Gedanke viel schwächer und unwichtiger ist, als die echte künstlerische Tat, ein glücklicher Griff in vollkommnere Welten.

Bei Fannys unrichtig scheinenden Andeutungen ward Ludwig lebhaft auf diese Gedankenfolge gedrängt. Ihre Phantasie erschöpfte und überflog mit einem Wort alles mühsam Deduzierte, und da sie bald herausfühlte — vielleicht ohne sich dessen bewußt zu werden — wie ihre Töne im Grunde nur mit denen Ludwigs zusammenstimmten, so traten sich beide schnell näher in herzlichen Kunstergießungen.

Fanny trank gern Champagner, und die Gesellschaft wurde sehr belebt — mitten in der Lustigkeit aber brach sie plötzlich auf, nahm Georges' Arm, und bat Ludwig, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, damit er den Weg wisse für den nächsten Tag.

Frauen, auch die muntersten und ausgelassensten haben immer das feinste Gefühl für den Moment, wo eine Gesellschaft sich ausgelebt hat.

Der Abend war schweigend mondhell, und diese feierliche Ruhe der äußeren Welt teilte sich auch unserer Gesellschaft mit, sie zogen still durch den Schatten der engen Straßen hin, in welche hie und da gleich einem neugierigen Lauschen der Mond hereinguckte, Paul führte Klärchen und wisperte leise mit ihr, Ludwig ging neben dem Brautpaar.

An Fannys Haustür wurden alle Männer verabschiedet, Ludwig erhielt eine Hand, Georges einen Kuß. Dieser ging noch eine große Strecke mit den beiden Reisenden, beschrieb ihnen mit den lebhaftesten Farben sein Glück und erbat sich die Erlaubnis, morgen und öfter die Herrn besuchen zu dürfen. Die letzte Strecke Weges gingen sie allein, Paul nahm Ludwig unter den Arm, drückte diesen heftig und sagte: „'s ist ein prächtiges Mädchen!"

„Das kleine Klärchen?"

„Ach — Fanny, Fanny."

„Sieh doch, mich dünkt, du habest dich gar nicht um sie gekümmert.“ —

„Ach, wir haben uns mit den Augen unterhalten.“ —

„So?“

5.

Ludwig war durch und durch erfüllt von Fanny, alles war heiter in ihm und leicht am nächsten Morgen, er glaubte sein völliges Genüge zur Welt gefunden zu haben, allen Reichtum, alle Schönheit in diesem ausgezeichneten Wesen zu erblicken. Aber er wollte dies Behagen, was ihm noch nimmer geworden war, durch keine Leidenschaft gestört wissen und Fanny nur äußerst selten wiedersehn. „Wäre sie frei,“ sagte er zu Paul, „so würde ich mit allem Aufwand meiner Kräfte um die Liebe dieses wunderbaren Geschöpfes, und selbst dann dünkte es mich ein Wagestück, ja zuweilen gar ein Frevel, dieses reiche Mädchen zu heiraten: es würde mir angst, soviel Anlagen und Vollkommenheiten auf mich beschränkt zu sehn, die gewöhnliche Ehe ist ein zu begrenztes Institut für den Reichtum solches Wesens, ich beneide Georges, und doch ist er schwerlich zu beneiden. Nur manchmal will ich sie wiederfinden, sie gibt mir eine zauberische Ruhe bei der Fülle dieser Welt.“

Paul, welcher eben mit seinem Anzug beschäftigt war, lachte. — „Du bist ein unverbesserlicher Träumer, Ludwig, und über dem Weitesten vergißt du das Nächste: Fanny ist eine Schauspielerin.“

„Pfui Paul, klebst du auch an solchen ordinären Vorurteilen! Es mag wahr sein, daß die Schauspielerinnen zu einer leichteren Anschauung, zu einem lebhafteren Wechsel der Gefühle angereizt werden, da sie fortwährend mit den buntesten Kombinationen derselben beschäftigt sind, da ihnen der Liebesverkehr gleichsam offiziell nötig wird, und es ist

gewiß ebenso wahr, daß man sie mit einem andern sittlichen Maßstabe beurteilen muß als die Menschen, welche in strengen abgesonderten Verhältnissen leben, aber dies gehört nicht in den Bereich, der eben vor uns liegt. Hier gilt es, wenn auch eine verwandte, doch eine ganz andere Betrachtung: die Schauspielerin von Geist und Herz wird so tausendfach angeregt, die Fähigkeiten ihres Herzens werden so vielfältig geweckt und ausgebildet, daß nur ein ungewöhnlich begabter Mensch all diesen klaren oder unklaren Forderungen ihres Wesens Genüge leisten kann. Nur darum ist es ein gewaltiges Wagestück, eine ausgezeichnete Künstlerin zu heiraten, deren Phantasie soviel Möglichkeiten des Reichtums und Glücks gebiert oder doch verlangt, wie sie nur das stete wechselnde und schaffende Genie gewähren kann."

Ludwig gewann es über sich, in den nächsten Tagen Fanny nicht aufzusuchen. Georges kam täglich, und schloß sich mit Wallung, ja mit Enthusiasmus an ihn, erzählte ihm von seiner Braut, und wie sie täglich frage, warum Ludwig nicht zu ihr komme, welch herzlichen Anteil sie an ihm nähme. „O solch ein Freund wie Sie," pflegte er zu schließen, „tut uns so not, ein Mann, welcher den Reiz der Kunst so tief empfindet, dessen Geschmack durch soviel Kenntnis und Wissenschaft geläutert ist."

Ludwig ließ sich indes von seinem Vorsatze nicht abbringen: es befing ihn eine gewisse Scheu, wenn er an ein öfteres Zusammensein mit Fanny dachte, die Menschen sollen eine geheime Vorempfindung haben, ob ihnen diese oder jene Personen Liebe gewähren möchten, und wie sich diese in Äußerungen gestalten dürfte. So ging es ihm mit Fanny, aber es lag ihm hinter den Küssen und den Augen voll schwelgerischer Liebe ein gähnender Abgrund, in den er gestürzt werden müsse aus ihren heißen, weichen Armen. Und es ward ihm ein täglich festerer Glaube, daß dies kein hypochondrischer Schatten und nicht aus seiner sonstigen Überflußkrank-

heit erwachsen sei: diese Krankheit war in eine wohltuende Sehnsucht verwandelt, wenn er Fannys gedachte; freilich war's eine Sehnsucht, die ihn oft zu Tränen, zu heißen, alles unterwerfenden Tränen übermannte!

Der Hochzeitstag des Brautpaars war nahe, ein warmer regnerischer Abend hüllte die Stadt in einen duftenden, sprühenden Nebel, Ludwig lag im Fenster und träumte und schwärmte. Da trat Georges ein — er sah verdrießlich aus. Fanny sei nicht zu Hause gewesen, erzählte er, und habe nicht zurückgelassen, wo man sie finden könne. Dann bat er Ludwig, übermorgen der Hochzeit beizuwohnen, und dieser fand in der Eile keinen schicklichen Grund, es abzuschlagen, nahm sich aber vor, des anderen Tages fortzureisen; hab' ich doch ein Bild gefunden, dachte er, für mein ganzes Leben, begnüge dich, unruhig Herz.

Georges ging, Ludwig ließ einen Wagen bestellen, er wollte zu einer Gesellschaft fahren, wo er sich einigen Bekannten empfehlen könne, schon am andern Morgen wollte er reisen.

Die schöne durchfeuchtete Luft, welche er auf dem Wege einatmete, trieb alles Besorgliche aus seinem Wesen, und er trat von einer elastischen Behaglichkeit geschaukelt in den Salon. Es war ein vornehmes Haus, dem er aufs beste empfohlen und wo er zuvorkommend empfangen worden war. Auch für die höhere Gesellschaft in Wien ist es bezeichnend, daß sie von der ungezwungenen Heiterkeit des Nationalwesens belebt ist, wie denn in einer wirklichen Nationalität alle Äußerungen verwandt sind; die jüngere Welt tanzte, die ältere ging sprechend, scherzend, lachend in den anstoßenden Galerien und Gemächern auf und ab. Man sah nur wenig Spieltische, und über das Ganze war jene wienerische heitere Sinnlichkeit ausgegossen, welche das ganze Leben für ein wechselndes Vergnügen ansieht. Die Formen der Geselligkeit werden als leichte Schutzmittel mit leiser, beweglicher Manier gehandhabt,

und nie und nirgends arten sie in die Pedanterie aus, welcher man so häufig im Norden begegnet; die Künste erscheinen immer in der einnehmendsten Gestalt, die Gesundheit ist ein vorausgesetzter und doch immer beachteter Mittelpunkt, die Räume sind wohnlich und wohltuend — natürlich bildet sich aus alle dem eine Atmosphäre, welche durch die gefälligste Anlockung besticht. So ward denn auch Ludwig aufgenommen, und alle Freude schien ihm erfüllt, als er im Kontertanze vor sich Fanny hin und her eilen sah. Jetzt trat ihm keine Besorgnis nahe: dieses weibliche Geschöpf und diesen Moment hielt er flugs für eine Prädestination seines Geschicks. Wir sind ja immer geneigt, unsere Taten an den Knöpfen abzuzählen und bei dem keckſten Verstande uns hergebrachten Orakeln zu überlassen.

Sie begrüßten einander wie alte Bekannte, die sich lange, sehr lange nicht gesehen haben. Fanny machte ihm Vorwürfe, daß er sich so selten mache, und Klärchen, die auch dabei war, sagte: Jawohl! Auf die Frage nach Georges erklärte Fanny, sie habe einmal eine Abwechselung haben, vor allen Dingen einen illegitimen Streich machen wollen, nachdem sie sich schon lange herzlich gesehnt habe. Das Leben ginge seit einiger Zeit gar zu ordentlich und am Schnürchen, auch müsse sie Georges einmal böse sehn, es sei gar zu hübsch, einen zürnenden Mann durch nichtsbedeutende Gründe und bloße Schmeicheleien zu versöhnen, sie müsse ihre wirkliche Macht erproben.

Ludwig trat mit ihr zu einer neuen Francaise an, und ein feiner Beobachter hätte leicht erkennen mögen, daß diese beiden Personen einander in vieler Rücksicht angehörten. Der gegenseitige Rapport, die Neigung scheint sich oft wie ein Vorausbestimmtes in den äußeren Formen anzudeuten, man glaubt eine Hinneigung, ein passendes Anschmiegen in diesem und jenem zu erkennen. Daß ein längeres Zusammenleben diese Erscheinung deutlichst auspräge, stellt sich täglich an tausend wirklichen Liebespaaren vor Augen.

Fanny war völlig in Weiß gekleidet, und ihre blendende Haut ward nur durch das dunkle Haar gehoben. Die Augen strahlten in tieffarbigem Glanze, mehr als je lag jener Brautschmelz der Sehnsucht, der rücksichtslosen Liebe in den sanften Gedanken ihres Antlitzes. Der hochgewachsene Ludwig nahm sich bedeutungsvoll neben ihr aus. Sein brünetter Kopf war von Luft und Sonne noch mehr gebräunt, und die dunkelblauen Augen blickten aus seinem scharf geformten Kopfe wie südlicher Himmel über eine markierte, interessante Landschaft. Fremde, welche den Bräutigam nicht kannten, fragten flüsternd, ob dieser leichte Tänzer es sei, und wenn Fanny einzelnes von diesen und ähnlichen Fragen vernahm, da ward sie rot, ihre Hand schloß sich fester in Ludwigs, und sie sagte ihm wohl nach einer kleinen Pause: „Wenn ich Georges nicht hätte, so möchte ich wohl Sie zum Bräutigam — hätten Sie Lust dazu?“

Ludwig begleitete die beiden Schwestern nach Hause. Als der Wagen über das Glacis fuhr, schlug Fanny vor, auszusteigen und zu Fuß weiterzugehn. Es hatte aufgehört zu regnen, und der Boden nur war noch feucht — sie ließ sich aber durch ihre feine Fußbekleidung nicht abhalten und hing sich an Ludwigs Arm. Klärchen ging an seiner andern Seite, und so schritten sie langsam über die Bastion durch die Nacht dahin. Ein lauer Wind jagte dunkle Wolkenschatten unter den Sternen einher, die Lichter vom Glacis herauf flimmerten matt, es war still und heimlich, und die schwarzen Umrisse der Stadt und der Vorstädte übten einen beruhigenden, nahe Wohnlichkeit verkündenden Eindruck auf das Gemüt aus. Die Nachtwandler gingen schweigsam dahin; ganz gegen sonstige Art war auch Fanny mäuschenstill und hing schwer mit ihrem warmen Körper an Ludwigs Arme.

Dieser erzählte nur zuweilen abgebrochene Geschichten von den Sternen. „Das sind lauter unglücklich Liebende,

sagte er unter andern, „sie sehen einander und können sich nimmer erreichen; das eherne Gesetz der Welt hat sie festgebannt an eine Stelle, an einen Kreis."

Klärchens Arm zuckte in diesem Augenblicke an dem seinen, Fanny wendete ihr Gesicht und sah ihm schweigend in die Augen — „dort jenes reiche, glänzende Gestirn" — fuhr er fort — „hoch am Himmel ist die Kassiopeia, wie schmerzt mich oft ihr Anblick; mit Glanz und Reichtum begabt, mitten unter schimmernden Welten bleibt sie einsam, das kleine, kaum sichtbare Sternchen neben ihr erscheint mir glücklicher, weil es weniger Ansprüche kundgibt. Je mehr Gaben, desto mehr Unglück, denn auch dies hat seine Fähigkeiten."

„Still doch," sagte endlich Fanny leise, „mit so traurigen Dingen! Da sind wir an der Straße — kommen Sie übermorgen ja — ja? Sie sollen Klärchen führen, mein gutes Klärchen, komm!"

Die Schwestern umarmten sich. „Warum bist du so bewegt, Klärchen? Was ist dir? Gute Nacht, und erzählen Sie Georges, wie glücklich wir gewesen sind, wenn Sie ihn eher sehn als ich — warum ist er nicht da, der Narr, ich gäb' ihm so gern einen Kuß, und mehr als einen — gute Nacht, Sie Guter, da haben Sie auch noch die zweite Hand — gute Nacht!"

6.

Ludwig war zur Hochzeit geblieben, Paul hatte ihm gar zu lebhaft zugeredet. So saßen sie denn im großen geschmückten Zimmer über dem Gemache, was Fanny bisher bewohnte; die jungen Eheleute hatten sich geräumig und schön eingerichtet im ersten Stocke, das behagliche Zimmer parterre war an Klärchen übergegangen.

Es war eine bunte Gesellschaft von jungen, vornehmen Herren, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Schau-

spielern und Sängern, die beiden alten Theaterfreunde waren auch zugegen, und eine betagte Dame, pensionierte Witwe ward sie genannt, und Frau von Weiden hieß sie, repräsentierte die Ehrbarkeit. Es war die kluge, hilfreiche Frau der unbesorgten, jungen Welt, sie gab guten Rat, führte in Gesellschaften ein, machte die Duenna und sagte jedermann, daß sie sehr anspruchslos sei, das bißchen Freibillett was sie von den Herrschaften der Kunst bekäme, werde ihr niemand verdenken, und für ihr einfaches Leben reiche die kleine Pension hin, welche ihr der Minister zufließen lasse mit Rücksicht auf frühere Gefälligkeiten. Von zwanzig Jahren her kannte sie alle Helden und Heldinnen der Bühne, und sie pflegte sich zu rühmen, daß immer sehr noble Kavaliers bei ihr aus und ein gegangen seien, und noch ein und aus gingen. Ihre Figur war groß und stattlich, der Umfang derselben machte der Wiener Küche Ehre, die Weitläufigkeit ihrer Proportionen kontrastierte imponierend mit der Kleinheit ihrer Pension, das Gesicht war über und über fröhlich rot, und ein stereotypes schwarzes Pflästerchen auf der breiten Nasenkuppe kokettierte mit den kleinen glänzenden Speckaugen und gab ihr das Lüster einer alten Dame von Versailles. In stillen Stunden ward sie „die Tante“ genannt, aber bei den ersten Gläsern Wein mußte man sie „gnädige Frau“ anreden.

Ludwig, der neben der strahlenden Braut saß, hatte sein Ärgernis an der alten Dame und verhehlte das Fanny nicht. Diese stimmte lebhaft bei und gestand ihm, daß sie ein wahres Grauen vor dieser Figur empfände, die Gäste hätten sie ungeladen mitgebracht, und das süßlich lächelnde Gesicht des alten Weibes verderbe ihr den ganzen Abend. „Ich weiß immer nicht, was es heißt,“ setzte sie hinzu, „wenn man von der bedenklichen Stellung unseres Standes in den geselligen Verhältnissen spricht; ich denke nicht nach über solche Dinge, weil ich mich um die Welt nicht kümmere und mein Herz

gewähren lasse, aber, wunderlich, wenn ich diese Frau von Weiden sehe, da fällt mir's immer ein, daß ich eine Schauspielerin bin, eine Schauspielerin, und das Wort findet die häßlichste Betonung in mir. Nichts in der ganzen Welt bringt mir sonst einen ähnlichen Gedanken und ein ähnliches banges Gefühl unter dem Herzen. Ich hab' es immer nicht begreifen können, warum Klärchen nicht singen und spielen will, sie kann es so gut wie ich, und besser als ich, sie ist inniger, aber wenn ich diese Frau von Weiden sehe, dann glaub' ich einen Grund von Klärchens Antipathie vor den Brettern zu empfinden."

Klärchen saß still auf der andern Seite neben Ludwig, und Paul, der sich eifrig mit ihr unterhielt, bekam selten Antwort.

Die Gesellschaft ward immer muntrer, und um Frau von Weiden her ward die Lustigkeit sogar etwas lasziv, es sonderten sich Pärchen ab nach den Fenstervertiefungen, es sprang ein Schauspieler auf den Stuhl und hielt eine Rede an „die Tante", worin er ihre Menschenfreundlichkeit und Humanität empfahl, es wurden Toaste ausgebracht und manche mitten in ihrer Entwicklung unterdrückt dadurch, daß ein schöner Arm sich ausstreckte und eine kleine Hand den Mund des Sprechers zudrückte — nur in dem Kreise am obern Ende des Tisches, wo das Brautpaar saß, blieb die Heiterkeit in wohltuenden Grenzen. Die lüsternen Herrn kamen zwar von allen Seiten, die Braut zu beglückwünschen, und mancher versuchte es wohl, ein Wort der Weinlaune und der Liebeslaune anzubringen, aber Fanny besaß jenen hell polierten Schild, an welchem alles Übelgestaltete artig und wohl geformt zurückgespiegelt ward.

Georges hielt ihre Hand in der seinen und bedeckte sie mit Küssen, den Paradehandschuh hatte er herabgestreift, und sie überließ ihm zärtlichen Blicks den weißen Arm, ja, wenn es eben niemand sah, drückte sie ihm einen vollen Kuß auf

die Lippen. Aber die Unterhaltung führte sie mit Ludwig, und inniger als je. Als die Gesellschaft immer lauter wurde, stand sie von der Tafel auf, gab Georges den einen, Ludwig den andern Arm und ging ins Nebenzimmer, Paul und Klärchen folgten. Man spazierte auf und ab, und als die letzteren einen Augenblick ans Fenster traten, um in die Dunkelheit hinaus zu sehen, und Georges einem Fragenden an der Verbindungstür Rede stand, nahm sie ihr Myrtenkränzchen vom Haupte, drückte es mit den warmen Fingern auf Ludwigs Mund und schlüpfte durch eine Nebentür davon.

Es war Ludwig heiß ums Herz, er trat zu Paul und Klärchen und öffnete das Fenster. Paul fragte nach Fanny, und als er sah und hörte, daß sie fort sei, forderte er Ludwig auf, mit nach Hause zu gehen. Dieser rief als Antwort in die Straße hinab nach dem Kutscher, Paul ging. Als sich Ludwig zurückwendete, sah er Klärchen noch neben sich stehen, und in ihrem großen Kindesauge lag ein so lieber, trauriger und doch süßer Ausdruck, daß er sein Herz an diesen Anblick gefesselt fühlte. Ein schneller Tränenhauch flog durch Klärchens Auge bei Ludwigs längerem Verweilen. Er faßte ihre Hände, drückte einen Kuß auf die niedersinkenden Wimpern und sagte „gutes Klärchen!“ Ein wunderlicher Schlag ging durch das Mädchen, und preßte einen Moment die Finger fester, sonst regte sie sich nicht, und Ludwig ging.

Als er vor die Türe trat, empfing ihn ein leuchtender Blitz und heftiger Donnerschlag, brausend flog eine dunkle Gewitterwolke über die Häuser. Da nahm er seinen Mantel aus dem Wagen und ließ Paul allein fahren — seine Brust war zu voll, sie mußte sich einsam ausarbeiten. Nicht der Schmerz einer quälenden Eifersucht, Fanny in den Armen eines andern zu wissen, nicht der gewöhnliche Neid ähnlicher Art peinigte ihn, nein, wunderbar genug fühlte er teilweise jenes schmerzliche Unbehagen wieder, an nichts Bestimmtes gewiesen zu sein mit seiner Neigung, und doch wiederum

nicht dieses Unbehagen allein: auch ein lichter Schimmer, ein sanfter wohltätiger Klang flog durch sein Herze, er wußte nicht, von wannen er kam. Seine Phantasie schwatzte und koste mit Fannys Bilde, und doch fand er immerwährend Klärchens Auge vor seiner Seele; es war eine bunte Verwirrnis in ihm, und der donnernde und leuchtende Himmel dünkte ihm äußerst harmonisch zu seiner Stimmung.

Der Myrtenkranz Fannys mußte in Klärchens Händen geblieben sein, er hatte ihn nicht mehr.

Rastlos lief er durch die Nacht, es verging Stunde um Stunde, das Gewitter tobte aus, warmer Regen in großen, schweren Tropfen fiel nieder, hie und da gingen durch die Wolkenspalten die Sterne leuchtend auf, endlich breitete sich der klare, schimmernde Himmel in aller stiller Pracht über die Erde, die Luft wehte in schwachen, lauen Strömungen. Ludwig lehnte sich erschöpft an ein Fenstergesims, und holte tief Atem — er war so in der Irre umhergerannt, daß er ohne es zu wissen wieder bei Fannys Hause angekommen war und an demselben Fenster Ruhe fand, durch welches er damals Fanny betrachtet hatte. Aber die jetzige, schüchterne Bewohnerin hatte die Bretterladen geschlossen, es war nichts zu sehen, aber bei der nächtlichen Stille vernahm er einen leisen Gesang:

Einsam nur beglückt die Träne;
Stiller Irrtum ist mein Glück,
Was ich hoffe, was ich wähne,
Traum und Dunkel ist mein Glück.

Wenn er naht, so bebt mein Herze,
Wenn er geht, da bricht's entzwei,
Nur in nächtlich stillem Schmerze
Schwebt ein auglos Glück vorbei.

Ach, die Welt ist laut und störend,
Und mein Liebster sieht mich nicht,
Herz und Aug, ihm angehörend,
Ach, er fühlt und sieht es nicht.

Liebe, Herz, im Dunkeln weiter,
Wünsche, weine, bet' für ihn,
Sei ihm ungesehn Begleiter,
Mag er bleiben, mag er ziehn.

Die Stimme sank zum Geflüster herab, Ludwig wußte kaum, ob er die letzten Strophen richtig zusammengesetzt hatte; es ward völlig still; er ging langsam in seinen Gasthof zurück, weckte den Kellner, ließ Postpferde bestellen und packen. Paul, der noch wachend auf dem Sofa lag, schlug die Begleitung ab, und das war Ludwig im Grunde sehr erwünscht. „Vielleicht komm ich bald wieder," sagte er, ihm die Hand reichend, vielleicht nicht bald — Paul schien nichts zu beachten, Ludwig sprang in den Wagen, der Postillion klatschte, und Räder und Peitsche hallten einsam wieder in stiller Nacht.

7.

Es waren Wochen und Monden vergangen, während Ludwig die Donaustraße hinabgefahren, durch die Berge gestiegen, in mancher Hütte auf längere Zeit eingekehrt war. Sein Gemüt schwoll auf und ab in jenen romantischen Stimmungen, wo wir tief und halb mit Schmerz, halb mit Lust empfinden, daß ein bestimmtes, entschiedenes Wollen und Fühlen unseren Reiz, unsre Wesenheit zerstören würde. Der Mund floß ihm über von wunderlichen Poesien, die aus Trauer und fröhlicher Sehnsucht erwuchsen, und das Ansehn des Raffaelschen Engels hatten, welchem der Maler in das weinende Gesicht ein Lächeln zauberte. Im Grunde lebte und webte er noch in seiner alten Krankheit: aus einem glücklich gefügten Naturell, die Welt in unbestimmten, ungesonderten Massen in sich aufzunehmen, im allgemeinen sich zu verlieren. Aber ein leises Etwas, die Frucht seiner letzten Erfahrungen, schien ihm bereits zuzuflüstern, daß sich ein einzelner, schöner, lichter Ausgangspunkt aus diesen üppigen,

verworrenen Wäldern finden lasse, daß Fanny dieser Ausgangspunkt nicht sei, wenn auch noch soviel Licht und Glanz von demselben erhalte.

Diese Seelenstimmung drängte ihn, sich auf eine Zeitlang in kleinen Verhältnissen anzusiedeln, sein Wesen zu läutern, oder wie er es nannte: zu ökonomisieren.

Auf einem grünen Berge an der Donau fand er denn auch eines Tags ein einsames Gehöft, die Bewohner nahmen ihn freundlich auf, ein frisches, blondes Mädchen bereitete ihm eine saubere Mahlzeit, und wies ihm ein bescheidenes, friedliches Stübchen, von dem er den unten fließenden, dunklen Strom und die reichen Taleinschnitte an seinen Ufern übersehen konnte. Da blieb er; von dieser beschränkten Stille, von Kathis kleinen Wünschen wollte er die Befriedigung in engen Grenzen erlernen, mit seinen letzten Ausgangspunkten aus der Welt aber wollte er nun in diesem sichern Hafen wieder in Verbindung treten, um all der Kontraste sich zu bemächtigen und auf diese Weise ein festgegliedertes, gesetzgebendes Daseinsbild in sein Inneres einzuprägen. Er schrieb an Paul, an Georges, an Fanny. Die Antworten, welche bald eintrafen, waren gegen alle Erwartung. Paul, der Ruhige, Kühle, den die Welt nirgends zu befangen, zu stören pflegte, dieser blonde, wohl eingerichtete Mann schrieb wenig Worte, aber sie pulsierten wie schweres, unruhiges Blut, sie sprangen zerstreut von einem Stoffe zum andern, sie enthielten nichts von Äußerlichkeiten, von Rechnungen und dergleichen, wie es sonst immer seine Art gewesen, sie bestürzten Ludwig wegen des Kameraden. Jeder Brief hat wie jeder Mensch eine Physiognomie, und er kann ebenso überraschen wie der Anblick eines blassen, verstörten Gesichts, was wir immer rot und in Ordnung gesehen haben. Das unerhörte Wort „Leidenschaft“ sprach aus der Physiognomie des Paulschen Briefes, und es war dies ein Wort, worüber Paul stets lächelte.

Georges, von dem ein glücklicher, gesättigter Ehemannsbrief zu gewärtigen stand, schrieb schwermütig, in unruhigen, trüben Phantasien schillerte das Auge dieses Briefes.

Und Fanny verbarg es kaum, was sie nicht zu wissen schien, daß sie ennuyiert sei, obwohl sie lachte und scherzte und hüpfte und sprang; ihre Worte klangen ungefähr nach der Weise: „Ach, die Welt ist ganz artig, und ich befinde mich sehr munter und wohl darin, aber ein wenig leer ist sie doch, und in meinen Jahren möchte ich sie reicher, mannigfaltiger haben — daß Sie fortgereist sind, ist jedenfalls abscheulich, denn Sie waren liebenswürdiger als die meisten, und wir hätten uns so lieb haben können.“ Klärchen ließ herzlich grüßen.

Ludwig bedurfte mehrerer seiner stillen ländlichen Tage, um alle die störsamen Eindrücke dieser Korrespondenz zu verwinden. Die Ruhe und Gleichmäßigkeit eines einfachen Lebens ist allerdings wie eine strenge Diät in der Medizin: sie verarbeitet allmählich alles Turbierende, aber es will uns doch oft bedünken, als sei sie für eigentliche Heilung zu matt und unkräftig. Unsere Persönlichkeiten und tief persönlichen Affektionen können im Grunde nur beschwichtigt, geleitet, gebildet, nicht aber verändert oder gar aufgehoben und zerstört werden.

Es ging eine Zeitlang recht artig, daß Ludwig mit den blonden Zöpfen Kathis spielte, ihre luftharten Wangen streichelte, die Naivität ihrer Unkenntnis belächelte, daß er von nichts reden hörte und redete als von der mutmaßlichen Witterung, vom Gedeihen des Korns und Weins, von den prophetischen Gaben des Rindviehs, des Kettenhundes und des Nachtwindes. Aber sein Wesen war doch gar zu anders angelegt, um darin auf die Länge ein Genüge zu finden; er mochte sich's noch so sehr verbergen wollen: der unbestechliche Generaladvokat des eigensten unverfälschten Ichs, der in jedem Menschen lebt, ward von Tage zu Tage unruhiger.

Er sagte mit immer lauterer Stimme: „Ist denn das Ökonomie, wenn du den Reichtum deiner Gedanken und Empfindungen unter ein stilles Gehöfte vergräbst, damit er dir keine Sorge mache?“

Die ersten Eindrücke jener Briefe aus Wien stumpften sich also wohl ab, aber neu aufgeregte Lebenswellen fluteten beweglich hin und her und drängten zu neuen Entschlüssen. Da kam wieder ein Brief von Fanny, ein Brief voll Sehnsucht und Liebenswürdigkeit — er sattelte seinen Klepper und ritt nach der nächsten Poststation und reklamierte seinen Wagen und frische Pferde nach Wien zu.

8.

Es war ein dunkler, rauher Abend, als er über die „Wieden“ nach der Stadt hineinfuhr; einzelne Stöße des Herbstwindes flogen bereits wie schmerzliche Erinnerungen durch die Luft; und dennoch schien es Ludwig, er komme an in seiner Heimat. Georges war der erste, den er im Gasthofe traf. Im Augenblicke des Erkennens lebte dieser auf und sprach von Glück und Freude, den wackern Genossen, den lieben Flüchtling wieder zu sehen, wieder zu haben, alle Spuren seines sonstigen Enthusiasmus traten hervor, aber Ludwig erkannte bald, daß es nur Spuren seien, daß dieser flackernde Enthusiasmus ganz das unreife Kind einseitiger Richtung geblieben und wie eine magre Flamme bereits in sich verkehrt sei. Der blaß gewordene Georges sank schnell wieder zusammen in eine dumpfe Gleichgültigkeit, wie sie ihm jetzt eigentümlich zu sein schien, und er spielte seine Partie Billard weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Er war ganz das Bild eines Menschen, der sich einzelnen, zufälligen Regungen bis zur begeisterten Teilnahme hingegeben und darüber versäumt hat, das ganze, mannigfache Innere gleichmäßig anzuregen — einzelne Täuschungen zerstören dann solche

Menschen, es ist kein Aplomb in ihren Zuständen, und wenn ihnen dies einzelne fehlgeht, so sinken sie von der künstlichen Höhe ihrer Stimmung zur grauen Leere oder gar zur Verzweiflung herab.

Georges ließ es ohne weiteres geschehen, daß Ludwig sich entfernte, um ins Theater zu eilen. Fanny spielte. Vor dem Schauspielhause ankommend, glaubte er Pauls Stimme zu erkennen — er war's, ein Lichtstreif von einer Laterne, an welcher er vorüberging, fiel auf sein Gesicht. Eine Dame ging neben ihm her. Ludwig hüllte sich enger in den Mantel, drückte den Hut tiefer in die Augen und näherte sich dem Paare. Ohne Mühe erkannte er Stimme und Figur der Frau von Weiden, der alten „Tante“, und das Gespräch bekundete sich schnell als ein garstiges Gezänk. Paul machte ihr Vorwürfe über unzulängliche Erfüllung von Zusagen und Versprechungen, die „Tante“ klagte seinen Ungestüm an, entschuldigte sich mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die Dame sei eigensinnig, und das brauche Zeit, überhaupt sei sie gewohnt von Kavalieren in solchem Punkte feiner und artiger behandelt zu werden. Angeekelt von solchem Stoffe ging Ludwig fort und trat ins Haus. Das Stück war just zu Ende, er eilte auf die Bühne, von welcher Akteurs und Aktricen eben nach den Garderoben stürmten; langsam und nachdenklich, die letzte von allen, kam Fanny. Er trat in den Schatten einer Kulisse, um sie eine Strecke vorüber zu lassen; so schön hatte er sie nie gesehen, alles war voller, runder an ihr geworden, im Kätchen von Heilbronn, schlaftrunken, nachtwandlerisch, aber mit einem duftenden Schmelz von Verlangen, bedeckter Freude, verstohlener Sinnlichkeit schritt sie daher, in die hohle Hand hatte sie das Kinn gestützt. Fanny! rief er leise — sie wendete sich um — „Ludwig, liebster Ludwig!“ schrie sie auf, sprang auf ihn zu und faßte seine Hände — „Gott sei Dank, daß Sie da sind, Sie lieber Böser, Sie treuloser Lieber,“ — und dabei drückte

sie seine Hände fester — „ich freue mich unsäglich, daß ich Sie wieder sehe, wieder habe!“ Und in diesem Tone rauschte eine überaus lebhafte, wirkliche Freude in einzelnen Worten und Ausrufungen weiter. Sie trocknete sich nur rasch die Schminke von der Wange, ließ sich vom Mädchen den Mantel reichen und nahm dann Ludwigs Arm. Alles an ihr sprudelte und bebte vor Lust und Heiterkeit über den wiedergefundenen Verräter, wie sie ihn nannte, und das war bis in das Innerste so echt und wirklich, daß Ludwig bezaubert wurde von Reiz und Schönheit des wunderbaren Wesens. Sie kümmerte sich auf dem Wege bis zu ihrer Wohnung nur um ihn, fragte nur nach seinem Interesse, selbst nach dem kleinsten, daß er auf keine Weise etwas anderes aufbringen konnte, und wie einen berauschenden Trank alle die Liebenswürdigkeiten einschlürfte. Es kam auch so gar kein Zögern, kein Stocken in diesen Strom, daß sie selbst daheim am Teetische immer noch neu zu fragen, zu schelten, zu drohen, zu bitten, zu schmeicheln hatte, und Ludwig aus seiner Verzauberung und Betäubung nicht erwachen konnte. Ihr phantastisches, reizendes Theaterkostüm, was sie nicht abgelegt hatte, war auch ganz geeignet, die kühnste Illusion aufrechtzuerhalten, und ihr ungezwungenes, freies Benehmen, was mitten aus einer theatralischen Dichtung emporgewachsen war, ließ auch ihn alles übrige vergessen und einer Stimmung und Situation folgen, wie man sie nüchtern nur in Märchen möglich glaubt. Sie küßten einander die Hände, sie strichen sich die Locken aus der Stirn, sie tändelten wie die unbefangensten Kinder, und keine Frage der gewöhnlichen Verhältnisse konnte aufkommen zwischen ihnen. Kaum bemerkten sie es, daß Klärchen eintrat, und Fanny wenigstens wurde dadurch nicht im geringsten an ihrem Jubel und ihrer Zutunlichkeit behindert — sie erzählte nun der ein wenig verlegenen Schwester alles das von neuem, was sie bisher selbst vorgesagt hatte über das Wiederbefinden des lieben Freundes.

Es dauerte noch eine lange Weile, ehe Ludwig erzählen konnte, daß er Georges gesprochen, ehe er nach ihm fragen konnte.

„Ach," sagte Fanny, ohne in ihrem Tone gestört zu werden, „der ist ein langweiliger Peter geworden und quält sich mit hypochondrischen Gedanken herum; jedenfalls ist er ein schlechter Ehemann, denn es ist, wie ich eben sehe, bald elf Uhr, und ich habe ihn seit vorgestern abend nicht erblickt, wo wir zusammen Komödie spielten."

9.

Es kommt uns manchmal der Gedanke, daß unsere verborgensten Neigungen Rachepläne in sich aufnehmen, wenn wir sie geflissentlich unterdrücken. Wenigstens wachsen sie ohne unser Wissen und überraschen uns gerade dann, wo wir uns am sichersten vor ihnen glauben. Diese und ähnliche Erscheinungen haben wohl die Alten auf die Idee des Fatums gebracht. Ludwig hatte sich zu Anfang mit der größten Vorsicht in seinem Verhältnisse zu Fanny benommen, und jetzt gab er sich gedankenlos dem augenblicklichen Eindruck hin und war täglich bei ihr. Die Grenzen eines herzlichen Freundschaftsverhältnisses wurden zwar nicht überschritten, aber ein leidenschaftsloser Zuschauer konnte leicht einsehen, wie diese Grenze eine bloße Zufälligkeit sei. Es handelt sich um die alte Frage, ob ein lebhaftes Freundschaftsverhältnis zwischen einem jungen Manne und einer jungen Frau bestehen könne, ohne in Liebeszustände umzuschlagen. Die furchtsamen Seelen wiegen sich gern in dieser Möglichkeit; aber alle Beziehungen zwischen verschiedenen Geschlechtern sind stärkere oder schwächere Liebesschattierungen, und nur das Herkommen hat sich dieses Ausdrucks bemächtigt. Freundschaft ist eben nur die Liebe zwischen gleichen Geschlechtern.

Ludwigs Bezug zu Paul hatte sich wunderlich gestaltet, dieser empfing den Rückkehrenden zerstreut, teilnahmlos, oder noch richtiger: er empfing ihn gar nicht. Auf Ludwigs Frage, was er denn mit der widerwärtigen Frau von Weiden zu schaffen habe, gab Paul eine brüske und ausweichende Antwort, und als sich nach einiger Zeit eine ausschließliche, dauernde Vorliebe Fannys für Ludwig immer zweifelloser dartat, ging Pauls Mißmut gegen den Jugendfreund in wenig verhehlte Feindseligkeit über. Sie begegneten sich nur noch zuweilen bei Fanny, und Pauls Benehmen wäre unerträglich gewesen, wenn es nicht Ludwig auf eine unerwiderte Neigung geschoben und deshalb nachgesehen hätte. Wirklich hatte sich eine jener befremdlichen Passionen in Pauls Wesen ausgebildet, wie sie nur zuweilen bei alltäglichen Menschen gefunden werden: die Liebe verschönert nicht wie sonst alles an ihnen, sie sänftigt, versöhnt nicht, sondern sie reizt nur, regt auf, macht ausschließlich, eigensinnig, sie wächst auf, ein dunkles, unerfreuliches Gewächs aus saurem Boden und getränkt von sauren Dünsten. Man sollte diese Erscheinung nicht Liebe, sondern egoistische Bevorzugung nennen, den Geiz der Neigung. Anzutreffen ist sie nur bei ganz eigenen Zusammenstellungen, Gruppierungen der Verhältnisse: wenn sie zum Beispiele gleich von vornherein hoffnungslos empfangen, ohne die mindeste Erwiderungshilfe geboren wird, wenn sie glückliche Nebenbuhler findet, die sie im Grunde zu übersehen glaubt. Eine gewisse Trivialität, Armut an Phantasie und des Herzens sind auch öftere Genossen oder gar Erzeuger dieses Zustandes. Und hierbei stoßt man auch zuweilen auf jene traurigen Resultate, jene grinsenden Handlungen, jene niedrigen Taten, die zu allgemeiner Verwunderung nicht von schlechten Menschen stammen: gerade diese unselig verschobene Situation eines gewöhnlichen Menschen gebiert das Widerwärtigste. — Der frühere Paul war nicht wieder zu erkennen, und man hätte sich wundern dürfen, wie Fanny dies un=

erquickliche Betragen um sich dulden möchte: das Weib duldet aber jede Manifestation einer Neigung, wenn sie selbst Gegenstand derselben ist. Entweder es dünkt ihr so etwas heilig, oder sie ist so eitel, oder es wirkt beides zusammen; ja, es kann ihr eine solche Passion so unleidlich werden, daß man sie wirklich verbannen muß, daß sie das Weib selbst verbannen hilft, aber sie bewahrt deshalb doch dem vertriebenen Helden immer eine verborgene Teilnahme.

Dies war das befangende Geheimnis, wenn man Fanny erblickte: sie war nicht kokett, und doch schien sie's dem Kurzsichtigen, der das Lebhafte nicht begriff; wenn Koketterie an ihr war, so lag sie so tief in ihrem Wesen begründet, war so genau und unauflöslich mit ihren Manieren, ihrer Liebenswürdigkeit, ja ihrer Kindlichkeit verwachsen, daß man sie nicht als einen einzelnen Vorwurf von ihrem Wesen trennen konnte. Kurz, sie spielte wohl auch einen Moment mit dem mürrischen Paul, der täglich zu ihr kam, und wenig oder gar nichts redete. Klärchen war bei alle dem schweigsam und ließ sich wenig sehn; Georges noch weniger, und sein Trübsinn schien täglich zu wachsen, seine Farbe verblich. Auge und Wange sanken ein, ein irres Zucken nistete sich in seinem Blick. Fand sich die Gesellschaft einmal zusammen, so gab's ein höchst unerquicklich Wesen, nur Fanny war dieselbe heitere Person, die mit allen redete, auch wenn sie wenig und ungenügende Antwort hörte, und Ludwig schien auf nichts zu achten als auf den Liebreiz dieses Weibes und auf Klärchens Augen, in die er oft ununterbrochen blickte, während er Fanny Liebenswürdigkeiten sagte.

Das war der Zustand dieser Gesellschaft, als Georges plötzlich erkrankte. Dies änderte alles: Fannys Leichtsinn war mit einem Male zu Ende, sie hatte für nichts Sinn, als für die Leiden ihres Mannes, sie wich Tag und Nacht von seinem Lager nicht hinweg, sie überschüttete ihn mit der zartesten und leidenschaftlichsten Teilnahme.

Er genas nur langsam und teilweise. Merkwürdig genug bezeigte er die größte Vorliebe für Ludwigs Besuche, die größte Sehnsucht danach, und machte diesem die lebhaftesten Vorwürfe, als er seltner kam, kürzere Zeit blieb. Dagegen bildete sich noch auf seinem Krankenbette eine immer heftiger werdende Antipathie aus gegen Paul, die sich denn auch in einer so unzweideutigen Manier äußerte, daß Paul notgedrungen beinahe völlig aus diesem Kreise verschwinden mußte.

Es war bald zu erkennen, daß wiederum eine große Veränderung in Georges' Wesen vorgegangen war, als er blaß und schwach zum ersten Male wieder am Arme Fannys in die Luft, unter die Menschen heraustrat. So groß diese Veränderung indessen auf den ersten Blick erschien, so war's im Grunde doch nur sein altes, einseitiges Wesen, in anderes Licht gestellt. Enthusiastische Menschen der Art bleiben wirklich immer dieselben, ihre größere oder geringere Hast, und der Wechsel in den Objekten täuscht uns nur. Sie sind keiner mannigfaltigen Gefühlskombination fähig, und jeder Ausdruck ihres Wesens wird Leidenschaft, im Freundlichen Liebe, im Unfreundlichen Haß und Verachtung.

Dem Verhältnisse Georges' zu Ludwig war leicht jene Resignation anzusehen, welche mit tragischer Größe sich selbst als Opfer herausputzt, er stellte sich zu Ludwig und zu Fanny als der vermittelnde, anspruchslose Freund, der glücklich machen will.

Ludwig selbst war durch die Krankheitskatastrophe zur Umsicht und Besinnung gekommen, er hatte wieder einmal nachgedacht über die Zukunft, welche Fanny so liebenswürdig zu verhöhnen wußte, wenn sie ausrief: „Was kümmert uns das graue, noch ungestaltete Morgen, was soll ich denken und darben für eine Möglichkeit, die kommen kann" — und dies Nachdenken hatte doch mancherlei Früchte getragen. Zwar hatte er es zu keinem eigentlichen Entschlusse gebracht —

und es gibt wirklich solche traumhafte, nachtwandlerische Zustände in unserem Leben, wo jeder Entschluß uns feindlich ist — aber er hatte doch etwas von der Gefahr empfunden, die ringsum drohte bei diesen Verhältnissen, ein Zug von Pietät durchfloß ihn auch, wenn er Fanny am Krankenbette sah, es dünkte ihm unrecht, von dieser Aufmerksamkeit und Teilnahme nur ein Tausendteilchen in Anspruch zu nehmen — ohne Entschluß und klaren Vorsatz trat er seltner ein in diesen Kreis, und wenn er da war, so tändelte er in naiven Gesprächen mit Klärchen.

Aber je wohler er wurde, desto mehr drängte Georges in ihn, öfterer zu kommen, länger zu bleiben. Ludwig wußte selbst nicht, warum ihm alles leer, öde, uninteressant war, wenn er nicht nach jener kleinen Straße steuerte, warum ihn kein Buch, keine Gesellschaft interessierte, warum er nur Verlangen und Sehnsucht nach jenem kleinen Zirkel empfand. Denn kam es auch zu keinem klaren Bewußtsein in ihm, das glaubte er doch öfters zu ahnen, zu empfinden, wie seine Neigung für Fanny nicht jenes zweifellose Gefühl sei, was wir Liebe nennen, wie er auch jetzt noch den völligen Besitz dieses Weibes nicht zu wünschen wagte. Er empfand immer noch eine gewisse Gattung Furcht vor Fannys Mannigfaltigkeit, und wenn ihn die Sehnsucht wieder hingezogen hatte nach jenem Hause, so klopfte er jetzt gewöhnlich erst unten an, ob Klärchen zu Hause sei. Klärchen kam ihm seit den paar Monden seiner Abwesenheit viel größer und erwachsener vor. Sie errötete immer, wenn er bei ihr eintrat, und wollte ihn jedesmal eilig zur Schwester hinaufführen. Nahm er dann ihre Hand und bat sie, zu bleiben, so bebte sie, schlug die großen, feuchten Augen nieder und schwieg. Nach einiger Zeit kam ihr die liebenswürdigste Unbefangenheit, sie zeigte ihm alle ihre kleinen Beschäftigungen, ihre Lektüre, ihre Bilder, ihre Noten, sie sang ihm kleine Lieder, wenn er darum bat. Niemals aber verstand sie sich dazu, ihm jenes

Lied zu singen, was er in der Hochzeitnacht gehört hatte, und wenn er in Gedanken die Worte zu rezitieren anfing:

Einsam nur beglückt die Träne,
Stiller Irrtum ist mein Glück —

da bat sie so dringend aufzuhören, daß er aufhören mußte. „Das ist nur ein Lied für die stille Nacht,“ pflegte sie zu sagen, „und“ — setzte sie hinzu — „wenn man allein ist.“

Die aufgeschlagenen Bücher waren immer Goethe, entweder seine Lieder oder seine Romane, und wenn Ludwig fragte, ob sie denn nichts andres läse, so lächelte sie und sagte: „Selten.“

„Und warum lieben Sie Goethe, Klärchen?“ „Ach das weiß ich nicht — weil er so sauber und ruhig ist.“

Es webte in Klärchens Gemache eine wohltuende Ordnung und Stille, eine häusliche Frauenpoesie, welche den unruhsamen, irrenden Sinn Ludwigs heimlich und süß befing, und er wäre oft lange da sitzen geblieben, wenn ihn nicht Georges oder Fanny gewöhnlich aufgestört hätten.

Geschah dies nicht, so kam es wohl vor, daß er gar nicht die Treppe hinaufstieg und von Klärchen nach Hause ging, und er glaubte dann oft zu bemerken, daß seine Stimmung ruhiger, nur still bewegt, wohltätiger war, als wenn er von den vielfach wechselnden, stürmischen Eindrücken Fannys flüchtete.

10.

Wenn die Menschen immer klar und deutlich wüßten, was sie wollten, wenn sie ihre verschiedenartigen, sich oft durchkreuzenden Wünsche absonderten von aller träumerischen Umkleidung, dann würden die menschlichen Zustände allerdings viel einfacher, leichter zu ordnen, zu regieren sein, aber der Duft des Lebens ginge ebenfalls von dannen, der Reiz bunter Kombinationen, die Möglichkeiten des Herzens und der

nächsten Morgenröte, das vertrocknete alles zu den reizlosen Landkartenstrichen. Ludwig sah wohl ein, daß es heillose Störnis und Verwirrung erzeugen müßte in der Welt, wenn jeglicher Gesell seinen unklaren Sympathien folgen wollte, wie er selbst sich eben gehen lasse, aber dies Getragenwerden von den Wogen der Neigung, des Zufalls war ihm gar zu reizend, als daß er sich zu einer entscheidenden Änderung hätte entschließen mögen.

Georges' Gesundheit war scheinbar wieder völlig hergestellt, nur eine auffallende Blässe des Gesichtes blieb zurück. Je mehr aber das Kranksein zurücktrat, desto mehr ging auch die Aufmerksamkeit Fannys wieder in das frühere Wesen über, was mehr ein zufälliges Nebeneinanderleben als ein engeres, notwendiges Verhältnis andeutete. Paul war in dieser letzten Zeit, wo Georges krank lag und Fanny alles andre darüber vergaß, immer mißmutiger geworden und lange aus dem Hause weggeblieben. Wenn Ludwig seiner Umgebung größere Aufmerksamkeit gewidmet hätte, so wäre ihm der unordentliche, wüste Lebenswandel Pauls nicht entgangen, welchem sich dieser ergab. Die Reisegefährten sahen sich aber wochenlang gar nicht.

An einem stürmischen Winterabend führte der Zufall wieder einmal die ganze Gesellschaft auf Fannys Zimmer zusammen. Ein pfeifender Wind warf die Schneeflocken an die Fenster, man saß am lodernden Kaminfeuer, und Ludwig pries das Heimliche solcher Stubenabende, sogar Georges war redseliger als gewöhnlich, und ließ oft die Rolle sinken, in welcher er las, und mischte sich in das Gespräch. Übrigens war er noch bleicher als gewöhnlich, und sein Auge bewegte sich unstet, hatte einen unheimlichen Ausdruck.

Das bisher lebhafte Gespräch wurde plötzlich von einer allgemeinen Pause überrascht — Georges brach sie mit den Worten: „Es ist ein gutes Sterbewetter draußen, der Wind verhöhnt die Erde, ich will euch eine Geschichte erzählen, hört!

Es lebte vor einiger Zeit in Madrid ein junger, hoffnungsvoller Dichter, der sich auf das beste von denjenigen seiner Kollegen unterschied und auszeichnete, welche die Alltäglichkeiten und Trivialitäten des Lebens besangen. In seinem Herzen lebte eine ganz andere Welt, die wenig oder gar nichts mit der unsrigen zu schaffen hatte. Wenn er des Abends über die puerta del sol ging, wo sich in Madrid alles zusammendrängt, wenn er dort unter das Menschengewühl der braunen und blauen Mäntel geriet, so überfiel ihn eine peinigende Angst, erbärmlich, jämmerlich erschien ihm die Masse, welche sich um nichts bewegte, als um die Interessen des Tages, er eilte weiter und immer weiter durch die belebten Straßen nach dem Tore von Segovia. Dort draußen setzte er sich auf einen kleinen Hügel und wartete des Mondes, der sein Licht über das Häusermeer Madrids, über die öde Ebene Kastiliens goß. Da hinein zu starren, sich zu versenken in den dunkeln Schatten, welchen die Guadaroama-Berge herab in die Fläche warfen, das war seine einzige und größte Lust. Da gab ihm der ewige Geist der Poesie, den niemand beschreiben kann, die zauberhaften Worte ein von den großen Geheimnissen der Welt, und die Verse strömten von seinen Lippen, wie es die Geschichte erzählt von den größten Sehern und Dichtern. — Was er zu Hause aufschrieb von dieser Begeisterung war immer nur ein schwacher Nachhall einer Poesie.

Zuweilen störte der Klang eines Tamburins oder das Klatschen von Kastagnetten seine erwünschte Stille, und er sah mit großem Ärger ein Paar weibliche Gestalten in seiner Nähe vorübergleiten. An einem überaus mondhellen Abende überraschte ihn der Gesang des Fandango wiederum, ganz nahe bei sich erblickte er zwei Frauen, von denen die eine den Fandango tanzte, während die andere die Melodie sang. Der Dichter ging unwillig nach Hause und nahm sich vor, einen andern Ort für seine poetischen Meditationen auszuwählen. Zu seiner

eignen Überraschung fand er sich aber beim nächsten Mondlichte wieder an demselben Platze. Auch Gesang und Tanz waren wieder da, und es bedünkte ihm, er sähe eine Elfe oder Fee, aus Mondesfäden gewoben, vor sich. Das bestimmte ihn, wie er glaubte, näher zu treten, und er wußte lange nicht, ob seine Überraschung und Enttäuschung angenehm oder unangenehm gewesen sei: er fand nämlich in der Tänzerin ein reizendes junges Mädchen, das von ihrer Schwester begleitet im Mondscheine exerzierte. Sie wohnte in der Nähe des Segoviatores und war in allem das Widerspiel des Dichters. Freilich bemerken wir aber gar oft, daß die Kontraste für uns den größten Reiz haben. Sie war lustig, sinnlich, naiv, drei Eigenschaften, die gar nicht im Bereich seiner Wünsche und Neigungen gelegen hatten. Kurz, das Mädchen, das er nach Hause begleitete, das er täglich besuchte, tanzte mit ihren schönen Füßen, ihrer geschmeidigen Taille, ihren schwarzen ausdrucksvollen Augen, mit der ganzen Beweglichkeit ihres Wesens eine Leidenschaft in sein Herz hinein, daß er sich um ihre Liebe, um ihre Hand bewarb, sie zu seiner Frau machte, ehe er sich alles dessen, was er empfand und tat, deutlich und klar bewußt wurde.

Einige Zeit nach dem ersten Taumel dieses Liebelebens fiel es ihm schwer aufs Herz: wo seine Poesie bleibe, seine ungewöhnliche Unterscheidung von der ordinären Menschenmasse, und auf der andern Seite erregte ihm seine Frau die lebhafteste Unruhe. Sie wünschte, suchte, brauchte Gesellschaft, sie tanzte auch gern vor andern, sie hörte sich gern loben, wenn er ihr seine Gedichte vorlas, erklärte sie ihm geradezu, daß sie wenig oder nichts davon verstände, daß die alten kastilischen Romanzen, welche dies oder jenes Wirkliche beschrieben, schöner seien, und daß sie diese immer für Poesie gehalten habe.

Als sie ihm dies wieder eines Abends gesagt hatte, nahm er seinen Mantel und ging davon; lustig spottend, sang

sie ihm die Romanze nach, wo der Cid mit seinen Reitern ins Tal zieht, und seine Gattin ihm den Abschied zuruft von der Zinne ihres Schlosses — „Held von Vivar, lebe wohl!‘“

Georges hielt inne und stand auf. — „Nun,“ fragte Fanny, „wie geht's weiter?“

Eine wunderbare Feierlichkeit lag auf Georges' Gesichte, eine wehmütige Trauer, er bückte sich zu der tiefer sitzenden Fanny, küßte sie auf das Auge, und mit dem unheimlichen Lächeln, was vor und nach der Krankheit an ihm bemerkt wurde, sagte er: „Die hatten sich nie verstanden, mein Kind, und den Dichter hat man an jenem Abende zum letzten Male durch das Segoviator schreiten sehen.“

Mit diesen Worten verließ Georges das Zimmer.

Alles schwieg, nur Fanny sagte leise vor sich hin: „Wunderlicher Mensch!“

Der störsame Eindruck rastete indes wie gewöhnlich, nicht lange bei ihr, sie wurde munter und gesprächig wie früher, sang Lieder, tanzte und lachte.

Mehr als je drückte sie noch im Verlaufe dieses Abends ihre zärtliche Teilnahme an Ludwig aus, und Ludwig selbst schien in einer erhöhten Neigung bewegt zu werden — Paul verließ die Gesellschaft in schlecht verhehltem Mißmute.

Fanny saß auf der einen Seite Ludwigs, Klärchen auf der andern. Es fiel ihm auf, welche besorgliche Blicke diese nach der älteren Schwester richtete. Ludwig fragte sie leise, was ihr sei, und sie erwiderte ebenso, die Geschichte vom Segoviator peinige sie mit unerklärlicher Unruhe.

„Was flüstert ihr da?“ rief Fanny.

„Klärchen träumt — aber wo ist denn Georges hingegangen?“

„Was weiß ich! Die Romantik, wie er's nennt, macht ihn hypochondrisch und langweilig — lassen wir ihn gehn.“

Fanny besaß das neidenswerte Geschick, die innigsten Herzenstöne in der Unterhaltung anzustimmen, das Herz aufzublättern mit weicher Hand, Geständnisse aus dem eignen Innern, Blicke in unser eigenes Ich zu schaffen, von denen wir selbst kaum eine Ahnung gehabt. Sie selbst blieb dabei Nebensache: es war ihr glücklicher Takt, das Geheimnis des fesselnden Umganges auch in solchen Momenten ganz und gar zu erfassen. Man gewinnt nämlich die Menschen am besten durch sie selbst. Die Aufgabe der Kultur, sich im andern zu verleugnen, ist auch sehr lohnend. Sie erzählte Ludwig von seinen unscheinbaren Sympathien, von den kleinen Möglichkeiten seines Herzens, putzte seine Unarten zu Liebenswürdigkeiten heraus und brachte dies alles in den schmelzenden sanften Tönen ihres berauschenden Organes vor — sie machte ihm die Cour, wie man das im Alltäglichen zu nennen beliebt, ohne daß sie etwas anderes im Sinne hatte, als ihr Wohlwollen aussprechen, ihr gutes Herz öffnen zu können. Nur die besten Menschen sind dieser Richtung und dieser Töne fähig.

Klärchens Mienen hatten sich aufgehellt zu freudiger Teilnahme, sie schob kleine Zusätze ein, die mit den Schilderungen der Schwester nicht immer übereinstimmten, aber wunderbar weite Perspektiven, ungewöhnliche Blicke öffneten in die verborgensten Kammern einer Menschenseele.

Einzelnes überraschte den von Glück bestürmten Ludwig in dem Maße, daß er das Mädchen plötzlich an sich drückte und küssen wollte; sie sprang aber auf und eilte in eine ferne Ecke des Zimmers, wo das Fortepiano stand, und irrte auf den Tasten umher.

„Guter Ludwig," sagte Fanny, und reichte ihm die Hand zum Kusse. Er hielt sie fest und blickte ihr mit schwärmerischen Blicken ins Antlitz. Sie standen auf und gingen Arm in Arm durch das Zimmer. Klärchen fand weiche, sehnsüchtige Melodien auf dem Instrumente. —

Niemand sprach, Ludwig schwamm ohne Gedanken in dem Himmel süßer Anregungen. —

„Klärchen," sagte er endlich, „singen Sie eins Ihrer kleinen Lieder."

Das Wort war noch nicht zu Ende gesprochen, da begann sie schon. In solchen Stimmungen begegnen sich die Wünsche der Menschen auf allen Wegen, weil sie alle regsam gemacht sind und wie Schatten umherfliegen und von der kleinsten Andeutung Gestalt und Leben gewinnen.

Durch die grüne Welt entlang
Wandelt Wunsch und Hoffen,
Woget wiegend Herz und Drang,
Lust — und schambetroffen. —

Weite, volle Gotteswelt
Schlägt mit tausend Herzen,
Alles locket und gefällt —
Es locken selbst die Schmerzen.

Vor der letzten Zeile hatte Klärchen ein wenig pausiert, und sie sang dann plötzlich die Unregelmäßigkeit derselben mit klingender, starker Stimme.

Fanny ging zu ihr und beugte sich liebend über sie. Ludwig, bestürmt von jener Glücksfülle, die ihn sonst ängstigte, jetzt aber schwellend hob, stahl sich aus der Tür; das Wetter war still geworden, der Mond lag friedlich auf dem Schnee, über welchen Ludwig schnell dahinflog nach seiner Wohnung.

II.

Das Leben geht auf und ab wie der Weg über eine gehügelte Fläche, ehe man sich dessen versieht, ist man zu schnell und unvorsichtig gegangen, und man liegt auf den Knien. Glückliche Menschen sind diejenigen, welche von dieser Einsicht nicht zu ewigem Tappen und steter Furcht verleitet werden. Fanny gehörte zu den Glücklichen: wie der Vogel

singend und flatternd, begann sie den nächsten Tag, lebend und webend in einer muntern Rolle, welche sie diesen Abend zu spielen hatte.

Klärchen saß bei ihr im behaglichen Wohnzimmer, dessen Fenster nach Südost lagen. Ein sonniger Wintertag stieg mit der späten Sonne über die nächsten Dächer, wie eine unerwartete, kurze aber tüchtige Freude. Blendende Sonnenstreifen fielen in das Gemach und beleuchteten die Frauen. Fanny saß am Fortepiano und sang die Lieder ihrer Rolle, das dunkle Haar flatterte aufgelöst in seinem vollen Reichtum um das weiße leichte Hausgewand. Klärchen saß auf dem Sofa und nähte an der Schwester bunten Gewändern, welche diesen Abend mitzuspielen hatten. Das Mädchen schien jede Nacht merklich zu wachsen und voller, gestalteter zu werden. Ein lockender Farbenschmelz lag auf dem jungfräulichen, morgengeröteten Antlitze, und die großen Augen sahen zuweilen von der Arbeit auf, glänzend und voll poetischen Sinnes fielen sie in den frischen Glanz des Wintertages.

Ein italienischer Fürst ward gemeldet. Fanny nahm an den Tagen, wo sie des Abends spielen wollte, selten Besuche an. „Diesen am wenigsten," meinte sie, „der Mann hat mir seit einigen Tagen mit Augen und Andeutungen die Cour gemacht, wie sie mir nicht gefällt, wenn mir der Mann nicht gefällt. Aber einen Adjutanten, Klärchen, hat er, der ist wunderhübsch, ein Cäsarskopf."

Der Abend kam, das Theater begann. Fanny sah entzückend aus und spielte entzückend, das Publikum überbot sich in stürmischem Beifall. Jener Fürst kam im Zwischenakte auf die Bühne und sagte ihr die schönsten Artigkeiten. Fanny war dreist genug — sie webte eben im vollen Übermute ihrer Rolle — das Unbedeutendste darauf zu erwidern und den einige Schritte abseits stehenden Adjutanten zu fragen, wie sie ihm gefalle. Der feurige Italiener war auch so kühn, heranzutreten und die Rolle seines Herrn aufzunehmen.

Der Souffleur klingelte zum Anfange des zweiten Aktes, die Liebhaber mußten entweichen. Der Vorhang ging auf. Nach einigen kurzen Szenen hatte Fanny ein Rendezvous mit ihrem alten Geliebten — Georges sollte die Rolle geben. Das Stichwort war da, Georges erschien nicht. Fanny wurde ungeduldig, hinter den Kulissen rannte und schrie alles nach Georges.

Im Publikum verbreitete sich plötzlich das Gerücht, er sei verschwunden, völlig verschwunden, murmelnd lief es von Bank zu Bank, von Balkon zu Balkon; Fanny, welche nur die Bewegung, nicht aber die doppelte Ursache bemerken konnte, ward immer unruhiger.

Der Regisseur trat aus der Kulisse und entschuldigte die Unterbrechung, man habe eben bemerkt, daß Georges noch gar nicht dagewesen, seine Garderobe leer sei, solchergestalt könne das Stück nicht zu Ende gegeben werden —

„Er hat sich ersäuft!“ rief eine laute Stimme mitten aus dem Publikum. Fanny stürzte mit einem Schrei darnieder, der Vorhang fiel, die Zuschauer drängten sich durcheinander und vermuteten und forschten und fragten.

Aber man konnte nicht einmal ausfindig machen, wer die traurige Neuigkeit ausgerufen, viel weniger etwas Näheres.

Unterdessen saß Ludwig bei Klärchen im Zimmer und betrachtete Bilder, welche ihm diese zeigte. Sie waren beide am Schlusse des ersten Aktes nach Hause gegangen, weil Klärchen ein wenig Kopfschmerz hatte und die Hitze des vollen Hauses ihr nicht zusagte. Ihres Zimmers friedliche Stille hatte sie bald beschwichtigt, und sie erklärte dem aufmerksam horchenden Ludwig mit schalkhafter Naivität alle Herrlichkeiten ihrer Mappe. Allem Anschein nach war sie unbefangener als sonst.

So kam die zehnte Stunde heran, Klärchen wunderte sich, daß Fanny noch nicht komme, und ward unruhig.

Ludwig schrieb dies ihrer jungfräulichen Schüchternheit zu und ging nach Hause.

Unterwegs begegnete ihm eine ganz langsam fahrende Kutsche. Das ist eine seltene Erscheinung in Wien. Aber seine Gedanken waren durch Fanny und Klärchen so absorbiert, daß er keine Notiz davon nahm.

So geht's im Menschenleben, die noch immer halb ohnmächtige Fanny lag mit den bunten Theaterkleidern angetan in jenem Wagen und wurde an ihrem vergnügten Liebhaber vorübergefahren.

12.

Es waren mehrere harte Winterwochen vergangen, Fanny hatte einige Tage heftig gelitten und Klärchen mit ihr.

Jener Ruf im Theater war durch nichts bestätigt worden, aber freilich, Georges war auch nicht wieder erschienen. Das Auffallende der Sache sprach sich in einigen Tagen durch, wurde noch einmal stürmisch aufgeweckt, als Fanny zum ersten Male wieder spielen mußte, und verlor sich dann unter die übrigen Tageswellen. Niemand hält sich für unersetzlicher als Künstler — und sie haben wirklich das meiste Recht dazu, denn ihre Vorzüge lassen sich nicht bloß erlernen — unter den Künstlern aber besonders der Schauspieler, ach, und sein Wirkungsplatz, die bunten, abwechselnden Bretter, spielen dieser Eitelkeit so arge Streiche. Wenn Georges im stillen abwartete, was sein Verschwinden für eine Wirkung tun werde, so hätte er mäßig große Veranlassung erlebt, in der Tat und Wahrheit abzutreten von einem Schauplatze, welcher sich so undankbar bewies.

Die Undankbarkeit ist ein Salz der Geschichte, welche vor Fäulnis bewahrt, besonders in Kunstbestrebungen. Es ist aber zu bezweifeln, daß Georges dieser Ansicht gewesen sei.

Fanny also mußte wieder auftreten — hierin liegt auch eine wohltätige Grausamkeit der Theaterverhältnisse. Sie gestatten keine Zeit zur Pietät, zum Nachempfinden eines Schmerzes, sie heilen summarisch. So befördern sie auf der einen Seite die Fähigkeit, ganz und völlig und plötzlich zu empfinden, die Fähigkeit für einen intensiven despotischen Schmerz, auf der andern Seite zerreißen sie die feinen Fäden der Anknüpfung, des Übergangs, oder erzeugen gar die Oberflächlichkeit.

Die Frau, welche den Gatten, die Mutter, welche das Kind verloren hat, muß vom Kirchhofe ins Putzzimmer treten, und mit den salzigen Tränen, die noch in ihrem Auge stehen, so lange lachen, bis die Zuschauer lachen helfen. —

Fanny war nach den ersten Tagen jenes Schreckens mehr stumpf als traurig. „Gib acht, Klärchen," sagte sie, als der Theaterwagen vorfuhr, um sie zum ersten Male wieder abzuholen, „gib acht, Georges kommt eines Abends wieder."

Sie ließ sich gedankenlos ankleiden, sie trat gedankenlos vor das Publikum. Dies empfing sie mit allgemeinem Applaus, zum Zeichen, und zwar zum ungeschickten Zeichen, daß man sich freue, sie wiederzuhaben. Die Masse hat in gewissen Ausbrüchen immer etwas Bestialisches.

Dieser Beifall schreckte sie im ersten Augenblicke auf, drang ihr schmerzhaft ins Herz — sie sah sich zu zwei Personen dastehen, als Schauspielerin und als Fanny, eine Trennung, an welche sie nie vorher gedacht hatte, und die auch für die Folge nachteilig wirkte. Bisher gab sie in kindlicher Illusion sich selbst ganz und gar hin, nahm den Beifall ohne Prüfung für ihre ganze Individualität in Empfang. Nach diesem Momente wurde es anders. „Ihr wollt nichts da unten auf Euren Bänken," flüsterte ganz tief in Fannys Busen eine leise Stimme, „ihr wollt nichts, als die Komödiantin."

Sie war enttäuscht, ohne daß vor der Enttäuschung eine eigentliche klare Idee von solchen Verhältnissen in ihr gewesen war. Die Unschuld erfuhr, was Unschuld sei.

Wie mit einem einzigen schmerzhaften Ruck streifte sie in jenem Augenblicke ihre Theaterjugend ab, und jene flüsternde Stimme sprach nicht ohne Zorn: „Wohl denn, so will ich euch Komödie spielen."

Fanny spielte zu aller Verwunderung mit größter Besonnenheit; von diesem Abende datierte ein ganz anderes, in vieler Rücksicht vollkommeneres Spiel dieser Frau. Als sie nach Hause kam, sagte sie zu Klärchen: „Heut abend bin ich eine Schauspielerin geworden."

Worin bestand der Wechsel? Es sind nur einige Symptome anzugeben, und man wird leicht erachten, daß sie auch für ihr sonstiges Leben von außerordentlicher Wichtigkeit wurden. Sie war nicht mehr so unbefangen kindlich, aber es kam in das Ganze mehr künstlerisches Maß, ihre Leidenschaft war nicht mehr so jung und wirbelnd, aber sie wurde heftiger, gewaltiger, fortreißender.

Mit jenem Auftreten schied sie auch von der schmerzlichen Stumpfheit, sie richtete sich auf, sie bat Gesellschaft zu sich, trat Ludwig entschiedener, mit größerer Leidenschaft nahe, ermunterte den Adjutanten des italienischen Fürsten zu häufigeren Besuchen, verkehrte weniger mit Klärchen. Nur Paul ward gänzlich von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen, „ich weiß es nicht" — sagte sie — „ich kann es nicht behaupten, aber jener Ton, der Georges ins Wasser stürzte, klang so abscheulich bekannt, klang mir wie Pauls Stimme in das Herz."

Paul und Ludwig sahen sich gar nicht mehr, und mit Betrübnis hörte dieser oft erzählen, welch eine zügellose Gesellschaft sich unter den Auspizien der Frau von Weiden etabliert habe, und wie Paul die wildeste Hauptrolle dabei spiele.

Ludwig selbst kam seltener zu Fanny als früher, und sprach oft nur im Parterrezimmer ein. Sie machte ihm

lebhafte Vorwürfe über seine seltne Erscheinung, es geschah dies indessen immer mit freundlicher Zärtlichkeit, und ihr zauberhafter Einfluß bewährte sich darin auch nach wie vor, daß sie all seine Aufmerksamkeit und Teilnahme fesselte, sobald er in ihre Nähe kam.

Wunderbar genug war sein Gemüt, ruhig, die Wünsche peinigten ihn nicht, er ließ das Leben kommen, erwartete das beste, ohne selbst zu wissen was.

So lagen die Sachen, als er an einem Märzabend in Fannys Zimmer trat. Der Winter war bereits gebrochen, die wieder mächtig gewordene Sonne, welche sich eben zum Untergang rüstete, hatte die Luft durchwärmt, die letzten besiegten Winterreste tropften von den Dächern, die Fenster des Gemaches waren geöffnet, Klärchen stellte Blumentöpfe an die Luft, Fanny verabschiedete eben den Adjutanten.

Man bewillkommnete ihn sehr herzlich, sogar Klärchen reichte ihm gegen Gewohnheit eine Hand, und eine knospende Frühlingszärtlichkeit sah aus ihrem Auge, aus ihren Zügen, welche von der untergehenden Sonne seitwärts beleuchtet wurden.

Es siedelte sich bei der hereinbrechenden Dämmerung die süßeste Vertraulichkeit, das heimlichste Herzenserschließen unter ihnen an. — Ludwig erzählte, wie ihn sein Vater einmal wieder zu sehen wünsche, und ihm deshalb wohl eine Reise bevorstehe. —

„Nicht doch!“ rief Fanny, und griff nach seiner Hand. —

„Ach wer doch einen Vater hätte!“ sagte Klärchen leise. —

Ludwig faßte unwillkürlich nach ihrer Hand und führte sie an seine Lippen — „Klärchen, wollen Sie mit mir reisen?“

Alles schwieg, Klärchens Finger zitterten. — „Ich will Sie zu einem guten Vater bringen — Klärchen!“

Er fühlte ihre Hand fest und warm werden in der seinigen, er sah in der halben Dunkelheit, daß sie ihre

Augen zu ihm aufschlug mit einem unnennbar süßen Ausdrucke.

Er sprang auf, Fannys Hand entglitt ihm, er wußte selbst nicht wie, die Frauen sprangen ebenfalls in die Höhe — „Klärchen!“ rief er noch einmal —

„Ludwig, o Ludwig!“ rief diese plötzlich, und sie lag weinend in seinen Armen.

Als sie wieder zu sich kam, vermißte sie Fanny; es war ganz dunkel geworden. Eine lange Weile standen sie stumm einander gegenüber, sich gegenseitig bei den Händen haltend.

Vom äußersten Fensterwinkel des Zimmers kam Fanny hergeschritten, sie trat zwischen sie und drückte sie beide an ihr Herz, dann umarmte und küßte sie Ludwig, er fühlte, daß ihr Gesicht in Tränen gebadet war, dann wendete sie sich zu Klärchen, überschüttete sie mit Liebkosungen und verließ auf der einen Seite das Gemach, während der Bediente von der andern mit Licht eintrat.

„Bleib, bis ich wiederkomme“, bat Klärchen und ging der Schwester nach.

Als sie wiederkam, lächelte sie wie ein Engel und sagte: „Es ist alles gut.“ —

Am andern Morgen war Fanny abgereist. Ludwig erhielt den liebenswürdigsten Brief, worin sie ihm sagte, daß sie eine längst beschlossene Kunstreise angetreten habe, daß sie ihn liebe nach wie vor, daß er auch im Verrat liebenswert geblieben sei, und sie ja bald mit Klärchen besuchen möge.

Ludwig reiste mit Klärchen in seine Heimat, und die Welt war ihm erfüllt — denn in der Liebe ruht die ganze Welt — und er konnte nicht begreifen, wie er so lang habe im Dunkeln tappen können.

Von Georges hat er nie wieder etwas vernommen; auch Paul ist nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Achter Band.

Das Glück.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Das Glück.

Novelle

von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Als Laube 1837 mit dem sechsten Bande seine „Reisenovellen“ abschloß, schickte er ihnen in einem „Vor- und Schlußwort“ das Geständnis voran, daß er ihre Form für erschöpft halte: „Sie wurden in einer Zeit begonnen, wo das Interesse des Publikums so störsam beflügelt war, daß es nur durch lebhafte Abwechslung gefesselt werden konnte. Ich suchte selbst ein Ziel, eine Fassung, der Name dafür war ‚Das Glück‘, nach diesem bunten, fabelhaften Vogel setzten sich die ersten Bände in Karriere, die zweite Lieferung verfolgte unsicher aber aufmerksamer denselben Weg in einem schüchternen Trabe; diese letzten gehn im stillen Schritte bis auf das letzte Blatt und wenden eine Überzeugung im Herzen hin und her, welche dem Buche einen Schlußstein setzt. Es ist die Überzeugung, daß man mit allem Reisen und Suchen jenen rot und goldnen Grenzpfahl des Glückes nicht auffindet, daß sich aber allmählich eine Ruhe und Sicherheit in Herz und Geist einstellt, wenn man für jeden neuen Raum eine eigene selbständige Existenz erkennt und gewährt, wenn man das Zusammengehörige in eine gedrängte Form bannt. Läßt sich das Glück nur finden, so läßt sich doch das Passende gewinnen.“ „Glück“ ist auch der Titel einer in diesem selben Jahre erschienenen Novelle, die sich ihrer ganzen gedämpften Tonart nach eng an die beiden vorhergehenden Novellen „Liebesbriefe“ und „Die Schauspielerin“ anschließt. Die Befriedigung in bescheidener Wirksamkeit, das Glück in häuslicher Enge wird hier in den Schicksalen eines von abenteuerlichen Fahrten ernüchtert heimkehrenden Kaufmanns geschildert, das Behagen jener Resignation, mit der sich der glücklich verheiratete Laube in den Jahren der über ihm schwebenden Polizeiaufsicht und der darauffolgenden Festungshaft in Muskau selbst befreundet hatte. Wie jene beiden Arbeiten der Vorjahre weist auch diese Novelle eine Blässe der Farben auf, die höchstens zu einer anmutigen Schilderung kleinstädtischer Verhältnisse mit mancherlei humorvollen Details ausreicht. Nur in dem Abenteuer des Helden

mit der exzentrischen Wlaska, ihrer Liebeserklärung und ihrem schließlichen Theaterselbstmord dringt noch einmal das vollblütige Temperament der „Poeten“ durch, wie es überhaupt für die erste Epoche Laubes charakteristisch ist, daß er den Frauen vorwiegend die Initiative des Handelns zuschiebt. Ihnen gegenüber kommen die männlichen Gestalten meist sehr passiv und daher uninteressant heraus, was von dem Helden dieser Novelle „Glück“ besonders gilt; er hat ihm, wie Karl Gutzkow gleich bemerkte, keinen andern Reiz gegeben, als „den der ihm zustoßenden epischen Abenteuer“, während er ihn sonst mit fast ironischer Absicht völliger Unbedeutendheit preisgibt. An Laubes eigene Erlebnisse bietet die Novelle keinerlei Anknüpfungen; für das kleinbürgerliche Milieu mögen ihm während seines erzwungenen Aufenthaltes in Naumburg und Kösen mancherlei Spielarten von Menschen und Verhältnissen vor Augen gekommen sein. Der Name des abenteuernden Sonderlings Karl Schaller ist offenbar eine Hindeutung auf Laubes Breslauer Freund Karl Schall, dessen Bohemiennatur (Laube bedient sich dieses modernen Ausdrucks in der Novelle) er in seiner Essaisammlung „Moderne Charakteristiken“ (1835, vorher in der „Zeitung für die elegante Welt“, 1833) mit behaglichem Humor lebensvoll geschildert hatte. Der Stil ist flüchtig und wenig gefeilt, und wie ein jungdeutscher Kollege Theodor Mundt mit dem Wort „Bewegung“, jongliert hier Laube mit den Ausdrücken „Bezug“, „Beziehung“, ja sogar „Bezügnisse“, ohne daß ein origineller Sinn dahintersteckte. Auf eine freundliche Klarheit und episch-durchsichtige Ruhe beschränken sich die Vorzüge dieser Novelle.

Die drei Novellen „Liebesbriefe“, „Die Schauspielerin“ und „Glück“ fehlen in der Wiener Sammlung der Laubeschen Schriften; sie werden in dieser Ausgabe zum ersten Male nach den Originaldrucken wiedergegeben.

Houben.

1.

Es war ein bedeckter Frühlingstag, mild und erquicksam wehte die Luft, das neue Gras war duftend aus der Erde geschossen, zwei große Buben wälzten sich darauf umher und jubelten und tollten. Als sie sich ermüdet hatten, saßen sie ein wenig still, und Atem schöpfend und sich erholend sahen sie nach der Stadt hinunter, über welche zuweilen ein breiter üppiger Sonnenstrahl sich ausbreitete, wenn die dünnen, schleierartigen Wolken eine kleine Strecke wichen und sich lösten.

Diese Stadt war Prag, das vielgetürmte; am Kapuzinerberge spielten die Buben.

Vielleicht klingt es manchem unwahrscheinlich, mancher wird es aber selbst erfahren haben, daß wir in einer gewissen Knabenzeit unter Ballspiel und Tändelei oft geneigt sind, ganz altväterisch ernsthaft über diejenige Lebenszukunft zu sprechen, welche für den Knaben existiert. Das heißt über diejenigen Wünsche, welche man aus den nächsten Vergleichen und Beispielen schöpft, ob man es nicht zum Exempel sehr schön finde, wie jener Nachbar zu leben, der den ganzen Tag Bücher lesen, oder wie jener, der sich stattliche Pferde und geputzte Lakaien halten, oder wie jener, der immerfort Tabak rauchen und neben der geschmückten, freundlichen Frau vor der Tür oder am Fenster sitzen könne. Es gibt Knaben, welche nebeneinander im Grase liegen, und sich ganz detaillierte wirtschaftliche Pläne mitteilen, wo sich der eine bloß soundso viel tausend Taler und Gretchen zur Frau wünscht, weil sie eine vortreffliche Wirtin und von Herzen gut sei, der andre freilich größere Dinge, dann geben sie sich die Hand mit dem herzhaften Versprechen, sich immer zu lieben, wenn auch der eine ein großer Herr werden solle und der andere nicht.

Unsere beiden Knaben gerieten an jenem Frühlingstage auch auf ein ähnliches Gespräch und bekundeten darin ihre sehr verschiedenen Charaktere. Lebhaft waren beide, aber jeder in andrer Art: Viktor, ein dunkelgelockter, feuriger Bursch, war voll Ungestüm und Wildheit, aber leicht beschwichtigt, leicht versöhnt; Gustav, ein blonder, feiner Knabe, war munter, dreist, bei Hindernissen und Widersprüchen leicht eigensinnig. Jener, eines nur mäßig bemittelten Bürgers Sohn, strebte ins Weite, bestimmte Verhältnisse aus der nahen Umgebung lockten ihn nicht, was Reichtum, Glanz und Überfluß! sagte er mit ein wenig anderen Worten, die locken mich nicht, aber ein Held will ich werden, die Welt soll meinen Namen kennen, verzauberte Prinzessinnen will ich befrein, rote Hosen mit Goldborten will ich tragen.

Es schmerzt mich, sagen zu müssen, daß dieser Romantiker nicht der Held unserer Geschichte wird, wenn auch Gustav, für den Augenblick sein Gefährte, weniger reizt.

Dieser stammte von armen Eltern, war aber zeitig von einem Onkel adoptiert worden und hatte eine reiche Erbschaft und glänzende Existenz vor sich. Der Onkel und die Tante liebten ihn wie den Augapfel, und er war auch wirklich ein schöner, in Blüte strotzender Knabe — „blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn."

Viktors Lebenswunsch ward von ihm nicht beachtet, und er sagte ohne weiteres Eingehen darauf: „Ich werd' mir ein Billard anschaffen, ein ordentliches, großes, und im Gartenhause werd' ich mir ein Theater bauen, du kannst aber alle Tage mit mir ausfahren, Viktor, und zu Mittag essen mußt du auch mit mir."

„Ach," erwiderte dieser, „ich werde ganz anderswo herumreiten." —

„Du sollst aber nicht!" rief Gustav und sprang in die Höhe.

Viktor besänftigte ihn, und schlug vor, nach Hause zu gehn, es habe schon zwölf geschlagen, und wenn er's Mittag-

essen versäumte, so ginge es ihm schlecht. Gustav hatte noch keine Lust, und Viktor ließ sich bereden. Als sie nun später nach Hause sprangen, bekam dieser Prügel, weil er das Mittagessen verpaßt habe, Gustav aber ward mit Liebkosungen empfangen, weil ihm nichts Übles passiert sei, und die Tante bat nur streichelnd, er solle sich nicht immer so erhitzen. —

Nach einigen Jahren hatte sich mancherlei verändert. Viktor war in die weite Welt gegangen, sein Vater ließ sich nicht gern nach ihm fragen, die Leute zuckten die Achseln, wenn darauf die Rede kam; Gustavs Onkel war gestorben, und die kränkelnde Tante, welche das Vermögen zu administrieren hatte, schloß sich mit immer größerer Zärtlichkeit an den schön und kräftig gedeihenden Neffen. Gustav war mit zwanzig Jahren eine ausgezeichnete, glänzende Erscheinung in Prag. Schön, heiter, gewandt, voll Leben und Bewegung, Erbe eines großen Vermögens war er überall willkommen, gefiel er allerwärts.

2.

Das große Vermögen der Tante beruhte zumeist in großen Fabriken, die einige Meilen von Prag entfernt lagen. Sie war eine sehr einfach gewöhnte Frau, die keine besonderen Gesellschaftsfreuden wünschte und kannte, das Gedeihen der Fabriken machte auch die Anwesenheit der Herrschaft nötig, und so entschloß sie sich mit leichter Mühe, ihren Wohnsitz in der Stadt mit dem in einem Landstädtchen zu vertauschen. Gustav, der bereits ohne Einschränkung die Geschäfte leitete, und über alles verfügte, ohne dessen Gegenwart die Tante nicht bestehen konnte, war genötigt, ebenfalls mit dahin zu ziehen, obwohl dies seinem lebenslustigen Sinne, der in der großen Stadt mehr Anregung und Befriedigung fand, wenig zusagen mochte. Aber er liebte die Tante sehr, und wenn diese kindliche Zuneigung auch vielfach von jenem jugendlichen

Leichtsinne gestört ward, wie er bei jungen Männern oft zu finden ist, weil sie sich im Grunde nur eines deutlichen Bezuges zu gleicher Jugend und lebendiger Welt bewußt sind, wenn er also auch nicht eben gern in die Stille des kleinen Städtchens folgte, so war doch so viel Pietät in ihm, daß sein Mitgehen keiner ernstlichen Frage unterworfen ward.

Die Tante richtete sich nun in ihrer sorgenfreien Zurückgezogenheit auf die Weise ein, wie wir sie gewöhnlich bei Leuten aus den Mittelständen finden — sie haben bei großem Vermögen doch kein Bedürfnis feinerer Luxusstoffe und umgeben sich nur mit Einzelheiten derselben, um dadurch auf eine freundliche Weise an die ihnen gewährte Wohlhabenheit erinnert zu werden. So sehen wir denn auch das große Wohnzimmer der Tante, welches Mittelpunkt dieses kleinstädtischen Lebens wurde. Das Tageslicht ward gedämpft durch schwer seidene gelbe Gardinen, auf einem marmornen Spiegeltisch stand eine große massive Uhr von moderner Fassung, die Wände waren mit reichen, dunkelfarbigen Tapeten bekleidet, in allem übrigen aber war das altbürgerliche Meublement unverändert geblieben. Ein großer eichener Tisch mit grüner Tuchdecke stand mitten im Zimmer, die Stühle waren mit Leder gepolstert, und hatten noch die hohen Lehnen, an welchen früher die Erziehung junger Mädchen geprüft wurde, die mit geradem Rücken immer in gesetzmäßiger Entfernung von der lockenden Lehne sitzen mußten, ein Sofa war nicht zu sehen, seine Stelle vertrat ein breiter Großvaterstuhl mit Ohren, der Ofen war umfangsreich wie ein breiter Turm und bestand aus braunen Tonkacheln, der Fußboden, stets sehr sauber, hatte weiße Dielen von festem, hartem Holze, das Ganze sah ein wenig leer aus, denn es fand sich von sonstigen Mobilien nur noch ein kleiner Tisch vor, und ein großer, himmelhoher Schreibsekretär. Dieser Schreibsekretär war aus rotem Kirschbaumholze gefertigt und noch von jenem alten Schnitte, wo das eigentliche Schreibepult

mit der unten daran gefügten Kommode hervorstand neben dem zurücktretenden schmalen, hohen Aufsatze, welcher durch zwei lange Flügeltüren geschlossen ward. In diesem Sekretär fanden sich alle Rechnungen, Dokumente und wichtige Familienpapiere. Die Tante führte den Schlüssel stets in der hirschledernen Tasche, die sie am Gürtel trug und welche sie nachts unter das Kopfkissen legte. Sie vergaß diese Vorsicht niemals, obwohl sie nach täglicher Versicherung einen so leisen Schlaf hatte, daß sie von einem lauten Holzwurme geweckt ward, ihres Hustens gar nicht zu gedenken.

Also eingerichtet sitzt sie des Abends bei zwei Talglichtern, die in blanken messingnen Leuchtern stehen, auf dem Großvaterstuhle am großen Tische, und strickt wollene Strümpfe für sich und Gustav, der seit Jahren umsonst gegen wollene Strümpfe eifert, und wiederholt sich manchmal, was Pater Lorenz heute gesagt hat. Das zweite Licht, was sie für unnütz hält, hat der Neffe auch mit Mühe durchgesetzt — sie ist immer schneeweiß gekleidet, das heißt sie trägt über dem weißen Unterkleide von Kambrai ein Jäckchen von feinem Pikee und eine weiße Mütze, unter welcher zierliche graue Löckchen hervorquellen, die ihr Gustav aus Prag besorgt. Die große Hornbrille liegt vor ihr, und sie greift nur danach, wenn ihr eine Schlinge gefallen ist, oder wenn sie nach einem Posten in den Rechnungen sehen will, die ihr Gustav des Abends vorlegt. Es ist dies immer ein Posten in der Ausgabe, der ihr zu hoch dünkt.

Man glaube deshalb nicht etwa, die Tante sei geizig, Gott bewahre, sie ist nur genau und ordentlich — in bezug auf Gustav verschwinden alle diese Rücksichten, dem steht der Schlüssel zum Schreibsekretär jeden Augenblick zu Diensten, und der darf herausnehmen, was er will, und kann Geld ausgeben, soviel er mag. Gegen ihn hat sie nur eine Ermahnung: er soll seine Gesundheit schonen, nicht erhitzt trinken, und wenn er abends nach beseitigten Rechnungen ins Kasino

des kleinen Städtchens geht, so bittet sie ihn nur, sich niemals als erste Person der Umgegend etwas zu vergeben, und das Tabakrauchen sich nicht einreden zu lassen. Das schade der Brust, sei unreinlich und fremd in der Familie: der Onkel hätte auch nicht geraucht.

Soll nun auch ein Bild von Gustav aus jener Zeit gegeben werden, so ist eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Es geht doch am Ende mit solchen jungen Leuten, wenn sie nicht sehr eintönig und pedantisch angelegt sind, zumeist wie mit den Knospen unbekannter Bäume und Blüten im Frühjahre. Heut ist die Knospe grün, morgen blau im Schweiße des Wachstums, übermorgen braun vom Drange einer fruchtbaren Nacht, wir können nichts bestimmen und müssen mit in den Schoß gelegten Händen auf das Wunder der Bildung harren — blau schattiert, denken wir ganz im stillen, wird doch wohl die Blüte werden, und in duftiger Frühe finden wir sie lachend rot aufgegangen.

Gustav hatte Anlagen zu allerlei, ohne doch von irgend einem entschiedenen Drange inkommodiert zu werden. Das Grundbewußtsein seines Wesens bestand in der trockenen Überzeugung, daß er mit tüchtigem Vermögen ausgerüstet ein ganz hübsches Leben führen werde. Was sich nun etwa an Liebhabereien einstellen möge, das stehe ruhig zu erwarten. Nichts Phantastisches, nichts Enthusiastisches, nicht einmal etwas Charakteristisches war zu entdecken, will man nicht etwa dieses fraglose Hinleben also nennen.

Er ging auf die Jagd, ging ins Kasino, ritt spazieren, besorgte die Geschäfte des Fabrikwesens, dressierte sich Hunde, und wenn er von der kleinen, schönen Waska erzählen hörte, so lächelte er und sagte, sie sei ein hübsches Mädchen.

Waska war nämlich das Wunder des kleinen Städtchens. Sie hatte alle Bücher gelesen, machte Verse und sollte auf dem nahen Schlosse des Grafen mehrmals sehr schöne Komödie gespielt haben. Dazu schlug sie eine Partie nach der

andern aus, obwohl ihr Vater nur ein mäßig salarierter Beamter war. Gustav nahm noch wenig Interesse an den Weibern, und hatte sich wenig um das Mädchen gekümmert. Wlaska desto mehr um ihn.

5.

Der schöne junge Mann war ihrem phantastischen Wesen ein reizendes Ideal geworden — das mannigfach Unentschiedene, Unentwickelte in seinen Gewohnheiten, Äußerungen und Sympathien hatte seine Anziehungskraft ebenfalls beigesteuert. Wir lieben in einer gewissen Jugend durchaus alles Romantische, was den Reiz verbergen kann, weil es überhaupt verbirgt; Charakteristisches mag uns später ansprechen. Die glänzende Stellung, welche Gustav dort in der kleinen Welt einnahm, mochte redlich geholfen haben an der Illusion des lebhaften Mädchens, wenn sie auch nicht das mindeste davon wußte, ja mit Entrüstung jedwedes solches Motiv als ein verächtliches zurückgewiesen hätte. Es dünkte ihr just überaus entzückend, Gustav als armen Schäfer ans Herz drücken zu können.

Die äußere Welt, deren wir uns so gern überheben, treibt darin ihr verstecktes Spiel mit uns: der äußere Reichtum, welcher uns entgegentritt, macht uns doppelt empfänglich, inneren zu suchen oder zu lieben, auch wenn wir glauben, daß nicht die mindeste derartige Rücksicht in uns möglich sei. Denkt euch zwei Mädchen, die in Liebenswürdigkeit vollkommen gleich mächtig sind, die eine lebt in unscheinbaren Verhältnissen, die andere in glänzenden — wieviel lockender, blendender wird die Illusion sein, welche die letztere entzündet! Nur der Gegensatz andrer Art kann die Wirkung solchen Kontrastes ändern: ein Mann oder ein Weib, die von Jugend auf in begründeten, besten Verhältnissen

gelebt haben, werden in der Neigung leichter zu den Erben der Unscheinbarkeit gezogen.

Es ist aber dies derselbe Bezug, wenn auch umgekehrt.

Von Gustav war dies nicht zu sagen; seine Phantasie war darin untätig, sie ging nicht aus dem geordneten Kreise hinaus; die Neigung und Leidenschaft wußte nichts von einem näheren Bezuge zu Wlaska, für seine Phantasie existierte die Möglichkeit solch einer Verbindung gar nicht. Er nahm es deshalb auch ganz harmlos auf, als sie durch kleine unschuldige Machinationen eine Einladung in ihr Haus an ihn gebracht hatte, und er erschien.

Das Ungewöhnliche interessiert oft, ohne gerade einen besonderen Reiz auszuüben. Wlaska war ganz anders als die übrige Welt, mit der Gustav zu verkehren hatte, die Unterhaltung, welche sie in dem kleinen, etwas wunderlichen Zimmer für den erwünschten Gast versuchte, war diesem so neu, daß sie ihm notwendig eine gewisse Spannung bereiten mußte. Er kam öfter zu ihr; der langweilige Papa, welcher sich anstandshalber mit der langen Pfeife im Zimmerchen einzufinden pflegte, ließ sich nicht mehr von seinem Kasino abhalten, als Gustavs Besuche nicht mehr so neu waren, die Freundinnen Wlaskas, welche zuerst mitgebeten waren, fanden sich so vernachlässigt, daß sie im ersten Trotze auch wegblieben. Sie bereuten es zwar bald, denn Gustav interessierte sie höchlich, und sie hatten auch nur so trotzig getan, um zu zeigen, daß sie größere Berücksichtigung verdienten; aber das Manöver war ihnen verunglückt. Weder Wlaska noch Gustav nahmen Notiz davon, und so finden wir denn diese beiden jungen Leute manchen Abend allein beieinander und dürften nach herkömmlicher Voraussetzung ein Liebesverhältnis erwarten.

Wlaskas Zimmerchen ging auf einen kleinen Garten hinaus, mit welchem es durch eine altmodische Glastüre in Verbindung stand. Dies mochte im Winter seine großen

Übelstände haben, das Mädchen ließ sich aber um keinen Preis etwas davon ändern und verwahrte im Spätherbste die mangelhaft schützende Tür, so gut es nur gehen wollte, mit grün und braunem Moose. Ihre Bekanntschaft mit Gustav fiel ins zeitig beginnende Frühjahr, hie und da wurde schon ein Sträuchlein grün im Garten, und es war unserer Kleinen von außerordentlichem Genüge, die Tür größtenteils offen halten und bei den lebhaft sich gebärdenden Empfindungen ihres Temperamentes zuweilen hinausagieren zu können. Das Zimmer selbst hatte wenig Möbel, und diese wenigen zeichneten sich mehr durch Wunderlichkeit aus als durch schöne Fassung; der Tisch hatte arg verschränkte Beine, auf der eingeschweiften Kommode war ein kleiner Zaun angebracht, der die obere Fläche zum Schreibtisch einrahmte, das große, blau gemalte Schreibzeug von Porzellan hatte an den Ecken tolle Köpfe, welche groteske Fratzen schnitten. Auf dem Bette, was im Zimmer war, lag eine rote Decke ausgebreitet mit großen schwarzen Figuren, und das alte Klavier, welches zwischen Bett und Kommode stand, sah auch ganz absonderlich aus. Bücher, Putzsachen, Bilder, Noten waren in allen Winkeln zu finden; sie lagen keineswegs unordentlich herum, sondern hatten ihre regelmäßige Stelle, aber die ganze Anordnung war von der Art, daß alles barock aussah und frappant in die Augen fiel.

Wlaska selbst aber schien ganz an diesen Ort zu gehören; sie war ein Mädchen unter Mittelgröße, aber in den anmutigsten Verhältnissen gewachsen, schlank und drall, geschmeidig, behende wie ein bunter gewandter Eidechs war sie bald hier bald da, bald tanzend, bald sitzend, immer in der zierlichsten Stellung, immer mit dem ganzen Körper tätig, immer voll Beredsamkeit, die von den kleinen, schön gefärbten Lippen, oder von den schwarzen Augen floß. Sie mochte damals achtzehn Jahre alt sein, oder wurde es doch in kurzem, und hatte viel von der böhmischen Nationalfarbe, welche mit-

unter an asiatische Völkerschaft erinnert, viel von jenem Aussehen, was die Franzosen Bohèmienne heißen, und was mit dem Worte Zigeunerin unvollständig übersetzt wird. Die meisten Franzosen denken sich zwar auch weiter nichts darunter, aber in der Ahnung, welche hinter jedem sprachlichen Ausdrucke verborgen liegt, ruhen noch ganz andere Dinge. Ein fremder Weltteil mit unbekannten Reizen der Furcht und der Leidenschaft, der Form und Farbe verbirgt sich unter solchen Ausdrücken. Wlaskas Teint war ein wenig dunkel, aber von einem lockenden Glanze, ihre Formen waren mädchenhaft erfüllt, aber von der festen, straffen Art, in welcher eine Gewähr zu liegen scheint, daß sie niemals feist, fleischig werden dürften. Der Ausdruck des Gesichtes war nicht nur über alle Trivialität erhaben, sondern ging auch mitunter über den Gegensatz hinaus und konnte phantastisch genannt werden. So unangenehm dies bei älteren Gesichtern werden mag, soviel Zauber entwickelt es bei jungen Mädchen. Sie hatte eine wohlklingende, tiefe Stimme und deklamierte und sang den ganzen Tag. Es ließ sich hierbei schnell bemerken, daß ihr jenes Element des Maßes, der Ruhe abging, was sich bei den verschiedenen Nationen verschieden gestaltet, bei allen aber die Vermittlung bildet zwischen dem inneren und äußeren Leben, was bei der Französin Witz und Laune, bei der Deutschen Behaglichkeit und Humor wird; wo es fehlt, da gibt es nur eine stoßweise, unruhige Existenz, der wohltätige Fluß des Daseins wird vermißt.

Dergleichen beobachtete aber weder Gustav in seiner Unbekümmertheit noch sonst jemand, ein Mädchen zwischen siebzehn und achtzehn Jahren, das Lieder dichtet und singt, und in erster Jugend fortwährend schafft und produziert, fordert nicht zu sorglichen Gedanken heraus; was unstet erscheinen mag, schreibt man der Jugend zu, und für die späteren Jahre verhofft man das Beste.

Dies ist ein Moment reichen Unglücks unserer Welt. Die Erde, die Realität verlangt ihre Berücksichtigung, denn sie ist nichts einzelnes, was sich verleugnen ließe — daß dieser Moment übersehen wird bei denjenigen Mädchen, deren Naturell nicht von selbst behilflich ist, das gibt uns die große Klasse derer, welche man obenhin überspannt nennt, und die größtenteils alte Jungfern werden. Für den Mann ist es weniger bedenklich, ihn greifen die tausend Konflikte, und was er nicht gutwillig suchen will, das wird ihm schmerzhaft aufgedrungen; mag er auch den Verlust des rein Idealen wie einen poetischen Schmerz pflegen, denn wir haben noch immer die Tradition einer schlechten Erde in unseren Adern, mag er auch klagen, er gewinnt gegen seinen Willen den Aplomb der Bildung — nicht so das Weib, das der Einseitigkeit überlassen bleibt.

Dergleichen hätte nun Wlaska gar nicht verstanden, und es war im ganzen Städtchen niemand, dem solcher Ideengang notwendig oder begreiflich geschienen hätte. Das ist ein tief poetischer Reiz der Welt; nichts bleibt verloren in seinen Beziehungen, wenn auch die Dinge eines eng geschlossenen Kreises in diesem Kreise keinen höheren Bezug finden; der Geist unserer Welt und Geschichte ist eine Atmosphäre.

Wem solche Fäden zu dünn sein möchten, der denke sich einen Vogel, welcher weit, weit hergeflogen kommt aus unbekanntem Lande, das Samenkorn einer uns unbekannten Frucht ruht in seinem Schnabel, es fällt auf unsern Boden, und wir wundern uns höchlich, von wannen die Staude kam, welche aufschießt über Nacht. Die Bildung hat tausend unbekannte Wege.

4.

Das wunderliche Verhältnis zwischen den beiden Leuten hatte schon eine Zeitlang gedauert; es war Gustav unter-

haltender, gegen Abend statt aufs Kasino in Waskas Stübchen zu gehn. Nur ein schöner Jagdtag ging ihm darüber; er war neben dem feurigen Mädchen vollkommen harmlos geblieben, und es ist schwer zu sagen, ob nur irgend etwas anderes, als das Ungewöhnliche der Unterhaltung ihn anzog, im ganzen war er völlig gedankenlos dabei. Er hörte auch wohl nur mit halbem Ohre hin, wenn Waska Schauspiele rezitierte, und spielte unterdessen behaglich mit den Ohren seines großen Jagdhundes. Fuhr dieser einmal bei einer überraschenden Bewegung des Mädchens bellend auf, so amüsierte ihn das sehr. Es schlief alles noch in tiefem Schlafe bei diesem jungen Manne, auch die Sinnlichkeit, er war gleich einer Nuß mit harter Schale, man wirft sie dem Kerne unbeschadet hin und her. Auch die Eitelkeit, sollte man glauben, war noch nicht aufgewacht, und doch war etwas davon tätig bei seinem halben Interesse für Waska; eitel sind wir schon, wenn wir noch gar nichts sind, diese Eigenschaft ist wie ein fettes Fleisch mit unsern edelsten Teilen verwachsen. Er dachte nicht darüber nach, aber die Behaglichkeit davon empfand er doch, der Gott eines hübschen, ungewöhnlichen Mädchens zu sein.

Es war ein warmer Frühlingsabend, als er mit seinem Hektor von der Jagd heimkehrend über den Gartenzaun sprang und in die offene Türe von Waskas Stübchen trat. Sie saß an dem alten Klavier und sang eine große Arie, Gustav nicht bemerkend. Er blieb stehen, drohte dem Hunde, der ins Zimmer springen wollte, hörte eine Weile zu, zog dann leise den Schuß aus der Büchse, und sah, als die Arie noch immer nicht endigen wollte, nach den Wolken, wahrscheinlich um zu prüfen, ob den andern Tag Jagdwetter sein werde.

Als ihn Waska bemerkte, sprang sie jubelnd auf ihn zu, und sie wäre ihm vielleicht um den Hals gefallen, wenn er nicht kühl die Hand zum Gruße entgegengestreckt hätte.

Das Verhältnis stand schon lange auf dem Punkte, daß nur seine große Harmlosigkeit den leidenschaftlichen Ausdruck des Mädchens immer noch zurückhielt.

Sie küßte ihm die Hand, und er strich ihr das wallende, dunkle Lockenhaar aus der Stirn, streichelte ihr die Wange und verwunderte sich, wie man so heiß werden könne vom bloßen Singen.

Wlaska brachte einen der schweren Stühle an die Tür, und als der ermüdete Jäger darauf Platz genommen und tief Atem holend die Ermüdung des Frühlingswetters fortgeblasen hatte, holte sie sich eine kleine Fußbank und setzte sich vor ihm nieder. Es war die Zeit der Abenddämmerung, die warme, würzige Frühlingsluft wogte weich aus dem Garten, dessen grüne Blütenbäume im Abendscheine glänzten und flüsterten. Hektor hatte seinen Kopf auf Gustavs Knie gelegt, und es mochte ein artiges Bild sein, vom Garten aus die Gruppe zu sehen, welche auf dem Hintergrunde des barocken Zimmerchens sich noch wunderlicher ausnahm. Der schlanke Jäger mit der Büchse und dem grünen Jagdrocke, Wlaska im leichten dunkelroten Kleide, den einen glatten Arm auf Hektors Hals legend, mit dem andern auf Gustavs Knie sich stützend und zu ihm aufsehend. —

Das sanguinische Mädchen ward indessen bald von ihrem Temperamente übereilt, der feine Duft und Zauber einer Neigung, welche noch immer das entscheidende Wort vermieden hat, existierte nicht für sie, das mädchenhaft Zurückhaltende war in ihr übersprungen durch stete Beschäftigung mit exzentrischen Gebilden und Ausdrücken — sie fiel am Ende Gustav wirklich um den Hals, schluchzte, weinte und rief dazwischen, daß sie ihn mit unwiderstehlicher Allgewalt liebe. Hektor bellte, Gustav nahm es hin, wie man die Liebkosungen eines Kindes aufnimmt, nur mit dem Unterschiede, daß solch ein Empfangen von seiner Seite nicht Produkt der Reflexion war, er dachte nur eben nichts weiteres

dabei. Eine Liebesneigung war nicht da, die Sinnlichkeit lag noch ohne Augen in ihm, wenn sie auch bereits existierte — so kam's, daß ihm der Zustand wohl ein leichtes Behagen weckte, daß er eine harmlose Tändelei für die Leidenschaft zurückgab, dem Mädchen Wange und Nacken streichelte und ihren feurigen Kuß auf die Lippen dulden mochte. —

In dem Augenblicke öffnete sich die innere Tür des Zimmers, welche nach dem Hause führte, Hektor sprang auf und bellte noch lauter, Wlaskas Papa mit der langen Pfeife erschien auf der Schwelle. Er blies eine gute Wolke aus dem Munde, hob die Pfeife einen Moment lang völlig aus den Zähnen und lächelte verschmitzt über das ganze Gesicht; dann fand die Pfeife wieder den alten Weg, er wandte sich zum Abgehn und sprach: „Kinderchen laßt euch nicht stören!"

5.

Den nächsten Tag gab's viel zu tun und des Abends so viel zu rechnen, daß Gustav nicht ausgehen konnte. Am folgenden kam ein Geschäftsbesuch, welcher bis spät in Anspruch nahm, und als Gustav endlich am eichenen Tische neben der Tante saß, den Tagesabschluß gemacht hatte und eben aufstehn wollte, um fortzugehn, da sagte diese: „Lieber Gustav, bleib doch noch einen Augenblick, ich möchte dich gern was fragen" — und nun erzählte sie ihm denn, wie seit gestern das Städtchen davon erfüllt sei, daß Gustav eine Liebschaft mit der kleinen Wlaska habe, daß man das Paar sehr hübsch finde, und nur über das Verschieben der Hochzeit sein Bedauern äußere. Denn man wollte es auch schon wissen, was die Tante dazu gesagt, und wie sie zwei Jahre Brautstand verlangt habe; auf den Sonntag aber sei schon der erste Kaffee bei ihr, und die nahen und fernen Verwandten Wlaskas beschäftigten sich lebhaft mit der Frage, wer von ihnen eingeladen werden dürfte. Wlaskas Vater

rauche seit gestern um zehn Kreuzer aufs Pfund kostspieligern Tabak und habe zum Nachbar Krämer gesagt, nun werde der Zichorien ganz abgeschafft für seinen Kaffee.

Die Tante hatte Mühe, Gustav all diese Dinge begreiflich zu machen; er erzählte ihr alles, was vorgefallen, wäre aber in seiner Arglosigkeit niemals auf solche Schlüsse geraten. Eine Heirat mit Wlaska? Für die Möglichkeit eines solchen Gedankens gab's in dem Wesen, das bis jetzt an ihm ausgebildet war, nicht den kleinsten Zugang. Er lachte und nannte es dummes Zeug. Die Tante aber nahm es ernsthafter, gab ihm den Schlüssel zum Schreibsekretär und hieß ihn ein Papier herauslangen — „ich hab dir's bis jetzt verschwiegen," sagte sie, „aber diese Geschichte treibt mich nun selbst. Sie machen uns vom Gubernium Schwierigkeiten, daß du, der die Kaufmannschaft nicht erlernt habe, unserm Geschäfte vorstehen sollest; der Neid ist immer geschäftig. Unser Mandatarius hat mir nun schon seit mehreren Monaten vorgeschlagen, dich nach Prag zu schicken, bei einem großen Hause einzustellen, und auf diesem Wege nach einiger Zeit möglich zu machen, daß du als ein gelernter Kaufmann in das Gremium aufgenommen werdest. Ich habe in den Nächten hin und her gesonnen, wie das anders anzufangen sei, denn ich wollte dich, meinen lieben Sohn, nicht gern von mir lassen; der liebe Gott scheint's aber selbst zu wollen und schickt uns die fatale Mädchengeschichte, ich will mich einzurichten suchen, so gut es gehen will, und du magst morgen nach Prag reisen."

Gustav wußte nicht, wie er sich äußern wollte; die große Stadt mit ihren Freuden und Abwechselungen, mit ihren großen Verhältnissen lockte ihn gar sehr, aber er fühlte doch auch recht betrübt, wie er die gute, liebe Tante nicht wohl verlassen könne, und er hatte so viel Güte des Herzens, dies einen Augenblick ohne Rückhalt auszusprechen. Die Tante weinte und küßte ihn, und sagte, er sollt's nur gut sein lassen, er könne ja alle Wochen einmal herauskommen aus der Stadt.

Der jugendliche Lebensdrang war auch zu mächtig in ihm, als daß er sich ernstlicher gesträubt hätte. Indessen meinte er entschieden — die Geschäfte waren nämlich bis jetzt das einzige, worin er bestimmte Gründe, Absichten und Willensmeinungen hatte — sie könne nicht mit der ganzen Verwaltung allein bleiben, das bestritte sie nicht, und überhaupt müßte ihr doch ein verwandter Mensch zur Hand sein. Ein Cousin, namens Louis, der schon einigemal zum Besuch dagewesen war und sich immer sehr bescheiden und anstellig bewiesen hatte, sollte ins Haus genommen und zur Verwaltung unterer Branchen angestellt werden.

Die Tante hatte dazu nicht rechte Lust und meinte: „Lassen wir uns nicht mit der Familie ein, da laden wir uns gleich eine gar zu große Menge Schmarotzer auf; diese Leute beneiden dir ohnedies das bißchen Erbschaft, und wenn sie dir auch nichts schaden können, so legen sie doch hie und da ein schlechtes Ei in die Wirtschaft. Arme Verwandte sind lauter Gläubiger, und der Louis hat mir niemals ein rechtes Zutrauen eingeflößt, er hat kein treuherziges Auge; lassen wir nur die Sache vorderhand; was durchaus not tun soll, das wird sich schicken." —

Gustav küßte die Tante, sie sprachen noch allerlei von der Wirtschaft, gingen miteinander noch einmal das Testament durch, was schon lange angefertigt war und worin sich die Verwandten mit mancherlei hübschen Dingen bedacht finden sollten; dann legte es die Tante auf den alten verborgenen Fleck im Schreibsekretär, und sagte, was sie schon hundertmal gesagt hatte, Gustav solle sich auch ja das Plätzchen merken, wenn etwa der Herr einmal unversehens ein End' mit ihr machen solle, der Husten sei gar zu bös. —

Gustav beschwichtigte das wie immer mit Beweisen, die abgelehnt und doch gern gehört werden; sie trennten sich, um schlafen zu gehn, und frühzeitig am andern Morgen fuhr er gegen Prag. Hektor bellte lustig neben dem Wagen her.

6.

Er hatte keine Zeit, und um es offen zu gestehn, freilich auch keinen Drang gehabt, Wlaska etwas sagen zu lassen. Im Städtchen ward es bald ruchbar, Gustav sei für lange Zeit fort und beginne eine ganz andre Karriere; Wlaskas Vater teilte dies sehr bestürzt seiner Tochter mit, sie empfing die Nachricht aber ganz anders, als er erwartet hatte: ihre Augen leuchteten, sie empfand mit vollem Genüge ihre tragische Situation. Es ging in der Woche zweimal ein Bote vom Städtchen nach Prag, dieser empfing in den ersten Wochen jedesmal zwei dicke Briefe an Gustav. Dieser wußte nicht recht, was er mit den überschwenglichen Dingen anfangen sollte; zu antworten hatte er darauf gar nichts, und trug in der ersten Zeit dem Boten Grüße auf für Wlaska. Später las er sie gar nicht mehr, bestellte auch keine Grüße, und Wlaska war nun der festen Überzeugung, die Briefe würden aufgefangen, man intrigiere gegen ihr Glück, das Schicksal sei gegen sie, ein großartiges, entschiedenes Unglück sei ihr geworden, und das müsse nun mit aller Würde genossen werden. Sie zog sich von allem Umgange zurück und kleidete sich schwarz. —

Gustav lebte in einem großen Kaufmannshause, mehr wie ein Gast, als wie ein Lernender behandelt. Er ward zu allen Gesellschaften gezogen, und es war leicht zu erkennen, daß die Frau seines Prinzipals eine Verbindung zwischen ihm und einer ihrer jungen Töchter sehr wünschenswert gefunden hätte. Diese Töchter waren artige Mädchen — Gustav war auch wirklich so einförmig geartet, daß er hier einen solchen Heiratsbezug auf der Stelle erkannte, wie er ihm bei Wlaska durchaus fremd geblieben war. Er wußte, daß hier angemessene, gleiche Verhältnisse seien, und nur auf solchem Niveau war seine Phantasie tätig.

Übrigens mögen wir doch ja nicht glauben, daß diese

Erscheinung selten sei — die gegenteilige ist sogar Ausnahme. Die Trivialität derselben abgerechnet, beruht sie auf sicheren und schweren Gründen: — außerhalb des Gleichartigen und Verwandten bewegt sich nur der schöpferische und bildende Mensch mit günstigem Erfolge, der unbedeutende, welcher in einer Erregtheit, einem Rausche seinen Kreis verläßt, wird unglücklich.

Der Bezug war da in Gustav, aber die Mädchen hatten sonst nichts Fesselndes für ihn; denn hier in den gleichen Verhältnissen finden wir ihn ganz klar und unbestochen, er kannte seine günstige Stellung zur Gesellschaft vollkommen und wollte ruhig abwarten, ob eine Notwendigkeit, ein Drang des Herzens eintreten werde, wovon er in Büchern gelesen, wovon ja auch die kleine Wlaska gesprochen, wie er sich lächelnd manchmal erinnerte.

Allwöchentlich besuchte er die Tante, zog wirklich den Cousin Louis hinzu, um die Last des Geschäftes ihr zu erleichtern, war frisch, fröhlich, und hatte wohl auch hie und da, wenn er an einem schönen Sommermorgen mit den prächtigen raschen Pferden nach Prag zurückbrauste, einen religiösen Moment, das heißt, er dankte Gott, daß er ihn so glücklich gemacht habe.

Seine Prinzipalin machte ein Haus und sah mehrere Abende in der Woche Gesellschaft bei sich, die Töchter hatten viele Talente ausgebildet, besonders musikalische, Gustav hatte eine schöne Stimme, hörte gern über Theater und Politik sprechen, sprach selbst gern, und so fand er sich denn mannigfach beteiligt und fehlte nie bei den Soireen.

Es war oft die Rede von der schönen Tochter eines reichen Patriziers, deren Reiz, Talent und Reichtum überall gepriesen, die von einer großen Zahl Bewerber umringt wurde. Gustav hatte die gepriesene Angélique nie gesehn; vielleicht war seine Prinzipalin daran schuld, welche eine mögliche Nebenbuhlerschaft so lange als es irgend anging, vermeiden

wollte. Diesmal war Gustav gegen das Herkommen zeitig von der Tante zurückgekehrt, er hörte im Salon, daß Fräulein Angélique erwartet werde.

Ein junger Bekannter flüsterte ihm zu: „Das wäre eine Partie für dich, sieh, daß du sie eroberst, sie heiratet nur nach Geschmack; du bist ein schöner, stattlicher Bursche, versuch' dein Glück — sie muß dich schon gesehen haben, neulich scherzte eine alte Dame zu Angéliques Vater, und meinte, du wärst eine Partie für seine Tochter; der Alte lächelte, und Angélique, die sonst bei derlei Gelegenheiten sehr schnippisch ist, trat singend ans Fenster und tändelte mit ihrem Papagei." —

Der Bediente riß die Türen auf, Angélique mit ihrer Mutter traten ein. Gustav war überrascht von der blendenden Schönheit des hoch gewachsenen, stattlichen Mädchens.

Angélique gehörte zu den jungen Damen unsrer jetzigen Gesellschaft, die nicht bloß durch ihr Äußeres, nicht durch jenen geheimnisvollen Zug der Weiblichkeit, der uns Herz, Gemüt, Innigkeit verspricht, die Teilnahme und Neigung wecken, ihr Reiz ging vielmehr aus einem überraschenden Ensemble frischer Schönheit und frischen Geistes hervor. Alles in ihr war jung und lockend, und niemand kam zu der Frage, von wo die Lockung stamme, die in diesem oder jenem Augenblicke den Mann befing.

Wenn eine Stadt gutes Glück hat, so wird sie in ihrem Damenkreise gemeinhin eine solche weibliche Erscheinung haben, welche die unbestrittene Herrschaft führt. Es wäre sehr falsch, diese ohne weiteres die Modedame zu nennen, obwohl sie nicht wohl denkbar ist ohne erste Tonangeberin dessen, was gefällig ist. Aber sie gebietet keineswegs durch die Mode, diese ist ihr im Gegenteil untertan wie alles übrige und nur Mittel und Werkzeug; solche weibliche Erscheinung herrscht lediglich durch ein Naturell, welches in seiner Mannigfaltigkeit und in den kraftvollen Elementen der einzelnen

Befähigungen stark und überwältigend ist. Es mag sogar zugegeben werden, daß der einzelnen mächtigen Eigenschaften gar nicht so viele sind, trotzdem besiegt die Inhaberin derselben das Reichere neben sich, weil sie stets alles konzentriert und schlagfertig in Händen trägt. Vielleicht ist es das, was wir beim Manne Charakter und Energie nennen, und was also hier Charakter und Energie des Reizes heißen dürfte.

Oberflächliche, furchtsame und weiche Leute haben für solche Erscheinung ein stehendes Bedauern: sie sagen nämlich, das Gemüt und die Seele des Weibes komme immer dabei zu kurz, wenn dies in der modernen Welt eine solche Herrschaft ausübe. Oft ist's auch ein unerkannter Neid, der sich unfähig fühlt, solche Genialität zu erreichen. Jener vorgeworfene Mangel mag oft eintreten, aber er ist durchaus nicht notwendig neben solchen Vorzügen.

Was Angélique betrifft, so kann vorderhand auf das Für und Wider des letzteren Punktes noch nicht eingegangen werden. Sie war ein fröhlich grünender Baum, der auf der Sonnenseite des Berges lustig und gedeihlich emporgewachsen war, seine spielenden Zweige lockten schon von weitem, und wer in die Nähe kam, der fühlte das Wehen und den Hauch einer erquicklichen, kräftigenden Jugend. Haben doch Bäume und Mädchen so viel jungfräulich Verwandtes, die schauernde, lispelnde Birke und die kräftiger rauschende und doch feine Esche entsprechen gar oft der Mädchenweise. Zum Teil darum war ein schöner Hain von Bäumen den alten Völkern geheiligt und Ehrfurcht erweckend in seiner keuschen Schönheit.

Es war auch, als ob solch ein munter rauschender Eschenbaum in den Salon verpflanzt wäre, als Angélique eintrat, die Atmosphäre war frischer geworden, sogar die alten Herren am Spieltische guckten auf, woher ihnen der Schirm gegen die eintönige Wärme, das muntre Wehen gekommen sei.

Da eben gesungen wurde, löste sie eilig den einförmig begleitenden Klaviermeister ab, entledigte sich rasch der Handschuhe, sah links zur sangeslustigen Tochter des Hauses, rechts zu Gustav auf, die ein Duett vortragen wollten, und gab mit fröhlichem Neigen des Hauptes und der Augenlider das Signal; mit Feuer und Präzision leitete sie das Musikstück und applaudierte am Ende selbst mit den Worten: „Das haben wir sehr gut gemacht.“ Gustav ward ihr vorgestellt, sie sagte ihm Artiges über seine Stimme und ermunterte ihn, die Ausbildung derselben sich angelegen sein zu lassen — in diesem Ermahnenden lag so viel didaktische Überhebung, daß mancher andere, geprüftere Mann gelächelt hätte. Diese zuversichtliche Manier war dem Mädchen eigen, und Gustav war so berauscht von der ganzen Erscheinung, daß ihm solche Freiheit des Standpunktes in dem Augenblicke gar nicht zu Diensten war.

Das Äußere Angéliques erinnerte sehr an die geistreichen Frauenbilder aus Ludwigs XIV. Zeit, welche uns kecke Maler hinterlassen haben. Freilich täuscht man sich darin oft, eine wirklich charakteristische Erscheinung hat uns immer den Hintergrund, die Verwandtschaft eines Historischen; der Ahnentrieb liegt so tief in unsrer Seele, daß er uns selbst beim Eindrucke einer Schönheit zu Hilfe kommt.

Dem Leser sind wohl jene französischen Frauenköpfe begegnet, aus denen so viel witzige Anmut, so viel gefälliger, feiner Reiz herausblickt: man kann bis zu François' Diana von Poitiers zurückgehen, aber bei der Maintenon möge man verweilen. Ungefähr wie dieser braune Locken um Schultern und Nacken flatterten, wie ihre weich und doch scharf geschnittenen Züge den geschmeidigen Geist und den innerlichst heiteren Sinn ausdrücken, den eine kecke Intrige wohl auch so weit belustigen könne, daß sie zum Genusse keiner Mitteilung nötig hat — beiläufig ein Zeichen der stärksten Geister — ungefähr dieser Art war Angéliques Kopf. Mut=

wille und Übermut saßen um den kleinen, ein wenig aufgeworfenen Mund, der Schalk und der schnelle Entschluß blitzten aus den glänzenden braunen Augen, die Nase war schmal und vornehm, der ganze Charakter des Körpers war längliche Schlankheit in Schultern, Taille, Händen und Füßen, aber so schwellend von fester Jugendfülle gestützt und umkleidet, daß sie den Eindruck eines üppig knospenden Frühlingstages machte. Einen Tag vorher ist die Natur noch zu spröde, einen Tag nachher schon zu weit auseinandergehend in Blüte.

Die Leidenschaft kam wie ein Sturmwind über Gustav.

7.

Es war die erste; man ermesse also ihre Gewalt. Wir sagen gewöhnlich, der Mensch liebe nur einmal, weil wir nur diesen ersten unbeschreiblichen Eindruck zu rechnen verstehen, er kann ebenso stark wiederkehren, aber er dünkt uns nicht mehr so stark, weil er nicht mehr neu ist; das erste und einzige ist uns stets eine unmittelbare Gotteshand.

Erste Liebe wirkt auch entschieden, wenn sie in Menschen aufgeht, die sich im Glücke glauben. Gustav kannte nun einmal sonst keine Beziehungen zur Welt, als daß sie wohl und schön geordnet sei für sein Wohlbefinden, er fühlte es nicht so weit, daß es zum klaren Begriffe in ihm ausgebildet wäre, aber die Überzeugung war doch sein innres Wesen: du bist glücklich, und was du erstrebst und gewinnst, kann dein Glück nur erhöhen.

Es war dies darum kein deutlicher Begriff in ihm, weil solch Glück eine Sache ist wie die Unschuld; man weiß nichts davon, lebt und webt und genießt aber in diesem Dunstkreise.

Mit allem Aufwande des Jugenddranges bewarb er sich um Angélique — es ist nicht von vornherein zu entscheiden,

wie teilnehmend und tief die Gesinnung des Mädchens für ihn war, Gustav war ein blühend schöner Jüngling, die Leidenschaft erhöhte das Feuer seiner Wangen und Augen, ein zweifelloser Bezug steigert jede Persönlichkeit; ein junges Mädchen wird am Ende doch bei allem Verstande, welcher ihr übrigens zu Gebote stehen mag, von der äußeren Erscheinung, von der Sinnenmacht gefesselt — sie ließ ihn lächelnd gewähren in seinen unverkennbaren Äußerungen, aber sie gab sich auf keine Weise hin. Sie tändelte, tadelte, bildete, wie es eben kam. Gustav war in allem jung, er sollte ein Mann werden, sagte sie, mit allen Fertigkeiten, Kenntnissen und gerechten Ansprüchen eines solchen. Das wirkte gewaltig und spornend auf ihn, er trieb Sprachen, Musik und dergleichen, und wenn er sich nun mit diesem oder jenem Resultate am Ziele glaubte, so lachte sie ihn aus, und sprach bald darauf ernsthaft: „Aber, lieber Freund, das sind alles Spielereien, ein Mann muß die Geschäfte der Welt kennen, Wissenschaft, Politik muß er beherrschen, um sein spezielles Geschäft von allen Seiten zu sichern und zu fördern.“ Nun begann eine Reihe neuer Anstrengungen für unseren Liebhaber — freilich blieben sie stets auf einer gewissen Oberfläche; denn die Berufung mit denselben ging auf ein leichtsinniges Mädchen, die doch am Ende selbst nichts Rechtes wußte, und im Grunde befriedigt war, ihre Anregungen wirksam und somit ihrer Eitelkeit gewährt zu sehen.

Auf diese Weise verstrich ein halbes Jahr, es war Herbst geworden, die Blätter fielen langsam von den Bäumen. An einem sonnigen Nachmittage saß er bei ihr und bat sie um Liebe. Angélique malte eine Landschaft und war den Tag weniger spottlustig als in der Regel, sie sah manchmal ganz ernsthaft und innig von ihrer Arbeit auf und blickte Gustav in die Augen, der auf dem Stuhle neben ihr saß. Ja, sie reichte ihm, was in dem bisherigen Verhältnisse eine

Seltenheit geblieben war, die Hand, und er durfte sie mit Küssen bedecken.

„Sie sind ein lieber Narr," sagte Angélique in der österreichischen Ausdrucksweise, „aber zu stürmisch, zu ungemessen." —

„Angélique!" rief dieser, und sprang vom Sessel auf. —

In dem Augenblicke ward die Tür geöffnet, der Bediente trat ein und meldete, daß eine junge Dame Herrn von Dorn zu sprechen wünsche. —

„Eine junge Dame?" rief Angélique und Gustav gleichzeitig. Der Bediente erlaubte sich ein dreistes Lächeln und sagte: „Sie sieht etwas wunderlich aus, etwa wie eine aus dem Theater, aber tut sehr pressiert." —

„Es wird Ihnen nicht wünschenswert sein," unterbrach Angélique den Diener, „Herr Dorn, die Dame in meiner Gegenwart zu sprechen — Johann führe sie in den Saal." —

Der Diener ging.

„Ich begreife nicht," sagte Gustav. —

„Seien Sie galant, mein Herr, und lassen Sie die Dame nicht warten, wenn's Ihnen auch bei dieser Situation unbequem ist — schweigen Sie, schweigen Sie, ich bin ohne Versicherung überzeugt, daß Sie nicht den Ort des Rendezvous gewählt haben." —

Angélique ging aus dem Zimmer, Gustav zur andern Tür nach dem Saale; er wußte in Gottes weiter Welt nicht, wer die Dame sein könne.

Es war Wlaska. Sie eilte ihm stürmisch entgegen, und es ereignete sich, was man eine Szene nennt. Gustav begriff lange nicht, um was es sich denn eigentlich handle, ihre Briefe hatte er gar nicht mehr gelesen, und seit langer Zeit waren sie auch völlig ausgeblieben. Jetzt, durch seine Neigung für Angélique, war nun wohl seine frühere allzu große Harmlosigkeit einem Mädchen gegenüber verschwunden, und er begriff mehr als er früher begriffen hatte, die Anschauungs-

weise des Mädchens aber, welche sich kund gab, und welche ein durch Intrigen und Verhältnisse bedrohtes Liebesbündnis vor Augen hatte, entriß ihm doch einen Ruf des Unwillens und harter Weise, den Wlaska vielleicht nie gehört hätte, wäre sie nicht eben zu so ungelegener Zeit und an so ungelegenem Orte erschienen. Kaum war er Gustav entschlüpft, so begab sich die auffallendste Verwandlung mit dem armen Mädchen, sie ward totenbleich, trat einen Schritt zurück, schwieg eine Weile, und war dann plötzlich, während Gustav ärgerlich ans Fenster getreten war, aus dem Saale verschwunden. Er hörte die Türe schallen, sah beim Umwenden niemand mehr und stand zerstreut, unschlüssig, verlegen in dem leeren Raume. Dies fühlte er doch, daß er ein Unheil angerichtet hatte, obwohl er sich nicht zu sagen wußte, wie und auf welche Weise es geschehn, wie und auf welche Weise es zu vermeiden gewesen wäre.

Übel gestimmt ging er zurück nach Angéliques Zimmer — der Bediente trat ihm mit den Worten entgegen, das Fräulein sei ausgegangen.

8.

Das Fräulein war auch in den nächsten Tagen immer ausgegangen, wenn er anfragte; er war in der betrübtesten Lage, in jener Lage der borniertesten Verliebtheit, wo die ganze Welt nicht die kleinste Unterhaltung bietet ohne die Dame unsers Herzens. Wir begreifen die Welt nicht, wie sie Interessen haben kann von dieser oder jener Weise, wir vertauschen ruhelos einen Ort mit dem andern, wir stehen kaum den notwendigsten Fragen Rede, und sagen uns verdrießlich: Wozu kommen die Leute zusammen, was haben sie miteinander zu tun, wenn sie sich nicht lieben, warum sind sie alle langweilig?

Der Zustand einer schönen Liebe ist sehr verschieden

von einem solchen, wo wir in gestörter Leidenschaft uns bewegen; Liebesverhältnisse haben überhaupt tausend Schattierungen nach außen. Wenn die Geliebte verreist, oder wir durch unübersteigliche Hindernisse für den Augenblick von ihr geschieden sind, dann sind wir ruhiger, die Menschen, wenigstens die guten, existieren für uns, wir mögen sogar sanft und leutselig sein — unruhiger gebärden wir uns schon, wenn zudringliche Gesellschaft, wenn Störnisse, die zu überwinden wären, die Trennung herbeiführen, völlig unbrauchbar für alle Welt, wenn wir Mißverständnisse zwischen uns und der Geliebten ahnen oder wissen, wenn die Geliebte selbst uns fern hält. So wie jedwedes Ding sein eigener ärgster Feind sein kann, so auch die Liebe: sie selbst kann sich am Unliebenswertsten machen; anderes gegen anderes kann nie so gewaltig sein.

Gustav wußte nicht, wo er mit Zeit und Besorgnis hin sollte; nun kamen wie immer die guten Freunde hinzu und peinigten ihn mit Teilnahme und mit Gerüchten. Ob es denn wahr sei, daß sich ein schönes braunes Mädchen in ihn verliebt habe und drüber verrückt geworden sei und sich ein Leides angetan? —

Woher dies Gerücht, was offenbar mit Wlaska im Zusammenhange stand? Ja, woher plötzlich die Regenwolke am Himmel? Gerüchte sind wie Wolken, plötzlich gebildet aus Dünsten, die niemand bemerkt hat.

Gustavs Herz fand sich denn auch gedrängt, nach Wlaska sich umzusehn, er fühlte wohl, daß er so etwas von Beruf dazu empfinden müsse — aber wie? wo? Und wenn Angélique erfährt, daß du sonstwo noch mit ihr zusammengekommen, und das rücksichtslose Mädchen macht dir am Ende im Wirtshause, auf der Straße noch eine Szene — das wäre dein Tod. —

Wer mag es zählen, wie oft kleine Konvenienzsorgen die heiligsten Pflichten uns versäumen lassen! Wer mag den

ersten Stein aufheben! Im allgemeinen ist die Konvenienz ein wirkliches, hohes Zivilisationsgesetz, und nur die Roheit widerstrebt ihm — in einzelnen Fällen, wo die ewigen, über alles Verhältnis erhabenen Forderungen des Menschen in Rede kommen, wer ist genügend vorbereitet, gesund poetisch und tüchtig gebildet, und mutig und stark genug, um den Augenblick zu erkennen und zu ergreifen!? Ach, nur dieser und jener. Ist es doch selbst Goethe begegnet, daß er dasjenige unglückliche Weib, Mad. Guachet, die angebliche Prinzessin Bourbon Conti, die ihm den hohen, schönen Schmerz einer Tragödie, der natürlichen Tochter, im Busen erregt hatte, daß er dies Weib von seiner Schwelle wies, weil sie unpassend, ungelegen, unerkannt ihm nahe kam. Gibt's etwas Tragischeres, als wenn auf diese Weise im blinden Schlafe die Mutter ihren eigenen Schoß schlägt? Und täglich sind wir dieser Situation seinen gesellschaftlichen Unglücks ausgesetzt.

Gustav hatte nicht den Mut, sich nach Wlaska umzusehn.

Der Tag war da, wo er zur Tante hinausfahren mußte, er hatte Angélique nicht gesehen, sie hatte ihn nicht angenommen; das Herz drängte ihn, sich auszuschütten, er schrieb einen langen Brief, worin er ihr alles erzählte, was er wußte. Die Geschichte mit Wlaska ward freilich sehr verworren, denn er wußte selbst kaum, was es für eine Geschichte sei — den Brief schickte er hin und fuhr über Land.

Im Städtchen fand er alles in Aufregung über das plötzliche Verschwinden Wlaskas — ihr Vater war zur Tante gekommen, ob sie davon wüßte, ob sie bei Gustav sei, und wie sich denken läßt, war diese Anfrage unzart genug erfolgt. Die Tante war äußerst alteriert, und Gustav ward mit ungewöhnlich lebhafter Ansprache empfangen.

Er hatte indessen keine Ruhe und reiste früher als sonst nach der Stadt zurück: mit Herzklopfen trat er in sein Zimmer, er hoffte, wenigstens ein paar Zeilen Antwort von

Angélique vorzufinden, auf das dringendste hatte er sie darum gebeten.

Aber es war nichts angekommen — geraden Weges ging er in das Haus ihrer Eltern, er kann nicht bestehn in diesem unsichern Zustande; das Kammermädchen war auf dem Saale: „Ist das Fräulein zu Hause?"

„Aufzuwarten." —

„Melden Sie mich." —

Das Mädchen kam verlegen zurück, und sagte: „Sie ist nicht zu Hause."

„Ich hab' sie ja am Fenster gesehn." —

„Das kann wohl sein, sie ist aber nicht zu Hause." —

Gustav ging rasch an dem Mädchen vorüber ins Zimmer hinein — Angélique stand inmitten desselben — „Mein Gott," sagte sie, die Arme aufhebend, „was sind Sie zudringlich," — und ging rasch ins Nebengemach.

Das war zuviel; er wollte auch gesehen haben, daß ein leichtes Lächeln dabei um ihren scharfen, schönen Mund gespielt habe — obenein verhöhnt zu sein! Das überwältigte ihn, die Tränen stürzten ihm aus den Augen, seit früher Kindheit vielleicht zum ersten Male. Er setzte sich einen Augenblick aufs Sofa und starrte vor sich hin — dann ging er heim auf sein Zimmer, verschloß es und warf sich aufs Bett, das Gesicht in die Kissen drückend, nichts, nichts wollte er sehen.

Es war gegen Abend, und er schlief wirklich ein.

Tief in der Nacht ward er wieder munter, Mondschein lag auf Straßen und Dächern mit all jener stillen, kühlen Einsamkeit, welche uns die Welt verödet, ausgestorben, ohne Blut und Herze erscheinen läßt. Gustav glaubte, sehr unglücklich zu sein — er stieg hinab auf die Straße, ging nach der Moldaubrücke und sah in die Flut hinab.

Alte, historische Städte, wie Prag eine ist, haben eine eigentümliche, geheimnisvolle Macht in solcher Stunde und

Beleuchtung, die Fenster des Hradczin, des alten Königsschlosses und all der Paläste auf der Kleinseite flimmerten in den Mondesstrahlen, dem auch sonst unaufmerksamen Menschen drängt sich ein Bezug zur Welt, zur Geschichte, zum alten, großen Weltschmerze derselben auf — eine neue, geradlinige Stadt macht einen andern Eindruck: man kommt sich öder, verwüsteter, von jedem Anhalt verlassen vor. Gustav lehnte sich an die Nepomuckstatue und weinte sanft und leise, und dachte bei sich: Du bist doch viel unglücklicher als alle die großen Herren, die da oben am Berge gelebt und gelitten haben, wie der Pater Professor erzählt, ach, viel unglücklicher! Was nützt dir nun alles, was du hast und besitzest auf der Welt — deinen Engel hast du doch verloren.

Die Moldau plätscherte unter der Brücke, ein Nachtwind flog mit breiten, schweren Schwingen drüber hin — Gustav schauerte und ging wieder heim.

9.

Der nächste Tag war ein Sonntag, für einen traurigen Christen in einer christlichen Stadt der traurigste Tag, die Melancholie selber; die Straßen sind rein gefegt und öde, wie Grabstätten; Geschäft und menschlicher Verkehr schweigen, die Leute sind in den Kirchen, die Glocken klingen von nah und fern, so wie sie klingen, wenn ein Verstorbener hinausgetragen wird, der Sonnenschein quillt still und weiß über einzelne Häusergiebel, fällt hie und da wie ein Keuschheitsschleier in die Gasse, ein Bettelkind schleicht nach Kräften geputzt, also tragischer aussehend als in seiner Amtstracht, vorüber.

Gustavs Wohnzimmer war zu ebner Erde, er saß am Fenster, das mit kraus gewundenen, weit ausgebauschten Gittern versehen war. Tief versenkt in die Melancholie des Moments starrte er auf die fabelhaften Figuren der Fenster-

stäbe, die ihre Fratzen vor seinen Sinnen spielten, als ob er im Fieber läge — „die Glocken, die Glocken!“ sagte er leise, „sie klingen zum Begräbnisse meines Herzens.“ —

Da kam ein Wagen die Straße herauf gerasselt, schnell, stürmisch, es klang wie Frivolität, wie Hohn zur übrigen Umgebung — ein offener Landau war's, Angélique saß darin, strahlend, blendend wie eine Göttin, die braunen Locken flatterten im spielenden Sonnenwinde unter dem leichten Strohhute hervor. Gustav schrak zusammen, als ob ein Schuß sein Herz getroffen hätte — junge Liebe und Verliebtheit erschrickt stets im ersten Momente, wo der geliebte Anblick unvermutet sich darstellt. Der Wagen hielt eben am Hause, Gustav fuhr halb zitternd am Sessel auf; aber Angélique winkte nach dem ersten Stock hinauf, er hörte oben hin und her laufen, Türen werfen, es kam die Treppe herunter, die Töchter seines Prinzipals stiegen zu ihr in den Wagen.

Sie hatte nur einmal flüchtig in das Parterrezimmer gesehn, nur mit einem halben Blick, und wie lachte und scherzte sie mit diesen gleichgültigen Freundinnen, ehe die Sitze arrangiert waren! Er wußte es nicht, daß Frauenzimmer geselliges Reden und Lachen bei der Hand haben, auch wenn sie eben bis in die Seele hinein bewegt sind, es ist ihnen dies so geläufig und ohne Zusammenhang mit dem innersten Menschen wie das Stricken, wenn sie Tragödien vorlesen hören, und weinen und bewegt sind.

Der Wagen verschwand — nun war die Stadt erst öde, ein bloßer Steinhaufe — die Traurigkeit ward zur Ungeduld, zum weinenden Trotze, er lief selbst in den Stall und sattelte sein Pferd und schwang sich darauf. Zu gutem Glück begegnete ihm der Kutscher im Hausflur und erinnerte ihn daran, daß er den Hut vergessen habe.

Rasch war er durch die Straße geflogen, draußen auf der Höhe sah er in geringer Entfernung den Wagen Angéliques — wer hatte die Zügel geführt, wer hatte den Weg

eingeschlagen nach dem Landhause, was Angéliques Vater gehörte, wann war dieser ganze Ideengang in ihm tätig gewesen, daß sie dorthin führe, daß er dorthin reiten müsse? Er schalt sich selbst; nicht um die Welt mochte er jetzt von ihr gesehen sein, er schalt sein Pferd; jener Stolz oder Trotz Verliebter war in ihm erwacht, der nicht mehr den ersten Schritt tun, der kein Gefühl, auch nicht das kleinste eines unbedeutenden Anteils verraten will, der aber um alle Straßenecken, durch weite Länder dem geliebten Gegenstande nachschleicht und immer höchstens einen Schritt weit vor ihm verborgen sein möchte, jener Trotz, der im innersten Herzen nichts wünscht, als mit Tränen und Seligkeit die eigne Demütigung bekennen, das äußere Wesen abbitten zu dürfen.

Gustav jagte wie toll in ein kleines Gehölz, was seitwärts lag — es wäre entsetzlich, wenn sie dich sähen? dachte er, und als er unter den Bäumen angekommen war, sich umgeschaut und gesehen hatte, daß der Wagen in weiter Ferne neutral fortrollte, da stieg ein kindischer Grimm in ihm auf — ein andrer Gustav als der reitende hatte nämlich gedacht: Sie sollen mich sehen, sollen umkehren, über Gräben und Verhaue mir nachfahren, mich zu sich in den Wagen bitten. —

Höchst unglücklich stieg er vom Pferde und warf sich ins Gras, und gab sich, wie er glaubte, der Verzweiflung hin.

Verliebtsein gleicht in sehr vielen Bewegungen dem Teile unserer Kindheit, wo wir die ersten Momente verletzten Ehrgefühls, bestimmt abgesonderter Teilnahme empfinden, jener Zeit, wo exzentrische Opfer vor unserer Phantasie auftauchen, wo wir uns tot im Sarge sehn möchten, damit die gleichgültigen Unsrigen, damit ein süßes Wesen, das uns ignoriert, erkennen und aussprechen möchten, was sie an uns verloren. Wäre das erst geschehen, weinte alles erst gehörig, dann wollten wir aufwachen, liebevoll verzeihn und wieder leben.

So ging's in Gustav her. Trat ein ruhigerer Moment

ein, dann stellte sich die Not wieder vor Augen, daß er durchaus nicht wußte, was er mit dem Tage, just mit diesem Tage machen sollte, wo Angélique nicht in Prag, und übrigens Sonntag sei, wo Angélique hier außen in Gottes grüner Welt den uninteressanten Leuten zum Vergnügen lebe.

Das ist ein Hauptstachel dieses Zustandes: wir würdigen den Wert der Zeit, des Augenblicks, der Gelegenheit nie in solchem Maße, als wenn wir im Ärger aufpassen, wie glücklich wir bei so und so bewandten Umständen um diese und diese Zeit sein könnten. In den Stunden, wo der Sitte, dem Gebrauche nach ein Zusammensein mit der Geliebten nicht möglich ist, leiden wir weniger.

Und jetzt lag ein so langer, ergiebiger Sonntag vor ihm — „Ich will hinreiten," rief er plötzlich aus, und sprang in die Höhe; „sie können mich nicht fortjagen" — da entdeckte er, daß sein Pferd fortgelaufen sei, der Paroxismus hatte die einfache Handlung des Anbindens übersehen. Das Schicksal wollte also nicht, und er konnte von neuem im Grase verzweifeln.

Die Natur, herausgefordert durch die größtenteils durchwachte Nacht, erbarmte sich seiner; er schlief ein.

Die Mücken und Käfer schwirrten über ihn, ein Vogel pfiff auf dem nächsten Baume sein lustiges Lied, der Sonnenschein glitzerte durch die grünen Zweige — wer den blühenden Schäfer sah, hätte in Ewigkeit nicht an Unglück und Weh gedacht.

10.

Gegen Abend war Gustav wieder zu Hause, fand sich ein wenig gestärkt und viel besonnener, und er hatte doch auch schon die Unbefangenheit wieder, daß er an Außendingen so weit Interesse nehmen konnte, um sich nach seinem Pferde

zu erkundigen, und mit Zufriedenheit anzuhören, es sei glücklich heimgekommen.

Eine leise Bewegung erhob sich zwar von neuem in ihm, als der Wagen vom Lande heimkehrte, und am Torwege still hielt, und sie ward noch lebhafter, als die Frau Prinzipalin die Einladung schickte, mit der Familie im Garten den Tee zu trinken, oder wie sie nach Art gut erzogener Leute sagen ließ: den Tee zu nehmen, und mit ihnen zu soupieren.

War Angélique da? Sollte er gehen? Jener männliche Trotz, der sich bei solcher Gelegenheit einstellt, und den wir gegen uns selbst für Stärke ausgeben, ließ ihn ja sagen.

So glaubte er wenigstens; es war aber im Grunde nur die Hoffnung, Angélique zu sehen, ohne daß es den Anschein hätte, als ob er sie aufgesucht.

Die Frau Prinzipalin hatte auch ihre guten Gründe; es war ihr bekannt, daß Gustavs Verhältnis zu Angélique, was sich so lebhaft angesponnen hatte, zersprengt war, der Moment schien ihr günstig, sein liebebedürftig Herz anderswie zu versorgen. Hulda, ihre Älteste, sah just so angenehm echauffiert aus von der Landpartie, Angélique war im Begriff, nach Hause zu gehn, sie wollte nur rasch eine neue Musik probieren, welche Hulda bekommen und ihr sehr angepriesen hatte.

Die Frau Prinzipalin empfing Gustav allein im Garten, erkundigte sich teilnehmend nach seinem Befinden und versicherte, ihre Töchter würden sogleich erscheinen, man wollte nach langer Zeit wieder einmal den Abend en famille behaglich und gemütlich zubringen, die Witterung sei schön, bis neune ginge es ohne Erkältung im Freien, und dann soupierte man oben.

Kichern, Lachen, Geschwätz in der Ferne, die Mädchen kamen, jede hatte einen Arm von Angélique gefaßt, — „wir haben sie nicht fortgelassen, Mama,“ riefen beide — Mama

lächelte und schlug vor, einen Bedienten an Angéliques Eltern zu schicken, damit sie wüßten. —

Angélique fand das nicht nötig. Sie war so harmlos, als ob zwischen ihr und Gustav gar nichts vorgefallen sei, die beiden jungen Leute redeten einander zwar nicht an, aber ein Fremder hätte das für Zufall halten können. Im übrigen sprachen beide sehr viel, und es gab eine äußerst belebte Unterhaltung. Wenn wir das beste in uns zugedeckt zurückzuhalten glauben, dann geben wir alles andere um so freigebiger und bereitwilliger hin, um jenes Verbergen nicht entdecken zu lassen.

Aber Gustav litt unsäglich dabei. Dem Manne ist die Geselligkeit mit ihren Formen nie so wichtig als der Frau, er opfert ihr nur im Notfalle und dann meist ungeschickt seine besten Wünsche und Neigungen, ein junger Mann, der nicht in strenger Etikette wie in einem Kultus auferzogen ist, vermag dies noch weniger; ein leidenschaftlich Verliebter wie Gustav gar nicht, er begriff es nimmermehr, daß ein Weib mit teilnehmendem Herzen dies der Gesellschaft wegen stundenlang verbergen könne; darum peinigt ihn Angéliques Unbefangenheit entsetzlich. Aber es ist dies Verhältnis ein ganz anderes bei den Frauen: die Geselligkeit, der Umgang ist ihre nächste, wichtigste Welt, der sie jedes Opfer schuldig zu sein glauben, der sie es meist ohne Frage bringen. Vielleicht hatte Angélique auch andere Rückgedanken, vielleicht kannte sie Gustavs Leidenschaft und wußte, daß sie dadurch nur zu steigern sei, vielleicht hatte sie nie etwas für ihn empfunden. Bei geistreichen, lebhaften Weltdamen liegen die Gegensätze so dicht nebeneinander, daß man nicht so leicht ein Urteil fällen kann; haben solche Damen erst länger und mannigfache Erfahrungen des Bezugs, der Neigung gemacht, dann sind sie selbst keine kompetenten Richter mehr, die eigne Mannigfaltigkeit hat sie irre oder sorglos gemacht, die Natur tritt in ihre Rechte des ewigen Sieges. Sehen wir es doch

oft genug, daß eine kokette oder blasierte Dame, die täglich gespielt hat, plötzlich von einer leidenschaftlichen, unwiderstehlichen Neigung übereilt ist, deren sie nicht Herrin werden kann, die das ärgste mit ihr beginnt.

Angélique mußte Gustav einen Teller reichen, die Finger berührten sich flüchtig, es flog wie ein elektrischer Funke durch ihn, Angélique ward rot — war sie vielleicht durch die Spannung in ein gereiztes Interesse hineingeraten, oder hegte sie wirklich in der Tiefe eine ernste Neigung für ihn? Ja, wer es dem glatten Wasserspiegel ansehen könnte, wie weit es bis zu dem klar heraufschimmernden Grunde sei!

Man ging in die Zimmer hinauf; Gustav war etwas mutiger geworden, Angélique stiller; die jüngste Tochter des Hauses war jetzt mit Mutwillen und Scherzen Sprecherin, sie war noch ein junges unbekümmertes Blut, man ließ sie gewähren, und ihre jugendliche Art machte den besten Eindruck.

Es ward spät, die Mutter verbarg kaum ihre Verdrießlichkeit, und es mochte ihr sehr ungelegen kommen, als die Kleine bei Angélique bettelte, das Liedchen zu singen, was sie in diesen Tagen von ihr gehört habe. „Ich versteh zwar nicht viel davon,“ sagte sie, „aber Angélique singt es so hübsch und sieht so hübsch dabei aus.“ —

Damit hatte sie rasch das Zimmer verlassen, um die Noten zu holen; man schwieg, bis sie wiederkam und Angélique ohne weiteres zum Flügel führte. Diese setzte sich mehr zögernd als gewöhnlich ans Instrument, ein paar muntere Passagen schienen sie aber ganz in ihre stetige, heitere Stimmung zu bringen, und sie sang und spielte tändelnd:

Wie sie flattern, wie sie springen,
Die Gefühle, durch den Sinn,
Möchten lachen, möchten singen,
Wissen nicht, woher, wohin.

Und das Herz ist leicht beweget,
Schaukelt sich in kleiner Lust —
Was sich so behaglich reget,
Stammt es, geht's aus meiner Brust?

Immerhin; ob es mein eigen,
Ob es kommt wo anders her —
Seinem Reiz will ich mich neigen,
Glück entsteht von ungefähr.

Die Kleine klatschte und bat um noch eins, Angélique schüttelte aber den Kopf, stand auf und sagte: „Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, unser Bediente wird sich wohl hergefunden haben."

Die Kleine bat noch weiter und setzte hinzu: „Euren Johann, der draußen eingeschlafen war, hab' ich heimgeschickt, damit er bequemer schlafen könne, ach, Schlafen ist so süß — Herr Dorn ist ja da zur Begleitung." —

Das war ein geselliger Wetterschlag, der prasselnd traf — aber was ließ sich tun? Die Kleine hatte es in ihrer Sorglosigkeit einmal so eingerichtet, Gustav sah sich bald auf der Straße neben Angélique. Keines von beiden sprach — hätte man ihm vorher die Möglichkeit gezeigt, neben Angélique gehen zu dürfen, was würde er alles dafür geboten, versprochen haben, jetzt stieg der männliche Trotz auf, da ihm ihre Nähe auf eine Strecke lang sicher war.

Aber die Strecke war nicht so groß; schon drohte das Haus in der Ferne — nun kam ihm die Angst, solch schöne Gelegenheit unwiederbringlich verloren zu sehn; er hatte gehofft, sie würde sich durch sein Schweigen nötigen lassen, anzufangen. Aber die sonst Redelustige sah unbefangen in den Mond, der glänzend herabschien, sie guckte wohl gar hie und da nach einem lichten Fenster, als ob es sie besonders interessiere, daß dieser oder jener noch wach sei — Gustav mußte beginnen, sollte nicht alle Möglichkeit abgeschnitten werden.

Eben wollte er es wirklich, als sie sagte: „Nun Sie machen eine gute Unterhaltung, warum sprechen Sie nicht?“

„Angélique!“

„Was haben Sie?“

„Was haben S i e?“

Er faßte ihre Hand, die ohne Handschuh und pulsierend in der seinigen blieb. —

Eben wollte er sie an seinen Mund drücken, als Angélique rief: „Nun, Jakob, was hast du mit dem Mondschein zu schaffen!“

Sie waren am Hause, und der Portier saß vor der Tür. —

„Bon soir, Monsieur.“

Damit war sie verschwunden, die Flügeltür fiel ins Schloß — Gustav taumelte nach Hause.

11.

Gustav war noch nicht weit gekommen, als es ihm einfiel, daß Angélique nur des Jakobs wegen so schnell abgebrochen haben könne, er fühlte so etwas von den plötzlichen Wendepunkten im weiblichen Wesen, welche oft dem Wetter südlicher Gegenden gleichen, wo die Tornados, Gewitterstürme, plötzlich in das schönste hereinbrechen und umgekehrt, er fühlte noch die hingebende Hand, die lockende Wärme derselben. Ohne zu wissen, warum, wendete er sich zurück und stand in kurzem wieder vor Angéliques Wohnung.

Es war ein graues steinernes Haus, was selbst in seiner mürrischen, aber gediegenen Außenseite die Solidität wohlhäbiger Reichsbürger verriet, oder die Verarmung eines glänzenden Kavaliers andeutete, von dem es in feste, harte Hände übergegangen sei. Das Portal wurde von kolossalen Karyatiden getragen und stützte einen Balkon des ersten Stockwerks.

Dicht neben diesem Balkon war Licht — dort wohnte Angélique. Das Haus warf breiten Schatten, und der Mond ward jetzt oft von dichten Wolken bedeckt, Gustav konnte nicht schnell gesehen werden. Dies bestärkte ihn in abenteuerlichen Plänen, die sich in seinem Kopfe herumtummelten.

Das Licht verschwand, Angélique mochte sich ins Schlafzimmer zurückgezogen haben; Gustavs Hoffnung und Pläne stiebten auseinander, es ward ihm wieder traurig zumute. In schwermütige Träumereien versinkend stand er da, zum Gehen faßte er keinen Entschluß, ihm war, als könne er nicht heim finden.

Da ging eine Gardine von Angéliques Zimmer in die Höhe, das Fenster ward geöffnet, die Dunkelheit ließ eine weiße Erscheinung sehn.

Gustav schlich leise unter das Portal und kletterte an den Vorsprüngen der Karyatiden in die Höhe; so kam er bis dicht unter den Balkon ohne Geräusch, und hier lauschte er, ob auch Angélique die weiße Gestalt sei — mit halber Stimme summte diese ein Liedchen vor sich hin, was eine ernstere Melodie hatte, als Angélique zu singen pflegte. So in der Nähe konnte er die Worte verstehn:

Leichte Wolken, leichte Winde
Fliegen unterm Mond einher,
Schlägt mein Herz doch so geschwinde,
Ist mir doch bald süß, bald schwer. —

Heiß mein Atem, heiß die Wange,
Bleicher Mond, was bringst du mir?
Ob ich wohl nach ihm verlange,
Ob ich wünsche: Wär' er hier?

Es war ihre Stimme.

„Angélique!“

„Gustav! Herr Gott!“

Mit einem kräftigen Griffe hatte er einen Anhalt am Balkone gefaßt und sich hinaufgeschwungen.

„Um Gottes willen, was tun Sie!“

Bei diesen Worten streckte sie aber die Hand nach ihm aus, der schon sicher und fest auf dem Balkon stand, gleich als wollte sie ihn halten — hastig griff er danach und küßte sie mit Inbrunst, ohne ein Wort zu sprechen.

„Wenn uns jemand sieht!“

„Es ist ja dunkle Nacht.“ —

Das Fenster, aus welchem Angélique heraussah, reichte just bis an den Balkon, ohne auf ihn selbst zu führen. Gustav beteuerte ihr in den glühendsten Ausdrücken seine überschwengliche Liebe und bat auf das rührendste um Erwiderung des heftigen, reizenden Dranges — Angélique, im weißen Nachtkleide, schön und heiß wie die Braut eines Gottes, der in schweigender Nacht erwartet wird, schwieg; aber die Hand lebte und sprach unruhig und bewegt; Gustav bückte sich hinüber, legte seine Linke auf ihre Schulter, und schweigend, ganz ohne ein zugestehendes Wort kam ihm das blühende und glühende Antlitz entgegen, der Kuß fand den Kuß brennend und schön, wie Tag und Morgen sich in der Morgendämmerung finden.

Erst die Angst, daß er sich zu weit überbeugen könne, brachte ihr Worte, und um die Gefahr für ihn zu verringern, neigte sie sich weiter heraus, und dies also erzeugte Entgegenkommen fachte sein Leben noch höher an — all jene Nebel und Wogen, die unsere befangenen Sinne um sich her glauben, bedeckten die Küssenden, sie vergaßen Situation und Welt und Frage.

Nach Erschöpfung des ersten Sturmes bat Gustav, sie möge in das anstoßende Zimmer kommen, „damit ich dich näher, inniger habe.“ —

Das war nicht möglich, jenes große Mittelzimmer, dessen drei Fenster auf den Balkon führten, war von innen verschlossen, sie mußten sich begnügen. —

Als Angélique ihn forttrieb, war noch kein Wort weiter

zwischen ihnen gesprochen worden — auch jetzt taumelte er nach Hause, aber wie der Sturmwind tobte das Glück in ihm.

„Ist denn das alles an einem Tage vorgegangen?“ sagte er zu sich. „Kann man an einem Tage so grenzenlos unglücklich und so grenzenlos glücklich sein?“

Wirklich vereinte sich alles, um Gustavs Glauben zu bestärken, daß ihm das Glück in aller Weise und Verkündigung beschert worden sei: die letzten Hindernisse hatten ihm deutlich gezeigt, welch eine Notwendigkeit, welch ein Schatz das reizende Mädchen für ihn wäre, und er schätzte den schon verloren geglaubten Besitz um so höher; die Eltern Angéliques legten seiner Brautwerbung nichts in den Weg, der dicke Vater bezeigte ihm sogar die größte Zufriedenheit damit, und nannte ihn mehr als nötig war „Herr Sohn“ und „mein Herr Sohn“ und schlug gemeinschaftliche Käufe und Unternehmungen vor, die in weite Zukunft reichten und eine unzertrennlich verknüpfte Existenz voraussetzten, die Tante hatte ebenfalls ihren Segen gegeben, Angélique war ein Engel von Reiz und Liebenswürdigkeit gegen ihn, die Kameraden beneideten und priesen sein Los, die Gleichgültigen fanden das proklamierte Verhältnis sehr konvenabel, er selbst war gesund, frisch — was fehlte zum Glücke, was ging dazu ab?

„Unbesprochen“, pflegte die Tante zu sagen, „aber das Glück ist dein, Gustav, und damit du nicht immer herauszufahren brauchst, was dir doch in der nächsten Flitterzeit beschwerlich werden dürfte, so werd’ ich nach Prag ziehen, Cousin Louis ist eingerichtet in die Geschäfte — hattest doch damals recht, als du mir ihn aufnötigtest — ich kann schon eine Zeitlang abkommen, und wenn du dich mit dem Schwiegervater in andre Betriebsamkeit wirfst, so machen wir die Kapitale flüssig und betreiben die Fabrik nicht mehr als Hauptsache, ist dir’s so zu Willen, Gustav? Ich hab’ kein rechtes Bleiben mehr hier, seit der gute Pater Lorenz

vorige Woche gestorben ist; ich hatte mich so ganz an ihn gewöhnt, nun, Gott gebe nur jedem Christen einen so sanften seligen Tod: er ist wie ein Licht ausgegangen. Besorg' mir dann einen zuverlässigen Kutscher für den Schreibsekretär, den ich doch mit hinein nehmen muß."

So war alles gelungen, Verlobung war gefeiert, der festgesetzte Hochzeitstag rückte heran, Gustav saß neben Angélique auf dem Sofa und tändelte. Ein schöner Sommertag glänzte draußen, durch die Luft ging jenes üppige Zittern der Strahlen, was einen festen Sonnenschein bekundet, zwitschernd flogen die Schwalben an der offnen Balkontür vorbei, in deren Nähe die Glücklichen saßen, der Papagei hüpfte auf dem gelben Ringe umher und quakte sein „Glück zu, Glück zu!"

„Schweig Pap," rief Gustav, „ich brauche kein Glück mehr dazu, habe genug." —

„Glück zu" — sprach Pap ungestört. —

Angélique, die eine leichte Nadelarbeit vor sich hatte, legte sie in den Schoß, reichte ihm die Hand und bot ihm den zum Kusse gespitzten Mund hin. Sie sah wirklich selbst wie die Göttin des Glückes aus: ein einfach weißes Kleid von feinem leichtem Stoffe war alles, was sie schmückte, die Schultern kühlten sich unbedeckt in dem hohen Zimmer, die braunen Locken waren in die Höhe gesteckt, frei und behende wie das einer Gazelle ging das schöne Haupt hin und her vom Munde des Geliebten zur Brust desselben, und hinweg, um ihn zu locken. —

Da klopfte es an die Tür — der Bediente nahm auf Liebesleute Rücksicht, und um nicht zu überraschen, pflegte er anzuklopfen. Lachend rief Angélique „Johann!" und griff nach ihrer Arbeit.

Johann trat ein und überreichte Gustav einen Brief, mit dem Bemerken, der Bote habe ihn lange vergeblich gesucht — vom Cousin Louis war der Brief. Gustav hatte kaum hineingesehn, da sprang er auf: „Die Tante ist sehr

krank, ich muß hinaus, lebe wohl Angélique!“ Flüchtig sie küssend, eilte er fort.

Die Pferde wurden über die Maßen gejagt, er kam an — vor der Haustür war eine kleine Laube, unter ihr saß Louis mit zwei alten Verwandten, einem Vetter und einer Muhme, die von der Tante nie wohl gelitten waren, weil sie im Rufe einer ziemlich ordinären Gesinnung standen. Er wollte schnell an ihnen vorüber, sie hielten ihn aber auf, bis er sich nicht mehr durch halbe, klägliche Redensarten aufhalten ließ, sondern die Treppe hinauf durchs große Wohnzimmer ins Schlafgemach der Tante eilte — als ob der Blitz vor ihm niederschlüge, taumelte er zurück; das Bett war ganz leer, nur ein Strohsack lag drin und sah ihm wie eine Ruine entgegen.

„Lieber Gustav“, begann hinter ihm Cousin Louis. —

„Wo habt ihr die Tante?“ „Lieber Gustav, der Bote ist im Gedräng' verspätet worden und muß dich auch in der Stadt erst spät gefunden haben, die selige Tante“ —

„Die selige Tante —?“

„Ja, die selige Tante ruht schon in geweihter Erde.“

12.

So saß er denn einsam des Abends im großen öden Zimmer der Tante, die beiden Talglichter brannten wieder, aber heute mit großen Schneuzen, denn die sorglich putzende Hand fehlte; mit großer Traurigkeit sah Gustav in die Schatten hinein, welche der kümmerliche Strahl im weiten Zimmer entstehen ließ; ach wie einsam und schmerzlich war ihm zumute!

Zum ersten Male traten ernste Gedanken in sein Leben, wenn auch in großer Ferne, wie irdische Herrlichkeit vergänglich sei, drängte sich ihm zum ersten Male auf; gleich Possen erschienen ihm jetzt die kurzen Liebeskümmernisse, besonders

da sie beseitigt und nicht mehr zu fürchten waren. Nur was droht, erhält in Spannung. Die Tante, die gute, liebe Tante war fort, sie sollte seine erfüllte, schöne Existenz nicht mehr erleben! Haben wir doch für jeden Abschnitt unsers Lebens jene gleichgültigen Zeugen unsrer Geschichte, die uns so wichtig und notwendig sind — Glück und Unglück, was ist es für uns allein! Wir brauchen Publikum, was uns vorher gesehen, was für uns erwartet oder gefürchtet hat, sei's auch nur, weil wir neben ihm lebten. Wenn wir die Heimat verlassen haben, so ist uns alles darum von großer Bedeutung, weil es die Unsrigen, unsere Nachbarn erfahren werden, weil wir denken: Was mögen sie dazu sagen, wie mögen sie sich verwundern. Nichts ist uns eine Herrlichkeit tief hinten in China oder sonstwo — es kommt keine Zeitung, kein Bezug zu unsern Bekannten. Dies Publikum verbleicht, geht unter mit den Jahren, aber stets ein neues ersetzt dasselbe, die letzte Umgebung tritt in die Rechte der vorletzten, das stuft sich ab, und die Schattierungen bilden einen Haupthintergrund unsers Lebensinteresses; häufiger, schneller Wechsel, der keine nahen Beziehungen gestattet, ist aus diesem Grunde so leer, so ermüdend. Und hier war es nun gar die beste mütterliche Freundin, welche den jungen Mann so kräftig, ausschließlich geliebt, welche auf sein Gedeihen alle irdische Freude gestellt hatte — und nun war sie geschieden für diese ganze goldne Welt, sie sah nichts mehr von ihm, er nichts mehr von ihr, halbfremde Gestalten waren bei ihrem Lager gewesen, als die Trennung unerbittlich nahe trat. Tränenflut auf Tränenflut stürzte ihm aus den Augen, er legte den Kopf auf den alten wohlbekannten Tisch und gab sich ganz dem Schmerze hin. — Unartig, dreist, eigennützig bist du auch gegen sie gewesen, dachte er mit Trübsal, hast sie verlassen, die Gute, um deinem Vergnügen zu dienen, die gute, liebe Tante.

Es war spät geworden, ehe sich sein Schmerz erschöpfte;

dann ging er noch traurig im wüsten Zimmer umher, bis ihn Schauer des Unglücks und Todes forttrieben — es ist das Entsetzliche des Todes, daß er Leichen macht, die uns Grauen einflößen, auch wenn uns Gestalt und Form teuer waren, solange Leben pulsierte, daß er den Körper nicht nur mordet, sondern auch furchtbar macht. Mit Bangen sah Gustav nach der offenen Kammertür, um keinen Preis hätte er ihre Schwelle überschreiten mögen, und es erstarrte ihm der Gedanke das Blut, daß die Tante plötzlich in weißem Anzug dort in der dunkeln Türöffnung erscheinen könnte, dieselbe Tante, deren Verlust ihn so tief beugte.

Oder war es dies nicht allein? Schon als er auf seinem Zimmer sich zum Schlafengehn eingerichtet hatte, blieb die Beklommenheit gewaltig in seinem Wesen, als sei es vorbei mit aller Freude dieser Welt.

Die Nacht war windig geworden und klapperte störend mit den Fenstern. Halb schlafend, halb wachend, halb träumend lag er bis zum ersten Morgenstrahle; da trieb's ihn auf, er mußte einen Gang ins Freie machen, um Luft zu gewinnen.

Zurückkommend fühlte er sich soweit gestärkt, die Angelegenheiten des Vermächtnisses zu ordnen, ließ sich von Cousin Louis die Schlüssel zum alten Schreibtische geben, in welchem das Testament lag, und stieg hinauf, um das Nötige anzuordnen. Er wußte genau die Stelle, wo die Tante das Testament verwahrt hatte — sie war leer. Nun, sie mochte in den kranken Tagen wohl von ihrer sonstigen Ordnung nachgelassen haben, und das Testament konnte unter die andern Papiere geraten sein — er durchsuchte alles, es fand sich nicht. Louis ward gerufen — wann ihm die Tante das Schlüsselbund übergeben, ob sie sonst etwas verordnet habe?

Die Schlüssel hatte sie gar nicht übergeben, man hatte sie unter dem Kopfkissen gefunden, sonst hatte sie nichts bestellt.

Wo das Testament sei? —

Louis zuckte die Achseln.

Ob er den Schreibtisch geöffnet habe?

Nein.

Der alte Vetter kam dazu und erklärte in seiner ordinären Weise, Gustav möge sich beruhigen, die Verwandten, welche ohne Testament die Erben waren, würden ihm seinen kleinen Anteil nicht schmälern, und da er in dem Testamente, was die Tante kassiert haben müsse, alleiniger Erbe gewesen sei, so würde es ihnen auch auf ein wenig Entschädigung nicht ankommen, Gustav müsse sich's übrigens nicht wundern lassen, warum habe er sich in letzter Zeit gar nicht um die Tante gekümmert, alte Leute seien eigensinnig.

Bleich vor Zorn und Ärger stand Gustav da — an den wirklichen Verlust dachte er noch gar nicht, und die Frechheit des Alten empörte ihn. Er befahl ihm mit zitternder Stimme, auf der Stelle das Zimmer zu verlassen. —

„Oho, junger Herr," versetzte dieser ruhig, und setzte sich auf einen Stuhl, „die Zeiten des Hochmuts sind vorüber, wenn Sie allein hantieren wollen, da suchen Sie sich draußen auf der Straße Platz."

Gustavs Aufmerksamkeit hatte sich unterdes wieder auf die Papiere gerichtet — umsonst durchsuchte er mit fliegender Hand alle, umsonst wendete er auch das kleinste Blättchen nach allen Seiten, dem er von weitem ansah, daß es das Gesuchte nicht sein könne.

„Ruft den Pater Lorenz," rief er hinter sich. —

Der Alte schlug ein rohes Gelächter auf und meinte, vom Kirchhofe ließen sich die Leute nicht mehr rufen wie die Bedienten.

Die Erinnerung an des Paters Tod, den er in der Angst vergessen, traf ihn wie ein Donnerschlag. Die Gerichtsperson, welche mit dem Pater das Testament als Zeuge unterschrieben hatte, war längst gestorben, bei den Gerichten werden in Österreich die Vermächtnisse nicht niedergelegt oder

autorisiert; wenn sich das Testament nicht fand, war alles verloren, es war kein lebender Zeuge übrig.

Gustav sah dem Cousin Louis starr ins Gesicht — dieser ward totenbleich und schlug die Augen nieder. Schweigend nahm ihn Gustav beim Arme und führte ihn hinaus auf den Saal. —

„Mensch, was hast du getan? Wo ist es hin?"

Und nun sprach er ihm so lebhaft und eindringlich ins Gewissen, daß Louis die Tränen aus den Augen stürzten und er nach Gustavs Händen griff — da trat der Alte aus der Tür und drängte sich zwischen sie ein; der günstige Augenblick, wenn überhaupt etwas zu erlangen war, ging vorüber und kehrte nicht mehr zurück.

Gustav mußte übrigens wohl bald einsehn, daß, wenn Louis zur Unterschlagung des Testaments behilflich gewesen war, nichts mehr vorhanden sein mochte von dem Aktenstücke, Louis jedenfalls nicht allein beteiligt und nicht unabhängig sein konnte. Der Versuch, ihm eine stattliche Summe anzubieten, eine Summe, die jedenfalls seinen jetzigen Anteil am versplitterten Vermögen überstiege, war deshalb auch unstatthaft; es blieb Gustav nichts übrig als die Einsicht, daß alles verloren sei.

Er ließ anspannen; da kam auch noch Wlaskas Vater, um das Maß vollzumachen, und hielt ihm vor, daß alles dies geschehen sei, weil er hochmütig seine Tochter verschmäht habe, und er trage die Schuld, daß sie jetzt Gott weiß wo in der weiten Welt betteln ginge, wenn sie nicht im Wasser läge — der alte Vetter trat hinzu und erbot sich mit widerwärtiger Vertraulichkeit zu einer kleinen Unterstützung, bis die Erbschaftsmasse geordnet und unter die zwanzig bis dreißig Verwandten geteilt sei. Gedemütigt und entrüstet eilte Gustav nach dem Wagen und fuhr nach Prag.

Unterwegs erst fiel ihm sein neuer, so ganz andrer Bezug zu Angélique ein, und ein Fieberschauer überflog ihn

— dem Mädchen traute er nicht im entferntesten eine gemeine Gesinnung zu, aber der Vater stand in seiner feisten, mit Glücksgütern gefesteten Position unverrückbar vor seinen Augen, und der alte Stolz des Herzens flüsterte leise in des jungen Mannes Innern, in irgend einem Winkel des Innern, den er selbst nicht entdecken konnte oder mochte: Du wirst Angélique nicht heiraten.

Durchs gewölbte Tor rasselte der Wagen; so mag einem Eingefangenen zumute sein, der in die Festung kommt, wo er sein noch halb junges Leben beschließen soll. Alle die tausend Anfänge versprechender Zustände, gedeihender Verhältnisse, alle die blauen Perspektiven eines rüstigen Geistes und Herzens sind dahin, ein schwarzer drückender Nebel liegt auf der Welt — nur ein einziger dunkler Gang liegt vor ihm, und am Ende desselben der Tod.

13.

Die Luft war wieder sanft und warm, es leuchtete und erquickte wieder der Sonnenschein, die Schwalben flogen wieder um den Balkon wie an dem Tage, da er oben überglücklich im großen Zimmer gesessen.

Wie trat er jetzt ins Haus! Der respektvolle Gruß des Portiers erschreckte ihn: Auch der wird sich ändern, wird lachend seine beflissene Dienstfertigkeit fallen lassen, wenn er erfährt, daß du ein Bettler bist. Es ist schon eine Täuschung, daß du ihm nicht sagst: „Lieber Freund, inkommodieren Sie sich nicht, die vornehmen Zeiten sind vorüber.“

Auch Angélique saß wieder im weißen Gewande da und sprang ihm jubelnd und leidenschaftlich entgegen — ach, wie schmerzlich war's! Er wehrte ihre Liebkosungen ab. —

„Was hast du, Gustav?“

„Wenn du es weißt, Angélique, dann ist es mit Küssen

und Herrlichkeiten vorbei — ich erinnere mich jetzt einer Geschichte, die mir die Wlaska einst erzählte, vom unglücklichen Romeo: die totgeglaubte Julia, seine Heißgeliebte, erwacht gesund, tritt ihm entgegen mit den schimmerndsten Ansprüchen und Hoffnungen auf ein reiches Leben; er hat aber ihres Todes wegen schon Gift genommen, und die Vernichtung in sich tragend sieht er mit starrem Auge allen Glanz des Lebens vor sich ausgebreitet."

„Um Gottes willen, was ist geschehen, Gustav, so warst du nie!"

„Schenke dem alten glücklichen Bräutigam noch einen keuschen Kuß, Angélique — zuviel, zuviel — nun höre."

Einfach trug er ihr alles vor.

Angélique indessen wollte darin keinen Grund zur Trennung sehen. — „Was brauch' ich dein Geld, mein Vater ist reich genug!" Und dabei umarmte sie ihn von neuem. Die traurige Erzählung hatte Tränen in ihre Augen gedrängt, sie war aufgelöst von Zärtlichkeit und Hingebung. Umsonst protestierte Gustav, ach, er hatte allen Drang des Innern gegen den gefaßten Entschluß zu bekämpfen; seine hochgehende Stimmung, just darum recht das Opfer zu bringen, weil es sich so würdig für eine freudenlose Zukunft gestalte, seine Rührung schlug über in überschwengliche Liebe, und so vergaß er den Widerstand. Pap aber rief wie damals: „Glück zu! Glück zu!"

Spät erst kam er zu der bestimmten Erklärung, den Vater aufsuchen und ihm den Stand der Dinge mitteilen zu müssen.

Der Alte saß fest behaglich in seinem Zimmer, was auf den Hof ging, und fütterte seine Tauben, die hereingeflogen kamen. Derb und zutunlich begrüßte er Gustav — dieser erzählte.

Während der Erzählung wurden die Tauben fortgejagt, wurde die Pfeife weggestellt. Gustav schloß damit, daß er in

Frage stellte, ob bei so veränderten Umständen die Heirat Angéliques von seiner Seite noch erbeten werden könne? —

„Nein, Herr Dorn, nein," sagte der Papa mit klarer Stimme und erhob sich — „es ist sehr wacker von Ihnen, daß Sie so offen sind und das Verhältnis nun selbst in Frage ziehn; nein, nun paßt die Sache nicht mehr, und das Mädchen muß sich finden."

Gustav empfahl sich kurz — das Herz hätte ihm zerspringen mögen vor Zorn und Liebe.

Er ging heim, schrieb Angélique, was vorgefallen, sagte ihr unter strömenden Tränen Lebewohl.

Dann packte er das nächste, was ihm in die Hände fiel, von seinen Sachen zusammen und machte sich reisefertig.

Unterdessen kam schon Antwort von Angélique. — „Du darfst nicht fort, ich lasse Dich nicht, ich widerspreche meinem Vater. Ja, er hat mir verboten, Dich in seinem Hause zu empfangen, aber ich komme zu Dir, die Mutter ist auf meiner Seite, heut' abend um neun suchen wir Dich vor der Kirche des heiligen Wenzel." —

Wußte er's, was er tun sollte? Liebesdrang ist stärker als alles. Er ging hin. Es war ein bedeckter dunkler Abend, selten ging jemand an der Kirche vorüber, Gustav war vor den Frauen da und lehnte sich an die Mauer. Ein kleiner Schusterjunge mit klappernden Pantoffeln kam des Weges und jodelte sich eine jubelnde Melodie — glücklicher Junge, dachte Gustav, du hast nichts zu verlieren.

Übrigens war er selbst keineswegs auf dem Klaren mit seinem Zustande; wenn er auch wußte, daß ihm ein großes Vermögen entwendet sei, so blieb ihm doch alle Vorstellung von eigentlicher Armut fremd; so weit dachte und detaillierte er gar nicht. Geld und Sorge darum lag ihm gar nicht im Sinne; dafür war er in diesem Punkte zu sorglos aufgewachsen; nur wer mit leerem Beutel ist groß geworden, wer das Nötige hat erwerben müssen, denkt daran, daß der eben

volle Beutel leer wird, denkt daran, wie neues Material errungen werden kann. Gustav hatte nur ein Gefühl seines Unglücks, aber keine Vorstellung desselben.

Sie kamen. Angélique war eitel Leidenschaft und Ungestüm, sie schalt und weinte und küßte, und die Mutter hatte fortwährend zu beschwichtigen. An Entschluß, Resultat war nicht zu denken; wenn Gustav bestimmt erklärte, daß er sie frei gäbe und ginge, da brach sie in größte Heftigkeit des Schmerzes und der Forderung aus, und auch die Mutter sagte, er solle nichts übereilen.

„Du gehst nicht, Gustav," sagte sie leise, als die Mutter zum Aufbruche trieb, „morgen abend um elf komm auf den Balkon, dort erwarte ich dich, um dich zu küssen und die Pläne mitzuteilen, die sich mir darbieten werden."

So schieden sie.

Der nächste Tag war ein entsetzlicher für Gustav, und er hätte zuverlässig die Stadt verlassen, wäre nicht die Zusage des Rendezvous gewesen. Wahrlich, es ist schnell gesagt, daß man sich darüber hinwegsetzen müsse, was die Leute sagen, aber das Gerede der Leute ist unser äußeres Gewissen, was ebenso peinigen kann wie das innere. Nur die stärksten und die schwächsten Menschen fürchten es nicht. Das Gerücht von Gustavs Verlust hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Masse bewegt sich in lauter Extremen, sie ist am gerechtesten und am grausamsten, und öftrer das letzte; Hinrichtungen genießt sie. Keiner hatte dem andern etwas Angelegentlicheres zu sagen gehabt, als daß der schöne, stolze Herr Dorn gestürzt, der Erbschaft verlustig sei. Man sagte geradezu „gestürzt", denn man betrachtet einen Glücklichen solcher Art immer wie einen Tyrannen und bürdet es ihm zur Last, daß er so oder so aus der langsamen, schweren Alltäglichkeit erhoben sei. Nun kam jeder Lump von Bekannten, der einmal Billard mit ihm gespielt, oder neben ihm im Theater gesessen hatte, und plapperte sein Bedauern

und setzte gemütlich hinzu, Angéliques Papa werde sich doch nicht unanständig betragen. Und die näheren Bekannten waren ebenso lästig; sie hatten ein Recht zur Erinnerung und zum Beileid. Für jene lernte Gustav im Laufe des Tages ein widerwärtiges Lachen und die Versicherungen, es sei eine Kleinigkeit; aber gegen diese fand sich kein Schutz. Einen wirklichen Freund hatte er nicht, dazu waren seine Herzensbedürfnisse viel zu oberflächlich gewesen — Hindernisse weisen immer am ersten in Tiefe und Nachdenken, und dafür suchen und erwerben wir uns Begleiter; Hindernisse hatte es aber vorher in seiner Existenz nicht gegeben, er hatte niemand gebraucht. So oberflächlich läßt uns ein ungestörtes Gelingen; was die Leute so ohne weiteres Glück nennen, das ist ein einzelner, junger, einsamer Baum — wenn plötzlich der Sturmwind über die Fläche stürzt, dann bricht er ihn jäh, nicht links noch rechts sind Genossen, welche einen Teil der Windskraft aufnehmen und also ihre Wut brechen helfen.

Am Abende war es Gustav unwiderleglich klar, daß er Angélique nicht heiraten könne, auch wenn nichts im Wege stünde als die Meinung der Leute.

Wüsten, traurigen Herzens ging er nach Angéliques Hause; voll, schwer und warm ging der Nachtwind, und einzelne große Tropfen fielen aus dem festbedeckten Himmel; auch die Natur glich einem schwer bedrängten Jünglinge, der nicht zum vollen Schmerzensausbruche kommen mag — die Straßen waren totenstill, sein Tritt hallte wider.

Angélique erwartete ihn auf dem Balkon und führte ihn rasch ins Zimmer; sie hatte einen schwarzseidnen Mantel umgeschlagen und schien sehr ängstlich. „Schnell, schnell, Gustav“ — flüsterte sie — „damit dich niemand sieht, und sprich leise.“ —

„Wo ist deine Kühnheit, deine Zuversicht hin, Angélique?“

„Ach, Gustav," seufzte sie und lehnte sich weinend an seine Brust — „der Vater hat heute eine ganze Stunde in mich hineingesprochen; wir haben gar keine Aussicht."

Gustav glaubte alles zu übersehn. — Den Vorteil gewährt eine reiche Stellung fast immer, daß sie ein Zartgefühl für zweifelhafte Beziehungen lebendig erhält, was in der Trivialität des Mangels leicht untergeht, und bei bedrängten Umständen nur den besten, von Kindesbein an noblen Naturen bleibt. Auch der letzte Schatten von Täuschung, die letzte Illusion unabhängiger Zuneigung, die für ihn bei Angélique vorausgesetzt werden durfte, schwand.

„Jawohl," sagte er, „wir haben keine Aussicht und sind fertig." Dabei umschloß er sie noch einmal krampfhaft wie ein Schiffbrüchiger, der einen letzten Anlauf des Schwimmens versucht, obwohl er weiß, daß er gleich darauf völlig erschöpft sein und untergehn werde. Dies Gefühl schien sich auch Angélique mitzuteilen, sie hielt ihn fest in der Umarmung, welche er rasch beenden wollte, sie drängte sich mit voller Hingebung an ihn, bedeckte ihn mit Küssen, schluchzte und bebte.

Der Augenblick, das wirkliche Leben ist ein Riese gegen alle Zukunft. Auch Gustav gab sich diesem Liebesgenusse der Verzweiflung völlig hin — bei einer Bewegung des Armes stieß er an Paps Käfig, der in der Nähe stand; halb ermuntert, halb schlafend rief Pap das einzige, was er wußte „Glück zu!"

Der Gedanke, daß dies törichte Wesen recht gehabt, flog an Gustavs Seele vorüber wie ein schneller Vogel; weiter denken mochte er nicht, weder er noch sie sprachen ein Wort, auch als er sich losriß und nach dem Balkon eilte. —

„Falle nicht, Gustav — leb wohl, leb wohl!" flüsterte sie aus dem Zimmer nach, während er rasch hinabkletterte.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel — noch einen flüchtigen Rückblick warf Gustav auf das Haus und murmelte

zwischen den Zähnen: Auf Nimmerwiedersehn! Hinter der wogenden Neigung, die nichts Feindliches duldet, schien tief zusammengekauert Entrüstung und Zorn zu lauern.

Er weckte zu Hause den Bedienten, ließ einen Postwagen holen und fuhr in Nacht und Regen aus der Stadt.

„Ade, mein Glück, meine Jugend!“ sprach er, als das Steinpflaster aufhörte, und drückte sich in die Ecke und hüllte sich in den Mantel, um den Schlaf heranzulocken, um bewußtlos zu werden.

14.

Als er des Morgens erwachte, schien die Sonne, das Land dampfte in Regenerquickung, Lerchen stiegen links und rechts in die Höhe, ein Ackerknecht am Wege sang ein Lied — und ihm war so wüst zumute.

Der Wagen rollte auf der Straße nach Wien — er erinnerte sich nicht, gesagt zu haben, wohin er wolle, es war ihm gleichviel, nur hinweg von Prag! Zu eigentlichem Denken kam er auch nicht, höchstens zu Gedanken, und ach, wie quälerisch waren die! Von Zukunft wußte er nichts und wollte nichts wissen, an Geld dachte er gar nicht, obwohl es just das Geld war, welches ihn unglücklich gemacht hatte.

Selten stieg die Idee in ihm auf, ob er auch Angélique unrecht tue, aber tausend Stimmen riefen dann immer zu gleicher Zeit nein, und so ergab sich denn in so gestörter Lage, wo Kombination, Urteil und Sicherheit so weit abzuliegen schien, die Erkenntnis klar und deutlich, welche ihm früher wildfremd geblieben war, daß Angélique nur den glücklichen Gustav lieben könne. Ihr Wesen, meinte er, sei so verwebt mit all den bürgerlichen Ansprüchen des Glanzes und der Wohlhäbigkeit, daß ihr jedes Opfer unmöglich geworden, daß sie einer rücksichtslosen Neigung gar nicht mehr fähig sei. Und diese moderne Neigung, rief er entrüstet

aus, ist in alle Ewigkeit keine Liebe, ist nichts als eben eine Neigung.

So wenig Reflexion und Anwendung sonst seine Sache war, und nur durch Unglück geweckt wurde, so hatte er doch vielleicht einen Teil des Richtigen damit getroffen. Mag es ein richtiger Weg der neuen Welt sein, das unklare Idealisieren zu verlassen, sich an wirkliche Verhältnisse anzuschließen, das unerklärt Höhere im Menschen, diese Brücke zur Gottheit, kann sie leicht darüber ganz verlieren, ihr Weg streift dicht am Abgrunde der Trivialität hin. Möge es ihr gelingen, die so viel auf kleine Nuancen gibt, darin den richtigen Punkt zu treffen. Das setzt den Anspruch an eine außerordentliche Bildung voraus, denn sie hat zugunsten und für die Wahrheit des Individuums viele allgemeine Haltpunkte aufgelöst, und nun muß denn auch das Individuum alle Hilfe in sich selber finden. Sonst, ja sonst fand das Mädchen die Verhaltungsregeln in jedem mittelmäßigen Roman, man war schematisiert, Edelmut und Laster lagen sonnenklar wie nahe Ufer einander gegenüber; anders ist's mit modernen Mädchen wie Angélique, die sich keck ihren eigentümlichen Anforderungen hingeben, und Gustav konnte wohl recht haben, daß gerade seine Braut das Beste dabei verloren hatte. Ach, und wie schön, wie begehrenswürdig stand das reizende Geschöpf noch immer vor seinen Sinnen, noch schien es ihm eigentlich ein Frevel, sie zu schelten — „schnell, schnell weiter, Postillion, ich habe Eile." Und so gab er große Trinkgelder, um nur schnell nach Wien zu kommen, obwohl er nicht im geringsten wußte, was dort zu tun sei.

Aus jener Zeit des Überflusses, wo er frei über das große Vermögen verfügte, befanden sich zufällig in seiner Schatulle noch einige tausend Gulden; augenblicklichen, gemeinen Mangel bemerkte er also nicht; daß sie zu Ende gehen würden, bedachte er noch weniger, mit solchem Detail hatte sein Kummer nichts zu schaffen.

In Wien erlebte er einen Zustand, der viel Ähnlichkeit mit dem eines Nachtwandlers haben mag; er trieb sich in der Außenwelt herum, ohne sie zu sehen; er verkehrte mit ihr, insoweit die angeeigneten, halb Schritt und Tritt gewordenen Formeln der Geselligkeit das mit sich bringen, wie man denn wirklich ein ganz höflicher Mensch sein kann, ohne etwas zu denken und zu empfinden, er ging ins Theater, ins Lustspiel, ohne zu lachen, er aß und trank und passierte für einen wohlerzogenen, etwas blassen und wortkargen, aber recht interessanten jungen Mann. Jener nachtwandlerische Zustand prägte sich aber am wunderbarsten darin heraus, daß er mehr las als je in seinem Leben, daß er die Bücher zu Ende brachte, ohne sich dafür zu interessieren, und — daß von all diesen unklaren Eindrücken und dem schweigenden Schmerze seines Wesens sich dennoch eine ganz neue Welt in ihm ausbildete, von welcher er keine Ahnung hatte, so tief er auch schon darin befangen war.

Werden wir nicht oft genug daran erinnert, es gleiche unser innerer Mensch der fruchtbaren Erde, die alle Stoffe im geheimnisvollen Schoße verarbeite, keimen und wachsen mache, die dann plötzlich mit einer Fruchtbarkeit überrasche, deren Samen und Zeitigung uns entgangen ist? Glauben wir nicht oft genug der Spur zu begegnen, neben dem Zutun unsrer Kräfte walte und schaffe eine zeugende Atmosphäre der Schöpfung, die uns von Zeit zu Zeit mit unerklärlich Gereiftem überrasche?

So trieb es sich um in Gustavs Innerem, und er selbst ward dessen nicht inne. Das rein Äußerliche und Zufällige seiner bisherigen Welt war krachend zusammengestürzt, nicht der kleinste Stab war zur Haltung übriggeblieben, nicht einmal die Einsicht kam ihm zu Hilfe, es müsse nun von innen heraus eine neue Welt gebildet werden, um eine Existenz möglich zu machen.

Das Göttliche der Welt, jenes unerforschte Gewebe nahm

sich seiner an, ungewohnte Regungen, Kenntnisse, Fragen speicherten sich auf in den verborgensten Schlupfwinkeln seiner Seele, und wenn sie auch sein Unglück nicht änderten, ja, wie schon erwähnt, nicht einmal die Möglichkeit für ihn andeuteten, daß es geändert werden könne, so waren sie doch von unendlicher Wichtigkeit. Sie schufen zunächst wie den Übergang in eine andere Luftschicht, jenen feuchtschweren Dunstkreis poetischen Lebens, der oft lediglich unser Dasein, den notwendigen Reiz unsers Daseins erhält; denn wo dieser Reiz, die Spannkraft der Seele ganz ausgeht, da tritt Schwachsinn oder Tod ein. Dieser Dunstkreis lagerte sich ihm um Augen und Schläfe, Schattengestalten aller Art gaukelten um ihn herum, und wenn er auch nichts erkennen, wünschen, gestalten mochte, so kam dies Treiben doch seinem gesunden Jugendkörper so weit zu Hilfe, daß er fortatmen und vegetieren konnte.

Zunächst war es das Theater und der Roman, die sich ein wenig fester geformt in seinen Wünschen herausstellten; die Verhältnisse, der Anteil sind in ihnen meist so potenziert, so stark und plump in Anspruch genommen, daß sie selbst ein wüstes Herz in einzelnen Punkten berühren. So kam er dahin, daß ihm das entsetzlich Tragische allmählich eine kleine Genugtuung verschaffte.

Aber der Aufenthalt in Wien wurde bald dadurch unangenehm, daß ihm nicht selten Bekannte aus Prag aufstießen, die sein Schicksal wußten und ihm wie Feinde erschienen, sie mochten es berühren oder nicht. Da ward ihm erzählt, wie Angélique munter aussähe und lebte, wie ein andrer Freier sich hervorgewagt und dem Anscheine nach nicht üble Hoffnung habe — er packte wieder seine Sachen ein und reiste von dannen, wüsten Sinnes, ohne Frage nach Ort und Zeit von Station zu Station.

„Das ist Berlin,“ hörte er eines Tages — also Berlin, sagte er sich, hier willst du ein wenig rasten. Aber Berlin

ist für solche Stimmung ganz und gar nicht geeignet: äußere Zerstreuung, jene Zerstreuung, wobei es keiner eignen Tätigkeit, keines Zutuns bedarf, bietet es zu wenig, und seine Menschen sind nirgends weich und in der Art gefällig, wie sie ein Unglücklicher wünschen mag. Sie sind besonnen, verständig, nüchtern, um und um Produkte und Produzenten eines Staates, der aus einer fortwährenden geistigen Tätigkeit und Aufmerksamkeit geschaffen ist und erhalten wird, sie haben und fühlen alle mehr oder minder ihren Bezug zum Staate; wildfremd mußte ein Mensch wie Gustav bleiben. Freilich war es diesem nicht wünschenswert, von den Leuten bedauert, befragt zu werden, aber im Grunde war es ihm doch zustatten gekommen, sich in Wien, von der gleichen Art zu sprechen, das Nächste zu wünschen, zu vergleichen, von der gleichen Nationalität getragen zu fühlen. Das hatte er bisher nicht gewußt, jetzt aber empfand er es doch: wenn uns ein Weh in Anspruch nimmt, da geht es leicht über unsere Kräfte, auch noch neue äußere Verpflichtungen auf uns zu nehmen, und diese nimmt man auf sich, wenn man in andre Sitte, Denk- und Ausdrucksweise eintritt. Oft dünkt uns in solchem Falle der bloße Umgangswechsel unerträglich: die bisherigen Bekannten kennen auch unser Detail, sie setzen voraus und erleichtern dadurch, sie fragen nicht mehr, warum wir spät aufstehen und den Kaffee mit Sahne trinken, warum wir dies oder jenes Wort kürzer aussprechen als andere Leute; um wieviel schlimmer ist dies bei einem Ortswechsel, der so groß ist wie der Unterschied zwischen den österreichischen und preußischen Hauptstädten.

Ein alter Wiener Kaufmann, der in ein und demselben Gasthofe mit Gustav wohnte, an ein und derselben Tafel mit ihm aß, brachte ihn auf die Entdeckung, daß die Existenz in Berlin noch viel schwerer werden müsse; dieser Alte hatte nichts verloren, er betrieb ein vortrefflich Geschäft in Berlin, er befand sich sehr wohl, und doch fehlte ihm alles, das Essen

war ganz anders, die Pfeifen nach Tische waren nicht bei der Hand, alle Lebensweise war ungewohnt, unbequem. — Du mußt fort von hier, dachte Gustav, hier wirst du zermalmt.

Sein andrer Tischnachbar war ein sanguinischer Franzose, der ebenfalls lebhaft auf ihn einwirkte, wie wir denn überhaupt just dann, wo wir's am wenigsten glauben, wo wir uns lediglich mit unsern Schmerzen beschäftigt, für alles andere gestorben wähnen, die stärksten Eindrücke erfahren. Unsere feinsten, innerlichsten Teile sind ihrer Hüllen entkleidet, dem Einflusse offen; deshalb bemerkt man so oft, daß im exaltiertesten Schmerze über einen Herzensverlust ein neuer Ersatz viel eher und öfter gefunden wird, als wenn unsere Organe wieder in stumpfe Ruhe eingewiegt sind.

Der Franzose war ganz Franzose und Politik: den Parisern war just einer der Coups geglückt, woraus in Ermangelung ruhiger, organischer Entwicklungen seit langer Zeit schon ihre Geschichte ergänzt wird. Das ganze Faktum mit allem, was Glück, Zufall, Situation, drum und dran gehangen, ward in sprudelndem Enthusiasmus dem Verdienste zugeschrieben, und er mit seinen Landsleuten nahm sich in dieser Beleuchtung äußerst anregend und beneidenswert aus.

Gustav, ohne den Begriff Objektivität zu kennen, fühlte eine Art Bedürfnis desselben, er suchte, oder sein gesunder Instinkt suchte außen liegende Interessen, er fragte nach Politik. —

Vielleicht hat jeder gesunde Mensch den unwiderstehlichen Trieb in sich, in bedrohter Lage sein Leben zu retten, das Leben nämlich vor allem übrigen, jede bare Verzweiflung mag eine Krankheit sein, das Aufgeben der Existenz ein Mangel an wirklicher Lebenskraft. Gustav, obgleich wüst und ohne Gedanken und ohne die mindeste Aussicht, jemals noch in einen leidlichen Zustand zu kommen, griff doch selbst in seiner Bewußtlosigkeit nach dem, was einem Anhalte ähnlich sah,

wie der Schiffbrüchige einsam auf unabsehbarem Meere nach einem Felsenriffe arbeitet, obwohl er weiß, daß er dort umkommen, verhungern muß, er rettet sich doch vom nächsten Tode.

Ein Leben in der Politik hatte so gar keine Berührung mit Gustavs zugrunde gegangenen Interessen, daß er gerade deshalb eine Hilfe, eine Unterstützung darin zu finden hoffte; in der Not greifen wir wohl instinktmäßig nach dem Nächsten, aber wir hoffen nur vom Äußersten.

Er setzte sich auf die Post und fuhr nach Paris, ohne die Sprache ordentlich zu kennen, ohne von Frankreich etwas Ordentliches zu wissen. Das gab die schmerzlichsten Folgen; der alte Wiener hatte ihn gewarnt, aber Erfahrungen können eben nicht gelehrt, sondern müssen gemacht werden. Unter dem fremden Volke, den ungewohnten Gebräuchen und Verkehrsarten kam er sich vor wie in der Wüste; hatte ihn Berlin wegen seiner Verschiedenartigkeit gequält, so glaubte er in Paris sterben, verderben zu müssen, sah sich wie ausgestoßen, von der ganzen Welt verlassen an; hatte er vorher geglaubt, es sei ihm ein Bedürfnis, nicht gesehn, nicht beachtet zu werden, so erschien er sich hier, wo niemand die geringste Notiz von ihm nahm, wie gebrandmarkt, er bildete sich manchmal ein, die Menschen hätten alle eine Verschwörung gegen ihn gebildet, jeder einzelne kenne ihn wohl, und bestrebe sich, ihm völlige Nichtachtung zu bezeigen.

In solcher Zeit bricht aller Stolz, alle moralische Kraft, einem niedrigen Tagelöhner möchten wir uns rücksichtslos ergeben, damit wir einen Menschen hätten, das Übersehen der kleinsten Teilnahme, welche uns geboten worden ist, tritt mit Reue ausgerüstet vor unser Gedächtnis. Das war doch einer, sagen wir uns, welcher die allgemeine Verschwörung gegen dich einen Augenblick außer acht ließ, warum hast du den Augenblick nicht benutzt, er kehrt nimmer wieder. „Und Angélique! Angélique!“ rief Gustav aus, „sie ist ja doch auch einmal den Menschen treulos geworden, ach, wenn sie dir

jetzt nur noch ein Teilchen jener Teilnahme schenken, dich zu dem schlechtesten Diener annehmen wollte, der die niedrigsten Geschäfte zu verrichten hat! Du wolltest verkümmern, wenn sie einen andern umarmte, aber dies Verkümmern wäre ein Glück gegen diesen grausam öden Zustand!"

Brauchen wir selbst bei einer ganz beachtenswerten Bildung, die im Hintergrunde unsers Wesens ruht, eine gewisse Kraft für schwierige Lagen, um uns auf diesen Halt stützen zu können, wie rettungslos wanken und schwanken wir ohne diese Bildung! Jedem Zufall fühlen wir uns preisgegeben, denn wir haben nichts, was uns nicht geraubt werden könnte, auf Diskretion sind wir den Wogen der Welt überliefert — selbst an Wlaska konnte Gustav denken, und sich vorwerfen, daß er sie von seiner Teilnahme abgewiesen habe.

So saß er denn auf seinem glatt möblierten Stübchen, Sonne und Regen liefen draußen warm über die Straße, bunte, wirre Menschenmenge strich unten geräuschvoll auf und ab, schnell gesprochene Worte der ihm halbfremden Sprache waren zuweilen von unten herauf und draußen im Korridor zu hören und erinnerten ihn nur daran, daß er wildfremd und ohne allen Bezug da sei. Der einzige Trost dieser Zeit war ein deutsches Buch, was er im Winkel seines Koffers fand, „die Erzählungen deutscher Ausgewanderten" von Goethe. Wunderte er sich auch, wie man so einfache Dinge beschreiben, besprechen könne, war ihm auch Ursache und Mittelpunkt des Buches fremd oder doch unentdeckbar, einer wohltuenden Wirkung ward er doch inne und gab sich ihr zuweilen dergestalt hin, daß er sich von Tränen in den Augen überrascht fand, wie in den Armen der Heimat, wie in den süßesten Reizen derselben glaubte er sich zu fühlen bei dieser Lektüre, unter sanften, wohlgebildeten Menschen, die eine Teilnahme, ein Mitleid, einen ermutigenden Trost auf der Lippe haben für alles große und kleine Weh, auch für selbstverschuldetes.

Denn er fing jetzt an zu glauben, daß er schuld sei an seinem Unglück, weil er einzusehen begann, daß er niemals etwas getan, gelernt, geübt habe, was ihm Halt und Nachdruck von innen heraus gewähren könne, und weil er doch sah, wie alles in den einfachen Darstellungen seines deutschen Buches auf eine Hinterwand des menschlichen Innern gelehnt sei.

„Lernen mußt du, lernen!“ rief er, wie die Leute denn immer glauben, es ließe sich alles wieder gutmachen durch eine einzelne gewaltsame Anstrengung, die eine einzelne bleiben kann, auch wenn sie jahrelang dauert.

Aber die Politik, welche ihn hergelockt hatte, und welche wie das zunächst Notwendige aussah, was gelernt werden müsse, empfing ihn sehr übel. Da sollten Journale gelesen werden, deren tausend kleine historische Bezügnisse er nicht kannte — es ist, als wenn ein Fremder in große Familienkreise tritt, da hört er eitel Stichworte, auf welche man einfällt, lacht, bewegt wird, ihm aber sind sie fremd, er bleibt unberührt, geht wie ein Halbtauber umher, niemand gibt sich die Mühe, ihn einzurichten, und wenn er nicht warten kann, bis er selbst ein Quantum Geschichte miterlebt hat, so muß er von dannen gehn. Wie hätte aber Gustav in seinem unruhigen, prickelnden Zustande warten können!

Seufzend ging er im Zimmer umher; selbst dafür fehlte ihm die Kraft, sich ganz und tüchtig in seinen Schmerz zu versenken, selbst für diesen Trost in Größe und Tiefe des Schmerzes war er zu oberflächlich — nach außen hin flüchten solche Leute in die Theater; das Theater ist gefällig für alles, und schon darum eine so große Befriedigung. Es bringt alle Nuancen der Lebensreize: dem Nachdenklichen Stoff, sich zu versenken, dem Leichteren Anhalt und Bewegung, sich fortzuschaukeln, dem Zerstreuten Abwechselung, Anfänge — Gustav ging in die italienische Oper. Da, in dieser musikalischen Welt kann man ohne Anstrengung, ohne Gedankenoperation mitschwimmen, seine Innerlichkeit angeregt fühlen,

ohne die Sachen beleidigend bei Namen rufen, deutliche Bekenntnisse ablegen zu müssen.

Das glänzende Haus, diese Quelle europäischer Moden empfing ihn ganz artig: Putz, Glanz, Wohltätigkeit üben stets ihren Zauber, bringen den Duft einer geschenkten Welt, die auf Glück angewiesen sein kann. Nur ein aufgelöster, innerlich vernichteter Mensch kann in der italienischen Oper zu Paris diesem Eindrucke ganz entgehn, nicht aber ein bloß gestörter, wie Gustav war. Jung, körperlich kräftig, nur von Zufälligkeiten verlassen und betrogen, konnte er sich im Grunde noch nicht schlimmer befinden, eine eigentliche Geschichte, welche die Notwendigkeit seines Lebens in sich eingeschlossen hätte, war in ihm nicht getötet, denn er hatte noch keine gehabt, er war wie die meisten Menschen noch nichts gewesen als eine Pflanze, die von der Natur geschaffen und gezeitigt worden. Regen und Sonnenschein lassen sie einmal gegen Gewohnheit im Stiche, sie neigt ihr Haupt, aber die Bildungskeime ihrer Wurzel, die noch auf keine Weise in Anspruch genommen sind, ruhen noch unverletzt in ihr, ein warmer Regen, ein kräftiger Sonnentag können alles wieder gut und besser machen. Solch sogenanntes Unglück ist nur eine Decke, die abgehoben werden kann, die meisten Menschen lassen sich durch die herkömmliche Meinung, die stehenden Formeln der Gedanken — und schlußweise unglücklich reden; im Grunde haben sie nur die Gelegenheit zu suchen, wie ihnen ein Freimachen gelinge; diese Gelegenheit ist alles, ist ein Glück, was selten so genannt wird — hemmt die unergründlich kräftige Natur nicht, weckt vielmehr die ewig existierende Befähigung, glücklich zu werden, und ihr könnt das Glück alle Tage finden. Das wahre Unglück besteht darin, daß die Menschen sich jämmerlich glauben.

Alle Gedanken liegen in allen Menschen, auch die gebildetsten in den ungebildeten Leuten; sie können von diesen nicht entwickelt, nicht gedacht werden, aber als Hauch werden sie empfunden mehr oder weniger; Gustav wußte von dem

eben angeführten Ideengange nichts Rechtes, aber er empfand ein tröstliches Behagen, wie es solcher Ideengang hätte erzeugen können, als er sich während der lockenden Ouvertüre auf seinen Sitz niederließ, mitten unter geputzten schönen Leuten, denen es auf der Stirn geschrieben stand, daß sie jeder Freude, jeder feinen oder kleinen Lockung gewärtig seien.

Gegen Ende der Oper ward er auf eine Loge gegenüber aufmerksam, der Hut verbarg ein junges Damengesicht, Lebhaftigkeit des Gesprächs und der Bewegung gab nur wechselnd ein wenig des Profils seinen Blicken; aber es war hinreichend, ihn in die lebhafteste Aufregung zu versetzen. Die Oper war zu Ende, die Dame erhob sich, er sah ihr volles Antlitz, und mit dem Ausrufe: „Angélique!“ sprang er auf und eilte nach der Tür. Aber schon waren die Korridors mit Hinausgehenden angefüllt, er konnte nur langsam vorwärts, auch wußte er die Logennummer nicht; als er an den wahrscheinlichen Ort kam, war alles leer. Das weite Paris fiel ihm ein, eine quälende Angst überkam ihn, er drängte sich mit leidenschaftlicher Hast treppauf, treppnieder; umsonst, er eilte an den Ausgang; aber es gab mehr als einen; noch einmal drückte er sich durch die Menschen zurück, auf der Treppe kam er nicht weiter und mußte umkehren — da, da am Ausgange war sie und blickte sie nicht ebenfalls zurück, und winkt sie nicht? Monsieur — mais Monsieur! hieß es von allen Seiten gegen den rücksichtslos durcheilenden Gustav. —

„Angélique!“ rief er im Portale, als eben der Wagen rasselnd fortrollte ins weite unendliche Paris hinein — hastig stürzte er wohl nach einem Fiaker, aber der Wagen war nicht mehr zu erkennen, nicht mehr einzuholen, zwecklos, trostlos fuhr der erregte Gustav bis nach Mitternacht in den Straße umher.

In den nächsten Tagen durchirrte er nun ganz Paris, jedes Kaffeehaus, alle Theater, öffentliche Orte, Spaziergänge

wurden aufgesucht — Angélique war nirgends zu finden. Das Resultat war folgendes: Gustav war in einen lebhafteren Verkehr mit der Pariser Welt genötigt, seine Aufmerksamkeit war herausgefordert worden, mancherlei reizende Eindrücke, denen nachzuhängen Zeit und Stimmung nicht gestattete, hatten sich angesiedelt und wucherten in der Stille; dies zeitigte den verborgen ruhenden Gedanken, dem Unglück zum Trotz Reize des Lebens aufzusuchen, Freuden gewaltsam zu erzeugen, welche der herkömmliche Verlauf nicht gewähren wollte. Ferner: eine glühende Scham überstieg ihn, nochmals leidenschaftlich um ein Mädchen bemüht gewesen zu sein, das ihn mit dem Glücke verlassen habe. — Menschen, die niemals über Heiligkeit und sittliche Notwendigkeit starker Neigungen nachgedacht haben, bieten oft den unerfreulichen Anblick dar, daß sie einen ordinären Stolz mit in Anrechnung bringen beim Bemühen um ihre Liebe. Dieser triviale Feind bester Regungen, die an sich in gar keinen Konflikt mit konventionellen Rücksichten der Art geraten sollen, verwüstet oft die besten Keime. Gustav ließ sich plötzlich dergestalt davon überwältigen, daß er jetzt nicht mehr umgeblickt hätte, wenn er Angélique auf der Straße begegnet wäre. „Und ihr zum Trotz," sagte er, „willst du jetzt dein Leben genießen." Nur die edelsten und zugleich gebildetsten Naturen widerstehen der Lockung dieses Gegensatzes, beim Verlust der teuersten Reize sich durch die wohlfeilsten zu entschädigen, ein Gegensatz, welcher durch Drang, sich zu äußern, dem Unwillen und Trotze tätlich Raum zu geben auf das ergiebigste unterstützt wird.

Gustav suchte jene flüchtigen Bekanntschaften großer Städte, welche so herausfordernd und Zerstreuung versprechend sind — dazu bedurfte es aber größeren Eingehens in Sprache und Interesse der Pariser, es mußte geredet, und irgend ein Interesse, wenn auch ein triviales, angeregt oder doch geheuchelt werden, denn die Pariser Grisette basiert ihr Element

wie die Salondame auf Konversation. Der Reiz der Französinnen ist viel weniger ein bloß äußerlicher, sie sind im Durchschnitt nicht besonders schön und bedürfen zur Eroberung aller Beihilfe, welche Turnüre, Gewandtheit, kurz, welche Äußerungen gewähren, die nicht in das bloß Körperliche zu rechnen sind. Dieser Anstrengung wurde Gustav bald müde, besonders da ihn nur Gereiztheit zu diesen Bekanntschaften getrieben hatte, und da er im Grunde nur einen sanfteren und gefälligeren Eindruck auf sein verletztes Herz brauchte, so blieb er bei seiner Zimmernachbarin, der sentimentalen Laurette rasten, die ihm mit einer gewissen Innigkeit zu begegnen wußte. Es wird übrigens bald zu bemerken sein, daß hier bei dem Worte sentimental nicht an den Begriff zu denken ist, welchen sich die Deutschen davon machen.

15.

Laurette sang des Morgens mit sanfter Stimme:

Femmes voulez vous éprouver,
Si vous ètes encore sensibles,
Un beau matin venez rêver
A l'ombre d'un bois paisible;
Si le silence et la fraicheur,
Si l'onde, qui fuit et murmure,
Agite encore votre cœur,
Ah, rendez grace à la nature.

Dann klopfte sie an die dünne Wand, welche ihr Zimmerchen schied, wünschte ihm einen guten Morgen, und wenn sie Antwort erhielt, verspottete sie den langschlafenden Deutschen. „Ihr habt keinen Sentiments, ihr blonden Leute," pflegte sie zu sagen, „der Franzose schlummert nur, um zu träumen, ihr Bären aber schlaft, um zu schlafen und Appetit zu bekommen, es ist ein wahres Unglück, einen Liebhaber

aus Deutschland zu haben. Ihre Schokolade wartet schon lange, Monsieur!"

Gustav kam dann, um bei ihr zu frühstücken — sie saß auf dem Fenstertritt und nähte Putz und sah allerliebst aus. Die Deutschen nennen es „wie aus dem Ei geschält". Zu schwatzen hatte sie immer so viel, daß Gustav nicht zum Nachdenken über seine Lage kam, und das war ihm eben recht. Sie trug ein kleines Häubchen mit offnen, fliegenden Bändern, hatte schwarze Augen, eine feine längliche Nase, die schönsten Zähne, einen kleinen wunderschönen Fuß, der seine eigne Geschichte auf dem Tritt zu spielen wußte, in allerhand kleinen zierlichen Bewegungen — nicht selten pflegte sie zu sagen: „Mein Fuß ist heut sehr republikanisch gesinnt, ist voller Emeuten und will keine Fesseln dulden, Monsieur Gustave, helfen Sie ihm!" Dann mußte er ihr das Stiefelchen aufknöpfen, und wenn er Lust hatte, den weißen, prallen Strumpf küssen. Ihre Taille war ganz Taille — „die Taille das bin ich," pflegte sie zu sagen, „ohne Taille gäb's für mich keine Existenz. Nur Barbaren, wie Ihr, können behaupten, wir seien zu dünn und zu mager, dicke Weiber haben kein Herz, oder ein unzugängliches, versteckt, verbaut, verwachsen mit Fleisch und Masse, ach das Herz, weil es so offen liegt, erfährt soviel Freude und soviel Schmerz, oh, mon cher ami, soviel Schmerz! Aber dieser Schmerz ist das Beste auf der Welt. Mein schöner Maurice, ich weiß es, tobt jetzt liederlich in Paris umher, weil ich ihm Adieu gesagt habe; aber konnt' ich anders? Hat es mich nicht auch geschmerzt wie ein Dolchstich? Enfin, es ging nicht anders, er wurde eigensinnig, ungezogen, er vernachlässigte alle Galanterie, auf dem boulevard des Italiens hab' ich an einem Abende dreimal mein Taschentuch fallen lassen und hab' es zweimal selbst aufheben müssen, das drittemal tat's ein schöner blasser Mann, mit einer breiten Schmarre auf der Stirn — 's mag ein tapfrer Mann sein, o die Schmarre war groß,

und in den Augen lag soviel Mut, ein sehr interessanter Mann, und ich denke ihn wohl einmal wieder zu sehn; Monsieur, Sie könnten mich heut abend auf den boulevard des Italiens führen — ja, denken Sie, Maurice hat's nicht ein einzig Mal aufgehoben, da war es aus. Und eifersüchtig wollt' er auch sein, ah, hübsch eifersüchtig, das ist was Reizendes, aber unartig muß er nicht werden; man muß sich lieben, ah, man muß es nicht treiben wie die Hortense da drüben und die Juliette, meine lustige Freundin, und wie die meisten meiner Bekannten, nein, mein Herr, das ist eine Tändelei; von zarter Rührung, von höherem Gefühle wissen sie nichts, sie haben nie im Boulogner Walde geschwärmt, sind nie mit einem empfindsamen Romane auf kurze Zeit unglücklich gewesen — Monsieur Gustave, Sie glauben's wohl nicht, ich habe viel in meinem Leben schon empfunden. Schon von Jugend auf, aus Familienrücksichten; hören Sie — aber wer wird soviel zum Frühstück essen, soviel! hören Sie! Meine Mutter ist sehr schön gewesen, sehr schön, alle Leute auf dem Kurs in Marseille nannten sie die schöne Louison; ein Gardist, mein Herr, von der alten Garde des Kaisers, er ist mit in allen Weltteilen gewesen, gegen die Menschenfresser in Afrika und gegen die Fischfresser an der Oder, hat einen prachtvollen Schnurrbart gehabt und ist so galant gewesen wie sonnenverbrannt und tapfer, also der Gardist, ich glaube, er hat Charles geheißen, hat meiner Mutter die Cour gemacht und sie haben sich heiraten wollen, da ist eine große Schlacht passiert und die Russen haben ihn totgeschossen, die abscheulichen — ist's denn wahr, daß sie alle nach Leder riechen? Also wie ich denn auf die Welt gekommen bin, hab' ich schon keinen Vater gehabt; meine Mutter hat noch viel Glück gemacht und ist noch lange schön geblieben, aber als unsere Leute nach Algier schifften, da hat sie sich von einem jungen Ingenieur verleiten lassen, mitzugehen, und ist nicht wiedergekommen. Ich war damals im fünfzehnten Jahre

und studierte bei Madame Marly die Kunst des Putzes; Madame Marly hatte einen blondgelockten sechzehnjährigen Sohn, der war sehr liebenswürdig, ging mit mir spazieren, las mir Gedichte und Theaterstücke vor und lehrte mich höhere Empfindungen; aber wir Frauenzimmer machen darin schnellere Fortschritte, ich hatte den hübschen Robert bald überholt, und der schwarze Armand, der in unserer Nähe wohnte, schien mir unterrichteter und vorzüglicher. O, Monsieur, mein Armand war wirklich ein gefährlicher Mann, wir gingen zusammen hierher nach Paris, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätten sie ihn nicht am 6. Juni beim Kloster St. Mery erschossen, denn er war ein ganzer Republikaner, und sehr streng und schlimm, auch gegen mich — oh, mon pauvre Armand! — wenn ich mir irgend einen hübschen Burschen genauer ansah, sehr streng und schlimm; ich fürchtete mich auch manchmal ein wenig vor ihm, aber ich hätte vielleicht nie von ihm lassen können, nun, er ist tot, der Arme, lassen wir ihn; dann kam Maurice, um mich zu trösten, und Sie heißen Gustave, Monsieur, nicht wahr?"

„Und die Leute hast du alle geliebt, Laurette?"

„Vraiment, und warum? Die kleinen Spielereien dazwischen hab' ich vergessen. —

„Und das nennst du Liebe?"

„Mon dieu, wie sonst?"

„Wir nennen das Passionen."

„Eh bien, ist das was anders?"

„Man sagt's; in Deutschland sollen sie einander mitunter so zugetan sein, daß alle übrige Welt für sie aufhört, daß sie alle übrige Welt ineinander erblicken."

„Ja, aber wie lange?"

„Immer." —

„O! wollen Sie eine solche Passion für mich haben, Monsieur Gustave?"

„Nein; ich glaube nicht an die Uneigennützigkeit der Neigung.“ —

„Was ist das, Uneigennützigkeit der Neigung? **A propos**, das ist recht schön, die ganze Welt für eine Person aufzugeben, aber ist es nicht kindisch, da es soviel in der Welt gibt, ist es nicht wenigstens in Paris kindisch?“

Gustav ertrug diese Tändelei mit Laurette doch nur eine kurze Zeit; er sagte sich vor: „Es ist eine Tändelei der Verzweiflung und du willst zur Kurzweil ein wenig damit experimentieren.“ Als er denn eines Abends nach Hause kam und Laurettes gewöhnliches Feierabendliedchen hörte:

„Eh, que fais tu ici ma Jeanette,
Que fais tu ici à la porte?
J'attends ici ma maitresse,
Qui va entrer au cabaret.“

trat er mit den Worten zu ihr ein: „Es muß Abschied genommen werden, Laurette.“ —

„Eh, warum mon cher?“

„Ich habe im Spielhause meine letzte Barschaft verloren und habe keinen neuen Zufluß zu erwarten.“

„O, das ist schlimm; aber ich habe in der letzten Woche wenig gebraucht, reicht ein Weilchen für uns beide.“ —

„Ja, was hilft ein Weilchen.“

„Ah, ein Weilchen ist alles, jede nächste Zukunft ist ein Weilchen, nous verrons.“

Diese Gutherzigkeit hatte etwas Rührendes für ihn; seine wirkliche Liebe hatte er nur des Geldes willen verloren, eine leichtsinnige Grisette teilte ihre letzten Franks mit ihm! Wie schmeichelte das einem Herzen, das sich aufgegeben hatte, und er glaubte wirklich ein paar beglückte Tage zu genießen, als Laurette lachend und scherzend für ihn sorgte.

Es waren aber nur einige Tage; wiederum kam er gegen Abend nach Hause, wiederum hörte er in ihrem Zimmer

singen, aber es war ein ganz kräftiger Tenor, der die Worte rezitierte:

J'attends ici ma maitresse,
Qui va entrer au cabaret. —

Es wurde gelacht und geschäkert bei Laurette — sie rief wohl einmal: „Monsieur Gustave, sind Sie zu Hause? Ich habe Besuch — wie geht es Ihnen?" Sie hatte am andern Morgen auch noch Frühstück bereitet, aber sie war zerstreut — kurz, die Herrlichkeit war zu Ende, und Gustav lachte bitter. Was er im Scherz gesagt, sah er jetzt im Ernste herannahn: seine Kasse ging zur Neige. Bis diesen Augenblick hatte er nicht daran gedacht — „fort nach Deutschland, fort aus der Wildnis," rief er, packte, legte Lauretten eine Entschädigung für ihre Auslagen ins Nähtischchen und fuhr in einem Striche wieder bis Berlin zurück. —

Dieser Ausflug nach Paris hatte ihm, wie man sich auszudrücken pflegt, den Gnadenstoß gegeben.

16.

Die Kinder erben der Väter Sünden, heißt wohl zunächst; sie erben den Glauben der Sünde, wie ihn die Väter gehabt, sie halten das ebenfalls für Sünde, was jene dafür gehalten haben. Gustav empfand die Schmerzen, wie sie ihn die Tante gelehrt hatte — wie wenig Menschen empfinden individuell, sowie der Bezug auf die sogenannte Moralität gerichtet ist!

Diese Pariser Zustände hatten ihn vernichtet: eine Konsequenz bis ins kindische war ihm von Jugend auf als etwas Notwendiges, Unerläßliches vorgestellt worden, wie hatte er sie verletzt, als er Angélique in Paris zu sehen meinte! Sein wilder Versuch, sich durch ordinäre Freuden zu entschädigen,

wie war er entsetzlich! Sein Verkehr mit Laurette, wie war er unsittlich! Und was blieb nun übrig auf der Welt? Zuerst die äußere Welt verloren, dann des Herzens Welt, nun alle innere — Vernichtung, Fortvegetieren ohne Gedanken, wenn es irgend zu bewerkstelligen war. Schlafen, über Trivialitäten sprechen, um nicht zu sich zu kommen, das war das nächste, mitunter fühlte er's jetzt bei diesen Gesprächen, daß nur ein dünner Nebel zwischen ihm und der Verstandeslosigkeit hinge, den ein rasches, energisches Verlangen seines Geistes und Herzens zerreißen könne; richte, lehne dich jetzt einmal entschlossen auf, flüsterte es in ihm, und du bist schnell fertig mit dieser Anschauungswelt. Solch Bewußtsein, unsere Welt des Gedankens und geistigen Verkehrs auf solche Weise in der offnen Hand zu haben, daß man in jedem Momente sich ihrer entäußern kann, hat zugleich etwas Entsetzendes und etwas Beruhigendes.

Wie beneidenswert erschien Gustav das Unglück, als er von Prag geflohen war! „Damals warst du reinen Unglücks, jetzt bist du befleckt — fort, weiter!" Der Mensch muß immer etwas zu bedauern, zurückzuwünschen haben.

Er setzte sich auf die Post, welche eben abging — ihr Kurs war nach Stettin.

Da stand er nun mit übereinandergeschlagenen Armen auf dem Damme der hoch und voll gehenden Oder, es war ein frischer, klarer Herbsttag, der Wind jagte einzelne trockne Blätter vor sich her, unten am Flusse war eifrig Treiben und Geschäft, man lud Schiffe aus und befrachtete andre. Kalt und herbstlich war es in ihm, doch bedünkte es ihm ein Genüge, immer weiter in den Norden hineinzukommen, den er sich kahl und still und öde dachte.

Ein Schiffer sprach ihn an und fragte, ob er einen Platz suche auf seinem Fahrzeuge, noch heute abend gehe es ab nach Danzig, und einen sehr mäßigen Preis nannte er für Fahrt und Kost. Nach Danzig? Das ist noch weiter

draußen, da hinten, wo es still und einsam wird, dachte Gustav — „ja, ich will mit Euch fahren.“ Der Schiffer fragte nach der Wohnung des schnell gewonnenen Passagiers, um das Gepäck abholen zu lassen — um sieben Uhr war die Abfahrt festgestellt. Als ob er eine Art Beruhigung gewonnen hätte, ging Gustav nach seinem Gasthofe, es war doch ein neues, weiter abliegendes Ziel gefunden; so sehr brauchen wir eine gewisse Bestimmung, um eine üble Existenz zu tragen, es ist, als wäre unsern aufgelösten Kräften dann die notwendige Leitung abgenommen, wir fühlen uns wieder eingefügt in den Verband der Welt. Soll es doch den Unglücklichen sicherer und ruhiger machen, welchem Tag und Stunde der Hinrichtung angekündigt wird, auch die festgestellte ärgste Strafe ist ihm ein haltender Beweis, daß er wieder in die Rechte und Folgerungen der Gesellschaft eingeschlossen sei. Der Stärkste verlangt mit unbändigem Geiste, allein zu bleiben, aber alle Neigungen in ihm suchen und brauchen einen Verband mit der Welt.

Es war Gustav ganz ungelegen, als der Schiffer gegen Abend sagen ließ, die Reise könne erst den andern Morgen angetreten werden, und als sie am andern Morgen wieder bis zum Abende hinausgeschoben wurde, da fühlte er sich äußerst ungeduldig und ärgerlich, obwohl er in Danzig nicht mehr zu suchen und zu erwarten hatte als in Stettin. Ein junger Kaufmann, der mitreisen wollte und Gustavs Ungeduld sah, drückte ihm sein Bedauern aus, er wisse wohl, wie schmerzlich solch unnützer Verzug sei, wenn man ein dringend Geschäft habe, auch ihm könne ein Verlust erwachsen, wenn der Schiffer noch lange zögere.

Wie trifft es uns empfindlich, wenn wir neben uns den Menschen mit solch bestimmtem Zwecke sehn, das Leben desselben dünkt uns so erfüllt, so glücklich!

Am nächsten Morgen sah sich Gustav auf offner See, soweit das Auge reichte, nichts als Wasserwüste, für das Ohr

nichts als klappernde Taue, Geschäftsworte des Schiffers — o, das tat ihm wohl! Hier war alles anders: nichts von den Beziehungen einer Welt, die ihm so verleidet war, alles abgeschnitten ohne Verbindung! Wie sehnlich wünschte er, das Meer möge nirgends Ufer haben, fort, fort ins Graue und Unendliche möge die Fahrt gehn in dieser Weise, wo nichts zu denken, zu beschließen sei, wo er hineindämmre ohne weiteres Zutun in eine Zukunft, in eine Vergessenheit.

Daß er Vergessenheit unklar wünschen mochte, war das einzige Zeichen verborgener, bedeckter Jugendkraft in ihm; wenn man vergessen will, dann will man eigentlich auch einen neuen Zustand. Und einen Bootsmann beneidete er, der nach getaner Arbeit in den groben, starken Fäusten sein schwarzes Brot hielt und es mit unverkennbarem Behagen verzehrte. Könntest du doch auch etwas verrichten, dachte er, was dir ein einfach Mahl als erworbenen Gewinn verschaffen könnte. Er bat den Schiffer, ihm eine Beschäftigung anzuweisen, dieser lachte ihn aus, und der junge Kaufmann lachte tüchtig mit, Gustav war nicht stark und klar genug, es durchzusetzen.

So saß oder lag er denn auf dem Verdecke und sah in die Weite; mocht' es ihn auch übrigens quälen, wenn der junge Handelsmann von seinen Plänen und Aussichten für die Zukunft sprach, weil ihm das die Meeresöde zu rauben drohte, so tat es doch nicht viel, da des jungen Mannes Bezügnisse und Wünsche alle auf materielle Sachen gingen, die Gustav nicht kümmerten, auf Besitz von Gold und Gut und äußere bürgerliche Stellung, und es erlöste ihn von etwas anderem. In den ersten Momenten des Meergenusses nämlich hatte er gedacht, nun allem Denken entrückt zu sein, er wurde aber bald inne, daß man auch in der anhaltslosen Wüste und just in der Wüste Gedanken produzieren müsse; den Gedanken entrinnt man so wenig wie der Luft, und sie sind dem Geiste nötig wie dem Körper das Atmen.

Freilich erinnerte ihn der Gedankengang des Kaufmanns auch an die zusammengeschrumpfte Börse; er zog sie heraus und fand, daß sie nur noch wenige Taler enthielt; er lächelte, die Folgerungen blieben ihm immer noch fremd.

Heftige Seekrankheit, welche die kurzen, raschen Wellen der Ostsee zu erzeugen pflegen, machte allem Denken ein Ende; in diesem Zustande gibt es nur ein Fürchten, und es soll eine Naturmerkwürdigkeit sein, daß dies entsetzliche, angstvolle Übelbefinden noch niemand zum Selbstmorde geführt hat. Todkrank trat er ans Land in Danzig und ließ sich nach einem Gasthofe führen, unbekümmert um Börse, Herz und Zukunft.

Am nächsten Morgen war alles körperliche Übel verschwunden und vergessen, er betrachtete die stattliche alte Hansestadt, welcher jener mittelalterliche Hansestempel noch überall aufgedrückt war. Zu seinem Erstaunen fand er vor den Toren reizende Hügel, von denen über Stadt und Meer eine prachtvolle Aussicht dargeboten wurde, seinem ursprünglichen, unbefangenen Wesen zum größten Genusse, seinem raffinierenden Geiste aber zu einer Art von Betrübnis. In einer stumpfen, reizlosen Welt wollte dieser untergehn, wie er sich vorsagte; aber mit welchen Mitteln konnte er sich nun weiter bringen? Die paar Taler waren nach wenigen Tagen im Weinhause verzehrt, wo er zu frühstücken pflegte, im Gasthofe bildete sich eine Rechnung, kleine, stündliche Anforderungen an die Börse, welche der Tag mit sich führt, ließen den Mangel nicht mehr ignorieren, die direkteste klägliche Verlegenheit war da und mahnte ungestüm.

Zweitausend Taler nicht zu haben ist viel weniger unangenehm, als zwei Groschen nicht zu haben, wenn man sonst ein anständig Kleid trägt und einen Roman gelesen hat. Seit das Geld so überaus wichtig und notwendig geworden ist, daß selbst der Reiche desselben nicht eine Stunde mehr entbehren kann, ohne in Verlegenheit zu geraten, seit der

Zeit ist aller abstrakte Idealismus unmöglich geworden, und es gibt keine ungestörte poetische Verzweiflung mehr.

Wer weiß es nicht, daß die kleinen, jämmerlichen Übelstände der Gesellschaft tiefer beugen, als die höchsten menschlichen Leiden, wer weiß es nicht, wieviel Erziehung und Gewohnheiten dazu beisteuern! Auch hier ist das Glück alles. Ein leichtsinniges, ja liederliches Leben geführt zu haben, was weiter keine Folgen bringt, als daß wir und die Leute viel von uns zu erzählen haben, das macht interessant. Ist es unglücklich abgelaufen, hat es Krankheiten und große Störungen zuwege gebracht, dann wird es der schneidendsten Beurteilung und Verurteilung preisgegeben. Ein Lord, der um seinen Herzenskummer tolle Streiche macht, ist eine poetische Figur, ein mittelloser, unbegüterter Mensch, der innerem Drange rücksichtslos nachgibt, ist eine Misere, wird verspottet, verhöhnt; wenn er die Zeche nicht bezahlen kann, geschmäht und zu den Vagabunden geworfen. Das Verhältnis ist alles in einer Welt, die durch und durch das Produkt einer Kunst ist, darum kann niemand das Glück entbehren, denn das Glück ist ein günstiges Verhältnis.

Gustav, auferzogen in diesen geläufigen Beziehungen, die Dinge nach ihren Folgen zu beurteilen, die Existenz danach zu schätzen, wie sie sich äußerlich, gesellschaftlich darstellt, fühlte sich ganz und gar vernichtet in seinem jetzigen Zustande, der Gemeinheit rettungslos verfallen. Denn der Begriff von Gemeinheit lag ihm nicht in der Gesinnung, sondern in der Art, wie er gegen die Welt erschien, wie er, der besitzlose junge Mann gegen die Welt erschien. Im Hintergrunde sah er fortwährend seine Tante, wie sie ihn starren Auges und händeringend betrachtete.

Dies war der Moment, wo ihm der Tod als einziges Rettungsmittel erschien; soviel gewaltiger wirkt auf solche Menschen das, was sie Schande, als was sie Unglück nennen. Wie oft wundern wir uns, vom Selbstmorde zu hören, den

kleinliche Sorgen und Trivialitäten erzeugt haben — es ist ein Bezeichnendes unsrer Zustände, daß uns das Detail über den Kopf gewachsen ist, — in der alten Zeit hat sich nicht leicht jemand um Nahrungssorgen das Leben genommen, weil die Gesellschaft einfacher, die Bedürfnisse geringer und wohlfeiler waren, da war Raum, nur den größten Regungen sich hinzugeben. Die jetzige Aufgabe ist darum, die Fähigkeit für größere Regungen zu retten, die Aufmerksamkeit aber für alles Detail wach zu erhalten, weil es der ihm gewordenen Bedeutung halber kein Detail mehr ist, sondern größte Bedeutung gewonnen hat.

Großes Übel hebt und trägt sich selbst, weil es seinen eigenen Dunstkreis mit sich führt, und von einer menschlichen Ewigkeit durchweht ist; kleiner Jammer, der immer ohne Verbindung mit den großen Gefühlen des Menschen bleibt, vereinzelt, wirft ins Haltlose, darum gehen die Menschen öfter an ihm zugrunde.

Der Gedanke an diese letzte offen bleibende Rettung ließ Gustav noch so einige Tage hinleben, er fand einige poetische Bücher, mit deren kühnen Bezügnissen er sich höhnisch über die Jämmerlichkeiten der bürgerlichen Existenz erhob — das war kein Werk der Einsicht, sondern der Verzweiflung, aber es half doch für den Augenblick. Übrigens ließ er durch einen Hausierer, den er in einem entfernten Stadtteile aufgriff, seinen Siegelring um den ersten besten Preis losschlagen; er selbst hätte sich geschämt, damit vor den Goldschmied zu treten, und wagte es lieber mit dem Hausierer auf die Gefahr, daß dieser ihm mit dem Ringe davonlaufen könnte.

Der Ertrag des Ringes gab die Mittel, wieder einige Tage in das Weinhaus zu gehn, wohin er sich auf eine unerklärliche Weise gezogen fühlte. Dort saß er in einem dunklen Winkel und starrte düster vor sich hin, bis im Nebenzimmer die Stimme eines jungen Mannes sich erhob, welche jedesmal die auffallendste Wirkung auf ihn ausübte; es war, als ob

damit eine leise Freude durch sein Herz flöge, und bei dem übrigens dumpfen, erstarrten Zustande desselben war selbst dieser schwache Eindruck ein sehr angenehmer. Das Angesicht des jungen Mannes hatte Gustav niemals ordentlich gesehen, da jener gewöhnlich schon im Nebenzimmer saß, wenn dieser eintrat, und entweder länger blieb, oder beim Weggehn rasch vorüberschritt. Es war eine lange, schlanke Figur, und der Unterhaltung nach war er sehr lebhaft, er sprach meistens von ausgezeichneten Charakteren, wie sie in unserm schlechten Leben gar nicht mehr zu finden seien, von den prosaischen Menschen und Verhältnissen heutiger Zeit, von der plumpen Übermacht des Geldes.

Vielleicht waren es diese Richtungen des Gesprächs, welche Gustav so lebhaft an ihm interessierten. Vom Beifall, von der Ungerechtigkeit, vom Publikum war auch wohl die Rede, das ging aber als bezuglos an Gustav vorüber.

Indessen war der wohlfeil verschleuderte Ring auch verzehrt, und es mußte an Weiteres gedacht werden; der Zimmerkellner hatte ein so gutes, zutunliches Wesen, daß sich Gustav mit der goldenen Uhrkette an ihn wandte; sie gewährte allerdings wieder Fristung; aber Gustav hatte es nicht über sich vermocht, den Kellner um Stillschweigen über den Verkauf zu bitten, der Wirt sandte die Rechnung, erschien am Ende selbst; Gustav glaubte in die Erde sinken zu müssen, als er nach einer Lüge greifen und dem Gastwirte vorreden mußte, er warte auf Briefe und Wechsel.

„Du kannst das nicht länger ertragen, und den endlichen Ausbruch solchen Skandals abzuwarten bist du nicht imstande,“ sagte er vor sich hin, nahm seinen Hut und eilte in Verzweiflung fort.

17.

Absichtslos kam er in die Nähe des Weinhauses, der lange Mann mit der ihn so ansprechenden Stimme ging redend neben einigen andern Männern an ihm vorüber und trat ins Haus. Gustav hatte nicht dahin gewollt, aber die Stimme zog ihn nach; diesmal begegneten sie sich im großen Zimmer und blieben prüfend, sinnend voreinander stehn. — „Gustav? — Gustav? irr' ich mich nicht?“ rief der Herr — Gustav kam nicht so schnell auf den Namen — „aus Prag?“ fuhr jener fort — „ich heiße Viktor.“

Nun wurde die Erkennung vollständig; der Jugendgespiele Viktor war es, und dieser beging das Wiederfinden mit einem solchen Aufwande von jubelnder Freude, ja mit Entzücken und Emphase, daß Gustav die Empfindung hatte, als würde er aus einer eisigen Atmosphäre in ein weiches, warmes Bad gehoben, die natürliche Freude, einer solchen Wärme zu begegnen, ganz unverhofft zu begegnen, ließ ihn wirklich alles vergessen. Und doch hatte er Viktor seit der reiferen Knabenzeit nicht gesehen, nicht in dem geringsten Bezuge zu ihm gestanden. So mächtig ist das, was in unserm Leben ein Stück Geschichte geworden ist, so erhaltungseifrig und freude- und lebensbedürftig ist unsre Natur im Innersten, daß ihr das Kleinste hinreicht, sich aufzuraffen.

Kaum ein leichtes Erschrecken gab ihm die Nachricht, daß Viktor Schauspieler sei — so hatte es ja früher in Prag schon geheißen — aber es gehe ihm vortrefflich, hieß es ja gleich dabei, und die schnelle Gedankenentwickelung in Gustav war natürlich; die Leute schmähen diesen Stand und sehen ihn verächtlich an, und Viktor befindet sich vortrefflich dabei, und du?

Viktor kommandierte gleich den besten Wein und ein glänzendes Frühstück; der Wirt räumte vorsichtig ab, was auf dem Tische stand, und sah dabei so gewiß fragend dem

Bestellenden unter die Augen, und als dieser keine Notiz davon nahm, über Gustav hin, der noch stattlich und solid gekleidet ging, dann gab er dem aufwartenden Kellner wie resignierend einen bejahenden Wink.

Viktors endliche Fragen, wie Gustav in diese entfernte Gegend komme, waren natürlich, ebenso natürlich erklärt sich's aber auch aus Gustavs Wesen, daß dieser um keinen Preis den wirklichen Zustand der Dinge mitteilen wollte, obgleich er sich durch Auffindung des Jugendbekannten herzlichst und erfreulichst berührt fand. Es ist viel leichter, ruiniert zu sein, als es gegen Bekannte einzugestehen, die nichts davon ahnen. Gustav fühlte sich im Gegenteile angetrieben, den Überlegenen zu spielen, wie er früher getan, und das reichliche Frühstück zu bezahlen; er bemerkte auch in der Aufregung nicht, daß die große Hälfte seiner neuen kleinen Barschaft davon verschlungen werde.

„Laß uns hinauswandeln in die Freiheit vor Wall und Tor, um unsre Herzen einander auszuschütten," sprach der junge Schauspieler und präsentierte aufstehend Gustav den Herren, welche mit ihm gekommen waren oder in der Nähe saßen. Es war leicht zu sehn, daß ihm die Darlegung solcher Bekanntschaft eine gewisse Satisfaktion gewährte: so sehr sich Schauspieler über Vorurteile hinwegsetzen, so sehr sie in Abrede stellen, eine üble Position in der Gesellschaft zu haben, so sehr sind sie im geheimsten Innern, oft ohne eigenes Bewußtsein, davon überzeugt, und die leerste Äußerlichkeit, welche jenen Anklagen zu widersprechen scheint, ist ihnen von größtem Werte.

Sie gingen ins Freie. Viktor erzählte seine Schicksale; sie bewegten sich in der hierbei ganz gewöhnlichen Folge: schöne, höhere Regungen hatten ihn frühzeitig über das ordinäre Treiben erhoben, er hatte nur voreilig alles übersprungen, was zu einer tüchtigen Existenz führen kann, Kenntnisse, Wissen, Anhalt übereilt und überlaufen, und auf diese

Art war seinen Händen immer ein fester Punkt nach dem andern entwichen, so daß am Ende nichts übrig geblieben war als der Ausdruck, das hohle Wort für große Dinge, das, was die meisten Menschen zum Schauspiele führt. Was hatte er nicht alles erlebt! Freundschaften gewonnen von größter Bedeutung, die er nicht zu halten gewußt hatte, Weiber und Liebe, für die ihm keine dauernde Fessel zu Gebote stand — hundert Menschen können erobern, einer von ihnen kann das Eroberte bewahren. Denn zum Erstürmen genügen einzelne Eigenschaften, zum Erhalten braucht's einen rundum gefestigten Menschen, einen in Gesinnung bewährten Charakter.

„Ich hab's verschleudert, vertändelt," meinte er, „was mir das Glück und glückliche Fähigkeiten gebracht haben; der Wechsel reizt allein, und ich kann's täglich wieder erwerben!" Diesen zuversichtlichen Ausruf strafte aber im Grunde eine trockne Kummerfalte Lügen, welche sich vom Nasenflügel nach dem Munde hinabzog. Das von Hause aus sehr glücklich und genial gebildete Antlitz hatte überhaupt schon etwas grell Gezogenes an sich, was wohl davon entstanden sein mochte, daß es sich ganz und rücksichtslos und täglich zur Darlegung übertriebener Leidenschaften hergegeben hatte; das große Auge sah so gewiß, starr und vereinzelt, ohne jenen Schmelz des Zusammenhanges mit den nächsten Zügen in die Welt hinein, verdrießlich umsäumt von den kleinen Winkelfältchen; der Teint war trocken und welk geworden, und das krause Haar, was hoch hinter der Stirn und den Schläfen begann, vollendete jenen wüsten Eindruck, welchen die Köpfe schöner Schauspieler so oft hervorbringen. Die ursprünglich schönen Formen werden von Linien und Zügen in nachteiligen Schatten gestellt, die übertrieben hervorgequollen sind und dem Ganzen eine Art gorgonischen Ausdrucks verleihen, für welchen das klare, ungalante Tageslicht nicht passen will. Ebensowenig wollte die Kleidung für jene Zuversicht passen — unsere Seele ist nun

einmal nicht imstande, eine Äußerung einzeln, ohne Zusammenhang und Verbindung mit dem, was drum und dran ist, aufzunehmen. Ein schwarzer Frack und ditto Beinkleider von bereits fadenscheinigem Tuche, an welchem sich hie und da Schmutzflecke zeigten, zerknitterte, nicht eben frische Leibwäsche, die von der gebrochenen, mit lockeren Knöpfen versehenen Weste schlecht bedeckt war, ein buntes à l'enfant umschlungenes Halstuch, Spitzenmanschetten, die offenbar nicht zum Hemde paßten, zusammengedrückte alte Handschuhe, die nicht angezogen wurden, das gab ein Ensemble, was die Zuversicht entweder verspottete, oder sie doch in eine forcierte Stellung wies.

„Wenn ich nur nicht hierher geraten wäre in diesen abgelegenen Winkel," fuhr er fort, „wo man versauert und zu keinem allgemeinen Bekanntsein kommt; aber dein Erscheinen, dein unerwartet Erscheinen, das mir wie die plötzliche Manifestation eines Gottes vorkommt, ist mir ein Zeichen, daß mich die Götter nicht verlassen haben, wird mir ein Mittel, mich herauszureißen — wo gehst du hin von hier aus? Gleichgültig, ich gehe mit dir; sprich!"

Dieser goldene Leichtsinn, dies rücksichtslose Anschließen an ihn, der selbst am Rande des Verderbens stand, die ganze Jugendatmosphäre, welche ihn mit dem Jugendgespielen überkam, die schnelle Einsicht, daß er hier immer noch, wie einst auf dem Kapuzinerberge der Herr und Überlegene sei, versetzte Gustav in eine so heitere und offene Stimmung, daß er zum erstenmal lächelnd und leichthin erzählen konnte, er besitze gar nichts mehr, und seine einzige Aussicht sei eine heiße Kugel. Wir wittern es unglaublich schnell, wo wir uns nicht zu schämen brauchen: waren's auch verzerrte, so waren's doch lauter ideale Beziehungen, Beziehungen zu einer nicht plump äußerlichen Welt, die Viktor trugen, hier konnte es nichts ausmachen, Geld und Gut verloren zu haben.

Und dem war auch so. Hatte ihn einen Augenblick vorher der Gedanke enthusiasmieren helfen, den reichen Jugendfreund wiedergefunden zu haben, welcher dem kümmerlich gewordenen Leben neuen Aufschwung verleihen könne, so ließ doch das bewegte Innere Viktors diesen Gedankengang schleunigst fahren, sobald er andere Saiten angeschlagen fühlte. Jetzt war's eine unerwartete Genossenschaft, die ihn ebenso schnell leidenschaftlich erregte — das Reiche lockt überaus, das Gleiche verbindet und stärkt, auch das Gleiche des Unglücks. Ein Stück Wissen lag doch in seinem Innern, daß er an seiner schlechten Existenz viel Schuld trage, jetzt sah er den hoch und solid geglaubten Gustav ebenso in miserabler Lage, natürlich jauchzte er auch über diesen Fund, umarmte den Freund lachend und jubelnd und hieß ihn willkommen auf dem interessanten Pfade des Nichtshabens.

Gegen zehn verschiedene Menschen hat unsere jedesmalige Situation zehn verschiedene Gesichter — „nun sind wir erst reich," sagte Viktor, „da wir beide nichts haben; nun laß uns ans Werk gehn, etwas zu schaffen."

Leute ohne Besitz haben die kühnsten Spekulationen; sie haben nichts zu verlieren und alles zu gewinnen.

„Zunächst mußt du Schauspieler werden," sagte Viktor, „um Zeit und Existenz zu gewinnen — ich sehe, du hast noch eine goldne Uhr, eine echte Busennadel, überall goldne Knöpfchen, das reicht hin, bis wir uns mit dem Direktor arrangiert haben; widersprich mir nicht, das verstehe ich alles vortrefflich. Jetzt gehen wir in deinen Gasthof, stärkeu uns noch einmal an einem brillanten Diner, dann mache ich dem Wirte die nötigen Eröffnungen, daß er sich gedulden muß, bis du deine Gastrollen gegeben — apropos, du darfst durchaus nicht als Anfänger auftreten, das brächte gar nichts, bist ein schöner, gewandter Mann; dies feine Tuch deines Leibrocks bringt wöchentlich zwei Taler Gage mehr ein, die Handwerksmaintiens erlerne ich dir in ein paar Tagen, die Gastrollen

studiere ich dir ein bis auf das Und — keine Einwendungen, komm zu Tische."

All diese Dinge und Folgen waren Gustavs Seele vollkommen fremd, er wußte aber nichts Genügendes zu entgegnen; das Nachteilige über den Stand selbst, wie es die Erziehung ihm beigebracht, konnte er aus Rücksicht auf Viktor nicht äußern, und er mißtraute in diesem Augenblicke auch all seinen Begriffen, und so ward er denn, leise abwehrend, aber doch nicht entschieden verneinend, von Viktors Energie fortgerissen. Noch denselben Nachmittag ging's zum Direktor; in einem flüchtigen Gespräche — denn ein besonderes Eingehen war wegen technischer Unkenntnis Gustavs, der für einen Schauspieler passierte, nicht zu wagen — wurden Gastrollen besprochen und zugesagt; Gustavs anständiges und hübsches Äußere gefiel augenscheinlich, nur der böhmische Dialekt erregte einige Bedenklichkeiten. „Indessen," meinte der Herr Direktor, die Pfeife aus dem Munde nehmend und mit Zufriedenheit lachend, „die Damen vergeben das einem frischen jungen Manne, und die Damen regieren überall das Publikum."

Viktor nahm den neuen Kandidaten des Abends mit ins Theater, und der leichte Schreck, daß hier schon kein Entree zu zahlen war, ging leicht vorüber. Ziemlich unbefangen sah sich Gustav die Vorstellung an, denn daß er bald selbst da oben stehen sollte, daran glaubte er noch keinen Augenblick. Übrigens war er ganz zufrieden, in solche Irre, solchen Wechsel geworfen zu sein, möge daraus werden, was da wolle. Viktor hatte in den letzten Akten zu tun und ward von einigen im ziemlich leeren Hause beklatscht — das machte Gustav einen sehr unangenehmen Eindruck, es verletzte seinen Stolz, den Freund solcherweise preisgegeben zu sehen, denn das Zeichen von Beifall schien ihm ebenso verletzend, als andern das von Mißfallen gewesen wäre.

Lächelnd sagte er sich indessen: „Nun, dergleichen

Urteilsweise mußt du dir freilich abgewöhnen, wenn du Schauspieler werden willst."

18.

Es scheint uns oft, als ob unser Gedächtnis tief verborgene Zellen habe, von denen uns selbst nichts bekannt sei, bis sie sich einmal plötzlich zu unsrer eignen Überraschung öffneten und uns mit Material versähen. Als Gustav die Deklamationsversuche mit Viktor begann, fiel ihm das Hinterstübchen Wlaskas ein und das Deklamieren derselben mit Gesten und Ausdruck und Bemerkungen, die er eigentlich damals gar nicht gesehen hatte, denn wir sehen nur das, was wir in uns nachschaffen. Jetzt erst trat diese Nachschöpfung bei ihm ein, und was er nach der Prager Katastrophe in Wien auf den Theatern gesehen, was er gelesen hatte, was ihm in Paris entgegengetreten war, das steuerte jetzt alles bei, um ihn zu seinem eigenen Erstaunen ein wenig einzurütteln in eine Beschäftigung, die er sich wildfremd geglaubt hatte.

Viktor war ganz zufrieden und hatte nur am Dialekt zu tadeln. Solange die Sache auf dem Zimmer, bloß dem Freunde gegenüber blieb, machte Gustav das alles gedankenlos mit; als nun aber der Zettelträger ein geschriebenes Blatt brachte, worauf die Probe angekündigt und sein Name als der eines Gastes mitgenannt war, da geriet er in die größte Unruhe und erklärte Viktor, das ginge nicht, Ernst könne daraus nicht werden — dieser aber lachte laut auf, nahm ihn unter den Arm und zog ihn fort.

„Was willst du tun? Willst du nach Böhmen an deine Verwandte schreiben und etwas Geld verlangen?" — „Nimmermehr! Lieber zugrunde gehn."

„Und warum nicht? Deinen kleinen Erbanteil solltest du doch reklamieren! Warum ihn den schlechten Verwandten

schenken! Du kannst allenfalls damit einen kleinen Handel mit Band anfangen — ernsthaft, dem Volke darf nichts geschenkt werden."

Für Viktor hatte bereits das Gold außerordentlichen Wert, so sehr er's leugnete, und die Gegensätze von Delikatesse und Gemeinheit waren in ihm bereits verwischt; er hätte bei schlimmerem Falle sich ohne weiteres entschlossen, um Unterstützung zu bitten. Gustav verwarf jede ähnliche Möglichkeit.

Es war ein vorwinterlicher sonnenheller Vormittag, als sie in das Schauspielhaus traten, durch einzelne Lücken fiel weiß und nüchterm das Tageslicht auf die Bühne und erleuchtete das Gerüst der Illusion. Nur auf dem Souffleurkasten brannten ein paar Talglichter, und die Vermischung solchen verschiedenen Scheins gab eine eigentümlich bleiche von breiten dunkeln Stellen unterbrochene Beleuchtung. Das Lattengerüst der Kulissen, mit einer groben Leinwand überzogen, die mit großen weiß, grün und schwarzen Klecksen einen Wald darstellen sollten, die Stricke, die schwarzgerauchten Lampen, die Inseltreste an den blechernen Leuchtern, die herumstehenden Versetzstücke, alles das fiel einer Novize wie Gustav doppelt auf, da er ohne Vorliebe und phantastische Beihilfe in diesen Tempel trat. Für den ersten Augenblick konnte er nur wenig unterscheiden, als er hinaustrat auf die Szene, die halb dunkel, halb bleichgelb mit Lichtstreifen durchschnitten war; er machte also die Verbeugungen ins Ungewisse hinein, da Viktor ihn der Versammlung vorstellte, nur aus diesem oder jenem Winkel vernahm er durch ein korrespondierendes Geräusch, daß seine Verbeugung nicht ganz in den leeren Raum hinein gemacht war.

Der Regisseur, Herr Müller, trat herzu und nahm ihn mit einem ganz artigen Gespräche in Beschlag. Das war ein ganz hübscher Mann, welcher über die Mängel und Lächerlichkeiten einer kleinen Bühne recht fein zu ironisieren wußte und bei dessen näherer Bekanntschaft man eigentlich

fragte: Wie kommt der Mann unter die Komödianten? Er ist kein Phantast, hat Verstand und ordentliche Manieren, ist nicht ohne Kenntnisse, versteht Handel und Wandel und Rechenkunst, lebt ganz ordentlich und gesetzt, soll keine Schulden haben, pflegt eine ganz reinliche Häuslichkeit — und dabei war er doch auch ein sehr gern gesehener Schauspieler, der namentlich in Konversationsstücken sehr verständig wirkte und gewissermaßen immer als deutlichster Erklärer der Vorstellungen angesehen wurde, der dem Publikum immer zurecht half, wenn es durch wilde oder schwierige Szenen ins Unsichere geraten war. Der natürlichste Gedanke war, daß der Mann seine Schauspielkunst wie ein ganz brauchbares Geschäft betrieb, dem er wohl gewachsen war. Mancherlei anderes liegt aber bei solchen Charakteren noch tief im Winkel: einzelne Leute, die sehr achtsam gewesen waren, wollten zuverlässig wissen, Müller könne doch mit all seinem soliden Anstriche ohne das Theater nicht bestehen, er habe ein paarmal schon recht hübsche kaufmännische und ökonomische Verhältnisse gehabt und sie ganz ohne Not aufgegeben, um wieder Regisseur zu werden, bei all seiner friedlichen und befriedigt aussehenden Ehe, in welcher jährlich ein Kindlein produziert werde, treibe er ganz in der Stille Unterschleif mit den jungen Mädchen aus dem Chore, und so harmlos er auch immer aussähe, so kämen doch eigentlich alle Intrigen von ihm, obwohl er äußerlich immer als lächelnder, beschwichtigender Friedensstifter erscheine. Man glaubte ferner, er mache sich gar nichts aus dem Spielen, eine mäßig günstige Position mit hinreichendem Auskommen sei ihm vollkommen genügend, und doch sei er eigentlich der rollengeizigste Mensch und lasse sich keine entgehn, die nur im geringsten was tauge — wozu spielte er sonst alle Tage, da viele seiner Rollen bequem von andern gegeben werden könnten; kurz man habe es hier mit einem stillen Wasser zu tun, wo hinter unscheinbarer Oberfläche wer weiß was läge.

Diese unerklärten Rätsel, Geheimnisse und Reize mahnen uns wirklich oft im höheren Staatsleben und besonders im Theaterleben, wo wir nicht begreifen, wie Lebensart und Person zueinander passen. Auf Gustav machte aber gerade Herr Müller mit der besonnenen, seine eignen Interessen ein wenig persiflierenden Manier den besten Eindruck, wie das immer bei Dingen und Personen zu gehen pflegt, die uns in vorgefaßten Meinungen bestärken. Denn im Grunde kam sich Gustav doch immer noch wie ein vornehmer Herr vor, der solche Kreise eben auch einmal bloß besuche, ohne sich dazu hinabzulassen, und Herrn Müllers Ironie tat ihm deshalb so wohl, weil sie ihn, den bloßen Besucher, ganz recht zu würdigen schien.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Beleuchtung und er übersah das Terrain: dort lehnte im grell karierten Mantel eine Dame an der Kulisse und klopfte ihre Rolle von einer Hand in die andere, vornehm und überlegen lächelnd auf einen kleinen, etwas verwachsenen Mann herabsehend, der sehr lebhaft vor ihr herum gestikulierte; er hatte einen ausdrucksvollen Kopf, der mit großer Nase und sehr beweglichen Augen vielleicht zuviel ausdrückte.

Die Dame war die erste Sängerin, der Kleine der Musikdirektor; es war aber eine Opernprobe gewesen, und die Primadonna verweilte vielleicht noch, um den neuen Liebhaber zu sehen, der gastieren wollte; Gustav ward ihr vorgestellt, und sie begrüßte ihn mit dem etwas magern, aber von üppigen Augen belebten Gesichte zurückhaltend liebreich, vornehm vertraulich; der kleine Musikdirektor komplimentierte und entrierte ganz wie der feinste Weltmann, für den man sich wundert, daß die schwarzseidnen Eskarpios fehlen.

In einer Seitenlaube saß noch eine Dame, die sehr hübsch zu sein schien und um welche herum viel Leben getrieben wurde. — „Das ist die reizende Toni," sagte Viktor, „komm!"

Aber Herr Müller unterbrach sie und meinte: „Wenn's beliebt, fangen wir an — Fräulein von Toni," setzte er hinzu, sich nach der Laube wendend, „darf ich bitten, dem Heer der Verehrer Stillschweigen aufzulegen." —

Toni sprang herbei und drohte dem lächelnden Regisseur mit dem Finger. Es war eine feine Figur, ein feines belebtes Gesicht mit glänzenden Augen voll schalkhafter Bewegung. Herr Müller stellte ihr den neuen Ankömmling vor, schnitt aber das Einleitungsgespräch damit ab, daß er die Probe anfing.

Nach gewöhnlicher übler Manier probierten die Herren mit Hut und Stock, die Damen in Mänteln und Tüchern, ohne Rücksicht auf Bewegung und Gestikulation, die Worte nur hersagend — diese Manier, wodurch alle bequeme Vorübung, den Körper an eine freie Turnüre zu gewöhnen, verloren geht, kam Gustav sehr zustatten, auf diese Weise brauchte er nicht aus der bequemen Besuchsweise herauszutreten, und die Illusion ward ihm noch immer nicht benommen, daß es mit der Schauspielerei kein Ernst sei.

Als er mit Viktor zu Tische ging, erzählte dieser fortwährend von der kleinen Toni, sie machte den Leuten viel zu schaffen. „Es ist ein adliges Fräulein," sagte er, „welche die reichsten und glänzendsten Verhältnisse aufgegeben haben soll, um Komödie zu spielen. Ihren rechten Namen wissen wir alle nicht, von der ganzen Stadt läßt sie sich den Hof machen, und jeder will sich ihrer Gunst erfreun, man weiß aber durchaus nicht, wieviel auf die Redensarten zu geben ist. Meine Liaison mit ihr, welche die erste war, als sie ankam, hat mich ganz kopfscheu gemacht. Sie nahm mich, wenn das Theater zu Ende war, mit nach Hause, wir tranken zusammen Tee, aber ich bin eigentlich nicht vom Stuhle weggekommen, auf den sie mich neben ihrem Sofa postiert hatte. Dem schleichenden Bösewicht, diesem Müller, trau' ich nicht über den Weg, ich habe scharfe Augen dafür, und wenn er

noch so unbefangen tut. Das Mädchen ist sehr liebenswürdig, und ich gebe sie noch nicht auf, obwohl sie mir jetzt des Abends immer entschlüpft."

Gustav war von dem allen wenig interessiert, er existierte ziemlich gedankenlos; aber ein wahrer Todesschreck kam über ihn, als er des Abends aus dem Parterre in den Korridor trat. Da hing der Theaterzettel für den nächsten Tag, und gedruckt, wirklich gedruckt las er seinen ehrlichen, vornehmen Namen — Ottomar — Herr Horn als Gast. Es war also wirklicher, entsetzlicher Ernst; vorbei war's mit jeder Täuschung, er war wirklicher Komödiant — o arme Tante! Und wenn sie das in Prag erfahren! Wie anders, wie stattlicher, wenn sie erfahren hätten: er hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ruhelos eilte er durch die Straßen, spät in der Nacht kam er heim.

Aus schwerem Schlafe weckte ihn am andern Morgen ein starkes Klopfen, es war der Zettelträger, welcher die Nachricht brachte, daß „Die Räuber auf Maria Culm" wegen Kränklichkeit der ersten Liebhaberin nicht gegeben werden könnten.

O wie tief atmete Gustav auf, als ob nun alles gewonnen sei — und er hatte den ersten vergnügten Tag. Nicht die Sachen selbst bilden unsern Zustand, sondern das Verhältnis derselben; ein kleiner Moment, der in eine Situation hineintrifft, kann ein viel größeres Glück sein, als ein großer Coux von Vorteil, der uns gesättigt findet. Das Blatt eines Baumes, was in den Kerker fliegt, ist ein Glück für den Gefangenen, das Pergamentblatt, was dem Reichen eine neue Erbschaft bringt, macht kaum einen Eindruck; der Freie streicht gedankenlos durch einen grünen Wald, der hoffnungslos Liebende gewinnt eine ganze Welt durch einen halben, halbgünstigen Blick, der sichre Bräutigam übersieht ein Antlitz voll Kuß und Liebe.

Er ging des Abends ins Theater, und zwar auf die Bühne, hinter die Kulissen — jetzt war es lichte, und die geputzten Spieler trieben sich da in mannigfachsten Gruppen umher. Die groben Kleider, die schreienden Farben, was sich alles von unten so gut ausnahm, überraschte ihn doch sehr in der Nähe, die dicke Schminke, das grelle Nackte sah ihn so befremdlich an, daß er gar nicht wieder dran glauben mochte, auch einmal in diese Mummerei zu gehören. Und nun diese Gespräche, Tändeleien, Zänkereien der Leute, die eben draußen vor den Zuschauern so ganz andre Gesichter und Empfindungen gezeigt hatten, die bis an die Kulisse ein tragisches Antlitz wiesen, und dort augenblicklich in irgend eine triviale Beziehung traten, die umgekehrt mit dem Stichworte aus einer heterogenen Situation hinter der Kulisse mitten ins Stück hinaussprangen — so störend es sein mochte, etwas Imponierendes lag doch darin! Die Leute wissen ja mit großer Gewalt die Verhältnisse wegzuwerfen und zu beherrschen, dachte er.

Besonders um Toni war wieder viel Zulauf; sie war auch wirklich feiner gekleidet, geschminkt, frisiert, auch die Komödianten haben ihre Aristokratie. Gustav fragte, als sie einmal allein war, ob sie Ton und Umgebung nicht in dem Ideale störe, das sie vielleicht zur Schauspielkunst gebracht habe.

Sie erwiderte lachend: „Ein solch Ideal hat mich gar nicht dazu gebracht; ich habe das Leben der stillen geselligen Welt arm und dürftig gefunden, deshalb hab' ich's verlassen; bunter ist's doch hier gewiß, mannigfaltiger, und das hab' ich zunächst sein und sehn wollen. Dort in den Besuchzimmern darf sich alles nur bis auf eine gewisse Grenze äußern, man sieht die Menschen alle gleich, hört sie mit wenig Abwechselung dieselbe Sprache reden, beim Gefallen fragt sich's nur: Heiraten oder Nichtheiraten, beim Mißfallen geht man sich bloß aus dem Wege, oder sagt sich Anzüglich-

keiten. Hier tritt der ganze Mensch in Haß und Liebe heraus."

„Das mag der Kuriosität halber ein Weilchen gehn," sagte Gustav, „aber auf die Länge —"

„Was frag' ich nach der Länge! Darüber verlieren wir eben die Nähe; ich habe keine Vorsätze, ich habe bloß Launen; mit den sogenannten Prinzipien wird das Glück gestört. —"

„Das Glück; ja was ist das Glück?"

Toni lachte: „Das kann Ihnen kein Mensch sagen, jeder hat eben sein eigenes, oder gar keins."

Da kam ihr Stichwort.

„Dies leichtsinnige Mädchen hat gar nicht unrecht," sagt sich Gustav, „jeder hat eben sein eignes Glück, oder gar keins; man muß sich das zurechtlegen, was man just haben kann, und dazu ist allerdings etwas leichter Sinn nötig. — Ich werd' mir leichten Sinn angewöhnen, dann komm' ich wohl noch ein Stück weiter in der Welt."

19.

Endlich kommt auch einmal der jüngste Tag, sagen die Leute, endlich kam auch der Tag, wo Gustav spielen sollte. Der tägliche Verkehr mit den Schauspielern, der Ton, welchen die Leute im Wirtshause gegen ihn angenommen, wo er bereits für einen Schauspieler galt, die Scherze und Spötte-reien Tonis, welche ihm die schwache Seite des Stolzes bald abmerkte, hatte ihn ruhiger und gleichgültiger gemacht. Wir lernen alles, auch das Verlernen; Toni hatte vielleicht am stärksten eingewirkt. Daß sie einen glänzenden geselligen Standpunkt verlassen, daß sie sich in dem neuen bedenklichen so heiter und sicher bewegte, daß sie ihn mit den Worten verhöhnte: „Bis jetzt ist er im Leben gar nichts gewesen, und nun schämt er sich, etwas zu sein" — das half aufs beste.

Er ging getrost zur Probe, die nun eine vollständige sein sollte; bei der ersten war die Liebhaberin, Mlle. Phantasie krank gewesen, heut war sie gesund, abends sollten die Räuber auf Maria Culm gegeben werden, die Zettel an den Straßenecken mit seinem Namen erregten ihm wohl noch einen leisen Schauer, aber nur einen leisen; gewöhnt sich doch auch der Furchtsame an den Mut.

„Gustav! Gustav!“ rief schreiend eine Stimme, als er auf die Bretter trat, und eine Dame hing ihm am Halse und überschüttete ihn mit Liebkosungen. Es war Wlaska, erste Liebhaberin unter dem Namen Mlle. Phantasie.

Obwohl man dergleichen Ausbrüche auf dem Theater und namentlich an Mlle. Phantasie gewohnt war, die selbst unter den Schauspielern für exzentrisch galt, so machte diese Szene doch einiges Aufsehn, man hatte sich Gustav entfernter gedacht, wie solcher Bekanntschaft. Gustav selbst war, wie immer durch Wlaska, in Verlegenheit, er konnte sich des Wiedersehns nicht freuen und mußte eine arge Verstimmung niederkämpfen, als sie mit offenbarer Übertreibung atemlos ihre Theaterschicksale erzählte, die sie bis Danzig gebracht hatten — „aber nun ist alles vergessen,“ rief sie, „nun habe ich dich wieder, du Stern meines Lebens, und nun lasse ich dich nicht mehr.“

Herr Müller gratulierte höflich zum Wiederfinden und bat, sich für die Probe zu sammeln. Toni sagte leise: „Ei, ei, so schlimm haben Sie Ihren Geschmack verborgen!“ Gustav hatte eine Empfindung, als sei er tief beschämt.

Die Probe ging sehr schlecht.

Toni meinte beim Schlusse: „Sie können viel besser spielen und müssen sich nicht durch überspanntes Zeug stören lassen.“ Wlaska hing sich ihm an den Arm, er mußte Krankheit vorschützen, um von ihr loszukommen. — Der Moment war da, das Haus gefüllt, man guckte durch die kleinen Löcher des Vorhanges — „'s ist sehr voll,“ sprach Toni, „so viel

tut ein hübscher junger Mann, auch wenn er nicht zu spielen versteht, die Natur überlernt kein Mensch.“ —

„Warum wollen Sie, gnädiges Fräulein, nicht der eben genesenen Mlle. Phantasie ihr Teil lassen am vollen Hause? Sie hat drei Wochen nicht gespielt,“ sagte Herr Müller und lächelte wie gewöhnlich.

„In drei Wochen mit einer Entbindung fertig zu werden,“ warf die Primadonna ein, welche sich unbeschäftigt auf den Brettern umhertrieb und sich vom Musikdirektor unterhalten ließ, „das kann auch nur eine Böhmin.“ —

Gustav hörte nichts, obwohl er in der Nähe stand, das Herannahen des gefürchteten Augenblicks hatte ihn ganz in Beschlag genommen, die fein gelispelten Worte des Musikdirektors, der sich mit ihnen und einem graziösen Handkusse bei seiner Dame empfahl, die Worte: „Wir wollen anfangen,“ schlugen ihm wie Posaunenschall in die Nerven.

Die Musik begann, die Bühne ward leer, der Souffleur klingelte, Gustav stand vor dem Meere von Köpfen, er wußte nicht, was ihm die Füße hob, er kam sich über alle Dinge in die Höhe gehoben vor, es sprach und hantierte ein ganz anderer als er — so schien's ihm wenigstens.

Der erste Akt war vorüber. — „Nur der böhmische Dialekt fällt auf,“ hieß es, „sonst haben die Leute nichts dawider“ — „du hast ja ganz mutig gespielt,“ meinte Viktor. Mutig? Irgendwas anderes in uns, unklares Gefühl, daß wir eben durch müssen, Mangel an Mut, Aufsehen zu machen, alles über den Haufen zu werfen, was uns fremdartig, beängstigend ist, ferner, daß wir uns willenlos der Situation hingeben, wie oft gilt das für Mut!

Kurz, es ging nun ebenso, daß er bald ein mittelmäßiger Schauspieler mit wenig Talent mehr in der Welt war, der so mitlief, weil eben gelaufen werden mußte. Wlaska mit ihrer phantastischen Überschwenglichkeit machte nach wie vor kein Glück bei ihm, sie hatte wirklich einen

Knaben geboren und bat Gustav ganz naiv, ihm seinen Namen zu geben, da er doch für die Taufe irgend einen bürgerlichen haben müsse, sein Vater aber ein unwürdiger Mensch sei, der sie gemein verlassen habe. Viktor warnte ihn lebhaft davor: „Du hängst dir da einen Balg auf fürs ganze Leben, denn von diesem zufälligen Namen macht man einst Gebrauch.“ — Gustav ließ es aber geschehen. Diejenige Verpflichtung, deren er sich noch immer gegen sie schuldig geglaubt hatte, meinte er nun erledigt zu haben; was wir sonst wohl erfahren, eine pietäts- oder landsmannschaftliche Teilnahme für das, was ein Stück Geschichte mit uns erlebt hat, das erfuhr er mit Wlaska just im Gegenteile: eben, weil sie soviel Geschichte mit ihm hatte, war sie ihm geradehin zuwider, und er wies von Tag zu Tage ihr übertriebenes Zärtlichkeitswesen schonungsloser und rücksichtsloser ab. Dagegen interessierte ihn Toni immer mehr, man nannte sie das Konversationslustspiel, neben der Kothurntragödie Wlaska; sie war auch wirklich im Lustspiele eine gute Schauspielerin, und übrigens ein geistreiches Mädchen. Vielleicht war es nicht bloß das hübsche Äußere und der gewandte Geist, welche Gustav zu ihr zogen, sondern die ihm zusagende Betrachtungsweise, die Auffassung des Lebens, welche, ganz verschieden von der seinigen, ihm große Erleichterung gab. Wenn das Gleiche wohl tun und bequem sein mag, so reizt und fesselt doch am meisten das Verschiedene, und jeder Mensch hat eine verborgene Sehnsucht nach Ergänzung. Wie gern hörte er folgende und ähnliche Worte des lebhaften Mädchens: „Wir gehören beide nicht zu diesen Komödianten, und Sie noch weniger als ich; aber wer findet im Leben das Ausreichende? Aushilfe ist alles, was uns nutzlosen Kreaturen zu Gebote steht; Sie sollten ein Prinz sein, der regieren läßt und sich wohl befindet, ich eine Prinzessin, die alles zur Mode machen kann, was ihr beliebt, Bewegung anrichten darf, Späße veranstalten. Um das im großen zu

versuchen, sind wir zu klein, ich bin zu fahrig, Sie sind unerfinderisch; beim Lichte besehn, lieber Gustav, werden Sie den Prinz von Gold und Seide streichen müssen und gelegentlich ein baumwollner Familienprinz werden, der in Beschränktheit und Liebe mit der Welt auf- und zusammengeht; denn eigentlich sind Sie, mit Ihrer Erlaubnis, ein mittelmäßiger Mensch, der leider aus der Bahn geworfen ist. Doch nein, damit könnte Ihnen unrecht getan werden. Sie sind ein mittelmäßig Talent mit viel edlen, unklaren Anforderungen an die Welt, und deshalb steht's bedenklich um Sie; ich glaube, das beste wäre, Sie läsen Bücher; das hat überhaupt viel Gutes, ich hab' nur keine Ruhe dafür. Ja, so wollte es denn mit unsrer Prinzlichkeit nicht recht gehn, und da sind wir unter die Komödianten gegangen: Sie, weil Sie den Leuten gerade begegneten und wahrscheinlich eben kein Reisegeld hatten, und — weil Sie eben auch mal ganz fertig waren mit der dürftig gebenden, ordentlichen Welt; ich, weil ich Unband just nirgends anders hin paßte. Wenn der Stil, die Manier nur etwas höher wären; lange wird sich's doch wohl nicht mehr treiben lassen, und wenn mir nicht eine glückliche Idee kommt, fahr' ich an einem schönen Morgen zu meiner alten Gouvernante zurück, die jetzt in schwarzem Krepp um mich trauert. Apropos wenn Sie nur nicht so schläfrig wären, Sie könnten mir jetzt der Mittelpunkt aller Intrige werden, ach, und Intrige ist so ergötzlich. Sie gefallen den Weibern, und die Männer sind eifersüchtig, bitte, geben Sie der blonden Primadonna, die so verliebt in Sie ist, ein Rendezvous hier unter meinen Fenstern, ich bitte den Musikdirektor, die kleine artige Bachstelze, zu mir, und laß ihn nicht vom Fenster; sagen Sie, Gustav, Sie können wohl gar nicht lieben?"

Es war auf ihrem Zimmer, wo sie das sprach, sie ergriff seine Hand und streichelte ihm die Wange. Gustav lächelte und küßte ihr die feine, weiße Hand, aber er be-

nützte das Entgegenkommen nicht; Toni hatte ihn offenbar sehr gern. —

So standen die Sachen und schleppten sich eine Zeitlang hin, Gustav hatte zu lernen und zu tun, er kam wenig zu eignen Gedanken und half sich weiter ohne besonders deutliches Bewußtsein. — Schlafen, Essen, Trinken, triviale Berührungen erfüllen ja wie eine Pflanzenvegetation zwei Dritteile unsers Lebens, und mit Entsetzen gewahren wir in besseren Momenten, wie wenig bessere, kräftiger bewußte Zeit uns werden mag, und daß es am Ende Momente bleiben. Die Theaterintrigen, welche ihn natürlich nicht verschonten, beachtete er wenig, man braucht auch zum Ärger und Zorn ein lebhaftes Interesse am Leben; Viktor, obwohl sehr abgekühlt und gleichgültig gegen den Freund, dem er so lebhaft entgegengekommen war, übernahm es meisthin, dergleichen zu schlichten; so rückte man tief in den Winter hinein, da ereignete sich plötzlich folgendes:

Wlaska, die sich fortwährend verschmäht sah, zog sich von Gustav zurück, ward finster und schweigsam. Eines Tages auf der Probe — es sollte ein Lustspiel eingeübt werden, und Gustav mit Toni hatte eine lebhafte Szene — trat sie rasch zwischen beide, ergriff Toni so heftig am Arme, daß diese aufschrie, und sprach langsam mit gepreßter Stimme: „Verräterin, du hast mein Leben vergiftet," und rasch, ehe jemand etwas ahnte, hatte sie sich einen Dolch in die Brust gestoßen. Sie fiel Gustav in die Arme und sprach noch: „Ich liebe dich bis über die Ewigkeit hinaus." —

Der Dolch war an die Erde gefallen, und Toni, einen bekannten Theaterdolch erkennend, der stumpf und rostig war, rief entrüstet: „Das geht doch bis zum Tollhause." —

„Hilfe — lauft nach dem Arzte!" schrie dagegen Gustav; Wlaska hatte nach jenen Worten die Augen geschlossen, ein warmer Blutsstrom stürzte über ihn, schwer wie Blei lag das Mädchen in seinen Armen.

Alles stürzte hinzu, Herr Müller hatte den Dolch aufgehoben, er war geschliffen und blutig — Toni ward davon und über ihren frevlen Ausruf, das Unglück verhöhnt zu haben, so betroffen und erschüttert, daß ihr die Sinne vergingen und Müller sie aufrecht halten mußte.

Alles stürzte durcheinander, schrie, klagte, es war nicht gleich ein Arzt zu finden, der Direktor kam, er rannte auf den Brettern umher, und schrie einmal über das andre: „Das wird uns ruinieren, Kriminaluntersuchung, Suspension der Vorstellungen, Entrüstung im Publikum." —

Müller verwies ihm solch unpassendes Betragen und fügte leise hinzu: „Im Gegenteile, der Skandal bringt Zulauf und volle Häuser." Die Primadonna rief ihren Musikdirektor und ließ sich wegführen. — „Ich habe", sagte sie auf die ohnmächtige Toni blickend, „die Ohnmachten nicht so zur Hand, aber ich vertrage solche Szenen nicht, es ist mir übel." —

Viktor stand bleich neben Gustav und half mit fliegenden Händen Wlaska auf einen alten Thronsessel legen, der mit verblichenem, schmutzig gewordenem rotem Plüsch überdeckt war — „es ist entsetzlich," stotterte er heraus, „und nun hast du den Balg auf dem Halse, wie ich dir vorausgesagt habe."

Der Arzt fand nichts mehr zu tun; das Herz war wirklich getroffen; Gustav mußte alles übernehmen, was dabei zu tun war, da der Direktor von nichts wissen und alles der Polizei übergeben wollte.

Dieser Anteil brachte nun alles noch zuwege, was an seiner Verzweiflung fehlen konnte: man behandelte ihn als den treulosen Halbgatten der Verstorbenen, die Weiber schmähten seine Abscheulichkeit, welche solch Unheil angerichtet habe, die Polizei brachte ihm das kleine Kind, dessen Vater er sei; „Komödiantenskandal!" hörte er von allen Seiten. —

20.

Es war ein regnerischer Tag des Spätwinters, als drei große Packwagen mit Kisten und Kasten beladen, mit abenteuerlich gefärbter und verblichener Leinwand zugedeckt durch die schlechten Wege zwischen Danzig und Elbing fuhren. Hinter der Kelle des Kutschers war immer eine kleine Lücke offen gelassen, in welche zwei, drei Personen ziemlich unbequem placiert waren. Wenn die Wagen aber vor einer Schenke hielten, da krochen allerlei muntre Gestalten unter den Leinwanddecken hervor und erhoben in den hölzernen Wirtsstuben einen bunten Spektakel.

Es war ein Teil der Danziger Schauspielergesellschaft, welche nach Elbing zog, um dort einige Monate zu spielen. Gustav war dabei, neben ihm saß eine wohlgenährte hübsche Frau, die nahe an den Vierzig sein mochte, und hielt Wlaskas kleines Mädchen auf dem Schoße. Sie ward allgemein die „hübsche Mutter“ genannt, weil sie alle Mutterrollen spielte und höchst redselig, gutmütig und ein wenig vernagelt war — bête, wie der Herr Direktor zu sagen pflegte, der in der Jugend zu Straßburg Komödie gespielt und von da noch mancherlei französische Ausdrücke in petto hatte. Beim Theater geht's eben auch wie bei der Gelehrsamkeit, es kommen Leute dazu und lernen die Handgriffe, die nicht Drang, nicht Beruf an solche Stelle geführt hat, sondern der leidige Zufall. Madame Poltmann war recht guter Leute Kind, wie sie zu sagen pflegte, aus einer kleinen Stadt im Lande Pommern, ihre Mutter hatte sich aber den Narren an der Komödie gesehen, die vor zehn Jahren einmal auf ein paar Wochen im Städtchen gewesen war. Dabei hatte es einen dunkellockigen Liebhaber gegeben, welcher sich sehr artig und verbindlich aufgeführt, dieser und die Komödie hatten ihr dann so gut gefallen, daß sie ihr Töchterlein durchaus zur Schauspielerin erziehen wollte. Ihr Mann sagte, sie sei nicht

gescheit, und die Verwandten schlugen die Hände überm Kopfe zusammen, sie ließ aber nicht davon ab, der Gatte segnete das Zeitliche, und sie nahm ihre paar Taler Vermögen und ihr bißchen Habseligkeit zusammen und fuhr mit ihrer Tochter zur nächsten Truppe, allwo das stramme, gesunde Mädchen eingestellt wurde und sich zunächst in jungen Mägden, zuweilen auch als robustes Landedelfräulein produzierte. Obwohl sie sich über die Maßen schlecht dabei ausnahm, war die Mutter doch entzückt, und als sie der Tod übereilte, bedauerte sie nichts mehr, als ihre schöne Tochter die Karriere nicht weiter verfolgen zu sehen. Es fand sich bei der Truppe ein starkknochiger Herr Poltmann, welcher die Biedermänner, Femrichter und pensionierten Offiziere zu allgemeiner Zufriedenheit spielte, dem gefiel das feiste, rote pommersche Mädchen sehr, und er trug der weinenden Waise seine fleischige Hand an; daraus ward eine Hochzeit und aus der Madame Poltmann allmählich die sogenannte hübsche Mutter, weil als solche ihr einfaches Naturell, was sie doch keinen Augenblick zu verleugnen wußte, am besten paßte. Dies Ehepaar war der eigentlich bürgerliche Stamm der Gesellschaft: ohne leichten oder sonstigen Sinn für Kunst trugen sie Sorge, daß ihre Rollen wirklich gelernt waren, daß sie ein leidlich Bett, mittags ein Stück Rindfleisch und für gewöhnlich hübsche Wäsche hatten — bei wilden Vorfällen und Exzessen sagten sie: „Ei du lieber Gott, sind das wunderliche Leute!“ und wurden dann meisthin zur Aushilfe benutzt, wozu sie sich mit ihren schwachen Kräften stets bereitwillig zeigten. Sie galten für dasjenige Depot philisterhafter Solidität, was jeder Gesellschaft als Bodensatz nötig sei.

So war Madame Poltmann jetzt auch zu Wlaskas Mädchen gekommen, und sie hätschelte und pflegte es bestens. Besonders tat sie das Gustav zu Gefallen, da sie ihn sehr gern leiden mochte — diesen Punkt anbetreffend pflegte man zu sagen: „Die hübsche Mutter hat auch ihre Faibles, und wenn

solch ein Faible sie etwa des Abends besucht, wo Poltmann, der Biedere, zum Biere gegangen ist, dann kocht sie ihm Tee, sollte er dringend werden, dann sagt sie ,o, o, das ist zuviel, Sie scherzen, und es schickt sich nicht,' und sie wehrt lächelnd und verschämt so lange ab, bis Poltmann heimkehrt und dem Gaste die Hand schüttelt und von seiner Frau hören muß: ,Du kommst ja heute sehr früh, Alter.'"

Madame Poltmann war nämlich allen Ernstes noch von jener reifen, fleischigen Schönheit, wie sie mancher junge Mann gerne sieht.

Diese Dame also und die Primadonna mit dem kleinen Musikdirektor saßen neben Gustav in der Spitze des ersten Wagens und ertrugen auf verschiedene Weise die Übelstände des schlechten Sitzes und Wetters und die Insinuationen des Wagens, welcher ihnen mit der Vorderachse alle Löcher des Weges schonungslos bemerklich machte. Madame Poltmann hatte nur Sorge für ihren kleinen Pflegebefohlenen, der Musikdirektor nur Augen für die malkontente Primadonna, welche sich wahrscheinlich Gustavs halber auf diesem Wagen angesiedelt hatte, und ihre Verstimmung, von diesem ignoriert zu werden, Sitz, Wetter und Weg am kleinen Cicisbeo ausließ. Ihr Thron war eine ziemlich hohe Kiste, und damit ihre Füße einen Anhalt gewännen, hatte der Kleine unter ihr Platz suchen müssen und bot seine Schultern und den etwas unklar und verwickelt aussehenden Rücken zum allenfallsigen Fußschemel. Das mochte bei den öfteren lebhaften Rucken, welche der Wagen erlitt, sein Störendes haben, indessen Püffe der Liebenden sollen ja immer süß sein, es blieb doch eine wenig unterbrochene Verbindung zwischen ihm und der Dame seines Herzens, und die Donna trug auch die seidenen oder doch seidenartigen Schuhe, welche sie als Königin der Nacht zu benutzen pflegte. Aus dieser Chaussure entstand nun vor den Schenken meisthin einiges Demelée, da sie kein Verlangen zeigte, die zarte königliche Bekleidung dem groben

Straßenkote anzuvertrauen, und immer verlangte, bis zum trocknen Asyle der Schwelle getragen zu werden. Der kleine Musikdirektor konnte das auf keine Weise prästieren, da die Donna von respektabler Größe und entsprechender Schwere war; eigentlich mochte es auf Gustav abgesehen sein, der verstand sich aber nicht dazu, und so mußte im entscheidenden Momente, wo der echauffierte Musikdirektor nach schleunigem Sukkurs schrie, der Kutscher gewöhnlich ins Mittel treten. Diese Intervention hatte ihr Schlimmes, einmal weil der Kerl durchgeregnet und schmutzig war, und zweitens weil ein sehr unsichrer Friedenszustand zwischen ihm und der Donna sich fortwährend offenbarte; diese hatte bereits so viel am Fuhrwerke zu tadeln gefunden, daß sich der Wagenlenker am Ende bewogen gesehn hatte, ihr sein nasses rotes Antlitz zuzukehren und ihr einige Erläuterungen mitzuteilen, die jedes Zartgefühl verletzen mochten. Es mußte indessen aus der Not eine Tugend gemacht werden; ja der Musikdirektor ertrug lächelnd ein noch viel größeres Mißgeschick: seine Position nämlich als Fundament der Geliebten erschwerte es höchlich, das Antlitz derselben zu erblicken, besonders da die Kiste einen überragenden Deckel hatte. Die Bestrebungen, dieses Glücks doch je zuweilen teilhaftig zu werden, erforderten also immer großen Aufwand, und ihr moralisches Element wurde stets durch die Ausdrucksweise der Donna gestört, welche ihm dergleichen Unbequemlichkeiten ersparen wollte und gewöhnlich zurief, ob er nicht stillsitzen könne. Ferner brauchte er die rechte Hand unumgänglich, einen Stützpunkt zu halten und dadurch einen festen Sitz zu sichern; nun hatte er aber mit vornehmen Leuten die Manier gemein, stark zu schnupfen, eine Manier, die selbst jeder andern Leidenschaft überlegen war. Das gab natürlich lebhafte Übelstände, denn mit einer Hand in beschränktem Raume, bei nassem Wetter die Dose handhaben und den natürlichen Folgen mit dem Taschentuche zu Hilfe kommen, welches Taschentuch des Regens halber

stets wieder in Sicherheit gebracht werden mußte — das ist offenbar mehr, als man billigerweise verlangen sollte. Dennoch lächelte er und führte das Gespräch. Dies sollte offenbar nebenher lehrreich für die Geliebte sein; denn es bewegte sich um Opern und Singmanieren; größtenteils wurde es zwar von der Donna schnöde behandelt, wenn aber just eine Lieblingsarie in Rede kam, erhob sie wohl ihre Stimme und sang einige Passagen, z. B.

O hört den Schwur, ihr Götter,
Seid Schützer, seid Erretter!

als welches auf den Stockfisch Don Juan — Gustav gehen mochte. Solche Äußerungen brachten sie aber wieder mit dem Kutscher in Kollision, der sich umzuwenden und zu sagen pflegte: „Na, mach Se mir die Pferde nicht scheu mit dem Spektakel!“ Diese Losung erregte natürlich Debatten, der Musikdirektor sekundierte mit dem wiederholten Ausdrucke: „Er ist ein Vandale,“ und ward dadurch ins Vordertreffen gerissen, weil der Geschimpfte diesen Ausdruck nicht verstand und das Unglaubliche dahinter vermutete. Er ließ also nach Art gemeiner Leute, die das Wort Pack immer im Munde führen, sehr Unangenehmes fallen wegen wahrscheinlich schlechter Bezahlung und Kujonierung obenein, und bewegte sich zweifellos nach dem Liebessitze des Musikdirektors zu. Die kleine Wlaska schrie, Madame Poltmann rief, man möge doch nicht so wunderlich sein, und Gustav mußte dazwischengreifen, was sich der Kutscher gefallen ließ, wahrscheinlich weil ihm der Ernst und die Ruhe dieses Passagiers imponierten.

Mit Gustav selbst war eine große Veränderung vorgegangen: zum zweiten Male war der Tod in sein Leben getreten, und wie er ihn das erstemal zusammenwarf, weil er ihm die äußere Existenz zerstörte, so wirkte er diesmal kräftigend und spornend, weil er ihm die ganze Torheit und Jämmerlichkeit seiner Zustände zeigte. Als sie Wlaska still

zu Grabe schleppten, da drängte es sich ihm mit Gewalt auf, daß er unmächtig in Verhältnissen herumgezogen werde, die keinen Halt und eitel Törichtes in sich trügen. Trotze dem Glücke und es wird sich beugen, sprach es in ihm, und je größer das Lästige um ihn wuchs, die Last des Kindes, das Gerede und Fingerzeigen der Leute, desto hartnäckiger rüttelte er sich in diesen Trotz. Nebenher empfand er ein lebhaftes Verlangen, Toni zu sehn, die Kraft und Selbständigkeit dieses Mädchens, der Einfluß gedanklicher Bezügnisse, welche er in ihr wirken fühlte, auch wenn er sich dessen nicht klar bewußt machen konnte, der Anstrich von einer andern stolzen Lebenswelt, welcher sie sich entäußert hatte, die aber in ihrem Wesen noch existierte und wirkte, das frische Leben dieses Geschöpfes unter all der Hohlheit und larvenartigen Gemachtheit der übrigen, wie er es bei der Katastrophe erkannte, zog ihn unwiderstehlich zu Toni. Er eilte, sie aufzusuchen. Sie war fort, kein Mensch wußte, wohin. Vorstellungen waren nicht möglich, da die zwei Hauptdamen fehlten; man behalf sich ein paar Tage mit Opern, der traurige Vorfall wirkte aber diesmal nicht mit der gewöhnlichen Neugier aufs Publikum, zumal nichts Beteiligtes in der Oper zu erwarten stand, sondern abschreckend, wie ein Leichenhaus. Die stets existierende Opposition der Religiosen gegen das Theater war überaus geschäftig, dies ganze Institut als ein Werk des Teufels zu verdammen, und verfehlte ihre Wirkung nicht, da ihr der erschreckende Eindruck zu Hilfe kam — das Haus blieb leer, der Direktor war in Verzweiflung und griff zu der dargebotenen Gelegenheit, einen Teil der Truppe nach Elbing zu schicken und sich in Danzig allmählich wieder zu vervollständigen.

Gustav, vom Schauspielen angeekelt, wollte es ganz beiseite werfen, es war aber immer noch das einzige kümmerliche Einkommen, was ihm blieb, nebenbei hoffte er auch, auf der Reise etwas von Toni zu erfahren, er stieg also mit auf

den Wagen und ließ sich schweigend fortschleppen. Nichts dachte er, als wie er das schöne Mädchen finden könne und wie das ungünstige Leben nun herausgefordert werden sollte auf alle Art.

21.

Diese Ermannung tat ihm denn auch in Elbing äußerst not: die zur Komplettierung fehlenden Schauspieler kamen nicht, die Vorstellungen konnten nicht beginnen, von Gage war also auch wenig die Rede, und die Not war groß. Gustav hatte sich bei einem Drechsler ein kleines Dachstübchen gemietet und sich für ein überaus Billiges in die Kost gegeben. In dem kleinen dürftigen Gemache saß er denn Tag und Nacht und las und schrieb und darbte. Lernen, lernen! war wieder die Losung, aber frei und tüchtig lernen, alles hat seinen Nutzen, Kenntnis allein rettet — dies war jetzt der Grundgedanke, um den sich alles gruppierte. „Die Welt ist feindlich," sagte er zu dem alten Drechslermeister, der ihn nach dem Feierabende zuweilen besuchte, „man muß sich Waffen schmieden, soviel man irgend vermag."

Meister Heinze schüttelte dazu den Kopf — „bin doch weit draußen im Reiche gewesen auf meiner Wanderschaft," sagte er zu seiner Tochter, „und hab allerlei Menschen gesehn, aber solch ein Schauspieler ist mir noch nicht vorgekommen." Seine Tochter war eigentlich noch ein Töchterchen, fünfzehn Jahr alt und dicht an der Grenze, wo die kindlichen Spiele, Freuden und Beziehungen noch schmecken und Ahnungen sich einstellen von einer ernsteren reichen Welt. Das dunkelblonde Haar wurde täglich brauner, die schlanken Achseln und Arme wurden runder, der frische Gesang ihrer kleinen Lieder, wenn sie den Kanarienvogel fütterte, ward täglich stärker und kräftiger, Meister Heinze sagte: „Ich kann jetzt schon ein ganz vernünftig Wort mit meinem Ännchen reden, und das

ist mir eine rechte Wohltat, die ich seit meiner seligen Katharina Tode mit Schmerzen entbehrt habe."

Gustav hatte nur zwei Interessen nach außen hin: einmal, Nachrichten von Toni zu gewinnen, und eine Stunde mit seinem Freunde Schaller zu verkehren und neue Bücher von ihm zu holen. Schaller war ein Schauspieler, der von Petersburg kommend in Elbing geblieben war, um eine Zeitlang mitzuspielen, sobald das Theater in Gang käme. Niemand kannte ihn, er verkehrte auch nur sehr oberflächlich mit den übrigen Schauspielern, nur für Gustav schien er sich zu interessieren und besuchte ihn täglich.

Gustav gefiel er außerordentlich. Im Äußeren schlicht und einfach, hatte er so viel Zurückhaltendes, als just angenehm für denjenigen ist, welchem die Menschen nicht eben erwünscht kommen. Nach diesem Eindrucke hin ging auch etwa seine Unterhaltung: in sich selbst müsse man eine Heimat zu gründen wissen, alles draußen sei fremd; selbst der Freund, selbst die Geliebte, welche Gewähr für sie haben wir denn? Dies oder jenes interessiert sie, fesselt sie an uns, etwas was von außen oder von innen an uns *erscheint*, das lieben sie — geht das mal über Nacht verloren, wo bleiben sie, wo bleibt die Liebe? Eine Krankheit kann mich entstellen, lästig machen, meinen Geist töten oder auch nur schwächen, ich bin nicht mehr derselbe nach außen hin, fort ist die Liebe anderer zu mir, wenn sie wahrhaft sich beweisen, erheuchelt aus Pietät, wenn sie schwach sind. Dauernd und fest ist nur das Verhältnis von uns zu uns selbst, tritt hierin eine grobe Störung ein, nun, so können wir einsam mit uns verkümmern, verderben, untergehn, wir treten dann ins Wesen einer bloßen Pflanze, welche verwelkt. Diese Selbständigkeit ist alles — jedes Unglück trifft uns am schwersten, weil wir in Verbindung und Beziehung mit andern sind, weil wir uns genieren, schämen, weil wir gutzumachen kriegen — für uns allein ist es unbedeutend, sähe es noch

so groß aus — das wirkliche Eheweib soll eine Ausnahme machen, ich glaub es nicht, es ist doch ein zweites Geschöpf, was nur in der Exaltation und poetischen Täuschung Ich werden kann.

„Aber wie sind Sie“, warf Gustav ein, „bei diesen Ansichten Schauspieler geworden?“

Ein Lächeln ging über Schallers blasses Gesicht: „Wir wählen selten den Stand, der Stand wählt uns, Schauspielerei ist zudem auch nichts als ein Spaziergang durch die Menschen; Sie können nirgends einzelner bleiben als hierbei, gerade das Gemisch von stärksten und schwächsten Menschen drängt sich auf die Bretter, jene, weil sie Freiheit und Herzensrechte suchen, diese, weil sie dem Bunten nachlaufen und vor dem Strengen des Lebens sich fürchten. Jene inkommodieren nicht, das tut der Starke nie, er trachtet höchstens nach Herrschaft, und diese von sich abzuhalten paßt ganz und gar in den erwähnten Drang nach Selbständigkeit. Die Schwachen mit ihren Flittern, ihrer Eitelkeit, ihrem unordentlichen Treiben sind niemand gefährlich, und als Zigeuner in der Zivilisation machen sie nur den alten Weibern zu schaffen. Ich wollte nur, daß unter ihnen einmal eine wirklich unabhängige geniale Liederlichkeit eines begabten Menschen zu finden wäre, das gäbe doch ein wirklich originelles Exemplar; so sind sie aber meist von Hause aus alle mit der allgemeinen Rinde der Gesellschaft bedeckt und reiben sie nur stellenweise ab. Darin liegt's, daß sie meist nur gewöhnlich unordentliche Leute sind.“

„Wie lange sind Sie Schauspieler, Herr Schaller?“

„Wenn man neugierig ist, mein junger Freund, wird man nie selbständig.“

Ännchen brachte das Mittagessen; es war auf einem Schüsselchen konzentriert; Schaller sagte ihr einige Artigkeiten, die sie nicht verstand, worüber sie aber doch errötete.

„Das wird ein schönes und ein liebenswürdig Weib

werden und manchem schwächlichen Kauze zu schaffen machen — warum essen Sie so dürftig?"

„Weil ich kein Geld habe!" Solch offenherzige Antwort hatte er bereits von den Schauspielern und seinem neuen Freunde erlernt.

„Ich kann Ihnen welches geben, wenn auch nicht viel —"

„Tun Sie das nicht, ich habe wenig Aussicht zum Wiederzahlen, und Sie verlieren Ihre Rolle der Einzelnheit und Abgeschlossenheit dadurch."

„Oh, wenn wir's noch so weit mit Ansicht und Grundsatz bringen, die Ausnahme, die Übertretung bleibt ewig der größte Reiz, und es interessiert mich, Ihnen ein wenig unter die Arme zu greifen. Das Wiederzahlen? Possen! Wenn man ein schön gewachsener hübscher Mann ist wie Sie und noch so reich an Schwächen, da hat man das Geld noch haufenweise zu erwarten; ich leg's bei Ihnen auf gute Zinsen."

Die Tage kamen und gingen, es wurden Wochen daraus, das Theater kam nicht zum Anfange, die Mitglieder schimpften, klagten, darbten, der kleine Musikdirektor mußte sich die Seele ausärgern mit Klavier- und Violinstunden, um sich und seine stets unzufriedene Donna zu ernähren, er stöhnte bitterlich über die Elbinger Jugend und den Kunstsinn derselben. Gustav mit Schaller verkehrend, befand sich besser als seit langer Zeit, las und lernte fleißig, und fügte sich dabei gern der Auswahl und Anordnung seines wunderlichen Freundes. Das innerlich starke Wesen dieses Freundes mochte wohl das meiste beitragen zu Gustavs Ruhe; Charaktere wie der seinige finden eine starke Tröstung im Verkehr mit Bezügnissen, die ihnen höher und geistiger zu sein scheinen, als sie der verschleuderte gewöhnliche Tag bietet. Wie an einer Eisenstange hielt sich Gustav fest an Schallers bewußtem Willen, und nebenher fand er im harmlosen Verkehre mit Meister Heinze

und dessen Töchterlein auch ein behagliches Genüge. Er saß jetzt oft in der freundlichen Werkstatt des alten Drechslers, schnitzte Holz, lernte nebenher einige Handgriffe, drechselte am Ende selbst ganz artige Dinge und lächelte dazu, wenn Heinze ihn lobte und Ännchen eine kindische Freude darüber bewies.

„So hab' ich Sie noch gar nicht lächeln sehn," sagte die Kleine, und zu eigner Überraschung erwiderte er: „Ich glaube selber, es ist seit Jahren nicht geschehn."

Der Sonntagmorgen ward ihm bereits ein erwünschter, lieber Zeitraum; der Alte rüstete sich zum Kirchgange, Ännchen, schon fertig geputzt, stand neben dem Rade und sah zu, wie Gustav arbeitete, rief besorgt dazwischen, wenn sie glaubte, daß er zuviel Raum wegschnurren lasse, klatschte in die Hände, wenn er ihr zeigte, es sei nicht zuviel und gebe eine hübsche Bildung. Dazu schien die Sonne ins kleine Zimmer, die feinen Späne wirbelten in ihren Strahlen, der Kanarienvogel sang aus voller Kehle, draußen läuteten die Glocken.

Waren sie fort zur Kirche und er saß allein, dann bedachte er, was den Tag zuvor gelesen und besprochen worden war, und ließ die Stoffe in sich hin und her fahren, damit sie sich einen Platz, eine Ordnung fänden, drechselte weiter, sah mit Vergnügen zu, wie das weiße harte Holz immer neue kraus gewundene Fasern und Ringe herausstellte, träumte sich gottselig in die reich und festgegliederte Schöpfung Gottes, welche bis ins kleinste Stückchen Holz ein sichres, anmutiges Gesetz zeige, und stimmte endlich zum gleichmäßigen Geschnurre des Rades ein altes Liedchen an, was seit der Knabenzeit von Prag in ihm geschlummert hatte. Dann überraschte ihn Freund Schaller, setzte sich lächelnd zu ihm auf die Bank und fragte: „Wie geht's?"

„Gut, mein Liebster, ich heimle mich wieder ein in die Welt."

„Jeder sucht's auf seine Weise, und beschwichtigt den

Krieg — das Leben ist ein Krieg mit allem, wenn's noch so friedlich ringsum in dieser Werkstatt aussieht; können Sie dem Manne das bißchen Miete nicht bezahlen, äußern Sie etwas gegen sein Christentum, kurz, gefallen Sie ihm nicht mehr, so hat die Herrlichkeit ein Ende."

Als Meister Heinze aus der Kirche kam, sah er absonderlich vergnügt aus und eröffnete denn auch bald sein Herz mit den Worten, er habe einen Vorschlag; Ännchen nämlich habe ihm mitgeteilt, was ihr Gustav neulich des Abends in der Dämmerstunde alles erzählt habe von seiner Jugendzeit, und da sei auch von der Jagd die Rede gewesen. — „Hören Sie, das ist auch meine Passion, 's sind jetzt gerade nicht viel Bestellungen da, für die Märkte ist auch vorgearbeitet, ich mach' mir hie und da einen freien Tag, Pulver und Schrot sparen wir uns vom Munde ab, hier im Wandschrank hab' ich zwei alte Flinten, machen wir uns morgen früh dran! Hohe Zeit ist's auch, das Frühjahr kommt; zwei Meilen von hier kenn' ich einen Förster, der Pulverhörner und sonstiges kleines Zeug immer bei mir bestellt, weil's ihm hier kein anderer zu Dank machen kann, der hat mich schon zehnmal eingeladen, und ich bin den ganzen Winter erst zweimal bei ihm gewesen, wie wär's mit morgen?"

Gustav fand eine kindische Freude daran, lief gleich nach den Gewehren, um eins zu putzen und geschickt zu machen, Schaller sagte: „Ich freue mich, liebster Gustav, daß Sie noch so unbefangene, wohlfeile Freude haben können, und wenn's der Meister Heinze erlaubt, so bin ich auch mit von der Partie, werd' mir ein ordentlich Schießzeug schon besorgen."

„Je, mit dem größten Vergnügen, Herr Schaller; das wird ja meinem alten Förster ein Hauptfest, und Ännchen nehmen wir auch mit ins Forsthaus, da kennt sie die alte Forstmutter und läßt sich was erzählen und wartet auf uns."

Dies bescheidene Vorhaben regte in dem kleinen Kreise, dessen Wünsche so glücklich bescheiden waren, die heiterste Lebenstätigkeit auf. Meister Heinze hatte den ganzen Tag vorzubereiten und hätte beinah seine gewöhnliche Bierstunde versäumt, welche er sonst mit der Minute einzuhalten pflegte; Ännchen sprang überglücklich umher und versicherte Gustav, den Gewehrputzenden, sie sei sehr glücklich.

So war es Abend geworden, der Meister war nach dem Bierhause, Gustav saß ermüdet im Winkel der kleinen Wohnstube, die durch einen verschlossenen grünen Vorhang von der Werkstatt getrennt wurde; die Aufregung hatte sich ein wenig gelegt, Ännchen machte das Kaminfeuer zurecht und füllte ein Körbchen mit kleinen Kienstücken, die auf der Ofendecke zum trocknen lagen, dann setzte sie sich vor die fett und dunkelrot pustende Flamme, legte die Hände in den Schoß und sah ins Feuer. Das junge Mädchen gewann dadurch ordentlich ein nachdenkliches und gegen sonstige Gewohnheit würdiges Ansehn, Gustav betrachtete das artige Bild mit dem größten Wohlbehagen. Seine Phantasie war erfüllt mit Tonis Liebreiz, es drängte ihn, davon zu sprechen, das junge Mädchen sah so mitteilungweckend drein, er rückte zu ihr und erzählte ihr seine Gedanken, schilderte Toni und die Sehnsucht nach der Verschwundenen. Mit dem wärmsten Anteile hörte Ännchen zu, unterbrach ihn nur zuweilen mit den Worten: „Ach wie schön, wie liebenswürdig muß sie sein!“ und als Gustav zu Ende war, rief sie aus: „Wenn sie doch zu finden wäre!“

„Gutes Ännchen!“ sagte er, und küßte sie auf die Stirn. Das Mädchen bebte leise, auf dem Hausflur ließ sich der stapfende Stock des heimkehrenden Meister Heinze hören.

22.

Man konnte sagen, es war den letzten Tag vor dem Frühlinge, als nächsten Morgens unsere Elbinger Gesellschaft auf die Jagd zog; über die Erde, zwischen den Bäumen hin, durch die Luft zog schon solch ein leiser Hauch des neuen Sonnenjahres, aber in der Nacht war noch ein leichter Frost und ein Schneereif über die Erde gefallen, und die Wanderer schritten trocknen Fußes durch die Föhrenholzungen hin. Sie waren guten, fröhlichen Mutes, nur Herr Schaller, den die Richtung des Weges zu überraschen schien, war ernst und nachdenklich.

Der Morgen dämmerte langsam herauf, und als der erste Sonnenstrahl durchbrach, sahen die rüstigen Wanderer durch die Bäume hindurch das alte Försterhaus mit den blanken Fensterchen schimmern. Sie fanden Geschäft und Bewegung darin, und der alte Förster wußte nicht recht, ob er Verlegenheit oder Mißmut unterdrücken sollte, als er die Gäste willkommen hieß und an der Jagdrüstung erkannte, worauf es abgesehen sei — der gnädige Herr hatte just zu diesem Morgen eine große Jagd ansagen lassen, er konnte jeden Augenblick kommen. Schaller lächelte, Gustav war verdrießlich, Meister Heinze betreten; die alte Frau Försterin trat aber mit ihrer Behäbigkeit dazwischen und schlichtete, sie herzte Ännchen, versicherte, ihre Tage nicht so ein hübsches, frisches Kind gesehen zu haben, und indem sie den Herren die Flinten abnehmen und in eine Nebenkammer stellen half, sagte sie: „Sein Sie nur guten Muts, meine Herrn Stadtherrn, das gnädige Fräulein kommt heute mit, da werd' ich ein gut Wort einlegen, und Sie werden schon zum Schießen kommen; jetzt wollen wir aber doch die Büchsen nicht sehen lassen."

Da hörte man aus der Ferne Geräusch, Hundegebell, Hufschlag und Wagengerüttel auf dem harten Wege, eine

Reiterin flog auf einem feurigen Schimmel durch die Bäume und parierte den Galopp des Pferdes erst dicht an der Haustür. „Toni!“ rief Gustav außer sich und stürzte ihr entgegen — die Dame, gerötet vom frischen Morgen, erhitzt durch den raschen Ritt, verschönert durch den schwarzen Hut, von dem der Schleier wehte, durch das dunkle, knappe Reitkleid, war es Toni? Sie sah dem sie leidenschaftlich begrüßenden jungen Mann kalt und vornehm ins Gesicht und sprach kein Wort; alsbald kam auch ihr Onkel zu Pferde an und ward als gnädiger Herr vom Förster begrüßt; er fragte nach den Fremden. „Besuch aus Elbing, gnädigster Herr, der mir heute unerwartet und“ — setzte er leiser hinzu — „ungeladen kam.“

„Wenn die Herren Schützen sind, kannst du sie mit anstellen — wie heißt der Herr in der Haustür, Förster?“ fragte er leise und hastig, und nahm seine Mütze ab, grüßend nach dem Fremden — es war Herr Schaller, der mit untergeschlagnen Armen aufmerksam den Edelmann betrachtet hatte. Der Förster wußte es nicht.

Die Wagen kamen heran, man stieg ab, die Treiber wurden beordert, ein Jäger brachte dem Fräulein eine leichte Jagdflinte, alles wurde in Ordnung gesetzt, man brach auf. Zum öftern sah der gnädige Herr Graf nach Schaller hin, die Physiognomie mußte ihn sehr beschäftigen. Mit Lärmen ging die Jagd in den Wald, Wagen und Pferde gingen nach andrer Richtung, um später die ermüdeten Jäger aufzunehmen.

Im Försterhause war es ganz still geworden. Ännchen ließ sich von der Alten erzählen, ob das gnädige Fräulein Toni heiße — denn sie hatte Gustavs Ausruf wohl vernommen — und ob sie verreist gewesen, und wie sie sei.

Toni heiße das Fräulein nicht, aber ähnlich: Antonie, und verreist sei sie lange gewesen, bei Verwandten an der Ostsee.

Ob sie vielleicht Schauspielerin gewesen.

Bewahre der Himmel, das wär' eine schöne Geschichte, wenn man so was nachsagen wolle, wie's einmal im Dorfe geheißen hat, daß es der reiche Bauer Friedrich mit vom Getreidemarkt in Danzig gebracht habe, der sie in der Komödie gesehen haben wollte — der gnädige Herr sei so böse über diese Redensarten geworden, daß er seinen Kutscher habe totschießen wollen, der es fraglicherweise dem Friedrich nacherzählt habe.

Ännchen betrachtete nachdenklich die zinnernen und kupfernen Geschirre, welche spiegelblank auf einem Brettchen standen, das um den Sims der braunen, hölzernen Stube lief; sie wußte sich gar nicht zu finden in ihre Gedanken, und es war ihr ganz recht, der Alten mit zur Hand gehn zu können, welche eine stattliche Mahlzeit rüsten wollte für die Jäger und Gäste.

Draußen war die Jagd im besten Gange. — Gustav, von seiner Jugendzeit in Prag her noch ein trefflicher Schütze, erregte das größte Aufsehen; man bot ihm Wetten an, er geriet in die größte Verlegenheit; denn seine Tasche war ziemlich leer, und auf das mehr als wahrscheinliche Gewinnen hin die Paraden einzugehn, ließ ein andrer Stolz nicht zu. Stolz gegen Stolz — Herr Schaller schlichtete den Streit: er nahm alle Wetten an, die gegen Gustavs Treffen gemacht wurden.

Das gute Schießen, was nächst dem Reiten, hohem Spiel und genauer Kenntnis der Hunde für eine spezifische Fähigkeit des Kavaliers gehalten wurde; Schallers Benehmen, was unter einer gewissen Sicherheit und Überlegenheit entgegentrat, hatte im Verlaufe der Jagd die beiden Fremden, welche so dürftig eingeführt worden waren, bei weitem günstiger gestellt. Man beachtete sie sehr, man war neugierig, man fragte im Weitergehen den Meister Heinze nach ihnen. — Schaller, dies vorhersehend, hatte aber dem Meister schon

zugeflüstert, was er zu sagen habe; diese Art von Verleugnung wurde dem ehrlichen Elbinger zwar sehr schwer, aber Schallers Autorität siegte auch hier, der Meister wußte nichts, als daß es ein paar Fremde seien.

Gustavs Bewillkommnung des Fräuleins hatte niemand von der höheren Jagdgesellschaft bemerkt, das Fräulein war auch fortwährend so umringt von dienstbeflissenen Herren, und der Jäger, welcher ihr die Flinte lud, wich ebenfalls keinen Augenblick von ihrer Seite, daß Gustav keinen neuen Versuch der Annäherung wagen konnte. Er verlor sie aber keinen Moment aus dem Gesichte, und trotz ihrer befremdenden Art, die früher so freundlich gehegte Bekanntschaft aufzunehmen, empfand er bei ihrem Anblicke das größte Entzücken. Daß er sich wirklich irren, daß sie eine andre sein könne, fuhr ihm wohl auch einmal durch den Sinn, fand aber keine Stätte, und wenn er zuweilen, nicht weit von ihrem Schußstande aufgestellt, dem Mutwillen nachgab und ihr auf weite Distanz die Hasen wegschoß, welche ihr in den Schuß liefen, dann beantwortete sie diese Herausforderung auf der Stelle damit, daß sie ohne weiteres in sein Terrain hineinschoß. Es war ihm, als ob er Toni da sprechen, spotten und lachen hörte.

Die Sonne schien prächtig — Gustav hatte all die lange Zeit des Leides vergessen.

Die Wetten waren alle gewonnen, die Fremden waren aufs Schloß geladen, das gnädige Fräulein hatte sogar aus dem Forsthause das hübsche Ännchen mit sich genommen, weil sie ihr wohlgefiel. Man saß zur Tafel, sogar Meister Heinze hatte am untersten Ende des Tisches ein Plätzchen gefunden, Herr Schaller erzählte Jagdgeschichten aus Rußland, alles war guter Dinge.

Gustav hatte auf dem Rückwege das Verhältnis zu Toni und ihr Verleugnen desselben seinem Freunde mitgeteilt. — „Ignorieren, mein Lieber,“ erwiderte er,

„ignorieren müssen Sie die Dame, dann wird sie selber kommen."

Gustav, seit längerer Zeit schon auf einen dreisteren Fuß der Welt gegenüber postiert, hatte bereits die nötige Sicherheit dazu, er nahm nicht die geringste Notiz von dem Fräulein und tändelte zuweilen in lustigen Scherzreden mit Ännchen, welche Toni neben sich gesetzt hatte. Das Fräulein schien aber ebenfalls nicht das mindeste zu bemerken.

Unterdessen brachte Schaller ein Gespräch aufs Tapet, welches die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch zu nehmen schien: er fragte den Hauswirt, ob er nicht einen Verwandten seines Namens habe, der vor vielen Jahren auf Reisen gegangen sei?

„Nicht daß ich wüßte."

„Einem Manne Ihres Namens bin ich in Moskau begegnet, er war stark derangiert von der Reise, und ich hatte das Vergnügen, ihm nützlich sein zu können. Es waren wunderliche Geschichten, die er mir erzählte: wegen ungewöhnlichen Lebensansichten war er vom Vater nicht wohl gelitten, und hatte wegen eines Bruders, den er zu hänseln liebte, täglich neue Mißverhältnisse; kurz, die Heimat war ihm lästig geworden, und er hatte sie eines Morgens ohne Abschied verlassen, um in die weite Welt zu gehn. Es schien ein gewisser Schalk in ihm zu wohnen, denn von besonderem Genüge war es ihm hinzuzusetzen, daß er als Ältester Majoratsherr sei, und der Herr Bruder, welcher bei Verschollenheit des legalen Erben das Majorat angetreten habe, nun in der endlosen Besorgnis lebe, jener könne einmal plötzlich heimkehren."

Diese Mitteilung hatte eine Totenstille erzeugt; die Gäste, welche das Verhältnis der Familie kannten, schienen ebenso betroffen zu sein wie der Hausherr. — Schaller schwieg aber nur einige Sekunden und sah lächelnd drein, dann setzte er hinzu: „Ich glaube indessen, es ist keinerlei Besorgnis

nötig, der herumstreifende Majoratsherr kümmerte sich um viele Dinge, die ihn nichts angingen, und sprach, wo ihn niemand gefragt hatte — das war nun in Rußland schlecht angebracht, man hat ihn, soviel ich weiß, nach Sibirien geschickt. Ich glaube wenigstens, mich geirrt zu haben, als ich mir ein paar Jahre später einmal in Paris einbildete, in einem vorüberfliegenden Wagen hab' jener herumstreifende Majoratsherr gesessen."

Und nun folgten von dem gewandten Schaller so viel interessante Geschichten aus Paris, daß jene Erinnerung bald von der Teilnahme des Zirkels überdrängt wurde, wenigstens war man wieder gesprächig, und niemand kam darauf zurück. Der Hausherr nötigte stark zum Trinken und kündigte für den zweiten Tag darauf eine neue Jagd an. Was von den Gästen gleich bis dahin bleiben wollte, ward dazu eingeladen, auch Schaller, Gustav, Meister Heinze und Ännchen — Meister Heinze schlug es rund ab: so lange könne er seine Kunden nicht umsonst nachfragen lassen, aber Ännchen ließ er da, und ging mit schwerem Herzen in Fräulein Antoniens Vorschlag ein, ihr Ännchen überhaupt auf einige Zeit zu überlassen, sie sollte in mancherlei Fertigkeiten unterrichtet werden. „'s ist zwar nicht notwendig für sie, denn am Ende kriegt sie doch nur 'nen Bürgersmann, für den Kochen, Stricken und Nähen hinreicht, andre Herrlichkeiten sogar im Wege sind, und zu Hause wird mir angst und bange werden ohne das Kind, indessen ich will nicht in den Weg treten, über ein Mädchen beschließt der Herrgott selbst, und ein artig Kind ist's, wenn sie nicht eines Drechslers Tochter wäre, möchte das Beste für sie passen."

Als Herr Schaller und Herr Dorn waren die beiden Schauspieler aufs beste im Schlosse einlogiert; wofür man sie hielt, wußten sie nicht; sie saßen munter beim Frühstück und ließen sich von der Sonne bescheinen, die im Zimmer umherlag.

Gustav fragte, was an der Geschichte gewesen sei vom Majoratsherrn.

„Nichts, Lieber — wir brauchen Terrain und müssen uns eine Wichtigkeit geben. Über kurz oder lang erfahren sie doch, daß wir Schauspieler sind und weisen uns die Tür. Sie müssen aber doch einige Zeit und Gelegenheit haben, um mit Toni auf sichern Fuß zu kommen. — Schauspielerin ist sie gewesen, ich seh's am Putz, am Auge, am Teint, am Gange."

Der Bediente trat ein: „Der gnädige Herr lasse fragen, ob es den Herren gefällig sei, mit ihm auszureiten." Die Einladung ward angenommen.

Als man im Hofe zu Pferde stieg, ward ein Fenster aufgerissen, Fräulein Antonie im fliegenden Negligé rief ihrem Onkel zu, nach welcher Richtung er ritte, sie wolle nachkommen.

„Das Ignorieren wirkt!" flüsterte Schaller neben Gustav.

Sie ritten langsam voraus, und es dauerte denn auch nicht lange, so kam Fräulein Antonie vollen Karrieres nachgebraust. Sie hatte sich nicht die Zeit genommen, das Negligé mit einem Reitkleide zu vertauschen: die Locken flogen, ein Schuh war bereits verloren, und der schöne Fuß saß nur strumpfbekleidet im Bügel, wild, aber verführerisch sah die rasche Dame drein, nahm keine Notiz vom Schelten des Onkels, ordnete ununterbrochen und ohne zu sprechen das widerspenstige, für das Reiten zu kurze Gewand und sah entschlossen wie zu einem Feldzuge bald dem Onkel, bald Herrn Schaller, bald Gustav ins Gesicht.

„Mein Taschentuch, Herr Dorn, ich bitte!"

Es flog rückwärts, Gustav ritt danach und stieg ab; sie war alsbald bei ihm, die älteren Herren ritten weiter.

„Warum kennen Sie mich nicht, warum wollen Sie mich nicht kennen?"

„Mein Fräulein —“

„Sie sind impertinent; warum affektieren Sie auch unter vier Augen, mich nicht zu kennen — sagen Sie nichts, unterhalten Sie mich, aber angelegentlich, interessant — was ist aus der Bande geworden? Was spielt Herr Schaller? Was kokettiert er solch eine Wichtigkeit? Wo hat er das Zeug dazu her?“

Gustav lachte und küßte ihr den Fuß — da kam der Onkel schnellen Laufes zurückgeritten, um zu sehen, was es gäbe.

„Passen Sie heut abend nach dem Tee ordentlich auf, damit ich Ihnen ein Billett geben kann.“

Das sprach sie im Augenblicke, wo der Onkel im Geräusch des galoppierenden Pferdes ankam.

Jetzt war sie heiter, gesprächig, voll Witz und Mutwillen und unterhielt alle vortrefflich.

Des Abends sah sie reizend aus, und unter der Tasse, die sie Gustav reichte, berührte sie ihn mit den Fingern und steckte ihm das Briefchen zu.

„Sie verlieren da etwas,“ sagte Schaller und griff ebenfalls unter die Tasse, aber Gustav war bei aller Bestürzung geschickt genug, diese Dreistigkeit unschädlich zu machen, das Billett zu retten.

23.

Toni beschied ihn durch das Billett auf ihr Zimmer. Etwa eine Stunde später, als man sich aus dem Salon entfernt habe, solle er kommen. Es folgte eine genaue Beschreibung der Lokalität.

Die Schwierigkeit für Gustav war nur Schaller, der neben ihm wohnte, dem er natürlich nach der Billettattrappe nicht mehr trauen mochte, der des Abends oft noch lange mit ihm zu schwatzen pflegte und gerade heut kein Ende finden

konnte. Gustav mußte endlich Todesmüdigkeit vorschützen, um ihn fortzubringen. Nun war die Aufgabe, nach einer Weile den Stubenschlüssel leise umzudrehen, welcher die beiderseitige Verbindungstür schloß.

Gustav tat es; das Schloß, wahrscheinlich selten in die Notwendigkeit versetzt, knarrte widerspenstig, Schaller hatte es sicher gehört. Es lagen neun Zimmer in einer Reihe, welche alle auf den Korridor führten und innen durch Türen alle verbunden waren, die diesseitigen äußersten bewohnten Schaller und Gustav, die jenseitigen äußersten der Gutsherr, die mittleren, dicht am Gutsherren, Toni mit ihrem Kammermädchen, deren Zimmer von Gustav aus passiert werden mußte. Der Salon war eine Treppe tiefer.

Er probierte im nächsten Zimmer, ob die Tür nach dem Korridor auch geschlossen war — nein, er tat es also selbst, ebenso bei der folgenden, in welcher durch die halbangelehnte Tür ein Lichtschimmer aus Tonis Gemache drang. Mit Erschrecken hörte er die Atemzüge eines Schlafenden — es war die Kammerfrau. In Tonis Zimmer tretend deutete er stumm und besorgt hinter sich; Toni lachte aber zu seiner Bestürzung laut auf und sagte: „Das Mädchen hat von Hause aus den besten Schlaf in der ganzen Gegend, und ich habe ihr heute so viel Bewegung gemacht, daß sie tot ist — die Türen? Natürlich habe ich sie offen gelassen, und Sie hätten sie nicht schließen sollen; passiert etwas und man bemerkt's, so ist man verdächtig, und dies gottlose Wort, was man wegen des unbedeutendsten Zeuges gebraucht, ist mir just das widerwärtigste. Sind alle Zimmer offen, so kann im Notfall kommen wer will, dann trotzt man wirklich den Leuten, nicht wenn man sich versteckt."

„Warum aber, mein Fräulein, haben Sie mich dann nicht offen beim Abendessen eingeladen, ich solle Sie gegen Mitternacht noch besuchen, Sie würden im weißen Nachthabit zu Bett liegen und Silhouetten schneiden."

„Ja, sehen Sie, ich schneide da den Herrn Schaller auf allerlei Manieren; der Herr Schaller ist übrigens zehnmal interessanter als Sie, wenn er nur zehn Jahre jünger wäre, dann nützte es Ihnen nichts, immer noch zwanzig Jahre jünger zu sein als er. Aber, obgleich ich's für ein Vorurteil und eine üble Gewohnheit halte, junge Leute vorzuziehen, wenn die Männer über Fünfzig sind und so gewisse weichliche, welke Hände bekommen, da interessieren sie doch nur, sobald ein Tisch dazwischen steht.

Und den Besuch anlangend, ja da haben Sie ganz recht, ich hätte Sie offen einladen sollen und das hätte ich auch getan, wäre ich unabhängig genug und nicht meinem Onkel unterworfen, und — sehen Sie, ich mache mir nicht so viel aus der Welt, als ich hier von der Hand auf Ihren Schnurrbart blase, aber es ist mir fatal, wenn das klägliche Volk zischelt, die Köpfe zusammensteckt — kurz ich hasse den guten Ruf bei gewöhnlichen Leuten und kann den schlechten nicht ertragen. Wir sind ja alle so jämmerlich, weil wir halb sind, was wir ganz sein wollen, und wenn wir Weiber über diese Halbheit hinausgehn, so werden wir merkwürdig und hören auf liebenswürdig zu sein.

Beim Lichte besehen, was habt ihr denn an einer Mädchentugend, die immer neben der Mutter geschlafen hat — aber, ihr habt auch keine Courage, ohne den Quittungsschein der Tugendassekuranz mögt ihr ein Mädchen nicht, was?"

„Sie sprechen über Mädchen," entgegnete Gustav, „als wenn die Mädchen Männer wären."

„Seien Sie still, Sie sind ebenso borniert in Ihren Mannesvorurteilen! Die törichten Weiber, sie sind immer die ersten, welche uns anklagen, wenn wir aus der Abhängigkeit herauswollen. Und die Männer! Man sieht euch nie anders als eitel oder sinnlich! Solch eine Zusammenkunft, eine Visite, wie jede andere, nennt ihr ein Rendezvous, und da

glaubt ihr euch zu allem berechtigt; Sie verwundern sich über meine ganz offene Versicherung, daß ich nichts will als eine pikante Unterhaltung. Sie selbst sind nicht bedeutend genug, um pikant zu sein, deshalb will ich mir das durch die Situation verschaffen."

In dieser Weise ging es fort, und sie hielt wirklich, was sie gesagt: Gustav durfte ihr die Hand küssen, mehr gewährte sie nicht; nur darin war sie inkonsequent, daß sie mitunter im Reden inne hielt und nach der Seite von ihres Onkels Zimmern hinhorchte, wo nicht verschlossen sei. Ihren Prinzipien war wohl die Kraft noch keineswegs gewachsen.

Plötzlich schrak sie laut auf: ein großer Jagdhund ihres Onkels stand zwischen Gustav und ihr und legte seine Schnauze auf das Bett, in demselben Augenblicke fiel ein Schuß vor den Fenstern. — „Fort, fort, Gustav, und schließen Sie die Türen auf!" Der Hund knurrte und bellte und rannte hinter Gustav her, die Kammerjungfer erhob sich schlaftrunken im Bett; während Gustav rasch die Türen aufschloß, wurde alles im Schlosse lebendig; als er in sein Zimmer trat, hörte er schon von Tonis Seite her die Stimme des Gutsherrn, Schaller pochte an der verschlossenen Tür.

24.

Es wußte niemand den andern Morgen, woher dieser nächtliche Schuß gekommen sei. Der Gutsherr machte ein sehr schlimmes Gesicht, und da es obenein regnete, so wurde die Jagd sehr unerfreulich. Man ging zu Tische; der Herr des Hauses fand unter seiner Serviette einen Brief und erbrach ihn hastig; der Zorn legte sich immer schwerer auf sein Antlitz.

„Meine Herren," sprach er, zu den Jagdgästen sich wendend, die aus der Umgegend gekommen waren, „ich habe

Sie sehr um Entschuldigung zu bitten, daß Sie schon zum zweiten Male auf gleichem geselligem Fuße mit Leuten behandelt werden, die mir bisher ebenfalls soweit unbekannt waren, und von denen ich nichts als die Namen wußte. Soeben erfahre ich, daß es Schauspieler sind: Monsieur Schaller und Monsieur Dorn, es wird Sie nicht befremden, daß ich keinen Verkehr mit Komödianten zu halten pflege."

Gustav war außer sich vor Zorn und Entrüstung, alles war totenstill, Schaller lächelte.

„Wissen Sie vielleicht," wandte er sich nach dieser Pause zum Hausherrn, „wer Ihnen den Brief geschrieben hat?"

„Herr, ich habe keine Lust, in solche Details mit Ihnen einzugehen!"

„Ich aber."

„Johann! teile dem Herrn Schaller mit —"

„Ich möchte Sie gern von einer Brutalität abhalten, die Sie bald bereuen würden, und ich bin so höflich, weil Sie mein Gast sind — der Brief, den Sie da eben gelesen haben und der Sie in Kenntnis setzt, daß wir Komödianten seien, ist von mir geschrieben, und — ich bitte, unterbrechen Sie mich nur eine Minute lang nicht, Sie werden nach Verlauf derselben ganz andere Dinge zu sagen haben, als Sie jetzt beabsichtigen — ich habe Sie nicht umsonst vorgestern auf Ihren Herrn Bruder, den Majoratsherrn dieses Schlosses und aller dieser Besitzungen aufmerksam gemacht; er lebt wirklich, und ich bin sein Abgesandter und Stellvertreter, diese Güter verwalte ich von Rechts wegen, und Sie sind mein Gast; nicht Ihnen kommt es zu, mir die Tür zu weisen, weil ich ein Komödiant bin, und ein solcher bin ich nebenher wirklich."

Diese Erklärung gab natürlich große Bestürzung. Schaller hatte sich ruhig nach dem Bedienten umgewendet und diesem aufgetragen, die Suppe ungestört weiter zu servieren.

Der Gutsherr war totenbleich geworden, raffte sich indessen bald zusammen und erklärte, vom Stuhle aufspringend, daß er diese Komödianterei gebührend züchtigen werde.

Nun erhob sich Schaller ebenfalls vom Sessel, der unweit der Wand aufgestellt war, an welcher das lebensgroße Konterfei des zuletzt verstorbenen Gutsherrn hing; er strich mit einem Griffe falsches Haar und falschen Backenbart von Kopf und Antlitz, und in der frappantesten Ähnlichkeit mit dem Wandgemälde sah er blitzenden Auges den starr hinblickenden Herrn vom Hause an, mit donnernder Stimme sprechend: „Nun, Christoph, bin ich der richtige Stellvertreter?"

„Karl selber!" rief dieser tonlos, und zwei alte Bediente stürzten herbei, den jungen Herrn mit Handküssen und großer Rührung bewillkommend.

Darauf nahm Herr Schaller wieder den vorigen sanften Ton an, bat die Gesellschaft, solche Störung als nicht dagewesen zu vergessen und sich keinen Augenblick im Diner stören zu lassen. Er setzte sich, winkte den Bedienten, und das Essen ging unter einer Totenstille seinen Gang.

Schaller unterbrach sie endlich mit folgenden Worten: „Die geehrten Gäste mögen mir erlauben, daß ich sie mit einem kurzen Abriß meiner Geschichte unterhalte. Ich war der älteste Sohn dieses Hauses, aber nicht der geliebteste; unser Vater bevorzugte eigentlich den dritten, Antoniens Vater, der früh verstorben ist, und nächst ihm Christoph, der bisher die Güter verwaltet hat und unter uns sitzt. Unsere Jugend fiel in die Zeit der französischen Revolution, alle Gemüter und Geister waren mehr als sonst darauf gestellt, Rechtmäßigkeit des Besitzes zu prüfen. Das geschah mitunter so spitzfindig, wie es skrupulöse Mönche ehedem mit ihrer Frömmigkeit getrieben haben. Die Stimmung und das Verhältnis unsers Vaters zu uns brachte mir allerlei beunruhigende Gedanken, die meistens darauf hinausliefen, ob man eine Stellung, welche die bloße Geburt geschenkt habe, die aber

übrigens den Nächststehenden und Nächstberechtigten gar nicht genehm sei, ob man diese gegen den Willen und Wunsch dieser doch behaupten solle, und ob man selbst unter solchen Umständen Glück finden und geben könne. Das Glück überhaupt machte mir große Not: Kommt es bloß von außen zu uns, oder ist es nur von innen heraus zu gewinnen? Sie sahen, ich war frühzeitig ein Komödiant, ich ließ mein Erbteil im Stiche und ging in die weite Welt. Ist das Glück wirklich dein, dachte ich, so wird es sich zeigen, du willst eine Glücksprobe versuchen und deine Existenz daran setzen.

Ich ging zunächst nach Frankreich und sah, wie der natürliche Mensch dem künstlichen täglich seine Streiche spielte, wie die Humanitätshelden Menschen blieben, und um so bedenklicher, je gewaltsamer sie es verleugnen wollten. Ich ging nach Rußland und sah, wie bedenklich der Mensch würde, wenn er sich ganz ungefragt gehen lasse. Gegen den Gedanken, wir seien nichts und vermöchten nichts, das Glück sei ein unmittelbares Geschenk, gegen diesen Gedanken, der mich am längsten beherrscht hat, sträubte sich mein Stolz. Hätte ich ihm nachgegeben, so wäre ich ohne weiteres nach Hause zurückgekehrt und hätte meine Herrschaft angetreten.

Ich machte einen neuen Versuch und probierte alle Stände, in die ich mich eindrängen konnte: ich ward Soldat, Bürger, Bauer, Geschäftsmann, Künstler, am Ende Komödiant, weil man da alles brauchen kann.

Der Soldat war mir zu sehr aufs unmittelbare Glück angewiesen, er ist das Instrument desselben; Bürger, Bauer, Geschäftsmann sind in so enge Grenzen gewiesen, daß nur ein kümmerlich Glück den Weg zu ihnen findet, die Ansprüche werden so beschränkt, katasterartig, daß es sogar oft nicht erkannt, daß es von der Tür gewiesen wird; der Künstler braucht's wie der Soldat zum täglichen Brote, seine Existenz ist nur eine, wenn er Glück hat.

Wo geriet ich am Ende hin? Dahin: es gibt zweierlei

Glück, und wer gutes Glück hat, verbindet sie beide. Das erste ist jenes wunderbare Gelingen, was wie eine segensreiche Seele unser Tun und Lassen begleitet, was uns von der Geburt, von der Lotterie, von der kapriziösen Neigung in den Schoß geworfen wird. Das zweite ist unsere innere Harmonie, dies nie verstimmte Glockenspiel, was unsre Existenz tönend begleitet, was die heiteren Gesichter macht, die harmlose Teilnahme schafft an den Freuden der Kinder, am Gelingen des Kleinsten.

Dies zweite läßt sich zum Teil erwerben und ist somit der menschliche Triumph über das unerklärte Schicksal; es läßt sich zum Teil erwerben durch Bildung, aber freilich nur zum Teil; wenn jenes Dämonische oder Göttliche oder regelmäßig Zufällige, wie es die verschieden denkenden Menschen heißen, wenn jenes geheimnisvolle Etwas fehlt, was man ordinär hin Glück nennt, da wird alles ein kümmerlich Wesen.

In dieser Erscheinung liegt's, daß die schwachen Menschen abergläubisch oder frömmelnd oder durchaus ungläubig werden, und daß ich wieder zu meinem Besitze heimgekehrt bin, den mir das Glück der Geburt beschert hat."

Natürlich kam es auch nach dieser Rede zu keinem fließenden, bequemen Verkehr unter den Gästen; sie kannten Christoph, und wenn sie ihn auch nicht liebten, so waren sie doch daran gewöhnt, ihn als Besitzer zu sehen; wäre er gestorben, so hätten sie den Wechsel harmlos aufgenommen, aber es ist uns immer unbequem, den Lebenden neben uns verlieren zu sehn, weil uns das Mitleid unbequem ist, zu dem wir dann genötigt werden, der schweigende Anspruch auf Hilfe, der aus der Lage heraus auch uns mahnend entgegentritt.

So hat auch der Egoismus seine Teilnahme.

Die Leute wußten nicht recht, sollten sie sich an Christoph oder an Karl wenden, und das störte sie; jener war doch

eigentlich nichts mehr, und dieser blieb nebenher ein Komödiant und mit dem Anstriche eines abenteuernden Vagabunden versehen. Sie bestellten in der Stille ihre Pferde; wer nicht wußte, was zu tun sei, erfuhr es dadurch mit und bestellte auch das Anspannen. Nach dem Kaffee war alles fort, Christoph war auf sein Zimmer gegangen, Toni stand in der Fenstertiefung und sah nach den Wolken; sie war ärgerlich; und Ännchen, was neben ihr stand, konnte nichts recht machen. Schaller und Gustav gingen im Saale auf und ab.

„Spiele nur einer“, hub jener an, „den Weisen, oder solch 'ne Art Schicksal, wie ich eben getan, dann kommt gewiß dummes Zeug heraus; ich hab' da viel mehr gesagt, als ich sagen wollte, und die Dinge so sicher und fest gemacht, wie sie mir's keineswegs sind. Wer eine Rede hält und systematisch sprechen will, der macht das System sogleich zum Lügner.

Sehn Sie, ich bin wirklich ein Komödiant geworden, mir unter den Händen geworden: da hab' ich eine Szene bereitet wie einer, und die Gewohnheit straft mich schon in diesem Augenblicke. Ich bin nun einmal wirklich der Herr Schaller geworden, der ich nur einige Zeit zum Scherz sein wollte. Hier dieses Gut zu verwalten, ist gar nichts mehr für mich, ich fühl' es deutlich in diesem Augenblicke, es ist mir unbequem, nicht mehr Schaller genannt zu werden, was soll mit meinem Bruder geschehen, der nichts anders tun kann, als seinen Bauern befehlen? Da haben Sie die Nemesis des Glücks, was dem auf der Stelle entweicht, der es definieren will; ich werde unruhig, was ich seit Jahren nicht gewesen bin, und muß mich beeilen, aus dieser Lage wieder herauszukommen.

Schon gestern begann es: ich trieb Sie selbst zum Abenteuer mit der gesuchten Toni, ehe ich wußte, wer sie sei. Als ich meine Nichte in ihr fand, ein verwandtschaftliches Wesen, was mir bloß durch Tradition und Einbildung darum

näher stand, die mir nach meinen theoretischen Begriffen durchaus fremd sein mußte, sehen Sie, als ich das wußte, war ich plötzlich der beste Familienpedant, ich wollte Eure ordentliche Liebschaft durchaus zerstören, ich schoß heute nacht zum Fenster hinaus, um das Haus aufzuregen, weil ich wußte, daß Sie zu ihr geschlichen seien."

„Sie?"

„Ja, ich, und ich rate Ihnen jetzt noch ernstlich, allen Umgang mit ihr abzubrechen, weil das Mädchen gar nicht für Sie paßt, überhaupt kaum für einen Mann paßt; ich glaube bestimmt, sie wird eine alte Jungfer werden."

„Bloß darum paßt sie nicht für mich?"

„Brav gefragt, brav eingeworfen! Ich halte mich selbst auf der Jagd, ob ich nicht bloß darum gegen Euch bin, weil Sie nicht von Adel sind? Ist es nicht die höchste Ironie meines Lebens, daß mir so was passieren muß? Ja, wir wachsen im Herkommen auf, und wenn wir Zeit unsres Lebens mit Händen und Füßen dagegen stampfen, und das Herkommen hat ein ungeheures Recht, will sagen, es liegt ein außerordentliches Richtiges in ihm. Der Parvenü, welcher Minister wird vom Sohne eines Schusters, behält bis an seinen Tod etwas von Pech in einem Winkel seiner Gesinnung. Es ist ein greulicher Gedanke zum Vergnügen für bornierte Aristokraten, aber ich mag ihn nicht verleugnen; die ersten Erziehungsjahre, in denen das Bewußtsein erwacht — und mit drei bis vier Jahren ist sich das Kind bewußt — sind unvertilgbar.

Aber, lieber Gustav, dies bizarre Mädchen ist wirklich nicht zum Heiraten.

Sehen Sie doch, wie schön, wie reizend, wie pikant —

Wer Pikantes heiratet, der läßt eine Rosenknospe länger ungebrochen, um länger eine Rosenknospe zu haben, über Nacht ist sie aufgeplatzt, und die Knospe ist tot, das Pikante ist für das Jeweilige, für den Besuch, für alles, was sich

wieder trennen muß, nicht aber für das tägliche Zusammensein. Eine pikante Ehefrau muß ein göttliches Weib sein, oder sie wird eine Xantippe."

In diesem Augenblicke schlug Toni dem kleinen Ännchen eine Ohrfeige und verließ schnell den Saal.

25.

Gustav saß wieder in der Werkstatt des Meister Heinze; der Meister drechselte, Ännchen ging ab und zu. Nach jener brutalen Behandlung, welche sie von Toni erduldet hatte, war sie durch Gustav sogleich nach Elbing zurückgebracht worden. „Ich hab' auch immerfort neben dem Fräulein weinen müssen, sie war alle Augenblick böse, und wenn sie gut war, da herzte und küßte sie mich, daß ich auch weinen mußte, ich weiß nicht, ob vor Freude."

„'s ist eben ein Edelfräulein," sprach Meister Heinze, „was seine Launen hat und nicht zu uns paßt."

Gustav seufzte. Wie schön, wie reizend war diese Toni in seinem Sinne geprägt, und wie schmerzhaft hatte sie ihn verletzt durch die Behandlung Ännchens! Es griffen ihm Krallen in die Seele, wenn er davon erzählen hörte, und im Innersten fühlte er sich gedrängt, Ännchen durch Sanftheit und Guttat zu entschädigen.

Meister Heinze fragte nach Herrn Schaller, und ob es denn wirklich wahr sei, daß er das schöne Rittergut dem bisherigen Herrn wiedergeben wolle? Das wäre doch eine große Torheit!

Auch die besten Leute solchen Standes, welche mit ihren Händen das Notwendige erwerben, sind in dem Punkte des Besitzes zu einem Aufschwunge unfähig. Auf das kärglich zu erreichende Eigentum ist ihr ganzes Wesen gerichtet, auch in den edelsten Gefühlen bleibt es der Mittelpunkt ihrer Inner=

lichkeit. Dieser Vorzug bleibt den höheren Ständen als unveräußerliches Privilegium und wodurch sie ewig in den höheren Kreisen die Weltfortbildung in Händen haben.

Schaller trat ein; er begrüßte in alter Weise und lächelte, Meister Heinze zog viel ehrfurchtsvoller sein Käppchen als früher.

„Lassen Sie uns einen Gang ins Freie machen, lieber Gustav, es wird Frühling draußen, und die Zugvögel haben ihre Flügel.“

Sie gingen. „Ich bin fertig mit der hiesigen Gegend“, hub Schaller an, „und verlasse Sie noch heute. Machen Sie mir keine Einwendung, Sie sind jung. Ihre Erfahrungen, soviel Sie deren auch schon gemacht haben, helfen Ihnen noch gar nichts; Erfahrungen brauchen wie der Adel ein gewisses Alter, um was zu gelten; nach einigen Jahren können Sie erst ein gesetzter Mann werden. Ein Entwickelungsroman kann nie in einem Atem abgeschlossen werden, er braucht seine Zeit, wie der Wein, der gären und abgären muß; versprechen Sie mir's, in den zwei nächsten Jahren nichts zu unternehmen, was über Ihr Leben entscheide!

Sie glauben jetzt Toni zu lieben; die Zeit wird nicht lange ausbleiben, wo Sie wissen, daß Sie nur verliebt in das Mädchen gewesen sind. Lassen Sie mir, lieber Gustav, bei unserm Abschiede die alte Offenheit: Sie sind ein gewöhnlicher Mensch, Gustav, und dürfen in keiner Weise plötzlich verfahren, um nicht unglücklich zu werden; gewöhnliche Menschen siud eben solche, die nur in den regelmäßigen, herkömmlichen Verhältnissen ihr Glück machen können; für diesen Gang können sie sogar ausgezeichnetes Einzelne haben, sie bleiben doch gewöhnliche Menschen, denn sie dürfen keine Stufe des vorgeschriebenen Weges überspringen, sie erfinden nichts.

Im jetzigen Verlaufe Ihres Lebens, lieber Gustav, blüht Ihnen kein Gedeihen, denn Sie sind außer Stand und Band

des Regelmäßigen, solange die Jugend vorhält, finden sich wohl immer kleine Hilfsmittel, denn Jugend besticht nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer, weil sie ein angefangener Roman ist. Aber sie vergeht, und Sie enden im Hospitale; verzeihen Sie mir, ich bin Ihr Freund; warum ich es bin, liegt vielleicht auch nur im Reize Ihrer Jugend. Sie können mir mein eignes Leben vorhalten, allerdings bin ich auch ein Vagabund, aber ich bin von Hause aus ein anders begabter Mensch, ich bin unternehmend und produktiv. Nennen Sie das nicht Arroganz: die Menschen wissen von selbst nie, ob sie wirklich begabt sind oder nicht, sie erfahren es erst von andern oder durch andere, die sie neben sich sehen, und an welchen sie sich messen. Ich habe mich tausendfach geprüft, und doch bin ich, wie Sie mich da sehen in aller angemaßten Überlegenheit, die ich gegen Sie behaupte, ein Vagabund geworden, wenn auch in größerem Stile. Ich brauche eine wechselvolle Existenz, um genügenden Lebensreiz zu haben, wenn ich auch vollkommen einsehe, wie ein Geordnetsein und Begnügtsein im Kleinen nötig ist, wie ein solches für die meisten Menschen gar nicht erlassen werden kann.

Kurz, lieber Gustav, versuchen Sie von morgen an ein regelmäßiges Geschäftsleben, das fördert sich allmählich von selbst und hält fest ohne unser weiteres Zutun. Nach einem Glück von außen, nach einer reichen Heirat, dem großen Lose in der Lotterie suchen, darauf hoffen nur die Toren; das freie Glück hat Sie in Prag verlassen, ein solches ist überhaupt nur wenig Menschen beschieden, man muß es für Ausnahme halten, um sich sicherzustellen; seien Sie nun ein Mann und erobern Sie systematisch, tätig im Kleinen und nach und nach wieder, was Ihnen das Geschick auf einmal genommen. Ich habe Ihnen eine kleine Anstellung in einer hiesigen Kanzlei ausgewirkt; lieber Gustav, treten Sie morgen dort ein, hoffen Sie auf nichts, als auf das, was Sie selbst

schaffen, dann finden Sie auch ein Glück, das heißt Ihr Glück. Wollen Sie?"

Des Abends saßen sie in der kleinen Stube beim Drechslermeister, der heute sogar nicht zum Biere gegangen war, um auf Herrn Schaller zu warten, der Abschied nehmen wollte. Er fand es unverzeihlich von diesem, das schöne Rittergut so leichtsinnig aufgegeben zu haben. Sogar Ännchen war sehr betrübt, daß der Herr Schaller fortreisen wollte, und Gustav in tiefen, schweren Gedanken.

Es schlug sieben, es schlug acht Uhr, und Herr Schaller war noch nicht da; die Unruhe der Erwartenden wurde sehr groß. Da kam ein kleiner Knabe durch die Tür geschlüpft und brachte ein Paket an Herrn Dorn; darin lag ein neuer fest versiegelter Einschluß und ein offenes Billett:

„Ich nehme nie Abschied, lieber Gustav, und wenn Sie das lesen, rennen die Pferde schon lange mit mir davon. Grüßen Sie Meister Heinze, grüßen Sie Ännchen sehr; ich beschwöre Sie, Gustav, werden Sie morgen Kanzlist, und glauben Sie fest, daß ich Sie liebe. Warum? Sie wissen, ich frage überall naseweis nach dem Warum. Warum ich Sie liebe? Ja, Liebe ist der geheimnisvolle Mittelpunkt eines Glücks, das wir mit aller Weisheit nicht definieren. Den Beischluß öffnen Sie erst am Tage vor Ihrer Hochzeit; ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann und werden meine Bitte respektieren. Also höchstens erst nach zwei Jahren, und jetzt, lieber Gustav, werden Sie Kanzlist!

Ihr Schaller."

„Das will nun ein gebildeter Mann sein," sagte Meister Heinze verdrießlich, „und lauft heimlich fort, wie die Katze vom Taubenschlage."

„'s ist recht garstig von ihm," meinte Ännchen.

26.

Es war nicht Schwäche in Gustav, daß er sich den Anordnungen Schallers fügte, obwohl ihn diese auffallend genug unterordneten: einmal liebte er Schaller wirklich, und räumte ihm mit Hingebung das Übergewicht ein, was Erfahrung und Tüchtigkeit immer gewinnen; ferner hatten ihn die eigenen Schicksale halb und halb selbst zu der Einsicht gebracht, daß nur in einem regelmäßigen Geschäfte, sei's welcher Art es wolle, Heil für ihn zu suchen wäre, für ihn, der täglich unverkennbar nicht zu den dreist schöpferischen, originale Wege findenden Menschen gehörte. Endlich bewog ihn selbst ein gewisses Behagen im jetzigen Zustande, die nächste Folge seines Lebens nicht außerhalb des jetzigen Kreises zu suchen. Es war ihm so heimisch und lieb in Meister Heinzes Hause, und Toni, die reizende, war in der Nähe. Hatte sich ihm das wunderliche Mädchen auch mehr als bedenklich gezeigt, hegte er auch eigentlich in einem tiefen Herzenswinkel schneidenden Groll gegen ein gewisses Etwas ihres Wesens: ein starker, vielleicht größtenteils sinnlicher Reiz zog ihn noch immer an sie, und dieser Reiz mochte just durch das Barocke, Unklare ihres Wesens noch gehoben und gedrängt werden.

Kurz, er wurde Kanzlist und begann das kleine Leben und fand sich darein aufs beste. Die Truppe war endlich zum Spielen gekommen, er kümmerte sich aber nicht mehr darum und fühlte sich ganz heiter und still, wenn ihn Ännchen nach vollbrachtem Tagewerk mit dem bescheidenen Abendessen empfing. Der schönste Frühling war indessen tätig geworden, Meister Heinze hatte ein kleines Gärtchen am Hause, Ännchen pflegte und zog eine Laube darin; und wenn er dort herumging, und sich die Blumen von ihr zeigen und nennen ließ, wenn der Abend weich und lauschig niedersank, da ward ihm ganz heimatlich, kindlich wohl zumute, er konnte sich des verrichteten Tagewerkes freuen und auf eine beschränkte, aber

sichere Zukunft rechnen. Ännchen hatte eine schöne Stimme und sang lustig die wehmütigsten Volkslieder, welche der Norden besitzt und welche hier durch einzelne Klänge aus dem nahen Polen noch elegischer schattiert waren. Ward es finster und gingen sie in die kleine Stube, dann schälte und schnitt das immer wirtlicher werdende Mädchen Gemüse für das nächste Mittagessen und erzählte ihm, was sie alles in Herrn Schallers zurückgelassenen Büchern Bemerkenswertes oder Verwunderliches aufgefunden habe, und fragte und staunte und schnitt und schälte weiter.

Meister Heinze kam zwar noch lange nicht darüber hinweg, daß Herr Schaller seinem Freunde Gustav nicht wenigstens ein kleines Kapital von der großen Besitzung ausgemacht habe, und wenn's nur die Försterei gewesen wäre, die dem jetzigen Förster, seinem alten Freunde, ein reichliches Einkommen sicherte.

Und wie schön war erst der Sonntag! Der ganze glückliche Eindruck eines sonnigen Festtages, an welchem alle Welt ein reines Hemd anziehe, an welchem ein Stück Fleisch gebraten werde, auch bei den ärmsten Leuten, wo der Rauch aus allen Feueressen dringe, wo die Glocken läuteten, diese ganze wohltuende festliche Stille seiner Knabeneindrücke, senkte sich wie ein kleiner Himmel auf ihn. Auch er hatte jetzt einen wirklichen Sonntag, die Kanzlei war geschlossen, er dachte wieder an das kleine böhmische Städtchen, an die gute Tante, welche ihn von den kleinen Rosinen naschen ließ, die zur gelben Suppe herausgegeben wurden. Ännchen erschien Sonntags im drallen seidenen Kleidchen, was aus dem Hochzeitsrocke der verstorbenen Mutter geschnitten war; Meister Heinze ging müßig in Hemdsärmeln herum und rauchte aus der langen Pfeife, oder er las gar im Buche — Gustav traten manchmal die Tränen ins Auge, wenn er dabei still im Winkel saß.

Und Sonntag abends legte Ännchen Examen ab, was

sie alles die Woche über gelernt habe. Und Gustav lehrte Geographie und Geschichte und was er wußte. Ist's für den starken, gebildeten Mann nötig, ja auf die Länge unerläßlich, bei seiner Umgebung Gemeinschaft mit höheren Interessen vorzufinden: bei dem schwächeren, im Grunde einfachen Gustav war es vollkommen ausreichend, unbefangene Natürlichkeit neben sich zu sehen. Die wunderbare Naivität eines Naturkindes, wie Ännchen, war ihm vielleicht ein viel größerer Genuß. Sie wußte nichts von der Welt, er hatte ihr zu erklären, was die Leute Klugheit nennten, was Erfahrung, warum die Menschen nicht alle einander liebten, weshalb der eine so viel Geld habe und der andere gar keins.

Ganz ohne Störung war dieses Leben freilich noch nicht: Toni war nahe, zuweilen kam sie nach der Stadt und ließ ihn rufen, oder beschied ihn in den Wald hinaus zu einem Rendezvous. Da ging sie mit ihm im dunkelsten Forste umher, oft bis in den späten Abend hinein, und war guter und schlechter Laune, übermütig und verdrießlich, tändelnd, herausfordernd, lockend, aber nie gewährend.

So stand sie eines Abends im Forste einige Schritte von ihm an einen Baum gelehnt, knapp und drall gekleidet, wie es ihrem behenden Wesen angemessen war, der Mond schien durch die Zweige, Gustav lehnte schmollend an einem andern Stamme, sie hatte ihn wieder zurückgewiesen, sie spottete mit lustigen Worten seiner, aus der Ferne schrien die Hirsche.

Gustav beschloß eben bei sich, sie nie wieder zu sehn, ein Beschluß, den jeder Verliebte der spröden Schönen gegenüber alle Tage faßt; es gibt keinen Stolz bei der Verliebtheit, wer da glaubt, diese Empfindung könne einen wirklich Verliebten kurieren, der ist nie verliebt gewesen.

„Aber heute ist's gewiß das letztemal," sagte Gustav zu sich, da schlüpfte Toni blitzschnell an seine Seite, legte ihm die Hand auf den Mund und horchte in den Wald hinein.

„Was ist? — Pst! Still! — Ich habe meines Onkels Stimme durch das Schreien der Hirsche hindurch gehört, ich kenne diesen Ton, der mich verfolgt, ducken wir uns schnell in das Dickicht, wenn wir nicht lüstern sind nach einer Kugel."

Kaum war's getan, da knallte ein Schuß, und die Kugel klappte in den Stamm, an welchem Gustav gestanden — drauf ward es wieder totenstill, auch die Hirsche schwiegen. Toni sah sich einige Zeit darauf nach allen Seiten um, und mit einem flüchtig gesprochenen „Adieu" war sie plötzlich verschwunden.

Als Gustav spät am Abend nach Hause kam, hörte er Ännchens Stimme noch aus dem Garten, sie sang mit halbem Tone:

War's heute schön im Sonnenschein!
Wird morgen noch viel schöner sein. —
Blau weht die Luft,
Warm zieht der Duft —
Daß mir das Herz und die Pulse schlagen,
Kommt von den schönen Frühlingstagen.
Ja, ja!

Es springt mir so durch Fuß und Hand,
Es ist mir so wie glücksbekannt,
Herauf die Brust
Schwillt es wie Lust —
Kommt alles von den Frühlingstagen,
Ich weiß es nur nicht recht zu sagen.
Ja, ja!

Ja, ja! klang es noch lange durch das Haus und durch die Herzen.

27.

Die Zeit hat alle Weisheit — sie ging und ging, Gustav avancierte in der Kanzlei, ein großes Handelshaus

bewarb sich um den guten Arbeiter, es bot ein reichlicheres Auskommen, er trat über. Die meisten Menschen, welche nicht besonders schöpferisch sind, kommen immer wieder nach den mannigfachsten Versuchen zu dem Geschäft und der Lebensweise zurück, wie sie von Haus aus angefangen haben zu hantieren und zu leben. Das Lebensverhältnis muß für sie erfinden, da sie selbst keine Kraft dazu spüren. Gustav war wieder Kaufmann und ward im reich verbreiteten, streng geordneten Geschäfte auf Reisen geschickt.

Ännchen lachte aus Freuden über sein Glück, und die Tränen schlugen ihr immer dazwischen. Meister Heinze wollte auch weinen zum Abschiede, er konnt' es gar nicht glauben, daß ihn der so lieb gewordene Hausgenosse verlasse auf lange Zeit, wer weiß wie lange!

Er hatte Toni lange nicht gesehen, und in seiner innigsten Trauer, welche ihm der Abschied von Meister Heinzes Hause bereitet hatte, dachte er doch daran, als er seine raschen Pferde über die Fläche hinjagte, ja er dachte: Wenn du Glück hättest, müßtest du ihr noch einmal begegnen — und, wie Tischlein deck dich, kam sie hoch zu Roß über die Felder hergesprengt, weit hinter ihr der Reitknecht. Sie sah Gustav, er hielt seine Pferde, sie galoppierte heran:

„Wohin, Gustav?“

Er erzählte.

„Ganz fort gehen Sie?“

„Ja.“

„Pfui, das ist schlecht! Gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„O, das ist langweilig.“

„Wie?“

Im Hui war sie verschwunden, der Reitknecht keuchte hinterdrein, Gustavs Pferde, scheu gemacht, gingen im Karriere nach der andern Seite davon.

So kam er denn unter ganz andern Verhältnissen in

die Welt, und war dadurch ein ganz anderer Mann; der feste geschäftliche Anhaltspunkt gab ihm Sicherheit und Eifer, was er an den Menschen gesehen, von den Liebhabereien und Leidenschaften kennen gelernt hatte, ohne selbst zu wissen, daß er etwas kennen gelernt habe, das kam ihm nun trefflich zustatten. Erfahrungen kommen ebenso unbewußt wie das Glück, man kann nicht darauf ausgehen, man sieht's nicht, wenn man sie macht, wie das Gras sind sie über Nacht emporgewachsen. Wie war er jetzt in seinem Elemente, wie rief er aus: „Ich habe mein Glück, denn ich habe meine Bestimmung!" — Neun Zehnteile der Menschen sind berufen, im streng Gegebenen, zwischen streng vorgeschriebenen Pfählen zu handeln, zu existieren, neun Zehnteile sind bloß da für das Detail des Lebens, sind im besseren Sinne des Wortes Handlanger; beschieden sie sich darin, dann gäb's viel weniger Unglück; das gewöhnlichste Unglück ist eben, daß stets der Dritte etwas anders sein will, als er sein kann.

Gustav war nun heraus aus dem Tappen nach einer eigentümlichen Existenz, wofür er nirgends einen Halt gefunden, nirgends in sich finden konnte, weil er durchaus nicht zu den schöpferischen Menschen gehörte.

In seinem vorgezeichneten Kreise aber fand er nun auch sogar die Spekulation seines Kreises; nach Verlauf eines Jahres hatte er seinem Hause die trefflichsten Dienste geleistet, hatte bereits auf eigne Hand Geschäfte betrieben, nach Verlauf des zweiten war er ein vermögender Mann.

Und ein bestimmtes Verlangen, eine bestimmte Sehnsucht war auch wieder da, ohne welche immer und ewig das Leben keinen elastischen Drang, keinen Schwung und deshalb keinen Reiz hat. War sie auch dem Außenstehenden gar sehr bescheiden, mochte man auch für den ersten Augenblick nicht einsehen, wie solch eine Wunschesrichtung entstehen, treiben, beglücken könne; in dem einfachen Gemüte Gustavs tat sie's doch: er wollte nach Prag, dort wieder in Wohltätigkeit das

Leben anknüpfen, wo er's gelassen hatte, Angéliques Vater, Angélique selbst, die Bekannten und Nachbarn sollten sehen, daß er nur verreist gewesen, daß er der alte, wohlausgestattete Herr Dorn sei. Das eigne Genüge sollte darin bestehen, daß es schiene, als sei gar nichts vorgefallen.

Sind doch immer nur diejenigen Leute etwas für uns, die einen Teil Geschichte mit uns erlebt haben, das Fremde ist uns tot und bezugslos.

So erschien er denn an einem schönen Morgen in Prag wieder und fuhr in glänzender Equipage durch die alten Straßen, sah den alten Berg wieder, wo er mit Viktor im Grase gespielt, sah Angéliques Balkon und seines Lehrherrn steinern Haus, und sein Leben schien ihm erfüllt, das Glück voller und fester wieder gewonnen.

Mit welchem Behagen setzte er sich zur Tafel, wo die alten heimatlichen Speisen und Gebräuche wie mit Kinderaugen ihm entgegenwinkten; wie zufrieden empfing er die alten Genossen, die sich respektvoll nach seinem Befinden erkundigten, da ihnen der Wohlstand aus jeder Falte der feinen Kleidung entgegenblinkte!

Bald war's bekannt, der Herr Dorn sei ganz der alte mit soundsoviel Vermögen, und er werde sich wieder niederlassen und ein großes Geschäft führen. Überall ward er hingebeten, und als er eines Abends in eine zahlreiche Gesellschaft trat, sah er auch Angélique wieder. Sie hatte eine gute Partie gemacht und saß am Bostontische, etwas stärker war sie geworden, und eine leichte kleine Falte spielte um den noch schönen Mund. Sie sprang auf und hieß ihn herzlich willkommen, und lud ihn ein, sie und ihren Mann doch ja zu besuchen. Er tat's am folgenden Tage, fand sie wohleingerichtet und in Wahrheit herzlich und freundlich, ja sie berührte mit einem leichten Seufzer und einer feinen Wendung die beiderseitige Vergangenheit. Ihr Mann erschien auch, ein formeller, etwas öder Mann, der höflich gegen seine

Frau und gegen alle Leute war, die zur besitzenden Welt gehörten. Auch Angéliques Vater ließ sich sehen und bezeigte seine Freude, den immer wertgeschätzten Herrn Dorn wieder zu erblicken.

Gustav fühlte sich nicht besonders erregt durch das Wiederfinden Angéliques; er hatte es eigentlich anders erwartet. Auch Cousin Louis erschien, ärmlich und kläglich: Fabrik und Geschäft waren durch die vielen Verwandten zugrunde gerichtet, der Onkel hatte sich zu Tode getrunken, Cousin Louis bat Gustav flehentlich, das ganze Geschäft zu übernehmen, damit es, wo möglich, arrangiert werde.

So waren einige Wochen vergangen, und Gustav beschlich ein gewisses Mißbehagen. Die Anknüpfungen mit Genossen, Jugendfreunden, Bekannten erwies sich als veraltet, vergraut, er glaubte einzusehen, die Leute nähmen nur an seiner ökonomischen Existenz, nicht aber eigentlich an seiner Person Interesse; es hatte sich viel verändert, und es schien ihm, als lohnte es sich kaum der Mühe, wieder eingelebt zu werden. Das Zimmer der guten Tante wollte er nur noch einmal sehen, und er ritt hinaus.

Ach, das war alles verwildert, anders gestellt; Wlaskas Vater, verarmt und gemein, kam ihm über den Hals; mit Geld mußte er sich triviale Segnungen verschaffen, übel gestimmt ritt er wieder heim. Es war ein warmer Abend — „ach“, seufzte er, „es ist wenig mit der Welt, die Zeit mäht, wehe dem, der auf draußen hofft und sich nicht einen kleinen, eigenen sicheren Kreis gestalten kann. Die Attributen des Glücks lassen sich keinem Menschen sagen, für jeden Menschen sind es andere — ist mir nicht die Heimat, welche so ganz dazu gehören sollte, eine Wüste geworden!“

Es ward dunkel, der Mond ging auf — ein Lichtschimmer fiel auch plötzlich in sein Herz. „Wahrlich,“ rief er aus, „wie hab' ich es auch übersehen können, Meister Heinzes Haus ist meine Heimat, dort liegt die Geschichte

meiner jetzigen Existenz, dort harrt meiner die echte Teilnahme, Ännchen ist mein Weib."

Und nun jagte er nach Prag, er fühlte sich wirklich Bräutigam, heut noch sollte Schallers Paket geöffnet werden, morgen sollte es nach Elbing gehen.

28.

Es fanden sich in Schallers Paket zwei dicke Bücher, ein Billett und ein beschriebenes Papier. Das Billett lautete:

„Wenn Sie, lieber Gustav, dies mein Vermächtnis öffnen, werden Sie wahrscheinlich in Prag sein, denn die Menschen haben einen Heimatstrieb wie die Zugvögel, und die großen Katastrophen sind nichts für sie, wenn sie selbige nicht mit den Herrn Gevattern und Frau Muhmen besprechen können. Wem eine solche Regung nach der Heimat völlig fremd bleibt, der hat die beste Anlage zum größten Manne oder zum schlimmsten Bösewicht. Sehen Sie, was ich hoffe, in Prag bald ein, daß Sie nur zum Besuche hingekommen sind, so wird das Gedächtnis Ihres Herzens ängstlich danach suchen, was Sie in einer so bewegten Existenz Dauerndes gerettet haben. Das unbefangene echte Auge des lieben Ännchens wird Ihnen einfallen, und Sie werden nach Elbing reisen. Dies gute Kind liebt Sie, Sie allein, das heißt den eigentlichen Kern Ihrer Menschheit, nicht diese oder jene Eigenschaft an Ihnen, wie es zumeist geschieht. Toni, die bloß Abenteuernde, haben Sie lange vergessen.

Für diesen Ihren jetzigen Zustand ist nun das inliegende Vermächtnis bestimmt — Geld habe ich Ihnen weder damals gelassen noch beigelegt. Gewonnenes, gefundenes Geld macht faul, Faulheit ist Tod. Wer kein Geld erwerben kann, hat noch eine falsche Stellung zur Welt, und soll nicht heiraten.

Die beiliegenden Bücher sind einfach, aber von Wichtigkeit: das eine ist der Jahrgang einer alten politischen Zei-

tung. Darin werden Sie hunderterlei verschiedene Anforderungen, Befehle, Grundsätze, Verbote finden, welche alle den Tod, lange Gefangenschaft, den Stempel des Frevels, den Umsturz der Gesellschaft hinter sich herschleppen, das Heil der Welt von sich allein abhängig machen. Sie werden bei jedem neuen Tage einen neuen Widerspruch gegen Vorhergehendes, und doch immer wieder einen neuen Tag mit unfehlbaren Versicherungen und mit der alten Existenz finden.

Erkennen Sie daraus, daß man nachsichtig, in Meinungen niemals tödlich sein muß, um recht zu tun, recht zu behalten, die Menschen zu verbinden.

Das zweite Buch ist ein ‚gemeinnütziger Ratgeber für Stadt und Land, nebst angehängtem Hausapotheker'. Es enthält die notwendigsten alltäglichen Kenntnisse. Ich habe es selbst revidiert und schenke es Ihnen mit dem kleinen Sprüchlein: Wenn man immer das Nächste weiß, so weiß man sehr viel, in vielen Fällen genug.

Das beiliegende Papier ist ein Heiratskatechismus, der sich Ihnen von selbst empfehlen wird — leben Sie wohl; geht es Ihnen gut, so besuche ich Sie vielleicht einmal, geht's Ihnen schlecht, so kann Ihnen kein Mensch helfen, denn Sie haben nach vielem Verfehlten wohl Ihre einfach geschäftliche Bestimmung aufgefunden, das erbliche Glück jedes Menschen; können Sie auch darin nicht gedeihen, dann haben Sie entschieden Unglück und müssen das auf eine Weise tragen, welche Ihnen die bequemste ist."

Heiratskatechismus.

1.

Die Frau muß den Hochzeitstag bestimmen.

2.

Noch vor der Hochzeit mußt du ihr sagen, daß du sehr arm seiest, sehr verschwenderisch, ungezogen, von schwacher Gesundheit.

3.

Am Hochzeitstage mußt du vor deiner Frau weder essen noch trinken.

4.

Niemals in Gegenwart der jungen Frau, selbst wenn sie's nur aus der Ferne sehen könnte, mit einem andern Manne geheimnisvoll leise sprechen und hinterher lachen.

5.

Du mußt niemals Käse essen.

6.

Auch wenn die Frau gar nicht eitel ist, mußt du ihr im Theater den Platz suchen, wo sie besser gesehen wird als sieht. Das letztere dankt sie dir, das erste aber macht sie heiter.

7.

Mach nie im Ärger deiner Frau den Vorwurf: Du liebst mich nicht ordentlich — vom einmal Gesagten wird immer etwas wahr.

8.

Küsse nie deine Frau vor andern Leuten.

9.

Wenn du ihr aber in Gegenwart anderer die Hand küssest, wird es dir von Nutzen sein.

10.

Schenke deiner Frau nie etwas, was sie in die Wirtschaft braucht, du wirst ihr dadurch ordinär.

11.

Geh' niemals früher zu Bett als deine Frau.

12.

Trag' nie eine weiße Schlafmütze.

13.

Trag' auch keinen Flanell.

14.

Wasche dir selbst nicht die Hände in Gegenwart deiner Frau.

15.

Wenn man zum ersten Male liebt, ein junges Mädchen liebt, und diese heiratet, so begeht man eine Dummheit oder ein Wagstück.

16.

Wer eine Frau einem anderen abspenstig macht und heiratet, wird nie glücklich.

17.

Deine Frau darf keine intime Freundin haben, sie ist deine Feindin.

18.

Wenn du keine Arbeit, kein Geschäft hast, mußt du einen geheimnisvollen Zweck erfinden, sonst verlierst du die Liebe deiner Frau.

19.

Sage nie deiner Frau, außer der Liebe zu ihr sei dir alles in der Welt Nebensache; das macht sie gleichgültig gegen dich.

20.

Fordre nie das kleinste Opfer, weise sogar das angebotene ab, dann nur kannst du aufs größte rechnen.

21.

Frühere Liebesgeschichten darfst du deiner Frau nur erzählen, wenn sie dich auffordert, nur solange sie fragt, nie mit Feuer.

22.

Sprich niemals schlecht von einer früheren Geliebten.

23.

Auch wenn dir deine Frau entgegenkommt, muß deine Zärtlichkeit oft nur romantisch bleiben, sobald sie dich für sinnlich hält, ist die Liebe in größter Gefahr.

24.

Wenn du mit deiner Frau streitest, und es tritt ein andrer deiner Meinung bei, mußt du die Meinung fahren lassen und die Ansicht deiner Frau verteidigen.

25.

Der schönste Mann darf euer Hausfreund sein, niemals aber ein dir überlegener Geist.

26.

Du kannst unrecht haben, darfst aber nie unbedeutend erscheinen gegen andere.

27.

Eine Frau nehmen ist leichter als eine lassen.

28.

Wer eine Geliebte verliert, hat Unglück, wer eine Frau verliert, ist entweder nie geliebt worden, oder er wäscht sich nicht, oder er ist unbedeutend, oder er verliert nichts.

29.

Wenn du dem vertrautesten Freunde von deinen ehelichen Verhältnissen erzählst, setzest du deine Frau aufs Spiel.

30.

Vertraust du dergleichen einer Freundin, so hast du deine Frau verloren.

31.

Wenn dir deine Frau nicht auch mitunter die Hand küsset, so liebt sie dich nicht.

32.

Du mußt deiner Frau immer beweisen, daß sie den Pantoffel hat und dich beherrscht.

33.

Wer lange im Schlafrocke bleibt, riskiert die Liebe seiner Frau.

34.

Ein furchtsamer Mann muß nie heiraten.

35.

Ein Mann, der kein Vermögen hat und nichts erwirbt, ist immer nur der Günstling seiner reichen Frau, wird nie ihr Mann.

36.

In Gegenwart deiner Frau mußt du niemals stark essen.

37.

Die Frauen sind alle idealistisch, danach richte dich.

38.

Die Frauen werden nur durch die Männer gemein, und vergeben es dem nie, welcher sie dazu verleitet.

39.

Überrasche deine Frau nie, wenn sie sich ankleidet.

40.

Auch wenn sie dir sonst nichts verbirgt, bloße Neugier und Zudringlichkeit hält sie für Nichtachtung und straft sie mit gleicher Münze.

41.

Die Ehe ist nicht bloß eine Wissenschaft, wie sie der geistreiche Franzose nennt, sie ist auch eine Kunst.

42.

Schlafe niemals ein, wenn du dich mit deiner Frau gezankt hast, ohne eine Sühnung zu versuchen.

43.

Wird diese entschieden abgewiesen, dann kannst du's schweigend abwarten.

44.

Bitte mitunter deine Frau um Verzeihung, wenn sie dich beleidigt hat; das trägt tausendfache Zinsen.

45.

Zeige bei keiner Veruneinigung deine ganze Überlegenheit, welche dir Geist und Verhältnis zur Welt gewähren; das erbittert bis ins Heiligste.

46.

Du mußt mitunter tagelang keine Zeit haben, deine Frau länger als einen Augenblick zu sehn.

47.

Achte deine Frau wie deinen Augapfel, sonst verlierst du sie.

48.

Gefährliche Nebenbuhler mußt du sehr liebenswürdig finden und niemals im geringsten tadeln.

49.

Vergnügungen muß nie ein anderer zuerst anbieten.

50.

Küsse nie deine Frau, wenn sie nicht will, sie empfindet sonst die Last der Ehe und hält dich für gemein.

51.

Wenn du oft mit den Dienstleuten zankst, wirst du deiner Frau zuwider.

52.

Fordert sie dich dazu auf, dann sei Despot, weise den Domestiken gleich aus deinem Hause.

53.

Gib deiner Frau kein Papiergeld, sondern nur Gold oder Silber.

54.

Widerlege jeden ihrer Gründe, wenn sie streitet, und lache nicht dabei — unterlässest du jenes und tust du dies, so hält sie's für Geringschätzung.

55.

Wer viel trinkt, muß gar nicht heiraten.

Ännchen jubelte wie eine Lerche, als sie Gustav wiedersah, und als er sie um ihre Hand bat, fiel sie ihrem Vater weinend um den Hals. Meister Heinze aber sagte: „Gott segne uns dieses Glück!“

Toni war nach Petersburg gereist.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Neunter Band.

Die Bandomire.

Kurische Erzählung.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Die Bandomire.

Kurische Erzählung

von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers
zum neunten Bande.

In den vierziger Jahren sickert die novellistische Arbeit Laubes nur dürftig durch seine dramatische und journalistische Tätigkeit. Der Novellist machte zum Teil Anleihen bei dem Dramatiker, dem sich nicht jeder Stoff fügen wollte, und auch nach anderer Richtung hin weisen beide Gemeinsames auf. Der Typus des Abenteurers, der uns aus Laubes Dramen in mancherlei Variationen entgegentritt, verleugnet sich auch in seinen gleichzeitigen Novellen nicht, und von den „Bandomiren“ bis zu dem großen Gemälde des „Deutschen Krieges“, der für solche Naturen der geeignetste Tummelplatz war, geht diese Charakteristik einheitlich durch.

Den wirkungsvollen Hintergrund der Erzählung „Die Bandomire“ bildet die politische Zerrüttung Kurlands um das Jahr 1700, sie zeitigt Zustände, wie sie noch in den Ereignissen unserer allerjüngsten Vergangenheit in jenen deutschrussischen Landstrichen aufs neue wieder auflebten. Die „Bandomire“ sind ein farbenstrotzendes Kriegsbild von einer Energie der Erfindung, einer markigen Charakteristik, besonders in den Hauptthelden des untergehenden Geschlechtes der Bandomire, und einer gedrungenen Geschlossenheit der Komposition, daß diese Erzählung an die Spitze der novellistischen Produktion Laubes zu setzen ist. Das Temperament des Dramatikers hat sich hier zu seinem größten Vorteil in den Zwang der Novelle gefügt.

Wie kam Laube zu diesem fernliegenden Stoff? Bis auf seine Jugend, auf die Erzählung eines kurischen Barons, der in Laubes Elternhaus zu Sprottau gewohnt hat, zurückzugehen, geht nicht an, da diese Kindheitserinnerung eine zu flüchtige war, wenn auch das Interesse für das ehemalige Deutschordensland dadurch angeregt oder gesteigert sein mag. Niemals ist er auch sonst in dieses Milieu zurückgekehrt, und doch bildet die Grundlage der Erzählung ein so reicher historischer Apparat, daß eine genaue Kenntnis der kurländischen Begebenheiten und damit verbundene umfangreiche Studien vorausgesetzt werden müßten. Dennoch hat das Beste an dieser Erzählung der Dichter geschaffen, der die Geschichte mit berechtigter Freiheit behandelte, und die historischen Studien Laubes waren keineswegs weit her, sie wurden ihm fertig ins Haus geschickt in Form von historischen Regesten und ähnlichem Material, und es ist nur

um so bewundernswerter, in welch trefflicher, resoluter Art sich Laube des Stoffes bemächtigt, und wie er eine nie gesehene Welt mit einer Anschaulichkeit zu schildern verstanden hat, die noch heute von Eingebornen als völlig naturwahr bezeichnet wird. Diese stoffliche Sonderstellung der Erzählung innerhalb seines novellistischen Schaffens hat sogar bis heute Zweifel angeregt, ob überhaupt die Autorschaft Laubes zu Recht bestände, und diese Zweifel haben sich bis zu der Behauptung verstiegen, daß der Fiskal Blank in Jakobstadt in Wahrheit der Verfasser der Novelle sei. Auch zu Laube selbst sind solche Vermutungen gedrungen, und er hat sich über die Entstehung der 1841 von ihm geschriebenen Novelle in einem Briefe vom 24. Juni 1877 so klar ausgesprochen, daß ein weiterer Zweifel gegenstandslos geworden ist. Der Brief ist erst neuerdings durch Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Stieda in Königsberg in der „Düna-Zeitung" vom 13. Dezember 1907 (Nr. 289) veröffentlicht worden; er gab einem nicht genannten Frager folgende Auskunft über die Entstehung des Werkes:

„Die Novelle ‚Die Bandomire' ist durch die Reyhersche Buchhandlung in Mitau entstanden. Sie sendete mir das Material, ein Geschichtsbuch Kurlands, die Daten der Bandomire-Affäre und eine Sammlung vortrefflicher Spezialkarten. Von einer eigentlichen Vorarbeit des Romans weiß ich nichts. Soviel ich mich erinnere, habe ich die Komposition der Erzählung selbständig erfunden und ausgeführt. Ich hatte Zeit genug dazu gehabt, denn ich hatte obiges Material jahrelang auf Reisen bis nach Algier — mit mir herumgeschleppt. Die Nachricht, daß Herr Blank eine Bearbeitung des Stoffes verfaßt hat, kann sich wohl nur auf die oben genannten Daten der Bandomire-Affäre beziehen, welche mir die Reyhersche Buchhandlung zugesandt hat. Das sind aber eben nur Daten gewesen, welche erst zu einem romantischen Kunstwerk komponiert werden mußten, den Titel einer Bearbeitung aber nicht ansprechen konnten. Mit Herrn Blank selbst bin ich meines Wissens nie in Verbindung gewesen."

Die Originalausgabe der Novelle erschien auch im „Verlag von G. A. Reyher", Mitau und Leipzig, 1842. Die künstlerische Reife und Abrundung dieser Erzählung macht es um so überraschender, wenn Laube am 18. Januar 1842 an den Fürsten Pückler schrieb, daß er diese Arbeit ohne sonderliches Interesse, nur des Geldverdienstes wegen, vollendet habe, und selbst darüber erstaunt war, daß sie von allen Seiten so günstig aufgenommen wurde. H.

Die Bandomire.

1.

Es war ein Wetter, dem man die Jahreszeit nicht genau hätte ansehen können, wenn man aus einem zeit- und wetterlosen Aufenthalte, zum Beispiele einem unterirdischen Gefängnisse, plötzlich hineinversetzt worden wäre. Zuweilen glitzerte wohl eine Stunde lang die Sonne warm und wohltuend durch die Kieferbäume, diese immergrünen Tröster magerer nordischer Erde. Die Luft war dann still und behaglich, und man verwunderte sich über die breiten Schneestreifen, die noch überall zu sehen waren. Vergelbt und verwittert sahen sie allerdings aus, und ein Erd- und Wetterkundiger hätte daran und an einzeln kommenden, lauen Luftströmungen die Frühlingsnähe erraten mögen. Bald aber brach ein eiskalter Sturm über die Waldblößen daher, die Sonnenstrahlen flogen auf Augenblicke mit grellem, weißgelbem Scheine vom Himmel herab durch die Bäume hin, um alsobald in aschgraues Dunkel gehüllt zu werden, in Schneewolken, die gar nicht von der Wolkenhöhe, sondern von den Baumkronen herabzukommen schienen. So schnell, so ungestüm waren sie da und entwickelten ein dichtes, erschreckliches Gestöber, ein heulendes Lärmen und eine eisige Kälte.

Zwei Reiter, welche vom Süden her durch den Forst heraufgeritten kamen, sahen sich genötigt, stillzuhalten, weil man nicht drei Schritte vor sich sah, an die Baumstämme anprallte und jedenfalls die Richtung verlor. Letzteres schien von Wichtigkeit, da die Reiter keiner Straße folgten und die Pferde ermüdet waren. In diesem Unwetter war nicht leicht

zu ersehen, welch Geistes Kinder diese Reiter seien, der Schneewirbel machte alles unkenntlich. Ohne ein Wort, ja ohne einen Fluch auszusprechen, hatten sie beim Ausbruche des Wetters angehalten, ohne ein Wort zu sprechen, hielten sie dicht nebeneinander fast eine Stunde lang. Bei Beginn des Wetters mochte man sehen, daß sie braune Mäntel von einem filzartigen groben Tuche trugen und braune Pelzmützen. Aus dem zusammengezogenen Halskragen hing dem einen ein langer, kohlschwarzer, dem andern ein schneeweißer Knebelbart herab. Bald war alles weißgraue Masse, hinter welcher ein Vorübergehender nichts Lebendiges vermutet hätte, wäre ihm nicht der Dampf aus den Nüstern der Pferde aufgefallen. Dicht vor den Pferden, vielleicht um von der Wärme dieses Dampfes Vorteil zu ziehen, stand ebenso unbeweglich ein kolossaler Wolfshund, von der Größe eines vierteljährigen Rindskalbes. Gegen seine Bequemlichkeit, aber seinem sichernden und spürenden Naturell gemäß, stand er mit dem Kopfe gegen den Wind, und als das Stürmen allmählich in strichhaltiges Wehen ausgetobt war, hob er mehrmals die Nase höher in die Luft und sog, die saffianartigen Nasenflüglein bewegend, die Luft ein. Sie mußte ihm etwas verraten haben, denn er wendete dann jedesmal das Auge auf den rechts haltenden Reiter, ohne deshalb den Kopf selbst zu wenden.

Der Reiter mit dem schwarzen Barte, welcher von hinten aus gesehen auf der rechten Seite hielt, schien dies auch bemerkt zu haben; er brach das lange Schweigen und sagte, ohne daß er deshalb den Kopf gewendet hätte, zu seinem Begleiter: „Die Pferde müssen vor dem Wetter doch etwas links getreten sein und uns aus der Richtung gebracht haben, Urban, Pascha wittert Jakuts Rauch rechts drüben.“ — Dabei schüttelte er mit zwei kräftigen Handgriffen den Schnee von seinem Mantel, blies ihn auch vom Barte, nahm die Zügel an und setzte sein Pferd nach rechts hin in Bewegung.

„Gnädiger Herr!“ erwidert Urban, augenblicklich folgend — „Pascha wird einen Wolf in der Nase haben, Jakuts Haus kann noch nicht so nahe sein, und die Pferde sind keinen Zoll seitwärts gewichen.“

Der gnädige Herr erwiderte nichts, ließ sich aber in der eingeschlagenen Richtung nicht stören. Erst als Urban seine Behauptung mit andern Worten wiederholte, sagte jener: „Schwatz nicht so unwissend! Wenn du noch einmal siebzig Jahr alt würdest, so bliebst du doch ein schlesischer Bauer, der die geheimen Wahrzeichen in Jagd und Krieg nicht lernte. Reitest nun vierzig Jahre mit mir in der ganzen Welt umher durch Feld und Wald und Sumpf, und weißt noch nicht, wie Pascha mit gesträubtem Haare einen Wolf anzeigt.“

Pascha, der Hund, hatte sich unterdes auch den Schnee von seinem schwarzgestriemten, graubraunen, langen Haare geschüttelt und trabte in schnurgerader Linie voraus, zuweilen stillstehend, um den Schritt reitenden Reitern nicht zu weit vorauszukommen. Er hob dann jedesmal seinen langen, wie eine Fuchs- oder Wolfsrute dicht behaarten Schweif und wedelte damit ein wenig, den schmalen schwarzen Kopf nach seinem Herrn zurückwendend. Dieser schien dadurch vergewissert zu werden, und da die Luft endlich wieder ganz frei geworden, und sie aus dem Stangenholze auf eine lichte Heide gekommen waren, rief er munter: „Vorwärts, Pascha!“ gab seinem Pferde die Sporen, und mit fliegenden Mänteln, den sich lang streckenden Pascha voraus, flogen sie durch die graue Luft über die schneeige Heide dahin, bis der Hund plötzlich stehen blieb. Die Reiter parierten ihre Pferde und näherten sich langsam der Stelle, wo der Hund stand. Urban griff in die Pistolenhalfter, um sich schußfertig zu machen, der Herr aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und brummte wiederum etwas von Unkunde Urbans in den Bart.

Als sie Pascha erreichten, standen sie mit ihm an einem

gerölligen Abhange, an dessen Fuße ein kleiner See, halb gefroren, halb offen. Jenseits des Sees stieg eine Berglehne auf, deren Verzäunung Äcker andeutete; weiter aufwärts kam ein dichter Fichtenhag, aus welchem Rauch hervordrang. „Ach, Jakut!“ rief Urban. Sie suchten auf einem kleinen Umwege das Tal und die gegenüberliegende Höhe zu gewinnen, und als Pascha zu wiederholten Malen stehen blieb, starr auf den See hinuntersehend, rief ihm der Herr zu: „Komm, komm, 's ist keine Zeit dafür.“ Von diesen Worten ging denn auch sogleich ein Flug wilder Enten vom See in die Höhe und strich über ihren Häuptern hin. „Sie streichen rechter Hand ab, gnädiger Herr!“ rief Urban, „ein schlimmes Zeichen! Jakut wird nicht daheim sein, und unsere hungrigen Pferde und wir werden keine Labung finden!“ Ohne darauf zu achten, jagte der Herr in vollem Rosseslaufe die Berglehne hinauf, in den Fichtenhag hinein, welcher Jakuts Haus verbarg. Drei Hunde stürzten ihm wütend entgegen, schwiegen aber sogleich, als sie ihn und den zähnefletschenden Pascha erblickten oder erkannten.

Diese martialisch aussehenden Reiter waren ein paar alte Knaben, wie man trotz des Rauches in Jakuts Behausung deutlich genug sehen konnte, nachdem sie ihre Filzmäntel abgelegt und über den dürftigen Imbiß sich hergemacht hatten, den Jakut, ein hier angesiedelter Roskolnike, äußerst behende und unterwürfig herbeischaffte. Der Herr mit dem gebieterisch dräuenden schwarzen Barte war hoch und schlank gewachsen, trug sich auch trotz vorgerückten Alters noch sehr stolz und gerade. Wäre nicht die runzlige Haut des sonnenbraunen Antlitzes, besonders um die Schläfe tief eingefaltet, wäre nicht das ganz kurz geschorene graue Haupthaar zum Verräter geworden, man hätte ihn dem scharfen schwarzen Auge, dem fest geschlossenen Munde und den bestimmten energischen Bewegungen nach für einen Vierziger

gehalten. Dem sonst noch jugendlichen Ansehen des wohlgebildeten länglichen Kopfes mochte es in diesem Augenblicke besondern Eintrag tun, daß der alte Herr offenbar mehrere Tage hintereinander im Freien ohne alle Hilfsmittel der Toilette verbracht hatte. Die schmalen Backen und das starke Kinn waren bedeckt mit grauem Stoppelbarte, der vielleicht sonst, unter scharfem Messer gehalten, seinen grellen Kontrast mit dem schwarzen Schnurrbarte nicht geltend machen durfte. Es war aber auch in der Tat eine anstrengende Tour, auf welcher sich der alte Herr und sein alter Diener befanden. Sie kamen an der kurländisch-litauischen Grenze herauf von Westen nach Osten zu reitend, als wollten sie geraden Weges nach den Ufern der Düna, welche gegen Osten hin Kurland von Livland scheidet. Und diese Tour an den litauischen Seen her war gefahrvoll, da sie eine Kundschaftung halbfeindlicher Einfälle seitens der Litauer zum Zweck hatte, und da der Kundschafter selbst, unser alter Herr, von den Litauern sehr wohl gekannt war als ein kurischer Kriegsmann, den man nicht halb, sondern ganz feindlich, das heißt mit Kugel und Schwert begrüßt hätte, wenn man ihm begegnet wäre. Heute kam er mit seinem Urban von dem Flecken Esoros über Jurka und Kruki bis gegen Braslaw herauf durch den gefährlichsten Grenzstrich Litauens, und war nun wieder ins Kurische eingeschwenkt, da, wo neben einem großen und mehreren kleineren Seen ein breiter Wald die kurische Grenze bildet und sich bis gegen den Edelhof Schönhaiden hinzieht. Dieser Wald war eine gewöhnliche Passage der litauischen Edelleute, wenn sie mit ihren Reitern ins kurische Oberland einfielen. Eine halbe Stunde, nachdem unsere Reiter in diesen Wald eingeritten, hatte sie das obige Wetter aufgehalten, und da es schon Nachmittag und der Tag noch nicht lang war, so war ihnen große Eile nötig, wenn mit einbrechender Nacht Schönhaiden erreicht werden sollte.

Dieser südwestliche Zipfel Kurlands, um den es sich

hier handelt, das sogenannte Oberland Semgallens, ist vielfach verschieden von dem übrigen nach der Ostsee sich hinausbreitenden Kurland. Wer etwa auf der Heerstraße von Memel nach Petersburg gereist ist, und über Mitau kommend, das kurische Land solchergestalt durchschnitten hat, der schließe von jenem einförmigen Landstriche ja nicht auf das ganze Herzogtum Kurland und Semgallen. Dies Oberland ist mannigfaltiger und interessanter, und hat in seinem Gemisch von weich gebogenen Hügeln, breiten Tälern, langen Wäldern und Seen ein ganz anmutiges Aussehen. Ja, der südliche Teil der Seelburgschen Oberhauptmannschaft, die Illuxtsche Hauptmannschaft, unser Schauplatz, die sich an der Düna stromaufwärts zieht bis an das Gouvernement von Minsk, gegenüber dem Witepsker Lande von Weißrußland, kann die kurische Schweiz genannt werden, wenn solch ein übertreibender und immer schief bezeichnender Ausdruck gebraucht sein sollte. Ein langer Höhenzug mit Verzweigungen ins Semgallner Land herüber begleitet die Düna und bildet an diesem Zipfel Semgallens, wo Kurland einen Keil hineindrängt zwischen Livland, Witepsk und Litauen, das kurische Oberland. Und nicht bloß im Äußeren unterscheidet sich dieser Landstrich vom übrigen Kurland, er hat auch die gemischteste Bevölkerung. Im übrigen Kurland ist neben der deutschen Sprache, welche der Herr, der Eroberer, der Edelmann, kurzweg der Kurländer redet, die lettische Sprache die Grundsprache. Die wenigen Worte, mit denen unser alter Herr den beflissenen Jakut anredete, waren aber nicht lettische, sondern russische. Polnisch, Litauisch und hie und da Russisch gehen seit Jahrhunderten im Oberlande zwischen und unter dem Deutschen einher. Jakut war ein roskolnikischer, das heißt ein altgläubiger Russe, deren sich viele im Oberlande angesiedelt haben. Sie waren von jeher frei, leben größtenteils als Zinsner auf den Gütern, in Gesinden zerstreut, oder unter derselben Eigenschaft in Dörfern beisammen.

Fleißig und nüchtern, betriebsam und anstellig, ja schlau und klug erfreuen sie sich alle einer gewissen Wohlhabenheit, im Vergleich mit den stumpferen Letten selbst eines gewissen Reichtums. Aber weil sie eben nicht gedankenlos wie diese sind, muß man im Verkehr mit ihnen vorsichtig sein; sie trachten, spekulativ in ihrer Weise, Tag und Nacht auf Erwerb, und in dem damaligen aufgelösten Zustande von Parteiungen, für welche sie keinerlei inneren Anteil hegten, suchten sie, gleichgültig über Farbe und Zweck des einen oder des anderen, links und rechts ihren Vorteil. Der Litauer, wenn er sich ihnen durch Geld oder sonstwie mächtig erwies, konnte ihre Dienste ebenso haben wie der Kurländer, der sie zu behandeln verstand; schmiegsam, auf alles merkend, die Schwächen anderer leicht erspähend, mutig und erforderlichenfalls tollkühn und jede Gefahr verachtend, zu alledem mit einer tüchtigen Gesundheit und ungewöhnlichen Körperkräften ausgestattet, waren sie jener Zeit ein wichtiger, wenn auch kleiner Teil der oberländischen Bevölkerung. Insbesondere verstanden sie sich meisterhaft auf das hauptsächlichste Hilfsmittel jener Gegenden, auf das Pferd, denn rasch vom Flecke zu kommen, war dort an der Grenze von Reitervölkern, wo der Ärmste nicht gern zu Fuße geht, eine Hauptsache. Um ein gutes, versuchtes Pferd zu kaufen, wendete man sich am liebsten an einen Roskolniken, und eins, das man besaß, zu hüten, sicherte man am meisten vor der schnellen Hand dieser Zinsner, welche wie der Blitz damit verschwunden waren nach den entlegensten Pferdemärkten Weißrußlands oder Litauens.

Unter solchen Umständen war Jakut auf seinem einsamen Grenzzinse ein wichtiger Posten, und es mußte auffallen, daß ihn der alte Herr kurz und barsch behandelte, ja ihn unsanft anfuhr, als sich der Roskolnike beim Ausliefern des Hafers an Urban teilnehmend mit dem Grauschimmel des Herrn zu schaffen machte, ihm die Kehle be-

fühlen und nach den Zähnen sehen wollte. „Er beißt und schlägt, Jakut!“ setzte indessen der alte Herr wie begütigend hinzu, als er ihn gröblich weggescheucht hatte. Der Herr General, wie ihn Jakut nannte, ein offenbar erfahrener und gewiegter Lebemann jener Gegenden, kannte doch gewiß sein Terrain und seine Leute, denn es ergab sich, daß er nur eine kleine Strecke hinter Schönhaiden, also in demselben Grenzteile des Oberlandes auf den Höfen Kummeln und Brüggen zu Hause war und schon lange mitten unter dieser gemischten Bevölkerung lebte.

Um von Kurland im ganzen eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, verbildliche man sich zuerst dessen äußere, sehr einfache Figur, und teile sich selbige sodann in drei Abteilungen, welche durch drei fast parallel nebeneinander nach Norden hinabfallende Flüsse: Windau, Aa und Düna, äußerst anschaulich gebildet werden. Die Figur dieses an fünfhundert Meilenquadrate umfassenden Landes ist ein Dreieck, dessen Basis im Süden auf Litauen steht, dessen Spitze nach Norden in die Ostsee hinausläuft. Der linke, westliche Schenkel, das Land der Windau, geht von Polangen abwärts an der offenen Ostsee hinab. An dieser uns Deutschen zuliegenden Seite hat es zur Zeit Herzog Jakobs um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lebhafte Versuche gemacht, sich durch die Seeplätze Libau und Windau mit deutscher und skandinavischer Welt in unmittelbare Verbindung zu setzen. Auf dieser Seite also ist die meiste Ähnlichkeit mit unserer westlichen Verkehrsweise zu suchen. Der rechte, der östliche Schenkel, das Land der Düna, steigt von der Nordspitze, der Leuchtturmspitze Domesnes, nach Süden hinauf erst am Rigaischen Meerbusen, dann die Düna selbst aufwärts bis in die Gegend des weißrussischen Städtchens Drissa. Wo der Rigaische Meerbusen aufhört, ist die Düna Landesgrenze, auf dieser östlichen Seite also wiederum lauter Wassergrenze, aber, weil größtenteils ein leicht überschreitbarer Fluß, von

ganz anderer Einwirkung als die offene See im Westen. Der wichtigste Grenzpunkt auf dieser Seite war die alte Hansestadt Riga, welche einige Meilen oberhalb der Dünamündung liegt, und nach welcher hin aller Absatz aus dem innern Kurland gerichtet war, weil die Seeplätze Libau und Windau nur kurze Zeit eine lebensvolle Bedeutung hatten, weil der deutsche Grundstock Rigas lebhafte Anziehungskraft besaß für die aus Deutschland stammenden Gutsbesitzer Kurlands, und weil von Zeiten des Deutschen Ordens her, welcher die deutschen Kurländer hergeführt und begründet hat, eine tiefere historische Gemeinschaft bestand zwischen Kurländern und der Hauptstadt Livlands, da Livland ebenfalls Ordensland war. Die nördliche Hälfte der Dünagrenze entlang gab es also für die Kurländer ein verwandtes Gegenüber. Die südliche Hälfte aber hatte jenseits der Düna die witepskische Landschaft von Weißrußland zum Gegenüber, russische Welt. Und zwar betraf dies unser ganzes Oberland, welches überall ostwärts an die Düna stößt und jenseits derselben in die witepskischen Ebenen sieht. Ebenso grenzt dasselbe und im Verlauf nach Westen hin das ganze südliche Kurland südwärts mit slawischer Völkerschaft, denn die südliche Basis des kurländischen Dreiecks hängt seiner ganzen Breite nach mit dem offenen Litauen zusammen. War also alles übrige Kurland seefrei und dadurch für sich abgeschlossen oder aufgetan von Polangen abwärts bis zur Nordspitze, und bis Dünamünde in den Rigaischen Meerbusen hereinwärts, war es ferner an der nördlichen Düna von der verwandten livländischen Herrschaft begrenzt, so wurde dies doch an der obern Düna und im ganzen Süden anders. An dieser östlichen und südlichen Grenze also mußte sich das mannigfaltigste, weil verschiedenartigste Leben entwickeln. Solch Leben ist nicht immer dem Landesgedeihen das förderlichste, wohl aber dem Romangedeihen.

Unser alter Herr in Jakuts räucheriger Stube ohne

Schornstein schien das Land auf und nieder zu kennen, von den Leuchttürmen unten an der See bis Polangen, und vom gedrängten Ausflusse der Windau bis zu den Moorniederungen der nördlichen Aa, des Flusses der Mitte. Jakut schwatzte von seinem Pferdehandel, der ihn im ganzen Lande umherführte, und der alte Herr berichtigte oft mit einem Worte den ungenauen Erzähler, den er allem Anscheine nach viel lieber über die litauische Grenze reden gehört hätte. Sowie aber hierauf die Rede kam, strich Jakut seinen schwarzbraunen Bart, welcher breit und schön sein ganzes Untergesicht bedeckte, drückte die Augenlider halb über die lichtblauen Augen und sprach bloß seufzend: „Dort sind schlimme Herren, gnädiger Herr General, dorthin seh' ich nicht!"

„Lüge nicht, Jakut! Der Braslawsche Ökonomus Chabelsky ist erst vorgestern mit seinem ganzen Aufgebote durch dein Tal gezogen und hat sicherlich bei dir gefüttert."

„Vorgestern, gnädiger Herr General, war ich blind und taub, denn ich war drüben in Dünaburg und habe die rote Stute gekauft, die draußen im Stalle nach Eurem Hengste wiehert, für schweres, sehr schweres Geld, meine letzten Silberstücke."

„Und du hast ihn nicht gesehen? Nimm dich in acht, Jakut!"

„Wie konnt' ich, da ich in Dünaburg!"

„Und du bist ihm heimkehrend nicht begegnet?"

„Nicht mit einem Auge."

„Jakut! In ein paar Stunden bin ich beim Schönhaidner, von dem du zu Zins sitzest; er trachtet wie ich diesen räuberischen Einfällen Chabelskys nach, die Chabelskyschen haben ihm erst in voriger Woche eine Herde Rinder und fünf Leute weggetrieben. Wenn du nicht behilflich bist, jagt er dich aus deinem Zinse, wenn du verhehlst, kitzelt er dich unter dem Barte und auf dem Rücken, wenn du gar mit den Litauern schmuggelst, macht er dir den Bart starr und den Rücken steif! Besinne dich!"

Da fiel Jakut nieder und küßte dem Herrn General den Stiefel, sich hoch und teuer verschwörend, er sei über alles unkundig, und wollte ja gern helfen, wo er könne.

„So sattle deine Stute und führe mich nach Schönhaiden so, daß wir den Chabelskyschen, die noch hüben sind im Oberlande, nicht begegnen."

„Gnädiger Herr General, meine Stute und Euer Grauschimmel würden immer lüstern nebeneinander schreien und unsern Ritt verraten."

„Die Litauer sind also so nahe, daß sie unsere Pferde schreien hören?"

„Das weiß ich nicht, aber wenn sie drüben sind, so ist's doch möglich, und da es heute Sonnabend ist, und sie gerne Sonntags in ihrem Kruge sitzen, so ist's wahrscheinlich, daß sie heute heimkehren."

„Und durch deinen Wald nehmen sie also ihren Weg?"

„Das weiß ich nicht, gnädiger Herr General; aber da sie wissen, daß Ihr und andere ihnen ringsum nachspüren, so nehmen sie am liebsten den Wald an wie die Elen und die Füchse."

„Woher weißt du denn, daß sie's wissen? Jakut, tu gut, wenn dir dein Bart lieb ist! Dein Kantschu wird deine Stute, mein Schenkel wird meinen Hengst still machen, mach' fort und zäume dein Pferd, die Sonne geht zu Rande!"

Sie brach in diesem Augenblicke den Schleier, welcher seit dem Schneesturme den Tag eingehüllt hatte, und drängte sich durch die Rauchwolken des Jakutschen Gemaches, mit derselben goldigen Schönheit die dürftigen Geräte des Roskolniken schmückend, mit der sie die Spiegelwände und vergoldeten Möbel eines Palastes schmückt. Ist's zu verwundern, daß soviele Menschen schon gesagt haben: Die Sonne ist Gott, und Gott ist die Sonne! Findet nicht auch die Liebe im Auge des anderen den ganzen Menschen? Urban schien ein solcher Sonnenanbeter zu sein; er stand mit gefalteten

Händen am Rauchloche, welches ins Freie führt, und sah ohne mit der Wimper zu zucken in die blendende Feuergarbe hinein. Er hatte ein grobgeschnittenes, von tiefen Furchen durchgrabenes Bauerngesicht, das man zu jeder Zeit altmodisch nennen konnte, dem aber breite Schmarren einen wohltuenden Ausdruck von Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit gaben.

Er wendete sich plötzlich nach seinem Herrn, der mit untergeschlagenen Armen auf der hölzernen Bank saß, auch die mit hohen, weichfaltigen Reiterstiefeln bewehrten Beine übereinandergelegt und das Haupt wie müde an die Balkenwand gelehnt hatte. „Ich wollte, gnädiger Herr“ — sagte er inbrünstig — „wir hätten's diesmal überstanden und Schönhaiden erreicht; Jakut ist für die Litauer, und die Chabelskyschen sind ganz gewiß in der Nähe. Sie machen auch sicherlich kein Federlesen mit Euer Gnaden, wenn sie eine Kugel oder einen Säbelhieb anbringen können, denn sie halten uns für ihre gefährlichsten Feinde, weil wir den Krieg verstehen, und sie glauben gewonnen Spiel mit dem Oberlande zu haben, wenn in Brüggen und Kummeln kein Bandomir mehr Hof und Wache hält.“

Der alte Herr sah ihn gutmütig, fast lächelnd und schweigend eine Weile an, und ohne das Haupt von der Balkenlehne zu entfernen, sagte er dann: „Wenn sie auch uns beide totschlagen, Urban, unsere Jungen wachsen in jeder Nacht; 's wird länger Bandomire geben als Litauer. Zwischen Pultawa und Bender waren wir noch schlimmer dran als hier, und 's ist gut zu End' gegangen — bist du denn mit den Pferden fertig, daß du zum Schwatzen Zeit hast, und sind die Pulverpfannen alle versehen?“

„Alles zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!“

Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr rasch wie ein Jüngling, die niedrige Holzdecke fast berührend mit seinem Scheitel, schnallte den Degen fest um den Pelzrock und schritt hinaus. Den Mantel warf er sich selbst um, griff auch selbst

nach seinem Pferde, ganz wie ein Mann, der vom Diener keine Nebensache verlangt, wo die Zeit kostbar, und der Diener ebenso gefährdet ist wie der Herr. Schon den Fuß im Bügel stutzte er und hielt inne vor einem, dem Anscheine nach geringfügigsten Dinge, vor einem Häuflein Pferdemist. Er stieß mit dem Stiefel in den gefrornen Haufen, um etwas abzubröckeln, und sagte zu Jakut, der sich eben auf seine nach dem Hengste ausschlagende und quiekende Stute schwingen wollte, mit sehr herbem Nachdruck folgendes: „Dein Mund ist nicht rein, Jakut, hier sehe ich an den Gerstenhülsen im Dünger, daß die Litauer bei dir gewesen sind, sie füttern diesen Winter alle gesamt Gerste, weil der letzte Hafer mißraten ist — führ' dein Pferd zurück in den Stall und komm' zu Fuß mit mir, und sobald du in bedenklicher Absicht strauchelst, schieß' ich dich über den Haufen. Schweig, marsch!“

Die Sonne war eben untergegangen und der letzte Tagesschein lag rot über den Wäldern, als die beiden Reiter und der zu Fuß nebenherlaufende Jakut auf eine Höhe kamen, von welcher man den Wald weithin übersehen konnte, weil er sich nach Westen gegen Schönhaiden hin wohl eine halbe Stunde lang abwärts zog und nur aus niedrigem Unterwuchse bestand, der, schlecht angesät oder angeflogen, überall breite leere Stellen zwischen dem dichten Kiefergebüsche zur Durchsicht bot. Pascha bildete wie immer den Vortrab, und als er plötzlich hochgeringelten Schwanzes und den Kopf hoch nach dem nordwestlich herkommenden Luftzuge haltend stehen blieb, tat der alte Herr ein Gleiches und winkte in demselben Sinne seinen Begleitern. Urban stieg sogleich ab und legte seinen Kopf an die Erde, nachdem er ein kleines Fleckchen von der schwachen Schneelage befreit hatte. Jakut mochte es für angemessen halten, dem schweigsamen, ihm mißtrauenden alten Herrn seine Bereitwilligkeit zu zeigen, und kletterte eiligst an einem vereinzelt stehenden Kieferbaume

in die Höhe, wahrscheinlich um noch weitere Umsicht zu gewinnen. Aber auch diese Dienstfertigkeit mochte dem alten Herrn unpassend dünken, wenigstens machte er mißbilligende Handbewegungen. Jakut aber sah sie nicht und kletterte bis in die Krone des Baumes, ein mündliches Verbot schien dem alten Herrn um des Geräusches halber nicht ratsam, er ließ jenen also gewähren und ritt mitten in den nahen Unterwuchsbusch hinein, der sein Pferd deckte, und auch ihn, wenn er sich nach dem Halse desselben vorbeugte, bei dem allmählich hereinbrechenden Zwielichte leidlich barg. So harrten sie alle regungslos, Jakut in der Baumkrone zusammengekrümmt, einem Raubvogelneste nicht unähnlich. Es war nichts zu vernehmen als das Seufzen und Knarren der einzelnen hohen Kiefern, gegen welche der scharfe Luftzug sich stemmte. Der Abendstern fing an, Glanz zu gewinnen, und die Eule erhob einige Male hinter ihnen im hohen Holze ihren wie Unglückskunde hohlklingenden Ruf, die ewige Walduhr, welche die hereinbrechende Nacht ausruft. Dennoch ward Paschas Stellung immer fester und straffer, auch der alte Herr neigte das Ohr nach einer ganz bestimmten Richtung, als folge er einem Geräusche, und Urban war aufgestanden und brachte sein Pferd ebenfalls herein in die Dickung, leise zu seinem Herrn sagend: „Es sind Hunde dabei, und sie kommen scharf geritten." Dieser nickte mit dem Kopfe. In diesem Augenblick fletschte Pascha die Zähne; und in einer Entfernung von nur hundert Schritten trabten zwei Wölfe in scharfem Paß vorüber. Pascha sah ihnen indes nicht nach und blieb unbeweglich. Nun entwickelte sich leise auch für den Unkundigen ein Geräusch von Norden her, neue Tiere des Waldes, diesmal in lauter, polternder Flucht, bezeugten, daß Menschen und zwar zahlreich im Hintergrunde seien. Ein Trupp Elentiere nämlich kam in raschester Gangart über die Lichtung und prallte mit großem Geräusche seitwärts, als er auf die Fährte der Wölfe geriet. Man unterschied nun

deutlich Pferdetrab, Menschenstimmen, Hundegebell, und mit einem leisen Pfiff lockte der alte Herr seinen Pascha zu sich herein in das Gebüsch. — Man unterschied jetzt einzelne Worte aus dem wüsten Geräusch, und Urban wendete sich vergnügt und nicht mehr ganz leise zu seinem Herrn mit den Worten: „Es sind Kurländer!“ — „St!“ flüsterte dieser, „aber was für welche! Knorres und Thorhackens fliegende Jagd ist's, die's mit Chabelsky halten, und die uns ebenso hassen wie die Litauer. Sie schweifen mit der Jagd bis hierher, weil sie mit jenen unter einer Decke spielen.“

Unterdes waren die Heranreitenden, deren Zug hinter unserer Gruppe vorüber seine Richtung zu nehmen schien, auf ungefähr zweihundert Schritte von Jakuts Baume gegenüber angekommen, da fiel ein Schuß, man hörte die Kugel in die Baumkrone Jakuts knackend einschlagen, Jakut selbst kam wie ein losgeschnittener Ballen am Stamme heruntergerutscht und verschwand an der Erde, die schon mit tieferer Dunkelheit bedeckt war.

„Was war's?“ schrien mehrere Stimmen zugleich, und der Trupp, welcher trabend vorübergeritten war, hielt still. Der Schütz, welcher zurückgeblieben, um zu schießen, weil er die schwarze Masse in der Baumkrone gegen den oben noch lichten Abendschein entdeckt hatte, rief zurück: „Ein Raubvogel auf der Kiefer, der aber herunter kam wie ein Luchs!“

Hunde und Reiter kamen sogleich herzu, und da man am Stamme nichts fand, schrie ein älterer Herr: „Kreist ein, kreist ein! Aber rasch, daß wir Jakuts Haus noch finden, eh' es stockfinster wird. Der Mond kommt erst um zehn!“

Der Befehl, einzukreisen, war von größter Gefahr für unsere Reiter, da ihre Dickung in die Nachsuchung mit inbegriffen sein konnte, und die Entdeckung durch Hunde und Jäger alsdann unvermeidlich war.

Sah dies nun Jakut voraus, und war er wirklich sorgsam für den alten Herrn, oder hatte ihn ein Hund aus-

gestöbert, der dem auf der Erde Fortkriechenden eiligst nachgekommen war bis ins nächste Gebüsch, und der jetzt laut anschlug, kurz, alles stürzte dahin, Jakut war, wie das durcheinander lärmende Geschrei kund gab, in den Händen der Jäger, und die unmittelbare Gefahr war von den beiden Reitern abgewendet. Geschrei und Gelächter waren indessen so groß und so dicht durcheinander, daß sie nicht unterscheiden konnten, ob Jakut verwundet sei, was er vorbringe, und ob er gutwillig oder protestierend mit ihnen abziehe. Letzteres freilich, daß nämlich ihr Führer wieder heimwärts nach seiner Wohnung steuere oder gesteuert werde, und daß die Weiterreise durch Nacht und Wald ihren Kräften und Kenntnissen allein obliege, das erkannten sie deutlich, und sie machten sich denn auch ohne Verzug auf den Weg, da sie sich vor Jakuts Verräterei, also auch vor einer Rückkehr des lärmend in Ferne und Nacht hinziehenden Trupps nicht sicher glaubten.

2.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zeigte fast durchgängig in Europa nur abenteuerliches Beginnen. Das heißt, alles was im großen vorging, entsprang nicht aus einem tieferen Bedürfnisse; man kämpfte nirgends mit Leib und Seele um Lebensprinzipien, man kämpfte nur um ein Mehr oder Minder des Besitzes. Die beiden Hauptpunkte des beginnenden Jahrhunderts waren zwei Könige; einer, der stolz auf das Grab zuschritt, Ludwig XIV., und der um der Krone Spaniens halber, die er seinem Enkelsohne aufgesetzt hatte und halten wollte, noch in seinem Greisenalter den Krieg mit ganz Europa wagte — der zweite, ein noch bartloser Jüngling, der nicht für Mädchen oder Bücher, sondern nur für den Krieg eine fortreißende Passion empfand, und ungestüm, über allen Zweifel hinaus tapfer, sein kaltes Schwert zog gegen alle Nachbarn, Karl XII. von Schweden.

In solcher Zeit konnte ein junger Mann, dem die Brust nach Idealen schwoll, nur unter ganz eigentümlicher Begabung anderswohin geraten als unter die Kriegsheere, anderswohin seine Wünsche richten, seine Fähigkeiten ausbilden als auf die äußerliche Tat. Darin geschickt und tüchtig zu sein war aller Wunsch, darin gar erfinderisch zu sein war höchster Ruhm. Von französischer Seite her war noch eine Geschicklichkeit in den Formen des Umgangs und des Ausdrucks verbreitet worden, soweit der moderne Ritter mit seinesgleichen oder mit Damen in Berührung kam, und diese kleine Formenwelt täuschte vollends über alles tiefere Bedürfnis des geistigen Menschen. Denn niemand, der ihrer mächtig war, konnte vor der Welt oder vor sich selbst für roh oder ungebildet gelten, und in dieser leicht erworbenen Zufriedenheit und Sicherheit verlor mancher begabte Mensch die Eigenschaft der Mannigfaltigkeit aus den Augen, welche in ihm schlummerte.

Ganz dieser Mode seiner Zeit gemäß entwickelte sich Xaver von Vandomir, ein junger Edelmann, der im kurischen Oberlande Güter besaß. Er besaß diese Güter nur als sogenannten Pfandbesitz, nicht als zur Herrenbank gehöriger Kurländer, ein Unterschied, welcher in Kurland von größter Bedeutung war. Nur wer das Indigenat besaß, nur wer der eigentlichen Landesaristokratie einverleibt, nur wer Kurländer war, konnte all jenes Herrenrecht ausüben, welches neben dem vollen Rechte des Mitregierens auf dem Landtage bis zum Rechte über Leben und Tod auf den Edelhöfen hinaufstieg. Der Indigenatsadel war die einzige politische Körperschaft; er bestimmte die Auflagen, welche die übrigen Bewohner zu leisten hatten, denn er selbst als Herr war steuerfrei. Außer Venedig hat es kaum einen so rein aristokratischen Staatsverband gegeben als den kurländischen, und auch die russische Herrschaft hat mit vorsichtiger Hand nur einige zu große Unebenheiten beseitigt, sie hat sich Bestätigung des Budgets vorbehalten, hat die Kronforsten vor den Rücksichtslosigkeiten

der fliegenden Jagd, welche noch jedem Kurländer durch das ganze Land zusteht, sicher gestellt, so daß in diesen Forsten Hegezeit und Saatland berücksichtigt werden muß, sonst aber hat sie diese aristokratische Verfassung unberührt gelassen, und auch heute noch ist der russische Adel in Kurland nicht besitzfähig, wenn er nicht ins Indigenat aufgenommen wird. Mit dieser Aufnahme war man nun im Durchschnitte nicht eben ausschließlich und schwierig, eine Gewohnheit, die wie in England von unermeßlicher Wichtigkeit ist, da sie der Körperschaft immer frischen Zusatz vorbehält. Auch der Adelsstolz nach deutschem Begriffe war und ist in Kurland nicht zu suchen, eben weil die Aristokratie so landesgeschlossen auch ein Staat, nicht bloß ein Stand war. Man achtete den, der nicht Kurländer, das heißt nicht von anerkannt kurischem Adel war, man verkehrte mit ihm, aber man vermischte sich in nichts Wesentlichem mit ihm. Dabei war es gleichgültig, ob er in einem andern Lande von Adel war, adelig oder bürgerlich! er gehörte nicht zu den Herren, welche die kurländische Ritterschaft und die Herrschaft des Landes bilden, aus deren Mitte allein alle Landesstellen besetzt werden. Dem ähnlich, wie man heute noch in Frankreich nicht Deputierter werden kann, wenn man nicht naturalisierter Franzose ist. Es gibt auch wirklich einige bürgerliche Lehen in Kurland, obgleich das eigentliche Entstehen der adeligen Landesherrschaft allerdings auf das Prinzip des Ahnenadels gegründet war. Noch im Jahre 1634 wurde ein geschlossenes Verzeichnis der hundertfünfzehn kurländischen Herren abgefaßt, welche ihren Adel durch Ahnentafeln, durch Siegel und Briefe, durch kaiserliche und königliche Privilegien probiert hatten.

Ein Blick auf die Geschichte Kurlands erklärt es, wie das ganze Land hundertfünfzehn Familien gehören konnte, zu Besitz und Herrschaft. Es ist ein erobertes und zwar vom deutschen Adel erobertes Land. Die Geschichte der Eroberung ist sehr dunkel; Preußen und Livland, die beiden vom Orden

eroberten Länder, welche Kurland einschlossen, haben ihre damalige Geschichte aufgeklärt, über der genau damit zusammenhängenden kurischen liegt noch tiefe Finsternis. Deutsche aus Bremen haben um 1158 die Mündung der Düna gefunden, haben Handel und alsdann Bekehrung angefangen, sind aber bei den Bewohnern lebhaftem Widerstande begegnet. Fünf Völkerschaften scheinen unter einer patriarchalischen, also tausendfachen Gemeinderegierung das Land bewohnt, von Fischerei, Viehzucht, Ackerbau gelebt und am Met, der aus Honig der Waldbienen gemacht wurde, sich erquickt zu haben. Man nennt sie Wenden — zwischen der Westküste und der Windau — Liven — am nördlichen und östlichen Seeufer — Kuren — in der Mitte des Landes — Semgaller — südlich über diesen und nach dem Oberlande zu — Seelen im eigentlichen Oberlande. Alle sprachen Lettisch, nur die Liven sprachen und sprechen noch jetzt eine finnische Mundart, und sind auch wahrscheinlich darum in die Sand- und Moorgegend verdrängt, weil sie am wenigsten mit der Mehrzahl der Landesbevölkerung zusammengehangen haben.

Als Schutzpunkt für Christentum und Eroberung wurde frühzeitig Riga angelegt und der Schwertbrüderorden gestiftet. Aber auch der war nicht mächtig genug, die widerstrebenden Einwohner zu bezwingen. Nur die Wenden an der Westseite unterwarfen sich ohne hartnäckigen Widerstand, und davon ward dieser Ostseestrich Friede-Kurland geheißen, gegen die übrigen Völker mußte der Schwertbrüderorden 1237 Hilfe suchen bei dem Deutschen Orden, der seit elf Jahren in Preußen war, und mit dem sich jener verschmolz. Die Eroberung ging nun in Kurland und Livland rascher vonstatten, indessen war der Orden doch nicht allein erobernder Herr, sondern mußte mit der Kirche, durch Riga, deren Hauptsitz, repräsentiert, teilen, und der römisch-deutsche Kaiser war von dem allen die im Hintergrunde ruhende Oberhoheit. Am längsten verteidigte sich das Oberland, und Westhord,

ein Führer der Semgallen, galt für den Wittekind dieser Gegenden. Um 1287 waren die Bewohner überwältigt und wurden zunächst Untertanen, dann Bodenangehörige, dann Leibeigene, während die deutschen Pilger freie Städte bildeten, die Eroberer, die deutschen Ritter aber Lehensherrn, deren nachträglich herbeiziehende Verwandte und Freunde der Ritter Lehensträger, alle aber Leibherren der Urbewohner wurden. So wurde der deutsche Kriegsadel mit seinen Angehörigen Herr des Landes. Die meisten Adelsfamilien Kurlands stammen aus Niederdeutschland, so wie die meisten in Preußen aus Oberdeutschland stammen. Idealer Oberherr war nun zwar eigentlich der Orden, aber in der Tat war er nur der mächtigste Mitstand dieser Aristokratie, welche im wesentlichen allein die Ordensherrschaft bildete und den klerikalen Zutaten, den theologischen Doktoren, nur einen theoretischen, abgezahlten Anteil an der Herrschaft gestattete. Mit der Reformation verschwand auch diese formelle Teilung: der Herrenmeister, Walter von Plettenberg, wurde protestantisch, die gemeinschaftliche kirchliche Seele, welche bis dahin die Ostseeprovinzen zusammengehalten hatte, zerbrach hiermit, die einzelnen Landesteile suchten sich, da Rußlands aufwachsende Macht andrang, verschiedene Schutzherren: Estland am schwedischen Könige, Livland am Könige von Polen und Litauen, Kurland desgleichen, und so wurden die Ritter in Kurland, dessen nun errichtete Fürstenschaft von Polen und Litauen nur zu Lehen ging, völlig Herren des Landes, die im letzten Ordensmeister, Gotthard Kettler, zwar eine herrschende Herzogsfamilie an die Spitze stellten, deren Ritterbank aber damit nichts weiter als einen Ersten unter Gleichen der Regimentsform halber also bezeichnete und nach wie vor herrschende Seele des Landes blieb.

Der eigentliche Stamm des Deutschen Ordens lebt also hier fort, eine Herrscherkolonie unter überwältigten Völkerschaften. Der Baum ist schon lange vor uns scheinbar abgestorben in einem Stamme, dessen Zweige noch immer neu

grünen in Adelsgeschlechtern. Neun Herzöge haben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts diesen aristokratischen Staatsverband repräsentiert. Schon als der sechste starb, war die Macht der polnischen Lehensherrschaft hier unten an der Düna erschöpft und vom russischen Kaisertume her ward die zweite Herzogsfamilie, die Bironsche, bereits eingesetzt. Sie endigte im Jahre 1795 mit der Unterwerfung Kurlands an das russische Kaisertum.

Xaver Vandomir ward unter dem dritten kurländischen Herzoge, dem genialsten des Kettlerschen Hauses, Jakob, geboren und erlebte noch drei folgende Herzöge, die letzten jenes Hauses, den stürmischen Übergang des Landes zu neuer Oberherrschaft, wenn diese auch erst dem Namen nach ein halbes Jahrhundert später eintrat. Xavers Jugend fiel zwar noch in die letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts, wurde sich aber doch erst mit Ausgang desselben und mit Beginn des achtzehnten ihrer größeren Wünsche und Ansprüche bewußt, und deshalb konnte er dem Wesen nach jenem Geschlechte angehören, welches in Tat und Krieg nach Höflichkeit gegen seinesgleichen alle Bedeutung des Lebens erschöpft glaubte.

Dennoch war ihm die gedankenlose erste Jugendzeit, die Zeit, ehe er sich nach außen und nach der großen Welt umsah, an Vorfall und Genuß nicht leer geblieben. Die Liebe gedeiht ja in allen Geschichtsepochen und scheint mit ihrer Stärke und Schwäche unabhängig zu sein vom Geiste der Zeit. Ist der Jüngling aber nicht von so festem Holze, die Neigung in sich zu nachhaltiger Flamme entzündet zu sehen, nun, so ist er doch von so entzündbarem, daß es ihm an der Liebschaft nicht gebricht.

Xavers Frühlingszeit schien ihn letzterer Gattung zuzuweisen; der schöne böhmische Junker, wie man ihn nannte, war auf allen Edelhöfen zu sehen, wo es schöne Mädchen gab. Seine wohlhabende Familie stammte aus Böhmen, und hatte sich, weil protestantisch, im Verlauf des Dreißigjährigen

Krieges von dort hinweg und nach Norden gewendet. Nachdem Xavers Vater eine Zeitlang in Dänemark gelebt hatte, wurde er gerade durch die geschlossene Adelsverfassung der Kurländer, welche seinem herrschaftlichen Sinne zusagte, nach Kurland gelockt. Er kaufte hier im Oberlande die Güter Brüggen und Kummeln, beide an zwei anmutigen Seen und nicht weit voneinander gelegen, zunächst natürlich nur als Pfandbesitz, wie dies denn einmal nur tunlich und herkömmlich war. Solch ein Pfandbesitzer entspricht einigermaßen dem Farmer in England, das heißt, er ist eigentlich nur Pachter, wenn diese Pacht auch auf neunundneunzig Jahre gilt und nach Verlauf dieser Zeit nicht leicht aufgelöst wird. Doch kann dies geschehen, und der frühere Besitzer kann vom Rechte des Verkaufs Gebrauch machen, er bezahlt nämlich die Kaufsumme — Pfandsumme genannt — legt die nachweislich auf Verbesserung des Gutes angewandten Kapitalien zu und erzwingt damit den Besitz des Gutes. Der Pfandbesitzer, der in allem übrigen kein Teilnahmsrecht an der Herrschaft des Landes, nicht Sitz und Stimme im Landtage, nicht einmal Teil an der Kirchspielszusammenberufung hat, muß in solchem Falle ohne weiteres das Gut räumen, sei er ein noch so stolzer fremder Edelmann, wie Xavers Vater einer war. Dieser kaufte denn auch jene Güter und noch einige nach der Düna hin nur in der festen Überzeugung und unter vielfacher Zusicherung ihm befreundeter Kurländer, daß ihm nach Verlauf einiger Jahre das Indigenat ohne weiteres verwilligt sein würde, wenn er darum anhielte. Man sehe es gerne, daß der Ankömmling nicht gleich von vornherein die Ritterbank darum angehe, sondern erst, nachdem er halb und halb das Ansehen eines Einheimischen gewonnen habe. So richtete sich denn der schon bejahrte Herr von Vandomir, Xavers Vater, auf Brüggen ein, lebte allda, ein prachtliebender und sonst ganz im Geiste der Kurländer gastfreier Edelmann, einige Jahre und stand eben im Begriffe,

sein Gesuch ums Indigenat bei der Ritterbank einzureichen, als den übervollsaftigen Mann jählings ein Schlagfluß traf.

Xaver, der Haupterbe, überwarf sich beim Leichenbegängnisse, das er mit fremdländischer Adelspracht ausrüsten wollte, mit einigen Kurländern, die gegen solche ungebräuchliche Sitte einsprachen, und ließ, ärgerlich gemacht durch solche Einrede, die Frage ums Indigenat zunächst auf sich beruhen. Was Kurländer! dachte der jugendliche Übermut, bin ich nicht Edelmanns genug? Und brauch' ich mehr, nun, so hab' ich ja noch ein ganzes Leben vor mir. Er lebte in den Tag hinein, und schöne Augen interessierten ihn viel mehr als schöne Buchstaben eines Indigenatsbriefes.

Bald zog er auch durch seinen Liebesleichtsinn die Schlinge des Indigenats, mit welcher er bisher gespielt hatte, so enge zusammen, daß es bald nicht mehr von ihm allein abzuhängen schien, ob sein kurländisches Herrenrecht nicht im Entstehen erdrosselt werden könne. Er hatte einem Fräulein von Thorhacken lebhaft den Hof gemacht, dieses Fräulein schien ihm leidenschaftlich entgegenzukommen, man sah die beiden jungen Leute überall nebeneinander, man freute sich des stattlichen Paares, denn Fräulein Anastasia war eine hohe junonische Schönheit mit goldblondem Haare, und Herr von Roop, ein Genosse des schwarzlockigen Xaver, pflegte überall zu sagen: Das wird prächtige Kurländer geben! Mit einem Male verlor sich der schöne Xaver aus dem Kreise seines bisherigen Verkehrs; erst hieß es leise, dann hieß es laut, er habe die stolze Anastasia und das Haus der Thorhacken zum besten gehabt, er gehe drüben an der Düna in einem kleinen Edelhofe aus und ein. Plötzlich brachte er wirklich von dort ein anmutiges, still bescheidenes Mädchen als Frau von Vandomir nach Brüggen, und lebte nicht nur Flitterwochen, sondern Flitterjahre in völliger Zurückgezogenheit. Die Thorhackens und deren Freunde waren außer sich

und warben durch ganz Kurland, daß diesem leichtsinnigen Manne niemals das Indigenat erteilt werden solle.

Ach, Xaver dachte nicht ans Indigenat! Seine geliebte Frau gebar ihm den zweiten Knaben und starb im Wochenbette — er war trostlos und ritt in die weite Welt. Wenn Trost oder gar Ersatz zu finden war, in Kurland durfte er beides nicht suchen, dort hatte er sich beides verscherzt.

Jetzt eigentlich trat Xaver erst in die Welt, denn jetzt erst, nachdem der erste Schmerz sich gelegt hatte, fing er an, zu reflektieren und über die Verhältnisse im großen und ganzen nachzudenken. Das hatte er selbst in stillster, häuslicher Liebeszeit niemals getan; er war von jenen raschen slawischen Naturen, die sich rücksichtslos dem eben vorliegenden Verhältnisse hingeben. So hatte er herzlichst geliebt und war herzlicher, häuslicher Familienvater geworden, indem er unwiderstehlichen Trieben gedankenlos sich hingab, und darüber oder gar darüber hinaus keinerlei Gedanken suchte und hegte. Jetzt waren diese Triebe zerstört, diese Verhältnisse aufgelöst, jetzt mußte er sich umschauen nach Bedingungen und Grundsätzen der Welt.

Wenn der Edelmann die Familie aufgeben mußte, so dachte er an den Krieg — Europa kämpfte den spanischen Erbfolgekrieg gegen Ludwig XIV., Prinz Eugen von Savoyen verherrlichte durch geniale Anführung den deutschen Waffenruf, Xaver ging also nach Wien und stellte sich unter die kaiserlichen Fahnen und half 1704 den Sieg bei Höchstedt erringen. Wunderlich genug war es ein Diener, den er in Wien zu sich genommen, welcher ihn in eine andere Laufbahn richtete. Dieser Diener, namens Urban, aus dem schlesischen Gebirge stammend, hatte ein höheres Lebensinteresse als sein Herr. Er war Protestant, und von Jugend auf war all sein Gedanke darauf gerichtet, die protestantische Kirche uneingeschränkt zu sehen. Dieser Gedanke war ihm in der schlesischen Heimat, welche dem katholischen Kaiserhause unter=

tänig, ganz natürlich überliefert worden. Die katholische Bevölkerung Schlesiens, wenn auch nicht so sehr an Zahl, war doch an Macht überlegen, und das nährte den Oppositionssinn der Protestanten. Xaver hatte sich bisher um so etwas nicht gekümmert, es war ihm aber einleuchtend, als ihn Urban darauf aufmerksam machte, wie sein Vater um des Glaubens willen seine schönen Herrschaften in Böhmen verlassen und sich in die Mißlichkeiten der Fremde begeben habe, wie ferner der junge schwedische König, Karl XII., der tapferste, unternehmendste Herr und ein protestantischer Herr sei, der beiläufig doch auch den protestantischen Vorteil im Auge und dies soeben in Polen deutlich dargetan habe. Von alledem sei doch aber hier im kaiserlichen Heere gar nicht die Rede, man könnte alle Tage das Leben verlieren, aber auch durch den schönsten Sieg nicht einen Pfifferling für den lutherischen Glauben gewinnen. — Diese Bemerkungen führten Xaver nicht zu dem protestantischen Interesse, das sie empfahlen, aber da er gar kein anderes hatte und doch wie jeder Mensch innerlichst Verlangen nach einem solchen trug, da ihn ferner die abenteuerliche Ritterlichkeit des schwedischen Königs anzog, so wollte er's versuchen, ob er vielleicht im schwedischen Heere einen lebhafteren Aufschwung für sein Leben finden könnte. Er gedachte auch dabei seiner bürgerlichen Stellung in Kurland; Karl XII. war nach den Siegen bei Narwa und Clissow in den Ostseeländern mächtig, seine Herrschaft konnte dort dauernd werden, kurz, Xaver nahm seinen Abschied und ritt nach Sachsen, in welches der schwedische König von Polen her eingebrochen war. Urban, der als Schlesier zu den kaiserlichen Fahnen gehörte, folgte ihm heimlich, und als im Jahre 1707 zu Altranstädt Friede mit Sachsen geschlossen wurde, waren sie beide schon angesehene Soldaten im schwedischen Heere, Xaver hatte durch kühne Reiterunternehmungen des Königs Lob und den Rang eines Oberstwachtmeisters gewonnen, und Urban erlebte die Genugtuung, daß der Kaiser

dem Verlangen König Karls willfahrte und den Lutheranern in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestand. Vergnügt ritt er hinter seinem Herrn her, der mit der Armee durch Polen hindurch nach Rußland zog. Die Schlacht von Pultava, die erste, aber völlige Niederlage, welche Peter der Große dem schwedischen Könige beibrachte, zerstörte wie eine Bombe diesen Lebensgang. Xaver ward verwundet und gefangen und sollte nach dem Innern Rußlands abgeführt werden. — Nachts vor dem Tage der Abführung fand sich Urban, der sich durchgeschlichen hatte, mit zwei tüchtigen Pferden bei ihm ein, sie unternahmen die verwegenste Flucht, und Xaver erschoß bei dieser Gelegenheit einen angesehenen Offizier des russischen Heeres. Die vortrefflichen Pferde entführten sie glücklich bis über die türkische Grenze, und dort schlossen sie sich bei Bender an das kleine Gefolge Karls, der ebenfalls mit großer Mühe hierher entkommen war. Als König Karl von hier aus den ungeheuren Ritt von Demotica nach Stralsund unternahm, war Xaver einer der zwei Begleiter; Urban folgte langsamer, fand sich aber glücklich und getreulich in Schweden wieder zu ihm. Im Jahre 1718 ward König Karl im Laufgraben vor Frederikshall erschossen, und Xaver, dem mit dem Könige das Hauptinteresse untergegangen war, dachte nun zum ersten Male wieder an Kurland und kehrte mit Urban dahin zurück.

Es war ein langer trauriger Ritt durch Pommern und Preußen gen Kurland hin; denn die kürzere Überfahrt zur See verschmähten die alten Landsoldaten. Urban erhöhte die Traurigkeit seines Herrn, weil er keine Lust bezeigte, in ein ihm fremdes Land zu ziehen, und Xaver hoffte auch nichts von der Heimat. Es erwarteten ihn allerdings zwei Söhne und ein Bruder, der sie erzogen hatte, aber der Bruder, welcher sich von Jugend auf mit Büchern beschäftigt, war ihm stets gleichgültig gewesen, und die Söhne kannte er nicht.

Alle sanfteren Regungen des Menschen hatte das zwanzigjährige Kriegsleben niedergehalten; für ihn existierten diese Kinder nur wie eine alte Schuldverschreibung, die einzutreiben man weder Lust noch Aussicht hat. Nur wenn die Erinnerung an seine so früh verlorene Elisabeth auftauchte, da blitzte es ihm wie eine Liebeshoffnung undeutlich aber wohltätig durch die übermooste Seele: die Jungen könnten ihr ähnlich sein und ihm ein angenehmer Trost fürs Alter werden. In rohen Menschen erhält sich das Andenken an eine Jugendliebe oft wunderbar mächtig, und es wirkt oft wie ein Zaubermittel, die Roheit zu zügeln und zu lenken; aber — fast möchte man „leider!" sagen — zu dieser Gattung von Rohen gehörte Xaver nicht; er hatte gerade soviel Erziehung genossen, um auch dieses Zaubermittels des Kontrastes ziemlich ledig zu sein. Er war außer sich über den Verlust seiner Elisabeth gewesen, aber im Getümmel der Fremde hatte er sie bald, hatte er sie, wie es schien, völlig vergessen. Jetzt auf dem Heimwege nach Kurland tauchte ihr Bild seit vielen, vielen Jahren, ihm selbst zur Überraschung, wieder auf in seinem leeren Innern, und es überraschte ihn, daraus entspringend, eine Vorsorge für seine Familie. Es geschah dies, als sie nach Danzig hineinritten, und Urban erfuhr bei dieser Gelegenheit zum ersten Male, daß sein Herr zwei erwachsene Söhne daheim habe. In Danzig nämlich wohnte der damalige Herzog von Kurland, Herzog Ferdinand, und ihm wollte Xaver von Vandomir seine Aufwartung machen in der Absicht, dessen Teilnahme zu gewinnen für das Indigenatsgesuch, welches ihm jetzt als notwendig vorschwebte, und für seine Söhne überhaupt. Die politischen Angelegenheiten sehr wohl kennend, ermaß er richtig, daß dies Indigenatsgesuch jetzt viel größere Schwierigkeiten habe als früher. Er hatte so viele Jahre mit Eifer und Ruhm dem schwedischen Könige gedient, und der schwedische König war derjenigen Mächte, nach welchen sich Kurland

richten mußte, entschiedenster Feind gewesen. Er hatte Polen, den Oberlehensherrn Kurlands, er hatte Rußland, den mächtigen Nachbar Kurlands auf Tod und Leben bekriegt. Einen berühmten Offizier dieses Königs ohne weiteres an die kurische Ritterbank aufzunehmen, schien mehr als mißlich. Das wirre Regierungswesen Polens, welches allerlei unregelmäßiges Wesen zuließ, mochte zwar allenfalls übersehen werden, wenn der kurische Adel Vandomirs Verlangen einhellig gewillfahrt hätte. Aber letzteres stand gar nicht zu erwarten, da Xaver vor zwanzig Jahren wenig zärtliche Teilnahme hinterlassen, und die russische Macht, welche nach dem Siege über Karl XII. erstaunlich zugenommen, war bekannt als äußerst aufmerksam auf die einzelnen Schritte in Kurland, sie hatte infolge der Kriegszeit jetzt noch Truppen in Kurland stehen, und es war durchaus nicht wahrscheinlich, daß in diesem Augenblicke die Ritterbank jemand aufnehmen werde, welcher Rußland mit Recht verdächtig sei.

Für all das konnte die Stellung Herzog Ferdinands eine Aushilfe bieten. Dieser lag mit all diesen Autoritäten in Zerwürfnis. Die Macht des kurischen Adels, welche ihm überall lähmend entgegendrang, war ihm verhaßt, er lebte deshalb auch außer Landes, und seine Regierung bestand aus lauter Beschwerden, die nach Mitau an die Ritterbank abgingen und die zu Gegenbeschwerden umgekehrt nach Danzig zu ihm rückkehrten.

Urban, entzückt von der Familienentdeckung seines Herrn, putzte mit der Militärbürste die Kleider aufs beste zurecht und wartete ungeduldig im Hausflur, als sein Herr vorgelassen war. Xaver hatte sich auch nicht getäuscht; Herzog Ferdinand hatte ihn wohlwollend aufgenommen und ihm seine beste Hilfe zugesagt für das Indigenatsgesuch. So ritten sie ziemlich wohlgemut unweit Polangen nach Kurland hinein und an der südlichen Grenze entlang nach dem Oberlande zu. Es mußte ihnen auffallen, daß sie so gar viel Edelleuten be=

gegneten, die gewaffnet und mit gewaffneten Leuten durch Wald und Feld zogen. Xaver, der sich nicht mehr gekannt glaubte, und auch in den diesseitigen Kirchspielen der Grobinschen und Mitauschen Oberhauptmannschaft immer weniger bekannt gewesen war, redete niemand an, bemerkte aber immer, daß man ihn aufmerksam beobachte, daß man auch wohl ein paar Reiter in einiger Entfernung hinter ihm her schicke, als ob er ein Feind sei, den man rekognosziere. So kam er in die Gegend, welche südlich vom Sauckensee liegt, und ritt nahe an dem Edelhofe Ellern vorüber, der ihm von früher her wohlbekannt war. Herr von Knorre, der Besitzer desselben, hatte zu seinen Jugendgenossen gehört, und als er auch hier einen Zug Bewaffneter aus dem Hofe kommen sah, und an der Spitze desselben den ebenfalls ergrauten, aber immer noch stattlichen Knorre erkannte, brach er sein Schweigen und redete ihn an, fragend, ob ihn Knorre noch kenne, und was denn dies allgemeine Herumziehen in Waffen zu bedeuten habe. Von Knorre, ein schmaler, langer Herr mit spitzem Gesicht und wegwerfender Miene, betrachtete ihn lange, ehe er antwortete. Dann sprach er mit auffallender Betonung: „Ich erkenne in Euch nicht einen kurländischen Bekannten, mein Herr, und wünsche, daß Ihr eine Legitimation bei Euch führt, denn der Kurländer ist an dieser Grenze zu Pferde, weil Landstreicher und Kriegsgesindel ehrliche Leute beunruhigen."

Ehe noch Xaver etwas erwidern konnte, war Knorre von dannen geritten. Kopfschüttelnd setzte jener seine Reise fort und begegnete bald darauf dem Schloßberger. Die Kurländer nennen sich nämlich seltener bei ihrem Namen, als nach ihren Besitzungen, und so wie Vandomir der Brüggensche genannt wurde, so hieß der würdige Greis von Sieberg, welcher eben langsam am Luxtabache heraufgeritten kam, von seiner naheliegenden Besitzung der Schloßberger. Neben ihm auf unruhigem, kleinem Pferde ritt ein kleiner,

stark untersetzter Mann mit einem sehr beweglichen, aufmerkenden Antlitze; es war der Grünwalder, ein Herr von Roop, und er war der erste, welcher Vandomir sogleich erkannte und freundlichst begrüßte. Auch Herr von Sieberg reichte ihm hierauf wohlwollend die Hand, und beide erkundigten sich lebhaft, wie es ihm ergangen, der so lange und in so bewegter Fremde gewesen, und wie es jetzt draußen in der politischen Welt aussehe. Zwischen den Mitteilungen, die er ihnen machte, erkundigte sich denn Xaver auch, was es für eine Bewandtnis mit den wunderlichen Worten des Ellernschen haben könne.

„Sind Euch die wirklich so verwunderlich?“ fragte Herr von Sieberg.

„Ich wollte wetten,“ kam lachend Herr von Roop Xavers Antwort zuvor, „der Brüggensche Herr hat damals — mein Gott, es sind schon über zwanzig Jahre her! — in den Flitterwochen gar nicht bemerkt, was um ihn her vorgeht!“

Und ehe Xaver näher zufragen konnte, nahm der Schloßberger das Thema des bewaffneten Umherziehens auf, und erzählte ihm, daß es der gewaltsamen Art gelte, mit welcher die Litauer das Recht auf ihre Läuflinge geltend machten. Dies waren nämlich Untertanen oder Leibeigene, die ihrem Herrn entlaufen und anderswo aufgenommen worden waren. Es war sehr häufig, daß sich besonders aus Litauen deren nach Kurland herüberretteten. Nun war allerdings auf Beschwerde und Antrag der litauischen Grenzedelleute ein Landtagsbeschluß gefaßt, daß alle litauischen Läuflinge, die sich der litauischen Erbuntertänigkeit entzogen, und auf den Gütern kurischer Edelleute Aufenthalt und Duldung gefunden hatten, ohne weiteres ihren litauischen Erbherren ausgeliefert werden sollten. Ein Landtagsbeschluß war ferner allerdings allgemein geltendes Gesetz, weil das Ganze, nämlich der Adel, seine Zustimmung gegeben hatte. Aber einmal hielt der Adel nicht eben streng auf die wenigen Gesetze, welche er in

seltener Vereinbarung seines mannigfachen Willens zustande gebracht, und dann entschuldigte im vorliegenden Falle die ungesetzliche gewaltsame Eintreibung seitens der Litauer die Umgehung des Gesetzes seitens der Kurländer. Dieser verlor durch die Auslieferung viele landarbeitende Hände, und der Litauer, sein Recht erzwingen wollend, machte besonders ins Oberland bewaffnete Streifzüge, und schleppte dabei nicht bloß litauische Läuflinge, sondern auch kurische Leibeigene mit fort. „Es ist ein völliger Grenzkrieg, Herr von Vandomir,“ sagte der Schloßberger, „der Braslawer Ökonomus streift mit seinen Haufen über Schönhaiden, über Ihr Kummeln und Brunnen selbst bis nach Kalkuhnen und in die Nähe von Dünaburg herab, so daß wir hier um Illuxt herum uns sogar nicht mehr sicher glauben. Leider nimmt der Ellernsche, welcher Sie so unfreundlich begrüßt hat, auf ungebührliche Weise als Polenfreund die Partei dieses Chabelsky, und da sich mancher Kurländer in der alten üblen Sucht, etwas Apartes zu wollen, ebenfalls der gemeinsamen Fürsorge entschlägt, so tät' es gar sehr not, wir scharten uns hier im Oberlande zu einer gemeinsamen Abwehr zusammen. Ein alter Kriegsmann wie Sie, Herr von Vandomir, ist uns also doppelt willkommen.“

Xaver ging bereitwillig darauf ein und schlug Brüggen zum Generalquartier vor, andeutend, daß er nun für seine alten Tage auch hoffe, unter die Kurländer ganz und gar aufgenommen zu werden. Als die beiden Herren dazu schwiegen, bat er sie um ein freies Aussprechen ihrer Meinung, da er nicht viel Kurländer kenne, die ihm wohlwollender gesinnt seien, als sie. Darauf sagten sie ihm denn, daß ihnen der gegenwärtige Zeitpunkt nicht passend scheine, um das Indigenat zu verlangen. Alle Welt zähle ihn doch zu den Schweden, und die antischwedische Partei sei infolge des letzten Krieges sehr groß, auch hier treffe er auf Knorre, den Ellernschen, und in diesem Punkte hielten gar viele zu

ihm, der auf seine Faust den kleinen Krieg gegen Karl XII. geführt und seinen von den Schweden verbrannten Hof trotzig mit dem Rücken angesehen habe. Wer auch nicht antischwedisch sei, müsse doch in diesem Augenblicke Rücksicht auf Rußland nehmen, welches natürlich übel vermerken müsse, wenn man einen eben von Karls Leiche herkommenden schwedischen Offizier aufnehmen wolle. „Was zu Polen hält,“ schloß der Grünwalder, „stimmt natürlich jetzt auch gegen Euch, denn Ihr habt mit dem Eisenkopfe des Königs die Republik unsanft geschrammt, also laßt noch ein paar Jahre ins Land gehen, das ist mein Rat.“

„Aber, wieviel Jahre werd' ich noch haben, und meine Jungen müssen flügge sein.“

„Das sind sie, tüchtige Jungen!“

„Zudem hat mir Herzog Ferdinand seinen Beistand zugesagt.“

„O weh! dann seid Ihr des Mißlingens in Kurland ganz gewiß, und wäret dessen gewiß, wenn Ihr die Kurländer von vornherein so zahlreich für Euch hättet, wie Ihr sie für den Augenblick um der politischen Lage willen gegen Euch habt! Des Herzogs Ja heißt in Kurland Nein, und sein Nein heißt Ja.“

„Aber mein Gott, was ist das für ein Regiment!“

„Unsere Unordnung erhält uns! — In Brüggen also, dem Hauptquartier, mehr davon, ade, wir müssen ein Rendezvous einhalten!“

War Xavers Überraschung groß gewesen, zwei überaus schön gebildete Söhne vorzufinden, so ward es am Ende auch, mit seiner sonstigen Trockenheit verglichen, eine nicht geringe Freude für ihn, sich nach Verlauf einiger Wochen heimlich, häuslich, gepflegt und geliebt zu sehen und zwar von seinem Fleisch und Blut. Dieser rein physische Zauber, welchen eigen Fleisch und Blut ausüben soll, existiert, existiert

wenigstens dann, wenn eine Kenntnis des Verhältnisses vorhanden ist. Ein Vater, welcher weiß, daß er sein Kind vor sich hat, wird dieses Kind einem andern vorziehen, auch wenn dies andere viel lobens- und liebenswerter ist; die Nähe seines Kindes wird ihm einen wohltuenden Eindruck machen, wie er niemals von einem andern, auch nicht von dem geliebtesten ausgehen kann. An die Privilegien der Natur reicht nichts, auch nicht der durchdringendste Geist.

Und wie schürte Urban, um diesen Eindruck immer feuriger und mächtiger zu machen! Er war außer sich vor Freude über das Familienleben in Brüggen, er verehrte Herrn Boleslaus, den Bruder seines Herrn Oberstwachtmeister, den Erzieher der beiden Söhne, wie einen Heiligen, er hatte überhaupt einen grenzenlosen Respekt vor aller Gelehrsamkeit, und pflegte zu sagen, ein Buch sei mehr wert als Haus und Hof. Und Boleslaus von Vandomirs Zimmer, eine breite, niedrige Dachstube des einstöckigen Wohnhauses in Brüggen, war ein verschanztes Lager von Büchern, er betrat es mit schauernder Ehrfurcht, wenn er dem Herrn von Boleslaus meldete, daß die Suppe angerichtet sei.

Xaver, dem auch sein Bruder wie alle Welt gleichgültig gewesen war, konnte sich jetzt beim Anblick der bereits so wohlgebildeten Söhne einer gewissen Rührung nicht erwehren, und als die Jungen hinausgegangen und die beiden alten Brüder mit dem Kaffee und der Pfeife beschäftigt waren, reichte er jenem die Hand über den Tisch hinüber, als wollte er ihm danken für zwanzigjährige Mühe. Boleslaus, ein körperlich vertrockneter, frühzeitig ergrauter Mann, der seinen langen Leib wie eine gebogene Gerte krumm gewähren ließ, war innerlich von nie ruhender Lebendigkeit, war also innerlich und äußerlich von Xaver völlig verschieden. Trotz der angestrengten Lebensweise, welche dieser geführt, erschien er neben Boleslaus wie der jüngere Bruder; das kurzgeschorene Haupthaar, welches er wie sein König Karl streng unter der

Schere hielt, und das luftrote Antlitz taten es nicht allein, daß er neben dem langen weißgrauen Lockenhaare und dem blassen, eingefallenen Antlitze jünger erschien. Auch die Sprache, auch die Auffassung der Dinge trugen dazu bei. Xaver war in allem Ausdrucke kurz, in aller Meinung, die er äußerte, unbedingt, und sprach er ja einmal längere Zeit hintereinander, wie dies zu Urbans großer Verwunderung jetzt einige Male gegen die ausfragenden und aufmerksam zuhorchenden Söhne geschah, so war es Erzählung, bare, nüchterne Erzählung, was in festen, alles Außenwesen klar bezeichnenden Worten von seinen Lippen fiel. Boleslaus dagegen, mit einem weichen, wohllautenden Organe begabt, sprach gern und viel, und wendete alles, auch das Unscheinbarste nach einer höheren Bedeutung. Und was hatte er jetzt alles mitzuteilen über die so verschiedenen Charaktere seiner beiden Neffen, und über die Besorgnis, welche er für deren Zukunft empfand. Besonders war es das tief leidenschaftliche Wesen des älteren, Stanislaus, was ihn für dessen glücklichen Lebenslauf bekümmerte. Leidenschaften hätten ihren Namen von Leiden, setzte er hinzu, und wenn es nicht gelänge, diese sturmvolle innere Welt des Jünglings durch die mannigfachste und ernsthafteste Bildung zu sänftigen, ferner dessen äußere Existenz vor jedem feindlichen Zusammenstoße mit der Umgebung sicherzustellen, dann stehe das Unglückseligste zu erwarten. Zu dem Ende müsse er noch mehrere Jahre auf hohe Schulen und zu strenger Beschäftigung mit Wissenschaften angehalten, es müßte endlich dieser unsichere Besitz der Pfandgüter um jeden Preis durch Erwerbung des Indigenats verändert werden. Was Scipio beträfe —

„Sage mir nur," unterbrach ihn hier Xaver, „wie du auf diesen wunderlichen, unchristlichen Namen für den Jungen gekommen bist? Ich hab' ihn gar nicht lesen können, wie du mir damals nach Wien schriebst, du habest ihn Scipio taufen lassen — und alles übrige, lieber Boleslaus, ist lauter

Ängstlichkeit, welche dir das Bücherlesen zuwege bringt. Ich hab's damals in Demotica bei Adrianopel am Könige gesehen, daß dies den gesundesten Menschen verschrauben und krank machen kann. Der Verkehr mit König Karl war niemals so schwer, als damals, wie er wochenlang im Bette lag und ein Buch nach dem andern verschlang. Und doch waren's noch lauter brauchbare und für Krieg und Leben erbauliche Wissenschaften, wie Mathematik und Mechanik und dergleichen. Kurz, was sollen dem Jungen hohe Schulen! Mit dem Indigenat aber hast du recht, und wir wollen drangehen, mögen der Grünwalder und Schloßberger sagen was sie wollen — den Teufel auch! ich habe Leuten hierzulande in den letzten Wochen wahrhaftig wesentliche Dienste geleistet, daß ich ihnen eine Landwehr eingerichtet und das Land von den Litauern gesäubert habe. Die Litauer haben mir den Tod geschworen, daß ich sie aus Kurland gejagt, Kurland kann mir doch jetzt ein billiges Gesuch nicht abschlagen, und sei's wie's sei, ich kann den Herzog nicht zum Narren halten! Hab' ihm gesagt, daß ich zum nächsten Landtage einkommen, und er hat mir gesagt, daß er für mich wirken werde, und nun käm' ich gar nicht ein, was müßte der Herr von mir denken! Nächste Woche ist Landtag, sei so gut Boleslaus, und setze die Eingabe auf, damit morgen Hemmo der Jäger sie nach Mitau reitet — was ist das für eine Reiterei im Hofe?"

Dabei sprang er auf und sah, daß eben eine Anzahl Edelleute aus der Umgegend von den Pferden stieg. Sie kamen mit der Kunde, daß die Einfälle der Litauer wieder begännen und zwar gefährlicher als je; sie trieben die Herden der Gutsbesitzer hinweg, brännten ganze Gesinde nieder und führten kurische Leibeigene scharenweise unter dem Titel litauischer Läuflinge mit sich fort. Sämtlicher Adel des Oberlandes bäte den Oberstwachtmeister, an die Spitze zu treten, um einen entschlossenen Feldzug anzuführen.

Der Oberstwachtmeister war sogleich dazu bereit und

gab alle Maßregeln an, wie man sich formieren solle, damit man innerhalb acht Tagen nachdrücklich auftreten könne. Er selbst wolle bis dahin eine sorgfältige Rekognoszierung auf der Grenze entlang vornehmen, um den Angriff wirksam richten zu können.

Man warnte ihn, wiederholend, daß die Litauer, namentlich Chabelsky, ihm nach dem Leben trachteten, er aber schlug dies in den Wind, und als die Kurländer nach durchzechter Nacht andern Morgens von Brüggen schieden, ritt auch er mit Urban am See hinab, um über Lautzensee, Lowiden, Ellern, Schönberg auf der kurländischen Seite bis an den Muhsfluß vorzugehen und alsdann auf litauischer Seite bis Braslaw herauf Stellung, Stärke und Bewegung der Feinde auszukundschaften. Das Wetter sah wie aufgehender Frühling aus, die Sonne schien warm, und die beiden Kriegsleute hofften ihre Aufgabe leichtlichst zu lösen. Pascha, der alte Kriegskamerade, der als einjähriger Springinsfeld vor elf Jahren aus einem Balkantale rüstig mitgelaufen war einen Striches bis Stralsund, und der seit der Zeit den Krieg ebenso kennen gelernt hatte, wie er die Jagd von Natur kannte, trabte noch so straff voraus, als ob er erst in seinem dritten Felde stünde.

Dies war derselbe Pascha, waren dieselben Reiter, welche wir bei einbrechender Nacht im Schönhaidener Walde verlassen haben. Xaver war in seiner Jugend allerdings wohlbekannt gewesen mit allen Wegen und Stegen im Oberlande, auch mit denen im Schönhaidener Forste. Das unumschränkte Jagdrecht, welches jedem Kurländer gestattet, ohne Rücksicht auf irgend eine Reviergrenze durch das ganze Herzogtum zu jagen, brachte die jungen Jäger überall umher, machte sie überall bekannt, und obwohl Xaver als bloßer Pfandbesitzer es nicht auf eigene Hand ausüben konnte, so hatte es doch niemand gehindert, daß er sich an Kurländer und deren

fliegende Jagd anschloß, und so kannte er Wälder und Felder, Berge und Täler so gut wie jeder Kurländer. Aber in zwanzig Jahren verwischt sich mancher Eindruck, verändert sich jeder Forst, und zur Nachtzeit irrt sich leicht der geübteste Förster in seinem eigenen Reviere. Xaver fühlte sich unsicher auf den kleinen Waldwegen, fand bald eine große Lichtung, wo er hohes Holz erwartete, bald dichtes Stangenholz, wo seiner Erinnerung nach nur niedriges Buschwerk sein sollte, und Urban wie Pascha konnten nicht raten und helfen, denn sie waren hierzulande noch unbekannt. Es blieb ihm nichts übrig, als dem gestirnten Himmel nach die ungefähre Richtung einzuhalten, und so ging es in gutem Schritt einige Stunden vorwärts, bis eine schneidende Kälte immer empfindlicher eintrat und sie der Erwärmung halber zu etwas rascherer Gangart nötigte, wenn sie zufällig einen Waldweg ihrer Richtung angetroffen hatten. So kamen sie gegen Mitternacht in eine Niederung, welche mit engem Stangenholze bedeckt war, und wo alles rasche Fortkommen unmöglich, sogar jegliches Fortkommen äußerst schwierig wurde. Bei dem Tauwetter der vorhergehenden Tage nämlich waren alle Bächlein und Wasser angeschwollen, die entstehende Überschwemmung hatte sich natürlich besonders in solche Niederung gedrängt, und der darauf plötzlich wieder eintretende Frost hatte alles mit einer dünnen Eisrinde bedeckt, welche nicht hielt und unter jedem Fußtritt der Pferde einbrach. Unter einem immerwährenden Krachen, welches sie des Verrats wegen noch mehr fürchteten als den schlimmen Weg, rückten sie nur langsam fort, von Minute zu Minute hoffend, es werde besser, und sie würden nicht genötigt werden, am Ende doch durch die einmal gebrochene Furt umzukehren. Jeder Tritt drang den ihre Pferde liebenden Reitern ins Herz, denn obwohl sie's nicht sehen konnten, so war's ihnen doch einleuchtend, daß die scharfe Eisrinde den Tieren die Beine blutig schnitt. Pascha glitt wohl über die Eisdecke hin, aber

auch ihm schien es peinlich zu werden, wenigstens blieb er immer stehen, bis der durchtretende Huf des Pferdes ihn weiter nötigte. Am Ende fing er gar an, leise zu winseln, und Xaver glaubte zu bemerken, daß er dem Kopfe des Pferdes die Zähne entgegenfletsche. Es war in dem engen Holze so dunkel, daß er es erst wahrnahm, als sein Schimmel mehrmals scheuend auf die Seite gedrängt hatte. Jetzt kam ihm erst der Gedanke, Paschas Benehmen deute nicht bloß auf den schlechten Weg, er hielt augenblicklich still, hob seinen Kopf, der zur Erspähung des Bodens fortwährend niederwärts sich geneigt hatte, und ward augenblicks das Schrecklichste inne, das in dieser mißlichen Lage noch begegnen konnte. Etwa tausend Schritte vor sich und links wie rechts in der Runde sah er einzelne Feuer auflodern, und darum her Pferde und Menschen! Die Litauer, wahrscheinlich unter Chabelsky selber, waren vor ihm. Sie waren etwas höher postiert als er, also offenbar am aufsteigenden Rande der Niederung, wo die Eisdecke für sie erst anhub, für unsere Reiter aufhörte. Ebenso offenbar waren sie kurz vorher erst angekommen, denn links und rechts entzündeten sich jetzt erst neue Feuer. Auf den Flügeln mochten einige auch, nicht so bekannt mit dem Terrain, nicht so selbstbestimmend über Marsch oder Halt wie das Zentrum, schon ein Stück hineingeritten sein in die Eisschichten, wenigstens hörte man jetzt an dem sich entfernenden Geräusche, daß sie, die Absicht des Biwakierens erkennend, nach dem Niederungenrande zurückkehrten. Dies Geräusch mochte auch das durch Xaver und Urban erregte Geräusch bedeckt haben, oder die Litauer, welche ihnen zunächst, hatten sie für vorausreitende Kameraden gehalten. Wirklich hörten unsere Reiter auch jetzt einen starken Ruf zu sich herüber, der in polnischer Sprache bedeutete, sie sollten am Rande bleiben und füttern. „Das ist Chabelsky!“ flüsterte Xaver zu Urban — er war vor vierzehn Tagen dem Litauer auf einem Streifzuge nahegekommen,

hatte ihn in die Flucht geschlagen und dabei ihn gesehen und kommandieren hören.

Die Lage der beiden Reiter war sehr schlimm. Entweder sie mußten unbeweglich die ganze Nacht hindurch zwischen den Eisschollen stehen bleiben und erwarten, daß die Gegner am Morgen den Rand entlang abziehen würden. Aber am Morgen konnte man sie mit den Augen entdecken, und wer mochte auch bestimmen, ob sie den Umweg am Niederungenrande einschlagen und nicht quer durchs Eis kommen würden! Oder sie mußten ihren ganzen entsetzlichen Eisweg zurück machen und zwar augenblicks, ehe bei den Gegnern vollkommene Ruhe eintrat. Aber die Pferde waren von der eben beendigten Anstrengung ganz und gar erschöpft, die Niederung ferner schien nach rechts hin bald aufzuhören, wenigstens sah man Feuer fast nach dem Rücken der beiden Reiter zu auflodern, und da es jetzt auch bei den Gegnern still wurde, so konnte Vandomir und Urban wohl, wenn sie jetzt ein neues fortdauerndes Geräusch erregten, der Rückausgang ihrer Furt verlegt werden. Sie mußten bleiben. — Bald wurde es totenstill, daß sie nicht wagen mochten, unter die klappernden Eisschollen abzusteigen. Wo die Pferde standen, war die Eisrinde durchgetreten, aber rings um die Bäume starrte die Verlängerung der Decke wie abgebrochene Glasscheibe, denn es war ein hohler Raum wohl eine Elle hoch zwischen der oberen Eisdecke und dem unteren Eise. Und die Kälte wurde immer grimmiger, die beiden Männer gefroren zu Bildsäulen, die Haare der Pferde sträubten sich, und Pascha hatte sich, um einigen Schutz zu finden, mitten zwischen die vier Beine von seines Herrn Pferd gelegt.

So vergingen mehrere Stunden, die Reiter hatten kein Wort gewechselt, man konnte sie für erfroren halten. Bei den Litauern regte sich nichts weiter, als daß man hie und da einige Bäume fällen hörte, um das Feuer zu erhalten. Der Himmel hatte sich verdunkelt, und als es immer finsterer

auch ihm schien es peinlich zu werden, wenigstens blieb er immer stehen, bis der durchtretende Huf des Pferdes ihn weiter nötigte. Am Ende fing er gar an, leise zu winseln, und Xaver glaubte zu bemerken, daß er dem Kopfe des Pferdes die Zähne entgegenfletsche. Es war in dem engen Holze so dunkel, daß er es erst wahrnahm, als sein Schimmel mehrmals scheuend auf die Seite gedrängt hatte. Jetzt kam ihm erst der Gedanke, Paschas Benehmen deute nicht bloß auf den schlechten Weg, er hielt augenblicklich still, hob seinen Kopf, der zur Erspähung des Bodens fortwährend niederwärts sich geneigt hatte, und ward augenblicks das Schrecklichste inne, das in dieser mißlichen Lage noch begegnen konnte. Etwa tausend Schritte vor sich und links wie rechts in der Runde sah er einzelne Feuer auflodern, und darum her Pferde und Menschen! Die Litauer, wahrscheinlich unter Chabelsky selber, waren vor ihm. Sie waren etwas höher postiert als er, also offenbar am aufsteigenden Rande der Niederung, wo die Eisdecke für sie erst anhub, für unsere Reiter aufhörte. Ebenso offenbar waren sie kurz vorher erst angekommen, denn links und rechts entzündeten sich jetzt erst neue Feuer. Auf den Flügeln mochten einige auch, nicht so bekannt mit dem Terrain, nicht so selbstbestimmend über Marsch oder Halt wie das Zentrum, schon ein Stück hineingeritten sein in die Eisschichten, wenigstens hörte man jetzt an dem sich entfernenden Geräusche, daß sie, die Absicht des Biwakierens erkennend, nach dem Niederungenrande zurückkehrten. Dies Geräusch mochte auch das durch Xaver und Urban erregte Geräusch bedeckt haben, oder die Litauer, welche ihnen zunächst, hatten sie für vorausreitende Kameraden gehalten. Wirklich hörten unsere Reiter auch jetzt einen starken Ruf zu sich herüber, der in polnischer Sprache bedeutete, sie sollten am Rande bleiben und füttern. „Das ist Chabelsky!“ flüsterte Xaver zu Urban — er war vor vierzehn Tagen dem Litauer auf einem Streifzuge nahegekommen,

hatte ihn in die Flucht geschlagen und dabei ihn gesehen und kommandieren hören.

Die Lage der beiden Reiter war sehr schlimm. Entweder sie mußten unbeweglich die ganze Nacht hindurch zwischen den Eisschollen stehen bleiben und erwarten, daß die Gegner am Morgen den Rand entlang abziehen würden. Aber am Morgen konnte man sie mit den Augen entdecken, und wer mochte auch bestimmen, ob sie den Umweg am Niederungenrande einschlagen und nicht quer durchs Eis kommen würden! Oder sie mußten ihren ganzen entsetzlichen Eisweg zurück machen und zwar augenblicks, ehe bei den Gegnern vollkommene Ruhe eintrat. Aber die Pferde waren von der eben beendigten Anstrengung ganz und gar erschöpft, die Niederung ferner schien nach rechts hin bald aufzuhören, wenigstens sah man Feuer fast nach dem Rücken der beiden Reiter zu auflodern, und da es jetzt auch bei den Gegnern still wurde, so konnte Vandomir und Urban wohl, wenn sie jetzt ein neues fortdauerndes Geräusch erregten, der Rückausgang ihrer Furt verlegt werden. Sie mußten bleiben. — Bald wurde es totenstill, daß sie nicht wagen mochten, unter die klappernden Eisschollen abzusteigen. Wo die Pferde standen, war die Eisrinde durchgetreten, aber rings um die Bäume starrte die Verlängerung der Decke wie abgebrochene Glasscheibe, denn es war ein hohler Raum wohl eine Elle hoch zwischen der oberen Eisdecke und dem unteren Eise. Und die Kälte wurde immer grimmiger, die beiden Männer gefroren zu Bildsäulen, die Haare der Pferde sträubten sich, und Pascha hatte sich, um einigen Schutz zu finden, mitten zwischen die vier Beine von seines Herrn Pferd gelegt.

So vergingen mehrere Stunden, die Reiter hatten kein Wort gewechselt, man konnte sie für erfroren halten. Bei den Litauern regte sich nichts weiter, als daß man hie und da einige Bäume fällen hörte, um das Feuer zu erhalten. Der Himmel hatte sich verdunkelt, und als es immer finsterer

wurde, erhob sich der Wind, begann es zu schneien. Da gab Urban ein Lebenszeichen und zog seinen Herrn am Mantel. Dieser blieb aber unbeweglich. Der Wind wurde immer stärker, der Schnee fiel immer dichter, es entstand von neuem ein Schneesturm, wie sie ihn heute morgen ausgehalten hatten. Da flüsterte Urban: „Gnädiger Herr, wir müssen den Augenblick benutzen und durchbrechen, mit dem Morgen ist das Wetter vorbei, und man entdeckt uns —"

Der Herr schwieg. „Um Gottes willen, gnädiger Herr, sind Sie erfroren?" — „Beinahe!"

„Lassen Sie uns eilen!"

„Rückwärts?"

„Nein, vorwärts! Es sind nur tausend Schritte bis an den Rand, bei dem Wetter hört und sieht der Feind nichts und wir fliegen durch das Biwak hindurch — aber säumen dürfen wir nicht, jetzt ist das Wetter gerade am ärgsten."

„Meinst du?"

Urban sah mit Entsetzen auf seinen zögernden Herrn, so hatte er ihn sein Lebtag nicht gesehen; er war aber zu gut geübter Soldat, um die Notwendigkeit des Handelns irgend eines Eindrucks halber zu verabsäumen, gab also seinem Pferde die Sporen, nahm zum ersten Male vor seinem Herrn die Spitze, und als er Pascha aufspringen und den Grauschimmel folgen sah, ritt er mutig vorwärts.

Das Krachen des Eises ging unter im Sturme, aber als ob sich alles gegen sie verschworen hätte, der Sturm pausierte just, als sie nahe am Rande waren, nur der Schnee wirbelte noch dick. Urban lenkte mutig zwischen die Feuer und Pferde und die am Boden liegenden Litauer, mitten darunter sich umblickend, ob sein Herr folge. Er, oder vielmehr der Grauschimmel mit ihm folgte, aber mit Entsetzen sah Urban beim Scheine des Feuers, daß sein Oberstwachtmeister totenbleich aussah und zitternd, starren Auges mehr auf die Feinde als auf den Weg sah. Das bestürzte auch

den tapferen Diener und machte, daß er sein Pferd einen Augenblick nicht geschickt genug durch die vielen Hindernisse lenkte und es anstoßen ließ an einen Schläfer. Dieser fuhr mit einem unartikulierten Rufe in die Höhe und griff, als wollte er abwehren, mit der Hand vor. Urban entfernte mit raschem Schenkeldruck sein Tier, und der auftappende Litauer faßte unwillkürlich in die Zügel des Grauschimmels, dieser prallte, trat, von einem Menschenkörper zum andern ausweichend, einen Schläfer nach dem andern, schlug, unruhig dadurch gemacht, in die litauischen Pferde mit den Hinterfüßen hinein und erregte einen allgemeinen Aufstand. Urban wandte sich sogleich und führte einen kräftigen Knutenstreich auf den Arm, welcher in des Grauschimmels Zügeln lag, gleichzeitig zog wie erwachend der Oberstwachtmeister seinen Säbel, der Grauschimmel befreite sich mit einem Satze, der Oberstwachtmeister hieb nach der andern Seite gegen einen nach ihm greifenden Litauer, und hinaus waren sie aus dem Biwak, vollen Rosseslaufes eine offene Hügellehne hinaufjagend, durch Sturm und Schnee und Finsternis. Da stürzte der Grauschimmel mit dem Oberwachtmeister, und dieser rief wie in Verzweiflung: „Urban!“ In demselben Augenblicke knallten auch Schüsse vom Biwak her ihnen nach — Urban sprang ab, tappte, fand, dem entgegenkommenden Pascha rückwärts folgend, seinen Herrn am Boden, den Grauschimmel zitternd, aber aufrecht daneben, half dem erstarrten Herrn eiligst wieder hinauf, und da dieser nichts weiter sagte als: „Fort, fort, Urban, ich fürchte mich!“ so ging's im Galopp durch Nacht und Schnee von dannen.

3.

Man hat lange geglaubt, es komme nur auf den Erdboden an, ob dieser oder jener Baum bei uns wachsen und gedeihen könne, man hat nicht begriffen, wie im haltlosen

Flugsande die Kiefer und Birke eine ihrem Wuchse zuträglichere Nahrung finden könne als in feistem Boden, man ist von einer beginnenden Wissenschaft überrascht worden, welche die atmosphärische Einsaugung durch Blatt und Rinde in ganz eigentümlichen Verhältnissen lehrt, welche nachweist, daß nicht nur der Erdboden allein das Klima ändere, sondern daß auch Klima und Boden gemeinschaftlich eine ganz bestimmte, manchen Bäumen allein förderliche Luftnahrung bereite.

So zusammengesetzt, so schwer nachweisbar ist das Wachstum des mageren Baumes auf öder Sandheide, so Jahrhundert langen Beobachtens hat es bedurft, um nur zu ahnen, daß solcher Baum sich nicht besser entwickeln werde in guter Erde, sondern schlechter. Und wir wollen Wachstum und Charakterausbildung eines Menschen bestimmen durch Unterricht und Beispiel? Wir wollen einen Charakter beurteilen nach Symptomen, welche der gewöhnliche Lebensgang entwickelt?

Xaver von Vandomir, welcher soeben von der östlichen Seite nach dem Brüggenschen Edelhofe zurückkehrt, und von derselben strahlenden Morgensonne beschienen wird, die ihn vor acht Tagen beim Auszuge ermunterte, ist durch eine allem Anscheine nach rein elementarische Macht in seinem Grundwesen so total verändert, als ob ihn ein Blitzstrahl gelähmt habe. Sein Sohn Stanislaus reitet auf der andern Seite des Edelhofes am Kiesufer des langen Sees, der auf der gegenüberliegenden Seite den Edelhof Demmen bespült, ein wildes junges Pferd, um es durch Gebiß und Schenkel an Regelmäßigkeit und Gehorsam zu gewöhnen. Er ist ein hoch und kräftig aufgeschossener Jüngling, dessen scharf geschnittenes Antlitz von dunklen Augen belebt, von schwarzem, glattem Haare beschattet wird. Das blasse Antlitz rötet sich ruckweise, wenn das rohe Pferd sich nicht fügen will, und die Zornesader auf der Stirn quillt dann unschön stark hervor, die starken Brauen ziehen sich dann sträubend zusammen, und zwei scharfe Einschnitte bilden sich auf der sonst noch so

glatten und prallen Haut über der Nasenwurzel. Wird dieser tief heftige junge Mann durch Bildungsfürsorge zu sänftigen, werden ihm durch passende Schule und Leitung die verderblichen Ausbrüche der Leidenschaft abzuwenden sein, wie sie dem Pferde unter ihm vielleicht abgewöhnt werden, wenn ein Reiter mit längerer Geduld dies Pferd in Schule nimmt?

„Du bringst den ‚Tatar' nicht zustande," rief der zusehende Scipio, „wenn du ihn eine Viertelstunde lang mit musterhafter Ruhe geritten hast, bringt dich ein Fehler des Tieres in Zorn, und du erbosest ihn durch übermäßigen, jählings angewendeten Zwang. Man muß ein Pferd hundert Stunden lang Schritt reiten können, wenn es gezogen werden soll!"

„Kannst du's?" rief Stanislaus herunter, und zwischen den Brauen war zu bemerken, daß ihn dieser abfällige Widerspruch des wohlwollenden Bruders schon erbittert hatte.

„O nein! Ich kann's auch nicht!" erwiderte dieser lachend und warf dem geliebten Bruder eine Kußhand zu. Er saß auf einem großen Feldsteine, wie sie zu Millionen über den Boden Kurlands zerstreut liegen, Granit- und Gneistrümmer, die mitunter, große Haufen bildend, dem Anbau des Landes sogar hinderlich sind, aber treffliches Material bieten für Wohnungen. Scipio, den Einflüssen des Onkel Boleslaus zugänglicher, hatte ein Buch in der Hand und las auf seinem Steinsitze abwechselnd eine Zeitlang, sah über den spiegelglatt zugefrornen See, auf dessen Fläche die Sonne tanzte, gen Demmen hinüber, und beobachtete dann wieder eine Weile das Reiten des Bruders. Er war nicht ganz so groß wie der ältere Bruder, war von braunblondem, schlichtem Haare, von leise geröteter Gesichtsfarbe, und obwohl er ebenfalls jene in kleinen Zügen zusammengesetzte Verschlossenheit des Antlitzes zeigte wie Stanislaus, so ward sein Ausdruck doch durch zutrauliche hellblaue Augen sanfter und einschmeichelnder. Als die Sonne bis gegen die Mittagsstunde heraufgerückt und dem Lesenden beschwerlich geworden war,

wendeten sich diese großen blauen Augen zum ersten Male nach dem Gehöfte zurück und erblickten die Fahne, welche vom kleinen Dachturme des Herrenhauses wehte, eine schwarz und rote Fahne, welche die Farben der Bandomire zum Zeichen, daß der Herr des Hauses daheim sei, über See und Felder leuchten ließ. Laut aufrufend sprang er von seinem Steine, zeigte dem still haltenden Stanislaus, was er erblickt, und eilte, den Vater zu begrüßen. Stanislaus flog auf dem Tatar an ihm vorüber in den Hof hinein, daß Schnee und Schmutz hoch in die Luft spritzten. Die natürlichen Gefühle waren in diesen Jünglingen überaus stark, und die kurze Zeit, seit welcher sie den Vater kannten, hatte hingereicht, eine lebhafte, ja leidenschaftliche Anhänglichkeit für den ernsten gebieterischen Vater auszubilden.

Ach, der gebieterische trockene Ernst dieses Vaters war für immer dahin. Nicht wie sonst festen, klirrenden Schritts war er den Flur hinüber in sein Zimmer geschritten, sondern zagenden, schleppenden Tritts war er sogleich zum Bruder Boleslaus hinaufgestiegen. Urban hatte tränenden Auges ihm nachgesehen, nachdem er an der Haustür ihm den Mantel und gegen Gewohnheit den Säbel abgeschnallt. Es war nur eine Säbelscheide, und der Herr schien das nicht zu wissen, und beachtete es nicht, daß sie Urban eilig in den Mantel wickelte, als sollte niemand den Fehl entdecken.

Urban bestellte auch beim Stallknechte, der die Pferde abnahm, daß sein Pferd rasch gefüttert, aber nicht abgesattelt werden sollte, dann rief er Pascha, der gleichfalls traurig zu sein schien, und nahm ihn mit sich auf seine Kammer samt Mantel und Degenscheide des Herrn.

Dieser hatte durch ungewöhnlichen Eintritt und durch sein verändertes Aussehen den Bruder erschreckt, hatte den Lehnstuhl bereitwillig angenommen, ein stärkendes Frühstück ebenfalls, und war alsdann durch redselige Mitteilung dem Bruder entgegengekommen, wie nie in seinem Leben. Man

konnte von dem früheren Xaver nicht behaupten, daß er ein verschlossener Mann sei, aber er sprach wenig, weil er nichts von sich zu sagen hatte. Jetzt war es anders, er sprach nur über sich, die Begebenheiten und Vorfälle wurden nur beiläufig erwähnt, er gedachte seiner Jugend, seiner Ehe, und trieb den Bruder beinahe hastig an, einem Seelenleben nachzuspüren, welches er weder in der Jugend noch bis daher gekannt zu haben schien. Er brauchte ein solches, und es sollte nun eiligst nachgewiesen und beschafft werden. „Du glaubst es gar nicht, Boleslaus," rief er ein Mal über das andere aus, „wie trostlos mir jählings in dieser Nacht zumute wurde. Ich zitterte vor Furcht, und die Furcht schob mir mein ganzes Leben wie über einen Spiegel an mir vorüber, und immer und überall war's nur rasch hingleitende, eilende Begebenheit, nirgends konnte meine Seele haften an einem tröstlichen Sinne, nirgends ausruhen, und ich fühlte mit Entsetzen, daß ich leer und leicht sei wie die Brustfeder eines Vogels, jedem Windeshauche, jedem Zufalle preisgegeben. Es schüttelte mich die Furcht wie einen Schulknaben, und diese Furcht lehrte mich, daß doch eine Seele in mir sei. Hastig beschwor ich die Jugend in Kurland noch einmal vor mir herauf, da war doch Drang, da war doch Liebe gewesen, da mußte ich doch eine Anknüpfung finden an einen Sinn, der über die äußeren Vorfälle und Schicksale hinausreicht — nein, Boleslaus, nein, und das Zittern von innen heraus ward immer furchtbarer! Ich gedachte der Mutter, ich gedachte des Predigers, die in früher Jugend mich beten gelehrt, die mir von Gott gesprochen, von Ursache und Zweck aller Dinge, mein Gedächtnis war leer, die bloßen Worte, welche sie mir eingeprägt, waren ausgesogen, waren undeutlich, wie fünfzig Jahre die mit Kreide geschriebenen Worte an einer schwarzen Holztafel bis zur Undeutlichkeit aussaugen und verwischen; sie waren kein Sinn für mich geworden, waren kein befruchtender Keim gewesen. Ich gedachte meiner ersten

Neigung — ach, Boleslaus! Deine Worte, die du neulich an Stanislaus richtetest, fielen mir dazwischen ein, die Neigung des einen Menschen zum andern sei eine Brücke in den Himmel, die kein Schicksal zerstören könne, selbst nicht das Ermatten der Neigung in einem von beiden. Dieser Worte gedenkend, kam ich mir vor wie allein ausgestoßen aus dem wahren Menschensegen! Erinnerst du dich noch der hohen Anastasia von Thorhacken, die wie eine Königin dastand unter den Mädchen des Oberlandes? Sie war nicht die schönste, aber alles neigte sich vor ihr, und alles sagte damals, es gehe ein Odem von ihr aus, der jeglichen erhöbe und veredle. Ihr eindringender, schöner Blick brachte mich damals zum Stillstande in dem leichtsinnigen Liebesgetändel, welches mich hierhin und dorthin trieb nach flüchtigem Genuß, Gott weiß wie es geschah, denn ich war ein nichtiger Patron, aber es geschah, sie liebte mich, sie gestand mir's, sie gab sich meinen jugendlichen Umarmungen feurig und völlig hin, sie fesselte mich eine Zeitlang. Eine Zeitlang! Die Seele also, welche aus ihrem Auge auf alle Welt erhebend wirkte, hatte auf mich nur den äußerlichen Sinnenreiz üben können, denn ich erinnere mich jetzt, daß mich ihre aller Welt bedeutende Unterhaltung langweilen und daß ich sie verlassen konnte, ehe mir noch Elisabeth begegnet war. So leichtsinnig war ich, daß ich noch zwei Jahre hier in Brüggen lebte und nicht ein einziges Mal fragte, was aus ihr geworden sei; ich weiß heute noch nicht, ob sie tot ist oder lebt. Aber du fandest Elisabeth, könntest du sagen, und in ihr eine gegenseitige leidenschaftliche Neigung und die Mutter deiner Söhne, deshalb, meinst du, sei jenes leichtsinnige Vergessen Anastasias wenigstens erklärlich. Boleslaus! Wie man nach einem Schatze die Erde umgräbt, harte steinige Erde, wie man gräbt und gräbt, der Schweiß stürzt einem stromweise über die Augen, man gräbt rastlos, denn man ist verloren, wenn man den Schatz nicht findet — so hab' ich in mir gewühlt

diese Nacht, in der heftigen Liebe, die ich doch offenbar zu meinem Weibe gehegt, eine höhere Bedeutung für mein Leben zu finden, und ich habe sie nicht gefunden. Gott stehe mir bei in meiner Armut! Gedankenlos, völlig, völlig gedankenlos muß ich die zwei Jahre gewesen sein, während welcher mich doch die Liebe Elisabeths so beglückte, daß ich nichts wußte, nichts von der mich über Brüggen hinaus umgebenden Welt! Erkläre mir's, Bruder, hilf mir! Gibt es eine durchaus geistlose Liebe, die doch von solcher Macht, und die, einmal durch den natürlichen Tod aufgelöst, für den übrig bleibenden Teil auf immer ohne weitere Nachwirkung, auf immer beendigt sein kann?! Meine war's, und sie hat in mir nichts zurückgelassen! Lebten nicht meine Söhne, so könnte ich zweifeln, ob sie je existiert! Bruder!"

Xaver schwieg nach diesem Ergusse und sah den Bruder wie um Hilfe flehend an. Dieser erwiderte auf die letzte Frage mit einiger Schüchternheit, daß allerdings unter gescheiten Physikern und materialistischen Philosophen die Rede gehe von einer alles überwältigenden Liebe, bei welcher doch der eigentliche Geist nicht in Bewegung, nicht in Betracht komme. „Es soll dies übrigens, lieber Xaver," setzte er hinzu, „nichts so Untergeordnetes sein, wie du es darstellen möchtest; die Rangordnung, welche wir in unsere Kräfte und Fähigkeiten bringen möchten, ist ja überhaupt etwas gar Mißliches, wenn nicht selbst Törichtes. Sie sind ja nicht so getrennt, unsere Eigenschaften, wie wir sie uns auseinanderlegen in Herz, Seele, Geist und so weiter, um sie besprechen zu können, und gerade diejenige Kraft, für welche man neuerdings den Ausdruck magnetisch angewendet hat, und welche auf deine Neigung zu Elisabeth anwendbar scheint, gerade diese Kraft ist die wunderbarste, unnachweislichste Zusammensetzung. Da treten untergeordnete physische Eigenschaften zu Eigenschaften der Seele und des Geistes, und geben eine Mischung, die all unserer erklärenden Kenntnis spottet.

Unsere Familie scheint mir besonders dafür geneigt zu sein, wie ich im speziellen Leben unserer Vorfahren und in Beobachtung deiner wie des Stanislaus bemerkt zu haben glaube. Solche Menschen gewinnen die Gottheit viel unmittelbarer, als andere, von denen sie mühsam gesucht wird vermittelst der Gedankenfolge."

„Mag sein," rief Xaver, „aber diese anderen haben einen Nachweis und Anhalt in dieser Gedankenfolge, wenn Not an Mann kommt, während wir verlassen sind, sobald uns das Selbstvertrauen verläßt — nicht so?"

„Deshalb muß der Geist geübt, es muß ihm ein Schatz von Formeln und Kenntnissen aufgehäuft werden, damit man in Zeit der Not wenigstens daran, wie an dämmerndem Stoffe sich festhalten könne."

„Du hast recht, du hast recht! Vergib mir, daß ich dir entgegen war, unsere Jungen auf hohe Schulen zu senden, daß ich dir nicht lebhaft genug gedankt habe für alle die Kenntnis, welche du ihnen schon zugebracht — vergib mir, und hilf uns jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist! Die Jungen sollen schon in nächster Woche auf die Universität nach Deutschland, und ich will mich zu dir in die Lehre begeben, und auf die alten Tage nachzuholen versuchen, was ich so lange verabsäumt. Wird es nicht zu spät sein, Boleslaus? Nicht ganz zu spät? Ach" — und dabei wies er mit der Hand zum Fenster hinaus — „sieh nur die Bandomirsche Art! Da kommt Stanislaus auf dem rohen Pferde einhergerast, als ob er in dieser wilden Beschäftigung in seinem Elemente sei; wird uns an diesem Geschlechte eine Bildung, wie ich sie an mir vermisse, gelingen?"

„Eine solche schließt ja die fröhliche und tapfere Lebenskunst nicht aus, lieber Xaver!"

Die Söhne nahmen es munter auf, daß sie schon in nächster Woche nach Deutschland sollten. Es schmerzte sie wohl, daß sie sich auf Jahre von dem kaum gefundenen Vater

trennen sollten, aber Jugend ist ja auf Unternehmung gestellt und rechnet nach phantastischen Wünschen und nicht nach Jahren.

„Urban soll euch bis Königsberg begleiten,“ sprach der Vater, „um euch für die erste Einrichtung an die Hand zu gehen — ruft ihn herauf!“

„Er ist eben wieder nach Kummeln zu hinweggeritten und hat Pascha mitgenommen.“

„Urban?“ — Und nach einigem Besinnen schien dem alten Herrn eine Erinnerung zu kommen, er seufzte und tadelte den alten Diener, daß er sich ohne Not in Gefahr begebe. Ehe man nachfragen konnte, verkündete Scipio, der am Fenster stand, daß Hemmo, der Jäger, soeben von Mitau heimkehre.

„Wie?“ fragte Xaver, „hast du damals wirklich noch —?“

„Ich habe, wie du wolltest,“ erwiderte Boleslaus, „die Eingabe ums Indigenat an den Landtag abgesendet und Hemmo aufgetragen, den Bescheid abzuwarten.“

„Mein Gott, mein Gott, Kinder! In so unglücklicher Zeit — jetzt hätten wir nichts versuchen sollen!“

Die Brüder sahen einander fragend an, nicht begreifend, was der Vater meine, und Stanislaus ging rasch hinab, um dem Jäger die Briefschaft abzunehmen.

„Ich tröste mich damit,“ sprach unterdessen Xaver, „daß noch keine Entscheidung gefaßt sein wird. Die Ritterschaft müßte ja ihr Wesen von Grund aus geändert haben, wenn sie innerhalb acht Tagen eine Rechtsanfrage erledigen sollte. Nur die äußerste Gunst oder Ungunst könnte so etwas bei ihr zuwege bringen — der ersten haben wir uns nicht zu erfreuen, und die zweite haben wir doch auch nicht gerade zu fürchten, wenn uns auch ein Teil der Kurländer politischer Dinge halber abgeneigt ist, nicht wahr, Boleslaus?“

Ehe dieser noch antworten konnte, trat Stanislaus wieder ein, einen großen Brief in der Hand haltend und dem Vater überreichend. Dieser wies ihn damit an den Onkel, nachdem

er flüchtig auf das Siegel gesehen und die kurländischen Löwen und Hirsche darauf erkannt hatte. Er sah mit Unruhe auf seine Söhne und schien auf einen Vorwand zu sinnen, welcher die Entfernung derselben bewerkstelligen könne, Boleslaus aber ward dieser Absicht nicht inne, schlug den Brief auseinander und begann ohne weiteres zu lesen:

„Demnach des so weit uns bewußt Edelgebornen Herrn Xaver von Vandomir, königlich schwedischen Oberstwachtmeisters Meriten mehr das Ausland, welches uns nicht jederzeit wohlgesinnt verblieben, als die kurische Landschaft betreffen, obenerwähnter Herr Oberstwachtmeister Xaver von Vandomir sodann erst vor kurzem nach zwanzigjähriger Abwesenheit auf die kurischen Pfandgüter Brüggen, Kummeln, Brunnen und Born zurückgekehrt ist, als sehen wir uns gemüßigt, auf dessen Petition, in das Gremium unserer Indigenas aufgenommen zu werden, hiermit vorläufig ablehnend zu bescheiden."

„Im Namen Einer Wohlgebornen Ritterschaft und Landschaft

Johan Christopher v. Sacken.

Auf der brüderlichen Konferenz
zu Mietau d. 3. März 1719."

Eine Totenstille folgte dieser Vorlesung; dann griff Stanislaus hastig nach dem Briefe, sah eine Minute lang starr hinein, warf ihn dann auf die Erde und trat mit den Füßen darauf. Sein blasses Gesicht war blutrot geworden, und die Stirnader strotzte hochaufgelaufen dräuend hervor. Vater und Onkel verwiesen ihm das Benehmen, aber sein Zorn brach ungehemmt in die Worte aus: „So wahr ich Vandomir heiße, diese verworrenen Menschen sollen sich mit Schrecken ihres dritten März erinnern!"

„Aber Stanislaus!"

„So wohlfeil," fuhr dieser fort, „ist sonst dieses In-

digenat, noch vor wenig Wochen ist es einigen Advokaten zuteil geworden, und einem berühmten Krieger aus einem tadellosen Hause, einem Manne, der mehr gesehen, erlebt und getan als die ganze Ritterbank zusammen, dem tapfersten Manne des Landes, zu dem sie flüchten, wenn sie in Not sind, meinem Vater verweigern sie — oh! Und wie? Mit einem hämischen Seitenblicke auf unsern Adel, und das könnte ein Vandomir vergeben? Meine eigene Hand würde ihn erwürgen!"

Damit stürzte er aus dem Zimmer. Scipio folgte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die alten Herren saßen regungslos und schweigend, Kummer und Niedergeschlagenheit lagen wie ein schwerer Regenhimmel auf Xavers Antlitze, welches starr nach der Türe gerichtet blieb, als wollte es durch seinen trostlosen Ausdruck die Söhne zurückrufen.

Am andern Tage um die Mittagszeit kam Urban wieder heim. Er sah traurig aus und Pascha desgleichen. Die Säbelscheide, welche er in Leinwand gehüllt mitgenommen, war auch jetzt noch leer, und er trug sie ebenso verhüllt, damit niemand die Schmach gewahren möge, auf das Zimmer seines Herrn. Zum ersten Male in seinem Leben fand Urban seinen Herrn dergestalt mit Lesen beschäftigt, daß der eintretende Diener und der heranwedelnde Pascha nicht bemerkt wurde, und daß die Pfeife darüber vergessen war.

Militärisch am Eingange stehen bleibend, machte Urban seinen Bericht, wie er vermittelst Paschas Ortssinn die Stelle ausgefunden habe, wo der Herr Oberstwachtmeister mit dem Schimmel gestürzt und des Säbels verlustig gegangen sei, aber der Säbel —

„Ach ja, Urban, du bist nach dem Säbel ausgewesen!"

Aber der Säbel sei verschwunden, und zwar könne man nur eines einzigen Mannes Fußtritte neben den Pferdehufen spüren, er sei also vielleicht nicht einem der Litauer in die Hände gefallen.

„Dann wollen wir nachfragen lassen, ob ihn ein Oberländer gefunden.“

„Gnädiger Herr —“

„Nu warum nicht! König Karl hat mir ihn bei Bender geschenkt, es ist ein Andenken, welches der Familie verbleiben soll.“

„Aber — gnädiger Herr — wir alten Soldaten sagen doch nicht gern — daß wir unsere Waffe verloren haben!“

„Es ist vorbei mit dem kriegerischen Ehrgeiz, Urban!“

„Das wolle Gott nicht, Herr Oberstwachtmeister!“

„Du hast mich in jener Nacht schwach gesehen — ich bin schwach geworden für immer.“

„Gott bewahre! Der Hieb, den Sie, durch die Beiwacht sprengend, ausgeteilt, ist noch von gutem, altem Schlage gewesen, und hat mit gutem, altem Kriegsglück just den Chabelsky niedergeworfen!“

„Was sagst du?“

„Jakut hat's heute morgen in Schönhaiden erzählt.“

„Es wäre ein trauriger Spott des Schicksals, wenn ich mit furchtsam zitternder Hand noch einen tapfern Kriegsmann gelähmt hätte, ja, es wäre mir peinlich und schmerzlich.“

„Gnädiger Herr —“

Urban wurde unterbrochen durch großes Geräusch auf dem Vorsaale. Er öffnete die Tür, und der Schloßberger, der Grünwalder und noch einige andere Kurländer zeigten sich, traten ein und begrüßten mit vielem Jubel Herrn von Vandomir, den alten Schweden, den Befreier des Landes, wie sie sich ausdrückten. „Es klingt wie aus der alten Ritterzeit,“ rief der Grünwalder, „daß ein einzelner Kämpe mit seinem Knappen sich mitten unter den Feindeshaufen stürzt, den Führer des Haufens mit einem Streiche zu Boden streckt, damit die Fehde endigt und unbeschädigt von dannen reitet — zieht Euch nicht hinter allzu große Bescheidenheit zurück, tapferer Vandomir, wir wissen alles! Ein Läufling, den sie mir fortgeschleppt, ist in dem Getümmel entsprungen und

hat mir alles erzählt, und soeben erfahre ich noch, daß Chabelsky schwer verwundet in Braslaw daniederliegt, und daß aller Einfall von dieser Seite wie mit einem Zauberschlage beendigt ist.“

Xaver fühlte sich so beschämt und verlegen, daß er nichts zu antworten wußte. Der Schloßberger schrieb dies anderen Gründen zu, und als eben auch Stanislaus und Scipio eintraten, und auf die frostigste, beinahe unhöfliche Weise ihre Begrüßung ausdrückten, ward er in diesem Glauben bestärkt, und hielt es für angemessen, den bedenklichen Fleck ohne weiteres zu berühren. „Ich begreife es,“ sprach er, „Herr von Vandomir, daß es Ihnen peinlich ist, in diesem Augenblicke Danksagungen anzuhören von Kurländern, da Ihnen eben die kurländische Ritterbank ein Gesuch abgeschlagen hat —“

„Eine Anfrage, Herr von Sieberg,“ schaltete Stanislaus ein.

„Erinnern Sie sich aber, Herr von Vandomir, daß wir selbst Ihnen dringend abgeraten haben, jetzt um das Indigenat nachzusuchen, daß wir Ihnen offen die politischen Mißlichkeiten des Augenblicks auseinandergesetzt. Nun wissen Sie ferner selbst, wie schwer eine Korporation von mehr denn hundert Köpfen, die nichts Gemeinschaftliches haben als den Trotz auf Eigenmächtigkeit, zu behandeln ist, wie schwer in einem Herrenregimente, wo jeder genießen und keiner opfern will, eine milde Rücksicht Platz finden kann. Es war also uns Oberländern, denen Sie sich gleich nach Ihrer Heimkehr so willfährig und gefällig erwiesen, es war uns schwer, gegen die Knorres und Thorhackens, Ihre Widersacher, aufzukommen, da die Kurländer des Niederlandes Ihren Wert nicht so in Anschlag brachten als wir hier an der Grenze. Aber dennoch hätten wir vielleicht etwas Besseres erreicht, wäre nicht etwas zur Sprache gekommen, das alle andern politischen Übelstände überbot. Der Kommandeur der russischen Truppen nämlich, welche in Mitau stehen, ließ der Ritterbank anzeigen, es sei

der Oberstwachtmeister von Bandomir gewesen, welcher, um sich nach der Niederlage von Pultava aus russischer Gefangenschaft zu befreien, einen russischen General getötet habe. Dieser General sei ein Verwandter des Fürsten Menschikoff gewesen. Sie können denken, daß dies schon entscheidend gegen Sie wirken mußte, denn niemand will jetzt, da noch russische Truppen im Lande stehen, den Fürsten Menschikoff, sei es auch noch so entfernt, beleidigen. Aber als ob dies alles noch nicht hingereicht, verbreitete Thorhacken und bewies es im letzten Augenblicke, daß Ihre Aufnahme vom Herzog Ferdinand gewünscht werde. So wird Ihnen der Ausgang erklärlich sein, Sie werden ihn uns nicht zurechnen, und Sie werden an der Offenherzigkeit unseres Dankes für Ihre so überaus tapfere Anführung gegen die Litauer nicht zweifeln. Lassen Sie ein Jahr oder zwei ins Land gehen, erlauben Sie uns, die wir die lärmende Stube in Mitau kennen, Ihnen den richtigen Zeitpunkt anzugeben, und Ihr Name wird ins Buch der kurländischen Ritter kommen, so würdig, wie irgendeiner."

„Er steht im böhmischen Adelsbuche seit längerer Zeit, als es eine kurische Ritterbank gegeben," sprach Stanislaus, der sich neben seinen Vater gestellt hatte. Xaver, den von Siebergs Rede über die peinliche Verlegenheit, welche ihm von Roops Zuruf verursacht, hinausgebracht hatte, hieß seinen Sohn schweigen, lenkte die Aufmerksamkeit auf die Tafel, für welche die Zeit gekommen, und auf die Abreise seiner Söhne, die in den nächsten Tagen bevorstände, und brachte sich damit für den Augenblick und bei Tafel durch Schilderungen des seligen König Karl über diese Themata und die peinlichen Beziehungen hinweg, welche der Besuch erweckt hatte. Als die Kurländer mit einbrechendem Abende von dannen geritten waren, erklärte er den Söhnen, daß er sie selbst nach Königsberg bringen werde, und zwar schon den zweitfolgenden Tag. Nachdem er sie dort eingerichtet, wollten

sie zusammen nach Danzig. Dort wolle er sie dem Herzog Ferdinand vorstellen, denn es sei ihm einleuchtend, daß dieser Adelsregierung im Lande eine Veränderung bevorstehe, und es könne ihnen Nutzen bringen, wenn sie dem Herrn empfohlen seien, der wenigstens dem Namen nach Herzog von Kurland, und der bei einer eintretenden Katastrophe doch sicherlich eine wichtige Stimme haben werde.

Vierzehn Tage später finden wir die drei Vandomire, Xaver, Stanislaus und Scipio, in einem mit Waffen dekorierten Saale zu Danzig. Sie harren des Winkes, in das Kabinett des Herzogs Ferdinand einzutreten, welcher als königlich polnischer Generalleutnant in dieser Weichselfestung seinen beständigen Sitz hatte, und das Herzogtum, welches der Tat nach vom kurischen Adel regiert wurde, mit keinem Fuße betrat. Sein Zerwürfnis mit dem kurischen Adel hatte damals den höchsten Grad erreicht, besonders infolge eines Vorfalls, der sich einige Jahre vorher ereignet und in seiner gerichtlichen Konsequenz alle Regierungsverhältnisse auf die Spitze gestellt hatte. Ein königlich polnischer Oberst, Karl Friedrich von Firks, hatte sich geweigert, ein Pfandgut herauszugeben, welches von der Kammer als frei von der Pfandsumme erklärt worden war. Der Herzog, immer geneigt, die kurischen Formen gewaltsam zu durchbrechen, hatte befohlen, jenen Herrn von Firks durch bewaffnete Reiter aus seinem Hause zur persönlichen Haft zu bringen. Kurische Rechtsverhältnisse gestatteten dies nur auf frischer Tat eines Verbrechens oder nach gefälltem rechtskräftigem Urteil. Von Firks, sich hierauf berufend, erklärte also die auf Befehl des Herzogs abgesandten Reiter für eine Räuberhorde, die er durch Schuß und Hieb von sich abhalten werde; während er aber also gesprochen, hatte ein Korporal dieser Reiter auf ihn angeschlagen, Feuer gegeben und ihn zu Boden gestreckt. Das erregte den Ausbruch allgemeiner Entrüstung, und es

ward eine Kommission errichtet, welche, von diesem speziellen Falle ausgehend, die Schattenmacht des Herzogs bis zur völligen Nichtigkeit beschränkte.

Gegen die Kurländer also war das Verhältnis des Herzogs ein einfach feindseliges, ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Seine Lage war aber noch viel verwickelter; er verschob es trotzig, sich von Polen belehnen zu lassen mit dem Herzogtume, und obwohl die Kurländer es sonst ganz gern gesehen hätten, der polnischen Lehensoberhoheit ledig zu sein, so war ihnen doch hier dem verhaßten Herzoge gegenüber der Vorwand willkommen. Sie verweigerten einem nicht belehnten Herzoge die Huldigung. So blieb der Thron der eigentlichen Form nach halb erledigt. Das war in einer Zeit, da sämtliche Nachbarn: Schweden, Rußland, Polen und Preußen, ein Auge auf das verworren regierte Kurland warfen, von unmittelbarer Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes. Denn die Zeit der Oberlehensherrschaften war vorüber, wenn also ein Nachbar Kurland an sich brachte, so war nicht mehr von einem bloßen Lehenswechsel, sondern es war dann von einer Einverleibung Kurlands die Rede. Solche Wendung lag um so näher, da Herzog Ferdinand schon ein alter Mann und unvermählt, außer ihm aber kein Sproß des Kettlerschen Hauses mehr übrig war. Starb er also, so verfiel die Herrschaft ohne weiteres der politischen Übermacht der Nachbarn. Wohin spekulierten denn nun wohl die Kurländer, indem sie von einem Herzoge nichts wissen wollten, der leichtlich ihr letzter sein konnte, und doch eine Einverleibung an einen Nachbarstaat keineswegs wünschten aus gegründeter Besorgnis, damit ihre Adelsherrschaft einzubüßen? Wohin? Ihre Aristokratie, wie anmutig oder selbst freisinnig bis auf einen gewissen Punkt sie sich im einzelnen darstellen mochte, erhob sich doch damals als politische Körperschaft nicht über die Gedankenlosigkeit oder den Wirrwarr halber Gedanken, wie dergleichen einem Haufenregimente eigen

zu sein pflegt. Ob der Haufe etwas größer oder kleiner, das heißt ein demokratischer oder ein aristokratischer sei, wenn ihm ein zu Opfern bereiter Gemeinsinn und eine infolgedessen streng geordnete Verwaltung gebricht, so ist und bleibt er in politischer Frage ein Haufe, der keine kompakte Spekulation zustande bringt.

Und wohin trachtete der Herzog? Nach einer unumschränkteren Herzogsmacht, die er am sichersten zu erreichen glaubte, wenn Kurland, in sich aufgelöst, einer monarchisch durchgreifenden Hand am bedürftigsten wäre? Vielleicht. Wenigstens war sein Aussehen und sein persönliches Wesen das eines Mannes, welches dem gebieterischen Monarchismus ähnlich sah, wie er sich Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in starken Persönlichkeiten dargestellt hatte, in Ludwig XIV., in Peter dem Großen, in Karl XII., im großen Kurfürsten, und selbst auf zweiter Linie in König August von Polen und Sachsen, in Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Die Vandomire fanden ihn aufrecht stehend vor einem Tische, auf welchem eine große Landkarte ausgebreitet lag. Hinter ihm an der Wand hing das lebensgroße Bildnis Ludwigs XIV.; von den Seitenwänden sahen die Kettler von Gotthard bis auf Friedrich Wilhelm herab, dem Bilde des französischen Königs gegenüber sah den Herzog sein eigenes Porträt in Lebensgröße an. Er war ein Mann von Mittelgröße mit kahlem Vorderhaupte, um dessen Schläfe sich weißgraue Locken ringelten. Das Antlitz hatte durch die stark hervortretende Nase, durch die tiefliegenden Augen, deren Blick ungleichmäßig, aber wo er sich zusammendrängte, dringend und streng war, und durch einen festgeschlossenen Mund etwas Finsteres und Herrisches, dem der starke Knochenbau des Körpers, wohl ausgeprägt durch die knappe sarmatische Uniform, Nachdruck gab. Er begrüßte die Vandomire, deren Namen der einführende rot gekleidete Kammerhusar laut

ausrief, vornehm leutselig, und begann das Gespräch sogleich, unverrückt stehen bleibend, mit zornigen Äußerungen über das abgelehnte Indigenatsgesuch. „Sie sollen in Mitau," fuhr er fort, „die mir getreuen Vandomire auf ihrer Ritterbank sehen, diese aufsässigen Kurländer, so wahr noch nicht aller Tage Abend und Herzog Ferdinand noch lebendig ist."

„Herzogliche Hoheit!" nahm sogleich Stanislaus zum Schrecken seines Vaters voreilig das Wort, „wir petitionieren fürder nicht bei unseresgleichen um Gunst oder Recht, sondern gedenken uns geltend zu machen ohne ein Kurländertum, dessen wir nicht bedürfen. Wir bitten nur um Fortdauer Eures herzoglichen Wohlwollens, und daß selbiges unserer gedenken möge, wenn der Tag der Rechenschaft eintritt. Wir sind vier Männer, denen mancher Oberländer folgt, wenn endlich ein scharfes Regiment eingeführt wird."

Der Herzog hatte mit zusammengezogenen Augenbrauen zugehört, weil ihm offenbar das rasche Wortnehmen des jungen Mannes nicht gefallen hatte. Der Sinn dieser Worte gefiel ihm aber, und er fragte mit erheitertem Angesichte, ob dieser junge Mann der älteste Sohn des Oberstwachtmeisters sei. Darauf ließ er sich gegen diesen in eine Betrachtung der politischen Lage Kurlands ein, und verweilte nur bei dem einen Nachbar, dem Zaren, alle anderen für ungefährlich in betreff Kurlands haltend. „Wenn Ostermann von dem Friedensgeschäfte mit Schweden aus Nystädt zurückkehrt," setzte er hinzu, „wird Zar Peter den Titel eines Kaisers annehmen, und da er alle Hauptanstrengung seines Lebens, Rußland an der Ostsee mächtig zu machen, mit Ruhm und Erfolg gekrönt, und Schweden, seinen Hauptgegner, überwunden sieht, so wird sein nächstes Augenmerk auf Abrundung dieses Ostseekreises gerichtet sein, und dafür ist Kurland erforderlich. Gelingt es uns also nicht bald, ein festes, ruhiges Regiment, das den Nachbarn keinen Grund zur Einmischung gibt, in Mitau zu errichten, dann wird die russische Leibwache, welche

jetzt meine Nichte, die Frau Großfürstin, umgibt, anwachsen und anwachsen, daß die Ritterbank wie ein Bach im Meere verschwinden wird. Gelingt es uns aber — und Gott sei Dank, der einzig übrige Kettler ist in mir noch vermögend an Leib und Seele — die Kurländer zur Räson und dem Throne eine leibliche Nachfolge zuwege zu bringen, dann wird der russische Kaiser, der bei allem Unternehmungsgeiste ein billiger und gerechter Regent, sich zu freundnachbarlichen Verhältnissen bereitwillig finden. Tut also, ihr Herren von Bandomir, soviel an euch ist, alles dazu, daß der kurländische Eigensinn gebrochen und einem durchaus neuen, frei monarchischen Regimente geneigt werde. Es sind mehrere Familien vorhanden, darunter die Howen, die Brinken, die das bereits einsehen, die Sieberg und Roop vielleicht auch. Eure Widersacher, die Knorre und Thorhacken, sind auch die meinigen, mit ihnen sucht keinerlei Vereinigung, ihr verschwendetet damit eure Kräfte und entzöget euch meine Teilnahme. Solche Widersacher müssen gedemütigt, nicht versöhnt werden. Habt Ihr wegen Vermählung Eurer Söhne schon Engagements getroffen, Oberstwachtmeister?"

„Nein, herzogliche Hoheit!"

„Nun so tut bald dazu! Dergleichen ist im Augenblicke wichtig und vermehrt die Macht, wenn man politisch zu wählen weiß."

Solcherweise und noch näher eingehend unterhielt er sich noch einige Zeit mit den Bandomiren. Es entwickelten sich Winke, ja Vorschriften, wie er entschlossen sei, das kurländische Adelsregiment umzustoßen, und in welcher Weise seine Freunde dafür handeln sollten. Zu diesem Handeln rechnete er als etwas sehr Wichtiges die Wahl der Gattin, und äußerte sich darüber unverhohlen und deutlich, hinzusetzend, daß er selbst, obwohl schon so weit vorgeschritten an Jahren, aus politischer Ursache noch eine Vermählung schließen werde. Erst nachdem alles genau vorgezeichnet, und die Mittel und

Wege für regelmäßige, gegenseitige Mitteilung bestimmt waren, entließ er sie.

Xaver war über die Aufnahme und alle die Einleitungen sehr erfreut. Die Brüder waren es über den rein politischen Teil ebenfalls und versprachen sich eine um so größere Genugtuung, je gründlicher das kurische Regierungswesen umzugestalten sei. Nur die Heiratsvorschriften mißfielen ihnen.

4.

Es waren einige Jahre vergangen. Stanislaus, dessen Charakter sich, von Leidenschaften getrieben, so frühreif unternehmend angekündigt, war ruhiger geworden, und Scipios Beispiel und Einwirkung, Geist und Wesen in wissenschaftlichen Studien zu erweitern und zu mildern, schien von gutem Einflusse gewesen zu sein, wenn auch Stanislaus nicht zu dem Behagen und der Genüge des Studiums gekommen war wie Scipio. Sie hatten anderthalb Jahre in Königsberg verbracht, und der gegen die Kurländer aufgeregte Zorn schien sich in der studentischen Duellgenugtuung erschöpft zu haben. Manches harmlosen Kurländers Angesicht mußte die den Bandomiren angetane Beleidigung entgelten und die Schärfe des Schwertes empfinden, denn die körperlich so wohl ausgerüsteten Brüder erwarben sich bald eine überlegene Gewandtheit in Führung der Studentenwaffe. Feindschaft gegen den kurischen Adel und Rechtsstudium entwickelten in den Brüdern einen systematischen Widerwillen gegen alle Aristokratie, obwohl es im Grunde keinen aristokratischer gearteten Menschen gab als Stanislaus von Bandomir. Edlere Naturen haben aber das Bedürfnis in sich, eine Abneigung, welche sie treibt, zu einem allgemeinen Prinzip zu erheben, und so stehen sie denn oft mit philosophischer Begründung ihrem eigenen Wesen feindlich gegenüber.

Nachdem die Brüder noch ein Jahr in Heidelberg studiert,

bereisten sie Frankreich und verweilten mit besonderer Vorliebe in der Schweiz, weil Stanislaus hier das Ideal eines freien Bauernstandes zu finden glaubte, und weil die Reize des Hochgebirgs, damals noch nicht das Modeziel aller Reisen, große Macht auf die Brüder, besonders auf Scipio, ausübten. Sie strichen wochenlang allein in den Alpen umher, und was heute alle Tage begegnet, war ihnen damals eine seltene Überraschung, als sie in hochgelegener Sennhütte zwei Damen aus der vornehmen Gesellschaft antrafen, die unter Leitung eines Führers auf einer Alpenwanderung begriffen waren. Es war Regenwetter eingetreten, man war an die Hütte gebannt, Anknüpfung und Bekanntschaft gab sich unter solchen Umständen rasch und natürlich, und da beide Teile über Namen und Herkunft zu sprechen vermieden, so suchte man geflissentlich allgemeine Themata, und Stanislaus, mit leichter Mühe eine adelige Dame in der älteren vermutend, erging sich mit aller Widerspruchslust der Jugend in seinem Lieblingsthema, in der Opposition gegen die Vorrechte des Adels. Die Dame schien das mit guter Laune aufzunehmen, vielleicht weil sie in den beiden wohlgebildeten Männern ebenfalls Kavaliere zu erkennen, und in dieser Opposition nur ein Spiel des Verstandes, jedenfalls keine eigennützige Absicht zu sehen glaubte.

„Sie werden doch nicht behaupten wollen,“ sagte die Dame, „daß ein Mensch wie der andere ist, daß also alle dieselben Ansprüche machen dürfen?“

„Warum nicht, Madame?“

„Weil das verrückteste Zeug entstünde, wenn man dergleichen durchführen wollte! Die Liebe zum Beispiele zwischen Mann und Frau wäre alsbald etwas ganz Gleichgültiges, denn jeder Mann fände jede Frau, jede Frau fände jeden Mann gleich liebenswürdig oder unliebenswürdig, da ein Mensch wie der andere beschaffen wäre.“

„Sie scherzen, Madame, ich spreche nur von einer Gleichheit vor dem Rechte, nicht vor dem Herzen!“

„Ist das Herz nicht der genialste Richter?“

„Das weiß ich nicht. In meinen Rechtsstudien habe ich nichts davon gehört oder gelesen. Aber ich sollte meinen, ein unverdorbenes Herz müßte schmerzlich berührt werden von den grellen Unterschieden, die in der gesellschaftlichen Welt zwischen den Menschen bestehen.“

„Der liebe Gott selbst hat es an das Schauspiel dieser Unterschiede gewöhnt: man sieht von Jugend auf die verschiedenartigsten Wesen um sich her, schöne und häßliche, begabte und ungeschickte, kluge und dumme, und alle heißen Menschen, alle sind Menschen — die Unterschiede sind also wohl nicht so unnatürlich!“

„Aber Mama,“ sprach die jüngere Dame, welche sich bisher vorzugsweise mit Scipio unterhalten, dazwischen, „der Prediger sagt, es sei Gottes Wille, daß die Unterschiede der Natur durch die Menschen ausgeglichen würden.“

„Das soll auch unser Wille sein, aber ausgleichen heißt nicht aufheben. Hieße es nicht Gottes Gabe geringschätzen, wenn man das Geringere auf Kosten des Vorzüglicheren erheben, wenn man den Begabten herunterstellen wollte zum Unbegabten?“

„Aber es liegt wohl im Sinne des Christentums,“ nahm Scipio das Wort, „demjenigen, den die Natur ärmlich bedacht hat, vorzugsweise zu Hilfe zu kommen. Der Begabte hilft sich schon selbst, dem Verwahrlosten eben muß die gesellschaftliche Einrichtung helfen.“

„So wäre die Gesellschaft ein Hospital; sie bekümmerte sich nur um Schwache, und die schönen Mittel des Aufschwunges, welche Gott in die Begünstigten gelegt, würden nicht aufwärts zur Erhebung der Menschenfähigkeit benützt, sondern nur niederwärts, der Fittich des Adlers hätte nicht mehr nach der Sonne aufzusteigen, sondern nur als abgelöster Flügel schwachatmigen Menschen Luft zuzuwedeln. Wie können ein paar so glücklich ausgerüstete junge Männer das System der Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen machen!“

„Ich glaube, Sie mißverstehen uns, Madame,“ antwortete Stanislaus schnell, „und wir werden uns rascher klar werden, wenn wir von einem festen Beispiele ausgehen. Madame sprechen das Deutsche mit jenem reinen, blassen Akzente, wie man es in den Ostseeprovinzen redet, kennen also wahrscheinlich auch die Staatsverfassung jener Gegenden.“

„Warum nennen Sie mir einen Akzent, der etwas Vornehmes in seinem bescheidenen und doch straffen Einhergehen hat, und den Sie offenbar selbst reden, warum nennen Sie ihn blaß?“

„Ich wüßte nicht, daß ich ihn selbst redete, ich bin aus Böhmen. Blaß nenn' ich ihn, weil ihm eben Farbe und Ton mangelt, weil er die Vokale so klanglos wie möglich macht, das laute ei sogar zum halbtönigen eei dämpft, weil er, korrekt und fest, nur eine platte, einförmige Redemelodie, keinen Rhythmus und Schwung zeigt.“

„Das ist ja abscheulich, wie Sie unserm Kurländischen mitspielen.“

„Dem Kurländischen also? Nun, von dem dortigen Adelsregimente zum Beispiel wollte ich für unser Gespräch bestimmtere Fragen entnehmen.“

Dies geschah denn, und zwar in so lebhafter Manier, daß die Dame nach einigen Entgegnungen lachend in die Worte ausbrach: „Hätten Sie mir nicht gesagt, daß Sie aus Böhmen seien, so hätte ich darauf gewettet, es wäre Ihnen in meinem etwas bunt regierten Vaterlande das Indigenatsrecht abgeschlagen worden!“ Als Stanislaus bei dieser Äußerung über und über rot wurde, lenkte sie das Gespräch mit großer Behendigkeit auf ein anderes Thema, zog ihre Tochter und Scipio hinein, die sich abgesondert aber teilnahmsvoll miteinander sprechend verhielten, und hatte bald das allgemeine Interesse nach ganz andern Seiten gewendet.

Diese Dame mochte in ihrer Jugend schön gewesen sein; jene gewisse Fülle des Alters hatte zwar die edlen Formen

etwas überschwellt, aber die anmutigen, vornehmen Züge des Antlitzes beschützt; das blaue Auge war etwas lichterer Farbe geworden, aber die lichtbraunen Haare waren noch voll, der feingeschnittene Mund war trotz der kleinen Sorgenfältchen an der Seite noch fest, und wenn nicht in der Lippenwendung etwas Schmerzliches und in einer Falte zwischen den Augenbrauen etwas Kummervolles unwandelbar sich eingeprägt hätte, so wäre der vollen, stattlichen Büste noch ein lockender Ausdruck von Frauenschönheit verblieben gewesen. Wunderschöne Hände und Zähne taten hierzu das ihrige. Aber jene Zeichen von Schmerz und Kummer beherrschten doch die Erscheinung dergestalt, daß Stanislaus, den die Dame lebhaft anzog, vorzugsweise von dem Gedanken betroffen und gelockt war, es müsse hier eine interessante Lebensgeschichte zum Grunde liegen. Der Tochter Hedwig sah er neugierig in das eben erblühende Mädchenantlitz, neugierig, wie es schien, ob wohl die Mutter ebenso ausgesehen haben möge. Das schwarzblaue Auge des Mädchens, weit geschlitzt und in einem bläulichen Weiß ruhend, schien ihm ebenfalls in jenem romantischen Schleier zu leben, der ihn aus der Lebensgeschichte der Mutter anmutete, und daß es so neugierig oft auf ihm zu ruhen schien, obwohl das Ohr dem sprechenden Scipio zugeneigt war, das versetzte ihn in die angenehmste Stimmung des Erwartens, des Gespanntseins. Glücklicher Jugendzauber der Romantik, da die Seele noch unbekannten Entzückungen entgegenlauscht, da jedes unerwartete Geräusch uns aufregt, als ob das verhüllte Wunder uns plötzlich erscheinen werde! — Auffallend war es, daß die ältere Dame am nächsten Morgen, da das noch anhaltende Regenwetter ein längeres Verweilen in der Sennhütte nötig machte, in ihrem Benehmen eine unverkennbare Veränderung zeigte. Sie war einsilbig und zog sich mit ihrer Tochter, soweit es die enge Räumlichkeit nur irgend erlaubte, von den Brüdern zurück, nötigte auch ihre Tochter, die sich unbefangen und wie es

schien mit Vorliebe der gemachten Bekanntschaft anschließen wollte, streng an ihre Seite und zu demselben Benehmen. Im Lauf des Tages verschwand zwar dieses Zurückhalten, als ob die lebendige Nähe und das lebendige Wort der Brüder ein in der Nacht entsprungenes Vorurteil zerstreute; wiederholte sich aber am nächsten Morgen, da man bei aufgeheitertem Wetter die Wanderung fortsetzte. Die Dame schien geradezu eine Trennung zu wünschen, und doch sprach sie kein entscheidendes Wort dafür aus, vielleicht weil der Bergweg keine doppelte Richtung gestattete, vielleicht weil eben das Vorurteil nicht stark genug war, um eine auffallende Änderung des früher ausgesprochenen Reiseplanes zu veranlassen. So kamen die Wanderer, nachdem an jedem neuen Morgen ihr weiteres Zusammenbleiben zweifelhaft erschienen und an jedem Abende enger und vertraulicher geworden war, bis nach Genf. Von hier wollten die Brüder, welche Frankreich schon durchreist hatten, nach Italien hinübersteigen. Die Dame, welche ihrer Gesundheit halber ebenfalls auf einige Zeit den Süden, und zwar ebenfalls Italien aufsuchen wollte, sprach hier zum ersten Male entschieden davon, daß sie ihre Reiserichtung ändern und zunächst nach dem südlichen Frankreich gehen wollte. Der offenbar mühsam gefaßte Entschluß hätte ihr erspart werden können, denn die Brüder fanden hier einen Brief ihres Oheims, der ihnen alle weitere Reise abschnitt und sie unverzüglich nach der Heimat berief. Solchen Ausgangs gar nicht gewärtig, waren sie vergnügt an die Lesung des langen Briefes gegangen, der mit einer ruhigen Schilderung des Lebens in Brüggen anhub. Ihr Vater, hieß es darin, habe sich nach und nach von der Erkältung, die er sich im Schönhaidner Walde vor drei Jahren zugezogen, erholt, wenn auch sein von jener Nacht her verändertes Wesen nicht mehr ganz von ihm gewichen sei. „Der rasche Oberstwachtmeister, den Ihr bei seiner Heimkunft aus Schweden kennen lerntet, ist eigentlich

nicht mehr zum Vorschein gekommen. Aber die Übergänge bildeten sich mit der Zeit immer milder; er wurde, was er früher nie gewesen, gesprächig, mitteilend, gedankenvollen Austausches bedürftig, er schloß sich mir inniger an, als er je getan, verbrachte einen großen Teil des Tages auf meinem Zimmer, erzählte mir sein Leben, schrieb auf meine Veranlassung davon nieder, was für seine Söhne Bedeutung haben könnte, oder veranlaßte mich, es niederzuschreiben, und gestand, von Tage zu Tage heiterer werdend, daß ihm diese Lebensart, dieses innerliche Leben, wie er sich ausdrückte, nachdem er mit dem äußerlichen abgeschlossen, sehr wohltue. Die jeweiligen Besuche des Schloßbergers und des Grünwalders unterrichteten ihn von den Landesangelegenheiten, und belebten ihm die Korrespondenz, welche er mit dem Herzoge Ferdinand angeknüpft hatte. Erschreckt nicht, daß ich fortwährend wie von einer beendigten Vergangenheit spreche, es handelt sich allerdings davon, Euch eine Unterbrechung dieser Lebensweise anzuzeigen, aber auch nur eine Unterbrechung. Vor einigen Wochen nämlich kamen der Schloßberger und Grünwalder rascher als gewöhnlich in den Hof gesprengt, da ich eben dem Vater einen wichtigen Teil seines Jugendlebens, den er mir erzählt, vorgelesen, und ihm durch Anreihung dessen, was sich während seiner Kriegszeit mit den in Rede stehenden Personen weiter begeben, auf den natürlichen Ursprung einer Feindschaft aufmerksam gemacht hatte, die ihm bei seiner Heimkehr entgegengetreten und ihm unerklärlich gewesen war. Es war dies die Feindschaft des Ellernschen. Auffallend genug begannen auch der eintretende Schloßberger und Grünwalder mit Klagen über jenen. Sein freundschaftlicher Verkehr mit den Litauern sei unausstehlich und im jetzigen Augenblicke sogar sträflich, denn — und nun kam die Hauptsache, die auch leider für uns eine Hauptsache geworden ist — der Chabelsky, von seiner damaligen Wunde hergestellt, habe die alten Einfälle nach

Läuflingen wieder angefangen, und in diesem Augenblicke durchziehe er mit einer völligen Kriegsmacht das Oberland. Die Kurländer hätten sich in Schloßberg versammelt, um über eine gemeinschaftliche Abhilfe zu beraten; der Ellernsche aber, unlenksamer als je, da seine Frau abwesend, habe mit seinem Schwager Thorhacken jeden gemeinsamen Beschluß hintertrieben. So kämen sie zum alten Oberstwachtmeister, der sie vor drei Jahren so kräftig geschützt, und bäten ihn, sich wieder an die Spitze der Landesverteidigung zu stellen. Da Knorre und Thorhacken, die allein seinem Oberbefehl entgegen sein könnten, doch von aller Teilnahme ausgeschlossen wären, so fände er überall den bereitwilligsten Gehorsam für seine militärischen Befehle; nur unter einem allgemein respektierten einzigen Anführer sei ein Erfolg möglich, und nur ihm, dem berühmten Kriegsmanne, sei ein Unterordnen der Kurländer, von denen jeder zu befehlen, keiner zu gehorchen gewohnt sei, erreichbar. Ich sah, wie der Vater innerlich erschrak, daß er aus seiner Ruhe heraus wieder ins wüste Kriegsgerassel hineintreten sollte. Aber er konnte sich nicht entziehen; die Landesnot war zu drängend, es schmeichelte auch seinem edlen Stolze, die gröbliche Ablehnung des Indigenatsgesuches mit Rettung des Landes zu vergelten, er dachte an Euch, denen dies Opfer zugute kommen werde, er dachte an den Herzog, der in seinen Briefen immer wieder darauf zurückkam, er müsse sich als versuchter Kriegsmann allmählich eine Streitmacht vorbereiten, die gewaffnet auftreten könne, wenn der Augenblick des Einschreitens für den Herzog erschiene, kurz, der Vater stieg seit langer Zeit zum ersten Male wieder zu Pferde, um einen Feldzug zu beginnen. In Schloßberg versammelten sich die Kurländer um ihn, und das kleine Heer ritt sodann unter seiner Anführung über Grünwald und Charlottenhof herauf nach dem Lautzensee zu, wohin sich Chabelsky mit den Litauern zurückgezogen hatte. Denn wie sehr dieser Chabelsky den Vater haßt, es war

doch ein Schrecken in ihn und unter die Litauer gefahren, als es hieß, der alte Vandomir sei wieder an die Spitze der Oberländer getreten und ziehe heran. Sie hatten sich eiligst in einen Haufen vereinigt und waren von Steinensee über Frommholdshof eilig nach der Grenze gezogen, um bei Esoros ihr Land zu erreichen. Der Raub aber, den sie mit sich schleppten, verzögerte ihre sonst so rasche Bewegung, und am Lautzensee holte sie der Vater ein. Um nicht im eiligen Vorwärtsgehen seine Beute zu verlieren, vielleicht auch um nicht geradezu wie ein Dieb vor dem verhaßten Vandomir auszureißen, nahm Chabelsky hier, als er den Feind über Egipten und Wilkamest an der östlichen Seite des Lautzensees heraufkommen und sich auf den Fersen sah, eine feste Stellung. Ihr erinnert Euch, daß eine Viertelstunde südlich vom Lautzensee nahe bei dem Flecken Schmelani wieder ein kleiner See sich breitet, und daß dadurch nur ein Landpaß zwischen beiden Wassern den Durchgang nach Litauen hinüber bildet. Auf diesem Passe hatte sich Chabelsky gestellt, sich mit seinem linken Flügel an den Lautzensee, mit seinem Zentrum auf den Flecken Schmelani, der fast inmitten des Passes liegt und mit seinem rechten Flügel an den Wald lehnend, der sumpfig bis zum kleineren See hinübergeht. Während er die Beute hinter sich über die Grenze nach Esoros schickte, erwartete er in dieser günstigen Stellung auf dem Hügel bei Schmelani die Kurländer, wahrscheinlich verhoffend, sie würden ihn in solcher Lage nicht angreifen, und er würde in der Nacht ungestraft durch den Wald, welcher sich nach dem großen See von Esoros hinstreckt, abziehen können. Aber zu seinem, und ach zu unserem Unglücke hatte er es mit dem alten Oberstwachtmeister zu tun! Als dieser die Wachtfeuer hinter Schmelani am Grenzwalde in breiter Linie rauchen sah, erkannte er sogleich des Litauers Plan, übergab dem Schloßberger die Anführung des Hauptkorps, bestimmte ihm die Stunde, Nachmittag fünf Uhr, in welcher

er mit allem Nachdruck den Angriff durch Schmelani hindurch gegen Chabelskys Front auf dem Hügel machen sollte, nahm unsere Leute, besonders auf unsere Kummelnschen Schützen rechnend, und marschierte mit ihnen rückwärts um den Lautzensee herum, alsdann über den Lautzenseehof wieder hinauf, um den Chabelsky vom Grenzwalde in den Rücken zu fallen. Und so geschah auch alles. Als die Unsrigen am Schießen hörten, daß der Schloßberger angriff, waren sie etwa noch ein Viertelstündchen von Ort und Stelle; der Vater, statt sich zu beeilen, kommandierte Halt, hieß die Gewehre schußfertig machen, gab spezielle Befehle, und ließ dann gemessenen Schrittes durch den Wald vorwärts marschieren. So kam er am Waldessaume gerade an, als das Getümmel der Schlacht am lebhaftesten war, und als er nun sein Feuer im Rücken der Litauer eröffnete, ward der Schrecken unter diesen ein panischer. „Der Bandomir! Der Bandomir!" schrie ein Trupp zum anderen, Chabelsky konnte seine den Kurländern an Zahl überlegenen Truppen nicht mehr zum Stehen bringen, ward von der Flucht mit fortgerissen, und da der Vater durch seine Rückenstellung auf dem schmalen Landstriche auch die Flucht insoweit hinderte oder doch erschwerte, als seine schwache Mannschaft dies vermochte, so geschah's, daß der Ökonomus gerade in der Nähe des Vaters sich noch einmal mit einigen seiner Reiter zur Gegenwehr setzte, um den Seinigen Luft zu machen. Dadurch kam der Vater, der bis dahin nur befehligt hatte, ins Handgemenge, mußte den Säbel gebrauchen, und verwundete wiederum, als ob dies ein unvermeidliches Ziel seines Armes sei, den Ökonomus Chabelsky selber. Die Flucht ging indessen eilig weiter, die Schlacht war entschieden, alles, was Litauer hieß, war vom Plane verschwunden, man hörte nur noch fern die Schüsse unserer Jäger, welche auf Befehl des Vaters die Verfolgung durch den Grenzwald betrieben, und der Vater, verwundert und ärgerlich, daß von seiten der Kurländer nicht

genug für die Verfolgung geschehe, war eben den Hügel hinab zu den Kurländern geritten, und hatte diese, welche ihn Sieg jubelnd begrüßten, angeredet — da trat für uns die verhängnisvolle, ach, nun darf ich's sagen, gefährliche Wendung ein! Ein einzelner Reiter kommt hinter dem Vater aus dem Walde, sprengt bis auf hundert Schritt an die Kurländer heran, und als diese jetzt ausrufen: „Jakob Chabelsky!" als sie ihre Schußwaffen hervorreißen und als der Vater sich umkehrt, hat Jakob, der Sohn des Ökonomus, sein Pferd schon pariert, sein Gewehr schon angeschlagen, der Schuß blitzt, Euer Vater, arme Kinder, ist getroffen, und schwankt auf dem Pferde!

Nun ist es gesagt. Faßt Euch, und beeilt Euch! Der Schuß ist durch den Unterleib gedrungen, der Vater lebt noch, und wird hoffentlich gerettet werden, aber der Transport hierher hat ihm entsetzliche Schmerzen verursacht, und er liegt schwer danieder, nach seinen Söhnen sehnsüchtigst verlangend. Eilt!"

Die Brüder waren so erschreckt und so nur mit dem einen Gedanken schleunigster Reise beschäftigt, daß sie sich vielleicht bei den Damen gar nicht verabschiedet hätten, wären sie ihnen nicht auf der Straße begegnet. Als sie in größter Hast erzählt, daß ihr Vater gefährlich daniederliege, sprach ihnen die ältere Dame Trost und Mut zu, versichernd, daß ihr eigener Bruder vor zwanzig Jahren eine Schußwunde in den Unterleib erhalten habe, und heute noch in leidlicher Gesundheit lebe. Scipio hatte die Fassung, sie beim Scheiden um ihren Namen zu bitten, damit vielleicht eine glücklichere Zeit ihnen einmal eine Nachfrage möglich mache.

„Ich heiße Anastasia von Knorre — und mit wem habe ich das Vergnügen gehabt —?"

Stanislaus war schon hinweg und hatte nichts mehr gehört; Scipio, erbleichend, als jener Name ausgesprochen wurde, erwiderte kaum hörbar: „Wir heißen von Vandomir."

„Gott, meine Ahnung! Aus Kurland?“

„Nein, aus Böhmen —“

Damit eilte auch er hinweg, und die Dame sah ihm nach mit einem starren Ausdrucke, halb geöffnetem Munde und jener halb fragenden, halb hoffenden Miene, welche zu sagen scheint: „Hab' ich mich doch geirrt?“

5.

Wir finden die Brüder als stille Gutsherren wieder, Stanislaus auf Brüggen, und außer diesem Hauptgute Born an der Düna besitzend, Scipio als Herrn von Kummeln und Brunnen. Es war ein stilles Jahr nach ihrer Heimkehr vergangen, denn, ach, sie hatten den Vater schon in kühler Erde gefunden! Trauer, Erbitterung gegen ein Land, welches ihnen immer nur Leid bereitete, erfüllte sie ganz und gar. Ihrem Lebenswandel zusehend, konnte man glauben, sie rüsteten sich zu einem Kriege; die zahlreichen Angehörigen ihrer Güter wurden in regelmäßigen Schießübungen, in kriegsmäßig berechneten Jagden auf Bär und Wolf eingeübt, als gelte es einem nahe bevorstehenden Feldzuge. Selbst ein günstiger Zuschauer konnte an solche Absicht denken, wenn er die in Kurland damals ganz ungewöhnliche Milde und Güte sah, welche die Brüder ihren Untergebenen und Leibeigenen angedeihen ließen. „Sie verderben ihre Leute und geben ein schlechtes Beispiel mit diesen demokratischen Neuerungen,“ rief wohl auch einer und der andere Nachbar, „diese blassen Jungen sind unheimlich und brauen Gott weiß was Schlimmes,“ rief ein dritter. Wer da bemerkt, wie rasch unter der gedrückten Klasse jeder Hoffnungsstrahl auf Verbesserung gesehen und empfunden wird, der konnte in der Tat unruhig werden; in allen Gesinden wurde von den vortrefflichen Brüggenschen und Kummelnschen gesprochen, und wo in einem Kruge einige der melancholischen Letten zusammenkamen, da

ging von den Vandomiren die Rede, und daß man ihnen helfen müsse, wenn sie was vorhätten. Indessen, wie in jeder Aristokratie, so war auch unter den kurischen Herren jener sorglose Leichtsinn, welcher um Prinzip und Zukunft nicht ängstlich bekümmert ist, ein Grundelement. Auf die Macht der Gewohnheit, auf Macht und Reiz der praktischen Notwendigkeit und des freudebedürftigen Naturells rechnet der Aristokrat, und so erwarteten die Oberländer mit Zuversicht, die Vandomire würden dieses wunderlichen Treibens wohl satt werden und würden sich anschließen, wie es seit soviel Jahrhunderten doch noch am Ende jeder getan. Zu billiger Beurteilung hielten sie sich auch wirklich verpflichtet durch den Tod des Oberstwachtmeisters, ein Tod, der doch eigentlich um das Wohl des Landes erlitten war. Daß die Vandomire, wenn einmal in Brüggen oder Kummeln ein Kurländer zufälligerweise einsprach, das Gespräch immer auf Herzog Ferdinand brachten, und daß sie immer Teilnahme für diesen alten eigensinnigen Herrn zu erregen suchten, das zerstreute vollends alle Besorgnis. Für den gab's gar keine Aussicht auf irgend einen Glücksfall, keine Aussicht auf einen Aufstand oder kriegerischen Versuch. Ja, wenn die Vandomire mit der Großfürstin Anna in Mitau, der Witwe des jung verstorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm, oder mit Menschikoff, dem russischen Minister, oder mit der polnischen Partei, welche Kurland der Republik einverleiben wollte, oder mit einem der vielen Prinzen Verbindungen gehabt hätten, welche die Hand der Großfürstin und damit den kurischen Herzogshut suchten, ja dann wäre ihr ungewöhnliches Treiben bedenklich erschienen.

Die Brüder hatten wirklich die Verbindung mit dem Herzoge Ferdinand zu unterhalten gesucht, und auf sein Geheisch entschlossen sie sich jetzt, mit ihrer Nachbarschaft in Verkehr zu treten. Denn dem Herzoge war es wohl erwünscht, daß sie für sich und für ihn eine kleine bewaffnete

Macht errichteten, aber es lag auch in seinem Interesse, daß ihm und ihnen unter den Kurländern Anhang geworben wurde, und das konnte nicht geschehen, wenn die Brüder ihr Einsiedlerleben auf Brüggen und Kummeln fortsetzten. Stanislaus, von einem herausfordernden Stolze getrieben, entschloß sich leichter zu diesem Schritte, weil er für seinen Haß gegen den kurischen Adel Nahrung und Triumph erwartete in geselliger Berührung. Solange nichts Größeres zu tun war, reizte es ihn, die einzelnen zu demütigen, sobald nur ein ferner Anlaß geboten würde. Auch verlangte sein Naturell dringender nach Menschen und nach Verkehr mit ihnen, als Scipios, der in wissenschaftlicher Beschäftigung ein immer größeres Genüge fand, und der auch bei Bruder und Oheim so lange gebettelt hatte, bis dieser seine stehende Wohnung zu ihm nach Kummeln verlegt. Hier trieb er mit ihm allerlei Studien und beschwichtigte den allenfalls scheltenden Bruder mit der Bemerkung, daß ein halbstündiger Trab auf dem Tatar ihn alle Tage herüber brächte, und daß er ja Urban und Pascha bei sich behielte. Zu den literarischen Beschäftigungen mit dem Oheim gehörte auch die Ausarbeitung der Memoiren über des Vaters Leben, deren Mitteilung Stanislaus erst in Anspruch nehmen wollte, wenn Ohm und Bruder mit Redaktion derselben zustande seien. Stanislaus hatte etwas von der Abneigung vor Bücherwesen, wie sie in des Vaters früherer Zeit geherrscht hatte. Er war ihr nicht in dem Grade unterworfen wie der Vater, das hatte die Erziehung schon verhütet, aber trotz der Rechtsstudien und trotz der aus dem Haß entsprungenen demokratischen Gedankenfolge, die er sich zurecht gelegt, war ihm alle wissenschaftliche Gedankensache unbequem. — Scipio, hierin die Ergänzung seines Bruders, und deshalb dem ersten Anscheine nach nicht geeignet, bereitwillig aus seiner literarischen Einsamkeit in den geselligen Verkehr mit verhaßten Menschen herauszutreten, war von einem andern Drange veranlaßt,

diesem Vorhaben beizustimmen. Bekannt mit der Jugendgeschichte seines Vaters, empfand er zwar, wie töricht, ja frevelhaft gerade dieser Drang sei in seiner ersten Veranlassung, aber der Drang war doch so stark, und die Überredung war so geschäftig, es werde die Veranlassung bloße Veranlassung bleiben und dem Herzen unverfängliches Glück anderswoher bringen, daß er selbst den Bruder zu den Besuchen in der Umgegend drängte. Hedwig nämlich und deren schöne Augen hatte eine Liebesahnung in ihm erweckt, die sich nicht mehr beschwichtigen ließ. Hedwig selbst wollte er nicht wiederfinden, der Name, den sie trug, schied sie, wie er vermeinte, auf immer von einem Bandomir. Es ist ja auch nicht sie, sagte er zu sich, es ist der jungfräuliche Reiz des Weibes, der dir die unbeschreiblich süße Sehnsucht weckt, und wer weiß, ob dir dieser jungfräuliche Reiz entgegentreten wird. Die Knorres werden ja uns aus dem Wege gehen, wie wir ihnen!

Dem von Fölkersahmb in Sallonay, dem Freitag von Loringhoff in Demmen auf der Westseite des Sees, dem Mengden in Kalkuhnen, dem von der Mohl in Sickeln, dem von der Roop in Grünwald, dem von Sieberg in Schloßberg und noch weiter ringsum im Oberlande wurden Besuche gemacht, und nur westwärts hinüber nach dem Grenzeinbuge, wo dicht an Litauen das Gut Ellern liegt, wandten sie ihre Rosse nicht. Stanislaus wußte nicht, daß die auch für ihn anziehenden Schweizerdamen dort wohnten, Scipio hatte es ihm verschwiegen, und hätte er's auch gewußt, politische Feindschaft war in ihm so stark ausgeprägt, daß er ihr jedes sonstige Wohlgefallen zum Opfer gebracht hätte. Auch von den verborgenen Beziehungen seines Hauses zu dem Ellernschen, welche Scipio peinigten, wußte er nichts.

Überall wurden die Brüder gastlich aufgenommen, überall war man bemüht, ihnen den Aufenthalt so angenehm als

möglich zu machen, und von allen Seiten erwiderte man ihr Entgegenkommen durch Gegenbesuch. Hatten die Brüder, besonders Stanislaus, bei erster Begegnung für manchen Kurländer etwas Ablehnendes und unbehaglich Kaltes gehabt, so verschwand doch dieser Eindruck in Brüggen selbst. Hier kam ihm die Lebensform, deren er mächtig und als Wirt überaus beflissen war, zu statten; er hielt es für schicklich, auf das Freigebigste in die Landessitte des gastfreundlichsten Aufwandes einzugehen, und das gefiel den Kurländern um so mehr, je weniger sie sich dessen von dem zurückhaltenden jungen Manne versehen hatten. Nun wurde die glänzende äußere Erscheinung, es wurden alle die ritterlichen Eigenschaften der Brüder, welche unter dem Adel so hochgehalten sind, erst recht gewürdigt und gepriesen, die jungen Kurländer schlossen sich enthusiastisch an das Brüderpaar, Brüggen und Kummeln wurden nicht leer von Besuchern, und die militärisch eingerichteten Jagden auf den weiten Revieren, besonders nach den Brunnenschen Wäldern hinüber galten der einmal zur Bewunderung erregten Jugend für ein Ideal. Niemand machte auch vom kurischen allgemeinen Jagdrechte auf den Bandomirschen Revieren Gebrauch. Und vollends die Frauen waren entzückt von der gebieterisch schönen Haltung, von dem interessanten Wesen der Sonderlinge, die sich jetzt zu kurischer Weise herbeiließen. Halb scherzend, halb ernst sagte zwar der welterfahrene Roop von Grünwald: „Hütet euch, Männchen und Weibchen, vor diesem Brüderpaare! Sie kommen mir vor wie die verräterischen Berge auf Island, welche unter einer kalten und glatten Eisdecke ein verderbliches Feuer bergen!“ Aber das lockte nur mehr, statt abzuschrecken, und eine Frau von Nagel erwiderte, ob denn der Grünwalder das Feuer bei Männern für einen Übelstand hielte? — „Betrachtet nur,“ fuhr dieser, sich schelmisch verbeugend, fort, „die blassen Gesichter, das völlig bleiche Gesicht des älteren, betrachtet dessen abschreckenden Ernst, und er=

schreckt dann nicht vor dem plötzlich aufflammenden, verzehrenden Blicke!“ „Man erschrickt manchmal gern,“ sagte Frau von Nagel, und einige ältere Kurländer entschieden ein für allemal die Frage über das Brüderpaar mit dem besten kurischen Lobspruche, der da hieß: „Der Brüggensche und der Kummelnsche sind fixe Jungen!“

Wer sie noch nicht kannte, freute sich zum Teil ihretwegen auf das Fest in Schloßberg, welches nächster Tage Herr von Sieberg einem polnischen Magnaten zu Ehren geben wollte, und für welches fast sämtlicher oberländische Adel, die Bandomire inbegriffen, geladen war.

Der Tag kam und mit ihm aus aller Richtung die Blüte des Oberlandes. Von Sieberg stand im Ansehen eines leutseligen und wahrhaft vornehmen Kurländers, sein Schloßberg war berühmt wegen seiner Lage im schönsten Teile des Landes, nahe am romantischen Bergkessel von Illuxt, wegen seiner geschmackvollen Gärten und seiner prächtigen inneren Einrichtung. — Die Bandomire hatten sich verspätet, und die ganze Gesellschaft war schon versammelt, als sie aus dem Walde von Grünwald vollen Rosseslaufes dahergesprengt kamen, den alten Pascha vor sich, den alten Urban in ein Gemisch von schwedischer Uniform und Bandomirscher Livree gekleidet hinter sich. Ein Teil der Gesellschaft, darunter der Hausherr und der polnische Gast, stand auf der großen Freitreppe, ein anderer Teil sah aus den Fenstern des Schlosses, und als sich die Nachricht verbreitete, „die schönen Bandomire kommen,“ drängte sich alles hinzu, sie zu sehen. Der Magnat heftete seine Augen auf Urban und fragte erstaunt, wie denn die schwedischen Farben, die Farben des Landesfeindes, nach Kurland kämen. Herr von Sieberg gab eine ausweichende Antwort und lenkte des Gastes Aufmerksamkeit auf die schönen jungen Männer, welche rasch von den Pferden gesprungen waren und jetzt auf die Treppe zu kamen. Aber der Magnat kannte den Namen Bandomir, als Sieberg ihn aussprach,

und wendete sich zu seinem Nachbar, dem finster zusehenden von Knorre mit der Frage, ob denn der Ökonomus Chabelsky wieder hergestellt und ob die Angelegenheit vergessen sei. —

Eben als von Knorre erwiderte, das sei sie wohl nicht, weil man dem Ausländer nicht vergebe, was man dem Kurländer längst vergeben hätte, standen die Brüder dicht neben dem Magnaten und wurden ihm durch den Hausherrn vorgestellt. Stanislaus hatte die vorhergehende Frage und Antwort gehört, der Zorn überlief ihn mit seinem Schauer von dem Scheitel bis zur Zehe, Totenblässe überzog sein Gesicht, und die ganze Gewalt des Charakters drang aus seinen starr blickenden Augen auf den Magnaten und dessen Nachbar, dergestalt, daß der Magnat betroffen nicht eine Silbe der Begrüßung dem ihm vorgestellten Brüderpaare zu erwidern wußte. Die peinliche Pause ward durch Stanislaus unterbrochen, der langsam, aber laut und scharf akzentuiert sprach: „Wenn ein Grenzräuber mordet, weil sein Bruder im offenen Kampfe verwundet worden ist, so fragt man unter gebildeten Nationen nicht, ob er vergessen will, sondern ob ihm vergessen wird. Und die Söhne des Oberstwachtmeisters von Bandomir haben kein schwach Gedächtnis!"

Als er dies gesprochen, schritt er, seinen Bruder Scipio an der linken Hand führend, durch die respektvoll ausweichende Gesellschaft ins Schloß hinein, den Magnaten ohne weiteres stehen lassend.

Der Vorfall verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch alle Zimmer; die Jugend, immer auf Seite der entschlossenen Äußerung und der polnischen Partei, welche eine Einverleibung Kurlands mit Polen anstrebte, großenteils abgeneigt, drängte sich stürmisch um das Brüderpaar und geleitete es in ein Zimmer, wo ihre Väter oder Anverwandte, kurz wo die wichtigsten Mitglieder des kurischen Adels am zahlreichsten beieinander waren. Der Weg führte durch den Saal, in

welchem sich die meisten Damen aufhielten, aber der Eifer der jungen Leute gönnte sich dort keinen Aufenthalt, wie lebhaft auch hier eine Mutter, dort eine Schwester einen und den andern Begleiter anrief, oder anwinkte, um etwas über die entstandene Bewegung zu erfahren. Die Bandomire grüßten rechts und links die plötzlich überall schweigenden, aufmerksamen Damen und folgten ihren Verehrern in das daran stoßende Zimmer. Es waren da die wichtigsten Personen der Ritterbank versammelt, weil nicht bloß aus dem Oberlande, sondern auch weither der Adel nach Schloßberg gekommen war, und weil auch bei einem mit Landesgeschäften nicht zusammenhängenden Feste die ernsten Leute des Landes sich überall gleich zusammenfinden, besonders in einem Lande, wo alle Notabilitäten weit auseinander verstreut auf den Gütern wohnen. — Die Zahl der in das Zimmer nachdrängenden Kurländer wurde immer größer, und auch ältere Damen kamen an die offene Tür, um zu hören oder zu sehen, was denn eigentlich vorgehe. In der Tat beabsichtigte niemand einen offiziellen Vorgang, man wollte nur dem Brüderpaare eine freundschaftliche Teilnahme ausdrücken, weil der Magnat und die polnische Partei es ungebührlich empfangen habe. Daß der verstorbene Bandomir in der Verteidigung Kurlands gefallen und von Jakob Chabelsky auf eine nicht streng kriegsmäßige Weise getötet worden, das wußte ganz Kurland, und wenn die solchergestalt des Vaters verlustigen Söhne dafür auch noch bedroht werden sollten, so erschien das wie eine Ungebühr und erweckte ihnen die allgemeinste Teilnahme. Der Kreisadelsmarschall, in jenem Zimmer anwesend, schritt ihnen deshalb entgegen und machte ihnen, zwar offenbar aus dem Stegreif, aber, weil öffentlich, und seiner Würde wegen so gut wie offiziell, den Antrag, beim nächsten Landtage ums kurische Indigenat einzukommen. „Ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür,“ setzte er hinzu, als ein leuchtender Blick aus beider Brüder Augen wie ein Blitz auf

ihn einfuhr, „ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Ihr Gesuch freudige Anerkennung finden wird!“

Eine allgemeine Beistimmung der Gesellschaft bestätigte dies, und der Adelsmarschall fuhr fort: „Konnte es früher nicht geschehen, so lag dies teils in politischen Gründen, die Sie ohne meine weitere Erklärung würdigen werden. Diese sind zum Teil im Augenblicke weniger dringend, da Rußland mit Schweden den Nystädter Frieden geschlossen hat, und Ihr tapferer und würdiger Vater leider nicht mehr lebt, zum Teil müssen sie in den Hintergrund treten vor der Verpflichtung, die uns Ihr Herr Vater durch seine Aufopferung auferlegt, vor dem Wunsche, den die Ritterbank hegen muß, zwei so stattliche Erben eines um unser Land verdient gewordenen Namens in ihrem Schoße zu besitzen.“

Man konnte über diesen Punkt nicht verbindlicher sprechen, und die Beifall murmelnden Kurländer erwarteten natürlich und mit Recht den höflichsten Bescheid von den Brüdern. Aber dieser Punkt war die schmerzhafteste Wunde derselben, und wer sie antastete, geschah's auch in liebevollster Absicht, mußte des stürmischsten Auffahrens der Verwundeten gewärtig sein. Stolz ist in festgenieteten Gemütern ein rücksichtsloses Wesen, und festgenietet waren diese Vandomire. Dem Beifallsgemurmel war eine atemlose Stille gefolgt; man wollte die dankbare Erwiderung der so geehrten jungen Männer hören. Eine Pause trat ein, und Scipio, der sonst dem älteren Bruder immer die Rede ließ, bei Verlängerung der Pause aber glauben mochte, es fehle dem Bruder das richtige Wort, erhob mit den Worten: „Herr Marschall“ seine Stimme, um die Antwort auszusprechen. Stanislaus, der seine Hand noch gefaßt hielt, preßte sie krampfhaft und sprach, sein Wort an die vorausgeschickte Anrede des Bruders schließend, mit demselben langsamen, tief eindringlichen Nachdruck wie unten auf der Treppe, folgendes:

„Der Name Vandomir hat jahrhundertelang im Adels-

buche eines Königreichs gestrahlt und ist bis hierzu nicht angefochten worden. Sollte das letztere wider Erwarten geschehen, so werden wir nicht unterlassen, ihn durch Nachsuchung des Indigenatsrechtes oder in Polen für zweihundert Gulden erneuern zu lassen. Für jetzt also haben wir kein Bedürfnis des Indigenatsrechtes und danken höflich für den Antrag!"

Nach diesen Worten gingen die Brüder unter lautloser Stille in den Saal zurück, nur einen Blick untereinander austauschend, der Stanislaus versicherte, Scipio hätte sich ebenso äußern wollen.

Ein Gut verschmäht zu sehen, welches wir selbst für das höchste halten, erniedrigt uns vor unsern eigenen Augen, und da man sich eine Erniedrigung nicht ohne Widerstand gefallen läßt, und da dies Gut hier einer ganzen nationalen Gemeinschaft gleich hoch stand, niemand also an sich selbst irre werden mochte und konnte, so mußte diese Rede unter den anwesenden Kurländern Unwillen oder wohl gar Erbitterung aufregen. Die günstige Stellung der Brüder war hierdurch mit einem Streiche vernichtet; die Jüngeren standen beschämt und wagten es nicht, etwas zur Verteidigung der Vandomire vorzubringen, und die Älteren machten sich erst in einzelnen Ausrufungen Luft, dann in Vorwürfen gegen den Marschall, welcher durch voreiliges öffentliches Anerbieten die Würde des Indigenats bloßgestellt habe, dann in vereinigten Ausdrücken des Unwillens.

Während dieses mehr und mehr anwachsenden Lärmens im Nebenzimmer standen die Vandomire mitten im Saale und sahen sich unter den Damen um, ob eine Bekannte darunter zu grüßen und anzureden sei. Eben als die entgegenstehende Tür sich öffnete und der Magnat mit von Sieberg und der übrigen Treppengesellschaft eintrat, flog eine freudige Überraschung über Stanislaus' Gesicht, und er eilte auf eine Dame zu, die allein saß und nach der Saaltür und

den eben Eintretenden hinblickte. Es war die Bekanntschaft aus der Schweiz, war Frau von Knorre.

Sie hatte, ehe Stanislaus sie sah und begrüßte, lebhafte Teilnahme für ihn und Scipio an den Tag gelegt, obwohl sie bemüht gewesen war, diese Teilnahme zu verbergen. Und doch zeigte sie sich jetzt, als Stanislaus mit soviel Lebhaftigkeit zu ihr kam und nach ihrem und ihrer Tochter Wohl sich erkundigte, mehr verlegen als erfreut. Der alltägliche Beobachter würde gesagt haben: Die Frau ist in Liebe! Seht, wie ihre Farbe wechselt, wie sie bald nach ihrem Gatten sieht, der mit dem Magnaten durch den Saal schreitet und erstaunt auf sie hinblickt, wie bald der innigste Ausdruck auf ihrem Antlitze erscheint, wenn sie sich Aug' in Auge mit dem schönen Kavaliere findet. Jetzt, seht, seht! jetzt erbleicht sie völlig, und ihre Hand will sich zum Hinwegwinken heben, denn ihre Tochter Hedwig naht sich ihr. Die schön erblühte Jungfrau ist mit Freundinnen im Garten gewesen, sie weiß noch nichts von der Ankunft ihrer Bekannten aus der Schweiz, sie steht plötzlich vor Stanislaus, sich zum lieblichsten Schrecken, diesem ein plötzliches Wunder. In der Tat war mit Hedwig seit jener Reisebegegnung das Mädchenwunder vorgegangen, welches sich immerwährend um uns her begibt, und welchem nur die Mutter und der davon zur Liebe erwachende Jüngling die Aufmerksamkeit zuwendet. Was helfen uns die tausend Wunder der Welt, uns, die wir nicht hören und sehen mögen! Stanislaus hörte und sah mit tausend Organen. Verbleichende Reste anziehender Eigenschaften hatten ihn in der Sennhütte zu Hedwigs Mutter gezogen, und er hatte nicht bemerkt, ja kaum geahnt, daß sich diese Eigenschaften in der Tochter entfalten wollten! Jetzt waren sie entfaltet, im weißen Gewande stand die Jungfrau vor ihm, und der ernst-sinnige Mund der Mutter lockte ihn jetzt wie das Gedicht seines Herzens, das auf Hedwigs Lippen schwebte. Die Mischung von Schwärmerei und Schalkhaftigkeit

in Hedwigs Auge war unwiderstehlich, denn was im verblicheneren Auge der Mutter nur anziehend gewesen, das war hier von der dunkleren Jugendfarbe, vom Schmelz der Wangen, der Wimpern, des Haares, vom Schimmer der blendenden Haut zu mächtiger Schönheit erneut!

Und mit der aufblühenden Mädchenschöne blüht auch im Herzen der Jungfrau das männliche Ideal auf. Wie groß und würdig es werde, darüber entscheidet das Glück oder das Mißwollen früher Begegnung. In kleinen Acker- oder Fabrikstädten, welche dem Mädchenauge nur dürftige Jünglinge zeigen, da wächst das Ideal nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Die Vandomire waren oben in der Sennhütte zum Idealkeime für Hedwig geworden; aber, hatte sie sich getäuscht? Scipios Bild und Wesen hatte sie vorherrschend in sich geglaubt, und dieser prächtige Mann, den sie jetzt in sichtbarer Neigungserregtheit vor sich sah, von dessen Nähe sie sich lieblich durchschauert fühlte, dessen Handberührung sie wie Himmelsmacht durchzuckte, dem sie geschlossenen Auges ans Herz gesunken wäre, hätte er sie dahin gezogen, es war Stanislaus! Das dunkle Haar und Auge, das blasse Antlitz, die herrische, mächtige Gestalt, das entschiedene Wesen hatte ja doch in ihrem Herzen erst hinter dem lichteren, sanfteren Wesen Scipios seinen Platz gehabt — wirklich? Sie wußte das doch nicht so genau und gab sich fraglos selig dem Eindruck hin: Du bist geliebt und liebst!

Wer das Glück hat, führt die Braut heim! sagt das Sprichwort, und wer den Mut hat und den Vortritt gewinnt und das erste Wort, der erhascht das Glück, das unstet schweifende! Scipio stand wie vernichtet von fern; er sah alles, alles, und sah die Verwunderung der Gesellschaft, daß der eben erst so stolze Vandomir den Feinden seines Hauses, den Ellernschen, so offene Hingebung erwies, und hörte das Flüstern der Geringschätzung von Männern, welche Konsequenz heischten, auch wenn die Konsequenz sie selbst beleidigte, von

Frauen, welche einen freigeglaubten Freier, diesen überall wirksamen Reiz für Frauen, der Freiheit verlustig sahen. Ach, und was Scipio von außen sah und hörte, wie leichten Schmerzes war es gegen das, was er empfand und für alle Zukunft hin voraussah. Ihm war das Bild des Herzens, welches jetzt in voller Mädchenpracht, schöner als seine Träume es ausgemalt, wieder erschienen war, ihm war es entwendet, und dem geliebten Bruder konnte es auch nur zu Schmerz und Entsagung gekommen sein, sobald er erfuhr, daß es dem Knorreschen Hause angehörte.

Jetzt trat auch der Ellernsche selbst, der lange, magere Herr von Knorre zu den Seinigen. Sein schmales, scharfes Gesicht, dessen Augen halb niedergedrückt, dessen Ausdruck halb sauer, halb lächelnd war, ließ nicht erraten, wie er die vor ihm sich begebende Szene aufnehmen werde. Frau von Knorre, glühend rot, stellte Stanislaus ihrem Manne vor, bei jenem den vollen Namen nennend und hinzusetzend, daß sie das Vergnügen der Bekanntschaft in der Schweiz gemacht habe, bei diesem nur sagend „Mein Mann". So hörte Stanislaus noch keinen Namen, es fuhr ihm wohl bei einem flüchtigen Blick auf Knorre durch den Sinn, daß er dies Gesicht neben dem Magnaten gesehen habe, aber er war so voll vom ersten Liebeseindrucke, daß nichts anderes an ihm haften konnte. Er reichte eilig dem Vater Hedwigs die Hand entgegen, empfand nur ein augenblickliches Unbehagen, die Hand des neuen Bekannten eiskalt zu finden, und bemerkte es nicht, daß ihn der alte Herr mit keinem Worte begrüßte, sondern nur anblickte, forschend, höhnisch? was wußte er! Der Haushofmeister erschien eben an der Saaltüre und verkündete, daß die Tafel angerichtet sei, Stanislaus hatte also nichts Angelegentlicheres zu tun, als Hedwig seinen Arm zu bieten. Er fühlte in seligster Empfindung dies jugendliche warme Leben an seinem Arme, und als jetzt auch Julius von Knorre, Hedwigs Bruder, den er kannte, herbeikam und

ein paar dem Bruder verratende Worte im Vorbeigehen zu Hedwig sprach, da fragte Stanislaus ohne weitere Bewegung, ob Julius von Knorre ihr Bruder sei. Die Bejahung machte keinen weiteren Eindruck auf ihn; der zum Sprechen geöffnete Mund seines Mädchens schien all seine Teilnahme in sich zu schließen, und er sah es nicht, daß Julius, offenbar verwundert über den unerwarteten Tischkavalier seiner Schwester, hinter ihnen stehen geblieben war, und ihnen, dem für den Augenblick so glücklichen Paare, höchst ernsthaft nachsah. Als der junge Knorre eine Hand auf seiner Schulter fühlte und rückwärts blickte, sah er in das Gesicht seines Vaters und hörte die Worte: „Was ist das?“

Ein lichtblonder, feister Herr namens Adolf von Puttkammer war an die Knorres herangetreten und sagte, halb antwortend, halb für sich: „Das ist eine Pfandherrnimpertinenz.“

6.

Scipio war in der bedauernswürdigsten Stimmung; er wollte den Bruder warnen und zurückhalten, und doch beschränkte ihn darin sein Zartgefühl. Gute Menschen sitzen für ihre Handlungsweise fortwährend über sich selbst zu Gericht, ihre verborgensten Neigungen, ja Regungen gelten ihnen für unabweisliche Zeugenaussagen, und die Regungen, welche Scipio Hedwig gegenüber empfand, traten dem offen abratenden Worte, welches er an Stanislaus richten wollte, in den Weg. Er äußerte also nur schüchterne Einwendungen gegen den Bruder, als ihm dieser auf dem Heimritte die Fülle seines glücklichen Herzens ausschüttete. Sein Herz war schmerzhaft zusammengepreßt vom Jubel des glücklich Aufgeregten, und wie weh ihm dieser Jubel tat, weil er seinem eigenen Herzen alle Hoffnung raubte, weil er ihm ein Frevel war gegen den bürgerlichen Stolz der Vandomire, weil er dem hinterlassenen Willen des Vaters schnurstracks entgegen=

lief, und weil er endlich nur Widerwärtigkeit und Weh für die Zukunft des geliebten Bruders daraus entsprießen sah; doch brachte er es nicht über sich, entschlossen dawider zu reden. Zunächst deutete er nur an, daß ja die Knorre entschiedenste Feinde der Vandomire seien. —

„Nun, so werden sie vielleicht von nun an unsere Freunde," erwiderte Stanislaus.

„Wir wollen die ihrigen werden, nicht sie die unserigen. Wird der alte Knorre um eines Schwiegersohns willen, der sich ihm anbietet, seine politischen Grundsätze ändern?"

„Gleichgültig! Ändere ich die meinen? Lieb' ich die Knorreschen Ansichten, weil ich Knorres Tochter liebe? Sie mögen treiben, was sie wollen und können, ich will nichts von ihnen als mein Weib, und Hedwig hat nichts zu tun mit der Politik ihres Vaters!"

„Aber wird denn dieser harte Vater nur das Herz seiner Tochter befragen? Wird er einem Widersacher, der nicht zu ihm treten will, sein Kind geben?"

„Das wissen wir noch nicht, quälen wir uns also nicht mit schlimmen Möglichkeiten! Ich reite morgen nach Ellern und übermorgen wieder, und wenn die Sache spruchreif ist, so werden wir erfahren, wie sich der Alte benehmen will, genug, daß ich weiß, wie ich mich in jedem Falle benehmen werde."

„Du willst nach Ellern?"

„Natürlich."

„Hat man dich eingeladen?"

„Nicht, daß ich wüßte — was frag' ich danach! Ich ritte nach Braslaw, wenn Hedwig beim Ökonomus wohnte, oder gar" —

„Chabelskys Tochter wäre! Stanislaus, ist dir denn das Andenken an unsern Vater gleichgültig geworden?"

„Welche Frage, Scipio! Lieb' ich die Feinde unseres Vaters, wenn ich ein Kind oder eine Verwandte dieser Feinde liebe? Bin ich denn etwa den Grundsätzen alter Stamm-

bäume, alter Adelstorheiten zugetan, nach denen die Feindschaft unter Familien für eine heilige Erbschaft gilt? Sind wir Korsikaner, denen Blutrache Gesetz?"

„Aber wir sind gute Söhne, die nichts tun wollen, was den Vater im Grabe verletzen müßte."

„Wie sollte das meine Liebe zu Hedwig? So absonderlich haßte der Vater die Ellernschen gar nicht, er haßte ja überhaupt nicht mehr in seinen letzten Jahren — ich begreife dich nicht, Scipio" — und hier hielt er sein Pferd an — „von deinem liebevollen Herzen hoffte ich die innigste Teilnahme, Glück erhöhendes Mitgefühl, und du hast nichts als Widerspruch! Was ist mit dir vorgegangen?"

Scipio reichte ihm die Hand und versicherte ihn mit fast gebrochener Stimme seiner unverbrüchlichsten Bruderliebe. „Aber du bist so ungestüm," setzte er hinzu, „die Lage ist so dringend, und meine Pflicht ist so bestimmt vorgezeichnet, dich von Ellern abzuhalten."

„Warum nicht gar!"

„Ich geschweige des Herzogs Ferdinand, der uns beim Abschiede just auf den Punkt passender Heirat aufmerksam machte."

„Und mich schon damals mit dieser Zudringlichkeit ärgerte!"

„Der seine Hand ganz von uns abziehen wird, wenn er unsere Verbindung mit seinem ärgsten Feinde, dem Ellernschen, erfährt."

„Seine Hand! Wo haben wir eine Hilfe dieser Hand gespürt? Sie ist ohnmächtig in Kurland, und wäre sie auch mächtig, werd' ich mein Herz verschließen um Aussicht auf eine politische Begünstigung?"

„Aber daß Frau von Knorre eine geborne von Thorhacken, daß der Vater entschieden gerade gegen eine Verbindung mit den Ellernschen war, und uns nachdrücklicher als vor etwas anderem davor gewarnt hat, das muß ich" —

„Bah! Davon weiß ich nichts! Und ich prüfe und richte mein Leben nicht nach eines anderen Ansicht, und wär'

es die meines Vaters, ich reite morgen nach Ellern, und ich gewinne mir von dort mein Weib, und verlör' ich darüber Vater und Bruder und Ohm! Gute Nacht!"

Sie waren am Scheidewege, wo es links nach Kummeln, rechts nach Brüggen hineinging. Stanislaus sprengte bei den letzten Worten auf dem Brüggenschen Wege von dannen, daß der Huf seines Tatars Funken aus den Steinen im Wege schlug, die noch weithin durch die stockfinstere Nacht die Richtung des Reiters bezeichneten. Scipio hielt still auf seiner Stelle, wohl eine halbe Stunde lang. Tränen brachen aus seinen Augen, und sein Weh war groß, auch darüber, daß er dem Bruder Widerwärtiges und doch das Rechte nicht gesagt hatte.

Es hätte auch nichts geholfen, wie hoch in Wogen jetzt eben sein gewaltsames Wesen einhergeht! mußte er sich gestehen.

Der alte Herr von Knorre war ein schlimmer Mann. Obwohl ihm die Vandomire innerlichst verhaßt waren, so hielt er doch an sich bei diesem unerwarteten Zudrängen des älteren. Umsonst hetzte Puttkammer, ein Bewerber gutmütigen, gewöhnlichen Schlages um Hedwig, umsonst fragte Julius, der einzige Sohn Knorres, was denn für eine Stellung einzunehmen sei? „Denn wenn wir nicht rasch eine nehmen," setzte er hinzu, „so gibt's ein Unglück, diese Vandomire lassen nicht mit sich scherzen!"

„Ich glaube Junge, du fürchtest dich?"

Auch Frau von Knorre bat, eine entschiedene und zwar eine abweisende Stellung einzunehmen. Wie lieb ihr allem Augenscheine nach die Vandomire waren, und vielleicht besonders Stanislaus, so sehr zitterte sie vor dem Gedanken, daß er ihre Tochter lieben und gar zur Ehe begehren könne. Sie war krank geworden von den peinlichen Eindrücken auf Schloßberg, und als sie jetzt nach einigen Tagen so weit wieder hergestellt war, um der Angelegenheit ruhig ins Auge zu sehen, eröffnete sie ihrem Gatten unverhohlen ihre des-

fallsige Bitte. Von Knorre aber schwieg hartnäckig; nicht der Gattin, vor welcher er sonst großen Respekt zeigte, nicht seinem Sohne, nicht Puttkammern gelang es, nur irgend eine bezeichnende Äußerung von ihm zu gewinnen. „Ihr macht zuviel Wesens,“ sagte er ablehnend, „von einer Sache, die noch gar nichts ist — laßt die Dinge kommen!“

Er war ein heftiger Mann, aber er war politischer Parteigänger und spekulierte als solcher. Dies Interesse hielt seine Leidenschaftlichkeit in Schranken, und jetzt eben war ein politischer Moment eingetreten, welcher ihn zu großer Tätigkeit aufforderte, und für welchen ihm der Beistand der Bandomire gar wünschenswert sein konnte. Er wußte sehr wohl, welch eine wohlgeübte bewaffnete Macht, welch ein Anhang unter der oberländischen Jugend dem Brüggenschen und Kummelnschen zu Gebote stand; diese Macht war ihm, der zu Litauen und Polen hielt, just hier im Oberlande an der litauischen Grenze ein Dorn im Auge, und deren Gewinn wäre ihm gerade jetzt, wo an dieser Seite etwas im Werke war, ein außerordentlicher gewesen. Ein interessanter Prätendent nämlich für den kurischen Herzogshut war eben aufgetreten, und da er das Interesse des polnischen Königs und das Interesse der Großfürstin Anna, die von Rußland geschützt wurde, in sich vereinigte, so fand er viel Zustimmung in Kurland, und Knorre besonders warb für ihn. Dieser Prätendent war der natürliche Sohn Königs August und der schönen Gräfin Königsmark, war der als Graf Moritz von der Raute eingeführte, um seiner Tapferkeit willen zum Grafen von Sachsen erhobene, vielbegabte Mann, welcher als Marschall von Sachsen in der Geschichte bekannt ist. Er erschien, ein glänzender, genialer Kavalier, damals zum ersten Male in Kurland, ward von der Großfürstin Anna günstig angesehen, und man verhoffte, sie werde ihn heiraten und er werde Herzog von Kurland werden. Herzog Ferdinand galt dabei immer als das geringste Hindernis; er war hohen

Alters, war noch immer nicht belehnt, kam nicht nach Kurland, hatte kein Kind, und wohl oder übel, erwartete man, werde der König von Polen zum Besten seines Sohnes eine Ausgleichung mit dem alten, eigensinnigen Herrn finden, von dem doch ein für allemal Kurland nichts wissen wollte.

Diese Angelegenheit war ganz neu, als die Bandomirsche plötzliche Annäherung Herrn von Knorre überraschte. Das sind ein paar Jungen für den Grafen Moritz! dachte er sogleich, als sein erster Zornesunmut niedergedämpft war — er wird ihnen, sie werden ihm gefallen, mit ihnen ist das Oberland an der Grenze uns gewonnen!

So verhaßt, wie ihm der verstorbene Oberstwachtmeister gewesen, waren sie ihm doch auch nicht, wenn sie ihm auch widerwärtig waren, und ob die geduldete Annäherung des ältesten bis zu einem Heiratsbegehr kommen, oder dies Heiratsbegehr gar bewilligt, Hedwig von Knorre eine Bandomir werden sollte, bis dahin war ja noch ein weiter Weg. Also „laßt die Dinge kommen!“ war ein ganz wohl überlegter Ausdruck des Ellernschen.

Sie kamen. Stanislaus sprengte eben in den Hof zu Ellern, als die Knorresche Familie mit Puttkammer im Wohnzimmer versammelt und im Gespräch über dies Thema begriffen war, im Gespräch, das von Julius und von Puttkammer im wesentlichen unterhalten wurde, da Herr von Knorre meist schweigend im Zimmer auf und ab ging, und Frau von Knorre ebenfalls wortkarg am Fenster saß. Hedwig, welche bisher ganz außer Frage geblieben war, trat eben ins Zimmer. Ihr gerötetes Antlitz, ihre leuchtenden Augen verrieten der zitternden Mutter, daß sie die Ankunft des Reiters bemerkt, und daß hier rasches Einschreiten not tue, wenn das Kind nicht geopfert werden solle.

Stanislaus fand also einen sehr frostigen Empfang, denn auch der alte Herr von Knorre fühlte seinen Bandomirhaß unwillkürlich aufgeregt, als er diesen stolzen Jüngling

eintreten und, des kalten Empfanges ungeachtet, mit einer Sicherheit und Zuversicht sich benehmen sah, als sei außer der Liebe Hedwigs und außer der Achtung der Mutter nichts Beachtenswertes für ihn vorhanden im Ellernschen Hause. Stanislaus' Empfindungen waren so innig und stark, daß sie sich von keinerlei Rücksicht und von keinerlei Besorgnis oder Furcht beeinträchtigen ließen. Wo ein anderer befangen oder gepeinigt worden wäre, von einer ihm so deutlich mißwollenden Familie, da hatte er für nichts Augen als für die Augen seiner Geliebten und war so frei und heiter, daß er die Unterhaltung lebhaft zu beginnen und bei aller Ungunst der Erwiderung lebhaft fortzuführen, am Ende auch Frau von Knorre dahinein zu nötigen wußte. All seine Seelenkräfte waren geweckt und in munterster Lebendigkeit. Julius von Knorre, ein lebelustiger Charakter, ließ sich auch von einigen ihn ansprechenden Wendungen des Gesprächs allmählich zur Teilnahme verlocken, Puttkammer, der durch Opposition stören wollte, ward durch überlegene Erwiderung gezwungen, seine übel gemeinten Einwürfe zu begründen, und solchergestalt ebenfalls teilzunehmen, und der Hausherr fand somit Zeit, seinen Widerwillen zu bekämpfen, fand Gelegenheit, dem Gespräche eine politische Wendung zu geben. Damit sollte Stanislaus ausgehorcht werden.

Obwohl nun Stanislaus keineswegs gemeint war, sich in diesem Betracht irgendwie hinzugeben, so folgte er doch dem natürlichen Takt seiner Lage und entzog sich mehr als sonst aller entschiedenen Äußerung.

Je mehr man ein Wasser zurückstaut, desto mächtiger schwillt die Flut an, desto ungestümer wird später der Durchbruch. Der alte Herr von Knorre versuchte es bei nochmaligem Besuche Stanislaus', dessen politische Teilnahme zu gewinnen, und als dieser wiederum darauf nicht einging, war die Geduld des alten Edelmanns zu Ende, er verließ das

Zimmer mit dem festen Vorsatze, jetzt nur nach der schreiendsten Gelegenheit zu trachten, wie er diesen zudringlichen Feind aus seinem Hause weisen könne. Zu dem Ende ritt er nach Grünewald zu Herrn von Roop und ersuchte diesen, doch in den nächsten Tagen, wenn er Bandomir vorüberreiten sähe gen Ellern, sich ihm anzuschließen und mit nach Ellern zu kommen.

„Gibt's Verlobung?“ fragte dieser erfreut.

„Ja!“ erwiderte Knorre.

„Das freut mich, Knorre, das freut mich. Besser kann das Geklatsch, welches umgeht, nicht niedergeschlagen werden.“

„Welches Geklatsch?“

„Nun, der Bandomir mache eigentlich deiner Frau den Hof und verspotte durch sein häufiges furchtloses Erscheinen auf Ellern den Haß, welchen du gegen sein Haus hegest. So hat das Gerücht ein Ende, und auch diejenigen sind beruhigt, welche an Bandomir teilnehmen, welche jene Klatscherei nicht glauben, es aber dem Stanislaus verargen, daß er dem Feinde seines Hauses wie ein Bettler sich aufdränge.“

„Beide Teile sollen zur Genüge aufgeklärt werden!“ erwiderte Herr von Knorre.

Schon am folgenden Tage meldete der aufpassende Diener Roops, daß er den Herrn von Bandomir vom Schiskowaer Kruge her nach der Windmühle des Grünwalder Beihofes heraufsprengen sähe. Roop stieg zu Pferde und schloß sich an den Jüngling, dem er wohlwollte, und den er dem Glück entgegen zu begleiten glaubte. Es war fröhliches Sommerwetter und sie genossen in heiterer Stimmung den Duft und das Sonnenglitzern der Waldungen, durch welche in nordwestlicher Richtung der Weg nach Ellern führt. Bei dem Flecken Okniſt hatten sie einen sich hereindrängenden Zipfel Litauens zu passieren, und Roop sagte munter: „Nun, lieber Stanislaus, wird wohl auch das schlimme Andenken an dieses Landes Raubritter auf Brüggen vergessen werden —“

„Ich vergesse nichts!“ erwiderte plötzlich ernsthaft der

Angeredete, dem auch in aufwallendster Stimmung kein Zug von Leichtsinn beikommen konnte. — Jenseits des kleinen Sees, der vor Ellern liegt, sahen sie Herrn von Puttkammer nach dem Hofe zu reiten; das erhöhte Stanislaus' Ernsthaftigkeit, welche durch jene Bemerkung Roops aufgescheucht worden war, und eine gewisse Feierlichkeit des Empfanges auf Ellern war nicht geeignet, ihm die heitere Stimmung, in welcher er ausgeritten war, zurückzubringen.

Hedwig war nicht zugegen, und als Stanislaus ohne weiteres nach ihr fragte, hieß es, sie sei nach dem Pastorate gegangen. Nerst, die nächste Pfarrei, war ziemlich entfernt, und es war vorauszusehen, daß Hedwig erst spät wiederkommen werde. Stanislaus wurde unruhig und ungeduldig — wahrscheinlich hatte der Ellernsche solche Stimmung, die ihre Wünsche am voreiligsten verrät, herbeiführen wollen. Aber daß Stanislaus plötzlich verschwinden und sich nach dem Pastorate auf den Weg machen würde, hatte er wohl nicht erwartet.

Stanislaus eilte in Hast den sonnigen Weg dahin. War es bloß liebende Ungeduld, war es Vorgefühl unheilbarer Störungen — es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der nach Westen hinabsteigenden Sonne entgegen, von woher seine Geliebte kommen sollte. Die Aussicht war offen bis zu einem fernen Gehölz, aber es war kein Mensch zu sehen, die Tagesglut lag schwer auf den blühenden Getreidefeldern, ein Gewitter stieg hinter dem Eilenden auf, und immer hastiger strebte dieser, das Gehölz zu erreichen und dahinter neue Aussicht. Er erreichte es, glühend in körperlicher Hitze, noch glühender vor Verlangen, und achtete nicht der wohltuenden Waldeskühle, ängstlich umherspähend und alle Nebenwege zwischen den Bäumen aufsuchend, daß er die Erwartete nicht verfehle. Erschreckt von dem Gedanken, daß dies doch geschehen könne, rief er laut den Namen „Hedwig“, der Wald hallte ihn wider, und dieser einsame, unbeantwortete Widerhall schlug ihm wie ein Furchtschauer, den er nie gekannt,

ins Herz. So aufgeregt erreichte er das Ende des Gehölzes, und — brünstig und fromm, wie es ihm selten begegnete — dankte er Gott. Am Spiegel eines Sees hoben sich zwei Frauengestalten von der Landschaft ab, er unterschied ein weißes Gewand und fliegende Bänder, es war Hedwig mit ihrem Mädchen. Mit verdoppelter Eile flog er ihr entgegen — das Verhältnis zwischen ihnen, so jung und neu, war noch ein unausgesprochenes; jetzt war die erste Gelegenheit da, vielleicht auch die letzte, sich durch Wort und Zusage einander zu versichern. Hedwig hatte den Hut abgenommen, weil weiße Wolken vor die Sonne getreten waren, ihr dunkles Haar wallte um das vom Gehen leicht gerötete Antlitz, das Auge leuchtete in Freude über den Anblick des ihr Entgegenkommenden, und eine schelmische Genugtuung bewegte sich um die schwellenden Lippen, Genugtuung, daß der prächtige Mann sich ihr so ergeben zeige. So empfing sie ihn denn mit einem mutwilligen Ausrufe, daß er über Gebühr erhitzt und wunderlich aussähe.

„Ich habe Ihnen rasch etwas mitzuteilen, Fräulein Hedwig! Erlauben Sie, daß ich Ihr Mädchen vorausschicke, und daß ich Ihnen mein Geleit nach Hause anbiete.“

Ohne auf die Antwort Hedwigs, welche die Augen niederschlug, zu warten, winkte er dem Mädchen und gesellte sich zu Hedwig. Jene beschleunigte ihre Schritte, und das Paar ging schweigend bis in das Gehölz, weil dem stürmischen Stanislaus vielleicht die Dienerin noch zu nahe schien. Jetzt war sie hinter den Bäumen verschwunden, und Stanislaus blieb stehen und ergriff Hedwigs beide Hände. Ein leises Beben flog über des Mädchens Körper, dann hoben sich langsam ihre Augenlider, wie aufwärts gezogen von magnetischer Kraft des drängenden, fragenden, liebeheißen Blickes, in welchem Stanislaus' Seele auf ihrem Antlitze ruhte. Als die Blicke voll einander gegenüber waren, zuckte es wie Blitzesstrahl durch beide, sie sank an seine Brust, er drückte sein

Antlitz an das ihre, heiße Tränen flossen ihm über die Wangen, als er sich wieder zurückbeugte, um ihre Augen zu suchen. —

Da hörte er durch den still über die Fluren sich hinbreitenden Sommerabend den Hufschlag eines Pferdes, hörte Stimmen, als ob der Reiter Hedwigs Dienerin befrage, und zog eilig seine Geliebte vom Wege ab, hinter ein Gebüsch. Rasch nahte sich der Reiter, es war Herr von Puttkammer; er hielt in ihrer Nähe, um nach ihnen über das Feld hin auszublicken. — Hedwig hielt den Atem an und sah, halb ängstlich, halb lächelnd, zu Stanislaus empor. Eben wollte Puttkammer weiter reiten, da schoß ein großer Hund an ihm vorüber, hielt plötzlich wie von einem scharfen Zügel angehalten in seinem Laufe inne und wandte den Kopf nach dem Busche, hinter welchem das Liebespaar stand. Es war der steinalte, immer noch rüstige Pascha, der seine Anhänglichkeit vom verstorbenen Vater auf den ältesten Sohn übertragen hatte — ein Luftzug hatte ihm die Nähe seines jetzigen Herrn verraten, und das treue Tier, unter den Oberländern überall als Vandomirisch bekannt, verriet vielleicht in diesem mißlichen Augenblicke den Herrn, welchen es schützen wollte. Denn Puttkammer, Pascha erkennend, hemmte sogleich wieder sein Pferd und machte Anstalt, in der Richtung, welche der Kopf des Hundes andeutete, vom Wege abzubiegen. Pascha aber richtete jetzt den Kopf nach ihm, fletschte die Zähne und knurrte — „Vandomirsche Bestie!“ brummte dieser, und hielt unschlüssig. Da hörte man einen neuen Reiter kommen; Puttkammer sah sich um und erblickte Urban. Dieser hatte im Flure des Ellernschen Hauses bemerkt, daß man seinen Herrn suche, und nicht, um ihm Angenehmes zu sagen; er hatte verstörte, zornige Worte gehört und Puttkammer zu Pferde steigen sehen. Ihm war dieser Ellernsche Hof überhaupt unheimlich. Er eilte in den Stall, zäumte die Pferde, nahm den Tatar an den Zügel, schwang sich auf das seine und folgte Puttkammer.

„Wo ist dein Herr?“ fragte dieser.

„Ich glaube, er ist eines Geschäftes wegen nach dem Sauckensee hinüber.“

Das war eine Richtung, welche nördlich abbog von dem Pfarrwege. Puttkammer sah ihn böse an und ritt weiter nach dem Pastorate zu, Urban, der still hielt, hinter sich lassend. Als er eine Strecke entfernt war, sprang Pascha wedelnd hinter das Gebüsch, und Urban hörte die Stimme seines Herrn, der ihm befahl, ruhig wieder zurückzureiten nach Ellern — der Diener gehorchte, ohne zu fragen, ohne sich umzublicken, und Arm in Arm folgten ihm Stanislaus und Hedwig.

„Wir werden einen schweren Stand haben zu Hause,“ sagte Hedwig, „die Eltern wollen dir nicht wohl, und Puttkammer, dem sie mich, fürcht' ich, bestimmt haben, ist nicht in guter Absicht nach dir aus. —“

„Nach uns! Laß uns standhaft und tapfer sein, Hedwig, dann soll uns kein Mensch was anhaben. Wenn du mich nur zur Hälfte so liebst, wie ich dich liebe, dann siegen wir ob, und wenn sich alles gegen uns verschwört.“

Er fühlte den bekräftigenden Druck ihres Armes und hörte mit Freuden ihre Versicherung, daß sie schon tapfer sein wolle. Sie vergaßen, in Liebeswonne dem Hofe zuschreitend, alles Bedrohliche, was ihrer dort warten möge, und kamen an, beleuchtet vom roten Abendscheine, versunken in Liebesgedanken und Liebeshoffnung. Doch trieb der Mädchentakt Hedwig auf ihr Zimmer, und Stanislaus trat allein in das Gesellschaftsgemach, wo das Knorresche Ehepaar und Roop noch beisammen waren.

Er war so voll Liebe und Wallung, daß er gar nicht wahrnahm, welch eine Wirkung sein Verschwinden gemacht, und wie sich alles zu einem furchtbaren Ausbruch gereift hatte. Als Herr von Knorre rasch auf ihn zukam, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern erzählte ihm mit

dem Freimut einer edlen Seele, daß er so glücklich sei, seine lebhafte Neigung für Hedwig von dieser geteilt zu sehen, und daß er nichts auf der Welt lebhafter wünsche, als Herrn von Knorres Tochter nach Brüggen führen zu dürfen, eine geliebte Gattin und Gebieterin. —

Hier stieß Frau von Knorre einen schmerzlichen Schrei aus und lehnte sich bleich in ihren Lehnstuhl zurück. Stanislaus, nur einen Augenblick erschreckt, fuhr lebhaft fort: „Nehmen Sie mich auf in Ihren Familienkreis, segnen Sie uns, die Gott mit göttlicher Liebe gesegnet! Sie kennen meine äußeren Verhältnisse, Sie wissen, daß ich reich und mächtig bin, meiner Gattin alle Lebensannehmlichkeiten, alle Bedürfnisse ihres Standes bieten zu können."

Herr von Knorre hatte sich mit der Faust auf den Tisch gestützt, es dunkelte bereits, und da sein Rücken gegen die Fenster zu gekehrt war, so konnte man den Ausdruck seines zusammengezogenen Gesichtes nicht deutlich sehen; aber das sah man, daß die heftigste Bewegung in ihm arbeitete, und daß er sich mit einem halb wütenden, halb triumphierenden Blicke nach dem am Fenster stehenden Herrn von Roop wendete und nach Worten suchte. Nach einer Pause hörte man ihn sagen: „Nun, wie gefällt Ihnen das, Herr von Roop? Ich hatte Ihnen von einer Verlobung gesprochen, und ich könnte Ihnen, wenn ich eine Kammerjungfer Hedwig, von welcher dieser Herr zu sprechen scheint, im Hause hätte, mit zweien aufwarten. Sie werden mit einer zufrieden sein, sobald Puttkammer zurückkommt, und dieser Herr muß sich für Einweihung seiner befremdlichen Gelüste eine andere Stätte suchen."

„Was ist das? — Aber, Knorre!" riefen Stanislaus und Roop gleichzeitig.

„Was das ist? Meine Hedwig, Hedwig von Knorre, ist ein zu kostbarer Edelstein, Herr Vandomir, als daß der Erbe eines schwedischen Läuflings seine Hand danach aus-

strecken dürfe. Die Reichtümer, mit denen Sie prahlen, und die in den Raubkriegen des schwedischen Raufbolds zusammengeplündert sein mögen, die können Sie mit Ihresgleichen verzehren, und kurz und gut, eine Knorre an Herrn Bandomir, Pfandbesitzer in Kurland, zu verehelichen, hieße: sie angesichts der kurischen Ritterbank und der erlauchten Republik Polen an den Pranger stellen — das ist's! Wo sind denn die Adelsbeweise der Bandomire? Soviel ich weiß, stammen diese Leute von böhmischen Bauern, die wahrscheinlich rechtswidrig entlaufen und durch glückliches Abenteuern bereichert sind, wenigstens hat die Ritterschaft bis jetzt zu dieser Stunde noch keine Dokumente gesehen, die eine Standesebenbürtigkeit der Bandomire beweisen könnten. Gehen Sie also, mein Herr, woher Sie gekommen, und vermeiden Sie Ellern und jede Knorresche Gesellschaft, wenn Sie sich nicht herberer Zurechtweisung aussetzen wollen. Daß man Ihrem zudringlichen Besuche und Ihrem soeben geäußerten überdreisten Antrage nicht nach Gebühr begegnet ist, daß ich Ihnen hier persönlich Gründe der Zurückweisung mitteile, das haben Sie nur der kurischen Gastfreundschaft zu danken."

Bis zum Tode erbleicht und an allen Gliedern zitternd stand Stanislaus vor dem wütenden Alten. Solch eine Beleidigung hatte er nie für möglich gehalten, die Fassungskraft versagte ihm ihre Dienste, es drehte und schaukelte sich alles vor ihm, sein Blick schweifte wie leer im Zimmer herum, da traf er auf das Haupt der Frau von Knorre, die es eben stöhnend nach der Fensterseite bewegte, das unsichere Licht ließ ihn in diesem Profil die Formen seiner Hedwig erkennen, er kam zu sich, er holte Atem, und als die Pause noch eine Sekunde länger gedauert hatte, war er gefaßt. Das Schrecklichste befürchtend näherte sich Roop, als Stanislaus dem alten Knorre noch einen Schritt näher trat, fast Stirn an Stirn — aber er blieb stehen, da Stanislaus zu sprechen anhub. Die tiefe, wie mit einzelnen Donnerschlägen entsetzlich

betonende Stimme fesselte und erschreckte ihn mehr, als sonst ein Gewaltausbruch, den er befürchtet, vermocht hätte.

„Alter Mann,“ sagte Bandomir, „nicht deinem grauen Haare, nicht, daß ich dein Gast bin, nicht, daß du Gatte jener von mir verehrten Dame bist, hast du's zu danken, daß du in diesem Augenblicke noch atmen kannst, daß du nicht zerschmettert unter meinen Füßen stirbst — deiner Tochter allein und meiner grenzenlosen Liebe für sie dankst du dein Leben. Du hast ihr das ihrige gegeben, jetzt hat sie dir das deinige erhalten, ihre Verpflichtung gegen dich ist aufgehoben — und was mich betrifft, so höre, wahnsinniger alter Mann, und präg' dir's ein in den verworrenen Sinn: Hedwig wird meine Gattin, so wahr ein Gott im Himmel lebt und mir in meiner letzten Stunde helfen wolle!“

Wie das in voller Höhe losbrechende Gewitter hatten die letzten Worte geklungen, und die betäubten Hörer hatten kaum bemerkt, daß Bandomir das Zimmer verlassen. Er flog in Hedwigs Gemach. Sie hatte schon Licht und fuhr schreiend auf, als sie des Geliebten entsetzlich verstörtes Antlitz erblickte. — „Was ist geschehen?“

In kurzen hastigen Worten erzählte er ihr den Vorgang. Schon hörte man die Tür des Gesellschaftszimmers aufreißen und zufliegen, hörte des alten Knorre, der sich von der durch Bandomirs Worte hervorgebrachten Betäubung erholt hatte, fast brüllenden Ruf über den Vorsaal herüber: „Wo ist er? — Wo ist er?“ — Bandomir schloß die zitternde Hedwig in seine Arme, preßte mit fieberhaften Lippen einen Kuß auf die ihren und sprach die fliegenden Worte: „Hedwig, heiligst Geliebte! willst du mir schwören vor Gott dem Allmächtigen, mein zu sein, mir zu folgen durch Not und Tod?“

Bebend, aber entschieden sprach Hedwig: „Ich schwör's!“

„— Um meinetwillen zu verlassen Vater und Mutter?“

„Vater und — wenn es sein muß, auch meine Mutter.“

„Gott lohne dir's! Ich fordere es ein, ich hole dich, meine Liebe zu dir reicht über Not und Tod."

Da war der alte Knorre an der Türe und griff schon ans Schloß. Mit einem Sprunge war Vandomir auf der Schwelle, stieß die Tür auf, die sich nach dem Saale zu öffnete, stieß solcherweise den alten Edelmann ein Stück über den Saal zurück, warf die Türe hinter sich ins Schloß, um der Tochter den Anblick einer Szene zu entziehen, wie er sie erwarten mußte, und wollte wortlos nach der Treppe vorübereilen. Diener kamen mit Lichtern die Treppe heraufgestürzt, sie hatten das Rufen ihres Herrn gehört und am heiseren Tone erkannt, in welcher wütenden Stimmung ihr Herr sei. Er trat denn auch den eilenden Vandomir mit Worten und Gebärden an, welche diesen zum Stillstand bewogen. Daß der verhaßte Freier aus dem Zimmer Hedwigs kam, hatte die Wut des Vaters über alle Grenzen gesteigert. — „Augenblicklich, Elender," — schrie er oder stöhnte er vielmehr — „packe dich aus meinem Hause, aus meinem Gebiete, oder ich lasse die Hunde auf dich hetzen und meinen Jäger dich niederschießen wie eine Bestie!" — Als bei diesen Worten die Handgebärde des Wütenden dem Körper Vandomirs nahe kam, stieß dieser, ebenfalls außer sich, das Wolfsgeschrei aus, welches er in wilder Jagdlust, Aug' in Auge mit dem wilden Tiere sich angewöhnt hatte, faßte, ein riesenhaft starker Mensch, den langen Edelmann an der Gurgel, preßte sie zusammen, wiederum als wenn er einen Wolf zwischen der Faust hätte, und drückte ihn auf einen Sessel, der in der Nähe stand. Noch entsetzlicher wurde die Szene dadurch, daß Pascha, der seines Herrn Wolfsruf unten an der Haustür gehört, in polternden Sätzen die Treppe heraufgeflogen kam, einen der entsetzten Diener, welche mit Armleuchtern den Schauplatz erhellten, über den Haufen rannte, mit einem Sprunge dem überwältigten und nach Atem ringenden Knorre mit den Tatzen auf Brust und Schultern sprang

und offenen Rachens sein Mordgeheul demselben ins Gesicht brüllte. Von dem schweren Anprall des Hundes und vom jähen Rückbeugen Knorres schlug der Stuhl hinten über. — „Brich den Hals wie Elias!“ rief Vandomir, pfiff dem Hunde und stieg die Treppe hinab.

Urban, der so etwas erwartet hatte, stand mit den Pferden bereit, sie schwangen sich auf und jagten durch die Nacht davon. Es tat ihnen not, gut beritten zu sein, denn sie waren eben aus dem Gehöfte, da hörten sie die heisere Stimme des Ellernschen durch die stille Nachtluft schrillen: „Hunde los!“

7.

Menschen, welche sich starker Kräfte bewußt sind, scheitern zumeist in ihren Unternehmungen — wenn sie scheitern — an zwei Mängeln. Im Grunde ist es ein und derselbe Mangel: sie übersehen alle die Mittelglieder, alle die kleinen Verbindungen, welche sich zwischen Absicht und Ziel immer zahlreich vorfinden, sie schätzen die Menschen gering, welche nicht offenbar Hauptpersonen des beabsichtigten Interesses sind, kurz, sie haben nur das Hauptziel und die Hauptpersonen im Auge, sie setzen ihre Handlungen nicht künstlerisch zusammen. So kommen sie allerdings rascher und öfter ans Ziel, als der berechnende und umsichtige Mensch; aber am Ziele angekommen, sind sie machtlos, es fehlt ihnen der Nachdruck alles dessen, was um die Dinge und Menschen her liegt, sie erliegen angesichts des letzten Erfolges.

Stanislaus hatte eine Ahnung davon, daß man Held und Diplomat zugleich sein müsse, um das unmöglich Aussehende möglich und dauernd zu machen. Er nahm sich vor, jetzt, da all sein Trachten auf den Besitz Hedwigs gerichtet war, überallhin Verbindungen anzuknüpfen, nicht die geringsten Personen mehr für unwichtig zu halten. Als ob wir unser

Naturell austauschen könnten, je nach dieser oder jener Verstandeseinsicht! Nun, aber doch ergänzen können wir's — bis auf einen gewissen Punkt; vielleicht wird dieser Punkt so weit abliegen von Bandomirs unwillkürlichem Drange, daß die Ergänzung hinreicht für den Sieg, den er sich vorgesteckt. Hedwig müsse sein Weib werden, das stand so fest in ihm wie der Polarstern, und wenn ein Heer zwischen ihm und seiner Geliebten schlagfertig gelagert wäre. Die abenteuerlichsten Pläne flogen wie Vögelschwärme zwitschernd und purrend durch seinen Sinn. Bald wollte er mit seinen kriegerisch eingeübten Leuten Ellern überfallen und Hedwig gewaltsam rauben — denn an eine Landespolizei dachte man in dem herrenlosen, weil herrenüberreichen Kurland zu allerletzt — bald wollte er sich verkleidet einschleichen und sie zur Flucht bewegen, bald wollte er sich tagelang in den Hinterhalt stellen, um sie von einem ihrer Spaziergänge zu entführen. Jedenfalls brauchte er zu irgend einer solchen Unternehmung geschickte Aufpasser, und brauchte, um nach ausgeführtem Streiche seine Beute vor ähnlichem Streiche zu sichern, ein möglichst befestigtes Brüggen. Deshalb, und weil ihm auch das Herz überging, und weil er vor dem erprobten alten Urban nichts zu verheimlichen brauchte, teilte er diesem in jener Nacht, als sie in der Gegend von Okniſt den raschen Lauf ihrer Pferde hemmten, das Geheimnis mit und alle Absichten, welche er im Sinn herumwälzte. Urban seufzte. — „Was seufzest du?“ —

„Der selige Herr Oberstwachtmeister wollte mit den Ellernschen in keiner Weise etwas zu schaffen haben!“

„Ich habe auch nichts für sie als Flintenschüsse und Klingenstreiche, ich will bloß meine Hedwig aus ihren Klauen retten.“

Darauf faßte Urban, als wohlgeschulter Soldat, zuerst den sichern Rückzug, die Befestigung von Brüggen, ins Auge, die Pläne über Entführung zunächst mit den Worten ablehnend: „Das findet sich, und das ist leichter.“

Die Befestigung eines kurischen Hofes ist aber darum nicht leicht, weil das dazu gehörige sogenannte Gesinde, aus Ställen, Vorratshäusern und dem Wohnhause des Gesindes bestehend, gewöhnlich breit auseinandergestreut ist, da man nirgends auf Bodenersparung ein Augenmerk richtet. So liegt neben dem Wohngebäude der Leute, aus dessen glaslosen Schiebefenstern meist ein dicker Rauch qualmt, ein Gebäude, welches „die Kleete“ heißt, das wichtigste Vorratshaus, worin das ausgedroschene Korn, der Flachs und die Lebensmittel verwahrt werden, und wogegen alle Diebeseinbrüche gerichtet sind. Dann folgt das Fahlland, worin das Rindvieh und die Schafherde unter Dach und Fach gebracht ist. Der Pferdestall ist das nächste Gebäude, und erst in einiger Entfernung davon steht vereinzelt Badestube, Riege und Scheuer. In der Riege wird das Korn in einer eigenen Kammer, „Hilzriege“ geheißen, abgedörrt und dann gedroschen und gereinigt. Alle diese Häuser in den Befestigungsplan aufzunehmen, war ein allzu schwieriges Unternehmen, und da deren Besetzung bei etwaigem Überfall im Grunde gleichgültig heißen konnte, das Brüggensche Herrenhaus auch in hinreichender Entfernung von diesem Gesinde lag, um von einer Besetzung desselben durch die Angreifer nicht gefährdet zu sein, so beschränkte Urban seinen Festungsplan auf dieses Herrenhaus. Es war ein einstöckiges hölzernes Gebäude, an dem ein Bach vorüber nach dem See hinabrieselte. Er wollte einen breiten Graben und hohen Damm um das Haus zustande bringen, das Wasser des Baches solle den Graben füllen, ein Tor von eisenbeschlagenen Eichenbohlen solle den Zugang von der Brücke schließen, und darin angebrachte Schießlöcher sollten den Sturm darauf vereiteln. Und für den Fall, daß alles dies von überlegener Macht bezwungen würde, hatte er noch vor, einen Fluchtgang unter dem Hause auszugraben — „das verstehen unsere Fuchsjäger, gnädiger Herr, und sobald wir nach Hause kommen,

geh' ich ans Werk; nun können wir uns nach dem Angriff von unserer Seite umtun — da ist der Hemmo drüben im Gesinde ein guter Spion, und sein jüngerer Bruder, den damals die Chabelskyschen als einen Läufling mit fortgeschleppt, das ist einer der geschicktesten Letten, nicht so träge und stumpf wie die andern alle sind. —"

„Und Jakut müssen wir werben, Urban!"

„Jakut? — das ist bedenklich, gnädiger Herr, ich hab' ihn immer noch im Verdachte mit dem Säbel."

„Was ist das?" — Die Reiter waren inmitten des Waldes zwischen Kasimirswahl und Lowiden, und sahen über eine Kieferdickung empor einzelne Feuer leuchten. Ohne auf Urbans Warnung zu achten, ritt Stanislaus darauf los und sah bald über die niedrige Waldung hinweg in ein Zigeunerbiwak hinein, wie es trotz aller Verordnungen des Landtags überall in Kurland zu finden war. Juden und Zigeuner wurden auf allen Landtagen des Landes verwiesen, waren aber immer zahlreich im Lande zu finden, da hier ein Kurländer dem Edikte gemäß sie verjagte, dort ein anderer des Ediktes lachte und sie gewähren ließ. — Die bunte ägyptische Gesellschaft schlief jetzt großenteils, nur eine Alte saß vor einem Kessel und rührte zuweilen mit einem Löffel darin umher. Ein Mädchen, als Knabe gekleidet, schlief mit dem Kopfe auf ihrem Schoße. Stanislaus kannte beide; er hatte der Alten ein Häuschen und Stückchen Landes im Brüggenschen Forste eingeräumt, weil sie ihn darum angesprochen, und weil er den Versuch machen wollte, diese nomadischen Menschen an feste Wohnsitze zu gewöhnen. Ärgerlich, daß er die Alte doch wieder vagabundieren sah, wollte er von dannen reiten, als die Hunde des Biwaks laut wurden, im Nu einen Aufstand zuwege gebracht und ihn mit Zigeunern umringt hatten. „Seid demütig und höflich!" schrie das knabenhafte Mädchen, „es ist der Brüggensche Herr, unser schöner Beschützer!" Und dabei sprang sie heran und küßte ihm den Stiefel, die

schwarzen schönen Augen zu ihm aufschlagend, als ob sie sein Antlitz um und um in sich aufnehmen wollte.

„Schämst du dich nicht, Petruschka, daß du dich mit deiner Mutter wieder im Herumstreifen betreffen läßt?“

„Verzeiht, Herr von Stanislaus, wenn die Vögel immer wieder gern einmal hinausfliegen, ob auch ihr Käfig noch so wohnlich sei. — Wofür haben sie Flügel? Und Ihr fehlt ja seit einer Woche auch tagtäglich in Brüggen, und Ihr jagt nicht mehr und seid unstet, und Marussa sagt, aus Ellern käm' Euch wohl das Liebste, aber auch das Schlimmste.“

„Holla, seid ihr Spione?“

„Nicht bloß das, blanker, gnädigster Herr,“ sagte hierauf die alte Marussa, „wir wissen auch viel Dinge, die wir nicht sehen.“

„Possen! Aber wollt' ihr mir alles sagen, was ihr sehet? —“

„Alles, Herr!“ rief Petruschka. „Alles gehört der Sonne,“ wendete Marussa ein, „aber was Euch not tut, sollt Ihr erfahren. Wir sind nicht treu, aber dankbar. So reitet Ihr einen falschen Weg, Herr, denn Eures Vaters zweiter Sohn ist nicht in Kummeln, sondern auf dem Wege nach Mitau, und Ihr solltet immer beieinander sein. Wenn Ihr beieinander seid, wird Euch ganz Kurland nicht besiegen; wenn Ihr Euch aber trennt, so unterliegt Ihr!“

„Mein Bruder nicht in Kummeln?“

„Wir haben ihn von den Bergen bei Illuxt hinabreiten sehen, gen Bevern, immer auf Mitau zu.“

„Von da ist's noch weit nach Mitau, er kann wo anders hingeritten sein!“

„Ferber hatte Briefe in der Tasche, die in Mitau auf die Post sollen, und der Kummelnsche Herr sagte, als er an Petruschka vorüberritt und sie nicht sah, er wolle drei Tage in Mitau bleiben — geht nach Mitau, Herr, der junge Ellernsche ist auch da, und er liebt Euren Bruder nicht.“

Stanislaus beschloß wirklich, auf der Stelle umzukehren und nach Mitau zu eilen. Er erinnerte sich, daß Scipio und Ferber, der Kummelnsche Verwalter, in Verkaufsgeschäften nach der Hauptstadt gewollt hatten, von den Ellernschen war jetzt überall der feindlichste Angriff auf einen Bandomir zu gewärtigen, und Scipio mußte von dem so entsetzlich ausgebrochenen Zerwürfnis unterrichtet, mußte gewarnt und geschützt werden. Auch fühlte sich Stanislaus so von Unruhe und Plänen gepeitscht, daß ihm jetzt der Aufenthalt in Brüggen unmöglich und ein Umherstreifen erwünscht schien. Er schwieg eine Weile, nahm dann ein Goldstück aus der Tasche und hielt es der alten Marussa hin mit den Worten: „Halte mir immer Botschaft in deiner Hütte bereit, Marussa! Nun, was steht in meiner Hand geschrieben, daß du sie so prüfend betrachtest?“

„Es ist nicht gut, alles zu lesen, Herr!“

„Ich will's aber wissen, Weib, rede! Werd' ich erlangen, wonach ich trachte?“

„Ihr werdet's erlangen, aber um hohen Preis —“

„Werd' ich's bewahren?“

„Bis zum Tode, — aber Ihr sterbt nicht langsam.“

„Desto besser! Euer Gott schütze euch — und seid mir zur Hand!“

Und somit wandte er seinen Tatar so rasch, daß er Petruschka, die ihm eiligst den Fuß wieder küssen wollte, an den Boden warf. Er schickte Urban nach Brüggen, und trabte mit Pascha den Weg zurück, den er gekommen.

Als die Morgenröte heraufdämmerte, sah er sich unweit des Susseibaches nahe bei der Ellernschen Forstei und spornte hastig den Tatar, um wieder aus dem Ellernschen Gebiete hinauszukommen. Ein lettischer Hirt kam von Saucken dahergeritten mit Pferden und Rindern, und sang nach einer melancholischen Weise der aufgehenden Sonne entgegen:

Es kommt die Jagd,
Die alles plagt:
Die Erde, das Tier und den Bauer.
Der Herr hat's gut,
Wohlfeilen Mut,
Und uns wird alles sauer.

Es kommt die Jagd,
Gott sei's geklagt!
Was hilft nun Sparen und Schonen!
Herr Christus spricht:
Verzage nicht,
Droben ist besser Wohnen.

Doch wird die Jagd
Dort angesagt,
Was will Herr Christus machen!
Sie reiten ihn um,
Christ, sieh dich um,
Sie schreien und töten und lachen.

Der Lette grüßte Stanislaus und rief: „Seht Euch vor, Herr, wenn Ihr kein Ellernsch Gewissen habt, 's ist seit gestern abend alles auf den Beinen da drüben und will schießen und stechen. Da kommen eben wieder die Jäger nach der Forstei heim und reiten uns durchs Getreide, so breit und sorgfältig, als hätten sie ein Taschenmesser verloren."

Stanislaus konnte nicht antworten, denn eine Stute von den Weidepferden war dem Tatar zu nahe gekommen, dieser hatte einen unerwarteten Satz und seinen Herrn dadurch bügellos gemacht, dann ging er, dem straffsten Zügel trotzend, mit sausender Schnelligkeit durch in einen Eichenhag hinein, und an den niedrigen starken Ästen eines Baumes streifte er seinen Reiter ab. Betäubt von dem Stoße an den Kopf, fiel dieser zu Boden, wirr durcheinander schwirrten ihm nur die Gedanken, Ellern sei nahe und Scipio bleibe ohne Kunde und ohne Hilfe; dann ward er bewußtlos.

Als er die Augen wieder aufschlug, stand die Sonne schon tief am Nachmittagshimmel, zahlreiche Gruppen von

Männern erfüllten den Eichenhag, und lebhafter Wortes-austausch, beinahe wie Streit klingend, schallte hin und wieder. Die Wiese, über welche hinweg der Blick nach dem von der Sonne beschienenen Edelhofe Ellern reichte, war belebt von den Knorreschen Jägern zu Pferde und zu Fuß; Herr von Knorre selbst stand etwa dreißig Schritte abseits von Stanislaus, umgeben von einer großen Anzahl Reiter, die zum Teil abgestiegen waren, und mit denen er die lebhafteste Rede und Gegenrede führte. Fünf bis sechs Männer standen dicht bei Stanislaus, unter ihnen ein fremdartig, prächtig gekleideter Herr, der sich durch ein offenes schönes Antlitz, durch einen blitzenden Federhut vor allen übrigen auszeichnete. Man schien ihn auch mit einem Respekt anzusehen und zu behandeln, wie dies zwischen Kurländern, die sich alle als Pairs ansahen, nicht vorzukommen pflegte. — Waren es die eleganten, vornehmen Manieren, war es sein sicherer, herrschgewohnter und doch höflicher Ton, welche dies zuwege brachten? Und er zeigte sich teilnehmender für die Wiederbelebung Vandomirs als irgend ein anderer. Kurz bevor dieser die Augen aufgeschlagen, hatte er sich mit einem Riechfläschchen niedergebeugt und es ihm zum Einatmen vorgehalten, jetzt sprach er lebhaft in französischer Sprache zu dem Kavalier, der Vandomirs Haupt emporgerichtet und an seine Knie gelehnt hatte, riet ihm dies und jenes zur Erleichterung des Kranken, und wiederholte leise vor sich hin, was er beim ersten Anblick Vandomirs ausgerufen hatte: „Ah, c'est un bel homme!“ Er war mit einer großen Suite fremder Edelleute, meist polnischer, diesen Vormittag auf Ellern angekommen, um dort ein Frühstück einzunehmen und dann seinen Weg nach Mitau fortzusetzen. Herr von Knorre hatte ihn mit der größten Auszeichnung aufgenommen und sich mit all seinen Leuten zum Geleit nach Mitau angeschlossen. In der Gegend des Forsthauses die weidenden Pferde erblickend, war der Fremde, weil ihm eines der Pferde

auffiel, mit wenigen Kavalieren etwas abseits vom großen Zuge geritten, hatte den hütenden Letten über Alter und Herkunft des Rosses befragt und zur Antwort erhalten, es gehöre einem toten Herrn, der dort unter der Eiche liege. — So hatte er selbst Bandomir entdeckt. Pascha leckte seinem Herrn das Haupt und blickte, zweifelhaft, ob er knurren oder gewähren lassen sollte, zu dem Fremden auf. Als Herr von Knorre mit den übrigen, worunter von Thorhacken, Knorres Schwager und Jakob Chabelsky, der Sohn des Ökonomus, herbeikamen, und jener, frohlockend über den Fund, die zweifelhafte Herkunft, das freche Betragen, die dem Knorreschen Hause angetane Beschimpfung seitens dieses Bandomir erzählte und mit dem Bemerken schloß, er werde diesen Menschen, den Gott also in seine Hand gegeben, ausgesucht züchtigen und für immer unschädlich machen — da machte der Fremde eine ablehnende Handbewegung und sprach: „Nicht doch, Herr von Knorre, ich habe den Mann gefunden und werde über ihn disponieren."

„Erlauchter Herr," fuhr Knorre auf, „dies ist Ellernscher Grund und Boden, und" — setzte er nach einer kleinen Pause hinzu — „dieser Mensch hält zu Herzog Ferdinand."

„So? Das tut nichts! Eine also gestempelte Mannesgestalt geht nicht für immer mit dem abscheidenden Geschlechte! Sie haben ihn unrichtig behandelt, Herr von Knorre! Wenn er sich von seiner Betäubung erholt hat — Charpentier versichert, er sei nur betäubt — werd' ich ihn mit nach Mitau nehmen, und ich hoffe ihn zu bekehren."

Auf diese Äußerung hatte sich Knorre grollend entfernt, und in der Gruppe, welche sich um ihn gesammelt, ward die Angelegenheit heftig hin und her besprochen, als Stanislaus zu sich kam und mit Hilfe jenes Charpentier, eines französischen Arztes, sich aufrichtete. Grimmig sah Herr von Knorre zu, als der Tatar herbeigebracht und von dem Hirten, welcher ihn eingefangen und sich seiner angenommen, gesattelt

wurde; grimmig sah er zu, als Bandomir, den Pascha jauchzend umsprang, mit Hilfe Charpentiers, sein Pferd bestieg. Die Hand zuckte ihm konvulsivisch, die Schenkel preßten das Roß, und mit ein paar Sätzen war er nahe bei dem Fremden, der eben auch sein Pferd, ein in hiesiger Gegend ganz ungewöhnliches, hohes andalusisches Tier, bestieg. „Noch einmal, erlauchter Herr!“ rief er mit gepreßter Stimme, „dies ist Ellernscher Grund und Boden, und jener Mensch mein Gefangener!“

„Kurländischer Boden, Herr von Knorre!“ erwiderte dieser, und der Gruppe rief er heitern Angesichts zu: „Messieurs, en route, s'il vous plaît!“

Ein breitschulteriger, rot aussehender Herr mit starrem Blick, Herr von Thorhacken, machte den Fremden mit einigen plumpen Worten darauf aufmerksam, daß diese Behandlung von Knorres Abfall zuwege bringen könne, daß er mit Chabelsky und noch einigen bereits zurückgeblieben sei und dem Zuge nicht mehr folge. — „Das tut mir leid, Herr von Thorhacken, besonders, da Sie mir dies wohl mitteilen, weil Sie selbst zurückbleiben wollen; empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Schwager, und drücken Sie ihm mein Bedauern aus, daß ich nicht im Geschmack roher Hassesausbrüche erzogen worden sei!“

Man ritt des Kranken halber langsam; dieser aber hatte sich nach einer Viertelstunde völlig erholt, und sich bedankend, erkundigte er sich, wem er soviel freundliche Teilnahme schulde.

„Einer leidlichen Erziehung und einem beweglichen Herzen,“ erwiderte dieser, „zwei Gaben einer Mutter, für welche der Freund Ihres Vaters, König Karl von Schweden, kein freundliches Wort finden konnte. Pardon! Das ist ohne Rankune gesagt. Ihr Herr Vater, Herr von Bandomir, bewies sich meiner Mutter, als König Karl ihr den Rücken wandte, ganz wie es einem höflichen Kavalier zusteht, und durch meine Mutter, die Gräfin Königsmark, bin ich auf

Ihre Familie aufmerksam geworden. Politisch Günstiges konnte ich zwar am Hofe meines Vaters von Ihrer Familie nicht hören, denn die Bandomire waren immer gegen die polnische Herrschaft, aber es interessieren mich noch andere Dinge als Krieg und Politik. König Karl ist auch, meines Erachtens, an seiner soldatischen Einseitigkeit zugrunde gegangen, und ich freue mich zu hören, daß Sie, Herr von Bandomir, bereits von anderen Interessen belebt sind. Mars ist ein roher Geselle, wenn Amor nicht neben ihm hergeht. Verlassen Sie sich auf meine Bereitwilligkeit, Sie mit Herrn von Knorre auszusöhnen, Fräulein Hedwig ist ein sehr artig Wesen; aber freilich gefällt sie eben deshalb auch vielen, und Sie werden einen harten Stand haben. Chabelsky ist wohl mehr um der schönen Augen, die ihn heut morgen so sichtbar entzückten, als um Herrn von Knorres willen zurückgeblieben, wie ich sehe, und er ist gefährlicher als der Bräutigam Herr von Puttkammer. Seien Sie trotzdem munter, Herr von Bandomir, die Liebe ist nicht so sparsam verteilt, daß wir auf ein Wesen beschränkt wären. Hoffentlich werden wir auch dem jungen Herrn von Knorre begegnen, dem der Vater in der ersten Hitze über Ihr gestriges Renkontre einen Reitenden nach Mitau gesendet, um ihn gegen Sie heim zu berufen; er ist jung und heiter und wird zu Ihnen halten, und Grüße und Bestellungen für die Dame des Herzens mitnehmen, von der wir uns jetzt auf einige Zeit entfernen. Lange wird's nicht dauern, wenn wir auch augenblicklich in Mitau lebhafte Beschäftigung finden mit den Russen, die jetzt gerade nicht gut auf mich zu sprechen sind und mich lieber fern von Mitau sähen. Wir sind lauter tapfere Leute, diese Herren des polnischen und deutschen Adels werden ein Vergnügen darin finden, Sie in lustigem Gefechte neben sich zu sehen. Und sind wir erst auf dem reinen, dann sind Ihre kurischen Mißverhältnisse rasch ins reine gebracht. — Aber, Messieurs, ist das nicht Alt-Saucken mit dem nahen

Kirchturme? Da müssen wir einsprechen, um Herrn von Reyer mit uns zu führen."

Der Fremde war also der Graf Moritz von Sachsen. Stanislaus sah sich durch diese Mitteilungen in die mannigfaltigste Verlegenheit gebracht! Scipio war dringend gefährdet, und die Reise unter immerwährendem Aufenthalte, wie sie Graf Moritz betrieb, war in diesem Betracht eine Pein für Vandomir; Hedwig ferner, von der ihn jeder Schritt mehr entfernte, war einem neuen Bewerber ausgesetzt, und ein neuer Stoff der Besorgnis erhob sich hiermit im Hintergrunde; die polnische Partei endlich, welche den Sohn des Königs von Polen umgab, mißfiel Stanislaus; die leichtsinnige Darstellung der Liebe, wie sie Graf Moritz äußerte, mißfiel dem leidenschaftlich und wahrhaft Liebenden; eine loyale Hilfe für das Verhältnis zum Knorreschen Hause war außerdem eine Schimäre, denn hier handelte es sich um bereits zu tief gegrabenen Haß, um unheilbar gemachte Wunden — was soll, was hilft die Verbindung mit dem Grafen Moritz? war die kopfschüttelnde Endfrage von alledem.

Stanislaus ward aber nicht durch Berechnung bestimmt, ihn leitete Regung, Wallung, Gefühl, und wohltuende Wallungen zogen ihn zu dem Grafen. Wäre Stanislaus ein Politiker gewesen, so hätte ihn die leichtsinnige Art, eine mächtige Partei, wie die Knorresche, aufzugeben, belehrt, daß dieser also ritterliche Kronprätendent keine nachhaltige Parteimacht zusammenhalten würde! Statt dessen bestach ihn eben diese ritterliche Weise, und sie hatte just ihm ihr Wohlgefallen zugewendet, unverkennbar zugewendet. Dieselben romantischen Regungen, welche ihn innerlichst beherrschten, schenkten ihm die rasche Teilnahme des Grafen, was Wunder, daß er geschmeichelt und unwiderstehlich angezogen war! Sah er in die Zukunft, so konnte er unter den jetzigen Verhältnissen Kurlands nirgends eine erfreuliche Existenz für sich erblicken. Die Ritterbank hatte er beleidigend zurückgewiesen, und doch

gab's ohne sie kein wohltuendes Bestehen in Kurland; Hedwig mußte er rauben, wenn sie sein werden sollte, und doch bedurfte er ungewöhnlichen Schutzes oder der Ansiedelung im Auslande, um des Raubes froh und sicher zu werden. Also ein ganz neues Regiment in Kurland, Umwälzung alles Bestehenden war für seine Zukunft erforderlich, oder ein Anhalt im Auslande. Graf Moritz konnte beides bieten. Und welchen Zauber übt das Ideal einer Zeitrichtung! Solch ein Ideal war Graf Moritz, welcher ein unter modernem Geleit neubelebtes Mittelalter in sich darstellte: persönlichen abenteuerlichen Mut, Kriegskenntnis, glänzende Erscheinung, feine Sitte, raschen, witzigen Geist, leichten Sinn.

Vorwärts getrieben, rückwärts gezogen, behielt doch das geschmeichelte und angezogene Naturell die Oberhand; er blieb beim Grafen, und als sie am folgenden Abende an der Brücke vor Mitau ankamen, waren sie sich gegenseitig durch Wohlgefallen und Wohlwollen in Vertraulichkeit so nahe gerückt, als ob sie jahrelang in Freundschaft miteinander gelebt hätten. — Zu ihrer Überraschung fanden sie die Aabrücke von einer kleinen Abteilung russischer Truppen besetzt, und der Offizier näherte sich, respektvoll grüßend, dem Grafen, ihm anzeigend, daß er beordert sei, Seiner Erlaucht den Eintritt in Mitau zu verweigern. Alle solche Strömungen und Gegenströmungen von seiten der Nachbarstaaten wechselten damals überraschend schnell. Kurland war so unordentlich regiert, daß es den Nachbarn immerwährende Veranlassung gab zum Einspruch, und in Rußland wechselte durch rasch aufeinander folgende Todesfälle die Herrschaft so vielfach, daß das Verhältnis dieses Reichs zu Kurland ebenfalls immerwährenden Wechseln unterworfen war. Die Großfürstin Anna, Witwe des zuletzt verstorbenen kurischen Herzogs und in Mitau residierend, war natürlich ein unmittelbarer Anhalt für Rußland. Sie war mit einer russischen Leibwache versehen, und russische Truppen marschierten von Riga ab und

zu. Es war unzweifelhaft, daß demjenigen, den sie zum neuen Gatten wählen würde, der Weg zum kurischen Herzogshute am breitesten gebahnt sei; in ihrer Person vereinigte sich die Verwandtschaft mit dem erblichen Herzogsgeschlechte der Kettler und die Verwandtschaft mit dem mächtigen Reiche Rußland, von welchem in der Tat bereits das Schicksal Kurlands allein abhing, wie gebieterisch auch die Republik Polen ihre Oberlehensherrschaft geltend machen, ja gar eine Einverleibung Kurlands beschließen mochte. König und Adel waren in Polen immer getrennter Meinung über diese Frage, in Rußland aber folgte dem Willen des Herrschers eine unmittelbare Maßregel und Tat. So wollte der König von Polen seinen natürlichen Sohn zum Herzoge machen; aber der polnische Adel, wenn auch einzelne dem Grafen Moritz anhingen, war keineswegs dieser Meinung. Da Graf Moritz indessen der Großfürstin Anna zu gefallen schien und von einer Verehelichung derselben mit ihm die Rede war, so hatte Rußland bisher der Prätendentschaft des Grafen nichts entgegengesetzt, obgleich Fürst Menschikoff selbst für seine Person Absichten auf den kurischen Herzogshut hatte. Es mußte also etwas vorgegangen sein, daß dem Grafen jetzt plötzlich der Eintritt in Mitau gewehrt wurde; und da er selbst dies nur einer vorübergehenden Sinnesänderung der Großfürstin zuschrieb, welche durch Neider und Feinde ihm veranlaßt worden sei, so bedachte er sich nicht lange, den Zugang zu erzwingen. Er zog also seinen Degen, sein Gefolge tat desgleichen, salutierte den Offizier, erklärte ihm, daß dies auf einem Mißverständnisse beruhen müsse, dessen Aufklärung er jetzt, beeilt, zur Frau Großfürstin zu kommen, nicht abwarten könne, und daß die Truppen ihre Schuldigkeit tun möchten. Damit sprengte er, geschwungenen Degens, in vollem Rosseslaufe vorwärts, seine Suite folgte ebenso, die geringe Truppenmannschaft hatte nicht Zeit, einen geregelten Widerstand zu leisten, und nur ein vorspringender Soldat war von dem

ungestümen Tatar Vandomirs niedergeritten worden. Der ganze Zug sprengte wie eine donnernde Windsbraut in die Stadt hinein bis zum Hause des Bürgers Wilmitz, das Graf Moritz bewohnte. Es steht auf derselben Stelle jetzt das viel größere Haus des Baron von Wolf. Die kleine Streitmacht des Grafen, sechzig Mann, welche er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte, war davor aufmarschiert, und Wilmitz stürzte den Ankommenden verstört und mit der Nachricht entgegen, er habe die Truppen herbeirufen müssen, weil man die Effekten Seiner Erlaucht unter dem Bemerken habe ausräumen wollen, Seine Erlaucht dürfte Mitau nicht mehr betreten. Seine Exzellenz, Fürst Menschikoff, sei in Mitau gewesen, habe achtzehnhundert Mann Truppen berufen, einen Landtag ausschreiben lassen, welcher die Nichtigkeit der Wahl Seiner Erlaucht aussprechen solle, auch aus Danzig von Seiner Hoheit dem Herzoge Ferdinand sei eine Protestation gegen Seine Erlaucht angekommen, von allen Kanzeln zu verkündigen, und selbst die gnädigste Frau Großfürstin scheine Seine Erlaucht aufzugeben; er sei dreimal um Audienz und Rat eingekommen, wie er sich mit Dienerschaft und Effekten Seiner Erlaucht zu benehmen habe, sei nie vorgelassen, wohl aber bedeutet worden, der Militärbehörde zu gehorchen, da Seine Erlaucht, Graf Moritz von Sachsen nicht wieder nach Mitau kämen.

Dies hatte Wilmitz berichtet, während Graf Moritz vom Pferde stieg, ins Haus und in ein weites Empfangzimmer trat. Er lachte zu alledem, bat die Herren, welche ihm gefolgt waren, sich nach Kräften unterzubringen, da er zu eng logiert sei, um als Wirt seine Schuldigkeit tun zu können, und forderte, als sich alle empfahlen, nur Stanislaus auf, bei ihm zu bleiben. Diese auszeichnende Gnade setzte diesen in große Verlegenheit, denn ihn drängte es mit Zentnerschwere, sich nach Scipio umzusehen, und er verhehlte dies denn auch dem Grafen nicht. „Eine oder ein paar Stunden

später," erwiderte dieser, „sind nun doch von geringem Unterschiede," und der Moment, auf dem Schlosse eingeführt zu werden, sei für Vandomir von Wichtigkeit, für ihn, den Grafen selbst, augenblicklich von Nutzen. Der Eintritt werde allen Anzeichen nach schwierig zu erlangen sein, man kenne aber Vandomir auf dem Schlosse nicht, man sei neugierig, der immerwährende, unerwartete Wechsel herrschender Personen habe die Leute schüchtern gemacht gegen einen neu auftretenden, stattlich aussehenden, unbekannten Mann, denn in jedem könne der neue Machthaber verborgen sein — „kommt uns der kalte Kammerherr nicht in den Weg, so gehen wir unangehalten bis in das Spielzimmer der Großfürstin, wo sie jetzt ihre Partie macht. Sind wir erst da, dann wird alles ins Geleis gebracht, die Großfürstin ist eine wohlwollende Dame, welche nicht bloß politischen, sondern auch augenblicklichen Eindrücken folgt; kurz, machen wir Toilette! Bedienen Sie sich dort meiner Garderobe, allons!"

Der Graf hatte dem Kutscher Befehl gegeben, keiner Wache, keiner Frage Rede zu stehen und im Galopp bis ans Portal zu fahren. So geschah's. Die beiden glänzend aussehenden Männer waren wie der Blitz aus dem Wagen, durch die Halle, die Treppe hinauf, wieviel auch, wie deutlich auch Diener Einsprache anbringen wollten. Der imponierende Königssohn ließ nichts aufkommen und schritt mit dem unbekannten, ebenso in schimmernde französische Tracht gekleideten Vandomir hindurch. Er drang bis in das letzte Vorzimmer, hier aber trat ihm wirklich jener gefürchtete Kammerherr in den Weg, und zwar stellte sich dieser sehr entschieden, wenn auch sehr höflich entgegen. Zu Schreck und Entrüstung Vandomirs sprach der Graf hier im hochfahrendsten Tone: „Gehen Sie mir aus dem Wege, Parvenü, oder ich spieße Sie mit meinem Paradedegen an die Wand. — Unterhalten Sie sich mit diesem Herrn, der gleiches Schicksal mit Ihnen hat, nicht Indigena von Kurland werden zu können."

So schritt er durch die letzte Türe, man hörte den Aufschrei einer Dame, und Bandomir sah sich dem Kammerherrn allein gegenüber. Zerstreut in seiner Entrüstung und unschlüssig, ob er nicht von dannen gehen solle, sah Bandomir in das wohlausgebildete, fest und forschend blickende Antlitz dieses Mannes, der ein kräftig aussehender Dreißiger zu sein schien, in der Tat aber schon ein Vierziger war. „Sie wundern sich noch," hub derselbe nach einer Pause langsam gegen Bandomir an, „über die Rücksichtslosigkeit des vornehm Geborenen, der wahrscheinlich plötzlich im Tone umschlug gegen Sie? Das muß man gewohnt werden, wenn man viel braucht und viel erreichen will. Ihr Indigenat betreffend, seien Sie übrigens unbesorgt; es kommt eine andere Ordnung der Dinge: eine Stunde vor Seiner Erlaucht ist eine königlich-republikanische Kommission, den Erzbischof Szembek an der Spitze, aus Polen eingetroffen, welche die unwiderrufliche Absetzung des halb zum Herzog gewählten Grafen gebracht, und um dieselbe Stunde sind Boten aus dem Oberlande, wo Seine Erlaucht Ihren zahlreichsten Anhang hatte, angelangt, Vollmacht bringend, daß sich die Knorres, die Thorhackens, und wie sie weiter heißen, von ihm lossagen. Und wäre dies auch nicht, Fürst Menschikoff, der selbst Herzog werden will, ließe ihn nicht aufkommen. Und wäre auch dies nicht, die Frau Großfürstin, zu welcher er sich jetzt fruchtlos eindrängt, liebt es nicht, daß man sich um ihre Hand bewerbe, und gleichzeitig für jedes hübsche Lärvchen galant sei, nach Art französischer Kavaliere. Und wäre das alles nicht, mein Herr, diesem Lande tut ein anderes, festes Regiment not, und dies steht vor der Tür — seien Sie unbesorgt, wenn man Ihnen auch jetzt das Indigenat verweigert hat."

„Mein Herr, es hat mir's niemand verweigert, denn ich habe niemand um etwas gebeten, was ich als freier adeliger Mann nicht brauche."

„Desto besser, desto besser! Lassen Sie diese sich ab-

sperrende Kaste eine Unabhängigkeit empfinden, die sie in ihrem Dünkel für unmöglich halten. Es ist mit diesem Dünkel keine Regierung mehr möglich, denn jeder tut, was ihm gut dünkt. Da hat soeben ein Begleiter Seiner Erlaucht einen kaiserlichen Soldaten niedergeritten, das soll ihm heimkommen! Da hat es erst heute früh auf offenem Platze eine Ausforderung, ein Duell gegeben angesichts der höchsten Behörden des Landes, und einer der Raufbolde ist auf dem Platze geblieben — das muß anders werden! Und besonders diese Oberländer —"

„Waren die Duellanten aus dem Oberlande?"

„Ja, ein Knorre und ein Bandomir!"

„Wie? Und wer ist geblieben?"

„Interessiert Sie das so? Ich will den Offizier rufen, der die Truppenabteilung an der Brücke kommandiert hat, und an welchem der Sieger vorübergesprengt ist hinaus in die Wälder."

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen."

„Es ist an dem Leben des einen soviel gelegen, wie an dem Leben des andern, denn der eine hält zu den unruhigen Litauern, der andere zu dem Erbfeinde all dieser Länder, zu Schweden."

Stanislaus erwartete kaum die letzten Worte, verbeugte sich und eilte hinweg. Erstaunt sah ihm der Kammerherr nach und ging dann ins Vorzimmer, um den wachthabenden Offizier zu sprechen. Von diesem erfuhr er, daß der wegeilende Herr derselbe sei, welcher an der Brücke den Soldaten niedergeritten, er habe ihn wegen der veränderten Tracht erst jetzt beim Hinweggehen erkannt.

„So eilen Sie ihm nach und verhaften Sie ihn auf der Stelle!"

„Und wenn er, oder andere Kurländer sich widersetzen —?"

„So verhaften Sie ihn doch! Es muß den Befehlen, die von hier ausgehen, Achtung werden in einem Lande, wo

niemand gehorchen will!" „Und," setzte er im Zurückgehen für sich hinzu, „es ist kein Kurländer!"

Dieser Mann war niemand anders als der Kammerherr von Biron, der sich ohne erbliches Vorrecht durch eigenes Verdienst emporgearbeitet hatte, der selbst nach dem kurischen Herzogshute blickte und wirklich sechs Jahre später unter Beihilfe seiner Herrin Anna, die unterdes Kaiserin von Rußland geworden, Herzog von Kurland wurde, Gründer einer Familie, die bis gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Adelsreich als letzter Herzogsstamm beherrschte.

8.

Hedwig war in einer traurigen Lage. Sie war nicht erfahren genug, um sich charaktervoll den auf sie eindringenden Anforderungen entgegenzustellen; und sie war nicht beschränkt, nicht romanhaft genug, die Wünsche und Weisungen der Ihrigen völlig zurückzuweisen. Ach, die Mutter hatte ihr so innig zum Herzen geredet, ganz anders als der Vater, viel, viel eindringlicher. Sie hatte Stanislaus nicht geschmäht, keineswegs, sie hatte sogar dessen glänzende Eigenschaften mit Vorliebe hervorgehoben, sie hatte nicht nur in Worten, nein, in Blick, Miene und Ton ihre Teilnahme, herzliche Teilnahme für ihn bezeigt, und doch immer damit geschlossen, daß er niemals, niemals ihr Schwiegersohn werden dürfe. Aber warum denn nicht? fragte schüchtern der gesunde Sinn Hedwigs, der soviel Entschiedenheit und so wenig Gründe heraushörte. — „Weh dir, meine Tochter, daß dir meine Versicherung nicht genügt, daß deine Frage nur zu deutlich auf widersetzliche Regungen deines Herzens deutet, daß dir die Nachricht nicht genügt, wie eine Verbindung mit Bandomir deine Mutter in Verzweiflung stürzen würde!"

Dann fiel die Tochter der Mutter weinend um den Hals, sie weinten zusammen, und es blieb wenig Aussicht

für Vandomirs Wünsche übrig. Alles vereinigte sich auch dagegen. Jakob Chabelsky, der mit dem Vater und Onkel an jenem Morgen nach Ellern zurückgekehrt und seit der Zeit in Ellern geblieben war, hatte alle die bestechenden äußeren Vorzüge eines schlanken, lebhaften, sarmatischen Edelmannes und äußerte seine leidenschaftlich aufschießende Neigung mit jenem ritterlich-demütigen Ungestüm, welcher einem Mädchen so leicht unwiderstehlich ist. Und der Vater, dem Puttkammer zu träge und matt scheinen mochte, zeigte deutlich, daß er nichts gegen den neuen Bewerber einzuwenden habe. Hört denn aber ein von Liebesunglück bedrängtes Mädchen auf, geschmeichelt zu sein von einer Eroberung? — Wenn nur ein Schimmer, nur der kleinste Schimmer von Möglichkeit für die Verbindung mit Vandomir geblieben wäre! Aber aller Horizont für ihn und mit ihm war eng, war rings vermauert — man hatte Julius, den einzigen Sohn Knorres, den Bruder Hedwigs nach Ellern gebracht, wie einen Halbtoten. Wiederum ein Vandomir hatte ihn zugrunde gerichtet mit tiefen entstellenden Säbelhieben! Sie hegte keine besondere Zärtlichkeit für Julius; dessen Leichtsinn hätte sie wohl mitunter erheitert, wäre er nur frei von Roheit gewesen. Aber er war doch ihr Bruder, er litt schmerzhaft, er war in Gefahr; er war so bleich, und seine Stimme, sein Ausdruck waren edler als sonst, und er bat sie mit so wenigen, mit so schweren Worten, des Hauses Ehre nicht zu beflecken durch fernere Teilnahme an einem Vandomir!

Wie mußte ein Mädchen gepeinigt sein, welchem der angedrohte Fluch des Vaters von allen Hindernissen das geringste war! Die großen Hindernisse erwecken allerdings in der Jugend die schwärmerische Neigung, aber wo sie, wie hier, so mannigfach in die erste Krisis treten, welche der sich bildende Charakter zu bestehen hat, da wird in ursprünglich heiteren Gemütern solche schwärmerische Neigung leicht eine untätige. Sie entsagt nach außen, um in einem verborgenen

Winkel des Herzens freudige Erinnerung zu genießen, eine Erinnerung, die desto früher unmächtig wird, je gesünder Herz und Sinn des zur Entsagung gezwungenen Mädchens. Und diesen Weg schien das Schicksal mit Hedwig einzuschlagen, die allerdings ein mutiges, im Notfall tapferes, aber doch ein zu natürliches, heiteres Kind war, als daß sie um schimärischer Schwärmerei halber das Leben hätte aufgeben mögen.

Es waren acht Tage vergangen seit jenem schrecklichen Abende der Katastrophe, da trat wiederum im Zwielichte der Vater zu ihr ins Zimmer und schreckte sie aus ihrer Träumerei, der sie, aus ihrem Fenster nach dem Felde und dem fernen Busche bei der Forstei blickend, hingegeben war. Herr von Knorre hatte, wie dies bei Vätern häufig eintritt, viel mehr Neigung und Zärtlichkeit für seine Tochter als für seinen Sohn, seine Gattin, oder für sonst jemand. Hedwig war sein Augapfel, und es schnitt ihm ins Herz, daß gerade sie sich in Liebe verirrt haben, daß gerade sie in der wichtigsten Wahl Zwang erleiden sollte. Doch war er Mann und Krieger genug, um ein rasches Einschneiden in die Wunde für das Fördersamste zu halten. Er sagte ihr also mit aller Entschlossenheit, daß sie nach Verlauf von vier Wochen verheiratet sein müsse.

„Mit Puttkammer?“

„Ich lasse dir die Wahl zwischen Puttkammer und Chabelsky. Gib dich nicht krankhaften Träumereien hin, sei Knorres Tochter, und sobald deine Wahl getroffen ist, sage mir's. Du weißt, mein Kind, daß ich dich liebe, daß ich dein Bestes will: folge mir, sei entschlossen, stütze dich auf mich!“

Nach diesen Worten umarmte er sie und verließ das Zimmer. Hedwig wußte sehr wohl, wie sehr sie sonst in Neigung von ihrem Vater bevorzugt war; daß er trotzdem so bestimmt über sie verfügte, machte ihr also den Eindruck unumstößlicher Notwendigkeit. Warme Tränen quollen ihr unaufhaltsam aus den Augen; ohne irgendwelche Verbindung mit Stanislaus, ohne irgend ein bestimmendes oder verheißen-

des Wort von dessen Seite war sie, ihrem Charakter gemäß, von diesem Augenblicke an für ihn verloren. Sie war zu heiter, um selbständig eine Opposition durchzuführen. An Vandomirs Seite hätte sie einer ganzen Welt getrotzt, denn die Übereinstimmung mit ihm hätte ihren fröhlichen Drang hinreichend entschädigt. Aber alles um sich her ohne Ausnahme zu erzürnen und zu betrüben, das ging über ihre Kräfte. Als sie später unter neuen Tränen ihr Lager suchte, schob ihr der weibliche Dämon bereits einen um den andern Freier am umschleierten Horizonte vorüber und flüsterte ihr zu: „So wähle wenigstens den Hübschesten! Kann es Vandomir nicht sein, so ist doch Chabelsky viel wünschenswerter als Puttkammer!“

Beim Erwachen am nächsten Morgen hatte der Dämon allerdings von seiner Macht verloren, denn der Sommermorgen ist den idealischen Wünschen eines gesunden Mädchens die geneigteste Tageszeit. Ihr Haar flechtend, trat sie ans Fenster und sah über die Wiesen und Felder nach der fernen Forstei hinab. War es doch, als ob ein Reiter wie ein Blitz am Horizonte vorüberglitte! Sie streckte die noch schlafeswarmen weißen Mädchenarme in die Morgenluft hinaus, aus dem Herzen flüsterte es: „Komm, Stanislaus, hole mich!“ — Ach, es war dieser Reiter wohl nur ein Spiegelbild ihres innersten Herzens gewesen, der weite Wiesen- und Felderraum blieb leer und leer, und in melancholischer Weise klang aus Hedwigs Fenster ein Gesang:

Einsam breitet sich Wiese und Feld
Bis an den Wald hinüber;
Eine Schelle der Rinderherde schellt
Eintönig zu mir herüber.

Du Waldessaum, du Wiesenstreif,
Ihr hebt euch lieblich dunkel,
Und deine Tropfen, Morgenreif,
Strahlen wie Perlengefunkel!

Auf eurem Troste sieht mein Herz
Mit drängendem Blick ins Ferne;
Komm näher, glücklicher, glücklicher Schmerz,
Ich weine, ich weine so gerne!

Alltäglich leer mein Horizont;
Mein Reiter will nicht erscheinen!
Hab' ich's auch nicht genießen gekonnt,
Ich kann das Glück doch beweinen!

Der in der Morgenfrühe vorüberfliegende Reiter war in der Tat Stanislaus gewesen. Aus dem Schlosse der Großfürstin kommend, hatte er sich damals eiligst in die Herberge begeben, wo die Vandomire in Mitau zu wohnen pflegten, und wo er Nachrichten über Scipio erwarten durfte. Kurz vor dem Hause begegnete ihm Jakut, der zu Pferde saß und zwei Pferde gekoppelt neben sich führte. „Jakut!“ rief Stanislaus dem demütig grüßenden Pferdehändler entgegen, „laß deine Pferde hier halten und eile in Wilmitzens Haus, fordere meine Kleider und meinen Tatar und bringe beides hierher! Rasch!“

Jakut gehorchte auf der Stelle. Stanislaus trat in die Herberge und fragte nach Scipio. Man wußte ihm nur zu sagen, daß er erhitzt eingetreten sei, sein Pferd verlangt habe und mit Ferber nach der Aabrücke hinausgesprengt sei. Der Verwundete war also Knorre; aber Stanislaus behielt keine Zeit, sich zu freuen oder zu überlegen, daß Scipios Säbelhiebe ja auch Hedwig betroffen hätten — Jakut stürzte herbei und berichtete, eine Abteilung russischer Truppen sei eben vor Wilmitzens Hause angekommen, um Herrn von Vandomir zu verhaften, er habe nicht Zeit gehabt, den Tatar oder die Kleider zu fordern. Herr von Stanislaus möge eilen, die Aabrücke zu gewinnen, ehe die Order vom Schlosse bis dahin käme.

„So gib dein gesatteltes Pferd her!“ rief Stanislaus. Jakut zögerte. Stanislaus, ihn zornig anblickend, eilte auf die Straße, schnallte das gesattelte Tier von den Koppel-

pferden ab, schwang sich darauf und sprengte von dannen. Er passierte vollen Rosseslaufes ungehindert die Brücke und ritt nun wieder dahin, von wo er vor wenigen Stunden gekommen war, verstörter, ingrimmiger als je. Die Persönlichkeit des Grafen Moritz hatte ihn zauberhaft angezogen, die vornehme Geringschätzung, mit welcher er von ihm behandelt worden war im Vorzimmer der Großfürstin, hatte ihm einen schrecklichen Eindruck gemacht. Aller Gedanke an Ritterlichkeit, an großmütige Genossenschaft, aller Gedanke, welchen Graf Moritz gerade romantisch in ihm erweckt hatte, war durch jene wenigen Worte niedergeschlagen. Angegriffen oder zurückgewiesen von allen Seiten, bäumte sich Stolz und Kraft der Bandomire in ihm wie ein wildes Roß, und sein natürlicher Hang zu zügelloser Gewaltsamkeit stellte sich ihm dar wie ein Recht, wie eine Pflicht der Selbsterhaltung gegen eine zudringliche, feindliche Welt.

Als er rasche Hufschläge hinter sich hörte, wendete er sich, Verfolger erwartend, um, zog sein Schwert und empfand eine völlige Freude, blutig hineinhauen zu können in ein Menschenvolk, das ihm überall widerwärtig wurde. Es war aber nur Jakut, der auf blankem Pferderücken ihm nachgejagt kam. Stanislaus fuhr ihm zornig entgegen, warum er gezögert habe, sein Pferd zu leihen? Jakut versuchte nicht, es abzuleugnen, sondern stellte ihm in demütigen Worten dar, wie er, ein armer Zinsner, mit aller Welt in Frieden leben müsse und niemand herausfordern dürfe. Hätte er also Herrn von Bandomir offen gegen die Russen beigestanden, so hätte er ihm nichts weiter genützt, als daß Herr von Bandomir nicht nötig gehabt hätte, das Pferd selber loszuschnallen, sich selber aber hätte er die Russen und die Knorres auf den Hals geladen.

„Die Knorres fürchtest du auch? Du wirst also wohl auch einen Auftrag nicht übernehmen, den du in Ellern ausrichten sollst, wenn wir morgen früh daran vorüberkommen?“

„Nein, gnädiger Herr! Herr von Knorre ist mir immer ein gnädiger Herr gewesen, und ich weiß, daß er es für einen Feindesdienst erklärt hat, wer von Brüggen aus etwas nach Ellern berichte; ich war vorgestern in Ellern, als Herr von Vandomir auch da waren und abends mit Urban und Pascha von dannen ritten — der gnädige Herr haben doch nicht Pascha eingebüßt?"

Stanislaus, dem eigentlich die Loyalität Jakuts gefiel, hielt erschreckt sein Pferd an; denn er bemerkte erst jetzt, daß Pascha fehlte, er war zum Tatar in den Stall gewiesen worden.

„Da du so gewissenhaft bist, mir nichts zu nützen, Jakut, so reite nach Mitau zurück und hole mir den Tatar und den Pascha nach Brüggen."

„Pascha geht nicht mit mir, gnädiger Herr, er beißt mich."

„So trag's in der Herberge auf, daß man die Tiere holen lasse aus Wilmitzens Stalle; ich werde von Brüggen aus danach schicken! Kehr' um!"

„Werden der gnädige Herr meine Stute behalten für dreißig holländische Dukaten?"

Vandomir antwortete nicht und setzte sein Pferd in rasche Bewegung, nicht mehr umblickend nach Jakut, der sich offenbar ungern entschloß, nach Mitau umzukehren.

Stanislaus ritt die ganze Nacht hindurch und war des Morgens wieder nahe bei der Ellernschen Forstei, in deren Nähe er den Pferdehirt zu finden und zu gebrauchen hoffte. Der Pferdehirt war allerdings da und zeigte sich auch bereit, für ein Stück Geld einen Brief an Fräulein Hedwig zu besorgen, sobald das Fräulein einen Spaziergang nach der Forstei mache, wie sie oft zu tun pflege. Aber Stanislaus bemerkte jetzt erst zu seinem Schrecken, daß er noch die fremden Kleider trage und seine Brieftasche nicht besitze, also auch nicht Papier und Bleifeder. Dergleichen zu bekommen, war in der Nähe sehr schwer. Im Kahsen Kruge, der nicht weit ablag, war kein Schreibmaterial zu erwarten; in Okniſt zu schreiben,

würde aufgefallen sein; das Sicherste, wenn auch Weitläufigste mußte also gewählt werden; der Bote, welcher nach Mitau zu schicken war, sollte am folgenden Tage früh dem Pferdehirten das Billett einhändigen, und nun eilte Stanislaus heimwärts. Tief in der Nacht erreichte er Brüggen und fand die Nachricht, daß der Onkel Boleslaus plötzlich gestorben sei. Die Ellernschen Nachrichten, welche Urban mitgebracht, hätten ihn bestürzt und erschreckt, und als bald darauf das Gerücht angelangt und in Kummeln verbreitet worden sei, der junge Herr Scipio sei bei der Ellernschen Forstei erschlagen gefunden worden, da habe den alten Herrn der Schlag gerührt. Herr Scipio habe ihn zwar noch am Leben getroffen, aber diese Widerlegung des Gerüchts sei doch zu spät gekommen, er habe nur noch eine halbe Stunde gelebt und sei kaum noch imstande gewesen, wenige Worte zu sprechen.

Seit der Heimkehr vom Schloßberger Feste sahen sich die Brüder zum ersten Male wieder — ach, an der Leiche des geliebten Oheims! Scipio, zum Tiefsten betroffen von dem Verluste, sprach einen herben Fluch aus über das Knorresche Haus, von wannen alles Leid käme über die Vandomire. — „Und wie es das letzte Wort war zwischen uns, Stanislaus, so war es des Oheims letztes Wort, mit welchem er aus der Welt schied, gleichwie es das letzte Wort unseres Vaters war, vor einer Verbindung mit Knorres zu warnen, eine Verbindung mit Hedwig zu verbieten."

„Zu verbieten? — Du übertreibst im Schmerze, Scipio."

„Das tu' ich nicht, aber ich danke Gott, daß das Verhältnis zersprengt ist für immerdar!"

Stanislaus war wie ein Felsen; es prallte dies alles machtlos von ihm ab. Als er nach Brüggen zurückritt, dachte er nur an seinen Boten, der durch den Pferdehirt Nachricht an Hedwig gebracht haben, Nachricht zurückbringen sollte. — Es vergingen mehrere Tage, endlich hörte man Paschas Freudengebell, ein Zeichen, daß der Bote zurück sei. Er

brachte die Kunde, der Pferdehirt, welcher den Brief zur Bestellung übernommen, sei verschwunden, ein anderer Lette bringe die Rosse auf den Weideanger! Kaum war dies gesprochen, so ritt Jakut vor das Haus. Er kam, um sein Pferd, oder den Preis dafür einzufordern, und er wußte Näheres über das Verschwinden des Hirten. Man hatte von der Forstei aus den Verkehr desselben mit einem fremdartig gekleideten Herrn, tags darauf wieder ein Gespräch desselben mit einem Reiter bemerkt; es müsse jetzt alles nach dem Ellernschen Hofe rapportiert werden; der Hirt sei darauf gefaßt und durchsucht worden, und jetzt liege er im Stocke. Fräulein Hedwig erfahre nichts von einem Boten, von einem Briefe, von einer Strafe; sie werde bald heiraten, man rüste alles dazu.

Stanislaus schwieg. Sonst ein Kind des Gelingens, sah er jetzt alles scheitern, und er zitterte vor Zorn, daß er von all den Hindernissen keinem die Stirn bieten konnte zum Kampfe. Jakut wollte nach Esoros, dem nächsten litauischen Flecken, wo am folgenden Tage der große Markt begann; er führte dies als Grund an, weshalb er Herrn von Vandomir demütig um Entscheidung dränge, ob er seine Stute für dreißig Dukaten behalten, oder sie ihm ausliefern wolle. Zu Esoros werde sie schon ihren Käufer finden; das ganze Oberland komme diesmal hin, und die Landesangelegenheit mit dem Grafen Moritz nehme eine so drohende Wendung, daß es Krieg geben und ein gutes Pferd gesucht werden würde. Aus Mitau sei der Herr Graf schon wieder heraus. Herr von Vandomir tue ganz recht, sein Haus mit einem Graben zu umziehen, denn es werde in Kurland —

„Schweig' davon, Jakut! — Hier hast du dreißig Dukaten, zehne mehr als die Stute wert ist, und sei mir förderlich, wo du kannst — willst du?“

Jakut versprach's, sich bis zur Erde bückend. Stanislaus schritt hinüber an den See und setzte sich auf einen

Stein, mit Schmerzen sinnend und trachtend, auf welche Weise ein entscheidender Streich zu führen und Hedwig zu erobern sei. Die Sonne ging jenseits des Sees hinter dem Walde unter, die Wälder, welche rings um den See zusammenreichten, und nur jenseits für den Edelhof von Demmen, diesseits für den von Brüggen einen offenen Platz ließen, rauschten und flüsterten im Abendwinde, rote Streifen zitterten auf dem Wasser, hie und da sprang ein Fisch aus der Flut, sonst war es kirchenstill. Pascha lag zu den Füßen seines Herrn, und als ob er die Unruhe desselben kennte, richtete er manchmal, wie teilnehmend und fragend, sein großes Auge seitwärts nach ihm in die Höhe. Plötzlich sprang er auf und sah rückwärts nach dem Walde, aber sein langer Schweif bewegte sich hin und her, zum Zeichen, daß es nichts Feindliches sei, was er gewahre. Stanislaus wendete sich und sah Petruschka, das Zigeunermädchen, neben sich. Er wußte, daß ihm dies Wesen freundlich zugetan sei, und streckte ihr die Hand entgegen. Sie kniete sogleich nieder und küßte ihm den Handschuh. — „Ich komme, gnädigster Herr," sprach sie leisen Tones nach einer Pause, „um dich zu warnen! Geh' morgen nicht auf den Markt nach Esoros, all deine Feinde sind da, die Knorres und die Chabelskys, und sie meinen es schlimmer gegen dich als je."

„Und die Knorreschen Frauen bleiben allein auf Ellern?"

„Nein, Herr! sie gehen mit den Männern nach Esoros — denke nicht an diese Frauen, sie sind dein Unglück!"

Stanislaus war aufgesprungen, hatte dem noch knienden Mädchen die Hand aufs Haupt gelegt und rasch gesprochen: „Petruschka, immer wenn du was weißt, komm' des Abends nach Sonnenuntergang an diesen Stein, und immer von Ellern bring' mir Kunde!"

Mit diesen Worten eilte er hinweg, befahl Urban, für morgen die Grabenarbeiten im voraus anzuordnen, und mit Sonnenaufgang zum Geleit nach Esoros fertig zu sein. Was

fragte er nach den Feinden und deren Zahl, lag doch die Möglichkeit vor ihm, Hedwig zu sehen, und die Vorgänge der letzten Woche hatten all seine Leidenschaften aufs äußerste gestellt.

Es war ein schöner Augustmorgen, als er den Hügel bei Schmelani — Smelin damals geheißen — hinabritt, rechts den Lautzenseeschen See, links die bewaldeten Hügel erblickte, worauf — „Urban! hier war's!“

„Ja, Herr, hier geschah das Unglück!“

„Sage die Freveltat!“

„Dort hinter der großen Fichte, von deren oberen Zweigen man auf die litauischen Seen hinuntersieht, kam Chabelsky hervor, und hier an dem Wacholderstrauche sank der Herr Oberstwachtmeister vom Pferde. —“

„Der Schurke soll auch vom Pferde, so wahr mir Gott hilft! —“ Die geradeaus gehenden Empfindungen waren in diesem jungen Bandomir so heftig, daß solch ein Verlangen nach Rache ebensoviel Raum und Macht finden konnte als die Liebe, welche ihn bis an diese Stelle allein erfüllt zu haben schien. Bis Esoros hinein dachte er nicht mehr an Hedwig, um derentwillen er ausgeritten war, sondern nur an Chabelsky; ja, es bedurfte für dieses Rachegefühl gar nicht des Zusatzes, daß dieser Jakob Chabelsky auch ein Freier Hedwigs war. Nebenbuhlerschaft war ihm überhaupt gleichgültig; hinreichender Fülle seiner persönlichen Macht war er so gewiß, daß ihm alle Eifersucht fernblieb.

In dem sonst dürftigen Flecken Esoros — Jesseros in jener Zeit genannt — war jetzt ein buntes, wildes Gedränge, ein Stimmenschwirren und Lärmen, daß es dem Ankommenden wie ein Meeresgebraus entgegendrang. Der benachbarte Adel aus Litauen und Kurland kam viele Meilen weit auf diesem Markte zusammen, teils um sich im Trubel und in der zahlreichen Zusammenkunft zu vergnügen, teils um Luxusgegenstände einzukaufen, Bauern zu kaufen und zu verkaufen, Pferde zu tauschen und zu vertauschen. Fremde Kaufleute

mit Luxusartikeln des Auslandes, Landleute mit ihren Bodenerzeugnissen, Pferdehändler, Bärenführer, Seiltänzer, Industrieritter aller Art, Kartenspieler, Pferde- und Taschendiebe, Bettler, Zigeuner und Gesindel waren aus naher und ferner Gegend zusammengeströmt; die Hütten der Freisassen und Juden des Örtchens waren vom Adel in Beschlag genommen, und da sie für Wohnungen noch lange nicht hinreichten, so hatte man Zelte aufgeschlagen, den Abhang hinunter bis zum See. Die obere Seite, von welcher Bandomir und Urban herkamen, war hoher Wald, und hier kampierten die halbnackten, schmutzigen Gestalten der Zigeuner, hier wirbelten Rauchsäulen durch die Kieferkronen empor aus den Butiken der vagabondischen Schenk- und Speisewirte. Langsam nur kamen von hier an die beiden Reiter vorwärts, denn sie waren in die unabsehbare Budenreihe geraten, zwischen welcher das stärkste Gewühl hin und her wogte, ein Gewühl, welches die bunten Trachten der Armenier, Bucharen, Griechen und Russen abwechselnd belebten. Mitten in dieser Menge gewahrte Stanislaus vor der Bude eines jüdischen Handelsmannes Frau von Knorre und Hedwig. Hedwig erblickte auch ihn, schrak sichtbar zusammen und verschwand mit der Mutter, die ihn ebenfalls gesehen hatte, im Gedränge. Es war für den Reiter unmöglich, in dem Gewühl so rasch vorwärts zu kommen, wie ein Fußgänger — aber was war's mit Hedwig? Statt aufzujauchzen, war sie erbleicht! Ist sie treulos? Daß sie dies sein könne, gehörte nicht in Bandomirs Gedankenkreis, und so peinigte ihn das rätselhafte Benehmen doppelt, weil es sich gar keiner Deutung zubequemte.

Urban hatte für schweres Geld ein dürftiges Kämmerlein ergattert zum Absteigequartier für seinen Herrn. Es war nur durch eine schnell errichtete Bretterwand von einem größeren Raume getrennt, in welchem ein immerwährendes Kommen und Gehen stattfand. Da wohnten offenbar viele Gäste, und man hörte Deutsch, Polnisch und Französisch sprechen.

Stanislaus hörte plötzlich seinen Namen und wurde nun aufmerksam. — „Er ist einpassiert," sagte einer in polnischer Sprache. — „Und Ihr müßt's ungeschickt machen," sprach eine zweite Stimme, „wenn Ihr ihn wieder aus Litauen hinauslaßt; über kurz oder lang überfällt er Euch doch, wenn Ihr ihn nicht überfallt, er vergißt Euch seines Vaters Tod in alle Ewigkeit nicht, und Abraham in Braslaw hat recht, Euch eine so hohe Leibrente zu bieten. Solange Bandomir lebt, hat Euer Leben eine kurze Grenze!" „Possen, ich werd' mich wohl vor ihm fürchten! Wenn er mir allein begegnet, mach' ich's allein mit ihm aus." — „Nicht doch! Mann an Mann wird kein Mensch mit diesem Bandomir fertig; geht bis zum Abende nicht aus, oder nur ins Försterhaus hinüber zu Knorres, dorthin kann er am wenigsten kommen, und mit dem Abende setzen wir's in Vollzug und heben ihn auf; Biron hat Order gegeben, daß er als Parteigänger Herzog Ferdinands und des Grafen Moritz und als rechtloser Pfandbesitzer, der einen Soldaten niedergeritten, jenseits der Düna in Empfang genommen werde; wenn wir ihn bringen, da seid Ihr ihn los für diese Lebenszeit und könnt morgen Eure Verlobung mit der kleinen Knorre in aller Heiterkeit begehen."

Es traten neue Gäste ein, und das Gespräch war abgerissen. Stanislaus, alle Gefahr hintansetzend, gab wie immer nur seinen jählings aufkochenden Empfindungen nach, schnallte seinen Säbel fest und ging hinüber in das Zimmer seiner Feinde, unter denen er Chabelsky nach jenen Äußerungen erwarten durfte. Als er eintrat, sprang ein junger, schöner Mann erschreckt vom Sessel auf.

„Sie sind Jakob Chabelsky?"

„Ja."

„Der Mörder des Oberstwachtmeister von Bandomir?"

„Mein Herr!"

„Kennen Sie mich?"

„Ja.“

„So folgen Sie mir, wenn Sie ein Edelmann sind, um mir Genugtuung zu geben!“

Chabelsky wäre allerdings lieber ausgewichen und wäre gern den Einwendungen seines Nachbars, jener zweiten Stimme, welche Stanislaus gehört, beigetreten, aber die Herren, welche kurz vor Bandomir ins Zimmer gekommen, waren kurische Edelleute, und Chabelsky mochte in deren Gegenwart einer so beleidigenden Forderung nicht ausweichen. Er folgte also dem voranschreitenden Bandomir und verständigte sich mit seinem Nachbar nur durch einen Wink. Dieser folgte ihnen aus dem Hause, aus dem Gewühl, folgte ihnen mit den Augen nordwärts nach dem Walde, auf welchen sie zuschritten, rief einen Letten, der in seinem besten Leinwandkittel um den Markt herumlungerte, zu sich heran, gab ihm, dabei unverwandt den Fortschreitenden nachblickend, einige Befehle, bezeichnete mit dem Arme die Richtung nach dem Walde und folgte dann raschen Schrittes Bandomir und Chabelsky. Die Sonne stand glühend im Mittage, als dies vorging.

Der alte Herr von Knorre setzte sich um diese Zeit in einer Bretterbude zur Pharobank, der Lette im Leinwandkittel fand ihn erst nach einer Stunde, und der alte Herr machte auch keine Miene, das Spiel zu verlassen, obwohl ihn die Nachrichten, welche ihm der Lette ins Ohr flüsterte, leidenschaftlich zu interessieren schienen. „Meine Leute sollen alle mit,“ antwortete er dem Boten leise, „und sie sollen keine Umstände machen mit dem Landstreicher, er ist vogelfrei!“ Nach diesen Worten wendete er sich wieder zum Spiele, und der Lette eilte nach dem Försterhause, um die Knorreschen Leute aufzubieten. Im vordern Zimmer zechte eine lustige Gesellschaft, in einem Hinterstübchen saß Frau von Knorre mit Hedwig und hörte abgeschieden auf den summenden Marktnachmittag. Nachdem sie Bandomir erblickt, hielt sie

es für ratsam, nicht mehr auszugehen, und sie ängstigte sich, daß keiner der befreundeten Männer zufragte; Puttkammer, der nicht ermangelt haben würde, war durch Herrn von Knorre am Spieltische festgehalten. Chabelsky, der sonst so lebhafte, galante Freier, schlug sich mit Bandomir, und jener Nachbar, welcher den Streitenden nachgesetzt, war Herr von Thorhacken, der Frau von Knorre Bruder. Julius lag noch an seinen Wunden auf Ellern, kurz, Stanislaus hätte gerade aus diesem Markttumulte seine Geliebte am bequemsten entführen können.

In der Tat dachte auch Hedwig daran; sie hatte ihn wiedergesehen, sein Blick hatte ihr volles Liebes- und Zuversichtsleben wieder erneuert; ach, wenn er doch käme! sprach ihr Herz, und dich seiner Liebe versicherte, er ist doch schöner und mutiger als alle, und hat auch jenen süßen melancholischen Zug um die Augen wie sein Bruder, heute, als er im vollen Sonnenscheine hoch zu Pferde neben mir war, hab' ich es deutlich gesehen! Ach, nun ich ihn wieder gesehen habe, nun erscheint mir der als so schön gepriesene Chabelsky wie ein Mann aus buntem Papier neben dem mächtigen Stanislaus.

Die Mutter sprach nicht, Hedwig war ihren Gedanken überlassen, und so kam der Sonnenuntergang herbei, und es ward dämmerig in dem kleinen Zimmer. Rasche Schritte klangen über den kleinen Hausflur, die Tür ging auf, ein hochgewachsener Mann trat über die Schwelle. Die Tür hinter sich ins Schloß drückend, blieb er stehen, als müsse er sich im Dämmerlichte des Zimmers erst zurechtfinden. Hedwig schrie auf, sie erkannte ihn und flog ihm entgegen. Es war Stanislaus, der blutig und glühend heiß von dem Kampfplatze herbeigeeilt und der jetzt seine Geliebte fest in die Arme drückte. Seine tapfere Geschicklichkeit hatte ihn soeben doppelt gerettet; sie hatte einmal den gewandten Gegner niedergeworfen, und, was im Augenblick noch wichtiger, sie hatte den Hinterhalt, welchen Thorhacken mit Knorres und

Chabelskys herbeieilenden Leuten bildete, im gefährlichen Augenblicke entwaffnet. Der so brutal aussehende Thorhacken war doch im Grunde ein ritterlicher Kurländer, dem es in der Seele widerstand, einen so fixen Jungen wie Stanislaus nach einem so musterhaften Kampfe zu überfallen und gefangen zu nehmen. Mit immer steigender Vorliebe für Bandomir hatte er hinter einem Gebüsch dem ohne Sekundanten geführten Zweikampfe zugesehen, und als Chabelsky, aus vielen Wunden blutend, in die Knie sank, unfähig zu fernerer Gegenwehr, als Bandomir, sich nach dem Gebüsche wendend, herausfordernd gerufen hatte: „Herbei, ihr Spießgesellen im Hinterhalte!" — da hatte er alles Attentat, so großer Tapferkeit gegenüber, als ein unwürdiges aufgegeben, und hatte Bandomir hinwegeilen lassen. Die großmütige Stimmung verflog aber, er besann sich, daß seine Schwester und Nichte dem zurückkehrenden Bandomir ausgesetzt sein könnten, und beeilte deshalb seine Rückkehr. — Der rasche Jüngling hatte einen großen Vorsprung, und er schien ihn in der Tat benutzen zu wollen; Frau von Knorre im dunklen Zimmer nicht erblickend, forderte er Hedwig auf, ihm zu folgen.

„Wohin mein Herr?" trat jene jetzt hervor, die Hand zwischen ihn und Hedwig streckend.

„Zum Traualtar, gnädigste Frau, und hoffentlich bald meine gnädige Mutter!"

„Nimmermehr! Es wäre mein Tod, würde ich durch eine unglückliche Überraschung Ihre Mutter, gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Wie läßt es Ihr Stolz zu, sich einer Familie aufzudrängen, welche Sie zurückstößt; einer Familie, in welche Ihr Bruder mit blutigem Schwerte hineingeschlagen hat; wie läßt es Ihr Stolz zu, hinter dem Rücken der Männer wehrlose Weiber zu überfallen."

„Gnädigste Frau! Wodurch hab' ich diesen unbesieglichen Widerwillen verschuldet? Sagen Sie mir" und hier kniete er vor ihr nieder, „wodurch kann ich ihn überwinden?"

„Dadurch,“ sie reichte ihm die Hand, und Tränen erstickten ihre Stimme, „dadurch, daß Sie meine Tochter für immer meiden, für immer! Sie haben's nicht verschuldet, aber ein unabwendbares Schicksal steht zwischen Ihnen und uns. Lassen Sie uns scheiden, ehe mein Gatte Sie überrascht und die entsetzliche Szene von Ellern sich wiederholt! Eilen Sie hinweg, Sie sind hier von Feinden umgeben, die selbst Ihr Leben nicht schonen.“

„Sie sind mein schlimmster Feind, Frau von Knorre. Was Sie auch bestimmt haben mag, ich weiche vor keinem Bedenken zurück, denn ich liebe, und ich wiederhole dir, Hedwig, meinen Schwur.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Türe, Herr von Thorhacken erschien auf der Schwelle, hinter ihm Diener mit brennenden Kienspänen, und andere, welche auf einer Trage von Baumzweigen den blutenden, todesbleichen Chabelsky in den Hausflur brachten; hinten an der Haustür erschien der alte Herr von Knorre und Herr von Puttkammer. Stanislaus, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, sah und hörte nichts von alledem in seiner Aufregung, und vollendete den begonnenen Schwur; — „Bei dem Erlöser, der für uns sündige Menschen gestorben ist, bei deinem und meinem Seelenheil, Hedwig, schwöre ich's, du wirst mein Weib, wirst Hedwig von Vandomir, und ginge darüber zugrunde ein ganz Geschlecht von Menschen!“

Bei diesen Worten sank Frau von Knorre mit einem Schrei in Ohnmacht, Stanislaus sah um sich und erblickte den vollen Hausflur, betroffen von dem mit dem Akzente überlegtester Entschlossenheit ausgesprochenen Schwure schwieg alles und stand unbeweglich bis zu dem alten Herrn von Knorre selber. Der verwundete Chabelsky hatte die Augen geschlossen und schien leblos. Stanislaus mußte über ihn hinwegschreiten, wenn er durch den engen Flur hinauswollte. Er tat's, langsamen, festen Schrittes, niemand regte sich, ihn anzu-

halten, selbst der alte Knorre nicht, dem der hinausschreitende gefürchtete Jüngling festen Blickes in das starre Auge sah.

Aus dem Forsthause tretend und das von hohen Feuern grell erleuchtete Markttreiben erblickend, gewann Stanislaus sogleich alle nüchterne Besonnenheit. Der Bann, welchen er über seine Feinde soeben ausgeübt, würde rasch gelöst sein, und eiligste Flucht täte not. Danach verfuhr er denn auch; Urban und Pascha waren bereit, und sie sahen sich bald auf dem Rückwege am Waldessaume zwischen den Feuern der Zigeuner. Als sich Stanislaus hier noch einmal umwendete und zurückblickte über den fackelnden Jahrmarktsort, über die weißen Zelte hinab nach dem See, welcher die Feuer widerspiegelte, fühlte er an einer Bewegung des Tatars, daß dieser am Zügel gefaßt sei; er wendete sich, sah sich ins dunkle Gebüsch geführt und glaubte sich überfallen. Es war aber die überall wachende Petruschka, welche ihm erzählte, daß Herr von Thorhacken und mehrere Reiter in diesem Augenblicke den Weg nach Schmelani in den Wald hinaufgeritten seien und zwar in erschrecklicher Eile — „soll ich dich führen, daß du ihnen nicht begegnest?“

„Tu' das, Petruschka!“

9.

Von alle den Eindrücken jenes Zusammentreffens in Esoros blieb für Vandomir nur einer lebendig; es war der Kuß Hedwigs; es war das warme Leben ihres Hauchs und Leibes, welches er unvertilgbar, ja wie eine über alles hinaushebende Lebensseligkeit in Blut und Nerven und Seele mit sich herumtrug. Nach etwas anderem als nach dem Besitz seines geliebten Mädchens zu trachten, war ihm abgeschmackt, ja unmöglich. Er bemerkte es kaum, daß der Verkehr mit dem sonst so geliebten Bruder beinahe aufhörte, weil dieser ein unwandelbarer Widersacher dieses Verhältnisses blieb; er

achtete es nicht, daß vom Herzoge Ferdinand ein ungewöhnlich gnädiges, aber ernstlichst abmahnendes Schreiben in betreff der Knorreschen Verbindung in Brüggen ankam. Der Herzog wußte das Zusammentreffen und die rasch geschlossene Verbindung mit dem Grafen Moritz, und er verzieh sie wie eine Jugendwallung, die ebensowenig Dauer haben werde wie die kurländische Rolle des abenteuernden Grafen selber. Aber er erklärte es für Torheit und Untreue aller Art, unverzeihlicher Art, wenn ein Vandomir auf der Freite um eine Knorre bestehen wolle. Diese Familie sei von jeher den Kettlers entgegen, dem polnischen Anarchismus ergeben gewesen; gäbe sie der Werbung nach, so habe Vandomir alle politische Zukunft verloren, denn Kurland gehe auf dem einen oder dem andern Wege einer festen monarchischen Ordnung der Dinge entgegen, und allem Knorreschen Wesen stünde der Untergang bevor. Widersetzte sie sich aber und ließe sich Vandomir von Leidenschaftlichkeit zu Gewaltschritten fortreißen, so wäre ihm Leben und Ruhe immerwährend bedroht; denn gegen den einzelnen sei der Knorresche Anhang, die Partei des Faustrechts, noch übermächtig, und irgend eine gesetzliche bürgerliche Rücksicht sei von dieser Partei nimmermehr zu erwarten. Triebe es Vandomir bis zu solchem Äußersten, so habe er bei ihm, dem Herzoge Ferdinand, nicht nur keinerlei Vorschub, sondern strengste gesetzliche Ahndung des Landesherrn, des Vertreters der gesetzlichen Ordnung zu gewärtigen.

Das waren für Stanislaus bedeutungslose Worte; denn er war in Liebe, er war im Zauber eines Mädchenkusses, und er war im Grunde von demselben aristokratischen Stamme, welcher Staat und Recht nur im Kreise seiner persönlichen Wünsche und Forderungen anerkennt; er gehörte zu jener Aristokratie, welche eine tausendfache Despotie zuwege bringt, welche gewaltige Kräfte in abenteuerlicher Einzelnheit zersplitternd aller Bildung großer Formen feindlich ist, weil sie der Gemeinschaftlichkeit, der Seele des Staates, nichts opfern

kann. Nichts beschäftigte ihn als ein Entführungsplan um den andern, nichts interessierte ihn als Urbans Befestigung des Brüggenschen Hauses, weil diese allein für seine erwartete nächste Zukunft Wichtigkeit hatte.

So vergingen einige Wochen, und noch immer war es ihm nicht gelungen, einen brieflichen Verkehr mit Hedwig ins Werk zu setzen. Dieser war aber unerläßlich, wenn eine Entführung zustande gebracht werden sollte. Petruschka, offenbar am geschicktesten zur Zwischenträgerin, erschien zwar oft des Abends am See und brachte ihm Nachrichten, weigerte sich aber so entschieden wie Jakut, Bestellungen an Hedwig zu unternehmen; sich mit der strengen Absperrung des Ellernschen Hofes und mit der Allgewalt des Herrn von Knorre entschuldigend, welcher ohne weiteres ihre ganze Horde vernichten würde, sobald er ein Glied derselben in dieser Angelegenheit tätig vermute. „Meidet diesen Hof, gnädiger Herr!“ setzte sie jedesmal hinzu, „dort wohnt Euer Unglück; meine Mutter sagt es auch. Seit dem Esorosschen Markte hat der Ellernsche all seinen Jägern aufgetragen, auf Euch zu schießen, wenn Ihr Euch auf Ellernschem Gebiete sehen laßt.“

Trotzdem ließ Stanislaus an einem regnerischen Septembertage seinen Tatar satteln, um gegen Ellern hinzureiten, und Hedwig auf irgend eine Weise zu benachrichtigen und um Nachricht zu bitten. Auf das Pferd wartend, sah er aus dem Fenster und erblickte einen Reiter, der von der Lautzenschen Seite her auf einem magern Klepper aus dem Walde geritten kam. Stanislaus erkannte sogleich Herrn von Haudring, einen sogenannten Krippenreiter, wie man die armen Edelleute nennt, welche im Lande umherziehend von der kurischen Gastfreiheit der Begüterten leben. Solch ein Mann, überall Zutritt findend, konnte ihm ein trefflicher Bote werden. Er mußte nur nicht gerade in Ellern gewesen sein, denn es wäre auffallend gewesen, wenn ein Krippenreiter innerhalb weniger Tage zweimal auf demselben Hofe eingekehrt wäre.

„Woher? Wohin?“ war also Vandomirs erste Frage. Haudring kam heute von Kalkunen, war den Tag vorher in Schloßberg und Grünwald, zwei Tage vorher in Ellern eingekehrt. „In Ellern! Und gerade dahin solltest du mir was bestellen!“

„Das hieße mein Leben wagen, Vandomir! Dort sieht's gar verdächtig aus, und was von dir kommt, wär's der Großmogul selber, wird mit Flintenkugeln empfangen. Schlag' dir das aus dem Sinn, dort ist alles vorbei! Das arme Mädchen, welcher die Mutter oder der Bruder nicht von der Seite weichen, ist wie gefangen und darf nur heraus, wenn Sonntags in militärisch bedecktem Wagen zur Kirche gefahren wird; sie ist ganz blaß geworden. Na, sie ist jung, — und die Hochzeit wird sie wohl ermuntern.“ —

„Was?“

„Auf den nächsten Sonntag, also übermorgen über acht Tage, hat sie der alte Knorre angesetzt. Man schlachtet schon darauf los, und wie gern ich das sehe, und was für 'ne stattliche Tafel der Ellernsche auch servieren wird, ich mocht's nicht abwarten, 's sieht unheimlich in dem Hause aus; der Bräutigam schleicht noch blaß, hustend, verbunden und verpflastert umher; die Mutter weint, die Tochter desgleichen; Julius ist auch noch nicht gesund; der Alte ist mürrisch.“ —

„Wer ist der Bräutigam?“

„Nun Jakob Chabelsky, den du so fürchterlich zugerichtet hast, und der in den ersten vier Wochen ein schlechter Ehemann sein wird.“

„Und du willst nicht einen Auftrag für mich nach Ellern übernehmen, Haudring?“

„Nicht, wenn du mir Brüggen verschriebst!“

Stanislaus eilte in der höchsten Aufregung an den Schreibtisch, schrieb ein paar Worte, faltete sie zusammen, entschuldigte sich bei Haudring, daß er durch ein dringendes Geschäft fortgetrieben würde, empfahl ihm, sich in Brüggen zu pflegen und eilte hinaus. Nach Verlauf von einer Minute

flog er auf dem Tatar in den Wald hinein auf der Lautzenschen Straße; Pascha mußte sich ebenfalls in Galopp setzen, um zu folgen.

Besserer Rat kommt mit der Tat! Stanislaus sah ein, daß er so offen als Stanislaus von Vandomir um Ellern her nichts erreiche als etwa die Flintenkugel eines Jägers; er kehrte um, kleidete sich in die unscheinbare Tracht eines Letten, in den Rock aus grauer Leinwand, der hinten in Falten gelegt und von einer ledernen Binde zusammengehalten ist. In dieser Binde steckt das Messer zur Notwehr. Der Tatar ward mit Jakuts Stute vertauscht, Pascha, überall im Oberlande bekannt, ward zurückgewiesen. So angetan erreichte er mit einbrechender Nacht Okniſt, brachte sein Pferd unter und ging nun zu Fuße gen Ellern hin. In der Tat sah er sich in immerwährender Gefahr; denn Knorres Jäger streiften in Patrouillen rings um die Grenze des Gebiets. Knorre schien einen offenen Überfall von seiten der Vandomire zu fürchten. Ward nun Stanislaus in seiner Verkleidung auch nicht sogleich erkannt, so ward er doch als Fremder angehalten; und es war nur zu wahrscheinlich, daß er über kurz oder lang auf einen Jäger stieß, der ihn schon gesehen hatte. Unter diesen Umständen war eine Benachrichtigung Hedwigs nicht möglich; er war genötigt, sich von einem Kruge in den andern zu schleichen, da er außen in den Gebüschen von den Hunden der Jäger ausgespürt wurde, und doch waren auch die Krüge nur gar zu unsicher, denn die zechlustigen Patrouillen kehrten da fleißig ein, um sich zu stärken. So verging der Sonnabend. Stanislaus kam spät in der Nacht nach dem Baldankruge, den er zu seinem Hauptquartier gemacht hatte; vergeblich war er dicht um den Ellernschen Edelhof herumgeschlichen, die Fenster von Hedwigs Zimmer waren und blieben geschlossen. Die einzige Hoffnung, die er nun hegte, war auf die morgende Kirchfahrt gerichtet,

und doch war auch diese Hoffnung nur gar zu gebrechlich. Konnte er sich denn erblicken lassen, um die Vorübergehenden zu sehen und von Hedwig gesehen und erkannt zu werden? Der Haß sieht ja so scharf wie die Liebe, und Vater und Mutter würden ihn auch erkennen! Auf die Kirche selbst hoffte er, dort sollte sich Gelegenheit finden, ihr den Brief zuzustecken.

Am andern Morgen bei guter Zeit machte er sich hinüber nach Nerft, schlich sich in die Kirche, besah sich das herrschaftliche Gestühl, und wie da anzukommen sei. — Hätte er nur wenigstens gewußt, welches Hedwigs Stuhl zu sein pflegte! Der Küster legte die Gesangbücher auf den Platz jedes Herrschaftsmitgliedes. Sollte er es wagen, den Mann anzureden, auszuforschen, und sobald er die Stelle kennte, den Brief in das für Hedwig bestimmte Buch zu legen? — Er wagte es, und es gelang. Aber es ward ihm bald wieder leid, denn er setzte seine letzte Hoffnung dadurch aufs Spiel. Der Brief enthielt ganz bestimmte Vorschläge zur Entführung; kam er in andere Hände als Hedwigs, oder fiel er heraus, sobald sie das Buch öffnete, oder wurde gesehen, sobald sie das Buch aufschlug, dann war auch die letzte Möglichkeit vernichtet! Er eilte in die Kirche zurück, um ihn wieder herauszunehmen. Aber die Kirche füllte sich schon; er konnte nicht mehr ohne Aufsehen in das Gestühl eindringen, und der Küster warf ohnedies schon forschende Blicke auf ihn, er mußte das Geschick walten lassen. Sich so tief als möglich unter die lettischen Wandkittel stellend, um das Herrengestühl zu übersehen, und doch nicht gesehen zu werden, erwartete er den Beginn des Gottesdienstes und die Ankunft der Ellernschen. Sie kamen, Hedwig war nicht dabei, und Frau von Knorre setzte sich auf Hedwigs Platz. Sein Blut stockte, als sie jetzt nach dem Gesangbuche griff, sie sah sehr blaß und leidend aus, nahm das Buch nicht vom Platze, sondern schlug es nur auf, wie ihm schien, gedankenlos und ohne darauf zu blicken. Sie sang nicht mit; schmerzlichst wünschte

Vandomir das Ende des Liedes, den Anfang der Predigt herbei; sowie der Prediger auf der Kanzel erschien, schmiegte er sich rückwärts durch die Letten nach der Tür und verließ die Kirche. Er hoffte später nachforschen zu können, ob der Brief unentdeckt geblieben sei; jetzt wollte er die Abwesenheit der Eltern benützen, um bis unter Hedwigs Fenster zu dringen. Julius und Chabelsky waren zwar nicht in der Kirche, und beide hielten sich in Ellern auf, aber in Abwesenheit der Eltern und zur Kirchstunde, wo alles ruht auf dem Lande, und Weg, Hof und Garten verödet sind, hoffte er doch am ersten eindringen zu können. Weit und breit war niemand auf dem Felde zu sehen, er eilte rasch dahin, am Salatkruge vorüber, am Ellernskruge desgleichen; nichts störte ihn, nichts hielt ihn auf; schon sah er den Kalnischkrug am kleinen See, wo er damals Hedwig erblickt hatte — wer ist das? Vor dem Kalnischkruge saß ein Mann. Vandomirs scharfes Auge erkannte bald in demselben einen Juden, wie deren trotz des Verbots Hunderte im Lande umherzogen. Vielleicht ist der zu gebrauchen! dachte Vandomir, eilte hinzu, und setzte sich neben ihn auf die Bank. Der Hausierer kam direkt von Ellern und erzählte, daß er dort einige Seidenwaren verkauft, leider aber nicht genug von guten Stoffen bei sich gehabt habe, es werde da eine Hochzeit gerüstet, und es wäre ein Geschäft zu machen gewesen, da das Fräulein Braut nicht eben feilsche; „aber meiner Mutter Sohn," setzte er hinzu, „hat kein Glück, hat in seiner Torheit die besten Sachen in Dünaburg gelassen."

Vandomir zeigte ihm ein Goldstück mit der Frage, ob er's rasch verdienen wolle? Sie wurden handelseinig, und Stanislaus, diesmal die Brieftasche mit sich führend, schrieb mit der Bleifeder ein neues Billett, worin er Hedwig bat, getrosten Mutes zu sein und künftigen Sonntag in der Kirche nicht zu fehlen. Sie möge es so einrichten, daß sie im Patronatsgestühle dicht am Gange säße. — Der Jude über=

nahm's, auf der Stelle nach Ellern zurückzukehren, unter dem Vorwande, etwas vergessen zu haben, unmittelbar in des Fräuleins Zimmer vorzudringen, das Billett abzugeben und eine Antwort zu erwarten. — „Bringst du die Antwort,“ flüsterte Bandomir, „so erhältst du noch ein Goldstück —.“ „Ich will's wagen!“ — „Noch eins! Gib den Zettel noch einmal her!“ Der Brief im Gesangbuche ängstigte ihn über alles, und er unterrichtete Hedwig davon mit dem Bemerken, daß sie sich dessen, wenn irgend möglich, bemächtigen möge, wäre es nicht eher tunlich, nächsten Sonntag, sobald sie ins Gestühl träte, denn es sei alles verloren, wenn er gefunden werde.

„Nun eile, daß sie dir nicht aus der Kirche über den Hals kommen, hier im Kruge erwarte ich dich!“

Der Jude marschierte hastig nach dem Gebüsche zu, wo Bandomir damals so glücklich gewesen, und dieser forschte um den Krug herum nach einem Versteck, weil er es nicht wagen durfte, im Kruge selbst die Vorüberfahrt der Ellernschen abzuwarten. Wie leicht hat solch ein Jäger Durst und tritt ins Wirtshaus!

Der Gedanke an den Brief peinigte ihn ununterbrochen. Sollte er nach der Kirche zurück und am Schlusse des Gottesdienstes in das Gestühl dringen, ihn wegzunehmen? Aber es wurde zu spät; eh' er hinkam, war die Kirche aus, und dann begegnete er den Heimfahrenden, und sein Jude verfehlte ihn im Kruge! — Ach! warum war er so voreilig gewesen! Nach der Predigt wurde noch ein Lied gesungen, und wenn auch die Herrschaft dies nicht mitzusingen pflegte, so war's doch möglich, daß die Ellernsche das zu tun gewohnt war, daß Frau von Knorre nachholen wollte, was sie vor der Predigt unterlassen — da klang die Vaterunser-Glocke von Nerft herüber, die Kirche war zu Ende — jetzt war's entschieden! Nein! Wenn's auch bis jetzt verborgen geblieben war, nun räumte der Küster auf, und solch ein Mann ist zu ordentlich und zu neugierig, jetzt solltest du da

sein! — Da kommt der Wagen und Reiter kommen hinterher, und mein Jude ist noch nicht zurück! Sie werden ihm begegnen, werden ihn zur Rede stellen, untersuchen —!

Stanislaus hatte sich in einen Schuppen untergebracht, und übersah durch ein Loch des Fachwerks die Straße. Sie war vom Regen gerade in der Nähe des Kruges schadhaft geworden, und der Wagen mußte hier langsam fahren. So konnte er die darin Sitzenden genau beobachten und in ihrem Benehmen lesen, ob sich was Ungewöhnliches ereignet habe. Frau von Knorre saß allein im Wagen, ihr Antlitz sah leidend, unbewegt aus, wie in der Kirche. Herr von Knorre war mit zwei Jägern dahinter zu Pferde. — Der Zug ging vorüber. Eine peinliche, lange halbe Stunde verging, und der Jude kam noch immer nicht; Stanislaus ertrug's nicht mehr zu warten, und wagte sich auf die Straße, obwohl sie von Kirchgängern bedeckt war. Bis an den Busch nur wollte er gehen! Lieblicher Aberglaube, der sich immer einstellt, wenn wir lebhaft wünschen oder fürchten, flüsterte ihm zu: An dem Busche hast du Glück! Wirklich erschien da der Jude, bat ums Goldstück, und griff in die Tasche. Er brachte Antwort von Hedwig! „Gott sei Dank!“ schrieb sie, „daß ich ein Lebenszeichen von Dir habe! Allein und ohne Dich kann ich nicht widerstehen — dem Vater wohl, aber der Mutter nicht. Was soll aus mir werden? Ich bin bewacht wie eine Gefangene. Wage ja nichts, es sind fürchterliche Befehle gegeben, und Dein Leben stünde auf dem Spiele. Ich fürchte, daß man am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienste mich plötzlich vor den Altar führen und dem Chabelsky, der bis dahin leidlich hergestellt zu sein denkt, antrauen wird! Stanislaus! wir sind verloren — ich höre die Glocke von Nerft und schließe.

PS. Zu dem Gesangbuche kann ich nicht eher als nächsten Sonntag. In die Kirche komme ich bestimmt, ach, nur zu bestimmt!“

Stanislaus fragte den Juden, ob er ihm aus der Nerfter Kirche was holen könne. — „Für keine Million!“ rief der Jude. „Wer mich in der Kirche betrifft, tötet mich, laßt mich sein, Herr, und meinen Weg fortgehen!“ Damit eilte er ins Gebüsch von dannen.

Stanislaus wagte sich noch einmal nach Nerft hinein, er fand aber die Kirche verschlossen. Ja, er war so dreist, nach dem Küster zu fragen. Der Herr Pfarrer, hieß es, ist nach Ellern zu Tisch geladen, und der Küster ist heute mitgegangen.

Der entscheidende Sonntag war ein so milder Septembertag, daß ein Gewitter in großer weißer Wolke leicht blitzend und donnernd schon um die neunte Stunde über den Himmel zog, als die Hochzeitsgesellschaft in Ellern die Wagen bestieg, um nach Nerft zur Kirche und Trauung zu fahren. Der alte Herr von Knorre zeigte große Heiterkeit, daß endlich alles ohne weitere Störung bis dahin gediehen war, daß Julius und Chabelsky bereits wiederhergestellt erschienen, und daß sein innerer Schauer vor Bandomir und dessen Schwur doch in nichts Übles ausgegangen sei. Obwohl ein gehärteter Mann war er von böser Ahnung gequält worden und hatte zu dem Ende so strenge Sicherheitsmaßregeln ergriffen, ja bis zu diesem Morgen hatte er sich eines bewaffneten Überfalls von seiten der Bandomire versehen. In der Freude, daß er sich geirrt, ließ er dem Pferdehirten die Freiheit wieder geben und begrüßte die eintreffenden Hochzeitsgäste, unter ihnen den Grünwalder und den Schloßberger, mit einer freudigen Herzlichkeit, wie sie ihm sonst gar nicht eigen war. Den gutmütigen, zurückgesetzten Puttkammer, der sich eingestellt hatte, um nicht durch seine Abwesenheit aufzufallen, faßte Knorre unter den Arm und führte ihn mit den Worten zur Seite: „Ich danke Euch, Puttkammer, Ihr seid ein wahrer Edelmann! Daß Ihr kommt, beweist der Welt, wie Ihr unser wahrer Hausfreund seid und bleibt, und

meiner Tochter nur als solcher den Hof gemacht habt. Wie gern ich sie Euch gegeben, Puttkammer, wißt Ihr am besten; daß ich sie dem Chabelsky gebe, geschieht um unser beider Wohl und Ruhe willen — warum? Ihr seid kein Raufbold, und hättet vom heutigen Tage an die Vandomire auf dem Halse gehabt, ja, wär't Eures Lebens keine Stunde sicher gewesen. Chabelsky dagegen führt Hedwig nach Litauen hinüber, sie kommt diesem Abenteurer aus Auge und Sinn und ist in Braslaw jedenfalls von einer zahlreichen, kriegerischen Familie gegen alles geschützt."

Der Grünwalder, zu Herrn von Sieberg in den Wagen steigend, drückte diesem seine Verwunderung aus, daß von seiten Vandomirs nichts passiert sei. „Ich habe mich doch in ihm geirrt, denn ich habe ihn für unternehmender gehalten, und nach der Szene, welche ich ihn hier erleben sah, war ich des wildesten Attentats gewärtig."

„Es ist mir dies ein gutes Zeichen," erwiderte darauf der Schloßberger, „daß diese leidenschaftlichen jungen Männer doch mehr Erziehung und Maß besitzen, als man ihnen gern zutrauen mochte. Man sagt, Graf Moritz, der vor den russischen Truppen flüchtet, sei bei ihnen in Brüggen verborgen."

Als der Wagen, worin Frau von Knorre und Hedwig saßen, an der Kirche still hielt, wurden die Pferde von einem plötzlichen Donnerschlage scheu und prallten auf die Seite. Der Kutscher wurde ihrer indessen Herr, und Hedwig, welche dessen gar nicht gewahr wurde, hatte dadurch längere Zeit, sich unter den umherstehenden Letten nach Vandomir umzusehen. Sie sah ihn nirgends! Nirgends war ein Anzeichen, daß sich was Ungewöhnliches bereite; — wie jener Donnerschlag überfiel sie plötzlich die Gewißheit, nach Verlauf von zwei Stunden ihm für immer verloren und einem andern angetraut zu sein. Romantisch, wie Mädchen sind, welche dem Geliebten alle mögliche Wunderkraft zutrauen, hatte sie seit Vandomirs letztem Schreiben zuversichtlich darauf ge-

rechnet, er werde die Trauung vereiteln, und in dieser Zuversicht hatte sie sich gleichgültig das weißseidene Brautgewand antun, den Myrtenzweig ins Haar flechten lassen. Jetzt, aufgerichtet im Wagen stehend und umhersuchend mit dem Blicke, überfiel sie auf einmal völlige Verzweiflung, sie zitterte und schwankte, und die erschreckte Mutter mußte sie halten.

Sobald sich ein junges Mädchen wieder faßt, ist sie auch augenblicks all ihrer kleinen Pläne wieder mächtig. Dies gilt vielleicht nicht nur von einem jungen Mädchen, sondern von jeder Frau, und ist vielleicht dadurch erklärlich, daß die Frauen als das schwächere Geschlecht jederzeit mehr als die Männer auf augenblickliche Sicherstellung bedacht sind. In einem engeren Kreise von Wünschen und Ideen sich bewegend ist ihnen auch darum das eben Passende rascher gegenwärtig. Als Hedwig an der Mutter Arm in die Kirche und an den Eingang des Patronatgestühles trat, war sie ihres trostlosen Zustandes bereits so weit Herrin, daß sie die Mutter bitten konnte, die Herren vorausgehen zu lassen in das Gestühl. Es sei ihr so eng und beklommen zumute, daß es ihr Erleichterung dünke, nicht in das enge Gestühl hinein zu müssen, sondern hier nahe dem freien Gange sitzen zu dürfen. Die Mutter gewährte das dem offenbar tief erschütterten Kinde gern, und als Herr von Knorre es unpassend finden und verweigern wollte, schickte sie ihn mit ein paar bestimmten Worten samt den übrigen Herren in das Innere des Gestühls.

Auch die Sorge um den Brief hatte Hedwig nicht vergessen, sie ließ sich nur nicht mit der Wahl ihres Sitzes vereinigen. Als sie nach ihrem sonstigen Kirchenplatz aufblickte, bemerkte sie, daß Herr von Roop ihn eingenommen, und soeben ihr Gesangbuch ergriffen hatte. Nach einer Weile wendete er wirklich den Kopf nach ihr zurück, als wollte er von weitem ein Zeichen geben oder eine Frage an sie richten. Hedwig, welche wußte, daß Roop ihrem Stanislaus wohl gesinnt, und welche richtig vermutete, daß ihm soeben dessen Brief in die Hände

gefallen sei, schüttelte kaum merklich das Haupt, und der Grünwalder schien das wohl verstanden zu haben. Aber Puttkammer, der neben ihm saß, hatte wohl den Brief ebenfalls bemerkt, und ihm mochte es nicht ungelegen sein, wenn sich vermittelst desselben etwas Störendes ereignete. Hedwig sah, wie er sich zu Roop hinneigte, und als dieser eine ablehnende Bewegung machte, zu Julius, und wie Julius zum Vater sprach, und eine auffallende Unruhe unter den Herren entstand. In diesem Augenblicke erschien der Prediger auf der Kanzel; Julius, der aufgestanden war, setzte sich nieder — zunächst schien der Fund auf sich beruhen zu dürfen. Aber als die Gemeinde eben die letzte Strophe des letzten Verses anhub, kam Jakut eiligst den Gang her ans Gestühl und wollte hinein — er war so erhitzt, daß der Schweiß dicht über sein gebräuntes Antlitz herab in den Bart lief und daß ihm die sonst glatt gekämmten langen Haare naß und verwildert über die Backen hingen. Hedwig, die nichts Gutes ahnte bei seinem Anblick und bei seiner Bitte, zum Herrn von Knorre gelassen zu werden, winkte ihm gebieterisch Stillschweigen zu, nach dem Prediger auf der Kanzel hinzeigend. Die Männer, den Rücken nach dem Eingange kehrend, sahen ihn nicht, und selber die Mutter wurde den Roskolniken nicht gewahr, welchen der Hinweis auf den heiligen Moment und Ort wirklich gelähmt hatte. Die für Andacht so wirksame Stille, welche am Schluß des Gesanges und unmittelbar vor Beginn der Predigt eintritt, fesselte magnetisch den altgläubigen Russen, den offenbar eine wichtige, schleunigst auszurichtende Botschaft hergeführt hatte, und der nun dicht am Ziele unverrichteter Sache stehen bleiben mußte.

Guter Gott! dachte Hedwig, was nützt es noch, dieses oder jenes abzuwenden! Nach einer Stunde ist alles gleichgültig! — Dann versank sie in sich, und es mochte weh und schmerzlich in ihr sein, denn große Tränen glitten ihr über die bald erblassenden, bald errötenden Wangen.

Leises Knarren der Kirchtüre, die während der Predigt geschlossen ist, ein durch den Gang daher kommender leiser, aber rascher Schritt weckte sie; sie blickte seitwärts — allmächtiger Gott! Stanislaus kam den Gang herauf bis dicht in ihre Nähe. Ein Freudenruf entglitt ihrem Munde, und während Jakut, wie von einem Spieß getroffen zusammenfuhr, wendeten sich sämtliche Inhaber des Gestühls nach ihr. So erblickten sie alle den Vandomir, der sich gegen Frau und Fräulein von Knorre, Herrn von Sieberg und von Roop höflich verneigte. Er war in prächtiger Kleidung und glich, wie Hedwig geträumt, dem Bilde eines romanhaften Paladins. Sein sonst so bleiches Antlitz war leicht gerötet; von Waffen trug er nichts als ein breites, zierlich gearbeitetes Jagdmesser, welches an einem goldgestickten Bandeliere niederhing. Ruhig blieb er in der Nähe Hedwigs stehen und sah unverwandt auf den Prediger. Die Knorres waren entsetzt und wußten nicht, was tun. Der Feind verriet zunächst keine feindliche Absicht; die Kirche war für jedermann, und sollte man ohne weitere Veranlassung den Gottesdienst unterbrechen? Der alte Knorre war zudem bleich wie der Tod und zitterte, seiner verspotteten Ahnung gedenkend, nicht bloß vor Wut. — Daß Vandomir als müßiger Zuschauer der Trauung gekommen sei, glaubte niemand, jedermann war auf eine Überraschung gefaßt, und doch verhielt sich alle Aufregung nach außen ruhig, und die Predigt ging, wie ein bannendes unparteiisches Element über alle dem fort. Und wenn er allein war, er hielt die Hauptpersonen, denen der Widerstand zugekommen wäre, in Furcht, so lähmend war in kurzer Zeit der Vandomire Ruf von unwiderstehlicher Tapferkeit geworden, und Julius, wie Chabelsky, die beiden natürlichsten Gegner, wenn etwas vorfiel, fühlten sich noch kraftlos durch kaum verharschte Vandomirsche Wunden; der alte Herr war wie von einem dämonischen Entsetzen ergriffen, von Sieberg, Roop und Puttkammer war keinerlei Einmischung zu erwarten;

kurz, das mit Männern gefüllte Patronatsgestühl fühlte sich ohnmächtig neben diesem einzigen regungslos dastehenden Manne. Er schien auch der einzige zu sein, welcher den Worten des Predigers volle Aufmerksamkeit widmete. Sowie aber der Prediger Amen gesagt hatte und die Kanzel verließ, war diese ruhige Vandomirgestalt verwandelt; wie man eine Hand umkehrt, war er dicht am Gestühl, hatte Hedwig mit beiden Armen erhoben, und trug sie, als ob sie leicht wie ein Blumenstrauß wäre, dem Ausgange zu. Polternd, Stühle umwerfend, sprangen die Knorres auf, schrien: „Räuber! Schurke, steh'!" und strebten, in den Gang zu kommen. Das wirksamste Hindernis für Vandomir, weil das nächste, ward Jakut, der zusprang und nach Hedwig griff. Stanislaus, sie mit einem Arme fest umschlingend, griff ihn mit der andern an die Kehle, welche des Roskolniken blanker Hals bloßstellte, und welche Stanislaus mit so furchtbarer Gewalt zusammenpreßte, daß Jakuts Augen weit aus ihren Höhlen traten. Der hierdurch verursachte Aufenthalt wäre aber doch gefährlich geworden, wenn Stanislaus nicht, nach Jakut greifend, mit lauter Stimme: Urban! gerufen und sich auf diesen Ruf die Kirchtür flugs in beiden Flügeln geöffnet und einen furchtbaren Hinterhalt gezeigt hätte. Die Vandomirschen Jäger, zwanzig an der Zahl, standen unter Urbans Anführung aufgepflanzt und streckten ihre Feuerröhre in den Kirchengang. Jakut, bei dieser Verwandlung der Szene losgelassen, fiel platt auf das Pflaster; die Knorres und Chabelsky, aus dem Gestühl herausgedrungen, standen wie vom Donner gerührt, und Stanislaus, sich umwendend, sprach mit starker Stimme: „Ich halte meinen Schwur, und Hedwig wird mein Weib — seht geduldig zu, wenn ihr das Leben lieb habt!"

Dann schritt er durch die Schützen mit seiner schönen Beute hinaus, zu einem Wagen, welcher des jungen Paares harrte. Bis er mit ihr davon gerollt war, hielten die Jäger den Ausgang besetzt, dann zogen sie sich zu je fünf Mann

zurück. So bestiegen sie allmählich alle ihre Pferde, ohne daß der Ausgang frei geworden wäre, denn die, welche sich beritten gemacht, lösten zu Pferde die nächsten fünf an der Türe ab, bis alle zwanzig zu Pferde an der Tür hielten. Dann erst kommandierte Urban: „Kehrt!“ und unter einem jauchzenden Aufschrei jagte das Pikett in gestrecktem Galopp dem Herrn und der neuen Herrin nach.

Die Kirchtüren blieben offen, und man sah vom Gange aus, daß ein mächtiger Platzregen vom Himmel fiel.

10.

Alles dies war ohne Vorwissen Scipios geschehen. Stanislaus fuhr auch nicht zuerst nach Brüggen mit seiner eroberten Braut, sondern geradenwegs nach der Düna hinüber, wo ihm bei dem Gute Born ein befreundeter und ergebener Prediger wohnte, der ihm das Recht eines kurischen Edelmannes ungeschmälert angedeihen ließ, das Recht nämlich, ohne Aufgebot getraut zu werden.

Nachdem die Trauung vollbracht war, schrieb Hedwig einen Brief an ihre Mutter, bat darin um Verzeihung und Segen und — so praktisch ist auch die jüngste Frau! — um ihre Kleider. Die Predigersfrau half ihr aus der Verlegenheit, nicht auch in Brüggen bloß mit dem weißseidenen Staatskleide ankommen zu müssen. Übrigens war Hedwig bei dieser außerordentlichen Wendung ihres Schicksals so unbefangen wie möglich; von dem Augenblicke an, da sie Stanislaus Arm in der Kirche zu Nerft umfangen, war sie nur eine Empfindung, ein Gedanke, Hingebung an ihn, an den mächtigen, geliebten Mann. Wie Meereswogen schlugen Wünsche, Gefühle, Freuden über ihr zusammen; es war etwas von jenem slawischen Leichtsinn und Feuer in ihr, welche eine geniale Rücksichtslosigkeit und ein völliges Genießen des Augenblicks erlauben.

Sie fuhren, von Born kommend, an Kummeln vorüber, ohne bei Scipio einzusprechen; und einige Tage später erst, nachdem sich das Gerücht des Vorfalls im Oberlande verbreitet hatte, kam ein Brief Scipios an Stanislaus:

„Von fremden Leuten, geliebter Bruder, erfahre ich die wichtige Nachricht. Ich weiß es, daß Du mich übergehst, weil Du meine entschiedene Opposition gegen eine Verbindung mit Hedwig von Knorre kennst. Um sie, koste es was es wolle, ins Werk zu setzen, handeltest Du allerdings richtig, ganz ohne mein Wissen zu verfahren; — ich hätte mich bis zum Äußersten widersetzt. Ob Du wohl gehandelt hast, das mag Gott wissen, alles mag Gott lenken. Daß es nichts Geringes war, um wes willen ich dagegen, daß meine Gegenwirkung aus einer tief liegenden Ursache entsprang, kannst Du, meine Liebe für Dich, meine Wünsche für Dein Glück kennend, ermessen. Du hast niemals näher nachgefragt, Du hast, wenn ich sprechen wollte, Dein Ohr immer abgewendet, Du hast alles übersprungen, jede Rückkehr unmöglich gemacht, und so sei denn nun alles begraben. Ich will nun glauben, Gott selbst habe gegen mein Bedenken, gegen das unsers seligen Vaters und Oheims entschieden; ich will nun glauben, es sei aus einer zu großen Peinlichkeit und Delikatesse entsprungen. Jeder Mensch, glaubst Du, handle für sich am Angemessensten, wenn er nach Maßgabe seiner natürlichen Anlage und unverwirrt von äußerem Einspruch handle. Gott hat Dir so gewaltige Mittel gegeben, Du verfährst mutig und geradeausgehend damit, mögest Du recht haben gegen mich, der ich, schwächeren Kornes denn Du, die Handlung des Menschen vorsichtiger, Bildungsgesetzen entsprossen, Bildungsgesetzen wenigstens unterworfen sehen will. Das Glück sei mit Dir, der Du größere Ansprüche machst und zu machen hast als ich! Verwirf deshalb meine Ratschläge nicht. Bin ich auch auf schwächere Hilfsmittel gestellt, so bin ich doch für Umsicht um so geübter. Und mein Rat geht dahin, daß

Du auf der Stelle mit Deiner Frau Kurland verlassest. Mögen auch einige junge Leute die Entführung aus der Nerfter Kirche einen fixen Streich nennen, die allgemeine Stimmung ist gegen Dich. Du kennst den auf seine Rechte pochenden Adel dieses Landes! Wenn ein Pfandbesitzer gegen den Kurländer so etwas sich erlaubt, sagen sie, was bleibt da dem Indigena übrig? Sogar der Schloßberger, der uns sonst wohlwollte, und der mit Recht ein großes moralisches Ansehen genießt, hat es ein freches Attentat genannt, welches alle Strenge der Gesetze gegen sich herausfordere. Roop, der Dir so günstig, hat gemeint, es werde Dir schlecht bekommen, und es würde niemand wagen, Dir beizustehen. Plater, der Kaltenbrunnsche, hat gestern öffentlich in Dünaburg erklärt, wer im Gotteshause ungestraft ein Attentat begehen dürfe, von dem müsse man sich noch größerer Unbilde versehen; es erheische des Landes Wohl, an Bandomir ein Exempel zu statuieren, und es sei hier mit aller Strenge durchzufahren, da es glücklicherweise einen bloßen Pfandbesitzer, einen Fremdling betreffe. Hoffe nicht auf die Unordnung alles Rechtsganges, auf das schlaffe Regierungswesen in diesem Lande! Bei diesem Falle hat kein Kurländer ein Interesse, daß dem Rechte nicht voller Lauf werde; die mächtigen Familien Knorre und Thorhacken werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, Chabelskys werden die moralische Unterstützung der politischen Lehensherrschaft mit Leichtigkeit beschaffen, und Herzog Ferdinand, dem Du ins Antlitz getrotzet, wird als legitimer Landesherr auch seine volle Stimme gegen Dich in die Wagschale werfen. Wenn sie auch sonst kein Gewicht hat, hier, wo sie der Ritterschaft erwünscht kommt, wird sie vollwichtig sein und die Gerichte gegen Dich in vollen Eifer setzen. Kurz, Du hast auf ganz rechtlichem Wege das Schlimmste zu erwarten, denn sie werden, da unser Name hier nicht anerkannt ist, als gegen einen Nichtadeligen wider Dich verfahren, und die entsetzliche Stelle der

kurischen Statuten: ‚Si ignobilis nobilem stupraverit, gladio feriatur!‘ gegen Dich aufrufen; sie werden unter diesem blutroten Scheine des Rechtes auch über das Recht hinaus Dich anfallen, Du wirst keine ruhige Stunde haben, Tag und Nacht an Leib und Leben gefährdet sein, und über kurz oder lang schmählich unterliegen. Darum folge mir, Stanislaus, folge mir sogleich, und mache Dich auf unter voller Bedeckung der Deinen bis an die Grenze, gehe über Berlin nach Dresden, und entscheide Dich dort, wo Du Dich niederlassen willst. Graf Moritz von Sachsen denkt, Dich in kurzem dort einzuholen, und Dir mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Auch er ist flüchtig, suchte am Sonnabend abends Schutz bei Dir in Brüggen, fand Dich nicht und kam zu mir hierher nach Kummeln. Er verläßt ebenfalls das Land und versichert Dich seiner Wohlgewogenheit.

Sowie Du mir sagen läßt, daß Du aufbrechest, komme ich flugs mit meinen Leuten, Dir in einiger Entfernung das Geleit zu geben und Dir den Rücken zu decken. Eile, Stanislaus! Jede Stunde Verzug kann Unheil bringen.

Dein Scipio.“

Ferber brachte diesen Brief nach Brüggen, aber Stanislaus, in den Freuden der Liebe berauscht und von tollkühn unerschrockenem Charakter nahm all die drohenden Verhältnisse viel leichter als Scipio und hielt es beinah für eine Schmach, jetzt das Land zu verlassen. „Nach einiger Zeit,“ meinte er, „werde ich dies vielleicht tun, jetzt aber um keinen Preis. Urban hat die Befestigung von Brüggen, soweit sie nötig sein dürfte, vollendet. Sie sollen nur kommen, ich will sie mit blutigen Köpfen heimschicken; und kommen sie in gar zu großer Zahl, nun Ferber, so schick’ ich zu euch nach Kummeln, ihr fallt den Angreifern in den Rücken, während wir einen Ausfall machen, und es müßte wunderlich zugehen, wenn mir unter solchen Umständen ganz Kurland und Semgallen was anhaben sollte. In Summa: Scipio überstudiert alles

und übertreibt die Dinge. Diese kurischen Edelleute bringen nichts Gemeinschaftliches zustande; es wird denn auch gegen mich ein paar Neckereien geben, sie werden mich zitieren lassen durch den Mannrichter, ich werde mich nicht stellen; man wird hin und her schicken, es wird Zeit vergehen, man wird der Sache müde werden und sie am Ende bei jenem bergehohen Stoße liegen lassen, der aus unerledigten Gerichtssachen besteht — so wird es kommen!"

„Das glaub' ich nicht, Herr von Vandomir!" erwiderte Ferber, ein nüchterner, praktischer Mann, auf dessen Meinung Stanislaus viel zu geben pflegte, und der in dieser Angelegenheit Scipios Ansichten teilte. Mit überzeugender Rede entwickelte er sie, Hedwig vereinigte sich mit ihm, und Stanislaus war im Begriff nachzugeben, da erschien ein Besuch, der alles änderte. Es war gegen Abend, und man erkannte nicht sogleich den sporenklirrend eintretenden Herrn, es war Graf Moritz, der von Kummeln herüberkam, um sein Asyl einige Tage bei Stanislaus aufzuschlagen. „Ich bin schon zu lange in Kummeln," sagte er, „und Biron hat mich ausgespürt. Auf Brüggen, welches die kurischen Edelleute belagern werden, wenn sie nach einigen Jahren darüber einig geworden sind, sucht mich jetzt kein Mensch, denn Brüggen ist ohne mich von krimineller Untersuchung bedroht; ich aber habe außerdem dem Brüggenschen Herrn ein leichtsinnig Wort abzubitten, welches er mir übel genommen hat, und ich weiß dafür keine passendere Form, als wenn ich auf einige Tage sein Haus als Asyl in Anspruch nehme."

Hiermit war's für Stanislaus entschieden, daß er zunächst in Brüggen blieb. Graf Moritz wollte noch den Erfolg einiger Schritte abwarten, die er in Petersburg veranlaßt hatte; fielen sie für seine kurische Prätendentschaft nicht günstig aus, dann wollte er das Land verlassen, und für den Fall verabredete er mit Stanislaus einen gemeinschaftlichen Reiseplan, dessen Ziel Frankreich und französische

Kriegsdienste sein sollten. Gewann die Prätendentschaft aber wieder Boden, was bei dem damals oft eintretenden Personenwechsel in Petersburg möglich, und bei dem prophezeiten Sturze Menschikoffs wahrscheinlich war, nun dann war mit Leichtigkeit zu beseitigen, was sich von kurischer Seite Drohendes gegen Vandomir erheben wollte.

So ward man in Brüggen heiterer Dinge, die jungen Eheleute waren in seliger Liebe, der vornehme Gast, ein vollendeter Kavalier, erheiterte die junge schöne Frau durch eine graziöse Galanterie, belebte die Unterhaltung durch Schilderungen aus seinem bunten und interessanten Leben, durch Schilderungen französischen Lebens, welches er innerhalb aller hohen und innerhalb aller pikanten Kreise genossen hatte, ja, nach einiger Zeit trugen die beiden gefährdeten Männer kein Bedenken mehr, sich auf die Jagd hinauszuwagen, da sich von außen nichts Bedrohliches gegen sie regte und Urbans Sicherheitsmaßregeln das Brüggensche Haus gegen jeden Überfall sicherzustellen schienen.

Aber draußen bewegte sich alles ganz anders und viel drohender gegen sie, als sie verhofften. Als sie eines Tages vergnügt an der Tafel saßen, erschien ein einzelner Reiter an dem von Urban angelegten Brückentore, welches jetzt den einzigen Eingang zu dem mit Graben und Wall umzogenen Brüggenschen Herrenhause bildete. Urban machte Bedienung bei Tafel, und der Wächter am Tore, eingeschüchtert durch das Amt und die feierliche Anrede des Reiters öffnete ihm das Tor, zumal er keine Gefahr darin sah, einen einzelnen Mann einzulassen. Dieser Mann war aber Ministerial der Seelburgschen Oberhauptmannschaft und trat unangemeldet in das Speisezimmer, mit lauter Stimme Stanislaus Vandomir vor den Richterstuhl des Seelburgschen Oberhauptmanns und des Mannrichters fordernd.

Die Knorres hatten ihre Zeit außerordentlich benutzt und in der Tat jene Gesetzesstelle, deren Scipio gedacht, zur Begründung und schleunigen Inswerksetzung einer Kriminalklage untergelegt. Selbst die unparteiischen Kurländer, sonst einer gerichtlichen Prozedur nicht eben geneigt, waren in diesem Falle eifrig zur Hand gegangen, und in ungewöhnlich kurzer Zeit ward die entschlossenste Exekution vorbereitet. Voraussehend, daß Vandomir die Richter perhorreszieren und sich weigern werde, vor dem Richterstuhle zu erscheinen, hatten sie auch für diesen Fall rasche Maßregeln vorbereitet. Wenn auch in Kurland der Widerstand einzelner gegen Beschlüsse der Gesamtheit oder gegen Sentenzen eines Gerichts nichts Ungewöhnliches war, so blieb dieser Widerstand doch ungesetzlich. Man vergab ihn dem Indigena, aber der Pfandbesitzer durfte auf keine Nachsicht rechnen, am wenigsten dann, wenn so angesehene Kurländer wie hier Interesse nahmen an der Vollziehung des Gesetzes. Vandomir wurde also sogleich, nachdem der Ministerial dessen perhorreszierende Antwort überbracht hatte, in contumaciam verurteilt, mit bewaffneter Hand, armata manu, vor die Richter gebracht zu werden, und eine Anklage auf Leben und Tod zu bestehen.

Dem Mannrichter, als der dafür kompetenten Person, wurde die Vollziehung dieser Sentenz aufgetragen. Er konnte nicht allein gegen Vandomir ziehen, und eine bewaffnete Macht, die seinem richterlichen Ansehen Macht und Nachdruck gegeben hätte, war weder im Oberlande, noch in ganz Kurland vorhanden. Die im Lande liegenden russischen Truppen, welche soeben teilweis nach dem Grafen Moritz fahndend umherzogen, dafür in Anspruch zu nehmen, erschien gar zu mißlich, weil man gerade in jener Zeit mit dem Petersburger Hofe in Unterhandlung darüber begriffen war, diese Truppen entfernt zu sehen. Sie gegen einen kurischen Pfandbesitzer, von dem der heftigste Widerstand zu befürchten war, zur bewaffneten Einschreitung auffordern, hieß die eigene Schwäche

darlegen, hieß die Anwesenheit fremder Truppen als notwendig darstellen. Die Debatte hierüber schloß von Knorre mit dem Erbieten, dem Mannrichter eine bewaffnete Schar zuzuführen, welche den Pfandherrn Bandomir tot oder lebend vor den Richter bringen und den kurischen Gesetzen Achtung verschaffen werde. Er hatte von den Chabelskys die Zusicherung, daß sie ihm nicht nur einen verwegenen Haufen Litauer, sondern auch, wenn es nötig sei, eine Anzahl verkleideter polnischer Soldaten stellen würden, sobald er sie forderte.

Der Mannrichter konnte und wollte Knorres Anerbieten nicht von der Hand weisen; er bedang sich nur aus, daß der Exekutionstermin auf einen Zeitpunkt verlegt würde, da Scipio Bandomir von Brüggen und Kummeln abwesend sei. Gegen beide vereinigte Brüder hielt er den größten Exekutionstrupp für unzureichend, und jedenfalls würden alsdann unverhältnismäßig viele Menschenleben aufs Spiel gesetzt. Diese Bedenklichkeiten wurden indes von den Knorres nicht gebilligt, sie bewiesen, daß ein kühner, rascher, unerwarteter Angriff am leichtesten und wohlfeilsten zum Ziele führen würde. Der Mannrichter fügte sich ungern, aber er fügte sich, und die Knorres jagten noch in derselbigen Stunde den ihnen dienstwilligen Jakut zu den Chabelskys nach Braslaw hinüber, mit allen nötigen Anweisungen.

Dies alles folgte einander mit einer in Kurland unerhörten Schnelligkeit, und obwohl man in Brüggen durch die Erscheinung des Ministerials aufgeschreckt worden war, so dachte man doch nicht im entferntesten daran, daß ein Ausbruch eines von gerichtlichem Ansehen verstärkten Sturmes so nahe und so mächtig sein könne. Graf Moritz, auferzogen in großen Verhältnissen, und gewohnt, alle gesetzliche Form von oben herab zu betrachten, war nur geeignet, Stanislaus in der Geringschätzung richterlichen Einschreitens zu bestärken. Scipio ließ sich zu aller Verwunderung auf Brüggen nicht sehen. Stanislaus schob dies auf die Nichtachtung, welche

er gegen alle Ratschläge Scipios dargetan hatte, und hoffte sicherlich, den Bruder auszusöhnen, sobald der Graf abgereist und Muße zum Besuche in Kummeln eingetreten sei. Damit tröstete er Hedwig, welche sich ungewöhnlich bekümmert zeigte um die Zurückhaltung des Schwagers; aber er entbehrte deshalb nicht minder denjenigen, welcher ihm am richtigsten raten und helfen konnte. Unglücklicherweise konnte Graf Moritz das Brüggensche Paar auch auf seine Vermittelung mit der Ellernschen Familie vertrösten, eine Aussicht, die jedenfalls für Hedwig von großer Wichtigkeit war, die aber ebenfalls alle Gedanken in Brüggen von äußersten Schritten abwendete. Weil der Ministerial den Grafen im Vandomirschen Hause angetroffen hatte, weil also dessen Aufenthalt hierdurch gar zu gewiß verraten war, und weil sich, vielleicht infolge davon, russische Truppen um Lautzen gezeigt haben sollten, so wollte der Graf seinen Aufenthalt ändern und auf eine Zeitlang nach Ellern verlegen. Von Knorre hatte ja doch früher zu seinen eifrigsten Anhängern gehört, es stand zu erwarten, daß er den Prätendenten gastfreundlich aufnehmen und ihm auch ein geneigtes Ohr zur Versöhnung mit den Brüggenschen leihen würde. „Wenn ich zurückkehre, Frau von Vandomir,“ setzte der Graf hinzu, „bring' ich freundliche Wünsche Ihrer Frau Mutter und auch ein mildes Wort von Vater und Bruder!“

Es war ein nebliger Novembermorgen, als er sich nach diesen Worten aufs Pferd schwang und zum Brückentor hinausritt. Stanislaus gab ihm das Geleit, um ihn durch die Wälder nach dem Swentensee hinüberzubringen, damit er die für unsicher geltende Lautzensche Straße vermiede.

Der Nebel verzog sich nicht während des kurzen Tages, und als Stanislaus nachmittags zurückkehrte, konnte er es schon nicht mehr erkennen, daß ein menschliches Wesen hinter dem großen Steine am Seeufer verborgen war. Pascha entdeckte es zwar, schlug aber nicht an, und als sich die Gestalt erhob und vortrat, prallte der Tatar einige Schritte zur Seite.

Es war Petruschka. Sie brachte ihm Kunde, daß von Lautzen her eine große Anzahl bewaffneter Reiter im Anzuge sei. „Das sind Russen!“ sagte Bandomir, „und sie kommen zu spät!“

„Russen sind's nicht, gnädiger Herr, und vor einer Viertelstunde bin ich einem von unserer Familie begegnet, der von der litauischen Grenze herkommt. Er hat bei Feldhof eine noch größere Reiterschar gesehen, die dort im Walde gelegen, mit den Köpfen nach Norden, die Chabelskys sind dabei gewesen, Herr!“

„So bleibe wach, Petruschka und schick' Eure Jungen umher, und bring' mir Nachricht ins Haus, wenn die Reiter wirklich von beiden Seiten auf Brüggen anziehen! Aber erschreck' meine Frau nicht!“

Damit eilte er über die Brücke hinein und unterrichtete Urban, daß er alle Sicherheitsmaßregeln treffe. Eine von gerichtlichem Ansehen unterstützte Exekution besorgte er nicht, weil die Nacht hereinbrach, und eine solche, selbst mit gewaffneter Hand, nach kurischen Gesetzen nur vollzogen werden kann, solange die Sonne am Himmel scheint. Einem Überfalle von seiten der Knorre und Chabelsky aber glaubte er sich gewachsen. Er trat also, als es völlig dunkel geworden, ohne weitere Besorgnis ins Haus und ging zu seiner Frau ins Wohnzimmer, nichts gegen diese erwähnend, und mit ihr schwatzend und kosend, als ob sie in völliger Sicherheit wären.

„Was haben denn die Hunde heut abend?“ — unterbrach sie das Gespräch, „sie machen ja einen erschrecklichen Lärm!“

„Es werden Wölfe in der Lautzenschen Heide sein, und der Wind steht von daher.“

Da öffnete sich die Tür, Pascha stürzte herein und gebärdete sich sehr unruhig; Petruschka, als Bube gekleidet, folgte ihm.

„Was willst du?“

„Meine Mutter, gnädigster Herr, aus dem Walde schickt mich und läßt Euch sagen, der Adler sei ausgeflogen nach seinen Jungen, er sitze mit aufgespreizten Krallen in Lautzen und hebe die Flügel!“

„Um's Himmels willen, Stanislaus! was heißt das?"

„Jagd, liebe Hedwig, Jagd! Diese Leute sprechen immer kauderwelsch. Sage mir, Bursche, sind die Wölfe zahlreich?"

„Viele Tuchte, Herr, hat man ziehen sehen, und vor allen scheinen die bösen litauischen Wölfe, die von Feldhof heraufkommen, sehr hungrig und mordgierig."

„Da müssen wir eine große Jagd veranstalten, um das Ungeziefer zu verscheuchen. Komm' mit, Kleiner!"

Er beruhigte Hedwig und ging mit Petruschka auf sein Zimmer. „Du mußt gleich zu Pferde, nach Kummeln, Petruschka, zu meinem Bruder."

„Der ist verreist, Herr!"

„So? Nun dann zum Verwalter Ferber. Er soll mir alle Mannschaft schleunigst hersenden; warte, ich will dir zwei Worte zur Beglaubigung schreiben! — So! Wenn man dich kriegt, verschluck' das Papier."

„Man kriegt mich nicht, es kommt niemand von der Kummelnschen Seite."

„Sind's die Knorres, die von Lautzen kommen?"

„Ja, Herr, aber sie sind nicht allein, und es ist auch ein vornehmer Mann dabei, den wir nicht kennen."

„Oho! es wird doch nicht der — Graf Moritz, kennst du?"

„Ja, Herr!"

„Es wird doch nicht der Mannrichter sein! Gleichviel, es ist Nacht; aber eile um so mehr nach Kummeln!"

Petruschka eilte hinweg, und während Stanislaus seine Gewehre lud, hörte man sie über die Brücke sprengen. Es trat ein Jäger zu ihm ein und berichtete, daß sich auf der Lautzenschen Straße eine verdächtige Bewegung zeige, und daß die Hunde nicht mehr zu beschwichtigen seien.

„Geh' und passe auf! Ich bin sogleich unten."

Er umgürtete sich mit dem Säbel, hing die Schießtasche über, nahm die Gewehre und stieg hinab in den Hof. Hier fand er all seine Leute versammelt, gegen dreißig an der

Zahl, kühnen Jägermuts und voll Vertrauen auf den mächtigen, tapferen Herrn blickend. „Wenn wir angegriffen werden, Kinder, schlagt euch besonnen, mutig werdet ihr's ohnedies tun; verschießt keine Kugel umsonst, der Graben ist breit, der Wall ist hoch, Ernst werden sie des Nachts nicht machen, und am Tage trifft von uns jede Kugel. Bis dahin sind auch die Kummelnschen herüber, und beider Bandomire Macht vereinigt nimmt es mit ganz Kurland auf!"

Kaum hatte er diese Worte beendet, als die Hunde ein furchtbares Gebell und Geheul erhoben, und man aus der Ferne deutlich das Getrampel von Pferden unterschied. „Sie kommen!"

„Auf eure Posten! Niemand schieße eher, als bis ich's befehle."

Damals reichte noch der Wald von allen Seiten um Brüggen zusammen, und wo jetzt überall freies Feld ist, da war rings nur ein offener Raum von einigen tausend Schritten. Es war die Zeit des ersten Mondviertels, aber bei dem umwölkten Himmel und der nebligen Atmosphäre sah man, selbst auf fünfzig Schritt, die Gegenstände unsicher und schattenhaft. Dadurch wurde der Vorfall gespenstisch und unheimlich; man hörte Tumult und Waffengeklirr einer großen Masse; man hörte, daß drei rasch aufeinander losgefeuerte Schüsse ebenso im Süden von Brüggen nach Engelhardsdorf zu beantwortet wurden, und doch sah man niemand. Endlich schwieg das Stimmengewirr, und ein einzelner Reiter erschien am Brückentor. Er klopfte mit dem Pistol ans Tor und rief mit lauter Stimme, so daß es wunderbar durch die Nacht in den Wald hineinschallte:

„Ich, der Ministerial, fordere Euch auf im Namen des Herzogs und der Obrigkeit, die Pforte zu öffnen dem Mannrichter und seinem Gefolge, welche zur Exekution erschienen sind vor Brüggen!"

Nur das Echo des Waldes antwortete, sonst blieb es totenstill auf die Worte des Ministerials.

Da schlug dieser von neuem mit seinem Pistol an das

Tor und rief noch einmal seine Aufforderung in die schweigende Nacht hinaus.

„Du lügst!“ rief jetzt eine starke Stimme zur Antwort, „du bist kein Ministerial; der, den du anmeldest, ist kein Mannrichter; der Herzog, auf welchen du dich berufst, hat dich nicht bevollmächtigt!“

„Du irrst, Vandomir, oder Vandomirs Sprecher: Herzog Ferdinand hat durch ein Schreiben aus Danzig dich ohne Vorbehalt dem Gerichte überlassen, und der Mannrichter ist hundert Schritte vom Brüggenschen Tor, und ich bin der Ministerial!“

„Seit wann begehrt in Kurland der Mannrichter in finsterer Nacht gerichtlichen Einlaß? Räuber seid Ihr! Mach', daß du fortkommst, sonst laß ich dich niederschießen wie einen Wolf! Fort!“

„Wenn Ihr nicht gutwillig die Pforte öffnet, so müssen wir sie uns gewaltsam sprengen!“

Mit diesen Worten wendete er sein Pferd und eilte zur Angriffsschar zurück. Als er dem Mannrichter die Antwort Vandomirs wiederholt hatte, bestand dieser darauf, nach Lautzen zurückzukehren und erst den folgenden Tag zu gesetzlicher Zeit die Exekution zu vollziehen. Aber die Knorres und Chabelsky bekämpften diesen Entschluß auf das lebhafteste. „Um eine gesetzliche Spitzfindigkeit zu erfüllen,“ sagten sie, „werdet Ihr das Gesetz und das Gericht als unmächtig an den Pranger stellen und eine große Menge Menschenleben unnützerweise opfern. Denn am Tage fehlt von diesen Vandomirschen Schützen kein einziger Schuß seinen Mann, während jetzt in der Dunkelheit alles Schießen ein unsicher Ding ist. Bis zum Tage ferner bietet er all seine Leibeigenen auf und verschafft sich Verstärkung aus Kummeln; so wird die Expedition in ein blutiges Schlachten verwandelt, und der Zweck derselben am Ende doch verfehlt.“

Nach langem Hin- und Herreden gab der Mannrichter nach, und der sofortige Angriff ward beschlossen. Er sollte

auf allen Seiten zugleich geschehen; von dem breiten Graben und hohen Wall, welche Urban angelegt, unterrichtet, hatte man sich mit Leitern versehen, die Chabelskysche Schar, noch viel zahlreicher als die kurländische, erschien soeben auch auf dem Schauplatze, man ordnete sich und rückte nun rasch bis an den Graben vor, um die Leitern geräuschlos hinabzulassen. Da erschien Bandomir auf dem gegenüberliegenden Walle und rief mit donnernder Stimme: „Zurück, ihr Unsinnigen! Glaubt ihr denn, ich stehe ungerüstet eurem ungesetzlichen Überfalle gegenüber? Bei der ersten verdächtigen Bewegung gebe ich Befehl zum Feuern, und ihr füllt mit euren Leibern diesen Graben!"

„Ergebt Euch, Bandomir!" rief darauf eine Stimme; „ich, der Mannrichter, verspreche bei allem, was mir heilig, Euch ungefährdet an Leib und Ehre nach Mitau zu bringen vors herzogliche Hofgericht, wenn Ihr Eure Vergehungen nicht durch nutzlosen Widerstand vergrößert."

Chabelsky, welchem an dem Wege friedlicher Unterhandlung wenig gelegen, und dem alles darum zu tun war, daß Bandomir vernichtet, Hedwig erobert würde, benützte diesen Augenblick, da Bandomir in ziemlicher Nähe frei über den Wall herausragte, schlug sein Gewehr auf ihn an und schoß. Bandomir verschwand sogleich hinter dem Walle, aber man hörte seine Stimme fürchterlicher als je: „Verräterische Schurken, die ihr Gericht und Unterhandlung vorschützt, um meuchlings zu morden, wahrt euch!"

Darauf sah man einen Säbel in dem nebeligen Dämmerlichte blitzen und hörte von derselben Stimme das Kommando: „Feuer!" Ein Feuerstrom sprühte über den Wall, und viele der Angreifer stürzten getroffen teils zu Boden, teils in den Graben hinab. Aber die Hauptführer schienen unverletzt, man hörte Knorres und Chabelskys Stimmen: „Auf! die Leitern angelegt!"

Bandomirs Schützen indes, kriegsmäßig von Urban eingeübt, hatten keineswegs alle zugleich geschossen, und eine zweite Salve prasselte jetzt auf den Feind, und schlug wiederum

mörderisch ein. Von dieser Salve verstummte Knorres Stimme, und sämtliche Angreifer wichen in die Dunkelheit zurück.

Der alte Knorre war verwundet, der Mannrichter war außer sich über das ungesetzliche und doch erfolglose Gemetzel; alle waren einig, daß auf diese Weise nichts auszurichten sei. Chabelsky schlug einen neuen Angriffsplan vor. Nur ein Teil sollte mit aller Heftigkeit Brücke und Tor bestürmen, ein anderer Teil aber sollte von der andern Seite bäuchlings bis an den Graben kriechen, die Leitern ohne Geräusch hinablassen, und während alle Verteidigung auf Tor und Brücke gelockt werde, den Wall ersteigen. Chabelsky übernahm mit seinen Litauern diese letztere Aufgabe, Julius von Knorre wollte mit den verkleideten polnischen Soldaten Brücke und Tor stürmen.

So geschah's. Der Angriff ward rasch und lebhaft ins Werk gesetzt, das Schießen ward nun auch von den Angreifern gut unterhalten, die Brücke ward wirklich erzwungen, die Äxte donnerten bereits ans Tor, und Bandomir, der einen verdeckten Angriff befürchtet, und die Runde um den Wall gemacht hatte, eilte jetzt, als er die Schläge ans Tor hörte, an diese Stelle herbei, dem heranschleichenden Chabelsky freieres Spiel lassend. Der für ihn unglücklich entscheidende Moment trat ein, da drangen plötzlich durch die Schüsse und Axtschläge langgezogene Hörnertöne. Sie kamen von der Kummelnschen Seite, von der Seite, auf welcher Chabelsky eben in den Graben hinabgestiegen war. Alles, Angriff und Verteidigung schwieg einen Augenblick, um zu horchen, was dies zu bedeuten habe. Da hörte man deutlich eine schwache Stimme im Rücken der Angreifer — Bandomir erkannte der kleinen Petruschka Stimme — „Zurück, zurück! rettet euch! Scipio Bandomir kommt mit seinen Kummelnschen Schützen und Buschwächtern über euch!“ — In der Tat hörte man auf dem schon gefrorenen Erdboden die pochenden Hufschläge eines heranjagenden Reitergeschwaders! Chabelsky, ihm zunächst, war eiligst aus dem Graben heraus

und rief gellend in polnischer Sprache: „Zurück nach dem Walde! Man fällt uns in den Rücken!“ — Ein panischer Schreck ergriff Polen und Litauer, alles löste sich in wilder Flucht und eilte nach dem Walde.

Der Verwalter Ferber aus Kummeln war's, welcher mit seiner rasch herbeieilenden Hilfe diesen Exekutionssturm vereitelte.

Der ganze drohende Horizont schien sich aber auch mit diesem Wetter entladen zu haben! Das Oberland ringsum schrie über Ungerechtigkeit und Gewalttat und nahm jetzt Bandomir in Schutz. Es ist etwas überaus Liebenswürdiges am Kurländer, etwas echt Ritterliches, daß er dem Unterdrückten seine ganze Teilnahme zuwendet: gelang es dieser kurländischen Aristokratie auch selten, streng und unparteiisch das Recht durchzusetzen, so war sie doch darin fast immer einig, jede freche Ungerechtigkeit abzuwehren. Die natürliche Folge solcher kurländischen Eigenschaft war, daß ein selbständiger Staat nicht fortbestehen konnte, während doch alle einzelnen Kurländer in adeliger und ritterlicher Gesinnung fortbestanden und heute noch fortbestehen.

Das Benehmen Bandomirs nach diesem Überfalle war auch vortrefflich geeignet, ihm die Kurländer zu gewinnen. Er hatte mit bewundernswerter Tapferkeit Weib und Hof beschützt; er lebte mit Hedwig, alle Welt erzählte davon, wie die Engel im Paradiese leben sollen, und er verklagte keinen Kurländer, nein den Litauern schob er alles zu, gegen Chabelsky klagte er über gebrochenen Landfrieden. Die Chabelskys, Edelleute eines Nachbarstaates, mit welchem Kurland nicht nur im tiefsten Frieden, sondern auch im innigsten Verbande stehe, hätten es gewagt, mit gewaffneten Leuten, ja, mit verkleideten Soldaten in Kurland einzubrechen und nächtlings mit allen Mitteln des Krieges ein Gehöfte zu überfallen. Ja, die Chabelskys hätten sich nicht entblödet, den Namen der Obrigkeit und des Herzogs mißbrauchend, ihren Raubzug

eine gerichtliche Exekution zu nennen und die Namen kurischer Indigenas hineinzumischen. Er weise solche Insinuation mit Unwillen zurück; kein kurischer Indigena entferne sich so weit vom Pfade der Ehre, daß er gemeinschaftliche Sache mit Straßenräubern machen könnte, als welche diese Chabelskys, von jeher räuberisch in Kurland einfallend, sich erwiesen hätten. —

Nach dieser Erklärung, und bei der wohlwollenden Aufnahme, welche sie überall fand, war es für die Knorres durchaus nicht mehr rätlich, die gerichtliche Klage weiter gegen Vandomir zu betreiben. — Der Mannrichter, seines eigenen Unrechts sich bewußt, erlangte es jetzt von ihnen, daß sie völlig schwiegen. Der Chabelskysche Überfall wurde Gegenstand einer Landtagsverhandlung, und kein Kurländer mochte teil an diesem Überfall genommen haben.

Ja, es erschien bald darauf ein Brief des Grafen Moritz in Brüggen, worin dieser triumphierend verkündigte, es neige sich in Ellern alles zum besten für Vandomir, und wenn Hedwig von neuem schreibe, so werde man ihren Brief jetzt sicherlich nicht mehr unbeantwortet lassen wie früher, da man ihr auf einem Ochsenkarren ihre Habseligkeiten durch einen stummen Leibeigenen übersandt habe.

Hedwig schrieb sogleich, und in wenig Tagen schon antwortete ihr Julius, daß er die Stunde ganz nahe glaube, in welcher man sich sehen und sprechen und die Zwistigkeiten für immer schlichten werde.

So ließ sich der Winter versöhnlich an, Stanislaus hatte kein Arg mehr und sandte seine Jäger nach Born, wo die Wölfe herdenweise eingefallen waren. Er lebte in glücklichster Gemeinschaft mit Hedwig, deren Liebenswürdigkeit und Liebe ihm täglich zu wachsen schien, und als sie an einem stürmischen Winterabende kosend nebeneinander am flackernden Kaminfeuer saßen und ihr heiter werdendes Schicksal besprachen, da schien es ihnen zunächst an der Zeit, den noch immer zurückhaltenden Scipio auszusöhnen. Sie

verabredeten auf den nächsten Tag eine Schlittenfahrt nach Kummeln. „Wenn du ihn selbst," meinte Stanislaus, „mit dem Besuche überraschest, den er uns vorenthält, so wird der brave Pedant schon nachgeben." Es ward für ein gutes Zeichen angesehen, daß der eintretende Urban einen Brief von Scipio überreichte. Der Brief enthielt ohne weiteren Zusatz zweierlei Nachrichten: erstens, daß Ferber den Jakob Chabelsky wieder im Oberlande gesehen habe, und zweitens, daß Graf Moritz von Sachsen, aufs äußerste von den russischen Truppen bedrängt, durch die Wälder der Abau auf eine Insel des Usmaitischen Sees sich geflüchtet habe. Die Ufer des Sees seien besetzt, und man sähe keine Möglichkeit, wie er entkommen könne.

„Und ich sehe keine Möglichkeit," setzte Stanislaus hinzu, „ihm beizustehen. Wir wollen Urban fragen, er kennt die dortigen Gegenden."

Während Urban gerufen wurde, meinte Hedwig, es sei doch gut, daß sie ihr Schicksal nicht an das dieses verfolgten Mannes geknüpft hätten.

Die Besprechung mit Urban dauerte lang, und es war gegen neun Uhr, als der alte Diener das Zimmer verließ. Stanislaus, über eine mögliche Befreiung des Grafen nachdenkend, stand mitten im Zimmer, den Rücken nach den Fenstern gekehrt, und sah in die verglimmenden Kohlen des Kamins. Hedwig, klagend, daß es kalt im Zimmer werde, trat zu ihm, schlang ihre Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf nieder, um ihn zu küssen — plötzlich machte sie eine schreckhafte Bewegung gegen das Fenster und drückte krampfhaft ihres Gatten Hand.

„Was ist?"

„Ich habe Jakob Chabelskys Gesicht am Fenster gesehen!"

„Der Unverschämte!"

Während Vandomir nach der Tür eilte, hörte er, wie Pascha grimmig anschlug und gleich darauf in ein klägliches

Heulen und Winseln ausbrach. Ehe er die Tür erreichte, ward sie aufgerissen, und Urban, bleich und verstört, erschien mit den Worten auf der Schwelle: „Wir sind verraten! Rettet Euch, gnädiger Herr, rettet Euch und die Frau durch den Gang! Der ganze Hof ist voll Bewaffneter! Ach, mit Euch über den Grafen sprechend, hab' ich mein Wächteramt verabsäumt."

Da kroch winselnd Pascha durch die halb offene Tür und sank vor seinem Herrn nieder, den sterbenden Blick mit einem fast menschlichen Ausdrucke zu ihm aufrichtend. Ein Säbelhieb hatte ihn zum Tode getroffen!

„Pascha, mein Pascha, armer, getreuer, dein Blick schneidet mir durchs Herz!"

Da versuchte Pascha noch zu wedeln, und das Auge brach ihm.

„O mein Gott! Pascha, nun ist es aus mit allem Glück!" klagte Stanislaus mit einem Tone, den man nie von ihm gehört hatte, und eilte zu Hedwig, die, mehr tot als lebendig, unter Tränen auf den sterbenden Hund blickend, an die Wand gelehnt stand. Urban löschte gleichzeitig die Lichter. Schon hörte man im Vorzimmer Sporen und Säbel — Stanislaus ermannte sich, führte Hedwig ins Nebenzimmer, öffnete in einem Winkel des Fußbodens eine verborgene Tür, leitete die zitternde Frau einige Stufen zu einem Gange hinab, den Urban für den äußersten Notfall angelegt hatte, hieß sie ruhig bleiben, bis er wieder käme, schritt dann ins Wohnzimmer, dessen Flurtüre Urban verriegelt hatte, zurück, nahm Pistolen, Flinten, Schießtasche, Säbel, und gab's zur Hälfte an Urban.

„Öffne, Pfandherr! Du bist verloren!" schrie Chabelskys Stimme, und während Schläge an die Tür donnerten, klirrten auch die Fenster, welche man von außen einstieß. Denn das Zimmer lag, wenn auch etwas hoch, zu ebener Erde.

Vandomir eilte mit Urban in den unterirdischen Gang. Sie schlossen ihn hinter sich, und hörten währenddem schon den Lärm der ins Zimmer Eindringenden. Urban, am besten

mit seinem Werke bekannt, ging nun voraus, seinen Herrn hinter sich an der Hand haltend. Dieser hielt ebenso Hedwig, und dergestalt schritten sie vor in dem dunklen engen Raume. Das Getümmel im Hause wich immer weiter von ihnen zurück und verhallte am Ende ganz. „Hier kommt eine Wendung nach rechts!“ flüsterte Urban, „und nun sind wir gleich am Ausgange! Wenn wir den Wald gewonnen haben, wenden wir uns nach Marussjas Hütte zu und dann nach Kummeln!“

Der alte Diener horchte vorsichtig an der schweren Falltür, ob draußen kein verdächtig Geräusch zu hören sei, und murmelte unzufrieden vor sich hin: „Wenn ich mein Handwerk verstanden hätte, so wäre mir doch wahrhaftig die Arbeit durch den nassen Lehmboden bis an den Wald nicht zuviel geworden, und ich hätte den Ausgang nicht hier ins Freie gelegt — es wird gewiß hier irgendwo ein Pikett Wache halten, damit niemand aus dem Hofe entweiche.“

„Vorwärts, Urban!“ rief Stanislaus und stieß die schwere Tür auf, die in ihren verrosteten Angeln knarrte. Vor seinen Blicken lag die dunkle Winterlandschaft, aber das Geräusch der Tür hatte auch, wie Urban gefürchtet, einen Wachtrupp herbeigezogen, und ehe er die Tür wieder schließen konnte, hatte sich dieser darauf geworfen. Mit wie ungeheurer Kraft er auch zog, er konnte den Gegendruck soviel Hände nicht überwältigen, und mußte weichen. Er gab nach; die Ziehenden stürzten zwar unter der plötzlich freigewordenen Tür nieder, aber es waren sogleich andere zur Hand. Da ergriff er, zurücktretend, ein Pistol, und feuerte es aus der Öffnung. Es hatte die Wirkung, daß alle vor dem dunklen Schlunde zurückwichen und er Zeit gewann, die Tür ins Schloß zu werfen.

„Aber verloren sind wir nun doch!“ sprach er fast atemlos; „fasse dich, Hedwig! sei mein tapferes Weib!“ Hedwig, in voller Liebe zu ihrem Gatten, suchte im Dunklen dessen Hand, drückte sie und faßte den festen Entschluß, mit ihm zu kämpfen, mit ihm zu sterben. Der Tumult an der Falltür vergrößerte

sich, und donnernde Axtschläge fielen darauf nieder. „Eile zurück, Urban! Diesen Schlägen kann die Tür nicht lange widerstehen, sieh', horche, ob sie vielleicht das Haus entblößt haben, um uns hier zu fangen, und ob wir vielleicht besser tun, zurückzueilen!"

Urban eilte. Stanislaus und Hedwig hatten sich bis an die Wendung des Ganges zurückgezogen, weil von da mit völliger Sicherheit die Verteidigung eine Zeitlang möglich war. Die Situation war entsetzlich; völlige Finsternis in dem engen feuchten Gange um sie her, und die dröhnenden Schläge des unvermeidlichen Unterganges vor ihnen. Eine Planke der Tür war schon durchbrochen, und ein roter Schimmer von den brennenden Kienspänen drang bis zu ihnen. Stanislaus sah in das bleiche Antlitz seiner Frau. „Arme Hedwig! So früh ins Verderben gerissen durch mich!" „Klage lieber, daß die Freude so kurz war, groß war sie doch!"

„O mein Weib!" stammelte er, seit seiner Knabenzeit zum erstenmal wieder mit schluchzender Stimme, und drückte Hedwig krampfhaft an sein Herz. „Aber nein!" setzte er nach einer Pause hinzu, „dein junges schönes Leben soll noch nicht untergehen! Du wirst als Witwe dich vor aller Zudringlichkeit zu wahren wissen, du wirst Brüggen bewohnen, und Scipio wird dein Schutz sein — wenn sie eindringen in den Gang, so zieh dich zurück! Man wird dich später finden, aber du wirst leben."

„Stanislaus!"

Da kam Urban mit der Nachricht zurück, daß Julius von Knorre die Zimmer besetzt halte — in diesem Augenblick brach auch die Tür; im roten Kienschimmer sah man den bewaffneten Trupp am Eingange stehen und zögern. Man hörte Chabelskys Stimme Freiheit und Geld denjenigen versprechen, welche sich zuerst hineinwagten. So wagte es denn ein Haufe nach dem andern, und dreimal wurde jeder getroffen und zurückgeworfen von den Kugeln Vandomirs und Urbans. Der Ausgang war fast versperrt von Verwundeten und Toten, nun war aber auch die Munition der beiden Männer erschöpft; dies bemerkend

räumten die Angreifenden, welche bisher wegen der Gangwendung immer erfolglos hineingeschossen hatten, den Menschenhaufen hinweg und drangen nun tiefer ein. Urban mit einem Jagdspieß, Bandomir mit seinem Säbel, hielten den Zudrang, niederstoßend, noch eine Weile auf, bis ein neuer Pistolenschuß der Angreifer jetzt, da der Winkel des Ganges Kampfplatz geworden, Urban zu Boden warf. Stanislaus riß dem Fallenden den Jagdspieß aus der Hand und drang mit einem Ungestüm, einer Wut und einem Mute vor, daß alles stürzte oder wich, daß er bis an die Tür vordrang und einen Augenblick daran denken konnte hinauszuspringen und sich bis an den Wald durchzuschlagen — da strauchelte er über den Körper eines Gefallenen und fiel. Ehe er sich aufraffen konnte, stürzte man über ihn und band ihn mit Säbelgurten. Chabelsky stieß ein Freudengeschrei aus und näherte sich ihm, den Säbel hebend, zu ihm niederkniend, ihm frech und hohnlachend ins Antlitz blickend. Totenstille herrschte, Chabelsky zögerte wohl eine Minute lang, als wollte er ihn mit aller Todesangst peinigen, da hörte er einen raschen Schritt, den Gang heraufkommend, schon dicht in seiner Nähe, und stieß dem gehaßten Bandomir rasch den Degen in die Brust. In demselben Augenblicke aber drang ihm unter dem aufgehobenen Arme ein Schwert in den Leib, er fiel rücklings und sah Hedwig wie einen Racheengel starr, mit entstellten Zügen über sich stehen. Sie ließ das Schwert in seiner Brust, wie das seinige in Bandomirs geblieben war — kein Wort ward gesprochen, kein Mensch regte sich und die Kienspäne zitterten in den Händen der rohen Litauer.

Die Übeltäter waren entflohen mit der Leiche Chabelskys, und der spät anbrechende Tag, da Urban von der Betäubung seines Streifschusses erwachte, fand auf der Stätte nur Leichname. Das Schwert steckte noch wie ein Malzeichen in der Brust seines Herrn; er zog es heraus und erkannte den Säbel des Oberstwachtmeisters, welchen dieser einst im Schönhaider Walde

verloren. Der Leichnam, über welchem Stanislaus lag, war Jakuts.

Die Knorres, welche die Rache Scipios fürchteten und vom rollenden Rade des Verbrechens fortgerissen wurden, fahndeten an demselben Morgen auch den letzten Vandomir, der über Demmen nach Kurzum geritten sein und desselbigen Weges zurückkommen sollte. Sie hatten Hedwig, welche in Wahnsinn verfallen war, einstweilen in Demmen beim Prediger untergebracht. Seltsam und schauerlich war es anzuhören, daß sie mit herzzerreißender Stimme von Zeit zu Zeit nichts weiter ausrief, als: „O Scipio! mein Scipio!“ Es schien dem Prediger besonders schrecklich, daß sie den Namen ihres Gemahls vergessen hatte.

Scipio kam wirklich gegen Mittag des Weges daher, wo am Lautzebache in der Nähe des Demmenschen Kirchenkruges hinter Kieferngebüsch die Knorreschen Leute ihm auflauerten. Er hatte keine Ahnung vom Schicksale seines Bruders, aber seine Seele war traurig, daß Stanislaus so wenig Rücksicht genommen auf die Stimme des Vaters, des Oheims und des Bruders, daß er überall seinen Neigungen blindlings und jählings folge. — „Ach! was tadle ich ihn!“ setzte er, sein Pferd anhaltend, hinzu, „ist er nicht am Ende in besserem Rechte als wir? Bin ich nicht vielleicht so empfindlich in diesem Punkte, weil es eben Hedwig ist, die er trotz aller Warnungen an sich gerissen? Was wissen wir denn von Recht und Natur? Ist nicht am Ende die unmittelbare Stimme jedes gesunden Menschen eine reinere Aussage der Gottheit, als all die Kunde, welche wir mühsam zusammentragen aus Überlieferungen, Merkmalen, Folgerungen, reiner als all das, was wir Bildung nennen? Jahrtausende lang trachten die Menschen, und kommen nirgends über einen gewissen Punkt einzelner und gemeinschaftlicher Wohlfahrt hinaus, ja fallen immer wieder zurück, wenn sie ihn erreicht haben! Dieser Boden um mich her, mit Felssteinen einer ganz andern Erde bedeckt, was ist mit ihm vorgegangen? Hat die Meeresflut diese fremdartigen Steinblöcke

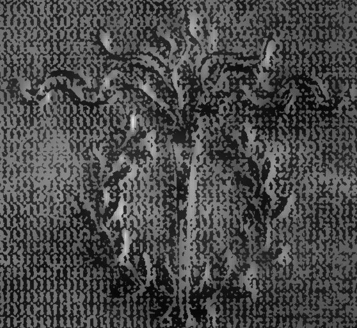
herbeigespült, hat Erdfeuer den Erdboden verwandelt? Ist die Wandlung vor fünf oder vor zwanzig Jahrtausenden geschehen? Ist der Mensch von Anbeginn dieses Planeten da gewesen, oder nicht? Sind es geringere Rassen, diese Letten und Wenden, die im Regiment und im ganzen Wesen den deutschen Herrn so untergeordnet werden konnten? Wird diese deutsche Kolonie, die sich nicht in neue Bedingungen zusammenzufassen versteht, wird sie ein Staatssamenkorn bilden in der Zukunft, oder wird sie einverleibt werden einem Ganzen dieser zahlreichen slawischen Stämme, wie die Geschichte schon so oft ihre Mischungen erneuert hat mit mäßigen noch unversuchten Völkerschaften, die wiederum von neuem überdeckt werden, wenn sie ihre eigentümlichen Eigenschaften dem großen Ackerboden Menschheit eingepflanzt haben? Ach, all die Verhältnisse, welche der Menschengeist ahnt, sind so groß und weit, daß an ein Wissen und Beherrschen nicht zu denken ist, und unser Leben ist so kurz ‚siebzig Jahre und wenn's hoch kommt, achtzig,' sagt die Schrift. Man soll doch niemand stören, den ein unzweifelhafter Instinkt treibt, man soll ihn nicht stören mit Einschränkungen einer Bildung, welche ihrer selbst so wenig sicher ist. So will auch ich dich nicht stören, Stanislaus, mit Grillen menschlicher Sitte, welche dein Glück zerstören könnten. Ich will zu dir gehen und dich lieben nach wie vor und schweigen von des Vaters Jugend und über Anastasia; das Schicksal, wie es dein rascher Sinn dir bereitet, sei mir ein Gottesurteil; wenn es dir wohlgelingt, so will ich gern die Ansicht der Welt und meine eigene Ansicht Unrecht schelten. Wieviel ist's denn auch, wenn es Glück ist! ‚Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!' mußte schon der Psalmist sagen."

Die hinter den Büschen Lauernden fürchteten, da Scipio so lange still hielt, er habe einen Hinterhalt bemerkt und werde umkehren. Ach! seine Seele war auf Pfaden, welchen die Seelen dieser Mörder nie nahe gekommen waren. Er ritt dann auch harmlos auf sie zu über den gefrorenen Bach, die Büchsen

knallten — lautlos, zum Tode getroffen, sank er vom Rosse. Das Roß — es war der Tatar, welchen Ferber nach dem letzten Überfalle zu einer Kur mit nach Kummeln genommen hatte — lief, ebenfalls verwundet, wie ein gejagter Hirsch nach Brüggen, und brach dort vor dem Herrenhause zusammen, ein Bote neuen Schreckens für Urban, der von der Vandomirschen Familie allein noch übrig und eben beschäftigt war, den Leichnam seines Herrn ins Haus zu bringen.

Diese Mordtaten brachten eine allgemeine Entrüstung in Kurland hervor. Besonders Herr von Sieberg und Herr von Roop erhoben ihre Stimme um Bestrafung; der Herzog Ferdinand, dem man einst um den Tod des Herrn von Firks so nahe getreten war, wendete nach diesem Ausgange den Vandomiren wieder seine Gnade zu und verlangte strenges Gericht; Graf Moritz, der wunderbar von seiner Insel entkommen, schrieb von Danzig aus an die Großfürstin in eben dem Sinne, die Vandomire als die ritterlichsten, artigsten Kavaliere beklagend. So hielten es denn die Knorre für geraten, eine Zeitlang nach Litauen auszuwandern. Solcherweise vertrödelte sich der Prozeß und verfiel. Das Schicksal hielt strenger Gericht; der jüngere Knorre starb, ehe er sich vermählt, der alte Knorre, an der Brüggenschen Schußwunde fortkrankend, folgte bald, und so erlosch der Stamm. Frau von Knorre mit ihrer unheilbar zerrütteten Tochter lebte noch ein langes tränenreiches Leben. Sie war nach Ellern zurückgekehrt und fuhr zuweilen mit Hedwig nach der Demmenschen Kirche, wo Scipio beigesetzt war, verhoffend, es werde aus diesem Grabe Genesung für ihre Tochter steigen. Das Gewölbe dieser Kirche hat eine wunderbar austrocknende Kraft, so daß Scipios Leib noch nach hundert Jahren mumienartig erhalten war. Vor kurzem ist es, weil die hölzerne Kirche einzustürzen drohte, verschüttet worden, und mit ihm das letzte äußere Andenken an den Ausgang des Vandomirschen Geschlechts und Namens. Das Gut Ellern wurde später von dem Herzoge gekauft und kam sonach in die Reihe der Krongüter.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.



Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zehnter Band.

Gräfin Chateaubriant. I.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

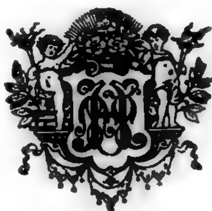
Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Erster Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Seit Laube durch die Vermittlung der Fürstin Pückler-Muskau die anderthalb Jahre Gefängnis, zu denen er nach dreijährigem Prozeßverfahren schließlich verurteilt worden war, in dem idyllischen Städtchen Muskau unter ziemlich erträglichen Umständen hatte absitzen dürfen, waren er und seine Gattin intime Freunde der Fürstin und später auch des Fürsten selbst geworden, nachdem dieser von seiner mehrjährigen Orientreise 1840 zurückgekehrt war. Alljährlich im Frühjahr, Sommer, Herbst und auch Winter pflegte das Laubesche Ehepaar oder auch nur Laube allein einige Wochen als Gast des fürstlichen Gönners dort zuzubringen, zur Jagd oder zu stiller Arbeit, wobei sich unser Dichter dann meist in das einige Stunden von Muskau gelegene, im tiefsten Walde versteckte Jagdschloß Pücklers zurückzog.

Die Frucht eines dieser einsamen Sommeraufenthalte im Jahre 1842 ist der ursprünglich (1843) in drei Bänden erschienene Roman „Gräfin Chateaubriant“. Er ist eine Anleihe bei dem Dramatiker Laube, aus dem Torso eines unvollendeten Theaterstückes wurde er herausgearbeitet, und er behandelt mit einem fabelhaften Aufwand von Intrigen das Verhältnis der schönen Gräfin zu König Franz I. von Frankreich und ihren schließlichen Sturz. Die Anregung dazu hatte Laube von seinem Aufenthalt in Frankreich 1839 bis 1840 mit heimgebracht; wir begegnen diesem historischen Stoff auch in dem vortrefflichen Reisewerk „Französische Lustschlösser“, dem ersten Ertrag jenes Reisejahres. Spannende Erfindung, wechselreiche Handlung und anschauliche Klarheit, wie sie etwa ein guter Memoirenschreiber besitzt, oft auch urwüchsige Frische sind dieser Arbeit eigen, Natur und Örtlichkeiten fast durchweg aus wirklicher Anschauung heraus geschildert; die Charakteristik folgt den Konturen der geschichtlichen Vorlage; für die intimere Zeichnung des Königs Karl hat Fürst Pückler Modell gesessen, und diese Gestalt beherrscht

das Romangebäude. Egoistische Gier nach galanten Abenteuern, Stolz und Herrschsucht, hier und da ein Zug von Güte, soweit nicht eine neue Erscheinung ihm ein neues rücksichtsloses Interesse abgewinnt, und dies alles mit einer naiven Selbstverständlichkeit vorgetragen, setzen den Charakter des Königs zu einer pikanten Mischung zusammen, und Laube hat es auch verstanden, aus dem Charakter der beiden Liebenden heraus den Sturz Françoisens vorzubereiten. Es sind keine großen Ereignisse, die zuletzt immer den Ausschlag geben, es sind die kleinen täglichen Zufälligkeiten, die eine groß angelegte Natur wie die Gräfin nicht beachtet, während sie dem empfindsamen Nervensystem des Königs zur Pein werden. Die Gruppierung dreier Frauen um die Gestalt des Königs, der Gräfin, der Mutter, Herzogin Luise von Angoulème, die als großzügiges Weib der Renaissancezeit in mächtigen Szenen hervortritt, und der Schwester des Königs, Margarete von Alençon, ist äußerst wirkungsvoll. Es ist ein kühn gedachtes, historisches Gemälde, in dem der Reichtum der Komposition und die feine Psychologie kaum den mangelnden poetischen Duft liebevoll ausgearbeiteter, innerlich erlebter Details vermissen lassen.

In der Wiener Ausgabe der Schriften Laubes ist dieser Roman in zwei Bände zusammengedrängt, ohne jedoch eine weitergehende textliche Redaktion aufzuweisen. Unsere Ausgabe kehrt aus Gründen der Zweckmäßigkeit wieder zur ursprünglichen Dreiteilung zurück.

Houben.

I.

1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, ihr Gelehrten! Quält euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!"

„Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen?"

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlost von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? Das hat noch niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher dergleichen von mir behaupten wollte."

„Von Euch, dem begabtesten, gewandtesten und glücklichsten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienst zu verstehen."

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verstandesfähigkeit in Zweifel ziehen?"

„Wie käme mir solche Verblendung, ja solche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet!"

„Nun, Budé, ich wäre also der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menschengeistes betreffen, eine Stimme zu haben nicht wahr? Und ich versichere Euch, ich habe niemals, wie sehr ich all meine Kräfte anstrengte,

jenseits dieses Lebens etwas anderes sehen können als undurchdringliche Finsternis! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all Euere Formeln und Argumente und Schlüsse vor Augen, ich habe sie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regaliert, ich handhabe sie, stelle und ordne sie trotz einer Weberfrau, welche hundert Fäden ordnend durcheinander wirrt, ich erweise und beweise Euch Eure Resultate und noch andere so augenscheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunst erweist, und — sag's Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinausreichte, und was ein einfacher Verstand nicht ohne Eure Formeln wissen kann, 's ist müßiger Plunder!"

„Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommener dadurch, auch wenn sie Pferde bleiben nach wie vor?"

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöse?"

Er hielt sein Pferd an und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andalusischer Rasse, schüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, so daß es ihn störte und ungeduldig machte. Das Tier des andern Reiters dagegen, einem Maultiere ähnlich, verhielt sich still und geduldig. So verschieden wie die Tiere, erschienen auch die Reiter: der Unphilosophische auf dem Andalusier war ein hochgewachsener sehr schöner Mann mit kurzgeschorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die französischen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß, war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kruppe des Maultieres hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des anderen Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde dahergeritten, wie er heutigentags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einherreitend, schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltenes Glück in der nebligen Bretagne, wo man wie in England die Sonne meist nur verschleiert erblicke. Sie neigte sich in diesem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und schimmerte in rotgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabsehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitscherten noch einzeln, denn es war nicht nur spät am Tage, sondern auch spät im Sommer, und minutenlang herrschte jene Waldesstille, welche in leisem Flüstern und Säuseln dem Horchenden so viel und so Ungewöhnliches zu verraten scheint.

„Ich habe nichts gehört!“ unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pause.

„Aber ich!“ entgegnete der andere, ein wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr seid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört sie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Szene mit einem einzigen Hauche schildern.“

„Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forschung. Die Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt sind.“

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung ins Land; wir haben bereits genug damit zu tun, den widerspenstigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Priester auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfscheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängerischen Deutschen vom Herzen gönnen; je mehr sie sich darüber die Haare zerzausen, und dem unreifen Spanier, ihrem blassen Kaiser zu schaffen machen, desto lieber soll's uns sein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, so wollen wir's uns ansehen, wenn's fertig ist; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes ist, was ein sächsischer Mönch ausbrütet."

„Es ist aber nicht zu kaufen wie auf dem Jahrmarkte, jeder, der's haben will, muß es in sich erleben und durchleben."

„Nehmt Euch in acht, Kanzellar, den König zu solchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und ist Euch leidlich zu Willen für ein Wagestück, denn das Wagen lockt ihn. Aber geht es so ins Weite und Unabsehbare, verschleppt sich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichste und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt seid."

„Habt keine Sorge, Admiral, wir sind nicht ungestüm, und wenn man geneigt ist, zu prüfen und zu wägen, so ist man deshalb noch nicht geneigt, ins Werk zu setzen. Zwischen Wissen und Tun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rücksichtslos überfliegt."

„Und seid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdes langsamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählich ein solches Gespräch. Sie kamen von der Küste und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten sich von ihnen verirrt, und Diener wie Herren waren

in der damals noch sehr unwegsamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften sie den König zu finden.

„Das ist eine Jagd, so wahr ich lebe!“ rief der jüngere Reiter, indem er von neuem sein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es ist nicht der gewöhnliche Brackenlaut, der hinter dem Hirsche herjohlt, es ist ein anderer, stärkerer, als ob Saupacker angesichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem sie hinritten, wendete sich plötzlich in einen scharfen Winkel, und sie sahen etwa tausend Schritte abwärts zwischen den hohen Bäumen einen Wasserspiegel schimmern. Nur einzelne Sonnenstreifen drängten sich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die schwarze Wasserfläche, und diese gewann dadurch einen geheimnisvollen Reiz.

„Die alten Kelten,“ sagte der Kanzellar, „welche sich am längsten und mächtigsten hier in der melancholischen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in solchen Waldseen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrscheinlich schlummert auch da unten eine gestürzte Gottheit.“

„Sie regt sich, sie erhebt sich, horcht!“

Wirklich wurde die Waldesstille durch ein plötzliches Plätschern des Wassers unterbrochen, und zwar ward das Plätschern immer heftiger und stärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde stutzten und spitzten die Ohren, der Kanzler schlug ein Kreuz vor seiner Brust, und der andere Reiter sah gespannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rotes Gold verhüllten Wasser hinab. Das Geräusch im Wasser hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüsch verwachsen war, und verwandelte sich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiter-

regiment im Anzuge sei. Der jüngere Reiter zog sein Schwert, eine freudige Spannung lag auf seinem Antlitze, er schien erraten zu haben, was sich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirsche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zutrollten, alte, schwere Hirsche mit dunklen, starkbemähnten Hälsen und bemoosten Kronengeweihen. Er hielt das Schwert ihnen dergestalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel und ein Strahl aufblitzte mit überraschendem Schimmer. Die Hirsche stutzten und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. „Hoi ho!“ rief auf einmal der jüngere Reiter und schwenkte die blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter sie gefahren wäre, prallten die Hirsche auseinander und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, sie solcherweise einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Diesem Schrecken widerstand das Maultier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermuteten Seitensprung, entledigte sich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unsanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde dessen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Wasser entstanden und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derselben Richtung, welche die Hirsche eingeschlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Rasch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranschnaubenden Tiere einige Schritte entgegengesprungen, hatte das rechte Knie auf dem moosigen Boden, und sein Schwert, schief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie gestemmt, um solchergestalt das wilde Tier sich aufspießen zu lassen. Wie schnell dies auch geschah, noch schneller war all diese Anstalt der Verteidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum sicheren Aufspießen zu lang gewesen, war abgeglitten von der harzigen Brust des ungestümen Tieres, und statt sich tödlich aufzurennen, hatte der Keiler unsern Reiter um und um gerannt. Der Moment war

bedrohlich genug: das Tier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wut, welche diesen Tieren, sobald sie schmerzlich verwundet sind, eigen ist, schien einen Augenblick zu stutzen und zu wählen, ob es den seitwärts geschleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn seine Hauzähne einbohren solle. Der Jüngere zog es auf sich: er hatte sich schnell wieder aufgerichtet, und obwohl er sein Schwert eingebüßt, so schrie er doch den übermütigen Jagdruf ihm entgegen: „Hier Sau! hier Sau!" Der Keiler stürzte sogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber sprang zur Seite, und das leidenschaftliche Tier schoß vorüber. Der Umkehr sicher, wollte er diesen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumsuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geschah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er stürzte auf den Rücken, die unglücklichste Art des Falles, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Tier trat sogleich auf ihn und schlug ihn mit jenen entsetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, so hatte diese kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu lassen, und zwei große Saupacker von schmutzig gelber Farbe stürzten sich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre scharfen Fänge an den Gehören des Tieres tief einschlagend. Der Eber stieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wut zugleich bezeichnete. Der Schmerz schien so groß zu sein, und die Hunde schienen so fest zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos stehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und

Unterkiefer auseinander, gleichsam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an und griffen es fest an den Hinterläufen, so daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüstung ohnmächtig erschien.

Der jüngere Reiter arbeitete sich nun hervor und stand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerschlitzt, sein Angesicht mit Kot und Blut besprengt, sein Mut aber schien ungebrochen, denn nachdem er sich mit einem Ausdrucke von Genugtuung das gefesselte Tier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf und schickte sich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu stoßen.

„Haltet ein!“ rief der Kanzler, „hört und seht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr geradenweges daherkommt! Wir bedürfen seiner Gunst, denn wir sind beide verwundet, und unsere Tiere sind entflohen; wollt Ihr ihn mutwillig aufs Äußerste erzürnen, daß Ihr das mühsam erjagte Tier vor seinen Augen tötet?“

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Not der Eberjagd empfunden, nun sei auch die Freude mein, solchem Hauptschweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretonischen Lehensherrn ist solcher Ärger heilsam, und der König soll darüber lachen!“

Unter diesen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte herangekommen, die Hifthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdtieres verkündet, und der Jagdherr sprengte voraus, um sein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er sah zu äußerstem Erstaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zusammenbrach unter dem wohlgeführten Fangstoße desselben.

„Verwegener Mensch, was tust du?“ rief er entrüstet.

„Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitsche!“

Der Admiral war im Nu von einer Schar Jagdburschen umringt und hatte Eile sich den Rücken an einer Buche zu decken und die zudringlichen Buben sich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr so unbekannt mit der Welt,“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad schwingend, dem Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht ansehen könnt, ich sei kein Hintersasse, sondern ein Edelmann?“

„Und wenn Ihr der König seid, Ihr sollt mir nicht ins Jagdrecht eingreifen, bevor ich's gestattet!“

„Der König soll Euch empfindliche Antwort geben auf diese unziemliche Äußerung!“

„Der König muß wissen, und wenn er's nicht weiß, so soll er's lernen, daß diese Äußerung nicht unziemlich ist im Munde eines bretonischen Seigneur, der auf seinem Grund und Boden steht, und der alleiniger Herr ist auf seinem Grund und Boden. Jungens, tut euere Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!“

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden gestiegen war, hatte sich unterdes so vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es mischten sich auch die Hunde darein, und es entstand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiste Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Währenddessen war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen und hatte neugierig und besorgt sich erkundigt, was dieser Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieser von den Jagdleuten umhergestoßene Fremdling sei.

„Ein Valoisaffe scheint's zu sein,“ sagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es schien, als ob sein blasses, verlebtes Gesicht von einer be-

sonderen Genugtuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen schönen Dame diese Genugtuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als sie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewisse rohe Lüsternheit in dem Ausdrucke der schwarzen Augen, die er einen Augenblick auf sie richtete, indem seine schmalen Lippen langsam die Worte betonten: „Das ist dem Schranzen heilsam, und ich kann ihm die Lektion nicht angedeihen lassen, sobald ich seinen Namen gehört habe."

Dies geschah denn auch soeben. Wie es schien mit großem Schmerze hatte sich der Kanzler aufgerichtet, und er schrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: „Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!"

Mehr neugierig als gehorsam hielten die Jagdleute inne und gaben ihm Raum, allgemein verständlich fortzufahren: „Admiral Bonnivet ist's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretonischer Edelmann dahier unedel behandeln läßt!"

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen seine Leute und wandte das schwarzbärtige Gesicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: „Wer seid Ihr selbst, der so Unwahrscheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet ist zwar von äußerst jungem Seigneurblute, aber er hat neben dem Könige so viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er sich nimmermehr also vergehen wird, wie dieser Mann. Auch ist er, so viel wir hierzulande wissen, im Dienste des Königs nach England gesendet mit Kanzellarius Budé, kann also nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer bist du also, braunkuttiger Mann, der du mir ins Angesicht lügst?"

„Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr sprecht, und dies mag Euch beweisen, wie voreilig Ihr Lügen straft."

„Ich bin untröstlich, wenn Ihr recht habt!" sprach hierauf der Seigneur, und die Augen zusammenkneifend, als ob er

schärfer sehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck seines Gesichtes zu verändern. „Wahrhaftig!“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch so garstig bewillkommt hat.“

Nun veränderte er in allen Stücken sein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Tieren aussenden, welche entlaufen waren, sorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel sich schmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgesetzten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn in so unangenehme Berührung mit den Fäusten seiner Jäger versetzt habe. Bei alle dem verschwand indessen vom bleichen Antlitze dieses Grafen Chateaubriant jenes schlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verriet, er freue sich recht sehr, daß dem schönen Admiral Bonnivet solche Mißhandlung widerfahren sei. Besonders deutlich zeigte sich dies, als er ihn seiner Gemahlin vorstellte und seine Entschuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet schien alle üble Absicht in voller Ausdehnung zu übersehen, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin schien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber sehr anziehende Erscheinung in dunklem Gewande auf weißem Rosse. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und frisch und nur leicht gerötet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verschwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch schwebte um die braunen Augen und um die fest geschlossenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raschen Eintreten geistiger Gespanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte sich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorstellte, und

schien zu fragen: War es nicht etwa deine Absicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntschaft dieses schönen Mannes und den Eindruck desselben zu verleiden, dadurch, daß du ihn zerzaust und erniedrigt von Dienerfäusten zum ersten Male vor mir erscheinen ließest?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächste Weile seinen Groll und gab sich rasch den Äußerungen einer beflissenen Galanterie hin, wie sie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm sie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte sie schon fünf Jahre lebte, war sie an solchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig ist, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimat, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn sie hatte es mit vierzehn Jahren verlassen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte also für sie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Gesellschaft des Kanzlers wegen langsam eine Viertelstunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, sah sie in einer rings von Wald umschlossenen und nur von niedrigen Hügeln unterbrochenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendsonne beleuchtete es eben vollen Glanzes und hob die Kontraste, welche es auszeichneten, grell hervor. Es bestand nämlich aus einem alten und einem neuen Schlosse, welche nur im oberen Stockwerke durch eine schmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, fast nur aus einem weiten runden Turme bestehend, an den sich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, sah vermoost, verwittert und schwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantischem Stile, eine Ehe, welche damals die sogenannte Renaissance hervorzubringen begann, vor kurzem erbaut,

schimmerte heiter in frischem Gesteine. Plattes Dach, Arkaden, Galerien und zierliche Türme gaben ihm ein lockendes Ansehen. Eine breite Wiese, über welche man weglos hinritt, zog sich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forste hervorkam, wendete sich hier dergestalt, daß er sich hinter dem neuen Schlosse hinabschlängelte und erst zwischen ihm und dem alten Schlosse unter jener Luftbrücke nach Nordwest wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen sichtbar an dem schwarzen Turme des alten Feudalhauses hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häusern, aus denen später die Stadt Chateaubriant sich gebildet hat.

„Ah," rief Bonnivet, als er dessen ansichtig wurde, „da ist ja das stattliche Haus, von dessen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris soviel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr spottetet damals über den alten Louvreturm, um welchen her ein Schloß entstehen solle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entstehen könne, so daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müsse. Ein bretonischer Herr, sagtet Ihr lustig, wohnt besser als der sogenannte Herr von Frankreich, besser als der junge Herr von Valois!"

„Ist denn dieser Ausdruck so gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergessen habt? Wenn der junge Herr von Valois vom Hause aus nicht reich und mächtig war, und unserer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, ist's da verwunderlich, daß er als König von Frankreich schlechter wohnt als hundert andere Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umsonst, den König auf Kosten der Seigneurie in die Höhe zu schrauben, er ist oberster Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böses Blut mit Euren Prätensionen."

„Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen

Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in seinem Gewande, welcher in seiner Überschrift das Zeichen trägt, daß das Königtum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich ist."

„Wir sind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gastfrei sind gegen Diener des Königs."

„Und seid Ihr nicht selber Diener des Königs?"

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reiches aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reiches — und was ist's für eine neumodische Überschrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

„Er nennt ihn ‚Majestät'!"

„Was ist das? Ist dies dasselbe Wort, welches der Priester gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

„Dasselbe Wort."

„Gott schütz' Euch im Hochmut! Was würde der Graf von Tremouille sagen, wenn ich morgen an ihn schriebe: ‚Eure Seligkeit, Graf von Tremouille'?"

„Er würde Euch die ‚Seligkeit' ebenfalls geben."

„Schwerlich, und täte er's, so hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois soll um kein Haar Majestät mehr haben, weil ihn der Tudor jenseits des Ärmels so nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen sind die Herren des Landes noch nicht gestorben!"

„Der König will sich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und die Bretagne zu besuchen. — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß sich anzusehen für den Fall, daß

er einmal selbst eins bauen wolle. Ich glaube, er ist jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung."

Bei diesen Worten sahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig aufeinander und auf die Gräfin, als ob man von dieser eine Äußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine solche, wenigstens schwieg die Dame, und er selbst erwiderte nach kurzer Pause: „Der Geschmack für Architektur ist seit fünf Jahren so verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr soviel Ansprüche machen kann wie damals."

Man war unterdessen am Portal des Schlosses angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreistigkeit den Reitern entgegenlief, nahm die Aufmerksamkeit des Grafen und der Gräfin ausschließlich in Anspruch. Es war deren einziges Kind, ein sehr wohlgebildetes anmutiges Geschöpf namens Konstanze, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verschwenden schien. Er hob das Kind zu sich aufs Pferd, und ritt mit ihm auf der Wiese herum. Eine solche Abwechselung war aber auch seinem Sinne vonnöten, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder

verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos im versteckten Tale stehen, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie ins Gespräch zu ziehen, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren unscheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin störte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutschland erhielt über die von einem Mönche angestiftete Kirchenrevolution, von den italienischen Künstlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige selbst, von der geistreichen Schwester, der lebenslustigen Mutter desselben, von den interessanten Gesprächen an der Tafel des Königs, und sie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerksamkeit; sie schlug ein Kreuz, wenn sie nach dem inneren Wesen der deutschen Ketzer fragte, aber sie fragte danach, und horchte gespannt auf Budés Erklärung, und schien nicht abgeneigt, der Opposition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde,“ sagte sie naiv, als ob es das zunächstliegende Beispiel wäre, „wer anders könnte mich entsündigen, als ich selbst! Gibt es nicht Dinge, die kein Mensch vergeben, und die nur der schuldige Täter in sich selbst erledigen kann?“

Bei diesen Worten erhöhte sich die feine Röte, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desselben jene Anziehungskraft der matten, sogenannt schmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Rot schimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, sondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchsichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen scheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones

ersetzt, ja übertroffen, besonders da diese junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in sich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geschweiften Linien, wie sie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umrissen, wie sie der reiferen Frauenschönheit eigen sind. Nur Hals und Oberbrust — la gorge, worauf die sonst nicht eben schönen Französinnen so stolz sind — verrieten in Kraft und Fülle das ausgebildete südliche Weib, deren hohe Gestalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All diese Vermittelung zwischen Jungfrau und Frau zeigte sich gesammelt in dem zugleich fragenden und schmelzenden Blicke des lebhaften und doch sinnigen Auges, in dem keuschen Schlusse der Lippen, welche sich zuweilen rasch öffneten, und ebenso rasch wieder schlossen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geschwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreist erschienen wäre. Dies geschah namentlich, wenn sie den Kanzler nach der Lebensweise und den Hauptpersonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erst in Frankreich entstand — wenn sie nach den Äußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünstige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl sie dessen Ansichten auf Treu und Glauben hinnahm, so schien sie doch auch nach anderer Meinung über diese Personen und Gegenstände begierig zu sein. Dieser ernsthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und sie glaubte, sich seinem Urteile und seiner Beschreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indessen der Graf nicht, dem das stockende Gespräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwischen Budé und der Gräfin zu folgen. Er mischte sich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einseitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir sind,“ sprach er, „Gott sei Dank in der Provinz noch nicht soweit, die Sitten=

reinheit und anspruchslose Welt des verstorbenen Königs Ludwig vergessen zu haben,“ und je weiter der Todestag desselben zurücktrete, desto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater“ für König Ludwig.

„Sind denn“ — unterbrach ihn Bonnivet — „die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünschen und Ansichten der gemeinen Leute herabgestiegen, daß ein solcher Beiname ihnen besser gefällt als der Beiname des ‚ritterlichen Königs‘, wie er unserm Könige Franz aus allen Enden Europas entgegenfliegt? Bei was schwört unser König und Herr? Bei Edelmanns Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! ist seine höchste Beteuerung! Und dafür sollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben sein? Jetzt besonders, da die gemeinen Leute sich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?“

„Wie sieht jenes Hofleben,“ fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht gesprochen, „im Innern aus? Dergestalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor schützen muß wie vor Unrat und Verderbnis. Oder ist des Königs Mutter, die lustige Louise, jene Savoyardin, die gegen unsern Wunsch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, ist jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zugrunde richtet, ist sie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden sie wahrhaftig passender genannt!“

„Nun in der Tat,“ rief Bonnivet lachend, „es wird den Parisern schwer werden, den noch vor fünf Jahren so lustigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hotel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heitersten Grundsatze, und man wird Euch dort über die Maßen verändert finden.“

„Das soll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinierte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße Anmut und Zierlich-

keit zu stellen, malen und bauen zu lassen, als ob diese Nebensache der Mittelpunkt des Lebens sein müsse, an Trachten und Möbles verschwenderisch zu ändern, als ob es sich um Puppen statt um Edelleute handle, das Künstlervolk in den Kreis der Edelsten des Landes zu ziehen, es mitreden zu lassen, als wäre es unter seinesgleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phrasen desselben dem schlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!“

„Verzeiht mir, Graf,“ erwiderte hierauf die Gräfin, und die leichte Röte ihres Antlitzes erhöhte sich, „verzeiht mir einen bescheidenen Widerspruch. Ist es nicht eben Aufgabe des Königtums, das zu schützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt ist, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht bestehen könnte, und was doch durch seine Gedanken und Taten den menschlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen ist? So verhält es sich ja wohl mit Kunst und Künstlern, und deshalb sollte ich glauben, es sei dem Könige angemessen.“

„Sieh da, Frau Gräfin, wie diese aufgebauschten Redensarten Euch schon geläufig sind! Stammen sie noch aus der strengen Erziehung vom Schlosse Foix, oder sind sie ganz frisch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau ist abgeschlossen von der Mauer ihres Hauses; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was darüber hinausgeht, ist für sie vom Übel, und ich werde sorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde.“

Hier wurde Graf Chateaubriant in seiner Rede unterbrochen, welche die Gräfin schmerzlich zu treffen schien, vielleicht doppelt schmerzlich, weil sie in Gegenwart solcher Fremden und mit beleidigend höhnischem Tone an sie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligst eintrat und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu gesprengt.

„Wär' es der König?" rief Bonnivet und sprang ans Fenster. Aufgeregten Ansehens folgte ihm der Graf. „Wahrhaftig," rief Bonnivet, „ich erkenne beim schwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es sind die goldenen Lilien, welche so weit leuchten!"

„Madame," sprach der Graf, sich rasch umwendend, „Sie sind krank, ziehen Sie sich auf Ihr Zimmer zurück!"

„Sie irren sich, Graf, ich befinde mich wohl!"

„Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rate — gehorchen Sie mir!"

Und mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand und führte sie hinaus, ihr sanfter zusprechend während des Gehens, als die barsche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrtum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüberreiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loireufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cossonflusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Teil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Überhaupt aber lebten die damaligen Könige

von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt“ Paris schon jahrhundertelang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loireufer an ziemlich steilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schlosse der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terrassenförmigen Gärten umgeben ist, ein lieblicher Ort der Rosen und der Fernsicht, ein anmutiges Stelldichein der Liebenden im 16. wie im 19. Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals schon nur noch einen schwarzen Turm aus der gotischen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenseite des Hauses, welche man, von der unteren Stadt aufsteigend, zuerst betritt, neu erbauen lassen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppentürme zwischen beide Flügel zu lehnen, welcher mit seiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßteile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beschäftigt, und es gab auf dem Hofe, dessen eine Seite frei auf die Stadt, und dessen westliche Seite frei auf den gen Amboise und Tours hinablaufenden Strom hinabsah, ein klapperndes Geräusch der Handwerker. Dieses einen Triangel

„Wär' es der König?“ rief Bonnivet und sprang ans Fenster. Aufgeregten Ansehens folgte ihm der Graf. „Wahrhaftig,“ rief Bonnivet, „ich erkenne beim schwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es sind die goldenen Lilien, welche so weit leuchten!“

„Madame,“ sprach der Graf, sich rasch umwendend, „Sie sind krank, ziehen Sie sich auf Ihr Zimmer zurück!“

„Sie irren sich, Graf, ich befinde mich wohl!“

„Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rate — gehorchen Sie mir!“

Und mit diesen Worten nahm er sie bei der Hand und führte sie hinaus, ihr sanfter zusprechend während des Gehens, als die barsche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrtum gewesen sein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erst noch am Morgen über die Loire hinüberreiten sehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am liebsten den Hirsch jagte und dem Wolfe nachstellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landstrich, welcher am linken Loireufer östlich von Blois begann, und welcher sich zwischen dem Beuvron- und Cossonflusse und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erstreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen seiner zärtlichen Mutter Louise von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch dessen strenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Teil seiner Jugend zugebracht, und von daher schrieb sich vielleicht seine Vorliebe für diese Gegend. Überhaupt aber lebten die damaligen Könige

von Frankreich noch nicht so ausschließlich in Paris, wie dies später geschah, obwohl „die gute Stadt" Paris schon jahrhundertelang unzweifelhafte Hauptstadt des Landes war. Der Vorschlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptstadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten sich vorzugsweise gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schlosse Plessis les Tours, einen Kanonenschuß südlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schlosse von Blois, aber Paris hatte sein Recht und seine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor sie auch später nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entsetzen, und von Blois aus die aufrührerische Hauptstadt, die Stadt der Guisen, seiner Feinde, regieren wollte.

Es ist dies wichtig gewordene Blois amphitheatralisch am rechten Loireufer an ziemlich steilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schlosse der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terrassenförmigen Gärten umgeben ist, ein lieblicher Ort der Rosen und der Fernsicht, ein anmutiges Stelldichein der Liebenden im 16. wie im 19. Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals schon nur noch einen schwarzen Turm aus der gotischen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenseite des Hauses, welche man, von der unteren Stadt aufsteigend, zuerst betritt, neu erbauen lassen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppentürme zwischen beide Flügel zu lehnen, welcher mit seiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßteile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beschäftigt, und es gab auf dem Hofe, dessen eine Seite frei auf die Stadt, und dessen westliche Seite frei auf den gen Amboise und Tours hinablaufenden Strom hinabsah, ein klapperndes Geräusch der Handwerker. Dieses einen Triangel

bildende Schloß war um die Zeit, welche wir vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margareta, die Schwester des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und dessen Mutter Louise, die statt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erst in Frankreich, und man war noch nicht so verwöhnt, um das Geräusch der am Dache und an dem Turme arbeitenden Handwerker allzu beschwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louise trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob sie besonderen Anteil an den Bauleuten nähme. Das war es indessen nicht, was sie aus dem Zimmer trieb, sondern sie erwartete jemand, und wie es schien mit großer Ungeduld, denn sie war auch in ihrem Zimmer sehr unruhig. Die Aussicht, welche das große Fenster dieses Zimmers bot, bildete einen Gegensatz zu dieser Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht sich hinter dem Schlosse noch einige hundert Schritte in den Uferberg hinein, und hatte gegen die zerstreuende Aussicht und das Getreibe auf der Vorderseite etwas traulich Heimliches. Ein Rasenplatz mit alten Nußbäumen zog sich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufsteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanenbäumen beschattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüsch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Christusbild sah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Rasenplatz und Schloß. Die Nordseite des Schlosses warf tiefen Schatten hieher, und wenn nicht einige Kinder gespielt hätten, so wäre auf dieser Seite die vollkommenste Stille gewesen.

Herzogin Louise aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelstunde zu Viertelstunde rief sie ihren Diener und

fragte, ob jenseits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu sehen seien oben vom neuen Turme. Der Diener mußte es immer verneinen, und so kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß sich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louise war eine volle, stattliche Frau, welche noch einige Ansprüche auf Schönheit hatte, und noch alle Ansprüche darauf machte, obwohl sie schon über vierzig Jahr alt und ein wenig stark geworden war. Scharfe Formen des Gesichtes, schwarzes Haar, brennende Augen, rascher Gang und rasche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herrisches, welches allerdings durch einen einschmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen schöne Zähne wies, gemildert wurde, sobald sie schmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus und hatte noch bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich bescheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirtschaftlichen Königin Anna Samt und Seide getragen ohne festliche Veranlassung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des französischen Adels von italienischen Prinzessinnen besonders geweckt und gefördert wurde, so daß erst diese savoyardische Prinzessin und später die beiden Medicäerinnen Katharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs II. und IV., in diesem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die französische Nation geübt haben. Man kann sagen, daß vor dem jungen Frankreich, welches unter König Franz aus italienischen Einflüssen sich emporbildete, das fränkisch-germanische Element bei weitem das vorherrschende in Frankreich war, und daß erst von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunstteilen bewirkten Renaissance die französische Nation eine vorherrschend romanische wurde.

Louise war in schwarzen Samt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzösische Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten sich dafür ganz gefällig,

und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit gestatte ihm nicht ferner auszuschauen vom Turme, und Kerzen auf den Tisch setzte, da machte die übrigens schlimm aussehende Frau bei dem rötlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieterischen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ sprach sie hierauf zum abgehenden Diener und setzte sich hastig auf einen jener hohen Stühle mit steifer Lehne, wie sie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen sind, und blieb unbeweglich sitzen, bis Duprat, der Kanzler des Parlamentes, die erste juristische Person des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

„Er wird kommen!“ entgegnete dieser, ein kleiner blasser Mann, mit braunrotem Haar und Barte, auf dessen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbstgenügsamkeit ausgeprägt waren, dergestalt, daß das Antlitz wie eine stehende Maske durch keinerlei Wendung des Gesprächs oder dessen, was sich ereignete, verändert wurde — „er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß sie sich enger und enger zieht, je weiter er sich von Blois entfernt.“

„Er ist zu vornehm, um an die Kraft einer juristischen Schlinge zu glauben.“

„Ich habe schon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es seien die Formen des Rechts von Eisen, das wir schmieden, und gegen welches kein Hochmut aufkomme, sei er noch so herrlich.“

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand des Prozesses ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion ist leichtsinnig.“

„Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren sei, wenn er sich nicht mit Euch verbünde,

und solchergestalt der Prozeß niedergeschlagen werde. Desgleichen hab' ich Matignon, den bretonischen Herrn und des Connetables vertrautesten Freund unterrichtet, er muß überzeugt sein, und ist sicherlich bereits auf dem Wege hierher."

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz, dieser Connetable, juristische Überzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbschaft, welche wir ihm nehmen wollen, es ist spitzfindig und zweifelhaft."

„Je spitzer es ist, desto schärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, desto mehr ist es in unserer Gewalt. Wenn Sie, gnädigste Frau, sich nicht zutrauen, ihn zu —"

„Was, Antoine Duprat?"

„Ihn zu Ihren Füßen zu sehen vermittelst bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, so gedulden Sie sich vier Wochen; ich verspreche, in dieser Zeit den Spruch herauszubringen. Dann ist dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlorenen Prozeß und die verlorenen Güter wieder."

„Ihr versteht Euch schlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört sich eher, als daß er sich geschmeidig einem so harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, ist nicht mein Mann!"

Bei dieser Rede trat ein bestäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louise nach dem Bourbonnais geschickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, dessen Hand und Liebe sie erzwingen wollte, nach Blois zu nötigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde steige und binnen einer Viertelstunde bei ihr sein werde.

Sie verabschiedete sogleich die beiden Männer, nachdem sie sich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen lassen. Darauf stand in kurzen Worten verzeichnet,

unter welchen Rechtstiteln sie und der König die Hauptbesitzungen Karls von Bourbon in Anspruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hause aus nur Graf von Bourbon-Montpensier und war als solcher keineswegs im Besitz der Herzogtümer Bourbon und Auvergne gewesen, welche einen großen, gebirgigen Teil des südlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigsten Seigneurien des Landes bildeten. Aber das Salische Gesetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbschaft gestattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Susanne, hinterlassen hatte, so trat Graf Karl als nächster Vetter nach Peters Tode in dessen Rechte. Dieses Besitzrecht war noch fester dadurch genietet worden, daß Karl Susanna heiratete, und blieb denn auch unangetastet, solange die Heirat bestand. Aber Susanne starb, und obwohl sie ein Testament hinterließ, in welchem sie all ihre Rechte und außer diesen auch alle Besitztümer, welche anderen Ursprungs und nicht dem Salischen Gesetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuschrieb, so war doch mit diesem Tode allen Widersachern Bourbons das Signal zum Angriffe gegeben. Unter diesen Widersachern stand obenan Louise von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm gestanden, diese Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtsinnig wechselhaften Lebenswandel und durch die Verheiratung Bourbons. Bourbon war ein strenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und sich zum öfteren nachteilig über die Vergnügungslust der Madame von Angoulême äußerte. Diese nun machte selbst Anspruch auf die Erbschaft, da sie eine leibliche Cousine Susannas, und deshalb von näherer Verwandtschaft mit dem Bourbonschen Herzogshause war als Karl von Bourbon. Die Nebenbesitzungen waren ihr auch schwer zu bestreiten, nur für die Hauptbesitzungen stand ihr das Salische Gesetz im Wege, und gegen dies Hindernis hatte

ihr der juristisch überaus verschmitzte und im wesentlichen gewissenlose Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche sie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünschte nicht, daß es zu den äußersten Formen des Prozesses kommen möchte, und hoffte einerseits durch Schrecken, andererseits durch Hinweis auf sicheren Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeschlagenen Ausgleichung durch Heirat zu bewegen. Zum Erschrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entstanden war, und welches dahin lautete, der Connetable sei, mißvergnügt über das französische Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiser Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne und bereits näher erforsche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverrats schuldig, sobald es sich bestätigte.

Der stämmige, bärtige Mann, welcher in unscheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, sah indessen nicht aus wie ein Mann, der so leicht etwas fürchtete, oder leicht sich einschüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich sei. Er war von mittlerer Größe und von jenem Wuchse, welchen die Franzosen viereckig und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte versteckte Gesicht hatte grobe Züge und drängte sich über den Augen finster zusammen; als der Diener die Tür öffnete, zog der Connetable langsam den breitkrempigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art selten und ungern mit dem Barett vertauschte, vom buschigen Haar, und trat langsam und ohne besonders zu grüßen sporenklirrend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin sorgfältig hinter ihm geschlossen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geistreich, aber er besaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verschwenden, ehe sie ihn zu näherem Eingehen

bewegen konnte, und es wurde dies Eingehen nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch schön in Formen, und welche im einsamen Zimmer allein ist mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und sinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

„Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême," rief er aus, „das Parlament zu juristischen Kniffen und schreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen."

„Gott bewahre uns auch vor solchem Versuche!" entgegnete sie.

„Nun, auf was hofft Ihr denn sonst? Könnt Ihr das Salische Gesetz, welches von den fränkischen Zeiten her in unserer Familie herrscht, könnt Ihr's aus dem Gedächtnisse des Parlaments und der Franzosen wischen, wie man mit einem Schwamm geschriebene Worte von einer Tafel wischt?"

„Im Gegenteile, wir wollen das Salische Gesetz zu Ehren bringen."

„Das heißt?"

„Der König, mein Sohn, wird als salischer Herr auftreten. Herzog Peter, Susannas Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hause, mit ihr zeugte er Susanna, nachdem im Ehekontrakte versprochen war —"

„Was?"

„Die bourbonischen Domänen sollten ans königliche Haus fallen, wenn aus dieser Ehe keine männliche Nachkommenschaft erwüchse. Ist es nicht salisch, wenn morgen der Generaladvokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogtum in Anspruch nimmt?"

Bei diesen Worten stand der Connetable heftig von seinem Stuhle auf, und die Hand ausstreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges sprechen, blieb er vor

der sitzenden Herzogin stehen, und seine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er sprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe schwebten, und die Herzogin ergriff sanft seine Hand, und bat ihn, sich wieder zu setzen, ruhig zu sein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter sein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es gewesen, wenn der Chef des Hauses sich nicht in feindseligem Widerwillen vom königlichen Hause zurückziehe. — Die schöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektrischen Kraft auf den Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die streichelnde Hand. In der Tat stand das Gedeihen oder Nichtgedeihen seines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele bei dieser Zusammenkunft. Mehr grollend als zornig warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachlässige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigsten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erste militärische Würde Frankreichs, daneben in Untätigkeit und Nichtachtung lasse, ja, daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold so unregelmäßig ausgezahlt, so hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht selbst so herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauses rechnet man nicht.“

„Freund des Hauses? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?“

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu schenken. — — Hat Euch Brion nicht davon gesprochen, wie wir unsere Herzogtümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unsere Hände vereinigt sind? Erschwert es mir nicht dergestalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegenzutragen!“

„Madame."

Das Taschentuch glitt ihr bei diesen Worten vom Schoße hinab und fiel ihr auf den vorgestreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaissance der anmutigen Formen in Rittersitte, aber er war doch in den Überlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Rittertumes erzogen, und bückte sich nach dem Tuche. Die großen Reiterstiefel, welche er, unhöflich genug, zu dem Besuche nicht abgelegt, erschwerten ihm das Bücken, und er mußte sich auf ein Knie niederlassen. Die gewandte Dame nahm diese Huldigung sogleich wichtiger auf, als sie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, so daß ihre Arme sein Haar berührten, sagte ihm einige süß dankende Worte, und hielt ihn dergestalt länger in solcher Stellung fest, als seiner ursprünglichen Absicht gemäß und als seinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl," — setzte sie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zusammen ein glückliches Kleeblatt, das Land beherrschen, unsere Freunde fördern, unsere Feinde züchtigen!"

„Aber Eure Freunde sind meine Feinde!"

„Das wird sich ändern; Leute wie Bonnivet werden sich Euch in anderem Lichte zeigen."

„Nimmermehr verkehr' ich in gutem mit diesen geleckten Emporkömmlingen!" rief der Connetable aufspringend. Der Name Bonnivets, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches sich zu seinem Vorteile leise um ihn schlang.

Hiermit war alle beginnende günstige Stimmung zerstört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr stets gefälligen Liebling und schönsten Mann des Hofes lebhaft beschützte, war auch aufgesprungen bei diesem barschen Ausdrucke und erwiderte in der ersten Wallung des Unmutes

dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: sie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an seinen Leuten ins Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König spielen wolle, und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungestüm, daß ihm niemand darein zu reden habe, daß der König sein Lehnsherr, nicht sein Souverän sei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden sie sich erlaube, nichts sei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im entferntesten zu Sinn stehe, durch Kuppelei seinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entschied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesglut ins Antlitz, und sie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

„Möge die Lektion Euch bessern!“ sagte der übel beratene Mann noch im Hinausgehen und befahl dem Ritter seines Gefolges, welcher auf dem Korridor seiner harrte, die Pferde sogleich wieder vorführen zu lassen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiser Karl getreten sei, trieb ihn, ein Zusammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieses Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen Wallung des Königs, welche die Herzogin Louise zu erregen nicht ermangeln würde, preisgegeben sei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen, schon hatte er den Fuß im Steigbügel, da schmetterten die Jagdhörner durch den Torweg herein, und in der roten Beleuchtung von Kienfackeln erschien auf hohem Rosse König Franz.

„Sieh da, Vetter,“ rief er, „Ihr in Blois! Und wollt schon wieder fort? Nicht doch? Seid mir willkommen!“

Und bei diesen Worten war er vom Pferde gesprungen und hatte dem sich verbeugenden Connetable die Hand entgegengestreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los und sprach lachend: „Ihr sollt sogleich dafür bestraft werden, daß Ihr so selten kommt und bei seltenem Besuche so eilig entweichen wollt, Ihr sollt die Spiele, welche meine Schwester veranstaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize sind, Ihr sollt sie auf der Stelle mitmachen. Dies sei Euere Strafe, schlimmer Vetter und Lehnsmann! 's ist eben die Zeit, in welcher meine Margarete ihre Zunft versammelt, der Abend ist windstill und warm, wir werden sie im Freien hinter dem Schlosse finden; gebt mir Eueren Arm!"

So führte er den widerstandslosen Connetable, der diese teils ironische, teils gutmütige Sorglosigkeit halb zum Teufel wünschte und halb rührend fand, zum Tore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schlosse, welches vom Fenster der Herzogin Louise gesehen wurde. Er war sehr guter Laune, der König, und stand damals in voller Blüte jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, schöner Mann voll Lebens- und Tatendrang, voll Sinn für alles, was Geist und Herz beschäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meisterporträt Tizians nachgebildet sind, schildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufsteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Tizianschen Bilde schmeckt sich schon das Ansäuerliche späterer Sorge hindurch, die erlebten Täuschungen haben schon einen leisen Hohn über die Züge gebreitet, die schöne Nase ist schon schärfer und größer, wie trotzend, hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreist, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der stille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte sich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht:

Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden und ein rotseidenes Zelt, in dessen Hintergrunde Erfrischungen aufgestellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gastes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte stand oder saß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, sondern auf Kissen mehr ruhten als saßen, gemahnten den Fremdling an die Märchengesellschaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch diese Gesellschaft einen Zweck, wie Sheherzades Kreis der Tausend und einen Nacht. Margareta, des Königs Schwester, eine hochgewachsene, wohlgebildete Dame, saß in der Mitte, und war die Herrin und Seele dieser Zusammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieterischem und doch lieblichem Ernste, welche die muntersten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl sie selbst den ernsthaftesten und strengsten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder und war durch eine ihr unerwünschte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturell frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künstlern und zur vorherrschenden Teilnahme an deren Interesse gedrängt worden. Damals schon wurde ihr scherzhaft nachgesagt, sie sei auf seiten der in Deutschland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieselbe Dame die Reize des sinnlichen Lebens und der daraus entstehenden Künste mit Vorliebe schildern und doch einer religiösen Richtung zugetan sein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber bestand eben ihr reiches Naturell, daß sie, ihrem Bruder überlegen, solche Gegensätze friedlich in sich verbinden konnte. Sie begrüßte anmutig die Hinzutretenden und lud sie zum Sitzen ein. „Unser würdiger Freund Duchatel“ — sagte sie, auf einen alten Herrn deutend, welcher sich verneigte — „hat heute zuerst das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

„Es geht also heute ernsthaft zu,“ sagte hierauf König Franz, „denn Freund Pierre befaßt sich nicht mit lustiger Ware. Ich hoffe, Meister Clément, du wirst uns später deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!“

Diese Worte waren an einen kleinen, verschlossen und listig aussehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Nasenflügeln sitzen mochte, und der sich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in diesen Kreis, ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Faust aufs Auge paßte, und welchen in diesem Augenblicke nichts in der Welt weniger interessierte, als ein Geistesturnier mit Erzählungen und Phrasen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von dessen Jugend auf, er wußte sehr wohl, daß dieses jungen Königs Manieren äußerst schwer zu durchschauen, äußerst schwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt konnte sagen: Dies ist jetzt des Königs eigentlichste Stimmung und Laune und Absicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künstler seiner selbst, wie er im allgemeinen eine Künstlernatur war durch und durch. Nicht daß er falsch und verstellt gewesen, nein, aber das einfache und gedankenlose Benehmen war außer seiner Natur, er genügte sich selbst nicht, wenn sein Verhältnis zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu seiner künstlerischen Existenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für sich selbst zu erschaffen. In dieser unberechenbar schöpferischen Laune seines Naturells lag der Widerspruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Rittertums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrtümlich solchen Glauben, weil er reicher war als die Vorstellung, die er von sich selbst und von der Welt zu fassen wußte.

Und wie mußte des Connetables Besorgnis gesteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn seiner Erzählung

unterbrochen wurde durch die Ankunft eines Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich beiseite führte, und der niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegengeschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuten, daß alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrat klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehen aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete ihn die Herzogin Margareta bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Cléments auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, aufs neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivets zur Gesellschaft.

„Kennt jemand die junge Gräfin Chateaubriant?“ sagte der König. „Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmut und Liebenswürdigkeit. Übertreibt er?“

„Gewiß nicht!“ erwiderte rasch Meister Clément.

„Du kennst sie? Was du nicht alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?“

Alles schwieg.

„Ich hab' ihn seit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder gesehen. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?"

„Nein!" erwiderte der Connetable barsch.

„Nicht?" — Und bei diesem Worte ruhte des Königs Blick forschend auf dem Antlitze des Connetables, während sein Mund die gleichgültigen Worte sprach: „Wir hören, lieber Duchatel!"

Peter Duchatel begann auf dieses Zeichen sogleich seine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt sich um die absonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, seine Liebe einer Königin zu erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kastilien war ein Edelmann, so vollkommen an Schönheit und guter Beschaffenheit, daß man in ganz Spanien seinesgleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte seine Vorzüge und noch mehr die absonderliche Fassung derselben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe solche, vor denen Eis schmolz. Elisor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um so ärger brennt, je weniger sie sich zeigt, verwunderte sich sehr über Elisor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich so lieblos wäre, wie es den Anschein habe.

‚Könntet Ihr,' erwiderte er hierauf, ‚mein Herz sehen, wie Ihr meine Haltung sehet, Ihr würdet mich nicht also fragen.'

Nun wünschte sie zu wissen, wie er das meine, und drängte ihn so lange, bis er gestand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar seines Erachtens die tugendhafteste der ganzen Christenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieser Dame

genannt hätte, so daß die Königin tat, als ob sie höchlich erzürnt sei gegen ihn, und ihm schwor, sie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriete. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er sagte nicht ohne Besorgnis: ‚Madame, wenn Ihr das erste nächste Mal auf die Jagd geht, werde ich sie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr sie für die schönste und vollendetste Frau der Welt halten werdet.‘

Auf diese Antwort hin ging die Königin so bald als möglich auf die Jagd, und Elisor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte sich einen großen Stahlspiegel machen lassen in Form eines Kürasses, schnallte ihn vor seine Brust und bedeckte ihn sorgfältig mit einem Mantel von schwarzem Fries, welcher äußerst reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein maurisch Pferd mit vergoldetem Geschirr, und zog alle Blicke auf sich, denn er ritt mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, stieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieser Gelegenheit, da sie ihm die Arme entgegenstreckte, öffnete er seinen Mantel und sprach: ‚Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken!‘ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er sie sanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß sie etwas zu Elisor gesagt hätte. Aber nach dem Abendessen rief sie ihn und sprach, er sei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen versprochen hätte. Deshalb werde sie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Elisor, fürchtend, die Königin habe nicht verstanden, was er angedeutet, erwiderte fest, es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meisten liebe.

Die Königin spielte die Unverständige weiter, und er mußte sie fragen, was sie denn in dem Stahlspiegel erblickt

habe? — ‚Nichts als mich selbst!‘ entgegnete die Königin. — ‚Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben als das, welches Ihr auf meiner Brust gesehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, sondern wie Gott auf Erden, in dessen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, solange ich sie verborgen trug, nicht meinen Tod sein, da ich sie enthüllt.‘

Die Königin, sei's um sich zu verstellen, sei's um ihn zu prüfen, oder sei's, daß sie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt aussah, folgendes: ‚Elisor, ich will nicht fragen, welche Torheit euch bewogen hat, eine so hohe und schwierige Zuversicht zu fassen — ich möchte nur wissen, wie lange Ihr diese Neigung schon in Euch tragt?‘

Elisor durfte von ihrer ernsten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen und sagte schüchtern, daß schon von früher Jugend auf diese Liebe in ihm Wurzel geschlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit sieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, sondern eine Krankheit so reich an Genüge, daß er die Genesung für den Tod erachten müßte.

‚Da dem also ist‘, sagte die Königin, ‚und Ihr schon eine so große Festigkeit bewiesen habt, so darf ich nicht leichtsinniger im Glauben sein, als Ihr im Geständnisse gewesen seid. Ich will also eine Wahrheitsprobe versuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach bestandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch selbst ausgebt. Finde ich Euch also so, wie Ihr sagt, so werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.‘

Elisor bat sehr um die Bestimmung dieser Probe, denn es sei seiner Liebe nichts zu schwer!

‚Also‘, sprach sie, ‚sollt Ihr von morgen an diesen Ort und diese Gesellschaft verlassen und an einen abgelegenen

Ort gehen, der in keinerlei Verbindung ist mit meinem Aufenthaltsorte, so daß keines Nachricht von dem andern haben kann sieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch schon die Probe von sieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt; wenn ich nun auch sieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wissen, was ich zu wissen und zu glauben habe.‘

Elisor, im Begriff, sich darein zu ergeben, setzte nur hinzu: ‚Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der sieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?‘

‚Hier,‘ sagte die Königin, indem sie ihm einen Ring reichte, ‚brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtnis brächte — ich Euch an dieser Ringhälfte erkenne.‘

Elisor zerbrach den Ring und schied mehr tot als lebendig, rüstete seine Abreise, verabschiedete all seine Leute und verschwand mit einem einzigen Diener dergestalt, daß niemand sieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermessen, welch ein Zeitraum dies ist.

Und diese sieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Messe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küssend, überreichte er eine Bittschrift, die sie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie sie war, dergleichen täglich zahlreich entgegenzunehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete sie diese inmitten der Messe und fand darin die Hälfte des Elisorschen Ringes. Sie war sehr erstaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu lesen, was in dem Briefe stand, befahl sie sogleich ihrem Almosenier, den Eremiten holen zu lassen. Der Almosenier suchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten sei, es wisse niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almosenier diese unerwünschte Gewißheit zu berichten hatte, so las die Königin unterdes, was neben der Ringhälfte geschrieben stand, und dieses klang denn folgenderweise:

Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft selbst über Leidenschaft;
Denn sie nötigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was springe.
So prüft' ich mein Herz im innersten Triebe,
Was der Grund wohl sei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,
Euere Schönheit sei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grausamkeit nicht zu trennen!
Die Grausamkeit aber sei nicht böse,
Denn sie sei's allein, die mich erlöse:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr sehen,
Und so war's um die Macht der Schönheit geschehen.

Für die Schönheit sind auch der Jahre sieben,
Noch nirgends ohne Nachteil geblieben;
Mir aber sind sie zustatten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die sich so wehrt,
Die so erprobet und verschiebt,
Daß solche Frau, Madame, — nicht liebt.

Nach siebenjähr'ger Prüfungsfrist
Denn also nichts zu sagen ist,
Als dies: Auf Nimmerwiedersehen,
Madame, 's ist viel zuviel geschehen,
Ob wir uns meiden oder sehen,
Madame, auf Nimmerwiedersehen!

Dieser Brief ward nicht ohne großen Tränenstrom und großes Erstaunen gelesen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verlust eines solchen Mannes schien ihr jetzt so außerordentlich groß, daß sie sich trotz ihrer Königskrone wie die ärmste Frau des Reichs vorkam, weil sie das

Beste verloren habe, und verloren durch eigene Torheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Tal, keine Höhle, kein Busch, kein Strauch blieb undurchsucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umsonst, und die schöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

„Die Geschichte spielt wohl in früher Zeit, Duchatel?" fragte der König.

„Wegen der sieben Jahre," schalt Meister Clément ein, und der König lachte sehr. „Clément, Clément," setzte er hinzu, „du wirst alle Tage schlimmer, oder willst du nur die bösen Zungen, welche dich ketzerischer Gedanken zeihen, Lügen strafen?"

„Ich hoffe nicht," nahm die Herzogin Margaret das Wort, „ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!"

„Aber, Margaret, sieben Jahre! Und nicht in wachsender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntnis, wenn der Termin verstrichen, dann sei auch unsere beste Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schwester, das ist über die Ritterlichkeit hinaus, das ist töricht. Papa Lascaris, was sagte man in Griechenland und Rom zu solcher Liebe?"

„Dasselbe, was du sagst, o König!" erwiderte hierauf der schneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Altertumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derselben in Frankreich, selbst unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigste gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um so sorgfältiger hielt er diesen griechischen Weisen im Auge, seit ihm plötzlich vor einigen Jahren sein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboise zum Tode erkrankt, ja in seinen Armen verschieden war. Dieser Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieser ihm auch

vollständige Abwartung seiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab' ich zwar nicht, gnädiger König —"

„Du bist und bleibst doch der leichtsinnigste Mensch."

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geist der jungen Gräfin schien ihn so zu fesseln —"

„Also sie hat auch solchen Geist?"

„Sie unterhielt sich mit ihm wenigstens über eitel schwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, so daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretonischen Grafen dabei Angst werden kann."

„Das klingt immer besser; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran setzen — ah, unsere Mutter, Margaret!"

Der König und dessen Schwester und mit ihnen die ganze Gesellschaft erhob sich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranschritt. König Franz umarmte sie, und Bourbon sah mit Entsetzen, daß sie, den König festhaltend, heftig, wenn auch leise in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit schießenden Blicken die Gestalt des Connetable aus der Gesellschaft heraussuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden sei. Wirklich wandte sich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

„Und was meint Ihr, Connetable, zu sieben Jahren echter Treue?"

Der Connetable, nicht rasch von Gedanken, aber fest von Mute, antwortete nicht sogleich, sondern besann sich.

„Ich bin auch in dem Falle," fuhr der König fort, „jetzt nach sieben Jahren Rechnung abzuschließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen."

„Königlicher Vetter," sprach langsam und deutlich Bourbon, „wenn das Verhältnis richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt ist, da dünken mir sieben Jahre

Treue nicht mehr zu sein als siebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da ist der schwächere Teil nicht sieben Stunden sicher, und er lebt nicht mehr in Zuversicht, sondern ist bloßer Laune preisgegeben."

„Bravo, Vetter," sprach hastig Margaret, „Ihr kommt als gesunder Krieger unseren schwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meister Clément, der darauf zu harren scheint, ergreife das Wort."

„Ohne Seitensprünge, Clément," rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern schien, „laß eine deiner nichtswürdigen Geschichten heraus. Unmoralisch sind sie doch alle, sorge dafür, daß wir wenigstens lachen können, denn es ist schlechte Zeit."

„In der gascognischen Grafschaft Aleth" — begann Clément Marot mit großer Ernsthaftigkeit, „hatte einer namens Bornet eine anständige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigentümlich sein soll. Er selbst indessen wünschte sein Nebenvergnügen; ‚denn dafür bin ich der Mann,' pflegte er zu sagen, ‚mir steht mehr zu.' Dies Nebengelüst richtete er auf das Kammermädchen seiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein besonderer Held. Er hatte zum Beispiel den sehr schlimmen Fehler, daß er seinem Nachbar, der ein Schneider und sein vertrauter Freund war, alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies soll nie von Nutzen sein, und dieser Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ sich von ihm versprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkosung ablassen müsse, wenn er sich hinreichend an dem schönen Mädchen geletzt habe. ‚Das will ich wohl tun,' sprach Bornet, und sie gaben sich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verriet ihr, wie sie von solchen unerlaubten Nachstellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war sehr betreten und wünschte

ihren Gemahl zu heilen von solcher Verirrung. Sie sagte also zu dem Mädchen: ‚Du bist sehr brav, und es soll dein Schade nicht sein, aber mit der Gröblichkeit ersticken wir dergleichen nicht! Zeige dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, nachts in dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber sag mir genau, an welchem Tage du das getan, und mache aus, daß er nicht ein Wort sprechen dürfe, weil ich es hören könnte.‘ So tat das Mädchen, und der bestimmte Abend kam, und Bornet und sein Freund der Schneider waren der besten Dinge und taten sich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hintertür, damit sie zu den Ihrigen aufs Land hinaus gehen könne, und erwartete ihren leichtsinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt sich der Vorschrift gemäß ganz schweigsam, und schied inmitten der Nacht sehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte, daß sein Freund, der Schneider, mit Ungeduld wartete, und ließ diesen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widersetzte sich nicht, als ihr dieser beim Scheiden den Ring vom Finger streifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend sehr viel halten, und woran sich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, just mit dem Ringe will ich ihn morgen schön aufziehen, den Bösewicht!

Als Bornet seinen Freund, den Schneider, mit dem Ringe kommen sah, ging ihm ein schreckliches Licht auf, denn er hätte diesen Ring aus tausenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und schrie: ‚O, ich unglaublicher Esel!‘

‚Wie denn?‘ sagte sein Freund, der Schneider.

‚Was alle Welt wie den höchsten Schatz behütet, das hab’ ich selbst — nein, es gibt keinen dümmern Menschen auf Erden!‘

‚Aber wie denn, Bornet?‘

‚Wie denn! Wie denn! Gib her den Ring und pack dich zum Teufel!‘"

„Hör' auf, Clément," rief unter schallendem Gelächter sämtlicher Männer König Franz, „du verdirbst die Jugend — was ist?"

„Ein Kurier aus Italien", berichtete ein Sekretär und überreichte dabei das Paket, „ist soeben mit Depeschen angekommen, die als sehr dringend bezeichnet sind!"

Der König riß sie hastig auf, und als er einige Zeilen davon gelesen hatte, stieß er einen unartikulierten Ruf aus und stampfte mit dem Fuße, so schmerzlich wie grimmig ausrufend: „O Lautrec! Lautrec!"

„So rief Augustus: ‚Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!‘" flüsterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für sich künstlerisch mächtigen Sinnes und wohl imstande sich zusammenzuhalten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerstreut, halb im fortgärenden Grimme über die Nachricht, so daß dem vorlauten Dichter übel zumute wurde.

„Was ist, mein Sohn?" rief die Herzogin von Angoulême.

„Was ist? Italien ist verloren, weil Lautrec keine Unterstützungen geworden sind; die Aufgabe meines Lebens ist gescheitert. Wehe dem, der kein gut Gewissen und Lautrec im Stich gelassen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und niemand schonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!"

Die Herzogin Louise erbebte sichtlich und wollte sprechen, der König machte aber eine so entscheidende Bewegung, daß alles sich auf der Stelle entfernte und er allein blieb an dem zu lustiger Rede erleuchteten und geschmückten Orte.

„Connetable von Frankreich!" rief er plötzlich, und dieser, welcher sich eilig in der bestürzten Menge fortdrängte, war genötigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachsene König stand mit untergeschlagenen Armen mehrere Minuten stumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne und begann endlich mit langsamer Betonung folgende Worte:

„Connetable, es liegen die übelsten Zeugnisse gegen Euch vor — Ihr steht mit Kaiser Karl in Verbindung."

Der Connetable schwieg.

„So sagen die Zeugnisse. Als Connetable des Reiches, als Prinz des königlichen Hauses hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr tut nicht wohl, darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen."

„Königlicher Herr."

„Lassen wir das! Ihr seid übel behandelt worden, Ihr seid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen beide gut machen, was wir schlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs ist in Gefahr, sei ein würdiger Bourbon und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzustecken, bis wir am Po unsere siegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle deine Truppen und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Bist du bereit?"

„Zu Eurem Dienst, mein König!"

Der König reichte ihm die Hand, und sie gingen nach dem Schlosse, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit seinem Gefolge verließ.

3.

Diese Versöhnung war bereits nicht mehr möglich gewesen: Bourbon fand auf seinem Schlosse Chantelle schon zum zweiten Male den deutschen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem festen Vertrage abzuschließen. Er verließ sich nicht auf die großmütigen

Wallungen seines Königs, er hatte zu tief hineingesehen in den bösen Willen der Valois und glaubte einer dauernden sichern Existenz im Bunde mit ihnen nicht mehr versichert sein zu dürfen, er schloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin versprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domänen, welche ihm der König bestritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine spanische Armee nach der Gascogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund dringen sollte. Die bourbonischen Domänen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte geteilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgeteilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturell gemäß für besser, dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais und überraschte den Connetable in Moulins. Hier wiederholte sich die Szene von Blois, nur mit dem Unterschiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung und, der Prozeß möge vom Parlamente entschieden werden wie er wolle, das sichere Eigentum der

bourbonischen Herrschaft zusicherte. Es war zu spät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch versichert sein, daß kein Versprechen im voraus ihn vor ärgster Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag selbst jemals aufgedeckt würde. Er tat also seinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, sich eingehend zu beweisen, gestand, daß ihn der Kaiser gesucht habe, daß er aber auf nichts eingegangen sei, entschuldigte sich mit augenblicklichem Unwohlsein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, versicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So schieden sie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufsicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte sich wirklich langsam auf den Weg. In la Palisse aber riß er das Netz, und kehrte stracks über den Allier zurück nach seinem Schloß Chantelle, dem Könige sagen lassend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die bourbonischen Domänen wiedergebe und den Prozeß niederschlage.

Es war die höchste Zeit für ihn gewesen; eben hatten die Boten der Herzogin Louise und des Kanzlers Duprat dem Könige die ausführlichen Geständnisse jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marschieren, eh' dessen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf seinem Schlosse belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf seine Anhänger entlassen und nach entfernten Rendezvousplätzen verteilen, und selbst mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als dessen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um später unter tausendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durchs Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Ansehen und der Nähe königlicher Macht dieser furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar schnell unmächtig geworden, so war doch dies Gelingen damals nicht sogleich zu übersehen, und die scheinbar noch unsichere Lage nötigte den König, vom persönlichen Zuge nach Italien abzustehen. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendsten Wetterwolken für Frankreich zusammengezogen, und kein Mensch mochte damals bestimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden sein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über alles: die Untreue und der Verrat des mächtigsten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des schlichten Mannes, der schon inmitten des Truges ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieser schreiende Widerspruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie sie Leben und Seele des Königs beschäftigte, diese Felonie bestürzte ihn außerordentlich. Er war kein so zergliedernder Denker, daß er sich jemals das ihm selbst inwohnende moderne Element, das Element des Wechsellustigen, in allen möglichen Folgerungen vorgestellt hätte; dies würde ihm die Idee seiner eigenen ganzen Lebensexistenz sehr erschwert, diesen vorliegenden Fall aber sehr erleichtert haben.

Ohne diese Übersicht zu gewinnen, war er melancholisch nach Blois zurückgekommen, und hatte sich gegen Gewohnheit allein in sein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, so machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt gestattende Nische des Zimmers bildete. Der König saß lange einsam im Schimmer dieser Flamme und starrte trübsinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft befehle, fragte nach einigem Besinnen der König zurück: „Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten

Herren? Ist Kanzler Budé gekommen und noch nicht nach Paris?"

„Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und noch hier."

„Ah, schön. Also er — wer ist sonst noch da?"

„Se. Hochwürden der Herr Bischof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majestät zurückgekommen."

„Natürlich!"

„Herr Jean Juste, der Skulpteur, und Herr Jean Cousin, der Maler, die morgen nach Paris gehen und zusammen mit Herrn Primatice reisen wollten, der nach Fontainebleau will."

„Primatice ist noch da? Schön! Und —"

„Herr Lascaris, Herr Marot —"

„Marot laß weg, bin heute nicht lustig, doch nein, warum nicht! Und vorher bestelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!"

Sowie er dies gesagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tische lagen, und ging sie sorgfältig durch. Es war eigentümlich an ihm, daß er eine große Kunst des Überblicks in allen Geschäften hatte, und daß er sich ununterbrochen beschäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas tun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfnis, deshalb waren immer Künstler und Gelehrte um ihn, er mochte treiben, was er wollte, und wenn er auf der Jagd umherritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem

Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser benutzte und von dem er zu sagen pflegte, es sei der einzige, dessen Wissen er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf seine Neigungen, aber diese Zeit hielt er am allerwenigsten für verloren. „Leb' ich nicht dann erst ganz, wenn ich genieße!" rief er aus; „alles übrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, desto mehr hab' ich Anknüpfung und Mittel zum Genusse, desto eher erhalte ich mir die Gesundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erste Bedürfnis zum Genusse." — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht, weil er rasches oder doch charaktervolles Eingehen auf seine Anregungen heischte und schwankende Unsicherheit oder Halbwahrheit gröblich beiseite stieß, und weil er Richtungen, die seinem Geschmacke abseits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringschätzung behandelte. In solcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden suchte, war von den obengenannten Jean Cousin, ein sehr mannigfaltiger Künstler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzose, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieser Maler, Baumeister und Geometer in einer Person, und nur die Skulptur und den feineren Geschmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Cousin, der von der Glas- zur Ölmalerei überging, war von überkräftigen Vorstellungen im Geiste Michelangelos, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne Königs, der Raffael turmhoch über alles stellte, nicht genehm. „Der Mensch ist das größte Kunstwerk, Jean," sagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht dessen Ausdehnungen und Kreise." Cousin malte bei den Minimen in Vincennes das Jüngste Gericht, und beschwerte sich, daß ihn der König seltener als andere besuche. „Warum malst du Höllenfratzen, die mir die Phantasie verunreinigen statt zu läutern!" erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr soviel Zeit, als diese Worte einnehmen, mochte

vergangen sein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung ins Zimmer. Der König sah auf und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

„Deine Darstellung der Verschwörung, Duprat, ist sehr klar gefaßt, und deine Maßregeln, dich ihrer zu bemächtigen, sind sehr geschickt gewesen. Ich danke dir. 's ist abscheulich, daß so tiefe Nichtswürdigkeit möglich ist, und unsere Zeit und Tätigkeit in Anspruch nimmt. Um so weniger Umstände will ich damit machen, es muß den Seigneurs dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die solcher Felonie überführt sind, sollen schmählichen Todes sterben. Du hast ihrer hier in Blois?"

„Zu Befehl, Majestät, und ich müßte untertänigst bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon und von Argouges des Königs Gnade versprechen mußte, um sie redselig zu machen."

„Das Versprechen ist deine Sache, die Gnade oder Ungnade ist mein. Wer ist der dritte?"

„Jean von Poitiers, dem nichts versprochen ist. Eure Majestät wissen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es ist wegen der Zukunft."

„Man wird in Zukunft nicht mehr dergleichen wagen, wenn man die raschen bittern Folgen einmal gesehen."

„Und täten Ew. Majestät nicht besser, um aller Verantwortung bar zu sein, Verhandlung und Urteil, wie es der Sache angemessen ist und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweisen."

„Damit sie verschleppt werde ins Nachdrucklose, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hindernisse bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entscheidet und nicht das Parlament."

„Ew. Majestät entschieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament gesprochen, und ich möchte voraussagen, daß das Parlament in diesem

Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünschen des Königs zurückbleiben wird; denn in diesem Falle haben wir, Eurer Majestät ergebene Leiter desselben, festeren Boden als in anderer Frage, hier ist der Hochverrat offenbar."

„Ich brauche die Wirkung rasch!"

„Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei anderer Gelegenheit Früchte."

„Sind die Großseigneurs der Normandie und Bretagne hierher beschieden, wie ich von Lyon aus befohlen?"

„Sie sind großenteils bereits angekommen. Mögen Ew. Majestät eine Form finden für die Remonstranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus diesen Provinzen entdeckt worden sind."

„Sei unbekümmert um die Form, was der König tut, ist Form. Auf morgen!"

Hiermit war der Kanzler entlassen. Es gelang diesem Manne nie, und doch war es die rastlose Absicht desselben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß und Ton zu kommen: er tat alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen und ward allerdings dafür von der Herzogin Louise in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Opposition im Parlamente, welche dem despotischen Gelüste des Königs bald hier, bald dort entgegentrat. Ein solcher Parlamentsrat war er nun gar nicht, das konnte der König sehr gut wissen, aber der König wollte es vielleicht nicht wissen und wollte wahrscheinlich einem Manne nicht dankbar sein, den er innerlich verachtete. Franz schätzte den Unabhängigkeits- und Rechtssinn an anderen wenig, er dachte sich überhaupt nicht in andere, er war gleichgültiger Egoist, aber wer ihm zu allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all solche und ähnliche Verhältnisse hatte er eine demütigende Herrenmanier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er so

gleichgültig egoistisch und eine prächtige äußere Erscheinung war, durch stolze Majestät den Franzosen imponierte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., dessen imponierende Majestät aber viel mehr ein Ergebnis von Grundsätzen als wie bei Franz die Frucht eines rücksichtslosen Naturells war.

„Holla!" rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler schon aus der Tür geschritten, „Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie sollen sich augenblicks in der Kirche versammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Messe gelesen werden!"

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Tür, welche in den neu gebauten Flügel des Schlosses führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in dessen Mitte eine gedeckte Tafel stand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künstler umhergingen. Der König trat ein und grüßte ohne sie anzusehen mit der Hand, seine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenstand seiner Prüfung waren.

„Ist Primatice da?" fragte er, ohne den Augen eine andere Richtung zu geben.

„Zu Befehl, Majestät," sagte ein wohlgebauter Mann von edlem, schönbärtigem Antlitze und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände versunken reichte er ihm die Hand und sagte leuchtenden Antlitzes: „Du hast das wieder sehr schön gemacht, Meister! Weißt du, daß die Narren sagen, wir trieben unsere Künste unchristlich sinnlich? Die Sirenen und Faune in Simsen und Verzierungen seien allzu heidnisch!"

„Aber die Kunst", sprach Primatice in gebrochenem Französisch, „ist ja Gott in sinnlichen Formen!"

„Nicht wahr? Gott erhalte uns scharfe Sinne!"

„Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleischigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten schmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlassen, dies bildet ja eben seit Brunelleschi das Wesen unserer Renaissance, und Eure Majestät werden aus dem Plane Bramantes von Urbino zur neuen Peterskirche ersehen haben, daß es sich in dieser außerordentlichen Komposition überall um volle Rundungen, um heidnische Fleischesform handelt: die Kuppel des griechischen Pantheon soll das Ganze krönen."

„Ich möchte das Werk beendigt sehen, Primatice! Aber es schwebt mir eine andere Mischung der Stile vor, die mich noch mehr interessiert. Du magst mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten blesischen Grafen ein dürftig gotisches Schlößlein am Saum eines unabsehbaren Eichenwaldes. Vom schmutzigen Turme desselben sah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es gibt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die schwarzgrüne See von schwerer Samtmasse zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit schlanken maurischen Zinnen, mit breiten, fleischigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohltuenden Geschmacks, mit lockend aufsteigenden, offen gehaltenen Turmtreppen — noch weiter, noch freier, Meister, als die, welche du mir hier angelegt hast! — mit südlichem Dache zum Lustwandeln, zum Waldgenusse hoch in der Luft; laß deine Phantasie kreisen, Meister, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guillaume, da bist du ja! Ist dein Fuß heil und deine schöne Wirtin mit dir in Blois?"

„Mein Fuß ist heil," antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenstervertiefung, „aber meine schöne Wirtin ist in der Bretagne geblieben."

„Pfui doch! Ist Chateaubriant hier?"

„Ja, Euerem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor aller Blicken wie einen Juwel, und er hat recht, sie ist ein Juwel.“

„Den ich sehen will, foi de gentilhomme! Mich dürstet nach dem Anblicke eines schönen Weibes wie den Hirsch an dürrem Tage nach einer frischen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen und die schöne Schloßherrin überraschen.“

„Tut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet sie ein edles, dauerndes Verhältnis. Aber reißt nicht dies schöne und edle Geschöpf in wilde Kreise!“

„Ich sehe, du hast deine theologischen Aufträge für England noch im Kopfe! Du bist zu gewissenhaft, Budé, das hast du in Rom erfahren, als du dich jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!“

„Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautere Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unseren neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden.“

„Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und alles hat sich bedrohlich und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Raten und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehen und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das silberne Gitter vom Grabmale des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verstand sich auf Politik und

nicht auf Kunst, und du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein schönes Gitter für ihren Heiligen nötig und in Arbeit sei — Jean Juste, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmal des heiligen Martin und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen sei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch anderes mit dir zu beraten."

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Freie an den Abhang, der nach der Loire hinabsieht. Die Diener waren hierdurch genötigt, die Speisen wieder abzutragen, damit sie nicht kalt würden; sie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene, hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speisen weniger gut und frisch erschienen. Er war ein gar schwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künstler des Mahles harrten, zeigte er sich darin so gleichgültig, o nein, alle Großen des Reiches mochten geladen sein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rücksicht, wenn ihn zur festgesetzten Stunde irgend etwas anderes interessierte. Drang der Geschäfte war es selten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geschäfte ließ er warten, schob er beiseite, wenn seinem Sinne ein Reiz entgegentrat. Noch weniger war es Absicht, den Herrn zu spielen, die ihn zur Rücksichtslosigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fraglose Egoismus seines Wesens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am lebendigsten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menschen und hunderterlei Anstalt um eine Stunde, damit er ein Gespräch, welches ihn spannte, zu Ende brächte.

Es war eine finstere Nacht, und der Wind strich hohl aber warm das Loiretal herauf. Der König setzte sich auf einen Baustein und schwieg lange. — „Ich halte dir's hoch, Guillaume, daß du der Königin Claude stets das Wort redetest, wenn ich hastig war. Jetzt fehlt sie mir mit ihrem stillen,

richtigen Maße und ihrem beschwichtigenden sanften Auge. Sie konnte schöner sein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgesprochen; aber sie liebte mich fest und war stets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte sein, wie ich wollte. Ich spreche von ihr wie von einer toten Frau, Budé, denn die Ärzte sehen täglich ihrer Auflösung entgegen, sie soll kaum noch einem menschlichen Wesen ähnlich sehen. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt ist doch dies Frankreich wie ausgestorben, ich begegne keinem schönen Geschöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zusammensein mit dem Papste in Bologna denke nach der Marignanoschlacht, in welchem Überflusse schwelgte ich da! Es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!"

„Ihr wart mehr denn sieben Jahre jünger, mein König!"

„Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit ist in Frankreich dünne gesät, und schon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünsche diesen Connetable, dessen Umtriebe mich hier festbannen, und ihr alle wollt nun einen seltenen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verschließen, was habt ihr?"

„Wie glücklich wäre ich, mein König, könnte ich Brautführer sein für diese liebliche Françoise, könnt ich sie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegenbringen! Ach, es hat mich dieser Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beschäftigt, denn nie ist mir noch ein Naturell begegnet, welches dergestalt wie für Euer Wesen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, schwärmerisch und doch witzig, talentvoll in allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, sinnvoll für alles Gedanken=, für alles Formenleben, und schön wie ein Engel. —"

„Budé, höre auf, dies Weib muß mein sein, so wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!“

„Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch also von ihr gesprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weise!“

„Und kann ich nicht ernsthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird nicht der Papst um ein Wort ein Weib für mich scheiden?“

„Mein König!“

„Ich heirate nicht mehr aus Politik, seit die politische Heirat mich auf den Thron gebracht.“

„O mein König, könnte es jemals also werden zwischen Euch und ihr! Ach nein, Ihr seid ein zu rascher, viel verbrauchender Herr, Ihr seid nicht zu fesseln, Ihr seid nicht —“

„Nun, was bin ich nicht?“

„Nicht treu!“

„Budé, du wirst dreist.“

„Das werd' ich, mein Gebieter, ich weiß es.“

„Und du irrst dich! Ist nicht Treue der Mittelpunkt alles Rittertums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?“

„Das seid Ihr, Herr!“

„Also! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es ist mir hoher Ernst, und ich will sie sehen, so wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt sie schwerlich.“

„Nein, sie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig Mädchen, dem verlebten wüsten Grafen zugeführt; doch sie ist ihm strenge Gattin.“

„Wie bewegen wir ihn, sie daher nach Blois zu rufen?“

„Das bedürfte wunderbarer Künste. Er versieht sich schlimmer und frecher Maßregeln von Bonnivet, und hat sie unter strenger Hut zurückgelassen und unter dem absonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlassen, wenn er ihr das verabredete Zeichen sendete.“

„Was ist das für ein Zeichen?“

„Es ist die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau passen muß.“

„Er führt also die eine Hälfte bei sich! Wenn man sie nur auf vierundzwanzig Stunden haben könnte, meine Künstler sollten sie schon zustande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel, Guillaume.“

„Die Kirche drüben ist ja erleuchtet, königlicher Herr!“

Der König lachte und rief: „Fast hätt' ich's vergessen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unser Ringherr ist darunter, was ist?“

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schlosses entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Messe drüben wäre lang' zu Ende, und die Seigneurs —

„Die Seigneurs werden warten, bis ich gespeist habe!“

Und in den Saal der Garden tretend schwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen schmetternd das Signal, der König setzte sich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz ins Haus geschlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteste Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Budés Worte trotz alles Gegenscheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es sich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Anhub des ersten Ganges, da war Bonnivets Diener schon auf dem Wege, der schwierigen Aufgabe nahezutreten. Dieser Diener, namens Florio, war eine Eroberung, welche sich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heimgebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich ist: das raffinierte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande

Europas, die Anstelligkeit der Italiener zur Intrige war und ist die größte, und Florio, aus Rom stammend, war einer der abgefeimtesten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäische Welt bewegten, waren ihm, vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreisen sich damals die hohe Geistlichkeit bewegte, mag daraus ersichtlich werden, daß die Päpste schon vor zehn Jahren auf einem Laterankonzilium für nötig befunden hatten, die „ketzerische Lehre von Sterblichkeit der Seele“ zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer so mancher interessanten logischen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geistlichkeit verdrängt, und hatte skeptischen und epikureischen Systemen Platz gemacht. Jagd, Konzerte, Dichtkunst und Theater beschäftigten außer den bildenden Künsten den genialen Papst Leo, und man spielte vor ihm im Vatikan Machiavellis Lustspiel „la Mondragore“, worin das Mönchtum verlacht und Leichtfertigkeit in ausgelassenster Art vorgestellt wurde. Wie der Herr, so die Diener: die Prälaten eiferten dem Papste nach, und die Diener der Prälaten waren die raffiniertesten Burschen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit dem Papste, welche den König mitten unter Künste und Künstler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florios gekommen, und er hatte ihn seitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio stieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerschaft Chateaubriants kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König und reiste mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte sich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach

Verlauf einer Viertelstunde, daß ein stämmiger Bretone namens Baptiste, ein schon bejahrter Bursche mit rötlichem Haar und finsterer Miene, der Hauptdiener Chateaubriants sei, und nachdem die ersten Übelstände des schwer verständlichen Patois, welches Baptiste redete — denn ein allgemeines Hochfranzösisch lag auch bei dem höheren Stande noch gar sehr im argen — überwunden waren, saß er ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigentümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am meisten germanische Art, und ist wohl am dauerndsten und allgemeinsten von englischen Volksteilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Teilnahme Florios Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen geborenen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraineweines geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florios, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehen, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Äußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des Königs, den sie in Schatten stellten neben ihren, wie sie zweifellos meinten, ebenso königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiste eine Schilderung der deutschen Ketzer und eine offene Besprechung solcher Lehren begonnen, und Baptiste, darauf sehr begierig, schlug das Erwünschte selbst vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu seinem Absteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieser seine Blicke unter den umherliegenden Mantelsäcken umher, und zehnmal

versuchte er es auf andere Weise, Baptiste für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretonische Diener, die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme stützend, entschlief, und schlief mit allen Zeichen schwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Ärmel des Wamses.

Die Wohnung des Grafen bestand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungstür offen stand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine besondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte. Unten im Hofe standen die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es schliefen die übrigen Leute seines Gefolges teils im freien Hofraume, teils in den Ställen. Man machte damals keine Umstände mit der Dienerschaft: sie bekam reichlich zu essen und mochte sich übrigens nach einem Kopfkissen umtun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf seinem Erbe sitzend, oder auf sein Schwert pochend, der war kein Gegenstand irgendwelcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch besser gehalten. So hatte Baptiste in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habseligkeiten des Grafen waren wohl auch hier umhergestreut, Wäsche, Kleidungsstücke, Sporen, Waffengerät, aber ein Schmuckstück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, suchte er hier nicht, sondern danach richtete er sogleich seine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er sich prüfend durch einige laute Tritte über Baptistes festen Schlaf vergewissert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräusch der Reitknechte zu hören, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubladen und Schränke. Er fand nichts

verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdrießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein wertvolles Kleinod am eigenen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Haustür öffnen und sporenklirrende Tritte die Stiege heraufkommen. Das war allem Vermuten nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptistes Lager — denn er wollte nicht nur ungesehen sein, sondern er wollte auch dableiben — und der Graf trat ein, gröblich scheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte diesen so gut es ging im Dunkeln nach seinem Zimmer hindurch, während Baptiste schwerfällige Versuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweise schienen die Seigneurs in vorherrschender anderer Aufregung zu sein, und deshalb wenig acht auf die Umgebung zu haben. Sie sprachen in den härtesten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der sie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erst durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen lassen, er würde sie nicht eher sprechen, als bis sie jeden Teilnehmer an der bourbonischen Verschwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten.

„Sind wir denn“, rief Graf Chateaubriant in großer Entrüstung, „Diener und Untertanen dieses übermütigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als so übergreifender Lehnsherr sich beträgt!? Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages

heimreiten, wir alle nach Rennes, ihr alle nach Rouen, und ihm vom Seneschall jedes unserer Reiche sagen lassen, er habe sich übler Dienste von uns zu versehen, wenn er seinen formlosen Übermut nicht herabstimme."

„Ich kann leider für die Normandie nicht dazu raten," sprach der andere Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder schreiten sah — „denn mein Schwiegervater ist in Lebensgefahr und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürsprache beim Könige begebe."

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntnis des bourbonschen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — Ist er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

„Er scheint's für bloße Lehnspflicht anzuschlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängnis des Grafen von Vallier gestattet; meine Frau wird außer sich sein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorsteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec ist auf dem Wege daher, und höre, daß er zu schonungsloser Verantwortung gezogen werden soll. Unsere Schritte müssen wohl erwogen sein, denn der König hat weit aussehende Pläne, scheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrscheinlich durch den schlimmen Duprat Herr des Pariser Parlamentes, das in juristischen Wendungen unsern Landesherrlichkeiten am liebsten überall abzwackt!"

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was schiert uns das Pariser, aber die Spitze müssen wir ihnen bieten, sonst wachsen uns diese hörigen Menschen zu Kopfe. Ihr tut unrecht, Brezé, durch Anschluß an dies Regiment der Valois irgend eine günstigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer sind sie? Arme Ritter durch glückliches Aussterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie töricht war's, König Ludwig zu heiraten und uns Bretonen

an dies falsche Königshaus zu bringen, deine liebliche Claude, unseres Landes Blume an diesen frechen Valois zu opfern, der dich und deine Erbschaft Bretagne nicht zu schätzen wußte. Wieviel besser wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geschlossen!"

„Nicht doch, Chateaubriant, das ist unfranzösisch."

„Französisch! Was ist französisch! Es ist eben der Kram, den sie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn alles unter diesem Namen geht auf Beeinträchtigung unserer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unsere Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abscheulich, wenn er an ihn griffe!"

„Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!"

„Das Unglück hat ihm beides verloren, Lautrec ist brav und von Foixschem Blute, ich denke, er soll ihm die Zähne weisen! Aber wir müssen uns rüsten, Brezé, es tut bitterlich not."

„Wir sprechen noch darüber, gute Nacht, Graf."

Während dieses Gespräches hatte Baptiste, welcher seines Besuches völlig vergessen zu haben schien, den Nachttrunk des Grafen, einen starken Pokal mit Wein zurechtgemacht und auf den Tisch gestellt, und hatte sich, der eigenen Nachtruhe eingedenk, seinem Lager genähert, um die Decken aufzuschütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er dessen gar nicht gewärtig und nicht schnell von Begriffen war, so ereignete sich diese Entdeckung nicht ohne Ruf des Erstaunens und nicht ohne hervorgestoßene Fragworte. Unglücklicherweise geschah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptistes Zimmer geleitete, um ihn durch diesen einzigen Ausgang nach Vorsaal und Treppe zu führen, und Florios Anwesenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren sprang Florio in die Höhe, und versuchte es, in eiligen Worten sein Dasein der Wahrheit gemäß zu erklären

und zu entschuldigen; ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, sagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: „Er hat uns behorcht!“ — „Ach was!“ entgegnete dieser, „was wir sprechen, kann die ganze Welt hören!“ — „Es ist aber,“ setzte Brezé hinzu, „ich kenne ihn, der Diener Bonnivets!“ — „Was?“ schrie bei diesen Worten der Graf laut auf, und sprang nach einem mit Gerätschaften angefüllten Tische, „wo ist die Peitsche!?“

Ehe er sie indessen hervorziehen konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangstür, war hinaus und war verschwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war dieser Italiener in Verfolgung seiner Zwecke von erstaunlicher Frechheit: er hatte im Nu übersehen, daß er, einmal erkannt, seinem Ziele nie wieder so nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorsatze, das Haus um keinen Preis zu verlassen, richtig voraussetzend, daß man ihn am wenigsten jetzt in der Nähe vermuten und suchen werde. Der Vorsaal bestand, wie bei den meisten Häusern jener Zeit, aus einer offenen Galerie, welche um die Winkel des Hauses umher lief. Statt also geradeaus nach der in Hof und Hausflur hinabführenden Treppe zu flüchten, wendete sich Florio sogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Galerie keinen Ausgang bot, und drückte sich hinter den nächsten Pfeiler. Wirklich stürmten auch die Verfolger geradeaus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. Sowie Florio inne wurde, daß sie bis zur Treppenwendung vorüber waren, schlüpfte er behende durch die offen stehende Tür ins Zimmer zurück und eilte sicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tische, auf welchen Baptiste den Nachttrunk des Grafen gestellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der andern holte er aus dem Wamse ein Fläschchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal.

Dann tastete er im Zimmer umher, einen Versteck suchend, welchen er sich schon vorher von Baptistes Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgespannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu schützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl und verlor das geleerte Fläschchen aus der Hand. Danach umher tastend, hörte er, daß der Graf und Baptiste die Treppe herauf zurückkamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläschchen im Stiche zu lassen, und eiligst hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und versetzte seinem Diener einen empfindlichen Peitschenhieb. Baptiste ertrug ihn ruhig und machte schweigend alles zurecht, was zur Nachtruhe seines Herrn gehörte. Dieser, welcher sich selbst die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehen nach dem Pokale und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiste mit seiner schweren Sohle auf das Fläschchen, daß es knirschend zersprang. — „Was ist da?“ rief der Graf, den Pokal absetzend und hinzutretend. — „Ich weiß nicht,“ murmelte Baptiste, die Scherben zusammensuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete sie bei der Lampe und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt sie an die Nase und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zusammenhang auftauche. Dann rief er Baptiste nahe zu sich und sah ihm eine Minute lang starr und forschend ins Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falschs in dem Diener ergründen wollte. Baptiste zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Rest!“ sprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiste verstand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte sich der Graf schweigend zur Ruhe, und Baptiste, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer

getragen und deren Schein durch einen vorgeschobenen Sessel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, tat desgleichen. Nach Verlauf einer Viertelstunde ward Florio bei der eintretenden Totenstille inne, daß der römische Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüter seine Wirkung nicht versage, und als Baptiste erst leise, dann laut zu schnarchen begann, öffnete er den Vorhang, nestelte behutsam seine Schuhe auf, streifte sie ab, trug sie an die Ausgangstür und schlich nun an die offene Tür des Gemachs, in welchem der Graf schlief. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er regungslos an der Schwelle stehen, mit gespannter Aufmerksamkeit horchend, ob die Atemzüge des Schläfers tief und regelmäßig seien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leise an den Fuß des Bettes und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinsah, desto mürrischer wurde das Gesicht des Italieners; denn wie sehr sich sein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte sich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, sie würde an einer Kette auf der Brust hängen, aber die schwarz behaarte Brust des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, und zeigte doch nicht Kette noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entschlossenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Gesicht, vom schwarzen Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem schwarzem Haare dünnen Wuchses umsäumt, die tiefliegenden Augen, die scharfe Adlernase, das starre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus gestreckte magere Hand, alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen schwollen sogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgestreckten Armes zusehends an, und die Hand erhob und krümmte sich, als ob sie sich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß sein würden, er schritt vor

am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuschlagen von der Brust. Erst hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen solche Nähe irgendwie empfindlich sein und zurückwirken werde. Er schlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an und schob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es war kein Ring zu sehen, wohl aber kam von der Schulter herab ein seidenes Schnürchen zum Vorschein! Hastig schob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldene Reif, just auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, sondern nur eine seidene Schnur war, so stand es in seiner Macht, sich durch einen Schnitt des Ringes selbst zu bemächtigen, was von Hause aus nicht seine Absicht gewesen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht tun solle, entschied sich aber doch für den ursprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf schon am nächsten Morgen den Verlust bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog also lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus seiner Tasche, hob langsam am Schnürchen den halben Ring von der Brust des Schläfers und drückte ihn sorgfältig in das Wachs, bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desselben hervorragte. Diese Verrichtung war die schwierigste, denn er mußte sich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Atem desselben, der ihn getötet, wenn er ihn betroffen hätte, streifte ihm die Stirn. Wirklich erschrak er auch vor einem Zucken der Augenlider des Schläfers dergestalt — er sah sie mit Entsetzen schon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachse gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halse des Grafen einen Ruck veranlaßte. Hastig hob sich die Hand des Grafen, griff nach der Brust und ergriff krampfhaft die Hand Florios, und die geschlossenen Augen öffneten sich zur Hälfte. Der

verwegene Italiener bebte, aber bestand diesen Moment regungslos: der geringste Widerstand hätte wahrscheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jeden Widerstandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder schließen, die Muskeln der Hand löſten sich wieder, so daß die Hand auf die Decke zurückfiel und Florio, der seine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, also unverletzt erhalten hatte, war somit frei, und zog sich auf den Zehen in Baptistes Stube und nach der Ausgangstür zurück. Hier steckte er erst sorgfältig seine Wachsform ein, trocknete sich dann den Angstschweiß, welcher ihm die Stirne bedeckte, und glitt vorsichtig in seine Schuhe. Die Tür knarrte zwar, aber jetzt war er schon zu sehr im Vorsprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrscheinlich gewesen wäre — nur durfte die Haustür nicht verschlossen sein. Dies war indes damals noch selten der Fall: man war nicht so verschwenderisch mit Schlössern und begnügte sich mit Riegeln. So fand's auch Florio, schob leise die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, schlug ein Kreuz nach rückwärts und entschlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltsamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenschaftlich und despotisch genug, ohne näheres Zusehen alles für erlaubt zu halten, was seinem Willen dienlich sei, und doch hatte er im Widerspruche damit soviel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht ins Auge blicken zu mögen, ein Widerspruch, dem wir überall bei begehrsamen, moralisch nicht durchgebildeten Herrschernaturen begegnen. Bonnivet, eine echte Günstlingsnatur, welche nicht auf guten, sondern nur auf gefälligen Rat bedacht ist, kannte das Wesen seines Herrn ganz und gar, und erwähnte bei solchen halb erteilten Aufträgen des Gegenstandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. Ins große reizende

Sündennetz, genannt „gutes Glück“, schlug dann lachend König Franz die mühsam und oft verbrecherisch gereifte Aventure, und genoß ihrer leichtsinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgesprochenen Dank seinen Glücksritter Bonnivet.

Dieser, mit Florio beratschlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen vierundzwanzig Stunden den halben Goldreif zustande bringen half, noch weiter nichts als der erste Schritt gewonnen, und daß es sehr schwierig sei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, sobald die Gräfin Blois sich nähere, aus dieser Stadt zu entfernen, dieser ein unverfängliches Absteigequartier zu bieten, und sie wenigstens eine kurze Zeit in der Täuschung, es sei alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu solchem Ende mußte Florio mit Baptiste wieder in Verbindung treten; denn es war wahrscheinlich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall und verlangt nicht, die Dinge bis ins einzelne vor sich ausgerechnet zn sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er vierundzwanzig Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehen werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm

eine leichte Aufgabe. Ein paar Meilen unterhalb Blois auf halbem Wege nach Amboise, war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivets überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unschuldige Bote gefesselt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivets, welcher dabei tätig und allein von der Absicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar versiegelt und mit seidenem Faden zugeschnürt, aber so kunstlos, daß es dem geschickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu schieben, und mit dem gelockerten seidenen Faden das Ganze wieder fest zu verschließen. Darauf machte er sich selbst das Vergnügen, nach der Landstraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiseite an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Fesseln zu entledigen. Dieser erwies sich sehr dankbar, fand bei Durchsuchung seiner Taschen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florios Rat sorgfältig auf der Brust, entdeckte sogar, daß sein Pferd in der Nähe an einen Baum gebunden war, und teilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müsse eine Verwechselung gewesen und er müsse statt eines anderen durchgehauen worden sein. So ritt er, sein Geschick preisend, vorsichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geschah, traf auf dem Schlosse von Blois die bestimmte Nachricht ein, Lautrec sei mit mehreren Kriegsobersten bereits in Romorantin eingetroffen, sei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtsamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche seine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewissenlosen Diener des Königs ans Messer liefern würden. Eine Person in Blois verstand diese Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen,

Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay, rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch besitze, welche sie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400000 Ecus ausgestellt.

„Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italienische Armee bestimmt war?“ fragte Semblançay, ein schlichter, aber pünktlicher Geschäftsmann, langen, schmalen Wuchses und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienste.

„Ja doch! zeigt mir die Quittung!“

„Die Quittung ist vorhanden, Königliche Hoheit.“

„Zeigt sie mir!“

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieser Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn so wichtiges Dokument dergestalt auszusetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorschläge der Herzogin einzugehen, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautere Weise den Beweis vorzuspiegeln, daß jene 400000 Ecus nach Italien abgeschickt worden seien. Die Herzogin hatte diese Summe unterschlagen, und es stand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieses ihm versprochenen Geldes wälzen, und daß eine strenge Untersuchung in betreff dieser Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter solchen Umständen und mit solchen Personen ehrlich Verfahren und gut Gewissen kein hinreichender Schutz sei, und daß er unklug handle, im Gefühl seines Rechtes ein mit der Herzogin gemeinschaftliches Verfahren zurückzuweisen. Sie entließ ihn äußerst ungnädig und schickte nach Duprat, welcher damals in höchster Instanz das ganze innere Staatswesen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung, sondern auf die Dauer errichteten Staatsschuld erfand, und von dem sich die Herzogin wohl eines genügenden Rates in dieser bedenklichen Lage versehen durfte.

Sie blieben lange zusammen, und der erste Schritt, nachdem sie sich getrennt, bestand darin, daß sie zum Könige ging und sich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder seitens Semblançays beschwerte. Auch Duprat, setzte sie hinzu, ist seit einiger Zeit sehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, dessen Geistes- und Gedächtniskräfte offenbar schwänden, begegnet sein müsse.

„Nicht doch!" erwiderte König Franz, „Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay ist mir stets ein braver und tüchtiger Diener gewesen."

„Ich sage dir aber, mein Sohn, er ist seit einiger Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als schon gezahlt abstreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung besaß."

Da ging die Nachricht ein, Lautrec sei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretonischen und normännischen Seigneurs, an deren Spitze sich Graf Chateaubriant hervorgetan habe, und zwar hervorgetan habe durch Zuversichtlichkeit gegen den wahrscheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anschein, als wollten sich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um diesen vom Könige übel angesehenen Kriegsobersten wie um einen Mittelpunkt scharen.

„Sie sind nicht vom Pferde gestiegen in der Stadt" — hieß die neue Kunde — „sondern reiten in Wehr und Waffen und bestaubten Reisekleidern den Schloßberg herauf."

Das Ganze hatte in der Tat den Anschein einer drohenden Opposition: der ganze offene Hof des Schlosses wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Vorautritt Lautrecs wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf eine absichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgesehen zu sein: niemand fragte danach, gemeldet zu werden, und die fragend entgegentretenden, den Leibdienst beim Könige versehenden Edelleute

wurden ohne weitere Erklärung beiseite geschoben. Lautrec selbst verhielt sich dabei am ruhigsten und schritt schweigend und streng ernsthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von schlanker Mittelgröße, tiefgebräuntem Antlitze und glänzend schwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegerischer Geschmeidigkeit und Festigkeit und von überlegener Fassung. Das Geschlecht der Foix, aus dem schönen Pyrenäenländchen gleichen Namens stammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeschlecht: Gaston de Foix war zur Zeit König Ludwigs der erste Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und sein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geschlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die miteinander an Tapferkeit und kriegerischer Umsicht wetteiferten. Der jüngste von ihnen, André de Foix, Sire de l'Esparre, war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nötiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus preisgegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrecs Seite gewärtig. Es war also vielleicht ebensoviel Neugierde als Trotz gegen den despotischen König, was die Seigneurs die Treppen des Schlosses hinaufdrängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den

großen Saal stellte sich ihnen Chabot de Brion entgegen und fragte im Namen des Königs, was dieser ungemeldete Zudrang bedeuten solle?

„Für die Seigneurs des Landes, junger Herr“ — rief Graf Chateaubriant — „haben die Türen des Königs und Lehnsherrn in Frankreich noch allezeit offen gestanden, und die Stände des Reiches haben sich nie durch Bediente melden lassen!“

„Seid Ihr“ — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — „als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?“

Auf diese Frage entstand ein Murmeln der Unschlüssigkeit unter den Seigneurs.

„Dann mögen die Seneschals der beiden Provinzen“, fuhr Bonnivet fort, „vortreten, auf daß ich sie vor den König führe!“

Es trat niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: „Wenn dies Euer Dienst ist, Herr Admiral von Bonnivet, so meldet mich dem Könige, und sagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Tür stehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erstatten über das französische Heer in Italien.“

„Du redest unwahr, Lautrec von Foix!“ sprach plötzlich zu allgemeiner Überraschung der König selbst, vor dem die Flügeltüren des Saales aufgeflogen waren und der mit drohender Miene auf der Schwelle stand.

„Kein Foix spricht unwahr, König von Frankreich!“ entgegnete unerschrocken Lautrec.

„Wo gibt's ein französisches Heer in Italien, Kriegsoberst ohne Krieger? Du hast mein Heer vernichten lassen, es existiert nicht mehr. Und jetzt erscheinst du in meinem Hause, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu suchen haben, und deren Gegenwart deine Rechtfertigung erschwert, statt sie zu erleichtern.“

„Ich habe diese Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten.“

„Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt,“ rief jähzornig Graf Chateaubriant, „weil wir ringsum die edelsten Häupter des Landes bedroht und namenlose Emporkömmlinge in Macht sehen. — Dadurch ist schon Bourbon zu Äußerstem getrieben worden, dadurch sehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgesetzt.“

„Es soll dir, bretonischer Graf, geziemend erwiesen werden, daß du dich in Blois ungeziemend gegen deinen König und Herrn betragen hast; denn du wirst spornstreichs von hier nach unserer Stadt Paris reiten und vor dem Parlamente erscheinen, um dein Recht zu hören.“

„Das Parlament von Paris ist nicht mein Gerichtshof,“ erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige sprechend, der auf diese Erwiderung nicht achtete, sondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: „Und du, Lautrec von Foix, wirst in dieser Stadt verharren, bis ich dich rufen lasse zur Rechenschaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die ihr euch unwürdig gezeigt für Beratung mit eurem Könige und Herrn, die ihr euch trotzig erwiesen habt in einem Augenblicke, da die abscheulichste Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden ist, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert sein sollte, sich betrübt und hingebend zu beweisen, ihr werdet diese Stadt verlassen, bevor die Sonne untergegangen ist, und werdet auf eueren Schlössern erwarten, was euer König und Herr über euch und nicht mehr mit euch beschließt!“

Nach diesen mit schallender Stimme gesprochenen Worten trat der König zurück, und die Saaltüren schlossen sich wieder.

„Wahrhaftig, Budé," sagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant sei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächster Stunde auf dem Schlosse erscheinen zu seinem Gericht — „wahrhaftig, Guillaume, wir Menschen bleiben uns selbst, jeder sich selbst, die größten Rätsel! Sprich nicht ferner jenen deutschen Mönchen das Wort, welche sich anheischig machen, die religiösen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geistern in meiner eigenen Person die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es selbst nicht anders, daß ich ohne Kalkul meinen gestrigen Zorn zu meinem Vorteile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen, sag' ich dir, ich habe ohne weitere Überlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft seiner Frau nahe bevorstand, und habe Lautrecs Gericht verschoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geschehen wird, mit jener Ankunft zusammenfallen und könne die Schwester dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das alles hat vielleicht wie ein nur mit schwachen Umrissen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren gestanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich danach gehandelt habe. Nun, was hast du mit deinem trübseligen Ernste?"

„Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies seltene Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebschaft, wie sehr ich Euch —"

„An dir ist wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!"

„Es ist mir, mein König, in diesem Falle so strenger Ernst mit alle dem, was ich gesagt habe und sage, daß ich getrost Eure Ungnade auf mich nehmen und meiner Gräfin raten werde, Augenblicks wieder umzukehren."

„Törichter Mensch, habe ich's denn zurückgenommen,

daß ich der edelsten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir solche Eindrücke werden, die ehrenhaftesten Schritte vorhabe? Holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, du darfst die Gräfin nicht empfangen, wenn sie, erschreckt über die Abreise ihres Gemahls, ihren Bruder sucht, du würdest das zu leichtfertig betreiben, und sie würde nur noch ärger eingeschüchtert. Budé mag es tun und mag sie zu meiner Schwester führen."

Dies ward gesprochen im Saale von Blois um die Mittagsstunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefschaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältnisse, und welche den König in eine ganz andere, nicht eben erfreuliche Stimmung versetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher und schien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec schritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte sich stumm und verharrte stumm, ernsthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zusehend. Dieser ging mehrmals dicht an ihm vorüber und blieb endlich dicht vor ihm stehen.

„Du bist Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien sandte?"

„Der bin ich."

„Wo hast du mein Heer?"

„Es ist verloren."

„Wo ist meine Mailänder Erbschaft?"

„Sie ist verloren."

„Wer hat sie verloren, unglücklicher Mann?"

„Ich nicht!"

„Verwegener, wer sonst?"

„Du hast sie selbst verloren, König, denn du hast uns im Stich gelassen."

„Was?"

„Ein Heer braucht Sold, denn es besteht nicht aus Edel=

leuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das eine, nicht für das andere wurde von Frankreich aus auch nur im mindesten gesorgt. Erinnere dich, mein König, daß ich nicht abreisen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte. Reise getrost, hieß es, man wird sie dir senden, ich reiste und — was geschah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient, ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großenteils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünstigsten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn sie wollten wenigstens Beute machen, und sie versagten, als der erste Anlauf mißlang."

„Wie kannst du dich auf Mangel an Sold berufen, da ich dir doch die versprochenen 400 000 Ecus gewissenhaft gesendet?"

„Du hast sie nicht gesendet!"

„Frecher Lautrec!"

„Mäßige dich, König von Frankreich! Ein Foix, der jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, sei er nur so groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Absendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe selbst."

„Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!"

Bis dieser erschien, ging der König wieder umher und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Gesprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: „Hab' ich dir nicht befohlen, 400 000 Ecus ans italienische Heer zu senden?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Nun?"

„Die Summe war auch bereits zur Absendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême, zu mir trat, die Summe in Anspruch nahm —"

„Bist du mein Diener im wichtigsten Geschäfte, und weißt nicht, wer dir befiehlt?"

„Doch, Majestät! Ich widerstrebte, soweit es schicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majestät waren abwesend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —"

„Es bleibt mir nichts übrig gegen solche Dummheit als Schwert und Strick, weißt du, grauer Tor, was du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême sei gebeten — was hilft mir nun das Papier, das in deiner Hand zittert wie das Gewissen in deinem Busen?"

„Mein Gewissen, königliche Majestät, ist gut, denn dies Papier ist die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgestellt hat über Empfang der 400000 Ecus."

„Zeig her!" — Der König las, und ein konvulsivischer Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch sein Angesicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben und schwieg und sah nach der Tür, durch welche die Herzogin eintreten sollte. Vielleicht bereute er's schon, daß er seine Mutter einem Verhöre vor solchen Zuhörern aussetzte; wenigstens ging er ihr, da sie eintrat, höflich entgegen, führte sie vor Semblançay und sprach mit schwächerer Stimme als vorher: „Madame, dieser Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400000 Ecus eingehändigt zu haben!"

„Und womit unterstützt er diese Behauptung?"

„Hiermit!" — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterschriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf diesen kritischen Augenblick und wohl beraten durch Duprat, las aufmerksam und sagte gleichgültig: „Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?"

„Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!"

„Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrnis erspart hatte.“

„Wie das?“ rief der König. „O, Madame!“ rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. „Semblançay!“ rief hierbei der König, „alter grauer Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast du mich soviele Jahre über deine Ehrlichkeit getäuscht!“ — Semblançay, die Hand aufs Herz legend, wollte beteuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche sagte: „Wenn der König von Frankreich seine Mutter Lügen strafen läßt, so sollte er es doch in gemessener Form tun, diesen Mann vor Gericht stellen und die Sache streng untersuchen lassen; denn es ist gegen meine Würde, einem Betrüger zu widersprechen!“

„O, o, wir waren unwürdig, ein Land schön wie Italien zu erobern!“ rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay ansehend. In diesem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm und machte ihm leise eine Mitteilung. Der König ging sogleich ans Fenster, riß es auf und sah aufmerksam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausstreckend und mit langsamer Betonung sagend: „Geh hinunter, Budé, und empfange den Gast, wie ich dir befohlen!“

„Beschäftigt Euch mit Lautrec, Majestät,“ flüsterte Bonnivet dem Könige zu — „er steht unbeschäftigt noch in der Mitte des Saales; sobald er ans Fenster tritt und seiner Schwester ansichtig wird, so bemächtigt er sich auch

ihrer, und unsere Pläne werden erschwert, wenn nicht gar vernichtet!"

Der König aber war in den Anblick versunken, der sich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reise, unsicher in der Fremde, sah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schlosse tretenden Budé, ja sie reichte ihm beide Hände, und auf die seinigen gestützt sprang sie mit anmutiger Geschicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt" — sagte der König, immer noch hinabsehend, nicht eben leise zu Bonnivet — „dies scheint ein reizendes Geschöpf zu sein."

„Wenn aber Majestät Lautrec nicht beschäftigen, so genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert sich eben diesem Fenster und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte."

Da wendete sich der König, winkte Lautrec und ging mit ihm an die entgegengesetzte Fensterreihe des Saales, welche nach dem stillen Margaretenplatze mit Nußbäumen und Kirchlein hinausging, und sprach mit halber Stimme zu ihm: „Kannst du mir deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluste herbeigeführt hat?"

„Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein System vorsichtigen Krieges versucht, welches den besten Vorzug unserer Edelleute und Gendarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungestüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies System hat uns geschadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entscheidend unglücklichen Ausschlag gegeben."

„Wir haben also doch gelernt, obwohl wir verloren?"

„Das haben wir."

„Bessern wir uns also! Wir haben Gelegenheit und du mußt sogleich wieder — wenn du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen hast — in den

Steigbügel! Gib mir deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortschritt ist nur möglich, wenn man aufrichtig ist gegen sich selbst. Wenn wir das nächste Mal Mailand sehen, so werden wir nebeneinander sein, und Ungestüm und Vorsicht nebeneinander sollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieser unglückliche Semblançay wird sich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten, ob Unterschlagung der 400000 Ecus, sorgt dafür!"

„Ich bin unschuldig, Majestät!"

„Das wollen wir sehen."

5.

So war denn die Intrige gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos ins Haus des Königs geraten war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margareta bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bretonischen Einsamkeit in so lebhafte Umgebungen gekommen zu sein. Solange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Äußerung des Vergnügens mitten durch ihre tausend Fragen der Besorgnis, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend

bleiben, die Herzogin Margareta überhäufte sie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ sie willkommen heißen, und die Angst überwältigte sie dergestalt, daß sie in Tränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankseins sich auf ihre Zimmer zurückziehen mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorstand, denn sie war in der Welt unerfahren, aber sie begriff mit jenem den Frauen eigentümlichen Instinkte, der wie ein sechster Sinn sie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entscheidende Krisis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte, scheut einen kritischen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emanzipation Begehrenden leugnen — sei es ihr anerzogen: die Frau entscheidet sich, auch wenn ihr die Wahl gelassen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Existenz als für das Wagnis einer Änderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einsamen Schlosse oft bitterlich geweint über die Roheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verstand und mit den Füßen beiseite stieß, der eben deshalb keine auf edlere Weise vermittelte, sondern nur die gedankenlose äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erscheint und Widerwillen erweckt, sobald sie nicht seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber sie war so weiblich erzogen und in der Ehe so unterwürfig gewöhnt worden, daß sie selbst nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft jahrelang das Unangenehmste, weil wir erst durch einen plötzlich sich bietenden Vergleich oder Gegensatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit sei. — Sie hatte also in den ersten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor sich, als wie sie aus dieser ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg und nach Chateaubriant zurückkommen könnte.

Daß sie schon um ihres so unverschuldeten Eintritts in diese Welt der herbsten Behandlung vom Grafen entgegensehen durfte, das wußte sie wohl, aber sie wollte sich lieber solcher Strafe unterwerfen, als der wachsenden Pein des Gewissens. Denn obwohl sie mit einem prüfenden und den banalen Moralphrasen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiste ausgerüstet war, so bildeten doch all jene Phrasen ein Gewissen in ihr, neben welchem ihr Geist, schüchtern und ohne Erfahrung, bei weitem nicht aufkam. Hinweg! Hinweg! drängte also alles in ihr. Aber sie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere Bande gefesselt. Nicht etwa, daß sie ihr schüchternes Auge zu einem der schönen und geistvollen Männer erhoben und einer raschen Neigung sich ergeben hätte, o nein, einem wie sie gearteten Wesen war für den Übergang in andere Lebenskreise eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirksamer. Die Herzogin Margareta war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau schnell zu gewinnen, und den zu bewerkstelligenden Wechsel vortrefflich zu leiten; denn Margareta hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit selbst zu ertragen und zu verbessern gehabt, sie war lebhaft, sie war geistig hochbegabt, sie besaß ein starkes Bedürfnis wahrhaftiger Tugend neben dem starken Bedürfnisse genußreicher Existenz, und sie war vielleicht in allem, was die Wünsche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewissenhaft als sonst in irgendwelchem Kreise. Und Galanterie war das junge Schoßkind jener Zeit! Es fand seine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig gepriesenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beschützt von dem schmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt schöner Künste und Verhältnisse Hand in Hand gehen müsse. Es ist also gar wohl erklärlich, daß die Verfasserin der „Geschichte beglückter Liebhaber“, jener schalkhaften Novellen, es nicht verschmähte, diese unerfahrene Gräfin systematisch den Provinzialgrundsätzen

abwendig zu machen. Diese begabte Verführerin, ein äußerst schwer zu beurteilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterstützen, im Gegenteile verbarg ihr Franz die unsaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, sorgfältig, denn sie nannte solche Abenteuer trivial und verzieh sie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslektüre gewesen und hatten in ihr ein System zuwege gebracht, von welchem viele Kenner den Geist und das Wesen der seit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuweilen entarteten, immer aber interessant sich darstellenden französischen Gesellschaft herleiten. Rücksichtsvolle und aufopferungslustige Freundschaft sollte Grund und Boden alles Verkehres sein, auch des Verkehres zwischen den verschiedenen Geschlechtern, denen auf diesem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit gestattet sei. Margareta erfand dafür jene sogenannten „Allianzen“, welche Freund und Freundin wie Bruder und Schwester angesehen wissen wollten, und welche, auf geistiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenseitiger Liebe gestatteten, und solcherweise systematisch Tadel und Verdacht entfernen sollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte sie solchen Lebensstil eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte sie ihm eine so große Ausdehnung geben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben diese „Allianzen“ nicht so spirituell wie sie gemeint waren, ja Brantôme sagt von der Stifterin selbst, „sie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß sie mehr davon verstünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten sich doch Formen und Verhältnisse, welche Geist und zierlichen Anstand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Roheit bewahrten. Hierin zeigt sich ein interessanter Kontrast des 16. und des 19. Jahrhunderts in Frankreich: im 19. Jahrhundert nämlich wurden diese Allianzen durch Simonisten und Sozialisten dergestalt wieder aufgenommen, daß man sie

auf die ganze bürgerliche Gesellschaft ausdehnen und das bloß anmutige Spiel mit Formen in ein ernsthaftes Grundgesetz für freien Verkehr zwischen den Geschlechtern umwandeln wollte. Margareta, dem reformierenden Kalvinismus mit großer Teilnahme, ja einige Jahre später mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrscheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entstanden wäre, einzelne Teile desselben systematisch aufgenommen und ins Werk gesetzt, und darin die Grundverschiedenheit von ihrem ihr oft so ähnlich erscheinenden Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entschiedener Egoist, war allem verbindlich machenden Systeme abhold und fand seinen Lebensreiz just im Gegenteile, im Willkürlichen und Augenblicklichen.

Es ist nicht bekannt geworden, inwieweit Margareta von ihrem Bruder eingeweiht worden sei in die Absicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrscheinlich ist die Verständigung nicht weiter gegangen, als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es sich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geschöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der solchen Edelstein nicht zu würdigen wisse. Und das war hinreichend, das Interesse und die Beiwirkung Margaretas zu erwecken. König Franz konnte auch in den ersten Tagen guten Gewissens sich solcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von weitem gesehen, und erst am dritten Tage verschaffte ihm Margareta, welche die Aufgabe als reizende psychologische behandelte und um keinen Preis übereilt sehen mochte, Gelegenheit, die schöne Françoise näher zu beobachten. Nicht daß sie ihn zu ihr geführt hätte, soweit war die verschüchterte Gräfin noch keineswegs ermutigt, sondern dadurch, daß sie ihm im offenen Nebenzimmer an einem Fenster, welches in der Zwischenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieses Fensters eine Beute aus Italien und hatte den damals in Frankreich noch

unbekannten Spiegelvorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchsichtig war, von der andern aber bis zur Undurchsichtigkeit blendete. Dort sah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche sie der freundlichen Margareta gegenüber bereits gewonnen hatte. Margareta galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Person der königlichen Familie, welche sittlich am höchsten zu achten sei, und dieser Ruf erleichterte ihr überaus die sogenannte Bekehrung der Gräfin. — „Aber es ist doch unerläßlich," sagte die letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigstens ausführliche Kunde abstatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe, wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne weiteres unpassend."

„Und ich denke," erwiderte Margareta, „Ihr gebt mir darin endlich recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hieher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufes, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle preisgibt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören, sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus, und jede einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechtes vor Augen haben, daß wir nichts Geringeres sind, denn sie. Glaubt nur, dies ist auch zum Besten der Männer: ohne strenge Schranken und Bildungsmittel nützen sie den Zauber ab,

welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück ist, solange wir dessen nicht sicher sind."

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu solchen Maßregeln, welche die Herrschaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja selbst in der Religion: Er soll dein Herr sein!"

„O pfui doch, Gräfin, das ist ein altmodisches Mißverständnis."

„Kann denn die Religion auch altmodisch werden?"

„Wenigstens die Deutung derselben."

„Das mag sein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeschwören, wenn man uns rät, ein System zu errichten auch zwischen Ehegatten? Die Gefahr der Verstellung und Lüge? In meiner Erziehung ist alles darauf hingeleitet worden, ich solle wahr und offen sein, dies sei die Grundbedingung aller Tugend und alles glücklichen Gewissens, und ich sollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugesprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunst der Verstellung üben, ein Getriebe der Täuschung! Wie reimt sich das?"

„Unschuldig Mädchen, das Ihr geblieben seid! Habt Ihr noch nie zugesehen, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegensätzen beginnt sie, um bis zu feinen und feineren Unterschieden hinaufzuführen und dann den allmählich geübten Menschen dem eigenen Urteile zu überlassen. Der junge unerfahrene Mensch ist wie ein Kranker in der Gesellschaft, man gibt ihm Krücken, an denen er geht, bis er sich selbständig fühlt und sie hinter sich wirft!"

„Aber ich fühle mich noch nicht selbständig, und ist es denn überhaupt Bestimmung des Weibes, selbständig zu werden?"

„Dieser Zweifel ist ein Frevel gegen Gott, der in uns so vollkommene Menschen geschaffen hat, wie in den Männern."

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreisen, nicht aber in denen, welche Kraft und Mut und alle Vorzüge der Selbständigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geschlechter, wenn ein jedes selbständig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und sollte? Und unabhängig voneinander können wir nicht leben, unsere Sinne verbieten es, und der süße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt ist zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, spottet unserer Unabhängigkeit; Selbständigkeit, meine ich, soll nicht die Devise des Weibes sein!“

„Sieh da,“ rief Margareta und umarmte halb lächelnd, halb erstaunt ihren Gast, der sich eine schöne Röte ins Antlitz gesprochen hatte, „sieh da, meine Liebe, Ihr seid ja geübter in Entwicklung von selbständigen Gedanken als all unsere Damen am Hofe es sind! Ihr werdet sie alle überstrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturell. Und was hat Euch so frühzeitig zu ernsthaftem Gedankenleben gebracht? Das stille eheliche Glück auf behaglichem, einsamem Schlosse?“

„Ach, nein.“

„Das Glück soll nicht zum Nachdenken führen.“

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Bestätigung eines Wunsches, der sich mir selber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpassend für mich nach einem Systeme schmeckt: Gäbe es nicht unschuldige Mittel in unserm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?“

„Arme Gräfin, wie gern möchtet Ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände preisgegeben ist. — Widersprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib preisgeben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgültiger und des sinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.“

„Und doch geht auch soviel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern begegnet zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach Frankreich gekommen sind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiste, gesehen habe. Da habe ich staunend vor dem heiligen Michaels Raffaels gestanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach so erhebenden Reizen einer heiligen Familie desselben Malers. Seht, da ist mir Kraft und Anmut, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in einem zum ersten Male in meinem Leben entgegengetreten, und es ist nie wieder aus meiner Seele geschwunden, daß solche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehen könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer so mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: War es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, solch unerhörte Kunst auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künstler nicht erstaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon heraufkam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigsten Reliquien aus dem Heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit aller Pracht der Feier, die all unsere Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum ersten Male anschauen. Dieser kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er schloß ein neues, seines Rechtes sich bewußtes Urteil, er schloß die Kraft einer Neuerung in sich, die uns Frauen von der Natur versagt ist."

„Und dieser Mann?"

„Es war Euer Bruder, es ist der König."

„Den Ihr nicht sprechen wollt, und doch so zu schätzen wißt!"

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu sagen in meiner unpassenden Lage.“

Während der letzten Rede war König Franz ungestüm aufgestanden, hatte dem neben ihm stehenden Budé die Hand gedrückt und zugeflüstert: „Dies Weib ist würdig einer Krone, Guillaume, ich danke dir,“ und hatte einen Schritt gegen die mit seidener Gardine verhangene Verbindungstür getan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte sich erlaubt, die Hand festzuhalten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin sprach: „Was hätte ich ihm zu sagen,“ da übermannte ihn der Drang seiner Galanterie, er schob alle vorgezeichneten Pläne beiseite und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, sprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu sagen, daß er von allen Großen seines Reiches noch nicht so schön verstanden worden ist, als von Euch, meine gnädige Gräfin,“ und dabei ergriff er ihre Hand und küßte sie, und bat um Entschuldigung, daß er, das lebhafte Gespräch vernehmend, einen Augenblick vor seinem Eintritt an der Türschwelle stehen geblieben sei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte“, setzte er lächelnd hinzu, „ein solch Übermaß meines eigenen Lobes, daß ich daraufhin sogleich einen Fehler begehen und Euch stören durfte.“

Mit dieser Überraschung schien der König den Bestrebungen seiner Schwester, die Gräfin zu ermutigen, wesentlich geschadet zu haben. Diese entzog sich eher kalt als schüchtern den Artigkeiten des Königs, und sie war offenbar davon betroffen, daß sie ein Aufpassen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie sehr ihr auch in dem ihr selbst verborgenen Innern der Anteil und Beifall des Königs schmeichelte, wie sehr sie auch in dieser ihr selbst verschleierten inneren Welt ihres Herzens

ein Teilnehmen an diesen Lebenskreisen wünschte, ja wie sehr sie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten sie doch entfernt von jeder, auch der kleinsten Hingebung an diese lockenden Verhältnisse, und trieben sie zurück in den einsamen, freudeleeren Kreis des bretonischen Schlosses. Sie sah voraus, daß sie schon für den unverschuldeten Eintritt ins königliche Schloß zu leiden haben würde, aber sie besaß jenen Mut der Frauen, den Mut, allen Leiden gebückten Hauptes entgegenzugehen. Bis dahin von der sanften Macht der Herzogin zurückgehalten, sah sie nun keine dringendere Pflicht vor sich, als ihren Gemahl zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louison, welche aus der Pyrenäenheimat der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu senden. Denn es war der Gräfin nicht verschwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligst nach Paris gegangen sei eines dringenden Geschäftes wegen, aber obwohl man hinzugesetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, so war sie doch bereits mißtrauisch und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimat.

Louison hatte sich dies indessen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrige und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derselben, hatte sein Standquartier beschaulichen Müßigganges im Torhütersaale des Schlosses aufgeschlagen, wo alles, was kam und ging, vorüber mußte, und wo eine Niederlage sämtlicher Dienerschaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein leichtes, der suchenden Louison nachzuspähen und die Absendung des Briefes zu unterschlagen. Louison war klug und teilte ihrer Herrin offen mit, daß sie, einigen Zeichen nach, die richtige Absendung des Briefes nicht für hinlänglich gesichert halte,

und daß sie raten müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin besonders viel an zuverlässiger Bestellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht besser ergehen würde als dem ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung versetzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege. Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie überrascht, nicht mehr aller Männergesellschaft entziehen können, welche sich des Abends bei der Herzogin Margareta einstellte. Der König war auf Anraten seiner Schwester nicht wiedergekommen, und es hatten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Trost war. Aber auch einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten sich allmählich eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letzterer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller übrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah, ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Viertelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauennaturell ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden

Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturell ist auch gar wohl imstande, mitten in solcher Bedrängnis und in augenblicklicher scheinbarer Selbstvergessenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichst zuneigt, und welchem sie um jeden Preis vertrauen kann. So erschien ihr Chabot de Brion, und ihm beschloß sie, sich anzuvertrauen, seit sie in Budé für alles entschlossene Handeln eine gewisse Unsicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entschluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der sicherste Freund würde ihr dazu geraten haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetische Neigung für die Gräfin im raschen Aufschluß begriffen war.

Sie tat es. Bei der ersten Gelegenheit, da sie sich mitten in der Gesellschaft allein mit ihm sah in einer Fenstervertiefung, schilderte sie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage und die Notwendigkeit, sichere Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu lassen. Sie sprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches sie für ihn hege, sie sprach's in der Bitte selbst aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüt, glücklichst überrascht durch dies Vertrauen, versprach die Besorgung des Briefes, den ihm Louison einhändigen würde.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich die Gräfin frei und sorglos und ward gegen alle Umgebung die rückhaltlose Liebenswürdigkeit selbst. Die Herzogin glaubte sogar, sich dieser Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil sie selbige dem Einflusse des schönen Bonnivet zuschrieb, ein Einfluß, welchen sie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie sagte also, als die Gesellschaft entlassen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin, es schienen die schönen Männer ihr bessere Laune zu erwecken als die geistreichen.

„Die schönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! Was wirkt lieblicher auf unsere Stimmung als die Schönheit!“

„Und Ihr zieht die schimmernde Schönheit der ernsteren vor?“ setzte die Herzogin hinzu, welche sich des falschen Gegensatzes, den sie aufgestellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen stattlich schönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es sich, wie Ihr Euch so fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und Laune handelt. Aber was ist gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menschen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen soll! Ich glaube nicht, daß ein schöner Mann so tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unschöner. Die glatte, tadellose Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigentümliche prägt sich unserer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden ist.“

Diese Erklärung hatte für die Schwester des Königs nicht viel Tröstlicheres als die erste fröhliche Äußerung, und von diesem Abende an wurde diese Gräfin das unverstandene, aber um so lebhafter gesuchte Geheimnis für den Hof. Ihre Schüchternheit war verschwunden und zeigte sich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieser selbst war in immer größere Hast und Bewegung geraten, je unwahrscheinlicher es seiner Schwester und ihm erscheinen mußte, dieses rätselhafte junge Weib ohne weiteres für sich zu erobern. Er war eifersüchtig, ehe er noch die geringste Aussicht auf Besitz hatte, und diese Leidenschaft war ihm, dem zuversichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie steigerte also auch seine Wünsche und Absichten zum höchsten, und was er früher unbedacht und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieser Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollständiger Ernst für den Fall, daß er nicht ohne ein solches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Versprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter solchen Umständen war eine Woche vergangen, und ein aufmerksamer Zuschauer hätte sagen müssen, die Gräfin zeige Bonnivet den meisten Anteil, mit ihm unterhielt sie sich am öftersten, mit ihm lachte sie am heitersten. Gegen Brion konnte man sie undankbar schelten, denn sie sprach wenig zu ihm und vermied bei diesen kurzen Unterredungen, wie es schien, geflissentlich, alle tiefere Wendung des Gespräches. Die Künstler liebten sie alle, denn sie hatte selbst Geschick für Zeichnenkunst, und kopierte eifrig und schnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, so die Skizze des Grabmals Ludwigs XII., mit dessen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juste beschäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ sie sich die Gesänge des Homer erzählen, und war diesen älteren Herren stundenlang die andächtigste Zuhörerin, die sich auch nicht weniger angesprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderungen des griechischen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé sein Thema vom Schlosse Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortschreitende Entwicklung der kirchlichen Reform in Deutschland und der Schweiz schilderte. Kam der schalkhafte Meister Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, so endigte sie mit irgend einer anmutigen Wendung das ernsthafte Thema und bat Marot, sie französische Verse machen zu lehren, sinnige Devisen, welche damals in höchster Gunst und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu diesem Kreise, setzte sich und bat, teilnehmen zu dürfen. Auf der Stelle wurde sie schweigsam und zurückhaltend, und hier wie sonst erfuhr er mehr von anderen als von ihr selbst, daß sie Talent und Geist mannigfachster Art besitze. Was braucht aber die Neigung solcher Zeugnisse! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfallsigen Versicherungen Budés, Marots und der übrigen hielt er für Artigkeiten, die man seiner sichtbaren Vorliebe

für den Gast und der schönen Dame erweisen wolle. Indessen war er doch diesmal bereits so klug, die Galanterie beiseite zu setzen und auf die ernsthaften Gegenstände des Gesprächs einzugehen, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputieren und durch hundertfache Gedankenwendung erprüfen, lag nicht im Wesen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältnisse, auch gegebene Spekulationen zu gruppieren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit schöpferischer und künstlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Wert jeder Einzelnheit, und sich allmählich in Zusammenstellung mehrerer solcher Pläne etwas überspannt aber immer geistreich zu berauschen, dergestalt, daß nach einer halbstündigen Hingebung an solche wohl gegliederte Ekstase nicht nur Frankreich, sondern Europa ein ganz verändertes Ansehen erhielt. Ein verändertes Ansehen, denn er hatte keinen Zug revolutionären Sinnes, der von innen und von Grund aus umgestalten will, in sich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu tun und neu stellen, er wollte eben nur das Ansehen der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiste der Welt verändert zu brauchen glaubte, das suchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. „Ach“ — schloß er solch einen Erguß, indem er aufstand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten schien, sie möchten sich entfernen — „die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es ist nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eigenen Gesichtspunkte, von denen ich ausging, und niemand ist neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurchtrüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit sich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, sie wieder aufzunehmen!“

„Aber Eure Schwester, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche solchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Interesse, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in sich trug. Aufgeregt davon, daß sie diesen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigsten Manne neben sich berührt sah, achtete sie im Anschauen des Königs und in der Hingebung an diese Welt zum ersten Male nicht darauf, daß sie allein gelassen war mit dem Könige.

„Meine Schwester?!“ sagte dieser, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Themas, zur Hälfte Empfindung kokettierend, um das unschuldige Weib sicher zu machen — „meine Schwester ist ein suchender Geist, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr sagen will, sie ist nur meine Schwester, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, sie ist nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins sind, erschafft man gemeinschaftlich miteinander!“

Die Gräfin schwieg, der König schwieg. Sie stand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbstnachmittag, neben dem Lehnstuhle, den sie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desselben, ihr Kopf war gedanken- und teilnahmsvoll vorgebeugt und, wie sich verlierend, blickte sie auf das männlich schöne Antlitz des Königs, welches sich zu Linien herber Trauer zusammengezogen hatte und den Blick starr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm stehenden Gräfin geheftet hielt.

„Helft mir!“ rief er auf einmal, richtete sich auf und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Diese erzitterte am ganzen Leibe und betonte kaum hörbar die Worte: „Wie könnte ich, königlicher Herr!“

„Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!“

„Ich bin“, erwiderte leise wie vorher die Gräfin, welche

zusammengeschrocken war, als ob ein Blitzstrahl vor ihr in die Erde führe, „ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!“

„Ihr seid da nicht am Orte, er ist Eurer nicht wert, Ihr seid zu höherer Wirkung berufen!“

„Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden.“

„Was die Kirche bindet, kann die Kirche lösen — nicht dort liegen die Hindernisse; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich.“

„Ja, ich fürchte Euch,“ sagte die Gräfin, und große Tränen rollten ihr über die Wangen, „gebt meine Hände frei. Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugetan ist, hört meine Bitte, die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes sein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!“

Bei diesen letzten Worten hatte sie dem sie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt und war hinweggeeilt. — Der König hielt sie nicht auf, so schnell und ungewöhnlich überkam ihn dies alles, so ungewöhnlich war ihm, dem sonst immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Fest angesetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob sie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erscheinen. Schlüge sie's ab, dann werde das Fest so lange vertagt, bis sie zusage. Brion, der in etwas melancholischer Weise den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber sie drückte ihm mit fieberhafter Festigkeit ihre Antwort dahin aus, daß sie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erscheinen könne.

„Graf Chateaubriant“, entgegnete Brion, „kann nicht mehr weit von Blois sein.“

„Mein Gott!“

„Der Bote, welcher Euren Brief besorgt hat, bringt mir soeben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterstatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Diensten hat, hinzusetzen, daß sich der Graf sehr entrüstet bewiesen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schlosse, und daß er den Brief ungelesen beiseite geworfen habe."

„Weh mir!"

„Gebietet über meine Dienste, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müssen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher geraten — denn ich weiß, oder vermute doch den ganzen Zusammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nötigen, ein edles Weib edel zu behandeln!"

„Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur seinen Arg —, seinen Unmut will ich sagen, das verschlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch vom ganzen Herzen."

Bei diesen Worten trat Graf Chateaubriant selbst ins Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber totenbleich, er hielt den Degen blank in seiner Hand, und dieser Degen war mit Blut bespritzt, denn er hatte mit ihm Florio, welcher sich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegengestellt, über den Haufen gestoßen.

„Ich störe?" rief er beim Eintritte, als er seine Frau und Brion nahe beieinander in so bewegter Unterredung sah.

„Der Graf!" rief sie schreienden Tones, der mehr Entsetzen als Freude auszudrücken schien, und eilte auf ihn zu.

„Euer Gemahl," sprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, „dem Ihr folgen sollt auf der Stelle!"

„Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hindernis in den Weg tritt."

„Was gäb's für ein Hindernis,“ sagte er, sich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zusprechend, „wenn Graf Chateaubriant sein verlocktes Weib aus dem Hause der Gewalt führen will?!“

Brion näherte sich den Gehenden raschen Schrittes und den Grafen am Arme fassend, sagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: „Dies ist des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich sein für ein geziemend Betragen gegen diesen Ort und diese von aller Welt hochgeachtete Dame!“

„Junger Edelmann, der sein Glück sucht, diese Dame ist mein Weib, und so wie du sie nicht schmähen sollst, so sollst du sie auch nicht loben, oder gar ihren Beschützer spielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!“

„Laßt uns, Brion,“ rief die Gräfin, „ich beschwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweisen, so eilt voraus und sorgt, daß niemand uns in den Weg trete!“

Auf diese Worte ging Brion, sich gegen die Gräfin verneigend, eiligst an ihnen vorüber und nach dem Ausgangssaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieser aber schien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm versetzt zu sein, er preßte die Hand der armen Frau dergestalt, daß sie wimmerte, und fuhr sie wütend an, als Brion die Tür hinter sich hatte: „Vortrefflich scheint Ihr bereits hier bekannt zu sein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Brust in diesen Zimmern der Schmach zurücklassen möchte, ein schreiendes Malzeichen für Mit- und Nachwelt!“

„Ihr tut mir entsetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen.“

„Weib!“

„Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen.“

„So frech hast du lügen gelernt in so kurzer Zeit!“

Und damit stieß er sie von sich, daß sie zu Boden stürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdes war durch Florios Geschrei das ganze Schloß in Aufruhr geraten; man eilte schon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Tür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei diesem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen und stürzte auf den Grafen los, der sie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing, aber schnell von der Überzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

„Der König! Der König!“ scholl es die Treppe herauf, und ehe noch jemand sich zu der regungslos daliegenden und für tot gehaltenen Gräfin wenden konnte, stand König Franz bei der Gruppe.

II.

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, also beinahe ein halbes Jahr nach der Katastrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schlosse in Blois begegnet war, da saß der König an der Mittagsseite des Schlosses von Fontainebleau und sah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgestecktes Gartenparterre machten. Die Gebäude Fontainebleaus, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldschloß mit Kapelle und Gotteshause vorfindend, ist als eigentlicher Gründer des Schlosses zu betrachten — waren damals schon in so ungewöhnlicher Wendung ineinander verschlungen, und Kirche, Kapelle, Galerie und Hof zeigten sich von Anfang an so verschränkt zueinander gestellt, daß dieser Aufenthalt ein noch

eigentümlicher romantisches Wesen hatte als heutigentags. Und viel mehr denn später beherrschte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum turmhoch wogte, und sich trotz zahlreicher Axtschläge gar nicht abdrängen lassen wollte von dem alten Jagdhause der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräusch der Menschen, die Sonne fand diesen meilenbreit von tiefem Forste umgebenen Schloßplatz erst einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein strahlte in den Morgenstunden herüber auf die niedrige Grasterrasse, welche König Franz hier auf der Mittagsseite vor einem großen Galeriesaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings sangen ihre kurzen, lustigen Weisen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht stören. Auch der Kuckuck war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erstemal wieder zu hören. Er zählte abergläubisch, wievielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kuckuck schon vor Berechnung des fünfzigsten Lebensjahres absetzte, da rief König Franz halb betroffen, halb lustig: „Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!"

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehauen und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieses Frühjahr ihre Ausschmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den ersten Knospen geschmückten Buchenwalde leuchtete ein Wasserspiegel und der schwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies alles im einzelnen zu vollenden sei, dies beschäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schwester um Vorschläge. Es geschah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfnis: selten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Planes, der nicht von ihm selbst

ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geschmacks war er von hartnäckiger Selbständigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all seinen Umgebungen darin überlegen. Die Schwester neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt und hatte einen bei weitem weniger ausgebildeten Sinn für Plastik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Absichten auf den Connetable, durch den immer noch schwebenden Prozeß Semblançays, welcher zu seiner Verteidigung allerlei Übles von ihr ausgesagt und ihr sonst so vortreffliches Verhältnis zum Sohne doch einigermaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivets Leichtsinn, der sich ihr als Galan nur allzuoft nachlässig und treulos erwies, und seit Erscheinen der Gräfin täglich unaufmerksamer geworden war, die lustbedürftige Mutter erwiderte: „Was fragst du uns, die wir doch nicht imstande sind, dir etwas zu Dank zu raten, besonders seit die eigensinnige Chateaubriant mit ihrem Geschmacke dir alles andere in Schatten stellt.“

„Ach ja!“ sagte der König hastig aufstehend, „die Chateaubriant! Und sie kommt nicht, und Brion bringt nichts zuwege.“

„Du bist mir unbegreiflich, Franz,“ sagte die Mutter halb spöttisch, „wie du soviel Mühe an ein kindisch Weib verschwenden kannst!“

„Was willst du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an sie gedacht, und du machst mir in diesem Augenblicke deutlich, daß ich sie doch nicht im geringsten vergessen, sondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer scheinbar so ganz vergessen konnte, ohne daß sich mir die Neigung im geringsten verändert hätte!“

Nachdem der König eine Weile schweigend dagestanden, wendete er sich plötzlich nach dem Schlosse und verließ hastig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in seiner Natur, dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können,

was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergestalt in Bewegung setzen konnte; Erinnerung hatte sonst keine Macht über ihn.

„Die Gräfin wird lästig,“ sagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pause, „er muß sie besitzen, damit wir sie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält sie mächtig.“

Die Herzogin von Alençon schwieg.

Nach jener Katastrophe, nämlich in Blois, war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geisteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte sich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, solange die Gefahr nicht beseitigt war, die größte Aufregung und einen Anteil gezeigt, dessen ihn niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beseitigung der Gefahr mit so viel Rücksicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erschienen, daß von seinen näheren Umgebungen niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln und niemand dem Gerücht widersprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom gesendet werden, um die Scheidung der Chateaubriantschen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin selbst wußte nichts davon: auch nachdem sie soweit wiederhergestellt war, um am Gespräch wieder teilzunehmen, war sie einer tief melancholischen Stimmung, sobald von Mann und Weib gesprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit sichtbarer Angst vermieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu sein. So war die rauhe Jahreszeit hereingebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war soweit wiederhergestellt gewesen, um mit der Herzogin von Alençon diese Reise machen zu können,

und es schien aller Welt unzweifelhaft, daß es also geschehen und daß sie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefsten Erschreckens und Abscheus hörte sie seit jener Katastrophe den Namen des Schlosses Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlassenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde schon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maultieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsstunde bereit gewesen, auch diese Damen zum ersten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächste Nachfrage war vergeblich geblieben, und erst nach Verlauf einiger Wochen hatte man entdeckt, daß sie sich durch einen Diener des Grafen, welchen dieser in Blois zurückgelassen, Pferde zu verschaffen und sich vom Reisezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin sie gegangen, war noch länger ein Rätsel. Man entsetzte sich vor dem Gedanken, sie sei nach Chateaubriant. Florios Kundschafter berichteten endlich, in Chateaubriant sei sie auch nicht, selbst nicht in dem alten Turme des Schlosses. Auch fehle Baptiste, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreise des Hofes noch in Blois gesehen.

Die Gräfin war aber mit Baptiste südlich hinabgeritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimat Foix. Es war dieser Entschluß das schmerzliche Ergebnis ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürstete, um sich aller Männerroheit zu entziehen, um sich der Manneswelt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte sie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinschaft mit ihm geschieden und ihre frühere sklavische Ergebenheit an dies Verhältnis mit einem Streiche beendigt, ach, der lange Aufenthalt in

Blois hatte auch die schlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und sie erkannte mit durchdringendem geistigem Instinkte gar wohl, daß hinter dieser stürmischen Beflissenheit des Königs Franz der gefährlichste Leichtsinn, die gefährlichste Möglichkeit des treulosen Wechsels höhnisch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Roheit des Gatten. Welch eine Pein hatte sich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte sie ihr Kind, nach welchem sie schmerzlichst verlangte, und von welchem sie durch einen ausgesprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrscheinlich für immer geschieden würde; rings um sich wußte sie eine Welt, welche ihr die also herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder selbige doch unwürdigeren Beweggründen zuschreiben würde; in sich selbst fand sie, in strengen Sitten auferzogen, keine vollständige Freisprechung für ihr völliges Lossagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieses Lebens, und in dem glänzenden Ersatze, der sich für alles dies darbot, in der Liebe des Königs und zum Könige erkannte sie Rausch und Unsicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb sie, dem Augenblicke und der Neigung sich hinzugeben, und flüsterte ihr zu, das höchste Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, sondern betätige sich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewissen aber sprach, es sei ihre Pflicht unter also übel verschlungenen Umständen; zu entsagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht aufs Handeln angewiesen, sucht das Weib ihre höchste Genugtuung im Entsagen — die Gräfin entfloh, um sich in den heimatlichen Bergen, und wenn es not täte hinter Klostermauern der beunruhigenden Welt zu entziehen. Der strengen Mutter, die einsam auf dem Schlosse Foix lebte, wollte sie sich unterwerfen, nachdem sie ihr das gepeinigte Herz ausgeschüttet;

Und doch schlug ihr das Herz mehr in Angst als Freude, da sie auf der letzten Höhe ankam und das malerische Heimatland in rauher Färbung des hereinbrechenden Winters vor sich sah. Der Wind flog streng und stürmisch hinter ihr her und eilte in die Schlucht von Foix hinab, sich an deren Felsen und Felsenschlosse zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin sich die Grafschaft erweiterte und abplattete, trockene Blätter hoch aufjagend zu suchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier vom blassen Gesicht und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leise vor sich hinsprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einsame Fels von St. Sauveur zurückstößt, wo ist mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag schwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her sahen dürr und trostlos aus wie ein zerstörtes Menschenbild, das sein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob sich westlich über dem Örtchen und dessen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Turme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif schon den Scheitel säumte. Und hinter dem St. Sauveur türmten sich pyramidalisch höher und höher, weißer und eisiger bis an den Horizont die schon eingewinterten Pyrenäen nach der unnahbaren Maladetta hinauf. Alles schien ihr furchtbar und starr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordosten in dies Tal herabkommt, um den das Schloß Foix bespülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeschwollenen Wassern und mit Eisschollen. Ihr Blick haftete unwillkürlich auf einem großen Klostergebäude, welches am Zusammenflusse der beiden Ströme im Schutze des Talwinkels lag. In dieser Abtei wurde die heilige Genoveva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an diese Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben sich ihr entzöge,

ermutigte sie allein, ihr müdes Roß zum Hinabsteigen in das Tal anzutreiben.

Baptiste war ihren Blicken gefolgt und glaubte, sie verstanden zu haben. Er schüttelte das Haupt. Nicht daß er um seine Zukunft besorgt gewesen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Klosterpforte verabschiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören und sich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über die neue Glaubensfrage gesprochen und durch Aufklärung ihn nur begieriger danach gemacht. Aber eben diese Richtung eines naiv suchenden Geistes, welche ihn schon in Chateaubriant zu der leutseligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöster verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen.

„Seht nicht da rechts hinüber, gnädigste Gräfin," sprach er denn halblaut, „in diesen Häusern wohnt Gott nicht mehr!"

„Aber Ruhe wohnt da, und im Notfalle Schutz, Baptiste."

In der Tat fehlte ihr die sichere Zuversicht, bei der Mutter da oben im schwarzen Schlosse Schutz oder Trost zu finden, denn sie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und sie erinnerte sich nur zu deutlich, wie herb deren Äußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoise! Arm, denn sie konnte sich gegen ihr übles Schicksal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Lieblosigkeit herbeigeführt sei, und daß es also dagegen nur eines geraden Widerstandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, sie liebte es, wenn auch nicht so zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei ins rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieser alten Gräfin eherne

Mauern, sie vergab auch nicht die geringste unehrerbietige Berührung derselben. Und diese Richtung war sehr natürlich entstanden: vornehmen Standes hatte sie eine auf diese Kreise beschränkte Erziehung genossen, und war durch Heirat und Verlauf ihrer Ehe darin bestätigt worden. Phöbus Graf von Foix, ihr Gemahl, stammte aus einem uralten Geschlechte, welches jahrhundertelang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schlosse von Foix nichts so Besonderes, daß man dessen Stellung und Rang auch nur die geringste Unwürdigkeit nachgesehen hätte, und eine geborene Foix war in diesem Schlosse nicht im geringsten entschuldigt, daß sie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen sei. Und konnte sie sich, die gepeinigte junge Gräfin, konnte sie sich darauf stützen, daß sie nicht abgewichen sei? Nein; denn der Schein war gegen sie, und sie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter streng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt gewesen, sich abzuwenden von der reizlosen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, sich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; sie hatte kein freies Gewissen, und konnte nicht bestehen, sie wußte es voraus, vor dem ernsten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte diese Mutter alle Schranken um ein Weib nur um so höher errichtet, und die Regeln des Anstandes, deren sie zum eigenen Schutz bedurfte, waren ihr im Interesse des Selbstschutzes aufgewachsen zu unerbittlichen Regeln einer gesellschaftlichen Religion. Welchen Empfanges durfte sich die in üble Stellung geratene Tochter versehen?! Ach, und schlimmer und entsetzlicher als alle die Fragen und Bedrängnisse lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den sie verabscheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er gekommen sei, sie entsetzte sich davor, und doch

begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß sie ihre Phantasie überraschte, welche sich in die Konsequenzen dieses Gedankens wollüstig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der störende Gemahl, sei tot, tot. — „Mein Gott, mein Gott," schrie sie auf, „dies ist der Teufel, und so ergreift er die Menschen, um sie verbrecherisch zu machen!" Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe sie bei schnellerer Bewegung den dämonischen Einflüssen.

Es war auch alles von so übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schlosse hinauf führte, fand sie die engen steil aufsteigenden Straßen menschenleer, und die wenigen Menschen, denen sie begegnete, starrten sie an und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß sie eine Reihe von Jahren, seit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim gewesen war, und daß so mancher Bekannte währenddessen gestorben oder verdorben sein mußte, sie vergaß, daß sie von niemand erwartet wurde, daß sie den Schleier wieder über das Antlitz geschlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus diesen rußigen Häuserchen der Blech- und Eisenschmiede zum Vorschein kam, sie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in diesem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuser hineingetrieben hatte. Traurig ritt sie den Schloßberg hinauf und schrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, schlug den Schleier zurück und streckte die Arme aus: sie glaubte ihre Mutter im östlichen auf den Weg herabsehenden Turmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, sie erkennt mich nicht," sprach sie halblaut, und die Arme sanken ihr schlaff auf den Sattel, „sie geht hinweg von ihrem Fenster! Das Alter mag sie drücken, denn sonst sah sie scharf wie der Falke auf unseren Bergen!"

Langsam ritten sie in den von Türmen umeckten Schloßhof: alles war menschenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch sie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menschen zu begegnen kam sie in die Halle, einen hohen

und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem sonst der Fremde empfangen, und sonst Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Gesang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war totenstill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf sie zugeflogen und erschreckte sie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er sie kreisend umflatterte, mit seiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entsetzen ins Herz, denn ihr erster Gedanke war, ihr peinigendes Geheimnis werde bereits von allen Dächern und im Mutterhause drohend ausgerufen. Bald sah sie wohl den Irrtum ein: Jacques, so hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte sie sogleich erkannt und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, dessen Endsilbe er von frühauf nicht aussprechen konnte. „Guter Jacques, du bedeutest wohl Unheil!“ sagte sie traurig, als sie sich beruhigt hatte, ihn auf den Handschuh treten ließ und ihn streichelte.

Indessen versuchte es doch die ihr inwohnende gesunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu schieben: Man wird dich nicht gesehen haben, flüsterte sie, die Diener werden beschäftigt, es wird die Mutter nicht gewesen sein oben am Turmfenster, und in jetziger Jahreszeit ist man keines Besuches gewärtig, am wenigsten des meinigen! Diesen Ermunterungen sich hingebend eilte sie hastig die steinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, so daß Jacques sich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her schlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieser Ruf schlug allen Mut wieder danieder, sie blieb atemlos stehen, eh' sie noch die Tür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da tat sich die Tür auf, sie sah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer stehen,

rechts neben ihr einen Priester in violettem Talare, links ein schlankes Mädchen. Der Haushofmeister, ihr den Rücken kehrend, verbeugte sich vor der alten Gräfin, wendete sich dann und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte versucht, ihrer Mutter entgegenzueilen, aber der eisige Blick derselben hatte sie gefesselt; sie stand regungslos und starrte dem ihr wohlbekannten Diener, der sich jetzt vor ihr verbeugte, ohne ihr ins Auge zu sehen, in das faltenreiche Angesicht.

„Die gnädige Frau Gräfin von Foix", sprach er mit fast tonloser Stimme, „lassen sich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Diensten sei."

„Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!"

„Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müsse ein Irrtum, durch äußerliche Ähnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauses Foix reise nicht allein durch das Land, sondern lebe auf ihrem Schlosse in der Bretagne neben ihrem Gemahle, dem Herrn Grafen von Chateaubriant."

Die Gräfin, regungslos stehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeister, setzte nach einer Pause mit fast weinerlicher Stimme hinzu, wenn die fremde Dame erlaube, solle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden versorgt werden für die Weiterreise.

„Für die Weiterreise?" — Mit diesen Worten schwankte die Gräfin auf einen der steinernen Sitze am Korridorfenster und verhüllte sich das Gesicht. Jacques war bei dieser Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenstersims getreten, und Guernard hatte sich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenstervertiefung begeben, wo er den Entschluß der Dame abwarten zu wollen schien; dicke Tränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

„Wodurch hab' ich dies verschuldet?" fragte sich die

unglückliche Frau, und indem sie die Ereignisse der letzten Monate an ihrem Geiste und vor einem Richterstuhle, wie er im Schlosse Foix geltend war, vorübergehen ließ, brach sich die verhaltene Tränenflut freie Bahn, und es gewann die Selbstanklage von Minute zu Minute festeren Boden. Daß sie nicht unverweilt, als sie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt sei, dies hielt sie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerstört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und sie fand nach einer viertelstündigen verzweiflungsvollen Not jenen wunderbaren Mut, welcher die Frauen so ganz und gar von den Männern unterscheidet, den Mut völliger Entsagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab sie auf und wollte leiden von dieser Stunde an, schweigsam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte sie aber eines verborgenen Bewußtseins der Unschuld und Selbständigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logischen Räsonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf stützte sie sich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieser Halt wurde ihr genommen. Als sie nach langer Pein zum ersten Male wieder aufsah, erblickte sie neben sich den Priester in violettem Gewande. Ein leiser Ausruf der Freude — so nahe hatte sie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: „Florentin, du kennst mich noch und verlässest mich nicht! Ich danke dir!“ — Und mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

„Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!“

„Bringt dich bloß die Kirche?“

„Bloß die Kirche? Françoise, was gibt es Größeres auf Erden?“

„Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes ist wohl noch weicher und lieber.“

„Nicht jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche sind jedermann offen. Françoise, erinnere dich unserer Jugend, erinnere dich, was dir unser Beichtiger so oft zu sagen pflegte! Wovor warnte er dich zu wiederholten Malen? Vor sündigem Selbstvertrauen auf menschliche Kräfte. Die Menschen sind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du hast dich deines Gatten, du hast dich deiner Verhältnisse überhoben in demselben falschen Vertrauen auf eigene Kraft."

„Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schicksal ergriffen und umhergeschleudert worden."

„Schicksal ist ein heidnisches Wort, und eine gute Christin soll es nicht kennen. Du trachtest nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift dich das Ungewöhnliche in erschrecklichster Gestalt. Du hast den Gemahl verlassen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, deinen guten Namen sturmesschnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, du hast dich in eitler Einsicht über unsern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menschen Erfundenes."

„Niemals, Florentin!"

„Sind nicht auf dem Schlosse von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutscher Ketzer mit Wohlgefälligkeit besprochen worden, besprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menschlicher Besprechung sei? Habt Ihr nicht dergestalt unsern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßstabe unvollkommener und sündiger Menschen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Mensch es richtet? Und warst du nicht dabei? Ja, warst du nicht allen voraus in den sündigen Spielereien mit heidnischer Kunst, denen der König sich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der schlüpfrige Weg, auf welchem du dich verloren hast vom Wege der Pflicht und Ehre?"

„Florentin, ich bin unschuldig!"

„Unschuldig? Unschuldig an Leib und Seele?“

Françoise schwieg.

„Ist der Leib mehr denn die Seele? War deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen dich die Mutter erzogen? Siehst du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum sie es nicht mehr erkennt? Was sind Bande der irdischen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo sind die Bande irdischer Welt, die dich halten und schützen? Ein Lufthauch hat sie gelöst: wie ein Kind der Wüste irrst du umher im schönen Frankreich, und verdirbst in Verzweiflung und Reue, wenn du noch die Kraft hast, der gröblichsten Sünde auszuweichen, verdirbst für Zeit und Ewigkeit, wenn du schwach genug bist, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Lust verheißt, augenblickliche Rettung zu suchen. Dies ist deine Lage, und diese Lage ist entsprungen aus dem Übermute deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.“

„Was soll ich tun?“

„Beten und büßen!“

„Ich büße und bete.“

„Und glaubst doch unrecht zu leiden! Du leidest aber recht, und dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoise, der Boden dieser Welt ist von tausend Abgründen durchkreuzt, und du hüpfest darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeschlossener Tanzsaal wäre! Du behauptest, unschuldig zu sein, und scheinst nicht zu wissen, daß kein Mensch an deine Unschuld glaubt.“

„Florentin!“

„Kein Mensch! Nicht einmal deine Mutter, nicht einmal ich!“

„Entsetzlich! Nun denn, so seid ihr grausam, und mein Herz verliert wenig, wenn es euch verliert.“

Bei diesen Worten erhob sich Françoise, zum ersten Male unterstützt von einer Wallung des Zornes, und schickte sich an, indem sie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Priester und das Schloß der Ihrigen zu verlassen.

„Dein Herz verliert das Teuerste auf Erden, es verliert die Mutter!“

„Es hatte sie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.“

„Es ist dir besser, sagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches du neben deiner Mutter stehen sahst, ist ein lebendiger Beweis dafür.“

„Wer ist sie?“

„Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind ist sie. Du hast ihn in deiner Jugend gesehen, diesen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er ist zu dieser Trauer gekommen, weil er die Ratschläge der Gottseligen verschmähte. Als er zwanzig Jahre alt war, verfolgte er mit seinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in schwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen schönen Wuchs, einen schönen Fuß und einen, wie sich die leichtsinnigen jungen Männer ausdrückten, verführerischen Nacken. Alles übrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war sie von ähnlichen schwarzen Damen nur durch eine karminrote Schleife zu unterscheiden, welche sie an der Brust trug. Das Gewühl trennte ihn von seinem Freunde, und es gelang ihm, von der schönen Dame die Zusage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zusammenkunft zu sprechen und nicht die geringste Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er seine sinnliche Lust befriedigen konnte: er versprach feierlich, was verlangt war, und suchte, da das Rendezvous erst in einer Stunde stattfinden konnte, im Maskengewühl nach seinem Freunde, um diesem die gelungene Eroberung mitzuteilen. Denn die gedankenlose Jugend ist auch immer

indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein paar falsche Dominos angesprochen, fand er endlich den richtigen schwarzen, welcher ihn ebenso dringend und in ebenso indiskretem Drange suchte. Kurz, die Worte beider fanden kaum nebeneinander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der schwarzen Dame mit karminroter Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächsten Stunde zugesagt. ‚Wir sind genarrt!‘ riefen beide, und sie machten sich eiligst auf, die spöttische Dame zu suchen und zu Rede zu stellen. Aber sie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde verflossen war, so beschlossen sie, trotz der wahrscheinlichen Täuschung die von der Dame bestimmten Orte der Zusammenkunft — es waren zwei verschiedene Orte — aufzusuchen. Denn jeder dachte bei sich ganz im Sinne der weltlichen Freundschaft: Mir wird sie Wort halten, und mit dem stets überzuversichtlichen Freunde wird sie gescherzt haben.

In der Tat fand der junge Herzog von Infantado seine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hause kehrte, die Leiche seines Freundes an der nächsten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrote Schleife, zierlich angeheftet an der Brust des Unglücklichen. Wie hing das zusammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war so groß, daß er weniger dem Tode seines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieser zur karminroten Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht diese Schleife noch beim Stelldichein selbst am Busen seiner Schönen gesehen habe.

Daheim fand er indessen den Befehl seines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden sollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genossenen Abenteuers,

so reiste er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerstreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, solange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genusse erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte sein vierzigstes Jahr in ledigem Zustande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu sorgen, und er suchte unter den schönsten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Gesellschaftswelt nennt die verschwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derselben als gesättigte und erfahrene Kenner besonders empfehlenswert für die Ehe. Es hatte also keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein schönes andalusisches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schwester waren ihr gestorben, und solche Unabhängigkeit empfahl sie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach soviel Erfahrung an Geschick und Fähigkeit fehlen sollen, ein neunzehnjährig Mädchen für sich zu gewinnen! Besonders nachdem sie ihm eine Tochter geboren, öffnete sie ihm alle, auch die kleinsten Geheimnisse ihres Herzens. Unter diesen war ein leichtsinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante seien Zwillinge und uninteressant verheiratet gewesen; gemeinschaftlich also hätten sie sich zu entschädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen.

„In gleicher Kleidung?‘ fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbestimmter Schatten von Argwohn aufstieg.

„Ja, schwarz, wie es die Landestracht in Andalusien, und wie es einen schönen Fuß, schönen Wuchs und schönen Hals am günstigsten heraushebt. Und um sich zu erkennen, steckte jede eine karminrote Schleife‘ —

‚Vor die Brust?!‘

‚Ja, mein Gemahl, vor die Brust — es interessiert Euch absonderlich!‘

‚Absonderlich! Weiter!‘

‚Wunderlich genug fanden sie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —‘

‚Schwarze Dominos?‘

‚Schwarze Dominos! Ihr ratet vortrefflich! Ach richtig, Ihr seid ja um jene Zeit selbst in Sevilla gewesen und habt wahrscheinlich davon gehört!‘

‚Nicht das mindeste hab' ich gehört!‘

‚Nun, der andalusische lebhafte Sinn schloß rasch ein flüchtiges Bündnis; meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern schwarzen Domino. Sie begegnen sich des Nachts, wie sie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder sonstwer, denn die schönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geschöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet.‘

‚Der Galan deiner Mutter, oder der deiner Tante?‘

Hierin lag die Pein: sie wußten es nicht!

‚O Gott!‘

‚Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen nebeneinander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche schon beerdigt, und der zweite, wahrscheinlich nicht getötete Galan war trotz aller Aufmerksamkeit seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu sehen. Unbegreiflicherweise bemächtigte sich beider Frauen von Stunde an eine stete Traurigkeit, sie zogen sich von der Welt zurück.‘

‚Sie hatten beide Kinder?‘

‚Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Existenz doch nicht bezweifeln? Jawohl, mein

Cousin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenosse, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unserer Mitte. Die Nachricht seines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloster sich sehnend, welches mein Vater ihr verschloß, siechte ihr nach; ich verlor sie, als mich mein Vater zum ersten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte sie mir diese Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraschte, erschrak sie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war gestorben, als wir vom Feste heimkehrten. Aber was ist Euch, mein Gemahl, Ihr starrt mich an mit entsetzlichen Augen!‘

Er hatte wohl Ursache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerstört: denn es war möglich, daß er sein eigen Kind sündlich in den Armen hielt. Er entsetzte sich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte sie für immer aus seinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat sich zu Tode gegrämt über das geheimnisvolle, erschreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog selbst schwankt wie ein Gespenst umher, tiefsinnig und bis ins Innerste zerstört.

So, Françoise, führen die Wege der Welt! Vergnüglich und lockend erscheinen sie anfangs, und führen von Konsequenz zu Konsequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leisen Wünschen, die harmlos, ja unschuldig aussehen; Françoise, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schoß führt an tausend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem ist es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten sicheren Straße abweicht, um dieser oder jener flüchtigen irdischen Neigung zu genügen.“

„Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geschleudert.“

„Und doch ist's geschehen!“

„Hilf mir!“

„Du mußt Hilfe wünschen um jeden Preis!“

„Um jeden Preis wünsch' ich sie!“

„Du mußt abschließen können mit deinem Leben!“

„Es ist zu Ende für mich in diesem Augenblick, hilf mir!“

„Unser Haus, das Haus zur heiligen Genoveva ist dir offen, wenn du ernstlich der Welt entsagen willst.“

„Ich will's.“

„So folge mir!“

Françoise, in überspannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schar peinlicher Szenen zu sehen, schließt der schwache Mensch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit sei besser. Die hohle Phrase wohnt nicht bloß in der theatralischen Sprache, sie wohnt in allen, auch wortlosen Entschlüssen der Schwäche.

Als der Priester und Françoise den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der rasche Hufschlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Priester trat ans Fenster, während die zerstörte arme Frau mitten im Gange stehen blieb und starr vor sich nieder sah auf die steinernen Fliesen. Auch wenn sie hinabgesehen, sie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für sie angekommen sei, Chabot de Brion, der mit dem Instinkt einer romantischen Neigung ihre Fußstapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entsagung sah sie in diesem Augenblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in diesem Augenblicke erschrecklich, Florentins Erzählung machte ihr selbst Eltern- und Kindesliebe schauerlich. Einsamkeit, völlige Einsamkeit für immer, war ihr ganzer

und einziger Wunsch. Der Priester Florentin hätte also gar nicht nötig gehabt, sie durch abgelegene Gänge zur Hinterseite des Schlosses hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über sie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiste war doch nicht zu täuschen: er hatte auf der Treppe gestanden und gelauscht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewissen, und an der Abteipforte trat er seiner Herrin entschlossen in den Weg.

Umsonst! Françoise war der geistlichen Macht Florentins völlig anheimgegeben, ja sie drang dem bestürzten Diener das Versprechen ab, sie und die Gegend zu verlassen, und niemand, aber niemand mitzuteilen, wohin sie sich gerettet.

Die Pforte schloß sich knarrend, und der alte Baptiste, Tränen im Auge, stand mit gefalteten Händen vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Klostergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zusammenströmen, rauschten hoch auf mit ihren vollen Wassern, und Baptiste warf einen scheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluten, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herübertosten, als ahnte er, es werde sich dort das Schicksal seiner Herrin ebenso geheimnisvoll und schauerlich entwickeln. Seine Neuerungsgedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine sicher begründete Ansicht über den verfehlten Zweck klösterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung seiner Gedanken war schon stark genug für den leisen Ausspruch: „Arme Herrin, zu großen Dingen berufen, lässest du dich opfern der Furcht und dem toten Hinstarren!“

Traurig stieg er den Berg zum Schlosse wieder hinauf — was sollte er tun? „Nach Genf will ich reiten,“ murmelte er vor sich hin, „und wenn wir in unabsehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unsrigen auch hierher

geleiten vor die Genovevenabtei, und will meine Herrin befreien. Ein paar Jahre wird's wohl dauern, eh' wir soweit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieser Zeit ihres Irrtums inne werden."

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegentrat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu sehen. Die Gräfin von Foix hatte ihm soeben die herbsten Dinge sagen, ja ziemlich unverblümt die Tore weisen lassen, Baptiste war ihm also die erwünschteste Begegnung. Aber ach, Baptiste hatte seiner Herrin zugesagt, ihren Aufenthalt streng zu verschweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die schöne Neigung für die Gräfin und um die anmutigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm alles mitgeteilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewissenhaft: er ertrug sogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausstieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiste die Wahrheit verschwieg, war durch das abgetriebene Pferd der Gräfin, welches neben dem seinen in einem Turmwinkel des Hofes angekoppelt stand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brions, Baptiste habe die Gräfin trügerisch vom Hoflager hinweggelockt, um sie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrscheinlichkeit. „Ich werde dich binden und dir mit dem Steigbügelriemen das Geständnis öffnen lassen," rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigsamkeit des alten Dieners in immer größere Wut versetzte.

Aber während diese Szene inmitten des Schloßhofes vor sich ging, sammelten sich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauses, welche vom Haushofmeister eiligst dorthin beschieden waren, und dieser selbst trat in den Farben des Hauses Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen

voran, und führte sie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von dem Fremden, hieß er sie warten, und schritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden sei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen, und ob er diesem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch diesem alten Diener wurde es schwer, die wahrscheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinwegzujagen, und diplomatischer als Baptiste setzte er auf eigene Verantwortung hinzu: Dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genovevaabtei unten im Tale eine Herberge nicht versagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf diesen wichtigen Zusatz, sondern warf sich aufs Pferd, nötigte den gutwillig folgenden Baptiste, sich mit den beiden Rossen seinen Dienern anzuschließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoisens Mutter, war bei der Geburt dieses ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Aufsäugung einer Amme anvertraut werden müssen. Dies blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoise, der Brust ihrer Mutter fernbleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derselben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erst nach Jahren von dieser Niederkunft, und genas nur auf Kosten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für sie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüstiger und lebensstarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angetan, seine Gemahlin solchen Verlust durch zarte Entsagung vergessen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein stolzer Charakter, ließ es, vielleicht ohne klares Bewußt-

sein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und streng. Dennoch liebte sie es, liebte es eben dieser hemmenden Umstände halber eigensinnig und gewaltsam. Um so weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoise gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Diese Margot war eines von jenen weiblichen Geschöpfen, die bloß Weib und Mutter sind, und denen man nachsagt, daß sie aus bloßer Gefälligkeit imstande seien, das zu tun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und charaktervollen wie charakterlosen der entscheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Existenz. Solche Margots scheinen vorhanden zu sein, um die gedankenlose natürliche Menschlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollständiger Gutmütigkeit ausgerüstet, entwaffnen sie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moralisten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot schon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringste Heimlichkeit einen Sohn geboren, den sie Florentin taufen ließ, und über dessen Vater sie bei dringender Nachfrage lachend zu sagen pflegte, es müsse ein vornehmer Prinz sein, denn er habe wunderschön ausgesehen, als er am Heuschober auf der Wiese, an dem sie geschlummert, zu ihr getreten und sie bei der Hand genommen habe. Weiter wisse sie nichts von ihm; aber daß ihr Florentin auch sehr schön sei, das könne doch jedermann sehen.

Dieser Florentin war fünf Jahre älter als Françoise, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger aussähe, sagte Margot, müsse er auch ein Priester werden, und so ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoisens und bis zu seinem zwanzigsten neben ihr teils auf dem Schlosse, teils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Komtesse befreundet. Als Graf Chateau-

briant sie hinwegführte, betrübte es ihn sehr, und in dieser Stimmung trat er dem Plane Margots gemäß ganz in die Abtei und wurde Priester. Françoise durfte sich also von ihm der aufrichtigsten Teilnahme versehen, als sie in so unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß sie sich ihm so sorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung sich das Wesen dieses Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böse geworden. Aber was bei seiner Mutter gedankenlose Gutmütigkeit, sinnliche Unbefangenheit gewesen, das hatte sich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offener Kopf, welcher dem theologischen Kreise gewöhnlicher Priester bald überlegen und deshalb von den überlegenen Priestern der Abtei bald in die höheren Verhältnisse der Priesterschaft eingeweiht wurde. Nicht sowohl durch die um sich greifende Reformation, welche hier an der spanischen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöse Papsttum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Priester in viele Teile der Christenheit verbreitet worden, welcher eine Art esoterischen Priestertums darstellte. Es war dies ein Jesuitismus ganz anderer Art, welcher dem echten Jesuitismus vorausging, ein sinnlicher und künstlerischer Jesuitismus, der nicht für die Kirche, sondern für sich, für die Schar der Auserwählten täuschen und erobern wollte. Er wendete sich auch vorzugsweise an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch diese den Massen beizukommen, sondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieser Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geist nach außen hin lebendig und wirksam erhalten werden müsse, welche aber mit den intimeren Bedürfnissen des aufgeklärten und geschmackvollen Priesters nichts zu schaffen habe.

So geartet trachtete Florentin schon seit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, sei's nach Rom, sei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anwesenheit Françoisens am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretär des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte also auch die Geistesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margaretens und Budés, und konnte den Einfluß derselben auf Françoise ermessen. Ihm war es also zunächst schon aus vielfältigem, politischem Grunde darum zu tun, sich dieser politisch so wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die sorgfältigst gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenschaft ist beredsamer als aller Verstand. Florentin hatte nicht gewußt, wie schön seine Milchschwester als Gräfin Chateaubriant geworden sei, und als sie ihm im staubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verschleiert und von Tränen und krampfhafter Bewegung entstellt zum ersten Male wieder erschienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andere Arme liefern sollten. In solcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewiesen, nach ihrem Mantelsacke im Schlosse gesendet, und dem Abte Bericht abgestattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit sie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildschöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm rasch der verwegene Gedanke, er sei ein ebenso schöner und zum Glücke ebenso berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiste hatte es mit seiner Zusage des Stillschweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchst ver-

drießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriemhiebe angedeihen lassen wollte, auf die Äußerung des Haushofmeisters, der Seigneur sollte bei der Genovevenabtei anfragen, aufmerksam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte sich vorgenommen, dort jedenfalls den Rest des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin sei wenigstens auf dem Schlosse gewesen, und sei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, sie zu entdecken und ihr nahezukommen. Der Wirt der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es sei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloßberg hinaufgeritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiste und fragte den Wirt, wieweit die Abtei vom Orte entfernt sei.

„Einen Büchsenschuß, Seigneur; wenn Ihr hinübergeht bis an die Waldecke am Strome und links hinumschaut, so seht Ihr sie. Der Pförtner ist ein freundlicher Bruder und wird Euch für eine höfliche Zumutung höflich Rede stehen, ob eine Novize oder eine Fremde eingetroffen sei."

Brion machte sich sogleich auf den Weg und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiste Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu sehen, ob es der Mühe wert sei, ihn ganz aufzuschieben. Der stattliche Herr im Federhute sah allerdings danach aus, und der Pförtner zeigte sich entgegenkommend. Wahrscheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein besonderes Stillschweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Torhüter eine Handvoll Silbermünze in die verständig entgegenkommende Hand zu drücken, und so erhielt die unverfängliche Frage für diesen seines Postens kundigen Mann schnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft solchen Wert, philosophierte der Pförtner in Eile, so wird der Wert steigen,

wenn die Auskunft schwierig ist. Er antwortete also ausweichend, und um Zeit für seine Politik zu gewinnen, bat er um den Namen der Dame, die einpassiert sein sollte. Kurz, Brion zeigte so unpolitischen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Versicherung erhielt, er werde sich erkundigen und dem Seigneur am anderen Morgen Bericht erstatten. Brion hatte indes doch soviel entdeckt, daß die Gräfin wahrscheinlich im Kloster sei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Überzeugung gekommen, daß er hier rasch verfahren müsse, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeschickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und sich mit aller Zuversicht und Behendigkeit eines solchen wappnend, kehrte er an der Waldecke hastig um und schritt eilends wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er scharf und rief dem ob solchen scharfen Zuges überrascht herausschauenden Pförtner gebieterisch zu: „Öffne!“ Dieser öffnete auch wirklich in der ersten Bestürzung die kleine Tür, welche zwar zunächst nur in seine Torzelle, aus dieser aber in den ersten Hof der Abtei führte, und sah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur ins Angesicht.

„Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Rasch!“

„Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner.“

„So rufe einen Laienbruder oder wer sonst dafür bestellt ist!“

„Aber ich darf meinen Pförtnerposten nicht verlassen.“ — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen und ob diesem Manne der Zutritt zu versagen sei, so machte er doch, nicht bloß in der Absicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, sondern aus dem Instinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt so schwer als möglich.

„Ich werd' ihn versehen bis du wiederkommst, deinen Pförtnerposten."

„Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundsätzen öffnen und schließen."

„Holla, schnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!"

Hätte Brion gewußt, wie sehr hilfreiche Eile seiner geliebten Gräfin not war, er hätte sich auf keinerlei Meldung eingelassen, sondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne weiteres genötigt, ihn nach dem Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brions Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, seine Überlegenheit als dialektischer Priester und junger Mann über die verstörte und verlassene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe seiner Rede jetzt himmelweit verschieden von denen, die er selbigen Tages oben im Schlosse entwickelt hatte — und sie mußten es sein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutrauen zu verstohlener Freude einflößen — erschreckte auch die unerwartete Wendung in Wesen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis ins Innerste, ach, sie war doch so unglücklich, daß sie ihrer eigenen logischen Kraft nicht mehr traute, und daß sie sich um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenstand der Teilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdruckslose und Unbedeutendste; wäre es ein Wunder gewesen, wenn Françoise dem schönen Jugendfreunde vertraulich und entgegenkommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um so vertraulicher, da sie im Kleide priesterlicher Würde, also ohne den verschüchternden Anspruch der Schönheit erschien, da sie das Zutrauen auf eine uneigennützige Freundschaft des Milchbruders für sich hatte, und — und was mehr war als alles — da sie aus dem sichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitschten Lebensschifflein der armen

Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der sogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leistet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die lastende Melancholie von Françoisens Stirn zu scheuchen, denn er wußte ihr in schmeichelnder Entwicklung darzustellen, daß sie eben nur um reizender Vorzüge willen in so peinliche Situationen versetzt worden sei, und daß die Pein dieser Situationen vielmehr in ihrem furchtsamen Sinne als in den Situationen selbst liege. — „Willst du den grauen Stein beneiden“, fuhr er fort, „um die ungestörte Ruhe, welche er seiner Unscheinbarkeit und Reizlosigkeit verdankt? Besteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem gesteigerten, sich gegenseitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?“

„Und doch, Florentin, rietest du mir selbst, die Welt zu fliehen, weil sie gefährlich. —“

„Und weil du für den Augenblick das Gleichgewicht deiner Seele verloren hast! Wärst du sonst nach Foix gekommen, wo du bei einer lieblosen Mutter der trockensten und ungenügendsten Ansichten und Grundsätze gewärtig sein mußtest? Du brauchst Sammlung, und es ist ein gutes Zeichen, daß du dich bis zum Bedürfnisse dieser Sammlung hast verstören lassen, denn du bist verstört worden, weil du nicht in wüster Gedankenlosigkeit beherrscht sein wolltest, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreises nicht die Ruhe und die Macht in dir fandest, zu herrschen. Du bist zum Größten bestimmt: du willst Macht und Ruhe zugleich, und du täuschest dich nur einen Augenblick über diese Ruhe, und verwechselst sie mit der Leblosigkeit. Wenn du dich einen Winter und einen Sommer in der Einsamkeit unserer Täler gesammelt haben wirst, dann wirst du mit weitblickenden sicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiedersehen, wirst die Angoulême und Alençon übersehen, und

wirst verstehen zu genießen, indem du herrschest, zu herrschen, indem du genießest und zu schaffen im Herrschen und Genießen."

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoise ist geistvoll genug, um in die Gefahr solcher Wendung einzugehen, und sie ist gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette sie heute von diesem Florentin, vielleicht ist er ihr morgen schon nicht mehr gefährlich, wenn sie sich gefaßt und durch deine Nähe, dies Zeichen schöner und starker Teilnahme, gestärkt hat.

Leider war dies ungemein schwer. Nicht weil der Abt, dem Anscheine nach ein gutmütiger Mann, der strengen Meinung gewesen wäre, jeglichen Edelmann von der schönen Gräfin entfernt zu halten, sondern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er sein sollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrscheinlichkeit angekündigt durch einen Priester in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genovevenstiftes seit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mitteilungen machte, weil der Abt durch seinen Bezug zum Hause Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, so fein vorausgesehen durch den Priester in Blois, war dem Abte doch überraschend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber seit Wochen täglich die alte Gräfin besuchte, hatte die junge Gräfin so überraschend schnell in die Abtei selbst gebracht, daß der Abt, ein Mann von langsamen und vorsichtigen Entschlüssen, nicht imstande gewesen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieser eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, dessen nahes und günstiges Verhältnis zum Könige er sehr wohl kannte, kam ihm so plötzlich und so heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte sich ihm so gern gefällig zeigen, und doch nichts voreilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im geringsten herabsetzen

könnte! Dieser Preis konnte aber durch den schönen Seigneur zweifach bedroht sein: erstens konnte dieser auf eigene Rechnung die Gunst der Gräfin suchen, und zweitens konnte er den Lohn für sich allein beim Könige in Anspruch nehmen, die scheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieser Lohn sollte ja den Priestern zukommen! Und dieser Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf sich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterstützung die Abtei allein die schüchterne Dame gestärkt und ermutigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu bestehen — „kurz,“ schloß mit einiger Ungeduld der Abt seine lange Rede, in welcher er von allem obigen das Gegenteil zu sagen getrachtet, „kurz, mein Seigneur de Brion, diese Angelegenheit ist eine äußerst schwierige, und ganz und gar nicht angetan, um im Handumdrehen entschieden zu werden.“

„Im Gegenteile, hochwürdiger Herr, es ist hier nicht die geringste Schwierigkeit für Euch und für die Abtei, da es sich in keiner Weise um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, sondern um die Meinung der Gräfin, einer selbständigen Dame, die Ihr mich hören lassen sollt.“

„Mich dünkt, die Gräfin habe diese Meinung deutlich genug dadurch ausgesprochen, daß sie das Hoflager aus eigenem Antriebe und selbst flüchtig verlassen.“

„Kurz und gut, Ihr besteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?“

„Im Gegenteile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns gesucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!“

„Ihr beschuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?“

„Der heilige Volusian bewahre mich!“

„Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's getan und werdet's vertreten; bei meinem Schwert versichere ich Euch dessen!“

„Aber Herr Chabot de Brion —“

„Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Äbte und Bischöfe wählt, ja daß er die kürzlich geschehenen Wahlen seiner Bestätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?"

Der Abt antwortete nicht auf diese direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeschlossen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete sich aber in seiner Gegenrede unmittelbar auf die Zusicherung, daß der König in betreff dieser Dame kein Hindernis an der Genovevenabtei finden werde, da ja die ernste Absicht des Königs, diese ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt sei. Es möge nur der König und der Bote desselben gestatten, daß die Formen im wesentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Teilen von guten Diensten sein; namentlich würden sie allein die eingeschüchterte Gräfin ermutigen.

Durch diese Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen und genötigt, von neuem auszuholen, ein Zeitverlust, welcher Florentin zustatten kam.

Florentin, der sich auf Frauenherzen verstand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen umsäumt, und diesem jungen Priester lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umschweife an die Hauptfrage, welche auf dem Wege seiner Jugendfreundin lastete. Einige salbungsvolle Philosophie, pflegte er zu sagen, den verborgenen Wünschen des Weibes eingeflößt, und diese Wünsche werden mutig und lustig, denn die Weiber haben keinen Charakter, sondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundsätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundsätze zustimmend, so sind sie dankbar wie die Kinder: sie küssen

den Lehrer, der sie zum Spiele hinausläßt. Nur nicht als gedankenlose Wesen wollen sie behandelt sein, und das sind sie auch nicht, wie beherrschten wir sie sonst durch Gedankenfolge! Gedanken haben sie so viel als wir, aber jagt ihnen diese Gedanken durcheinander wie eine Schar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr sie fangen und fesseln könnt, die ungestümen; dies ist ihnen gegenüber der Charakter, dem sie sich beugen.

„Franziska," hob er an in dem halb spanischen Patois jener Gegend, welches die Gräfin seit ihrer Verheiratung nicht wieder gehört hatte, „Franziska, liebst du den König Franz?"

„Florentin!" schrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Sessel in die Höhe, als ob sie ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

„Du bejahst meine Frage stärker als mit Worten, sprich nicht, erwidere nichts, es wäre Umschweif, verweile ruhig auf deinem Sitze, und sieh mir ins Auge! Furchtsames Kind, wie deine Hand zittert und dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, du seist ein starkes Weib geworden, und es handelte sich bei dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewissen, darum trat ich dich an mit greller Rede und grellem Bilde; vergib mir, Franziska, ich sehe, daß ich dich unnütz gepeinigt habe, du bist ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Franziska, du leidest Pein, für eingebildete Sünden, deine Seele ist überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend gewesen ist, deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, deine Seele zu erniedigen. So ist die Welt verworren! Sie mißt alles mit gleichem Maßstabe, und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten alles das tun, was du nur in der Einbildung vor dir siehst, und lebten glücklich und in gutem Gewissen, während du dich peinigst um die bloße Möglichkeit, die dir nahe getreten!"

„Und muß ich's nicht?" entgegnete leise die Gräfin,

„wenn meine Seele empfindlicher ist als anderer, sind nicht auch meine Pflichten feiner und strenger als die Pflichten anderer?"

„An deiner Übung im Philosophieren, Franziska, erkenn' ich, wie sehr du gelitten, wie sehr du gerungen. Arme Freundin! In falschen Skrupeln wirst du vielleicht die Zeit deiner schönen Jugendkraft verlieren, und wirst zu spät zu der Einsicht kommen, daß es nur Skrupel gewesen, die dich von der höheren Übersicht über die Fragen Gottes getrennt, die dich getrennt von dem Glücke, welches dir Gott beschieden, indem er dich ebenso reich begabte, wie er's getan, ebenso reich wie es nötig war, um einen sinnigen König zu fesseln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das schöne Frankreich!"

„Was ist das, Florentin? Du redest einer sündigen Neigung das Wort? Du versuchst mich! Deine Hand bebt in der meinigen."

„Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die schwache Welt, welche so allgemeine Grundsätze braucht, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, so allgemeine, daß sie bei begabteren Menschen hundertfach Lüge werden und eine das Beste zerstörende Entsagung werden müssen. Denn diese allgemeinen Grundsätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet sein. Meine Hand bebt, Franziska, weil ich zornig bin gegen mich selbst, gegen meine Unfähigkeit, geschlossen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumstößlich richtig vor meinem Geiste sehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Klosters, um einzusehen, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maßstäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Diese Flucht ist Ohnmacht, und diese ist unwürdig eines Geschöpfes, welches Gott reichlich ausgerüstet mit segensvollen Mitteln für sich und die Welt. Diese Flucht ist Undank gegen Gott

der den fruchtbaren Obstbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde."

„Mir schwindelt vor deinem Gedankengange, Florentin!"

„Mir auch, weil ich ihn vor dir ausbreite ohne die Überzeugung, dir ihn einleuchtend zu machen."

„Und du bist Priester?!"

„Ich bin es, weil ich dazu bestimmt war, ehe ich selbst entscheiden konnte, ich bin es, weil ich arm und weil es der einzige Stand ist, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geist und Gewissen der Menschen die größte auf Erden ist. —"

„Und du gehörst zu den Reformatoren, deren Grundsätze aus Deutschland kommen?"

„Nein. Die Formen sind gleichgültig, und deren Wechsel ist gefährlich. Jede Form, eine Hülse des Geistes, vertrocknet, und wird über kurz oder lang zu enge; es mag sich dafür interessieren, wem sein Leben feil ist, und wer an die Vollkommenheit einer menschlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in so glücklicher Täuschung Befangenen, ich kenne nichts Erdachtes, das nicht auch seinen Tod in sich trüge, ich arbeite nur für eine persönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein ist unberechenbar. —"

„Stirbt nicht die Persönlichkeit auch, und sicherer und früher als die Form?"

„Sie stirbt, denn ich sterbe, aber meine Prätension stirbt mit mir, und so ist mir der Tod eine Garantie gegen die Täuschung."

„Und wenn deine Persönlichkeit verdirbt?"

„Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?"

„Du bist schrecklich."

„Schrecklicher ist die Tyrannei der Form!"

„Aber außer der Form ist die Barbarei!"

„Du mißverstehst mich: ich gestatte, ja, ich fordere sie für jeden, der kein selbständiges Bedürfnis hat, und ich bewege mich streng in der bestehenden; ich finde den schönsten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrschende kirchliche Form, die geistreiche Erfindung eines Jahrtausends unendlich interessanter als den kahlen Versuch der Neuerer. Auch du hast nicht vor ihr zu erschrecken: sie gestattet dem Menschen die Freuden der Welt, sie verlangt nur, daß er sich dafür abfinde durch Bekenntnis und Buße. Und du, arme Franziska, übertreibst, du bekennst und büßest, noch bevor du genossen, du sorgst wie ein übermäßig guter Wirt für ein Kapital an Buße, von dessen Rente du ein ganzes Leben unbesorgt zehren kannst in Wohlbehagen. Denn du wirst mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib deines Verstandes bloß aus beschränkter Ansicht und bloß aus Furcht vor dem Urteile beschränkter Ansicht seine schönste Lebenszeit kasteie. —“

„Florentin!“

„Sage nichts! Ich habe dich bewundert, daß du die Stärke hattest, den König so lange entfernt von dir zu halten, du hast dadurch für die Höhe der Neigung und für deine bürgerliche Stellung meisterhaft gesorgt, du bist jetzt sicher, einen festen Platz an seiner Seite zu gewinnen, und wenn du Königin von Frankreich bist, so magst du's mit Stolz sagen, daß du es nicht nur der Schönheit verdankest, welche dir Gott geschenkt, sondern auch der geistigen Geschicklichkeit, welche du dir selbst erworben.“

„Aber du entsetzest mich zum Äußersten, Florentin!“

„Das glaub' ich wohl,“ sagte er lachend und ihr die Hand küssend, welche sie hinwegziehen wollte, und welche er festhielt, — „denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Räsonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühsam in ein System stellen, ist Euch Instinkt, und deshalb heißt es auch so zierlich: Die Weiber denken mit

dem Herzen. Lassen wir also die allgemeinen Phrasen, es gehört zum weiblichen Instinkte, für sich keine allgemeine Regel einzugestehen, und, wie es heißt, dem Herzen, dem systemlosen nach zu handeln. Verliere dich nur nicht zuweit in der Selbstpeinigung, welche dir die formelle Tugend auferlegt, beuge dich dieser Tugend nicht gar zu furchtsam, erinnere dich, daß dein wahrhaftiger Mensch anders in dir spricht, und erinnere dich, daß du mit fortgesetzter Selbstpeinigung den Tempel, welchen Gott in dir errichtet, den schönen Leib zerstörest oder doch beeinträchtigst. Hinweg mit der Falte zwischen den reizend, geschwungenen, schwarzen Augenbrauen und ziehe die vollen Lippen, die zum Kusse bestimmt sind, nicht so peinlich nach innen."

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geschah; die frechen Worte des Mannes, dem sie schwesterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten sie so bestürzt, daß sie wie starrend, und alles Leben nach innen drängend nur diesen Worten nachdachte. Sie sah und hörte und empfand in diesen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern schob, ihre Brust mit Küssen bedeckte, mit starken Armen sie ganz an sich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der sich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mitteilte, und sie war durch die seltene Lage, in welche ihr Geist gestürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerstandslos und für das, was sich zutrug, gedankenlos diesem Manne zu verfallen, als an die Tür geklopft, und sie durch Florentin selbst, da er sie aus seinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkürlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in dem sie verhüllt gewesen, sie war sich plötzlich der ganzen Situation bewußt und sprang mit einem gellenden Schrei vom Sessel auf, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. In einer andern Richtung außer sich, stieß sie schreiend den Kopf und die Hände

von sich, welche sich plötzlich wieder unter Küssen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erst nach einer Weile inne, daß sie Margot, ihre zärtliche Margot von sich gestoßen habe. Sie hatte geklopft, sie war mit einer Dame ins Zimmer getreten und hatte ihre geliebte Franziska umarmen wollen.

Franziska blieb noch lange sprach- und regungslos und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der anfangs ihren Blick zu vermeiden suchte, aber bald die Kraft über sich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entsetzlichen Lächeln auszuhalten. Das schöne, jugendliche Antlitz des Priesters, dunkel gerötet in diesem Augenblicke, erschien ihr wie ein tückisches Gewässer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends gesehene ungeheuerliche Tiere verberge. Ein Fieberschauer ergriff sie und schüttelte ihren Leib wie eisiger Frost. Margot, die gutmütige, war äußerst bestürzt, von ihrer Franziska so empfangen zu werden, und sah verlegen bald auf die junge Dame, welche sie mitgebracht, um sie mit der Gräfin bekannt zu machen, bald auf ihren Sohn. — „Ich fürchte, Florentin," sagte sie endlich langsam zu diesem, „du hast deine leichte Stunde am falschen Orte gehabt. —"

„Dies ist Fräulein Chimene von Infantado, „nahm Florentin hastig das Wort, um seine Mutter zu unterbrechen, — „Eure Mutter, die Frau Gräfin, sendet sie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder gestimmt worden sei!"

„Ach leider nein," rief Margot, „Gott weiß, was die Frau Gräfin für falsche Vorstellungen von ihrem schönsten Kinde hat, sie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wissen. Vornehme Leute müssen doch eben anders sein als wir; ich habe auf eigene Hand die kleine Chimene hergeführt, die dich kennen und trösten wollte, Franziska."

Dabei näherte sich Chimene, ein schlankes Mädchen blassen Aussehens der Gräfin und blieb verlegen stehen, als

diese, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, sich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieser Chimene, deren große, schwarze Augen stets in Tränen zu schwimmen schienen, deren Lippen nur blaßrot waren. Ein blaßgelber Hauch lag über dem edlen, kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch, wie er jungen Mädchen eigen zu sein pflegt, wenn sie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp saß ihr das schwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verschlossen, und nur der teuere Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die schmalen länglichen Hände und der schmalste, feinste Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweise, welche die Glieder schont und verfeinert. Wie es schien, mehr beleidigt als verlegen blieb sie einige Schritte vor der sie noch immer nicht anblickenden Gräfin stehen und schwieg. Da öffnete sich die Tür und der Abt erschien mit Chabot de Brion.

„Brion, mein Erretter,“ schrie die Gräfin auf, flog diesem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefster gepeinigter Seele: „O, mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!“

So glücklich Brion über diesen Empfang, so bestürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin und nahm ihn zur Rücksprache in die Fensterbrüstung. Währenddessen sagte die Gräfin hastig mit halber Stimme zu Brion, er solle sie sogleich hinwegführen aus diesem Hause, wohin es sei und koste es, was es wolle. Was hätte Brion lieber versprochen!

„Tut's auf der Stelle!“

„Hier ist mein Arm, Frau Gräfin.“

Ehe sie aber bis zur Tür kommen konnten, hatte sich Florentin, ihre Absicht bemerkend, mit unpriesterlicher Hast zwischen sie und den Ausgang gestellt, und in demselben Augenblicke auch eine an der Tür hängende Schnur gezogen.

Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, sprach er selbst zu Brion: „Seigneur, diese Dame bleibt in der Abtei!“

„Priester, diese Dame verläßt die Abtei.“

„Nicht an Euerem Arm, nicht jetzt, Seigneur.“

„Warum nicht?“

„Es ist nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu sagen. Wenn es Euch gefällig ist, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —“

„Das ist mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wissen bereits, in welcher Absicht ich hier bin. —“

„Und bin ich,“ rief die Gräfin Chateaubriant und sah dem bestürzt herzutretenden Abt ins Auge, „bin ich denn eine Gefangene in der Genovevenabtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?“

Der Abt, durchaus nicht sicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während sein Auge fragend an Florentin hing und seine volle Gestalt sich würdevoll nach der Türschwelle an die Seite Florentins bewegte, „Ihr seid nicht Gefangene, gnädige Frau, unsere Abtei, welche die heilige Jungfrau segnen möge, ist kein Gefängnis, sondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsstätte!“

„Doch nur für solche, die sie in Anspruch nehmen,“ entgegnete die Gräfin, „und zu denen gehöre ich nicht.“

„Also gebt Raum, fromme Väter,“ setzte Brion hinzu und tat mit der Gräfin einen Schritt gegen die Tür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüstern: „Es ist alles für uns verloren, wenn sie jetzt das Haus verläßt, unterstützt mich und bestätigt alles, was ich anordne!“ und nach diesen Worten streckte er ihnen den Arm entgegen und rief: „Entfernt Euch von dieser Dame, Seigneur, wer Ihr auch seid. Sie ist uns anvertraut, damit sie geschützt sei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!“

„Wer hat mich Euch anvertraut, lügnerischer Mann?" rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüstung Stärke fand.

„Eure Mutter, die Frau Gräfin von Foix!" Diese Erwiderung beschämte die Gräfin und machte sie stumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Äußerung: „Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Ist es nicht genug, daß sie über ihr Kind einmal bestimmt hat ohne Rücksicht auf das Glück desselben? Ihr Mutterrecht ist dahin, und diese Dame ist selbständig!"

„Diese Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr ist der Graf, dessen Namen sie führt. Und er gebietet, daß sie in dieser Abtei bleibe, bis er sie abfordere."

Die Gräfin fuhr zusammen bei dieser Äußerung Florentins, und ein schmerzlicher Ruf drang aus ihrer Brust. Brion aber drückte ihren Arm fest an den seinigen und rief heftiger als zuvor: „Gebt Raum, lügnerische Priester, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und sichere Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in dessen Namen ich hier handle, soll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel senden für ewige Zeiten."

Der Abt war außer sich, daß es zu solcher Szene kam, und versuchte es, beschwichtigend einzuschreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenschnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: „König Franz ist unterrichtet von dem, was wir tun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchenmauern. Sagt ihm, wir seien seiner Worte gewärtig und hielten es nicht für passend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem ersten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag sie ohne weiteres von uns in Anspruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch, daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hause aus der Scheide zieht, die Tür ist offen für Euch, und wenn Ihr hinaus-

blicken wollt, so werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und Pforten besetzt sind von unsern rüstigen Klosterknechten, um niemand passieren zu lassen, als den, welchem wir die Türe weisen."

Bei diesen Worten öffnete Florentin die Tür, und man sah, daß er wahr gesprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu diesem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute versperrt war. Es entstand eine peinliche Pause. Dann wendete sich Brion plötzlich, die Gräfin fest am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Tür bleibenden Priestern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, sprach er leise und hastig zur Gräfin: „Ich kann Euch nicht, ohne Euch Leib und Leben zu gefährden, durch jene Bewaffneten hindurchbringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch sagen kann: Jetzt ist es Zeit. Sei's mit List, sei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieser Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügsam zu machen —"

„Der Priester tritt zu uns, Brion!"

„Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor diesem Fenster flattert, dann ist der Augenblick da. —"

Als Florentin neben ihnen stand, schwieg er, küßte der Gräfin die Hand und ging nach der Tür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet sein wolle. Es lag Florentin alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlassen! Wenn Françoise mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ und zum Könige kehrte, so war er nicht nur persönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoise keine persönliche Anklage fürchtete — sondern die Abtei, das Priestertum und die Laufbahn, welche er vor sich hatte, war gefährdet. Françoise durfte also, bevor sich ihr Sinn geändert, um keinen Preis aus der Abtei entlassen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um sich dem Abte anzuschließen.

Die Gräfin, in fieberhafte Aufregung versetzt durch all diese Vorfälle, vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie stürzte Margot, der Muter Florentins, in die Arme und beschwor diese, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmütigkeit selbst, war auf der Stelle bereit: sie gelobte Verschwiegenheit gegen ihren Sohn und versprach Herrn Brion mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Da die Abtei ihr offen stand bei Tag und Nacht, und da sie Franziska liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie sehr ihr leibliches Kind durch diese Flucht beeinträchtigt werden könnte, so schien sie allerdings das geeignetste Hilfsmittel für diesen Zweck zu sein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß sie gleich, noch diese Nacht ans Werk gehen und deshalb auf der Stelle Brion nacheilen solle; denn sie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor sich hinsprechend, wie das am Klügsten anzufangen sei, eilte sie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdessen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöschen. Draußen stürmte der Wind und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Äste schlugen unweit des Fensters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoise war, ohne die Tür zu schließen, ans Fenster getreten; fieberhaft beschäftigte sie nur der Gedanke an Flucht, und sie wollte sich zum ersten Male umsehen, wie ihr Zimmer nach außen gelegen sei. Es war ein einfenstriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Tür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieser Seite hin konnte sie nicht sehen, es konnte also auch andererseits von der Vorderseite nicht bemerkt werden, wenn

es ihr möglich wurde, aus dem Fenster hinabzukommen. Das Fenster war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltsamen Entweichung gedacht, denn diese war noch ungemein dadurch unterstützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche sämtliche Höfe der Abtei umschloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß diese Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß fassen zu lassen, und so hoch, daß sie beinahe bis an den Fenstersims reichte. Es war also, da auch die Fensterflügel bis an den Fußboden des Zimmers sich öffneten, nur ein wenig gefahrvoller Schritt über den schmalen Abgrund zwischen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche grade an dieser Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit, den Erdboden zu gewinnen. Françoise, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günstigste sei, denn gleich hinter dieser Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete sich, soweit sie an den rundhin sich wendenden Abteigebäuden hinabsehen konnte, eine freie Wiese aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab gespenstisch weiß der St. Sauveurberg blickte.

Françoise öffnete das Fenster, der Wind ruhte eben ein Zeitlang, und das Freie atmete ihr schweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiste, als ob sie schon viele Jahre lang gefangen sei. War es nicht auch eine Gefangenschaft, sprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenschaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit verfolgten und hetzten bis daher, wo die Klosterpforten sich hinter mir zugeschlagen haben? Und ach, war nicht die Er=

ziehung da oben auf dem Schlosse ebenfalls eine Gefangenschaft? Hielt mich nicht die strenge — jetzt darf ich's wohl sagen, da sich's so schmerzlich bestätigt — die rauhe Mutter in eisernem Gitter die Vorschriften? O, meine Konstanze, mein Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz schmachtet wie der Wüstenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Konstanze, ich will dich leiten und führen, aber dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verstoße mich in die Wüste, aber gib mir mein Kind und schütze mich vor der Welt!

Sie war zusammengesunken am Fenster, und ihr Geist vertiefte sich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind sich wieder erhoben hatte und in scharfem Zuge durch das offene Fenster über sie weg strich nach der offenen Zimmertür. Nicht daß sie kalt wurde durch und durch, sondern ein Gedanke schreckte sie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geschöpf, ein Mädchen, welches neben ihrer Mutter lebte, und welches sie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge gewesen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geschick und kein Interesse haben, gegen die Gräfin Foix zu schweigen! „Weh mir!“ rief Françoise, „das Unglück hängt sich an meine Fersen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlassen kann, ich verfalle dem schrecklichen Florentin!“

Diese traurige Überzeugung in betreff Florentins entstand daher, daß Françoise die leisen Schauer sinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verflossenen Szenen zornigen Streites am Arme de Brions immer wieder empfunden hatte, ja daß sie ihr, der Durchkälteten, selbst jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen ans Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben

im Schlosse klangen sie ihr wie Verkündigung des Unterganges.

Starr blickte sie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zusammenschauernd nach der offenen Türe, durch welche der Schreckliche eintreten konnte, blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenster, auf welchen das Rettungszeichen erscheinen sollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächsten Tanne, eine männliche Gestalt stand auf der Ringmauer! Es wird de Brion sein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, ist eben im Begriffe, ans Fenster zu eilen, da hört sie den Kreuzgang herauf rasche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünscht ihre Unbedachtsamkeit, die Tür nicht geschlossen zu haben, sie zögert, ob sie es noch tun solle, denn sie hört in diesem Augenblicke Brions Stimme, welche unter dem Fenster leise ihren Namen ruft, sie fliegt nach der Tür, um sie zu schließen, und steht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den sie nur zu gut erkennt, trotz des erloschenen Kaminfeuers und des nur dämmerigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher sich aus ihrer Brust heraufdrängt, zu ersticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe sie einen Entschluß fassen kann, was zu tun und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern sei. Unterdessen hört sie nur zu gut das knisternde Geräusch außen am Fenster, und um dies für Florentin zu übertäuben, beginnt sie instinktmäßig laut zu sprechen. Sie weiß anfänglich selbst nicht, was sie spricht, denn sie will nur Geräusch machen, aber alle ihre Organe scheinen unterrichtet zu sein, daß gegen diesen Mann nur Zorn auszuschütten sei, und ihr Geist wird bald inne, daß sie dem schweigend zuhörenden Priester die schreiendsten Vorwürfe macht. Dabei ist sie instinktmäßig an der Türschwelle stehen geblieben und macht nun den Versuch, die Türe zu schließen. Da aber ist die Grenze ihrer Macht: Florentin

ergreift ihre Hand, und mit dieser Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von neuem zu ihrem Herzen; sie bedarf aller moralischen Anstrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehen und zurückzuflüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht gesprochen, zieht die Tür hinter sich zu und tritt zu ihr. „Franziska," sagt er, „du hast recht, also zu sprechen, aber du tust mir unrecht mit der Anklage, daß ich auf dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für dich, aber nach dauerndem. Ich habe dich versucht, weil ich dich nicht mehr kannte, und ich habe eingesehen, daß ich dich verkannt. Du bist reiner, aber auch unerfahrener, als ich glauben mußte. Deshalb ist dein Sieg über die Hindernisse der Welt schwerer, und du bedarfst meiner Hilfe mehr, als du jetzt einzusehen vermagst. Nachdem ich dich so falsch beurteilt und unter so falschen Gesichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß du mir zunächst glauben und mein Bestreben um dich anerkennen werdest. Und doch bedarf's dieses Glaubens an mich, wenn du siegen sollst. Deshalb, Franziska, mußte ich jetzt auf deinem Hierbleiben bestehen. Aber auch wenn ich dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehen lassen. Das hieße allen Vorteil in die Winde streuen, allen Vorteil, welchen dein furchtsam tugendhaftes Wesen bis jetzt zuwege gebracht. Wie, Franziska, du liebst den König, und —"

Françoise, die unmöglich wollen konnte, daß Brion dergleichen hörte, unterbrach den Priester mit starker Stimme: „Was berechtigt dich, Priester, zu solcher dreisten Voraussetzung?"

„Du liebst ihn schwärmerisch," fuhr Florentin ruhig fort, „den ritterlichen König Franz, du siehst ihn bemüht, entbrannt für dich, und fliehst ihn um jeden Preis, kurz, du handelst so tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß

man deine Tugend für klug, deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegensieht, da der König, welcher eine Geliebte gesucht hat, ausrufen muß: Ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen, ihr Würdenträger des Thrones, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoise, und wartet am Tor der Genovevenabtei bis der Abt Euch verkündet: der Heilige Vater in Rom hat sie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoise! Das alles hast du weise bereitet durch bloße Tugend, Franziska, und wolltest es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund dich, und weil du den Jugendfreund mißverstanden einen Augenblick lang? Oder wäre es nicht vernichtet, wenn du dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrautest, daß er dich hinbringe, wohin er wolle, mit dir beginne, was er wolle, und jedenfalls, er sei noch so gutmütig, deinen Ruf gefährde, durch abenteuerliches, aller Deutung ausgesetztes Geleit?"

Diese geradeaus auf ihn zielende Wendung des Gespräches mochte Brion, welcher von seinem Wachtposten aus alles anhören mußte, da er das Geräusch eines Rückzuges nicht wagen konnte, sie mochte ihn dergestalt entrüsten, daß er eine rasche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter sprechen wollte, hielt inne, sah und horchte nach dem Fenster, und ging, die unwillkürlich zwischen ihn und das Fenster tretende Françoise beiseite schiebend, leisen Schrittes darauf los. Es schien von dieser Seite für die Gräfin alles verloren zu sein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche, zur Flucht so geeignete Lage des Zimmers aufmerksam gemacht, zögerte Florentin wahrscheinlich keinen Augenblick, den unsichern Gast anders zu beherbergen. Der vordere Teil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Priester, da erst der zweite

viel größere Teil hinter dem ersten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Ursprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Volusianus, errichtet und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genoveva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rücksicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geistlicher Herren in diesem vorderen, älteren Hause an der Spitze der Abtei herrschend geblieben, welche denn, je weniger sie für das eigentliche Kloster Geschäft und Dienst zu verrichten hatten, um so eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpassende Lage des Zimmers bemerkend, wäre also nicht einen Augenblick um einen Wechsel verlegen gewesen, und es schien auch, als ob ihn bereits solch ein Gedanke beschäftige, denn als er an dem offenen Fensterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, sah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts, maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten und verweilte dann mit diesen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten schienen, eine lange Weile auf dieser armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langsam und vorsichtig hinauszustrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoise könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabstürzen in die Spalte zwischen Abtei und Ringmauer? Wenigstens fuhr er rasch wieder zurück ins Zimmer, als er eine heftige Bewegung derselben vernahm — „was gibt es?“

„Man kommt den Kreuzgang herauf. —“

Die Tür öffnete sich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel ins Zimmer und beleuchtete die aufgeregte, blasse Gräfin und den Priester im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schlosse, welche ein Paket trug. Sie benahm sich ziemlich geschickt, indem sie den um das Paket sogleich besorgten Florentin mit lebhaften Vor=

würfen antrat, daß er die von langer Reise und fortwährenden Aufregungen erschöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe lasse, und wie es scheine wohl auch noch länger, sogar in dem notwendigen Wechseln der Leibwäsche, welche das Mädchen herbeigetragen, stören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schlosse ebenso gewesen! Aber ihr gutes Herz hatte sie trotz wiederholten Abwehrens der verschwiegenen Chimene schwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In bester Absicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu sofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schlosse zu bestimmen, da Françoise in der Abtei nicht bestehen könne und verderben oder fliehen müsse. Diese Absicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhnisch und sogleich veranlaßt wurde, selbst Kenntnis zu nehmen von der Lage ihrer Tochter und ob eine Flucht derselben möglich sei. Wie starr und gleichgültig sie sich bisher über das Schicksal der Tochter gezeigt, sie war nur insofern gleichgültig, als sie der Festhaltung des entarteten Kindes in der Abtei versichert sein zu können glaubte, sie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erschütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, sondern für den Ruf derselben war sie besorgt, und Chimene, sonst überaus still und zurückhaltend, hatte es umsonst versucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlassen, sie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umsonst versucht, die alte Dame von einem noch so späten Hinabsteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, sie hatte gebieterisch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen, sie zu begleiten.

Günstiger schien es sich mit dem gefährlichen Gegner der Flucht zu gestalten: Florentin, welcher seiner eingeschüchterten Milchschwester wieder eine freundlichere Meinung von sich beibringen wollte, stand ab von der Untersuchung des

Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenster gerichtet, und er ging also unverweilt zum Pförtner hinab und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeschärft, diese Nacht vorzugsweise jenes Eckfenster in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, seines Amtes sorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er getan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu lassen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlassen hatte, schickte Margot die Magd hinweg und drängte Françoise, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches sie aus dem Pakete zum Vorschein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienschwester, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte sie ihr, daß sie als Laienschwester Martha, bekannt in der Abtei als kundigste Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlassen werde, um, wie es heißen solle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienstleistung zu bringen. So käme sie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiste mit drei Pferden — „das dritte ist für mich, mein Herzblatt," setzte sie hinzu, „denn ich verlasse dich nicht eher wieder, als bis du wieder glücklich bist. Fürchte dich nicht, in zehn Minuten ist's abgemacht; gib mir nur noch dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch schlage, denn du brauchst es —"

Leider verloren sie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchsucht werden konnte und sie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren sie soweit, und Françoise, schon an der Tür, wollte noch einmal zum Fenster eilen, um Brion, den sie noch an der Mauer vermutete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt sie fest und zog sie mit den Worten hinaus:

„Der fremde Herr ist nicht im Geheimnisse, nur Baptiste und ich sind es, willst du ihn haben, so genügt ein Wort im Städtchen an seine Leute, daß er uns zu finden wisse. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es ist nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Tor des Städtchens geschlossen, und wir können dann nicht an die Arriègebrücke, die Arriège ist aber jetzt so groß und gefährlich, daß man sie nirgend anderswo passieren kann."

Unter diesen Worten waren sie, die Tür hinter sich angelweit offen lasseud, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des ersten Stockes endigte, und wo man hinabstieg in den Kreuzgang des Erdgeschosses, dessen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoise hielt Margot an der Treppe einen Augenblick fest, um Atem zu schöpfen, Angst und schneller Gang hatten ihr die Brust zugeschnürt. Es war alles still ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, sah man in den ersten Hof der Abtei hinab. Der Mond beschien ihn klar, niemand war zu sehen. Da, als sie eben hinabsteigen wollten, da hörten die Frauen hinter sich, und sie schraken zitternd zusammen, ein Geräusch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der sich in dem gewölbten Gange, in der totenstillen Nachtzeit und in solcher Lage entsetzlich durch die Luft verbreitete.

„Jesu Maria!" rief Margot und sah sich um, während die Gräfin in die Knie sank, ohne das Haupt zu wenden. „Gott steh uns bei!" stöhnte plötzlich Margot und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; sie hatte keinen Menschen gesehen, aber ein Rauschen, ein näher kommendes, und eine dunkle Masse unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für sie übernatürliche Erscheinung, welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf sie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot sprang auf und

griff in die Luft. „Abscheuliches Tier,“ halb ärgerlich, halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!“

Es war der Rabe, welcher wahrscheinlich durch das offene Fenster eingedrungen und durch die offene Tür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen und hielt den mehrmals Knarrenden fest, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts! Franziska!“ rief sie, weiter schreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und sie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geschieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten sie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen und blieben unentschlossen stehen. „Zieh die Kapuze dicht ins Gesicht,“ flüsterte Margot, „und sprich unter keiner Bedingung. Es ist uns niemand gefährlich als Florentin, und er wird es nicht sein. Still! Dies ist ein rascher Schritt, dies ist Florentins Schritt, er darf dich nicht sehen, er würde mir mißtrauen — kauere dich hier in den Schatten des Pfeilers.“

Als Françoise dies tat, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieser aufflog und sein gewöhnliches „François! François!“ schrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoise sich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von sichrerer Geistesgegenwart als vielleicht sonst, rief ihm entgegen und stellte sich so, daß sie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoise gerade zwischen ihm und der Flüchtigen, diese decken könne: „Bist du es, Florentin?“

„Ja.“

„Mit Aufzähmung dieses Beestes von Jacques hast du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben ist er oben

zum größten Schreck Franziskas in deren Zimmer durchs Fenster gekommen geradezu ins Bett, in welches ich die arme Erschöpfte gebracht hatte."

Soviel hatte sie gesprochen, als Florentin insoweit bei ihr war, daß sie der Deckung Franziskas halber sein Stehenbleiben wünschte, und deshalb ihm plötzlich den schmalen Schein der Laterne ins Gesicht fallen ließ, hinzusetzend: „Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es sich erhole."

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und schritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend, blieb ihm zur Seite bis er über Françoise hinaus war. Dann blieb sie stehen und sandte ihm, dem Weiterschreitenden, noch eine Weile den Lichtschein nach, wohl wissend, daß dadurch ihre Nähe in stärkeres Dunkel gehüllt würde, und sich mit Scheltworten gegen Jacques den Anschein gebend, als bliebe sie deshalb stehen. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges so weit war, um nicht mehr gesehen zu werden, schloß sie die Laterne und reichte Françoise die Hand, diese eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit schweigend. Unweit der Tür zum Pförtner flüsterte sie: „Mut, Franziska, hier warte eine Minute, damit ich nicht in deiner Gegenwart dem Pförtner die Erklärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, dich zu betrachten und Argwohn zu schöpfen."

Françoise, die Richtigkeit dieser Maßregel einsehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margots hatte sie viel größeren Mut. Diese aber trat gleich mit der mürrischen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da sei? „Wozu Martha?" „Mein Gott, unserer alten Gräfin ist übel geworden von der heutigen Alteration." — „Wegen der Gräfin Franziska?" — „Freilich, und da hilft die Martha immer am besten, ich begreife nicht, wo sie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen,

und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten." — „Die dumme Magd vom Schlosse hat mir ja kein Wort davon gesagt." — „Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!"

Margot eilte der eintretenden Françoise sogleich entgegen und schritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durchs Zimmer.

„Nun," sagte dieser, nach dem Riegel greifend, „hat die Martha heute keinen Gruß für mich?"

„Laßt sie doch, sie ist erschreckt von der Krankheit, die sich übel anläßt."

„Habt Ihr denn," sagte der Pförtner, indem er sich zurückwendete nach der inneren Eintrittstür und das Aufschieben des Riegels solange verzögerte, „habt Ihr denn noch jemand hinter Euch, der an der Tür herumtappt und den Griff nicht finden kann?"

„Niemand mehr, mach nur auf!" In diesem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittstür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht so vertraut damit, oder wenigstens im Augenblicke sich nicht darauf besinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erst zu sehen, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchsten Grade ungeduldig über die durch „das Beest", wie sie sich ausdrückte, verursachte Zögerung, konnte sie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beseitigung des Riegels nötig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, schwer geängstigten Gräfin, deren Schweigen am Ende doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und

sowie die Tür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachteilig für die junge Gräfin. Die Tür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie tat entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt, war die Tür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend, erachtete teils den Besuch Marthas hiermit für erledigt, teils folgte er einer Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Tür zu befehlen schien.

Es folgte eine Pause, welche zuerst von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem diese Margot zurief: „Geh voraus mit deiner Begleiterin!“ — Und dabei deutete sie auf die innere Eintrittstür.

Hierbei allein, denn es waren diese Worte von dem verächtlichsten und hochmütigsten Ausdrucke des steinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, schwellte der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer acht lassend, und sich hoch aufrichtend, sagte sie mit starker Stimme: „Öffne, Pförtner!“

Aber dieser, einigen Zusammenhang ahnend und sich jedenfalls mit der sogenannten Martha betrogen sehend, machte keine Anstalt zum Öffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pause sprach die Gräfin von Foix:

„Scheint es ratsamer, Madame, Gegenstände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerstube?“ — Und als Françoise darauf schwieg, setzte jene hinzu: „Gehorche, Margot, und führe uns, woher du gekommen!“

Während sich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es selbst, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgestiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkstelligen — mit erstaunlicher Geduld geharrt auf den günstigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit seinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und seinerseits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, so ging doch die Hingebung nicht so weit, daß er ihm die schöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantischer Zug der Uneigennützigkeit in seiner Neigung, aber was dieser Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine schöne Weise in Anspruch genommen, nicht aber in den gewinnsüchtigen Kalkul eines anderen eingerechnet werden. Dieser offen ausgesprochene Kalkul Florentins ergrimmte Brion dergestalt, daß es dem Priester wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, wenn er, aus dem Fenster spähend, dem zornigen Seigneur nahegekommen wäre. Denn dieser hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentins sich dem Fenster näherte, und die damals herzukommende Margot hatte somit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als sie mit Françoise allein war, hörte Brion das Geflüster fremder Stimme und verhielt sich ruhig, da er nicht mit Bestimmtheit wissen konnte, es sei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüstern aufhörte, rief er leise den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauschte mit schwerem Flügelschlage dicht über seinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an sein Ohr. Brion war nicht besonders abergläubisch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit und aller Zeiten. Die Erscheinung und der Name des Königs, der von Zeit

zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei immer wieder heraufdrang, erschreckten und befingen ihn so, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entschluß fassen konnte. Endlich, da alles ruhig blieb, rief er von neuem leise den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pause wieder, da keine Antwort erfolgte, und entschloß sich am Ende jählings, in das Zimmer hineinzusteigen. In demselben Augenblicke aber, da er es betrat, erschienen die vier Frauen auf der Schwelle desselben und das volle Licht von Margots Laterne fiel auf den erschreckten Seigneur. Françoise schrie entsetzt auf: „Brion!“ und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit nur zu gerechten Grund für gesteigerte Entrüstung.

„Zünde die Lichter an, Margot,“ sagte sie hierauf mit scheinbarer Ruhe. „Schließe die Fenster und leuchte diesem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu sein scheint, zum Pförtner hinab!“

Brion, das Zweideutige seiner Stellung schmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix selber sei, fand nicht sogleich eine Wendung, vermittelst welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantische Neigung ist arm an Ausflucht — und gab auch den Versuch einer Entgegnung auf, als er sah, daß Françoise ihm mit der Hand zu winken schien, er möge sich ohne weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort gesprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, schon überbeschäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erstaunt sein, einen Mann hinauszulassen, den er nicht hereingelassen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoise schwerlich erduldet und sicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte, als Françoise es vermochte. Denn diese unglückliche Frau richtete sich selbst nach feinerem und deshalb

strengerem Gesetze, als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeschützt gegen Angriffe roher Gattung gewesen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche sich ihrer in diesem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was sollte sie erwidern, da ihr die Mutter mit schneidender Kälte ihr Leben schilderte von dem Augenblicke an, als sie nach lustigem Leben lüstern Schloß Chateaubriant verlassen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! „Pfui über dich," sprach die alte Frau, und das magere gelbe Gesicht derselben von scharfen Formen einstiger regelmäßiger Schönheit zog sich in all seinen Falten um einen fast lippenlosen Mund verächtlich zusammen, während die lange, trockene, schneeweiße Hand quer durch die Luft strich, als streife sie alle Blätter herunter von einem Zweige, „pfui über dich, herzlose Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlassen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausstellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu töten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heischte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett sich entfernt von einem Könige, der keine Anstalt macht, sie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über dich! Bis dahin hattest du genug getan, dich des Namens Foix und deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer langen und schweren Büßung bedürftig zu sein. Aber dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung deiner Mutter wußtest du zu täuschen: als ich dich hinweggewiesen hatte von der Schwelle deines Vaterhauses, und deine Schritte hieher nach dem Hause Gottes gerichtet sah, da hoffte ich, du würdest wenigstens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein gewesen, eigen sein müsse. Wie täuschte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges,

wahrscheinlich der echte Liebhaber neben dem hochgestellten — ich hätte mich ehedem geschämt, dergleichen nur denken zu müssen von wildfremden zügellosen Weibern, und muß es jetzt aussprechen von dem Weibe, das ich selber geboren! — Der Galan folgte ihr schon auf dem Fuße, es war darauf abgesehen, im Vaterhause das schamlose Treiben fortzusetzen, und da sich dies verschloß und das Gotteshaus sich nicht zugänglich erwiesen hatte, so versucht sie eiligst zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgesagt worden ist. Über Mauern und durch Fenster kletternd, im Hause Gottes, in der ersten Nacht, welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, sucht er sie auf, die Verworfene! Ich selbst, von Gott so hart gestrafte Mutter, muß ihn überraschen! Dies ist dein Leben, unseliges Kind meiner Schmerzen, und wenn du vor diesem Spiegel zum Tode erschrickst, wie dein Antlitz und dein zitternder Leib zu verkünden scheinen, so werde ich Gott danken, daß er dich und mich erlöst habe!"

Damit wendete sich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehen, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend, nahm sie keine Kenntnis davon, daß Françoise mit einem Laute entsetzlichen Schmerzes zu Boden stürzte und mit der Länge des Leibes aufschlug auf dem steinernen Estrich des Gemaches. Sie schien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückstieß und im Zimmer blieb, sondern sie ging hinaus und warf die Tür ins Schloß, daß es weithin schallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloser Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt danieder liege. Sie habe sich im Fallen nicht nur schwer verletzt, sondern sie sei auch

von einem so furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß sie von den rasendsten Phantasien gepeinigt fortwährend besinnungslos und vom Tode oder einer Verstandeszerrüttung bedroht sei.

Margot erzählte ihm dies unter solchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja sie setzte von seiten Florentins hinzu, daß dieser über die Lieblosigkeit der Gräfin von Foix tief entrüstet und nun ganz auf die Seite Françoisens getreten sei, Herr de Brion würde ihn heute sogar verpflichten, wenn er sich zu ihm in die Abtei bemühen wolle, um für den freilich unwahrscheinlichen Fall der Genesung Françoisens Rücksprache zu nehmen, und desfallsige Nachrichten für den König zu besprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über die Krankheit der Gräfin alles übrige und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, sein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, besonders dadurch, daß er Brion zugestand, er sehe sich jetzt getäuscht in seinen Vorstellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derselben in die alten, so gefährlich für sie ausgehenden Verhältnisse ratsam und möglich sei. Im Gegenteile schiene ihm für den Fall einer Genesung unerläßlich, daß die Gräfin sich ausdrucksvoll geschützt sähe gegen ihren Gemahl und ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorstehenden Tode der Königin Claude vom Heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, so würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die sicherste Stütze zur Wiedererlangung der Gesundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorstellen, und ihn, der als Priester bis jetzt streng und vorsichtig habe handeln müssen, Seiner Majestät als einen Mann empfehlen, der nun nach so heftigen Anzeichen bereit sei, die Gräfin von einer ihr so gefährlichen Vergangenheit lösen zu helfen. Er sei zu diesem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zustande der Gräfin zukommen zu lassen, und, falls

sich dieser bessere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegenzunehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu sein, faßte nur ins Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müsse, und bat nur, die Unglückliche vor seiner Abreise nach Paris noch einmal sehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünschenswert schien, so verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Tunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, dessen verhängnisvolles Fenster jetzt verhüllt war, und in dessen dunkelstem Winkel jetzt die vor kurzem noch so schöne Frau durch Röte und Krampf entstellt und der Besinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene saß neben ihrem Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, stand neben dem Lager und sah angstvoll in das Gesicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden sei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte niemand und sprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch selbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneesturm flog durch das Tal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiste die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauschte der Winterschnee wie ein Leichentuch über das hohe, getürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiste war bei ihm und hielt auf dieser Höhe sein Roß an, um noch einmal zurückzuschauen. Der Schnee fiel so dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und dessen Geleite nicht mehr sah, die winterliche Einsamkeit übermannte ihn, er wendete sein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine Schmiedewerkstatt einzutreten und das Schicksal seiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Postwesens ermangelte, besonders unter den höher gestellten oder berufenen Ordensgeistlichen ein systematischer Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewisses Übergewicht selbst über den mächtigen Adel verlieh. Dieser unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mitteilung in der Provinz, aber diese auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geistliche Stand durch die wandernden Möchne, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz systematisch geordnet waren, in rgelmäßigem Verkehr stand mit der ganzen christlichen Welt. Auf diese Weise hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzuteilen, was er für dienlich erachtete, und auf diese Weise unterrichtete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwicklung und den Gang der Krankheit, über das, was sie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantasien Françoisens angehört, schien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbesorgt, daß Brion dem Könige nicht alles mitteilen könne, teils weil das Verhältnis, wie es eben lag und stand, unverfänglich war auch für die still einhergehende Nebenbuhlerschaft Brions, teils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geistlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wissenschaften leitete, soweit dieser vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber sie hielt sich eben deshalb in um so lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit schließend, daß der Feind der gefährlichste sei, von dem man nicht wisse, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum öfteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieser gutmütige Gelehrte ein einfluß=

reicher Vermittler sei zwischen König Franz und Françoise. Florentin, längst darüber mit sich einig, daß er beim Empfange Franziskas eine Torheit begangen und diese um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöschen habe, Florentin brachte in diesen Wintermonaten, während das Werkzeug seiner Pläne zwischen Tod und Leben schwebte, die Angelegenheit in Paris so weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris selbst gewiß war, wenn er diese Dame zur Macht am Hofe bringe und für seinen ferneren Einfluß auf sie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philosophischen Religionsgesprächen, weil man eben durch den vorausgesetzten Einfluß Florentins, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, dergleichen gesichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geistreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entschieden ausgebildete reformatorische Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas schimärisch klingende Plan, sie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernsthaft aufzunehmen und zu fördern sei, das ließ man vorderhand auf sich beruhen, und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame sich der bestehenden Kirche erweisen werde.

Während so in der Stille über sie verfügt wurde, lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, dessen Ausgang nicht abzusehen war, und welches mitunter so heftige Paroxismen mit sich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten stand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher scheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre ersten warmen Strahlen auf die Südwestseite der Abtei warf, und die ringsum steilen Höhlen wieder so weit erstiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wiese vor Françoisens Fenster zu werfen, ja bis ins Zimmer

selbst, bis ans Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Genesenden wieder lebendig, und sie begann geordnet zu sprechen und sah sich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, schien sie unangenehm zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unschuldige Kind habe damals das Geheimnis der Flucht verraten und die Mutter herabgeführt vom Schlosse? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach so verwüstender Krankheit, welche das Gedächtnis für die letzte Lebensepoche zu schwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte diese nicht, aber auf überraschende Weise war alles, was sie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, tätig in ihr gewesen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war, als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zutun während der Unbewußtheit des Geistes aufgewachsen sei, ein wunderbar Beispiel, wie der menschliche Organismus, der auch während unserer Gedankenlosigkeit geistig arbeitet, und dessen Tätigkeit während unseres Schlafes von niemand bezweifelt wird, selbst während einer scheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinsten Spitzen des Eindruckes ausgegangen sein, denn die Resultate wichen ab von dem, was man hätte erwarten dürfen. Françoise hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß sie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältnis scheuen Mißtrauens in ihr aufgewachsen; Françoise hatte ferner die deutlichsten Beweise des Abscheus vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für diesen bedenklichen Menschen in ihr vorhanden; sie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zusammengestürzt und erwachte jetzt mit einer so eisigen Gleichgültigkeit gegen dieselbe, daß sie

mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß sie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, teilnahmslos zuhörte, als sei von einer wildfremden Person die Rede. Noch mehr: sie fragte mit vollständiger Unbefangenheit nach dem Könige und wie er seinen Anteil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da gewesen sei, um selbst nach ihr zu sehen.

Florentin war entzückt. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinsten Überredungskünste bedürfe die Gräfin wieder in diese Bahn zu lenken, besonders nach einer so erschöpfenden Krankheit, nach welcher die Sinne, ein so gewaltiges Hilfsmittel für moralische Hingebung, schweigen würden. Mit Erstaunen sah er, daß ein schmachtender Zug allem andern voraus diesen noch schwachen, schönen Körper beherrsche, und daß nach den ersten Spaziergängen auf die sonnige Wiese hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieser schmachtende Zug alle Pulse des rasch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erschien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze diese Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, sich zurechtzufinden! Und doch war ihm eines deutlich genug: diese aufblühenden Wangen, diese meist gesenkten und dann so tief aufglühenden dunkeln Augen, dieser oft leise geöffnete Mund, der sich täglich höher rötete über den kleinen frisch glänzenden Zähnen, dieser Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war so wenig als früher ihm, dem sie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum so rasch wieder auf, weil es einer entschiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb hütete er sich auch wohl, seine eigene sinnliche Freude nur im mindesten wahrnehmen zu lassen, er hielt sich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe alles aufs Spiel zu setzen. Ein Mönch nach dem

andern trug dagegen die zuversichtlichsten Nachrichten nach Paris, ja er sah sich bald auf dem Punkte, der so wunderbar plötzlich entschiedenen Franziska Vorsicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringschätzung wies diese jedes schüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Besorgnisse äußerte und Furcht ausdrückte vor hohen herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war entrückt aller irdischen Rücksicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Diesem war es sehr darum zu tun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieser Sache vorzuschreiten, und je rücksichtsloser die Gräfin die Zukunft hingab, desto vorsichtiger äußerte er sich nun in den Briefen nach Paris, desto bestimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König sich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franziskas zur Gemahlin unübersteigliche Schwierigkeiten finde, und daß eine solche Schrift als unumstößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genovevenabtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Mut, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzuteilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Korrespondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nötig bleibe. Von Tag zu Tag nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grundeigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Kontraktes und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So standen die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin schickte diesmal, denn die Frucht schien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den bestimmtesten Forderungen und der bestimmten Versicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er sie einholen wolle wie seine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoise mit dem Aufenthalte in der Abtei sich begnügen werde, sie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm sehr mißlich gewesen, sie noch einmal gegen ihren Willen zurückzuhalten. Doch hätte er um keinen Preis geschehen lassen mögen, was gewiß in kurzem geschehen wäre: daß sie sich allein nach Paris begeben hätte. Als schlauer Handelsmann wußte er, wie sehr dadurch ihre anspruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brions aufrichtige Vermittelung blieb er unbesorgt: eine so einfache romantische Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zusammen mit Brions Hingebung für den König und mit der Hoffnungslosigkeit in betreff Françoisens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzustellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorstellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieser Liebe habe er Aussicht, die Gräfin jemals wieder zu sehen, und nur jenseits der Erfüllung dieser Liebe habe er seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung seiner eigenen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm sich denn auch, wie Florentin erwartete: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum ersten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoisens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs selbst rissen

ihn fort, er sagte die Wahrheit, und wirkte damit um so tiefer auf den König, je zögernder und unwillkürlicher er sie sagte, je mehr er selbst erschrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Passion.

In der Abtei trieben unterdessen Françoisens entschiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche später zwei Ereignisse das Verhältnis nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerseits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andererseits folgte zum ersten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung und stieg von ihrem Schlosse hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzusehen.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchschimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen schien; vom St. Sauveur herab rauschten die Wasser geschmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoise in leichtem weißen Kleide saß am offenen Fenster und sah nach der Wiese hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die ersten Grasspitzen des Frühlings aufzusuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaßen:

„Es ist eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die sich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, ist unseligerweise in den Aufstand des Konnetabel von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurteil sprechen lassen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reiches sind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenspruch, er will meinen Vater hinrichten lassen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung.

Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewiesen, die Herzogin von Alençon hat umsonst ihren Bruder gebeten, es gibt keinen Menschen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, solche Tat der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe segnen.

Diana de Brezé."

Und Françoise schrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater schenken, und schrieb dieser Tochter, sie möge diese Zeilen dem Könige überreichen. Eben war sie damit fertig und hatte Margot die zusammengefalteten Papiere für den Boten gegeben, als die Tür aufging und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoise, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Ursache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen sei, im nächsten Augenblicke aber von einem Reste kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über sie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin und sprach: „Du willst dich mit mir versöhnen, Mutter, und ich danke dir dafür!"

Solche Worte aus dem Selbstgefühle eines Glückes entsprungen, welches alle Frage und Untersuchung stolz hinter sich geworfen, waren nur geeignet, die sanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indessen blieb sie doch der wohlwollenden Absicht ihres Besuches noch so weit eingedenk, daß sie nur erwiderte: „Dich versöhnen? Eine Mutter vergibt, wenn sie ihr verirrtes Kind bestraft sieht."

„Was hast du mir zu vergeben?"

„Françoise!"

„Du hast mich mit lieblosen Worten an den Boden und in schwere Krankheit geworfen —"

„Dein Gewissen hat dich dahin geworfen!"

„Mein Gewissen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt so heftig und so verschieden in mich hineinsprach. Jetzt ist es ruhig; lassen wir die Vergangenheit abgetan sein."

„Wohl dir, wenn dir die Prüfung so wohl gediehen ist, ich hoffe, du wirst nun auch tatsächlich dein Leben ins alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und du im Begriff stehest, Verzeihung deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten."

„Er kommt nicht vom Schlosse Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu suchen, der mich gemißhandelt hat und den ich nicht liebe. —"

„Françoise!"

„Der Bote kommt aus der Normandie vom Schlosse des Seneschal de Brezé, dessen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurteilten Vater in Anspruch nimmt."

„Was hast du mit dem Könige zu tun?"

„Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu schenken. —"

„Was hast du mit dem Könige zu tun?"

„Ich liebe den König, und der König liebt mich."

„Ist das — deine Besserung?"

„Ich befinde mich wohl."

„Du bist von Sinnen! Die entfernteste Berührung mußt du vermeiden, den Namen nicht mehr aussprechen, deinen Namen nicht mehr vor ihm aussprechen lassen, wenn du genesen willst!"

„Ich bin nicht krank, Mutter!"

„Schweig, du redest und handelst kindisch, und es tat not, daß ich herabstieg, um für dich zu handeln. Heute noch

kannst du ins Schloß hinaufziehen, damit ich sicherer für dich sorgen kann — hat der Bote schon Antwort?"

„Er hat Antwort."

„Eile hinunter, Chimene, und fordere sie zurück, ich werde Antwort schreiben!"

„Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet."

„Eile, Chimene, ehe es zu spät wird, deine Antwort ist töricht! Es ist zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu schaffen habe und nichts zu schaffen haben wolle."

„Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!"

„Die Unwahrheit?!"

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt. —"

„Sprich solche frevelnde Worte nicht mit so herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn du denn doch nicht das Schamgefühl hast, sie zu verbergen. Wenigstens ist die Zeit vorüber, daß solche verbrecherische Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde. —"

„Sie ist nicht verbrecherisch diese Neigung, und sie wird im Gegenteile jetzt erst offen. —"

„Nicht mehr verbrecherisch? Ist die Königin begraben? Graf Chateaubriant tot?"

„Für mich ist er tot. Du verstehst mich nicht, Mutter, sprechen wir von andern Dingen."

„Wehe dir, wenn du bei Sinnen bist und ich dich verstehe! Wehe dir, wenn —"

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeister Guernard, welcher eintrat und berichtete, es sei eine unmittelbare Gesandtschaft des Königs von Frankreich im Schlosse von Foix angekommen und wünsche, der Gräfin von Foix vorgestellt zu werden. — Die alte Gräfin

— ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Tür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indes bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft ins Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: ein Abgesandter des Königs von Frankreich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant.

„Er werde abgewiesen auf der Stelle!“ rief die Gräfin von Foix, an der Tür sich umwendend „und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —“

„In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.“

„Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß du hier die Türen schließest und mir auf dem Fuße folgest.“

Dies sagend, schritt sie den Kreuzgang hinauf und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite sich eines der großen Kirchenfeste vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Galerien der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangstor war geöffnet, und von ihm aus über den ersten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelsaale der Abtei im Mittel-

gebäude führte, und die Freitreppe selbst hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbischof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenstertüren des Kapitelsaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte sie den Abt selbst in großem Ornate einherschreiten zu sehen mit einem weltlich gekleideten Manne, den sie nicht erkennen konnte hinter dem vorschreitenden stattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfere Frau eine ihr ungewöhnliche Angst, die Angst des Alters, die Angst der Unzulänglichkeit für geheimnisvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersschwache Kräfte von allen Seiten auf sie eindrängen; sie hatte keine klare Vorstellung von dem, was drohete, sie empfand nur bis ins Innerste die Drohung, und sie war zu stolz und zu eilig, um bei Nebenpersonen nach den Ursachen solcher Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl sagte ihr, als Herrin des Landes werde sie auf ihrem Schlosse den offiziellen Zusammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entscheiden müssen.

Aber auch Florentin fühlte sich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er störenden Einspruch befürchtete in das, was sich vorbereitete, einen Einspruch, den er beschwichtigen zu können hoffte durch persönliche Überredung. Deshalb sprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoise: daß des Königs Vollmacht eingetroffen sei, und daß sie die kontraktliche Form derselben ohne besondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er selbst den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoise verstand nichts von alledem, als daß der König sende, und daß die Vollendung ihres Schicksals nahe sei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältnissen berechnete, weil sein Herz oder seine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht voraussehen, daß er all seine Vorsorge und all seine Eroberung für das weltliche Wohlergehen Françoisens aufs

Spiel setze, wenn er nicht zugegen und tätig oder im Notfalle hinderlich sei bei Überreichung des so mühsam vorbereiteten Kontraktes. Er hielt sich also nicht auf, sondern eilte nach dem Schlosse, wo er seine Nähe für die störrige alte Dame nötiger glaubte. So verließ er Françoise in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um sie abzuholen nach dem Kapitelsaale. Denn dort sollte ihr die Botschaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erstere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verschleiern schien, näherte sich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geschehen war, und entledigte sich unter einer gewissen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeschrieben zu sein schien, mit großer Feinheit die Mitte zwischen einer formellen Brautwerbung und einer schmeichelhaften Einladung, ans Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgesprochen — der sie liebe, und der ihr die Ehren zu erweisen wünsche, welche sein Herz und ihr hoher Wert ihn drängten, der Dame seines Herzens und der schönsten wie begabtesten Frau des Königreiches zu erweisen. „Dies Dokument" — setzte er hinzu, indem er ihr eine zusammengefaltete Schrift überreichte — „sichert Euch, gnädigste Frau, die Zukunft auch für den unwahrscheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hindernisse sich unübersteiglich zeigen sollten."

Françoise entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röte stieg auf ihr Antlitz, und als sie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, sah sie davon auf und rief:

„Wer hat die Schrift verfaßt?"

„Eure besten Freunde," erwiderte hastig der Abt, der die sichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Ursache zu-

schrieb, welche der wirklichen Ursache ganz entgegengesetzt war, „und Ihr mögt sicher sein, daß alle möglichen Wechselfälle der irdischen Welt und Gunst darin zu Eurem Vorteile reiflich vorgesehen und bedacht sind.“

„Dann bin ich sehr zu beklagen, daß meine besten Freunde so unwürdig für mich gesorgt. Aber ich habe, Gott sei Dank, einen Freund, der alle überragt: es ist der König; zwischen ihm und mir bedarf's keines Vertrages über die Sorgen meiner sonstigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunst und eines Vorteils, die keines Vertrages bedarf: ich liebe den König!“

Bei diesen Worten faßte sie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, dessen schweres Verständnis nicht zeitig genug den Ausgang vorhersah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte sie die Schrift zerrissen.

In diesem entscheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerksamkeit von außen her in Anspruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male allesamt, und ein volles Trompetengeschmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Tore, welches den geöffneten Glastüren des Kapitelsaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah eine Schar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeschlossenen Hofe schallte wie der Ruf zum Jüngsten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldenen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf schwarzem Rosse erschien blühenden Aussehens und prächtiger Miene der König Franz, dem so viele stattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Rossen erfüllt, sie nicht fassen konnte. Françoise sah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blasenden Trabanten erschienen und

bemerkte es nicht, daß durch alle Türen des Kapitelsaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, sie sah aber mit steigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, sie erzitterte vor Freude, als, nachdem sich diese Vorreiter seitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende schwarze Roß im Torgewölbe sichtbar wurde — „er ist's! er ist's! mein König François!" rief sie jubelnd und eilte bis an die Glastüren der Freitreppe. Dort blieb sie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude stehen; der König sah sie, winkte ihr mit beiden Händen, sprang vom Rosse und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und sank vor aller Augen auf den Balkon der Treppe in seine Arme. Die Trompeten schmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, schwenkten ihre Baretts und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgangbogen des ersten Stockes gesessen und durch den plötzlichen Lärm aufgestört war, flog kreisend über den Reitern und dem schönen Paare im Hofe umher und schrie heftiger als jemals „François! François!"

Der König führte Françoise in den Saal und machte dem sich zum Reden anschickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es sei die Förmlichkeit nicht nötig, oder er möge warten, bis der Lärm sich gelegt. Der Abt, einigermaßen in seiner Fassung gestört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentstücken zuschritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauberkeit des Raumes beleidigte. Er machte also eine Anstrengung, dem Paare vorauszukommen, und die Fetzen zu beseitigen. Dies ging nicht von statten, ohne daß der

König, welcher die Versammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und sich ein wenig niederbeugend zu dem mühsam beschäftigten Abte fragte er denn hastig: „Was ist?“ Ehe aber der Abt so viel Haltung und Atem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegengestreckten Pergamentstreifen zu erklären, hatte Françoise schon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Hast und sehr erhitzt eingetreten und hatte dem König leise aber lebhaft etwas mitgeteilt. Diese Mitteilung schloß mit den Worten: „Zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!“

Dies war das Pferd, welches Françoise mit dem Könige hinwegführen sollte: kaum aber hatte er sie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Gestalt von der Hüfte an eingehüllt, so erschien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix. In jäher Hast schritt sie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerade auf den König los. Dieser stieg eben an der Freitreppe auf sein Pferd. — „Halt,“ rief die Gräfin, und trat auf die ersten Stufen der Treppe, als wollte sie so hoch sein wie er, und streckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn greifen und halten — „hierher sieh, Franz von Valois, und gib Rechenschaft! —“

Bonnivet, welcher dies vorher gesehen, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt und hatte ihnen befohlen, zu blasen Fanfare auf Fanfare, daß kein menschlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin setzten sie dies ins Werk, und umsonst erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man sah nur mit Entsetzen, daß sie sprach, und ahnte, daß es ein Fluch sein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem schmetternden Trompetenschalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Gestalten unter dem Torwege verschwanden, stürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter und hörten erst auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen und jenseits derselben hinter der Höhe verschwunden war. Als man schon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da sah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Elfter Band.

Gräfin Chateaubriant. II.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

III.

9.

Im Sommer 1524 hatte ein schweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen schwarzen Mantel. Es war gegen Abend, und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finsternis hervor, die viel unheimlicher wirkte als die Finsternis der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es stehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um so furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In also drohender Stunde saß der Graf Chateaubriant in dem alten Turmschlosse, welches durch die früher beschriebene schmale Brücke mit dem neuen Schlosse verbunden war. Diese Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeschoß des Turmes, welches einen einzigen Saal bildete, und die Tür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu diesem jetzt so düsteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Tür der Ein- und Ausgang dieses Saales gewesen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche sich von der Westseite an den Turm anlehnten. Aber seit Erbauung des neuen Schlosses hatte man diese Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen lassen, und die Tür war vermauert worden. Der Turm selbst bestand aus drei Etagen, welche innen durch verkleidete Treppen von geschwärztem Eichenholze miteinander

verbunden waren. Falltüren am Gipfel dieser Treppen schieden oder verbanden, je nachdem man sie öffnete oder schloß, die drei Stockwerke. Das unterste, etwa zehn Ellen über dem Wasserspiegel der Chère, welche den Turm von der Ost- und Nordseite bespülte, war das düsterste, denn es hatte nur kleine Fenster und diese waren mit Eisenstäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu seinem Schlafzimmer erwählt, seit die Gräfin ihn verlassen hatte. Das neue, schöne Schloß war ihm von da an verleidet, und das Turmzimmer im Mittelstocke war seit der Zeit sein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er sein einziges Kind, die kleine Konstanze mit Louison, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin sich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung seitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, sicherstellen, sondern er wollte es auch in seiner unmittelbaren Nähe wissen, denn er liebte es sehr. Louison war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Äußerungen nach der Rückkehr wert geworden. Er wußte nicht, daß sie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß sie bei der Heimkehr nur darum strenges Urteil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwohl er dies und ihre Absicht, bei erster guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, so hielt er doch an der Vorsicht fest, sie und Konstanze nicht ohne seine Begleitung aus dem Turme zu lassen. Wenn er allein hinausging, so schloß er stets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüssel nur dann, wenn er eine längere Abwesenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den ersten Monaten verließ er den Turm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptistes mißtrauisch gemacht hatte gegen jedermann. Erst als Baptiste zurückgekehrt war — denn er hatte sich in Foix dem königlichen Zuge und seiner Herrin wieder angeschlossen und hatte

es von Fontainebleau aus auf Gefahr seines Lebens, seiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louison gewagt, sich auf Chateaubriant einzustellen — erst als dieser verwegene Schritt Baptistes ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, dessen Vorfahren den Chateaubriants gedient, soweit man sich der Chateaubriants erinnerte, den Schlüssel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beschränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, dessen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoisens, vollkommen überflüssig für ihn, stürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, sondern verwirrten ihm auch alle übrigen Grundbedingungen eines gesicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieser Baptiste durch die Heimkehr sein Leben einsetzen könne für etwas anderes als für die das Gewissen bestimmende Dienerpflicht, er glaubte den Versicherungen des alten Lebensgenossen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriantschen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterseelenallein in der Fremde zu lassen, und daß er bei ihr geblieben sei, weil sie gesagt, der Herr habe es befohlen. Erst in Fontainebleau sei er unsicher geworden, denn dort habe er zum ersten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er sich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei seinem Herrn anzufragen, wie er sich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte diesen Versicherungen auch darum, weil er Baptiste immer brav und besonders immer einfach, keiner besonderen Klugheit fähig gesehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitschenstrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeschicklichkeit zukommen, — aber er war in seiner Herrensicherheit doch erschüttert durch das Betragen dieses Dieners. Kurz, der arme Graf fühlte sich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachsichtiger beurteilt werden,

wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender sich gebärdet.

Er saß während des grollenden Wetters im Mittelsaale des Turmes und spielte mit den Locken seiner Tochter, die sich ihm auf den Knien schaukelte und sich immer enger an ihn schmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von dessen dicken Wänden lebensgroße, äußerst gröblich gemalte Bildnisse der verstorbenen Grafen Chateaubriant gespenstisch herabstarrten. Der Stammvater des Hauses besonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüberhing und wahrscheinlich nur nach der Phantasie der genealogischen Vollständigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entsetzliches Ansehen durch ein paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabstarrten.

Dieser Mann, welcher sich an seinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerstreut und mit seinen Gedanken anderswo beschäftigt war, mochte sehr unglücklich sein. Wer mag entscheiden, was am schmerzhaftesten in ihm fraß! Ob der eigentümliche Grad von Neigung, welchen er doch für seine schöne Frau gehegt und welcher sich verworfen sah; ob der beleidigte Mannesstolz, der sich bei öffentlicher Weibesuntreue riesengroß und schmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der seine Hausehre preisgegeben sah? Wenn alles das zusammen ihn peinigte, jetzt war eine sehnsüchtige Wehmut vorherrschend: sein trauriges Auge drückte den Wunsch aus, der Gattin vergeben, sie wieder aufnehmen, ihr ein Los bereiten zu können, welches sanfter und lieblicher wäre, als sie es vor der Entfernung vom Schlosse Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauses, welchem der Graf die besondere Wacht des Turmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuschritt. Dieser

erkannte in dem bestaubten, übrigens fein gekleideten Manne, schmalen, gesunden Angesichtes erst am Tone der Stimme seinen Freund Brezé, den Seneschall der Normandie. „Wißt Ihr, was in der Welt vorgeht?“ fragte dieser nach den ersten Begrüßungen.

„Nichts weiß ich seit fast einem halben Jahre,“ erwiderte der Graf. „Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in diesem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geschehen war, hatte seinen Weg noch nicht gefunden in die stille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröstliches ist, und verschweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle schreckhaften Eindrücke.“

„Tröstlich ist's freilich nicht, Leidensgenosse.“ „Leidensgenosse? Ist Diana von Brezé —“ „Wir sprechen später von den Weibern!“ „Ist Euer Schwiegervater frei oder tot?“

„Weder frei noch tot. Davon später! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unser aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrecs Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten möge über seine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieses Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien gestellt, und Bonnivet hat diese neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapferen Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Sesia hat er die Blume unserer Ritterschaft dem Verderben ausgesetzt. —“

„Bayart?“

„Bayart selbst, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchse das Rückgrat zerschmettert. ‚Jesus,

mein Gott, ich bin tot!‘ hat er gerufen, hat den Kreuz seines Degens geküßt und sich unter einen Baum setzen lassen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode sollte der Feind seinen Rücken nicht sehen. Und Bourbon ist der erste gewesen, der in der Begierde Bonnivet zu fahen, bis an den Baum gekommen ist. ‚Ach Herr von Bayart,‘ hat er ausgerufen, ‚wie jammert's mich, Euch so zu sehen, Ihr, der Ihr ein so musterhafter Ritter wart!‘ — ‚Mein Herr,‘ hat Bayart erwidert, ‚über mich ist nicht zu jammern, denn ich sterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten sehe gegen seinen Fürsten, gegen sein Vaterland und gegen seinen Schwur!‘ — So ist er gestorben unter dem Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob seiner Tugenden.“

„Es sterben alle Tugenden in diesem Lande, Brezé!“

„O es ist eine grenzenlose Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayarts Leiche über die Alpen gebracht hat in seine Heimat, das Dauphiné. Einen Monat lang ist jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von selbst unterblieben, und alle Welt sagt, es bedeute dieser Tod dem Lande schweres Unheil.“

„Er bedeutet, was schon ist: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt sich über Brauch und Gesetz, und die Emporkömmlinge, die Menschen der Gunst, strecken ihre schmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und Ihr spracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das sich bilden werde! Ein Frankreich der Avanturiers, ein Schattenspiel weniger Jahre!“

„Leider scheint Ihr recht zu behalten; Bourbon ist mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht geraden Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, selbst Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen

Provinzen wird ihm förderlich sein zum Sturze des Königs, dem Bonnivet das letzte und einzige Heer verloren. So soll der Plan, um deswillen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit sich verwirklichen und Frankreich geteilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England. —“

„Und diese Nachrichten nennt Ihr nicht tröstlich, de Brezé?“ rief Chateaubriant und sprang vom Sessel auf.

„Nein, Chateaubriant.“

„Willkommen sei mir der Tag der Rache gegen diesen frechen Valois!“

„Vielleicht bedarf ich in kurzem der Rache ebenso gegen ihn, und dennoch —“

„Was ist mit Diana von Brezé?“

„Sie ist, wie Françoise von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereist.“

„Auch vernarrt in den Mann mit der großen Nase? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troste für die Seigneurs den Wechsel!“

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvre-Turme schmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeschoben, aber nicht aufgehoben.“

„Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; so hat er doch für die schöne Diana auch noch einen Preis!“

„Um dies zu verhindern will ich selbst an den Hof, und da dort die Umstände so peinlich geworden sind, hab' ich Euch vorschlagen wollen, mich zu begleiten.“

„Ich, nach Fontainebleau —?“

„Hört mich zu Ende. Die Not dort ist nicht allein um

des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereignisse; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen."

„Tot?!"

„So gut wie tot. Den Phantasien des Königs ist nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorsteht, in welchem der König selbst das Schwert ziehen muß, so könnt Ihr ermessen, wie die üblen Ratgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Konsorten, den König mit Zumutungen bestürmen. Er soll sie, da eine Scheidung jetzt schwer zu erlangen ist, solange der Papst mit dem Spanier verbündet bleibt, zur Regentin des Reiches ernennen während seiner Abwesenheit, solcherweise voraus verkündigend, was sich ereignen werde nach Erlangung des Scheidekonsenses und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr seht, nach dem Tode der Königin steht alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müsse es Euch widerwärtiger sein, sie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu sehen."

„So ist's. O, Brezé, ich schäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da sie sich und mich entehrt hat, und mein Herz ist so schwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es ist schmachvoll!"

„Wir brauchen unsere Weiber fürs Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schicksal."

„Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze gesteckt, ich habe mir geschworen, und ich wiederhole diesen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweist, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über sie, wie die Bretonen getan in grauer Vorzeit

gegen die Ehebrecherinnen und lasse sie töten von der Hand meiner Knechte, so mir Gott helfe!"

Es war unterdes immer finsterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zusammen über dem Schlosse, daß alles Bewegliche erbebte und die kleine Konstanze schreiend sich an den Vater klammerte, der selbst totenbleich geworden war. Denn vor seinen Augen hatte sich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des ältesten Ahnherrn an der Wand bewegt, und es stürzte jetzt prasselnd vor ihm auf den Boden. In demselben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiste ins Gemach. Baptiste trug einen Brief in der Hand und überreichte ihn den Grafen mit den Worten: „Gnädigster Herr Graf, es ist nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweise diesen Brief an mich sendet, hier ist er."

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix gestorben sei, und Baptiste um jeden Preis die kleine Konstanze nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die dessen gewärtig sei.

Das ungestörte Glück hat keine Geschichte. Was wäre zu sagen über die ersten Monate, welche Franz und Françoise im Schatten von Fontainebleau nebeneinander verlebten! König Franz besaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit ganz und gar und lediglich einem einzigen Interesse zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzusetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwohl er schon so oft erfahren, daß seine stärksten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil sein Naturell sich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Interesses neue Lebensreize zu schaffen. Und Françoise dachte noch weniger daran; sie

war eben das poetische Weib, welches keine halben Verhältnisse eingehen kann, und welches, einmal entschlossen und hingebend, rückhaltslos sich hingibt, keine andere Grenze vor Augen sehend als den Tod. Je lebhafter sie gekämpft für Pflicht und Sitte, desto völliger hatte sich die Leidenschaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Körper durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtnis.

So ward sie in Fontainebleau, wohin der König sie von der Genovevenabtei führte, die freie, rückhaltlose Gefährtin des Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr schüchtern und bescheiden, denn ihrem Sinne nach stahl sie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, diese Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchste Recht der Erde, durch die Liebe.

Luise von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerst und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerst die Feindin Françoisens, dieser hochmütigen Kreatur, wie Luise sie nannte, dieser verstellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unschuld kokettiert habe und sich jetzt gebärde wie eine geborene Königin. War doch sogar Duprat in den ersten Monaten schwankhaft gewesen, ob er nicht besser täte, sich dieser aufgehenden Sonne anzuschließen, statt ihr, wie Luise von Angoulême stürmisch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoise nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançays bittweise genaht waren, wie politisches Unglück an jede neue Macht sich klammert, Françoise hatte diesen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe versprochen und war dadurch sogleich auf den Boden Duprats geraten. Duprat, die kühne Logik der

Liebe nicht begreifend, suchte hinter dem königlich sicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnisvolles Verhältnis der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerstande. So geschah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abriet von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, sondern daß er, um der Gräfin gefällig zu sein, Aufschub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zulässig fand. Dadurch ward aber auch die Feindschaft der Angoulême gegen Françoise zur unerbittlichen Schlacht gesteigert, denn ihr Duprat abwenden, hieß, ihr die Hauptstütze entziehen, und Semblançay retten, hieß, ihren frechen Betrug ans Tageslicht fördern.

Nach dieser Seite also ward die Gräfin sogleich vom Äußersten bedroht, denn es konnte der Herzogin von Angoulême nicht schwer werden, Duprat zu erweisen, daß die Zuversichtlichkeit der Gräfin nichts weiter sei als Mangel an Erfahrung und die Unverschämtheit einer Günstlingsnatur. Die politischen Verhältnisse kamen diesem Erweise zu Hilfe. Duprat mußte einsehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutschland und England bedroht, unmöglich so unpolitisch sein könne, im Falle einer Wiederverheiratung allem politischen Vorteile zu entsagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei sich habe. „Ist denn mein Sohn“, setzte sie hinzu, „von bürgerlicher Art, daß er des Reiches und des anmutigen Wechsels vergessen könne? Ist denn etwa bisher die bürgerliche Treue sein Fehler gewesen? Wählt rasch, Duprat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Teil meiner bedenklichen Handlungen meinem Sohne eingestehen, er ist mein Sohn und vergibt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorschein kommt, das vergibt er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugetan ist.“

Diese Logik war entscheidend für Duprat, und die Gräfin

war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieses gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenstiche Chateaubriants siechte und deshalb seinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand gesendet. Auf Bonnivet konnte sich die Herzogin verlassen; im Herzen leer und gleichgültig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtnis. Ob ihm die schöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob sie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindschaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß diese Dame, welche er entdeckt und um welche er sich bemüht hatte, stets gleichgültig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geschickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in seine Günstlingsrolle paßte. Wäre der König beständig und treu gewesen, so hätte der Günstling am meisten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechsel des Herrn; je mehr er Bedürfnisse im Könige erwecken konnte, desto mehr Gelegenheit fand er, sich tätig und notwendig für deren Befriedigung zu erweisen, und je tätiger und notwendiger er sich erwies, desto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eifersüchtige Adel die Fähigkeit absprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geschmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr sie in betreff Brions, dessen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrige würde getrachtet haben, diese Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eifersüchtig machen könne. Die Herzogin Luise verstand die Intrige besser: sie wußte sehr wohl, daß Eifersucht die Pein ist, welche das Leben der Neigung am sichersten fristet. Ihr Plan war auf

eine ganz entgegengesetzte Anschauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien gesendet. So verlor die Gräfin nicht nur einen Freund und Beschützer, sondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache streitig machte, verleidete man sie ihm, sondern dadurch, daß man die Sache wertlos und wohlfeil darstellte. Das durfte nicht unmittelbar geschehen, aber sie konnte dafür sorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zustimmen sah, welches dem Gebieter gar bald verrät, man lobe nur mit, weil er selber lobe. Rasche, künstlerische Menschen sind aber auf den Beifall der Umgebung gestellt, dieser Beifall ist ihnen die zum Leben, das heißt zum Genusse nötige Atmosphäre, und solche Menschen werden stets eine Neigung in sich erblassen sehen, welche niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entschwinden, je deutlicher sie erkennen, daß niemand ihren Geschmack teilt.

Die Herzogin sorgte dafür, daß ihr Sohn dies an sich erfahre, und stimmte alle Hofleute auf Töne, die in diesen Akkord ausgingen, wie man eine Laute stimmt. Es sollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die schwierigste Aufgabe hatte sie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch sonstwo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugetan blieb; denn sie verstand das Herz und den Wert Françoisens. Nach einigen Versuchen kam auch die Herzogin Luise zu der Überzeugung, sie dringe hier nicht geradeaus zum Ziele, und es müsse ein Umweg versucht werden, um das Urteil Margaretens, das weniger bestechlich war als irgendeines, und das den größten Wert für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie sprach also ihrem Sohne von dem übeln Einflusse, welchen die ketzerischen Grundsätze auf Margarete gewännen; es brächten sie diese Grundsätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürstlichen Personen

zieme, ja sie wäre bereits so in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß sie bloß deshalb noch immer an der so zu ihrem Nachteil veränderten Chateaubriant hielte, weil sie dieselbe ihm zugeführt. Sie sei schuld, pflege sie zu sagen, daß diese Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müsse nun zeitlebens für sie sorgen.

Diese Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienste, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoise rettungslos unglücklich sein würde, wenn sie seine Neigung verlöre, daß sie also ganz und gar und nur auf seine Neigung angewiesen sei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich also schon um ihrer selbst willen lieben! war seine nächste Idee; pfui doch, so umarmt man das Wasser mit aller Kraft, um sich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Luise blieb bei diesen Vorbereitungen nicht stehen, sie wußte, daß sie noch zwei Hauptstützen der Gräfin zu erschüttern hatte: Budé und Florentin, den schönen Priester, welchem bald nach Françoisens Abreise von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotierter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräfin bei Budé durchzudringen, das erwartete sie nicht, denn sie empfand sehr wohl, daß dieser einfache und unbefleckte Charakter außerhalb solcher Kreise lag. Aber eben die Gewissenhaftigkeit, welche ihn für solche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräfin; denn was könnte nicht durch geschickte Zutat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieser Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an seine Eheverheißung zu mahnen, so machte er sicher recht bald sich, die Verheißung und die Gräfin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige lästig. Ferner mußte Budé tugendhafterweise vor dem Beichtvater Françoi-

sens, vor diesem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er seinerseits seinen Schützling, die Gräfin, warne vor diesem bedenklichen Menschen. Jedenfalls wurde dadurch wenigstens Mißtrauen gesät, und die Gräfin mußte von ihren untereinander entzweiten Freunden widerstreitende Ratschläge und irgendwelches Unheil ernten. Florentin, Anhänger der bestehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzerisch geneigten Budé; in dieser Richtung mußte die Gegnerschaft geschürt, und damit sie nachdrücklicher würde, Florentin, der Zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung käme und ferner kommen könne, so durfte sich die Herzogin von diesem Lebepriester dauernder Dienste versehen. Weil er klug war, sollte er jetzt von der Gegnerin befördert werden, und eben weil er klug sei, meinte die Herzogin, würde er wohl bald zu wählen wissen zwischen der Freundschaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebschaft und der Freundschaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein schöner Mann sei, übersah die Herzogin Luise auch nicht.

Soviel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoise festzufangen in lauter Situationen und Verhältnissen, die ihr des Königs Gunst entziehen mußten. Da aber dies alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Ärzten die bestimmte Versicherung erhielt, das lange Siechtum der Königin Claude im Hotel des Tournelles zu Paris nahe schleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt so leidenschaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vorteile der Gräfin zu befürchten stand, so mußten außer diesen sicheren, aber langsamen Mitteln sogleich einige rasche Streiche versucht werden. Der erste fiel mit dem Auftrage Bonnivets zusammen und war auf des Königs Reizbarkeit in betreff eines schönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicher-

heit der Herzogin selbst in betreff des Semblançayschen Prozesses. Wurde dieser bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, so konnte die schon so deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günstige Einmischung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hindernisses einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin schickte also auf der Stelle Duprat, den sie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entschiedenen Parteinehmung zu bestimmen, nach Paris zurück, indem sie als tatsächliche Probe seiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müsse Semblançays Verurteilung in ihren Händen sein, um durch sie und durch sie allein dem Könige zur Bestätigung vorgelegt zu werden.

Ferner schickte sie einen Boten nach der Normandie. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die sie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts sah als die widerstrebende Françoise, gesehen und sehr schön gefunden hatte. Dieser Brief versicherte Diana des lebhaftesten Mitgefühls seitens der Herzogin für das bedrohte Schicksal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengesuch für den Vater durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Diese sei von Glück und Zerstreuung berauscht und habe der Angelegenheit schwerlich die nötige Teilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am besten ohne Vorwissen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günstiger Stunde, und nachdem der König passend vorbereitet sei, ihr Audienz, und wenn nicht alles trüge, die Begnadigung des Vaters verschaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein besonderes Interesse für die Herzogin; es war ihr also einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieser Bitte um sein Leben ihr sonstwie gedient werden konnte.

Alledem hatte Françoise nichts entgegenzustellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigsten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden schmeichelte ihm allerdings, wie jeder menschlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte sein Naturell zu sehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoise aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, so hing diese ganz davon ab, daß Françoise all jener feindseligen Absichten gegen ihr Liebesverhältnis nicht gewahr wurde, daß sie überhaupt in allem, was von äußeren Interessen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte sie sich gestört oder nur betroffen, so gewann sie nicht nur nicht — wie dies zwischen gleichmäßig Liebenden eintritt — für ihren Geliebten an erhöhter Lebensteilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erschien, sondern sie verlor für Franz den höchsten Reiz, den Reiz der Uneigennützigkeit, oder, wenn man es so ausdrücken darf, der Unpersönlichkeit. Es störte seine Illusion, es war diesem bis in die unsichtbaren Fasern ausgebildeten Egoismus lästig, wenn die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit seine eigene Aufmerksamkeit und Hilfe in Anspruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob er nicht bereit gewesen wäre, der Dame seines Herzens zarte und beglückende Aufmerksamkeit zu widmen; im Gegenteile zeigte sich sein königlich-ritterliches Wesen verschwenderisch darin, und er schenkte wie ein Gott. Aber er mußte es schenken können, es mußte ihm nicht der leiseste Anspruch von der anderen Seite sichtbar werden; er schenkte mit Freuden eine Krone, aber es verstimmte ihn, die Sorge auch

nur für einer Stecknadel Wert unter der Form moralischer Verpflichtung auf sich zu nehmen.

Françoise war im geraden Gegensatze hierzu Hingebung und Aufopferung selbst in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in allem, aber in allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz besonders in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort gestattet würde — eingeseelt zu sein. Es war vorauszusehen, daß ihre poetische Unbefangenheit auch im Geliebten solche Stimmung voraussetzen würde, und daß just diese liebenswürdige Voraussetzung über kurz oder lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag also auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein sie schützen sollten, neue Gefahr für sie, und diese Gefahr trat zuerst ins Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juniabende angekündigt, er werde am nächsten Morgen nach Paris reisen, und es wäre ihm angenehm, wenn sie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen sollte die Reise auf der Seine gemacht werden. „Du sollst mich erheitern, Françoise," setzte er hinzu, „es dringen von allen Seiten ungünstige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris ist mir ohnedies ein schwerer. Die Auflösung Claudes ist nahe bevorstehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Wesen, das ich hochschätze, noch einmal zu sehen. Es wird mir gar zu übel ausgelegt, wenn ich mich dieser Form entziehe, und man hat recht, auf Erfüllung einer solchen Lebensform zu bestehen. Aber peinlich ist sie mir im höchsten Grade, denn die von der Krankheit zerstörte Frau ist kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form sogleich zu einem anregenden Lebensakte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Besuch erledigt, nach St. Denis hinüberreiten zu Jean Juste, der noch am Grabe Ludwigs beschäftigt ist. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu

Vorstellungen über ein Grabmal Claudes benutzen, damit wir den Plan dafür sogleich mit Jean Juste feststellen können. Du magst bei Vincennes ans Land steigen, damit du dort die Kleider wechseln und dich zu Pferde setzen kannst. Reitest du dann langsam durch die Stadt, so hole ich dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoise hatte von dieser Mitteilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, soweit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, sie fand es unschicklich für ihre Stellung, gerade jetzt am bevorstehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewissermaßen nur auf eine Viertelstunde zu beurlauben für eine so heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs also an den Tag gelegte Gesinnung für eine Gattin, welche ihm so lange treu und ergeben und auch wert gewesen war, diese erschrecklich gleichgültige, ja lieblose Gesinnung fiel ihr wie ein beängstigender Nebel auf das Herz. Nicht daß sie dabei sogleich an ihre eigene Zukunft, welche sich hierin spiegeln könne, gedacht hätte; ach nein, sie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vorteils oder Nachteils eingedenk zu sein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um sich, und dieser Horizont ist rein und schön, und jede Wolke, welche aufsteigt, sei es auch noch so weit ab, ist ihr augenblicklich sichtbar und bedrohlich, auch wenn diese Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufsteigen könnte. Daß Franz so denken und empfinden, oder vielmehr so gedankenlos und unempfindlich sein könne, war für Françoise die Wolke, und sie erlaubte sich zum ersten Male mit sanften Worten anderer Meinung zu sein als er, und abzuraten von seinen Anordnungen. König Franz war nicht eben eigensinnig; er ließ sich leicht bestimmen, wenn er selbst noch keine ausgebildete Absicht hatte; hatte er aber eine solche, so war sie ihm fest und wert, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorschlag zur Änderung, der nicht von seinem Stand-

punkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei solcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, schneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorschlag zerschnitten. Françoise bestand länger, als der guten Laune des Königs vorteilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpassende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Planen abzuwenden. So sah sie zum ersten Male, wie sich die hohe Stirn des Königs über der schmalen, vorspringenden Nase in eine Falte zusammenzog, welche dem Ausdrucke des Gesichtes eine bedrohliche Schärfe verlieh. „O pfui doch, François!“ rief sie, und der weibliche Genius, welcher sich mit dem glücklichsten Talente an äußerliche Erscheinungen heftet, half ihr über die entstehende erste Entzweiung hinweg, „pfui doch, François! Das entstellt ja dein schönes Antlitz wie ein Säbelhieb. Ei ei! ich sehe, du kannst gar keinen Widerspruch ertragen, auch nicht den der Liebe.“

„Gute Françoise, das Leben ist viel breiter und geschäftiger, als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Ansprüche! Wenn ich auf Viertelstunden beschränkt bin für ernste Pflicht, so sieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt ist, das sieht sie nicht. Ich fürchte, es wird schlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geschieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien so fortfahren, wie sie heut begonnen haben, so wird der trübe Morgen unerwartet da sein, an welchem mir kaum eine Viertelstunde übrig sein wird zum Abschiede für dich.“

„O nein, Franz, du wirst nicht von mir Abschied nehmen, wenn du in den Krieg ziehst; du weißt, ich dauere zwei, drei, ja wohl auch mehr Tage hintereinander zu Pferde aus; du nimmst mich mit nach Italien, du zeigst mir Mailand und Bologna, vielleicht gar Rom, wo Raffael noch vor kurzem gemalt hat.“

„Nein, liebe Françoise, das geht nicht.“

„Oh!“

„Es geht nicht, solange der Krieg dauert. Was man tut, tue man ganz. Schwert und Kuß hintereinander, nicht nebeneinander, und wenn der Kuß sich hinzudrängt, so sei er ein gedankenloser und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß dir von Budé erzählen, wie der tapfere Antonius, seine Kleopatra mit in die Seeschlacht führend, daran zugrunde ging. Nein, in Fontainebleau sollst du mich erwarten, wenn mich die Drommete ruft, und über die Alpen sollst du erst reiten, wenn ich gesiegt habe und gen Rom ziehe, Raffaels Wandgemälde zu betrachten.“

„Das wird eine traurige Zeit sein, wenn du nicht da bist! Ach deine Mutter, die ich gern lieben möchte, sieht mich mit unfreundlichem Auge an!“

„Halte dich an meine Schwester, die ist dir hold! Klage nicht, Françoise, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne den Mut!“

„Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit dir habe ich auch immer Mut, aus deinen Augen leuchtet er mir, aus deinen Gebärden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne dich? Hilf mir darum zu einem Troste! Ich habe gestern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genovevenabtei erlegen, daß sie gestorben ist, ohne mich gesegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber sie tat es wohl aus Liebe; sie war meine Mutter, und ihr Dasein war doch immer für mich ein Trost, wenn auch ein schauerlicher. Ich wußte doch, daß jemand in der Welt sei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte.“

„Ich sterbe früher denn du, Françoise, und langes Leben ist auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in stillen Nächten

mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Hast und Ungeduld, welche ich selbst verwünsche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergib mir, wenn du — und du wirst es zumeist, denn dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefsten — wenn du oft jählings betroffen wirst von dieser Hast meines Wesens. Es ist diese Hast der krampfhafte Versuch meines von Hause aus so gesunden Naturells, den fremden Krankheitsstoff auszuscheiden und zu zerstören. Ach, der Versuch gelingt nicht! Es kauert sich der feindliche Dämon zu unsichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zusammen, solange ich tobe, und wenn mein Toben erschöpft ist, da erhebt er sich wieder langsam, aber mit entsetzlicher Sicherheit. — Du erschrickst davor, gute Françoise, du wirst blaß! Beruhige dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinsten Krankheitsstoff vertragen kann, weil ich eine kindische Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor siechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, fasse Mut, Françoise, es wird vorübergehen, und große Erschütterungen, die mir wahrscheinlich nahe sind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über diese Bagatellen hinausbringen. Was bist du schön, Françoise! Deine Schultern und Arme sind voll geworden, seit du in Fontainebleau, dein Haar strahlt täglich größeren Glanz, deine Lippen schwellen täglich schöner, und dein großes Auge, immer noch unschuldig, zeigt doch in seinem aufsteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden sei der süßen Liebe!“

„Es freut sich, daß du mich schön findest! O Gott, welch ein Glück ist Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmonischen Palaste, und jede Bewegung unseres Leibes wird uns selbst ein Reiz!“

An einem mondhellen Abende ward dies gesprochen. Franz und Françoise kamen lustwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terrasse herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kuckucksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorstufen

von der Terrasse aufwärts begann, sieben Bogenfenster breit, die erste und schönste Galerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach seinem Namen benannt hatte. Diese Galerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geschmückte Säle, waren der verschwenderischste Ausdruck eines wiedergeborenen Kunstsinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das klassische Altertum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzschneiders entwickelte sich ein Gedanke an antike Vorstellungen, ja die zweite große Galerie, welche der König außer dieser Franz-Galerie anlegen ließ, versinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homerischen Helden Odysseus, war eine Verbildlichung der Odyssee und hieß auch die Galerie des Ulysses.

Eine so überreich aufquellende neue Kunstzeit, welche sich, wie die Renaissance tat, einen vergangenen Geschmacke anschloß und welche so massenhaft alle einzelnen Teile hervorbrachte und anbrachte, Türen und Tore, Treppen und Balkone, Gesimse und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreise und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine solche Kunstzeit, sollte man glauben, hätte leicht zur Überladung verleitet sein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geistigen Prinzipe gebrach. Aber das spezifisch ausgebildete Geschmackstalent spottet hier wie anderswo unserer theoretischen Voraussetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüstert es uns spöttisch zu, einen neuen Kreis der Notwendigkeit ausfinden, in welchen sich alle menschliche Hervorbringung fügen, von welchem sie ausgehen müsse, und das instinktmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Notwendigkeitskreis, seine Formen erfinden, und diese Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiseste Theorie dauert. Gott offenbart sich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens

mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Hast und Ungeduld, welche ich selbst verwünsche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergib mir, wenn du — und du wirst es zumeist, denn dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefsten — wenn du oft jählings betroffen wirst von dieser Hast meines Wesens. Es ist diese Hast der krampfhafte Versuch meines von Hause aus so gesunden Naturells, den fremden Krankheitsstoff auszuscheiden und zu zerstören. Ach, der Versuch gelingt nicht! Es kauert sich der feindliche Dämon zu unsichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zusammen, solange ich tobe, und wenn mein Toben erschöpft ist, da erhebt er sich wieder langsam, aber mit entsetzlicher Sicherheit. — Du erschrickst davor, gute Françoise, du wirst blaß! Beruhige dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinsten Krankheitsstoff vertragen kann, weil ich eine kindische Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor siechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, fasse Mut, Françoise, es wird vorübergehen, und große Erschütterungen, die mir wahrscheinlich nahe sind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über diese Bagatellen hinausbringen. Was bist du schön, Françoise! Deine Schultern und Arme sind voll geworden, seit du in Fontainebleau, dein Haar strahlt täglich größeren Glanz, deine Lippen schwellen täglich schöner, und dein großes Auge, immer noch unschuldig, zeigt doch in seinem aufsteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden sei der süßen Liebe!"

„Es freut sich, daß du mich schön findest! O Gott, welch ein Glück ist Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmonischen Palaste, und jede Bewegung unseres Leibes wird uns selbst ein Reiz!"

An einem mondhellen Abende ward dies gesprochen. Franz und Françoise kamen lustwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terrasse herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kuckucksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorstufen

von der Terrasse aufwärts begann, sieben Bogenfenster breit, die erste und schönste Galerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach seinem Namen benannt hatte. Diese Galerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geschmückte Säle, waren der verschwenderischste Ausdruck eines wiedergeborenen Kunstsinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das klassische Altertum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzschneiders entwickelte sich ein Gedanke an antike Vorstellungen, ja die zweite große Galerie, welche der König außer dieser Franz-Galerie anlegen ließ, versinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homerischen Helden Odysseus, war eine Verbildlichung der Odyssee und hieß auch die Galerie des Ulysses.

Eine so überreich aufquellende neue Kunstzeit, welche sich, wie die Renaissance tat, einen vergangenen Geschmacke anschloß und welche so massenhaft alle einzelnen Teile hervorbrachte und anbrachte, Türen und Tore, Treppen und Balkone, Gesimse und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreise und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine solche Kunstzeit, sollte man glauben, hätte leicht zur Überladung verleitet sein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geistigen Prinzipe gebrach. Aber das spezifisch ausgebildete Geschmackstalent spottet hier wie anderswo unserer theoretischen Voraussetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüstert es uns spöttisch zu, einen neuen Kreis der Notwendigkeit ausfinden, in welchen sich alle menschliche Hervorbringung fügen, von welchem sie ausgehen müsse, und das instinktmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Notwendigkeitskreis, seine Formen erfinden, und diese Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiseste Theorie dauert. Gott offenbart sich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens

verlassene Theoretiker glauben oder doch sagen mag. Und daß die Talente aufeinander neidisch sein können, eine Unwürdigkeit, welcher sie nie und nirgends entgangen sind, dies ist ein traurig Zeugnis, wir seien in der Menschengeschichte noch niemals auf jener Höhe der Anschauung gewesen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menschen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaissancezeit nicht bloß die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthusiasmus derselben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulst bewahrte? Ach, es ist so leicht, irgend eine neue Erklärung hinzuwerfen! Und daneben bleibt das Wunder stehen, unberührt, unerklärt in seiner Seele, das Wunder der Raffaelschen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erschöpft hat und nur mit einem Aberglauben tändelt, dessen sie sich bewußt ist, mitten in einer im höchsten Prinzip bereits aufgelösten und durch die aufstehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künste in höchster, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener prinzipiellen Nichtigkeit malt Raffael mit einer bezaubernden Reinheit des Geschmackes, mit einem himmlischen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und sinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott selbst seine Menschen gemalt hätte mit dem Reize der Keuschheit und Sinnlichkeit, welche er beide in sie gelegt. Woher ward diesem sanft leichtsinnigen Künstler, der lächelnd und genießend unter lustigen Prälaten Roms lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Ebenso tadellos in Geschmack war des Königs Galerie, obwohl sie den weiten Raum bis an die Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverschlingung und buntem Getäfel. Der Geschmack, den alle Bildung steigert und vervollkommnet, ist

ein so ursprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne seine Primatice und Le Roux, und wie sie weiter hießen, Paläste entworfen und Galerien geschmückt ebenso schön, als er es mit ihnen tat. Er war darin so fein organisiert, daß er, mit Françoise in die Galerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geschnitzte, mit Mosaiken versehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu sein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem spiegelglatten Estrich des unabsehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angeb rachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeschirrten Elefanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken sollte Und. unhörbar glitt das schöne Menschenpaar, Franz und Françoise, auf dem glatten Estrich dahin Arm in Arm bis zu einem schmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines schlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König stehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete sich als Tür, und man sah in ein erleuchtetes Kabinett, auf dessen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld schloß sich hinter ihnen, und, aus dem Kabinett einige Stufen niedersteigend, kamen sie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoise bewohnte.

Es harmonierte mit ihrem Sinne und mit dem Geschmacke des Königs, daß sie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnisvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Galerie, und noch geschieden von dieser durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Türe, welche der schlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Gespräch verlor sich beim Eintritt in Lieb-

kosungen, und erst als der König Abschied nahm, gedachte Françoise wieder der Sorgen, welche die mögliche Abreise des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrausch imstande gewesen, die Sehnsucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob sich diese Sehnsucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte sie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorstünde, und daß es für diesen von größter Wichtigkeit sei, alles zu vermeiden, was dem Könige in bezug zu ihr einen verstimmenden Eindruck geben könne, sie hätte geschwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant.

„Ach das Kind!“ erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Wesen gar nicht interessierten, und dem das Geschöpf aus früherer Umarmung seiner Geliebten fast widerwärtig war, „laß es doch aufwachsen wie es mag! Es wird sich jetzt von dir entwöhnt haben, und die Entführung desselben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verursachen, der mir im jetzigen Augenblicke sehr nachteilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder sind überall im Wege! Erst beeinträchtigen sie Eure Schönheit, dann Eure Teilnahme, und am Ende erinnern sie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wolltest du denn hin mit dem Geschöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entrissen wäre?“

„Wohin —?“

„Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenseite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenlose Geheimnis ist auf der Stelle zerstört! Wo das Kind gesehen wird, gibt's ein Verwundern, ein Fragen und Flüstern und Erzählen! Denke nur an meine Mutter.“

„So will ich's nach Foix bringen, damit ich's zuweilen besuchen kann.“

„Besuchen! Die Lebenspläne kreuzen lassen für ein so kleines, noch unbedeutendes Wesen, — schlag dir's aus dem Sinne, Françoise, und schlafe wohl!"

Zum ersten Male hatte sie mit Tränen des Leides dem Könige gute Nacht gesagt; sie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher sich darin ausdrückte, sie folgerte nicht, sie empfand nicht einmal in voller Stärke die also enthüllte Lieblosigkeit, aber sie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenschaften des Geliebten wie das Schicksal selbst hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenschaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Ebenso felsenfest war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe sie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug sie erwartete, schrieb sie an Baptiste jenen Brief, welchen dieser dem Grafen von Chateaubriant mitteilte.

Leider wurde sie während der Wasserfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht so weit Herr, um sie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoise gemacht, und die ihm um so unbequemer waren, je mehr er einen Teil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte, die lästige Muttersorge endlich seiner Geliebten, die ihr nicht kommen sollte an seiner Seite, alles das belegte seinen Sinn. Niemals noch hätte Françoise, um ihm zu gefallen, ihres Anteils an heiterem Naturell so sehr bedurft, als auf diesem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeschmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilschnell den Strom hinabtrieben, und welches außen so lustig, innen so traurig erschien. Unter einem Baldachin saß der König, abgesondert vom Gefolge, seiner Herzdame gegenüber und blickte mit halb geschlossenen Augen prüfend auf sie. Wer

ihn kannte, mochte ihm ansehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerstörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufstieg und bei erster Gelegenheit schneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Gesichte Françoisens, eine lebensfrische Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend gewesen, diesen Groll auf der Stelle zu zerstreuen; denn so sehr ihn zusammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verstimmte, so sehr war er der geringsten heiteren Wendung zugänglich. Ja, sein Wesen, der Heiterkeit wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach solcher Wendung, weil es sich gar zu sehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoise wußte das nicht, und sie fühlte sich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß sie an eine Koketterie gedacht hätte. So kamen sie schweigsam nach Mélun, an dessen Häusern die Seine hinströmt. Ärgerlich sah der König, daß Boten und Seigneurs seiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müsse. Während er die überreichten Depeschen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blickes vom Könige harrend, damit sie ihm vortragen könnten, was sie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Wasserweg herab.

Unglücklicherweise benutzte Budé die Pause, um der Gräfin zuzuflüstern, Semblançays Schicksal sei auf dem Punkte der Entscheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entscheidung. Budé setzte mit leisem Vorwurfe hinzu, ob sie denn des unglücklichen Mannes beim Könige vergessen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieser Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoisens ließ sie aber keine Rücksicht

darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Handbewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung gesetzte Fahrzeug einzusteigen, erinnerte sie mit sanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rücksicht auf Semblançays Schicksal versprochen habe, sie aber eben von Budé erfahre, er sei mehr als je in Gefahr.

„Madame,“ unterbrach sie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nötige zu richtiger Zeit tun. Lustig sein, wenn andere lustig sind, wird nicht zum Verdienst angerechnet, verstimmt sein, wenn andere verstimmt sind, und Segel wie Steuer gehen lassen, wie es dem Winde gefällt, das ist jedermann erreichbar; in solchem Zustande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rücksicht in Anspruch nehmen, welche leicht unabsehbare Mißlichkeiten in sich schließen kann, dies, Madame, ist so über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr selbst unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt.“

„Ich verstehe Euch nicht mein König.“

„Das wird mir einleuchtend!“

„Eure Rede ist dergestalt eingehüllt in Gewänder von Voraussetzungen und Nebenblicken, daß mir mein schweres Verständnis sehr natürlich scheint.“

Auf diesem Wege konnte König Franz zum Äußersten getrieben werden. Denn er wollte es sich schon als etwas Besonderes angerechnet sehen, daß er seinen Unmut nur in einer verdeckten Rede ausgesprochen; diese Rede nun auch noch richtigerweise unklar nennen zu hören, das brachte ihm zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogensten werden, wo es zur Hälfte unsere eigene Schuld ist, daß eine ursprünglich gute Lage sich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir schon die Vorwürfe unseres Gewissens, und, um sie zu betäuben, entrüsten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd sind, lassen uns immer kalt. König Franz suchte zitternd nach einem all

seinen Ärger sattsam und giftig ausdrückenden Worte für Françoise; denn er gehörte zu den jähen Naturen, welche im Zorne nicht nur keinen Unterschied machen, gegen wen sich der Zorn ausschütte, sondern welche im Gegenteile just die sonst geliebten Personen am empfindlichsten treffen wollen. Ehe er indes dies Wort finden konnte, sprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollständig übersah, dazwischen und leitete den Ärger des Königs auf sich, oder vielmehr — denn er war von raffinierter Klugheit — auf Budé. Er schilderte nämlich mit salbungsvoll geistlichen Worten Semblançays Lage, eine Lage unschuldig wie die des Kindes im Mutterleibe, und schilderte den bevorstehenden Justizmord, und alles dies, wie er weislich hinzusetzte, auf Budés Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf diesen in Fragen und Vorwürfen, die hintereinander herstürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu sanft und unentschlossen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüberzutreten war, und diese gemessene und wohlbegründete Opposition brachte den König in die allerübelste Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich, denn er war in all seinen Behauptungen allzu maßlos gesteigert worden, und es mischte sich in die Rechtfertigung Semblançays allzuviel Sünde seiner Mutter und Sünde seines eigenen, gar oft leichtsinnigen Regimentes. Diese Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigsten in solcher Stimmung des Königs Absicht, wohl aber ward es von Minute zu Minute seiner Stimmung angemessener, mit einem einzigen blutigen Streiche all diesen lästigen Kram zu erledigen, und mit einem schneidenden Worte der Ungnade und Verbannung die lästigen Umgebungen abzuschütteln. Wer die unbeschränkte Gewalt hat, ist gar leicht in der Versuchung, alle lästige Logik mit einer tyrannischen Gebärde zu ersticken.

„Genug!“ rief denn endlich auch König Franz, und es lag in diesem Worte und in dem Gestus, der sie begleitete, und

der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die starr ausspreizenden Finger, — es lag darin eine Wut, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoise ein schmerzliches „Ach!" ausstieß, und daß Budé wie Florentin entsetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner wagte es mehr, die eintretende Totenstille zu unterbrechen. Sie sahen schüchtern — denn die Gewaltsamkeit des Königs wirkte gebieterisch durch dessen vornehme und mächtige Persönlichkeit — und schlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher niemand anblickte, sondern starren Auges hinabsah auf die Wasserfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um sogleich dieser unangenehmen Fahrt und Gesellschaft ledig zu werden.

So stieg er auch ohne ein Wort zu sprechen ans Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu sprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienstes.

Françoise sah ihm lange Zeit nach, und erst als Florentin fragte, ob es verabredet gewesen sei, daß sie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete sie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde schimmerte, und schritt langsam, gesenkten Hauptes voraus in den Waldesschatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoisens diese um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Ratschlägen für die nächste Zukunft bestürmten, ritt König Franz in grimmigster Stimmung nach Paris hinein. Die Depeschen, welche er in Mélun erhalten, berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege sei, ihm den Verlust des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Pescaire geführt, geraden Weges auf die Provence marschierten. Es mußte von seiner

Seite Entscheidendes geschehen; aus den Trümmern des zerstreuten Heeres und mit energischen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er selbst mußte an der Spitze desselben gesehen werden, um die Macht der französischen Waffen wiederherzustellen. Solche Verhältnisse, die raschesten Entschlüsse heischend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rücksicht irgend einer Art zu gestatten, nicht gegen sterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zustande, daß weder Hilfe noch Unterredung angebracht sein konnte; er entfernte sich also auch schnell wieder von einem Anblicke menschlicher Kläglichkeit, der ihm unter allen Umständen zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieser erschien, fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reiches, und ordnete leider in dieser üblen Stimmung gegen Françoise und deren Freunde bereits alles Wesentliche, was die Regierung des Landes während seiner nun sicher bevorstehenden Abwesenheit anging.

„Wer genießt das meiste Ansehen im Lande,“ rief er Duprat entgegen, „um die Regentschaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich stürbe oder außer Landes müßte?“

„Das Parlament, Sire.“

„Ach was! Und wer regiert das Parlament am leichtesten?“

„Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême.“

„Deren rechte Hand du bist, gelte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in deiner Hand ist gewiß nichts Geringeres als Semblançays Todesurteil, dessen meine Mutter so bedürftig ist?“

„Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, sondern nach Recht.“

„Bist du“ — und bei diesen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit seinen Augen überfliegend,

in seiner Rede inne — „bist du von der Schuld Semblançays überzeugt?“

„Sire —“

„Warte mit deiner Antwort, bis ich vollständig gefragt. Ich werde diesen Prozeß, der meine Mutter so nahe betrifft, untersuchen lassen von drei unparteiischen und gewissenhaften Leuten, die ihr alle nicht kennen sollt, dies sage ich dir voraus, nun gehe mit deinem Gewissen und deiner Zukunft zu Rate, denn sie stehen beide auf dem Spiele bei deiner Antwort; du hast Zeit, bis ich das Urteil sorgfältig gelesen, dann erst erwarte ich deine Antwort!“

Der König las, der bleiche Duprat verriet durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach sorgfältiger Durchlesung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er dasselbe starre Antlitz des Parlamentspräsidenten.

„Jetzt sprich!“

„Das Urteil ist zu Recht!“

„Was Recht! Das Recht macht ihr, je nachdem die Tatsachen zugerichtet sind — hast du hier ehrlich zugerichtet?“

„Sire —!“

„Ist der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen gewesen?“

„Nicht mehr als der Rechtsgang gestattet.“

„Und der gestattet so viel als nötig ist zu einem Geständnisse, das man braucht!“

„Unsere Mittel, die Wahrheit zu erforschen, sind allerdings beschränkt. —“

„Beschränkt! Sie sind so unbeschränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geständnisse 'der Unwahrheit bringen könnt! Beschränkt! Grausam sind sie — aber darum handelt sich's nicht in diesem Augenblicke, sondern um deinen Schwur bei Leib und Leben“ — und unter diesen Worten stand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis ins Innerste

blicken — „um deinen Schwur, ob du Semblançay für schuldig hältst!"

„Ich halte ihn für schuldig."

„Und zwar des Verbrechens, dessen er angeklagt ist? Antworte ohne Winkelzug!"

Es war auf solche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jesuitische Gewissen Duprats bisher gesucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen sein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege stehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halses, als ob eine Voreiligkeit hinabgeschluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: „Schuldig des Verbrechens, dessen er angeklagt ist."

Es entstand eine lange Pause. Dann sprach der König wie für sich: „Armer Semblançay! Mut ist die größte Tugend und beherrscht die Welt!" — Dann setzte er für Duprat hinzu: „Ich gratuliere meiner Mutter zu deiner Freundschaft."

„Ich bin erst Richter, ehe ich Freund sein darf."

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr so nachdrückliche Freundschaft, auch wenn ich fern bin. Entschlossenheit gibt ein starkes Regiment, und ein starkes Regiment ist, wenn auch nicht das beste, doch das sicherste. Wirst du meiner Schwester ebenso zugetan sein, wenn sie Regentin wird?"

„Sire, die Frau Herzogin von Alençon ist Gemahlin eines Vasallen, und forderte als solche und als mißtrauisch angesehene Katholikin zum Widerspruche heraus."

„Seitens deiner?"

„Seitens der Vasallen des Reiches; ich selbst widerspreche keiner Wahl meines Herrn."

„Auch der Françoisens von Foix nicht?"

„Wenn es nur eine Françoise von Foix gäbe! Noch aber gibt's nur eine Françoise von Chateaubriant und Eure

Majestät werden nicht einen bretonischen Boudeur zum Titularregenten machen wollen."

„Possen! Die Foix sind ein energisch Geschlecht!"

„Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politischen Fähigkeiten. —"

„Das weiß Gott, ich kenne sie auch nicht."

„Und Sie ermessen, Sire, welch eine Erfahrung, welch eine Sicherheit nötig sein werden, ein Reich zu verwalten, welches seit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die starke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat."

„Du meinst, meine Mutter kenne allein den Zusammenhang der Fäden?"

„Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançaysche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei diesem Prozeß beteiligte Person an die Spitze des Regiments träte."

„Und ihren Gegner selbst hinrichten ließe?"

„Sie könnte ihn ja auch begnadigen."

„Eins wäre so unschicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?"

„Dann setztet Ihr Eure Mutter mit einem garstigen Flecken des Mißtrauens auf den höchsten Platz in Frankreich!"

„Bist du so gewiß, daß ich sie dahin setze?"

„Ich bin Eurer Weisheit gewiß."

Halb zerstreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hotels des Tournelles, wo diese Szene sich begab, ergriff der König die Feder und zeichnete stehend, langsamen Zuges seinen Namen unter das Todesurteil. Dann ging er rasch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

Während sich dies begab, waren Françoise und ihre Freunde in einem mit Hirschgeweihen ausgeschmückten Parterresaale in sorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin

war am tiefsten niedergeschlagen und wiederholte, so wie es egoistische Freunde zu tun pflegen, seine stehende Klage, daß Françoise im Kapitelsaale der Genovevenabtei den Kontrakt zerrissen habe. „Großmut der Jugend“, setzte er predigend und ärgerlich hinzu, „bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer sich Wallungen hingibt, ist des Bettelstabes gewiß! Nichts bindet und dauert als gerichtlich niedergeschriebenes Wort.“

Françoise sah ihn gleichgültig an, während Tränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieser Probe übler Laune und Gleichgültigkeit,“ fuhr Florentin fort, „sind wir kaum noch eines lockenden Erfolges gewiß, wenn ich dich mitnehme zu unseren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerrissenen Kontrakt erneuert. Wer weiß, ob er nachfragt!“

„Jedenfalls, gnädige Frau,“ sprach Budé, der im Saale auf und nieder gegangen war und jetzt vor ihr stehen blieb, „jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer ersten ganz richtigen Regung folgen, Paris in diesem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß ist ein würdiger Aufenthalt; verweilet hier; ich werde alle unsere Freunde unterrichten, und von morgen an sollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juste und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Cousin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen soll, wie wir ihm zum Trotz Anmut, Schönheit und Verdienst zu würdigen wissen, und wie wir in Euch so gut wie in ihm den Mittelpunkt unseres geistigen Lebens verehren. Herzogin Margarete, die ich sogleich unterrichten werde, zögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig und absichtsvoll ist, soll in Fontainebleau bleiben. Unser sanguinischer Herr bereut jetzt schon, was er getan, und einsehend, wo sein besseres Leben weile, wird er büßend zum Hofe von Vin-

cennes kommen wie ein Troubadour, der gegen die Devise seiner Dame gefehlt. Dies ist dann der Augenblick, Semblançays Begnadigung als Sühne zu heischen und eine würdige Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König selbst in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Ansicht und folgt meinem Rate, gnädige Frau?"

„Ich danke Euch," erwiderte diese, indem sie Budé die Hand reichte, „lieber Budé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu solcher Opposition gegen den König. Was Florentin sagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das ist mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er ist übler Laune gewesen und hat mich des Ansehens nicht gewürdigt, als er schied. Die Männer sind doch wohl alle mitunter rauh; mein Gott, wieviel schlimmer war ohne Veranlassung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tausend Regierungssorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und sollte Franz die Übereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe tun, der zu einer sterbenden Gattin ging und bestürmt ist von allerlei schwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm so viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu seinem Troste bin ich da, in solchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich so unwillig empfängt wie er mich verlassen, es ist ihm doch eine kleine Genugtuung, daß ich ihm folge und angehöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte sie nach den Pferden, und Budé küßte ihr gerührt die Hand und führte sie hinaus, Florentins mißbilligende Äußerungen und Gegenvorstellungen aber blieben teils unbeachtet, teils erfolglos. Als sie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Budé ihre

Maultiere bestiegen hatten, um ihr zu folgen bis ans Tor von St. Denis, da sagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu diesem: „Sie wirft sich ihm dergestalt an den Hals, daß es mich nicht im geringsten verwundern soll, wenn er sie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!“

„O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft ebenso weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein schlechtes Weib den schlechten Mann in niedriger Gesinnung überbietet. Und unser König versteht sich auf hohen Sinn. Was ist's im schlimmsten Falle? Ein Weib wie unsere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.“

Florentin sah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, als Budé sein Tier antrieb, um die Gräfin einzuholen, sprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in diesem Augenblicke, da die Königin im Verscheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

„Tröstet Euch! Am Tore von Bercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!“

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

„Ihr schämt Euch, dessen sich der König nicht schämt?“

„Der König ist ein weltlicher Herr!“

Die Pariser, damals wie jetzt politisch aufmerksam bis in die Geheimnisse der Schlafzimmer und dem Familienanstande strenger zugetan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verscheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptstadt reite. Und sie waren im voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offener Straße höchst erwünscht gewesen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieser Nachricht an ihre

Freunde gesendet. Zahlreiche Menschenmassen waren von der Bastille an nach der damals erst im Entstehen begriffenen Place royale vom Mittage an versammelt und gerüstet gewesen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erstaunen der Masse war dagegen der König allein erschienen, und die Masse, halb geschmeichelt von einer Änderung, welche sie ihren Maßnahmen zuschreiben mochte, halb geärgert durch solche Entziehung des anzugreifenden Gegenstandes, um deswillen sie stundenlang gewartet, entschädigte sich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmütig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien versammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Masse nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die seinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war also ganz wie immer vornehm und ohne das geringste Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenlidern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von seiner gewöhnlichen Weise abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Manans, wie man jahrhundertelang die Nichtedelleute nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmut, es war jene egoistische Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht eine charakteristische Beziehung zu ihm hatte. Und was nicht Seigneur war oder sonstwie bevorzugtes Geschöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung gewesen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoise mit ihrer Bedenklichkeit recht gehabt, denn er empfand jetzt selbst, daß ein so aufmerksam beachteter Einzug mit ihr an solchem Tage etwas Unpassendes gewesen wäre.

Was Françoise dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor sie tatsächlich durch die Überreste der Volkshaufen, welche sich noch in den Straßen herumtrieben und welche sie sogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen sie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, sondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob diese allein die Veranlassung seien, daß es Steuern bezahlen müsse. In Frankreich besonders ist es seit vielen Jahrhunderten dem Volke immer eine Genugtuung gewesen, wenn ein hoher Finanzbeamter gestürzt wurde. Semblançays, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Prozeß war den Parisern also auch ein sehr willkommenes Ereignis gewesen, und die Chateaubriant hatte sich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß sie dem alten Manne beim Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen sehen den alten Fuchs, an den sie schon so viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern schon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoise in reichlichem Maße anhören. Entsetzt von dieser Lage blickte sie hinter sich, um Budés und Florentins, welche sie nahe bei sich glaubte, Schutz in Anspruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wohl aber schloß sich die vom Geschrei anwachsende Volksmenge hinter ihr zusammen und trennte sie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Bastillenmauer bog, und sich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, besonders da sich in der enger werdenden Gasse rohe Männer bereits an ihr Pferd drängten und der Augenblick persönlicher Mißhandlung nahe zu sein schien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitscht gleich Wolkenschatten einander jagen, so flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren fast geschlossenen Augen vorüber. Alles

Entsetzen ihrer Stellung schaute ihr so erschrecklich daraus und aus diesem öffentlichen Skandale, dem Höhepunkte ihres Schicksals, wie sie meinte, entgegen, daß sie einen Augenblick allen Willen und alle Tatkraft verlor und unmerklich selbst ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Bestimmung sei, sich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegensten Männer des Haufens benutzten diesen Moment, und der eine vertrat dem langsam schreitenden Pferde den Weg, der andere streckte die Hand nach ihr selbst aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ schrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er sah, daß sich der Gegenstand der Entrüstung so gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd ist Goldes wert, wenn man's zu führen weiß!“ sang in dem Augenblicke, da die schwere Hand des Handwerkers sie berührte, eine schallende Stimme neben ihr, und Françoise fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, sei es von der sie entsetzenden Berührung, sei es von dem Gesange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entschluß schoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterschein, der Entschluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und Tod mit dem Schicksale. Mit aller Gewalt schlug sie ihre Reitgerte raschen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, ins Angesicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der schlecht gepflasterten Straße dahinflog, daß die Funken sprühten und die Menschen auseinander stoben. Die Diener, längst mit Ungeduld dieses Tempos harrend, stürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppierenden Rosse bald ferner und ferner.

„Marots Chanson hat sie gerettet!“ rief lachend der

Bürger, welcher umgeworfen worden war und sich unbeschädigt aufrichtete. „Wo ist er?“ setzte er hinzu, „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber schön ist sie und reiten kann sie wie die Königin Isabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das ist wahr!“ schrien andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war schwer zu sagen, ob man den Bürger auslachte, der sich die gepeitschten Augen in ungeschickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreife galt, welches durch die Entschlossenheit einer schönen Frau so plötzlich geendigt war.

Françoise aber jagte unaufhaltsam durch Paris, bis sie dergestalt verirrt war, daß sie halten und einen Diener um Rat fragen mußte. Es war später Nachmittag, als sie außerhalb der Stadt den Turm von St. Denis vor sich sah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunstig, gegen Sonnenuntergang aber in rotgelbem Scheine wunderbar durchsichtig erscheint. Es wandelt dann alles unter dem Himmel in dieser Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu sehen gewohnt ist: scharf abgeschnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewissen steifen Feierlichkeit. In dieser wunderbaren Beleuchtung sah sie weithin über die Ebene von St. Denis den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Kavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Gespenstisches; auf ungewöhnlich hohem schwarzen Pferde erschien er, ein sehr hochgewachsener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdisch Wesen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgestiegen sei, um in unheilvoller Absicht einen Teil der Welt zu besehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein weil es seinem Naturell zuwider war, denselben Weg zweimal

hintereinander zu machen, und Françoise hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hindernisse zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch sie jenen gespenstischen Eindruck, welchen so oft ein unerwartetes Zusammentreffen innerer und äußerer Umstände hervorbringt. Aber dieser gespenstische Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch gesteigerte Stimmung; einen Augenblick zerschmettert von dem Attentate in Paris, hatte sich der ihr angeborene Mut ein für allemal zu der Einsicht und dem Entschlusse erhoben: sie wandle am Abgrunde und sie müsse sich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hindernis, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmerisch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte sie bis diesen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politischen Standpunkte betrachtet; was kümmerte sie äußeres Ansehen und äußere Macht! Jetzt hatte sie plötzlich dicht nacheinander ihre Liebeswelt bedroht gesehen von innen her durch den launischen König, der offenbar durch politische Verwickelung zu liebloser Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmassen. Hier wie dort war es also, wie sie glaubte, Mangel an politischer Macht, der sie bedrohte, und so bildete sich in ihr mit einem Male der auffallende Wechsel, daß sie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von Stunde an eine mächtige politische Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Wesen außerordentlich verändert, und der König zeigte sich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde ansichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf sie geblickt; daß sie nach den Szenen am Vormittage dennoch seinem Vorschlage von gestern gefolgt sei und sich nach so herber Behandlung dennoch streng gehorsam zeige, das machte ihm, dem eigensinnigen Manne, keinen günstigen Eindruck. Was sich so widerstandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner

sich selbst verläugnenden Liebe fähig ist. Er empfing die Gräfin also hochmütig und lieblos, und machte ihr Vorwürfe, daß sie so spät eintreffe. Wie war er verwundert, als sie erwiderte:

„Das ist Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris so schlecht im Zügel habt, daß es selbst Eurer nächsten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und sie mit Hohn und Spott, ja selbst mit Mißhandlung bedrohen kann.“

„Die Pariser?!“

„Die Pariser, die Eurem Regimente so wenig Ehre machen. Doch davon handelt sich's nicht eben, denn man kann schwach regieren und doch ein starker Freund sein. Aber daß ein als ritterlich gepriesener König die Dame seines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels aussetzt, das Sire, ist erstaunlich!“

„Françoise?!“

„Gräfin von Foix ist mein Name, König von Frankreich, seit ich dem Namen meines Gemahls entsagt, und seit ich eingesehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch gestattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeugung mit sich bringt.“

Man sollte glauben, die Gräfin habe sich nur mit großer Mühe eine Zeitlang in diesem Tone erhalten können, da er ihrem Wesen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den sie liebte wie nur jemals vorher, äußerst schwer gewesen sei. Aber dem war nicht so. Ihre Liebe blieb ungestört davon; die Liebe hätte ihr mitten in diesem Gespräche, welches sich durch des Königs beschwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieser halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein solches im Augenblicke notwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war ebenso frisch und stark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Gesellschaft war

zum ersten Male, war endlich in ihr zum Bewußtsein gekommen. Daß sie sich der rohen Gemeinheit ausgesetzt gesehen, dies hatte endlich all das in ihr wachgerufen, was von seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr gesprochen worden und was immer ohne Widerhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieser Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf; was Budé, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals gesagt, die ihr der König schuldig sei, das alles erhob sich jetzt gesammelt und geschlossen in ihr. Es war leblos geblieben, solange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da sich von allen Seiten die Überzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuscht und in diese Täuschung des Vertrauens könne wohl auch die Liebe selbst mit hineingerissen werden.

Vielleicht auch war sie durch Florentin und durch das Hofleben so weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in diesem sonst so uneigennützigen Herzen. Oder sind nicht all diese Ausdrücke zu hart? Tat es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß sie sich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen sie hegen durfte nach so viel rücksichtsloser Hingebung, als sie dem Könige bewiesen? Königliche Herrin zu sein war ja den Ansprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und fest in sich trug, und welches Leib und Leben für diese königliche Liebe ohne weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuschauer von dieser endlich eintretenden Wendung im Wesen eines Weibes überrascht sein, eines Weibes, welches überall, sowohl in Gehorsam als in Kraft zur Selbstopferung, als in endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt stark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein so oberflächlicher Zuschauer gewesen; denn seine Eitelkeit, durch Mannesschöne und hohe Stellung begünstigt, hatte ihn über die geheimen Widerstandskräfte des Weibes völlig sorglos und gedankenlos gelassen. Völlig unerwartet traten sie ihm jetzt entgegen und bestürzten ihn, soweit sie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vors Angesicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu sein, dies war der Grundton seines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Äußersten bestürzt, und verwirrte sich in der Scham vor seinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig aussah in dieser stolzen Wallung auf schaum- und schweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angesicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Gesichte nach hinten zurückgewichen, das schöne schwarze Haar drängte sich hervor, die Wangen glühten, und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Brust zusammenhielt, war ausgesprungen, so daß die Oberbrust, von rastlos strömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und sobald diese Pein ein wenig zurücktrat, gewann auch das Interesse die Oberhand, das Interesse, eine so überraschende Wendung in dem Charakter seiner Herzdame zu erleben. „Warum hast du nicht einige Stunden früher so gesprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erst seit einigen Stunden“, erwiderte Françoise rasch, „hast du solche Worte nötig gemacht!“

Lediglich mit sich beschäftigt, waren sie solcherweise absichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man

sonst nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umsicht fähig gewesen. Jetzt war es zu spät, dem Anblicke zu entgehen, der sich entgegendrängte. Dichte Volksmassen wälzten sich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte sich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Mensch mit blutrotem Mantel und auf schwarzem Karren ein alter, totenbleich aussehender Mann.

Der König fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um sich zu besinnen, wo er sei und was dies zu bedeuten habe. Unterdes war die Menge, die ihn gesehen und erkannt, hastig näher gerückt mit wildem, die Luft erschütterndem Geschrei. Franz hatte sich mit Entsetzen überzeugt, er sei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit schneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenstreckte, sei niemand anders als Semblançay, den Duprat schleunigst zum Galgen befördern lasse.

„Was ist das?“ rief Françoise. „Schon wieder diese brutalen Töne, diese erschrecklichen Massen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes.

„Horch! einen Augenblick noch!“ sagte hastig Françoise und beugte sich nach dem Halse des Tieres, als ob sie deutlich hören wolle, was die Leute schrien, „um Gottes willen! Franz, hörst du? Sie schreien dir Vivat für — für — das Todesurteil, — dieser Greis, wer ist's?“

„Hinweg! hinweg!“ und mit diesen Worten spornte er sein Pferd bis aufs Blut, und riß Françoisens Zelter am Zügel mit hinab, seitwärts biegend von der Volksmasse und über Stock und Stein dahinjagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden

Straßen war alles in Bewegung, und sämtliche Glocken läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoise, öfter in Gefahr, vom Pferde zu fallen, und fieberisch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umsonst zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche gewesen sei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppierenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finsterer werdende, brausende Stadt.

Am jenseitigen Tore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genötigt, einen Augenblick zu halten, weil das Tor schon geschlossen war. Während die Diener vorritten und schrien: „Öffnet das Tor für den König!" fand sie Zeit, einen Trabanten zu fragen.

„Semblançay wird gehenkt, und die Königin Claude ist gestorben," antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entscheidung nahegerückt; Bourbon belagerte Marseille, Bonnivet selbst war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreise zum Heere stand vor der Tür, und vor dieser Abreise mußte das Wichtigste entschieden werden. Die Regentschaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erschien aber allen Leuten am Hofe als das Wichtigste, und niemand wußte darüber etwas vorauszusagen, selbst die Herzogin von Angoulême nicht, obwohl sie, vom Hotel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datiert, eine ziemlich positive Zuschrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß sie in seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung führen solle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß sie sich mit dieser Zuschrift des Ausgangs

sicher geglaubt hätte. „Er bindet sich nicht, selbst nicht durch seine eigenen Aussprüche und Beschlüsse, er gestattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor seiner Abreise wird erst entscheiden, wer die Herrschaft an seiner Statt erhalten wird.“ So sprach sie zu Duprat, der ihr über Semblançays Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den feinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu schicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin gewesen, und sie war der Meinung, von seinen Ratschlägen rühre es her, daß sich von jenem Tage an eine so auffallende, der Gräfin günstige Änderung zeige im Verhältnisse des Königs zu seiner Herzdame, eine Änderung, von welcher die Herzogin in der entscheidenden Stunde das Schlimmste befürchtete. Dieser Florentin also müsse um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligst wieder vernichte, was er geschaffen.

Ach! und das war so leicht! Er hatte in Vincennes nicht geraten, er war seiner Milchschwester bereits so gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derselben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Versicherungen der Herzogin bereits ein gefälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer positiven Aufträge.

Den vollen Grund zu sagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Klerus systematisch herrschte, von seiner Milchschwester abgedrängt. Alle geheimnisvollen Zeichen waren gegen sie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigsten seines Standes in Paris, je fester und sicherer er ein Horoskop stellen lernte, desto hoffnungsloser wurde er für Françoise, und infolgedessen auch desto kälter; denn er verband sich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprats Mitteilung sogleich hinübereilte nach Fontainebleau, und, zuerst in Françoisens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er

seit dem Aufenthalte in der Heimat nicht wieder gesehen, da gab der Anblick dieses Vogels den letzten Ausschlag, wenn es noch eines solchen Ausschlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Weges begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieses verlassene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoise gesucht hatte. Bemerkte sie's nicht, oder wollte sie es nicht bemerken, daß Françoise ihr abgeneigt, wenigstens mißtrauisch gegen sie gesinnt sei? Sie sah und hörte nicht darauf, sie liebte Françoise, wie ein junges Mädchen imstande ist, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn sie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, so glaubte sie ihr eine besondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerst bei der Gräfin eingetreten war, um sich erst an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältnisse zu unterrichten, fand weder Françoise noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Tür in der Galerie, und war durch das Semele-Kabinett eingetreten; denn wir dürfen nicht vergessen, daß er Françoisens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu seinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, dessen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er sich auf einmal zweifellos bestimmt, und ging von da stehenden Fußes zur Herzogin.

Ist es so gar wunderlich, daß ein mit großen Verstandeskräften ausgerüsteter Mensch dergestalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrschende Ton unter den damaligen Priestern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer bestehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenlosen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen sie in zwei Teile: ein Teil neigte zur Reform, und der andere Teil entschädigte das geheimnisvolle Bedürfnis, welches den Menschen inne-

wohnt und welches die Bürgschaft unserer höheren Bedeutung und ewigen Bestimmung ist, durch Hingabe an die Glaubenskünste aller Zeiten. Solche Glaubenskünste werden Magie und Zauberei genannt, sobald sie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen sind, oder sobald sie sich in verwegener Spekulation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung ist bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geisteswelt erreichbar gewesen, und ist zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Sisyphus hat man mit Recht die Fauste der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofstaate von Hunden, Schlangen und Scheusalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verse meint: Wenn ich die Überirdischen nicht rühren kann, so werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moses diese Gefahr für den beweglichen Menschensinn erkannt, und wie streng hatte er die Teilung der Gottheit, in welcher Teilung er all diese Gefahr erblickte, in seiner Lehre verdammt. Aber auch sein Volk entging diesem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrschte, und aus der babylonischen Gefangenschaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hintertüren stahlen sich diese unmosaischen bösen Geister in die jüdische Religion, und sie finden sich als anerkannte Gewalten vor, als das Christentum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und sie also unmittelbar anerkennt. Mehr und mehr traten diese feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den sich ausbildenden Glaubensbekenntnissen des Christentums, und der Satan heißt bald überall der Fürst der Welt. Mit diesem Gedankengange erbten sich hundert Traditionen

in der Priesterschaft fort, wie diese bösen Mächte zu beherrschen seien. Was wir beherrschen, das ist uns dienstbar, was uns dienstbar ist, das wollen wir ausbeuten, — also ist die Folge im Menschengeiste. Die Magie also, die Kenntnis geheimnisvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrschung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberwesens vorhanden, dessen Adepten besonders aufgeklärte Priester waren. Der sogenannte „Hexenhammer“, ein Kriminalkodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man sich zu seinem Privatzwecke unterrichtete, ist ein Zeugnis, wie ausgebildet und bis ins einzelne ausgebildet diese Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberwesen damals eines von jenen öffentlichen Geheimnissen, dessen Benutzung nur unter gewissen beschwerenden Umständen bestraft wurde. Der aufgeklärte italienische Klerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus seinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wissenschaft, das versiegelte symbolisch magische Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entsiegeln. Die biblischen Wunder zum Beispiel schrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrsten Vorstellungen, wie man sich in ein Tier verwandeln oder seinen Geist einem Tiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß sich Adam und Eva an der Schlange versehen und dadurch den jetzigen Menschenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Mensch sei viel schöner gewesen und die Schlange wohl auch. Wenigstens habe sie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt seien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherstellung aller Dinge, und wenn wir erst den vollständigen Höllenzwang gefunden, dann würde alles wieder in seine schönste Gestalt zurückkehren. Tiefsinnige Gedanken alter und moderner Philo-

sophen waren in Beispielen geläufig, wie die Vorstellung vom Basilisk zeigt, der durch seinen bloßen Blick tötet. Er töte nämlich bloß durch die Begierde zu töten, welche er in seinen Blick zusammendränge, wie denn der philosophische Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Existenz gekommen sei, schon von Plotin herab der magischen Wissenschaft eigen war.

Wie mußte dies alles einen von sonstigem Glauben entblößten, aber an Phantasie und Verstand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verschleiert und von den stattlichsten Prälaten hochgeachtet in Paris vorfand! Mit solch einem Glauben fand man ein Bedürfnis des Glaubens ab, dessen man sich doch dem stets gefürchteten Schicksale gegenüber nie ganz entschlagen kann, und tauschte doch nur einen Glauben ein, den man seinem Bedürfnisse anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigster Adept, um so eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachsen glaubte mit der Hierarchie. Und in diesem ersten Stadium seines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoise, denselben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, so verhängnisvoll gewesen war. Der Rabe war von erschrecklicher Wichtigkeit in aller magischen Kunst! „Dr. Johann Faustens Mirakul-, Kunst- und Wunderbuch, oder der schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geister gezwungen, daß sie mir haben bringen müssen, was ich begehret habe, es sei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Springwurzel, und was sonst mehr dergleichen auf Erden“ — dieses wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht bloß dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetentüre in die Franz-Galerie hinaus.

Die Herzogin Luise von Angoulême bewohnte die abgelegenste Seite des damaligen Schlosses; Florentin hatte

über einen Hofplan zu schreiten, welcher nach der jetzigen Stadtseite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düsteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgesondert, denn sie hatte immer besondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht sehen sollten. Sonst hätte man nicht gewußt, warum sie diesen ältesten und engsten Teil des Jagdhauses von Fontainebleau mit schmalen Fenstern und schmalen Gemächern sich auserwählt, der vielleicht schon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benützt worden war, und der später in dem fünffach eingeschachtelten Gehäuse von Schlössern Fontainebleaus verschwunden ist.

Als Florentin eintrat, verabschiedete sie eben Bonnivet, welcher eine junge schöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzusehen, daß er eben aus einem höchst unglücklichen Feldzuge, dessen übler Ausgang besonders ihm zugeschrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtsinn war ihm eigen wie sonst, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm stets gnädigen Luise.

„Keinen Leichtsinn!“ flüsterte diese rasch, als ob sie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke sind wenig und der günstige will ergriffen sein. Mein Sohn badet im roten Pavillon, und er ist am günstigsten gestimmt für das Gesuch dieser Dame, wenn er im Begriff ist, den Pavillon zu verlassen. Seid mutig, Madame, und sprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr möcht mir Bericht erstatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit seiner Dame das Zimmer verlassen hatte, wendete sich die Herzogin mit einem lange forschenden Blicke zu unserem jungen Priester. Sie sprach nicht, als ob sie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu stören.

Und der verschmitzte Florentin hatte nicht so viel dreiste Haltung des Auges, wie sie Kraft der Herausforderung besaß; er schlug es nieder und begann das Gespräch gegen seine Absicht. Denn von zwei Unterhändlern ist derjenige im Nachteile, welcher die Rede anfängt, auch wo es sich nur um Abschluß längst besprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen —" sagte denn Florentin, um ihr wenigstens solcherweise die ersten Schritte zuzuschieben.

„Nicht daß ich wüßte!" entgegnete sie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es ist dann ein Mißverständnis von seiten des Herrn Kanzlers, auf dessen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!"

„Habt Ihr Euer Beichtkind schon gesprochen? Ihr werdet sie sehr befriedigt gefunden haben von der neuen Koketterie, die sie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuschreibe, um weswillen Ihr mich erstaunt seht über Euren Besuch."

Florentin fühlte nach diesen Worten keinen Boden unter sich. Françoise war also in voller Macht, und er selbst, im Begriff sie zu verraten, war im Begriff eine Torheit zu begehen. — Er stotterte ungeschickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete sich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er seine unvollständige Phrase beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf sich ruhen, und die Pause dehnte sich wieder.

„Ihr seid nicht unterrichtet, Herr Prälat," sagte sie darauf langsam, „und kommt, mir Euren Rat anzubieten! Ihr seid nicht entschieden, welche Partei Ihr ergreifen sollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut sein mit halben Worten, Ihr braucht noch Übung, um damit zu täuschen, Ihr braucht noch Übung, nicht getäuscht zu werden. Wenn die Gräfin wieder

in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit solcher Nachricht empfangen?"

„Ich schwanke nicht mehr —" entgegnete Florentin, der sich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „seit ich am Todestage der Königin die politische Unfähigkeit meines Beichtkindes gesehen, und seit ich in der Zukunft gelesen, daß sie ungeschützt vom Könige zugrunde gehen werde!"

„Ei, sind Eure Bücher der Zukunft in so deutlicher Sprache geschrieben?"

„Ich schwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich sie verlassen müsse, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an diesem Hofe suchen soll."

„So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war diese Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war sie die Mächtige der Zukunft?"

„Der Zukunft? Das ist wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das ist Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns."

„Was? Zwanzig Jahre! Das ist wenigstens originell, wenn es sich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin."

„Diese sechzehnjährige Dame hat große Anlagen, aber sie werden langsam reifen, und jetzt hat sie nichts als den augenblicklichen Reiz der sechzehn Jahre."

„Kennt Ihr sie denn?"

„Diana von Brezé war bei mir, ehe sie nach Fontainebleau kam, und zwar schon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schicksal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt sie aber für so ungefährlich, daß ich ihr selbst dringend geraten, hierher zu gehen, und daß ich sie mit guten Rat-

schlägen ausgerüstet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen."

Hiermit war die Reihe der Überlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimnis und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillschweigen war also jetzt von anderer Art, und als sie es enden wollte, winkte sie Florentin, einen Sessel einzunehmen, und setzte sich selbst, indem sie sprach: „Es ist schade, daß eine sichere Übereinkunft mit Euch so schwer, fast unmöglich ist!"

„Sicher ist nur der Tod, und ich bin sicherer als die Mehrzahl der Menschen, weil ich mich keinen Leidenschaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

„Welche Neigung ist's?"

„Eine hohe Stelle im geistlichen Regimente, zunächst eine bischöfliche."

„Und wer sie Euch verspricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr sie habt?"

„Wer sie mir verschafft, dem diene ich treu, solange er mir mit Wahrscheinlichkeit eine höhere verschaffen kann."

„Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?"

„Gewiß glaub' ich's."

„Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin sein werde?"

„Nein."

„Ihr habt also die Schimäre, daß Eure Gräfin so rasch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?"

„Ich will sorgen helfen, daß diese Hoffnung eine Schimäre gewesen!"

„Ist da noch Sorge nötig? Ich begreife mich selbst nicht, daß ich so überspannte Furcht einen Augenblick habe berücksichtigen können. Mein Sohn selbst hat mich positiv darüber beruhigt."

„Der König selbst weiß noch nicht, wie der entscheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch versprochen, ist um so unsicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint ist und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geschehen sein, daß sich die Tochter der Foix energisch erhoben, daß sie die Hinopferung Semblançays als ein unwürdig Betragen gegen sie, die stets beschwichtigte Bittstellerin, geltend gemacht, daß sie Ersatz oder Trennung geheischt hat. In alledem ist der König des Irrtums und der Schwäche überwiesen; er sieht sie kräftiger als er geglaubt, und sieht sich in beschämendem Fehl gegen sie in betreff Semblançays. Er hat also gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entschädigung ist ihm groß genug, und hier liegt die größte Entschädigung zur Hand, die Verleihung der Regentschaft. Was der Nüchterne Schimäre nennt, das ist dem in Leidenschaft Befangenen das Willkommenste, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit ist für den Charakter und also für den Anspruch der Gräfin. Dieser Tod hat wahrscheinlich zuwege gebracht, daß sie, die bis daher schüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß sie es erst nach diesem Todesfalle getan, muß dem Könige die vorhergehende schüchterne Hingebung doppelt im Preise steigern! Nein, Frau Herzogin, die Schimäre kann Euch bei dem poetischen Sinne des Königs gefährlich werden, sobald noch irgend eine überspannende Gelegenheit hinzutritt, oder sobald wir nicht eine herabstimmende Gelegenheit herbeiführen."

„Ihr müßt Euren Übertritt wertvoll machen, Prälat."

„Das ist er auch, selbst wenn ich Euch nur abraten wollte von dem Experimente mit der sechzehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird."

„Und warum abraten?“

„Diese noch bedeutungslose Diana, welche sich ohne Widerstand hingibt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beschönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit.“

Bei diesen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und sein faunenhaftes Lächeln verkündigte, daß alles wohlgelungen sei.

„Erzählt!“ rief die aufstehende Herzogin, „dieser Priester ist mit uns!“

„Das Glück war äußerst günstig,“ sprach Bonnivet mit Selbstgefälligkeit. „Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant so passend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es also aus der Ferne gesehen, wie ich die schöne Brezé dem Könige zuführte, wie sie ihm zu Füßen fiel und wie er sie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zusammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu schildern, und ihr auf eine, ich schmeichle mir, interessante Weise auseinanderzusetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil selbst zu versuchen für die Begnadigung ihres Vaters, statt sich länger auf eine unwirksame Fürsprecherin zu verlassen. Solch eine Herzdame ist aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, sie bittet für Vallier, und wir müssen dessen schöne Tochter zur Unterstützung der Bitte herbeiholen.“

„Ich fürchte,“ unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft sich gebärdenden Admiral, „ich fürchte, Florentin, Ihr habt recht, und wir haben einen törichten Streich gemacht!“

„Den gefährlichsten von der Welt,“ sprach dieser mit Nachdruck, „da er in so frivoler Weise die Tochter Valliers gröblich bloßgestellt und die Gräfin auf die gerechteste Weise entrüstet hat. Das war eine passende Veranstaltung, wenn es dem Könige darum zu tun war, eine lästige Geliebte zu verabschieden. Da aber seine Liebe für sie in vollster Kraft steht, so führt diese Szene unfehlbar zu nichts anderem, als daß es ihn den leidenschaftlichsten Szenen mit Françoise aussetzt, Szenen, die mit überschwenglichen Liebesopfern seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können.“

„Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt seit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und bestimmt den König zu eiliger Abreise, damit er ohne Versöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieser Versöhnung scheide und die letzten entscheidenden Anordnungen treffe.“

„Aber ich verstehe nicht —“

„Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marseille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen sein, macht, daß mein Sohn heute abend reist!“

„Hab ich nicht recht?“ fragte die Herzogin besorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlassen; denn die Klugheit des Priesters hatte ihr bereits durch diese Proben richtigster Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher sie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und schön zugleich war, und Florentin war scharfsinnig und verwegen genug, vorherzusehen, daß er auf diesem Wege selbst Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte also feurig die dargebotene Hand und öffnete all seine Kenntnisse und Ratschläge für glückliche Erledigung der bevorstehenden Katastrophe. Und seine Kenntnisse, täglich genährt durch die Mönchspost aus allen Teilen des Reiches, waren unschätzbar in diesem Augenblicke; denn er wußte, daß

binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenossen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreise möglichst zu beschleunigen. Wenn die entrüsteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schlosse hätten, meinte er, so gebe dies einen für den König so widerwärtigen und namentlich die Gräfin so bloßstellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentschaft Françoisens völlig verleidet und er nur danach trachten würde, aus diesem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an diesem Tage in bester Laune! Während er noch sprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächsten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrschaft versah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen seien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieser Herren.

„Man hindere sie in nichts, und den Seneschall Herrn von Brezé führe man zu mir,“ entgegnete sie und verabschiedete den Diener. — „Noch eins!“ setzte sie hinzu, „Florio, Bonnivets Diener, soll zu mir kommen.“

„Entwickelt mir“, sprach sie hierauf zu Florentin, „Eure Vorstellungen, wie der Hergang im einzelnen am besten zu veranlassen sei. Ich erkenne den Vorteil nicht, welchen Chateaubriants Anwesenheit bringen kann — Brezé ist ein Hofmann und hat weder als Widerstand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es ist mit Chateaubriants Anwesenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!“

„Glaubt Ihr, daß die tote Françoise gefährlich sei?“

„Ach!“

„Da sie nicht siegen konnte neben dem Könige, so erwartet sie jedenfalls früh oder spät Jammer und Elend; ein rasches gewaltsames Ende ist ihr eine Wohltat.“

„Nicht doch, was kümmert sie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet sein von der Brutalität des bretonischen Grafen!“

„O nein! Nach alledem, was ich höre, ist dieser Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt sich an seinem Weibe, das ist alles. Und wir können zutun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme.“

„Und der Hergang?“

„Ich denke mir ihn sehr einfach. Die Gräfin, entrüstet über den König, läßt diesen um keinen Preis zu sich und erfährt nichts von der bevorstehenden Abreise, wir aber lassen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was sich zwischen ihnen begibt.“

Die Herzogin, belebt und gerötet durch die Verhandlung einer für sie so wichtigen Intrige, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und schritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoise war um dieselbe Zeit in Verzweiflung. Infolge der Todestage der Königin und Semblançays war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältnis zum Könige gekommen. Dem Aufschwunge ihres Charakters gemäß, welchen sie an jenem Tage gewonnen hatte, war sie, obwohl tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançayschen Fürbitte, zu stolz gewesen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszusprechen. Er dagegen, seines Unrechts sich bewußt, und erniedrigt durch die stolze Haltung Françoisens, hatte all die schönen Anlagen seines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte sich dem Tadel gegen sich selbst mit der liebenswürdigsten Aufopferung hingegeben, hatte mit Übertreibung und poetischer Erfindung ihr aufgezählt, was er alles gegen sie unterlassen, was er alles gegen sie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend gewesen. „Du sollst mir nicht vergeben,“ hatte er sie unterbrochen, als sie

seinen Selbstanklagen Einhalt tun wollte, „du sollst mir wenigstens nicht sogleich vergeben! Buße sollst du mir auferlegen, strenge und schwere, und erst wenn ich sie würdig ertragen, magst du meine Bitte anhören nnd entscheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semelezimmers!“

Françoise war selig gewesen. Ihr Ideal zeigte sich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte sie nun zu wissen, alle Störungen ihrer Liebe seien nur äußerliche! Und der Aufschwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wohl mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entsprungen sei! Aber sie sah nun eine so schöne Wirkung desselben, sie hörte vom Könige selbst, daß dieser Aufschwung ihm ein prächtiges Glück sei, das ihn vor Selbstvergessenheit jetzt und in Zukunft bewahren solle. Wie liebte sie sich deshalb, daß auch in schlimmer Lage und bei gewaltsamem Anstoße, den sie sich selbst gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was ist es ein Glück, sich selbst lieben, seinem Naturell, des Adels sicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem alles eine künstlerische Rundung erhalten mußte, mit Entschiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindestens eine Woche lang ausgeschlossen sein zu müssen, o, sie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geschlossen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältnis gewesen bis zu jenem entscheidenden Tage. Franz hatte bis zu diesem Tage streng Wort gehalten mit anspruchloser Beflissenheit, und noch am Morgen dieses Tages hatte er ihr ein zärtlich Billett geschrieben in naiven Versen Marotscher Gattung, welche die Bitte schüchtern genug ausdrückten, ob er heute abend nach der Tafel die Pforte des schlafenden Nymph befreit vom

inneren Riegel finden, und ihr sein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schlosse Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in solcher Stimmung ganz willkommen gewesen. Es drängte sie, jemand wohlzutun. Sie vergaß ihr Mißtrauen gegen das in der Tat unschuldige Mädchen, welches mit schwärmerischer Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die sie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schlosse Foix seit dem Tode der alten Gräfin unpassend geworden war.

Chimene, ein sonst verschlossenes, schweigsames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoise so stark und innig aus, und zeigte sich so gereift, daß Françoise eine Vertraute, die sie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Dies überschwengliche Glück drängt ja am meisten zur Mitteilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es seinem Herzen innigster Ernst war, daß er an solchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit sinnlicher Männer, die am schwächsten sind, je länger sie des Kusses ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher sie die heiß ersehnten Küsse der Geliebten vor sich sehen! Übrigens muß zu des Königs Entschuldigung bemerkt werden — wenn sein, solcher Untreue ganz angemessenes Naturell der Entschuldigung bedarf — daß niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Bonnivet es darstellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier, an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß sie sich später der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Gemahls aufgebend, ist sie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebens-

gefährtin Heinrichs II., Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob sie um deswillen eine Umarmung dieses letzteren stets in Abrede gestellt hat, da eine solche jeglichem moralischen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich sein mußte, das ist nicht zu entscheiden. Françoise von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitiers bisher versagt worden, und welche unter solchen Umständen erfuhr, sie sei der Diana von Brezé bewilligt, Françoise, selbst in leidenschaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an schreiender Untreue und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in fast besinnungsloser Verzweiflung.

Als der Tag sich neigte und es dunkel wurde, lag sie auf einem Ruhesitze in jenem Zimmer, welches an das Semelekabinett grenzte. Ihre Tränen waren versiegt, aufgelöst hing ihr schwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entstellte Gesicht, über die stürmisch arbeitende Brust herab. Chimene, welche Bonnivets giftigen Bericht unten im Garten mit angehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröstliches zu sagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung wert geschienen hatte: daß ihr nämlich diese Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entsetzt stieß sie die Hand des armen und ihr so wohlwollenden Mädchens von sich! Ach, und wir sind alle so, und die tiefsinnigen Grübler weisen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwischen den Menschen wirke ringsum in der Welt wie auf elektro-magnetischer Kette, und die zusammenpassenden Geschöpfe förderten, die unpassenden verdürben einander das Schicksal.

Währenddessen klopfte es an der Tür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband.

Traurig ging Chimene hin, um nachzusehen; Françoise aber sprang auf, eilte in das Semelekabinett hinein und drückte den Riegel an der Tapetentür, der übrigens vorgeschoben war, womöglich noch fester in seine hemmende Lage. Nicht um die Welt mochte sie den Mann, welcher ihr Herz und seine eigene Liebe so arg verraten, jemals wieder durch diese ihr bis dahin so reizende Tür eintreten sehen.

In der Tat war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gastmahle, und die Kunde, von diesem Gastmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich sei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank sein, ich will ihm wenigstens nicht selber sagen lassen, daß ich krank sei um seinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was du magst, es ist nichts mehr zu verderben, das Leben ist aus!"

Als Chimene die Tür öffnete, um hinauszugehen, stand Budé, der unterdessen angekommen, auf der Schwelle, und Françoise, die seiner ansichtig geworden, stürzte ihm entgegen, fiel an seine Brust und weinte bitterlich.

Budé suchte sie zu beruhigen, aber er steigerte dadurch nur ihren Schmerz.

„Ihr fragt nicht," schrie sie auf, „Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es also, es ist also öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!"

„Nein, liebe Gräfin, nein, es ist nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen ist, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt ist, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewiesen habt, Bonnivet hat es mir mit seiner gemeinen Schadenfreude zugeflüstert. Françoise, höret den König! Es ist wahrscheinlich nicht wahr, es ist wahrscheinlich nur eine Kriegslist Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreise des Königs mit diesem zu entzweien, damit er

keinerlei Anordnungen für Euch treffe, während seiner Abwesenheit."

„O guter Budé, so ist es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich sie zu seinen Füßen gesehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er sah ihr Flehen, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitiers bis auf die geringste Nebensache — was braucht er sie in den Pavillon zu führen, wenn nicht — geht, geht, laßt mich allein! Es tötet mich, davon zu reden!"

„Ich gehe zu ihm und dringe auf Wahrheit!"

Damit entfernte sich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoise lag wieder regungslos und vor sich hinstarrend auf dem Ruhesitze. Es war allmählich ganz dunkel geworden, Chimene, nicht sowohl verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finstern Gemache, dessen hohe Fenster erst oben am Gesims leise gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer später in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erst den hohen Wald zu übersteigen hatte. Ach, diese beneidete Gräfin, welcher die politischen Zuschauer nach Claudes Hintritte die Krone Frankreichs zuteilten, sie war die unglücklichste Kreatur im königlichen Lustschlosse Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher und vernichteten einander, sie empfand nur, und sie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren Gliedern, sie spannen sich, und der ganze Körper springt auf, gespannt horchend.

Der Tritt des Königs ist es, der eiligst über die Franzgalerie schreitet, und den sie erkennt, ach, so genau erkennt. Jetzt ist er am schlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umsonst! — er rüttelt, umsonst! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoise!

Wunderbar war sie anzuschauen bei dem schwachen Monddämmer, der sich allmählich im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgesenkten Armes, der eine schöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Faust geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leise, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blasser Rückschein des Mondschimmers fiel, dem wurde es offenbar: diese schmerzlichen Linien um den Mund, sie verraten mitten durch allen Zorn hindurch die unzerstörbare Liebe, und wenn der König noch mehrmals ruft, so siegt die Liebe, und Françoise öffnet; — der König wiederholt seinen Ruf, und pocht dabei an die Tür! Dies Pochen verletzt sie, ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen, das Beben der Glieder erstarrt zur Unbeweglichkeit.

Da öffnet sich die Türe zu den inneren Gemächern, und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin schreit auf und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerstören mir das Augenlicht!"

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu sein, obwohl ihn nichts weniger als Liebesgedanken daherführten. Einmal zur Parteinahme gegen sie getrieben, hatte er nur rasche, entscheidende Mittel vor Augen, und er hatte viel erfahren und viel vorbereitet in der letzten Viertelstunde: zuerst die Nachricht, es seien nicht bloß Bonnivets erkünstelte Besorgnisse vorhanden, um den König noch in dieser Nacht zum Heere zu rufen, sondern Brion sei eingetroffen von Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortschritte der Feinde, über die unerläßliche Notwendigkeit, daß der König selbst in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erscheine, wenn dieses Heer überhaupt zusammenkomme, und wenn der Adel in Beaujolais,

Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten solle für den heranrückenden Connetable.

Daß der König also scheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor seiner Abreise ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtspruch die Regentschaft bestimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angesagt. Daß man in betreff der Gräfin des Ausgangs nicht sicher sei, sobald noch eine Viertelstunde übrig bleibe zur Versöhnung zwischen zwei Liebenden wie Franz und Françoise, das war dem Priester nur allzu deutlich, seit er im Vorübergehen wenige Worte einer Szene zwischen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verflossen, seit er durch die offenstehende Tür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heil an die Regentschaft der Herzogin gefesselt waren. Der König nämlich zeigte sich unterrichtet von der Mitteilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrscheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm stehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurrot vor Zorn gewesen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen stoßen.

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weitereilend gedacht, er wird sie, versöhnt oder nicht versöhnt, auf den Thron setzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis seiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zusammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, so ist die Schlacht für uns verloren!

Also denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franzgalerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoise bewohnte — in die Wohnung

der Gräfin zu bringen und diese zu stimmen und dergestalt unnahbar zu machen, wie es ihm passend erscheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er schon bei der Herzogin den Hauptschlag der Intrige eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelstunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelstunde werde die Tapetentür am Semelekabinett geöffnet, das heißt zum Öffnen aufgeriegelt sein.

Florio nämlich, dessen Verschmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Überblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franzgalerie an die Tapetentür, durch die Tapetentür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezés eigener Hand ein Zettel ausgestellt würde, des Inhaltes: „Vertraue diesem Manne, er ist auf unserer Seite."

Diesen Zettel hatte der Seneschall auf die Versicherung der Herzogin, er solle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer seiner Frau zu bringen, ausgestellt, besonders da man hinzusetzen konnte, das Verhältnis zwischen dem Könige und der Gräfin sei in diesem Augenblicke dermaßen zerstört, daß die persönliche Erscheinung des Grafen Chateaubriant bei seiner Frau wahrscheinlich hinreichend sein werde, diese zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlassen.

Mit diesem Zettel und einer Maske vor dem Gesichte, welche bei so gefährlichem Dienste nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zusammentreffens zwischen ihm und Chateaubriant dem Italiener nötig schien, hatte dieser Florio es übernommen, den bretonischen Seigneur anzutreten, sobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorstehende Abreise des Königs und die damit verbundene Regentschaftsernennung hatte eine große Menge

Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte sich wohl von irgendeinem derselben eines solchen Freundschaftsdienstes versehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden störenden Verhältnisses, ohne doch dafür seine persönliche Mitwirkung offenen Gesichtes eingestehen zu wollen. Es bedurfte also nicht einer übergroßen Courage Florios zur Übernahme dieses Auftrags, und seigneurmäßig aber unscheinbar gekleidet, machte er sich also flugs nach Florentins letzter Order auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuser, welche seit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schlosse entstanden waren, rufen zu lassen, um ihm mit halber Stimme, gestützt auf den Empfehlungszettel, seinen Dienst anzutragen.

Er war vorsichtig genug, seinen Herrn, den der König eben verlassen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen solle, und dieser, obwohl voller Wut über den schmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günstling genug, diese Gelegenheit für einen dem Könige wahrscheinlich notwendigen Dienst zu ergreifen. Denn er hatte gesehen, daß der König von ihm hinweg seinen Weg gegen die Franzgalerie hin genommen, und setzte voraus, da er soeben von Florio die Existenz der Tapetentür erfuhr, der König sei zur Chateaubriant geeilt, und es könne sich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zusammentreffen zwischen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es setzte den König in einige Gefahr und in sichere Verlegenheit, strafe ihn also auf der Stelle für seine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, sich unerwartet und höchst erwünscht für den König dienstbar und hilfreich zu erweisen.

Dies alles bereitete sich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verschwinden Guernards, der die Lichter wieder mit sich nahm, eine Pause eintrat, so hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetentür. Vermutend, dies sei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und diesen für die spätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurückzuschieben, ergriff er diese Veranlassung und trat in das Kabinett, indem er leise zu Françoise sprach:

„Du wirst ihn doch nicht sehen wollen, nachdem er sich so unwürdig betragen?!“

„Um Gottes willen nicht! Um Gottes willen laß den Riegel unberührt!“

„Sei ohne Sorge, ich will die Tür unterstützen, daß sie nicht einer Gewaltsamkeit weiche.“

Und so trat er hinauf dicht an die Tür, sein Ohr daran lehnend und horchend, ob der König sich entferne, während Françoise, über des Priesters Absicht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen war. — Er hörte den sich entfernenden und schallenden Schritt des Königs, welcher nach der gegenüberliegenden Flügeltür der Galerie sich verlor, und als Florentin vernahm, daß diese Flügeltür ins Schloß geworfen wurde, da zog er leise den Riegel auf und ging zurück ins Zimmer der Gräfin. Eine nochmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahrscheinlich, und das Ziel der Überredung, welche er vorhatte, glaubte er nun dahin stecken zu müssen, daß es unverträglich mit der Würde Françoisens sei, in der nächsten Zeit öffentlich zu erscheinen. Daß damit nur der heutige Abend und die einbrechende Nacht gemeint sei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für den Fall, daß Françoise die so nahe bevorstehende Abreise des Königs schon erfahren hatte oder noch erfuhr, durfte seines Erachtens nur das unverzeihliche Betragen des Königs in grelles Licht gestellt werden. Er setzte also in seiner Anrede die Untreue des Königs und die skandalöse Öffentlichkeit derselben am heutigen

Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die Frage hinzu, was die Gräfin in solcher zum Äußersten gesteigerten Lage zu tun gedenke?

Françoise schwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruhesitzes, und der sinnliche Priester sah mit Neid und Lüsternheit auf den stolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken schien. Mit Neid, weil er diese junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Luisens von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Genovevenabtei so rasch hatte aufgeben müssen, und er fing an zu bedauern, daß er dem rohen Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerschmetterte Frau, wenn sie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Klostermauern von neuem eine Zuflucht zu suchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach seinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemessen.

„Françoise," hob er feierlich an, „was beschließest du für deine Zukunft?"

Françoise schwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt," fuhr er fort, „bei dem Eintritte in deinen jetzigen Lebenskreis wirksam gewesen zu sein; ich werde zeitlebens daran büßen. Aber ich tat's, weil ich einen großen Wirkungskreis dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen einzelne wohl begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es ist anders geworden: du hast deinen Gatten gefährlich verletzt, hast alle häuslichen Pflichten hinter dich geworfen, hast das Ärgernis der Gesellschaft aufgeweckt, hast durch übles Beispiel unberechenbar geschadet, und — hast für all das keinerlei Ersatz geboten. Du hast deine Aufgabe nur als eine Aufgabe deiner persönlichen Neigung, deines persönlichen Vorteils angesehen und hast nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen

Bittstellern, irgend einen Vorteil, irgend eine Hilfe zu verschaffen gewußt; ja, in dieser beschränkten, in dieser eigennützigen Auffassung deiner Lage hast du sogar die Sicherheit und Dauer deines persönlichen Verhältnisses ganz und gar nicht zu schützen verstanden. Françoise, du bist deiner Aufgabe nicht gewachsen! Wo man keine Tugend sucht, da erwartet man wenigstens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigstens Glück, das beschwichtigende Glück der Welt! Nichts von alledem ist hier vorhanden; — was ist nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Lose der Gedankenlosigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoise, der Stolz allein! Habe ihn! Wisse zu endigen! Nie sehe dieser König dein Antlitz wieder, und kein gleichgültiger Zuschauer sei imstande, dir sein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier ist meine Hand, um diesem Stolze, welcher dir not tut, behilflich zu sein! Ich führe dich von hinnen in eine stille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen soll, kein Hauch dieser für dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher du fliehst, desto edler, desto leichter ist deine Flucht!"

Françoise hatte sich erhoben, und sie schien bereit, sich mit ihm nach der Tür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte ins Freie; aber wer möchte entscheiden, welche Regung in ihr die vorherrschende gewesen sei bei jener Wendung nach der Tür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentins Rede; der trotzige Gedanke, sich rasch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieser Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetischer Kraft zog sie nach jener Tür! Sie hörte Tritte, Geräusch, unverständliche Rede, sie schrie auf — denn der König trat aus jener Tür in ihr Zimmer. Von der Tapetentür abgewiesen, war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene hastig vorübereilend, war

er unaufhaltsam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geschritten.

Als Françoise aufschrie und zurücktrat, wollte er sie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen aufs Spiel gesetzt sah, stellte sich verwegen zwischen ihn und sie, und sprach: „Sire, diese Dame gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt sein!"

„Du bist von Sinnen, Priester! Françoise!"

Françoise schwieg, aber sie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieser Bewegung, der so Zorn wie Abscheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrat an ihrer Liebe und Florentins Rede hatten die gewaltsamsten Entschlüsse in ihr aufgeregt. Bei der ersten Nachricht durch Bonnivet war sie betäubt worden; es hatte ihr solch eine Untreue, solch eine rohe Untreue unmöglich geschienen, und doch hatte sie nach so greller Anzeige keine sichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indessen bald die Oberhand gewonnen und hatte ihr zugeflüstert, eben weil die Untreue so roh wäre, sei sie unmöglich oder sie sei — so sophistisch ist ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte diese Beschwichtigung, welche ein furchtsames, unerfahrenes Herz sich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfnisse gemäß in einen leidlichen Zustand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentins Ankunft, so hätte er sie wahrscheinlich beruhigen können, ja sie hätte ihm vielleicht sogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenlose Untreue der Sinne eingestanden hätte. Jetzt aber war durch Florentins Wendung des Gesichtspunktes alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegensatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob seine alles übertäubende Stimme, und es war in diesem Augenblicke keine Versöhnung möglich.

Der König vermochte entweder im unsicheren Mondesdämmer nicht, solche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin stets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit solcher Stimmung lag seinem hochmütigen Sinne überhaupt zu fern, kurz, er versah sich in seiner Geliebten durchaus nicht einer aufs Äußerste getriebenen Gegnerin und veranlaßte durch eine seiner unwiderstehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Priesters streifte, diesen Priester, seine trennende Stellung zwischen ihm und der Gräfin zu verlassen und sich nach der Tür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nötigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf sich ziehen mochte, aus der Tür zu weichen und das Paar allein zu lassen. Komme was mag! dachte der weichende Kleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentschaft der Herzogin nicht ungern voraussah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoise zu, und war des Glaubens, als diese ihm ebenso hastigen Schrittes entgegenkam, die Szene der Aussöhnung beginne mit jener leidenschaftlichen Umarmung, welche dergleichen Szenen zu schließen pflegt. Wie war er erstaunt, als Françoise ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es ist dein Tod, Verräter, wenn du es wagst, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

„Françoise!“ war das einzige Wort, welches der wirklich erschrockene König hervorbrachte. Er stand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er diese ausgesprochen, hörte er die Tapetentür des Semelekabinetts öffnen, hörte er den sporenklirrenden Tritt eines Mannes, sah er eine lange dunkle Gestalt hinter

Françoise eintreten. — „Wer ist da?“ schrie er auf und zog sein Schwert.

„Chateaubriant!“ schrie Françoise, welche sich entsetzt von diesen Schritten wie von der Annäherung eines Gespenstes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wissens für einen Menschen unzugänglich war. Sie schrie's mit einem gellenden Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb sie wie erstarrt stehen, ihre Augen drängten sich aus den Höhlen, als ob sie mit aller menschlichen Kraft des Sehens unterscheiden wollten, ob es das Gespenst oder der irdische Leib ihres Gemahls sei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fiber zuckte an ihr. — Da sah sie, daß auch er das Schwert zog, da hörte sie die ihr, ach so traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerschneidenden Wehrufe ließ Françoise ihre Arme und ihr Haupt sinken, ohne einen Schritt zu weichen. „Tötet mich,“ sagte sie nach der Pause einer Sekunde, und sagte es mit schwacher, aber deutlicher Stimme, „tötet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohltun Euch und mir!“

Als König Franz in diesem Augenblicke das Schwert Chateaubriants sich erheben sah, trat er eiligst vor und stellte sich, das seine ausstreckend, zwischen Françoise und den Grafen, sprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriants die Samtmaske, welche er im Brustkleide getragen hatte, vor das Antlitz gesteckt, teils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, teils aus dem ihm eigentümlichen ritterlichen Übermute, welcher in Sachen der Galanterie niemand hindern wollte, sich an seine Person zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünschter sein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann

einzudringen, der sich nicht als sein König und Lehensherr ihm gegenüberstellte, sondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihn die eingeborene Scheu des Vasallen vor dem Lehensherren, und als ob er diese beschwichtigen wollte — denn er erkannte die Gestalt des Königs vollkommen — rief er noch, als sich schon ihre Degen kreuzten:

„Françoise von Chateaubriant, ist dies der Verräter?“

Françoise schwieg einen Augenblick und sagte dann mit fester Stimme: „Es ist der Verräter!“

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unsicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Sesseln und langen Tischen damaliger Sitte angefüllten Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderisch werden konnte, und in welchem gleich nach den ersten Paraden und Wendungen der Graf im Nachteile erschien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geschicklichkeit in der Fechtkunst nicht gewachsen war.

Die Gräfin war anfangs, als gehöre sie nicht zu dieser Welt des blutigen Zwistes, unbeweglich stehen geblieben wie eine bewußtlose Klippe im Meere, um welche herum sich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum ersten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war sie aufrechtstehend besinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte sich eine Vergessenheit alles Irdischen ihrer bemächtigt, daß sie wie ein gleichgültiger Zuschauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der sich so dicht um sie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinstreiften. Sie sah und hörte nicht nach außen, sie hatte ein Gesicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In der Genovevenabtei sah sie die Gräfin Françoise schlafen im Mondenscheine, und bei ihr stand die alte Gräfin Foix, die strenge, ach die lieblos gescholtene Mutter, und sie sprach langsam der Schläferin ins Ohr: „Du wirst nirgends Ruhe finden, weil du all deine

Pflichten verlassen hast, um deiner Lust nachzugehen; der Mann, dem du dich hingibst, wird dich lachend verraten und wird dein Herz mit dem unsauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und du wirst die Menschen zu gegenseitigem Morde treiben, und wirst elend sterben eine von Gott, von der Hoffnung und jedem tröstlichen Gefühle verlassene Kreatur."

Diese Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil sie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgestoßener Verwünschung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert so verstärkt, daß Françoise dadurch in die sie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß sie, entsetzt über inneren und äußeren Graus, aufschrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geschah, trat auch, von der Gräfin indessen unbeachtet, durch das Semelekabinett ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!"

Dies war Bonnivet, welcher in der Franzgalerie das Klirren der Schwerter gehört und für nötig erachtet hatte, seinem Herrn beizuspringen. Der König aber fand dies Nachschleichen und Beispringen sehr vorwitzig, und sagte dem Günstlinge, der seinen schwarzen Tag zu haben schien, unsaubere Worte. Der König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz seinen Degen einsteckte und nach der Franzgalerie hinausschritt, ohne sich des Geringsten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmerigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine bescheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen sei —?

„Woher weißt du, daß es Chateaubriant war?"

„Durch Florio, der ihn hergeführt," entgegnete zögernd

Bonnivet, der in der Hast eine Kenntnis verraten hatte, die er in der Besonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal so weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine schwer zu schürzende Lüge.

„Woher weiß Florio diese Tür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?“

„Soviel ich weiß, Eurer Majestät Mutter.“

„Soviel du weißt? Als ob du nicht wahrscheinlich alles wüßtest, da du selbst hier im Finstern herumgekrochen und mir beigesprungen bist wie einem Pagen, der seinen Degen noch nicht festhalten kann. Segne dein Geschick, daß er geworfen war, ehe du neben mir warst — und laß dich nie wieder in einer Intrige meiner Mutter betreffen, in einer Intrige, welcher ich nicht selbst wildfremd bin. Hierbei bin ich selbst ein genarrter Teil.“

„Mein König! —“

„Laß! foi de gentilhomme, ich sehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe, und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Pest! So habt Ihr mir doch alles verwirrt mit Françoise!“ — und nachdenkend blieb der König bei diesen Worten inmitten der Galerie stehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beschienen wurde, so daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberisch schimmerten.

„Ich begriff sie nicht, ich verstand sie nicht,“ fuhr er fort, „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr gesehen! Was mag da alles vorgegangen sein?! O Mutter!“

„Sage,“ setzte er nach einer Pause und in anderem Tone hinzu, indem er hinausschritt aus der Galerie, „ist ein Besuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderschönen Augen?“

„Ich glaube, ja.“

„Wer ist's?“

„Eine Infantado.“

„Eine spanische Familie?“

„Zu Befehl, Sire.“

„Sie wird sehr schön. — Was macht sie hier? Uns behorchen im Dienste des Kaisers?“

„Sie ist mit den Foix verwandt.“

„So? Die Gräfin ist mir unerklärlich!“

„Was Schönheit betrifft, so werden Majestät zu Mailand in der Signora Clarissa ein Wunder der Welt sehen.“

„Warum bist du denn nicht in Mailand geblieben bei diesem Wunder der Welt!“

„Sire —“

„Laß nachfragen, ob der Erzbischof und die Deputationen von Paris gekommen sind, in der Franzgalerie soll der Abschied gerüstet werden!“

Mit diesen Worten schritt der König in die Zimmer seiner Schwester, zu der er immer flüchtete, wenn sein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoise, deren geheimnisvolle Leidenschaftlichkeit ihn überaus beschäftigte. Herrische Gleichgültigkeit dieses Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergestreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigste Teilnahme für Françoise war in ihm lebendig, denn seine Seele war viel reicher als seine Handlungsweise darzutun schien.

Während der Unterredung des Königs mit seiner Schwester unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Diese Dame war damals nur von zwei Gedanken beschäftigt, nämlich von dem, welcher sie seit der Geburt ihres Sohnes beherrschte, von dem Gedanken an sein Glück und Wohlsein, und von dem Gedanken, es könne ihr

die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie geriet also bei Bonnivets Mitteilung, nachdem ihre Angst wegen des Zweikampfes beruhigt war, von neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Absichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abschiedsfestes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbischof von Paris nach Fontainebleau beschieden sei, schien ihr eine geheimnisvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in seine Zimmer, und sie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margareta aufzusuchen. Der Kammerdiener versicherte aber, es sei soeben Befehl gekommen, den schönsten Anzug des Königs bereitzuhalten, er werde sogleich erscheinen und die Kleider wechseln. Mit diesen Worten legte der Diener einen dunkelroten mit goldenen Lilien besäten, mit goldenen Fransen umsäumten Samtmantel über die Stuhllehne, stellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortisch. „Eure Hoheit“, setzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majestät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimtüren in diesem Schlosse anbringen, und erscheint immer unerwartet bald von dieser, bald von jener Seite.“

Während sie noch schwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer steigernder Unruhe bemerkte.

„Seid ihr hierher beschieden?“ fragte sie hastig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der südlichen Frühlingssonne stark gebräunt, hatte ein melancholisches Ansehen. Auch dies steigerte die Besorgnis der Herzogin. „Er liebt sie“, sprach sie zu sich, „und weiß vielleicht, daß sie ihm heute noch für immer entrissen wird. Denn wenn der König sie wirklich erhebt, so hat ein junger Liebhaber keine Aussicht auf Verzweiflung seiner Schönen,

und keine Aussicht, im Trösten der Verzweiflung endlich selbst an die Reihe zu kommen."

„Kanzler Budé," fragte sie plötzlich, „ist's von Euch ausgegangen, daß der Erzbischof von Paris für heute nach Fontainebleau beschieden ist?"

„Nicht daß ich wüßte!"

„Was soll er hier?"

„Wohl nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reiches, welche alle herbeschieden sind, damit ihnen der König die Sorge fürs Land, welches er auf unbestimmte Zeit verläßt, ans Herz lege."

„Budé!" — und dabei winkte sie ihm mit den Augen, nahe an sie heranzutreten, und sprach leise — „sagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entscheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoise dergestalt liebt, so wird sie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueste Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbischofe etwas vor?"

„Was könnte er?! Sie ist ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erst eines Dispenses vom heiligen Vater in Rom."

„Stellst du dich schwerfällig? Was in den Formen fehlte, das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art spiritueller Verlobung, um der Dame eine offizielle Anwartschaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre ein Mißgriff, der beiden Teilen Schaden brächte, Françoise und dem Könige; das ganze Land würde aufschreien, denn Claude hat kaum die Augen geschlossen."

„Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin täte. In welch einer bedrängten Lage ließe er sie zurück?!"

„Weshalb bedrängt?"

„Sie ist durch ihre offen bewiesene Neigung dem ge-

rechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den Ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, ist ihr nicht günstig gesinnt, denn Ihr seid es nicht, und man ist einer bevorzugten Person nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin also nach der Abreise des Königs kein Bleiben, wenigstens hat sie kein Heil zu erwarten."

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold sein werde, wenn sie nicht unzeitige Ansprüche erhebt?!"

„Der Graf, ihr Gatte, ist bekannt als harter, schonungsloser Mann."

„Ach was! das ist vorbei!"

„Wie? — Tut der König nichts für sie, bevor er, vielleicht auf Jahre, scheidet, so hat sie keine Stätte in Frankreich."

„Übertreibung; das hinge alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Bescheidenheit unerreichbar, so gäbe es ja Klöster genug für anständiges Zuwarten, und Schloß Foix steht ihr ja jetzt ebenfalls offen."

„Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie sie bisher in Frankreich unbekannt waren."

„Darin helf' ihm Gott weiter!"

„Ich wünsche es auch; — soll dies aber gelingen, so muß alles, was mit dem Könige zusammenhängt, großmütig und großartig erscheinen. Das Weib, welches der König liebt, muß schon durch diese Liebe den Widerwärtigkeiten der Gesellschaft enthoben sein, und wer da vollends rät, solch ein Weib rücksichtslos in diese Widerwärtigkeiten hinauszustoßen, der ist kein Freund des neuen Königtums."

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verleugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter seid!"

„Das will ich auch nicht."

„Nun, es sei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für sie? Ich will ihr im Gegenteil ein

Aufsehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will sie schützen, ich! Ihr tätet viel klüger, diesen meinen guten Willen, der aus Liebe für meinen Sohn erwächst, in Anspruch und dankbar hinzunehmen. Denn aller politische Gesichtspunkt spricht gegen Euch; ein Vernichtungsstreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermütigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu stehen meint, und für jede seiner Damen die Krone passend findet!"

„Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will sie und hat sie. Wen verwundete also der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?"

„Der König!" rief es aus den Vorzimmern, und man sah ihn raschen Schrittes durch die Gemächer daherkommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, dessen Ankunft verzögert worden ist, umarmt. — „Mein Sohn, was hast du vor?" setzte sie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

„Was ich vorhabe? — Woher diese Aufregung, Mutter? Was ist geschehen?"

„Tu' nichts, Franz, was deine Mutter kränken müßte!"

„Wie sollte ich! Aber was ist vorgefallen?"

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich sehe in allen Vorbereitungen zu deinem Abschiede üble Anzeichen für mich — was soll der Erzbischof?"

„Er soll mich verheiraten! — Du wirst blaß? Vergib meine gute Laune, wenn sie dich erschreckt, und verliere deine Zeit nicht, dein Anzug verlangt sie heute gebieterisch, denn du mußt heute in voller Pracht erscheinen, und spätestens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu spät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küsse deine Hände, adieu! Du wirst mit mir zufrieden sein. Schweizer Boten haben

zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins ist schon verschenkt — bist du neidisch? — das andere erwartet dich auf deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich dich in italienischem, in königlichem Glanze sehe, du hast so königlichen Wuchs, adieu! — Martin, meine Kleider!“

Bei diesen Worten führte er die Herzogin hinaus aus seinem Zimmer und kehrte sogleich zurück, angesichts der Männer seine Oberkleider zu wechseln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militärische und Reiseangelegenheiten richtete, ward bald entlassen. — „Noch eins!“ rief er ihm nach, „du hast die günstigsten Augen für die Gräfin Chateaubriant!“

„Sire! —“

„Wie liebenswürdig, er wird rot darüber, Budé. Sieh diese beneidenswerte Jugend! Und du hast die Dame seit deiner Rückkehr noch nicht gesehen?“

„Nein, Sire!“

„Ah, ich muß dich belohnen für deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, dich zu sehen, denn sie ist dir sehr gewogen, sage ihr, und sage es ihr herzlich, daß ich sie inständig bitten ließe zur Abschiedsaudienz und zum Bankett in die Franzgalerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie sehr ich ihr verziehe. Käme sie nicht, so müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entstanden, sondern aus unlauterer Quelle entsprungen, und sie sollte mich nicht mit so traurigen Gedanken von ihr scheiden lassen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Aussicht auf Sieg, wenn wir alles einsetzten und alles Tag für Tag! Gutes Glück für deine Botschaft, Brion!“

„Nun, Kanzellar,“ wendete er sich, als Brion also verabschiedet war, zu Budé, „was bringst du? Du willst

Anweisungen für deine Schulen und Anstalten während meiner Abwesenheit, du willst Geld, nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es ist böse Zeit, Künste und Wissenschaften sind für den Augenblick abgesetzt, denn es handelt sich ums Bestehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert ist auf ein Vierteljahr mehr wert als mein Primatize und dein Kollegium. Die Landsknechte wollen Sold, und selbst wenn ich uns gerettet habe, so muß ich mir Truppen halten, um von den hochmütigen Vasallen unabhängig zu werden, 's ist wenig Aussicht für unsere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das kostet nichts und tröstet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unserm Plane anhänge, einen dritten Stand heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe, bis ich den Kaiser besiegt und Italien in Händen habe, friste dein Kollegium, so gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künstler verabschieden, die alle in voller Arbeit sind."

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamse sind und ob ich's wechseln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Übrigens, Budé, freu' ich mich doch sehr, Italien wiederzusehen, und ich denke, wiederum reichlich Künstler und Kunstschätze mitzubringen."

„Ich bewundere Euren guten Mut, Sire, da jetzt noch Frankreich selbst in Gefahr und der Weg nach Italien von einem siegreichen Feindesheere verlegt ist."

„Foi de gentilhomme, die Welt sagt immer, ich sei zu zuversichtlich, und du tust desgleichen. Ihr mögt recht haben, aber Zuversicht ist mein stärkstes Schwert, ich kann's nicht missen. Du sollst dich wundern, wie dieser Bourbon, den Gott strafe, und Pescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertstreich von meiner Seite, ja, ohne daß sie mich und Frankreichs Heer gesehen haben. Nicht doch, man soll die Zukunft nicht berufen und seine Erwartungen

nicht aussprechen, die Zukunft sieht's nicht gern, erraten zu sein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, schlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtsinnige Wort gebannt sei, und sieh nicht ungläubig drein, Budé, du stehst ohnehin im Verdachte der Ketzerei."

„Möge das Glück Euch so stattlich krönen, wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes seid. Aber Ihr werdet doch einige Vorsorge gegen mögliches Unglück treffen?"

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh' schärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!"

„Auch für die Oberverwaltung des Reiches trefft Ihr keine besondere Anordnung?"

„Du erwartest eine solche? — Ich weiß, wo du hinaus willst, Budé, und tadle es nicht. Du hältst unter allen Tugenden die Ehrlichkeit am höchsten, darum bist du der Kanzler meiner Volkserziehung. Glaubst du, daß du ein besonderer Herrscher wärest mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir ist die Liebe so gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über sie voraussagen! Weiber und Wetter, wer ist ihrer Herr?!"

„Es gibt doch stetige, Sire."

„So? Ich glaube, in diesem Punkte ist meine Wissenschaft reicher und wichtiger als die deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiedersehen, Budé, in der Galerie!"

Unterdes war es in und um Françoise gar wechselvoll hergegangen; der rasche Wechsel ist ja das Los aller unerlaubten Liebesverbindung, ist die Pein und die Lebensquelle derselben! Françoise war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorübergeeilt, als flüchtete sie vor lebensgefährlicher Ver-

folgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; sie drängte sich ihr nicht auf, sie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niedersank, eine Zeitlang ungestört; aber sie wollte ihr für den Fall der Not nahe sein. So stand das mitleidende spanische Mädchen geduldig und furchtlos im schauernden Walde, den die Mondesstrahlen geisterhaft beleuchteten, und blickte auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenstamme lehnte und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Diese Lage hätte wohl stundenlang dauern können, wenn nicht der nach dem Schlosse zu wehende Wind einen Trupp Wildbret ungestört hätte daherkommen lassen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild suchte nächtlicher Weile die saftigen Wiesen ums Schloß, und wurde des Windes wegen der Menschennähe erst inne, nachdem es zum Teil schon an Françoisen vorüber war. Nun stürzte es mit heftigem Gepolter erschreckt zurück und schreckte Françoise auf, in deren quälerischen Phantasien die schwarzen, ungestümen Wildgestalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächst gar nicht befremdete. Erst als sie wieder in der Nähe des Schlosses waren, zeigte sich Françoise gefaßt, übersah den Zusammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat sie, mit Guernard nachzusehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getöteter im Zimmer geblieben sei. „Ich selbst habe nicht den Mut dafür," setzte sie fieberhaft zusammenschauernd hinzu, als sie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft und erbot sich, allein nachzusehen, damit auch Guernard, obwohl ein erprobter Foixscher Diener, nicht ohne Not in ein solches Geheimnis

gezogen würde. Die Wohnung war nämlich so beschaffen, daß bis jetzt die Dienerschaft der Gräfin unbeteiligt von den Vorfällen geblieben sein konnte. Sie bildete einen abgesonderten Flügel, der seitwärts der Franzgalerie von einem Hauptgebäude des Schlosses abstand, und erst später in stumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schlosses, welches nur nach der südlichen Seite durch ein im Bogen sich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung stand. Die Treppe zur Eintrittstüre teilte diesen Flügel in zwei ungleiche Teile, den rechten Teil bewohnte Chimene und die Dienerschaft der Gräfin, den linken nach dem Semelekabinett hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Teile, und dort hielt sich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürsorge den bald darauf ankommenden König nicht gesehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer Françoisens am Fenster stehend, hatte den König, dessen Gestalt sie aus Tausenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen sehen. Dieser Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, sie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernsthafte, mit den Verhältnissen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu solcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; sie lief also hastig ins Vorzimmer, schickte Guernard unter einem rasch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war solchergestalt allein beim Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Priester wieder hinweggehen gesehen — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrscheinlich blutigen Ausgange dieser Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch sonst jemand in den Zimmern sein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erst im Falle der Not in Anspruch

nehmen. Sie nahm also einen Armleuchter und ging mutigen Schrittes bis an die letzte Tür vor dem Kampfgemache. Die Tür war durch Françoise ins Schloß geworfen — Chimene horchte; sie hörte nichts. Sie faßte sich ein Herz, die Tür zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Toten ihr entgegenstarren werde. Nichts ist schauerlicher, als nachts mit Licht in ein finsteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenstand erwarten zu müssen. Es überrieselte sie auch kalt, als die Tür in Schloß und Angeln knarrte; aber sie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war totenstill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Mensch war zu sehen! Ein Tisch, ein Stuhl waren umgestürzt, die Vorhangtür zum Semelekabinett war geöffnet — sie wagte sich leisen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte sie gewußt, daß sie nur sorgfältiger zu suchen brauchte, um eine erschreckende Entdeckung zu machen: der Mut wäre ihr wohl gesunken und sie hätte Guernard zu Hilfe gerufen. Aber wann wir zu finden fürchten, dann suchen wir auch oberflächlich.

Rasch eilte sie zurück und teilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu sein scheine; dann ging sie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn sie wollte wissen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abwesenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer gesucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten also beide nach der Galerie hinaus sein.

Während sie noch neben Guernard im Eintrittszimmer stand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen schritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarete, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Übergänge im Herzen Françoisens zu beschreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor sich gingen, und welche nötig waren, ihr bestürmtes Wesen wiederum

ruhig, vertrauensvoll und harmonisch zu stimmen. Gelang dies, so war es eine natürliche und leicht zu bewerkstelligende Folge, daß sie einwilligte, bei der großen Abschiedszeremonie zu erscheinen. Und Margareta war die geeignete Dame, solche Übergänge zu leiten, die Umstände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrschende Neigung Françoisens, welche stets zur Versöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterstützen. Die größere Beweglichkeit des weiblichen Charakters macht ihn ja ebenso reizend, so schwach und so unerschöpflich zugleich. Was war denn auch — flüsterte die Neigung in Françoise — für sicherer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Szene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verleumderisch übertrieben worden, um Franz und Françoise im entscheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in solchem Punkte gegen ihren Bruder strenge Margareta davon sprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszusetzen, daß sie genau unterrichtet sei, sie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes stand, und das Vertrauen aller besaß, sie, welche der König selbst ausgerüstet hatte mit seinen Entschuldigungen und Wünschen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelassen haben? Gewiß nicht! Und doch sprach Margareta nur in gleichgültigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entschuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er sein Versprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubnis zu ihr gedrungen sei. „Mein Gott," sprach Françoise zu sich, „danach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerspruche in schreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, ist das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräter bezeichnet, tritt er vor mich und schützt mich gegen das

ausgestreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein so gefährlicher Kampf beendigt ist, hat er keine andere Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu versöhnen! Er sendet die Schwester, er sendet Brion, der mir so zugetan, der mir so wert, und den wiederzusehen nach langer Trennung mir eine Freude ist!“

Noch mehr: ein genuesisches Kleid ward gebracht, welches der König gesendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrotem Samte!

Hätte Françoise nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs alles von übertriebener Buße sei für ein so kleines formelles Vergehen, welches die Liebe stets entschuldigt, sie wäre wahrscheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber sie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte: wenn der Mond unterging, dann war der König fort, vielleicht auf Jahre, und sie hatte ihn aus Eigensinn nicht mehr gesehen, hatte sich in Lieblosigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verscherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während seiner Abwesenheit, eine würdige Stellung unter neidischen Widersachern! War es nicht natürlich, daß sie aufsprang, Margareten umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um sich zu schmücken für die Audienz, zu schmücken mit allem Glanze, wie er paßte für solche Feierlichkeit und für ein so prachtvolles genuesisches Gewand! Schöne Françoise, freue dich des schimmernden Augenblicks, du hast der Freuden so wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin seines Herzens zum Feste zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin gesehen, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoise gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück gescheitert sein mußte, wenn das seinige sich erhöbe.

In den Gartenhof herab schimmerte die Franzgalerie

wie von tausend Kerzen erleuchtet: die Fenstertüren und Fenster nach dieser Seite standen offen, und als sie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinaufgestiegen waren, dehnte sich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabsehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt sich jene Renaissanceepoche besonders in Bauwerken, daß sie danach trachtete, Ungedachtes, bloß Geahntes durch Gruppierung von Massen anzudeuten und das lockende Geheimnis, diese Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klassischer Formen, lebendig und wirksam zu erhalten.

Diese Galerien der Renaissance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, sie boten in ihrer lang aufsteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Stile der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Teils gebieterischen Fülle des Schmucks, sie boten in alledem einen Zauber der Phantastik, welcher die verwegensten Gedanken und Pläne im sinnigen Beschauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feste beschieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der König war noch nicht eingetreten, und der schimmernde Thron, den eine kolossale Lilienkrone überragte, stand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menschen waren damals noch wohlfeiler als Geräte, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzenpagen auch noch hundert Kandelaber in Anspruch.

Die Gruppen ordneten sich und begrüßten achtungsvoll die Schwester und die Geliebte des Königs. Einer flüsterte dem andern zu, in der nächsten Stunde werde sich verwirklichen, was bisher als schüchternes Gerücht umhergewandelt sei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reiches eingesetzt werden, der Erzbischof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem

einen Marmorblock segnen, den Grundstein eines neuen Wunderschlosses, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künstler, welche sie früher in Blois gesehen, drängten sich zu ihr, um ihr zu huldigen: sie waren alle voller Freude, daß eine der Kunst so günstige, des Geschmacks so kundige, daß eine so wunderschöne Dame ihre gebietende Herrin werden solle — da rauschte schmetternde Musik aus dem inneren Hofe herauf, die Flügeltüren öffneten sich, und der König erschien, seine Mutter an der Hand führend, der Erzbischof in vollem Ornate, umgeben von farbigen Priestern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte seine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung und ging auf seine Schwester zu, welche mit Françoise inmitten der Künstler stand, dankte ihr, daß sie ihn mit seiner Freundin versöhnt und diese hergeführt habe, und richtete dann an Françoise selbst die liebevollsten Worte. Die Macht solcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein seltener Zauber in seiner Freundlichkeit und eine unwiderstehliche Kraft männlicher Zuversicht in all seinem Benehmen und all seiner Gebärde. Denn mochte er auch der Tat nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anschein der Leichtfertigkeit, und er hatte, um noch mehr zu sagen, auch nicht die Absicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunsch, der ihm aufstieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteste Galanterie, sobald sie ihm eben von einem ernstlichen Wunsche geboten war, mit Gewissenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewissenhaftigkeit für den Zweck seines Wunsches. Und darin lag seine Macht. Es kam aber bei solcher Eigenschaft nur darauf an, ihm mit geistiger Überlegenheit den Wunsch niemals ganz zu erfüllen und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit solcher geistigen Gewalt war er dauernd zu fesseln, wie in seiner späteren Zeit die Made-

moiselle de Heilly bewiesen hat. Bloße Liebe freilich, echte, weil hingebende Liebe, Liebe wie sie Françoise für ihn hegte, war mit diesem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beispiele an jenem Abende widersprechen, da er sie bat, ihm zu seiner Mutter zu folgen, sie dieser Mutter für die Dauer seiner Abwesenheit empfehlen zu dürfen wie seine Braut — denn in diesem Schritte lag dasjenige, was man stets mit ihm vermeiden mußte: das Abtun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit diesem Abtun befreite er sich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nötig, um seines Anteils sicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbischofs gekommen war, in hastigen Worten ihre tödliche Besorgnis ausdrückte vor dem, was bevorstehen könne, wurde bleich wie der Tod, als sie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuschreiten sah, an dessen Stufen sie stand. Und ihre Besorgnis war ganz gerecht, sie war gerecht, auch wenn sie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Absicht, die Geliebte hinaufzuführen, auf den Thron zuschritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König tat, was er selbst nicht beabsichtigt hatte, was sich aber als Gelegenheit seinem romantischen Sinne so verführerisch darbot.

Geübt in kühner Fassung, fand sie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Versammlung, totenstill werdend, den König selbst aufmerksam zu machen schien, sie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen stieg, für seine Françoise die allgemeine Erwartung nicht zu täuschen — die Herzogin von Angoulême fand in dieser bedrohten Lage augenblicks den Mut, dem Paare entgegenzugehen und solcherweise den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb

oder irgendwie protestierend geschehen, es hätte die Wallung des Königs zugunsten Françoisens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: sie tat sich die äußerste Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend und sie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesversicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigsten Versicherungen derselben in betreff der bevorstehenden Zukunft hörte, entschwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerstandes hörte auf, es war erreicht, was er im voraus beabsichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wissen wollte, sah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majestät schritt er auf den Thron hinauf und winkte mit der Hand dem Erzbischofe, welcher mit seinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Estrade Platz genommen hatte. Der Erzbischof, ein ehrwürdiger Greis, trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

Es trat eine lautlose Stille ein, und der Erzbischof sprach in kurzen würdigen Worten aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe seines heiligen Amtes sei, in so verhängnisvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlasse und in mörderischen Kampf ziehe, jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutseligsten Eintracht. „Aller Neid,“ fuhr er fort, „aller Zwist möge abgetan und unter die Füße geworfen sein auf dieser Stelle, und Gott möge unser Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unsere persönlichen Absichten und Wünsche abtun zu wollen zum Besten des Reichs, solange der gesalbte Herrscher desselben fern von uns weilet.“

Bei Aussprechung des Gelübdes hatte sich der Erzbischof auf die Knie niedergelassen, und die ganze Versamm=

lung in der Galerie war diesem Beispiele gefolgt, es herrschte eine feierliche Pause.

Die überraschendste Erscheinung unterbrach dieselbe: aus der Tapetentür des Semelekabinetts, welche mehr nach der Gartenseite der Galerie und frei von der im oberen Teile der Galerie versammelten und jetzt knienden Gesellschaft war, trat mit Geräusch ein verstört aussehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und bestäubt, sein Antlitz bleich und mit Blut befleckt, er hatte keine Kopfbedeckung und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Chateaubriant.

Über einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige hatte sich sein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geschlagen, welches in einer mit seidenem Vorhange versehenen Nische stand. Der Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Teil seines Körpers verdeckt, und der umgestürzte Sessel hatte den Augen der oberflächlich suchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe stundenlang besinnungslos gelegen, bis die Erschütterung der von Chimenen im Hinweggehen zugeworfenen Tür die Lebensgeister wieder in ihm erweckt hatte. Allmählich, aber sehr langsam, waren sie wiedergekehrt, und jetzt erst war er zu der Fassung gekommen, daß er wieder gehen und die Tür, durch welche er eingetreten, beim Mondeslichte wieder aufsuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Galerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geschwächten Augen, und er stand eine lange Zeit, ohne zu wissen, was um ihn her sich begäbe.

Der Versammlung aber erschien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbischofs war augenblicks vernichtet, jedermann erhob sich und sah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunterschritt vom Throne, starr hinblickend auf

die für ihn dreifach überraschende Erscheinung. Er hatte den Grafen erstochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoise Hand in Hand ging, hatte er sich vorgesetzt, Bonnivet vor der Abreise noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieser Nacht ohne Wissen der Gräfin durch Florios Fürsorge beseitigt werde. Jetzt aber sah er diesen Mann in vollem Kerzenscheine aufrecht stehend vor sich — ist er ein Gespenst? Ist er lebendig? Uneingedenk dessen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet seien, zog der König seinen Degen, um nachzusehen, ob denn kein Blut an der Klinge hafte, die seines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämtliche Seigneurs aber, diesen Grund nicht erratend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die gespannten, glänzend geschmückten Menschen mit blanken Schwertern zu sehen, denen unbeweglich ein einziger totenbleicher Mann gegenüberstand. Da schmetterten die Kriegsfanfaren des kriegerischen Reisegefolges, welchem der König die Stunde bestimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Galerie angewiesen hatte, durch die offenen Türen und Fenster herein und brachten Bewegung in die gespannte Szene: man sah Fackellicht den Platz vor der Galerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen, und bemerkte, daß der König den Degen wieder einsteckte und sich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erscheinung des Grafen nicht weiter beachten und die Erledigung des Abschiedsaktes nicht weiter verzögert sehen wollte. Alles kam in Bewegung, vermischte sich und drängte sich nach dem Throne, und kaum gewahrten es einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der bestürzten Gräfin Chateaubriant ergriff und die Willenlose dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoise sah und hörte nichts, bis ihr Gemahl sie anrief: „Gräfin Chateaubriant!“

„So nennt man mich," sprach sie, nachdem sie tief Atem geholt, kaum hörbar.

„So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu sagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!"

„Ich kann es nicht —"

„Gott ist gerecht!"

„Ich kann's!" rief sie plötzlich und richtete sich auf.

„Wehe dir! Ich erwarte dich auf Schloß Chateaubriant, damit du deine Tochter segnest und dein Gericht erleidest."

Bei diesen Worten trat Chabot de Brion, wahrscheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizustehen, hinzu und sprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt. —"

„Sagt dem Könige: ein bretonischer Edelmann brauche keine besondere Veranlassung, um vor den Thron zu treten, denn er sei Pair des Reiches. Ich aber suchte nicht den König von Frankreich, sondern Franz von Valois, der mir Rede zu stehen habe."

Währenddessen war der wichtigste Akt am Throne vor sich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reiches ernannt, der Herzog von Vendôme zum Generalleutnant von Ille de France, der Herzog von Guise zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Großseneschall de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter de Bretagne und der Marschall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Diese letzte Ernennung allein schien einige Rücksicht auf Françoise zu verraten. Alles drängte sich nach dem Ausgange, von welchem her aufs neue Kriegsfanfaren schmetterten, und welchem auch der König sich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von seiner Gemahlin, und diese ward an Brions Arme hinaus auf die

Treppe geführt. Der König, an der Hand seiner Mutter nach dem Ausgange schreitend, schien sie überall unruhig mit den Augen zu suchen, und als er ihrer endlich beim herausdringenden Fackelscheine ansichtig wurde, eilte er auf sie zu, ergriff sie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand und legte sie an die Brust der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher, als Worte es vermocht hätten, die verlassene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er sich rasch, warf allen mit der Hand einen Kuß des Abschiedes zu, umarmte die herbeieilende Margareta flüchtig, aber herzlich, und stieg die Treppe hinab nach dem harrenden Rosse, unter unaufhörlichem Rufe der Versammlung „Es lebe der König! Es lebe der König!“ sich aufschwingend und hineinsprengend in den schwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um so schwärzer erscheinen ließen.

IV.

11.

Der Marschall Lautrec an Françoise Gräfin von Chateaubriant.

„Du fragst mich zum ersten Male um Rat, Françoise, und fragst mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage ist erstaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend bist Du ohne zuverlässige Nachricht vom Schicksale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanständigen Kreise Deines Lebens herausgetreten bist, nachdem Du das Äußerste getan, frägst Du mich um Rat! Ich würde meinen Augen nicht

trauen, sähe ich nicht aus einzelnen Äußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und in Täuschung befangen bist. Vom Könige hast Du Vorstellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von siebzehn Jahren und in den Wallungen seiner ersten Liebe begriffen sei. Armes Geschöpf! König Franz ist der grausamste Liebhaber, weil er der leichtsinnigste ist! An das Abenteuer mit Diana von Brezé hast Du nicht glauben mögen, und bist der Meinung gewesen, es sei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen, und eben dieses treuen Herzens halber dürftest Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben seiner Mutter hinterlassen. Das Herz könne doch nicht mehr tun, als die Geliebte ans Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden mißbrauche, so sei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geschöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß seine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß diese Mutter nichts liebt als sich und ihn, daß sie ihm wohl eine anspruchslose Maitresse, nicht aber eine anspruchsvolle Geliebte wie Dich für ersprießlich hält?! Was tat er also, als er Dich seiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schicksale. Willst Du zur Bestätigung meiner Ansicht hören, wie er sich einige Tage nach seinem Abschiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du so zarte Empfindung zuschreibst? Als er durch Manosque ritt, sah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb sich auf die zudringlichste Weise um die Gunst derselben, und überließ das Heer in der schwierigsten Lage von der Welt gedankenlos seinem Schicksale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Erorberung eines schwachen Mädchens gestellt. Dieses Fräulein von Voland war keusch, und besaß selbst einen heroischen Sinn der Keuschheit; dadurch

ist ein Abenteuer, dessen Gleichen König Franz dutzendweise sucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr schönes Gesicht stechendem Schwefeldampfe auszusetzen, damit es entstellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswert erscheine! Dieser Skandal hat alle Welt entrüstet, aber Deinen Liebhaber nicht gebessert und dessen Kuppler Bonnivet nicht entmutigt.

Aber man spricht, es sei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu sagen über den Gegenstand ihrer Neigung; wenn diese Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig sei, so glaubten sie nicht daran, möge sie von der heiligen Jungfrau Maria selber kommen. Das muß wohl so sein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — basta! ich verstehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Übles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rat eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal begehrt hast. Du hättest ihn nur früher begehren sollen! Übrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet hast und daß Du Dich wieder an mich wendest, wenn es Dir ein Bedürfnis ist. Helfen freilich werd ich Dir nicht können, wie Du im Verlaufe dieses Schreibens aus meinem Temperament in betreff Deiner Lage erkennen wirst.

Deine Lage hängt genau zusammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du hast Dich dem Könige und Reiche preisgegeben — um also über Deine Lage etwas Gründliches zu bestimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König ist von gar viel schön geputzten Herren umgeben bei diesem Feldzuge; es sind darunter sehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von la Trémoille und die Marschälle la Palisse, unser Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und

vielleicht nicht hinreichend umsichtig sein mögen. Aber wie sie auch seien, sie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem schwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugetan ist — ach, was sag' ich ‚zugetan', das täte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieser Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geschicklichkeit ist, hat keine gründlichen Kenntnisse des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faselt er und verfährt bald nach diesem, bald nach jenem Systeme und hat nirgends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar manches ergänzen an diesen mangelhaften Eigenschaften, denn im Kriege ist Franz durchaus nicht flatterhaft, sondern eigensinnig und halsstarrig tapfer. Aber er ist, was ihm kein Mensch wird sagen mögen, weil er besonders stolz darauf ist, er ist des großen Krieges nicht mächtig, weil er dessen nicht kundig ist. Es mag schwer sein, dies einleuchtend auseinanderzusetzen. Er hat nämlich oft, und besonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein sehr lebhafter und geschickter Geist ist. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den ersten Nachrichten bestürzte, doch bald überrascht durch das kühne Manöver, den Feind in der Provence als Nebensache zu behandeln und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzusteigen, als führte dort eine Landstraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeschnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligst über die ligurischen Alpen zurück, und der König war bereits in Verceil, als sie ins Monferrat hinabkamen. Gutes Glück lohnte den gescheiten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderische Epidemie erschöpft und konnte sich nicht verteidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligst

schwache Besatzungen ins Schloß von Mailand, nach Alessandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin sagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Überblick den König; da fehlt's an Ruhe; da fehlt's an Erfahrung und an Einsicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg ist seit Karl VIII. in immerwährender Umwandlung begriffen, und es ist ein Unglück, daß der König gerade unsern Gaston und den braven Bayart zu seinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieser ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirksamer wird. Der König inmitten der Manöver fühlt, daß er der Übung ermangele, und wirft sich, um doch etwas Tüchtiges zu tun, auf den Stil des Rittertums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem unfähigen Herzog von Alençon ein Kommando anvertraut zu haben, und unser Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — diese Krieger von Gnaden des Fechtmeisters haben ihn nun unseligerweise darin bestärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns lassen, und das hat in seinen Ritterkram gepaßt, und nun verliert er Zeit und Mühe und setzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle ersinnliche Muße, daß sie sich wieder sammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelösten Truppen ängstlich dem Augenblicke entgegengesehen haben, an welchem der König kommen, sie angreifen und tief ins Venezianische hinaufwerfen würde! Oh!

Das ist nun nicht geschehen, der günstige Augenblick ist verloren, der famose spanische Kapitän Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro verteidigt Pavia mit grausamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt sich in Lodi, Bourbon wirbt frische Landsknechte

in Deutschland und der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entsetzen sehe ich den Tag kommen, da unsere Armee eine Schlacht annimmt zwischen Pavia, dem Tessino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Karussellkrieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodischen Phrasen: man dürfe sich nach solchen Anstrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Katastrophe! Und sie ist nur gar zu wahrscheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es sich darum, durch haltlose Eroberungen die Welt und sich selbst über das Mißliche seiner Lage zu täuschen; so hat er den Marquis von Saluces gegen Genua und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel gesendet und sich geschwächt, daß meine Eingeweide sich vor Angst zusammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieser Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Also: wenn es gut geht, so ist nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene ist hohl und an Frieden und Sieg und Aussichten für Dich ist auch im günstigen Falle nicht zu denken. Geht es aber schlecht, und dies ist leider wahrscheinlich, so muß der König an eine politische Heirat denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu raten, wäre Deine Anwartschaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch so sicher, denn Frankreich ist gänzlich erschöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was steht Dir also jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geschöpf! Wie sehen sie innerlich aus? Deine Hoffnung ist auf Wind gebaut, Deine Ehre ist beschädigt, Deine Pflichten sind aufs gröblichste verletzt, dergestalt, daß der Fehl nicht wegzuwischen wäre, auch wenn morgenden Tages der Heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löste und Dich einsegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch,

daß sie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin sehen, ich sehe Dich verloren, arme Françoise! Ich sehe für Dich nur die traurige Wahl zwischen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück und über Dich ergehen lassen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich ins Kloster zurückziehen und für immer aus der Welt verschwinden. Dies ist Deine Lage, wähle!

Und da ich raten soll, so rate ich das letztere; denn es ist würdiger, Du führest mit Entschlossenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtsinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehrest und Dich und unsern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen aussetzest. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Hast Du es für Dein Glück aufgeben können, so magst Du es auch im Unglücke missen! Und es ist ein Mädchen; schlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben ist unehrenhaft gegen einen Gemahl, dessen Ehre Du preisgegeben.

Hast Du den Mut, meinen Rat anzunehmen, so will ich in der Genovevenabtei Deine anständige Aufnahme vorbereiten und Dir Gefolge senden, welches Dich von Fontainebleau sicher nach der Heimat bringt."

Dieser Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht bloß weil er neue Anklagen des Königs enthielt, sondern weil er leidenschaftslos ein herbes Urteil über den König fällte, eine ruhmlose Zukunft für ihn voraussagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entschiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umschweife Abhilfe gesucht werden müsse. Wie entschlösse sich ein liebendes Herz, das heißt mit andern Worten ein auf Glück hoffendes Herz, seine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarf's

eines langen Kampfes, denn die Hoffnung ist des Menschen gewaltigste Lebenskraft, man lebt nur vermöge derselben, und die Krisen der Verzweiflung bewegen sich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, sich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbstmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechselt. Niemand will das letztere glauben, weil es herkömmlich ist, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es ist dies im menschlichen Herzen die stets belebte Szene der Täuschungen. Der stärkste, aber des Lebens bedürftige Charakter ist so reich und erfinderisch darin! Kein Wunder, daß man so zuversichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns gesprochen hat; diese Akte der Täuschung, welche das Leben verlängern und wohl auch beleben, solange es sich nicht um einen Wechsel zwischen grellen Gegensätzen handelt, diese Akte der Täuschung werden oft in uns bewerkstelligt unter immerwährendem Protestieren von seiten unsers alten Menschen und dessen absterbender Hoffnungswelt, ja unser Geist und Charakter, kurz alles, was unsere höhere Seele ausmacht, scheint sich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechsel der Hoffnung zu widersetzen, und doch bewerkstelligt sich dieser Wechsel wie ein Lebensakt gleich dem Schlafe, welcher unsern moralischen Widerstand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein solcher Wechsel entwickelte sich seit längerer Zeit in Françoise, und was ihm hinderlich entgegentrat, das konnte sie wohl schmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechsels nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der ersten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieser und jener Einzelnheit anders sei als das Ideal, welches sie von ihm im Herzen getragen. Der erste gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter tut, so hatte Françoise damals versucht, durch Gegenhandeln das sie bestimmende Gestirn anders

zu stellen. Die Täuschung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältnisse zu ihr durchweg bestimmende Wesen, hatte ihren Widerstand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und sich ihm scheinbar nachgiebig erwies. In der Tat aber war es nur ein Übergang für sie geworden, geringere oder doch andere Ansprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Person geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz solle zartere Rücksicht für sie im Herzen tragen, die hatte sie schon aufgegeben, als sie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als sie ihm unter schmerzlichem Weh den Tod Semblançays verzieh. Und welche Riesenschritte im Wechsel mußte sie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß sie ganz und gar an die Richtigkeit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war stärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Versicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer sei eine Verleumdung. Mit dieser Versicherung — also gebot die Liebe in ihr — muß alles beendigt und vergessen sein! Nach diesem großen Schritte ward es dem reißend fortschreitenden Wechsel schon leichter, nach der Abreise des Königs zu sagen: Mögen die Menschen es deuten wie sie wollen, er hat mir doch den schönsten Beweis seiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Ist dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Wesen, welche ihm die teuersten sind auf Erden, will er liebevoll einig untereinander sehen; kann er dafür, daß ich die Neigung seiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Absichten. Und das Märchen von Manosque und dem Fräulein von Voland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar ist dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Last ausgelegt worden! Was hat er denn getan? Er hat sie schön und begehrenswert gefunden!

Mein Gott, soll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von jeher so wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geschmacks? Geschähe dies, so wäre es ja meine Pflicht, die Überspanntheit des Fräulein von Voland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er seinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er sie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Landsknecht angeklagt ist?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu schreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu versuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich sein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß nun genau, daß niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einsicht in das Liebesverhältnis hat und einen richtigen Rat geben kann. Florentin hat mich stets übel beraten, und Margareta wie Budé und Marot übertreiben, wenn sie fortwährend versichern, ich dürfte nicht, was auch des Königs Mutter tue, aus dem königlichen Schlosse weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König selbst angewiesen, sobald ich wegginge! Als ob es sich zwischen mir und Franz um solch eine Äußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einsehen, daß ich auf dem Schlosse von Foix ebensogut aufgehoben sei als in der Genovevenabtei.

In diesem Gange bewerkstelligte sich der Wechsel in Françoise. Er verstellte zunächst alles um sie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von diesem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht bloß aus dem Grunde, welchen sie jetzt nannte, hatte sie an Lautrec geschrieben, nein, ein Rest ihrer alten Sinneswelt, des Foixschen Stolzes, hatte sie dazu getrieben, sie verleugnete ihn aber nun gegen sich selbst, da sie ihren Liebeshalt durch Lautrecs Auffassung bedroht sah, sie behandelte nun die

peinigende Handlungsweise der Herzogin von Angoulême, welche sie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebensache, sie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: Geh' in unsere Heimat! All das andere, was er gesagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, sie konnte nichts davon annehmen, wenn sie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder spät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenster in Fontainebleau. Sie saß an diesem Fenster und sah in die schwarzgrauen Wolken, welche hastig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geist lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrecs, welcher neben ihr lag, konnte ihr keine weitere Aufmerksamkeit abgewinnen. Auch das Urteil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte sie nicht sehr; so wie er den König übrigens einseitig beurteilt — dachte sie — so wird es auch in der Kriegsangelegenheit geschehen, denn Lautrec ist ein wenig rechthaberisch und pedantisch.

Im Schlosse zu Fontainebleau war es totenstill; der Hof war längst nach Paris, und nur Françoise war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweise nicht länger ausgesetzt zu sein. Ihre Freunde waren damit einverstanden, blieb sie doch nach ihrer Meinung solchergestalt in des Königs Hause. Zu diesen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris so erfolgreich durch einen gesungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger gewesen, aber sie sah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerst mannigfaltiger Kopf dar, der in leichten, oft frivolen Formen ein selbständiges Gedankenleben fetzenweise um sich warf. Seine Lebensstellung, obwohl vom Könige begünstigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wohl den freien Sinn, das

Talent Marots unbekümmert um die niedrige Geburt des scherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch seiner Zeit nicht so weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals dessen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelassen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den seine Gunst allein erhoben hätte und hielte. Die französische Dichtkunst hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, sie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben noch in ihrer literarischen Form, und Marot, so ungünstig zum Leben gestellt, war nicht geeignet, einen solchen zu schaffen. Der Geistliche Rabelais, welcher sich einige Jahre später zu regen begann, konnte dies in seiner unabhängigen klerikalischen Stellung viel eher, und er tat es in einer satyrischen Opposition, welche Marot Kopf und Kragen gekostet hätte. Und doch war sich dieser eines überlegenen selbständigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerst gutmütigen und heiteren Naturell begabt gewesen. Françoise aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweise vielfach interessieren, da es sich bei dieser Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch persönliche Vorzüge handelte, und da Françoisens Wesen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurteilen des Standes. Vielleicht seiner verborgen liegenden Opposition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um sich greifenden Reform eine lebhafte Teilnahme zugewendet, und er fühlte sich auch von dieser Seite zu Françoise hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema sprechen konnte. Ja er hatte einmal die Äußerung hinzuwerfen gewagt, daß sie vermittelst der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich spielen könne: machte sie den König der Reform geneigt, so wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günstigen Umständen abhängige Dispensation durch den Papst überflüssig, sondern sie würde auch, wie einst König

Chlodwigs Gemahlin, von unabsehbarem Einflusse auf Bildung und Seelenheil der Franzosen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewiesen werden, einem Wesen wie dem ihrigen, welches bereits in allem nur noch auf die leidenschaftliche Neigung gestellt war, blieb diese Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwohl niemals ausgesprochen zur gemeinschaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margareta und Budé und Marot das gemeinschaftliche Band der Vereinigung.

Diese drei Personen waren denn auch in diesem einen Rate für sie einig: sie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlassen. Sobald sie dies täte, würde die Regentin alle Minen des Widerstandes und der Verleumdung in Wirksamkeit setzen, und in diesem Falle mit gutem Erfolge. Die Gräfin gelte nämlich überall nach der letzten Szene in der Franzgalerie für gewissermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß sie in dem einsamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne sie sich aber von da anderswohin als ins Hotel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, so wäre dies für die Regentin eine erwünschte Gelegenheit, die ihr übertragene Beschützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoise die Rückkehr an den Hof, sobald der König heimkomme, zum äußersten erschwere.

Und doch war Françoise geneigt, fast genötigt, Fontainebleau zu verlassen. Beim Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, sondern alles, was darauf Bezug und dafür Dienst hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt sie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil diese ihr nicht immer gefällig ist, so mag sie zusehen, wie sie bestehe!

Die arme Françoise konnte aber wirklich nicht neben

der Regentin bestehen; denn diese war nicht nur unfreundlich, sondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoise den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoise konnte und wollte doch neben dieser feindlich gesinnten Frau den angemessenen Stolz nicht verleugnen. — In dieser Lage, am Gewöhnlichsten Mangel leidend und durch rauhes Wetter schon seit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte sie an Lautrec geschrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachsinnen darüber ward sie durch Marots Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstrosse zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Besuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunst des Königs und in Abwesenheit dessen von der Gunst der Regentin lebte. Budé schon forderte ungern das Mißwollen derselben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte sich durch die dauernde Abwesenheit des Königs sehr verändert, und war durch den sich in die Länge ziehenden Krieg immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewissen nicht ganz rein war in der Gesinnung für Luise von Angoulême. Eine dauernde Oberherrschaft ist ja wie dauernder Sonnenschein oder dauernder Regen: sie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgensten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot so lange an der verfemten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald sollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrschte, tödlich erkrankt, bald schon gestorben sein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsschauplatze. Es war also Marot nicht zu verargen, daß er sich immer sehr vorsichtig nach Fontainebleau begab, und um

keinen Preis von irgend jemand, der mit dem Hofe zusammenhing, gesehen sein wollte, und es war also wohl verzeihlich, daß er diesmal sehr bestürzt vor ihr erschien, denn bei jäher Wendung des Weges um die letzte Waldecke dicht vor dem Schlosse war er unvermutet in die Nähe einiger auf Maultieren reitenden Kleriker geraten, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoisens Gegenversicherungen durchaus nicht traute. Er hatte seinen Klepper sogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingestellt und kam nun erst gegen Abend zaghaft zum Vorschein, bei Guernard genau sich erkundigend, ob der Prälat angekommen sei. Guernard hatte verneint und ihm zugesagt, daß der gaskonische Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden solle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Gesichtskreis desselben gebracht worden sei.

Françoise war der Meinung, Marot habe sich geirrt, da Florentin seit der Abreise des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen sei, und sich einige Male brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entschuldigt habe, sie stets zur Übersiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wohl auch fehlen," entgegnete Marot, der sich am Kaminfeuer zurecht gesetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang in so jungen Jahren sicherer Kandidat des zunächst ledigen Bischofsitzes, und unsere Frau Herzoginregentin verlangt Arbeit für Gunst. —"

„Und was sollte ihn jetzt plötzlich bei so rauhem Herbstwetter hierher sprengen zu mir?"

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter gesehen, dessen Leibbinde die Foixschen Farben zeigte. —"

„Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erschwingen kann, und verwundert Euch — es ist Lautrecs Kurier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch gesprochen, überbracht hat. —"

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verursacht haben kann. Ich habe nämlich diese Foixsche Leibbinde gestern abend im Hotel des Tournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erst jetzt ein, weil sie mir jetzt erst eine Bedeutung gewinnt — schimmern sehen, und ich bin jetzt überzeugt, daß Lautrec in seinen Depeschen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gottes willen fest, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlassen, da Euch kein Freund raten kann, dies Fegefeuer dahier mit der Hölle selbst im Hotel des Tournelles zu vertauschen."

„Dies Festhalten, lieber Marot, wird immer unwahrscheinlicher, da ich selbst zu denen übergetreten bin, welche meine Abreise von hier für nötig erachten."

Sie beschwichtigte seinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erschreckens und fuhr fort: „Erstens halte ich diese Besorgnis, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schlosse zu Paris, für ungegründet. Ich glaube vielmehr, daß diese Ansicht geflissentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden ist, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für sie beleidigenden Szene zu treiben, infolgederen sie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hause des Königs entfernen könne. Mein Verhältnis zum Könige ist ja so tief innerlich begründet, daß es nicht von solchen Äußerlichkeiten abhängt, ob ich während seiner Abwesenheit hier oder da wohne. Ferner ist es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als sonst etwas, daß ich mich länger dem gemeinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfnisse ausgesetzt sein lasse — ich bin kaum imstande," setzte sie halb lächelnd hinzu, „guter Marot, Euch ein genügendes Abendessen auftragen zu lassen, der Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speise mitbringen müßt, wie es uns dahier

in unserer ausgehungerten Festung fast gefährlich werden kann. —“

„Aber, gnädigste Frau,“ entgegnete Marot halb lachend halb entrüstet, „warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Alençon nur einen Wink gebe in diesem Betracht. —“

„Nein, Marot, man muß eine Tochter nicht in die Lage setzen, daß sie über ihre Mutter erröten, oder daß sie in Widerstreit mit ihr geraten müsse. Und außerdem, lieber Marot, ist noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräusch von der Galerie her? Und doch wohnt kein Mensch auf jener Seite!“

Sie befanden sich nämlich in demselben Zimmer, welches den Zweikampf zwischen dem Könige und dem Grafen gesehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen stehende Semelekabinett stieß. Die Gräfin liebte es vorzugsweise, weil sie immer hier den König gesehen hatte. Die verborgene Tür nach der Galerie war fest verriegelt; dennoch hatte Françoise ganz recht gehört, es war jemand an diese Tür gekommen und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei seiner Ankunft auch recht gesehen, es war dieser Ankömmling vor der verborgenen Tür niemand anders als Florentin, der auf der andern Seite des Schlosses bei den Geistlichen der Kapelle abgestiegen war, um bei diesen erst Erkundigungen über die Lebensweise der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenschauers halber den freien Hof zu meiden, von dieser Seite den Zugang gesucht hatte. Der ihm eingeborene und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahen, um zu überraschen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um sich selbst zu genügen. Dieser Drang, Verborgenes zu sammeln und dabei oder damit wunderbar zu überraschen, dieser Drang nach wunderbarem Anscheine ist ja ebensosehr hoch poetischen wie tief intrigierenden Menschen eigen, und

Florentin, welcher durch seine Neigung zum Aberglauben jenen nahe zu kommen trachtete, hatte zu diesen die beste Anlage. Über die finstere Galerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen schreitend, wollte er diesem Naturell gemäß keineswegs so ohne weiteres zur Gräfin eintreten, sondern er wollte spähen, ob das Getäfel der Geheimtüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semelekabinett nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von beiden war der Fall, die Spalte fehlte und ins Semelekabinett konnte er nicht gelangen. Da erst versuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Tür zu öffnen und verschaffte sich durch das hierdurch erregte Geräusch, was in diesem Falle dem leisen Schleichen nicht erreichbar gewesen war. Françoise nämlich, über das Geräusch erschreckend, war an die seidene Faltentür, welche zwischen ihrem Zimmer und dem Kabinett war, geeilt, und hatte die obigen Worte gesprochen, indem sie die Schnur dieses Vorhanges zog und die Verbindung zwischen dem Zimmer und Kabinett ganz öffnete. Dadurch ward ein schnurrendes Geräusch hervorgebracht, welches bis zu Florentin drang, und zwar deutlicher als die ängstlich gesprochene Frage Françoisens. Er vermutete nun, sie sei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da sie bald darauf noch etwas sprach, sie sei nicht allein. Sogleich schloß er die Laterne — denn seine Kenntnis dieser Tür sollte nicht unnötig verraten werden — und horchte mit verhaltenem Atem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Kabinett zugegangen, um die erschrockene Françoise nicht ohne Schutz zu lassen und hatte nach dem Kabinett hineinsprechend sie zu beruhigen gesucht. Florentin kannte diese Stimme, aber sie war doch durch die Tapetentür so gedämpft, daß er sie nicht erkennen konnte. Françoise und Marot zogen sich auch, nachdem sie ihrerseits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Kabinett ins Zimmer zurück,

aber auch diese bis jetzt so unscheinbare Entdeckung schien für Florentin von Wert zu sein. Er stellte seine Laterne, nachdem er sie verlöscht, an den Boden, und zwar gerade so, daß sie umgestoßen werden mußte, wenn jemand aus der Tapetentür trete. Dies sollte ihm ein Zeichen sein, ob jemand von dieser Seite sich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten sei. Nach diesem hin richtete er nun im Dunkeln seine Schritte, indem er mit dem Hauptschlüssel, welchen er nach Auftrag der Regentin besaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügeltür der Galerie öffnete. Hurtig schlüpften ihm während dieses Ganges allerlei Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoise könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weise einer angedichtet werden. Es handelte sich im Hintergrunde dieser Pläne nicht darum, Eifersucht beim Könige zu erregen, sondern darum, den guten Ruf der Gräfin so zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten könne. Marots war er da, wo dieser ihn gesehen, nicht ansichtig geworden, Budé wußte er in Paris — wer konnte es sein? Mit solchen Gedanken trat er vor Guernard ins Vorzimmer und redete diesen sogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich störe die Gräfin?"

Der alte geübte Diener, Marots Bitte eingedenk, erwiderte mit Geschicklichkeit, er wolle nachsehen und seine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehen.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieser Meinung, sondern erwiderten: „Ich kann selbst nachsehen, der Diener Gottes hat zu seinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es ist ja doch niemand Fremder bei der Frau Gräfin?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannschaftliche Bekanntschaft des Prälaten im Bestehen auf strenger Form hinderlich waren.

„Und das müßtest du doch wissen, es steht also nichts im Wege," sagte Florentin und schritt auf die Tür zu.

„Ich bitte um Vergebung," sprach Guernard, der doch um keinen Preis sein Amt und das seinem Amte angemessene Versprechen gegen Marot vernachlässigen wollte, „es steht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin jemand zu ihr eintreten zu lassen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen aussetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobachtet hätte, als daß ich — gedulden sich Eure Hochwürden nur eine Minute."

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Tür, deutete höflich auf einen Sessel und ging hinein, die Tür sorgfältig hinter sich schließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältnissen nach unerlaubter oder bedenklicher Besuch bei der Gräfin sei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Besinnen dem Diener. Während er durch das erste Zimmer schritt, fiel ihm wohl die Besorgnis auf, seinem dreisten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehässige Eifersucht trieb ihn ebenso weiter wie die politische Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derselben erregt, niemals vergessen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem anderen weichen sollte, erweckte in seiner unreinen Seele den ärgerlichsten Neid. Er griff entschlossen an die zweite Tür, bis zu welcher er gekommen war — sie öffnete sich nicht; Guernard, dies Nachdringen des Priesters befürchtend, hatte sie hinter sich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebesrendezvous störe und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politische Trieb wollte sich über eine so folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eifersüchtige Pein ver-

ursachte. Darin aber waren Politik und Eifersucht einig, daß diese Entdeckung vollständig ausgebeutet werden solle zum Verderben der Gräfin.

Guernards Anmeldung bestürzte Marot zum äußersten und setzte auch Françoise in Verlegenheit; sie war natürlich entschlossen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszusetzen und versah sich überhaupt von dem Besuche Florentins keiner guten Absicht. Das Betragen dieses ihres Milchbruders war denn doch am Ende seit der Abreise des Königs so unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß selbst die arglose Françoise ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indessen nicht ratsam, ihn abzuweisen und durch diese Beleidigung geradezu herauszufordern, Marot selbst riet davon ab, und Guernard bemerkte schüchtern, als eine Pause eintrat: „Der Herr Prälat habe sich sehr argwöhnisch gezeigt, und es wäre wohl gut, wenn er angenommen werden sollte, daß dies so rasch als möglich geschehe.“

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Tür keinen anderen Ausgand als den, welchen Florentin durch seine Gegenwart sperrte, und das Geheimnis der Tapetentür an irgend jemand zu veraten, schien Françoise unzulässig, Marot mußte also versteckt werden. „Wohlan denn,“ rief sie, „Meister Clement, setzt Euch hier in das Semelekabinett und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich schließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis ins anstoßende Zimmer. —“

„Aber, gnädigste Frau Gräfin —“

„Rasch, rasch, Guernard, ich will ebenso rasch mit ihm endigen!“

Guernard ging, Marot ließ sich im dunkeln Kabinett nieder, Françoise, nachdem sie ihm scherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieser Einsamkeit zu machen, und nachdem sie die seidene Faltentür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anstoßende Zimmer. In demselben Augenblicke ward Florentin durch die gegenüberliegende Tür durch

Guernard eingeführt, und jetzt erst sah Françoise, daß sie eine Vorsicht vergessen und wahrscheinlich Guernards Erinnerung daran überhastig abgewiesen hatte. Der Tisch zum Nachtessen war in diesem Zimmer gedeckt, und es waren drei Kuverts aufgestellt. Guernard glaubte es damit gutmachen zu können, daß er sich sogleich nach dem Anrichtetische wendete und überflüssiges Gerät von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erst nach Ankunft des Gastes ein drittes Kuvert aufgelegt. Aber er täuschte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlassen hatte, wies Florentin sogleich mit ausgestreckter Hand auf die Tafel und drückte ironisch sein Bedauern aus, daß er ein Nachtessen störe, welches so einladend vorbereitet sei.

„Du siehst, daß Guernard nicht deiner Meinung ist, er hat ein Kuvert für dich aufgelegt!" erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß sie dadurch genötigt war, unwahr zu sprechen und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Marot hungrig abwarten müsse.

„Guernard scheint für einen Geistlichen anders zu decken als für einen Seigneur," sagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Kuvert ist für Chimene!"

„Dann werden wir ein viertes brauchen."

„Hast du jemand mitgebracht?"

„Nein, er ist allein gekommen."

„Wer ist's?"

„Du fragst für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie du siehst, durchschaue. Dein sträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortschritte, Françoise, und du scheinst nicht zu ahnen, daß dein Leben, welches jetzt nur am dünnsten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunst hängt, rettungslos hinausgeschleudert wird ins Toben der Elemente, sobald dieser dünne Faden zerreißt."

„Bist du von Sinnen, Mann, was willst du mit dieser unverständlichen Predigt?"

„Ich will dir sagen, daß du lügst und trügst —“

„Unverschämter Mann, verlasse mich auf der Stelle und lasse dich nie wieder vor meinem Angesicht sehen! Nachdem er mir in der Genovevenabtei unter allen möglichen Lockfarben den dreisten Schritt meines Lebens vorgestellt und mich dazu gedrängt hat, ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entschuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlassen, ja befeindet hat, als ihm anderswo rascherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moralischer Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du bist ein gemeiner Mensch und im höchsten Grade unwürdig des Kleides, welches du trägst!“

Florentin war einen Augenblick überrascht von diesem Zornesausbruche, der ihm seiner Würde wegen unangenehm sein mußte. Er lächelte nicht mehr, sondern sah finster und grimmig auf die Gräfin und schwieg so lange, bis diese sich zum Gehen wandte — dann sprach er rasch und bannte sie bald durch den Sinn seiner Worte an den Platz, welchen sie verlassen wollte: „Ein böses Gewissen täuscht sich gern über sich selbst, indem es Steine strafender Tugend auf andere schleudert. So steht es mit dir; und ich will dir's nun deutlich sagen, warum? Auf Liebe berufst du dich, sie soll dich entschuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entschuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilste auf Erden ist, weil es sich durch die Sinne aufdrängt und berauschendes Vergnügen mit sich führt. Wahrhaftig, 's ist ein erstaunlich Verdienst: zu lieben und der Liebe sich hinzugeben! Jedes leichtsinnige Geschöpf erwirbt sich dies Verdienst. Deine Liebe aber konnte Verdienst werden, wenn du Verstand und Menschenliebe besessen hättest, sie neben dem Throne zu begründen; darum war ich ihr anfangs behilflich. Aber du hast aus deiner Liebe nichts zu machen gewußt als

ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum bist du nichtig und strafbar geworden. Wo sind deine guten Werke? Was du beschützen solltest, das hast du ins Verderben gestürzt. Semblançay ist der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitiers Freilassung ist schmählich bezahlt worden mit der Ehre seiner Tochter! Die leichte Lebensweise des Königs, die du beendigen solltest durch die Macht deiner Liebe, ist schlimmer geworden als je, und das Fräulein von Voland hat neben dir eine Märtyrerin ihrer jungfräulichen Ehre werden müssen. Die Einigkeit des Königshauses ist durch dich zerstört, da du dich ungeschickt zwischen Mutter und Sohn gestellt hast; die Einheit des Landes ist durch dich bedroht, da du die Wortführer der Ketzerei begünstigst. Das sind deine Werke! Und womit krönst du das große Gefühl, einen Gemahl verraten, ein Kind verlassen zu haben für eine Neigung, die ihrer Überschwenglichkeit und Macht kein Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtsinnigsten Untreue an dieser gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die dich, wie ich dir vorhin sagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirft aus dem Hause des Königs, sobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß du zur Nachtzeit einen Mann in deinen Zimmern verbirgst und solchergestalt den sogenannten Brautstand mit dem Könige von Frankreich feierst! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen sei, wenn ich dich des Lugs und Trugs zeihe! Öffne doch die Türen vor mir bis zur Galerie hinüber, und ich will dir beweisen, daß du gelogen und betrogen."

Es war in dieser sophistischen Rede so viel niederschlagend Wahres für Françoise, daß sie nichts zu erwidern fand: Entrüstung, daß dieser gewissenlose Mann also sprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müsse, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beschäftigten ihren Sinn und versagten ihr die Rede. Und doch sah sie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den

Verdacht gegen sie nur rechtfertigte. Was sollte sie tun? Marots Schicksal der rachelustigen Regentin aussetzen? Nimmermehr; lieber wollte sie selbst leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor diesem Priester, den sie nun verabscheute, schien ihr unwürdig, schien ihr demütigend zu sein für ihren Stolz! Mag er hingehen und meinen Namen besudeln vor ganz Frankreich! dachte sie, da ihre Entrüstung rascher wuchs als ihre Besorgnis, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Tier gleichzeitig von sich zu schleudern schien, mehr aus Abscheu denn aus Furcht, wandte sie sich nach der Tür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete sie weit, deutete mit vorgestreckter Hand darauf, und befahl ihm mit blitzenden Augen, dahinaus zu gehen. Es war eine solche Gewalt darin, daß der sonst so freche Priester diesem wortlosen Befehle wich und daß er keine Erwiderung versuchte, als er an der Schwelle die leise gesprochene Worte Françoisens hinter sich hörte: „Gemeine Kreatur!“

Die Gräfin war so außer sich, daß sie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer ins Gemach trat, durch welches Florentin schritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieser Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!“

Ach, die Entrüstung ließ sie nicht daran denken, daß dieser Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend stehen wie sie im daranstoßenden Zimmer: zahlreiche Hufschläge, als wie von einer großen Schar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte sie in diesen so lange verlassenen Ort führen? War es eine Botschaft vom Könige? Kehrte er selbst unerwartet zurück? Selbst Florentin hatte diesen Gedanken, und es entging seinem raschen Verstande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Ent=

rüstung Françoisens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig sein könne. Vielleicht war der König selbst in den hinteren Zimmern, und sein Gefolge kam jetzt erst! Kurz, er wendete sich zurück und näherte sich mit einigen versöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoise ans Fenster geeilt war. Sie wies ihn aber, seiner ansichtig werdend, ebenso beleidigend hinaus, wie sie kurz vorher getan, und er ging nun mit dem Vorsatze, dies reichlich zu vergelten, sei auch der König selbst in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoise mit einem Male und so überaus plötzlich ein Verhältnis brach, dessen mißlichen Grund und Boden sie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüter, welche fern von der mannigfach zusammengesetzten „Welt" genannten Gesellschaft auferwachsen sind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis sie selbst davon zur Verzweiflung getrieben werden. Bis dahin halten sie auch die deutlichsten Proben schlechten Betragens für Ergebnisse halb des Zufalls, halb einer dreisten Laune des Urhebers, der seinem Geiste zur Abwechselung Verwegenes in Bewegung setzt und am Ende selbst nicht mehr imstande ist, das in Bewegung gesetzte Verhältnis zu hemmen. Ein solcher verwegener Spieler war Florentin für Françoise gewesen, und jetzt erst, da sie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darstellen sah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geschmücktes Werk, da sie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinierte Betragen gerade ihr Schicksal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unschuldigste Veranlassung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdrosselung daraus zu drehen, jetzt erst erschien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieses Menschen, das Bild vorbedachter Bosheit vor ihren Augen, und sie hätte jetzt jäh-

lings und gröblichst mit ihm brechen müssen, wenn auch ihr Leben selbst mit diesem Bruche aufs Spiel gesetzt worden wäre. Es war alles empört in ihr, und ihre Empfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger sie im stürmischen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in rasche Äußerung übertragen, in rasche Handlung versetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretonische Gräfin, welche auf dem Schlosse Blois erschien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erschrak: die Liebe war täglich in ihr gewachsen, und weil diese Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens sicher war, so waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachsen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln sich wie die der Natur nur dem Anspruche gemäß, welchen das Bedürfnis macht. Das Wild der Heiden erhält ein längeres und dichteres oder ein schwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter strenger oder gelinder hereinbricht.

Die moralische Genugtuung drängt allen äußeren Nachteil, den sie mit sich führen mag, in den Hintergrund, und Françoise fühlte sich leicht und frei, daß sie ein für allemal mit diesem heuchlerischen Menschen gebrochen und sich seiner wenigstens als sogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht an die Zukunft mit solcher Feindschaft, und wieviel sie notgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unsauberen Treiben der Weltleute. Die süßen Vorspiegelungen der Liebe hatte sie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte sie doch noch getrost, wenn sie auch bereits manche Schwäche geschlossenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte sie anders gekonnt, da sie selbst mit voller Kraft liebte! Ansichten und Urteile, die unserem Denk- und Empfindungskreise fremd sind, können uns durch gewaltsame Zudringlichkeit aufgenötigt werden, wie die Kreise Florentins ihr gewaltsam aufgenötigt wurden zur Erkenntnis und Verabscheuung; aber übrigens

und wesentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir selbst zu bieten geneigt sind. So konnte Françoise leicht und getrost einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Rossen steigenden Reiter ansprechen sehen und mit Zuversicht erwarten, was ihr diese befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin selbst, von der spanischen Grenze stammend, hatte zu seiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier seien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieser Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der französische Führer, dessen sie sich bedient und den er ausfragte, als sie größtenteils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu sagen, als daß sie ihn in Pithiviers geworben, daß sie sehr reich zu sein schienen und zwei große Maultiere mit Damensätteln mit sich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte sie für den König nur im Preise steigern. Ließ sie sich entführen, entfloh sie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrscheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all diesen Bestandteilen, welche mit dem überraschten Rendezvous zusammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verständnis mit dem Kaiser und sonstige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach seinem Absteigequartier bei den Geistlichen, um einen Boten nach Paris zu senden, der eine Abteilung bewaffneter Reiter aufs eiligste herbescheiden könne, damit er den Umständen gemäß imstande sei, auch gewaltsam einzuschreiten. Auf dem Wege durch die Galerie, den er einschlug, um nach seiner Laterne zu sehen, fiel es seinem umherspähenden Geiste ein, daß es wohl eine Gesandtschaft des Herzogs von Infantado sein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen sei. Dies war das Wahr=

scheinlichste. Er fand seine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetentür. Er unterschied in der Tat Françoisens Stimme, er hörte, daß sie den Namen „Chimene“, den Namen „Infantado“ aussprach, dann war es still, die Behorchten hatten sich vom Kabinett entfernt. — Es ist so, wie ich mir vorgestellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und sie wird mitgehen, wenn passend auf sie eingewirkt wird!

Raschen Schrittes eilte er nach seiner Wohnung, bestellte, daß sich ein berittener Förster aus dem anstoßenden Jagdhause fertig machte zum eiligsten Ritte nach Paris, und schrieb an die Regentin und an Françoise.

Währenddessen hatten sich Françoise, Chimene und Marot zum Nachtessen gesetzt, und es wurde über die Abreise beratschlagt, welche der Herzog von Infantado seiner Tochter vorgeschrieben. Der Kaiser, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines spanischen Grands im Augenblicke solcher Kriegskrisis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde sehr dankbar sein, wenn die Frau Gräfin seiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war sehr betroffen von diesem Verlangen; sie liebte Françoise innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieser älteren Freundin, welche seit der Abreise des Königs zutraulicher und liebevoller gegen sie geworden war, als sie je vorher gewesen.

„Gute Chimene,“ erwiderte küssend die Gräfin, „ich werde dich bis Foix begleiten.“

„Um Gottes willen nicht,“ rief Marot, „das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!“

„Nicht doch, Marot! Dieser Florentin würde mich von nun an dergestalt peinigen, daß ich in kurzem doch entwiche, und das geschähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis

an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann" — hierbei neigte sie sich zu Marot und flüsterte ihm das Folgende wie aus politischem Instinkte leise ins Ohr — „de Brion hat mir etwas mitgeteilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intrigen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widersacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich dir's sagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geschieht, so führe ich ihm Lautrec und den Arrierebann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht schön sein?! Und ist nicht" — setzte sie laut hinzu — „mein väterliches Schloß Foix unter allen Umständen ein passender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ sich indessen nicht irremachen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenschaften der in Rede kommenden Personen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines solchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel gewesen wäre. Wie sehr auch Chimene auf ihn schalt, wie geistreich Françoise Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzuraten. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorsatze der Abreise zu bestärken. Er sagte darin, daß sie ihn gar nicht zur Mitteilung des Befehls habe kommen lassen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Besuchen, welche sich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einstellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hotel des Tournelles zu nehmen.

Françoise, hochrot von Zorn, nachdem sie diesen Brief gelesen, reichte ihn stumm an Marot, erhob sich vom Sessel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreise zu rüsten. Auch Marot verstummte nach Durchlesung des Briefes, und

so schien denn das ins Werk gesetzt zu sein, was die Gegner der Gräfin als entscheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünscht hatten.

Marot hatte einen so richtigen Blick, daß ihn keinerlei Überredung über das Gefährliche des Schrittes täuschen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habseligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote standen, rechnend, eilte er nach seinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margareta um persönliches Einschreiten ersucht zu haben. Wie auf einem Gemälde sah er den Gang vor sich, den das Schicksal Françoisens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird diese Flucht darstellen unter den abscheulichsten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und sinnlicher Unterhaltung lüsterne, anständigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er sah den Brief vor sich, den sie ihrem Sohne nach Italien schreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuscht in dieser heuchlerischen Chateaubriant! Herrschsüchtig, gefallsüchtig, zügellos im Drange nach Zerstreuung hat sie nach deiner Abreise alle meine Geduld auf die Probe gestellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe sie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte sie mir, daß sie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umsonst, sie blieb in Fontainebleau, um dort ungestört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich schickte, ich schrieb, ich beschwor unaufhörlich, denn die skandalöseste Nachrede erhob sich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerten Leute beschworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdest ja doch in aller Zukunft ein solches Geschöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch streng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umsonst. Als ich endlich entschieden befahl, sie solle nach

Paris zurückkehren, da krönte sie ihr schamloses Betragen dadurch, daß sie mir sagen ließ: was kümmere sie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog sie mit Gott weiß wieviel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärst nicht mein Sohn, wärst nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hause jemals die Schmach antätest, solch ein Geschöpf wieder über unsere Schwelle zu führen!

„So wird diese Flucht vor dem Könige erscheinen," sagte Marot vor sich hin, als er sich im Dunkeln selbst sein Pferd sattelte. „Und der König," sprach er weiter, „ach unser leichtsinniger Herr, der so schnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich sagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Rittersitte überall die Welt verlasse und nirgends mehr Treue zu finden sei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden ist — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöst zu sein, denn er ist nicht gewissenlos und empfindet eine solche gegen Françoise, und muß irgendwie davon losgesprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen. Jawohl, Unglückliche, du selbst hilfst ihn lossprechen."

Diese Gedanken ausspinnend hatte Marot die Vorsicht in betreff Florentins außer acht gelassen und war von seiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schlosses, an welchem der nächste Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt sah er sich plötzlich im Lichtscheine der Fenster Françoisens neben einem Manne, der aufmerksam nach jenen Fenstern hinübersah. Als sein Pferd auf das Pflaster des Hofes trat, wendete sich der Mann nach ihm zu, und Marot sah mit Schrecken, daß es Florentin sei.

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte

Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vorteil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er versuchte indes auch hier noch das Letzte und warf sein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wiederzugewinnen. Aber ach, er hörte hinter sich des Priesters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der sich gesichert glaubt, wenn er den Feind nicht sehe. Die strafende Regentin vor Augen, welche durch den Priester unterrichtet ihn zur Rede stellen würde, spornte er sein Pferd und ritt trotz aller entgegenschlagenden Äste dergestalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelstunde vollständig verirrt war, und daß seine beabsichtigte Hilfeleistung für Françoise im entscheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erst nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er diesem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieser Ort sei ebensoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterschiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er also am besten täte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchst schwierigen Weg dahin durch den Wald wiederfinden könne.

Marot, im höchsten Grade abgespannt, erschrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleistung von seiner Seite zu spät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schicksale. Des Poeten sanguinische Natur gab sich dem Drange des Augenblickes hin und entschlief in einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoisens Leben bei Fontainebleau vor sich ging. Als er erwachte, war der kurze Lauf der Spätherbstsonne schon wieder zu Ende, und die Bauern er-

klärten, es sei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber ratsamer, er warte noch bis zum nächsten Morgen.

So kam er denn erst nach Paris, als dies schon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant sei von einem spanischen Herzoge, den sie schon seit einiger Zeit bei sich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeschickt, um diesen Skandal zu verhindern, habe sich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengestellt, sich aber zurückziehen müssen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei sich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr schnöde abgewiesen habe. Es seien nun Kuriere an alle Statthalter bis an die spanische Grenze abgesendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politische Verräterei dahinter vermute, und so nehme denn die Liebschaft des Königs mit dieser ausgelassenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoise an Kanzler Budé.

„Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge sehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er ist so weit und so gefährdet, und alles zwischen ihm und mir ist so nebelhaft unsicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar sein: die stille Wintereinsamkeit hier im Schlosse meiner Kindheit war mir gar wohltätig, und Lautrec, der zweimal hier gewesen ist, war immer gut, wenn auch herb. Er ist nun einmal in Stahl und Eisen aufgewachsen, und kann's nicht begreifen,

wie man so lieben kann, um alles darüber zu vergessen. Er hat auch ganz recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh antue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern später dafür büßen, und es ist ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den schalkhaften Mund, den stolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das sinnige Wort, die unerschöpfliche Regsamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anspricht und fesselt! Er ist eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, ist das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Konstanze aber tut mir Lautrec geradezu unrecht, wenn er sagt, ich sei eine gefühllose Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverlässigsten Menschen haben mich dabei im Stich gelassen, vielleicht gar verraten. Ihr erinnert Euch des breitschulterigen Dieners mit rötlichem Haar, namens Baptiste, solltet Ihr ihn nicht in Blois gesehen haben? Der schien mir treu ergeben und wollte mir meine Konstanze um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Kosten seinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was soll ich tun? Auch hierin muß ich wie in allem auf meinen Franz warten, er wird schon Rat wissen. Ach, Franz! Ich schreibe so hastig hin, lieber Budé, um eine Angst zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erst am Ende des Briefes sagen will, damit ich Euch, dem ich so unbeschreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geschenkt, was alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgesprengt, ja mit abscheulicher Sicherheit behauptet worden ist, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, sie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein

nichtiges Ding, das Gottes Reichtum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in diesen Schmerzen als ich vorher war in der Armut und Dunkelheit des Friedens. Also laß mich schweigen, Budé, von den ersten Monaten dahier, als mir Lautrec und der Abt unten alles das mitteilten, was ein Weib töten mag, wenn sie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmste waren die Äußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meister Clément, der gute, half mir von dieser Pein. Wieviel gute Menschen gibt es doch! Er entwich gewiß nicht bloß um der Regentin und um seinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Not vor Augen, als er, der schüchterne Poet, seinen Weg ins Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er so ungewohnt. Und siehst Du, Budé, daß ich Franz besser kenne als Ihr alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter so angeschwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und gesagt: „Ja, ja, sie mögen ihr arg mitgespielt haben!“ — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergessen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geschrieben hat und seit der Zeit regelmäßig schreibt mit den Kurieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der so überhäuft ist mit den wichtigsten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Äußerungen von ihm, mitunter sogar einen Gruß, und erfahre genau, wie er ausschaut und wie ihm zumute ist. Ach ja, nun muß ich es sagen, Budé! Ich habe seit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hiesigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdisches Donnern ein Gerücht umher, dessen Ursprung kein Mensch zu bezeichnen weiß, und das in seiner Unbestimmtheit entsetzlich klingt: es sei mitten in zauberhaften Gärten Italiens bei Sonnenschein und bei Mondenschein eine schreck-

liche Schlacht geschlagen worden zwischen Franzosen und Spaniern, und es seien alle Franzosen getötet worden, so daß ihre Leichen häuserhoch geschichtet lägen, und auf dem höchsten Haufen läge der König selber ausgestreckt, das tote Antlitz und die am Schwert erstarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entsetzliches Gespenst, das gewiß unsere Mönche ausgebreitet haben; denn sie sprechen hier schon überall von der sträflichen Nachsicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten aus Italien gekommen sind: ich verharre in großer Angst die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Fast hätte ich Euch zu danken vergessen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einsamkeit gesendet habt, und welche ich mit Hilfe eines sprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großenteils verstanden zu haben glaube. Freilich sind meine Verstandeskräfte nicht stark genug, um sich mit einiger Zuversicht des Reformplanes bemeistern zu können. Ich muß meine Schwäche so weit eingestehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch alles durcheinander gelesen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapostel und was Luther selbst gesagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefsten, und wenn er uns den „freien Willen“ abspricht und die „guten Werke“ nicht für notwendig erklärt, so stimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schicksale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris so schön sagt, ein Gott ist mein Wille. Und nach dem Urteile der Welt habe ich nur üble Werke getan, und fühle mich doch nicht belastet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen sprechen! Es ist ja unser Beruf, das geltend zu machen, was uns teuer ist: dadurch ja allein handelt unsere Seele. Der Reformator ist schüchtern, weil er durch

den Zweifel gegangen ist und den Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich recht, Budé? Was würde Franz sagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für seinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das ist es wohl eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zusammen, und die Folgerungen bestürzen uns bis ins Herz hinein und erschüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühsam auferzogen. Es ist ein furchtbar Werk, das da angefangen worden ist: die Bauernapostel haben mich entsetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinschaft, Abschaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wohl auch schon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollständig begabte und dadurch von der Natur zu allem berechtigte Menschen gesehen habe — Baptiste war beinahe so, Guernard ist es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Fassung und Enthaltsamkeit, wie sie wenigen Seigneurs erreichbar ist — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernszenen in Deutschland haben mir allen Mut geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzustellen. Und noch eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausstreichen wollen! Darin liegt ja das innerste Geheimnis der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Mensch für den andern in Bewegung setzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieser Erde scheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer andern Welt beglücken wird, wenn sich seine Gedanken zu mir wenden und Hilfe heischen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geist, mein neues Leben sein, daß ich wirke für das, was mir teuer gewesen ist vom Beginn meines Gedächtnisses.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre, wenn sie nicht auch vom Gesichtspunkte oder wenn Du willst vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden

wäre. Und von diesem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und Traditionen des Alten Testaments schuld gibt. Ich finde in alledem, was er mir da mitteilt von Isaak und Jakob und von der fanatischen Leidenschaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangelisches und glaube ihm gern, daß diese Dinge, zum ersten Male ins Volk gebracht, garstige Leidenschaften aufstacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen sprich mir von ihm, denn er ist meine Welt, und alles andere beschäftigt mich nur in bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch so wenig, wie er es Euch vergibt. Keine Bilder! Und doch sehen wir alles, das beste nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunst? Platten Vorteil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schicksal ohne sie?!"

Dieser Brief kam viel später, als Françoise gehofft hatte, nach Paris, und an dem verhängnisvollen 24. Februar, an welchem sie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Budés Händen. Das mochte zum Teil an Lautrec liegen, der sich von Toulouse, der Hauptstadt seiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoise den Brief dahin sandte, damit er von dort mit den Depeschen nach Paris gesendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfter als nötig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze seiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu sein. Jedermann war darauf gespannt, und wie dies bei großer Spannung zu geschehen pflegt, beängstigt durch böse Ahnungen. Denn jede verschobene Entscheidung erregt krampfhaft die Phantasie. Zum Teil mochte aber auch die späte Ablieferung des Briefes in Paris selbst ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei,

Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterschlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Luise von Angoulême mochte in dem damals überreizten Zustande des Landes Veranlassung finden zu solchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris strotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und besonders einige Priester benutzten den vorhandenen Unruhestoff, um eine schallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringste Hindernis erfahren hatte, welche sogar am Hofe durch die Herzogin Margareta und den Kanzler Budé begünstigt sein sollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrührerischen schwäbischen Bauernmassen drohte.

Kurz, erst am 2. März in der Mittagstunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, sich im Hotel des Tournelles bei der Frau Regentin einzustellen. Er achtete nicht auf den Diener, der sich ohne weiteres zurückzuziehen schien.

Nachdem er den Brief gelesen, weggelegt und sich zum Ausgange angeschickt hatte, sprach er traurig vor sich hin: „Unglückliche Françoise, du hoffst noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden ist! Nach der ersten Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unsere Neigung mächtig und dauernd sein soll: der Gegenstand unserer Neigung muß dann schwer erreichbar oder höher gestellt sein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichtum mit sich bringen. Ohne solchen Anreiz ermattet gar bald unsere Phantasie, denn nur einmal kommt unsere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er dich auch gerechtfertigt vor den Lügen seiner Mutter, was ist ihm das! Entschädigen und belohnen kann er überall, das ist ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerstand lockt ihn, die erste Ergebung berauscht

ihn — dein entscheidender Moment, Françoise, ist dahin, ist verloren, selbst wenn er dich schön und liebenswert wiederfände!"

Traurig schritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvreturmes über die Seine führte — denn das Kollegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am linken Ufer und war noch abgesondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt —, traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach der St. Honoréstraße in den belebteren Teil von Paris, und sah mit Besorgnis, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen versammelt waren, heftig redeten und da, wo sie ihn erkannten, finster auf ihn blickten.

Die Regentin hatte sich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für ratsam, erst bei der Herzogin Margareta vorzusprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß er im Gardensaale einen Diener Margaretens fand, der bereits seiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerstreuung des keine Tür schließenden Gelehrten benutzt, sich im Vorzimmer verborgen und den Brief an sich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hause war. Er ahnte nicht, daß dieser Mensch eben mit seiner Beute an ihm vorüberschritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margareta ihm selbst an ihrer Türschwelle entgegentrat.

„Wir sind in unglaublicher Pein, Budé," sprach sie, „noch immer keine Nachrichten vom Heere, und Paris in kindischer Aufregung, und meine Mutter in bester Laune, dies alles uns entgelten zu lassen."

„Uns!"

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünstigten. Ich habe eben eine schmerzliche Szene

mit ihr gehabt: sie behauptet, das Volk rotte sich zusammen, weil es durch die fürchterlichsten Prophezeiungen in Angst und Schrecken gesetzt sei, diese Prophezeiungen gründeten sich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Throne und Lande deshalb die ärgste Züchtigung bevorstehe. „Ihr seid's,‘ rief meine Mutter, ‚du, Budé, Marot und was sonst zu der heillosen Chateaubriant hält, die ihr diese Gärung durch euer Geschwätz erzeugt habt. Ich weiß es,‘ setzte sie hinzu, ‚daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechselt im Interesse der sogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn samt seiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen —‘ heiliger Gott, seht nur, welche drohende Menschenmasse aus allen Straßen quillt und sich um das Hotel zusammendrängt! Was ist die Welt kindisch! Du hast doch nichts Schriftliches ausgehen lassen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er ist verhaßt wie die Pest und ergriffe begierig die Gelegenheit, sich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann dich jetzt nicht schützen, Gott weiß, ob er nicht selbst des Schutzes bedarf!“

Ehe Budé antworten konnte, erschien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe.

„Ich bin zu Befehl!“ unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart ist dir von Nutzen — apropos! Sie machte sich gestern abend lustig darüber, daß unser deutscher Reformator nichts Eiligeres zu tun habe, als zu heiraten. Offen gestanden, sie hat recht; er hätte die Aufgabe nicht so bürgerlich fassen und einsam ohne trivialen Zusammenhang mit der Alltagswelt bleiben sollen.“

Solche Bemerkung konnte wohl der Königsschwester, die sich ungefährdet wußte und einen dreisten Charakter besaß,

in solchem Augenblicke kommen. Budé war schwerlich gestimmt dafür, und eilte nicht ohne Besorgnis in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte. Wenn auch nicht für seine Person, für sein Lebensinteresse fürchtete er eine solche Zorneskrisis, wie sie jetzt durch den unglücksschwangern politischen Zustand zu gefährlicher Höhe gesteigert werden konnte.

Das regnerische Wetter, wie es dem nördlichen Frankreich heute noch eigen ist und damals, als noch die Wälder in aller Ausdehnung bestanden, in noch höherem Grade eigen war, hüllte an jenem Tage Paris wie in ein graues Tuch. Als Budé in den steinernen Saal trat, war es so dunkel, obwohl um Mittagszeit, daß er mit seinem etwas kurzsichtigen Blicke zunächst nur die Regentin erkannte, welche mit hastigen Schritten auf den steinernen Fliesen umherschritt. Dies Hotel, welches der König vorzugsweise in Paris bewohnte, da vom Louvre erst der uralte Turm bestand und die Tuilerien, vierzig Jahre später erst erbaut, damals dem Namen und der Tat nach nur Ziegeleien waren, dies Hotel, genannt des Tournelles, von der alten Mode, überall Erkerchen und turmartige Vorsprünge und Türmchen anzubringen, und von dem alten Versammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Turmzimmer dieses Hauses bestand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkische Geschmack, welcher winklige Räume, kleine Fenster, schmale Treppen liebte, herrschte darin trotz aller angebrachten Änderungen, und dieser Geschmack bescheidener Lehnsherrschaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältnisse, sein Baugeschmack hing eng zusammen mit seinem souveränen Regierungsgeschmacke, über welchen er sich freilich, Rittertum und neues Königtum kraus durcheinander mischend, nicht so klare Rechenschaft zu geben wußte als über den Stil seiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieses Saales herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, so daß das Ganze teils an eine Kapelle, teils an uralte Rathaussäle erinnerte. In einem Winkel stand vor diesen Sitzen ein schmaler Tisch, und hinter diesem Tische saßen, auch für einen nicht Kurzsichtigen kaum erkennbar, drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im roten Richtergewande, der dritte dessen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder gespitzt hielt, im langen Kleide von schwarzer Serge. An der einzigen Eingangstüre standen zwei riesenhohe Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenster, welche in den Hof des Hotels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt sein mochte, zu berichten, was sich da unten ereigne. Der rieselnde Nebel nämlich, welchen Budé bei seinem Ausgange kaum bemerkt, hatte sich in einen vollständigen französischen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erste Stockwerk des Hotels umherliefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Masse war so plötzlich geschehen, daß man dem Zudrange durch Schluß des Tores nicht hatte vorbeugen können, und diese aufrührerische Masse der Bürgerschaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätschern des Regens hindurch heraufdrang, schien die Hast der im schwarzen Gewande umherschreitenden Regentin besonders zu steigern. Nach den ersten Fragen und Äußerungen sah die Lage Budés sehr übel aus, und Margaretens Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrührerische Volk ausersehen sein, schien sich zu bestätigen. Da er Duprat und dessen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch dessen gewärtig war, daß jener Schreiber all seine

Worte zu Papier brächte, so antwortete er anfangs unbefangen und unvorsichtig auf die Fragen der Regentin, welchen Teil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht seine Absicht, allen Anteil daran abzuleugnen, und daß er diese Absicht nicht hatte, war in diesem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Hasses in ausgedehntem Maße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweise zum öfteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beschützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer sich sein würde über den Verlust seines Studienkanzlers, aber sie meinte, in so drohendem politischen Augenblicke die Staatsraison für sich zu haben, und sie war selbst, vielleicht nicht bloß durch die politische Gewitterschwüle, in diesem Augenblicke krankhaft gesteigert. Kurz, sie fragte in ihn hinein, mit dem Vorsatze, ihn zu verderben.

„Du gibst dir also gar nicht die Mühe zu leugnen," erwiderte sie dann auf Budés Zugeständnisse, „daß du tätigen Anteil an der ketzerischen sogenannten Reform nimmst?"

„Wenn Ihr es tätigen Anteil nennt, daß ich meine Kenntnisse gebrauche, um die schwierige Aufgabe lösen zu helfen —"

„Und daß du die ketzerischen Grundsätze mündlich und schriftlich verbreiten hilfst! Das hast du getan! Du hast der Schwester deines Königs die Ohren damit erfüllt, du hast eine Person, welche eine Zeitlang wichtig war in diesem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der stolzesten Aussicht auf Erhebung geschmeichelt wurde, welche also um ihres Einflusses auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperson wurde, du hast die Gräfin Chateaubriant systematisch der katholischen Kirche abtrünnig zu machen gesucht? Kannst du es leugnen?"

„Ich habe das Thema mit ihr besprochen —"

„Du hast sie sogar schriftlich damit bestürmt, nachdem

sie sich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in liederlicher Lebensweise aus unserer Nähe entfernt hatte, du hast —"

„Dergleichen hat die Gräfin Chateaubriant, welche eine verehrenswerte Dame ist, nie getan."

„Wir fragen dich nicht um deine befangene Meinung über diese verlorene Frau, wir beschuldigen dich, daß du bestrebt gewesen und bestrebt bist, sie zur Königin des Ketzertums in Frankreich zu machen, und daß du jetzt noch, da das Land in schwerer Besorgnis, diesen verräterischen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten hast, kannst du es leugnen?"

„Dies kann ich leugnen."

„Verräter, heute erst hast du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätensionen und von Ketzereien strotzt! Kanzler Duprat, haltet diesen Beweis dem lügnerischen Manne unter die Augen!"

Als Kanzler Duprat vortrat und Budé den entwendeten Brief Françoisens in dessen Händen sah, war er einen Augenblick so bestürzt, daß ihm das Wort versagte und er nicht auseinandersetzen konnte, wie er sein Ableugnen verstanden wissen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeständnis, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenster des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anschwoll, so rief sie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er solle ans Fenster treten, und dem Pariser Pack verkündigen, der Vater aller Ketzerei in Frankreich sei soeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er solle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieser Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch eins! Seine Helfershelferin sei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieser Stunde sollten bewaffnete Reiter von Paris abgehen, um dieselbe zum Spruche des geistlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieser Stadt errichtet werde,

herbeizuholen, die Bürger der St. Honoréstraße dürften sich auf ein interessantes Schauspiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenster schritt, befahl sie den Trabanten, Budé zu ergreifen.

Ehe aber der Prälat das Fenster öffnen und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margareta, welche bei den letzten Worten eingetreten war, hastig bis zu Budé vorgeschritten, hatte diesen bei der Hand gefaßt und mit ebenso starker Stimme gerufen: „Haltet ein!“

„Zurück Margareta!“ rief die Regentin und streckte die Hand nach ihr aus, als ob sie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem solche Störung unnütz schien, öffnete ohne auf Margaretas Ruf zu achten das Fenster.

„Ich beschwöre dich im Namen unseres Familienglücks, liebe Mutter,“ sagte Margareta hastig, aber leise zur Regentin, „regiere deinen Zorn, er ist Franz teuer, und Franz vergibt dir nie, wenn du dem Ungestüme einer bösen Stunde folgst und ihm einen Mann tötest, der ihm Freund und von unschätzbarem Werte, und den er auch um das größte Verbrechen nicht töten ließe — du verlierst deinen Sohn, wenn du jetzt deinem Zorne folgst!“

„Schweig!“ entgegnete Luise und blickte nach dem geöffneten Fenster, von welchem sich Florentin soeben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergestalt begrüßt worden war, daß er nicht schnell genug hatte beiseit kommen können und das Blut über sein Antlitz herunterschoß. „Canaillen von Manants!“ schrie die Regentin auf und wandte sich, eine leidenschaftlich beherzte Frau, selbst nach dem Fenster. Unerwartet wurde sie von einer magern Hand festgehalten. Der ehrwürdige Bischof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte sie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Ansehens, und dies Ansehen war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erscheinung, die sie in

ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß sie einen Augenblick verstummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ.

„Gnädigste Herrin,“ sprach er langsam, „Euer Leben darf nicht so gefährlichem Zufalle ausgesetzt werden, es ist zu kostbar, es ist dem Lande doppelt kostbar in diesem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unsern König. Wisset Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Mensch weiß, wo sie hergekommen sei, und doch lautet sie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erschrecklicher Echtheit erscheinen müssen.“ —

„Welche Nachricht?“

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?“

„Nein.“

„Aber Paris hat einen, und er ist kurzen und schrecklichen Inhalts!“

„Welchen Inhalts?“

„‚Alles ist verloren, nur die Ehre nicht,‘ hat König Franz nach Paris geschrieben.“

„Gerechter Gott!“

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensschrei diesen Ausruf der Regentin, und eine Pause trat ein.

„Habt Ihr selbst diese Worte gelesen?“ fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigste Frau,“ erwiderte Duchatel, „kein Mensch hat sie gelesen, und doch zweifelt kein Mensch an ihrer Richtigkeit, und als ob sie am Firmament geschrieben stünden für jedermann, so hört man von jedermann die entsetzlichen Worte: ‚Tout est perdu fors l'honneur!‘“

Es war eine Zeitlang totenstill im Saale; auch im Hofe des Hotels war es unter den Volksmassen plötzlich totenstill geworden, man hörte nur den Regen plätschern, und den reißend schnell herannahenden Hufschlag eines Rosses.

Dieser Hufschlag schien die Pariser Bürger in gespannte, schweigende Aufmerksamkeit versetzt zu haben. Ein über und über mit Kot bespritzter Reiter flog um die Ecke, bog ins Tor des Hotels und stürzte mit dem erschöpften Pferde inmitten des Hofes, dessen große Steine wasserglatt waren, rasselnd zu Boden. Ehe man ihm beispringen konnte, war er schon auf den Füßen und auf dem Wege nach der schmalen Treppe, das arme Tier seinem Schicksale überlassend, und an seiner ledernen Botentasche hestelnd, als müsse sie geöffnet sein, ehe er die Treppe erstiegen. Lautlos aber einmütig drängten sich alle Bürger hinter ihm her die Treppe hinauf — man sah dies alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war jedermann ans Fenster geeilt, und weder Regentin noch sonst jemand achtete in diesem Augenblicke auf die nachdringende Masse oder auf sonst etwas: die Botschaft des Kuriers verschlang allen andern Anteil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, schrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos stehen blieb, wurde der besudelte Reiter sogleich mitten in den Saal gelassen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während diese, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott sei Dank! Es ist die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé bestimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm und die Pariser Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet und wollte ihn eben mit begierigen Augen überlesen, als wiederum die magere Hand Duchatels sie berührte und dieser unter allgemeinem Zurufe das Verlangen aussprach, daß solche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut verlesen werde. Die hierbei zurufenden Volksmassen, denen die ebenfalls patriotisch beteiligten Trabanten den Eingang nicht ernstlich gewehrt hatten, verhielten sich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen

Mützen, als ob sie mit dem Eintritte in den Palast selbst ganz andere Leute geworden seien.

Die Regentin, unter dem Einflusse der Überraschung und der Muttersorge — und am Ende hätte die Politik nichts dagegen zu sagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntnis zu setzen, wie ich den Druck meines Mißgeschicks trage, so ist mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troste seien, gebeten, daß man mich schreiben lasse an Euch. Diese Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu sein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlassen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder, Euch bittend, dem Träger dieses freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiser geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde."

Dieser fassungslose Brief furchtbaren Inhaltes fiel wie ein langer, zerschmetternder Donnerschlag auf alle Personen im Saale. Gerade die Fassungslosigkeit der Worte, die man am wenigsten gewohnt war bei Äußerungen des Königs Franz, steigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Äußersten. Die Regentin, welche kaum noch imstande gewesen war, die letzten Zeilen auszusprechen, fiel mit schreiendem Schluchzen rücklings über und in die Arme des Mannes, den sie eben vernichten gewollt, Guillaume Budés. Margareta stand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob sie der ärgste Fieberfrost schüttelte und Tränen rollten stromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anwesenden stießen nur vereinzelt erschreckende Seufzer des Wehs aus, und

schwiegen. Auch die Bürger von Paris standen wie festgebannt und schweigend.

Der Bischof Duchatel ermannte sich zuerst und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte, bewerkstelligen zu helfen, was er anriete: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünstig wie die Israeliten es taten, als der Assyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken sollen läuten, und alle Welt soll zu Gott schreien um Hilfe!“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ schrie mit einem Male in herzzerschneidendem Tone die Regentin, die sich aus halber Ohnmacht emporriß, „mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel schütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt soll beten!“

Und während sich die Bürger, bestürzt von der Nachricht und von dem leidenschaftlichen Schmerzensausdrucke dieser Mutter, die man immer nur als stolze Herrin gesehen hatte, aus dem Saale hinausdrängten, fast eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin sie noch kurz vorher gewaltsam gestrebt hatten, schauerlicher denn anderswo, sah sich die Regentin starren Auges im Kreise um, und fiel, indem sie die Hand nach Budé ausstreckte, ihrer Tochter Margareta, von neuem laut aufschluchzend, in die Arme.

Diese Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkürliche gewesen: sie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das, was im Wege stehen könnte, jederzeit da, wo es sich um Wesentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Krisis keinerlei Konvenienz, keinerlei Rücksicht gibt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß sie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, sie dachte jetzt, als sie ihm die Hand hinstreckte, mit keiner Silbe an das, was der schrecklichen Nachricht vorausgegangen war, sie wußte nur noch diese Nachricht, und

Budés Anblick erinnerte sie daran, daß er einer der treuesten Freunde ihres Sohnes, und für diesen stets wert und belebend sei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weise geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu diesem Gedanken gehörten Budé und Margareta.

„Eilt zu ihm!“ rief sie denn auch, als sie vor Schluchzen wieder sprechen konnte, „damit ihm einiger Trost werde, damit er sich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die Chateaubriant mit euch, ihr Anblick wird ihn erfreuen — ich selbst, ich will auf der Stelle an den Kaiser schreiben und ihn beschwören — da steht ja der Unglücksbote noch. —“

„Gnädigste Frau“ — unterbrach sie Budé, der in der Größe seines Herzens ihr ohne weiteres das Attentat auf sein Leben vergeben hatte — „erholt Euch erst, ehe Ihr etwas anordnet.“

„Und er wartet, er schmachtet in Gefangenschaft!“

„Wir können ihm erst nützen, wenn wir genau unterrichtet sind.“

„Da hast du recht, Budé, ganz recht.“

„Und der Kurier hat mir ein Schreiben, der Aufschrift nach von Chabot de Brion, mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgesehen habe, ob es uns nähere Aufschlüsse bringt.“

„Öffne, so öffne doch — lies! lies!“

Budé sah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang sich auf ihn und die Gräfin Françoise persönlich bezog, und wollte dies überschlagen, er winkte also dem Diener der Regentin, einen Sessel für die erschöpfte Herrin herbeizubringen und suchte hastig mit den Augen, wo der Brief die Darstellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gottes willen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Persönliches ist ja jetzt gleichgültig, es ist ja alles verändert, alles schrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt

alles was Ihr wünscht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!“

So las denn Budé, ohne ein Wort zu unterschlagen, folgendes:

„Im Unglücke denkt man seiner Freunde am lebhaftesten, lieber Budé. Ach, nicht damit sie uns helfen sollen, das erneuerte Andenken an sie ist uns schon eine Hilfe. Ich habe seit unserer Abreise von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoise geschrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnsucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweisen derselben von meinem Gedächtnisse. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marots Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweise der Herzogin von Angoulême in betreff Françoisens enthüllte. Dadurch wurde die Teilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu schätzen weiß, wieder angeschürt, und meine Eifersucht, meine Sehnsucht ward von neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum soll ich es Euch nicht gestehen, braver Budé? — ich hab' es zuweilen verwünscht, daß Franz mein König und Lehensherr sei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz streitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienst, sie ist despotisch, wie es der König von Frankreich sein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in diesem Bestreben unterstützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben sie total verloren und sind alle gefangen. Die Blüte unseres Adels ist getötet, unser Heer existiert nicht mehr, unser König und was ihm treu, ist in den Händen habsüchtiger und ränkelustiger Feinde —“

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleser.

„Ich schreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind absenden muß, öffne. Was ist an meinem Schicksale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr sollt, soviel an mir liegt, ein getreues Bild unseres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich sein, und so habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen gestiftet.

Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren gewesen wäre. Daher kam uns die Katastrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der starre Eigensinn. Der König ist ein genialer Kriegsmann, er ist ungemeiner Pläne und einer raschen ungemeinen Anstrengung fähig, des Mutes gedenke ich nicht erst, denn der ist ihm zweifellos im höchsten Grade eigen. Aber der König hat zuwenig Übung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, seine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marsault und ich, hatten nicht viel mehr Übung als er, und die geübteren wie la Tremoille, la Palisse, Foix-Lescun, Louis d'Ars, verstanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehen, und so waren wir innerlichst eigentlich immer ohne Zusammenhang. Das brach schrecklich zutage am 24. Februar.

Der Feind rückte schon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unsere älteren Führer, den alten Marschall Chavannes la Palisse an der Spitze, schrien in den König hinein, er soll sich nicht einsperren lassen zwischen Pavia und das anrückende kaiserliche Heer, er solle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feste Stellung einnehmen. Wir jüngeren aber waren der Meinung, es stünde uns schlecht

an, eine so lange betriebene Unternehmung wie diese Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräter Bourbon aufzugeben, Bonnivet besonders sprach voll kriegerischen Übermutes dagegen, und der König hatte sich im voraus verschworen, lieber zu sterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verschanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Tessino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia versperrte. Dorthin lehnte sich unser rechter Flügel; die Front unseres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben verteidigt, und unser linker Flügel stützte sich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeschlossen ist. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unseligen Herzog von Alençon gefochten."

„Mein Gott!" rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margareta.

„Diese Villa, dieser Park, dessen Sträucher und Bäume bereits im hiesigen frühen Frühling zu knospen begannen, ist ein zauberischer Aufenthalt. Sie sind lange der Lieblingssitz der Herzöge von Mailand gewesen und hatten früher nur Dichter und Liebende gesehen und gehört. Zum ersten Male sollten sie die donnernden Kanonenschläge und den mannigfachen Todesschrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unseres Heeres und waren am wenigsten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entscheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfanges wegen nicht vollständig zu decken, und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühselig seine Söldner zusammen. Wie töricht! Diese Spanier haben ja in Amerika unerschöpfliche Quellen, man sagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eisenstein; kurz, gegen all unser Vermuten hatte der Feind die Absicht, gerade durch

unseren Park sich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war die Absicht ganz klug berechnet, denn der König mußte sein verschanztes Lager verlassen, um uns in Mirabello zu unterstützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Brettspiele saß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir schickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen, und freuten uns, daß sich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Pallisaden des alten Galiot de Genouillac, der unsere Verschanzungen geleitet hatte und unsere Batterien befehligte. — Wir Unglücklichen spielten ruhig weiter im Brett, und unsere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß sich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos versuche. Währenddessen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unserer Parkmauer, die Kanonade spielte nur auf, um das Geräusch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unserem Erstaunen, es sei eine Bresche von dreißig bis vierzig Toisen Breite in der Parkmauer niedergeworfen und die spanische Armee ziehe im Sturmschritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie hastig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenseits unserer äußersten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch anfangs vortrefflich, und der Feind schien sich alles so eingerichtet zu haben, um gliederweise niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in seine Flanke, und der alte Galiot hatte seine Schlünde vom Lager aus meisterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überschreiten mußten. Diesen Flügel entlang warf er denn alles nieder, was der spanischen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Masse nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die rot aufsteigende Sonne: man sah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen

in der breiten Waldschneise von Galiots Kugeln, ihre Reihen lösten sich, und sie liefen zersprengt nur noch einer nach dem andern, um das kleine Tal hinter dem Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es sagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem Könige anzeigen lassen, daß ich soeben diesseits des Flügels im Park ein spanisches Bataillon zerrissen und einige Kanonen genommen hätte, und der König sah selbst, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig sich zeigte, er hielt also voreilig den Sieg für gesichert, gab seinem Ungestüme vorzeitig nach und stürzte sich mit der Gendarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire sollen gejubelt haben bei diesem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur seine feste Stellung auf, sondern er maskierte auch unser Geschütz dadurch, daß er sich gerade vor ihm herauswarf und es solchergestalt selbst zum Schweigen nötigte. Die Garnison von Pavia benutzte denn auch diesen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns so lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen, und schloß sich an den langsam vor uns weichenden spanischen Vortrab, der sich auf die eiligst aufmarschierenden Schlachtreihen Pescaires und Bourbons zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen wesentlichen Vorteil unserer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Mut des Gelingens, und es wäre vielleicht alles gut geworden, wenn jedermann seine Schuldigkeit getan hätte. Leider geschah das nicht, und leider trat der schreiendste Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon also den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns stieß zu unserer Rechten ein starkes Korps Schweizer, nach diesem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüte des Landes; zwischen ihm und dem rechten Flügel kam eine ver-

wogene Truppe deutscher Landsknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Überreste der alten Banden aus Geldern und Westfalen, massive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiserhaus hassend allerwege und im Reichsbanne vom Kaiser Karl; den rechten Flügel endlich führte la Palisse. So standen wir, ach, in meiner letzten Stunde werde ich's noch sehen, wie die Morgensonne über unsere Schlachtlinie vom alten Palisse herüber, der vorgeritten war, um sich umzuschauen, die Reihen entlang schien bis zu dem gleichgültigen Gemahle Margaretens, der am äußersten Flügel hielt, als denke er bei erster Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf dessen prachtvollem Helme und Harnische die Morgensonne mit besonderem Wohlgefallen zu ruhen schien, wie fröhlich wehten seine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie schrie sein Hengst, aus Tausenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauses York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutschen Landsknechte führte, ein finster aussehender langer Herr von erstaunlicher Tapferkeit, dessen Beiname ‚Weiße Rose‘ in grellem Widerspruche stand mit der ihm eigenen düsteren Erscheinung. Auf ihn und seine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erste Angriff des Feindes: Bourbon warf seine deutschen Landsknechte auf unsere Deutschen und diese Leute würgten einander, als ob Bären aneinander gerieten. Die unsrigen, von den dazu bestimmten Schweizern nicht unterstützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe ‚Weiße Rose‘ fiel und Bourbon konnte sich siegreich gegen unseren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schicksal war diesem übeln Bourbon fortdauernd günstig, auch unser rechter Flügel ward geworfen, und der alte Palisse hat es nicht erlebt. Sein Pferd ist tödlich getroffen worden, die Masse ist über ihn hergestürzt,

und ein neapolitanischer Kapitän hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück solch einer Gefangennehmung beneidend, hat seine Büchse angeschlagen und unseren alten Krieger niederträchtigerweise erschossen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdessen der König selbst nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze seiner Gendarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen Skanderbeg abstammen soll, und vier, fünf andere Führer des Feindes tötete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! schrien die Seigneurs in seiner Nähe und mähten und warfen so schön, so gewaltig! Es wäre um die Spanier geschehen gewesen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen solche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verstreuete, wie man eine Hand umwendet, gegen zweitausend baskische Büchsenschützen unter seine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterschlacht zu vernichten! und ließ nun diese furchtbar gewandten und wie die Füchse geschmeidigen Schützen schießen und laden, laden und schießen auf unsere glänzendsten Rüstungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entsetzen wurde für Frankreich. Die Kerle sollen bis mitten unter uns gewesen sein, um in größter Nähe unsere Seigneurs vom ältesten Kriegsruhme von den Pferden zu schießen, wie man das widerstandslose Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, rasch nacheinander sah man von den Pferden verschwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille ist immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayarts Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großstallmeister; den Bastard von Savoyen; den Marschall Foix-Lescun, Françoisens zweiten Bruder — nun ist nur Lautrec noch übrig von

diesem Kriegsgeschlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch, und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hatte einen Augenblick in der Mitte ausgesehen, als sei der Sieg noch möglich, aber ach! wie soll ich's beschreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Öffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer ist, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Landsknechte seien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, la Palisse tot, Trémoille, Foix tot, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den schwachen Kopf verloren und sich mit der ganzen Gendarmerie des linken Flügels zu schmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet und das entsetzliche sauve qui peut —"

„Unterbrecht Euch einen Augenblick," bat hier mit sanften Worten der Bischof Duchatel, — „die Frau Herzogin von Alençon ist besinnungslos!"

„Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich ins Verderben gestürzt, verdient keine Teilnahme, mein Kind," schrie die Regentin, indem sie ihrer Tochter beistand.

„Nicht aus Teilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter."

„Und der König! mein Sohn, mein tapferer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an seinem Mute!"

„Und das entsetzliche sauve qui peut" — fuhr Budé im Vorlesen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggerissen, ich sah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu, und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze schwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die sich um ihn drängten!"

„Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich statt zu klagen nur Gott zu danken, daß dein Leben erhalten worden ist in solcher grausamen Not!" rief die Regentin.

„Es entstand ein Gemetzel, denn von rechts und links schwenkte der siegreiche Feind auf diesen unseren letzten Kriegshaufen zusammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entsetzliches in einer Viertelstunde um mich her geschah! Ich sah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel und der ihn nicht überleben wollte, ich sah ihn barhäuptig, bestäubten, blutigen, starren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer zuwinken und zurufen, sah wie sie, beide den Tod suchend, vorgestreckten Hauptes in die Spieße der Bourbonschen Landsknechte hineinrannten, und rücklings überstürzten, sah wie die Schar um den König gespalten wurde, wie der König, voll Blut von oben bis unten, allein focht, wie sein Hengst endlich hoch aufbäumte und mit ihm zusammenstürzte —"

„Jesu Maria!"

„Und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Rosse zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Last des Tieres und mußte wehrlos dreinschauen, wie Bourbon umhersuchte nach Bonnivet, um ihn zu erschlagen, und wie er lästerte, als er das Racheopfer sich entzogen fand. Der Tod beruhigt: ‚Unglücklicher,' hat er ausgerufen, ‚du bist schuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen!' Als ob Bonnivet ihm geraten hätte, Landesverräter zu werden!

„Als man mich hervorzog war alles vorbei. Der König hatte sich vom stürzenden Pferde zu befreien gewußt und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umsonst hatten ihm die Soldaten zugerufen, sich zu ergeben; er hätte das Schicksal la Palisses gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazugekommen und hätte ihn erkannt und an-

gerufen. Er hat ihn gebeten, sich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit diesem Verräter nichts zu schaffen habe —“

„O, mein Cäsar!“

„Und da ist denn Lannoy, der Vizekönig von Neapel, herbeigerufen worden, und hat kniend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das seinige dafür dem Könige bietend.

So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüte Frankreichs ist dahin: was nicht tot ist, das ist gefangen, und wir sind unserer soviele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden ist — und die feindlichen Soldaten selbst sind so berauscht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als sei das alles ein Traum, und als seien wir noch unter unsern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit und soeben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthusiasmus der deutschen Landsknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feste gebracht werden soll. Ich schließe, um diese Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unserer Feinde ist so groß, daß es ihnen gleichgültig ist, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröstet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke.

Euer Chabot de Brion.“

Es trat eine Pause nach dieser Vorlesung ein: der schreiende Schmerz hatte sich bereits in Ausrufungen Luft gemacht und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem jedermann in weher Verzichtleistung all die bevorstehenden traurigen Folgen an seinem Geiste vorüberziehen läßt. Diese Folgen konnten entsetzlich werden, denn die Exi-

stenz Frankreichs stand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiser Karl V., der von den flandrischen und brabantischen Städten im Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis ins Mittelmeer hinein Frankreich umschloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen ebenso ungehindert eindringen konnte, der im Bündnisse mit England war, und diesem Erbfeinde Frankreichs die Küstenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlassen mochte, der mit dem südlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entschädigen würde, dieser furchtbare Kaiser erschien nach dieser Niederlage der Franzosen wie ein Dämon des Jüngsten Gerichts für alles, was bis daher in Frankreich geherrscht hatte. Ein Wink von ihm schien hinreichend, um dies bereits so stolze Königreich auszustreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter sie war, hatte auch die volle politische Einsicht und fand vielleicht deshalb rascher als jeder andere die Kraft zum Handeln. Denn politische Not treibt, während andere Not oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tisch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnsessel, in welchen sie gesunken war, und das Schreibematerial vom Gerichtstische, welcher jetzt seine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Busen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch schrieb sie mit fester Hand. Budé sah die Überschrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es schriebe die Regentin an König Franz. Sie schrieb aber an den Kaiser und beschwor diesen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und schrieb an den Hafenkapitän von Marseille, Galeeren abzusenden an die italische Küste, und schrieb an den Herzog von Geldern um Landsknechte, und schrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: sie zeigte in diesem furchtbaren Augenblicke

die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten sich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenlosen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch stand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margareta an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeschreiblichem Schmerze, denn sie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine so nichtswürdige Weise ins Verderben stürzte, nicht einmal geliebt, sie hatte sich einer Konvenienzheirat mit ihm geopfert und erntete nun so entsetzliche Früchte von dem Opfer. Noch stand Duprat regungslos neben seinem Schreiber: als scharfsinniger Mann übersah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm persönlich aus diesem Unheil des Landes erwachsen könne. Er hatte bis daher alles auf die Gunst des regierenden Königshauses gestellt und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyrannisch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlaments, und durfte nicht zweifeln, daß diese jetzt drohend hervorbrechen, und seine Stellung, wenn nicht seine Freiheit und sein Leben bedrohen werde. Ebenso harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen sollten; auch er hatte nur Nachteil zu erwarten, und die Äußerung der Regentin, Françoise dem Könige als Trösterin zu senden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande selbst, am Könige und an den mit dem Könige beschlossenen und nun ins Unberechenbare hinausgeschobenen Plänen einer gründlichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete sich mit jener Äußerung der Regentin doch eine günstige Aussicht. Françoise wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, sondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all sein Lebensinteresse. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam seines Erachtens mit ihr

zur Herrschaft, und wie ein sanguinischer Gelehrter in seiner theoretischen Vorliebe die nächsten politischen Hindernisse für unbedeutende materielle Hindernisse erachtet, welche dem höheren Geist ohne weiteres weichen müßten, so schlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrschenden Glaubens die Landeskalamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politische Heirat unabweisliches Bedürfnis, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er sah gespannten Blickes auf die hastig und unablässig schreibende Regentin; sobald sie nur das erstemal aufblickte, wollte er ihr vorschlagen, mit der Herzogin Margareta die Gräfin Françoise abzuholen, und mit diesen beiden dem Könige angenehmsten Frauen nach Italien, und soweit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.

Aber die Regentin schrieb und schrieb, die quälende Stille im Saale des Hotels des Tournelles ward von keinem andern Geräusche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätschernde Regen verursachten. Der König und Frankreich sollten verloren sein, und doch hatte es hier im Schoße der obersten Landesmacht das Ansehen, als sei überall tiefste Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittstür gekehrt, bemerkte es erst an der auffallend entstehenden Unruhe des sonst so unveränderlichen Duprat, daß von jener Tür her eine Verwandlung der Szene sich ankündige. Sich umwendend sah er, daß in schwarzer Amtstracht die Räte des Parlaments geräuschlos, geisterhaft einer nach dem andern eintraten und im weiten Halbkreise schweigend sich aufstellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und schrieb und schrieb.

Duprat versuchte es, sich seinen Amtsgenossen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die Regentin durch kein Geräusch stören, oder entsetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräte? Diese Leute, welche er bis daher so

leicht geführt und beherrscht hatte in unbefangen tyrannischem Stile, diese Leute schienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politisches Ereignis die Menschen wie ein Luftwechsel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je gescheiter er sonst war, desto wichtiger war diese Veränderung an ihm, desto wichtiger für ihn selbst: es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Besorgnis für ihn vorhanden sein. Aus welchen Seelenteilen ist das Gewissen zusammengesetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran teil, und der Herzlose und Kluge wird verlegen und betreten, ja gerät vom bloßen Gewissen aus in Verzweiflung, wenn ihm sein eigener Verstand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über sich selbst beschämt zu sein. Das Wissen unserer Schwäche bildet das Gewissen.

Endlich sah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden schwarzen Gestalten. Es durchzuckte sie wie ein Dolchstich; denn sie wußte wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über sie hereinbrechen werde. Aber sie besaß ein mächtig Naturell: keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptsache, und sie sah auf die düsteren faltenreichen Gesichter der Parlamentsräte mit großen, festen Augen und so lange, daß mancher von ihnen seinen Blick senken mußte. Die Gewohnheit des Herrschens ist zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrschens: die Parlamentsräte waren im Rechte, und der fragend strafende Blick der Regentin setzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie sprach kein Wort zu ihnen, sondern winkte dem Diener. Dieser schien sie zu verstehen und ging hinaus. Unterdes faltete sie die Briefe; als sie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, stand sie auf und schritt auf die Parlamentsräte zu. Der Vizepräsident derselben hielt dies für den erwarteten Augenblick und begann zu reden.

„Geduld," unterbrach sie ihn, „noch ist Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!"

„Nicht unser Beileid allein auszudrücken sind wir gekommen."

„Es ist Euer Amt, alles in Beschwerden einzuhüllen," unterbrach sie ihn von neuem, „und so werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die ersten sein, welche mit Klage und Beschwerde Entzweiung erheben werden, statt auf doppelt nötige verstärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrschaft entfernt und wird Euch, wenn Ihr so fortfahrt, noch weiter davon entfernen."

Bei diesen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, stellte sie auf den Schreibtisch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petschaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die sich hinter den Parlamentsräten aufstellten. Es war dies die Munizipalität von Paris, und auch von dieser mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verriet, daß sie der fortgesetzten Vorbereitung solcher Massenangriffe schwerlich länger die Spitze bieten könne und eine neue Wendung des Benehmens suchen müsse. Im Stile ihres stolzen Benehmens wenigstens Zeit für Überlegung zu gewinnen, wendete sie sich zum Diener, der das Siegelwachs schon bereit hielt, und reichte ihm den ersten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem sie das Petschaft darauf gedrückt, nach dem italienischen Boten rief. Dieser Unglücksbote, mit Schweiß und Kot bedeckt, hatte in einem Winkel des Saales geharrt. Als er hervortrat, streckte die Regentin ein offenes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln sei, und sprach gleichzeitig zu dem Kurier:

„Dein Dienst soll dir königlich belohnt werden. Du hast uns eine Unglücksnachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer sei, als unsere aufgeschreckte Einbildungskraft sich vorstellte. Hilf nun durch deine Eile, daß dem Könige rasch geholfen werde. Je schneller du diesen Brief nach Madrid beförderst, desto eher ist der König von Frankreich wieder in Paris. Hier — und dabei siegelte sie das offene Blatt — ist dein Geleitsbrief. Gott schütze deine Eil!"

Der steif gewordene Bote polterte hinaus, und die Regentin siegelte schweigend weiter. Dann übergab sie drei Briefe dem Diener, bei jedem langsam die Aufschrift vorlesend: „An den Herzog von Geldern — der Reiter soll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er seine Landsknechte geradeaus über Paris führen soll; — An den Herzog von Guise — er soll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die savoyische Grenze zu besetzen hat — für die beiden ersten die besten Pferde aus meinem Stalle!"

Als der Diener hinausging, blieb sie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt, vor dem Tische stehen, einen noch ungesiegelten Brief, wie es schien bloß mechanisch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen strömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düstern Saal nur notdürftig.

Der Vizepräsident unterbrach jetzt zum zweitenmal die Stille, und jetzt hatte die Regentin keine Veranlassung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachsenden Worten die Beschwerden des Parlamentes vor, welches seit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden sei. Das Parlament habe das Konkordat nicht einregistriert, und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbestrittenes Gesetz. Das Parlament bestehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatika gemäß, allein gesetzlich sei.

Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienste, vor allem die Richterstellen nicht fürder käuflich sein sollten für Geld; es werde der Richterstand aufs gemeinste dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Kommissionen für immer abgeschafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterspruches, sie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. „So ist Semblançay“, setzte der Präsident hinzu, „auf eine unrechtmäßige Weise verurteilt worden, ein Mann, der uns allen für tugendhaft gilt, ist von einer der Parteilichkeit verdächtigen Kommission geradezu gemordet worden, und unser Kanzler, mit Entrüstung müssen wir es sagen, steht all diesen Ungesetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns allen seiner Stellung für unwürdig erklärt, und wir bestehen darauf, daß er von dieser Stunde an sein Amt niederlege und vor Gericht gestellt werde.“

„Der Kanzler Duprat?“

„Duprat! Duprat!“ schrien die Räte allesamt. „Er werde gerichtet zur Sühne Semblançays!“ riefen die Kühnsten, als der erste Ruf verhallt war. Jedermann vernahm diese Worte, und Duprat zitterte in Todesangst.

„Ist dies alles, was ihr in so günstiger Stunde verlangt?“ sprach nach einer Pause die Regentin.

„Die unglückliche Stunde des Landes sei wenigstens eine günstige für das bürgerliche Recht,“ entgegnete der Präsident, „welches Gefahr läuft, in einem willkürlichen Regimente des Königs unterzugehen. Der Himmel hat den König gestraft, das Schwert, worauf er überall allein sich gestützt, ist zerbrochen, es ist also jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entrissen hat, unsere Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich bestehen soll. Die schreckliche Niederlage bei Pavia ist Strafe des Himmels! Ihr laßt die Ketzerei überall

ungestraft ihr Haupt erheben; worauf sollen wir schwören und schwören lassen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!"

„Gericht gegen die Ketzer!" schrien die Räte und die Munizipaldeputation stimmte donnernd ein in diesen Ruf. Die Szene ward tumultuarisch, und die Regentin hatte die Übermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte sich näher an sie heran. Auf Duprat und Budé blickend schien sie zu überlegen, ob es nicht geraten sei, diese beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beschwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß alles wieder zu seinem Nachteil geändert sei und das Entsetzen, welches ihm vorher, da für seine Freundin keinerlei Aussicht vorhanden schien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, sie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um sich und faßte die Hand des greisen Duchatel. Dieser alte würdige Mann folgte auch sogleich der Aufforderung, und mühsam den leeren Sessel der Regentin ersteigend, gebot er mit mächtiger Priesterstimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: einer nach dem andern schwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu sprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indes wirksam geschehen konnte, schrie einer der Munizipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war und welcher den zur Ruhe winkenden und sprechenden Bischof noch nicht gesehen und gehört hatte: „Greift zu, ihr Herren! Es kommt eben Botschaft vom Gouverneur, daß er sich zu uns schlägt und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr schützen, wir müssen es selber tun! Greift den Budé, der unsere Söhne verderben läßt durch kauderwelschen Unterricht und der als Hauptketzer die Not über uns heraufgebracht hat. Er ist zwar mager genug," setzte der dicke Mann, ein

Kupferschmied, der sein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu, „mager genug, um einen schlechten Braten abzugeben, aber bei schlechter Zeit und zur Fastenzeit schickt sich's nicht anders, greift ihn!"

Die Munizipalherren drängten sich hinzu, diesem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog sich so gut es anging aus dem Tumulte zurück, und schien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite gewesen, hatte sich davongemacht. Da erhob sich Margareta, die bis daher teilnahmslos verblieben war und drängte sich durch die Menge zu Budé und Duchatel und griff, als sie ihre Stimme und ihre Gebärden ungehört und unbeachtet sah, einen der Parlamentsherren nach dem Degen, zog ihn rasch aus der Scheide und schwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zusammengedrängten Aufrührer, so daß diese teils vom Blitzen, teils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen und ein leerer Raum sowie eine augenblickliche Stille entstand. „Seid ihr Franzosen?!" rief sie heftig, diesen Augenblick der Stille benutzend, „nimmermehr seid ihr das! Ihr zeigt euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt ihr mich? Wißt ihr, daß ich des Königs Schwester, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenlose Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, seine Feigheit sei schuld am Unglücke bei Pavia!"

„Desto schlimmer für uns," schrie der Kupferschmied, „wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmute die Feigheit verbergen." — „Ist's ein Grund, größere Rücksicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben?" setzte ein Parlamentsrat hinzu, und die Dazwischenkunft der Herzogin schien die Aufregung nur zu steigern. Umsonst rief der Bischof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräte ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Munizipalherren ergriffen Budé, und in politischer

Meinung vereinigten sich alle zu der offenbar vorgefaßten Absicht, dem Frauenregimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächsten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als sie sich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte sich die Szene: dröhnenden Schrittes marschierten die Trabanten des königlichen Hauses, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeschieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erschreckt auseinanderfahrenden Aufrührer und teilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgestellt, von der Tür bis an die entgegengesetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße streckend, in zwei Teile. Die Regentin, dies voraussehend, hatte sich hinter den Schreibertisch Duprats der Thür gegenüber aufgestellt und erhob nun, da der Schrecken vollständiges Stillschweigen herbeigeführt, ihre Stimme:

„Das Parlament von Paris liefert seinen Vizepräsidenten, der unehrerbietig und aufrührerisch gesprochen, als Geisel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Munizipalität von Paris tut desgleichen mit Darennes, dem Kupferschmiedmeister, und darf sich versichert halten, daß sein Kopf fällt, sobald die Munizipalität noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrührerischen Schritt versucht. Der Herzog von Vendôme wird euch weitere Nachricht von mir geben, wenn ihr vor Ankunft der Geldernschen Landsknechte und Guises Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevost, tut, wie ich befohlen!“

Der Anführer der Trabanten verhaftete, ohne irgend einen Widerstand zu finden, die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten sich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten besetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derselben Nacht reisten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: diese, um dem Süden näher alle möglichen Anstalten zur Unterstützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide, um mit der Gräfin Françoise, welche durch einen Eilboten nach Avignon beschieden wurde, dem Könige Gesellschaft und Trost in die Gefangenschaft zu bringen. Die Regentin erhob sich in dieser schrecklichen Lage zur Höhe einer umsichtigen, mäßigen und doch energischen Herrscherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurteile zum Opfer brachte, die schmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. „Es ist gleichgültig," sagte sie zu Budé, „was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, sie ist meinem Sohne wert, und fern sei es von mir, sie ihm von nun an, da er des Trostes so bedürftig ist, zu entziehen. Mit dieser Änderung der Lage verschwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes sicher sein. Ihr seid meinem Sohne ebenfalls wert, Ihr seid welterfahren, seid im Vatikan von Eurer früheren Gesandtschaft her bekannt, seid vertraut mit den hundertfältigen Verhältnissen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufschießenden, den Italienern unbequemen Übermacht des Kaisers leicht für einen Umschwung zu handhaben sein werden, geht und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, sie hassen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieser Wallone gehört dem Kaiser, aber schließt Euch an Pescara, er ist zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewissen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, sich als Gefangener Italiens, nicht des Kaisers zu zeigen. Sucht eine Küstenstadt für seinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!"

Meinung vereinigten sich alle zu der offenbar vorgefaßten Absicht, dem Frauenregimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächsten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als sie sich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte sich die Szene: dröhnenden Schrittes marschierten die Trabanten des königlichen Hauses, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeschieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erschreckt auseinanderfahrenden Aufrührer und teilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgestellt, von der Tür bis an die entgegengesetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße streckend, in zwei Teile. Die Regentin, dies voraussehend, hatte sich hinter den Schreibertisch Duprats der Thür gegenüber aufgestellt und erhob nun, da der Schrecken vollständiges Stillschweigen herbeigeführt, ihre Stimme:

„Das Parlament von Paris liefert seinen Vizepräsidenten, der unehrerbietig und aufrührerisch gesprochen, als Geisel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Munizipalität von Paris tut desgleichen mit Darennes, dem Kupferschmiedmeister, und darf sich versichert halten, daß sein Kopf fällt, sobald die Munizipalität noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrührerischen Schritt versucht. Der Herzog von Vendôme wird euch weitere Nachricht von mir geben, wenn ihr vor Ankunft der Geldernschen Landsknechte und Guises Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevost, tut, wie ich befohlen!“

Der Anführer der Trabanten verhaftete, ohne irgend einen Widerstand zu finden, die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten sich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten besetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derselben Nacht reisten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: diese, um dem Süden näher alle möglichen Anstalten zur Unterstützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide, um mit der Gräfin Françoise, welche durch einen Eilboten nach Avignon beschieden wurde, dem Könige Gesellschaft und Trost in die Gefangenschaft zu bringen. Die Regentin erhob sich in dieser schrecklichen Lage zur Höhe einer umsichtigen, mäßigen und doch energischen Herrscherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurteile zum Opfer brachte, die schmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. „Es ist gleichgültig,“ sagte sie zu Budé, „was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, sie ist meinem Sohne wert, und fern sei es von mir, sie ihm von nun an, da er des Trostes so bedürftig ist, zu entziehen. Mit dieser Änderung der Lage verschwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes sicher sein. Ihr seid meinem Sohne ebenfalls wert, Ihr seid welterfahren, seid im Vatikan von Eurer früheren Gesandtschaft her bekannt, seid vertraut mit den hundertfältigen Verhältnissen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufschießenden, den Italienern unbequemen Übermacht des Kaisers leicht für einen Umschwung zu handhaben sein werden, geht und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, sie hassen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieser Wallone gehört dem Kaiser, aber schließt Euch an Pescara, er ist zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewissen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, sich als Gefangener Italiens, nicht des Kaisers zu zeigen. Sucht eine Küstenstadt für seinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!“

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Zwölfter Band.

Gräfin Chateaubriant. III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

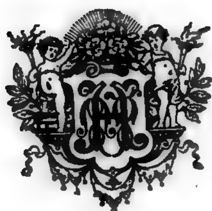
Gräfin Chateaubriant.

Roman in drei Bänden

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbsttage, eine leichte Abendluft hatte sich erhoben und wehte anmutig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Turmgemäuer umwucherten. Aus diesem Turme, welcher ringsum verschlossen, während der Tageshitze kein Lebenszeichen verraten hatte, stiegen jetzt zwei Diener die steinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaumes und der Aloe an den Seiten abgeschlossen war von tiefen Abgründen, und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten spanischen Palast. Hinter diesem Palaste dachte sich die Landzunge ab, und das Terrain verband sich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Diese Stadt war Madrid, jener Palast ward bewohnt vom Herzoge von Infantado, jener Turm war der Alcazar, eine Feste aus der Maurenzeit, wie sie sich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und südlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der spanische König und römisch-deutsche Kaiser Karl seinen Gefangenen von Pavia bringen lassen, und erst seit er ihn hier hatte, hielt er sich des Gefangenen für versichert. Daß es soweit gekommen war, lag vorzüglich in den so ganz voneinander verschiedenen Charakteren der beiden Herrscher: Karl V., ein nüchterner Politikus verstand es wohl, den poetischen König Franz zu berechnen, dieser aber, königlichen Sinnes phantasierend, königlichen Stil auch im siegreichen Gegner voraussetzend, irrte sich völlig in diesem Kaiser und gab sich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthusiasmus der kaiserlichen Truppen und einem aus solchem Enthusiasmus leicht möglichen Befreiungsversuche zu entrücken, nach der Festung Pizzighetone geführt. Diese liegt an der Adda zwischen Lodi und Cremona. Es kam diesem verschlagenen Wallonen alles darauf an, den gefangenen König den Einflüssen Pescaras und Bourbons zu entziehen, und er hütete ihn deshalb so unscheinbar, aber auch so sorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit diesen Heerführern, die sich mit vollem Rechte vorzugsweise den Erfolg von Pavia zuschrieben, und hütete ihn ebenso vor der Verbindung mit den Franzosen, welche sich unter allen Gestalten herzudrängten. An dieser Vorsicht scheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schwester, der Geliebten und dem Freunde Trost und Rat zu senden. Umsonst blieb Margareta nach reiflicherer Überlegung in Marseille zurück und ließ Françoise und Budé vorausziehen gen Pizzighetone, um auszukundschaften, ob es für die Schwester des Königs ratsam sei, sich unter die Feinde des Reiches zu wagen, und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen sei. Lannoy war zu sehr auf seiner Hut, um dem Könige Ratschläge zukommen zu lassen, und Budé hatte ja wochen- ja mondenlang die Herzogin zu vertrösten. Er selbst und Françoise konnten nicht zu dem Gefangenen durchdringen und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden sei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantastischen Glauben zu bestärken, Kaiser Karl betrachte des Gefangenen Lage vom edelsten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Ratsameres, als sich ohne Rückhalt der Großmut des Kaisers anzuvertrauen. Die Art, wie Kaiser Karl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen

Gefangenen in falsche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht gestattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg sei so groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre, und daß er die schönste Veranlassung sei, durch Milde gegen den Feind sich dankbar zu erweisen. „Noch mehr!“ setzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete. „Der Bischof von Osma hat dem Kaiser geraten, Eure Majestät sobald wie möglich und so billig wie möglich freizugeben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwährender Gefangenschaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, so wird er sie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Sieges bei Pavia noch unberührt von uns geblieben ist.“

So war's gekommen, daß Franz in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft den hingebendsten Brief an den Kaiser geschrieben hatte. „Ich habe“, hieß es darin, „keinen andern Trost in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürsten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmütiger sein. Und für solche Ehrenhaftigkeit und solches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sklaven für immerdar in mir umtauschen.“

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemessen: das etwa Erniedrigende darin war für die Gesinnung, aus welcher es entsprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmut dankbar zu entsprechen, und um so größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm selbst überließe. Seine Befangenheit und sein Irrtum über die Zeitverhältnisse bestanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nötig gewordenen gewinnlustigen Politik so behandelte, als ob die europäischen Staaten in scharf gezogenen Grenzen und auf unwandel-

baren Grundpfosten vorlägen, und als ob er und der Kaiser, zwei Hauptpersonen im Kampfe für europäisches Gleichgewicht oder Übergewicht eines Staates, zwei Privatpersonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigentümlich war. Außerdem fühlte sich sein Naturell durch die Gefangenschaft zu ausschweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturell, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenschaft bis zur Verzweiflung gepeinigt und ward dadurch zu übertriebenen Entschlüssen für sich und gegen sich gedrängt. Die letztere Richtung machte sich denn auch in ebensolchem Übermaße geltend, als die Antwort des Kaisers eintraf und die bitterste Enttäuschung für ihn brachte. Der Kaiser verlangte nicht weniger als: Burgund und die Picardie für sich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbonschen Ländern für Karl von Bourbon, und die Normandie und die Guyenne und Gascogne für den König von England, so daß also das bereits so stolze Königtum Frankreich auf ein eingeengtes Binnenfürstentum zurückgebracht worden wäre. Franz riß sein Schwert aus der Scheide, schrie dem Gesandten des Kaisers zu: „Sagt Eurem Kaiser, daß ich lieber sterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, sich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Überspannung nach dieser Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abspannung, und er ließ dem Kaiser antragen, daß er all seine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlorenen Rechte und Besitztümer einsetzen und ihm seine Schwester Margareta zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia gestorben — daß er endlich des Kaisers Schwester, die Königinwitwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige Mitgift, welche den Kindern aus dieser Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies tat er, obwohl er Françoise in seiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um sein Verlangen nach Freiheit zu stacheln, keineswegs verschwiegen, er tat es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiser genügte es bei weitem nicht; nach wochenlangem, ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Bescheid, und Lannoy sah nun sein Opfer so weit zermalmt, als er es wünschte, um den ihm zugedachten Hauptschlag mit Erfolg versuchen zu können. Er redete ihm vor, diese Schwierigkeiten entstünden nur durch die einratenden und zwischentragenden Minister und Gesandte, und würden auf der Stelle verschwinden, wenn die beiden Herrscher persönlich miteinander unterhandeln könnten. Dieser Vorschlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht sich bewußten Persönlichkeit begabt, hoffte er, in Spanien selbst, Aug' in Auge mit dem Kaiser leichtlich ans Ziel zu kommen. Er sah schon die großherzigen spanischen Granden um sich, denen die ritterlichen Traditionen noch in Fleisch und Blut lebten, und die ihm sicherlich beistehen würden, es reizte ihn, auf eine so eigentümliche Weise Spanien selbst zu sehen und diesem stolzen Volke einen auch im Unglücke stolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechselung seines unerträglich einförmigen Zustandes in der Feste Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas anderes werde auch etwas Besseres sein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé sprechen können, der neben Françoise in einem Landhause an der Adda wohnte und harrte, er wäre von seinem unseligen Vorhaben schnell abgewendet worden. Budé hatte sich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten sich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete sich bereits unter Pescaras Leitung und unter ganz bestimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiser, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang

in Italien befreit werden könne. Von alledem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegenteile die romantische Idee einer Reise nach Spanien so wünschenswert darzustellen, daß König Franz ritterlichen Stiles sogar alle wahrscheinlichen Mittel einer Befreiung, die sich ihm auf der Überfahrt bieten konnten, selber unmöglich machte, um nur die Reise möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italienischen Küste zu kreuzen, um für eine Befreiung des Königs bereit zu sein, war sorgfältig ins Werk gesetzt worden: Doria, im Dienste Frankreichs, und Lafayette überwachten scharf das Ligurische und das Tyrrhenische Meer; Lannoy hätte die Überfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König selbst einen Befehl an seine Admirale ausgestellt, einen Befehl des Inhalts, daß sie der Überfahrt Lannoys nicht nur durchaus nicht hinderlich sein, sondern sogar sechs französische Galeeren zum sicheren Geleit bis an die spanische Küste mitsenden sollten!

Unter solchen Umständen verließ der Vizekönig von Italien Lannoy mit seinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feste Pizzighetone, ging mit ihm nach Genua und schiffte sich dort ein nach der katalonischen Küste.

Es war eine jener zauberischen Nächte Italiens: unter dem beginnenden Mondscheine schwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenstände phantastisch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menschen schwärmten singend umher zwischen Weinbergen und Maisfeldern. Françoise und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp wallonischer Reiter aus der Festung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den kostbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoise, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigentümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, sie verließ hastig den Arm Budés

und rief „François!“ — die weiße Feder wendete sich, aber der Zug setzte sich in Trab, Budé trat zu ihr und schalt sie eine Törin.

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht gesehen, und daß König Franz Pizzighetone verlassen habe. Budé flog mit Françoise zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, sei der König, obwohl er zum Tor von Piacenza herausgeführt worden sei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara stellte sich, wie Budé glaubte, ebenfalls überrascht. „Lannoy“, sagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoise, „hat davon gesprochen, den König nach Neapel zu bringen. —“

„Nach Neapel, Budé!“

Umsonst eilten sie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuscht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet und dort von den schönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Teilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er stach auch so vorteilhaft ab von dem wortkargen, ernsten Karl, der immer mit stillen politischen Plänen beschäftigt war, und um Glanz und Schimmer der Erscheinungswelt sich wenig kümmerte. Aber Karl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Äußerungen der Valencianer und ließ ihn vom Schlosse Xativa bei Valencia, wo auch ein Handstreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Turm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beschrieben ist, war ihm zum Spaziergang angewiesen, ein Maultier, welches er der Erwartung gemäß ausschlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der spanische König, der römisch-deutsche Kaiser, auf dessen persönliche Bekanntschaft Franz so große und teure Hoffnung gesetzt, Karl ließ sich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo und entschuldigte sich mit

dringenden Regierungsgeschäften; denn er fürchtete mit Recht, bei persönlicher Unterhandlung zur Großmut genötigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politischer Mann, nach größtmöglichem politischem Gewinn.

So war dem getäuschten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbst überaus traurig vergangen, schwere Melancholie hatte sich seines sanguinischen Temperamentes bemächtigt, sein Antlitz war blaß, sein Auge eingefallen, sein sonst so stolzer Gang schwankend, als er an jenem Herbstabende in seinen Garten heraustrat. Die Gefängniswärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her und setzten es ins Freie, denn er war so abgemattet, der sonst so ungestüme Mann, daß er nach einigen Gängen sich immer niederlassen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlassen, ein Mann, der des Glückes bedurfte, wie die Pflanze der Sonne bedarf, sah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, sah er ungestraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Felonie Bourbons war siegreich, der unkönigliche Kaiser — denn wie er einen so vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte diesem Gefangenen unköniglich erscheinen — schritt unaufhaltsam vorwärts zur alleinigen Herrschaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt, und das Rittertum wird Schimäre! In diesen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Diese Abendstunden waren seit Monden sein einziger geringer Lebensreiz; die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Brion und Anne de Montmorency sahen es ungern, daß er sich stets um diese Zeit von ihnen trennte, weil sie meinten, er ergebe sich in diesen Stunden völliger Einsamkeit noch rücksichtsloser der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht so: sein überaus bewegliches Herz hatte ein romantisches Interesse gefunden und zehrte daran mit der Unbefangenheit und gedankenlosen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Gesang, der

ihm von Blois her teuer war, eine Romanze, die Françoise oft auf dem Balkone seiner Schwester gesprochen, und welchem er, damals vom ersten, lieblichen Liebeszauber für die schüchterne Gräfin gefesselt, mit Entzücken auf der Terrasse gelauscht hatte. Stammte die Romanze aus der halbspanischen Heimat Françoisens, und war sie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß sie ihn anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altstimme der Sängerin war so geheimnisvoll kräftig und innig, und das Geheimnis, in welches sie sich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoise, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben schien. Die Stimme kam aus dem alten Palaste, der seinen Garten begrenzte, und zuweilen erschien auf kleinem Balkone am linken Flügel des Palastes eine Frauengestalt; sie schien die Sängerin zu sein, sang aber nie, wenn sie sich zeigte, und zeigte sich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesschimmer. Mehrmals schon hatte Franz sie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eisernes Gitter von dem schmalen Vorplatze des Palastes, niemals aber hatte sie ihm geantwortet, immer war sie vom Balkone verschwunden, wenn er ans Gitter trat und die Stimme erhob.

Es standen keine Wachen hinter diesem Gitter, und es war ihm frei gestellt, in jenem Palast einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiser einmal ihn streng wie einen Gefangenen angesehen wissen wollte, von vornherein trotzig darauf bestanden, dieser Gefangenschaft auch alles Ansehen einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüstung das angebotene Maultier ausgeschlagen und niemals mit einem Schritte den Palast betreten. Er wußte, daß in den jenseitigen Höfen des Palastes,

ja unter ihm am Fuß der Abgründe, Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn auch nicht unter offiziellem Namen sein Hüter sei. Wie oft ihn dieser auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder seine Schachpartie bei ihm zu spielen, immer hatte es der König stolz abgelehnt mit dem Bemerken, er sei des Kaisers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römischen Kaisers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus seinem Gefängnisse setze; wenn ein Grand von Spanien mit dem Könige von Frankreich speisen wolle, so möge er sich nach dem Alcazar bemühen.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wohl eine schöne Tochter haben, daß er sie aber in der Einsamkeit eines Klosters versteckt halten solle, weil er sie nicht liebe, und sie, wie man das zu tun pflege mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachtet, für den Himmel bestimmt habe. Im Palaste werde nie eine Dame gesehen, der man eine so junge, schöne Stimme zutrauen könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erschöpft; der Arzt, welchen ihm der Herzog von Infantado seit einiger Zeit täglich sandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es sei wahrscheinlich, daß seine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, seinen gesunkenen moralischen Mut aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die sämtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugetan war, einen Reitenden nach Toledo gesendet und dem spanischen Könige melden lassen: er sei in Gefahr, alle Vorteile einer so ungewöhnlichen Gefangenschaft mit dem Gefangenen selbst, der sichtlich dem Tode ent-

gegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von diesem Zustande hatte sich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt gewesen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingestandenermaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaisers, und man erzählte sich mit einer gewissen Genugtuung, daß derselbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Erasmus, dem gelehrtesten Manne in der Christenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künsten und Wissenschaften so fördersame König Franz dem spanischen Könige starken Ausdruckes ans Herz gelegt, ja worin dieser letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden sei, wenn durch seine Härte die Welt einen aller höheren Bildung so günstigen Herrscher verlieren sollte.

Vielleicht war diese Steigerung der besorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantische Frauenerscheinung im Palaste Infantado heute zum ersten Male zeitiger und deutlicher erschien als je vorher. Das erste Mondviertel stand am wolkenlosen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf seinem Ruhelager, und die traurigsten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle seiner Kraft und seines Schaffens, in der Fülle seiner Lebenslust so lange gefangen zu sein! Denn er besaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigensinns, und hatte in solcher Stimmung schon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängnis nie wieder zu verlassen, wenn es nur mit so ungeheurem politischem Opfer, wie der Kaiser es begehrte, geschehen könne. Überkam ihn der Trotz, dann fühlte er sich wohl eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um so mächtiger ein. Er war eine jener sonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Existenz immer in irgend einem Winkel derselben eine kleine Freude sehen müssen, denen völlige Reizlosigkeit des Lebens der Tod selber ist. Jene kleine Freude ward dann,

unbekümmert um alle übrige Konsequenz seiner Lage, von seiner Phantasie groß gezogen und immer größer gebildet, bis sie alles übrige deckte und verbarg und dem ganzen Leben eine neue Gestalt verliehen hatte. Es mochte dies wohl eben die bildende Künstlernatur in ihm sein. Und zwar die bildende; denn es zeigte sich kein lyrischer Bestandteil dabei, wie ungetrübt sein Wohlwollen für Françoise von Chateaubriant war, seine Phantasie ging nicht zurück zu ihr, seine Phantasie — soll man sie eine egoistische oder eine stets schöpferische nennen? — schuf ihre Gestalten und Verhältnisse immer in vorteilhaftem Zusammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden Gefangenschaft in Spanien brauchte sie die Liebe einer vornehmen, spanischen Dame, welche mit den Gelegenheiten des Landes und der Landessitte vertraut, welche in den ihm zunächst liegenden Kreisen mächtig sei, ihm wenigstens ein beschränktes Paradies zu schaffen, welche vielleicht, denn Phantasie will keinen Zügel, aus dem Herzen des spanischen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erschaffen könne. So waren seine Träume schon bei der unbekannten Sängerin, und sein Auge ruhte unwillkürlich auf jenem Balkone, als in der Tat eine Frauengestalt dort erschien und ihn unwillkürlich von seinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesstrahlen sagt, daß sie den tödlich getroffenen Menschenvampir wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine solche Vampirnatur, und eine Atmosphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er schritt wie von Geistern getragen leise aber unaufhaltsam nach der linken Ecke des Eisengitters, wo er dem Balkone und der weißen Frauengestalt am nächsten, bis auf einige Schritte nahe war. Das Herz schlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesschimmer eine feine jugendliche Gestalt zu erkennen

glaubte, und mit einer Stimme, die süße Erregung verriet, sprach er kastilisch: „Wer bist du, Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?“

„Könnt' ich Euer Leid vermindern!“ klang die Erwiderung im reinsten Französisch, „wär' ich ein Engel, Euch wäre schon geholfen! Ich bin nur ein Bote, der Euch verkündigt, die bessere Zeit sei unterwegs. —“

„Sie ist schon da mit der Verkündigung!“

„Der spanische König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgestattet hat von Euch. Ihr werdet Euch sprechen, und Euer Los wird sich wenden.“

„Wer bist du!“

„Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schwester, die Herzogin Margareta hat von unserm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt gestatte nach Spanien und in den Alcazar; sie hat ihn erlangt, sie kommt, Euch zu trösten, Euch zu pflegen, Euch zu befreien, und sie führt mit sich —“

„Führt sie dich mit sich, wenn sie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen ist weit und schwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiser in Toledo ist weit, und sein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Trost im Herzen des Weibes!“

„Nun, dies Weib, dessen Herz Euch gehört, naht. —“

„Wäre sie da!“

„Morgen vielleicht ist sie schon da!“

„Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben versiegt — laß sie da sein, reich mir deine Hand, Euer Kaiser hat mir so viel Freiheit gelassen, daß ich gerade deine Fingerspitzen berühren und in der Berührung mein erstarrtes Blut wieder beleben kann!“

„Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schwester kommt?“

„Ich habe keine Zukunft, schenk mir die Gegenwart!“
„Man kommt!“

Mit diesen Worten trat die Dame rasch ins Zimmer zurück. — Der König sah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend stand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeste Geräusch störte die nächtliche Stille, aber eine Viertelstunde verging, und kein Lebenszeichen ließ sich vernehmen von dem Balkone. Da erklang endlich die Laute, die er schon so oft gehört, aus dem dunklen Balkonzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob sich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine kastilische Romanze, die langsam gesungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenschwarzes Roß,
War der schönste, schwarz von Augen,
Unter einem schönen Troß,
War ein König, ganz ein König!

Hielt er still am Felsenschlosse
Unter steinernem Balkone:
‚Warum‘, rief er, ‚blasses Mädchen,
Bleibst du fern von meinem Throne,
Von den Armen deines Königs?‘

Niemand sah das blasse Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
‚Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Lust und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!

Denn der König und die Sonne
Sehn zuviel, um treu zu sein,
Und der Herzen gar zuviele
Hoffen auf den goldnen Schein
Einer Sonne und des Königs!

Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichst du allerwegen —
Meine Arme sind verschlossen!
Doch mein Herz ist voller Segen
Ach für dich, du bist der König!‘“

Die Abwesenden haben unrecht! Das lag so tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein besonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgültigkeit, welche er gegen Françoisens verkündigte Ankunft bewiesen hatte. Denn verstanden hatte er es ganz wohl, daß sie es sei, von welcher die geheimnisvolle Dame sprach, als sie auf eine Begleiterin Margaretens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, sie war seit einem Jahre fern von ihm, was kann sich alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verstand, an Interesse! Nicht daß er gedacht hätte: Du liebst Françoise nicht mehr, oder: sie wird nicht mehr schön, sie wird dir in diesem Augenblicke lästig sein! Nichts von alledem! Aber sie war nicht da, die Liebe zu ihr schwieg; vielleicht wird sie wieder laut sprechen, wenn er sie erblickt; er beschäftigt sich aber nicht mit einem Vielleicht des Interesses, er braucht unmittelbares Leben, er ist in vollem Anteile für die geheimnisvolle Dame, die ihm gestern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmlisch gesungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigentümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört: „Ach für dich, du bist der König!“ Es gibt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zartesten verborgensten Kräfte unserer Phantasie und unserer Sehnsucht. Menschen, denen keinerlei Schönheit und Kunst einen edleren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialsten fühlen von der Musik Empfindungen und Richtungen in sich angeregt, die ihnen sonst wildfremd geblieben sind und wohl auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton ist uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er und er allein berührt. Es ist ein Nerv eigentümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt und in unerhörten Kreisen, halb Folgerung, halb Schöpfung, sich

bewegt. Dieser Magnetismus des Tons, wenn man verschiedene Elemente in eine Bezeichnung zusammenmischen darf, erfüllte dem Könige den 17. September 1525 mit jenem scheinbar grundlosen Rausche wohliger Phantasie, die nicht Rede steht über das Behagen, das sie durch alle Adern strömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der seit Bonnivets Tode und durch die Mitgefangenschaft ihm am nächsten stand, das Abenteuer und die daher stammenden Wallungen seines Wesens mitzuteilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Palaste herüber kam in den Alcazar, um Gesellschaft zu leisten, die politische Lage zu besprechen oder Schach zu spielen mit dem Könige. Brion war ein edles Gemüt, aber er konnte sich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum ersten Male so innerlich abgewendet sah von Françoise. Er wußte wohl, daß sich aus einer sinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturell des Königs keine Folgerung ziehen lasse auf dessen wirkliches Herzensinteresse, aber er sah mit freudigem Erstaunen, daß sich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoisens vor die Seele trat, so erschien ihm auch daneben die eigene Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Ersatz bieten könne für den Verlust einer noch so reichen Welt. Denn zuversichtlich und stolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er teilte also dem König bereitwillig mit, was er über die geheimnisvolle Dame zu vermuten sich berechtigt glaube. Der König werde sich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu Fontainebleau eine junge Dame neben sich gehabt habe. —

„Foi de gentilhomme, ich habe sie am letzten Abende gesehen, und erinnere mich, daß sie wie ein Engel aussah! Aber —“

„Diese Dame war, soviel ich weiß, dieselbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eine Chimene von In-

fantado, die Tochter unseres Wirts, des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen sie hegen soll."

„Wie?"

„Ich weiß durch Meister Marot, daß sie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlassen hat, um nach Spanien heimzukehren, es scheint mir also, da sie auch der Gräfin Lieder singt, ziemlich sicher zu sein, daß diese Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieselbe Person ist. Warum sie der Herzog uns allen sorgfältig verbirgt, mag Gott wissen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzosen bestimmt sein sollen."

Es war der erste glückliche Tag, den der König in seiner Gefangenschaft verlebte, er hoffte mit Ungeduld auf den Abend; das schwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verschönerte sich noch in seinen ungewissen Zügen mit dem Nebel spanischer Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überspannte König beilegte, und nahm all sein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die offiziell eingehende Nachricht nicht, daß seine Schwester wirklich unterwegs zu ihm sei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Bischof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an diesem Tage aufwarteten und mit ungewöhnlicher Zuversichtlichkeit versicherten, der König von Spanien werde nicht länger säumen, sich persönlich in Madrid einzustellen und die mißlichen Umstände des Königs von Frankreich zu schlichten — er harrte nur des Sonnenunterganges, und beklagte sich nur über die Hitze des Tages.

Diese Stimmung schlug indessen in die entgegengesetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einsam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balkontür sich geöffnet, ohne daß der mit Sehnsucht erwartete Gesang sich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt

herüber klangen leise die Serenaden verliebter Kastilier, aber um den alten Palast her regte sich kein Ton als das Flüstern des Nachtwindes in einem hohen Zypressenbaume, an welchem der König lehnte.

Diese Enttäuschung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt; genötigt seit so langer Zeit an seinem guten Glücke zu verzweifeln, sah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunst des Schicksals. „Sie liebt dich nicht!“ rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufschritt, — „sie ist ein blödes, törichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindisch erschrocken ist vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es ist aus mit mir! Auch das kleinste Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos und sterbe kläglich bemitleidet im Lande romantischer Liebe! Sterben, sterben will ich auch, denn tot bin ich bereits!“

Nach dieser Erregung brach das Fieber, welches seit langer Zeit in seinen Adern einherschlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der sich auf sein Lager geworfen, redete in wilden Phantasien und war besinnungslos.

Unter solchen Umständen brach der 18. September an. Brion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht und waren in der größten Besorgnis um ihn. Mit der Abspannung, welche der Glut des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Besinnung wiedergekehrt, aber er war von einer Teilnahmslosigkeit und Abgestorbenheit, daß alles um ihn her in qualvolle Angst geriet. Der enge Raum, welchen diese noch in maurischer Einrichtung bestehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein schmal und empfing nur wenig Licht von der Gartenseite. Dem Bedürfnisse heißester Länder gemäß waren auch in

Spanien die arabischen Häuser so eingerichtet, daß sie überall fast ebenso breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und schon zu damaliger Zeit, als doch erst die Übergänge vom engen Feudalschlosse zum Palaste sich bewerkstelligten, fand der von Italien nach Spanien versetzte Seigneur oder Künstler selbst die berühmte Alhambra in diesem Betracht unter seiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anspruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der maurischen Zeit; die Mauren hatten der dürren kastilischen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche sie unter den späteren christlichen Königen erhielt und welche sie auch, in Deutschland der Mark vergleichbar, vielmehr dem energischen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenster des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geschlossen, und es herrschte in den kleinen Zimmern und schmalen Gängen ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorencys noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als sie durch Kanonenschüsse überrascht wurden. In kleinen Pausen folgten sich diese regelmäßig, und von ihren Sitzen auffahrend riefen die beiden Seigneurs einstimmig: „Das muß der Kaiser sein!“

König Franz zeigte nicht die geringste Teilnahme an dieser wichtigen, so lange schmerzlich ersehnten Nachricht. Brion erschrak bis ins Innerste bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen solle, da die sonst so mächtige Persönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig sei, um von einer persönlichen Zusammenkunft, für welche soviel geopfert worden, nur den geringsten Vorteil zu ziehen. — Hastig eilte er hinaus, um im Palaste Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiser! Als Brion in die Halle des Palastes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt

hin übersehen konnte, erblickte er schon den Zug reitender Trabanten, welche in der rot und schwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaschen in der Mittagssonne schimmerten und langsam in den ersten Hof einritten auf ihren kolossalen pechschwarzen Hengsten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schar berittener Herren — „Es ist der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzusagen.“

„Dies ist Sache des spanischen Königs!“ erwiderte dieser nach kurzer Pause, während welcher er starr auf die näher kommende Schar blickte, um die Person des Kaisers herauszufinden, „der König von Frankreich wird schwerlich heute zu sprechen sein.“

„Um Christi willen, Herr Chabot de Brion, in diesem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünschen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieser mißlichen Gefangenschaft; gebt unserm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!“

Brion ging hastig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara ist neben dem Könige, wie ich sehe,“ rief ihm der Herzog von Infantado nach, „und er hat dem König bemerkt, wenn er seinen Gefangenen sähe, so sei der Gefangene dadurch so gut wie frei, denn es käme ein König zum andern. —“

Brion hörte das Ende dieser Rede nicht; er hatte den bekannten schwarzen Hut Bourbons in der Schar erblickt, ihm schwoll das Herz vor Zorn und Angst, daß sein gefeierter König zerstört, persönlich nichtig in so entscheidendem Augenblicke erscheinen solle, in einem Augenblicke, der wenigstens gewiß eine persönliche Genugtuung zuwege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm sonst eigentümlichen vornehmen Gewalt erschienen wäre.

Und doch sah er wohl ein. daß die Freiheit aller auf

dem Spiele stand; ach, Montmorency und er dürsteten danach wie Wüstenwanderer nach einer Quelle!

In dieser zwiespältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vorteil ausgebeutet und doch auch den französischen Stolz nicht ausgesetzt sehen wollte, trat er wieder in des Königs Gemach und bestätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es sei der Kaiser. „Noch mehr," setzte er mit gepreßter Stimme hinzu, „er ist schon an der Schwelle! Was tun mit unserm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darstellt, statt unsern stolzen König darzustellen!?"

„Was tun!" entgegnete barsch Montmorency, ein in Fülle der Gesundheit und Jugend strotzender Kriegsmann, „er muß sich ermannen, und er wird sich ermannen, unser König! Er beherrscht Frankreich, er wird doch seinen Leib beherrschen können! Mein König," rief er mit starker Stimme und ergriff des Königs Hand, „der Kaiser Karl ist vor der Türe, um endlich seiner Schuldigkeit nachzukommen und Euch zu sprechen!"

„Der Kaiser Karl!" erwiderte Franz mit schwacher Stimme und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wollt Ihr Euch nicht erheben und ihm das stolze Herrscherantlitz Frankreichs zeigen?" setzte Montmorency hinzu.

„Ich bin krank und kraftlos, und — mutlos, Montmorency, sprecht statt meiner!"

„Heilige Jungfrau Montmorencys! der blasse dürftige Kaiser ist endlich in unserer Nähe, und unser stattlicher König ist schwächer, denn ein Fieber!"

Da trat ein Diener ein und meldete des Kaisers Kanzler Mercurin von Gattinara.

„Er komme!" rief hastig Brion.

„Er warte!" rief mit stärkerer Stimme Montmorency. „Soll der Spanier", setzte er gegen Brion hinzu, „unsern König in solchem Zustande sehen?!"

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ scholl es spanisch aus einer donnernden Trabantenstimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar,“ ward es in derselben Mundart dicht an der Tür des Krankengemaches mit schallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrschte hierauf in diesem Gemache. Man sah, daß es König Franz verstanden hatte; eine hohe Röte flog schnell über sein eingefallenes, vom starken Barte beschattetes Antlitz; aber die Röte ging rasch vorüber, wie sie gekommen war, regungslos blieb Franz auf seinem Lager, man sah nur am zitternden Hemd, daß seine Brust mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung schien den moralischen Schwung nicht aufkommen zu lassen.

„Wohl denn!“ sprach Montmorency, „so werd' ich ihn abweisen an der Tür und ihm sagen, daß er zu spät komme!“

„Weh uns!“ seufzte Brion, während Montmorency sein Vorhaben auszuführen nach der Türe schritt. Montpezas, ein französischer Edelmann, der sich mit ritterlicher Hingebung seit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte, trat in diesem Augenblicke ein und rief: „Der Kaiser folgt mir auf dem Fuße!“

„Führ' ihn in den Sternensaal, Montmorency!“ rief jetzt plötzlich und allen zum Erstaunen König Franz, während er sich krampfhaft aufrichtete, „dort werd' ich ihn selber empfangen!“

Kein anderer vielleicht als Montmorency hätte diesem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und sich aufrichtend, zitterte und schwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzueilenden Brion fassen, um sich aufrechtzuerhalten.

Aber Montmorency ging, und König Franz, obwohl an allen Gliedern zitternd, ließ sich trotz Montpezas' Er=

innerungen die Kleider anlegen und sagte, als dies Geschäft mühsam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu sammeln gesessen hatte, zu Brion: „Leih' mir deine Schulter, Brion, und stehe fest!"

Damit erhob er sich, legte seine Hand auf Brions Schulter und versuchte es solchergestalt, hinauszugehen. Schon an der Türschwelle mußte er ruhen, aber mit der Hand fester in Brions Schulter greifend, schritt er weiter.

Es hatte jener Sternensaal seinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Turmes in sich begreifend, zu seiner Decke die Sterne des Himmels selber hatte, die man am Tage selbst erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Öffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, sonst aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelassen wurde. Da dies Turmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, sehr hoch und in seiner Luft- und Lichtöffnung sehr schmal war, so drang in Ermangelung jeglichen Fensters der Tagesschein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantastischer Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern versehen, deren Kerzenschein den Bewohnern dieses eigentümlichen Raumes das Tageslicht ersetzte. Und insoweit war doch die Gefangenschaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfnissen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieses Gesellschaftssaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchstem französischem Stolze in diesem Saale, hatte den Kaiser stumm begrüßt und in diesen Salon geleitet. Auch der Kaiser hatte geschwiegen, bis sie eingetreten waren; dann wendete er sich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, dessen Gesicht, einfach starke Züge und Formen zeigend, stockernsthaft drein sah und sprach: „Euer Name, Herr?"

„Montmorency."

„Ah, es freut mich, den Herrn eines so alten und berühmten Namens kennen zu lernen.“

„Es freut mich nicht, daß Eure kaiserliche Majestät ihn unter solchen Umständen kennen lernt.“

„Euer König ist unwohl?“

„Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns besser aus, wenn wir zu Pferde sitzen und die Trompete schmettert. —“

„Wie bei Pavia! Ich weiß es,“ setzte er rasch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorencys beschwichtigen zu sollen schien, „daß die französischen Herren mit einer bewunderungswerten persönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich schuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich ist, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?“

„Ihr seht den König von Frankreich!“ erwiderte barsch Montmorency.“

„Verzeiht, mein königlicher Bruder,“ sprach der Kaiser, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegenging, „verzeiht, daß ich so spät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.“

„Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu sehen.“

„Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu sehen, den ich in Freiheit setzen will.“

„Die besten Früchte reifen am langsamsten!“ erwiderte Franz mit einem melancholischen Lächeln. „Für meinen Wunsch und Euren Ruhm“, setzte er hinzu, „möge Gott geben, daß es für mich nicht zu spät geworden ist, die langsam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen sonst gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerstört. —“

„Das wolle die heilige Jungfrau zum besten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgend-

wie an Leibeskräften gefährdet zu wissen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unserer Geschäfte, welche nun wohl in glatten Gleisen zu schleunigem Ende gehen wird, solle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihen."

Solche Wendung des Gesprächs war die gefährlichste für König Franz, der nicht nur ein sanguinischer, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, sondern ein wirklich großmütiger Mensch war, welcher edle Absichten bereitwillig voraussetzte und das Verhältnis zwischen zwei Herrschern von einem zu hohen Standpunkte ansah, als daß ihm ein Gedanke kaufmännischer Ausbeutung solch einer Zusammenkunft in die Seele gekommen wäre. Da er also den Kaiser königlichen Stils sich äußern hörte, so gab er sich alsbald seinem ritterlichen Naturell hin, auf keinerlei Einzelbedingung einzugehen, ja durch vornehmes Überbieten alles dessen, was von seiten des Kaisers wie Zugeständnis oder Opfer aussah, den königlichen Ton in höchster Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Gespräches, welche Kaiser Karl am lebhaftesten wünschte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und scharf die Bedingungen seiner Freilassung erörtern wollen, und damit hätte er den Kaiser, der außer von Gattinara noch von drei Granden des Reiches begleitet war, in die übelste Lage versetzt. Denn er konnte es wohl wagen, mitten unter der großsinnigen und stolzen Grandezza das verdeckte, unübersehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, diese Mittel erschienen niemals offiziell öffentlich; aber er konnte den stolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr so beleidigen, daß er einem besiegten und von aller Aristokratie Europas hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilassung aus Kriegsgefangenschaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilschend abgeschlagen hätte. Er war ohnedies in allem, was königliche Erscheinung betrifft und was seinen moralischen Eindruck nie

verfehlt, gegen diesen französischen König im Nachteile, obwohl dieser krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte sich mit den Ansprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Aussichten, welche ihm des Kaisers Äußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saales rückte, damit die beiden Herrscher nahe beieinander sich niederlassen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitschulterige und doch fein gebildete Figur des französischen Königs, der einen Augenblick ohne Brions Stütze aufrecht neben dem Kaiser stand, diesen blassen Kaiser gar sehr. Die rötliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkeln Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieterischen Nase, und färbte günstig die augenblickliche Blässe des übrigens energisch gebildeten Antlitzes, während sie das rötliche Blond des Kaisers in Haar und Bart, und das verwaschene Weiß von dessen blassem Gesichte nicht zu heben vermochte. Seine unschön zugeschnittene Mittelfigur erschien unvorteilhaft neben der des Königs, und nur das dunkelblaue, stillfeste Auge konnte ihm für den aufmerksamen Beobachter den Gedanken an eine Überlegenheit sichern, die er wirklich besaß und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als sie sich gesetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem Könige, als wollte es an dem schönen Gegner die offene Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem festzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich und war nicht bloß ein verständig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in diesem Auge Kaiser Karls: es wurde zuweilen starr, trat in sich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Anmutung. Rasch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang diese wunderliche Blendung über des Kaisers Auge, er hob ein wenig das Haupt, als jage er dies Erbteil der wahnsinnig gewordenen Mutter von dannen und als besinne er sich, daß er diesem

poetischen Könige der Illusionen nur nüchternen Verstand entgegenzusetzen habe.

So geschah es denn auch: er machte den fieberhaft aufgeregten König reden, und hielt durch sparsame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung fest wie den Zügel eines in bestimmte Gangart gesetzten Rosses. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf seiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Wesen ihres Herrschers zusahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiser bleiben, dessen Worte und Versprechungen alle gewogen waren.

„Eine feine Hand“, sagte er mit der angedeuteten Absicht, die Zwiesprache zu endigen, „kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und sanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schwester, hat an mich geschrieben um freies Geleit, und ich denke, diese geistreiche Dame in den nächsten Tagen kennen zu lernen und Euch zuzuführen.“

Dabei erhob sich der Kaiser, und wenn je so war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine bestimmte Zusage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanspannung wie immer wohlgetan, und der sich bereits wieder so kräftig fühlte, daß er keiner Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wohl die Notwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er drückte dem Kaiser seine Freude über die Ankunft der Schwester aus und setzte hinzu, daß er nun der schließlichen Forderungen für seine Freilassung gewärtig sei.

„Zweifelt nicht“, entgegnete der Kaiser schnell, „an meiner aufrichtigsten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geschäftsträgerin zwischen uns sein wird, bringt Euch die neuesten Nachrichten aus Frankreich, und diesen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten

Vorschläge machen. Die Ketzerei in Deutschland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, der auch bis über Eure lothringische Grenze losgebrochen ist, macht es uns zur dringenden Pflicht, zusammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu sehen gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens."

Durch diese Wendung war das nähere Eingehen in Unterhandlungen wiederum beseitigt, und unter besten Wünschen für des Königs Gesundheit verließ der Kaiser den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternensaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anschein Frankreich in dieser Zusammenkunft behauptet hatte, sahen einander an und brachen gleichzeitig in ein schallendes Gelächter aus.

„Wir haben wiederum gar nichts gewonnen", rief Brion mitten im Gelächter, „als die Ehre!"

„Dieser weise römische Kaiser", rief Montmorency in dem nämlichen Tone, „schlüpft um seinen Raub umher wie der Fuchs, der sich ebenso fürchtet, die stachliche Beute anzugreifen, wie sie fahren zu lassen!"

„Foi de gentilhomme," sagte der König, „der Jammer ist nun aber doch dem Ende nahe! Er sieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergessung herunterbringt, und die öffentliche Stimme nötigt ihn zum Anstande."

Die eitel-leichtsinnigen Franzosen waren in vollständigem Irrtume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollständig belebt und hatte sich durch ein heiteres Mahl mit seinen Leidensgefährten hinreichend gestärkt, so daß ihn der hereinbrechende Abend wieder ebenso aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle

gewesen war. Alle Krisen in ihm waren heftig und rasch, und seine Wünsche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, solange ihnen die Befriedigung versagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlassen und sich nach dem Palaste zurückgezogen hatten, erwachte ihm von neuem das unwiderstehliche Verlangen, die geheimnisvolle und im geheimnisvollen Dunkel so zauberisch lockende Dame an sein Herz zu drücken. „Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes!" rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor sich hin, und stieg mit dem Vorsatze, heute den Balkon zu erstürmen, in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Palaste schrieb er der Anwesenheit des Kaisers zu, von dessen Begleitung vielleicht einige Gäste beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben seien. Er wußte durch Brions Mitteilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung seiner Schönen eine völlig abgesonderte Ecke des Palastes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Palastes tretend, über die erste kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungestört in diesen geheimnisvollen Bereich des Hauses gelangen könne. Er war entschlossen, dies zu versuchen, sobald die Anwesenheit seiner Dame im Balkonzimmer vorauszusetzen sei, und sich keine andere Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelst des nicht eben hohen Balkons darbiete. Den Eigensinn also, durchaus nicht das Gitter zu überschreiten, hatte er hinter sich geworfen. Diese trotzige Periode seiner Gefangenschaft sei nun mit dem Besuche des Kaisers geschlossen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte aussetzen können, als dieser Vorsatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Palast Infantado so ungewöhnlich in Bewegung setzte! Aber es gab auch nichts

Dreisteres, als des Königs Rücksichtslosigkeit, wenn sein Verlangen von Ungeduld gestachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heischte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt aufs Spiel gesetzt hätte und einen Tag später ohne die mindeste Gefahr zu haben gewesen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der steinernen Treppe vor dem Alcazar zu sitzen und irgend eines Lebenszeichens im Balkonzimmer zu harren. Da er des Entschlusses sicher war, so reizte ihn das Harren auf ein Signal. „Romantische Maurin,“ flüsterte er lächelnd vor sich hin, „du irrst dich, wenn du meinst, mich ungestraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den untätig schmachtenden Troubadours. Oder — spanisch Blut ist heißes Blut! — ist es vielleicht gar die höchste Zeit? Hat sie mir gestern schon gezürnt, daß ich vorgestern die dargebotene Gelegenheit nicht entschlossener ergriffen, den Balkon nicht erstiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? Foi de gentilhomme, ich bin wohl kläglich und furchtsam geworden in meinem heillosen Kerker! So wird es sein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantischer Abenteurer aufrecht zu erhalten!“

In diesem Augenblicke zeigten sich Lichter auf der linken Seite des Palastes, sie leuchteten und verschwanden an mehreren Fenstern vorüber, sie wurden fest im Balkonzimmer — der König sprang auf, er eilte ans Gitter, er sah eine Dame, sie verschwand aber wieder, und die Balkontüren waren geschlossen, es zeigte sich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld schlug über ihm zusammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter den Balkon! Aber es war von diesem Balkon aus nicht der geringste Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete sich rasch und trat in den Flur des Palastes, dessen Tür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — Dem Herzoge

von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war, und sich nach den Höfen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinschritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, schien ihn nicht sogleich zu erkennen, wohl aber schien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurtüre sich bewegte. Er hemmte seinen Schritt, unentschlossen tat der König einen Augenblick desgleichen, faßte sich aber schnell und betrat die ganz an der Tür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der schwere Schritt des starken Kriegers hatte vorher stark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerst unangenehm berührt von dieser Begegnung schritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langsam aufwärts.

„Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier sind von heute an geändert, und meiner Gunst bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in seinen Besitz wieder eingesetzt wird; sein Bourbonnais wachse noch so sehr in die Breite, er bleibt mein Vasall und ist meines guten Willens bedürftig!“

Also denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorsaal gekommen, seiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenstern trennen vom Balkonzimmer, welches er suchte. Er stand vor einer niedrigen Flügeltür, die seinem leisen Drucke wich und ihn in ein großes, ebenso matt wie der Vorsaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran stoßenden Gemache, welches seiner Berechnung nach das Balkonzimmer sein mußte, und dessen halbe Tür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenstimme sprechen! Seine reizende Unbekannte war also nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, so war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrscheinlich

nahm sie ihren Ausgang durch das Gemach, in dessen Mitte er eben stand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte also wohl, da sie sich nicht allein verhielt, schwerlich auf einen solchen Ausdruck seiner romantischen Sinnesart, wie das dreiste Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieser Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter sich auf dem schmalen Vorsaale Schritte zu hören, so daß ihm also auch ein sicherer Rückzug abgeschnitten war. „So ist denn jeder Gran von Glück“, knirschte er in sich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erste Schritt, den ich aus dem stieren Leid heraus setze, wirrt mich in die unwürdigen Notwendigkeiten des Täuschens und Lügens. Daß dich die Pest! Brion und Montmorency muß ich gesucht haben — man kommt!“

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balkonzimmer nämlich hatte sich der halbgeöffneten Tür genähert, er hörte die Worte: „Mut, es wird alles gut werden!“ und erwartete mit wieder gewonnener Zuversicht, seine Unbekannte auf der Schwelle erscheinen zu sehen, er hatte in diesen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengesetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu, hörte er eine Tür öffnen und schließen und bemerkte, daß es still in dem Zimmer wurde, daß seine Dame also allein sein müsse. Leisesten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, schlich er bis an den halb offenen linken Flügel der Tür, um ins Zimmer blicken zu können. Er sah die Dame, wunderschönen Wuchses, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tische beschäftigt, wie es schien mit Ordnen von Schmucksachen. Der üppigste Nacken, die schönsten Arme hoben sich vom dunklen Haare, vom schwarzseidenen Gewande, der König stand vor einem Reize, der ihm so lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführerisch winkte, er stand eine Zeitlang unbeweglich und schwelgte in dem Anblicke, und

folgte begierig den leichten Bewegungen der schönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung seines Naturells sich hingebend, rasch ins Zimmer. Die Dame wendete sich ebenso rasch und zeigte sich in Aufhebung der Arme, in Raschheit und Heftigkeit der Bewegungen so ungestüm, daß er ihr Antlitz nicht sogleich unterscheiden konnte, aber mit Überraschung sah und fühlte, daß sie an seine Brust flog.

Es war Françoise.

Franz war gutmütig genug, sich dieser unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum sollte er auch nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geschieden, flüchtige Treulosigkeiten abgerechnet hatte nichts sein Grundverhältnis zu Françoise gestört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet sein, ihm eine hingebende Frauenliebe werter und teurer zu machen. Die romantische Neigung zu der geheimnisvollen Dame dieses Palastes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel seiner Phantasie, einer durch Einsamkeit überreizten Phantasie gewesen. Am Ende mußte solche phantastische Neizung zum Vorteile Françoisens selber gedeihen, da sie das zufällige Glück hatte, seiner liebesüchtigen Stimmung im entscheidenden Augenblicke selbst entgegenzutreten, und reizend entgegenzutreten! Denn der König fand sie schön, schöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Ergüssen eines wahrhaft liebenden, sich selbst verleugnenden, seinen Liebesgegenstand über alles verherrlichenden Herzens. Der so lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß sich jetzt über ihn, den so tief Verarmten, mit voller berauschender Flut. Alles Glück hatte sich ihm seit langer Zeit versagt, nur dies engelgleiche Geschöpf war ihm unerschütterlich ergeben geblieben, und erschien jetzt wie sein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuversicht in vollem Maße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Wesens, die Heiterkeit einer

Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden Übermutes sprudelte, gewährten ihm eine selige Stunde; aber wenn dieses Glück von Dauer sein sollte, so mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreisen können. Dann vielleicht kam nie zur Reife, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieses Liebesverhältnisses. So erscheint wohl plötzlich ein Gewitter am Himmel und scheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erschöpft sich, die herrschende Stimmung der Atmosphäre ist nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne ist die vorige Schwüle und Dürre wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte.

Franz war wohl gutmütig, aber nur in bestimmter Lage, die Gutmütigkeit war nicht ausgeschlossen von seinem Charakter, aber sie war kein herrschender Grundzug desselben. Seinem Unternehmungssinne, und dieser war seinem Herzen wie seinem Geiste eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmütigen Regung ein Wink, eine Versuchung erscheinen, sie wirkten immerdar stärker als die gutmütige Regung. So hätte er die romantische Lockung seiner geheimnisvollen Dame vielleicht vergessen, oder sie wäre untergegangen in solcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoise dafür gesorgt hätte, daß ihn an diesem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr so leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schwester Margareta, mit der sie angekommen war und die im andern Flügel wohnte, sie durfte ihn nur eiligst entfernen aus diesen Gemächern seiner Gefängnisromantik, in welchen die Urheberin dieser Romantik wohnte, und jeden Augenblick erscheinen konnte. Denn niemand anders als sie war es gewesen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoise verlassen, auf kurze Zeit

verlassen hatte. Aber wie konnte Françoise daran denken! Nach so langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend sollte sie klug sein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch sollte sie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimnis, einen Mann wie König Franz dauernd zu fesseln. Koketterie im guten, vielleicht auch ein wenig im schlimmen Sinne war dieser Künstlernatur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Versagung, unvorhergesehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unsicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht seine Laune und der Zufall, sondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die besten Frauen so selten, daß die Liebe, wenn sie dauernd sein will, auch eine Kunst sein muß, ja sie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was sie der Kunst zum Schaden tun. Françoise, ein reich begabtes Frauennaturell, hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinwegzuführen, damit er die geliebte Schwester begrüße. Gleichgültig, ob diese Absicht nur zur Hälfte aus einem künstlerischen Gedanken und zur anderen Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margareten den Bruder eiligst zuzuführen, stammen mochte; es wäre ihr Glück gewesen, wenn sie selbige ausgeführt hätte, ihr Schicksal stand in dieser scheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war so glücklich und so lieb in ihren Armen, er schalt so lieblich, daß sie an etwas anderes denken könne! Dennoch kam sie darauf zurück, und traf die am eindringlichsten klingende Saite, indem sie erzählte, daß Budé und Meister Clément mitgekommen wären, und daß der letztere seine in der Gefangenschaft ausgebildeten Talente der Intrige vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geistreich habe er sie ununterbrochen von Station zu Station dergestalt in Bewegung gesetzt, daß der König, auf Marots Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit sogleich

entfliehen könne. „Die Pferde", setzte sie hinzu, „stehen bis Navarra bereit."

„Für den König von Frankreich?"

„Nicht doch, für ihn, der als deutscher Fürst uns hergeleitet hat im Auftrage des Kaisers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In seinem Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könntest du in sechsunddreißig Stunden an der Grenze, und somit in Freiheit sein."

„Wäre ich aus diesem sorgfältig bewachten Palaste heraus, und wäre ich meines eigenen Versprechens, des Kaisers Gefangener sein zu wollen, bis zum Friedensschlusse entbunden!"

„Komm! Dieser Poet ist unerschöpflich, er wird auch für diesen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wissen. Hör' ihn wenigstens. Für den ersten Punkt weiß er sicherlich, und für diesen gibt es heute, da man scharenweise seit unserer Ankunft hier aus und ein geht, am ersten Rat. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr so günstig wieder."

„Der Poet blendet dich: das nimmt sich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Übung. Und bedenke die entsetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein kläglicher Sünder vor diesen stolzen Spaniern wieder erscheinen müßte, o!"

„Aber es kann gelingen! Und da der Kaiser unbegreiflich niedrig all seinen Vorteil des Tages von Pavia darauf gestellt hat, dir, dem gefangenen Helden, Opfer abzupressen, da er mit seinem siegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelassen hat, neue Bündnisse zu schließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu sichern, so verliert er, betritt erst dein Fuß ohne zurückgelassene Bedingungen und Versprechungen die Grenze, allen bisherigen Vorteil! Komm, höre, überlege!"

„Seit wann bist du denn so politisch geworden, Françoise?“

„Mein Gott, seit ich nichts Besseres zu tun hatte, seit mein Liebhaber mich verlassen!“

Sie küssend erhob sich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Tür hinter ihnen auf, dieselbe Tür nach dem vorderen Teil des Palastes, durch welche vorher die geheimnisvolle Dame sich entfernt hatte, und diese selbige Dame trat ins Zimmer.

König Franz, umschauend und sie erblickend, stand wie verzaubert still: die Frau, welche er am Arme hielt und welcher er noch eben vollen Herzens zugetan gewesen war, sie war vergessen, seine Seele flog diesem jugendlichen Geschöpfe zu und haftete in diesen großen dunklen Augen, an diesem die lieblichste Melancholie ausdrückenden Munde, an dieser feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Gestalt. Das glänzend schwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten schwarzen Augenbrauen, und die überaus leise aufgehauchte Röte verliehen dieser Jugend einen Ausdruck von Ernst und Bestimmtheit, welcher jede leichtsinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben schien. Ja, es war dasselbe Mädchenantlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig gesehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Festigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen, sie übertraf selbst das Bild phantastischer Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichstem Wohlbehagen.

„Vergebt,“ sprach sie, „ich habe, unbedacht herantretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rat meiner Freundin Françoise unterstützen. Flieht, König Franz!“

„Wollt Ihr uns begleiten auf unserer Flucht?"

„Ich habe erfahren," setzte sie errötend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten, „was der Kaiser nach seinem Besuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Aussicht auf die geringste Nachgiebigkeit und Billigkeit von seiner Seite, und gibt Euch ein Recht, alle ritterliche Rücksicht, durch welche Ihr Euch ohne förmlichen Friedensschluß zur Haft verpflichtet glaubt, beiseite zu setzen."

„Sprich, Chimene, was hat er geäußert?" fragte Françoise, da der König dergestalt in den Anblick des Mädchens versunken war, daß er selbst bei dieser wichtigen Behauptung keine Frage stellte.

„Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachsamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illusionen befangen sei, und sicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuschung empfinden werde. Infolge derselben könne er irgend einen verwegenen Entschluß zur Selbstbefreiung fassen. — Mein Gott!" setzte sie leise und hastig hinzu, indem sie nach der Tür zurückeilte und diese leise öffnete, um hinauszublicken.

„Was ist?" rief der König, „Ihr verlaßt uns doch nicht!"

„Ich glaubte Geräusch zu hören; dieser Teil des Hauses ist durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Türen, daß man nirgends sicher ist vor Horchern. Und seit Abend sind, wahrscheinlich auf Befehl des Kaisers, lauter neue Gesichter im Hause erschienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort sind wir sicherer."

Sie hatte vollkommen recht gehabt. Ihr eigener Vater, der sie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Gesangsverkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz sei in diesen Teil seines Hauses getreten, zeigte sich, als sie hinweggegangen waren, einen

Augenblick an einer Öffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Chimenens angebracht und bis dahin vollkommen unsichtbar gewesen war. Das vertrocknete gelbe Gesicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er sich überzeugen wolle, daß er zu spät gekommen und daß niemand mehr zugegen sei. Es verschwand nach einer Minute wieder spurlos wie die Öffnung selbst.

Dieser Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des spanischen Königs abzugeben. Ihm war es sogar zuwider, daß der König von Frankreich so behandelt werde, und er hatte, als Kaiser Karl zu solchem Ende den Palast Infantado in Anspruch genommen, ganz wie ein spanischer Grand die merkwürdige Antwort gegeben: Mein Haus ist meinem Könige zu Dienst, aber ich werde es verlassen oder niederreißen, sobald es den geforderten Dienst eines Gefängnisses solcher Art erfüllt hat. — Von dieser Seite also hätte König Franz nichts zu besorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältnis äußerst nachteilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteste, mit dieser Tochter, die er für sein Unglückskind hielt, und von der aus er sich mit irgend einer schrecklichen Katastrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhnischem Argusblicke, besonders seit sie sich mit auffallend festem Eigensinne geweigert hatte, in ein Kloster zu gehen, und mit unerhörter Entschiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verstorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrlässigkeit zugeschrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabsichtigung derselben ihm bekannt wurde. Das Amt eines solchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Notfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt.

Die beiden Damen und der König kamen indes unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Bestürzung gewesen waren, daß auf geschehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um so lebhafter die Freude des Wiedersehens ausdrückten. In seiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schwester vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke persönlicher Teilnahme, als es sonst geschehen wäre, aber Margareta selbst drang endlich auf Erledigung der politischen Frage, welche sie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entscheidende Frage „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. „Hoffe nichts“, rief Margareta, „von diesem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn gesprochen, am Tore der Stadt empfingen mich seine Leute und führten mich zu ihm; er ist wie eingemauert in seine unbilligen Forderungen und hat mich mit einer Eiseskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, versichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich dich bewöge, diese Forderungen zu bewilligen. Denn nur nach dieser Bewilligung würdest du frei.“

„Und welche sind's?“ fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, sondern zerstreut zu sein schien.

„Burgund, Flandern, Artois sollst du abtreten, deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den la Marck, sollst du ihm preisgeben, den Connetable und dessen Genossen in alle alten Rechte und Besitzungen einsetzen, eine halbe Million Ecus zahlen, ja —“

„Noch mehr?“

„Ja, die bisher dem Connetable versprochene Schwester des Kaisers —“

„Eleonore?“

„Eleonore heiraten.“

„Foi de gentilhomme, das geht über alles!“

Ein leiser Ausruf Françoisens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtsinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr solche Bedingungen einzugehen, setzte hinzu, indem er sich diesen Damen zuwendete: „Sie soll außerordentlich blond sein und eine ebenso hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.“

„Scherze nur,“ sprach Margarete, „es ist nur zu bitterer Ernst. Bourbon, dem sie bestimmt war, und dem nun dafür das Herzogtum Mailand versprochen worden ist, hat mich hierher begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken lassen. Sei er wie er sei, er ist doch Franzose, und sein Herz ging ihm auf, als er uns sah; er ist unglücklich, grenzenlos unglücklich, sein Verrat am Vaterlande und an dir zerfrißt ihm das Herz, und von diesem Kaiser sieht er sich fortwährend hingehalten und getäuscht. O, dieser spanische Karl, dieser fühllose Kaiser ist undankbar selbst gegen den einzigen Franzosen, dem er sein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon schied von mir mit dem Rate, dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es sei dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohltuende Rache an diesem Kaiser sein.“

„Eines Verräters Rache!“ murrte der König in seinen Bart, „die Strafe ist ihm gerecht. Was sagt Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich selbst gestellt, der ich also mein eigener Wächter bin.“

Clément Marot, der jetzt ganz stattlich kriegerisch aussah und mehr Sicherheit als sonst verriet, nahm auf diese Äußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: „Überläßt er Euch die Wache, Sire?“

„Im Gegenteile,“ sprach Brion. „Was sagst du dazu, Budé, du hast ein fein gebildet Rechtsgefühl.“

„Ich sage, je früher Eure Majestät das rechte Ufer der Bidassoa betreten, desto eher wird Frankreich wieder glücklich.“

„Desto weniger verliert es Provinzen. Du weichst aus, nun denn, Montmorency, du bist der Mann dazu, entscheide, die Damen hier haben mich schon losgesprochen, und eine ist selbst Spanierin, entscheide du!"

„Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts schuldig!"

„Topp! so gehen wir ans Werk!"

Eine Totenstille trat ein nach dem Ausspruche dieses Entschlusses, und König Franz setzte nach einer Pause hinzu: „Und so geschehe es denn im Notfalle auf Tod und Leben! Macht eure Schwerter locker, ihr Herren! Tritt man uns entgegen, so brechen wir durch eine Mauer von Lanzen."

„Wir sind also einbegriffen?" rief Brion.

„Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte schlimm gebettet sein. Wieviel hast du Pferde bereit, Clément?"

„Zehn gute Pferde, Sire."

„Vortrefflich, dann wird auch unsere schöne spanische Alliierte versehen, die uns doch nicht verlassen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der ersten Station die Straße nach Katalonien einschlagen, damit ihr nicht zu solcher Eile genötigt seid; denn verfolgen wird man nur uns."

„Verzeiht, Sire," unterbrach ihn hier Chimene, „wenn auch die Seigneurs eingeschlossen sind, so reichen unsere Paßmünzen nicht aus; ich will aber versuchen, deren beim Haushofmeister des Palastes auf unverfängliche Weise noch einige zu erwerben."

Diese Paßmünzen waren alte Goldstücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantadoschen Wappen, also aus einer Zeit, da diese Familie noch das Recht besessen hatte, eigene Münzen zu schlagen. Daß für solchen Zweck des bloßen Ausweises so wertvolle, dem Verlust leicht ausgesetzte Goldstücke gewählt wurden, war ein echter Zug spanischen Grandenstolzes, und der Herzog hatte seinem Haushofmeister ausdrücklich eingeschärft, bei Austeilung derselben durchaus nicht sparsam zu sein, soweit sie von Personen

gefordert würden, denen die Absicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In diesem Betracht also hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt sie denn auch, wie sie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Haushofmeister hielt es nicht für nötig, gegen die Tochter des Hauses zu erwähnen, daß der Herzog selbst heute bei ihm gewesen sei, um sich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er strengere Vorsicht als bisher bei Austeilung neuer empfohlen habe.

Chimene selbst war übrigens keineswegs willens, der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu teilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoise, der sie mit fast religiöser Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich sehen. Nachzuweisen, woher diese Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entstanden sei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüter edlen Stoffes weihen sich so gern solchen Personen ihres Geschlechtes, die ihnen einige Jahre an Alter voraus sind, und deren Lebensweise und Schicksale etwas Besonderes darbieten. Sie bilden sich aus solchen Personen verkörperte Ideale, und ordnen sich ihnen unter selbst in den wichtigsten Empfindungen und in den für sie selbst wichtigsten Interessen. Ob Chimene den König Franz liebenswert und dessen Neigung für sich selbst wünschenswert gefunden, das kam ihr in so deutlicher Fassung niemals zur Frage. Françoisens Nebenbuhlerin zu sein, wäre ihr eine verbrecherische Stellung gewesen, und je entschiedener ihr der König seine Vorliebe bekundete, desto fester wurzelte sich ihr Vorsatz, nach der Befreiung desselben in den Palast des Vaters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf sich zu nehmen. Unter eitel trüben Ver-

hältnissen erzogen, war ihre Seele stets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen schien ihr das natürlichste Los zu sein. Auch hatte sie eine innere Scheu vor dem Leichtsinne des Königs, und wäre wahrscheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, selbst wenn sie eine siegreiche Nebenbuhlerschaft mit Françoise für möglich gehalten, selbst wenn sie die bereits erwähnte hingebende Gesinnung für die Freundin nicht in so hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens alles vorbereitet zur Flucht, als sie zu den Franzosen zurückkehrte. Für den König war der weite Samtmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt gewesen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm gesehen hatte, und Montmorency, der stets in grober praktischer Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Gesicht tief beschattenden Hut gegeben. Auch sollte er größerer Sicherheit wegen nicht selbst seine Paßmünze vorzeigen, sondern Marot sollte dies für ihn tun.

So war denn der Augenblick des Wagnisses da, der Herbstabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entschlossenen waren alle an die Fenster getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, also auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, jeder schien zu würdigen, wieviel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht so gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand jeder, obwohl keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Überlegenheit Königs Franz im Alcazargefängnisse war bis jetzt eine moralische gewesen, der adelige Sinn hatte sich erhaben und stolz fühlen können neben dem Kaiser, der das Kriegsglück in ungroßmütiger Weise ausbeutete. Diese moralische Überlegenheit ward jetzt aufs Spiel gesetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man sie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum,

vor aller Welt zu beweisen, es sei solch ein Schritt gegen die unedle Behandlungsweise des Kaisers nötig gewesen. Im Fall des Mißlingens aber? — diese düstere Wolke lag auf allen Gesichtern eben so schwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgetürmt lag auf den Guadarramabergen, die man jenseits Madrid im lichten Vollmondscheine von den Fenstern aus erblickte, so hoch und fest getürmt, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, was Berg, was Wolke sei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängnishypochondrie, was gegründete Besorgnis in ihnen wäre. Gedemütigt zu sein ist viel schmerzlicher, als gefangen zu sein, und gedemütigt waren sie, wenn es mißlang.

„Auf denn," rief der König endlich, „haben wir den Mut gehabt, es zu beschließen, so müssen wir auch den Mut haben, es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinschritte, als in diese Pforten spanischer Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unserem spanischen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margareta, dann Brion mit Gräfin Françoise, und der bedächtige Budé schließt den Zug."

So geschah's. Was gegen die Zerstreuung zuträglich war, daß nämlich Franz seine neue Neigung, Brion seine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorsicht nicht eben förderlich. Und Vorsicht war doch gar sehr vonnöten. Chimene vor allen hätte unbefangen sein sollen, sie schauerte aber in Angst und ungekannter Regung zusammen, als sie des Königs Arm fest an den ihrigen, als sie den immer dringender werdenden Druck desselben fühlte, als sie im Flur des Palastes schon leise Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz besaß diese Macht des Mutes, oder soll man in diesem Falle sagen: diese Macht des Leichtsinns, die Gefahr, welche er selbst für entsetzlich erkannte, im entscheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergessen. Ist dies bloß eine glückliche

Mischung der Galle, wie der Physiolog behauptet, oder ist es eine vom Körper unabhängige moralische Kraft? Was ist denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt sich nicht diese, deshalb brutal genannte Verachtung der Gefahr so oft bei gedankenlosen, scheinbar jedes moralischen Schwunges unfähigen Menschen? Die meisten Gattungen des Mutes sind wohl ebensowenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenschaften des inneren Lebens aufzusuchen, sondern gehören untrennbar jener Gesamtheit der Person an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbestimmbares einen unbestimmten Ausdruck haben. Und so gehörte es zu des Königs Charakter, sich in so gefährlichem Augenblicke einer auflodernden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flures unter dem Hauptportale des Palastes war der erste Wachtposten und in diesem Falle der gefährlichste zu passieren. Hier besonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am nötigsten gewesen, denn dieser Pförtner konnte am ersten den König gesehen haben, da er nur in müßigen Abendstunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt sein durfte, um den fremden König im Alcazargarten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgültigkeit eines Pförtners zu sein pflegt, bei diesem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein übriges an Neugier gezeigt haben würde. Und so war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen gesehen, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König so hoch gewachsen sei wie ein galizischer Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugesetzt, den vorherrschenden Wuchs unter der spanischen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße sein; man käme sonst auf den Gedanken, er habe sich die Glieder durch Leibesarbeit aus-

dehnen müssen. Dieser alte Perez war also ein überaus gefährlicher Posten; sein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Palaste hinausschritt. Der König also wendete ihm, wenn er sich seiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Torflügel ohne des Pförtners Zutritt hinauszukommen, da er nicht wie gewöhnlich an seiner Tür zu sehen und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Palast liegenden Höfe noch zwei Pförtnerposten errichtet. Sie bat also, ihre Verwirrung bemeisternd, als sie in der Nähe von Perez' Tür waren, den König mit hastigem Worte, jetzt zu schweigen und den Kopf nach der anderen Seite zu wenden. Der König aber dachte in seiner Leidenschaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an seine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er neigte sich also nur näher zu ihr, und sprach nur noch lauter, sie möge nicht so hartherzig sein.

„Um Gottes willen schweigt, Perez sitzt auf der Treppe und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz."

„Wer ist Perez?"

Der Pförtner, seinen Namen hörend, wendete sich mit dem Gesicht nach dem Flur, denn er hatte seitwärts auf der ersten Stufe gesessen und hatte geschlummert. Ohne dieses laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge also wahrscheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Palaste gekommen. Jetzt hing alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufstehen abgehalten wurde. Chimene wollte also den Austritt beschleunigen und den angelehnten Torflügel rascher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite schritt, tun konnte. Aber teils war das Tor für ihre schwachen Hände und für rasche Öffnung zu schwer, teils

duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte selbst zugreifen und konnte dies doch auch nach französischer Weise nicht tun, ohne dabei zu sprechen, welches in diesem kritischen Augenblicke von größter Gefahr sein mußte. Glücklicher- oder unglücklicherweise sprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der schläfrige Perez mochte dadurch versichert werden, es handle sich um seine Herrschaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern sei. Er traf also allerdings Anstalt, sich zu erheben, um den Torflügel selbst zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu spät komme; dem kräftigen Griffe des Königs war die Tür rasch gewichen, und er war mit seiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgestanden war. Die Tür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margareta dicht hinter dem Könige gingen, so kamen sie ebenfalls unbefragt durch das Tor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoise am Arme führte, ebenso unpassend beteiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwohl er nicht so laut und rücksichtslos sprach, so zögerte er doch mehr als ratsam war, und kam erst in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez von der offen stehenden Tür den hereindringenden Zug der Abendluft in seinen rheumatischen Gliedern verspürte, und dadurch erweckt und zu dem Entschlusse gebracht wurde, die Tür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Palaste wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgang, durch welchen Brion eben mit Françoise schreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten, denn Perez würde sicherlich, Brion erkennend, solchen Lärm erhoben haben, daß sein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächsten Wachtposten gedrungen wäre, und dort gesteigerte Aufmerksamkeit erweckt, also auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erschwert hätte.

Budé, vollständig besonnen und die Größe der moralischen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte sich mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit ausgerüstet. Er ging absichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoise und rief Perez sogleich an, als dieser aus seiner Tür in den Flur trat. Dadurch ward dessen Blick rückwärts in den Flur gerichtet und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mitteilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heute erst angekommen seien, und zu überflüssigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig bestimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rücksicht nehmen solle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde beschieden, sollte der zuerst Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während diese Zögerung zu einiger Besorgnis Brions und Françoisens mit Budé vorging, der König mit Chimene und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtstation, wenn wir den Pförtner als erste bezeichnen. Dieser innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäudeflügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpalaste zusammenhingen, und welche vom Hauptpalaste aus halbkreisförmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als sollten sie einen Zirkus bilden. In der Tat wurde der also entstehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen ins Werk setzten, und trug davon seinen Namen. Diese Flügelgebäude wurden im untern Geschoß von der Dienerschaft des Hauses bewohnt, das obere Geschoß bildete halbkreisförmige Galerien, bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Tor übrig geblieben war. Da endigte diese Fortsetzung des Palastes, und es zeigten sich links und rechts einstöckige schmale Wachthäuser, die jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren

Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter saßen. Diese Häuschen klebten wie Nester links und rechts an den Enden der Flügelgebäude, nahmen sich nicht eben vorteilhaft aus, und stammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrscheinlich benutzte man sie sonst zu Aufenthaltsorten für die Kampfstiere, wenn ein solches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigstens hatten sie Türen, die unmittelbar in den eben beschriebenen Hof gingen und welche also sonst zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren diese Türen, obwohl Trabanten vor ihnen saßen, nicht von so großer Wichtigkeit, sondern die breite Front dieser Wachthäuser, und zwar vom Palaste aus das letzte Fenster derselben, war für die Flüchtlinge der entscheidende Punkt. Jedes dieser Eckfenster nämlich sowohl im Wachthause rechter, als in dem linker Hand war zu einer Tür erweitert worden, und in dem schmalen Gemache, zu welchem diese neue Tür unmittelbar führte, saßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieser Tür war der eigentliche Verschluß des Hofes, der von einem Wachthause zum andern hinüberging, und aus drei Abteilungen bestand. Wie oben gesagt, war dieser Austrittsraum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpassierten. Er war durch ein kunstvoll gearbeitetes, mit breitgeschmiedeten Rosen verziertes eisernes, sehr hohes Torgitter geschlossen. Die breiten Rosen waren vergoldet, und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Aussichtslöchern durchbrochen, wölbte sich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauses bedeckt waren, und rechts wie links von diesen Pfeilern schlossen zwei schmälere, ebenso wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eisengitter den offenen Raum. Diese letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuser, bildeten im ganzen je eine Tür und waren für die Fußgänger bestimmt. Es war herkömmlich geworden, daß jedermann,

der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken Hand lag, klingelte, und daß jedermann, der aus dem inneren Hof hinauswollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des ihm links liegenden Wachthauses zog, so daß sich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Chimene, diese Sitte kennend, richtete also mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, sobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie sehr sie durch die unermüdliche Beflissenheit des Königs für sie befangen und gestört wurde, so fiel es ihr doch auf, als sie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter diesen Gittern eine ungewöhnliche Helle schimmerte. Durch die Gitter hindurch übersah man den anstoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An dessen fernem Ausgang — ein plumper Turm, durch welchen ein zweimal gewendetes Torgewölbe führte, bildete ihn — sah sie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondschein überleuchtenden Lichtschimmer, und sie blieb erschreckt stehen, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß diese Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Flucht überaus bedenklich sei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal Begonnene aufzugeben und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte rasch, es müsse jetzt durchgesetzt werden, und sie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Chimene fiel ihm aber in den Arm und auf den Wächter deutend, der in dem offenen schmalen Zimmer stand, flüsterte sie Marot zu, es sei besser, den weithin schallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief also selbst und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Chimene blieb mit dem Könige einige

Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter sich nach dem Stierhofe zu, also ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte also danach aussehen, als wären sie damit vertraut und blieben der Gittertür aus dem Wege. An den offenen Fenstern des Wachthauses standen Trabanten und betrachteten sie und Marot, den der Wächter mit Besichtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu diese sorgfältige Prüfung? dachte Chimene in steigender Angst. „Seit einer Viertelstunde“, sagte endlich der Wächter, „ist verschärfte Order da, jedermann, der hinaus will, zum Kastellan drüben im Vorhofe begleiten zu lassen, geduldet Euch also einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!“

„Laßt meinen Arm, Sire!“ flüsterte Chimene.

„Nicht doch!“

„Um Christi willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, sonst sind wir verloren, der Kastellan kennt Euch.“

Dadurch war soviel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenster der Trabanten gelangt war, und wegen der nötigen Begleitung zu sprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er sie, die Tochter des Hauses nicht kenne, und ob er nicht einsehe, daß in ihrer Begleitung solche Vorsicht und Weitläufigkeit nicht nötig sei?

Der Wächter verbeugte sich, winkte abwehrend den schon heraustretenden Trabanten und schritt zur Pforte, um sie zu öffnen. Währenddes trat der König unvorsichtig aus dem Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen, „bleibt an meiner rechten Seite, um Gottes willen an der rechten Seite!“ flüsterte sie, „und bückt Euch!“ Sie sah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrschaften alle zu Eurer Herrlichkeit Gesellschaft?“ fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch schreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil sie fürchtete, der König bliebe auch stehen in der verräterischen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenseite des Pfeilers ausging; sie antwortete also nicht sogleich und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pause. „Zwei Paare und ein Garçon!“ rief Marot, der sie unterstützen wollte. „Was ist ein Garçon?“ entgegnete mürrisch der Wächter, den die schlechte Aussprache des Spanischen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er sich aus unsicherer Respektsrücksicht herbeigelassen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem Begriffe Garçon und über Marots Lage, wendete sich um und sprach: „Ein Garçon ist ein weltlicher Mönch.“

Chimene schrak zusammen über diese Unvorsichtigkeit, welche so ganz unspanisch den Wächter störrisch machen konnte, und den König seinem Schicksale in der grellen Fackelbeleuchtung überlassend, ging sie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und sagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke, es gehörten die folgenden fünf Personen zu ihrer Gesellschaft.

Hiermit war aber, was sie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverlust und erhöhte Aufmerksamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob sie die Verantwortlichkeit wegen Unterlassung des Trabantengeleits übernehme.

„Ich übernehme sie.“

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog sind selbst vor kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Order wegen nach dem Vorhofturme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte also sogleich zur Sprache kommen.“

„Ich verantworte es," erwiderte Chimene mit Zusammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es sei ihr Vater wahrscheinlich am Eingangsturme, war die schrecklichste, welche es gab; die Knie bebten dem spanischen Mädchen, die sich des Verbrechens gegen ihren Vater, das sie zu begehen vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung, welche zwischen ihm und ihr herrschte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte sie selbst der unterstützenden Hand des Königs und beachtete es nicht, daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofes gekommen war. Hierher schimmerte der Fackelschein, der vor und hinter ihnen strahlte, am schwächsten, hier blieb sie stehen und sagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: „Wir sind verloren!"

Das war eine entsetzliche Überraschung für alle, denn alle hatten sich glücklich geschätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtposten vorgedrungen zu sein. Zudem hielt man diese Turmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieser von einstöckigen Wirtschaftshäusern und Ställen in weitem Kreise gebildete Hof durchweg nur von niedrigster Dienerschaft und dem Stallgesinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maultieren willen, mit Schlachtochsen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Torwege des Turmes wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zusammengefügtes Fallgitter vorgestellt, aber man wußte, daß das Aufziehen und Niederlassen dieses Gitters einem halbblinden Knechte des Kastellans anvertraut war, der sich gewöhnlich aus seinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Torgewölbe angebracht war, gar nicht erst herab bemühte, um die Berechtigung dessen, der hinaus wollte, zu prüfen, sondern den oft ein Peitschenknall oder ein hastiger Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus,

welcher das Fallgitter aufzog, drehte und so den Ausgang öffnete.

Man war also ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Ansicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrscheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rat, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, so schnell, so leicht nach halbjähriger Gefangenschaft vor dem letzten, schwachen Hindernisse, vor einem hölzernen Gitter, welches ein schwachsinniger Knecht aufheben kann, zu stehen, ein Königreich, sein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! Soweit ging seine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königssinn mit Ungestüm, — und er hörte jetzt nicht mit liebender, sondern mit herrischer Ungeduld, was Chimene Besorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Turmtore, das war nie dagewesen.

„Ein Tag wie der heutige“, entgegnete ihr Brion, „ist auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiser hat den Alcazar besucht; vielleicht hat man erwartet, er werde erst spät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da sie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Besuch aus Frankreich im Palaste eingetroffen ist.“

„Und der Befehl, jeden Auspassierenden dem Kastellan vorzustellen? Und der Herzog von Infantado, der selbst die Wachtposten untersucht?“

„Übertreibung des Wächters!“

„Der Herzog von Infantado geht nie um diese Stunde aus, er ist nirgend anders als dort im Turme, in der Wohnung des Kastellans, die heute gegen Gewohnheit finster ist wie das Grab, sicherlich, damit man ungesehen von da den erleuchteten Teil des Hofes überblicke. Wahrscheinlich

beobachtet er uns schon, und tritt uns in den Weg, sobald wir im Torwege erscheinen."

„Wir wären hinaus, ehe er herabkäme!"

„Wird nicht der kurzsichtige Schließer heute strengere Anweisung haben? Seht, um Gottes willen seht, da zwischen den Mauerzacken des platten Turmdaches bewegt sich etwas! Dort wird gewacht! Es ist der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, rasch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück. —"

„Nimmermehr!" rief der König, „Ihr seht Gespenster, ich entdecke auf dem Turmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfosten, und die Schießscharten sind alle licht vom Mondesscheine. Ein paar Holzstücke sind uns nur noch im Wege, wir wären kindisch, jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, ist er wirklich in der Nähe, und sieht er uns hier, so haben wir auch ohne den letzten Versuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Übel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen sich des blödsichtigen Schließers, wenn er die Öffnung verweigert, machen ihn unschädlich und öffnen statt seiner. Vorwärts!"

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es sei vom Torgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers, und rasch und ordnungslos eilte die Gesellschaft über den lichten Platz vor dem Turme, ohne Verweilen in das Torgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fensterloche des Schließers eine Fackel und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg versperrten.

„Öffne, Schließer!" rief der König selbst in spanischer Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte sich nichts, dann

erschien aus dem Loche ein Kopf mit buschigem Haar, ein mageres grämliches Gesicht, welches mit vorgehaltener schmutziger Hand die Gesellschaft erst betrachten zu wollen schien.

„Öffne, Pedro!“ rief Chimene.

„Gebt das Wort!“ rief mit rostiger Stimme der Schließer.

„Welches Wort?“ entgegnete mutlos Chimene.

„Das Wort, welches Euch der Kastellan gesagt.“

Eine ängstliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war also wirklich eingetreten: es war eine Parole nötig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und schüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pause. War es unter tausend möglichen Worten glücklicherweise das richtige?

Der Schließer, seinen Kopf zurückziehend, sprach endlich: „So heißt es nicht!“

„Zurück! zurück!“ flüsterte Chimene, „ich höre, daß es die Treppen im Turme herabpoltert, das ist der riesengroße Kastellan, er kennt Euch, Sire.“

„Wo ist der Zugang zum Loche des Schließers?“ fragte der König ebenso leise, aber hastig — „führt Brion und Montmorency dahin!“

„Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kastellans —“

„Der Kastellan kann sterben wie jeder andere,“ flüsterte Montmorency mit rauher Stimme.

„Eure Hand für meinen Fuß,“ unterbrach Brion Montmorency, „wenn ich den eisernen Ring an der Mauer erreiche, so schwinge ich mich hinein, feßle und öffne.“

Das alles folgte sich zwar schnell, aber sobald das letzte Wort gesprochen war, sah man auch am Fenster des Schließers einen anderen Kopf erscheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

„Bückt Euch, Sire,“ flüsterte Chimene, „mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!“

„Meine Herren von Frankreich, es ist meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unser König heute abend Euren Gegenbesuch erwartet, und wenn Ihr darauf besteht, so will ich den Herrn Kanzler Gattinara fragen lassen, ob geöffnet werden solle — heda, Trabanten!“

Auf diesen Zuruf regte es sich jenseits der Windung im Turmgewölbe, und dröhnend marschierte eine starke Abteilung Trabanten heran bis ans Holzgitter.

Als sie stillstanden sprach der Herzog weiter: „Besteht Ihr darauf, so sende ich sogleich einige dieser Leute zum Kanzler, ich riete aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf passendere Zeit zu verschieben, der König ist des Abends gern allein.“

Marot fragte leise den König: „Ist's aufzugeben, Sire?“

„Was bleibt denn übrig?“ fragte dieser mürrisch zurück.

„Wir danken Eurer Herrlichkeit,“ unterbrach denn Marot die peinliche Pause und zeigte sich nach aufwärts in vollem Lichte, „und wollen dankbar Eurem Rate folgen, unsere Angelegenheit bis morgen zu verschieben.“

„Nach Eurem Gutdünken!“ entgegnete der Herzog und zog sich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die feine Wendung des stolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger sein wollte, die fehlgeschlagene Unternehmung einigermaßen versüßte, taten desgleichen. Stumm, niedergeschlagen gingen sie dahin, wohin sie der Wachtposten an der linken Seite ungestört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als sie im Palaste angekommen waren, begann Budé, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Trost zu mischen, daß doch unter solchen Umständen der Versuch

ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt oder nicht habe bemerken wollen.

„Er hat ihn nicht bemerkt — er schweigt zeitlebens — er ist von echtem Adel!“ sprach dieser, sprach jener.

Nur der König, der sich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand stützend, die Arme übereinanderschlagend, niedergelassen, hatte fortwährend geschwiegen, und erst bei den letzten Äußerungen sah man ihn mit den Schultern eine mißbilligende Bewegung machen. Alles schwieg und blickte auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen Neigung, wie er sie beim Aufbruche gezeigt hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; sein Auge suchte Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, so war es unwandelbar ernst und nachdenkend.

„Ihr preist und klagt,“ begann er langsamen Tones und in sich gekehrten Blickes, „leider unrichtig. Ist es einem Könige angemessen, seine Schritte gefällig verschwiegen zu sehen, der artigen oder unartigen Rücksicht eines Mannes ausgesetzt zu sein, eines Mannes, der nicht einmal sein Vasall oder Untertan ist? — Weg da. Wir sind auf unpassender Bahn! Entweder wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir müssen ihn ruhig in unser Auge fassen, da er uns einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie anders? Wollen wir diese junge Dame, die uns geleitet hat, für uns büßen lassen? Pfui! Sie hat den Zorn ihres Vaters auf sich geladen, es ist unsere Schuldigkeit, diesen Zorn auf uns zu ziehen. Ich bitte also das Fräulein, den zürnenden Vater, der sie um Rechenschaft anspricht, zu mir zu senden, damit ich sie vertrete, so gut ich kann. — O Gott, täuschen wir uns doch nicht! Diese leichtsinnige Stegreifunternehmung hat die letzte Hoffnung zerstört, die Gefangenschaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiser, der davon wissen wird, wenn er auch nie davon sprechen sollte, der seine bisherige und seine künftige Unritterlichkeit damit beschönigen wird,

der Kaiser läßt von morgen an keinen Fußbreit seiner grausamen Bedingungen fahren, wir sind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeschlagenen Augen aller schmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder" — hier erhob sich der König und machte eine Pause —

„Oder?" fragte ängstlich Margareta — „oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten," sprach der König mit feierlichem Nachdruck, „und zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben."

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte diesen unerwarteten Worten, und alle drängten sich protestierend um den König. Er machte aber mit vorgestreckter Hand und unverändert feierlicher Miene eine ablehnende Bewegung gegen alle, sanft gebieterisch, aber dergestalt, daß jedermann tief erschrocken schwieg, zurücktrat, und ihn hinausgehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Türen hinter sich offen gelassen, man hörte seinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margareta und Françoise eilten ans Fenster und brachen in schmerzliches Weinen aus, als sie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem schwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängnisse, schreiten sahen.

Das Schicksal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir selbst, die wir das Wort uns zum Gericht gesprochen, sind die Hauptschöpfer unseres Schicksals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir selber fürchten, ja was wir vergessen zu haben scheinen; wir sind in allen Dingen unsere eigenen Ankläger, Richter und Urteilsvollstrecker.

So hatte sich auch König Franz an jenem verhängnisvollen Abende sein weiteres Schicksal in Spanien vorgezeichnet; es lag in seinem Charakter, welcher einer heroischen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Fluchtversuch, er hatte dies

Bedürfnis des Charakters ausgesprochen und es dadurch genötigt, sich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdischen hören und ergreifen unsere prophetischen Worte, wir selbst und unsere Nachbarn hören sie, unser Charakter, unsere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältnis dazu ein von Stunde an, und so fügt sich wie Stein zu Stein unser Geschick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margaretens, wie lebhaft die Räte des Kaisers zur Billigkeit rieten, wie beflissen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erschien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margareta wünschen mochte, es scheiterte alles an dem harten Sinne des Kaisers. Kein persönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht von Pavia zwischen sich und Frankreich gezogen hatte.

So vergingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, so steigerte sich auch die herbe und trübe Stimmung im Palaste Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenseitige Verhältnis zwischen den Personen dieses Kreises selbst hatte sich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältnis, welches sich zwischen der Herzogin Margareta und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entschieden gemißbilligt und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüte, da in Margareta keine lebendige Neigung, welche durch Hindernisse gereizt werden konnte, sondern nur eine freundschaftliche Teilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch dessen Entgegenkommen geschmeichelte Eitelkeit und die politische Absicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit diesem wichtigsten Vasallen und Feinde der Krone der Krone selbst und dem ohnedies so arg gestörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer sorgfältig vermieden, daß Bourbon, der fast täglich nach dem

Palaste kam, jemals mit dem Könige zusammenträfe. Wie eifrig er sich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz so lebhaft wünschte, abschließen zu helfen, ja wie deutlich er sich, wo eine Wahl gestellt wurde zwischen spanischem und französischem Vorteil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieser Angelegenheit unbeugsam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in seinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie und ist man nachsichtiger gegen sich wie gegen andere. Zuweilen schien es wohl, als ob er die ihm stets arglos ergebene Françoise mit mitleidiger Teilnahme betrachtete. Mitleidige Teilnahme ist in solcher Lage ein erschreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken ist: seine Neigung zu dem schönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erstorben, er fand sie nach wie vor schön, er fand sie liebenswürdig, aber er hätte sie wahrscheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger sicher gewesen wäre. Er betrachtete sie wie eine Ehefrau, deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß sie keinen Grund zu Vorwürfen gibt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr sei, und weil aus diesem Mangel die träge Teilnahme des Mannes entspringe. In der Tat litt der König, Zeit seines Lebens an stete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebensverlangnisse, welche üble Laune und egoistisches Zusammenziehen zur Folge hat, und welche den Menschen doppelt undankbar und unempfindlich macht gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor allem einer gewissen Frische des Blutes. Sein Blut stockte, und so war auch die rasche Beflissenheit, welche er bei erster Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieser trüben Zeit stiller geworden. Aber er sah sie seltener,

er hatte sie noch zu erobern, und sie besaß die herbe Frische der Jugend, welche auch dem trägsten männlichen Organismus, gleichsam wie ein Ersatz dessen, was ihm fehlt, lockender ist als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn also, auch wenn er jetzt nicht gestimmt war, dies lebhaft wie sonst auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieser, die Absicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß er es lieber sehe, sie bezöge sein Haus in Toledo, solange die Franzosen in Madrid wären.

„Die Gräfin Chateaubriant“, hatte sie darauf erwidert, „ist meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?“

„Ich halte es nicht für nötig, dir zu bemerken, daß diese Dame eine ungesetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und also für eine junge Dame, für eine Prinzessin Infantado, ein unpassender Umgang ist.“

„Ihre Stellung ist eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich sie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgültige Welt versagt.“

„Die Welt ist nicht gleichgültig, sondern es heißt, König Karl werde sie moralischen Ärgernisses halber nachdrücklich bitten lassen, sich aus Madrid zu entfernen.“

„O mein Gott, wie gemein sind die Gedanken der herrschenden Männer!“

„Was sagst du?!“

„Ihr Vater war tot, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder ist kalt, Ihr Geliebter ist“ — sie sprach das Wort nicht aus, setzte aber, in solcher Weise vor sich hinsprechend hinzu — „das ist der Schutz und Trost für einsame Frauen!“

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu

berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: so wie ihn abergläubische Furcht einerseits von seiner Tochter entfernte, so verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewissens, gebieterisch streng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe schenken konnte, und eben wieder aus solchen Äußerungen nur zu deutlich ersah, wie schmerzlich sie dies empfand, wie sehr sie sich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, so brachte er keinen Vorwurf über seine Lippen. Erkannt hatte er sie gar wohl an jenem Abende unter dem Torgewölbe des Turmes! Jener Vorfall und diese Unterredung dienten nur dazu, sein Weh über dies Kind, seine abergläubische Furcht vor demselben zu verstärken.

Wenn Chimene kein Herz zu ihm faßte, so entsprang dies wohl aus derselben Ursache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte sie in der Kälte, mit welcher er sie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter“ heraus hören können, denn er nannte sie weder Tochter, noch nannte er sich Vater.

Sie hatte sich geflissentlich zurückgehalten von den jenseitigen Zimmern der Herzogin Margareta, wohin der König stets bei untergehender Sonne sich begab, um zuerst die politischen Unterhandlungen zu besprechen, dann zu Abend zu speisen, dann mit Montmorency, Brion oder Budé eine Partie Schach zu spielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung sich nicht aufgelegt fühlte. Aber diese Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen sie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen und ihrer Freundin Françoise alleinigen Raum zu lassen für Aufheiterung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er sich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem schwermütigen Saul die Melancholie zu verscheuchen durch Spiel und Gesang. Oder er kam auch selbst herüber in ihre Gemächer, welche

sie mit Françoise geteilt hatte, und Françoise selbst mußte sie ins Balkonzimmer holen, letzteres stets zu peinlichster Empfindung für Chimene. Verriet auch Françoise noch nichts von der schmerzlichen Eifersucht, die ihr erregt werden konnte — und sie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und später als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen so schmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für sie das Drückende der Verhältnisse und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu suchen. Sie ermunterte Françoise, den Gesang zur Harfe, den sie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachlässigt, die Frische derselben war verloren, und das Gehör war nicht geübt genug, um halb falsche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinsten Sinne für den künstlerischen Ton begabt, schrie erst ungeduldig und lachend auf, hielt sich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat sie beim dritten Male, diese Versuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menschen! Chimene mochte sich's selbst und andern noch so sorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz dessen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang sie doch und erzeugte manche unbedachte Äußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Übermutes. Namentlich die musikalische Übung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoise, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott sei Dank! wie Marot still für sich hin sagte, endlich eifersüchtig. Es war an einem regnerischen, stockfinstern Novemberabende, als sie ihren Unmut über die stets herbe Äußerungsweise des Königs endlich einmal dadurch

zeigte, daß sie plötzlich aufstand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinübereilte.

Marot folgte ihr verstohlen und fand sie in Tränen. Aber sie beweinte nicht nur ihr Geschick, sie beweinte auch, daß sie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

„Wollte Gott," rief Marot ungeduldig darüber, „Ihr hättet ihn längst verletzt, dann wäre er längst liebevoller gegen Euch!"

„Wie? Tut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entsetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?"

„Solcher Verdruß ist ihm ersprießlicher als stete Nachgiebigkeit, denn solcher Verdruß belebt ihn, während ihn die stete Nachgiebigkeit langweilt."

„Langweilt? Meister Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?"

„Das wäre das Herz eines unternehmenden Mannes, welches in Atem erhalten sein will, das Herz unsers Königs."

Françoise sah ihm schweigend und fragend an mit ihren großen, noch tränenfeuchten Augen, und sprach langsam nach dieser Pause: „Du verwechselst, Marot, die Gefallsucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfnisse."

„Nicht doch! Der erhabenste Mensch braucht Speise und Trank, die edelste Frucht braucht die richtige Abwechselung von Sonnenschein und Regen. Eure Herzen sind nicht allein, sind nicht abgesondert von den Bedürfnissen Eures übrigen Menschen, Eures Geistes, Eures Körpers, also müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlsein gedeihen soll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangnisse unterstützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn ent-

behren könnt, und es wird sich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann."

„Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?"

„Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz sagt, Bildung. Macht ein Kunstwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Wesen überall folgen, das ist, verzeiht mir, äußerst leicht, das leistet jedermann."

„Du bist ein Schalk, Clément!"

„Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird."

„Du magst nicht ganz unrecht haben, ich werde mich gleichgültig zeigen."

„Ich habe ganz recht, und Ihr müßt viel mehr tun, als Euch gleichgültig zeigen. Gleichgültigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher sie Euch geboten wird."

„Marot!"

„Nehmt's nicht so religiös! Ist Brion nicht der Mühe wert? Ihr sollt's bald am Könige sehen, ob dem so ist. Mißversteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einst auf dem Throne Frankreichs sehen. Euch und den König will ich glücklich sehen. Brion ist ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne, aber von Euch nur eine flüchtig erscheinende und wieder verschwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunst besteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an seiner frühesten Jugend nicht gesehen, das hat mir mein Vater, der in den Schlössern herumgestoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer ersten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr seine wahre und einzige Liebe seid. Es ist meine Schuldig-

keit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Zitherspiel und der schöne Augenaufschlag der kleinen spanischen Prinzeß beacht' ich so wenig wie schwarze Wolken am Morgenhimmel, diese Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantische Liebhabereien, deren unser Herr Zeit seines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht und gehen vorüber wie Wolken. Das sind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinsehen darf, obwohl ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Cousin herschickt, um die kleine spanische Prinzeß, welche den König tröste, zu malen. Wir wollen sie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unserer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einst, wenn der vaterländische Regen — und unser kotiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvrefenster schlägt, wie heut der spanische an diese schlecht verwahrten Fenster, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübsch, daß der König im Alcazar ein so allerliebstes Geschöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieser Nebensache zu unserer Hauptsache übergehen."

Zudringlicher Rat der Freunde für Veränderung unserer Lebensweise ist eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigentümlichkeit haben, und deren Wert und Macht in dieser Eigentümlichkeit beruht. Françoise empfand das, aber sie empfand es nur, sie wußte es nicht, deshalb widersetzte sie sich schwach und schwächer, und gab leider am Ende nach. War sie doch über die größere Weltklugheit Marots und über wohlmeinende Gesinnung für sie außer Zweifel, und hatte sie doch zu eigenem Nachteile bisher immer sehen müssen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zuwege brächte.

Ach, es war ihr Geschick, daß die traurigste Wendung

desselben von ihren Freunden ausgehen sollte! Brion nämlich, von einer stets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müssen geglaubt, in welchem sie zum ersten Male dem Könige charaktervoll entgegenzutreten schien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Gesellschaft die Tür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte selbst nicht, was er wollte, aber er fühlte die unwiderstehliche Notwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in schwärmerischer wie sinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und fast taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenschaft bricht sich oft plötzlich Bahn, es koste was es wolle, jahrelange Rücksicht verschwindet oft vor einer einzigen dargebotenen Gelegenheit, vor einer einzigen Überwallung des Blutes, welche in Schwindel und Ungestüm zum Verwegensten treibt. — Als er ins Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Tür Marots Stimme und hörte seinen Namen, hörte die Worte: „Ist Brion nicht der Mühe wert?“ Er wußte sich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieser entscheidende Augenblick ergriffen werden müsse. Das durfte nicht geschehen unter offenbarem Mitwissen Marots, dieser durfte ihm also hier nicht begegnen! Er eilte auf den Vorsaal zurück, er kannte diese Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoise und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige saßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein echter schwärmerischer Liebhaber sich an den Orten zu laben, welche sonst der Geliebten zum Aufenthalte dienten, sein Haupt in die Kissen zu drücken, auf welchen sie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeist des französischen Seigneur in diesen Stunden gepflegten Liebesschmerzes einstige Abenteuer und die Hilfsmittel in denselben

ins Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß solche zu machen waren, hat die geheimnisvolle Erscheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welche am Abende der Flucht neben dem Bildnisse Chimenens an der Wand des Balkonzimmers gespensterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals gewesen war, um wahrscheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für sein Haus fürchtete, zu belauschen. Leider waren er und Brion nicht die einzigen, welche diesen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaisers in Madrid war unter anderer Benennung ein Aufseher im Palaste erschienen, wie es hieß um dem stolzen Herzog den mißlichen Wachtdienst zu erleichtern, das heißt im Grunde, abzunehmen. Dieser Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeister hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Palastes aufzudecken, und so war dieser schlimmste Feind ebenfalls zur Kenntnis eines Versteckes gekommen, den Brion nur zum kleinsten Teile kannte. Im Schlafzimmer Françoisens nämlich an der Wand nach einem Kleidungsstücke derselben in verliebtem Spiele langend, war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder geraten, und hatte dadurch zu seiner großen Überraschung eine Tapetentür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was sie zu bedeuten habe, denn sie zeigte keinen Durchgang nach einem andern Raum, sondern in ganz schmalen Stufen stieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erst kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf und fand, daß gegenüber ebensolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine ebenso verschlossene Tapetentür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächst nur Françoisens Zimmer am Herzen, er stieg also

wieder hinauf und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balkonzimmer, hart an das Schlafzimmer stoßend, kommen mußte. Eine schmale Lichtspalte verriet ihm die Öffnung neben dem Bildnisse im Balkonzimmer, er entdeckte, daß man sie handbreit oder ganz öffnen und schließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoise gelegentlich von da belauschen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Chimenens Zimmer, um das Gespräch der Geliebten mit Marot, welches ihn selbst zu betreffen schien, anzuhören, und sobald Marot sie verlassen und ihm der Mut bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetentür zu betreten. Chimene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte also keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb sie noch lange, sänke ihm also der Mut, oder hinderte ihn Marots längere Anwesenheit, so konnte er desselben Weges seinen Rückzug bewerkstelligen. — Rasch kam er in seinen Versteck und hörte, daß sie lachend Marot versprach, von seiner Lebenskunst sich aneignen zu wollen, soviel ihr erreichbar sei.

„Still," unterbrach sie dieser, und trat an die nur angelehnte Tür des Balkonzimmers, „ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme, es ist der König, welcher Chimene herüberführt! Da ist unerwartet schnell die Wirkung Eures ersten Widerstandes! Zum ersten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über seine Tyrannei und da ist er auch zum ersten Male seit langer Zeit auf dem Wege, Euch aufzusuchen — still! Er wird sein Püppchen auf dem Vorsaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabschieden! Benützt die Gelegenheit, seid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, sonst würde er hinter Eurem neuen Benehmen sogleich meine Einmischung erkennen, und dadurch verlöre es seine Wirkung."

„Es gibt keinen zweiten Ausgang als den durch Chimenens Zimmer, und der ist im jetzigen Augenblick nicht einzuschlagen, Ihr müßt also bleiben!“

„Unmöglich. Wer weiß, ob nicht gar die törichte Verleumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrscheinlich mein Anstrich auch ist, daß ich ein Liebhaber der schönen Gräfin Chateaubriant sein könne, die Verleumdung Eures Geschmacks fand doch einigen Glauben, weil sie zugleich eine Verleumdung Eures Rufes war, und —“

„Ihr übertreibt in der Bescheidenheit, Meister Clément!“

„Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erstemal gelacht hat, das zweitemal könnte es ihm nicht lächerlich sein.“

„Nun, dann spielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, ist sie Euch so mißfällig?“

„Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte sie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geschmack für meine Liebhaberrolle glaubte, desto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nötig erachten — er tritt ins vordere Zimmer! Um Himmels willen, wo soll ich hin?“

„Bleibt Marot!“

„Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!“

Bei diesen Worten hatte er die Balkontür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinabzukommen, schlüpfte er hinaus und zog rasch die mit seidenen Vorhängen bedeckte Glastür hinter sich zu.

Kaum war das geschehen, so stand auch der König im Zimmer und richtete herzliche Worte an Françoise zur Entschuldigung für sein jetzt so oft mürrisches und heftiges Wesen, das von der quälerischen Lebensweise im Gefängnisse herrühre. „Ich entfremde mir,“ setzte er hinzu, indem er sich zu

Marots Schrecken auf einen Sessel niederließ, „ich entfremde mir durch diesen widerwärtigen Kaiser, der meine Laune so verdrießlich macht, am Ende auch noch meine besten Freunde. Auch Brion hatte sich entfernt, Budé war unwohl weggegangen, und das Gespräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politischen Lage. Margareta erwartet heute abend noch einen Kurier von der Mutter, in dessen Begleitung vielleicht die neuen Gäste, die sie uns zusenden will, eintreffen, Cousin und Florentin — du liebst diesen Priester nicht?"

„Er liebt mich nicht mehr."

„Nicht mehr? Und du bist erschrocken bei seinem Namen, als ob er eine Gefahr für dich sei?"

„Er ist ein intriganter Mensch."

„Was tut dir's, wenn er keine Veranlassung hat zu Intrigen gegen dich! Die Mutter rühmt ihn als sehr klug und geschickt, und solche Leute brauch' ich, um aus des Kaisers Schlingen zu kommen, gegen welche unsere Tapferkeit so wenig ausrichtet als ein starkes Roß auf sumpfigem Boden: ein leichter, vielgespaltener Krallenfuß schlüpft hoffentlich besser darüber hin. — Aber wer kommt so spät noch zu dir?"

Man hörte nämlich Geräusch herannahender Schritte im Vorzimmer und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margareta, welche fragte, ob sie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat sie hastig ein und sprach, indem sie ihm Briefe überreichte: „Der Kurier ist da, und der Priester und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion soll davon wissen, aber er ist nirgends aufzufinden, Marot muß also sogleich zu Bourbon eilen, wo ist Marot? Ich meinte, er sei hier; Budé ist schon zu Bett, ich kann ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier sind die wunderlichen Warnungen!"

Dabei zeigte sie dem Könige eine Stelle des Briefes

und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, jedesmal, wenn sie an die Balkontür kam, die Gardinen derselben ein wenig lüftend, als wollte sie nach dem Wetter sehen, jedesmal aber davon ablassend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des lesenden Königs zurückkehrend.

„Unglaublich!“ rief endlich der König.

„Was wäre noch unglaublich an diesem Handelsmanne, den sie Kaiser nennen!“

„Ist dir denn wirklich ein Termin anberaumt in deinem Geleitsbriefe? Du hast ja nie davon gesprochen.“

„Allerdings. Ich habe dir nicht davon gesprochen, weil ich dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieser krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Aussicht, wenn er sieht, daß man seiner leiblichen Schwester vorschreibt: So und so viel Tage darfst du den Bruder sehen, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen du länger verweilst, bedroht dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich dir dergleichen erzählen, als ich kam, um dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es selbst für bloße Förmlichkeit.“

„Das ist es auch nur!“

„Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat schon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brions Mitteilung in den Wind geschlagen! Bourbon hat mich aufmerksam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa so klug und vorsichtig wie unsere Mutter, welche alle Nachrichten der Priesterschaft auszuspähen versteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaisers besser unterrichtet ist, als wir es sind hier in Madrid selber? Und die Mutter ruft: Mache dich auf! Der Priester, den sie sendet, und der eingeweiht ist in alle Geheimnisse Europas, spricht: Die Gefahr ist vor der Tür! Sie ist's, wenn dieser Kaiser seinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt. Danach habe ich nicht mehr volle drei Tage Frist, und wenn ich jetzt zu

Pferde steige, so muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieser Frist den Grenzboden Navarras zu erreichen!"

„Wo ist der Priester?"

„Kam er nicht hinter uns, Montmorency?" fragte Margareta und ging, ohne Antwort zu erwarten, selbst nach der Tür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete sie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt und trat ein.

Der König, welchem mit diesem Manne die Szene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher diesem Prälaten nicht eben zugetan war, zog die Brauen zusammen, als er ihn erblickte, und betrachtete ihn schweigend. Dann fragte er langsam, worauf sich die Besorgnis gründe, daß der Kaiser den Termin des Geleitsbriefes buchstäblich behandelt sehen wolle zu persönlicher Gefährde der Herzogin.

„Mein erster Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaisers gerichtet, und dieser hat mir versichert, unsere Besorgnis sei in diesem Punkte nicht ungegründet."

„Der Kaiser ist nicht rücksichtslos gläubig."

„Sein Beichtvater aber, Sire, hört leise."

„O Königtum, Königtum," rief König Franz schmerzlich aus, „wie sollst du gedeihen in solchen Händen! Nein, nein," setzte er hinzu, „es ist nicht möglich!"

„Bedenkt, Sire," sprach Florentin bescheidenen Tones, „daß es dem Kaiser von großem Interesse ist, eine für Euch so wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu bestürzen und zu entkräften. Wenn sie erfährt, daß sie bedroht ist, so verliert sie entweder in den letzten entscheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nötige Ruhe, und eilt, nur auf eigene Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder sie setzt sich der eigenen Gefangenschaft aus, und ist dann als Mitgefangene des freien Verkehrs wie des freien Überblicks verlustig."

„Danach“, unterbrach ihn der König, „könnte der Kaiser selbst die Besorgnis lebendig gemacht und zu unsern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln lassen, um uns mit dieser Nachricht in Bestürzung zu setzen, ohne daß er die wirkliche Absicht zu so kleinlicher Handlungsweise hätte! Das sieht ihm ähnlich. Wir müssen deutlichere Auskunft haben.“

„Und zwar sogleich!“ rief Margareta. „Sogleich!“ bestätigte der König. „Wo ist Marot? Er ist ja wohl am vertrautesten mit Bourbon und Gattinara? Und er ist behende. Auch wäre er ja mit Budé und Françoise in gleicher Gefahr? Ruft ihn! Er soll hinüber und für seine Haut Gattinaras Rat einholen.“

„Ja, mein Gott,“ sagte Margareta, „er ist nicht da! Es ist unbegreiflich, wo er am späten Abende und bei solchem Wetter sein kann!“

„Ich will nachfragen,“ sprach Montmorency und entfernte sich.

Françoise war im Begriff, sich zu erheben und zu sagen, wo Marot sei. Sie war über dessen Versteck in größte Verlegenheit geraten, ohne doch eigentlich sich selbst sagen zu können, warum sie verlegen sei. Übelstände bilden sich eben wie Lawinen: die abgelöste Flocke, von der sie anheben, scheint nicht der Beachtung wert, und die Vergrößerung bildet sich dann so blitzschnell, wie unsere allen Widerstand ausschließende Bestürzung. Als zum ersten Male nach Marot gefragt wurde, schwieg sie, weil er sie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal sich verborgen hatte; sie ahnte nicht, daß auf seine Abwesenheit soviel Nachdruck gelegt, daß sein Versteck unter so feierlich artenden Umständen ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil sie bei der ersten Nachfrage geschwiegen hatte, war sie mitschuldig geworden, und es ward ihr nun schon schwerer, einen Versteck aufzudecken, den sie selbst durch Verschweigung

gebilligt hatte. Das Blut stieg ihr in die Wangen, denn sie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet nicht füglich vom Balkon hinabkäme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich sei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter sehen und deshalb auf den Balkon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den sie in Fontainebleau zugebracht, grell ins Gedächtnis trat. Dort war es ebenfalls Marot gewesen, dessen unschuldigen Besuch man zu ihrem Nachteil gedeutet hatte, und zu alledem erschien wie damals Florentin, der Unglücksprophet für sie. Sein spöttisch forschender Blick war es auch, der auf sie fiel, als sie sich ein Herz fassen, sich erheben und einfach sagen wollte: Marot ist hier, er steht auf dem Balkone draußen. Dieser Blick erbitterte sie; vor solchem Zeugen wollte sie nicht eine zweideutige Szene veranlaßt sehen, und außerdem erhob sich in diesem Augenblick der König, in den Alcazar zurückzukehren, weil er sich angegriffen fühle. Damit schien ja die erwünschte Erlösung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten sich jedenfalls auch die übrigen aus Françoisens Zimmer.

Leider geschah es nicht so, und leider ward durch diese Äußerung des Königs auch Brion zu einem Schritte veranlaßt, den er ohne diese Äußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich schon durch die Ankunft des Königs im Balkonzimmer in große Verlegenheit geraten, denn diese Ankunft schloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeschnitten sei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtschimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieser Seite eine Öffnung in der Mauer dem Späherauge geboten sei, und erblickte durch diese Öffnung Chimenen selbst, die sich eines Teils ihrer Überkleider entledigte und sich nachdenklich auf einen Ruhesitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den

jungen heitern Seigneur dieser verstohlene Anblick eines halb entkleideten schönen Mädchens, die keinen Lauscher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieser Seite, weil er einem quälerischen Anblicke auf der andern Seite ausweichen sollte. Denn er mußte erwarten, dort seine geliebte Françoise in den Armen des Königs zu sehen, da dieser offenbar gekommen war, sein Unrecht gutzumachen, und da eine Versöhnung zwischen entzweiten Liebenden nur um so lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im ersten Augenblicke also war es ihm eine äußerst willkommene Überraschung, als er die Stimme der Herzogin Margareta im Balkonzimmer vernahm. Er wendete sich nun rasch wieder nach dieser Seite und verfolgte mit großem Interesse, was sich da ereignete. Daß er selbst vermißt wurde, war ihm wohl unangenehm, aber daß Marots Versteck zu einer so bedenklichen Verlegenheit für Françoise stieg, hatte einen halb komischen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beste Herz entledigt sich, wo seine geheimsten und lebhaftesten Wünsche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen, es entledigt sich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenschaften eines leichtsinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoise trösten zu können, wenn die Szene da unten zu ihrem Nachteil ausginge und ihr Verhältnis zum Könige störe. Denn auch er erinnerte sich gar wohl des Gerüchtes, welches damals ins Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnisvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Szene, welche sich da unten vorbereitete, viel ernster werden könne, als sie sonst es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreise Françoisens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brions Mitleid für Françoise nicht alle andere Regung überwog, sollte ihm indes auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Szene soweit gekommen war, daß Montmorency zur Aufsuchung Marots sich entfernte, hörte Brion in seinem dunklen Gange zu seiner erschreckendsten Überraschung Geräusch, und zwar ein Geräusch, welches sich ihm näherte.

Um den Zusammenhang genauer zu übersehen, ist ein näheres Eingehen auf diesen Teil des Palastes nötig. Wahrscheinlich war dieser Flügel der älteste Teil desselben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar gewesen. Wenigstens entdeckte man am westlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in diesem Palastflügel waren von einer so außerordentlichen Dicke, daß sie sich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterschieden. Es steht zu vermuten, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balkonzimmer und vielleicht von diesem bis zum Alcazar der Harem der maurischen Fürsten, welche einst hier residiert, gewesen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkstelligt worden sei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieser Frauen, Abenteuer mit christlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande selbst nicht nötig hatte für Bewachung des Harems, das mochte ihm hier bei gemischter Bevölkerung nötig scheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Stierhofes, links, wenn man aus dem Palaste trat, und da wo sich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anschloß, zeigte sich, unsymmetrisch gegen die andere Seite, ein niedriger Turm maurischer Form zwischen Hauptgebäude und Flügel. Er war von sehr geringem Umfange und glich einem Minarett. Dieser Turm war der eigentliche Schlüssel zu dem geheimen Wandgange, und mit diesem Schlüssel war für gutes Gold der Brabanter

Agent des Kaisers durch den Haushofmeister bekannt gemacht worden. Der Turm hatte oben am Dache eine eiserne Tür, die ein bloß Neugieriger, wenn er sie offen gesehen, nicht leicht überschritten hätte, denn sie schien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ sich aber getrost hinab, sein Fuß berührte in der Tiefe einer Manneshöhe festen Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher also wohl alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte, jetzt aber nur noch die vier Zimmer Chimenens und Françoisens preisgab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem sie eben war, und das Schlaf-, Balkon- und große Vorzimmer Françoisens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzosen und davon unterrichtet sein durch seine Späher, daß sich der König und einer der Ankömmlinge in diesen Teil des Palastes begeben habe, er mochte also den Augenblick als einen besonders günstigen zum Horchen ergriffen haben, denn er war es, den Brion die Wendeltreppe im Türmchen herabsteigen hörte. Der schwere Niederländer trat nicht allzu leise auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte sich Brion stark entgegen. Dieser, obwohl mit dem geheimen Zugange durch den Turm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß jemand von dieser Seite sich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauscher überrascht sein mochte, der Nahende sei wer er wolle, so dachte er sogleich an Flucht. Denn ein Verbergen schien nicht möglich, oder doch äußerst mißlich. Brion wußte nicht, wie weit sich der Gang, welcher oberhalb der niedrigen Zimmertüren hinlief, nach der Gartenseite zu erstreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Öffnung zum Lauschen vorhanden sei. Wenn er sich also nach dieser Richtung zurückzog, so konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andere Öffnung zu benutzen, und konnte solcherweise

auf ihn stoßen. Geschah dies aber auch nicht, so war eine vollkommene geräuschlose Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt gewesen wäre, fast unmöglich neben einem still Lauschenden, denn man hörte in diesem engen Raume den Atemzug eines andern auf große Entfernung. Dies alles überdachte er hastig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entschloß sich denn zur Flucht. Aber sie mußte augenblicklich geschehen, denn sie führte eine Strecke dem heranschreitenden Feinde entgegen, da die Tapetentüren rechts zu Chimene, links zu Françoisens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte sich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimnis ziehen? Nur im äußersten Notfalle! Sie konnte auch dergestalt erschrecken, daß sie um Hilfe rief und alles aufstörte. Auf der andern Seite aber war Françoisens Schlafgemach, solange der König bei ihr blieb, der bedenklichste Zufluchtsort. Sekunde auf Sekunde verstrich über dieser Wahl, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er stand noch immer an der Öffnung neben dem Bildnisse, der Brabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe sein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entschied seine Wahl, er eilte an die Tapetentür links, kroch hastig hinab, öffnete und trat in Françoisens Schlafgemach. Rasch drückte er die Tapetentür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Atem geschöpft, wendete er sich gegen das Balkonzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoise und Marot noch zugegen sein; er wollte horchen, ob Marot nicht auch schon seinen Abschied vorbereite. Aber, o Himmel, mannigfaches Geräusch von Stimmen verriet ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Gesellschaft noch zugegen sei.

Margareta nämlich hatte ihres Bruders Ankündigung, daß er sich ermattet fühle und nach dem Alcazar sich zurück=

ziehen wolle, mit Unwillen aufgenommen und ihm entgegnet, es sei jetzt wahrlich nicht der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzugeben und eine Angelegenheit zu verschieben, welche für ihn wie für sie von den gefährlichsten Folgen werden könne. Es müsse in der nächsten Stunde entschieden werden, ob sie unbekümmert um den Termin des Geleitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen müsse.

„Nun so schafft den Marot und endigt!" hatte der König ungeduldig ausgerufen und sich wieder niedergelassen.

Erbittert über den Bruder, der so wenig Teilnahme bewies, rief Margareta aus, indem sie sich nach der Balkontür wendete: „Nun, so wird denn nichts übrig bleiben, als daß ich selbst Bourbon aufsuche!"

„Warum nicht gar!" murmelte der König.

„Es fällt ein dichter und eiskalter Regen," bemerkte Florentin.

„Wenn ich fliehen muß, so werd' ich nicht nach Regen oder Kälte fragen dürfen," rief Margareta und riß die Balkontür auf, um dennoch nach dem Wetter zu sehen.

Der Balkon war überdacht, sie mußte also, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausstrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer. — Man hörte sie einen Schrei des Schreckens ausstoßen, man sah sie ins Zimmer hereinstürzen und mit der Hand auf die offene Balkontür deuten. Françoise schrie auf; „Was ist?" rief der König. — Marot erschien an der Balkontür!

Ein peinliches Stillschweigen trat ein, und weder Marot noch Françoise hatten die Geistesgegenwart, es zu benutzen und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort gewesen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der sich auf seinem Sessel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoise stand blutrot da vor dem höhnischen Blicke Florentins, vor den Augen

Margaretens, welche halb ungläubig, halb entsetzt mit bohrender Frage auf sie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentins früher nicht gelungen war, das schien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubische Priester nahm dies für eine Rechtfertigung seines damaligen Verdachtes, seiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pause, um die abscheulich wirksamen, weil erklärenden Worte zu sprechen: „Geradeso wie im vorigen Herbste zu Fontainebleau!“

Der König wendete seine Augen auf ihn und dann auf Françoise, welche durch Florentins Worte vom Zorne mit noch höherer Röte übergossen wurde, und nun im Zorne sprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem sich Marot versteckt, mußte sie — wenigstens stand ihr in solcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Koketterie angeraten, oder doch — sie fand sich nicht zurecht, sie stotterte und stammelte, und eben weil sie unschuldig und für solche Lage unerfahren war, erschien sie im höchsten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich soweit gesammelt war, um einen geordneten Vortrag zu versuchen, ging die Tür des Vorzimmers auf, und Montmorency trat hastig ein mit der Nachricht, Bourbon selbst sei im Vorzimmer und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derselben stände wirklich auf dem Spiele.

„Er trete ein!“ rief Margareta.

„Halt da!“ sprach der König und erhob sich. „Ich habe nichts mit ihm zu tun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angesicht gegen Angesicht sollen der König von Frankreich und Karl von Bourbon nicht gesehen werden.“

Mit diesen Worten ging er nach der Tür, welche zum Schlafgemache Françoisens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer schreiten wollte. Als er die

Tür öffnete, sah er Brion stehen — „foi de gentilhomme," schrie er auf und griff ans Schwert, — „das ist zuviel!"

Alle eilten herbei. Françoise erstarrte zur Bildsäule — der Mann, dessen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat also wohl nur vor Überfall warnen wollen, und hat selbst nicht mehr zurück gekonnt!" sprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margareta, solcherweise wiederum die jetzt viel schrecklichere Pause ausfüllend.

Brion war mutiger als Marot und redete hastig zum Könige: „Übereilt Euch nicht, Sire, es ist hier nur ein böser Zufall im Spiele, der eine unschuldige Dame in falsches Licht stellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anwesenheit."

„Schweig!" rief grimmig ausbrechend der König, und indem er sich zu fassen suchte und sich zu der Gesellschaft wendete, setzte er stockend hinzu: „Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern diese Vorfälle, deren Zusammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im mindesten — geht an Euer Geschäft!"

Damit trat er ins Schlafgemach und winkte Brion, es zu verlassen. Dieser hatte vernommen, daß es sich um einen wichtigen politischen Beschluß handelte, und hatte die Fassung, daran zu denken, daß der Horchversteck von einem Fremden, wahrscheinlich dem Kaiser Angehörigen eingenommen sein könne. Er wollte also anempfehlen, daß man die Beratung im andern Flügel des Palastes vornähme, konnte aber vor der heftigen Gebärde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch seinen wiederholten Versuch der Einrede noch obenein den zwar leise, aber mit gefährlichsten Zornesanzeichen ausgesprochenen Befehl des Königs, sich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Brion kannte den König genau und wußte, daß jetzt auf eine noch so bescheidene und

vernünftige Einrede der schrecklichste Ausbruch, vielleicht blitzschnelles Niederstoßen des Widersprechenden durch das Schwert des Königs bevorstünde. Er schwieg und entfernte sich. Der König warf die Tür des Schlafgemachs hinter ihm zu und sank wie zerbrochen in einen Sessel.

Franz war nicht mehr der zuversichtliche mächtige Herr, den Eifersucht gelockt hätte, der gleichgültig gewesen wäre gegen eine Geliebte, die seine ungestüme Neigung überlebt hatte. Er sah sich seit langer Zeit vom Glück verlassen, getäuscht in aller Zuversicht, gedemütigt! Nichts gelang, nirgends bewährte sich der persönliche Zauber, der ihn sonst so sicher und übermütig gemacht, sogar Chimene entwich ihm. Françoise allein war ihm ein immerwährender Trost gewesen; sie hatte sich seiner Macht unverbrüchlich untertan gezeigt, und jetzt, jetzt erschien ein so grelles Zeugnis, daß auch sie, auch sie ihm untreu sein könne. Auch sie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrscher, ob er hundertfach Veranlassung dazu gegeben, ob er selbst ihr längst nicht mehr angehörte! Handelte sich's um ihn? Es handelte sich um sie! Also auch über sie hatte er seine Macht verloren!

„So früh gehst du zu Grabe!“ seufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnisleben so lange und so eng umsponnen, bemächtigte sich seiner bis zu Tränen, und er, der nie im kleinen entsagen konnte, er steigerte sich in eine Entsagung hinein, die wenigstens in ihrer Größe seinem Naturell angemessen war, und die wenigstens in ihrer Größe ihm eine Genugtuung gewährte. Glücksnaturen sind im Unglück entweder klein oder heroisch, das Mittelmaß nur tragen sie nicht: bei hereindringendem Verluste alles, aber alles wegzuwerfen aus eigenem Antriebe, das schmeichelt doch ihrem Stolze, denn sie haben Stolz, nicht bloß Eitelkeit.

Nachdem er so eine Viertelstunde mit sich gerungen, erhob er sich rasch, richtete sich zusammen zu heldenmäßigem

Entschlusse, und trat in das Balkonzimmer. Er war jetzt gleichgültig gegen Bourbons Gegenwart, er hatte Größeres vor, als dasjenige war, was Raum hatte im Maße des Vasallen und Lehnsherrn.

Alle wären bestürzt gewesen über seinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anwesenden schon ohnedies mit bestürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoise saß leichenblaß zur Seite auf einem Sessel, Marot stand verstört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und seine zusammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Last des Landesverrats um zehn Jahre gealtert war und graue Haarspitzen um die breiten Schläfe zeigte, stand mitten im Zimmer und trat erschreckt einen Schritt rückwärts, als der König erschien; Margareta ging in höchster Aufregung auf und nieder und stürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: „O, Franz, welch eine Welt! Alles ist niedrig und gemein!"

„Ist Eure Frage entschieden?" fragte dieser im ruhigsten Tone.

„Entschieden zur Schmach des Kaisers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen sei, um auch mich in Gefangenschaft zu schlagen."

„Danke dem Herzoge und nimm Abschied von ihm. Du hast Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen."

Auf Bourbons hartem Antlitze bewegte sich's wie eine Schlacht unter schneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde schmerzlich, die weicheren Regungen schienen zu siegen, und er trat schwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er willens sei, sich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon fesselte in dem Drange, der ihn trieb. Er stand still, zwei dicke Tränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den schwarzen krausen Bart, er raffte

sich zusammen, daß sein Schwert klirrte, trat hastig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte sie und ging eilig hinweg.

„Gott sei mit Euch, Bourbon,“ rief ihm Margareta mit bewegter Stimme nach und betrachtete eine Weile schmerzlichen Ausdrucks die Tür, hinter der er verschwunden war, und hinter der man seinen schweren Schritt abwärts tönend hörte.

„Sorge für Rosse, Marot! In einer Stunde reist die Herzogin,“ sprach der König. — „Setzt Euch zum Schreiben, Prälat,“ fügte er in derselben feierlichen Ruhe hinzu, indem er sich zu Florentin wendete.

„Was hast du vor, Franz?“

„Das Notwendige, Schwester.“

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtisch, der in einem Winkel des Zimmers stand.

Der König folgte ihm zu diesem Tisch und sprach mehrere Minuten lang leise zu ihm; Margareta und Montmorency sahen in steigender Spannung hin, als Florentins Gesichtszüge das lebhafteste Erstaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoise blickte starr vor sich an die Erde, sie schien an nichts teilzunehmen.

„Setzt Euch und schreibt wie folgt ohne Widerrede!“ hörte man den König sagen. Florentin gehorchte, und wer dieses Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar nicht ungern gehorchte. König Franz, sich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten stützend, sprach ihm leise zu, was er schreiben sollte. Es war bald geschehen; Florentin stand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm sie, trat vor den Tisch, überlas stehend die Schrift, besann sich eine Zeitlang und legte die Feder hin.

Er ging nach der offenen Balkontür und sah eine Zeitlang schweigend in die finster stürmische Nacht hinaus.

„Was hast du vor?“ rief Margareta noch einmal und eilte zu ihm.

„Das Notwendige!“ erwiderte er noch einmal, wendete sich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoise blickend, von neuem zum Schreibtisch. Er setzte sich und unterschrieb die Schrift.

„Macht eine Abschrift davon, Prälat, und les't sie dann vor,“ sagte er aufstehend, und ging wieder zur Balkontüre, diesmal seine Schwester am Arme mit sich führend.

„Du wirst diese Schrift der Mutter mitnehmen,“ sprach er zu ihr, während er starr in die Nacht hinausblickte, „und wirst ihr von mir sagen, sie solle unverzüglich danach handeln.“

„Was befiehlt die Schrift?“

„Du erfährst es sogleich. Habe Dank für die Liebe, welche du mir bewiesen, bewahre sie mir ferner, Margareta, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.“

„Franz, mein Franz, was ist dir?“

„Seid Ihr fertig, Prälat? — So les't.“

Florentin schrieb hastig die letzten Worte, stand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edikt hiermit bestimmt, daß unser sehr werter und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter sehr christlicher König von Frankreich sei, und als König gekrönt, gesalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde.“

„Jesu Maria!“ war der gemeinschaftliche Schrei der drei Zuhörer, noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margareta, Françoise und Montmorency, waren zu ihm gestürzt, die Schwester an seine Brust, die andern zu seinen Füßen, ihm die Knie umklammernd und in unbeschreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Verschwörungen rufend in herzzerschneidender Inbrunst.

Der König blieb unerschütterlich; seine Thronentsagung blieb unverändert. — Margareta wurde überwältigt vom Schmerze und sank besinnungslos zu Boden. Françoise, deren Antlitz in Tränen gebadet war, griff krampfhaft nach seinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und sprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: „O, so laß mich wenigstens bei dir, daß ich dein Leid teile bis in den Tod!"

Auch Franz schien davon erschüttert zu sein, er faßte sich aber gewaltsam, streifte ihre Hände ab, und sprach: „Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächsten Morgen zu verlassen; ich will allein sterben."

Mit diesen Worten ging er hinaus, zusammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Wehs, welchen er die fallende Gräfin ausstoßen hörte.

V.

14.

Im südwestlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein selten genannter Fluß in den Ozean. Er ist von großem Verdienst, denn er ist, obwohl schmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und schwere Schiffe können über eine starke Tagereise in ihm aufwärts segeln. Die Ufer sind überaus lieblich: saftige Wiesen steigen links und rechts hügelan und verlieren sich in Laubwaldungen; Ritterschlösser aus der ältesten Zeit, eine gar seltene Erscheinung in Frankreich, spiegeln sich mit breiter uralter Form, ganz verschieden von unsern rund aufgetürmten Burgen, in seinem grünen, reinen Gewässer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hause ist, neigt sich mit ihren bleichen Sandsteinmauern wie eine

steinerne Romanze in die Flut. Charente ist der Name des Flusses; Saintonge ist der Name dieser Gegend, Saintes ist die Hauptstadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntschaft uns die Römer überliefert, herstammen. Das Römerleben hat in diesem Landstriche vielerlei Zeugnisse hinterlassen, und dies alles zusammen: die Erinnerungen an verschiedenartige uralte Geschichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerstraße, der bescheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen diesen Landstrich vorzugsweise zu einer poetischen Existenz. Mehr als anderswo scheint es hier natürlich, daß ein romantischer Held aufwachse, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuschungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier seine Wohnung aufschlage unter den weitschattenden Zweigen der schöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieser tiefen Charente, in welche die Flut des Ozeans täglich heraufsteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in diesem schönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man sah nordwärts aus den schmalen Fenstern dieses Schlosses über den Fluß auf Wiesen, die sich langsam hinaufzogen zu rings geschlossenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Rasensenkung hinab in einen mit uralten Bäumen gesegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabsehbar sich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac selbst lag unter Bäumen versteckt rechts unter dem Hügel vom Schlosse aus.

Unter einer Ulme dieses Parks war König Franz geboren, in diesem Schlosse hatte er seine früheste Jugend verlebt, und hierher richteten sich seine Gedanken in der einsamen Gefangenschaft, welche nach jener entscheidenden Novembernacht noch so viel einsamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unseres Lebenskreises zu stehen

glauben, dann wenden sich unsere Blicke gern auf den Anfang unsers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdtier mit letzter Anstrengung das Gebüsch zu erreichen trachtet, in welchem es seit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in welcher man ihn, dessen Herrschaft übertragen und von keiner Gefahr mehr sei, ruhig ziehen ließe, dann wollte er in seiner grünen Heimat zu Cognac ein zertrümmertes Leben bescheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf diesem Schlosse eingetroffen, daß alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forsten gepflegt, das Wild geschont werden solle. Die alten Diener wußten nicht recht, was davon zu halten sei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeister auf Cognac, der seit einiger Zeit öfters Briefschaften erhielt, war von mürrischer Verschwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man sah mit Erstaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrschaften verdoppeln ließ, und man sah mit noch größerem Erstaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeister aufgenommen wurde, und daß dieser Fremde die Befugnis erhielt, die Zimmer am westlichen Turme nach seinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß, wie peinigend solche Neugier für alte Diener ist, und wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermutung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald insoweit auf dem Reinen waren, es gelten diese Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es sei die Regentin Luise mit großem Gefolge nach Bordeaux hinabgereist; die Diener schlossen also ihre Vermutungen dahin ab, sie werde bei ihrer Rückreise nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde

Diener, dessen Farben keineswegs die der Angoulêmes waren, störte diese Berechnung noch immer einigermaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals schwer sein, über die nächste Zukunft irgend etwas mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen; die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, sondern diese Veränderungen waren bereits am nächsten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgestaltet. Der König nämlich, nach der Thronentsagung in den Alcazar zurückkommend, ließ Brion, welcher dort seiner harrte, nicht sogleich vor sich, sondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheuere Aufgabe vor sich, eine Gedankenwelt der Entsagung, welche seinem natürlichen Wesen durch und durch zuwider war, seinem Wesen einzuverleiben. In allen Teilen seiner Seele zuckten die schmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm sein wahres Innere beleuchteten und ihn darüber belehrten, es sei nur ein erkünstelter Zustand der Resignation, in welchem er sich befinde. Hätte er sich im Schmerz über diese Zuckungen sogleich entschlossen, Brion anzuhören, es hätte noch alles anders werden können. In diesen Stunden aber erfüllte sich das, was er gegen die echte Wahrheit seines Charakters eingeleitet hatte. Françoise nämlich erhob sich vom Boden und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, sondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenlosen Liebe und Verehrung auf ein paar nichtige Zufälle hin sie ungehört verdammen könne. Das Foixsche Blut siedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es siedete jetzt in noch viel heftigerem Maße, denn auch unsere seltensten Gefühle bewegen sich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, sie wiederholen sich niemals in gleichem Maße. Margaretas Nähe war auch nur geeignet, diese Steigerung im Zorne zu begünstigen. Margareta, die ihr stets wohlgesinnte Freundin,

war durch alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede besonnene Prüfung unfähige Heftigkeit versetzt; Margareta zog den unseligen Entschluß der Thronentsagung auf die schreienden Zeugnisse untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margareta zeigte Françoise schweigende Verachtung. Diese aber war viel zu stolz, nur den geringsten Versuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eigenes Zimmer vor der Herzogin und ging zu Chimene. Obwohl sie auch zu dieser, welche offenbar die ungeteilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günstiges Zutrauen hatte, so war sie doch bei diesem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie bat Chimene, welche erschreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeister sogleich Pferde und zwei männliche Diener zu verschaffen, damit sie binnen einer Stunde sich auf die Reise begeben könne. Chimene schrie auf und fragte entsetzt, was vorgefallen sei; Françoise aber hätte in dieser Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was sie soeben erfahren und erlitten habe; sie wies diese Teilnahme Chimenens hart zurück und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reisemitteln und Reisebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, sonst verließe sie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele übersehend, war bereit und setzte im Hinausgehen hinzu: „Ich hoffe, du wirst mich nicht verstoßen, weil dir andere wehgetan, und wirst mich an deiner Seite behalten!“

„O nein, Chimene, du bist dem Könige ein Trost, du wirst hier bleiben. Ich bedarf keines Trostes.“

„Aber ich bedarf deiner, und verwehrst du mir, neben dir zu ziehen, so ziehe ich hinter dir!“ entgegnete sie und ging zu ihrem Vater. Dieser war entsetzt über die Idee, daß seine Tochter sich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anschließen wolle: er möge wählen, sprach sie feierlich, zwischen großem und kleinem Übel. Bleibe sie hier,

so widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe sie, so bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was sie meinte, aber er wich seiner gespenstischen Furcht und ließ sie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoise und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Palastes, und das Fallgatter des Torturmes erhob sich vor ihnen diesmal ohne weiteres. Ein schneidender Wind, von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene, trieb ihnen den Regen ins Antlitz; erst eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margareta mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Budé gehörten. Nicht bei diesem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechselt.

Der König hatte für jedermann seine Tür untersagt, er sah auch seine Schwester nicht mehr; erst gegen Morgen, als ihm die Öde unerträglich wurde, ließ er Brion zu sich. Er hatte sich vorgesetzt, dieser solle das eigentliche Thema mit keinem Worte berühren, und ihm anzukündigen, daß er selbigen Tages auf seine Auswechselung beim Kaiser antragen wolle, daß Brion also nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohltaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugtuung, welche das erschütterte Naturell des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize versagen, der Reiz, welchen Großmut und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefesselten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimsten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraschte ihn, den schwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verschwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, beteuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoise keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieser Erzählung; sie trug in ihrem romantischen Detail, welches der augenblicklichen

Prüfung sich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und setzte also nur hinzu, ob dieser sein ritterliches Wort zur Bekräftigung solcher Aussage einsetzen könne. — „Laß mich ausreden,“ unterbrach er den rasch auf die Forderung eingehenden, „ich verzeihe dir jedenfalls für die romantische Erfindung, ich behalte dich an meiner Seite, auch wenn du dein Wort nicht darauf legen kannst, auch wenn du nur obenhin versicherst, ich könnte mich auf deinen guten Willen verlassen!“

„Ich schwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe.“

„Mein Gott, was haben wir für törichte Dinge gemacht!“ rief der König aufspringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war sich selbst wiedergegeben, er wollte zu Françoise eilen und abbitten, um Auflegung schwerer Buße bitten, um Verzeihung flehen.

Es war zu spät; sie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich schreienden Unrechtes bewußt zu sein gegen die Geliebte, das ist für jeden edlen Menschen ein Sporn, der zu stärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweisen der Neigung treibt, als unsern natürlichen Wünschen entsprechend ist. Solch ein künstlich erzeugter Gegensatz täuscht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verlust Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoisens empfand, und vielleicht genügte er seinem Weh über Chimenens Verlust gleichzeitig, indem er Kurier auf Kurier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachsandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er sein schreiendes Unrecht gegen Françoise zu entschuldigen trachtete.

Zu dieser Auslegung indessen ist keine äußere Veranlassung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeigen im Gegenteile von einer innigen poetischen Zärtlichkeit für Françoise, wie sie im ganzen Verlaufe der Liebesgeschichte noch niemals von seiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetischer Innigkeit erreichte, den sie stets so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte, gerade jetzt war sie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten sie noch in Urgel auf der Reise, fanden sie in Foix, wo sie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr gelesen. Die ersten sandte sie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte sie einen Umschlag, auf welchen sie durch Chimenens Hand schreiben ließ: „Die Gräfin Françoise an König Franz.“ So gab sie ihm all die versiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er selbst war in den ersten Wochen nach dieser Trennungskatastrophe zu besseren politischen Aussichten gelangt, denn der Brabanter hatte dem Kaiser die Nachricht von der Thronentsagung hinterbracht, und dies war für den Kaiser eine Schreckenskunde gewesen. Den gefangenen König von Frankreich, der seine Gefangenschaft mit großen politischen Opfern lösen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu sehen, der für seine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnlustigen Kaisers Rechnung. Er zeigte sich also flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder einen Widerruf dieses Aktes herbeizuführen, und so wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende seiner Gefangenschaft sei nahe, und er werde bald persönlich auf Schloß Foix sagen können, was die Geliebte sich brieflich nicht sagen lassen wolle. Diese Stimmung erhielt sich bis gegen das neue Jahr 1526. Kaiser Karl hatte trotz der Abdankungsakte gezögert, in allen Hauptsachen

nachzugeben und solchergestalt den Freiheitsvertrag abzuschließen, weil er bei schärferem Hinblick auf Personen und Verhältnisse folgende Zweifel und Bedenken nicht abweisen konnte: „Die Regentin Luise," sagte er sich, „liebt ihren Sohn sehr, sie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenschaft aussetzen, sie wird ihn, den Herrschbegierigen, den zum Herrschen so wohl Ausgerüsteten, welcher in der Blüte der Jahre steht, sie wird ihren Cäsar François nicht so ohne weiteres vom Throne steigen lassen, sie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieser verzweifelten Absicht; sie wird mich am Ende selbst unterrichten vom Vorhandensein einer Abdankungsakte, und dann ist es eben auch noch Zeit für mich, nachzugeben. Oder die Absicht ist noch schlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfassung der Akte, noch keine andere Kunde als die durch meinen sicheren Späher erhalten habe, so ist diese schlauere Absicht die wahrscheinlichere: sie lassen zu derselben Zeit, in welcher ich hier den Befreiungstraktat mit dem Könige abschließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsakte mitteilen und veröffentlichen sie erst, sobald mein Gefangener in Freiheit ist und den französischen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Traktate abgeschlossen, der im Augenblicke des Abschlusses nicht mehr König gewesen, also auch für Vollziehung des Traktats nicht verantwortlich sei. Die Abdankungsakte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, ist einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber, formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!"

In dieser Zeit und infolge dieser Umstände faßte der Kaiser wahrscheinlich zum ersten Male den Gedanken, den Friedenstraktat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuschließen, daß König Franz mit seiner Person für gänzliche Vollziehung desselben einstünde und das Versprechen ablege, im entgegengesetzten Falle zurückzukehren in seine Gefangenschaft.

Die Franzosen wurden dieses Mißtrauens während der fortgesetzten Unterhandlungen natürlich inne, und so erklärt es sich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Wesen aufzufrischen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beschönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieser wichtigen Angelegenheit zum Vorschein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organisches der Zeitverhältnisse war, hatte sich dem nüchtern politischen Kaiser gegenüber fortwährend getäuscht und benachteiligt gesehen, und es entschloß sich der König am Ende, den gebieterischen Forderungen seines Landes und seiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all seinen inneren Lebensverhältnissen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgesehen vom Verhältnisse zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner Silbe berühren durfte, mochte wohl Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwohl Franz den Priester nicht liebte, so konnte er sich doch dem gewandten Verstande desselben nicht entziehen, und der poetische Aberglaube desselben, dem jeder Gefangene Türen und Tore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beschäftigung. Was gibt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubischer Träume, welche aus dem Munde eines sonst überlegenen Verstandesmenschen entgegentreten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspost für sich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Absichten und Gedanken Europas unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine strenge Stimmung gegen alle Kirchenform sich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiser von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber

praktischen Charakter annahmen. Die Idee einer so weit aussehenden Regentschaft der Herzogin Luise, wie sie die Abdankungsakte zusicherte, war dem Priester allerdings noch viel reizender gewesen, als die schwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, sich des Königs selbst zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu sehr beeinträchtigt, als daß der schlaue Priester auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß sie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig sei, durchaus nicht auf Kosten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er setzte also, auf dieser Abdankung steif verharrend, sowohl die Gunst der Regentin als die Duldung des Königs aufs Spiel, und deshalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in solchen Kreisen der Ratschläge, daß er innerhalb der ihn umstellenden Netze eines Florentin seine Einheit des Charakters verlöre? Ist es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende seiner Gefangenschaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit seinem früheren Wesen in Einklang zu bringen sind, und seinem späteren Charakter und Lebensstile etwas Unruhiges und Jaches mitteilen? Nein, es ist offenbar, daß die widrigen Lebenshemmnisse ihn außer sich trieben, und daß er, die Politik Karls überbietend, in Verzerrung geriet. Gewiß empfand er damals eine um so größere Sehnsucht, denjenigen Lebensteil früherer Zeit, mit welchem er noch zusammenhing, sorgsam zu pflegen und für die unsichere Zukunft zu retten. Er vertiefte sich inniger, als er jemals getan, in sein Liebesverhältnis mit Françoise. War er doch hier sicher, daß nie ein unedler Mißton wie in andern Verhältnissen ihn erröten machen würde! Er schrieb ihr von neuem, er schilderte ihr, daß er seine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einst idealisch vorgeschwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac,

wo er seine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm fassen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß besser und liebenswürdiger sein als jemals anderswo. „Ich empfinde es schmerzlich,“ setzte er hinzu, „daß ich niemals Deine schöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war stets zu eigennützig, zu zerstreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein besseres Selbst, das mir die wirre Welt so lange entwendet, wiederzufinden. Du kennst es noch gar nicht, Françoise, ach, ich kenne es selbst kaum noch, aber ich weiß: dies bessere Selbst ist es allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unserer glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich wie eine eigentümliche Atmosphäre. Laß mir den Glauben, daß ich sie in Cognac wiedergewinnen werde. Begib Dich, ich bitte herzlich, begib Dich nach Cognac! Ich lasse die nötigen Anstalten für Deine dortige Wohnung treffen. Unterstütze mich in dem süßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mich wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Gewissen herbe Opfer zu bringen, daß ich diesem Spanien entrinne — ich werde sie bringen und hoffe mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu trösten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Charente! Ich sehne mich so sehr danach, Dich dort zu wissen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort zu vernehmen!“

Auch dieser Brief kam uneröffnet in den Alcazar zurück mit der neuen Aufschrift: „Gräfin Françoise an König Franz.“

War es Françoisens Unstern, der sie veranlaßte, den Geliebten hartnäckig von sich zu weisen, da er hingebender und liebender gesinnt war als je vorher?

Es schmerzte den König, aber er zürnte nicht. Darin war er edel bis in die geheimsten Falten des Herzens: beleidigter Stolz, wie er Françoise nach jener Szene zukam, hatte ihm eine so volle Berechtigung, daß sich ein gewisses Etwas in ihm sogar freute über ihren standhaften Zorn. So muß das Weib Königs Franz empfinden! flüsterte dies

Etwas, und er setzte sich von neuem an den Schreibtisch, legte all die zurückgesandten Briefe aufeinander, schrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete alles an diese. Er teilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin gesagt, wie und warum er sie gebeten habe, nach Cognac zu gehen. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte sie, wenn auch dieser Versuch fehlschlüge, zur Übersiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht schon in einigen Wochen komme er selbst dahin, und vielleicht gelänge es dann seiner persönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu versöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Vereinigung zwischen dem Könige und ihrer Freundin; sie wußte zu gut, wie sich der König ihr gegenüber benommen hatte, und wie ein Mann solchen Wesens Françoise über kurz oder lang grenzenlos unglücklich machen müsse. Sie wollte auch keine Gemeinschaft mit ihm hinter dem Rücken Françoisens, sie hatte erfahren, wie empfindlich diese dafür war. Aus diesen Gründen öffnete sie das Paket nicht, sondern übergab es der Freundin mit dem Bemerken, es enthalte jedenfalls die zurückgesandten Briefe, und sie möge bestimmen, ob es zu öffnen sei.

„Wie kann ich?“ entgegnete Françoise, „die Aufschrift lautet an dich!“

„Ich habe nichts mit dem Könige zu schaffen, und es ist unzweifelhaft, daß er nur meine Vermittelung für dich nachsucht. Bestimme.“

„Es bedarf keiner Vermittelung zwischen mir und ihm!“ sagte Françoise, deren Empfindlichkeit stets gereizt wurde durch eine Erinnerung an des Königs Teilnahme für Chimene — „und es gibt keine Vereinigung mehr zwischen mir und ihm!“ setzte sie hinzu, indem sie sich abwendete und ans Fenster trat, als wolle sie zu ihrer Zerstreuung das schneebedeckte Tal der Arriège betrachten. Die Wintersonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix, und zwei große

Bergadler schwebten langsam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenster saß, schrie sein „François! François!“ den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillschweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerstreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte sich diese zu ihr und fiel ihr schluchzend um den Hals. Zum ersten Male seit der Katastrophe in Madrid fand Françoise wieder Tränen, stromweis flossen sie, als sollte sie nun mit einem Male von dem monatelang krampfhaft zusammengehaltenen Schmerze befreit werden. „O Chimene!“ sprach sie endlich unter immerwährendem Schluchzen, „es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entsagen zu müssen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Versöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne diese Briefe, ich könnte unterliegen und sie öffnen, und wenn ich seine Worte lese, so wäre meine Kraft des Widerstandes dahin!“

Mit diesen Worten eilte sie hinweg, in Chimenen die traurige Überzeugung zurücklassend, daß für solche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.

Der König aber wurde um diese Zeit so lebhaft von den zum Abschluß eilenden Unterhandlungen in Anspruch genommen, daß er weniger schmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, desto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf seine persönliche Macht, und die sanguinische Vorstellung gestaltete sich ihm täglich fester: Françoise und Chimene harrten seiner bereits in Cognac. Florentins Horoskopstellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimat mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende seines Lebens nicht mehr versiege. Der König lächelte über den Propheten, der den Sieg seiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzsichtigen König, der

nicht ahnte, daß man aufmerksam den geheimsten Regungen seines Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller koketten Kräfte dafür besorgt gewesen war.

Florentin hatte an demselben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Gesuchte sei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koste was es wolle, die Unterhandlungen abschließen. Es sei alles bereit für ihre Abreise nach Bayonne, und sobald er das Signal gebe, breche sie auf. — Er eilte also sogleich zu Gattinara und brachte noch an demselben Abende die Abschrift des endlichen Traktats dem Könige in den Alcazar mit der offiziellen Nachricht, daß der Kaiser bereit sei, ihn morgen zu unterschreiben, wenn der König mit seiner Unterschrift das feierliche Versprechen gewissenhafter Erfüllung des Traktates geben wolle.

„Endlich!“ rief der König. „Nun so übernimm denn dein Amt! Du bist verantwortlich als Diener der Kirche für alles, was du bindest und lösest.“

„Das bin ich!“ erwiderte der Priester mit frecher Zuversicht, und geleitete den König in den Sternensaal, wohin er schon Montmorency, Brion und zwei neue Abgesandte der Regentin beschieden hatte. Einer dieser Abgesandten war ein Adept Duprats, ein Parlamentspräsident de Selve, der um seiner scharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Bischof, der um seiner stumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieser alte Mann verließ sich in alledem, was ihm zu tun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geistlichkeit in hohem Ansehen stand.

Der König erschien raschen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal schwächer erleuchtet war als bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser, und befahl Florentin, sogleich ans Werk zu gehen. „Eure Schreiber“, setzte er hinzu, indem er sich zu Selve wendete, „sind bereit?“ — „Zu Befehl,

Sire!“ erwiderte dieser und deutete auf zwei in schwarze Roben gehüllte Menschen, welche sich abseits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — „Daß sie genau Register halten,“ sprach der König halblaut zu Selve, „von allem, was der Kaiser verspricht!“

„Es sind die feinsten Notare von Paris, Majestät! Sie hören und sehen, was kein Mensch hört und sieht.“

„Ans Werk, Prälat!“ rief der König und ließ sich nieder, und bat leise, während Florentin schon begann, den alten Bischof, sich ebenfalls niederzulassen, da für ein so hohes Alter die aufrechte Stellung beschwerlich sei. Der alte Mann wollte protestieren, der König beharrte auf seinem Vorschlage, und so wäre dem Bischofe, auch wenn er nicht schwerhörig gewesen wäre, der Eingang des Florentinschen Vortrages, welcher mit schwächerer Stimme als die weitere Folge desselben gesprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieser Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchst würdigen Herrn Bischofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanktion der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchristlichen König von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewissen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich freistelle, inwieweit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin diese Worte von einer Pergamentrolle verlesen, und nachdem sich während dieser Lesung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräusch, welches Montmorency mit seinem Schwerte verursachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm stand, eine eingetauchte Feder und legte die Pergamentrolle dem Bischofe von Tarbes auf die Knie, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergestalt, daß der Schatten dieser Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er seinen Namen schreiben solle. Mit zitternder

Hand tat dies der Bischof, es unterschrieb alsdann Florentin selbst, und es unterschrieben der Reihe nach alle Anwesende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstraktat. Er enthielt im wesentlichen dieselben Bedingungen, welche Margareta bei ihrer Ankunft dem Könige mitgeteilt, und an welchen der Kaiser unerbittlich festgehalten hatte. Die beiden ältesten Söhne des Königs sollten für Erfüllung des Traktates als Geiseln ausgeliefert werden, und König Franz mußte sich verbindlich machen, in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt seien. Auch die Heirat Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorlesung herrschte Totenstille. Der König unterbrach sie endlich und stand auf. Florentin trat zu ihm und sagte leise: „Das beste Zeichen winkt Eurer Majestät, der Jupiter steht senkrecht über Eurem Haupte!“

Franz blickte aufwärts nach der offenen Kuppel des Saales und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf sprach er: „Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es steht uns nicht mehr an, zu zaudern!“

Und damit trat er an den Tisch und unterzeichnete den Traktat.

Am andern Morgen erschien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieser in des Kaisers Kabinett trage. Gattinara betrachtete den Priester mit forschenden Augen und sagte: „Der Kaiser müßte Burgund besetzen und diesen Traktat zerreißen. Ein Vertrag, der zuviel fordert, schadet beiden Teilen — seid Ihr nicht der Meinung, Prälat?“

„Warum beiden Teilen?“ fragte dieser ausweichend zurück.

„Weil ihn der allzu bedrückte Teil nicht hält!“ entgegnete Gattinara, ein scharfsichtiger Italiener, und betrachtete unverwandt den Prälaten.

„Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterschrieben? Er enthält dieselben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unser König habe die Gefangenschaft so vergnüglich gefunden, um sie um ihrer selbst willen so lange zu genießen?“

„Ich war nicht für die Gefangenschaft, ich bin nicht für den Traktat!“ sprach Gattinara, und ging in des Kaisers Kabinett.

Aber der Kaiser war nicht hier, nicht dort Gattinaras Meinung, und an demselben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach diese Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indes der Kaiser zu stiller Freude der auflauernden französischen Juristen seine jähe Vorsicht nicht aus den Augen, und bestimmte zum Tage der Befreiung erst den 10. März. Die Juristen und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken, der Kaiser sei ja hiermit der erste, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erschöpfte sich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon ausgangs Februar wehten östlich und westlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der strenge Lautrec ließ sich vielleicht dadurch mit bestimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben und endlich einmal die einsame Schwester auf dem väterlichen Schlosse aufzusuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouse geschrieben, Françoise zehre sich auf in unglücklichster Seelenstimmung, und es müsse durchaus etwas für ihre Zerstreuung und Erheiterung geschehen.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war und sein Pferd in vollem Scheine der wohltätigen Mittagswärme den Berg über dem Orte langsam erklimmen ließ, hörte und sah er einen Reiter gestreckten Laufs hinter sich

her kommen. Es war ein ihm nachgesendeter Kurier, welcher als eilig bezeichnete Depeschen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec solle sich in den nächsten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde selbst dort sein und ihm die weiteren Aufträge erteilen. Sie beträfen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächsten Monats auf französischem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein sehr stolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß sie ihm seinen italienischen Feldzug durch Unterschlagung der Hilfsgelder vernichtet und seine weit aussehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in so anmaßendem Tone mehrere Wochen früher als nötig schien nach Bordeaux beschieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrschaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach seinem Geschmacke.

In solcher Stimmung kam er auf sein Schloß Foix und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoise verlasse selten ihr Zimmer, wisse noch nichts von seiner Ankunft und bleibe auch besser so lange darüber in Unkenntnis, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorschlage der Änderung ausgerüstet sei. Eine solche Änderung sei unerläßlich: Françoise verzehre sich; sie liebe den König jetzt wie sonst, verschließe dies gewaltsam vor sich selbst, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren sie wie der Lebensluft bedürftig sei, zurückgewiesen. „Auch ich war der Meinung," setzte Chimene hinzu, „daß sie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müsse, aber jetzt bin ich ratlos, seit ich sehe, daß dieser Bruch sie unzweifelhaft tötet."

„Besser sterben, als unwürdig um Leben betteln!"

„So steht es nun wohl seit unserer Abreise von Madrid nicht, sondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geschrieben

und Françoise hat keinen Brief geöffnet, sie hat alle an den König zurückgeschickt."

„Ihr könnt also nur vermuten, daß der König darin um Gunst bitte. Um die Lage vollständig zu beurteilen, müßte man die Briefe kennen."

„Sie sind wahrscheinlich in diesem Paket enthalten, welches der König später an mich gesendet hat."

„Warum habt Ihr es nicht geöffnet?"

Chimene errötete: sie hätte sich selbst und Lautrec gestehen müssen, daß es nicht geschehen sei, um Françoisens Eifersucht zu verhüten. Sie berief sich also nur darauf, daß sie nicht habe Vermittlerin sein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünscht habe.

„Ihr wißt ja aber nicht zuverlässig, daß die Briefe des Königs an Françoise darin enthalten sind! Es kann sonst ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politische Mitteilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeschlossen sein. Ich bitte Euch, öffnet rasch."

„Das wäre ein Verrat an meiner Freundin!"

„So erlaubt mir, daß ich öffne!"

Und ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, hatte er bereits das Paket entsiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht und die Briefe des Königs an Françoise herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem stolzesten Siegel nicht schüchtern, er öffnete also auch ohne weiteres des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte sich in dieselben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals gewesen; er hatte mit dem Könige nie anders als geschäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm diese Sprache der Briefe höchst überraschend und erstaunlich vorkam. An eine andere Person als an seine Schwester gerichtet, hätte er sie vielleicht töricht gefunden. Unter diesen Umständen fand er sie rührend;

sie schmeichelte seinem Foixschen Stolze; denn sie war der innigste Ausdruck liebevoller Teilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einflusse einer Situation geschrieben, welche für den Eindruck auf einen strengen Mann gleich Lautrec so günstig gewesen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec stand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt, sie wirkten nicht nur auf seinen Rat für die Schwester, sie wirkten auf seine eigene Welt. Ein leises Weh flocht sich um sein Herz, und er sprach unwillkürlich und mit ungewöhnltch milder Stimme: „Warum habe ich nie etwas davon erfahren?“

„Nie?“ fragte Chimene. „Was ist's Besonderes? Mir spricht er nur davon, sie nach Cognac zu führen.“

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerksamem Auge, wie er nie vorher getan, die blasse Spanierin. „Führt mich zu Françoise!“ sprach er nach kurzer Pause. — „Wir wollen mit ihr beratschlagen!“

„Das ist nicht möglich, Graf! Sie ist fest entschlossen, ihn nicht wiederzusehen. Haltet Ihr's für ratsam, sie nach Cognac zu geleiten, so darf sie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß sei, und daß der König selbst es betreten könne. Bedenkt auch, daß sie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde.“

„Gott helfe mir! Daran soll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe ist, ja wie ich sehe, das Rührendste auf der Welt, und mit solchen Gesinnungen Königs Franz und an meinem Arme soll die Ränkesucht der Angoulême wohl niederzuhalten sein.“

Der gute Lautrec kannte den Zusammenhang der Dinge nicht und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Über den Friedenstraktat wußte er nichts Genaues, also auch nicht über die darin einbegriffene Heirat Eleonorens, von der es allgemein hieß, sie sei vom Kaiser

dem Connetable versprochen. Er hatte also dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längst aus dem Reiche der Möglichkeit gestrichen hatte: eine Erhebung seiner Schwester auf den Thron von Frankreich.

Und nun sah er in dieser ihm neuen poetischen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schwester, welche im Kampfe zwischen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Tränen ausbrach, was fehlte zu seinem Entschlusse, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche seines Erachtens nur durch Ungeschick verworren seien?

Sanft, wie er nie getan, schalt er Françoise, daß sie die rauhe Jahreszeit in so rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Gesundheit, er ordnete alles zur Reise an, er schickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er versprach der Schwester, die ach so glücklich war über die so warme Teilnahme des Bruders! sie in milde Luft zu führen, er ließ eine Sänfte rüsten, er führte sie nach Toulouse, er geleitete sie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Silbe verriet er seine Kenntnis der Briefe, sie sollte vom Glück überrascht werden. Es war ihr Schicksal, daß der gute Wille ihrer Freunde sie überall ins Unglück führte. Oder ist dies immer das Schicksal guter Menschen, wenn das Glück ihnen abhold ist?

Am 5. März um die Mittagsstunde sahen die neugierigen Diener des Schlosses Cognac einen Reisezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenschein, und vom hohen Schlosse aus entdeckte man am Gipfelsaume des Parkwaldes schon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die ersten Blätterknospen des Jahres verrät, und den wirklichen Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten sie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe und betrachteten forschend die Ankömmlinge. Neben einer Sänfte ritt ein bärtiger Seigneur, und neben ihm saß auf kleinem

navarrischen Pferde ein schöner Knabe mit afrikanisch brauner Gesichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Sänfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landessitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde saß, und sich mit besonderem Wohlgefallen das hochliegende stattliche Schloß zu betrachten schien. Ein Rabe saß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Sänfte folgte ein stattlicher Trupp Reiter, dem Anscheine nach teils aus Seigneurs, teils aus Kriegsleuten bestehend.

Eine hochgewachsene, ganz schwarzgekleidete Dame stieg aus der Sänfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der schwarze Hut, das schwarze Lockenhaar mochten ihr blasses Gesicht noch blasser erscheinen lassen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieser hinzutrat, um ihr behilflich zu sein und ihr Gewand zu küssen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die sie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholische Musik. — „Wo sind wir, Lautrec?“ fragte sie.

„An der Charente!“

„O hier ist's schön und traulich! Hier möcht' ich bleiben! Es ist mir, als kennt' ich dies alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier gewesen. Diese riesenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beispiele.“

„Dies ist die Königsulme,“ sprach ein vorlauter Diener des Schlosses.

„Schweig!“ unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß diese Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und so wäre das Geheimnis voreilig verraten worden. Lautrec wollte aber, daß dies erst geschehen sollte, wenn er an Chimenen — sie war der maurisch gefärbte Knabe — einen Boten sendete mit der Nachricht, es sei der König nahe bei Cognac. Dann sollten ihr des Königs

offene Briefe gereicht, und sie sollte unterrichtet werden, dies Schloß sei nicht eine neue Besitzung Lautrecs, sondern sei das Geburtshaus des Königs, welches er für sie geschmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger säumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ also noch an demselben Abende Schloß Cognac, nachdem er Françoise baldige Rückkehr gelobt, Chimene herzlich gegrüßt und Margot — diese Mutter Florentins und Amme Françoisens war die männlich reitende Bäuerin gewesen — genau aufgegeben hatte, Françoise vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerksam zu bewahren. Sie war zu dem Ende samt Guernard soweit ins Geheimnis gezogen worden, daß Gräfin Françoise einer Überraschung wegen den Namen dieses Schlosses nicht kennen solle. Leider war Françoisens schweigsame Teilnahmslosigkeit von der Art, daß niemand genötigt wurde, ihr einen falschen Namen zu nennen: sie sprach wenig, sie fragte gar nicht.

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux sehr ungehalten darüber, daß er sich so wenig beeilt habe. „Der König hat befohlen,“ sagte sie unwillig, „daß Ihr mit seinen Söhnen an der Bidassoa seid, wenn er ankomme; Ihr sollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiseln, den Spaniern überantworten. Die Kinder sind schon in Bayonne.“ So machte sich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofstaat dieser Regentin, den sie zu Lautrecs Verwunderung mit sich im Lande herumzog, war ihm ohnedies zuwider. Diese geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern sollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm sich also vor, die Prinzen sogleich mit sich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten französischen Stadt, zu nehmen, um dieser Hofgesellschaft zu entgehen. Hatte sich doch auch die Herzogin Margareta, welche sonst immer würdig

und freundlich gegen ihn gewesen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoisens halber? War auch die edle Margareta neidisch geworden über die dauernde Herrschaft Françoisens im Herzen des Königs? Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, diesen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hoffräulein neben der Regentin hatte seine besondere Aufmerksamkeit erregt, sie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoise plötzlich verlassen, die Knabenkleider, die maurische Hautfarbe abgestreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte sich ihm nicht genähert, er hatte sie nicht sprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdes war König Franz wirklich auf dem Wege nach der spanisch-französischen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaisers, und einer starken Truppenabteilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereisen, und erst am 17. März brachte ein spanischer Bote Lautrec die Nachricht, der König sei bereits diesseits Tolosa und nähere sich Fontarabia, seiner letzten Station auf spanischem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis ans linke Ufer der Bidassoa geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge französischerseits am rechten Ufer erscheinen.

Auf diese Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten französischen Flecken Andaïe im Bidassoatale, und erwartete den endlich entscheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter schimmerten in der Morgensonne, welche in ihrem Rücken über die französischen Berghöhen heraufstieg und die blauen Nebel der Stromschlucht zerteilte. Nur links von ihnen, südlich aufwärts ins Pyrenäengebirg bot die Gegend dieses Gebirgsschauspiel eines dampfenden Stromes, der tief unten zwischen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte sich das Land zu einer

kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unscheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidassoa wird hier ruhig und durch die heraufsteigende Meeresflut mächtig, denn der Ozean ist nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man sieht ihn an der Mündung des Flusses hereinglänzen in zwei schmalen Streifen; inmitten der Bidassoamündung nämlich steht ein hoher Fels und zerteilt die Aussicht. Lautrec hatte sich ein Zelt am Ufer aufschlagen lassen und saß am Eingange desselben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und sechs Jahren, die sich freuten, den Vater wiederzusehen, und arglos von ihrer Lustreise nach Madrid sprachen. Neben dem Zelte scharrten und wieherten die Rosse der königlichen Dienerschaft, und vor allen ein feuriger türkischer Hengst, welcher prächtig aufgeschirrt und für den König bestimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne sich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung setzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter anderem auch dies wilde Pferd gesendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidassoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkstelligt. Jetzt lag in der Mitte des Flusses eine Barke vor Anker, die von der heraufsteigenden Meeresflut immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorstellend war sie ganz leer und hatte ein gespenstisches Ansehen. Ihr gegenüber war auf spanischer Seite ein Boot mit der roten kastilischen, auf französischer Seite ein gleiches mit der weißen französischen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge, und keinerlei Volksmenge, keinerlei sonstige Anstalt verriet auf spanischer Seite, daß ein so wichtiges Ereignis von dort bevorstehe. Lautrecs Blick sah von Zeit zu Zeit forschend hinauf über die Irunsche Ebene, welche nach der Meeresfeste Fontarabia aufsteigt,

und von dort aus links im Halbkreise, ein Wall gegen den Ozean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeschlossen ist. Wie klar die Frühlingssonne schien und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia, die Berge hinter Irun bestrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsstunde endlich schimmerten Waffen von der Feste herab und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man sah die Reiter Lannoys — denn sie waren es — im Tale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenschuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec erhob sich und näherte sich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einsteigen gewärtig.

Das spanische Reitergeschwader, Irun zur rechten Seite unberührt lassend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Brion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war schon früher mit dem unterzeichneten Traktate nach Frankreich entlassen worden. Der König sprang rasch vom Pferde und trat in den spanischen Kahn, nach dem französischen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter stiegen von den Pferden und traten ebenfalls ins Boot. Auf Lautrecs Wink geschah dasselbe von acht französischen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabstiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig stießen die Boote von beiden Ufern, und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Flusses von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befestigten sie mit eisernen Haken an diesen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: der König, Lannoy und die acht spanischen Soldaten stiegen zuerst hinein, ihnen folgten die acht französischen. Alarcon blieb im spanischen, Lautrec mit den Prinzen im französischen Fahrzeuge.

Eine sekundenlange Pause trat ein, während der König seine Söhne aufmerksam und schmerzlich betrachtete. Dann

machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verscheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrecs Händen den Dauphin und reichte ihn Alarcon in das spanische Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und tat desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme sprach: „Es ist geschehen!“ trat der König rasch, die Hand auf Lautrecs Schulter stützend, in das Boot seines Landes, sagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl und rief den Schiffern, die auf Lautrecs Wink den Kahn von der Barke lösten, mit lauter Stimme zu: „Vorwärts“.

Er sah nicht mehr zurück nach seinen Söhnen, sein Blick schweifte die Höhen von Andaïe aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf seines Reiches Boden zu setzen, und ehe der Kahn angelegt war, sprang er ans Ufer. „Nun bin ich wieder König!“ *) rief er aus, sprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkische Pferd, und jagte in vollem Rosseslaufe den Berg über Andaïe hinauf, ohne die Überfahrt seiner Begleiter, ohne Lautrec und dessen Geleit abzuwarten.

Lannoy sah ihm vom andern Ufer nach und schüttelte das Haupt, er mochte in diesem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Traktate von Madrid, und hielt es für ratsam, ihm sogleich einen Abgesandten nach Bayonne nachzuschicken, um an die Vollziehung des Traktates mahnen zu lassen.

König Franz ritt in einem Rosseslaufe den malerischen Weg, der bergauf, bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erst griff er dem schweißtriefenden Tiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresflut herauftritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrecs und der übrigen, und ließ sich anreden und beglückwünschen von seinen Franzosen, indem

---

*) „Me voici roi derechef!“

er lächelnd und schweigend sie betrachtete und von den Erfrischungen genoß, welche sie herbeitrugen, als ob ein Heer zu speisen und zu tränken sei. Die Sonne stand im Mittage und schien heiß herab auf diese erste Stadt Frankreichs, die sich an den Fuß des Gebirges und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu sein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe und fragte den Marschall in diesen seltenen Pausen nur nach politischen Dingen. — Endlich sahen sie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Graswälle dieser einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagssonne spiegelte sich noch auf den Fensterscheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanenbäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeschlagen, und der König erkannte von weitem Mutter und Schwester, die auf die Straße hervortraten. Er sprang vom Pferde, umarmte sie lange und sah sich dann im Kreise der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen. — „Foi de gentilhomme, Chimene!“ rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus, welche lächelnd zurücktrat und schelmisch erwiderte, sie hoffe nicht, eine Schimäre zu sein!

„Chimene von Infantado! Nein? — Nein.“

„Nein, mein Sohn,“ sprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugtuung zugesehen, „diese Dame ist eine gute Französin meines Hofes, Anna von Pisseleu, Fräulein von Heilly genannt.“

„Nicht möglich?!“

„Ich bin ganz erschrocken, daß Eure Majestät mir durchaus keine Existenz zugestehen wollen!“ sagte die Dame lustigen Tones.

Sie hatte in der Tat eine überraschende Ähnlichkeit mit Chimene, und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für diese Spanierin unterrichtet, hatte die

Regentin den Maler Jean Cousin bloß darum mit Florentin nach Madrid gesendet, daß er dort das Bildnis Chimenens kopiere und ihr bringe. Mit dieser Abbildung forschte sie in ganz Frankreich umher und ließ Florio überall umherspähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Ähnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden sei. Die Übelwollenden haben immer gutes Glück: das Fräulein von Heilly, jung, geistreich, lebenslustig und schön, eine Französin in verführerischer Bedeutung des Wortes, im Besitz aller Anlagen zur Gefallskunst dieser Nation, ward entdeckt, ward sogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie sollte die nächste Frauenzukunft ihres Sohnes, dessen Geschmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, sie sollte dem erschütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Ähnlichkeit mit dem Bildnisse Chimenens war auf den ersten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zusehen hatte die Französin frischere Farben, vollere Formen, rascheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturell zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac, und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Königs. Es überfiel sie eine große Angst, Lautrecs Anweisungen Folge zu leisten, Françoisen die Briefe zu überreichen, und sie, die über den Aufenthaltsort Unbekümmerte aufzuklären. Hatte sie doch schon in Foix ihre eigene Verkleidung bloß darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob sie selbst bei dieser Entsagung litte, das ließ sie nicht zur Betrachtung in sich aufkommen; sie faßte nur ins Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoise beeinträchtigend im Wege sei neben König Franz. Diese Chimene sollte verschwinden; aber Chimene, die Freundin Françoisens,

Chimene, die als solche Freundin an keine Kleidung, keine Gesichtsfarbe gebunden sei, sie sollte neben Françoise bleiben, denn sie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoise gar sehr einer männlich erscheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Übergab sie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete sie nicht Françoise, so wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder sollte sie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlassen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoise trotz alles Ortswechsels und aller Zerstreuung zugrunde ging in ihrem entsagenden inneren Kampfe. Françoise verbarg wohl die Tränen, aber nur um sich zur Nachtzeit dem Strome derselben widerstandslos hinzugeben.

Chimene entschloß sich denn ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entscheidenden Handlung und übergab der Freundin die offenen Briefe mit den Worten: „Lautrec hat sie geöffnet und hat verlangt, du sollest sie lesen."

Die Aufregung Françoisens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für ratsam, sie allein zu lassen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einsamkeit! dachte sie und ging hinaus auf den Söller des Schlosses, von welchem man südlich hinab über den Park blickte, wohl eine Wegstunde weit nach der Girondeabdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Aussicht, sie vertiefte sich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen sein, da wurde ihr Blick plötzlich gefesselt: am äußersten Ende der Ulmenallee stieg eine Staubwolke auf! Es ist ein Zug von Reitern, es wird der König sein!

Rasch eilte sie zu Françoise. Diese stand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blassen Wangen, aber ein sanft heiterer Ausdruck der Züge verkündigte Chimenen, die Wirkung der Briefe sei eine günstige gewesen.

Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Liebe, auch wenn sie sich auf dem stolzesten Standpunkte der Entsagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Mensch ersticken will, nach Lebensluft ringt.

„Wir sind in Cognac, Chimene?“ fragte sie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob sie schwankte zwischen Furcht und Glück.

„In Cognac. Hast du es nicht geahnt?“

„Ach, ich habe es gewußt, daß er so schreiben würde, und ich habe mich vor dieser Freude gefürchtet und fürchte mich noch davor, denn sie hat keine Dauer zwischen so verschiedenen Charakteren, wie wir verschieden sind, Franz und ich!“

„Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geschätzt!“

„Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Versöhnung harrt, wird mich töten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So soll es endigen das Verhältnis, wie es jetzt steht, so ist es schön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm schreiben, und dann wollen wir fliehen und uns unnahbar verbergen. Jetzt ist alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec ist für mich, ich werde mein Leben im stillen Glück der Seele beschließen. Nur eins will ich mir noch gönnen, ich will diesen Park genießen, der seine Jugend gesehen, der ihm so teuer ist, den Ulmenbaum will ich sehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit diesen Eindrücken will ich scheiden!“

Bei diesen Worten war sie hinausgeeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtsein diese Gegend, die ihrem Geliebten so wert, zu überblicken. Ehe Chimene aber sie einholen konnte, hörte sie einen befremdlichen Ausruf Françoisens und sah diese in größter Aufregung zurückkommen. Gerade

als sie auf den Söller hinausgetreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt und hatte zu ihr heraufgeblickt.

„Es ist zu spät zur Flucht, Chimene!"

„Sie wird nicht nötig sein."

„Der König! Der König, Françoise!" rief Margot, die ins Zimmer stürzte. „Nun rasch an die schönen Kleider! Er steigt schon vom Pferde! Mein schlechter Florentin ist auch da! Stille Jacques!"

Der König war in unsteter Stimmung, das spanische Gewissen peinigte ihn: er hatte Lannoys Gesandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erst befragt werden, ehe sie einem neuen Herrscher übergeben würden! Er hatte gleich nach seiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geschrieben und eine lebhafte Verbindung mit diesem gegen den Kaiser, welche Luise vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intrigen in Italien gegen den Kaiser sogleich seiner Teilnahme versichert, kurz er hatte alles getan gegen den Kaiser, und nicht das geringste für Erfüllung des Traktats von Madrid. Des Kaisers Geschäftsträger folgten ihm von Station zu Station und bedrängten ihn wie sein Gewissen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde stieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy selbst sei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unstet war, daß er sich zu betäuben suchte, daß ihn das fröhliche Wesen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünschteste Zerstreuung war, daß er endlich in diesem Tumult seiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoise geschrieben, die Françoise nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der stolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieser Kriegsmann war in seiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König so deutlich vor Augen, wie er selbst noch zehn Jahre später

die Gestalt Chimenens und die Worte derselben in der Halle von Schloß Foix vor Augen haben würde.

Der König rief, man solle die Tafel rüsten, und die Damen, welche am raschesten ihre Kleider gewechselt hätten, sollten belohnt werden.

„Womit?“ rief Fräulein Heilly.

„Mit Erfüllung der Wünsche, die sie aussprechen werden.“

„Weh uns! Wir wünschen immer das Törichte.“

„Was Törichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude ist teuer!“

„Weil unsere Schwerfälligkeit wohlfeil ist.“

„Ich hoffe, Ihr sollt anderer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß ist klein; Montpezas! Die Jäger sollen Stunde für Stunde den Wald abspüren, der Wald ist groß, sein Moos ist weich, und sollen Stunde für Stunde die Jagd bereithalten!“

„Für morgen früh?“

„Ach was! Ein schlechter Jäger, der sein Wild nur einkreist, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! Für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens schlagen wird!“

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politischer Beratschlagung, und die Regentin, welche Françoise gesehen hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge lassen wollte, folgte ihnen und trieb den König vom Rate zur Tafel. Sie übersah den Zusammenhang und die wahrscheinliche Folge noch nicht, sie wollte zunächst die unvermeidliche Begegnung Françoisens mit dem Könige verzögern.

Das schien nicht schwer zu sein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben sich bei Tafel sitzen, war guter Dinge und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er so lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habsüchtige Kaiser den Boden dieses Weines in Anspruch nehme, daß Lannoy vor der Tür sei, daß die eigentliche

Liebe seines Herzens, die arme Françoise, in schmerzlicher Verlassenheit sein könne.

Ach, das war sie! Sie wußte den König im Schlosse, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen sei mit all dem gleichgültigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringste Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer gespottet, indem er sie hierher beschieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und versahen ihren Tisch nicht und bemerkten gröblich auf Guernards Nachfrage: heute sei keine Zeit, und wenn seine Dame nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, so müsse ihr Einzug ins Schloß Cognac wohl auf einem Irrtum beruhen.

„Mut, Françoise, Lautrec wird den König verfehlt und ihn nicht unterrichtet haben von deiner Anwesenheit auf Cognac; bedenke, daß du nicht geantwortet hast.“

„Graf Lautrec von Foix ist drüben bei der Tafel,“ bemerkte schüchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war so tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix sein konnte, und er ging in seinem Zorn über die Vorsäle hinüber gerade hinein in den Speisesaal des Königs, um seinen Grafen zu sprechen über diese seiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speisen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht sogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umhersuchenden Diener wegzuweisen. Bald trat indessen der Tafelmarschall, von einem Diener der Regentin aufmerksam gemacht, in dieser Absicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finster blickendes Antlitz dem Könige gegenüber bemerkt! Er hörte also nicht auf den Tafelmarschall und ging geraden Weges nach dem Sitze Lautrecs. Der Tafelmarschall wollte seine Anrede vor der aufmerksam gewordenen Dienerschaft nicht so achtungslos behandelt sehen, schritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme und sprach lauter

als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerksamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarschall ebenso laut und zog wirklich den Blick des Königs auf sich, da er bereits in der Nähe von Lautrecs Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernards vernehmend, wendete sich um, sein braunes Antlitz wurde dunkelrot, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Gesicht gespalten hatte, blieb erschreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entsetzen, daß er nicht im Foixschen Sinne gehandelt habe.

„Was ist Euch, Lautrec?“

„Nichts, Sire!“

Dadurch wurde Brion, der an der andern Seite Fräulein Heillys saß, aufmerksam: er erkannte Guernard auf der Stelle und rief unbedacht und so laut, daß es der König hören konnte: „Guernard, Gräfin Françoisens Diener!“

„Gräfin Françoisens? Wie kommt der hierher?“ rief der König.

„Mit meiner Gebieterin, Eurer Majestät zu dienen!“ sprach Guernard dreist, sich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

„Gräfin Françoise ist auf Cognac?“ fragte erstaunt und hastig Franz, indem er seinen Pokal unsanft auf die Tafel setzte.

„Schon seit einiger Zeit!“ entgegnete Guernard.

„Mein Gott!“ rief der König und sprang von seinem Stuhle auf. „Meine Briefe!“ setzte er leiser hinzu. — „Aber Lautrec —?!“

„Sire!“

„Habt Ihr davon gewußt?“

„Allerdings, Sire?“

„Und habt mir kein Wort davon gesagt?!“

„Ihr habt nicht gefragt, Sire.“

„Führe mich!“ rief der König Guernard zu und ging

hinweg. Jedermann war aufgestanden, die Tafel war unterbrochen, die erstaunten Hofleute traten in Gruppen zusammen.

Die Erscheinung der Gräfin Chateaubriant und dieser bewiesene Anteil des Königs waren aber auch etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, daß die Ungnade derselben und die gemeine Veranlassung dieser Ungnade in Frankreich allgemein bekannt geworden war, daß aber die Rechtfertigung derselben, ein Ergebnis der Privatunterhaltung zwischen Brion und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu verbreiten. Brion hatte zuerst nicht davon gesprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher gestellte Geliebte nicht geflissentlich wieder den gemeinschaftlichen Freunden des Königs und Françoisens empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Pläne einer Heirat zwischen Françoise und dem Könige. Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich Françoisens Ruf durch dies Mißverständnis beschädigt worden sei, als er endlich in Briefen nach Frankreich die Unschuld Françoisens in Schutz nahm, da glaubte man ihm nicht, da nannte man seine Rechtfertigung der Gräfin eine zartsinnige Verleugnung seines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, sondern er gewann in der guten Meinung der Zuschauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerseits auf sein persönliches Verhältnis zu ihr und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andererseits nur auf den Akt seiner Thronentsagung. Dieser hatte den letzten entscheidenden Anstoß dadurch erhalten, daß er sich auch in seiner persönlichsten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrtum gewesen sei, versank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor seinem wieder auflebenden Selbstvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Akte dem Parlamente vorzulegen und fand es doch auch natürlich nicht für nötig, dieser Regentin, welche er Françoisen

abgeneigt wußte, auseinanderzusetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen sei. So erfuhr Luise nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geschickt würden, und daß das Verhältnis wohl noch nicht ganz beendigt sei. Sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen, sie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoise habe sich unwürdig betragen und sei eine verlorene Frau. Kein Mensch zweifelte daran, selbst Margareta nicht, ja selbst Budé gewann durch Marots Versicherung nicht eine bestimmte Überzeugung von der Unschuld Françoisens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, teils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreise verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, teils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewissenhafte Wahrhaftigkeit nicht für sich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine Rechtfertigung der Gräfin zu versuchen: die Regentin war allmächtig und hätte ihn zermalmt.

Aus alledem erklärt sich, mit welchen Augen die Tafelgesellschaft in Cognac die Erscheinung der Gräfin Françoise ansah. Außer Brion und Lautrec nahm niemand im Saale freundlichen Anteil an ihr.

Diese beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem. Es bedurfte ganz des kriegerischen Stolzes eines Lautrec, um diesem Geflüster, diesen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch besonders in der Gruppe zu verhindern, welche sich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: seine strengen, feurigen Augen hielten alle im Zügel, ja, die Verstärkung durch Brions Zutritt schien ihm fast unerwünscht zu sein. Die zahlreiche Gesellschaft erschrak sogar trotz ihrer Übermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet sprach: „Wünscht die Frau

Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß sie mich samt ihrer Umgebung so aufmerksam betrachtet?“

Selbst die dreiste Herzogin ward durch diese Herausforderung bestürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem sie Scheu hegte und bei dessen Anblick sich etwas von Gewissen in ihr erhob. Sie gestand sich's kaum, daß sie ihn haßte wie ihren schlimmsten Feind, die Scham über die Semblançaysche Erinnerung hielt dies Geständnis in ihr zurück. Dennoch erwiderte sie nach einer Pause:

„Man fragte sich allgemein, ob auch Ihr überrascht gewesen seid von der Nachricht, daß die Gräfin Chateaubriant auf Cognac sei.“

„Nein.“

„Ihr wußtet also davon?“

„Ja. Ich selbst habe sie herbegleitet.“

„So? — Deshalb also kamt Ihr so spät nach Bordeaux?“

„Zum Teil deshalb, Frau Herzogin.“

„Des Königs Dienst war Euch weniger wichtig!“

„Ich war in des Königs Dienste, als ich die Gräfin Françoise nach Cognac begleitete.“

„Wie das?“ riefen die Herzogin Luise und Margareta gleichzeitig.

„Der König hatte die Gräfin zu wiederholten Malen dringend gebeten, Schloß Cognac zu besuchen.“

„Unbegreiflich!“ rief Margareta, während die gehaltenere Luise sich die Lippen zusammenpreßte.

„Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogin von Alençon?“ sprach Lautrec barsch und trat einige Schritte näher.

„Es muß uns verwundern,“ nahm die Herzogin Luise rasch das Wort, „daß der König dieses Besuchs mit keiner Silbe erwähnt und daß er ihn bei seiner Ankunft vergessen hat.“

„Woher wißt Ihr, daß er ihn vergessen hatte, daß

überhaupt dabei etwas zu vergessen war? Gräfin Françoise hat ihm nicht schriftlich geantwortet und sagt ihm jetzt erst mündlich ihre Antwort.“

„Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —“

„Den Semblançay hätte annehmen sollen, ehe es zu spät dafür wurde.“

Diese überdreiste Anspielung fiel wie ein Donnerschlag in die Gesellschaft, und die Herzogin Luise ward purpurrot. Ehe sie indessen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoise am Arme, und indem er raschen Wortes sein Bedauern ausdrückte, daß durch seine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoise zu seinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man sich wieder niederlassen möge. Während dies von allen Seiten geschah, flüsterte die Herzogin Luise dem Fräulein von Heilly einige Worte zu und verließ den Saal. Die Herzogin Margareta und Fräulein von Heilly folgten ihr.

Der König tat, als ob er es nicht bemerkte, und sprach angelegentlich zu Françoise. Er hatte es aber sehr wohl bemerkt und er sprach nur um so eifriger, je schwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichsten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoise zum Erschrecken verändert gefunden; der tiefe Gram, die schmerzlich errungene Entsagung waren wie ein zerstörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Wesens war jede Spur ausgelöscht. König Franz bedurfte in seiner jetzigen Lage vor allen Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein schlechtes Gewissen. Die erhöhte Innigkeit, diese tragische Innigkeit Françoisens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreise des Herzens erinnert sein, innerhalb dieser Kreise gab es nur schmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erste Begegnung mit Françoise so sehr und führte die Widerstrebende so eilig

unter die Tafelgesellschaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoise und für sein eigenes Verhältnis zu ihr diese unvorbereitete Einführung derselben in einen feindlichen Gesellschaftskreis die allermißlichste von der Welt sei. Und jetzt erst erkannte er am Weggange der ihm wertesten Personen, an der verlegenen stummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Wert lege auf diese Gräfin Françoise, auf diese obenein so traurige Françoise. Er allein! In Sachen des Geschmacks allein zu bleiben, das kann den festesten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenstande seiner Wahl so unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz sie soeben empfand, das ist Qual, nichts als Qual. Er war wie auf Folter, und trank hastig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, teils aus Zerstreutheit, teils um sich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben sich erhalten!“ dieser Gedanke, dieser ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor seinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vizekönig von Neapel, sei auf Cognac eingetroffen. Fast hätte der König ausgerufen „Gott sei Dank!“ so bedürftig war er eines äußeren Anstoßes nach anderer Richtung, mochte auch das Thema Lannoys ein noch schwierigeres sein. Er hob die Tafel auf und entschuldigte sich bei der Gräfin, sie der neuen Geschäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Brion übernahm dieses Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer steigendem Mißbehagen, daß sämtliche Anwesende flüsternd auf Brion und Françoise blickten und daß offenbar jedermann in diesem Augenblicke an das Madrider Gerücht einer Liebschaft zwischen diesen beiden Leuten dachte. „Foi de gentilhomme,“ murmelte er vor sich hin, „das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmütiger Narr, der nur darum von seiner Geliebten nicht verlassen sei, weil er König ist. Das stünde mir an!

keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wissen! Das muß ein Ende nehmen! Heda, Prälat!"

Dieser Ruf galt Florentin, welcher sich eben mit den übrigen aus dem Speisesaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anstoßendes kleines Zimmer und stellte sich unter das Bogenfenster, welches eine schöne Aussicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenseits aufsteigenden Wiesen und Wäldern, welche mit dem ersten Grün des Frühlings überflogen waren. „Die Welt wird wieder schön," dachte er, „nur mir soll kein neuer Frühling vergönnt sein."

„Ihr müßt Lannoy empfangen, Florentin!" sagte endlich der König, indem er sich umwendete und mit hastigen Schritten im kleinen Zimmer auf und nieder ging. „Müßt ihn hinhalten," setzte er hinzu, „ich will ihm Feste geben, um ihn zu zerstreuen. Sagt ihm, er sollte mit mir nicht vom Traktate sprechen, ich wäre sehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzosen so große Schwierigkeit in betreff des Traktates zu finden, aber er sollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es schon dahin bringen, daß die wesentlichen Punkte gehalten würden, obwohl ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Traktate dispensiert sei."

„Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unsere Sorge nicht groß."

„So? — Was gibt's denn sonst?"

„Eure Majestät peinigen sich unbegreiflicherweise mit toter Neigung und eingebildeter Verpflichtung."

„Prälat!"

„Die Wahrheit ist immer nackt, aber sie allein hilft! — So stört Ihr, Sire, Euer Wohlsein, stört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt so überaus not tut, stört die Eintracht und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, stört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichsten Punkte.

Ich weiß genau, daß der Kaiser, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rücksicht für Eleonore seine Schwester, Eure traktatmäßige Braut, erwartet. Darin besonders, hat er zu seinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden sei, hat er hinzugesetzt, so finde sich alles übrige leichter. Dann könne er Euch Zeit lassen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Traktat heische, und mit einem rücksichtsvollen Schwager gebe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiser nun, Ihr müßt Euch dessen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke an zugänglicher, als die Gräfin Chateaubriant Madrid verlassen hatte und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältnis mit dieser Dame sei aufgelöst. Trotzdem wurde mir damals schon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiser und der Königin Eleonore ausgehend, mitgeteilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Absicht eines ehrenvollen Ehebündnisses glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewissermaßen offizielles Zeugnis Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es sei mit dieser Dame ein ganz anderes Verhältnis, als mit irgend sonst einer, welcher sich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Diese Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrscheinliche Königin betrachtet, diese Gräfin sei vermählt, ihre Stellung zu Euch sei also der strengeren spanischen Sitte gegenüber ein Skandal, diese Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, diese Gräfin endlich sei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beschuldigt worden."

„Nun, wo soll das hinaus?"

„Dahinaus, daß wir Lannoy, der sie zu seinem größten Erstaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müssen, Ihr seiet keineswegs willens, das Verhältnis mit der Gräfin wieder aufzunehmen. Mit diesem Beweise werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne diesen Beweis

freilich möchte ich nicht dafür stehen, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Traktat genötigt würden, wie sie doch wahrlich vor einem festeren Abschlusse mit England und Italien nicht an der Zeit ist. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung. Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Traktat, nach einem halben Jahre aber ist tausenderlei anderes geschehen und man hat die Ansicht über den Traktat verwirrt."

„Aber was sollte das für ein Zeichen sein? Ich kann die unschuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!"

„O nein! Jede Gewaltsamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies sehr stark auftritt und jetzt eben erst, während Ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Szene über die vergessene Semblançaysche Angelegenheit aufspielte. Und dieser Lautrec ist gefürchtet und mächtig, Ihr werdet nicht ohne Not seinen Stolz herausfordern wollen!"

„Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete."

„Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schwester des Kaisers zu ehelichen — wenigstens sagt doch der Traktat so — seid Ihr durch den politischen Anstand genötigt, von der Gräfin Françoise dasjenige zurückzuverlangen, was sie als unzweideutige Zeugnisse Eures Liebesverhältnisses besitzt, und was sie zu ärgerlicher Verhöhnung der spanischen Braut gelegentlich aufzeigen könnte."

„Aber sie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!"

„O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu sagen. Schlösser und Wälder sprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Devisen und Briefe, sie sind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, sie sprechen zu deutlich und sprechen unumwunden."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch den Eintritt der Herzogin Luise. Sie war in großer Bewegung, daß Margareta noch heute abend Cognac verlassen und daß Fräulein von Heilly sie begleiten werde.

„Törichte Weiber!"

„Vor allen Dingen aber", setzte die Herzogin hinzu, „gib Befehl, wer Lannoy empfangen und was mit ihm geschehen soll; er geht unten in der Halle auf und nieder, und niemand empfängt ihn, alle Welt ist verstört von dem gespenstischen Wiedererscheinen der Chateaubriant."

„Foi de gentilhomme, das wird eine Last, König zu sein!" rief der König und ging nach der Tür.

„Warum bist du auch so bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Respekt zu behandeln!" rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete sie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nötig gewordene Intrige geleitet, und sie billigte den Weg vollkommen. „Denn," bemerkte sie hastig „entweder widersetzt sie sich mit Hilfe Lautrecs, und dann wird durch dessen rohen Seigneurton der König zu durchgreifender Härte getrieben, oder sie nimmt es sentimental, und weicht unter Tränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir sie los! Dein Bistum, Florentin, erwartet dich in Paris, wenn du diesen Streich bis zum Gelingen durchführst. Sage dem Könige, ich sei zur Herzogin Margareta und der kleinen Heilly, um Abschied zu nehmen, das tut auch seine Wirkung, Annas Lebenslust ist ihm bereits unentbehrlich."

Sie war kaum hinweg, so kam der König zurück, und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich und Lautrec bei ihm gefunden.

„Lautrec ist die Ursache der Zudringlichkeit gewesen; denn Lannoy weiß, daß die Foix' Eurer Majestät ein Haupthindernis des Traktates sind."

„Ach was Foix'; was bedeuten mir die Foix'!?"

„Zeigt das dem Vizekönige, Sire, und Ihr werdet sogleich sehen, wie er den Ton ändert."

Der König fragte nach seiner Mutter und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mitteilte, was sie hinterlassen. „Das fehlt noch," rief er beim Hinausgehen, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, so setzte sich Florentin an den Schreibtisch, welcher in der Fensterbrüstung stand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoise schreiben sollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter sei, ihn zur Unterschrift für solch einen Brief als zur Abfassung desselben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Überlegung geschehen, aber der kleinste Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs imstande, ein solches Opfer dergestalt von Françoise zu verlangen, daß diese nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenötigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Luise hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die schöne Anna in seinem Leben nicht wiedersehen würde, wenn er nicht ein Ende mache mit diesem überlebten Chateaubriantschen Verhältnisse, und wenn er dieser so harmlosen Anna, die ihm vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an so anmutig offen zugetan gewesen sei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, sei es auch nur der einzige Ring, welchen Gräfin Françoise noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umschlossen von einer Devise, könne doch auch in der Tat nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn diese Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter solcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugesetzt, könne sie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlassen. „Sie ist mein Schützling,"

hatte sie geschlossen, „und ich habe sie deshalb auch vor dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr tun, als sie behüten, ich werde sie deinem Blicke für immer entziehen, wie sehr es auch weinen mag, das sonst so lustige Geschöpf!“ — Und in der Tat hatte der gewaltsam ins nächste Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Tränen beim Einpacken ihrer Putzsachen gefunden. — „Wartet bis zum nächsten Morgen!“ hatte der König gesagt, „ich werde einen Ausweg suchen. Wo ist Margareta?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrscheinlich sei sie schon nach Angoulême voraus.

Mit diesen Eindrücken kam der König zurück nach dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe seiner harrte.

„Was hast du da geschrieben? Das ist an die Gräfin? Priester, das ist ja meine Handschrift! Bin ich blödsichtig, oder bist du ein Verbrecher?“

„Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand ist's, denn ich habe es absichtslos getan. Ich hatte mich in Euer Verhältnis zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer so mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vorteile, gesagt werden müsse; und dabei war mir selbst die Täuschung so groß geworden, daß die Handschrift der Eurigen ähnlich geraten ist.“

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht dein Vorteil sein.“ — Dies vor sich hinsprechend schrieb der König, gleichsam um die Handschriften zu vergleichen, sein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und schüttelte das Haupt. Er schien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch schon zu dunkel, um mit Leichtigkeit lesen zu können, er schien nur die Ähnlichkeit der Schriftzüge zu prüfen. Dann legte er den Brief auf den Tisch und ging an das entgegengesetzte Fenster, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schlosses blickte.

Der dreiste Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufschrift zu geben.

„Wo ist Brion?“

„Wahrscheinlich noch bei der Gräfin Françoise! Er muß ihr doch treu ergeben sein. Solche Treue tröstet jede Frau.“

„Sag' ihm, wie die Umstände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genötigt. Er soll der Gräfin den Brief übergeben und sie in liebevoller Weise auf die Notwendigkeit der Maßregel aufmerksam machen. Setze in einer Nachschrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux schenkte am Cher in der Touraine, basta!“

Ehe er diese entscheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenster auf und rief in den Hof hinab nach seinem Montpezas, der vorüberschritt: „Montpezas, bestelle Rosse, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd.“

Florentin hatte die dreiste Absicht, der Gräfin Françoise den Brief mit der entsetzlichen Forderung selbst zu überreichen. Man kann nicht wissen, dachte er, wie solch ein Liebhaber auch das Giftigste unschädlich zu machen wisse. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Luise Florio ein Fläschchen italienischen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoise in der Verzweiflung selbst nach einem solchen Endmittel verlange. Er führte es seit der Zeit immer wohlverwahrt bei sich und eilte jetzt nach seinem Zimmer, um es einzustecken. Vielleicht verlangte sie's heut! Und ihr sei wohler, dachte er aufrichtig, sie sei hinweg aus dieser Welt, die nach so völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entsetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter: diese Neigung zwischen König Franz und Françoise hatte ihm das Ansehen, als sei sie für beide Teile nur durch den

Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoise sei, sein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoise sei seine einzige wahre Liebe. Über kurz oder lang könne er sie wieder aufsuchen, und dieser Kampf gegen ein ungelegenes Weib müßte von neuem Zeit und Kräfte in Anspruch nehmen. Er wollte sie ja auch nicht vergiften, er wollte sie nur für den Fall rettungsloser Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüsten! — Mit Grundsätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöse Überzeugung kommt man ja inmitten großer Intrigen am Ende immer unversehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet sich's und streichelt sich's, je länger man's neben sich hat, so artig zurecht, daß man es zuletzt selber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloses, von der unkundigen Welt nur verschrienes Wesen hält.

Margot kam ihm entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirsch, was er wolle. „Du bringst der Franziska immer nur Trauriges," setzte sie hinzu, „und findest jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Brion bei ihr, welche dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibst du denn eigentlich, daß du dich mit aller Welt verfeindest?"

Vor Lautrec fürchtete sich Florentin; in dessen Gegenwart den Brief zu überreichen schien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieser eiserne Mensch einmal in Zorn geriet, so war ein Degenstoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu besorgen. Florentin entschloß sich also sogleich, die eigene Abgabe des Briefes und den sie begleitenden Kommentar aufzugeben. „Lautrecs Zorn," meinte er, „wird mich wohl ersetzen!" — Er bevollmächtigte also seine Mutter, den Brief an Brion einzuhändigen, und diesem im Namen des Königs die Überreichung desselben an die Gräfin aufzutragen.

„Das ist wohl wieder ein Unglück?" fragte Margot ängstlich.

„Gott bewahre! Der König will eine Jagd bei Fackelscheine veranstalten!“ erwiderte Florentin, und zog den Brief samt dem Fläschchen aus seiner Brusttasche.

„Was ist in dem Fläschchen?“

„Still, das ist nicht für euch Frauen! Aber es kann dich belehren, wie unrecht du mir tust, indem du mich immer üblen Willens gegen Franziska zeihst. Mit großer Gefahr hab’ ich dies Fläschchen den Spaniern entrissen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heiraten soll, unsere Franziska aus dem Wege räumen wollten.“

„Gerechter Gott!“

„Still! Die Gefahr ist nun vorüber, wir haben’s in Händen das Gift!“

„Gift! Um Gottes willen, gib her, daß ich’s vernichte!“

„Nein, nein! Du könntest Schaden damit anrichten!“

„Ich! Laß los!“

„Befasse dich nicht mit solcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verschütten, bedarf es der größten Vorsicht, ein zufällig vergossener Tropfen kann ein Geschöpf töten, und es ist stark genug, um die Charente zu vergiften.“

Aber er hatte sich’s ganz gern entreißen lassen und blickte schadenfroh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie sollte man die Szene beschreiben, welche der Überreichung des Briefes folgte! Françoise fiel aufschreiend von ihrem Sessel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beschäftigt waren, sie in das zerstörte Leben zurückzurufen, lasen die Männer den Brief.

Unterdes war es dem Könige leid geworden, daß er sich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen lassen. Florentin hatte recht: Franz liebte Françoise dauernd. Gewissenspein, erhöht durch die spanische Angelegenheit, welche ebenfalls seinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher und machte es Martin fast unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der bessere Mensch behielt im Könige

die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoisens Zimmer, um die Forderung zurückzunehmen, sein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec schon entgegen, der seinerseits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu dringen, und seinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu lassen. Diese Begegnung zerstörte alle Hoffnung für Françoise, denn Lautrec überfiel den König mit einer solchen Flut von Vorwurf und Schmähung, daß dieser ebenfalls erzürnt und auf ganz andere Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs persönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrecs widerstanden, als dieser aber auf keine Beschwichtigung hören wollte und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois ist unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!“ und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs versöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm schwollen die Adern des Antlitzes auf wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er diesem zu: „Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf deine Leiche!“

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung sich zu beugen, am allerwenigsten im Zorne und in einer solchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Foixschen Hauses war seinem Herzen ein Lebensinteresse, und die Schwester war ihm seit kurzem teurer als je. In einem Nu also war sein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterstreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geschicklichkeit und weil er die praktische Kriegsübung besaß, welche ohne Firlefanz der Hand- und Armstöße geradeaus auf des Gegners Brust eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüstet, nur das kürzere Jagdschwert gegen Lautrecs langen Degen hatte.

Françoise selbst, sein stets von ihm gemißhandelter Schutzengel, mußte es wieder sein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte sie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn sie vom Todesschlafe erwacht wäre, hätte sie aus tausend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; sie sprang auf! „Wo ist Lautrec?"

Brion, entrüstet über den König und von widerstreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete schweigend nach der Tür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

„Er ficht mit Franz!" rief Françoise und eilte aus der Tür. „Haltet ein!" sprach sie mit ruhiger Stimme und trat zwischen die Schwerter, als ob es ihr Wunsch gewesen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erschreckt mit den Schwertern zurück. Françoise war totenbleich.

„Dies ist dein König, Lautrec!" sprach sie, ohne den König anzusehen. „Ich bitte ihn für dich um Verzeihung; er wird sie mir gewähren."

„Mehr als das! Mehr als das, Françoise!" er war plötzlich gefaßt und vom Anblicke der totenbleichen Françoise bis zu Tränen gerührt. — „Gebiete über mich!"

„Ich danke Euch. Mehr will ich nicht."

„Gebiete, Françoise!" und hierbei warf er sich vor ihr auf die Knie und weinte wirklich, „gebiete, fordere, damit ich meine Scham vergessen kann, ich flehe zu dir, fordere meine Krone!"

„Ich danke Euch! Es ist zu spät."

Und hiermit wandte sie sich nach ihrem Zimmer.

„O mein Gott!" rief der König und streckte die Arme nach ihr aus, „mein Gott, du hassest mich, Françoise!"

„Nein, Franz!" erwiderte sie mit derselben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken, und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß sie es hinter sich verschloß.

Franz erhob sich, aufgelöst wie man ihn nie gesehen, und stürzte Lautrec um den Hals: „O, Ihr seid edel und gut, und nur ich, auf dessen Schultern ein gefährdet Königreich lastet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd sind, Lautrec, fremd, wildfremd. Erhalte mir meine Françoise, meinen guten Engel, Lautrec, sonst bin ich verloren, sonst sind wir alle verloren."

In diesem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf, und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachspähend, hatte er mit Schrecken entdeckt, daß dieser zur Gräfin geeilt sei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als der König von den Fanfaren aufgeschreckt sich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erste Gegenstand, welcher ihm ins Auge fiel.

„Ha du," rief Franz, und der wunderbar jache Wechsel der Stimmungen bewerkstelligte sich in ihm wie ein Blitz, „du an meinen Fersen, schlechtes Gewissen! Du, der du des Königs Handschrift nachahmst! — Lautrec, dieser Schleicher hat den abscheulichen Brief an Françoise geschrieben! — Du böser Dämon sollst fertig sein mit mir. Wenn du in fünf Minuten noch auf Cognac bist, wenn du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommst, so soll dich deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht schützen! Marsch!"

Aber auch noch im Sturze war dieser Priester der Gräfin Françoise schädlich gewesen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Reue des Königs unterbrochen. — Ohne diesen Wechsel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich gewesen, jetzt aufs Pferd zu steigen und zur Jagd bei Fackelscheine und lustigem Hörnerklange hinauszureiten in die Wälder.

Ach, in Françoisens Seele gab es keine Unterbrechung mehr für die Erkenntnis des Unglücks. So steht der Besitzer

eines Palastes vor der Feuersbrunst, welche dies sein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringsten Zweifel mehr übrig, daß alles, alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein stiller Winkel von seinem Besitztum übrig bleibe, und er nichts zu tun habe, als einsam hinauszuwandern in die unwirtliche, bedrohliche Nacht.

Aber sie war so gründlich vorbereitet worden für das entscheidende Unglück, und sie hatte eine zum großen Opfer so reiflich ausgebildete große Seele, daß sie keine Ausflucht suchte, daß sie den Mut, ja das Bedürfnis hatte, ihr Schicksal nicht nur ganz und ohne Zucken hinzunehmen, sondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu versammeln.

„Das Glück ist unmöglich,“ sprach sie leise zu sich, „das Glück, für welches du heilige Pflichten hintangesetzt, so ergib dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache.“

Sie entfernte Brion und Lautrec, sie wehrte Chimene und Margot von sich und saß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine Träne, die Zeit der Tränen war vorüber, ach, sie hätte sagen können: die glückliche Zeit der Tränen. Denn als sie noch weinen konnte, da konnte sie sich auch noch in Täuschungen, in Hoffnungen für die Zukunft schaukeln. Nach jener letzten Täuschung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für sie. Der König mochte verleitet sein, sei's durch was es sei, darüber war kein Zweifel möglich: der König ist lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beschluß, sie verfaßte ihr Testament wie ein Mensch, der in nächster Stunde den Tod erwartet. Darauf rief sie Guernard. Er brachte Licht, und sie reichte ihm ein prachtvolles Kästchen, welches aus Elfenbein geschnitzt und mit Golde strotzend ausgelegt war. Dies Kästchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche sie vom Könige besaß.

„Nimm all den Schmuck heraus,“ befahl sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „und schmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen.“

Dann schrieb sie an den König. Und als dies geschehen war, schlug sie ihre notwendigsten Habseligkeiten in ein seidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläschchen in die Hände, welches Margot in der Angst um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie sah, daß mit italienischem Worte auf dem Boden des Fläschchens geschrieben stand: „Gift“. Ihre Hand zuckte — —

Aber sie wollte sich ihrer Pflicht nicht entziehen. Sie hatte es um Liebe getan, sie wollte es nicht tun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wohl schweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr ein rascher Tod gewesen wäre, „er ist mir nicht gestattet,“ flüsterte sie, „ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!“

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard sollte sie begleiten, und noch in dieser Stunde wollte sie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er sich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derselben; er entführte die schöne Anna wohl in einsame Waldtäler, doch nicht um mit ihr zu kosen, sondern weil ein zerstreuter unruhiger Geist ihn trieb, und rastlos, schweigend führte er das durch sein Schweigen verstörte Mädchen in ungehemmtem Rosseslaufe weglos und ziellos hierhin und dahin. Sie war zum öfteren nahe daran, zu verunglücken, denn in diesen abgelegenen Teilen des Waldes fehlte der Fackelschein. Am Ende rief sie dem Könige zu, sie könne sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten.

Dies geschah um dieselbe Zeit, da Chimene Françoisens Absicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief und die Gräfin beschwor, ihre Begleitung anzunehmen.

Sie abzuhalten von der Reise nach Chateaubriant schien unmöglich, Lautrec und Chimene bestanden auch nicht darauf, sie fühlten, daß es sich um eine dem Gewissen notwendige Buße, um einen feierlichen Lebensschluß handle, sie baten nur dringend um Erlaubnis des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, sie bestanden darauf, als Françoise erwiderte: „Allein bin ich geflohen, allein will ich heimkehren."

Dadurch ward ihre Abreise so weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß Cognac, bevor sie selbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufschreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich sein Pferd nicht an, um der erschöpften Anna beizustehen, nein, er tat's, ohne auf diese zu achten, er tat's vor sich hinstarrend in den schwarzen Wald, als ob er Geister sähe, die um sein Haupt herumschwebten, als ob er einem Geflüster derselben, das schwer zu verstehen sei, aufmerksam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!" schrie er auf einmal mit entsetzlicher Stimme. Sie hallte schauerlich im finstern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete sich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verstand zu verlieren schien.

Eine Minute horchte er nach diesem Ausrufe noch unbeweglich, dann stieß er einen unartikulierten schmerzlichen Ton aus und flog mit seinem Pferde in den weglosen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter sich das Haupt zerschellen sollten an den harten Buchenstämmen.

Wenn er so fortreitet, findet er Françoise noch auf Cognac, und vielleicht gelingt es ihm gutzumachen, was freilich nur durch eine strenge Umwandlung seines Wesens gutzumachen ist. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes und sah die Lichter des hochgelegenen Schlosses Cognac schimmern; da war die Kraft des Rosses erschöpft: es strauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andere Buche, also daß Roß und Reiter schwer verwundet zu Boden stürzten.

Die Verwundung des Königs war stark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufstehen, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, ehe das Geschrei der sich zu Tode fürchtenden, verlassenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen stieg schon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erste Frage war dennoch nach Françoise.

„Sie hat dies elfenbeinerne Kästchen gesendet.“

„Und?“

„Man sagt, sie sei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.“

„O, mein Gott! mein Gott! — Öffne das Kästchen! Was enthält's?“

„Einen Klumpen Gold und diesen Brief.“

„Öffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, rasch! Haltet ihn mir zum Lesen vor!

Dies sind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geschenkt; es fehlt nicht der kleinste Reif daran. Die Briefe und Devisen, welche er mir geschrieben, sind in mein Herz gegraben, wie soll ich sie ihm wiedergeben, da er mein Herz verschmäht hat, oder nicht versteht? Möge er glücklich sein! Auf Gottes weiter Welt wünscht es vielleicht niemand so von Herzen als

Françoise von Chateaubriant.

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten!“ rief schluchzend der König und verhüllte sein Haupt. Moralische und körperliche Schmerzen schüttelten seinen Leib, daß er jammervoll stöhnte.

„Laß zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen Pons, gen Angoulême jagen,“ schrie er plötzlich mitten in

seinen Schmerzen auf, „jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt, soll verfolgt werden, und weiter, immer weiter, wenn man sie nicht einholt, bis nach Foix hinauf! Der König ließe sie fußfällig bitten, sie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne sie sterben!"

Luise von Angoulême war zugegen, und sie litt wie unter tausend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch sie wußte nicht, daß Françoise, die man nach Süden hin suchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in seinem Turme. Es war Florentins Werk gewesen, daß er nach des Königs Abreise von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Priester ein solcher Verbündete gewesen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentschaft seitens der Herzogin, schien es ihnen doch nicht mehr ratsam, die vom Könige empfohlene Gräfin ihm preiszugeben. Die Unschicklichkeit wäre zu groß gewesen, und jedes solche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu sehr für diese aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverlässig, daß Françoise, schnöder Behandlung satt, über kurz oder lang Fontainebleau verlassen werde; dann erst, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß versetzt worden, würde es an der Zeit sein, sie auf eine geschickte Weise dem Grafen zu überantworten. Daß diese Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden und daß deren erwartetes Verhängnis sich erst in Madrid erfüllen werde, das alles konnte man nicht voraussehen. In jener Nacht also, da der König nach Italien zog, war

Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwohl der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und sie vielleicht ebenso lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältnisses wünsche, so müsse sie doch jetzt des Anstandes halber die Gräfin schützen. Der Graf hätte also strenge Maßregeln gegen sich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er versichert sein, daß man rastlos in seinem Interesse handeln werde. Allmonatlich solle er Nachricht erhalten, und der Priester wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man so ohne sein Zutun zu einer passenderen und leichteren Lösung des Verhältnisses gelangen werde, als wenn er, unbekannt mit den feineren Fäden, sich hineinmische. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Überredung des Priesters nicht vermocht hätte, das hätte das schwindlichte Gefühl persönlichen Unvermögens, das Bedürfnis augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beschied sich und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß seine Angelegenheit in sorgfältigen Händen sei und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er sich während der Abwesenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, sie sei in Foix, weil ihm Florentin sagen ließ: das Verhältnis sei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau so gut wie aufgelöst, er möge seine endlichen Maßregeln aber ja so lange verschieben, bis der König zurückgekehrt sei. Wäre dies erst geschehen, und hätte sich dieser ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, so hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergessenen Françoise geschähe. Widerführe ihr aber jetzt etwas Auffallendes, so könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Teilnahme für die Gräfin, in tatsächlichem Hasse gegen den Grafen.

Nach der Katastrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mitteilung gekommen, es sei jetzt alles zwischen dem König und der Gräfin zu Ende und sobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rücksichtslos gegen seine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieses Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er sich auf Florentin verlassen könne. Florentin aber war durch die Ereignisse in Cognac überrascht worden, und so hielt die Gräfin Françoise mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schlosse Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen, und der Graf war in den Wald hinausgeritten, um seine Falken steigen zu lassen. Gillover bewachte das alte Turmschloß, in welchem Louison mit Konstanze am nördlichen Fenster saßen und über die Chère nach dem Forste hinüberblickten, in welchen der Graf geritten war. Sie sahen also die Ankömmlinge nicht, denn diese kamen von Süden. Es war totenstill im neuen Schlosse, vor welchem sie abstiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abschied nehmen wollte, schlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiedersehen soll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und sich dessen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eisern darauf bestanden, geradenwegs daher zu reiten. Umsonst hatten Lautrec und Chimene gebeten, sie möge sich in ein Kloster zurückziehen. „Und meine Tochter? Und meine Pflicht?“ hatte sie unerschütterlich erwidert. Das aber hatten sich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, sie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlassen, sondern sie einzuführen und ihr

längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten sie ihr jetzt, als sie von den Pferden gestiegen waren. Sie widersprach, aber man sah, daß ihre Glieder zitterten und daß ihr Widerspruch schwach war.

„Es zeigt sich kein Mensch?“ rief Lautrec.

„Ah, da ist Baptiste, der mich verlassen hat!“ sagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der hastig hinter dem alten Schlosse hervorkam und auf sie zueilte. Er mäßigte indes plötzlich seine Eile, indem er nach dem Fenster im Mittelstocke des alten Schlosses verstohlen hinaufsah, und kam nun langsam näher zur steinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge standen.

„Nun, Baptiste, du hast mich verlassen! So komm' ich nun selbst, zu fragen nach Konstanze. Wie geht's meiner Tochter?“ sprach die Gräfin sanft.

„O, o!“ entgegnete stockend Baptiste, und wischte sich die Augen, „treten Sie nicht hinein! Jetzt ist's noch Zeit; er ist nicht da, der Herr Graf! Das Schloß ist leer wie eine Kirche, kehren Sie um! Nein, nein, das ist am Ende der Augenblick, Konstanze zu nehmen! Wir schlagen die Tür ein zum alten Gillover, und eh' er zurückkommt, sind wir fort.“

„Jetzt nicht mehr, Baptiste! Das ist zu spät — du hättest mich früher nicht verraten sollen!“

„O, gnädigste Frau Gräfin! wenn ich Ihnen“, und dies sagte er ihr ganz leise, „in meinem Leben noch was nützen sollte, so mußt' ich's wohl so machen. Sonst hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Tun Sie auch ja garstig gegen mich, wenn Sie hier bleiben, aber 's ist besser, Sie bleiben nicht hier.“

„Ich muß bleiben, Baptiste — geh' und melde uns!“

„Gillover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das ist ein Satan!“

So geschah es denn auch: Gillover öffnete die Brückenpforte nicht, und Françoise konnte ihr Kind nicht sehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da diese erst gegen Abend erfolgen konnte, so mußte man sich in dem verödeten Schlosse einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirt die ungeladenen Gäste aus der Tür weise. Diese Unsicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Teile: wie in schwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerstörendem Blitze sich entladen könne, bewegten sie sich einher.

Françoise fand ihre Zimmer so, wie sie selbige bei ihrer schnellen Abreise nach Blois verlassen: das Kleid, welches sie damals abgelegt, um den Reifrock anzutun, hing noch über dem Sessel. Ach, seufzte die Angst in ihr, hättest du es doch nie vertauscht! Dicker Staub lag auf allen Geräten, keines Menschen Fuß schien seit jener Zeit in diesen Räumen gewesen zu sein. Ein Vöglein, welches sie sich im Bauer gepflegt, war dabei zugrunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als verweste Leiche am Boden des Bauers. Übler, stockiger Geruch erfüllte die Zimmer, so wie er aus schlimmen Gefängnissen entgegendringt.

Es hatte für sie etwas besonders Qualvolles, daß sie sich jetzt hier einrichten solle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen sogleich wieder ausgewiesen zu werden. Aber die Frauennatur gestattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abstäuben und ordnen, und ein ununterrichteter Zuschauer hätte glauben können, es handle sich hier um nichts weiter als um häusliche Behaglichkeit.

Währenddem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Galerie dieses neuen Schlosses auf und nieder. Diese Galerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anspruchslosen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte sie sich der Knabentracht entledigt, doch nicht

ohne ein demütigendes Gefühl. Des Königs wegen, der sie nicht erkennen, der durch sie nicht wieder gehindert werden sollte in seiner Aufmerksamkeit für Françoise, hatte sie die Verkleidung gewählt und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüssige Sorge gewesen sei. Franz hatte mit keiner Silbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen sei noch so aufopfernd für ihre Freundin, sie weise noch so tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er statt der Freundin ihr selbst den Hof macht, sie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehen, wenn der Liebhaber sich ihr gehorsam zeigt und die Aufmerksamkeit für sie vergißt. Und Chimene war ein edles Geschöpf und war von melancholischer Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen mußte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche sich von Jugend auf verstoßen gesehen hatte. „Du bist nicht bestimmt zu irgend einem Glück," sagte sie sich, „nicht zu stillem Genusse des schwächsten Freudeschimmers, dein Vater hat recht. Ziehe dich zurück, du störst nur! Françoise hast du beeinträchtigt und warst doch nur das Interesse eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz! Dein Vater hat recht! Ach, wenn dein Herz sich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, o, wie wäre die Welt ein unabsehbarer Himmel geworden! Still! Und sei dies unerblühte und doch überall schädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in seiner Traurigkeit."

Diese Gedankenrichtung bezog sich auf Lautrec, dessen Herz sich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete sich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn sie war fest entschlossen, Liebe und Hand des ihr übrigens werten, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte sie nicht für immer an Françoisens Seite bleiben — und sie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmste — dann war es ihr Vorsatz, in einem Kloster ihr Leben zu beschließen.

Solche Naturen, unter solchen Umständen aufwachsend, sind die Perlen des Klosters, und für sie ist das Kloster eine wirkliche Zuflucht.

So drängte sie Lautrecs Geständnis, welches dem natürlichen Manne fortwährend entschlüpfen wollte, immer eifrig zurück und sprach immer wieder nur von der Gefahr Françoisens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entscheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit seinen Falken heim, er hielt auf der Brücke und hörte Baptistes Bericht. Françoise kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Galerie, ihre Hände, mit denen sie die der Freunde ergriff, flogen, die Angst war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte seinen Falken dem Jäger und nahm aus dessen Hand die Jagdbeute, wahrscheinlich um sie seiner Tochter zu zeigen, einen Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann stieg er vom Pferde und erwiderte nichts auf Baptistes Anzeige. Er verbarg seine Aufregung unter Schweigen und trat ins Schloß.

Françoise, nach Fassung ringend, sah mit starrem Auge nach der großen Tür der Galerie, durch welche sie seinen Eintritt erwartete. Sie stand mit Lautrec und Chimene unweit dieser Tür, welche ungefähr in der Mitte des Schlosses war, da sich westlich nach dem alten Schloßturme hin die Galerie selbst in halber Schloßlänge erstreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der östlichen Seite, also jenseits der Galerietür die Zimmer lagen, welche sie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Tür öffnete sich nicht, aber Chimene flüsterte ihr zu: „Da hinten ist er!" Françoise wendete sich und blickte die Galerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitentür eingetreten und schritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete diese und verschwand hinter der zugeworfenen Tür.

„Hat er uns nicht gesehen? Will er sich vorbereiten?“ Sie harrten fast eine Stunde lang, es regte sich nichts in dem öden Schlosse. Endlich rief Lautrec, das sei unerträglich und er werde hinübergehen.

„Um Gottes willen verlaß mich nicht!“ sprach Françoise.

„Nun, so gehen wir alle drei!“ Sie gingen. Als sie auf der Luftbrücke zwischen dem alten und neuen Schlosse standen, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu seiner Überraschung gab es nach, die Tür öffnete sich und sie sahen den Grafen und Konstanze inmitten des Zimmers am Speisetische, Louison hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

„Konstanze!“ rief Françoise und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme schließend und mit Küssen bedeckend.

Das Kind kannte sie nicht und sträubte sich.

„Es ist deine Mutter, Konstanze,“ sprach der Graf. — Darauf erhob er sich und begrüßte mit Kälte, aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoise richtete er keine Frage und beantwortete die ihrigen, welche sich auf Einrichtungen des Hauses bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiseskalt. Daß Konstanze zu ihr ins neue Schloß hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: das Kind liebte den Vater und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angst vor irgend einer gewaltsamen Katastrophe, welche vom Grafen über Françoise hereinbrechen könne, und er wäre abgereist, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, sie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; sondern weil Chimene immer noch für Françoise fürchtete.

„Dieser Graf Chateaubriant“, sagte sie zu Lautrec, „ist wie ein unreines dunkles Gewässer, ich weiß seine Tiefe nicht, ich kenne seinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er sich von Tag zu Tage gebessert habe, daß er bereits auf manches Gespräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: sein Auge, seine Seele sind verhüllt.“

Das waren sie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft seiner Gattin. Aber in diesen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derselben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zorneslähmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug sich wie die Ergebung selbst in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht seiner Schwester durchaus nicht, wenn im Gespräche mit dem Grafen diesem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein so streng keusches Etwas ausgebreitet, daß der Graf selbst keinerlei rohe Gedanken in sich aufkommen ließ, solange diese blasse Spanierin neben Françoise war.

In dieser Weise gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereignis vorüber: auch Chimene mußte am Ende sicher werden und Lautrec, welchen politische Pflichten riefen, ziehen lassen. Er versprach, bald wiederzukehren, und tröstete damit seine Schwester, welche seit ihrer Ankunft in Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und schwermütiger war als damals, da sie ohne äußere Not den gefährlichen Entschluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß sie sich überflüssiger sah im Hause des Gatten, als sie geglaubt hatte? Daß sie in Haß oder Liebe auf leidenschaftlichere Äußerung gefaßt gewesen war? Daß sie ihr Kind, ein blasses eigensinniges Geschöpfchen, sich völlig entfremdet fand? In der Tat, sie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant sei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nötig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte sich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und still. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieser aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone persönlich in diese Provinz zu kommen, damit er das Parlament in Rennes zu einer ihm alle Besitzesrechte übertragenden Akte bewegen könne. Montmorency, welcher günstige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge sich also in Chateaubriant vor einem Besuche sicherstellen, welche nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabsichtige, denn er spreche fortwährend mit hingebender Sehnsucht von Françoise. — Chimene suchte sogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzuteilen und ihn auch im Namen Françoisens um Vorsichtsmaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Turmschlosses, er genoß die Abendkühle und sah zum Fenster auf den Fluß hinab, wo Gillover und Louison auf einem Kahne die kleine Konstanze hin und her fuhren. Er war also ganz allein im alten Schlosse, und nachdem er die Nachrichten, wie es schien, gleichgültig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, schlang er plötzlich seine Arme um sie und riß sie an sich. Das schwache Mädchen schien verloren zu sein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenlust. Aber es brach zu ihrer Hilfe ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden solle. Man hörte durch die offene Falltür aus dem zweiten Stock herauf Türen werfen und das Klaggeschrei Louisons, welches zu wiederholten Malen „Konstanze! Konstanze!“ hören ließ. Nicht bloß der Störung wegen also, sondern weil diesem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte,

ein Unheil zugestoßen zu sein schien, gab der Graf die im Widerstande fast erschöpfte Chimene frei. „Was ist? Was ist mit Konstanze?“ schreiend stürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Wasser- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden und war jetzt noch besinnungslos. Offenbar hatte die eingesperrte Lebensweise, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub so lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demselben entwickelt, und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoise herbeizurufen.

Sie selbst verließ im ersten Entsetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und eilte mit Baptiste, dessen sie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen sollte, nach einem Kloster, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriants lag. Von dort wollte sie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geistlichen mit Baptiste senden, sie selbst aber wollte hinter den Klostermauern zurückbleiben. Sie wagte es nicht, Françoise den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiste noch in der Nacht mit dem Arzte sie verließ; aber sie setzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerksamkeit derselben in Anspruch nehmen.

So war es auch. Françoise war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage starb Konstanze, und als Françoise, die von körperlicher und moralischer Anstrengung bewußtlos hingesunken war, wieder zu sich kam, fand sie sich im Turmschlosse, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern notwendigen Gerätschaften aus ihren Zimmern im neuen Schlosse hierher gebracht worden war. Der Graf hatte bestimmt, sie werde künftig hier wohnen. — Er war furchtbar verändert; das Kind allein schien seine menschliche Verbindung

mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die jahrelang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entsetzlicher Macht hervor. Auch für den Verlust des Kindes machte er sie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. „Versuch es," rief er, „wie lange die Gefangenschaft in diesem Raume einem weiblichen Geschöpfe zuträglich ist. Dein teurer Valois wird nächstens vorüberreiten, und wenn du Lust hast, deiner Gefangenschaft ein schleuniges Ende zu machen, so brauchst du dann nur ans Fenster zu treten: ich werde für das Ende sorgen."

Demütig und ohne Widerspruch nahm sie alles hin; die Marter war ihr fast willkommen.

Nach einiger Zeit schien es, als ob des Grafen Zorn an dieser Widerstandslosigkeit ermattete: er schwieg mehrere Wochen, ja er ließ sein Bett in das Zimmer Françoisens setzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entferntesten war, aufgestellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeschlossen, so war ihr doch diese Einrichtung und solche Nähe die peinlichste aller bisherigen Beschränkungen.

Eine Zeitlang ergab sich daraus keine unmittelbare Störung für sie: nur zuweilen hörte sie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. „Er weint um sein Kind, und du kannst ihn nicht trösten! Du hast alles Unglück über ihn gebracht und bist außerstande, ihm irgend einen Ersatz zu bieten!" dachte sie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die schuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoise von ihrem Lager aufstehen, ein Nachtgewand umwerfen und zu seinem Bette treten konnte, daß sie davor niederknien und ihn brünstig um Verzeihung bitten konnte. „Vielleicht," sagte sie, „beruhigt es dich, wenn du dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben hast, wenn du siehst und glaubst, daß ich dein Leid mitempfinde in unsäglichem Schmerze!"

Es brannte über seinem Haupte ein schwaches Nachtflämmchen, und bei dessen Scheine blickte er, sich aufrichtend, mit unverhehltem Erstaunen auf Françoise. Die verschiedensten Empfindungen durchkreuzten seinen Sinn und flogen über sein Antlitz; es ist die Hauptschwäche mittelmäßiger Menschen: in gerührter Stimmung alle Gegensätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit steigert sich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwischen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkstelligt sich solchergestalt eine Versöhnung, welche so lange täuscht, als die Anspannung der Nerven dauert und als der tiefer liegende Zwiespalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Also war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Tränen steht bei solchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in schwammigem Herzen rasch aufschießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit rasch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andere auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu sein, und es war auch vielleicht etwas davon in seiner Absicht, bis die elektrische Sinnenmacht einer seit Jahren entbehrten Berührung die moralische Regung jach überholte, bis er, dieser Regung folgend, als ob sie nur seinen moralischen Aufschwung vervollständige, die Gattin umfaßte und zu sich heraufzog aufs Lager.

Aber Françoise war anderer Natur: für sie war der Abgrund zwischen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am wenigsten durch eine sinnliche Wallung, sie war geschieden von ihrem Gatten, und solch eine täuschende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß sie sich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen und stürzte hinweg.

Von da an war ein gewaltsamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebende Liebe, wie der Graf seine dargebotene Umarmung nannte, schnöde abgewiesen zu sehen, das ist ein Dolchstoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen schlägt diese mit geschlossenen Augen, bis sie keinen Widerstand mehr verspürt, und bis sie die heuchlerische Undankbarkeit, wie sie den Gegner bezeichnet, getötet zu haben glaubt zum Wohle der Menschheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wut gar nicht nötig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentins erhielt, in welchem ihn dieser mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde setzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir sie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich selbst habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir sie Euch ins eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von selbst reuig heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genossen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauspiel eines mattherzigen Hahnreis, der zufrieden ist, das gestohlene Eigentum besudelt und entwertet wiederzuerhalten?! Ist das Euer Seigneurstolz neben einem despotischen Könige? Ist das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht ins Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt, und erzählen hört, daß alles wieder in Ordnung sei auf Schloß Chateaubriant.“

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterschrift; aber Chateaubriant kannte die Handschrift nur zu wohl, und die raschen Maßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Öl auf die Glut seines Grimmes geträufelt sei.

Margot, welche bisher auch in den Turm zur Be-

dienung der Gräfin zugelassen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden und flüchtete weinend ins Kloster hinüber zu Chimene. Die Gräfin selbst ward durch Gillover in das unterste Stockwerk des Turmes geführt und dort eingeschlossen. Dieser Raum war dunkel und feucht, und die Fenster desselben waren mit Eisenstäben vergittert. Nur Gillover ward vom Grafen in das Geheimnis gezogen, selbst Baptiste nicht, obwohl der Graf gegen diesen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil sie die Ehre des Chateaubriantschen Namens befleckt. „Sonst kümmere dich um nichts!“ hatte der Graf hinzugesetzt, „und schwatze nicht mit Louison, Weiber sind weinerlich!“

Louison war seit Konstanzes Tode zur übrigen Dienerschaft im Erdgeschosse des neuen Schlosses geschickt worden. Offenbar wollte also Chateaubriant Baptistes Teilnahme sich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihen. Baptiste aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort sei: er hatte bemerkt, daß Gillover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge, als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte spät am Abende im untersten Stocke des Turmes Licht gesehen. Wer sollte dort wohnen? Gillover schlief auf einer Decke, die er sich des Abends innen im Turme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm seine Wohnung da unten angewiesen wäre! Zu traurigem Anzeichen saß auch Jacques, der Rabe, vor dem Gitter.

Er nahm sich also vor, gleich in der nächsten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenster des untersten Turmgeschosses zu fahren, man konnte zur Not die Eisenstäbe erreichen vom Kahne aus und sich an ihnen soweit in die Höhe ziehen, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenster

dieses Geschosses auf der Landseite war das Terrain abschüssig und das Fenster also höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirtschaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und so glaubte Baptiste unbemerkt bis unter das Fenster gekommen zu sein, er hemmte den Kahn mit dem vorstauenden Ruder und griff mit der andern Hand nach einer Eisenstange. Wirklich sah er seine blasse Herrin im schwarzen Kleide, bleich aussehend, ein Bild des Jammers, — da schob sich ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußspitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indes mit dem Wasser vertraut, und holte den Kahn ein unterhalb des Turmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn rasch wieder hinaufgerudert, rannte er in den nassen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloster.

Ach, auch durch sie war Hilfe schwer erreichbar, am wenigsten rasche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar schon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte sie die übelsten Nachrichten gehört: die besten Freunde Françoisens schienen unter schwerer Ungnade zu leiden. Budé sollte wegen ketzerischer Ansichten zu strenger Untersuchung gezogen, Marot eben deshalb sogar in den Kerker geworfen sein. Obwohl verbannt, schien Florentin und dessen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geschehen, Baptiste meinte unverhohlen, es sei im Turme auf eine stille Ermordung der Gräfin abgesehen. Und so sandte denn Chimene die einzige Person, über welche sie verfügen konnte, die weinende Margot, mit einem Klosterknechte gen Paris, daß sie sich dort an Brion und im Notfalle an den König selbst wende.

Wie mißlich und langsam erschien aber dies Mittel gegen das, was sich in selbiger Nacht vorbereitete im Turmschlosse Chateaubriants. Dort saß der Graf im Mittelgeschoß dem greisen Gillover gegenüber am eichenen Tische, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz gestattet, weil er sich vertraulich zeigen, und den Alten um Rat fragen wollte. Er war nicht von so festem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf seine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im klaren, wie er mit ihr endigen solle. Gillover, alter Überlieferungen kundig, sollte beiraten.

„Ich täte," sprach dieser langsam, „wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei solchem Unheil in der Ehe getan haben."

„Was haben sie getan, Gillover?"

„Wenn ein Herr sein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, so beschied er zwölf Herren aus der Umgegend zu sich mit der Bitte, sie möchten um Ehegericht zu halten in sein Haus kommen. Es wäre eine Schande gewesen für jeden Eheherrn, dies abzuweisen, denn in früherer Zeit war man darin gewissenhaft, und es gibt auch, Gott sei Dank, noch zwölf Seigneurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen und welche sich einstellen, wenn man sie richtig fordert."

„Weißt du, wie die Forderung lautete?"

„So gut wie mein Paternoster."

„Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?"

„Ja, wenn sie kamen, so kamen sie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten übers ganze Gesicht, so daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Tor sagten sie ‚ich bin bretonischer Ehrichter‘, und traten ein und setzten sich schweigend im Halbkreise nieder. Der Kläger führte dann sein Weib vor sie und erzählte, wessen er sie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe."

„Diese Strafe war der Tod —?"

„Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, sobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tisch gelegt und gesprochen hatten: ‚Es geschehe bretonisch Eherecht!'"

„Es geschehe also!" rief Graf Chateaubriant und sprang vom Tische auf. „Dies, Valois," setzte er hinzu, „der du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willst, sei dir ein Stoß ins übermütige Herz!"

Darauf holte er Schreibmaterial und ließ sich von Gillover die briefliche Forderung vorsagen, um sie zwölfmal aufzusetzen. Das Schreiben ging ihm langsam von der Hand, und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdes hatte Gillover, aller alten Seigneurcharaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Matignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeschlagen worden war, als ein halb normännischer, halb bretonischer Edelmann, der mit Bourbon sich verschworen hatte. Man flüsterte im Lande, er sei damals dem Henker entflohen und lebe versteckt auf seinem Schlosse. Ihm mußte solch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen sein, und wenn das Gerücht log und er nicht mehr am Leben war, so durfte man von seinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu solch einem Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adresse ward also ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon" abgefaßt, und Gillover ging nun sogleich, da der Tag eben graute, in die Wirtschaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu bestellen, die sogleich Pferde satteln und die Briefe besorgen sollten. Baptiste war bereits wieder zurück, und ihm als dem zuverlässigsten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am weitesten, an der Nordgrenze der Bretagne

aufzusuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umsicht zu verfahren sei. So wurde der einzige Freund Françoisens in den entscheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Ägidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Überfluß trug der Graf dem traurigen Baptiste noch auf, als sich dieser eben aufs Pferd schwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reise, selber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrscheinlich nicht genau kundig sei.

Durch diesen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die schrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollständiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenster ihres Gefängnisses mit Brettern, und entzog ihr somit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, sie sprach überhaupt keine Silbe: ihre Seele war wund und voll stechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen; die Welt war ihr verleidet bis ins Innerste, sie wünschte den Tod, und das Giftfläschchen von Cognac, welches sich unter ihren Gerätschaften in dies schreckliche Turmschloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Trost. Durch die schlecht schließende Falltür hatte sie vom mittleren Stockwerke herab soviel vernommen aus Chateaubriants und Gillovers Reden, daß ihr ein schreckliches Gericht bevorstehe. Das wollte sie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte sie sich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch das Gift entziehen. Sie beschönigte sich dies dadurch, daß sie solcherweise dem Grafen eine Tötung erspare, die ihm doch vielleicht später das Gewissen beunruhige — er solle von ihr nicht das Mindeste mehr zu leiden haben. Die Sophisterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augen-

blicke nicht verläßt, flüsterte ihr auch zu: Angesichts des Henkers ist ja der Selbstmord nur eine Selbsthilfe der Ehre!

In dieser Fassung erwartete sie die Mitternacht nach Ägidius, die Giftphiole an ihrem Busen verborgen haltend. Die Falltür an ihrer Decke war geöffnet, und sie hörte zahlreiche Männertritte über das Estrich des Mittelgeschosses hinschreiten; sie zweifelte nicht daran, daß ihre entscheidende Stunde gekommen sei, und wandte sich im Gebet zu Gott. Wäre sie weniger stolz gewesen, so hätte die letzte Wendung ihres Schicksals wohl eine zerknirschte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber teils die Religionsansichten, welche Budé in ihr geweckt hatte, teils der Foixsche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie leugnete sich nimmer, daß sie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber sie hoffte getrost, daß sie deren nicht unwürdig sei. Was sie verlockt habe, seien ja Eigenschaften gewesen, welche Gott ebenfalls in sie und andere gelegt, und wenn ihr Widerstand nicht hinreichend gewesen, so möge ihn Gott ihrer menschlichen Schwäche verzeihen und zum Teil den Wettern der menschlichen Gesellschaft zurechnen, welche sich zerstörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoise von Chateaubriant, steig herauf und erscheine vor deinen Richtern!“ scholl plötzlich durch die lichte Öffnung der Falltüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finsternis.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, sie erkannte nicht gleich, was sie umgab; und schwankte einen Augenblick. Aber sie faßte sich und blickte bald mit ruhigem und bescheidenem Blicke auf die verhüllten Gestalten, welche hinter einer Tafel saßen. Die Tafel war inmitten des Raumes, und die ihr zugekehrte Seite derselben war frei. Dort stand ihr Gemahl, seine Faust auf die Tafel stützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, sie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

„Dies, bretonische Herren, ist die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugesegnet worden ist. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweises für ihren Ehebruch. Es ist der frechste, den ein bretonisch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat sie sich ergeben wie eine Magd, sie ist in sein Haus gezogen, sie ist bei ihm gewesen bei Tag und bei Nacht, ich fordere, bretonischer Graf von Chateaubriant, gegen sie bretonisch Eherecht!“

Alles schwieg. Da erhob sich unter einer der Kapuzen eine alte, rostige Stimme: „Wer ist der Älteste unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe siebzig Jahre.“

„Ich lebe achtzig!“ entgegnete eine tiefe Stimme, schauerlich klingend wie ein Ruf des Jüngsten Gerichts. — „Françoise von Chateaubriant, geborne von Foix! Ist die Anklage gerecht, oder ist sie's nicht? So sprich, daß sie es sei, oder warum sie's nicht sei?“

Die Gräfin, bleich und schön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann sprach sie mit festem Tone: „Die Anklage ist gerecht!“

Solche unbedingte Ergebung schien die Richter selbst zu überraschen, und ein Geräusch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillover Wache hielt, verzögerte außerdem das Urteil.

Aber das Geräusch hörte auf, und Chateaubriant, sich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: „Ich fordere bretonisch Eherecht!“

Wie ein Wetterstreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tisch, und der Älteste des Gerichts wollte eben den Spruch rufen und begann schon: „Es geschehe“ — da unterbrach ihn ein Richter mit dem

Schrei: „Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir versagt! Seine Arme sind am Schwert, statt auf der Tafel. Er ist kein Bretone!“

„Nein!“ rief dieser mit furchtbarer Stimme und sprang in die Höhe, ein hochgewachsener Mann, und schlug die Kapuze von seinem Haupte, „nein, es ist kein Bretone! Es ist Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!“

Die Verwirrung war unbeschreiblich bei dieser Erscheinung Königs Franz, die bretonischen Seigneurs fuhren schreiend von ihren Sitzen auf und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht, und niemand bemerkte es, daß die Veranlasserin dieser Szene, daß die jetzt unbeachtete Françoise gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte und ihre Giftphiole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte sie standhaft ertragen bis an die äußerste Grenze: nicht um die Krone des Erdkreises hätte sie von neuem beginnen mögen, und um so weniger, je tiefer sie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß sie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieser aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal sein Schwert gegen die schreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land sich unmittelbar anzueignen, er war hier erschienen, sowohl für Françoise als gegen diesen Akt der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, sie konnte ihm nur unbestimmte Andeutungen geben — durch Matignon selbst und Baptiste war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der Tat damals hinter des Königs Rücken von Duprat verschont worden. Die Herzogin Luise hatte die Verantwortlichkeit übernommen und ihn während ihrer Regentschaft freigelassen, weil Duprat versicherte, die Sache des Königs sei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil niemand mehr eine Verschwörung oder sonstigen Verrat

entdecken würde, wenn der König die dafür zugestandene Belohnung hinterher nicht leistete. Matignon sollte sich indessen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Luise in einer günstigen Stunde des Sohnes Zustimmung erwirkt habe. In diesem Zustande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant und erfuhr gleichzeitig, daß am nächsten Tage der König Franz auf seiner Reise nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entschluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er besonders in dem vorliegenden Falle des selten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war, dem Könige einen wesentlichen, königlicher Belohnung werten Dienst zu erweisen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiste nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm alles und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignons Rolle und trat, von Baptiste bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Losungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und sie hatten das Geräusch verursacht, welches einen Augenblick die Verhandlung gestört hatte. Die Erwürgung Gillovers hatte das Geräusch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen und weder das Schwert ziehen, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moralische Macht seines Königtums im äußersten zu erproben oder zu begründen. — „Nieder mit den Schwertern,“ rief er also mit donnernder Stimme, „und hört euren König, der gekommen ist, eurer Barbarei Einhalt zu tun!“

„Wir sind keine Barbaren, wir sind Bretonen!“ war die drohende Antwort.

„Ist es nicht barbarisch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelste und mächtigste Gefühl des Menschen nach

groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt ihr greisen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt ihr fahn, was in unserm geheimsten Innern Gott selbst regiert? Und gegen ein Weib richtet ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt ist, der sie mißhandelt hat von Anbeginn, dessen brutale Rache sie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieses selbige Weib nicht mein Herz besäße. Gegen derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelste im Menschen hab' ich zu schützen gegen rohe Form barbarischen Gesetzes. Durch derlei verwirkt ihr eure veralteten Provinzgesetze! Frankreich soll nicht werden, wie unser Nachbarland jenseits der Vogesen, wo hundert Herren regieren und durch gegenseitigen Widerspruch die Macht des Reiches verhindern. Es soll werden wie ein Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen — gerechter Gott, was geschieht mit Françoise?! Sie sinkt zu Boden!"

Bei diesen laut aufgeschrienen Worten wendeten sich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pause zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoise und riefen dröhnend: „Der bretonische Gott hat sie gerichtet!" und stürzten auf den König. Aber die Tür hatte sich auch geöffnet bei dem erneuten Aufschreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Gillovers Leiche herein mit dem Schlachtschrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!"

Dies bestürzte die Bretonen, und des Königs furchtbares „Halt!" fesselte sie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der sterbenden Françoise niederfiel, daß Brion und der Knecht Baptiste unter Schluchzen desgleichen taten, hätte auch steinerne Herzen rühren müssen.

Françoisens Auge brach nach dem letzten unbeschreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten sich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anstrengung noch einmal des Königs Hand, und sie verschied.

Alles war totenstill. Dem Könige liefen die Tränen stromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken den Vermummten, welche auf einen Haufen eng beieinander standen, mit der Hand abwehrend zu, und sprach mit von Tränen erstickter Stimme: „Geht! Ich kenne euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an diesem Engel nicht kennen!“

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieser unglückliche Graf floh für längere Zeit von seinem Hause; später verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu ordnen hatte, zu stiller Rückkehr auf sein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoisens mit einer Grabschrift Marots noch heute zu sehen ist.

Louison hat sie ins Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiste hat den Dienst des Königs und Brions ausgeschlagen und ist nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques ist dem Schlosse treu geblieben und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit seinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Über das rein Historische des vorliegenden Stoffes ist für die Leser, welche auch den tatsächlichen Boden solcher Romantik prüfen wollen, noch folgendes anzuführen:

Das Schicksal der Gräfin Chateaubriant ist trotz aller neuen Forschungen noch ganz so in sagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Französischen Lustschlössern“ skizziert habe. Das scheint befremdlich bei einer nicht so fern abliegenden Zeit und bei Franzosen, welche für ihre Geschichte der letzten drei Jahrhunderte soviele Hilfsmittel haben und verwenden. Es ist aber so: sogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in solchen historischen Details große Kenntnis besitzt, und der sich neuerdings mit Auf-

hellung dieser Chateaubriantmythe beschäftigt hat, ist nicht aufs Reine gekommen. Die Gräfin soll erst 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältnisses mit dem Könige gestorben sein; sogar den Monat — Oktober — ihres Todes bezeichnet man. Sie soll während dieser elf Jahre noch einige Male am Hofe erschienen, und der König selbst soll 1531 und 1532 zweimal zum Besuche auf Schloß Chateaubriant gewesen sein. „Dennoch,“ sagt Henri Martin, der neueste gründliche Geschichtschreiber dieser Epoche, „bleibt über das Ende der schönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Bestimmtheit zurückweisen.“

In der historischen Angabe und Folge hält sich der Roman für alles Wesentliche treu an die Geschichte, soweit sie aufgeklärt ist. Nur Lautrecs Niederlage in Italien und Bourbons Abfall vom Könige sind des Romanorganismus halber der Zeit nach umgestellt worden. Sie liegen nämlich in der Geschichte um ein Jahr auseinander, und zwar ist Lautrecs Niederlage 1522, also ein Jahr früher erfolgt als Bourbons Abfall. — Auch Semblançays Tod ist für das Romaninteresse zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängnisse geschmachtet, und ist dann hingerichtet worden, wie der Roman beschreibt.

Über die Schlacht von Pavia, deren Beschreibung ich sonst überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer französischen, italienischen und spanischen Quellen auch unsern tapfern Landsmann Frundsberg benutzt und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannschaftlich unbefangen entwickelt.

Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur“ nur als eine Pariser Sage habe erscheinen lassen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz positiven Nachrichten, welche man neuerdings, — besonders in den Staatspapieren des Kardinals Granvella auf der Bibliothek in Besançon — aufgefunden hat. Die scharfen Gläser der Forschung vernichten uns eine Sage nach der andern. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin ins Hotel des Tournelles vom Kurier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakonischen Texte nur den Anklang erhält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve“, jener in Fassung und Satzfolge schlotternde Brief ist echt, und weil er um seiner Fassungslosigkeit im Deutschen sich fast unverständlich ausnimmt, gebe ich ihn hier in seiner ursprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât

vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité."

Gleichfalls echt ist die Abdankungsschrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid diktiert, und sie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fils François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi."

Chateaubriant, mit t, ist die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute so geschrieben.

Die Familie Budé ist der Reform wegen später ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaires Besitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutsche Linie hat nach damaliger Art ihren Namen lateinisch gemacht und heißt Budäus oder Buddeus.

In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant sieht man das Grabmal der Gräfin Françoise mit ihrem Bildnisse in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf steht folgendes geschrieben:

Epitaphe



1525

F. F. **Peu de telles.** F. F.

Prou de moins | Point de plus

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le dissant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mieu que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour Tabreger le compte
F. F. Cy git un Rien, La où tout triompha. F. F.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

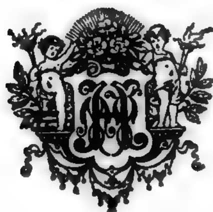
Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Dreizehnter Band.

Der belgische Graf.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Der belgische Graf.

Von

Heinrich Laube.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Auch diese Novelle Laubes, „Der belgische Graf“, ist historischen Genres: die Laufbahn des Börsenabenteurers Jean Law in Frankreich hat dazu den Rahmen abgegeben. Sie erschien schon im März 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt“, deren Redaktion Laube, bis 1849 in Leipzig wohnend, damals auf zwei Jahre übernommen hatte, und wurde 1845 in Buchform herausgegeben.

Sie wird hier zum ersten Male nach der Originalausgabe in die Reihe der Laubeschen Werke aufgenommen.

Houben.

„Ich fürchte, er ist toll! gnädiges Fräulein.“

„Mein Gott, warum das?“

„Seht nur um Gottes willen, in welche Lage er sich begibt, um Euch zu sehn; mir schwindelt's vor den Augen, und doch ist mir der Mensch vollkommen gleichgültig.“

„Entsetzlich, entsetzlich! Was sollen wir tun? Gehen wir hinweg, so beschleunigen wir am Ende seinen Fall.“

„Da kommt der Kastellan! Er muß ihn kennen; er wird Rat wissen.“

Diese Worte wurden gesprochen auf der Terrasse eines Schlosses, welches anmutig und malerisch zugleich an der Maas gelegen war, in der Provinz Namur. Die Maas drängt sich dort zwischen zwei langen, dichtbewaldeten Bergrücken hervor und gewinnt eine Talebene. Nur auf ihrer rechten Seite begleitet sie weiterhin die eine Bergwand, die andere dacht sich ab, und an jener ziemlich steilen Abdachung war in terrassenförmigen Absätzen obiges Schloß erbaut, so daß es rückwärts in die Stromschlucht, vorwärts in ein weites fruchtbares Tal blickte. Es gehörte dem Fürsten von Horn und Overick, einer Familie, die ihre Herkunft von den Grafen von Heristal, den Ahnherren Karls des Großen ableitete, und ausgezeichnet war durch Vornehmheit und Stolz. Der regierende Fürst des Hauses Horn, welcher seines Bruders, des Grafen Anton halber seit einiger Zeit dies Schloß bewohnte, war an jenem Vormittage zur Jagd hinaufgeritten in den Wald, und Graf Anton war allein zurückgeblieben. Ein Fremder konnte nicht leicht entdecken, was es mit diesem Grafen Anton für eine Bewandtnis habe. Sein Bruder, der Fürst, verkehrte äußerst liebevoll mit ihm, ließ ihn aber allem Anscheine nach nur ungern aus den Augen, und nur

ungern mit Fremden in Berührung kommen. Das Schloß war auf drei terrassenartigen Bergesabsätzen erbaut, und Graf Anton bewohnte den höchsten dieser Schloßabsätze, welcher nur durch eine steinerne Treppe mit den beiden tieferen Schloßteilen in Verbindung stand. Auf der Höhe dieser Treppe schloß ein eisernes Gitter diese Verbindung, und dies Gitter war niemals offen. Es schien, als führe nur der Fürst und der Kastellan einen Schlüssel dazu. Den Grafen Anton sah man nie herabkommen, und dessen Dienerschaft, welche allerdings überflüssigen Raum in diesem obersten Schloßteile hatte, mußte stets durch einen Klingelzug den Kastellan herzurufen, wenn einer oder der andere derselben herabsteigen wollte. Diese Zurückgezogenheit des Grafen Anton war bei dessen unzweifelhaft gutem Vernehmen mit dem regierenden Fürsten doppelt befremdlich, da jedermann wußte, welch ein unternehmender, Jagd und Krieg liebender Herr der junge Graf früher gewesen sei. Er hatte im Heere des Kaisers gedient und war als wilder Reitersmann allgemein bekannt gewesen. Zudem mochte er etwa zweiundzwanzig Jahr alt sein, er war hoch und kräftig gewachsen, er war bildschön, und hatte also alle Berechtigung auf Lebensgenuß. Nur seine Gesichtsfarbe war auffallend bleich.

Der Herr und die Dame, welche ihn jetzt am Rande der mit Steinfliesen belegten Terrasse erblickten, waren Fremde. Ein rasch hereinbrechendes Wetter hatte sie mit ihrem Gefolge in das Schloß genötigt. Der Kastellan hatte sie gastfrei aufgenommen, und als die Kraft gewinnende Mittagssonne das Wetter zerstreut hatte, wollten sie eben wieder aufbrechen gen Frankreich, wohin ihre Reise gerichtet war. Sie waren im Schloßteile der mittleren Terrasse beherbergt worden und waren jetzt nur vom Sonnenschein gelockt für einen Augenblick auf die Terrasse herausgetreten, um die Aussicht in das Maastal zu genießen, über welches herab der fliehende Regen hinsprühte, golden gefärbt und in einen

Regenbogen gesammelt durch die hinein scheinende Sonne. Bereits wieder zum Eintritt in die Schloßhalle sich wendend, erblickte die Dame den Grafen Anton über sich am Abhange der steilen Terrasse. Vielleicht hätte sie ihn erblickt auch ohne seinen Anruf, denn es sah auffallend und gefährlich genug aus, wie der schwarzgekleidete, hochgewachsene Mann dicht an den Rand der Terrasse trat und mit der Hand zu ihr hinabwinkte. Die Höhe der senkrechten Erdmauer betrug wenigstens zwei Stockwerk, und wer herabgefallen wäre auf die Steinplatten, der hätte wohl den Tod finden können. Es war also natürlich, daß die Fremde wie gebannt stehn blieb, als sie den Grafen über das Geländer steigen und bis dicht an den Abgrund treten sah. Er rief ihr zu, sie möge bleiben, und möge die Rosse, welche er im untersten Schlosse vorführen sehe, wieder abzäumen lassen. Er habe sein Lebtag keine solche Schönheit gesehn, und werde um keinen Preis den glücklichen Zufall, welcher sie hergeführt, so flüchtig entweichen lassen. Es wurden diese Worte mit heitrer Zierlichkeit und so eigentümlicher Bestimmtheit gesprochen, daß sie wohl auch in jeder andern Lage beachtet worden wären. Und die Veranlassung dazu war gerecht genug: die fremde Dame, welche Hut und Schleier und Übertuch in der Halle zurückgelassen, war von überraschender Schönheit. Volles Lockenhaar lichtbrauner Farbe fiel einfach gescheitelt um ein jugendlich frisches Antlitz auf die Schultern, welche bis an die Oberachsel frei und von breiten Spitzen wie schalkhaft in ihrer kräftigen Frische und Weiße gehoben waren. Starke Augenbrauen, ein kleiner Mund mit starken Lippen, lebendige dunkelblaue Augen, ein volles Kinn, welches in strotzender Fleischesfülle in Hals und Brust überging, und ein Halsband von großen weißen Perlen, welches kaum Platz zu finden schien, gaben ihr etwas Keckes und Unternehmendes. Und als dieser ihr eigne Ausdruck von der Angst befangen wurde, den jungen Mann in so gefährlicher Stellung zu sehn,

da gewann dies in kostbares Gewand nach damaliger Mode weit eingehüllte Frauenbild einen gar anziehenden Ausdruck. Sie schwieg zu des Grafen Anrede, aber sah unverwandt zu ihm hinauf, der von der Sonne beschienen mit glühenden schwarzen Augen wie ein königlicher Raubvogel über ihr scheinbar in freier Luft verharrte. Wirklich lehnte er sich auch dergestalt mit dem Oberkörper über, daß der Anblick von Minute zu Minute gefährlicher wurde.

Unter solchen Umständen fand das obige Gespräch statt, und als die Fremde sich nach dem herbeieilenden Kastellan umwendete, nahm der Graf dies für ein Zeichen des Mißwollens und trat, als ob er eine Treppe hinabschritte, auf deren regelmäßige Stufen man den Blick nicht zu werfen brauche, mit dem rechten Fuße auf einen schmalen letzten Sims, der eine Stufenhöhe tiefer unter dem Rande der Terrasse angebracht und dessen Gestein von Luft und Regen verwittert, ja stellenweise schon ausgebröckelt war. Es hatte das entsetzliche Ansehn, als ob er nur eben geradhinab schreiten wolle. — „Wenn Ihr geht, fremde Schöne," rief er dazu, „so folge ich Euch auf diesem geradesten Wege!"

Die Fremde hob wie abwehrend beide Hände in die Höhe, und in der also entstehenden Pause gewann der Kastellan Zeit herbeizukommen und hinaufzurufen: „Gnädigster Herr Graf, die edle Dame tritt nur in die Halle, um ein Mahl einzunehmen, und wenn Ihr daran teilzunehmen wünscht, so wird sie dem erlauchten Bruder des Schloßherrn ihre Gesellschaft schwerlich versagen, und ich eile dann mit Erlaubnis derselben, Euch den regelmäßigen Weg herabzugeleiten."

„Du lügst, Kastellan," rief er, in seiner gefährlichen Stellung dergestalt verharrend, daß von seinem fest auftretenden rechten Fuße bereits feines Geröll des zerfressenen Simses herabrieselte zu den gepeinigten drei Personen. — „Schwöre mir, daß du nicht lügest!"

„Ich schwöre es, gnädigster Herr Graf!“

„Und die Dame möge mir durch ein gnädig Wort versichern, daß sie mich erwarten wolle!“

Die Dame schwieg und sah vor sich nieder auf die Steinplatten. Sie schien erschreckt und beleidigt zu sein durch die Zudringlichkeit.

„Sagt ja,“ flüsterte ihr Begleiter, „der Sims bricht unter seinem Fuße, und er verstümmelt oder tötet sich im Fall von dieser Höhe!“

„Sagt ja,“ flüsterte der Kastellan, „es ist ihm fürchterlicher Ernst!“

„Ist er von Sinnen?“ fragte die Dame.

„O nein!“ erwiderte der Kastellan, „er ist nur von so heftiger, herrischer Art. Eine plötzlich erwachte Leidenschaft verblendet ihn über alles, und Widerspruch reizt ihn zum Unglaublichen.“

„Ich erwarte Euch!“ rief hierauf die Dame entschlossen und winkte ihm mit der Hand. — Sie schritt in die Halle zurück, und der rasch wechselnde Ausdruck ihres sonst so gleichmäßig kecken und zuversichtlichen Angesichtes verriet, daß ein ungewöhnlicher Kampf in ihrem Innern ausgebrochen sei. Wer möchte bezweifeln, daß sie geschmeichelt war von der so plötzlich erregten und der so verwegen angekündigten Neigung des schönen Grafen! Was unsern Wert verkündigt, das hören wir scharfhörig aus dem wirrsten Getümmel heraus! Aber sie war noch zu jung, noch zu unerfahren in den oft unbesiegbaren Hindernissen einer Neigung, daß sie über die drohende Zudringlichkeit des Grafen nicht stolze Entrüstung empfunden hätte. Ist es mehr als eine freche Aufwallung, flüsterte eine Stimme in ihr, so wird er dich zu finden wissen! Und daß du nach Frankreich gehörest, wird nicht zweifelhaft bleiben! Ist ihm Frankreich für die Mühe der Durchforschung zu groß, so ist auch mein Stolz zu groß für eine flüchtige Neigung!

Sie forderte also ihren Begleiter auf, unverweilt mit ihr abzureisen, und ließ sich auf keine weitere Unterhandlung ein mit dem bestürzten Kastellan, sondern schritt ohne weiteres die Treppe nach dem untersten Schloßteile hinab, ließ sich den leichten Reisemantel überwerfen, ließ sich auf ihr Roß heben und sprengte zum Schloßtore hinaus, die Richtung gegen Süden einschlagend.

Der ihr zu- und nachsehende Kastellan war nicht sowohl über ihre jähe, sein Versprechen zerstörende Abreise bestürzt, als über die gefährliche Stellung, welche ihn nun dem jungen Grafen gegenüber erwartete. Dieser war ihm vom Fürsten auf die Seele gebunden nicht nur insofern, daß er nicht entweichen, sondern auch, daß ihm nicht das geringste Widerwärtige begegnen sollte. Letzteres war nun offenbar vorhanden, und bei Graf Antons jäher Gemütsart stand das Ärgste zu erwarten, sobald dieser, der schon am Treppengitter harrte, die treulose Abreise der Fremden erführe. — In großer Not schritt der Kastellan die Treppe hinauf und versuchte Mitteilung und Unterhaltung einzuleiten, bevor er das Gitter öffnete. Aber Graf Anton verhinderte dies dadurch, daß er in einem Atem und mit immer steigender, heftiger Hast die Öffnung des Gitters verlangte. Um nur einen so nahe drohenden Ausbruch zu beschwichtigen, schloß der Kastellan auf. Die Tür des Gitters öffnete sich nach ihm zu, und ehe er sie weit genug aufmachen und auf die Seite treten konnte, hatte der heftig zudringende Anton ihn mit der Tür niedergeworfen und war die Treppe hinabgesprungen.

Der Kastellan folgte ihm so rasch, als er konnte, denn er war bejahrt und nicht mehr rüstig. Spät erst fand er den im Schlosse umhersuchenden Grafen, der bereits die Wahrheit argwohnte und ergrimmt den Degen zog. Kaum hatte der Kastellan Zeit ihm vorzustammeln, wie es zugegangen sei, daß sein Schwur eine Täuschung geworden.

„Binnen fünf Minuten ist das rascheste Pferd gesattelt

für mich, oder du bist des Todes!" war Graf Antons Entscheid auf alle Einrede, und der alte Kastellan wußte nur zu gut, daß wie dem Blitz der Donner die Tat dem Worte unausbleiblich folgen werde, wenn die Willfahrung ausbliebe. Was war zu tun? Sein Herr, der Fürst, werde allerdings außer sich sein, wenn der so sorgfältig behütete Bruder hinausgelassen sei in die Welt. Das war aber, da Graf Anton einmal außerhalb seines Gitters und einmal in aufgeregtem Zustande, doch nicht mehr zu verhindern. Nur das Leben des Kastellans war außerdem verloren, ein Mord werde auf die Seele des jungen Herrn geladen, und dieser gerate allein und ohne schützende Begleitung in die gefürchtete Welt hinaus. Der Kastellan entschloß sich also, zu willfahren und den Grafen selbst zu begleiten. Mit ihm also, denn Anton verließ ihn keinen Augenblick mehr, bestellte er im untersten Hofe zwei Pferde und hatte keine andere Hoffnung mehr, als daß der Fürst unerwartet früh von der Jagd zurückkehren und die Schlichtung der Sache selbst übernehmen könne. Aber auch dies hoffte der treue Diener nur eine Minute, und als man wirklich von den Waldbergen herab die Jagdhörner vernahm, griff er hastig neben dem Grafen selbst mit zu, die Pferde fertig zu machen. Er fürchtete mit Recht, daß bei rechtzeitiger Ankunft des Fürsten der Streit zwischen diesem und dem Bruder entbrennen und zu einer die Familie Horn in ihren edelsten Teilen bedrohenden Katastrophe führen könne. Es war ihm entsetzlich, daß die Jagdhörner näher und näher kamen, und er trieb selbst dazu, sich auf die erst mangelhaft gesattelten Pferde zu werfen.

„Wohinaus ist sie?" fragte Anton, als sie auf die Landstraße kamen, welche sich in zwei Arme, rechts nach Brüssel, links nach Maubeuge, trennte.

„Ich glaube nach Brüssel!"

Der Graf hatte sein Pferd angehalten und sah aufmerksam auf den sandigen Weg, welcher kurz vorher vom

Regen übergossen worden war. „Du lügst wieder,“ sprach er darauf, langsam einige Schritte hinreitend, „die frischen Hufesspuren führen hierhin, alle hierhin! Nach Frankreich sind sie! Vorwärts!“

Und in sausendem Rosseslaufe flog er dahin. Der alte Kastellan folgte ihm auf dem Fuße, nichts vor Augen habend, als daß die Brüder jetzt nicht zusammentreffen dürften. Auf diesem Wege nämlich konnte es eine Viertelstunde weit noch geschehen, die Jagdhörner drangen bergabwärts kommend immer näher an die Straße, und zum Teil um dies zu vermeiden, hatte er vorhin ohne weiteres die Straße nach Brüssel vorgeschlagen.

Ein Zufall aber schien eine ganz andere Auflösung herbeiführen zu wollen; dicht an der Biegung, wo sich die Straße vom Walde entfernte, machte das Pferd Antons über eine kleine Erhöhung des Weges hinauf, gespornt von seinem Reiter, eine heftige Anstrengung zu erhöhter Schnelligkeit und zeigte sich plötzlich wie im Handumkehren seines Reiters ledig. Der mangelhaft umgegürtete Sattel war von dem Ruck aus seiner Lage gewichen, und Graf Anton, dessen nicht gewärtig und nicht durch erhöhte Schlusseskraft dagegen wirkend, hatte seinen Sitz verloren und war an die Erde geflogen. Das flüchtige Roß wendete sich sogleich in großem Bogen wieder heimwärts nach dem Schlosse, und der Kastellan, welcher sein Pferd parierte, schöpfte mitten in all der augenblicklichen Furcht, der Graf könne verletzt sein, doch ebenso augenblicklich neue Hoffnung und war einen Moment willens, auch sein Pferd laufen zu lassen, um solchergestalt die rasche Verfolgung der Fremden unmöglich zu machen und durch diese Unmöglichkeit den Grafen auf andere Gedanken zu bringen.

Dieser aber, in welchem der einmal gefaßte energische Wille alles andere hintansetzte, erhob sich rasch vom Boden und befahl, obwohl am Kopfe blutend, dem Kastellan ohne Zögern, abzusteigen und zu Fuß nach Maubeuge zu folgen.

„Dort in der Herberge zum wilden Manne“, setzte der Graf hinzu, indem er sich aufschwang, „wirst du Nachrichten von mir finden, Nachrichten, wohin du Barschaft und Papiere, welche auf meinem Zimmer liegen, zu senden habest. Du wirst dies ohne Wissen meines Bruders tun. Geschieht es genau so, wie ich dir's hier aufgebe, so erwirbst du dir meinen Dank und meine spätere Fürsorge, dich in den Augen des Fürsten zu rechtfertigen. Geschieht es nicht, und handelst du im mindesten gegen mein Entkommen, so bist du nicht nur unserm Hause verantwortlich für alles wahrscheinlich daraus entstehende Unglück, sondern wirst auch unfehlbar von mir selbst an Leib und Leben gestraft. Lebe wohl!“

Nach diesen Worten jagte er weiter, und es gelang ihm in der Tat, gegen Abend in der Gegend von Philippeville den Fremden so weit nahe zu kommen, daß ihm ein Bauer sagen konnte, eine Reisegesellschaft, wie er sie beschreibe, sei vor einer Viertelstunde des Weges dahergeritten. Mit erneuter Hast jagte er also weiter, in den Wald hinein, der vor ihm lag, und in welchem er sie aller Wahrscheinlichkeit nach einholen mußte, da sie der einbrechenden Dunkelheit halber langsam reiten würden. In diesem Walde aber, wo der Tagesschimmer früher erlosch, wurde seine Aufgabe plötzlich sehr schwer; es teilte sich dort die Hauptstraße nach Frankreich. Links führte sie über Marienbourg, Couvin, nach Rocroy, rechts über Philippeville und Beaumont nach Maubeuge. Letztere war die größere, aber längere, und jene auf Rocroy zu war die weniger gangbare, aber kürzere. Als er an den Kreuzweg kam, ritt er eine Strecke rechts hin, um über die nächste Biegung des Wegs hinaussehen zu können, soweit es die Dunkelheit gestattete. Er entdeckte nichts, kehrte um und versuchte dasselbe auf dem linken Wege. Auch hier entdeckte er nichts, und es ward immer dunkler. An den Scheidepunkt zurückkehrend, wollte er, was er in der ersten Hast vernachlässigt, an den Hufesspuren sich unter-

richten, und stieg zu dem Ende vom Pferde. Aber teils war der Boden hier harter Kies, dem der Huf sich nicht stark genug eindrückt, teils wurde es zu dunkel, teils waren auf der besuchten Heerstraße rechtshin wie linkshin gleich viel und gleich frische Spuren zu entdecken. Umsonst versuchte er nun, durch aufmerksames Horchen die Richtung eines zahlreichen Reisezugs zu erfahren, der wirklich gar nicht weit von ihm entfernt war, von dem er sich aber, wenn er hier den falschen Weg einschlug, unnahbar entfernte. Er vernahm nichts; rechts und links war anfangs Totenstille des Waldes, dann störendes, eintöniges Geräusch eines Holzhauers, der bei einbrechender Nacht einen Baum stehlen mochte. Er mußte sich also auf gut Glück entscheiden, und er entschied sich für die Straße rechter Hand, vermutend, die Fremden würden in dem nahen Philippeville übernachten. — Die Tore der Festung Philippeville waren indessen bereits geschlossen, als er ankam, die Wachen waren gewechselt, er konnte weder hinein, noch konnte er etwas über seine Reisenden erfahren; was er bisher nirgends vermocht hatte, das mußte er hier; sich in Geduld fassen, und einer großen, den einzelnen riesig ansehenden Unvermeidlichkeit gegenüber bringt auch der heftigste Mensch die Geduld zuwege.

Man sagt sonst, und wohl meist mit gutem Rechte, das Glück lasse sich erobern durch rasche Verwegenheit, durch zweifellose Zuversicht dessen, der es erobern wolle, denn das Glück sei unsers eignen Herzens Kern, nicht aber etwas Fremdes und Zufälliges. Graf Antons Schicksal bestätigte dies zunächst nicht; der rechte Weg, den er eingeschlagen, war nicht der richtige, sein Stern zog auf dem linken nach Frankreich hinein, und es war nun keine Aussicht vorhanden, daß sie sich je wieder begegnen würden. Die eilige Einkehr auf dem Schlosse, durch Unwetter veranlaßt, der kurze, gestörte

Aufenthalt, die eilige Abreise, durch Liebesunwetter herbeigeführt, hatten der Fremden und ihrem Begleiter nicht Zeit und Gelegenheit verschafft, sich nach dem Namen des Schlosses und Besitzers zu erkundigen. So fehlte es also beiderseitig an Merkmalen für ein absichtliches Wiederauffinden. Und doch erfuhr Jeanne — mit diesem Vornamen redete sie zuweilen ihr Begleiter an — von Tagereise zu Tagereise, daß jene widerwärtige Heftigkeit und Zudringlichkeit des jungen Mannes immer blasser wurde in ihrem Herzen neben den feurigen Augen und der prächtigen Gestalt desselben. Konnte es nicht wirklich eine wunderbar erwachte, wunderbar heftige Neigung sein, die ihn trieb zu so greller Äußerung? „Mein Gott, solche Neigungen," sagte sie mit einem ihr eigentümlichen Anfluge von Humor, „solche Neigungen werden alle Tage seltener, und du hast dich recht kindisch und wie ein Püppchen aus der Provinz betragen und siehst nun am Ende deinen echten, dir vom Schicksal zubestimmten Ritter nimmer wieder, und all die romantischen Hoffnungen der Seele schrumpfen zusammen in den Armen eines wohlerzogenen Edelmanns, der dir nicht mißfällt, und an dem der Vater nichts auszusetzen hat."

Ihr Begleiter, namens Renard, erwähnte gegen Erwarten des flüchtigen Abenteuers auf dem belgischen Schlosse plötzlich noch einmal, als sie schon den Montmartre vor sich sahen, also nahe bei Paris, dem Ziel ihrer Reise, waren. Er schien einen tiefen, innern Abscheu vor dem jungen Grafen zu empfinden, wie man an Tieren bemerkt, daß sie in Zittern und Wut geraten, wenn ihre Todfeinde, ob auch unsichtbar und mit den bekannten Sinnen nicht wahrnehmbar, in ihrer Nähe sind. Er nannte den jungen Mann ein wildes Tier, das man in eisernem Käfige streng bergen müsse, und Fräulein Jeanne mußte ihm ähnliche Bezeichnungen eines unbegründeten Abscheus verweisen. Dergleichen schien übrigens seiner gewöhnlichen Äußerungsweise ganz fern zu liegen: er

gehörte vielmehr zu jenen vorsichtig und geheimnisvoll auftretenden Wesen, welche damals, in den ersten Jahren der Regentschaft des Herzogs von Orleans, in Paris erschienen, und welche an die Stelle der klassischen Pracht unter dem endlich verstorbenen Louis XIV. den romantischen Reiz einer mysteriösen Glückswelt zu setzen wußten. Der bekannte Law, mit welchem unsre Reisende in naher Verbindung waren, stand an der Spitze dieser neuen Welt. Dieser Welt wurde von einem kleinen Teile des stolzesten Adels nachgesagt, sie bestehe entweder aus Juden und Zigeunern oder aus Teufelsgespenstern. Von manchem strengen Seigneur aber wurde sie als Nachkommenschaft einer verschollenen und in alle Länder verstreuten arabischen Grandezza bezeichnet und respektiert.

Es war Abend geworden, ehe unsre Reisende langsam reitend bis in das Innere der Stadt gekommen waren. Sie lenkten in die Straße Quimcampoir und nach einem Hause, welches nach der Straße nur eine unbedeutende niedrige Front mit einem großen Torwege zeigte. So waren alle größeren Hotels im damaligen Paris beschaffen, unscheinbar nach außen und nur nach innen Hof, Palast, Garten, feudalherrliche, eigenmächtige Welt darstellend. Indessen loderten doch vor diesem Hotel große Pechpfannen und zeichneten es aus unter den Umgebungen. Die Torflügel waren offen, und Wagen wie Portechaisen drängten sich ein und aus. Jenseits des Hofes glänzte das eigentliche Wohnhaus der Herrschaft in voller innerer Beleuchtung, Pechpfannen und Fackeln erhellten flackernd den Hof, in Ponceaurot und Gold gekleidete Diener liefen zahlreich hin und her, und einer derselben eilte hastig nach dem Wohnhause hinauf, als er der Reisenden ansichtig wurde. Andere Diener sprangen herzu, um Fräulein Jeanne sich dienstreich zu erweisen.

„Ah," sagte Renard halblaut zu dieser, „es ist noch alles in gutem Gange bei Herrn Law!"

„Aber warum sollte es nicht, Renard? Du bist ein wunderlicher Hypochonder: die verwegensten Pläne stets im Kopfe führend und doch im Herzen ohne das natürlichste Vertrauen auf einen Hausstand, auf eine wohlbegründete, bürgerliche Existenz.“

„Wohlbegründet! Was ist wohlbegründet in der Welt? Was ist gar wohlbegründet in diesem Frankreich seit dem Tode des großen Ludwig?!“

„Ich glaube gar, du bedauerst den Untergang der steifen, strengen Ludwigswelt?“

„Daß ich verblendet wäre! Gehaßt habe ich sie stets! Sie verschloß alle Spekulation, aber je weiter ein Kaufmann seine Spekulationen ausdehnt, desto sorgfältiger, desto furchtsamer sieht er sich die Welt an, mit welcher er's zu tun hat. Was ist echt, was ist fest? Wer weiß es! Wenn der Herr Regent morgen stirbt, kriegt die Welt andere Augen, der Verkehr andre Gesetze, und das plumpe Gold wird vielleicht wieder Gold!“

„Aber der Regent ist kerngesund und guter Dinge!“

„Kann sein! Wer weiß das?! Der Mensch stirbt hundertmal, denn hundertmal ändert er seine Gedanken — da kommt die Frau Mutter! Die Frau Mutter ist immer zärtlich.“

Eine starke Frau in großem Putz kam wirklich in Hast aus dem Hause und die Haustreppe herab, welche Jeanne und Renard eben hinaufstiegen. Unter lebhaften Ausrufungen, die mehr von gutem Herzen als von gutem Tone eingegeben waren, begrüßte und umarmte sie ihre Tochter dergestalt, daß sie sich an deren staubigen Reisekleidern den prächtigen Anzug beschmutzte und zerdrückte. Beim eiligen Hinaufziehen der Tochter nach der Haustür trat sie sich sogar auf das Atlaskleid und riß ein fröhliches Loch in die Spitzengarnierung von großem Werte. Gleichzeitig kamen von der andern Seite der Freitreppe zwei Gäste des Hauses vor der Haustür an

und wurden Zeugen dieser Szene, die sie in verschiedenem Sinne zu erfreuen schien. Sie hatten beide ein leichtsinnig Ansehen, schon dadurch, daß sie sich Freiheiten in der Haartracht erlaubten, die damals noch nicht gewöhnlich waren. Die Perücken aus Ludwigs XIV. Zeit waren noch in einer Krisis begriffen und schwankten zwischen Sein und Nichtsein. Die beiden Kavaliere aber zeigten sich in dreisten Schwedenköpfen, der eine im blonden Krauskopfe, der andere in glattem schwarzen Haare. Für den Kenner wäre dies und ihr Hinblick auf die mütterliche Zärtlichkeit wohl ein Zeichen gewesen, daß sie diesem Hause keinen strengen Stil zutrauten oder es keines strengen Stils würdigten. Besonders der Schwarzkopf schien die Zärtlichkeit vor der Haustür frech zu bespötteln. Er richtete auch seine Begrüßung zunächst an die Mutter, welche ihn indessen gedankenlos kurz abfertigte. Der blonde Krauskopf dagegen wendete sich an Jeanne, und es schien, als ob er genau mit ihr bekannt und ihr lebhaft zugetan sei. Er hieß Chevalier von Milhe und war seinem Begleiter, dem Marquis von Broglio, an Rang und Ansehen bei weitem untergeordnet. Beider Familien stammten indessen aus Italien, und vielleicht waren sie dadurch einander näher gekommen, vielleicht war auch die Kameradschaft nur ein Ergebnis damaligen Stils: durch den Sinn des Regenten und aus Überdruß an der so lang herrschend gewesenen Etikette des Standesunterschiedes waren in den ersten Jahren der Regentschaft lustig alle Standesunterschiede durcheinander gewirrt worden. Es fiel gar nicht mehr auf, daß der Marquis von Broglio Arm in Arm mit einem kleinen Edelmanne ins Haus eines bürgerlichen Parvenüs ging.

Dieser Parvenü war freilich der absonderlichste, den Frankreich, vielleicht Europa damals besaß. Broglio und Milhe, welche die Damen bis zu deren Zimmern begleitet und sich dann von ihnen verabschiedet hatten, fanden diesen Emporkömmling in den glänzend staffierten Gesellschafts-

räumen; er war umgeben von Herrn und Damen aller Stände, bewundert von aller Welt. Man drängte sich um ihn, man erzählte sich feurig, was er geäußert, kurz man betrug sich, als ob die Welt der Prinzen und Herren und Bürger total umgekehrt worden sei. In der Tat war eine Reaktion eingetreten: wie man sich vor kurzem noch nur dem gefeiertsten Fürsten Europas gegenüber benommen hatte, so benahm man sich jetzt einem Emporkömmlinge gegenüber. Und Prinzen wie Prinzessinnen standen an der Spitze dieser Reaktion, nicht eines Prinzips wegen, dessen sie sich bewußt gewesen wären, denn sie waren im Grunde noch ganz dem Prinzip der herkömmlichen Etikette angehörig, nein, einer Mode wegen, die vielleicht auf tiefer historischer Notwendigkeit beruhte, die aber zunächst nur von dem Regenten ausging und von dem natürlichen Bedürfnisse geistreicher Menschen unterstützt wurde, von dem Bedürfnisse, die Welt einmal aus anderem Standpunkte zu betrachten. Der Herzog von Orleans, damaliger Regent von Frankreich, war ein genialer Mann, und seiner eigenen Beschaffenheit gemäß ließ er auch mancherlei geniale Bestrebung gewähren. Sein Wesen war übersättigt von der ringsum geschlossenen Form, welche bis daher in Frankreich geherrscht hatte, und er öffnete aller Spekulation die Tür. Deshalb kann man sagen, die Revolution habe in Frankreich begonnen von dem Augenblicke an, da Ludwig XIV. die Augen schloß. Gleich das Testament desselben, welches die Regentschaft des Herzogs von Orleans behindern sollte, ward umgestoßen, und als nächster Schritt gründlicher Umänderung folgte die Einsetzung von Konseils, welche die Ministerien in die Rolle bloß folgsam ausführender Behörden zurückdrängten, und welche einen Übergang bilden konnten zu gemischter und mehrfach kontrollierter Regierungsform. Dazu traten die sogleich ausbrechenden Kämpfe mit der römischen Staatskirche, welcher nicht mehr die antinationale Einmischung und Herrschaft gestattet wurde, und diesen

beiden wichtigen Änderungen folgte die ebenso wichtige und in ihren nächsten Folgen am auffallendsten wirkende Reform des Finanzwesens, welches der verwegensten Spekulation preisgegeben wurde.

Der Held dieser Spekulation, der Held aller praktischen Genialität war dieser Emporkömmling namens Law, dessen Haus täglich angefüllt war mit vornehmen und mächtigen Leuten. Es war ein großer, schöner Mann mit ausdrucksvollem Gesicht. Man wollte bemerken, daß dieser Ausdruck zuweilen entstellt werde, bald durch ein unverkennbares Lauern, bald durch eine gewisse Brutalität. Beides erscheine jedoch nur zuweilen, und da die meisten Frauen erklärten, er sei schön und interessant, so ward jene Bemerkung von keinem weitern Gewicht. Über dem linken Auge hatte er eine Narbe, und bei näherem Zusehen schien es, als ob der Blick dieses Auges matter sei als der des rechten, welches in seiner Größe und Schwarzbläue eine durchbohrende Gewalt hatte. Dieser Fehl sollte von einer Mißhandlung herrühren, welche ihm in Italien widerfahren sei. Überhaupt war man über seine Herkunft und seine Lebensschicksale im Streit, und dadurch wurde das Interesse an ihm nur erhöht. Unter demjenigen Teile des vornehmen Adels, welcher streng am Stile des verstorbenen Königs hielt, hatte er entschlossene Feinde. Sie erzählten spöttisch, er sei der liederliche Sohn eines Goldschmiedes in Edinburg, der das kleine Vermögen seines Vaters gemein durchgebracht und dann von Spiel- und Schurkereien gelebt habe. Damals schon habe er dem schottischen Parlamente sein nichtswürdiges System des Papiergeldes vorgeschlagen, sei aber trotz augenblicklicher Geldverlegenheit des Parlaments abgewiesen worden mit dem Bemerken, eine Anstalt, die den Kredit gewaltsam auf Erdichtungen gründen wollte, sei unmoralisch, gesetzwidrig und für den Staat gefährlich. Darauf habe er durch einen Sekretär des Marschalls Turenne an den Kontrolleurgeneral Pelletier schreiben

lassen, er wisse ein Mittel, den König zu bereichern und ihn vor jeder Empörung der Untertanen sicherzustellen. Aber unter dem großen Könige sei solche betrügerische Scharlatanerie mit Unwillen abgewiesen worden, und es sei dem leichtsinnigen Regenten vorbehalten gewesen, dergleichen Schwindelei in Ansehen zu bringen! Noch mehr: die Frauensperson, welche er in Paris als seine Frau vorstelle, und welche sich durch schlechte Manieren zum Ergötzen der Roués auszeichne, sei eine gewöhnliche Dirne, die er einem Engländer entführt habe. „Und in solcher Gesellschaft," setzte ein eisgrauer Herzog hinzu, welcher dies alles dem Marquis von Broglio und dem Chevalier von Milhe vorgehalten hatte, „findet man heutigentags die französische Noblesse!"

„Seit wann zählen Sie sich nicht mehr zu dieser Noblesse?" fragte lächelnd Broglio, indem er auf die Gruppe von Herren und Damen blickte, die zwei Schritte von ihm Law umgab.

„Ich zähle mich nicht dazu," erwiderte mit lauter Stimme der alte Herzog, „wenn ich törichter Neugier halber meinen Fuß über diese Schwelle gesetzt habe."

Law, der diese Worte gehört haben konnte, richtete seine Augen auf den Herzog von Havré, welcher sie gesprochen, und es entstand eine allgemeine Stille. Man machte sich auf eine Szene gefaßt, besonders da Law langsamen Schrittes auf den Herzog zuschritt. Während aber dies geschah, und noch ehe sich eine Unterredung entspinnen konnte, welche den unterhaltungslustigen Franzosen ein pikantes Vergnügen zu werden versprach, da Law als sehr klug und scharf sprechend, der Herzog von Havré als ein geistvoller Vertreter des stolzen Adeltums bekannt war — öffneten sich die Flügeltüren, und eine neue Erscheinung nahm alle Aufmerksamkeit, auch Laws selber in Anspruch. Diese Aufmerksamkeit galt nicht bloß dem höchst auffallenden Äußern des Eintretenden, sondern der Bedeutung dieses Mannes und der Bedeutung, welchen sein

Eintritt bei Law in diesem Augenblicke hatte. Ganz Paris wußte, daß der eintretende, furchtbar aussehende Mann keinen müßigen Besuch machte, und daß also seine jetzige Erscheinung wahrscheinlich einen Entscheid bringe über eine wichtige Stellung im Staate, welche für Law erwartet und von der ganzen alten Partei auf Tod und Leben bekämpft wurde.

Ehe also der magre, in schwarze Farben gekleidete Mann, dessen abschreckend häßliches, dunkelfarbiges Gesicht von buschigen schwarzen Augenbrauen und kohlschwarzer Perücke furchtbar beschattet wurde, näher bezeichnet werden kann, muß über die politische Stellung Laws einiges Nähere mitgeteilt werden. Ob der Ursprung und die frühere Geschichte dieses Mannes so gewesen sei, wie der Herzog von Havré geäußert hatte, mag auf sich beruhen. Ebenso der weitere Verlauf Lawscher Lebensgeschichte, von der seine Feinde aussagten, sie habe in Italien unter lauter unwürdigen Verhältnissen weitergespielt. Er sei aus Venedig und Genua gejagt worden, weil er den jungen Kavalieren durch wunderliche und gewiß betrügerische Zahlenkombination das Geld abgewonnen habe. Im übrigen Italien sei er darauf umhergeschweift und habe sich durch abenteuerliche Wetten und andre raffinierte Schelmereien ernährt. Endlich sei er auch nach Turin gekommen und habe dem Herzog von Savoyen sein berüchtigtes Finanzsystem vorgelegt. Der Herzog aber habe sogleich daraus ersehen, daß es sich darin am Ende nur darum handle, nach und nach alles Geld aus dem Lande zu ziehen, und habe ihn geradezu gefragt, wie denn die Untertanen, wenn sie alles baren Geldes beraubt wären, noch ferner welches liefern sollten in Steuern und Abgaben? Und ob denn ein Fürst andern Reichtum auf die Dauer haben könne als den Reichtum seiner Untertanen? Diese Frage habe den frechen Menschen außer Fassung gebracht, und er habe das Land des Herzogs eiligst verlassen.

Diese Vorgeschichte wurde von Laws Freunden bestritten

und anders erzählt, gewiß war nur, daß er nach Paris gekommen war und noch unter Ludwig XIV. zum zweitenmal seine Finanzpläne vorgelegt hatte, ohne auch bei diesem zweiten Male Gehör zu finden. „Natürlich!“ schrien seine Freunde, „das Finanzwesen war bis daher ein plumpes und geistloses, und es bedurfte zu dessen Reform genialer Einsicht! Dem Regenten ist diese Reform vorbehalten! An den Regenten hatte sich denn auch Law unverzüglich gewendet. Der Regent hatte Laws Pläne dem Herzoge von Noailles, welcher zu Anfang der Regentschaft der wichtigste und tüchtigste Staatsmann war, zur Prüfung vorgelegt, und dieser hatte sie allerdings auch, nachdem er sie mit Sachverständigen geprüft, zurückgewiesen. Aber hierbei war sogleich Laws Geschicklichkeit in günstigem Lichte erschienen: er hatte bescheiden erwidert, daß er wohl einsehe, man müsse erst Vertrauen zu ihm haben, ehe man seinen weitreichenden Plänen Vertrauen schenken könne. Er wolle also zunächst nur ein einfaches und zweifellos sichres Institut vorschlagen und sich selbst dabei mit der ansehnlichen Summe von 300000 Livres beteiligen. Dieses Institut war eine Bank, welche für Handel und Wandel den Geldumsatz erleichtern solle. Sie sollte aus sechs Millionen Livres Fond bestehen, und dieser Fond werde durch Zusammentritt einer Aktiengesellschaft gebildet werden. Die Aktie sollte 1000 Livres hoch sein, und jedermann, der Vertrauen habe, könne sich dabei beteiligen. Jedermann würde Vorteil davon haben mit Ausnahme einiger Bankiers, die sich jetzt für Wechsel eine hohe Provision zahlen ließen und mit Entstehung der Bank nicht mehr gesucht werden würden, da sich die Bank mit einer geringern Provision begnügen könne.

Dieser Vorschlag fand bei der Regierung Beifall, und es war im Frühjahre 1716 eine Bank errichtet worden mit Privilegien für Law und dessen Teilnehmer. Um den Kredit der Bank zu heben, denn als ungewöhnliche Einrichtung

werde sie dessen anfangs entbehren, setzte es Law durch, daß der königliche Schatz mit Bankbilletts zahle. Diese konnte man unverzüglich bei der Bank in bares Geld umsetzen. So geschah's, da dieser Umsatz in bares Geld prompt erfolgte, daß man Vertrauen faßte und sich allmählich daran gewöhnte, lieber die leichten Bankbilletts als schwere Metallmünze bei sich zu führen.

Von da an war Laws unverkennbares Streben dahin gegangen, die Bank zu erweitern, eine größere Masse Papiergeldes durch sie in Umsatz zu bringen und sie endlich zu einer königlichen erhoben zu sehen, die den ganzen Wert des Reiches in sich darstelle. Dazu mußten aber die Leiter des Staats erst solche sein, welche sich seinen Plänen durchaus geneigt zeigten, und der Herzog von Noailles vor allem mit denjenigen Ministern, die zu ihm hielten, mußte gestürzt werden. Laws Verbündete waren der Abbé Dubois, ein nicht minder verwegener Abenteurer, der es in rein politischer Sphäre durch Begünstigung des Regenten zu hoher Stellung und Macht brachte, und Voyer d'Argenson, der unter dem verstorbenen Könige Polizeileutnant von Paris gewesen war und diese Polizeistelle zu unerhörter Wichtigkeit erhoben hatte. Dem alten Könige und der Frau von Maintenon alle geheimen Dinge der Hauptstadt berichten zu können, war er unermüdlich beflissen gewesen, und um alles dem Könige Feindliche rasch und ganz unterdrücken zu können, hatte er die lettres de cachet aufgebracht. Vermöge dieser durfte nun jedermann ohne weiteres verhaftet und kriminell behandelt werden, während früher stets eine Vollmacht vom Parlamente dazu nötig gewesen war.

Durch diese Stellung, welche er mit erschrecklichem Eifer ausfüllte, war er der Großinquisitor von Frankreich geworden; man nannte ihn „den Satan", man fürchtete ihn wie den Satan. Und dieser Mann hatte es im Frühjahr 1718 dahin gebracht, daß Noailles und d'Aguesseau, die solid fortschreitende

Regierungspartei gestürzt, er selbst aber mit seinen Genossen an die Stelle gesetzt wurde, und dieser selbst von seinen Freunden gefürchtete d'Argenson, „le damné“, trat jetzt in Laws Salon in seiner schwarzen, stets schrecklichen Erscheinung.

Law selbst erschrak vor ihm, obwohl er seit langer Zeit in vertraulichem Bunde mit ihm war, und obwohl er günstige Nachricht von ihm erwarten durfte. Unsicherer, als es sonst in seinem Wesen lag, ging er dem schwarzen Minister nur einige Schritte entgegen; alle Welt wich aus dem Wege, und sie trafen wie ein paar Heerführer auf freiem Felde inmitten des freien Saals zusammen. Das Stillschweigen der Gesellschaft war immer feierlicher geworden, sogar an den Spieltischen ruhten die Karten, und an einem derselben blickte sogar die Marquise von Parabère, eine der lustigsten, unbesorgtesten Damen des damaligen Frankreich, mit gespanntem Auge auf die Szene. Bei dieser Stille konnte jedermann die Worte d'Argensons, obwohl er sie hofmäßig nur sehr schwach betonte, deutlich verstehen. Sie lauteten aber: „Seine Königliche Hoheit der Regent erwarten Herrn Law um neun Uhr im Palais Royal!“

Law blickte, wie jedermann in der Gesellschaft, augenblicklich nach der in prachtvoller Goldarbeit blitzenden Uhr des Salons — es fehlte nur noch eine Viertelstunde an neun Uhr. Er verbeugte sich also vor d'Argenson, um diesem anzudeuten, daß er sogleich aufbrechen wolle, und d'Argenson sprach: „Ich werde Sie begleiten.“ Nach diesen Worten machte er der Gesellschaft ringsum ein Kompliment und überlief dabei mit halb geschlossenem Auge sämtliche Anwesende, als ob er sie zählen und aufzeichnen wolle. Jedermann empfand, daß dieser Blick ihn gefunden habe, und während so jedermann einen Augenblick mit sich und seinem Verhältnisse zu d'Argenson beschäftigt war, hatte dieser mit Law den Salon verlassen.

Als ob ein Raubvogel, welcher eine Zeitlang über einer

Schar Geflügel in der Luft geschwebt und deren Aufmerksamkeit gebannt hatte, als ob ein solcher endlich verschwunden sei und nun alles wieder aufatmen könne, so kam nun erst wieder Leben in die Gesellschaft. Merkwürdig war's, daß man ohne allen Grund der Besorgnis für Law doch für ihn fürchtete, weil d'Argenson ihn zum Regenten zitiert hatte. Alle Sagen über Laws geheimnisvolle Vergangenheit tauchten mit einem Male auf, und man erzählte sich leise, er habe von England aus einen Mord auf dem Gewissen, der jetzt bei Laws plötzlichem Emporkommen von England aus zur Sprache gebracht sei. Dubois, den eine Gesandtschaft nach England geführt, habe ihn opfern müssen, um die Allianz Frankreichs mit England, welche dringend betrieben werde, zu erlangen. Man wußte, daß Dubois sonst Laws Verbündeter gewesen, aber man wollte jetzt genaue Kunde haben, daß er ihn um seiner eignen politischen Zukunft halber geopfert habe. Alle Parteien sprachen einen Augenblick unbefangen miteinander, denn d'Argenson war der alten Königspartei ebenso herkömmlich furchtbar wie der modernen Welt. Eine alte Dame neben der Marquise von Parabère am Spieltische flüsterte leise, ob nicht vielleicht von der Mutter des Regenten, der gröblichen deutschen Hoheit, ein Streich gegen Law ausgehen könne, sie habe offenbar ihr Auge auf den schönen Fremdling geworfen, „und Herr Law — Herr Law ist nicht der Mann, vor einer Zumutung zurückzuschrecken!" unterbrach die Marquise jene alte Dame.

Der Eintritt Jeannes brachte endlich die Gesellschaft auf eine andre Bahn. Diese Tochter Laws fand ungeteilte Gnade vor aller Herrenwelt, und ihre Mutter, deren Toilette nur notdürftig wieder in Ordnung gebracht war, diente allen Damen als Blitzableiter des gutmütig ausgedrückten und schlimm gemeinten Spottes. Madame Law war jeder Französin als eine Vertreterin des geschmacklosen weiblichen Englands unschätzbar und wurde mit Zuvorkommenheit überhäuft,

eine Zuvorkommenheit, welche nur Jeanne nicht täuschte, aber selbst den sonst so scharfsichtigen Law irreführte. Er hätte sonst seine Frau von der Gesellschaftswelt entfernt; die schmerzlich dabei leidende Jeanne konnte aber unter solchen Umständen nicht einmal mit einem vorlauten Rate hervortreten.

Der Chevalier von Milhe, welcher ernstliche Absichten auf Jeannes Hand hegte, hatte außerdem die Meinung verbreitet, diese Madame Law sei nur die Amme Jeannes, und das wichtigste Ereignis in Laws früherem Leben sei ein intimes Liebesverhältnis mit einer englischen Herzogin gewesen. Aus diesem Verhältnis sei ihm Jeanne und ein mörderisches Duell entsprossen, um deswillen er aus England habe flüchten müssen. Broglio pflegte dabei zu sagen, der Roman „Law und Kompanie" sei die Aktienbank des Chevalier, die Wahrheit sei gleichgültig, und es komme alles darauf an, ob das Papier Kredit habe.

Bei der französischen Galanterie hatte Jeanne, ein schönes, wohlgebildetes, heitres Mädchen, leichtere Stellung als selbst ihr Vater. Sie galt für den zweifellos echten Edelstein des Hauses, ja es bewarben sich außer Milhe, dessen Adel von leichtestem Gewicht war, mehrere stattliche Edelleute um ihre Hand, und da sie meist zugegen waren, so kam die leichte französische Gesellschaft bald über die gespannte Stimmung hinaus, welche d'Argensons Zitation hervorgebracht hatte. Man fragte Jeanne nach ihrer Reise, man scherzte über die Auskunft, als habe sie in der Pikardie eine Seigneurie in Augenschein nehmen und über deren Schönheit oder Nichtschönheit ein Urteil fällen sollen, und doch flüsterte man sich zu, daß dieser Law ein enormes Geld besitzen müsse, da er neben der Bank fortwährend auf Käufe ausgehe. So verging eine Stunde, und Law war plötzlich wieder mitten in der Gesellschaft, ehe man sich dessen versehen hatte. Alles drängte sich um ihn, und er teilte heitern Angesichtes die

Nachricht mit, die Lawsche Bank sei vom morgenden Tage an die Königliche Bank von Frankreich, stelle also den ganzen Wert des Reiches in sich dar.

Nachdem die Gratulationen sich Luft gemacht hatten, fuhr er in demselben Tone fort: „Meine Herrschaften, ich gratuliere Ihnen, daß Sie die ersten sind, welche davon und von dem, was damit zusammenhängt, und was ich Ihnen als Freunden meines Hauses sogleich mitteile, Kunde erhalten. Die Regierung hat nämlich neben meiner Bank eine neue Handlungsgesellschaft konzessioniert, welche den Namen ‚westindische Kompanie' trägt, und welche der ausgebeuteten europäischen Welt neue Kräfte und Hilfsmittel zuführen wird. Die Landstriche am Mississippi, welche von der Natur so verschwenderisch ausgestattet sind, sollen bebaut und in ein einträgliches Paradies verwandelt werden. Dieses Louisiana soll eine neue blühende Jugend Frankreichs werden. Von morgen an werden Aktien auf dieses Land ausgegeben werden, die Quadratmeile für den lächerlich geringen Wert von 30000 Livres. Es ist Ihnen vorbehalten, dem großen Publikum voraus sogleich hier Mississippiaktien zu zeichnen und sich Herzogtümer und Grafschaften mit Mahagoniwäldern zu sichern."

Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Mitteilung, und jedermann wollte zuerst in das Zimmer gewiesen werden, wo Renard bereit saß, die Aktienzeichnung formell in Empfang zu nehmen. Man umarmte Law, man nannte ihn das Genie Frankreichs, und sogar die, welche ihm bis daher abgeneigt gewesen waren, schienen geblendet zu sein. Indes hätte doch Law trotz der Million, welche im Handumkehren gezeichnet war, durch einige Äußerungen bestürzt werden können, wäre er nicht seiner Sache in betreff der sanguinischen Menschheit allzu sicher gewesen. Der Marquis von Canillac nämlich, ein Günstling des Regenten und bekannt als ein nüchterner, strenger Mann, der nur im Schuldenmachen für leichtsinnig galt, sagte ihm beim Weggehen so laut, daß es die ebenfalls

Abschied nehmende Gesellschaft hören konnte: „Herr Law, Sie haben mir mein System gestohlen, um Geld zu verdienen. Ich mache Billetts, und bezahle sie nicht; Sie werden es ebenso machen. Ich fordre mein System zurück; es ist mein Eigentum.“

„Das ist wenigstens eine originelle Art, sich zum Kompagnon anzubieten!“ erwiderte Law mit lachender Unverschämtheit, und die Gesellschaft stimmte ein in dieses Lachen. Aber während dieses Gelächters sagte ihm der Marquis von Broglie: „Es wäre ein Wunder, Law, wenn Sie nicht gehenkt würden!“

„Aber, Herr Marquis!“ rief entrüstet de Milhe, welcher neben ihm stand und allein diese Bemerkung gehört hatte.

„Still, still, Chevalier!“ sagte Law, der nur einen Augenblick ernsthaft drein gesehen hatte, „der Marquis glaubt ja an keine Wunder!“

Broglie achtete nicht darauf und ging. Milhe sprach noch einige Worte leise zu Law, ergriff dabei dessen Hand, ging noch einmal rasch zu Jeanne, um sich deren Wohlwollen zu empfehlen, verbeugte sich respektvoll vor Madame Law und eilte dann rasch der übrigen Gesellschaft nach.

„Was hat dir der Chevalier gesagt?“ fragte Jeanne, welche mit ihrem Vater und ihrer Mutter jetzt allein im Salon war, und mit dem Vater auf und nieder ging, während sich die Mutter auf ein Sofa legte und einzuschlafen schien.

„Es betrifft dich!“ erwiderte Law; „er hat von neuem um deine Hand angehalten.“

„Ach, der ist nicht vornehm genug!“ sagte gähnend Madame Law.

„Die Gelegenheit ist unschicklich,“ bemerkte Jeanne. „Jetzt, da sich deine Laufbahn so glänzend erweitert, mußte er nicht im Augenblicke wieder damit hervortreten.“

„Er gefällt dir nicht? Er ist auch dir nicht vornehm und auch nicht hübsch genug?“

„Was frag ich danach! Die hübschen Männer gefallen aller Welt. Ich möchte keinen Mann, von dem alle Welt sagen würde: Die Wahl zeigt einen Geschmack, der nicht übel ist. Milhe sieht charaktervoll aus, das ist beim Manne mehr als Schönheit, und von dieser Seite also hätte ich nichts einzuwenden. Ob er vornehm oder nicht vornehm, das ist mir auch gleichgültig.“

„Wir wollen ihn auch schon vornehm machen, Jeanne!“

„Das eben ist mir zuwider! Der Mann muß nicht seiner Frau die Stellung in der Welt verdanken. Er kann schaffen und erobern, dafür ist er Mann, wir können das nicht, uns muß der Mann die große Lebensaussicht bringen. Fehlt ihm das, so ist er uns uninteressant, sei er auch geistreich und gewandt wie Milhe.“

„Es täte mir sehr leid, mein Kind, wenn du wirklich so anspruchsvoll wärest. Laß dich doch ja nicht dazu verführen durch meine Stellung in der Welt; ein unerwarteter Windstoß kann sie zertrümmern. Nicht bloß um müßiger Spielerei willen trachte ich danach, auch außerhalb Frankreich Besitzungen zu erwerben, und nicht bloß deiner Reiselust halber habe ich dich mit Renard nach Flandern gesendet und Güter und Schlösser betrachten lassen: Renard hat gekauft, und die Götter mögen wissen, wie schnell wir dort ein Asyl zu suchen haben. Mein Gedeihen dahier hängt von der Gunst, der Macht und dem Leben des Regenten ab. Die Gunst kann mir unter den Füßen hinweggleiten, denn Orleans ist wie alle genialen, gutmütigen Leute von keiner Standhaftigkeit, von keiner Treue. Er rächt sich nicht leicht, aber er schützt auch nicht leicht, und außerdem kann seine Macht wie sein Leben ein rasches Ende nehmen. Die ausschweifenden Lustbarkeiten seiner Nächte, das wilde Leben mit diesen Roués zerstören nicht nur allmählich seinen Körper, sondern können ihn auch einmal rasch in den Tod stürzen. Meine erste Frage des Morgens ist immer: lebt der Regent noch?

Denn ich weiß, daß er in allerlei Verkleidungen des Nachts umherläuft in dieser wüsten Stadt, daß er unbeschützt, unbewacht umherläuft und sich sorglos in die wildesten Gesellschaften mischt. Wie rasch, wie wahllos trifft ein Degenstoß unter Zänkern, wenn ich auch an keinen absichtlichen Degenstoß der beleidigten, ja ergrimmten Königspartei denken will, an keinen Dolchstoß eines der zahlreichen Ehemänner, dem die herrschenden Roués Ansehen und Ehre gekränkt. Darum, Jeanne, weil ich keinen sichern Boden unter mir fühle, weil ich jeden Tag vom Äußersten bedroht sein kann, will ich deine Zukunft sobald wie möglich sicher gestellt wissen. Der Schlag, welcher mich treffen kann, trifft dann dich nicht notwendig mit, du gehörst dann durch einen begüterten französischen Gemahl der französischen Welt an, ja durch deine gesicherte bürgerliche Stellung kann ich selbst wie durch ein Ankertau mit diesem Staatsschiffe Frankreich in Verbindung bleiben. Aber das letztere ist Nebensache: ich liebe nichts auf der Welt als dich, und es liegt mir nichts so am Herzen, als deine Existenz sicher zu begründen. Das muß jetzt geschehen! Ich bin jetzt auf dem höchsten Punkte, den ich erreichen kann. Einem der älteren von deinen Freiern mag ich dich nicht geben, eben weil sie vornehmer sind als Milhe; beträfe mich ein Unfall, so würden sie dich eben ihrer Vornehmheit willen verstoßen. Milhe aber hätte alles, was er wäre, von dir, denn Geld kann ich ihm soviel geben, als die alten Freier zusammen besitzen, und Rang wie Titel verschaff' ich ihm binnen vier Wochen. Dazu ist er mutig und ohne Vorurteil und würde dich zu verteidigen wissen, es ist mir also unter allen Gesichtspunkten erwünscht, wenn du ihm deine Hand gibst, und zwar zwischen heut und acht Tagen."

„Mein Gott!"

„Warum erschrickst du? Du hast ihn gern, du ziehst ihn allen übrigen vor."

„Nein."

„Nein? Seit wann nein? Liebst du einen andern, sprich! Es ist fast alles möglich in der Welt! Ist's nicht ein Prinz von Geblüt, so verschaffe ich dir auch den Ehebund mit einem andern. Sprich, wer ist's?“

Wie hätte aber Jeanne sprechen können! Vor ihrem Herzen stand in diesem Augenblicke nur das Bild jenes Grafen Anton, den sie nicht kannte, der so abenteuerlich zudringlich und ihr deshalb im ersten Augenblicke lästig gewesen war. Was gaukelte dies Bild vor ihr umher? Was übten die brennenden Augen des schwarzen Grafen für eine Verblendung über sie aus?!

„Sprich, Jeanne, vertraue deinem Vater, liebst du einen Mann mehr als Milhe?“

„Nein, das nicht.“

„Nun, dann zögre nicht! Es ist noch andere Gefahr im Verzuge. Der Regent hat von deiner Schönheit gehört, er will dich sehen. Das kann ich nicht verhindern, aber das darf nur geschehen, wenn du einen andern Beschützer als mich zur Seite hast. Im Theater sucht dich sein Auge, wie sehr du auch dieses Gaukelspiel liebst, du darfst es nicht eher wieder besuchen, als bis ein Verlobter oder Gatte neben dir erscheint. Entschließe dich! Für die wichtigsten Entschlüsse ist uns die Zeit immer am kürzesten zugemessen. Drei Tage lasse ich dir zur Überlegung, ob du einen andern Mann dem Chevalier vorziehen wollest. Weißt du mir nach Verlauf dieser Frist keinen zu nennen, so ist deine Unentschlossenheit die gewöhnliche Mädchenart, welche vor jeder ausschließlichen Handlung stockt, und ich nehme dann keine Rücksicht weiter, und verheirate dich mit dem Chevalier. Gute Nacht, mein Kind! Ich muß noch arbeiten; denn Paris wird morgen unser Haus um Mississippiaktien stürmen, und wir müssen bereit sein, den ersten Enthusiasmus vollständig zu benutzen.“

Jeanne blieb wohl noch eine Stunde lang mit ihren Gedanken und der schlafenden Mutter allein in dem glänzend

erleuchteten Salon. Sie war gepeinigt vom Verlangen des Vaters, und doch konnte sie vernünftigerweise, ja nicht einmal deutlich etwas dagegen sagen. Ihr schwarzer Graf war ja doch nur ein wunderliches Gespenst. Aber sie war ihres Vaters energische Tochter; für jeden Fall wollte sie wissen, wie jener Graf geheißen und was es mit ihm für eine Bewandtnis habe. So beschloß sie denn, mit nächstem Morgen einen geschickten Kundschafter nach jenem Schlosse an der Maas auszusenden.

Was sind wir mit unserm kleinen Vorsichtsgewebe neben dem großen Netze des Schicksals, welches uns in seine Millionen Maschen einspannt! Am dritten Tage nach jener Unterredung war Graf Anton in Paris, und eben weil Jeanne mit ihrem Entschlusse zögerte und noch einige Zeit vom Vater zu gewinnen suchte, eben deshalb erschien sie jetzt weder in der Kirche, noch im Luxemburggarten, noch im Theater, um vom Regenten nicht gesehn zu werden, und eben deshalb war sie unentdeckbar für den Grafen Anton, wie geflissentlich dieser alle öffentlichen Gelegenheiten aufsuchte. Paris sprach in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von nichts als von den Mississippiaktien und von Law, und dadurch hätte er wohl auf das Haus seiner Schönen aufmerksam werden können. Aber teils kümmerte er sich vor dem Verlangen seines Herzens wenig um Finanzangelegenheiten, teils gehörte er in Sinn und Herkunft zur alten royalistischen Partei Frankreichs, welche mit Verachtung auf diese Vorgänge blickte, und eine Teilnahme daran scheute wie die Berührung eines Pestkranken. An diese Partei richtete er denn, weil unter ihr seine Verwandten waren, seine erste Ansprache, und wurde dadurch an jedem auch noch so entfernten Verkehre mit dem Lawschen Hause gehindert. Übrigens erregte seine Erscheinung unter diesen seinen

Standes- und Meinungsgenossen großes Aufsehn. Einmal um seiner Schönheit willen, und dann wegen der plötzlichen, geheimnisvollen Art seines Auftretens. Er brachte an die großen Familien seiner Verwandtschaft nicht das geringste Zeichen der Empfehlung oder Mitteilung von seinem Bruder, dem Haupte seiner Familie, oder von irgend einem Familiengliede. Und doch war sein Äußeres und Wesen so offenbar das Äußere und Wesen eines Grafen Horn, daß alle alten Damen und Herren einstimmig erklärten, er müsse zweifellos als dieser Familie zugehörig aufgenommen werden. Dazu kam, daß ihm der Kastellan die verlangten Papiere richtig nach Maubeuge geliefert hatte, daß er mit ihnen sogleich Tags nach seiner Ankunft unzweifelhafte Ansprüche auf eine Erbschaft der Prinzessin von Epinoy geltend machte, und daß ihm die Besitznahme dieser Erbschaft ohne weiteres gestattet wurde, insofern ein großes Hotel auf dem Theatinerkai und die Renten eines Landgutes in der Pikardie darin einbegriffen waren. So lebte er denn gleich von vorn herein als ein vornehm eingerichteter Seigneur und ward wenigstens von den männlichen Häuptern der großen Adelshäuser mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. In das Innere der Familien sollte er eingeführt werden, sobald man Nachrichten, die man erbeten, von seinem Bruder erhalten hätte.

Graf Anton hatte zwar von Maubeuge aus keine unmittelbare Veranlassung zu dem Glauben gehabt, seine Schöne sei nach Paris gereist, aber als stolzer Seigneur zweifelte er keinen Augenblick, eine so stattlich ausgerüstete Dame gehöre dem ersten Stande an, und deshalb glaubte er, wenn sie auch nicht in Paris selbst zu finden sei, so werde doch im Mittelpunkte des Landes am leichtesten eine Auskunft oder wenigstens ein Fingerzeig gewonnen werden. Wenn eine so seltene Schönheit außer Landes reise, so werde man bei fleißiger Nachfrage wohl entdecken können, welchem Hause sie angehöre. Niemand jedoch wußte ihm eine Spur an-

zuzeigen, und das kam eben daher, daß er sich mit seiner Nachfrage nur an die Mitglieder des royalistischen Adels wendete, welche sich streng außer allem Verkehr mit dem Lawschen Hause erhielten und deshalb von einer Reise Jeannes keine Kunde hatten. Ebenso fruchtlos war sein aufmerksames Umhersuchen an allen Orten, an denen Damen öffentlich erschienen: Jeanne zeigte sich eben in jener Zeit nirgends öffentlich, weil ihr Vater dies in Verbindung gebracht hatte mit ihrem Entschlusse einer Bräutigamswahl. Nun machte Graf Anton zwar durch seine auffallende und schöne Erscheinung überall das größte Aufsehn, und alle Welt, besonders die Damenwelt sprach mit Anteil und Neugierde von dem geheimnisvollen belgischen Grafen Horn, ja dies Besprechen drang auch bis zu Jeanne, aber Jeanne achtete nicht darauf, weil sie den Namen ihres abenteuerlichen Ritters nicht kannte, und keine Ahnung davon hatte, dieser Graf Horn und das lebhafte Bild ihrer Erinnerung seien dieselbe Person.

Dem Grafen wurde übrigens die Entdeckung plötzlich ganz nahe gebracht. Gemäß der damals einreißenden Sitte, alle Münze durch Papiergeld zu verdrängen, war dem Grafen die ererbte Rentenzahlung ebenfalls in Banknoten geleistet worden. Er haßte diese Neuerung und schickte sogleich nach einem Wechsler. Renard, ein Werkzeug Laws, hatte sich hinter dessen Rücken eine einträgliche Kundschaft dieser Art angelegt und zwar besonders unter den höheren Ständen. Für den sofortigen Umtausch in bares Geld ließ er sich einige Prozente zahlen, und verwandelte bei seiner Rückkehr in Laws Kontor die eingelösten Papiere sogleich in bares Geld, die Namen derer ins Hauptbuch eintragend, welche eben deshalb, weil ihr Stolz einen solchen Verkehr mit der verhaßten Bank umgehen wollten, das Zwischengeschäft mit ihm gemacht hatten. So sicherte er sich Tag für Tag gegen eine mögliche Entwertung der ihm eingehändigten Bankzettel,

und hatte den Wechselgewinn außerdem. Diese Kundschaft führte ihn denn auch zum Grafen Anton, und so fand eine Wiedererkennung statt, welche zu raschen Folgen führen konnte. Aber diese Wiedererkennung war nur einseitig: Renard erkannte den Grafen, dieser aber hatte damals von der Terrasse nur auf Jeanne, und nicht einen Augenblick auf Renard geblickt. Es kam also nur darauf an, ob dieser irgend einen Gebrauch von der Wiedererkennung machen würde. — Dies wollte Renard durchaus nicht, er hatte, wie schon erwähnt, einen auffallenden Widerwillen gegen diesen jungen Seigneur, und als er jetzt Geld zählend dicht neben ihm stand, verwandelte sich dieser Widerwille in eine abergläubische Furcht. Er hätte um alles in der Welt nichts tun mögen, was den Grafen ins Lawsche Haus gebracht hätte. Deshalb erwähnte er weder gegen diesen noch auch bei seiner Heimkehr gegen Jeanne mit einer Silbe seiner Entdeckung.

Am Abende dieses Tages ging Graf Anton ins Theater und machte dort die Bekanntschaft des Chevalier von Milhe, der sich ihm vorstellen ließ, und der sich sehr zuvorkommend zeigte. Graf Anton hätte von diesem Edelmanne geringen Schlags wenig Notiz genommen, wenn sich dieser nicht so überaus gefällig und geistreich erwiesen hätte. Er nannte dem Grafen auf eine sehr unterhaltende Weise alle Damen, welche in den Logen erschienen, erzählte ihm deren Lebensgeschichte und schilderte ihm pikant die verschiedenen Charaktere. Graf Anton verhielt sich dazu als ein stockernsthafter Zuhörer, der Chevalier wurde aber immer beflissener, je deutlicher er entdeckte, daß alle Damen den belgischen Grafen aufmerksam ins Auge faßten, und daß er allgemein mehr zu interessieren schien als das Stück, welches gespielt wurde. Milhe war in diesem Punkte der Eitelkeit schwach, wie es fast immer derjenige ist, welcher nur halb und halb zu einer exklusiven Gesellschaft gehört. Wo es sich um eine Lebensfrage handelte, wie bei der Heirat Jeannes, da war er tapfer

gegen das Herkommen, aber bei gleichgültigen Verhältnissen war er nicht frei von der gewöhnlichen Schwäche halbvornehmer Menschen, die jede beiläufig auf sie fallende Anerkennung eifrig suchen.

Die Loge des Regenten war bis daher leer geblieben, jetzt erschien darin ein Herr und eine Dame. Die Dame, nicht mehr von frischester Jugend, aber von verführerischer Schönheit einer jungen Frau, zeigte Grazie und Heiterkeit in der lebhaften Unterhaltung mit ihrem Kavalier und sprach so viel und so laut, daß es auffallen konnte, als sie plötzlich schwieg und mit steigender Aufmerksamkeit den Grafen Anton betrachtete. Ja, es war leicht zu unterscheiden, daß sie ihren Begleiter hastig fragte, ob er diesen Fremden kenne. Dieser Begleiter war der Marquis von Broglie, welcher dem vertrauten Kreise des Regenten angehörte, mit der royalistischen Partei, welche übrigens auch seinen Savoyardenadel geringschätzte, selten in Verbindung kam und den belgischen Grafen noch nicht kannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der Graf den Chevalier.

„Eine Dame, vor der ich Sie warne,“ erwiderte dieser, „ich halte es für ein Unglück, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht als ob sie weniger geistreich als schön oder als ob sie von bösem Herzen wäre! Keineswegs. Sie ist von größter Liebenswürdigkeit und soll auch ein allerliebstes Herz haben. Aber sie ist bis zum Äußersten leichtsinnig. Das hätte am Ende auch nichts auf sich, wäre sie eine gewöhnliche Schönheit, deren Verlust durch eine andre ersetzt werden könnte. Aber sie macht alle Welt unglücklich, weil sie die heftigste Leidenschaft einzuflößen versteht und doch mit Gleichgültigkeit den Geliebten wechselt. Man nennt sie, weil sie eben schon mehrere Männer unglücklich gemacht und zu tollen Streichen getrieben hat, die Circe Frankreichs.“

„Den Namen, den Namen, Herr Chevalier!“ unterbrach ihn ungeduldig der Graf.

„Zudem ist sie jetzt in erklärter Gunst des Regenten, den sie durch eine bezaubernde Sprödigkeit dergestalt in Atem erhalten soll, daß er gegen all seine sonstige Gewohnheit eifersüchtig wie ein Argus all ihre Schritte bewacht."

„Was Regent!" unterbrach ihn Graf Anton mit einer Heftigkeit, welche weder höflich war, noch befugt zu sein schien, „ich frage nach dem Namen!"

In diesem Augenblicke trat der Marquis von Broglie, welcher von ihnen unbeachtet während dieser Reden die Dame verlassen hatte, in ihre Loge und bat den Chevalier, dem Fremden vorgestellt zu werden. Des Grafen Antlitz war gegen Gewohnheit rot, und er sah mit seinen erschreckenden Augen zornig drein, als Milhe Broglies Namen nannte.

„Die Frau Marquise von Parabère," sprach Broglie zum Grafen gewendet.

„Ist jene Dame, neben der Sie eben standen, die Frau Marquise von Parabère?" unterbrach ihn entschieden unhöflich der Graf.

„Zu Befehl, mein Herr, und sie hat mir die Frage aufgetragen, ob sie in Ihnen einen Grafen Horn der belgischen Familie Horn und Overik erblicke?"

„Ich bin Graf Anton von Horn-Overik!" erwiderte dieser, dessen Antlitz und Stimme von dem Augenblicke wieder blaß und sanft geworden war, da er den Namen der Dame vernommen hatte.

„In diesem Falle", fuhr Broglie fort, „bittet die Marquise den Herrn Grafen, sich zu erinnern, daß die Familie Parabère der Familie Horn stets zu freundschaftlichem Dienste verpflichtet gewesen sei, und daß die Witwe des Marquis von Parabère sehr erfreut sein werde, wenn sie dem Grafen Horn durch Einführung bei Hofe oder durch irgendwelche andre Beflissenheit in der ihm fremden Hauptstadt ihre Teilnahme dartun könne."

„Das französische Königtum", erwiderte der Graf, „hat

jetzt meines Wissens keinen Hof, da König Ludwig XV. noch minderjährig, es wird mir aber eine Ehre sein, der Frau Marquise persönlich für die freundschaftliche Absicht zu danken, welche sie gegen meine Familie ausgedrückt hat. Sie verpflichten mich, Herr Marquis, wenn Sie mich der Dame vorstellen wollen."

„Es wird mir anderswo eine Ehre sein, da ich Ihnen nicht zumuten kann, mir in die Loge des stellvertretenden volljährigen Königtums zu folgen!" entgegnete Broglie unter einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Da man ihn gleich darauf wieder bei der Marquise eintreten sah, so zog diese Szene die Neugier des ganzen vornehmen Publikums auf sich, und anderen Tages hieß es in Paris, Graf Horn habe die ihm entgegenkommenden Schritte des Regenten auf eine echt altadlige Weise zurückgewiesen, und so sei es denn nun zur Schmach Frankreichs auch von einem Fremden ausgesprochen, daß Frankreichs Würde unwürdig durch den Regenten vertreten werde. d'Argenson, welcher auch als Minister seine alte, weitverbreitete Kundschaft der Spürer und Horcher für die Polizeileutnantschaft nicht aufgegeben hatte, wie man denn sein Lebensgeschäft, sei's auch nur als Dilettantismus, in alle weiteren Verhältnisse mit sich nimmt, d'Argenson natürlich war flugs unterrichtet über die Stellung, welche der belgische Graf gegen den Regenten eingenommen, und der Regent selbst erfuhr alsbald von ihm das Erforderliche. Der Regent war nicht heikel, aber er war doch Politiker genug, um davon Notiz zu nehmen. Daß dieser belgische Graf von überraschender Schönheit, daß die Marquise von Parabère ihm entgegengekommen sei, das erhöhte denn doch auch seine Aufmerksamkeit, und es war ganz in der Ordnung, daß Graf Horn nach diesem unscheinbaren Vorfalle scharf ins Auge gefaßt wurde.

Dieser aber, der in seinem vornehmen Stile um keinerlei politische Vorsicht bekümmert war, hatte am folgenden Tage

nichts Eifrigeres zu tun, als der Marquise seine Aufwartung zu machen. Man darf nicht glauben, daß die anziehende Liebenswürdigkeit derselben einen Augenblick seiner Neigung zu Jeanne, dieser romantischen Neigung für das einmal erblickte Ideal Eintrag getan habe; o nein, diese Neigung blieb die Seele all seiner Bestrebung, schloß aber im damaligen Verkehre eines herrsch- und genußsüchtigen Seigneurs beiläufige Abenteuer nicht aus. Ja, indem er in das üppig ausgerüstete Zimmer der Marquise trat, dachte er lebhaft an Jeanne und an die Möglichkeit, von der Marquise selbst einen Wink über Jeannes Herkunft, Namen und Aufenthalt zu erfahren. Dieser Gedankengang war wunderlich genug einer lebenslustigen Dame gegenüber, die im Rufe fröhlicher Koketterie stand, die ihn offenbar aus einem rasch gefaßten Interesse ausgezeichnet hatte, und die ihm jetzt in verführerischer Morgenkleidung entgegenkam. Ein feiner Geschmack mußte sie schöner finden als Jeanne, denn was diese an Jugendreiz voraushatte, das überbot die Grazie ausgebildeter Formen, das übertraf die durch Geist und Geschmeidigkeit belebte, durch Gefallkunst ausgebildete Schönheit der Marquise.

Der Graf empfand dies wohl und folgte in seinen Wünschen auch soweit seinem jungen Blute, daß er an keine entsagende Sprödigkeit von seiner Seite dachte. Aber dennoch war er naiv genug, sein wirkliches Herzensinteresse dabei unberührt zu glauben und durch offene Nachfrage und Beschreibung die scharfsinnige Marquise mit dem Geheimnisse seines Herzens so gut wie bekannt zu machen.

Sie war geistreich genug, solche Originalität liebenswürdig zu finden. Was fände man am Ende nicht liebenswürdig, wenn man bereits durch die äußere Erscheinung bestochen ist und noch keinen Anspruch zu machen hat auf die Vergangenheit des andern! Ja, sie kam sogar auf die richtige Spur und dachte an Jeanne Law! Diese war an jenem Abende von einer Reise zurückgekehrt, von einer Reise nach

dem Norden, wie verlautet war, und auf nähere Nachfrage beim Grafen schien die Zeit zu stimmen, die persönliche Schilderung der unbekannten Dame, welche er entwarf, stimmte aber offenbar bis auf die üblichen Übertreibungen eines Liebhabers, welche die Marquise lächelnd berichtigen zu müssen glaubte. Durch diese Berichtigungen entdeckte sie dem Grafen, daß sie seine Unbekannte zu kennen glaube, und nun erst schlug die Flamme des Grafen in so lichte Lohe aus, daß die Originalität doch selbst der Marquise etwas zu weit getrieben schien. Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie, ihm ihre Vermutung mitzuteilen. Die Marquise wäre verdrießlich geworden, hätte sie nicht wirklich etwas Zauberisches in dem verzehrend heißen Auge des Grafen, welches jetzt dem ihrigen und ihrem Antlitze bis auf eine Handbreit Entfernung nahe war, hätte sie nicht in dem festen Handdrucke desselben, in all der Blutwärme, die von ihm ausstrahlte, einen wunderbar fesselnden Reiz gefunden.

„Forschen Sie nicht weiter, Graf,“ sagte sie lächelnd, „denn wenn meine Vermutung richtig wäre, so brächte Ihnen die endliche Entdeckung ihrer Geliebten widerwärtige Pein.“

„Warum?“

„Weil Ihre Geliebte von gemeiner Herkunft und dadurch einer näheren Verbindung mit Ihnen unwürdig wäre.“

„O, wie schmerzlich! Dann ist also auch Ihre Vermutung eine unrichtige.“

„Sie sind ein prächtiger Ritter! Solch chevalereske, nur das Würdigste voraussetzende Liebe wird alle Tage seltener.“

Dabei strich sie mit der weichen Hand dem Grafen, welcher gedankenvoll oder gedankenlos auf ihren Busen blickte, über die Stirn und erweckte dem in Liebessehnsucht heftig aufgeregten jungen Manne das Verlangen nach einer stürmischen Umarmung.

„Still, Graf! Man klopft! Mein Diener kommt!“

Und sich in die Ecke des Sofas, von welcher sie aufgestanden war, zurücksetzend, rief sie: „Herein!“

Der Diener erschien, verbeugte sich gegen den Grafen und gegen die Marquise und schritt dann dicht zu dieser hin, um ihr ganz leise eine Meldung zu machen. Sie sah nicht eben freundlich dazu aus, machte aber eine zustimmende Kopfbewegung und sagte zum Grafen, während der Diener hinausging: „Es tut mir leid, Graf Horn, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen, es harrt meiner ein unabweislicher Besuch.“

„Teilen Sie mir, ehe ich scheide, auf alle Unwahrscheinlichkeit und Gefahr hin, ich bitte dringend, Ihre Vermutung mit über meine Unbekannte!“

„So grausam bin ich nicht!“

„Ich beschwöre Sie!“

„Wir haben jetzt keine Zeit. Morgen ist Opernball; es ist wahrscheinlich, daß Ihre Unbekannte meiner Vermutung dort erscheint.“

„Sie ist in Paris?!“

„Gehen Sie hin und suchen Sie! Einem Liebhaber wie Ihnen wird keine Maske den Gegenstand der Sehnsucht verbergen.“

„Tausend Dank!“

„Dort hinaus, Herr Graf, ich bitte!“

Aber der Graf, welchen diese Nachricht alles andere überhören und übersehen ließ, achtete nicht mehr auf die verdrießlich werdende Marquise und verließ das Zimmer durch die Tür, welche ihm zum Eingange gedient hatte. Er hatte ein überaus aufgeregtes Ansehen und beachtete den Mann nicht, welcher ihm im nächsten Zimmer begegnete, und welcher auf das Gemach der Marquise zuschritt. Das unhöfliche, hastige Vorübergehen des Grafen, und dessen Äußeres schien diesem Manne aufzufallen; er blieb stehen und sah dem Forteilenden aufmerksam nach. Dieser Mann von mittlerer

Größe hatte in seiner Haltung alle zwanglose, edle Leichtigkeit eines vornehmen Herrn. Ehe sich sein lebhaft gefärbtes Antlitz spannte, um dem eiligen Grafen nachzublicken, war eine leutselige, feine Behaglichkeit darüber ausgebreitet gewesen, und jetzt erst bei Anspannung der Augen zeigte sich's, daß diese etwas hervortretenden Augen leicht entzündet seien. Sein Haar war schwarz, und ein scharfer Beobachter hätte vielleicht entdeckt, daß der kurze Hals und das vollsaftige Aussehen auf eine schwammige Leibesbeschaffenheit und auf Anlage zum Schlagflusse deuteten. Er war der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich.

Um dieselbe Zeit war über Jeannes Schicksal entschieden worden. Law hatte sie immer dringender beschworen, einen Entschluß zu fassen, der Chevalier von Milhe hatte sich auf das liebenswürdigste beeifert gezeigt, und ein Wink Renards hatte das, was sie Grille nennen zu müssen glaubte, beiseite gedrängt. Renard nämlich in seiner unbestimmten Furcht vor dem Grafen Horn, eine Vorliebe Jeannes für diesen gefährlichen Seigneur ahnend und unterrichtet von dem Heiratsplane Laws, hatte nach seinem erschreckenden Zusammentreffen mit diesem Grafen in Paris eine Lüge für nötig erachtet, um jede mögliche Zukunft für ein Verhältnis zwischen Jeanne und dem Grafen abzuschneiden. Unscheinbar wußte er das Gespräch mit ihr auf jenes Abenteuer im belgischen Schlosse zu bringen, und ebenso unscheinbar wußte er folgende Rede daran zu knüpfen: „Sie wunderten sich damals, Fräulein, daß ich mich so heftig über den zudringlichen Mann äußerte. Ich war aber durch einen Wink des Kastellans dazu berechtigt. Jener Wink, den ich Ihnen verschwieg, um Sie nicht noch ärger zu beunruhigen, erklärte mir bereits hinreichend, warum der junge Mann wie ein wildes Tier abgesperrt sei, und warum er sich bei Ihrem

Anblicke so ungebärdig betrug. Der unglückliche Mann ist weibertoll und muß deshalb so sorgfältig behütet werden."

Solch eine grausame Lüge kann die tiefste Neigung vergiften, denn Mann wie Weib sind angewidert von dem Gedanken, die Liebe mit einer sinnlichen Krankhaftigkeit versetzt zu sehen. Jeanne errötete vor ihrem eignen Herzen bei solcher Nachricht und eilte hastig, eine neue, rückzugslose Welt aufzustellen zwischen sich und einer Vergangenheit, deren sie sich schämte. In dieser eiligen Hast, die um Gottes willen nicht den ausgesendeten Boten noch abwarten und das Entsetzliche vor Errichtung schützender Schranken noch einmal hören wollte, bat sie ihren Vater, die Verlobung mit dem Chevalier augenblicks anzusetzen. Dies geschah, und am Tage des Opernballes bat die gepeinigte, der Zerstreuung bedürftige Braut, auf jenen Ball geführt zu sein. Law war nun über ein mögliches Zusammentreffen mit dem Regenten ruhiger, da die Abwehr dem Chevalier zufiel, er hatte also nichts gegen den Besuch des Balles einzuwenden und bat sie nur, sich nicht unvorsichtig zu demaskieren, da der Regent mit der ganzen Schar seiner Roués auf dem Balle erscheinen werde, und da man mit diesen ausgelassenen Leuten niemals sicher sei vor ungebührlichen Auftritten, besonders da sie zu diesen Bällen immer erst nach einem schwelgerischen Souper und zu jeder Tollheit aufgelegt erschienen.

Der Ausdruck „Roué" war damals erst entstanden. Man sagte, der Regent habe ihn erfunden für die leichtsinnigen Genossen lustiger Streiche, welche ihrer Ausschweifungen halber gerädert zu werden verdienten. Die Roués selbst erklärten ihren Beinamen damit, daß sie bereit seien, sich für ihren Herrn und Meister, den Regenten, rädern zu lassen. Broglie und der Graf von Nocé waren die Haupthelden dieser eigentümlichen Kamarilla, der es viel mehr um Witz und Genuß als um Macht zu tun war. Der alte Hof hieß bei ihnen nicht anders als „antiquaille", denn sie

bildeten die übertreibende Reaktion gegen die übertriebene Steifheit der Maintenonepoche.

Dieser Gattung Leute nun war der Opernball stets eine erwünschte Gelegenheit, praktische Abwechselung in die Palais-Royalsoireen des Regenten zu bringen, und man durfte gewärtig sein, daß die leichtsinnigen Machthaber des damaligen Frankreich sämtlich an solchem Abende unter dem Tanzgewühle zu finden wären. Die Marquise von Parabère hatte infolge der Mitteilungen, welche ihr Graf Anton gemacht, zu dem diesmaligen Balle eine Intrige vor, teils aus französischer Frauenneigung für die Intrige im allgemeinen, teils aus einer wirklich erwachenden Neigung für den jungen Grafen. Solch ein romantischer Seigneur war damals selten und gewann außer durch seine Schönheit auch durch diese Romantik einen ungewöhnlichen Reiz für sie. War doch auch der Regent, in welchem sonst nicht leicht Eifersucht erregt werden konnte, nach der Begegnung des Grafen verdrießlich gewesen, ein Grund mehr für die kokette Dame, den neuen Gegenstand ihrer Vorliebe doppelt interessant zu finden. Die Marquise war an jenem Abende in Laws Hause der von der Reise heimkehrenden Jeanne auf dem Korridor begegnet. Damals schon hatte sie den etwas idealischen Reiseanzug Jeannes allerliebst gefunden, und jetzt sollte er ihr zu einer anmutigen Täuschung dienen. Sie war ungefähr von derselben Größe und Stärke als Jeanne und wollte für den Grafen Anton als verlarvte, aber stockstumme Jeanne auf dem Balle erscheinen. Sie ahnte nicht, daß Jeanne selbst den Ball besuchen könne, denn junge Mädchen wurden gewöhnlich von diesen bereits ein wenig verrufenen Lustbarkeiten zurückgehalten, und Jeanne namentlich hatte sich bisher niemals bei dergleichen öffentlichen Vergnügungen gezeigt. Zufälligerweise führte nun die gesteigerte Stimmung auch Jeanne auf die Idee, in diesem Reitkostüme gleichsam für immer Abschied zu nehmen von einer romantischen, grell abgeschlos-

senen Jugendzeit, besonders da der Chevalier ihr zu wiederholten Malen gesagt hatte, sie sei nie so schön gewesen als damals bei ihrer Heimkehr. Und so erschienen denn in dem glänzend erleuchteten Saale des Opernhauses beinahe gleichzeitig zwei gleichgekleidete Damen. Weil sie nicht gleichzeitig eintraten, so glaubten auch die am Eingange des Ballsaales aufgestellten prüfenden Beobachter, welche dem später kommenden Regenten Bericht erstatten wollten, es sei ein und dieselbe Dame, welche nach einer Promenade durch die Nebenzimmer oder weil sie etwas vergessen, noch einmal durch den Haupteingang gekommen sei. Da sie aber die Marquise und deren Art sich zu tragen und zu bewegen genau kannten, da ferner die Marquise nicht gerade beflissen war, eine Verhüllung, welche nur einen täuschen sollte, für alle Welt undurchsichtig zu machen, und da sie ferner später, als Jeanne eintrat, die Aufmerksamkeit auf dies Kostüm also schon erregt war, so erkannten die aufmerksamen Freunde des Regenten diese jetzige Favoritdame desselben mit leichter Mühe und konnten den Regenten, wenn er käme, vom Anzuge derselben unterrichten.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als sich dies Maskenspiel zwischen den uns bekannten Personen verbreitete. Graf Anton war schon seit einer Stunde im Ballsaale und saß auf einem Lehnstuhle hinter einer Säule. Er war tief in Gedanken versunken und hatte wenig acht auf das bunte Spiel, welches sich um ihn her bewegte; denn sein Herz war ganz erfüllt von der Liebe zu Jeanne. Man hat oft gespottet über solche Romeoliebe, die nur eines Blicks brauche, um ein ganzes Leben zu entzünden: sie ist aber da, man könnte sagen „Gott sei Dank, sie ist da!“ und bleibt vorhanden wie das Genie, welches nicht erwirbt, sondern findet. Anton war ausgerüstet zu den gröbsten Fehlern seines Standes, und das innere Verhältnis seiner Eigenschaften brachte es mit sich, daß diese Fehler schreiend und beleidigend

hervortreten konnten, wenn das Leben just an dieser starken Seite seiner Schwäche bei ihm anklopfte. Aber es lag auch eine glänzende Aussicht vor ihm. Wenn seine Neigungen in ein Gleis gerieten, welches seinen Vorurteilen zusagte, so konnte er Glück finden und gewähren wie ein Halbgott; wenn seine Eigenschaften angebracht wurden, um eine Masse zu verwenden und fortzureißen, so konnte er riesenhohe Schwierigkeiten besiegen, übermenschliche Drangsale bestehen, eine Welt erobern. Denn er hatte die Zweifellosigkeit des Heldentums in sich: kein Zug moderner Vermittelung, kein Zug moderner Zersplitterung war in ihm vorhanden. Bis zur völligen Selbstvergessung war er jetzt mitten im Getümmel verführerischer Ballreize der Erinnerung an Jeanne hingegeben, seine Seele schwelgte im Anschaun des lieblichen, kecken und sinnigen Antlitzes, der schönen, elastischen Gestalt; mit starken Armen der Seele hielt er sie in die Höhe, in die Region unendlichen Glückes hinein, aus welchem sie seinem glücklichen Lächeln schalkhaft selig zulächelte. Dazu war er als prächtiger Kreuzfahrer in braunen Samt gekleidet, und das rote Kreuz vom weißen Seidenmantel verkündete, daß er ausgezogen sei, den höchsten Schatz seines Herzens zu suchen. Die Larve verhüllte zwar die Augen und die Mitte des Antlitzes, aber die feste Stirn, das glatte schwarze Haar, der volle weiche Bart über der geschlossenen frischen Lippe, das kräftige Kinn, der kräftige Hals verrieten aller neugierig vorüberstreichenden Frauenwelt, daß dieser jugendlich schöne Körper, daß diese jetzt still brennenden Augen einem vollkommen schönen Manne angehören möchten. In diesem Augenblicke strich auch Jeanne am Arme des Chevaliers an der Säule vorüber, hinter welcher Anton träumte. Der Chevalier war der Säule zunächst, Jeanne war jenseits, aber sie blickte doch, vielleicht durch den forschenden Blick des Chevaliers nach dem Kreuzfahrer aufmerksam gemacht, zu diesem hinüber und hemmte einen Moment lang ihren Schritt, als werde sie von einem ab-

sonderlichen, das Nachdenken erweckenden Etwas gefesselt. Weil sie an der von Anton abgewendeten Seite des Chevaliers ging und also Antons Augen zum Teil dadurch verborgen wurde, gewahrte er nicht, wie nahe das Bild seines Innern in der Wirklichkeit bei ihm stehe. Auch hatten seine Augen keinen Blick nach außen. Erst als sie vorüber war und sich mit dem Begleiter mehr nach der Mitte des Saals und der Maskentänze wendete, trat die Rückseite ihrer Gestalt voll und frei vor Antons Augen, und er fühlte zunächst mehr, als er es wußte, daß da eine ihn nahe betreffende Erscheinung hinziehe. Das Auge, im innern Verkehr beschäftigt, war zunächst nur imstande, ein ausdrucksloses Schattenbild aufzufassen, und erst als der Geist durch diese tote Überlieferung anders angeregt und bereit war, das körperliche Hilfsmittel durch seine Macht zu beleben, erst da verkündete das Auge dem erwachenden Anton, es ist Jeanne, Jeanne leibhaftig! Mit diesem plötzlichen Gewinn war auch die Tätigkeit des Auges zu Ende; der Chevalier und Jeanne verschwanden in diesem Augenblicke im Getümmel. Aber es war auch in Anton hinein wie der Funke in eine Pulvermine gefallen, er war aufgesprungen, er war nachgeeilt, er wußte es unumstößlich, dieser weiße Nacken, dieser Schulterbau, all diese Linien des Rückens, von den Kleidern gebildet, die er Tag und Nacht vor sich sah, sie waren Jeannes, Jeannes! Wie rasch er aber auch hinzueilte und ungebührlich durch die Masken hindurchdrängte, die Musik begann eben eine neue Quadrille, die antretenden Tänzerpaare hatten die umherwandelnden Masken aus deren angenommener Richtung gedrängt, Jeanne mit ihrem Begleiter war nirgends zu entdecken. Anton drängte sich ungestüm nach allen Seiten, in alle Nebenzimmer, durch alle Korridore, und der ungebührliche Kreuzfahrer war bald überall verrufen. Aber ohne entdeckt zu haben, was er suchte, kam er wieder bis zum großen Tanzsaale zurück, da, da wandelte sie auf der

Säulenseite hin, und man schien ihr auszuweichen, als ob man ihre ganze Schönheit trotz der Larve erkenne. Anton eilte hinzu, er wußte nicht, was er sagen würde, er wußte nur, daß er sie sprechen und sich nicht mehr entgehen lassen müsse. Ehe er sie erreichte, war sie mit dem Begleiter, der frei neben ihr ging, umgekehrt, und so waren sie einander plötzlich Aug' in Auge gegenüber. Sie tat einen leichten Schrei, als sie ihre Hand heftig ergriffen und geküßt fühlte. War es Schreck? War es Überraschung ob des prachtvoll aussehenden Kreuzritters, der in leidenschaftlichen Ausdrücken ihr schilderte, wie er ihr nachgefolgt sei von jenem Schlosse an der Maas, wie er um Vergebung bäte für seine damalige Heftigkeit, wie er glücklich sei, sie endlich entdeckt zu haben.

„Das ist wohl eine Verwechselung, Herr Kreuzfahrer, denn diese Dame," sprach der Begleiter derselben, „welche zu ihrer Ekstase schweigt, hat die Ufer der Maas niemals gesehen und kennt Sie schwerlich!"

„Sie kennt mich, Herr!" rief Anton und zog die Larve vom Gesicht, welches in der freudigen Aufregung so überraschend schön aussah, daß die Umstehenden nicht bloß wegen der ungewöhnlichen Demaskierung erstaunt auf ihn blickten. „Nicht wahr, Sie kennen mich," setzte Anton innig hinzu.

Die Dame nickte mit dem Kopfe.

„Nun, mein Herr," sagte hastig der Begleiter, „da Sie gekannt sind, verletzen Sie nicht ferner das Maskenrecht, welches bis eine Stunde nach Mitternacht die Demaskierung verbietet!"

„Sind Sie ein Tanzaufseher?" fragte rasch und verächtlich Graf Anton, wandte sich aber, ohne Antwort abzuwarten, sogleich wieder zu seiner Dame, dieser von neuem versichernd, wie glücklich er sei, daß er sie endlich aufgefunden. Während er so sprach, hatte sich ein roter Domino, welcher einen alten Herrn einzuhüllen schien — wenigstens war dessen

Schnurrbart silbergrau — dicht zu ihm gedrängt und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich warne Sie, Graf Horn, dem Begleiter der Dame unhöflich zu begegnen! Sein Rang darf es nicht dulden, und seine Macht könnte ihn zu unwiderstehlicher Strafe veranlassen.“

„Was Strafe!“ rief Anton, „welcher dreiste Machthaber hätte Strafe für ein persönliches Zusammentreffen mit einem Seigneur! Man verleumdet Sie, mein Herr,“ setzte er hinzu, indem er sich an den Begleiter der Dame, einen Mann im schwarzen Domino, wendete, „indem man die Besorgnis ausspricht, Sie würden unwürdige Schutzmittel in Bewegung setzen gegen einen Edelmann, welcher endlich die Dame seines Herzens wiederfindet, und welcher allerdings gesonnen ist, sie der ganzen Welt streitig zu machen.“

„Sie scheinen in Ihrem Streite überaus zuversichtlich zu sein!“ entgegnete der schwarze Domino.

„Das kümmert nur den Gegenstand meiner Liebe und mich! Sind Sie der Vater, oder Vormund, oder Bruder dieser Dame?“

Unterdes hatte sich die Dame, welche der lebhafter werdende Streit zu peinigen schien, entfernt, und Anton wurde jetzt dessen inne. Ohne eine Antwort des schwarzen Dominos abzuwarten, stürmte er nun sogleich an diesem vorüber, ihn rücksichtslos auf die Seite drängend, und eilte ins Getümmel hinein.

„Eure Königliche Hoheit würden wohltun,“ flüsterte ein grüner Domino dem schwarzen zu, „den Ball zu verlassen.“

„Des unhöflichen Fremden halber?“

„Ja, Hoheit! Die Unhöflichkeit dieses Mannes kann leicht in Brutalität ausarten und eine für Eure Hoheit unziemliche Szene herbeiführen.“

„Lieber Canillac, ich werde mich doch nicht mitten in Paris von einem belgischen Grafen fortjagen lassen? Und vor Skandal schützt ja die Larve. Helfen Sie mir die

Marquise wieder auffinden! Vorwärts! Nach welcher Seite, Nocé, ist sie gegangen?"

„Dort rechtshin nach dem halbdunklen, kühlen Nebenzimmer, Königliche Hoheit!"

„Erlaßt mir die Hoheit, wenn Ihr mir Aufsehen erlassen wollt. Da ist ja auch der verwirrte Belgier wieder! Der Mensch wird unbequem."

Wirklich war Graf Anton ebenfalls in das halbdunkle Gemach getreten, der Marquise folgend so rasch, als es das Gedränge erlaubt hatte. Denn es war die Marquise von Parabère gewesen, welche er als Jeanne angesprochen hatte. In dieses Nebenzimmer aber war soeben Jeanne selbst mit dem Chevalier eingetreten, um der Hitze des Saals auf eine Zeitlang zu entgehen. Die Marquise sah zu ihrer Überraschung das Kostüm vor sich, welches sie selber trug, und erkannte schnell, besonders da der Chevalier die Larve abgenommen, wen sie vor sich hatte. Teils wäre ihr die Erläuterung lästig geworden, warum sie einen Anzug Jeannes nachgeahmt habe, teils erwartete sie, daß ihr Graf Anton folgen würde, und wollte ihn um keinen Preis solchergestalt mit seinem Ideal in Verkehr setzen. Sie stand also nur einen Augenblick unentschlossen still und eilte dann rasch aus dem Gemache in ein anstoßendes Zimmer, um aus diesem wieder in den Saal zu treten und Anton aufzusuchen. Dieser Augenblick des Verweilens und das rasche Vorübergehen hatten aber hingereicht, den Chevalier auf die befremdlich gleiche Tracht mit der Tracht seiner Braut aufmerksam zu machen. Er sprang eilig in die Höhe von dem Diwan und eilte an die Tür zum Nebengemache, um die Doppelgängerin Jeannes genauer ins Auge zu fassen. Jeanne selbst war zerstreut und achtete nicht auf sein Weggehen. Sie sah gedankenvoll vor sich auf den Teppich des Fußbodens und ward den vom Saale aus eintretenden Anton nicht eher gewahr, als bis er zu ihren Füßen kniete, ihre

Hand ergriffen hatte und sie mit dem innigsten Liebestone fragte, warum sie ihn denn nicht eines Wortes der Erwiderung würdige?

Sie erzitterte in tiefster Seele, denn sie erkannte diese Stimme, sie wußte plötzlich, trotz der verbergenden Larve Antons, daß er es sei, der ihre Hand halte und drücke, er, das wunderbare Bild ihrer Träume.

Aber es ward ihr nicht die Zeit gegönnt, die stürmischen, einander widerstrebenden Eindrücke, welche ihr Herz bewegten, zu ordnen. Ehe sie etwas erwidern konnte, war der Chevalier herbeigeeilt, war der schwarze Domino mit seinen Begleitern an der Eingangstür erschienen. Dem einen, wie dem andern — denn der letztere hielt Jeanne für die Marquise — war Antons feurige Liebeserklärung auf den Knien und unter leidenschaftlichem Küssen der Damenhand nicht nur befremdlich, sondern ärgerlich und beleidigend. Dergleichen überstieg doch den Galanteriestil eines Maskenballs; der Chevalier war als junger Bräutigam zu keiner Nachsicht aufgelegt, und der schwarze Domino war in gesteigerter Entrüstung, da er diesen Fremden soeben erst in Zudringlichkeit gegen dieselbe Dame, wie er vermeinte, gestört hatte. Von links und rechts also flogen im nächsten Augenblicke heftige Fragen und Vorwürfe auf den Grafen Anton, und da der Chevalier noch obenein unsanft genug seinen Arm faßte, um ihn zur Freigebung der Damenhand zu nötigen, so sprang Graf Anton, die Hand Jeannes loslassend, in die Höhe und wendete sich mit heftiger Rede zunächst an den Chevalier. Dabei riß er wiederum seine Larve ab und zeigte sich dem erstaunten von Milhe als zornroten Bekannten, der so brutale Begegnung züchtigen wolle. Ein eigentümlicher Ausruf der Dame, welcher die Entlarvung Antons begleitete, wurde überhört, der schwarze Domino aber bot der aufstehenden Jeanne den Arm, und bat sie, sich seinem Schutze anzuvertrauen. Er werde der Ordnungsbehörde des Hauses Anzeige machen,

und für Entfernung ungebührlicher Besucher sorgen lassen. Diese Äußerung war für den jähen Sinn Antons zuviel: mit einem raschen und festen Griffe hatte er dem schwarzen Domino die Larve abgerissen und Namen und Genugtuung verlangt für so freche Äußerung.

„Der Regent!" riefen mit einem Male Jeanne, der Chevalier und einige Masken, die der Wortwechsel herbeigezogen hatte. Die Begleiter des Regenten aber traten hastig zwischen ihn und den Grafen Anton, um eine weitere Tätlichkeit des letzteren, den die Erscheinung des Regenten nicht im mindesten erschreckte, jedenfalls zu verhüten.

Der Chevalier, welcher sich und seine Braut um keinen Preis in die Angelegenheiten dieser Roués gemischt haben wollte, griff in dem Gedränge nach Jeannes Hand, aber das bestürzte Mädchen ward von einem, dem Regenten ganz ähnlichen schwarzen Domino unter die Zuschauer hineingezogen, welche sich jetzt in Haufen herzudrängten. Denn es war doch pikant genug, daß der Regent des Reiches in handgreiflichen Streit mit einem fremden Seigneur geraten sei. Unter den sich also Herzudrängenden war auch die Marquise, deren Hauptanteil nur darauf gerichtet war, ob Jeanne ihre Larve abgetan habe. Sie sah an dem nacheilenden Chevalier, wohinaus die Braut mit dem hohen schwarzen Manne geführt werde, sie sah, daß Jeannes Larve unverrückt zu sein schien, sie sah, daß ein Begleiter des Regenten diesem die Larve vor das Antlitz steckte, und daß Anton unbekümmert um die drohenden Gebärden der Roués, welche den Regenten umringten, hierhin und dorthin blickte, offenbar suchend, wohin ihm sein Schatz schon wieder entrückt sei, und sie trat schnell auf ihn zu, ihren Arm auf den seinigen legend. Als dies geschah, wendete sich eben der Regent mit seiner Umgebung nach der Seitentür links, und ihr Anblick war ihm entzogen durch seine vorstehende Begleitung. Anton aber folgte wie der Blitz ihrem Wink, ergriff ihren Arm und führte sie schnell

nach der Seitentür rechter Hand. Von dort gab's einen Ausgang unmittelbar auf den Korridor; die Marquise deutete dahin, und ohne daß ein Wort gewechselt worden wäre, kamen sie in den Hof und in den Wagen der Marquise, welchen ein harrender Diener auf einen Wink seiner Herrin herbeirief, öffnete und schloß.

Anton war selig in dem Irrtume, er habe sein Ideal gefunden und neben sich. Die Marquise aber wußte, daß ihm die Doppelgängerin unbekannt geblieben sei, daß er folglich an kein weiteres Nachforschen denken könne, sobald er jetzt den Irrtum entdecke. Sie nahm also jetzt in dem hell erleuchteten Wagen die Larve ab und lachte in bester Laune über die Bestürzung des Liebhabers.

„Aber woher kennen Sie dies Kostüm?“ fragte er nach einer langen Pause.

„Von Ihrem Ideal!“

„Sie kennen es also wirklich?“

„Gewiß. Sie müssen doch damals arg von der Sonne geblendet worden sein, daß Sie mich durchaus nicht wiedererkennen wollen!“

„Sie haben ja schwarzes Haar!“

„Es hat einen goldnen Schimmer im Sonnenschein!“

Anton drückte sich die Hand vor die Augen und schüttelte das Haupt. Er verfiel in ein tiefsinniges Schweigen, das mehr beunruhigend als beleidigend für die Marquise wurde. Er schien ganz zu vergessen, daß er maschinenmäßig in ihre Zimmer mit hinaufgestiegen war, daß die schönste Frau von Paris teilnehmend bei ihm saß und ihn bat, sein Herz durch Sprechen zu erleichtern. Zuweilen blickte er ihr unverwandt lange in die Augen, seine eignen füllten sich mit Tränen, und er drückte einen heißen Kuß auf ihren Arm.

Sein Wesen war für diese Dame eine Mischung von erschreckender und von anziehender Melancholie, erschreckend, weil ihr ein stiller, von weitem drohender Wahnsinn darin

eingeschlossen zu sein schien, anziehend, weil eine schwärmerische Anhänglichkeit auch auf die leichtsinnigste Frau einen Zauber ausübt. Ein Franzose kann niemals so empfinden, kann sich niemals so gebärden, und von einem solchen Menschen umarmt und geliebt zu werden, muß ja eine wunderbare Wonne sein! dachte sie halblaut, und ließ ihre Augen ungewöhnlich nachdenklich ruhn auf den schönen, jetzt soviel Traurigkeit ausdrückenden Gesichtszügen Antons, der ihren schönen Arm betrachtete, als stünden auf ihm alle Geheimnisse seines Lebens verzeichnet.

Das menschliche Herz gleicht auch einem Instrumente; wird es vollständig auf eine neue Tonart gestimmt, so verlieren die alten Melodien ihre Anziehungskraft. Dies stand vielleicht in jener Nacht dem Grafen Anton bevor, wenn seine Einsamkeit mit der schönen Marquise nicht gestört wurde. Aber die Störung bedrohte ihn. Denn auch der Chevalier von Milhe und Jeanne hatten nach jener Szene den Ball verlassen, und der Regent hatte weder die eine noch die andre Maske, von denen ihm jede für seine kokette Marquise galt, wiederfinden können, ja einer der Spione hatte am Ende schüchtern mitzuteilen gewagt, die gesuchte Maske habe mit einem Kreuzritter schon vor einer Viertelstunde das Opernhaus verlassen. — Man braucht nicht zur Eifersucht geneigt zu sein, um dabei eifersüchtig zu werden! Dieser belgische Graf konnte auch die Langmut des Regenten erschüttern, und mit ungewöhnlicher Hast eilte dieser nach dem Hotel Parabère, mit ungewöhnlicher Reizbarkeit nahm er den Bericht der Domestiken auf, die Frau Marquise empfange niemand mehr.

Wie billig und liebenswürdig man seinem Herzen nach sein möge, man bleibt nicht unberührt von dem Einflusse, an der Spitze einer Staatsgesellschaft all seinen Willen ohne weiteres in Tat verwandelt zu sehen. Man gewöhnt sich an ein Zucken der Augenbrauen, an ein schwertscharfes Zucken

der Hand, vor welchen jedermann weicht, und denen die bestgeschulten Diener aus dem Wege gehen. So gelangte der Regent ohne Aufenthalt in das Zimmer der Marquise, und stand vor ihr und dem über ihren Arm gebeugten Anton wie ein unerwartetes Wetter.

Die Marquise war stolz genug, um nicht auffallend zu erschrecken und um unbeweglich ihren Platz zu behalten; Graf Anton blieb ebenfalls sitzen, und sah ruhigen, fast zerstreuten Ausdrucks dem Regenten in das zornesrote Antlitz.

„Kennen Sie mich?“ fragte dieser.

„Ich habe offiziell nicht die Ehre,“ erwiderte gelassen der Graf Anton.

„Entfernen Sie sich!“

„Entfernen wir uns! wäre die richtigere Ausdrucksweise eines alten Edelmannes.“

„Sie irren sich, meine Herrn,“ sprach die Marquise aufstehend, „es ist an mir, mich zu entfernen, da mein Hausrecht nicht geachtet wird.“

Und sie schritt, da sich Anton nun auch erhoben hatte, zwischen beiden Männern hindurch, und verließ das Zimmer. Anton geleitete sie bis an die Tür, machte ihr eine tiefe Verbeugung, als sie durch dieselbe hinausschritt, ging dann nach der entgegengesetzten Ausgangstür, machte dem Regenten eine leichte Verbeugung und verließ ebenfalls das Gemach, ruhigen Schrittes durch die Vorzimmer nach dem Hofe des Hotels hinabgehend. Ehe er bis an den Torweg kam, überholte ihn der rascher schreitende Regent. Dieser eilte stumm an ihm vorüber und stieg in die harrende Karosse. Es zeigte sich keine weitere Begleitung, und auch die Livree des Kutschers und der Diener war nicht die rote des Hauses Orleans. Nur ein einzelner Mann, eng in einen Mantel gehüllt, war neben ihm, als das Tor sich hinter ihm geschlossen hatte, und Anton wußte nicht, ob dieser Mann ebenfalls aus dem Hotel gekommen sei, oder sich erst von

außen zu ihm gefunden habe. Es war allgemein bekannt, daß der Regent seinen nächtlichen Abenteuern oft ganz allein und ohne die geringste Begleitung nachginge.

Der Wagen Antons harrte seiner am Opernhause, und der sorglose Graf ließ ihn, da seine Wohnung näher am Hotel Parabère war als das Opernhaus, natürlich warten, und schlug zu Fuße den Weg nach seiner Wohnung ein. Der Mann im Mantel hielt sich immer dicht zu ihm, und da Paris damals von abenteuerlichem Gesindel wimmelte, so lag der Gedanke nahe, es könne auf einen räuberischen Überfall abgesehen sein. Der Regent war auch schon auf dem Balle vom Grafen beleidigt worden — war dieser hochgewachsene dunkle Begleiter vielleicht schon ein strafender Agent des beleidigten Herrschers, der ihn durch einen guten Degenstoß am Ufer der Seine züchtigen sollte. Anton war zuerst sorglos, kam aber doch auf solche Gedanken, als der Mann im Mantel fortwährend hinter ihm blieb und auch auf den Kai mit ihm heraustrat. Hier zog denn also Anton still sein Kreuzritterschwert aus der Scheide, wendete sich rasch, hielt es dem Fremden entgegen, und rief ihm zu, sich einen andern Weg zu suchen. — Der Fremde schien nicht blöde zu sein, sondern trat nur einen Schritt zurück, und zeigte in der Dunkelheit ebenfalls einen entgegenblitzenden Degen. Dazu sprach er die Worte: „Der Weg ist mein wie Euer, aber ich freue mich, durch Eure Ungeduld eine Bekanntschaft zu machen.“

Dabei senkte er seinen Degen und trat zur Seite neben Anton, soweit dessen fortwährend vorgehaltener Degen es gestattete. „Bemüht Euern Arm nicht weiter,“ setzte der Fremde hinzu, „ich bin weder Räuber noch Feind, und der Regent läßt nicht leicht jemand töten, am wenigsten aus Eifersucht “

Graf Anton erkannte diesen Fremden, der so wohl unterrichtet zu sein schien, auch dann nicht, als der volle

Schein einer Laterne auf das Antlitz desselben fiel, denn der Mann trug eine Larve vor dem Gesicht. Und dem Manne war es wirklich nur darum zu tun, Antons Bekanntschaft zu machen. Es war niemand anders als Law. Tags nach Heimkunft seiner Tochter hatte er aus Renards Reisebericht erfahren, was Jeanne und ihm auf einem Schlosse an der Maas begegnet sei. Dies hatte der erfahrene und sein Kind aufmerksam beobachtende Vater sogleich zusammengebracht mit Jeannes wunderlicher und unklarer Abneigung vor einer Ehe mit dem Chevalier. Obgleich nun Renard kein Wort davon erwähnte, daß er jenem wilden Grafen in Paris begegnet sei, so kam dem aufmerksamen Law doch bald eine Bestätigung seines Verdachts, daß Jeanne jener schwarze Graf im Sinne liege. Er entdeckte nämlich als ein Mann, der sein Hauswesen sehr genau zu beaufsichtigen pflegte, Jeannes Anstalten zur Absendung eines Boten nach Niederland. Der Bote ward ausgefragt, und übrigens in seinem Abgange nicht gehindert; denn um der geliebten Tochter willen interessierte es den Vater, für jeden möglichen Fall genaue Kunde von dem jungen Manne zu haben, welcher für Jeanne eine so plötzliche Neigung gezeigt, und für welchen Jeanne selbst eine gewisse Teilnahme zu hegen schien. Dies alles hatte indes vorderhand nichts Aufregendes in sich gehabt, und Law hatte ihm keine lebhafte Aufmerksamkeit zugewendet, da Jeanne sich zur Verlobung entschlossen hatte. — Seine Hauptsorge, die Sorge um und für den Regenten war immer im Vordergrunde geblieben und hatte ihn denn an diesem Abende auch auf den Maskenball geführt. Er wollte nicht nur ein Zusammentreffen seiner Tochter mit dem Regenten immer noch verhindern, sondern er pflegte auch bei solcher Gelegenheit die aufmerksamste Schutzwache für den Regenten selbst zu sein, da dieser nach dem Balle noch in der Stadt umherzuschwärmen gewohnt war. Law war denn der lange Mann auf dem Balle, welcher ganz

wie der Regent in einen schwarzen Domino gehüllt war; er stand in der Nähe, als das erste Zusammentreffen neben der Marquise von Parabère stattgefunden hatte, und entdeckte nicht ohne Besorgnis, daß diese wie Jeanne gekleidete Dame nicht seine Tochter sei, entdeckte aber auch in den Äußerungen Antons und in dem Titel eines belgischen Grafen, den man ihm gab, daß hier ein Zusammenhang mit Jeanne stattfinden könne. Das ward ihm unzweifelhaft, als er Anton im Nebenzimmer zu Füßen Jeannes erblickte — denn der herbeieilende unverlarvte Chevalier deutete ihm deutlich genug an, hier sei Jeanne selbst und keine Doppelgängerin. Er also war es gewesen, der Jeanne im entstehenden Tumult fortgezogen hatte. Ehe aber der Chevalier sich wieder zu ihnen fand, erfuhr Law in dieser Aufregung seiner Tochter ein Geständnis derselben, welches alle bisherige Pläne umstürzte, und grenzenlose Verlegenheiten heraufzubeschwören schien. „Er ist es! Er ist es!“ flüsterte ihm Jeanne zitternd zu, „er ist es, Vater! Nun kann ich um keinen Preis der Welt den Chevalier heiraten!“

Dies Geständnis hatte ihn genötigt, um nur jeder voreiligen Szene zwischen den Verlobten auszubeugen, den herzukommenden Chevalier für diesen Abend bei Jeanne zu verabschieden und sein Kind selbst nach Hause zu bringen. Der Chevalier mußte sich mit der Nachricht bescheiden, Jeanne sei vom Schreck über die heftige Szene mit dem Fremden unwohl, der Vater ließ im vollen Rosseslaufe fahren, tat keine weitere Frage an Jeanne und kehrte ebenso schnell nach dem Opernhause zurück, vor dem er eben ankam, als der Regent, dessen wappenloser Wagen und schlicht gekleidete Bedienung ihm wohlbekannt waren, in die Karosse stieg. Er folgte mit der seinigen auf der Stelle, erfuhr zu seinem Schrecken vom Portier, der seinem Golde redselig war, daß der belgische Graf bei der Marquise sei, und wollte eben zum Schutze des Regenten hinaufstürmen, als dieser

schon zurückkam. Law stellte sich in den Schatten einer Wandecke, und folgte dann dem langsam, also friedlich hinauswandelnden Grafen, den er jetzt nach vielen Seiten hin auskundschaften mußte.

Anton war wohl ein wenig überrascht, den nächtlichen Begleiter so unterrichtet zu sehen über sein nagelneues Verhältnis zum Regenten, aber er war zu stolz, um besonders neugierig zu sein, und führte das Gespräch nicht fort. Law mußte sich entschließen, da des Grafen Wohnung bei jedem Schritte erreicht sein konnte, eine mißliche aber für Anton wahrscheinlich wohlklingende Saite anzuschlagen. Er fragte den Grafen also unmittelbar, ob er über das täuschende Spiel seiner Damen im Reitkleide aufgeklärt worden sei?

„Der Damen? Ich kenne nur eine.“

„Nein, Herr Graf. Wenn die Marquise von Parabère die falsche war, so muß es doch eine richtige geben.“

„Das wohl, aber nicht in Paris.“

„Ich meine, nicht nur in Paris, sondern auf dem Opernballe selbst!“

„Was sagst du, Freund?“

„Ich bin nicht Ihr Freund, solange ich Ihren Charakter nicht von einer andern Seite kenne, als ich ihn bisher kennen gelernt habe. Wenn Sie so fortfahren gegen das Haupt dieses Landes, so sehen Sie in kurzem Paris und Ihr heimatliches Schloß an der Maas nicht wieder!“

„Sondern, mein kundiger Bürgersmann?“

„Sondern begnügen sich für die Lebenszeit des Regenten mit der Bastille.“

„Verschwenden Sie nicht Drohungen des Herzogs von Orleans, der sich unwürdig beträgt, und den ich verachte. Das sind Nebensachen für mich. Unterrichten Sie mich lieber, ob wirklich eine Doppelgängerin der Marquise von Parabère auf dem Balle war, und also in Paris existiert. Ist dem so, und ist es die Dame, welche ich suche, so erweisen Sie dem

Herzoge von Orleans einen wesentlichen Dienst, denn der Herzog von Orleans hat vollständig Ruhe vor mir, wenn ich meine Dame finde."

„Was haben Sie vor mit dieser Dame?"

„Naive Frage!"

„Die Dame ist rein und unbefleckt wie eine Perle!"

„Wehe dem, der daran zweifelte! Mann, Sie kennen sie wirklich?"

„Ich kenne sie."

„Sie ist in Paris?"

„Sie war wenigstens heute nacht in Paris."

„Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite, bis Sie mich zu ihr geführt!"

„Das geschieht nicht, bis ich weiß, ob Ihre Absichten anständig und edel sind."

„Schweigen Sie, Törichter, ich liebe die Dame!"

„Aber wenn sie arm ist?"

„Was kümmert mich Armut! Ist Armut Schande?"

„Nein, aber ein Fehler. Und wenn sie niedrig geboren ist?"

„Das ist sie nicht. Der schönste Adel strahlt von ihr aus."

„Liebesphrase. Edel sein heißt nicht von Adel sein. Wenn sie nicht von Adel ist?"

„So wird sie durch mich von Adel."

„Sie wollen sie heiraten?"

„Bei meinem Wappen, das will ich!"

„Und ihre Familie?"

„Ich bin meine Familie."

„Sie sind nicht der älteste Graf Horn!"

„Es gibt keinen ältesten Grafen Horn."

„Der Fürst Horn ist aber Ihr ältester Bruder, und Sie sind abhängig von ihm."

„Abhängig bin ich nur von meinem Herzen und meinem Degen. Führen Sie mich, statt mich zu fragen."

„Die Familie der Dame ist abhängig vom Regenten; Ihre feindliche Stellung gegen diesen ist ein Hindernis Ihrer Liebe.“

„Der Regent kennt meine Dame? Trachtet nach ihr?“

„Er kennt sie nicht.“

„Führen Sie mich! Ich weiche nicht mehr von Ihrer Seite.“

Law war durchaus nicht geneigt, diesem stürmischen Ansinnen Folge zu leisten. Obwohl ihm die Äußerungen einer ernsthaften und anständigen Neigung für Jeanne angenehm waren, so erledigten sie doch noch keineswegs all die Bedenklichkeiten, welche seinem Scharfblicke nur zu deutlich vor Augen standen. Und diese Bedenklichkeiten entstanden nicht bloß aus Rücksicht auf den Regenten, der eine Verbindung Laws mit diesem unehrerbietigen Grafen Horn dem der Gunst bedürftigen Law sehr übelnehmen konnte. Law wußte, daß der Regent am Ende doch ein sehr gutmütiger Herr sei, welcher einer jeglichen groben Feindschaft gern auswich, und wohl auch diesem wilden Grafen verzeihen könne. Aber dieser wilde Graf selbst war für Law noch lange nicht aufgeklärt und sicher genug. Law wußte sehr gut, wie sehr er selbst dem hohen Adel verhaßt sei, und er konnte voraussehn, daß Graf Anton, auch wenn er zur Ehe mit einem unadligen Mädchen geneigt wäre, doch wahrscheinlich die Tochter Laws verschmähen würde. Darüber hätt' er vor allen Dingen gern Aufklärung gehabt! Und doch sagte ihm sein guter Verstand, daß es töricht sei, solche Aufklärung herauszufordern. Die leidenschaftliche Liebe des Grafen werde vielleicht auch über diesen schwierigen Punkt hinwegeilen, wenn ihm der Name Law zuerst von den Lippen Jeannes entgegenkomme, der Graf werde sich aber wahrscheinlich entrüstet und beleidigend äußern und für immer vermessen und verschwören, wenn er von einem Unbekannten im voraus höre, seine Geliebte sei die Tochter Laws.

Unentschlossen darüber, wie er es am geschicktesten anzufangen habe, ging Law eine Zeitlang schweigend neben dem Grafen an der Seine hin.

„Sie erwarten doch nicht," begann er endlich, „daß ich Sie mitten in der Nacht zu einer Dame führe, auch wenn diese Dame noch in Paris wäre?"

„Ist sie nicht mehr in Paris, so rufen wir meinen Wagen, und ist sie in Paris, so führen Sie mich an die Schwelle ihres Hauses, damit ich dort harre, bis der Tag sie weckt!"

„Mein Herr Graf, die Äußerungen über Ihre Neigung sind so würdig und tüchtig, daß sie mir Anteil einflößen. Ich will Ihnen unter gewissen Umständen behilflich sein, aber jetzt und heut noch nicht. Vielleicht schon heute abend. Es steht heute am zeitigen Vormittage eine wichtige Konferenz im Palais Royal über Finanzangelegenheiten bevor. Ich muß zu diesem Ende noch vorher eine lange Unterredung mit Law führen — ist dies alles beendigt, will ich dem Regenten Ihre Lage und gereizte Stimmung schildern und dessen Nachsicht für Sie in Anspruch nehmen."

„Was brauch' ich dessen Nachsicht!"

„Er wird sie nicht verweigern, sobald er erfährt, daß Sie nicht die Marquise von Parabère, sondern deren Doppelgängerin mit Ihrer Liebeserklärung gemeint haben. Er wird besonders zur Versöhnung geneigt sein, wenn ihn die vielversprechenden Angelegenheiten Laws in gute Laune versetzt haben."

„Die vielversprechenden Schwindeleien dieses Abenteurers. Was hat meine Herzensangelegenheit mit diesen gemeinen Verhältnissen zu tun?"

„Mehr als Sie glauben. Diese Verhältnisse, denen nur Ihre Unkenntnis ein so unrichtiges und beleidigendes Beiwort geben kann, umspannen bereits tausend Familienfragen Frankreichs, und auch Ihre Herzensangelegenheit hängt in

feinen Fäden damit zusammen, ja kann nur zu Ihrem Vorteile erledigt werden, wenn Sie aufhören, dieser neuen politischen Welt feindlich gesinnt zu sein."

„Warum nicht gar! Und der Ausdruck ‚neue politische Welt' ist ein viel zu schmeichelhafter für diese unverschämte Welt eines kaufmännischen Betruges. Ich kann nichts damit zu tun haben, solange ich Edelmann bin, und meine Liebe ist die eines Edelmannes, welcher keinerlei Beziehungen haben mag mit solchen Nichtswürdigkeiten!"

„Mich dünkt aber, Sie haben schon damit zu tun!"

„Was, Mann?!"

„Ich habe erst vorgestern das Lawsche Hauptbuch durchgesehen, und unter den Renten sovieler hohen Familien figurieren auch die Ihrigen darin."

„Was?!"

„Sie ziehen also in der Stille den kaufmännischen Nutzen von diesen sogenannten Nichtswürdigkeiten und spielen öffentlich den Verächter derselben!"

„Unverschämter Lügner!" rief der Graf und zog aufs neue sein Schwert, um ihn abzustrafen. Aber Law war ein gewandter Fechter und im richtigen Augenblicke zur Verteidigung bereit. Die Angelegenheit war auch für ihn so hoffnungslos geworden, daß es ihm nicht mehr darauf ankam, den gröblichen Edelmann vom Leben zum Tode zu befördern. Der Kampf begann in einer engen Straße, die nicht viel mehr Licht dazu bot als das Leuchten der blanken Klingen und der Funken, welche sie aneinander weckten. Es wäre unter solchen Umständen wohl ein lebensgefährlicher Ausgang eingetreten, hätte nicht die Nachtrunde der Polizeisoldaten, welche in der engen Straße heraufkam, ihre Schritte beschleunigt und die hitzig Fechtenden überrascht, getrennt und festgehalten.

Law nannte dem Anführer der Runde leise seinen Namen, und als darauf der Feuerwächter seine Blendlaterne

enthüllt und Law vor das Antlitz gehalten hatte, erklärte der Anführer, er kenne den Herrn und überlasse demselben die weitere Verantwortung vor dem Polizeileutnant. Darauf entfernte sich Law ohne weitere Behinderung und ohne sich weiter um den von Bajonetten eingeschlossenen Grafen zu kümmern.

„Wer ist der Mann?“ schrie dieser dem Anführer der Runde entgegen.

„Wer sind Sie selbst?“ erwiderte dieser.

„Graf von Horn und Overick. Befehlt Euren Leuten, zurückzutreten.“

Auch ihn schien der Anführer zu kennen, denn Graf Anton war in der Tat durch d'Argensons Zutun der Polizei bekannt. Der Anführer schwankte einen Augenblick, ob er ihn als öffentlichen Ruhestörer und Duellanten verhaften solle, aber das stolze Seigneurwesen desselben, welches für die Polizei noch lange gebieterisch war, vermochte ihn zu einer beschwichtigenden Handbewegung gegen seine Leute. Die Bajonette hoben sich, und ehe der Anführer mit seiner Runde weitere Maßregeln anordnen konnte, war Anton aus dem Kreise hinaus und vollen Laufes in der Verfolgung Laws begriffen. Die Runde setzte ihm zwar augenblicklich nach, hatte aber schon am Ende der Straße seine Spur verloren und ward im Horchen durch das Rasseln der vom Opernball heimkehrenden Karossen gehindert.

Anton selbst war glücklicher in seiner Verfolgung. Es war alles dies in dem Straßenviertel vorgefallen, welches zwischen dem Boulevard St. Denis und der Seine liegt. Sie waren vom Flusse nach der Rue St. Denis eingebogen, und in der Rue des écrivains waren sie in Kampf geraten. Am Ausgange dieser engen Straße hatte sich Law links in die Rue des diamans gewendet, in deren Verlängerung, Rue de Quicampoix genannt, sein Hotel lag. Auch Anton wandte sich links, und bei dem weither schimmernden Scheine der

Pechpfannen vor dem Lawschen Hotel sah er seinen Mann nach dieser Richtung zuschreiten.

„Steh, Mann des Orleans!“ rief er hinter ihm her.

Law hörte es und übersah im Nu, wohin diese neue Begegnung führen könne. In sein Hotel durfte er nicht treten, sonst verriet er dem Grafen, wo er und die Spur der Dame zu finden sei. Mit Jeanne aber wollte er ihn, nachdem er an der unvertilgbaren Feindschaft dieses Edelmanns nicht mehr zweifeln durfte, niemals in irgend einen Verkehr treten sehen. Es tat dem Vater weh, des Kindes Neigung mit Füßen treten zu müssen, aber er war durch ein abenteuerliches Leben an verwegene und durchgreifende Entschlüsse gewöhnt, und er entschloß sich in diesem kritischen Momente schnell und ganz, diesen heillosen belgischen Grafen aus der Welt zu schaffen, wenigstens aus der europäischen Welt. Die Gelegenheit zu diesem Frevel war dicht neben ihm. Die Straße Quicampoix ward von der Diamantenstraße durch eine Quergasse, namens Rue Aubry le boucher, getrennt, und an der Ecke dieser Quergasse stand er eben. Das Eckhaus dieser Gasse hatte er gemietet für den geheimnisvollen Betrieb seiner Kolonie am Mississippi, welche durch Errichtung einer Aktiengesellschaft erst vor kurzem einen gesetzlichen Anstrich erhalten hatte. In diesem Eckhause hatte er nach Art der holländischen und englischen Matrosenpressung eine abscheuliche Fanganstalt anlegen lassen.

Es handelte sich nämlich darum, mit Güte oder Gewalt Kolonisten anzuwerben, die nach Louisiana geschickt werden könnten, und da sich nicht genug Freiwillige meldeten, der Kredit der Mississippibank aber den Nachweis zahlreich abgesandter Kolonisten brauchte, so fing man ihrer seit einigen Tagen in ziemlicher Menge. Dies geschah folgendermaßen: Ein eisernes Gitter schloß den Eingang zu einem ganz schmalen Hofe, welcher zu jenem Hause führte. Außer dem gewöhnlichen Klingelzuge war ein verborgener angebracht;

wurde an diesem dreimal rasch hintereinander gezogen, so war dies das Signal, es nahe ein Opfer, und es sei der Fangapparat vorzubereiten. Dieser bestand aus einer Falltür im Hausflure, welche für gewöhnlich unterhalb durch starke Riegel festgehalten, nach solchem Signale aber von den Riegeln befreit wurde. Wer nun darauf trat, sank in ein Kellergeschoß, wurde von zwei darauf lauernden Kerlen sogleich gefesselt und mit einem Kolonistentransport nachts auf der Seine gen Havre geschafft.

Diesem Schicksale trat der heftige Graf Anton entgegen, als er aufs neue von Law verlangte, zu der Dame seines Herzens geführt zu sein. „Ich weiche nicht mehr von Eurer Ferse," setzte er hinzu, „bis Ihr mein Verlangen erfüllt habt."

„Dann schreibt es Euch zu und nicht meiner Absicht, wenn Ihr in üble Hände geratet!" erwiderte Law, wendete sich und zog dreimal an dem verborgenen Klingelknopfe. Das Gittertor, welches durch einen Drahtzug mit dem Innern des Hauses in Verbindung stand, öffnete sich nach einer Weile knarrend, und Law trat in den Vorhof, Anton folgte ihm. Sie schritten über den schmalen Hof und fanden einen Flügel der Haustür geöffnet. Der Hausflur war von einem Lämpchen spärlich und zwar so erhellt, daß der Schatten eines breiten Pfeilers die Falltür bedeckte. Sie bestand übrigens äußerlich aus ebensolchen Eichenbohlen, wie der ganze Fußboden des Flurs, und konnte auch am Tage keinen Verdacht erregen. Zur Rechten des Flurs, an dem Pfeiler befindlich, ließ sie zur linken Seite für einen Mann hinreichenden festen Boden zum Vorübergehen.

Als sie eintraten, stellte Law seinen Degen an die Wand und forderte Anton auf, desgleichen zu tun, denn die Sitte des Hauses gestatte nicht, bewaffnet einzutreten.

„Ein Edelmann verläßt niemals seine Waffen," entgegnete Anton.

„Dann kann der Edelmann dies Haus nicht betreten!"

„Geht voraus!“

„Ziemt es einem Edelmann, befehlerisch gegen jemand aufzutreten, der sich freiwillig seiner Waffe begibt! — Kehrt um oder fügt Euch der unerläßlichen Sitte dieses Hauses!“

Anton empfand die Richtigkeit dieser Logik und empfand doch auch eine entschiedene Scheu, sich wehrlos diesem Manne und einem finstern, geheimnisvollen Hause anzuvertrauen. Er war auf dem Punkte umzukehren. Aber die Hoffnung, seine Geliebte endlich zu finden, und der Stolz, welcher um möglicher Gefahr willen nicht zurücktreten wollte, drängten ihn vorwärts. Er stand nur einen Moment unschlüssig, dann stellte er hastig sein Schwert an die Wand, rief „Vorwärts!“ und schritt in den Flur hinein.

Law war gleich beim Eintritte darauf bedacht gewesen, daß er dem Grafen zur Linken bliebe. Das eilige Vorwärtsschreiten Antons machte aber selbst diese Vorsicht überflüssig; Anton war auf der Falltür, ehe Law wieder an seiner Seite war, und die Falltür verschlang den unvorsichtigen jungen Mann lautlos und blitzgeschwind.

Law blieb vor der Öffnung stehen und horchte aufmerksam auf das Gepolter, welches unten entstand. Es dauerte nicht lang, denn die Falltür war so eingerichtet, daß sie weiter unten ihre horizontale Lage in eine geneigte verwandelte, und daß solchergestalt das Schlachtopfer seinen Henkern entgegenfiel. Es verging keine Minute, so war die Tür wieder oben, und als Law gleich darauf die inneren Riegel vorschieben hörte, so ging er getrost über die trügerische Brücke hinweg, um in dem nächtlichen Bureau des Kolonistentransports Anweisungen zu erteilen in betreff des neuen Ankömmlings.

Dies Bureau war ein gewölbtes, langes Zimmer mit einem großen Bogenfenster, welches nach der Straße Quicampoix hinausführte und eng mit Eisenstäben vergittert war. In einem Schreibekäfig, wie er heutigestags noch auf alten

Ratsstuben gefunden wird, saß ein einzelner Mann, welcher durch das Holzgitterwerk des Käfigs nur deutlich sichtbar wurde, sobald er den Kopf bewegte. Dieser Mann hatte von einem haarlosen Scheitel die Perücke abgehoben und war tief in Rechnungen versenkt. Eine Adlernase, stechende graue Augen, eine gelbe, trockne Gesichtshaut, ein mit Grau untermischter schwarzer Bart, der Mund und Kinn verhüllte, gaben ihm ein strenges Ansehen. Aber eigentlich mochte er nur furchtbar sein, wo er sich gefürchtet und sicher wußte, und er war vielleicht selbst furchtsam. Wenigstens schrak er überaus zusammen und klappte mit zitternder Hand das Rechnungsbuch zu, als er plötzlich Laws Stimme nahe bei sich hörte. Es war jener Geschäftsführer Laws, Renard, welcher Jeanne begleitet hatte. Er hörte mit unverkennbarer Angst den Bericht, daß der Graf Horn unten eingefangen und für den nächsten Transport bestimmt sei, und unterbrach Law mit den Worten: „Das kann unsre Köpfe kosten, Mister Law!“

„Hasenfuß! Unsre Köpfe hängen nicht an einem einzigen Faden, und wer erzählt denn, wo dieser tolle Graf geblieben?“

„Der Mond oder die Sonne, Mister! Nichts von Bedeutung bleibt verborgen!“

„Gewöhne dir den ‚Mister‘ und die Angst des Lombarden ab! Ist Vorrat da für einen Transport zur nächsten Nacht?“

„Ja; aber morgen beginnt Mondschein!“

„Sorge dafür, daß der freche Edelmann morgen mit hinabschwimme nach dem Havre, und daß weder in Rouen noch im Havre jemand vom Lande ihn zu sehen bekomme. Je ängstlicher du bist, desto vorsichtiger wirst du sein. Mißglückte es doch, und gelänge es ihm, jemand von seinem Stande zu unterrichten, so heißt's, er sei dem Narrenhause entsprungen, und wir brauchten am Mississippi auch einen

Tollen zur Unterhandlung mit wilden Nachbarstämmen, bei denen jeder Geisteskranke heilig gehalten würde. Basta."

Damit entfernte sich Law. — Renard aber war in einer dem Anscheine nach unbegreiflichen Bestürzung. Er fürchtete den Grafen wie einen reißenden Löwen und fürchtete doch nicht bloß, daß dies reißende Geschöpf jetzt unter ihm sei und jeden Augenblick die Wächter erwürgen, die Türen sprengen und zu ihm heraufdringen könne, sondern er fürchtete auch, gegen dies Geschöpf so was Entsetzliches wie solche Transportation unternehmen zu helfen. Über kurz oder lang werde dies unzähmbare Geschöpf doch wieder da sein und werde unbarmherzig all seine Henker zerfleischen. Die unsichere Lebensstellung solch eines Wucherers, der jetzt in großes Spiel verflochten war, und der eingewohnte Respekt vor einem Seigneur hoher Stellung konnten wohl eine natürliche Antipathie zu solchen Ängsten steigern.

Und doch zog's ihn wie mit Krallen hinab in die Keller, um zu sehen und zu befühlen, ob dies gefährliche Wesen auch fest verwahrt sei. „Was ist fest?!" sprach er klagend vor sich hin, der gepeinigte Renard, der nach der Klingelschnur griff, um Bericht zu hören über die Bewältigung des neuen Ankömmlings.

Dieser Bericht ließ nichts zu wünschen übrig. Die beiden Häscher, welche unter der Falltür angestellt waren, hatten den neuen Ankömmling bei dessen Herabfallen glücklich gefangen und rasch gefesselt. Sie setzten aber hinzu, es sei ihnen angst und bange bei diesem vornehmen Herrn — denn ein solcher sei er offenbar. Er habe sich fürchterlich gewehrt und liege jetzt bewußtlos und in Zuckungen da, die Augen seien ihm weit aus dem Kopfe herausgetreten, und Schaum stehe vor seinem Munde. Er werde wahrscheinlich vom Schlage gerührt werden, wenn man ihn nicht losbinde, und losbinden könne man ihn nicht, denn er sei sehr stark und würde sie sicherlich totschlagen. Dieser Fang sei ein Un=

glück; er tauge nicht zum Transport, und da es ihm jedermann ansehe, daß er ein vornehmer Herr sei, so würde er der Anstalt große Gefahr bringen und ihnen, den beiden Häschern, die allergrößte. Wie gut Herr Law sie auch bezahle, und wie mächtig er auch sei, entschädigen und schützen werde er sie doch nicht können, wenn dieser gegen einen Seigneur verübte Frevel herauskäme.

Renard teilte all diese Besorgnisse und war aus lauter Besorgnis und Furcht geneigt, das anscheinend Gefährlichste zu wagen; nämlich den Grafen zu befreien. Um alles in der Welt wollte er diesen gefährlichen, ihm entsetzlichen Grafen aus seiner Nähe und aus allem Verkehr mit seinem Lebenskreise entfernt wissen. Der Aberglaube flüsterte ihm zu: „Wenn dies gesetzwidrige Treiben einmal zur Verantwortung kommt oder wenn dieser Mann, dein böser Dämon, dich einmal bei der Gurgel faßt, so kann dich das Geständnis retten, du habest ihn aus seiner größten Not befreit.“

Die Häscher, ebenfalls von einem bösen Gewissen gepeinigt, dachten ebenfalls für den unglücklichen Fall einer Entdeckung auf eine Milderung der Strafe, welche ihnen die für einen Seigneur dargetane Rücksicht bewirken könne, und so war eine Vereinigung zwischen ihnen und Renard leicht bewerkstelligt. Das persönliche Attentat gegen einen Nichtedelmann war damaliger Zeit noch von keinem großen Belang, und so war diese Schurkenlogik, daß ihnen um Befreiung eines Seigneurs der Fang hundert armer Teufel verziehen werden könne, ganz in der Ordnung. Es blieb nur die unverfängliche Art der Befreiung und ein wahrscheinlicher Vorwand gegen Herrn Law zu erwägen. Letzterer schien nicht so schwierig zu sein, da der gefangene Seigneur noch nicht aus dem Fallkeller herausgekommen, und somit dessen Anwesenheit den übrigen Gefangenen und Wächtern noch unbekannt sei. Man konnte also getrost Herrn Law erzählen, der Fremde habe nicht überwältigt werden können,

sondern habe die beiden Häscher halb totgeschlagen. Sie seien einer nach dem andern bewußtlos niedergestürzt, und als sie erst gegen Morgen wieder zu sich gekommen, sei der Fremde verschwunden gewesen, offenbar auf dem Wege der Falltür, deren Riegel er zurückgeschoben, und deren Mechanismus er entdeckt habe. Man könne noch von großem Glück sagen, daß niemand zu ihnen herabgestürzt sei, denn die Falltür sei solchergestalt bis an den Morgen unverwahrt geblieben. Wie er durch das Hofgitter gekommen sei, bliebe freilich unbegreiflich, da dessen Aufzug des Nachts auch nur vom Fallkeller ausgehe — entweder sei während des Kampfes unversehens an die Feder geschlagen worden oder der fürchterliche Fremde habe auch diese Vorrichtung zum Aufzuge entdeckt. Die kleine, in der Blende versteckte Lampe wenigstens habe er zweifelsohne zum Herumsuchen benutzt, denn sie habe sich des Morgens oben im Hausflure gefunden.

Dies wurde die Übereinkunft gegen Law. Dieser konnte auch nicht eben mit leichter Mühe strafen, denn er war Urheber dieses so gesetzlosen Preßsystems; ja außer der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Flucht konnte er gar keinen Grund des Mißtrauens haben.

Die Fortschaffung des Grafen selbst war einfach und leicht zu bewerkstelligen. Er war bewußtlos, und die beiden Häscher fanden nicht den geringsten Widerstand, als sie ihn aus dem Hause und Hofe hinaustrugen. Es war noch finster, als dies geschah, und sie trugen ihn größerer Sicherheit wegen bis an den Pont neuf hinab, lösten ihm dort die Bande und lehnten ihn an die Mauer. Renard setzte voraus, er werde durchaus nicht wissen, in welcher Gegend der Stadt oder wenigstens nicht in welcher Straße ihm der Unfall begegnet sei, da er Paris so gut wie gar nicht kenne. Wahrscheinlich werde er sich nach so völliger Bewußtlosigkeit gar nicht genau der Vorgänge erinnern, welche ihm in dieser Nacht begegnet, und aus seiner verworrenen Darstellung werde

kein Mensch einen richtigen Verdacht schöpfen können. Daß ihm Law persönlich unbekannt sei, wußte Renard, und in dieser Nacht hatte Law seinem Berichte nach stets die Larve getragen. Es stand also auch von dieser Seite keine Entdeckung zu besorgen, da der Graf in keinerlei geselliger Verbindung mit Law war, niemals und nirgends mit ihm zusammentraf, also auch durch Gestalt und Stimme nicht auf einen Verdacht geleitet werden konnte.

Dennoch betrachtete Renard den bewußtlos an der Brückenmauer lehnenden Grafen mit Angst und Schauer. Er tat dies aus der Ferne, denn es schauerte ihn auch, dem halbtoten jungen Manne nahezutreten. Er war den Häschern, die ihn getragen, nur von weitem gefolgt, hatte sie heimgesendet und war auch im Begriff gewesen, sich nach Hause zu begeben. Die magische Qual, welche für ihn von diesem Grafen ausging, hatte ihn aber noch einmal zum Umsehen veranlaßt. Bewegte sich nicht der Graf? Nein. „Es wäre ganz gut, wenn er auf diese Weise in der kalten Nachtluft völlig des Todes würde! Dann wärst du ihn los! Fasse dir ein Herz und stürze ihn über die Mauerlehne, dann verschlingt ihn der Fluß, und es kräht kein Hahn danach!“

So sprach Renard und kehrte um. Aber er fühlte in sich, daß es ihm unmöglich sei, diesen Körper anzufassen, und am Ende schlüge der Graf eben die Augen auf, wenn er hinzutrete — fort, fort!

Und so eilte Renard von dannen, hastig, als ob ihn der Blick des Grafen wie ein Pfeil verfolge.

Law war in der Nacht mit den Schwertern, die er aus dem Hausflur an sich genommen, sorgenlos zu Hause angelangt und hatte einen sorgenlosen Schlaf gefunden. Er hatte in wildbewegtem Leben die Ruhe homerischer Helden sich angeeignet, Abgetanes spurlos, freud- und reuelos hinter

sich zu lassen. Die Welt war ihm ein Kampf auf Leben und Tod: wo ihm ein großer oder kleiner Feind als unzweifelhafter Feind entgegentrat, da trachtete er nach dem völligen Verderben desselben, und zwar mit eben der Sicherheit, wie man auf Unterdrückung einer Krankheit ausgeht. Mitleid oder irgend eine Sentimentalität mit dem erliegenden Gegner war ihm ebenso fremd wie dem Krieger, der die feindlichen Reihen niederwirft, unbekümmert um Wunden und Schmerz derselben. Er hätte gern diesen Grafen für sein Kind gewonnen, weil er in Jeannes Ausruf mit Schauer erkannt hatte, es kauere hier die Leidenschaft eines ganzen Lebens auf dem Grunde der Seele. Aber der Graf hatte ihm ebenso deutlich enthüllt, daß zwischen ihm und Laws Kinde eine wohltätige Gemeinschaft nicht möglich sei. So hatte denn Law seiner Natur nach den sicheren Feind auf den Tod bekämpft, und beim Erwachen am nächsten Morgen zögerte er auch keinen Augenblick, sich einen neuen sicheren Feind zu erregen. Nicht um einen Feind zu haben, sondern um aus einem vergifteten Verhältnisse alles Gift auf eine Person zusammenzudrängen und Haus und Kind vor Siechtum zu bewahren. Der neue Feind mußte von Milhe werden, es gab da für Law keine Wahl. Er schrieb ihm unumwunden, die Verlobung mit Jeanne müsse als aufgelöst betrachtet werden. Der Chevalier solle nicht nach weiteren Gründen forschen — der eine Grund möge ihm genügen, daß diese Auflösung auf Jeannes ausdrückliches Verlangen stattfinde. Er, der Chevalier selbst, habe nicht die geringste Veranlassung zu diesem Bruche gegeben, und Law bedaure schmerzlich, daß er diesen Bruch durchaus nicht vermeiden könne.

Als dieser Brief abgesendet war, ging Law zu Jeanne und teilte ihr mit, daß er in betreff des Chevaliers ihren Wünschen gewillfahrt habe. „In betreff des Kreuzritters," setzte er hinzu, „den du auf dem Balle gesehen —"

„Des Grafen Horn —“

„Ah, dein Bote ist zurück? — In betreff des Grafen also, den du wieder gesehen, bitte ich dich, einen herzhaften Entschluß der Entsagung zu fassen. Er ist bis zu kindischer Tollheit Grandseigneur und würde nie dein Gatte werden, auch wenn er noch lebte.“

„Um Gottes willen, Vater, er lebt nicht mehr?!“

„Ich erfahre eben, daß er diese Nacht bei einem Streite, zu dem ihn sein verbranntes Blut getrieben, ums Leben gekommen ist.“

„O, mein Gott!“

„Weine, laß es den Schmerz deines Lebens sein. Mit dem großen Schmerze eines Mädchenherzens ist Lebensglück nicht unvereinbar — aber sprich nie davon, verrate nie, daß du diesen Mann gekannt, es soll unwürdig hergegangen sein bei dem Untergange dieses zügellosen Menschen, und die Behörden wollen, daß sein Gedächtnis spurlos verschwinde!“

Als dies gesprochen wurde, erwachte Graf Anton eben aus seiner Betäubung und sah sich um. Die Marktleute, welche am frühen Morgen über den Pont neuf gekommen waren, hatten ihn erstarrt auf dem Pflaster gefunden, und eine mitleidige Bäuerin hatte ihn auf ihren Gemüsewagen heben lassen, um ihn im Vorüberfahren auf einer Wachtstube oder in einem Hospitale ins Trockene zu bringen. Denn es regnete seit der Morgendämmerung in Strömen. Die gute Frau fand aber bis zu ihrem Marché des Innocents keine schickliche Gelegenheit und fragte dort die junge Bäckersfrau an der Ecke, was sie wohl mit dem armen bunten Herrn anfangen solle? „Heiliger Eustachius!“ rief diese, als sie herangetreten war und auf das Antlitz des Grafen geschaut hatte, „das ist ja der schöne belgische Graf! Und der ist tot!“ „Nein,“ sagte die Bauerfrau, „er hat sich gerüttelt, als der Wagen durch den Rinnstein dort gepoltert war! Wenn Ihr ihn aber kennt, so bringt ihn unter!“ „Ich

kenne ihn weiter nicht, aber da drüben wohnt ein junger Edelmann, der wird ihn kennen, und dessen Dienerschaft will ich's melden!"

Dies war die Dienerschaft des Chevaliers von Milhe; sie kannte den Grafen und weckte den Chevalier. Dieser ließ anspannen, und so war Anton in seine Wohnung am Theatinerkai gebracht, von einem herbeigerufenen Arzte behandelt und gepflegt worden und erwachte jetzt mitten unter Bekannten und Standesgenossen, denn der Chevalier hatte den Unfall rasch dem Herzog von Havré, dem Herrn von Créquy und noch einigen der hohen Aristokratie mitteilen lassen, die er dem Grafen sehr zugetan wußte. Sie saßen jetzt in Antons Zimmer und blickten teilnehmend und neugierig auf den Erwachenden.

Die Hauptfrage war, ob er sich dessen, was ihm begegnet sei, erinnere. Er erinnerte sich des ganzen Hergangs bis zu dem Sturze in die Tiefe, nach welchem er angefallen und niedergeschlagen worden sei. Alle fragten, ob er die Gegend wiederfinden könne, in welcher das Haus liegen müsse — er selbst sei am Pont neuf gefunden worden!

Schwerlich; aber in jenem Stadtteile, rechts von der Seine, müsse es gewesen sein.

„Das wird uns nichts helfen," entgegnete der Herzog von Havré, „jener Stadtteil ist der bevölkertste. Es wäre entsetzlich, wenn es von ihm ausginge!"

„Von wem?"

„Und daß man Sie mißhandelt und dann ausgesetzt, nicht aber beraubt hat, spricht nur zu sehr für diese unedelmännische Natur, die nicht einmal den Mut blutiger Rache besitzt. Erinnern Sie sich, Herr Graf, des roten Dominos, der Sie auf dem Balle warnte vor dem schwarzen Domino? Ich war's, und Ihr späteres Schicksal wird die Strafe gewesen sein, welche Ihnen der schwarze Domino zugedacht hat."

„Der Regent?!"

„Prüfen wir näher, ehe wir richten," bemerkte Herr von Créquy, „und lassen wir den armen Grafen sich erst erholen und stärken!"

Die Seigneurs gingen, und es blieb nur von Milhe zurück, weil ihm sein Diener eben Laws Brief übergeben hatte, und weil er diesen Brief eilig lesen wollte. „Law weiß nun alles," rief er Anton zu, „vielleicht schreibt er mir schon eine Aufklärung Ihres Vorfalls!"

Wir wissen, welcher Art diese Aufklärung war. Sie versetzte Milhe in leidenschaftlichen Zorn, und der Zorn ist schwatzhaft, Anton wurde also der erste Mitwisser dieser Abdankung des Bräutigams.

„Lieber Chevalier! Wer sich mit niedrig trachtenden Leuten einläßt, der muß auf niedrigen Ausgang gefaßt sein!"

„Einläßt! Einläßt! Die ganze Welt läßt sich damit ein! Das Staatsoberhaupt wie der Grandseigneur verkehrt mit Law, erholt sich Rats bei ihm und läßt sich Zinsen von ihm zahlen! Sie selbst handeln in diesem Punkte anders, als Sie sprechen! Ihr Name steht im Lawschen Bankbuche so gut und so deutlich wie einer!"

Anton war mit einem Sprunge von seinem Lager neben dem Chevalier. Wie ein Blitz fuhr es durch seinen Sinn, daß diese Anschuldigung ihm zum zweiten Male entgegentrete, und daß der nächtliche Fremde sie mit ebensolcher Sicherheit ausgesprochen habe. Er konnte also nicht mehr an der Richtigkeit zweifeln, und er brannte vor Verlangen, diesen Betrug zu strafen.

Sobald Milhe einsah, daß hierbei wirklich eine Täuschung von seiten Laws zugrunde liegen müsse, und daß hiermit Veranlassung geboten sei zu einer gellenden Rache an dem Bankier, hörte er auf, dem körperlich noch erschöpften Anton Ruhe anzuempfehlen und das Ausgehen abzuraten.

Die Diener konnten nicht eilig genug die Kleidung des Grafen und das Vorfahren der Karosse besorgen — „mit

der Reitpeitsche will ich den frechen Händler züchtigen für Mißbrauch meines Namens!“ rief Anton und eilte mit dem Chevalier in den Wagen hinab. Als dieser von der Diamantenstraße nach der Straße Quicampoix über die Quergasse Aubry le boucher hinwegrollte, dämmerte dem herausblickenden Anton eine dunkle Erinnerung auf an diese Örtlichkeit, aber ehe er sie zu einer Vorstellung sammeln konnte, hielten sie im Hofe des Lawschen Hotels an der Haustreppe.

Der Chevalier führte Anton nach dem Bankkontor hinauf, und zwar nach dem Zimmer, in welchem Law sich aufzuhalten pflegte. Der Chevalier selbst fühlte sich arg gepeinigt: teils durch den Verlust einer schönen Braut, die ihm hier bei jedem Schritte entgegentreten konnte; teils durch den Verlust eines Vermögens, für welches er auch seinen kleinen Adel durch offene Bewerbung bloßgestellt hatte; teils durch ein Schamgefühl über eine so jäh ergriffene Rache, wie er sie in dem wilden Grafen unmittelbar nach Empfang des Absagebriefes in dies Haus führte. Er setzte sich also vor — denn wir verstecken immer eine Schwäche hinter einer andern — sich gegen Law zu benehmen, als habe er dessen Brief noch gar nicht erhalten.

Die unbefragten Diener verhinderten den Eintritt der beiden Herren in die sonst nicht öffentlichen Zimmer darum nicht, weil sie dem Bräutigam des Fräuleins vom Hause nicht in den Weg treten mochten, obwohl es ihnen befremdlich aussah, daß zwei Diener des Grafen mit großen Rohrstöcken hinter ihm herschritten.

Das Privatarbeitszimmer Laws war leer; aber links und rechts waren die Türen nur angelehnt. Die Tür links führte zu den Gemächern Jeannes, und Law war in der Tat zu seiner Tochter gegangen, um dem armen Kinde, dem er die Lebenshoffnung zerstört hatte, Mut einzusprechen. Die Tür rechter Hand führte zum heimlichen Arbeitszimmer

Renards. Dieser saß dort hinter den großen Zahlenbüchern, nicht ahnend, daß ihm die Vergeltung der nächtlichen Tat so unerwartet nahetrete. Dorthin nämlich richteten die Seigneurs ihre Schritte, und sie standen dicht hinter ihm, ehe dieser den Kopf wendete.

Als er den Grafen Horn, der noch viel bleicher als gewöhnlich aussah, hinter sich erblickte, und als dessen erhobene Reitpeitsche auf das große Buch wies mit den Worten: „Schlage auf, und zeige die Seite, welche den Namen des Grafen Horn trägt!“ — da vergingen ihm die Sinne. Er übersah den natürlichen Zusammenhang dieser Nachfrage, und seine unnatürliche Furcht flüsterte ihm zu: „Jetzt springt der Tod auf deine Schulter!“

Anton war gar nicht geneigt, eine artige Rücksicht auf Körperschwäche zu nehmen: er riß den Stuhl samt dem darauf sitzenden Renard dergestalt zur Seite, daß beide schwankten und dem Umsturze nahe waren. Dann trat er vor das aufgeschlagene Bankbuch, und deutete dem Chevalier mit einer Pantomime an, die behauptete Stelle nachzuweisen; von Milhe, in diesem Buche ziemlich bewandert, tat es sogleich, und als dem Grafen wirklich sein Name entgegentrat, riß er die Folioseite von oben bis unten heraus, unbekümmert darum, daß auf der Rückseite ein andrer Name und andrer Posten vernichtet würden. Renard, obwohl halb tot vor Schreck, zuckte zusammen bei dieser Ungebühr, welche starken Geldverlust mit sich führen konnte, und zum ersten Male ermannte er sich zu einer zornigen Wallung. Da ihn also selbigen Augenblicks Graf Horn fragte, wer den Namen Horn in dies Schandbuch geschrieben, erwiderte Renard trotzig: „Herr Law!“

„Wo ist er?“

„Dort drüben.“ — Und er wies nach der Tür, welche links vom Eintritte belegen war. Anton, das ausgerissene Folioblatt in der Hand haltend, schritt sogleich nach dieser

Seite hinüber. Der Chevalier, mit Renards Handschrift wohl bekannt, blieb bei diesem stehn, und sagte mit halblauter Simme zu ihm: „Diese Lüge, Renard, kann Euch das Leben kosten, sobald der Graf ihrer kundig wird.“

„Helfen Sie, daß er es nicht erfahre!“

„Wofür?“

„Für Ihre Schuldscheine an Law!“

„Topp! Her damit! Ich werde sie zahlen, aber wenn es mir gefällt.“

Während Renard die Schuldscheine mit fliegender Hand suchte und dem Chevalier einhändigte, vernahmen sie aus den anstoßenden Gemächern den Ruf des Grafen: „Law! Law!“ und bald darauf einen heftigen, der Entfernung wegen aber unverständlichen Wortwechsel. Als der Chevalier hinzueilte und dem halb bestürzten, halb zürnenden Law als ein höchst unwillkommener Zeuge erschien, sah er, daß Anton soeben hastig ein breites Schwert ergriff, welches in einem Winkel lehnte, und Law zurief: „Mein Herr, wie kommen Sie zu diesem Schwerte?“

Law schwieg.

„Chevalier,“ fuhr Anton zu diesem gewendet fort, „dies ist mein Schwert von heute nacht! Was sagen Sie, wenn ich hinzusetze, daß Gestalt und Stimme dieses Mannes mir aus dieser Nacht erinnerlich sind —?“

„Es ist diesem Manne ohne Treu und Glauben wohl zuzutraun, daß er einen Seigneur räuberisch anfalle!“

Die uns schon bekannte Röte schoß auf das blasse Antlitz des Grafen Anton, die schwarzen Augen drängten sich glühend hervor, er hob das Kreuzritterschwert, und Law, der verlegen und unbewaffnet dem heftigen Grafen gegenüberstand, war zweifelsohne in Lebensgefahr. Da trat eine Dame zwischen die Schwertesspitze und das Ziel derselben. — „Heiliger Gott, sie ist es!“ schrie Anton, ließ das Schwert fallen, daß es schmetternd klirrte, und flog in die Arme der Dame,

welche ihm halb geöffnet zu sein schienen, und welche ihn wenigstens bald ebenso lebhaft umschlossen, als er sie an sein Herz drückte.

Es war Jeanne, welche ihrem Vater gefolgt war, welche die Stimme des totgeglaubten Geliebten mit unsäglichem freudigen Schreck erkannt hatte, und welche ohne Rücksicht auf Streit und Schwert zu ihm getreten war.

Law wie Milhe sahen grimmig einer rettenden Erscheinung zu, welche den einen nicht minder bedrohte, als das vorher gezückte Schwert, und welche dem andern zeigte, daß er auch ohne Laws Zurückweisung kein Liebesglück gehabt hätte. Die Liebenden achteten indes nicht im geringsten auf ihre Umgebung; es war endlich der Augenblick da, in welchem sie Herz und Gedanken voreinander eröffnen konnten. Denn auch Jeanne war durch Trennung und Todesnachricht in ihrer Neigung so gesteigert worden, daß Renards Nachricht und alle sonstige Besorgnis untergingen im Schimmer der geliebten Augen. Anton führte sie in die tiefe Fensterbrüstung, um in hellerem Lichte ihres Anblicks genießen zu können, und dort erzählten sie sich ihre Eindrücke und Schicksale seit der ersten wunderbaren Bekanntschaft mit all jener reißenden, unerschöpflichen Schnelligkeit, welche Liebenden eigen ist, und welche die ganze Welt umher vergessen kann.

Law gewann dadurch Zeit zur Fassung. Eine Aussöhnung war ihm unter allen Umständen das willkommenste Ergebnis. Diese schien aber nach den Äußerungen Antons über Law unwahrscheinlich, um so unwahrscheinlicher, je gewaltsamer sie herbeigeführt würde. Jedenfalls war es wünschenswert, daß Jeanne nicht zugegen sei bei solcher entscheidenden Entwicklung. Der Vater konnte nicht wollen, daß sie Dinge hörte, welche ihn herabsetzten, und er konnte nicht wollen, daß der heftige Seigneur einen gewaltsamen Entführungsversuch mache, sobald er die Herkunft Jeannes kennen lerne, und der Tochter eine Lossagung von unwürdigen

Eltern vorschlagen könne. Law wollte für all diese Erklärungen allein sein mit dem Grafen. Er nahm also den Chevalier bei der Hand und flüsterte ihm zu, daß er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe, und daß der Chevalier ihm zu dem Ende ins Nebenzimmer folgen möge. Der Chevalier hätte kein Ohr dafür gehabt, wenn er nicht geglaubt hätte, Law wolle auf die abgelehnte Heirat seiner Tochter mit ihm, dem Chevalier zurückkommen, um ein Verhältnis Jeannes mit dem Grafen, welches bei den bekannten Gesinnungen dieses Grafen keine Heirat zum Ziel haben könne, mit einem raschen Streiche zu endigen. So ging Milhe mit Law nach der Seite hinaus, von welcher er vor kurzer Zeit mit dem Grafen eingetreten war, und folgte Law bis auf den Vorsaal. Dort sagte ihm dieser denn auch wirklich, die Leidenschaft des Grafen Horn für Jeanne sei die einzige Ursache gewesen, welche ihn zur Auflösung der Verlobung zwischen Jeanne und ihm, dem Chevalier, veranlaßt habe. Es sei nur zu hoffen gewesen, daß die Zeit und sorgfältige Vermeidung eines Zusammentreffens mit dem Grafen sie beruhigen werde. Das sei nun alles zerstört, und es sei wahrscheinlich ein rascher Entschluß in kurzem notwendig. Jeanne nämlich müsse vielleicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden verheiratet werden, damit dem Grafen alle Hoffnung, aller Zugang abgeschnitten werde. Der rasch erwählte Gemahl müsse sich indessen, wie Jeannes an den Tag gelegte Neigung nur zu deutlich zeige, zunächst mit der formellen Heirat begnügen, und ihm, dem Vater, für die nächste Zeit die junge Gattin insoweit ganz überlassen, daß sie der Pariser Gesellschaft ganz entzogen und in tröstende Einsamkeit gebracht werde. Der Chevalier möge sich erklären, ob er für den eintretenden Fall dieser formelle Gemahl Jeannes werden wolle.

„Das will ich!“ erwiderte Milhe.

„Gut,“ sprach Law, „so lassen Sie mir jetzt freies Feld,

alles vorzubereiten. In wenig Stunden haben Sie Nachricht, und ich bitte Sie deshalb, sich daheim zu halten."

Unter diesem Bescheid war Milhe hinausgeschoben, und die erste Absicht Laws erreicht. Es konnte wohl sein, daß alles was er eben gesprochen in solcher oder ähnlicher Weise herbeigeführt werden müsse, aber es konnte der Hergang auch ein ganz andrer sein — jedenfalls war die Hauptsache, dem Grafen Horn diesen Verbündeten zu entziehn.

Nun eilte Law zu seiner Gattin und führte diese von der inneren Gemächerseite neben das Zimmer, in welchem Jeanne und Anton waren. Dort sollte sie nach Verlauf einer Minute Jeannes Namen zu wiederholten Malen und dringend rufen, denn Jeanne gerate in dringende Gefahr, wenn sie ihr nicht sogleich in die inneren Gemächer folge. Madame Law wußte durchaus nicht, was das zu bedeuten habe, war aber gewohnt, ihrem Gemahle blindlings zu folgen, und liebte zärtlich ihre Tochter.

Nach diesen Vorbereitungen trat Law wieder in das Zimmer der Liebenden und schritt nach der Fensterbrüstung bis dicht zu ihnen. Hier sprach er: „Graf Horn! Diese Dame ist die Tochter Laws, ist meine Tochter."

„Die Tochter Laws!" schrie Anton, indem er Jeannes Hände frei gab.

„Jeanne, Jeanne!" rief jetzt die Stimme der Madame Law, und Law hatte richtig vorausgesehen, daß Jeanne dieser Stimme sogleich Folge leisten und der Graf in erster Bestürzung ihr nicht folgen würde. Sobald also Jeanne hinaus war, folgte ihr Law bis an die Tür, schloß diese und nahm den Schlüssel zu sich. — Graf Anton bemerkte es kaum, die Nachricht, welche nur ein Liebender so leidenschaftlicher Art wie er nicht voraussehen konnte, hatte ihn betäubt. Law trat wieder zu ihm und sprach weiter:

„Wir müssen uns verständigen, Herr Graf. Entschiedene Feindschaft liegt hinter uns, entschiedene Freundschaft kann

vor uns liegen. Sie haben zu wählen, ob die Vergangenheit fortgesetzt oder vergessen sein soll. Ihr Charakter bringt es mit sich, und meine Stellung in der Welt, meine Stellung Ihrem Charakter gegenüber nötigt mich ebenfalls dazu, auf Tod und Leben Krieg zu führen, wenn eine Freundschaft auf Tod und Leben nicht möglich ist. Die Äußerungen, welche Sie in vergangener Nacht über Law ausstießen, und die mir damals schon bekannte Liebe zwischen Ihnen und meiner Tochter nötigten mich zu einem Attentate, da Sie unter Verwünschungen des Vaters zur Tochter desselben dringen, meiner Tochter also sich bemächtigen wollten außerhalb der kirchlich und bürgerlich gesetzlichen Form. Zu solcher Gewalttätigkeit bleibe ich sotwährend genötigt, wenn mein Kind nicht Gräfin Horn werden soll. Ich habe keinen andern Grund, Sie zum Eidam zu wünschen als die Liebe meiner Tochter. Wollen Sie also nicht das dauernde Glück meines Kindes begründen, so hab' ich auch keinen Grund, zu zögern und zu schonen. Im Gegenteil! Ist Ihnen meine Tochter nicht gut genug zur Gattin, so ist doch auch kein Mensch auf der Welt, kein Fürst und kein Graf gut genug zum bloßen Liebhaber für sie, denn ich halte auf meine Familienehre strenger, als die vornehmen Häuser der Mortemar und ähnlicher in letzter Zeit getan. Im letzteren Falle werden Sie Jeanne nie wieder sehen, und schonungslosen Widerstand von mir zu befahren haben."

„Das ist brav von Ihnen," entgegnete Graf Horn in halber Zerstreuung. „Sie sind also doch wohl von Adel?!"

„Ich bin nicht von Adel; aber ich halte auf Adel meiner Familie. — Übereilen Sie einen Entschluß nicht, der für unser ganzes Leben bestimmend ist. Ich erwarte erst in einigen Tagen Ihren Bescheid, und muß mich jetzt bei Ihnen beurlauben, da mich Geschäfte ins Palais Royal rufen."

In tiefes Sinnen versenkt schritt Graf Horn hinaus, kaum seine eignen Diener bemerkend, die noch drohend im

Vorzimmer aufgepflanzt standen, und die ihm nun mechanisch folgten. Er schien im Innersten verwandelt. Oder war er in einer Wandelung des Innersten begriffen? Es ist nicht zu beschreiben, wie starke, tiefe Wurzeln die so jählings erzeugte Neigung für Jeanne in seinem Herzen, in diesem starken, alles so tüchtig wollenden Herzen geschlagen hatte, nicht zu beschreiben, wie er jetzt nach endlichem, endlichem Wiederfinden, nach der ersten berauschenden Umarmung nur in dieser Liebe lebte! Und doch fühlte er, wie die andere Hälfte seines Wesens, die erzogene, zur andern Natur gewordene Hälfte gezückten Schwertes, furchtbar drohend in ihm sich erhoben hatte, drohend dem leisesten Gedanken an eine öffentliche eheliche Gemeinschaft mit der Tochter des Geldhändlers. Noch war die Liebe in überwiegender Kraft, es schaukelten sich die Gegensätze noch fast behaglich in ihm, er fühlte den Hauch der Geliebten noch auf seinen halb geschlossenen Augenlidern, auf seiner leicht geröteten Wange, da er in seine Karosse steigen wollte. Als er seine Diener schelten hörte, als er sich am Kleide gezogen fühlte, sah er nicht streng, wie er wohl sonst getan, rückwärts nach solcher Störnis, sondern zerstreut, sanftmütig — Renard hatte dies gewagt. Vor einer Stunde noch hätte er sich um keinen Preis zu solch verwegenem Schritte entschlossen. Er hätte den Tod vom bloßen Umblicken des Grafen gefürchtet. Aber auch ein Lebensinteresse stand auf dem Spiele, und ein Instinkt, wie sonst seine Furcht vor dem Grafen, sagte ihm jetzt, als er vom versteckten Winkel aus den unglaublich veränderten Anton vorüberschreiten sah, in diesem Augenblicke töte ihn dieser junge Mann gewiß nicht. Jenes Lebensinteresse Renards war das Geld, und dieser entsetzliche Besuch der zwei jungen Edelleute konnte wohl einen Kommis Laws ruinieren, wäre er noch reicher gewesen, als Renard. Die Summen, welche er für den Grafen Horn in Gold umgewandelt und sich in der Bank wieder in Gold umgesetzt

hatte, waren sehr bedeutend. Wenn Law seiner Erzählung von dem Überfalle, von dem Eingriffe ins Bankbuch nicht unbedingten Glauben schenkte, wenn Law ihn zur Verantwortung zog, so konnte ihm dies ein lebensgefährlicher Schlag werden. Und Spießgesellen trauen einander am wenigsten! Law hatte bei niemand geringern Kredit, als bei Renard, und Renard war überzeugt, es ginge ihm bei Law ebenso. Nun hatte er aber genau gesehen, denn sein entsetztes Auge war nicht von dem herausgerissenen Blatte gewichen, daß der Graf dies Blatt gräßlich zusammengeknittert und in die Tasche des Kleides gesteckt hatte. Und dies Blatt Papier mußte er wieder haben, für dies Blatt Papier hätte er Löwenmut entwickelt. Blieb ihm doch der halbe Diebstahl Milhes, das Entwenden der Schuldscheine, außerdem noch gut zu machen übrig. Aber dies hatte er jetzt eben im Hausflur eiligst Law mitteilen können, als er dem langsam schreitenden Grafen nachgeeilt und dem von der Abschiedsverbeugung zurückkehrenden Law begegnet war, und Law hatte eine gleichgültige Handbewegung dazu gemacht! Nun galt es, die Hauptsache wiederzugewinnen. So bündig und so höflich zugleich als möglich schilderte er dem Grafen, welcher mit einem Fuße schon auf dem Wagentritte stand, seine unverschuldet üble Lage, und bat flehentlich, der Herr Graf möge gnädigst in die linke Tasche greifen, als in welche das für den Herrn Grafen wichtige und für ihn armen Mann hochwichtige Blatt Papier geschoben worden sei.

Der Graf hörte und hörte nicht. Es schien als wollte er mit der Hand nach der Tasche greifen, aber diese Hand hielt seinen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß sie in die Troddel im Innern der Karosse gefaßt hatte. Der Weg nach der Tasche schien also bloß deshalb zu unterbleiben, und der Graf fragte mit sanfter Stimme: „Kennst du Fräulein Jeanne?“

„Zu Befehl, gnädigster Herr Graf.“

„Du magst dir das Papier bei mir holen?"

Bei diesen Worten stieg der Graf in den Wagen, und der den Tritt beseitigende Diener stieß Renard zur Seite und rief dem Kutscher sein „Allez!" zu.

Der arme Renard sah mit Schmerz die Karosse davon eilen. Er wußte nur zu gut, wie mißlich jede Bewilligung, die nicht tatsächlich gleich gewährt wird, einzufordern, und gar von einem Seigneur einzufordern sei, welcher Diener und Launen hat. — Zunächst mußte jedenfalls Law von dem Attentate auf das Bankbuch unterrichtet werden.

Aber Law war nicht zu finden, und der Leibdiener desselben versicherte Renard, Herr Law sei heute für niemand zu sprechen, und wenn der Herr Regent selber käme.

Anton blieb den übrigen Teil des Tages einsam auf seinem Zimmer. Die Diener durften niemand zu ihm lassen, es schien, als wollte er um jeden Preis allein seine Lage ergründen und den nötigen Entschluß reiflich aus sich erzeugen. Aber es dauerte lange, ehe er aus den Träumen heraus zum Sinnen kam, und das Sinnen ging immer wieder unter in Träumen, und wenn er endlich dies Träumen mit Heftigkeit verscheuchte, so sprang die aufgereizte Überlegung ins Grübeln um, und das Grübeln artete aus in Ungeduld und stillen Grimm. „Auf diesem Wege liegt Wahnsinn!" rief er, wenn auch nicht mit diesen Worten, sprang von seinem Sitz in die Höhe, bemerkte jetzt erst, daß es dunkel geworden sei, und schellte dem Diener. Dieser wollte melden, daß der Herzog von Havré, der Chevalier und soeben eine Dame dagewesen sei, welche sich Madame Law genannt, und für den Herrn Grafen hinterlassen habe, um neun Uhr werde ihre Tochter das Haus der Eltern verlassen, um in eine unentdeckbare Verborgenheit gebracht zu werden. Wenn der Herr Graf diese Unentdeckbarkeit abwenden wolle, so möge

er um neun Uhr in der Straße Quicampoix sich bereit halten, einer schmucklosen Kutsche zu folgen.

Aber Graf Anton unterbrach den Diener bei den ersten Worten der Meldung, er wollte nichts von der Welt hören, er wollte ungestört die wichtige Lebensfrage in sich allein lösen, und er befahl jetzt, ihm ein Pferd zu satteln und vorzuführen. Der Diener, seines Herrn Antipathie genau kennend, wagte noch weniger, ihm zu melden, daß heute wieder eine Zahlung in Banknoten eingegangen sei. Er fürchtete, Graf Anton, welcher das Paket in seine Tasche schiebe, tue dies nicht in Zerstreutheit, sondern in der Absicht, das widerwärtige Geld um jeden Preis sogleich einzuwechseln.

So ritt Anton in die Nacht hinaus mit seinen schmerzlichen Gedanken. Er glaubte, daß die schwüle Zimmerluft ihm die freie Entscheidung erschwere, ach eine Entscheidung, welche entweder seine geschichtliche Welt oder seine Liebeswelt töten mußte. Der stärkste Mensch glaubt ungern daran, daß jede Wahl einen Totschlag heische, und daß ihre Schwierigkeit eben darin bestehe, sich für dies oder jenes Todesopfer zu entscheiden; der stärkste Mensch glaubt lange Zeit, es ließe sich eine Vermittlung finden zwischen Tod und Leben.

Durch den Chevalier kam unterdessen diese Angelegenheit in den Mund der Leute. Er hatte lange vergeblich darauf gewartet, in Laws Hotel zurückgerufen zu werden, er hatte sich bald nicht mehr verhehlt, daß er von Law wohl nur trügerisch fortgeschickt sein könne, er hatte endlich ein Billett Laws mit dem lakonischen Ausdruck: „Wir müssen alles aufgeben!“ erhalten, er hatte beim Grafen Horn selber sich erkundigen wollen, und war, als er dort abgewiesen wurde, zu dem Glauben gekommen, dieser Nebenbuhler trage den Sieg über ihn davon. Mit diesem Glauben stieg die Lust, zu verderben, die Lust, sich im Vernichten zu rächen in seiner Seele auf. Denn er war der gemeine Emporkömmling, der nur ein äußerlich stattliches Ziel mit energischer

Absicht erstrebte, für sich selbst aber, für seine eigne innere Genugtuung keinen gediegenen Kern in sich besaß. Außerdem fühlte er sich leider in dieser Angelegenheit gehetzt, denn die Dinge übereilten ihn, und deshalb tat er Schlimmeres, als er sonst getan hätte. Umstände machen uns tugendhaft, Umstände machen uns lasterhaft: in ruhigerer Laune hätte Milhe nimmermehr die Schuldscheine an sich gerissen, wie er es neben Anton tat; er tat's, weil er durch diesen in eine Faustrechtsstimmung versetzt war, und weil er es getan hatte, fühlte er sich und ward er weiter getrieben. Wenigstens glaubte er sich nun von den Umständen ergriffen wie von den rastlos weiter fassenden Zähnen einer Maschine, denen man ein wertvolles Glied seines Leibes opfern müsse, um nicht ganz zermalmt zu werden. Es fehlte ihm, wie den meisten Emporkömmlingen, die moralische Energie, welche zum Eingestehn eines unrechten Schrittes drängt, auch wenn dies Eingestehn größere Gefahr droht als ein neuer das Unrecht beschönigender Schritt.

Was stand also von solchem Manne zu erwarten, als er an jenem Abend in die Gesellschaft der Marquise von Parabère trat? Er spielte gegen Broglie und Nocé und gegen die Marquise selbst den Naiven, welcher nicht das geringste Hehl daraus machte, daß er einen Korb erhalten habe, und zwar durch den Grafen Horn verdrängt worden sei. Dies umgab er aber mit so mannigfachen geheimnisvollen Andeutungen, daß sein Ärger allerlei Nahrung finden konnte, daß Law, Jeanne und Graf Horn in befremdliches Licht gerückt wurden, und daß ihm selbst doch einem jeden dieser einzelnen gegenüber ein Ausweg übrig blieb. Law anlangend erzählte er besonders den einzelnen royalistischen Seigneurs, welche noch in dem Hotel der Marquise erschienen, und unter denen der Herzog von Havré die Hauptfigur war, die Vorfälle der vergangenen Nacht, und stellte das Attentat auf den Grafen in ein empörendes Licht.

Es sei unbegreiflich, setzte er hinzu, wie Graf Horn nach solchem Vorfalle noch an eine Verbindung mit diesem banditenartigen Hause denken könne! Man müßte an Zaubertränke glauben, und jedenfalls sei der Graf in größter Gefahr. Law könne nur einer unbedingten Hingebung des Grafen den Angriff desselben auf das Bankbuch und die wichtigsten Papiere des Bankiers verzeihen; denn Graf Horn habe in der ersten Wut jenes wichtige Buch und eine Handvoll wichtiger Schuldverschreibungen zerrissen. Jedenfalls werde es ein unberechenbares Ereignis für den hohen Adel, wenn Graf Horn nach solchen Vorgängen die Tochter des Bankiers heirate.

Der Herzog von Havré entfernte sich nach diesen Mitteilungen unverzüglich aus der Gesellschaft.

Gegen Broglie und Nocé erzählte der Chevalier das nächtliche Attentat Laws auf den Grafen Horn der Tatsache nach ebenso, stellte es aber unter ganz andere Gesichtspunkte und in den Schatten ganz andrer Bemerkungen. Danach sah es halb wie ein von den Royalisten erfundenes Märchen aus, welches die Regierung in das gehässigste Licht setzte, da die Regierung solches Banditenwesen offenbar begünstige.

Gegen die Marquise sprach er nur von jenem Zaubertranke, welcher dem sonst so stolzen Grafen die Sinne berückt habe. Die Marquise war aber nicht ihrer sonstigen Munterkeit nach geneigt, diese Angelegenheit wie eine gewöhnliche interessante Neuigkeit aufzufassen. Sie schwieg dazu, und die ganze Gesellschaft erschien verstimmt, als der Regent eintrat. Broglie und Nocé unterrichteten ihn auf der Stelle, und sein Antlitz, sonst immer heiter und sorglos, verfinsterte sich. Daß die Marquise zerstreut und unaufmerksam war, steigerte seinen Unmut. Dieser belgische Graf wurde ihm in der Tat unerträglich: jeder Tag brachte neue Unannehmlichkeiten mit ihm, und das Märchen von der Menschenpresse konnte geradezu politisch gefährlich werden. d'Argenson, der eben ein-

trat, kam dem Regenten also ganz erwünscht, denn dieser alte Polizeimann werde wohl einen Rat zur Hand haben, wie diesem lästigen Unwesen eines Ausländers rasch ein Ende zu machen sei.

Das Maß der Ungeduld wurde dem Regenten übervoll, als der kundige Minister erwiderte: „Die Sache ist schwer und wichtig. Die Aussage des Hauptmanns der nächtlichen Runde,“ setzte er hinzu, indem er langsam sprach und sich während des Sprechens die Sache selbst erst zurechtzulegen schien, „diese Aussage ist schon stadtkundig, da man nicht voraussehen konnte, es werde unser Vorteil sein, das nächtliche Abenteuer des Grafen Horn zu verschleiern. So ist nun dem Publikum eine sehr wahrscheinliche Einleitung geboten für die darauffolgende Falltür und Menschenpresse.“

„Ich will nicht hoffen, daß Law sich dergleichen untersteht?!“

„Jedenfalls wäre es im schlimmsten Falle nur ein Abzugskanal für das Gesindel, welches täglich zunimmt in Paris, Königliche Hoheit, und für welches die Gefängnisse nicht mehr zureichen. Könnten wir diesen Auswurf zur Vorbereitung einer Kolonie an den Mississippi transportieren, so wäre dies ein doppelter Gewinn: Urwälder auszurotten kostet zahlreiche Menschenleben, und wir ersparten hier die großen Atzungskosten, welche sich in den Gefängnissen aufhäufen. In betreff des Grafen Horn aber wäre eine dauernde Versöhnung dieses heftigen Seigneur mit der Lawschen Familie nicht nur die beste Auskunft, sondern es wäre dieselbe, wenn sie gar in Form einer Verheiratung erschiene, ein höchst interessanter Sieg gegen die Grandseigneurs.“

„Dazu wird sich ja der übermütige belgische Graf, dessen Ungebührlichkeiten ich Prinzips halber auf die Länge nicht dulden darf, niemals entschließen!“

„Vergebung, Königliche Hoheit, er ist in Ansichten aufgewachsen, welche einem tiefen und starken Gefühle alle Vor-

teile aufopfern, er ist überspannt, und mir ist eben hinterbracht worden, daß er ganz wie ein Liebesträumer zur Stadt hinausgeritten sei bei einbrechender Nacht. Entweder er kehrt nicht zurück — und dies ist allerdings auch ein Ausweg, den ich als einen durch Kürze empfehlenswerten vorschlagen könnte — oder er kehrt wie ein Ritter zurück, welcher die Augen zudrückt für die ganze Welt, um nur seine Schöne zu sehn."

„Ist denn Laws Tochter wirklich schön?"

„Möcht ich nicht behaupten. Jugend und Gesundheit befängt wohl einen unerfahrnen Liebhaber über Mangel an feinen Formen und Reizen."

„Letztere haben wir hier genug, und schöne tüchtige Gesundheit wird immer seltener — warum seh ich das Mädchen nirgends?"

„Law ist wohl in diesem Punkte etwas englisch geblieben. Aber es wäre doch ein Wink Königlicher Hoheit wünschenswert, ob der belgische Graf entfernt werden solle, wenn er auf seiner nächtlichen Wanderung nicht zu einem Heiratsentschlusse käme, denn den Ungebührlichkeiten dieses Fremden möchte allerdings, wie Königliche Hoheit andeuteten, ein Ende gemacht werden."

„Allerdings ist ein Ende nötig, ein friedliches oder unfriedliches — Basta!"

Damit wendete sich der Regent zu Broglie und Nocé, welche sich bei jeder Unterredung des Herrschers mit d'Argenson in einige Entfernung zurückzogen, und d'Argenson selbst verließ die Gesellschaft, nachdem er einige Worte mit der Frau Marquise gewechselt hatte.

Der Regent fragte die Roués, ob sie was vorzuschlagen wüßten, hier sei heute kein Reiz, und für das Souper im Palais Royal sei heute nichts Besonderes angeordnet. Nocé wußte etwas, und gerade diese Gattung reizte den Regenten, der ein leichtfertiger, aber doch sehr unterrichteter und sinniger

Mann war. Alles tiefere, geheimnisvolle Wissen interessierte ihn, und wenn seine bayrische Mutter etwas weniger derb gewesen wäre, so hätte man sagen können, er habe einen deutschwissenschaftlichen Tiefsinn von seiner Mutter geerbt. Ehe die Regentschaft seine Zeit in Anspruch nahm, hatte er einen großen Teil derselben auf chemische Studien und Experimente verwendet, und dies war einer der vielen Gründe gewesen, daß man ihm Kenntnis der Giftbereitung zugeschrieben, und die raschen Todesfälle der Kinder und Kindeskinder Ludwigs XIV., welche kurz vor dem Tode des alten Königs eintraten, ihm, dem nahen Verwandten, aufgebürdet hatte. Der Verdacht hatte arge Wahrscheinlichkeit: wenn auch der letzte kleine Ludwig, nachmals der fünfzehnte genannt, der Krankheit erlag, so ward er, der Chemie betreibende Herzog von Orleans, König von Frankreich. Dennoch hat sich die besonnene Geschichtsforschung mehr und mehr dem Urteile Ludwigs XIV. zugewendet, der im größten Schmerze all solchen Verdacht von sich wies. Aller Schilderung nach war eine wirkliche Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit ein Grundzug des Herzogs von Orleans, eine Menschenfreundlichkeit, mit welcher solche Freveltat durchaus unvereinbar ist. Nur vorurteilsvolle Historiker haben in des Regenten Verhältnis zum Grafen Horn eine Bestätigung des frühern Verdachts finden mögen.

Was Nocé an jenem Abende zur Unterhaltung vorschlug, das war unter allen Umständen lockend für den Regenten. Man bezeichnet ihn zwar oft als den Vorgänger der freigeistigen und ungläubigen Richtung in Frankreich. Aber wenn er auch freigeistig war, ungläubig war er nicht, er trachtete im Gegenteile dilettantisch eifrig nach ungewöhnlichen Haltpunkten für neuen Glauben. Nun erzählte Nocé von einer weisen Frau, der Pöbel nenne sie Hexe, die könne die Zukunft voraussagen.

„Alter Weiber Possen!“ rief Broglie.

„In der Neugier sind wir sämtlich alte Weiber!“ sagte lächelnd der Regent und fuhr gegen Nocé fort: „Wißt Ihr die Wohnung der Frau, Graf Nocé?“

„Nicht genau, Königliche Hoheit. Im äußersten Zipfel des Boulogner Holzes soll sie dergestalt versteckt liegen, daß Sonne und Mond sich nur hinfinden, wenn sie scheitelrecht am Himmel stehen. Aber der kleine Chevalier Milhe kann uns einen Führer verschaffen. Der alte Agent Laws nämlich, jener Lombarde Renard, ein sehr wahrscheinlicher Jud', der Zeit seines Lebens für sein Leben fürchtet, soll mit der Hexe in Verkehr stehen, um sich öfter guten Rat bei ihr zu holen.“

„So schickt nach dem Lombarden! — Ist d'Argenson fort? Er kennt die Person sicherlich. Es war, soviel ich mich erinnere, schon vor dem Tode des Königs von einer solchen Frau die Rede, die zu einer Zeit, als noch gar keine Aussicht dafür vorhanden war, prophezeit haben soll, ich würde Frankreich regieren.“

„Das soll dieselbe sein!“ sprach Broglie, der allein beim Regenten stehen geblieben war.

Der Regent wollte Renards Ankunft hier erwarten und setzte sich neben die Marquise.

Unterdessen waren in Laws Hause schon entscheidende Schritte vorbereitet. Law war ein energischer Mann, der sich nicht leicht sanguinischen Täuschungen hingab: er hielt es für durchaus unwahrscheinlich, daß Graf Horn seinen aristokratischen Vorurteilen so weit entsagen würde, um die Tochter eines verhaßten Rotüriers zu ehelichen. Geschehe es dennoch, so sollte es ihm sehr lieb sein, aber nicht für diesen unwahrscheinlichen, sondern für den wahrscheinlichen Fall der Verweigerung von seiten Antons hielt er Vorkehrungen für nötig. Denn sein Kind sollte außerhalb der Kämpfe bleiben, welche jedenfalls eintreten würden. Es war nur zu gewiß, daß ein Grandseigneur, auch wenn er die Ehe zurückwiese,

deshalb doch die Geliebte nicht aufgeben würde. Dagegen sollte Jeanne um jeden Preis gesichert sein. Einmal um ihres Rufes und dann um ihrer eignen Ruhe willen. „Wenn sie hört,“ meinte Law, „daß der Graf ihre Hand zurückweist, und wenn ihrer Einsamkeit keine persönliche Verlockung nahetreten kann, so wird Stolz und Ungestörtheit am günstigsten zur Genesung ihres Herzens wirken.“

Er war also gleich, nachdem er Anton aus seinem Hause entfernt hatte, zu seiner Tochter geeilt, hatte, wie wir gesehen haben, jedwede Störung abweisen lassen, die Türen geschlossen und seiner Tochter die ganze Lage blank und bar vorgestellt. Aus dieser Vorstellung ergab sich, warum er sie bisher über die Nähe und Existenz des Grafen zu täuschen gesucht habe, und insofern war die Vorstellung allerdings geeignet, ihm das Vertrauen der Tochter wiederzugewinnen. Jeanne war stolzer als er, und wie sehr es ihr das Herz zerriß, sie zweifelte nicht daran, daß keine weitere Gemeinschaft zwischen ihr und Anton stattfinden könne, wenn dieser ihre Hand ausschlüge. „Das wird er nicht, nein, das wird er nicht!“ dachte sie, „was sind denn äußerliche Liebesverhältnisse neben einer Liebe, die tief und allmächtig alles Äußere zurückdrängt!“ setzte sie hinzu.

Sie hörte also ziemlich gleichgültig zu, als der Vater nun den Plan des nächsten Verhaltens vorzeichnete. „Ist die Liebe des Grafen echt und tüchtig,“ sagte er, „so wird er noch heute kommen und deine Hand begehren. Siegt die Liebe heute nicht über seine Standesvorurteile, so siegt sie schwerlich. Denn je länger es dauert, desto sichrer verlautet die Angelegenheit durch den ergrimmten Chevalier, und je mehr sie ruchbar wird, desto mehr dringen die Standesgenossen auf den Grafen ein, solche Mißheirat nicht zu schließen. Heute also nur dürfen wir mit einiger Zuversicht hoffen und haben für nichts zu sorgen, als daß kein gleichgültig störender Besuch zu uns dringe. Erscheint der Graf

heute nicht, so mußt du das Haus verlassen und in unentdeckbare Einsamkeit gebracht werden. Damit ist nicht gesagt, daß dadurch bereits über deine Zukunft entschieden werde, nein, nur jeder zudringlichen Störung wird vorgebeugt. — Ich fahre jetzt aus, dir einen Zufluchtsort zu suchen; versprichst du mir, Jeanne, diesen meinen Anordnungen gewissenhaft nachzukommen?"

„Ich verspreche dir's, Vater! Wann ist das Heute zu Ende?"

„So spät als möglich: um Mitternacht also! Nun sei gefaßt!"

Bei dieser Unterredung war Madame Law nicht zugegen gewesen, aber als der Abend hereinbrach und Anton nicht erschien, schüttete die geängstigte Tochter ihr Herz aus gegen die dringend fragende Mutter.

Madame Law freute sich sehr, daß ein vornehmer Graf ihr Schwiegersohn werden solle, und sprach ihrer Tochter den besten Trost ein. Ihrem nicht eben feinen Naturell gemäß hielt sie es aber doch für passend, den Grafen davon zu unterrichten, daß er sich bis Mitternacht entschieden haben müsse. Sie hielt es für eine gute Kriegslist, hinzuzusetzen, daß nach Mitternacht Jeanne für ihn verloren sei. Im Kontor nachfragend, erfuhr sie von Renard die Wohnung des Grafen. Er hätte sie ihr wohl verschwiegen, aber sie erzählte ihm alles, und seiner Furcht schien es nach dieser Erzählung viel ratsamer zu sein, daß eine freundliche Verbindung befördert werde zwischen Law und dem Grafen. Wenn diese Verbindung zustande käme, so würde der wilde Seigneur gezähmt, und der Übelstand mit dem zerrissenen Bankbuche ließe sich unter Blutsverwandten leichter ausgleichen. Aus solchen Beweggründen nannte er ihr die Wohnung des Grafen Horn. Wir wissen, daß sie nicht zu ihm dringen konnte, und daß Antons Ausreiten in der Abendzeit wenig Aussicht darbot für die Mitternachtsstunde.

Anton war aber bereits so umstrickt und bewacht durch d'Argensons Späher, daß er keinen Schritt mehr unbemerkt tun konnte. Er war noch nicht weit über Paris hinaus auf der Straße von St. Cloud, als ihm auch schon zwei anständig gekleidete Reiter folgten, deren Benehmen von d'Argenson vorgezeichnet war. d'Argenson nämlich, wie grimmig er erschien, war nichts mehr und nichts weniger als der Prinzipienagent des juste milieu in der damaligen Zeit. Er glich die Gegensätze aus und suchte die feindlichen Stände untereinander zu vermischen. So faßte er seine polizeiliche Aufgabe, jedem ausbrechenden Skandal vorzubeugen. Das war eine ganz brauchbare Art gewesen selbst unter Ludwig XIV., da dessen Hauptsorge dahin gerichtet war, den Thron turmhoch über alle Stände zu erhöhen, eine Sorge, welche unter den Ständen eine Mischung vorbereitete, obwohl der persönliche Sinn Ludwigs XIV. solche Mischung allerdings nicht liebte. In Eröffnung der Bastille für Grandseigneur und Rotürier, in gleichmäßiger Gültigkeit der lettres de cachet bestätigte er aber tatsächlich d'Argensons Prinzip. Dies Prinzip kam unter dem Regenten zu vollständiger Anerkennung, und d'Argenson erinnerte sich nun selber, daß er ein Edelmann sei, und zeigte persönliche Rücksichten gegen seine Standesgenossen, welche der Regent ohne Rücksicht behandelte. Sein Prinzip ließ er indes dabei nicht aus den Augen, und dies war im wohligsten Elemente, als er von Law die Kunde erhielt, was sich zwischen dem Grafen Horn und Fräulein Law vorbereite. Solch eine Heirat war ihm nach allen Seiten willkommen; dieser belgische Graf, dies sah d'Argenson als unvermeidlich vor sich, trieb über kurz oder lang irgend einen Exzeß bis zum Skandale, und solchen Skandal verabscheute niemand so als d'Argenson, der Zeit seines Lebens mit Bekämpfung des Skandals zu tun gehabt hatte. Dieser belgische Graf in seinem altmodischen Seigneurstolze war aber ein unschätzbares Beispiel, wenn er zu einer

Heirat des Fräuleins Law bewogen, wenn er selbst hierdurch gezähmt, und wenn der hohe Adel durch so unerwarteten Schritt bestürzt und in seiner Standeslogik beirrt werden konnte.

Als Law am Nachmittage dem Minister den Stand der Dinge vorgestellt, hatte dieser besonders gefragt, in welcher Stimmung Graf Horn das Lawsche Haus verlassen habe? „In tiefsinniger!“ „Das ist ein gutes Zeichen!“

Gegen Abend erhielt er von seinen Spähern die Kunde, Graf Horn lasse niemand vor sich. Bald darauf kam die Nachricht, Graf Horn bestelle das Satteln seines Pferdes und werde allem Anscheine nach allein ausreiten. Und auf diese Nachricht schickte d'Argenson die zwei Reiter hinter ihm her.

Als sie dem langsam reitenden Grafen etwa eine kleine halbe Stunde über Paris hinaus gefolgt waren, verließ einer von ihnen die Straße und lenkte rechts in den Wald, der sich zwischen Paris und der Seine nach St. Cloud und St. Germain zu damals noch ziemlich wohlerhalten ausdehnte. Viele der jetzigen kleinen Ortschaften, welche ihn allmählich gelichtet haben, bestanden damals schon, aber waren noch von geringer Ausdehnung, und es gab damals noch wirklich verschwiegene Waldpartien in dieser Gegend, besonders an den Ufern der Seine, welche sich an den Höhen von Meudon und Sevres rechts wendet und in zahlreichen Krümmungen bis nach St. Germain hin die Ebene schlangenförmig durchzieht. Im tiefsten Versteck dieser Waldung lag ein kleines, steinernes Haus, welches in der Umgegend verrufen war. Dorthin richtete der Reiter d'Argensons sein Pferd, dort wohnte die weise Frau, von welcher Nocé zum Regenten gesprochen hatte. d'Argenson konnte nicht erwarten, daß der Regent an demselben Abende nach diesem Häuschen und dieser Frau trachten könne, ihm war es nur darum zu tun, seinen unentschlossenen Schwärmer dort bearbeiten zu

lassen, wenn es gelänge, ihn dorthin zu bringen. Für die weise Frau nämlich brauchte es seiner Meinung nach nur genauer Anweisungen, damit die Prophezeiung im erwünschten Sinne ausfiele, denn diese Frau ward von ihm nur geduldet, weil sie sich dienstbar erwies. Der Reiter, welcher im Mondesdämmer zwischen den Buchen und Eschen dahinritt, war kein Neuling in diesem Geschäfte, und der Genosse, welchen er auf der Landstraße verlassen, war ein so feiner Menschenkenner, daß er in d'Argensons Kabinett mit vollem Rechte den Beinamen „Autor“ führte. Ein solches Kabinett geheimer Polizei bedarf erfinderischer Talente, und was sich jetzt als „Faiseur“ und als Erzähler in den Feuilletons zu Paris hervortut, das war damals im Dienste d'Argensons.

Dieser „Autor“ versuchte auf der Landstraße keine Anknüpfung mit dem Grafen Horn. Er hoffte zuversichtlich darauf, die romantische Stimmung werde den Schwärmer bald veranlassen, von der Heerstraße abzulenken in den Wald, besonders da die Equipagen der Seigneurs, welche mit Vorreitern und Fackeln hier auf dem Wege nach und von Versailles zahlreich hin und her wechselten, dem der Einsamkeit bedürftigen Reiter lästig werden mußten. Denn ein großer Teil des Adels bewohnte noch von der Ludwigzeit her seine Hotels in Versailles. Aber er irrte sich. Graf Anton blieb trotz der Störung auf der großen Straße, und sie waren bereits unweit Sevres. War die Brücke einmal passiert, so lag die Seine zwischen ihnen und dem Hause der weisen Frau, und es war geringere Aussicht, den Grafen dahin zu bringen. Der „Autor“ spornte also sein Pferd und jagte am Grafen Horn vorüber, ohne eine Anknüpfung zu versuchen. Nach einigen Minuten aber kehrte er zurück und rief dem Grafen schon von weitem zu, er solle sich nicht weiter bemühen, die Brücke bei Sevres sei schadhaft geworden, und man könne nicht hinüber, es wimmle davor von Equipagen und sei wie auf dem Jahrmarkte. Dabei ritt der „Autor“

langsam und so entfernt wie möglich am Grafen vorüber, als ob er weiter kein Wort mit ihm zu sprechen wünsche, und als ob es ihm ganz gleichgültig sei, daß dieser wirklich umkehre. Bei der nächsten Querstraße aber lenkte er links in den Wald hinein und hörte mit Entzücken hinter sich die Frage des Grafen, wohin dieser Waldweg führe?

„Auf die Straße nach St. Germain," rief er gleichgültig zurück und ritt ohne anzuhalten weiter.

Anton hatte den Zügel angezogen, und sein Pferd wieherte nach dem des „Autors", der im Walde verschwand. Den Grafen kümmerten aber andere Dinge, in welche sich sein Geist sogleich wieder vertiefte. Er hatte den Plan vor der Seele, wie er sich mit Jeanne für seine Lebenszeit auf ein Schloß in den Ardennen zurückziehen wolle, der Welt und deren Unterschieden für immer den Rücken zu kehren und nur der Neigung seines Herzens zu leben. Er bemerkte es nicht, daß ihm sein Roß den Zügel leise durch die Finger zog, und daß es weiten Schrittes dem Pferde des „Autors" in den Wald hinein folgte. Die träumerische Ruhe, welche einem mühsam gefaßten Entschlusse zu folgen pflegt wie ein milder, günstiger Wind, machte ihn gleichgültig für die Außenwelt. Die frische Nachtluft wollte er noch eine Zeitlang genießen, dann wollte er heimkehren und sicher in seinem Lebensplane schlummern, um anderen Tags fest und still seine Geliebte in eine leere Kapelle und von da in die Einsamkeit der Waldberge zu führen. Er ahnte nicht, daß alles dies nur leicht und gut geschehen könne, wenn er rasch auf ebner Straße nach Paris zurückkehre und vor Mitternacht in der Straße Quicampoix anklopfe.

So ritt er unaufmerksam auf Weg und Steg wohl eine Viertelstunde in der Entfernung von etwa zehn Schritten hinter dem „Autor" her und war dann plötzlich neben diesem. Der „Autor" nämlich hatte sein Roß angehalten, als er sein Opfer dergestalt in die Irre geführt, daß aus dem Fahrwege

erst ein Rasenweg, aus dem Rasenwege ein unwegsames Dickicht geworden war.

„Wir sind vom Wege abgekommen, Herr — das macht die heillose Hexe! Wißt Ihr Rat?"

„Ich meinte, Ihr wäret hier bekannt!" entgegnete Anton.

„Das bin ich! Aber man soll sich nur bei Neumond in die Nähe der weisen Frau wagen, sie zieht einen an wie der Magnet das Eisen, und man verirrt sich immer zu ihr!"

„Wer ist die weise Frau?"

„Wer weiß es! Aus der Berberei soll sie sein — fürchtet Ihr Euch vor ihr?"

„Nein."

„Nun, dann wollen wir unsern Pferden den Zügel lassen — dorthin bringen sie uns zuverlässig, denn wenn man in dieser Gegend keinen Weg findet, so führen alle Tiere zu ihr."

„Ihr glaubt also an die übernatürliche Macht dieser Frau?"

„Das tu' ich, Herr."

„Aus welchem Grunde glaubt Ihr, und was kann die Frau?"

„Aus welchem Grunde? Braucht der Glaube Gründe? Mich dünkt: so wenig als die Liebe. Beide gehen auf andere Dinge hinaus als auf die blöden Gründe dieser Welt, beide sind unabhängige Mächte."

„Da mögt Ihr recht haben."

„Und außerdem hab' ich in betreff dieser Frau Erfahrung — sie hat mir vor drei Jahren meine Zukunft vorhergesagt, und leider ist meine Zukunft geworden, wie sie gesagt hat."

„Die Zukunft kann sie vorhersagen?"

„Das kann sie zur Zeit des Neumonds wie heute; aber wenn Ihr etwa Lust dazu hättet, so laßt Euch von mir ab-

raten, man erfährt selten was Gutes, und 's macht einen nur irre im Leben."

„Sind wir denn so schwach?"

„Ja, Herr, wir sind alle schwach! Da, da, ich rieche schon das Haus, der Wind steht von da, und der Rauch dieses Schornsteins hat immer etwas wunderbar Kräuterhaftes. Hier weiß ich nun schon Bescheid, uns nach der Straße von St. Germain zu bringen — dorthin wollt Ihr ja wohl auch."

„Erst will ich die Frau sprechen, wie heißt sie?"

„Tut das nicht, Herr, laßt Euch mit der Sochne nicht ein, wenn Ihr sie noch nicht kennt, und wenn Ihr nicht einen entscheidenden Lebensrat braucht."

Dies war allerdings der geeignete Ton, Anton in seinem Vorsatze zu bestärken, und der „Autor" hatte kaum noch Zeit hinzuzufügen, man müsse eingeführt werden von einem, den die Sochne schon kenne.

„Damit sie erfahre, was der Frager hören will — dann lohnt's allerdings nicht der Mühe!"

„O nein, Herr! Ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, und frage nicht nach Eurem Namen — erlaubt mir Euren Zügel, hier sind eiserne Ringe, die Pferde anzufesseln. Nun habt die Güte, wenn Ihr's nicht vorzieht zurückzutreten, die Tür links zu öffnen und eine Weile zu warten; ich will Euch melden."

Das Gebäude paßte ganz zu der Vermutung, es sei früher eine Kapelle gewesen: es bestand aus dicken steinernen Mauern, war gewölbt und hatte schmale Kirchenfenster, durch welche der schwache Mondschein dämmernd einstrahlte. Zu der Tür, welche Anton bezeichnet worden war, führten steinerne Stufen hinauf. Als er über die Schwelle der Tür geschritten war, fiel diese von selbst dröhnend hinter ihm ins Schloß, und er befand sich in einem völlig dunkeln Raume. Einige Minuten blieb er regungslos stehen, und der Gedanke

stieg ihm auf, ob er nicht in eine Gefahr renne wie in der vergangenen Nacht zu Paris, und ob es nicht geratener sei, umzukehren und die Vereinigung mit Jeanne, welche er seinen Vorurteilen abgerungen, sogleich ins Werk zu setzen. Da hörte er von fern eine tiefe Frauenstimme und folgende Worte derselben:

„Wollt Ihr es wagen, einen Blick in Eure Zukunft zu tun, so schreitet fünf Schritte gerade vor Euch hin und legt Eure Waffen und was Ihr an Geld wie Geldeswert bei Euch tragt auf den Fußboden, denn die Geisterwelt verstummt vor dem rohen Metall und vor dem, was unter den Menschen Geltung hat. Ist dies geschehen, so wendet Euer Antlitz rechts.“

Es war ein starker Kräutergeruch in dem Raume, und Anton empfand, er wußte nicht, ob es nur von dem berauschenden Dufte herrührte, eine wohlige Erregung, welche ihm lockende Bilder der Zukunft vorgaukelte. Er tat unverweilt, wie ihm die Frauenstimme geheißen, schritt vor, legte Schwert und Börse auf den steinernen Fußboden und wendete sich rechts. Da entstand vor seinen Augen eine matte, unsichere Helle wie das Grün der Buchenblätter in der Abenddämmerung. Diese Helle war aber nicht größer als der offene Bogen eines Alkoven, der durch einen grünen Vorhang verhüllt sein mochte, und sie erstreckte sich nur etwa einen Schritt in das Gemach herein. Dieses selbst blieb dunkel. „Folgt mir!“ sprach die Frauenstimme plötzlich neben ihm. Und er fühlte sich an der Hand ergriffen und rechts abwärts von dem Schimmer in die Tiefe des Raumes hineingeleitet. Wahrscheinlich waren sie über eine neue Schwelle geschritten, denn er hörte eine Tür hinter sich schließen und glaubte zu bemerken, daß es hier noch dunkler sei. Die Frauenhand ließ hier die seine, und als die Führerin einige Schritte von ihm entfernt sein mochte, hörte er die Worte von ihr: „Harrt eine Minute!“ Gleich darauf ward wiederum

vor ihm eine Tür geschlossen, und darauf ward es still. Er hatte wirklich nur eine Minute zu harren und kam während derselben zu keiner bestimmten Fassung, denn in einer Entfernung von etwa zehn Schritten hörte er jetzt zu seiner Linken dieselbe Stimme, welche rief: „Tretet ein und ergreift meine Hand!“ Er wendete sich nach links, sah denselben grünlichen Dämmer in Größe eines offnen Mauerbogens vor sich und schritt beherzt darauf zu. In die Nähe dieses Dämmers kommend, erkannte er, daß es ein Vorhang von grüner Serge sei, schlug ihn zurück und trat in einen viereckigen, engen Raum, der auf zwei Seiten von grünen Sergevorhängen geschlossen war und auf der dritten Seite eine Tür hatte. Im Licht einer matten Ampel zeigte sich an der einzigen festen Wand des Raumes ein Ruhelager, welches stuhlartig an der Kopfseite sich erhob, und auf welchem eine weibliche Gestalt sitzend lag. Diese Gestalt war in ein rotes, sehr weites Samtkleid gehüllt, von dessen tiefer Farbe ein eingefallnes, bleiches Antlitz, schneeweiße magre Hände und Unterarme grell abstachen. Das schwarze Haar dieser Frau war aufgelöst, die Augen waren geschlossen.

Anton schauerte, aber er folgte der Weisung und ergriff die herabhängende Hand dieses Wesens, welches bei dieser Berührung krampfhaft zusammenzuckte. „Du tust mir weh!“ sprach mit schmerzlicher Stimme die rote Frau, „denn du hast das Geld nicht von dir getan, das falsche Geld, welches soviel Menschen unglücklich macht! Laß mich los! Laß mich los! Wirf es von dir! Da, da links in deiner Tasche krümmt es sich, wie Schlangen sich krümmen!“

Anton hatte eine plötzliche Erinnerung, daß er daheim ein Paket eingesteckt: er riß es heraus und sah, daß es zusammengeknitterte Lawsche Banknoten waren. Hastig warf er es nach dem Vorhange zu seiner Linken und schob, da der Vorhang sich dem Wurfe nicht öffnete, die zur Erde fallenden Papiere mit dem Fuße unter dem Vorhange hinaus.

Dann griff er hastig wieder nach der Hand der jetzt unbeweglichen roten Frau. Denn ein gläubiger Taumel hatte ihn ergriffen nach dieser unbegreiflichen Probe.

„Ah, jetzt bist du sauber," sprach sie und wurde belebt, „o, du hast heißes Blut, das kocht nur so und wird verderblich übersieden, wenn du in Verbindung bleibst oder trittst mit jener falschen Geldeswirtschaft!"

Es ließ sich ein leises Geräusch hinter der Tür hören, die rote Frau fuhr aber unbekümmert fort: „Du bist von einer wunderlichen Art, o, das ist eine gefährliche Art, wenn eine linke Hand an diese eigentümliche Säule rührt. So was hab' ich noch nie gesehen! Vom Lebermunde steigt eine feine, ganz feine Säule in dir auf und schlängelt sich nach dem Hirn in die Höhe — es ist schon einmal daran gedrückt worden, dort, dort hat sie eine kleine Falte. Wenn noch einmal daran gedrückt wird, dann weicht dein Hirn aus den Fugen — nimm dich in acht! Dein Herz drängt all sein Blut unregelmäßig nach dieser Seite zu! Wenn du dem Herzen nachgibst, so bist du verloren!"

In diesem Augenblicke entstand von zwei Seiten gleichzeitig Geräusch und Störung. In den finstern Vorsaal nämlich, in welchen auch Anton zuerst getreten, und von welchem er jetzt zu seiner Linken nur durch den Sergevorhang geschieden war, traten mit großem Geräusch mehrere Männer. Die Finsternis des Saales schien sie erstaunlich zu überraschen und zu belustigen, denn sie lärmten und lachten über die Maßen. Und doch war die Störung, welche aus der Tür des Alkovens hereindrang, noch ärger für den begierig, ja zitternd horchenden Anton, welchen die Kenntnis der roten Frau in die gläubigste Spannung versetzte. Aus der Tür des Alkovens nämlich drang sein Gefährte, der „Autor", welcher dort gehorcht und mit Unwillen die schlechte Wendung der Prophezeiung vernommen hatte, ungestüm herein, riß die Hand der roten Frau heftig aus der Hand Antons

und rief: „Possenspiel, Graf, Ihr seid an die Falsche geraten! Die hinter mir ist die weise Frau!“

Ehe er aber die letzten Worte aussprechen konnte, lag er von einem Faustschlage Antons am Boden, denn diesem war mit der Bezeichnung „Herr Graf!“ nicht nur der Verdacht aufgeblitzt, es sei hier auf ein Experiment mit ihm abgesehen gewesen, sondern er war auch auf dem empfindlichsten Punkte seiner Gemütsstimmung, welche der geringsten Störung unverweilt und blindlings entgegenschlug, gestört worden. Er sah und hörte nur noch undeutlich, so war ihm das Blut zu Kopf und Hirn emporgewallt: er sah die orientalisch gekleidete braune Frau nicht mehr, welche ihn wahrscheinlich durch die dunklen Gemächer in den Alkoven geführt hatte, und welche jetzt händeringend herbeieilte; er hörte den herzzerschneidenden Schrei der roten Frau nur halb, welche aus ihrem Seherzustande gerissen zu sein schien und wimmernd sich auf ihrem Lager wand; er stürzte, den Vorhang durchbrechend, nach der Gegend des finstern Vorsaales hinaus, von welchem das Gelächter drang. Er war wie ein gereizter Stier, und dies frivole Gelächter wirkte auf ihn wie das rote Tuch, welches der spanische Caçador dem Stier entgegenhält — wehe dem, der ihm in den Weg trat!

Der Sergevorhang war an einer Seite unbefestigt gewesen, hatte nachgegeben und war wieder zugefallen, so daß Anton, einen Augenblick Lichtschimmer verbreitend, die Ankömmlinge unklar sehend und von ihnen gesehen, und doch gleich darauf wieder im Finstern in den Saal getreten und hastig auf die Ankömmlinge zugeschritten war, als müsse er niederrennen, was störend ihm entgegenstände, oder seinen eigenen Kopf zerstoßen an der nächsten Wand.

„Eine prächtige Komödie!“ „Der Mann der Pythia!“ „Holla, genug gerannt!“ und schallendes Gelächter empfing ihn, und ein kriegerischer Fluch und der rasselnde Fall eines Mannes folgte unmittelbar.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, aber nur eine augenblickliche. An der fluchenden Stimme hatten die Begleiter erkannt, wer betroffen worden sei, und mit größter Stimmengewalt schrien sie jetzt: „Licht! — Fackeln! Fackeln!“ Der eine stürzte nach dem Vorhange und riß ihn auf, und bei der schwachen Helle, die sich dadurch verbreitete, rannte der andere nach der Eingangstür, riß sie auf und schrie hinaus: „Fackeln! Fackeln!“ Der dritte aber beschäftigte sich mit dem Manne, der am Boden lag. — Niemand hatte einen Blick für die rote und die orientalische Frau, welche ebenfalls, ohne auf etwas anderes zu achten, miteinander beschäftigt waren. Inmitten dieses Tumults, der jetzt durch eintretende Fackelträger grell beleuchtet wurde, stand nur Anton unbeweglich. Er hatte seine Augen mit beiden Händen bedeckt, als ränge er gewaltsam nach Sammlung und Ruhe.

„Wer liegt? Hier! Wer? Die Hoheit! Die Hoheit selbst! Ein Attentat! Ein Attentat! Wer ist der Frevler? Schließt die Türen!“

So klang es im ersten Schrecken, als Licht und Fackeln eindrangen, als Nocé sah, daß Broglie sich zu dem niederbeugte, der am Boden lag, als Broglie bei dem Fackelscheine erkannte, der Chevalier von Milhe sei an der Tür, der Regent liege am Boden, und der wilde Fremde stehe noch vor ihnen.

„Ruhig, meine Freunde!“ sprach der Regent, indem er sich mühsam aufrichtete, „keine Übereilung! Das kann ein Zufall sein!“

„Ein Zufall? Da liegt das Schwert!“

„Und dies Schwert war allerdings schuld an meinem Falle. Aber es steckt in der Scheide. Diable! Das war eine harte Lehre für meinen Kopf und kann für Frankreich und mich Folgen haben — sachte, Broglie! Wartet, laßt mich eine Weile so sitzen, damit ich mich sammle zum Stehen — wer ist der Mann, der uns so schädigte?“

Ehe man daran gehen konnte, den Grafen Horn zu veranlassen, daß er die Hände vom Antlitz nehme und sich erkennen lasse, stürzte Renard, welcher die Herrschaften geführt und an der Haustür sich gleich ins Innere gewendet hatte, gerade wie der „Autor“ vorher neben Anton getan, durch den Alkoven herbei und schrie: „Rettet Euch, Königliche Hoheit, die Sochne sagt, es sei ein Teufel im Hause, und drinnen an der Schwelle liegt ein Freund des Herrn Ministers d'Argenson erschlagen.“

„Erschlagen?“

„Der Teufel ist unter euch!“ rief jetzt die Stimme Sochnes hinter dem Vorhange, welcher wieder zugefallen war.

Alle prallten zurück von Anton, nur der Regent blieb auf dem steinernen Boden sitzen, richtete seine Blicke auf Anton und rief: „Mein Herr, den man den Teufel nennt, wir bitten, uns mit Eurem Angesichte zu begnadigen, damit wir wissen, welcher unsrer Roués uns die überraschende Szene hier bereitet hat oder ob —“

„Graf Horn!“ riefen alle, da Anton die Arme sinken ließ und die Augen öffnete. Sein Gesicht war verzerrt, und er schien niemand zu erkennen. Offenbar war sein Geist nicht mit dem beschäftigt, was seinen Körper umgab.

Nach einer Pause sprach der Regent, indem er Broglies Hand ergriff und sich mühsam aufrichtete, zu dem zitternden Renard: „Seht nach, ob der erschlagene Mann ein Mann des Todes ist! Dies ist die Hauptsache.“

Warum Renard zitterte? Ein Blick Antons hatte ihn gestreift, und er hatte ja das Unglück gehabt, wie ein Ankläger des Grafen zu erscheinen. Was hätte er darum gegeben, den „Autor“ wieder lebendig vorzufinden, und wie eilte er deshalb hinter den grünen Vorhang zurück.

Zwischen der Partei des Regenten und Anton herrschte unterdes eine Pause, die durch Flüstern etwas Peinliches erhielt. Broglie, der die Impertinenz des Grafen Horn in

der Theaterloge nicht vergaß und überhaupt als nicht Altadliger den stolzen Ansprüchen des Grafen abgeneigt war, flüsterte dem Regenten zu, es sei jetzt die Gelegenheit da, diesen unehrerbietigen Störenfried zu beseitigen. Man schließe die Türen dieses festen Gebäudes und schicke nach d'Argenson; die Nacht sei noch lang genug, dieses Seigneurungetüm in die Bastille zu bringen.

Der Chevalier aber, dem Nocé Verdacht gezeigt hatte, als ob Graf Horn auf seine, des Chevaliers, Anstiftung jetzt in dies Haus der weisen Frau bestellt worden sei, um dem Regenten eine neue Beleidigung anzutun, der Chevalier zeigte deshalb mehr Anteil am Grafen Horn, als er ohne diese erbitternde Anschuldigung gezeigt haben würde, und flüsterte ihm zu, er möge sich um Gottes willen auf und davon machen, wenn ihm Freiheit und Leben lieb sei. — Anton sah ihn gleichgültig und schweigend an bei diesem Rate. Er hatte noch kein Wort gesprochen, schien aber jetzt einige Einsicht zu gewinnen in das, was ihn umgab. Sein Auge richtete sich auf den Regenten, und die Forderung der Sitte schien ihm klar zu werden, daß er um Entschuldigung zu bitten habe, wie man um Entschuldigung bittet, wenn man absichtslos einem absichtslosen Nachbar wehgetan. Er trat einen Schritt auf den Regenten zu — Broglie stellte sich dazwischen und rief: „Was wollt Ihr, Graf!“

„Savoyardischer Müller, du faselst!“ entgegnete Anton verächtlich. Nicht der Verstand, nicht das Herz, sondern das voreilige adelsstolze Gedächtnis gab ihm diese Beleidigung ein, weil die Broglies beim hohen Adel für geadelte Müller galten. Und mit dieser Richtung seines Sinns war die gute Absicht gegen den Regenten ausgelöscht, und er bückte sich nur, um sein Schwert aufzuheben. Broglie aber wandte sich, vor Zorn bebend, nach dem Herzog von Orleans und bat um die Erlaubnis, diesen frechen Fremdling abstrafen zu dürfen.

Der Regent war in der Tat gut- und langmütig: er winkte Broglie, beiseite zu treten, näherte sich Anton um einen Schritt und sprach mit sanfter Stimme: „Graf von Horn, Sie sind jung und heftig und haben mit uns kein Glück. Absichtliche und unabsichtliche Verletzung dringt auf uns ein von Ihnen. Wieviel Überlegenheit des Sinns müssen wir zeigen, um mit unserer Macht diesen Verletzungen, welche von einem fremden Edelmanne ausgehn, nicht mit einem Streiche ein Ende zu machen! Begreifen Sie doch, daß ein adeliger Sinn solche Überlegenheit nicht einräumen darf, indem er sie täglich herausfordert!"

„Ein adliger Sinn?! Herr Herzog von Orleans und Regent von Frankreich, ist es ein adeliger Sinn, welcher die nichtswürdigen Spekulationen zur Herrschaft bringt? Welcher die Standesunterschiede leichtsinnig unter die Füße der Abenteurer wirft? Welcher das adligste Land der Welt, das Land des heiligen Ludwig, der du Guesclin, der Tremouille, der Bayard, der Condé zum Tummelplatze gemeiner Leidenschaften macht? Ist es ein adeliger Sinn, in seinem Familienleben der Nation ein Vorbild zu bieten, daß diese Nation von Blutschande wie von einem Zeitvertreibe reden darf? Der fremde Edelmann verletzt Euch, weil er von diesem adeligen Sinn nichts wissen will!"

Broglie und Nocé hatten ihre Schwerter gezogen, als Graf Horn am Schluß dieser Worte sich zum Gehen wendete, der Regent aber verbot ihnen durch eine Handbewegung jede Gewalttat und ließ den Grafen ungefährdet das Haus verlassen, eben als Renard zurückkehrte, um für seinen Schreckensfeind die mildere Nachricht zu bringen, der niedergeschmetterte Mann atme noch. Broglie und Nocé flehten zum Regenten, er möge ihnen Züchtigung des Frevlers gestatten, und Renard sah mit Spannung auf das ungewöhnliche ernste und nachdenkliche Gesicht des Staatsoberhauptes. „Die Züchtigung ist ihm sicher wie der Tod!" sprach der Regent halb vor

sich hin nach einer Pause, „aber sie ist keine, wenn sie heimlich geschieht. — Fort, meine Herren, dies ist ein garstig Haus!“

Renard eilte vor ihm aus der Tür, als wollte er die Pferde bestellen, in der Tat aber, um Anton zu sagen, daß nur bis Mitternacht Jeanne zu gewinnen sei. Es war zehn Uhr, also noch Zeit, und der Dämon trieb ihn, immer noch gnädiger Stimmung des gefürchteten Grafen nachzulaufen.

Er kam zu spät: Anton sprengte bereits in den Wald hinein. Von den verdrießlichen hohen Herrschaften war kein Dank, kein Lohn, keine Berücksichtigung zu erwarten, er eilte also, als diese aus dem Hause getreten waren, in den Saal zurück, um das aufzuheben, was sein mit dem Hergange der Prophezeiungen vertrautes Auge am steinernen Boden des Saales entdeckt hatte: die Börse und die Banknoten Grafen Antons.

Sochne verstand aber auch ihr Handwerk und war unter dem Sergevorhange hervor schon tätig gewesen, ehe er eintrat. Die Fackelträger waren mit dem Regenten fort, Renard fand also den Saal wieder dunkel und fand Sochne, welche des Lombarden leisen Schritt kannte, mit dem geschlagenen „Autor“ beschäftigt. Es konnte ihm kein Verdacht aufsteigen, und beim Schein einer kupfernen Handlampe suchte er die Banknoten in Gesellschaft Sochnes zusammen, zählte sie unter ihren Augen, legte sie in seine Brieftasche, zählte die Goldstücke der Börse desgleichen, wiederholte dem braunen Weibe die Summe, überreichte ihr ein Goldstück des Grafen als Lohn für Mühe und Schreck und verließ das Haus mit der Absicht, dem Grafen Horn durch Einhändigung dieser verlorenen Summen ein Zeugnis seiner Bravheit abzulegen. „So brav bin ich in meinem Leben nicht gewesen,“ lächelte er, „aber so denke ich den Erbgroll dieses Edelmanns zu bannen.“

Es war in der Ordnung, daß Graf Anton irre ritt. Er war nicht eben bekannt in der Umgegend von Paris, und sein Inneres war in gewaltiger Gärung. Ach, die Einheit seines Wunsches war dahin! Dahin der Wille einer unverweilten Heirat Jeannes, dem Chaos der widersprechenden Neigungen und Absichten war er preisgegeben. Er empfand es nicht, daß der Regen stromweis vom Himmel auf ihn niederstürzte, daß sein Leib vom Frost geschüttelt wurde. Aber daß es Mitternacht schlug in Paris hörte er, als ob doch einer Ahnung in ihm gelebt hätte von der Wichtigkeit dieser Stunde. Er hielt dabei sein Pferd an und gewahrte, daß es sich von selbst auf eine Heerstraße gefunden habe. Dem Glockenschalle sich zuwendend fand er sich nach Paris.

Daheim ankommend erfuhr er von seinem Diener, daß der Herzog von Havré seit mehreren Stunden oben sei und der Rückkehr des Grafen harre. — Beim Umkleiden untersuchte der sorgsame Diener die Taschen der Kleider, da er das Paket mit Banknoten nicht einen Augenblick vergessen hatte, und vermißte nicht nur dies, sondern auch die Börse seines Herrn. Er fragte schüchtern, ob der Herr Graf das Geld ausgegeben oder vielleicht verloren habe? Der Graf antwortete nicht; was kümmerte ihn jetzt Geld! Der Diener wagte es, darauf zurückzukommen, als Graf Anton zu dem harrenden Herzoge hinüberschreiten wollte, und um eine Beachtung der Frage zu erzwingen, nannte der Diener die Summe der Banknoten, welche als ein Nachschuß der d'Epinoyschen Erbschaft eingegangen seien, und über deren Eingang eine Quittung vom Herrn Grafen geheischt werde. Bis jetzt habe er selbst nur in Abwesenheit des Herrn Grafen den Empfang von 50000 Frank in Banknoten bescheinigen können.

„Fünfzigtausend —?"

„Zu Befehl, erlauchter Herr, und da ich sie nicht mehr in Dero Kleidern vorfinde, meiner Verantwortlichkeit aber doch erledigt sein möchte."

„Sie werden bei der weisen Frau hinter dem Boulogner Holze liegen geblieben sein. Schicke danach.“

Es blieb dem Diener keine Zeit, nähere Angabe zu erbitten; der Graf trat in das Zimmer, in welchem der Herzog ihn erwartete. Der Herzog las eine Tragödie Corneilles und war sehr ruhig. Er begrüßte den Grafen mit väterlicher Freundlichkeit und setzte ihm wohlwollend auseinander, daß ihn persönliches Interesse für Anton und das Interesse des adeligen Standes hergeführt habe, damit ein Sprößling des edlen Hauses Horn freundlich aber nachdrücklich vor einer Mißheirat gewarnt werde, die in diesem Augenblicke mehr als je vom sämtlichen Adel wie ein großes Unglück betrachtet werden müsse.

Nun erzählte er ihm die Äußerungen, welche er bei der Marquise von Parabère vernommen, schilderte ihm die Stellung der Parteien, die Stellung d'Argensons, der in dieser Heirat offenbar einen Triumph seiner gemeinen Verschmelzungs- und Vermischungstheorie erblicke, schilderte den abenteuerlichen und überaus verdächtigen Charakter Laws, der über kurz oder lang mit einem niederträchtigen Bankerott endigen werde, und beschwor Anton, von diesem Verhältnis abzustehen.

„Aber ich liebe Jeanne!“ entgegnete Anton mit weicher Stimme.

„Ei den Teufel, Graf, das bezweifle ich nicht! Wenn Sie nicht liebten, so gäb's ja gar keine Schwierigkeit. Aber wenn wir vornehm sein wollen, so müssen wir auch größere Kraft haben, ein Opfer zu bringen, denn gemeine Leute. Höherer Rang soll ja doch nur ein Symptom höherer Gesinnung sein, nicht bloß größerer Vermögensmittel. Übrigens ist ja Liebe nicht ausgeschlossen, wenn Heirat ausgeschlossen ist. Hätten Sie sich nur vorsichtiger benommen und sich den Aufenthalt nicht so erschwert durch Ihre zur Schau gelegte Verachtung des Regenten und der Kreaturen desselben. Aber

8*

Sie hörten nicht, als ich Ihnen auf dem Opernballe zuflüsterte, mit welchem schwarzen Domino Sie zu tun hätten. Allerdings freut uns Ihr offenes Wesen, und es ist uns eine Genugtuung, daß unsern Widersachern so verächtlich die Stirn geboten wird, aber ich nehme um Ihrer Familie und um Ihrer selbst willen innigen Anteil an Ihrer Person, und sage Ihnen, daß ein übelwollender Regent furchtbare Macht in Händen hat auch gegen einen Seigneur, seit dieser d'Argenson die lettres de cachet ohne Ansehen der Person ins Werk setzt. Daß Sie nicht Franzose sind, käme hinzu. Kurz, es wäre kaum Hilfe zu schaffen, wenn dieser Orleans noch ferner von Ihnen gereizt, sich an Ihrer Person vergriffe."

„Was also?" rief Anton, wie aus Zerstreutheit auffahrend.

„Lieben Sie nach Neigung und handeln Sie mit Vorsicht. Jeanne ist eines Abenteurers Kind."

„Sie ist rein und edel wie mein Wappen!"

„Keinen Zweifel! Vom Blute ihres Vaters wird ihr einige Verwegenheit eigen sein. Schildern Sie ihr die Verhältnisse — die Zukunft braucht dabei nicht verschlossen zu werden, wer beherrscht die Zukunft! — und bewegen Sie das schöne Mädchen zu augenblicklicher Flucht mit Ihnen. Eins meiner Waldschlösser in der Bretagne oder im Berry, die noch kein unberufen neugieriges Auge gesehen hat, steht Ihnen zu Dienst. Denn auf einem Ihrer Schlösser wären Sie vor dem unverschämten Bankier nicht sicher genug. Kommt Zeit, kommt neuer Rat. Der Schwindel dieses Law wird nicht viel Zeit vor sich haben, und dann gewinnt alles ein ander Ansehen. Geschähe auch nichts, so wächst doch der junge König, und die heillose Regentschaft nimmt ein Ende und mit ihr unsere Machtlosigkeit. Was sagen Sie dazu?"

„Ich muß Jeanne sprechen!" rief Anton und sprang vom Sitze auf.

„Natürlich! Nur keine Ehe! Das ist abgemacht — nicht? Und bedienen Sie sich all meiner Hilfsmittel. Jetzt adieu!

Es ist spät in der Nacht: schlafen Sie, um Ruhe zu gewinnen. Lesen Sie, das beschwichtigt das Blut und bringt auf edle Gedankenwege; dieser Cid des Corneille ist unschätzbar! Adieu, mein Lieber!"

Ach, Anton konnte nicht lesen, konnte nicht schlafen! Er war aus dem einfachen Entschlusse herausgeschleudert. Stolz und Liebe waren wieder gleich stark in ihm, oder wenigstens hatte der Stolz alle Wucht des Herkommens und der Gewohnheitspflichten zur Unterstützung für sich.

Mit anbrechendem Tage eilte er nach Laws Hotel, während sein Leibdiener nach Ermittelung der weisen Frau aussendete.

Daß Graf Horn erwarten konnte, bei so früher Tageszeit eine Dame sprechen zu können, darf für ein Zeichen der Störnis gelten, welche in ihm vorhanden war, und dieser Mangel an Überlegung trug auch unverweilt seine Früchte. Law nämlich kehrte eben erst zurück von der Unterbringung Jeannes: das arme Mädchen war so betroffen gewesen von dem Wechsel seines Schicksals, daß der liebende Vater alle ersinnliche Überredungskunst aufzubieten und nicht den Mut gehabt hatte, vor anbrechendem Tage von ihr zu gehen. Er war also schwerlich in günstiger Stimmung für den Urheber dieses Schicksals, oder wenigstens mußte dieser Urheber unzweifelhafte Zeichen der Hingebung bringen, wenn von einem freundlichen Empfange die Rede sein sollte. Der totenbleiche, verstörte, gegen Gewohnheit zu Fuß in den Hof tretende Graf Horn sah aber nicht nach einem Bräutigam aus, welcher um Liebe alles hinter sich geworfen. Der aus dem Wagen steigende Law sah, daß Graf Anton ihn entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, und hörte, daß er nach Fräulein Jeanne fragte.

„Wollen Sie hier hereintreten, Herr Graf!" rief der Bankier, indem er auf ein leeres Domestikenzimmer des Erdgeschosses deutete.

Es ist nicht nötig Frage und Antwort dieser Unterhaltung aufzuzählen: das gestörte, durchaus nicht reiflich überlegte Wesen Antons konnte dem klugen Weltmanne nicht verbergen, daß keine Absicht einer gesetzlichen Ehe vorhanden sei. Law machte denn auch keine weiteren Umstände und sagte dem Herrn Grafen mit dürren Worten die blanke Wahrheit: Jeanne sei für ihn nicht mehr zu sehn, und wenn sich der Herr Graf auf gewaltsamen Versuchen betreffen lasse, so werde die Polizei den fremden Ruhestörer als einen bloßen Ruhestörer behandeln, denn Herr Voyer d'Argenson harre nur auf Auskunft, ob Graf Horn legal oder illegal nach Laws Tochter trachte. „Danach richten Sie sich, Herr Graf," schloß Law, „mein Kind haben Sie unglücklich gemacht, was kümmert das einen gebornen vornehmen Herrn! Sich selbst machen Sie unglücklich, wenn Sie Ihrer Leidenschaft ebensowenig wie Ihrem Vorurteil entsagen können. Mein Kind ist in unnahbarer Sicherheit vor Ihnen, und jeder gewaltsame Versuch kann nur Sie selbst verderben."

Damit verließ ihn Law, die Tür hinter sich offen lassend zum Zeichen, daß Anton nur der Weg aus dem Hause offen stehe.

Anton war zerknirscht und unmächtig wie er nie gewesen, denn sein Herz, wie sehr es im gewöhnlichen Leben von Vorurteil befangen sein mochte, empfand in diesem Augenblicke doch die gerechte Anschauungsweise eines unglücklichen Vaters. Er taumelte von dannen und sank daheim in konvulsivischen Fieberschauern aufs Lager.

Es ward ein sonniger Vormittag für das übrige Paris, aber außer Anton empfand auch Renard den wohltätigen Eindruck desselben nicht. Ehe er bis ins Geschäftszimmer gelangen konnte, ward er durch Madame Law aufgehalten, die seiner harrte, die in erstaunlicher Aufregung und Trostlosigkeit war und Beistand von ihm heischte, Beistand für ihr unglückliches Kind, welchem Law ein Rabenvater sei.

Ohne Erbarmen habe er sie fortgeschleppt in dieser Nacht — „Wohin? In irgend ein Kloster, Gott weiß in welches! Sie stirbt in Verzweiflung, denn sie liebt den Grafen über alles. Renard, eilt zu ihm, er muß sie befrein, sie stirbt mir sonst.“

„Erfahrt nur erst, in welches Kloster sie gebracht sei!“

„Renard!“ rief plötzlich Law aus dem Geschäftszimmer. Madame Law entfloh auf Renards Wink, und er selbst gehorchte verdrießlich dem Rufe. Verdrießlich, denn er wäre lieber ohne Aufforderung zum ersten Male wieder vor Law erschienen, den er seit gestern nicht gesehen hatte. Er mußte ihm ja so unangenehme Mitteilungen machen über das zerrissene Bankbuch, über die entwendeten Schuldscheine Milhes, und er mußte sich zu größerer Glaubwürdigkeit darauf berufen, daß Law die augenblickliche Anzeige gestern morgen zurückgewiesen und sich den ganzen gestrigen Tag auf dem Geschäftszimmer nicht eingefunden habe. Daß Law jetzt schon im Geschäft, vielleicht gar schon unterrichtet sei über die Entwendungen, das war für Renard widerwärtig und nachteilig.

Law hatte die Kraft des Charakters, das Familienunglück im Geschäft vergessen zu können: er arbeitete in der Tat seit er Anton verlassen angestrengt in seiner Bankangelegenheit, und er hatte soeben entdeckt, daß ein Blatt aus dem Bankbuche gerissen sei. Renard war nun nicht mehr der Diner, welcher anzeigte, sondern welcher sich entschuldigte, und Law war schonungslos. „Gestern,“ warf er Renard vor, „auf frischer Tat konnte der verwegene Edelmann festgehalten, von Polizei wegen zur Verantwortung gezogen werden, heute ist die Verantwortung dein. Herr Voyer d'Argenson will in diesen Tagen das Bankbuch revidieren, ich habe selbst zur Steigerung meines Kredits darum gebeten — was ist zu sagen bei solchem Fehl? Du schaffst das ausgerissene Blatt, so lieb dir dein Eigentum ist, an das ich mich halten werde, wenn meinem Kredite das kleinste Titelchen Nachteil erwächst!“

Zitternd, halb vor Wut, halb vor Angst — denn Law gegenüber war er nicht eben furchtsam — stieß Renard auch das Attentat des Chevalier, den Raub der Schuldbriefe heraus, welchen doch Law schon kannte, als ob alles in einem Regengusse weggeschwemmt werden solle, oder als ob er dem ungerechten Prinzipal das Unrecht durch größern Ärger vergelten müsse. Law, durch all die angreifenden Vorfälle der letzten vierundzwanzig Stunden überreizt, und auf Erwerb um so begieriger, je erfolgloser sein Zudringen zur höheren Familiengesellschaft zu bleiben schien, Law faßte Renard bei der Gurgel, und mißhandelte ihn tätlich. Dadurch ward Renard zum Äußersten getrieben, und drohte unumwunden, das trügerische Treiben des Bankiers aller Welt zu entlarven.

„Wurm, der du bist!“ entgegnete Law, „was hast du zu entlarven?! Sprichst du vom Kolonistenpressen, so sorgt d'Argenson, daß du selbst nach dem Mississippi gebracht wirst als erster und einziger Kolonist. Du bist als Jude eine nur geduldete Kreatur, mit der man wenig Umstände macht, wenn man sie zischt. Und sonst hast du nichts zu entlarven. Das Bank- und Kreditwesen ist ein Wagnis der Erfindung, welches aller Welt offen vorliegt, und welches der künstlich aufgehäuften Staatsgesellschaft unerläßlich ist. Mein künstlicher Kredit ist der künstliche Kredit aller, vernichten sie ihn, so vernichten sie ihren eignen und bezahlen meinen Sturz mit ihrem Gelde. Sie haben sich einmal dem Teufel der Fiktion verschrieben, und der holt sie alle, sobald sie die Fiktion zerstören. Was kannst du daran ändern!? Jetzt oder später, aber gewiß wird ganz Europa in diesem Netz der Fiktion hin und her gehn, handeln und wandeln! Als ob nicht aller Geldwert Fiktion wäre! Rede doch den Leuten ein, daß ein Diamant oder ein Klümpchen Gold nichts wert sei im Vergleich mit einer Quadratmeile fruchtbaren Landes, und sieh zu, ob du Gläubige findest! — Nun geh hin und

entlarve, und sei versichert, daß mir dein zusammengescharrtes Besitztum, welches du dir durch Umschreibung eingelöster Bankzettel wie ein Spitzbube im Detail erschlichen hast, daß mir deine Person einstehn werde, wenn du nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Blatt des Grafen und die Schuldbriefe des Chevalier beigebracht hast. Marsch!“

Erschreckt und ergrimmt eilte Renard aus dem Hause, sein Heil zu versuchen bei dem Grafen und dem Chevalier. Es war noch ziemlich früh am Vormittage, aber schon hatte er Mühe, sich durch die zuströmende Menge hindurchzudrängen, welche ihr gutes Geld in Aktienscheine verwandeln wollte, ein Zudrang, der jetzt alle Tage stattfand. „Monsieur Renard, Monsieur Renard,“ schrie man von allen Seiten, „werden wir unser Geld noch anbringen?“

„Seid unbekümmert,“ erwiderte er, „ihr werdet noch all euer Geld los werden!“

Unter der Menge entdeckte er den Diener des Chevaliers, denn besonders die Dienerschaft vornehmer Leute war auf Aktienscheine versessen. Durch diesen erfuhr er, der Chevalier sei daheim und sei sehr schlechter Laune. Ein Abenteuer mit dem Herrn Regenten in vergangener Nacht müsse schlecht abgelaufen sein, und die vornehmen Herren müßten dem Chevalier etwas übelgenommen haben.

Nocé hatte ihm in der Tat die Vertraulichkeit mit dem Grafen Horn, und daß er diesem im entscheidenden Augenblicke etwas zugeflüstert, übelgenommen. Die Roués waren natürlich in schlechtester Laune gewesen, daß der Regent auf ihre Veranlassung in eine so mißliche Lage gebracht worden sei, und der Chevalier, welcher zum ersten Male in so hohe Gesellschaft zugelassen worden, mußte ihrem Zorne als Blitzableiter dienen, denn an solchen Blitzableitern sucht jeder heftige Mensch eine Entschädigung. Sie beschuldigten den Chevalier, daß er als ein Vertrauter Antons von dessen gleichzeitigem Besuche bei der weisen Frau unterrichtet ge-

wesen sei und wohl gar absichtlich die für den Regenten so widerwärtige Szene mit herbeigeführt habe. Seine heftigen Versicherungen des Gegenteils hatten nur gesteigerte Heftigkeit der Roués zur Folge gehabt, und in voller Ungnade bei der Regierungspartei war der Chevalier nach Hause gekommen. So sah er denn an diesem Morgen auf seine Laufbahn wie auf eine total verschüttete: die reiche Heirat und die Aussicht auf Erhebung im Staate waren zerstört, und es war natürlich, daß er in verzweifeltster Stimmung Renard empfing und abfertigte. Hatte er mehr in frechem Leichtsinne als in geradezu betrügerischer Absicht am Tage vorher nach seinen Schuldverschreibungen gegriffen, so war er doch jetzt auf dem Punkte, vor keiner Freveltat zurückzuschrecken, wenn sie zu seiner Erhaltung nötig sei. Sobald also Renard, dessen Vermögen dabei auf dem Spiele stand, eine nachdrücklich drohende Sprache sich erlaubte, zog der Chevalier seinen Degen aus der Scheide, legte ihn vor sich auf den Tisch, und versicherte dem erschreckten Mahner mit einer furchtbaren Bestimmtheit, er werde ihn auf der Stelle über den Haufen stechen, wenn er noch mit einem Worte auf die Schuldscheine zurückkomme, ja dieser Degen werde auch dann jedenfalls nähere Bekanntschaft mit ihm machen, wenn Sieur Renard die Entwendung der Schuldscheine noch einmal gegen Law oder gegen irgend jemand behaupte.

Der also abgewiesene arme Renard sah mit Grimm auf den glitzernden Sonnenschein, welcher die Seine hinabtanzte, und stand am Theatinerkai einen Augenblick mit dem Gedanken still, ob es nicht geratener sei, die Summe, welche Graf Horn verloren, ohne weiteres zu behalten und im Fall der Nachfrage ebenso abzuleugnen, wie dieser noble Chevalier seine Betrügereien ableugne. Aber er war ehrlicher und furchtsamer als der junge Abenteurer, furchtsamer besonders, diesem entsetzlichen Grafen irgend eine gerechte Veranlassung des Zornes zu geben. „Im Gegenteil,“ flüsterte ihm sein ängst=

liches Herz zu, „ist dies eine Gelegenheit, dir diesen gefährlichen Seigneur ein für allemal zu verpflichten.“

Mit diesem Gedanken trat er in des Grafen Hotel. Der Leibdiener wollte ihn abweisen, und öffnete ihm erst die Türen zu seinem kranken Herrn, als Renard hoch und teuer versicherte, er habe dem Herrn Grafen wichtige und lauter angenehme Dinge zu melden.

Anton lag halb bewußtlos auf einer Ottomane und nahm keinen Anteil an der für Renard so äußerst wichtigen Mitteilung, daß er dem Herrn Grafen die Börse mit neunundzwanzig Louisdor und eine Summe Banknoten von 45000 Frank gerettet habe und überbringe.

Der Leibdiener bat statt des schweigenden Grafen, das Geld auf den Tisch zu legen. — Renard blickte zögernd bald auf diesen Diener, bald auf den Grafen, der mit entsetzlich gläsernem Auge teilnahmslos ins Zimmer sah, konnte sich aber nach solcher Eröffnung nicht weigern, dem Verlangen des Dieners Folge zu leisten.

„Es waren nur 45000 Frank?“ fragte der Diener, und seine Frage schien ebenso dem Grafen wie Renard zu gelten. Jener schwieg, und dieser fuhr auf: „Wie? Nur?“

„Der Herr Graf hatten 50000 Frank bei sich!“ fuhr der Diener fort.

Scheu blickte Renard, wie von einem Messerstich getroffen, nach dem Grafen um — dasselbe gläserne Auge starrte ihm entgegen. Der Messerstich war die Idee, auch seine ehrlichste und beste Tat könne an diesem Unglückstage in Fluch verkehrt werden durch jene Sochne, die seiner behenden Kombination auf der Stelle einfiel.

Dieser scheue Blick, diese Pause wurden ihm auch wahrhaft gefährlich bei dem aufmerksamen Leibdiener, dessen erst flüchtiger Verdacht dadurch bestärkt wurde, und der nun auf Renards hastige, entrüstet klingende Versicherung nur mit halbem Ohre hörte. Als nun Renard mit halblauter Stimme

auf das überging, was ihn vor allem interessierte, auf das ausgerissene Blatt, und den Diener beschwor, es in der Tasche des Grafen zu suchen, und es ihm, der in größte Not dadurch geriete, einzuhändigen, da wurde der Diener entschieden mißtrauisch. „In der Tasche des gnädigsten Herrn Grafen,“ erwiderte er rasch, „die ich nach dem Paket Banknoten durchsucht, hat sich nichts derartiges vorgefunden.“

„Um alles in der Welt, dann wäre ich der unglücklichste Mensch! Law überliefert mich dem Minister, wenn ich das Blatt nicht schaffe! Vielleicht haben der Herr Graf das Kleid gewechselt, als er von Fräulein Jeanne nach Hause kam.“

„Wo ist sie, Lombard!“ klang auf einmal mit donnernder Bestimmtheit die Stimme des Grafen dicht am Ohre Renards, und dieser fühlte zusammenzuckend die Hand des ihm schrecklichen Mannes auf seiner Schulter, eine Hand kalt und eisern fassend. Denn Anton war bei dem Namen Jeanne aufgesprungen, und sein Auge war plötzlich feurig belebt.

„Ach, gnädigster Herr Graf, ich weiß es nicht genau.“

„Bei deinem Leben wirst du mich flugs zu ihr führen!“

„Soll mir Gott helfen, ich weiß es nicht genau! Ich weiß nur von Madame Law, daß sie in einem Kloster eingesperrt sei.“

„In welchem?“

„Bei meiner armen Seele, gnädigster Herr Graf, ich weiß es nicht — ich will aber von Kloster zu Kloster suchen bis ich sie finde, wenn Sie's befehlen.“

„Ich befehl' es dir! — Den Wagen vor, Prokop! — Vorwärts, Lombard! Ich führe dich von Kloster zu Kloster. Die Summe da auf dem Tisch ist dein, wenn du mich zum Ziele bringst. Dein Leben ist mein, wenn du mich täuschen, wenn du mir entweichen willst. Ich finde dich auch unter der Erde, wenn du entschlüpfest. Heda, Prokop! All meine Leute sollen mit, und jedes Kloster umstellen, vor welchem die Karosse hält, und in welches der Lombarde tritt. Sobald

er durch eine Seiten- oder Hinterpforte entschlüpfen will, wird er erstochen. Vorwärts!“

Die Klöster in Paris waren damals tief in die Gelüste und Intrigen der Gesellschaft verflochten und bildeten Zufluchtsstätten der verschiedenartigsten Dinge. Mademoiselle von Orleans zum Beispiele, diejenige Tochter des Regenten, welche ihm in rastlos experimierender Genialität am ähnlichsten war, zog sich damals auf einige Zeit nach dem Kloster von Challes zurück und führte dort die auffallendste Lebensweise. Musikalische Aufführungen, Disputationen, Gastmähler, skurrille Maskeraden gingen bunt durcheinander, und wenn sich auch einige Klöster immer frei erhielten von dem frivolen Zudrange der Welt, so waren doch auch diese durch irgend ein verborgenes Interesse mit der Pariser Welt in Verbindung, und es war deshalb sehr schwer, unter der Masse Pariser Klöster die richtige Auswahl derer zu treffen, in welchen Law Anknüpfung haben, in welchen man also mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges Jeanne Law suchen könne.

Der Abend war bereits eingebrochen, Anton hatte schon vor fünf Klöstern gehalten, Renard war fünfmal im Auftrage Laws hineingeschickt worden, und es war keine Spur Jeannes zu entdecken gewesen. Nicht Anton, nicht Renard hatten den ganzen Tag über die geringste Nahrung zu sich genommen; jenen hielt eine krampfhafte Spannung aufrecht, dieser, von tausendfacher Angst gepeinigt, drohte zusammenzuknicken und bat flehentlich, ihm einen Bissen Brot, einen Schluck Wein reichen zu lassen. Anton ließ den Wagen halten, schickte einen Diener aus, um ein Wirtshaus in der Nähe auszukundschaften, und ging mit Renard in dasselbe, damit dieser zu weiterer Expedition gestärkt würde. An der Tür des Wirtshauses beauftragte er den Diener, nach Haus zu eilen

ins Hotel auf dem Theaterkai und beim Leibdiener anzufragen, ob von Madame Law oder sonstwoher irgend ein Wink über den Aufenthalt Fräulein Laws eingegangen sei. Darauf winkte er den übrigen Dienern, beim Wagen zurückzubleiben, und trat allein mit Renard in die Gaststube. Nachdem er Speise und Trank für Renard bestellt, setzte er sich schweigend in eine Ecke des kellerartigen Raumes — dies furchtbare Schweigen, welches nur von einzelnen raschen Befehlsworten unterbrochen wurde, erhöhte die Seelenangst Renards, der hastig verschlang, was ihm der einäugige, neugierig dreinsehende Wirt vorsetzte.

Es war eine sehr untergeordnete Kneipe, in die sie geraten waren; an den grobhölzernen Tischen hingen Messer und Gabel an langen Ketten, damit sie vor Entwendung sichergestellt seien, in der Mitte des Gewölbes stand ein dicker steinerner Pfeiler, um welchen ein steinerner Sitz sich herumschlängelte. Ein runder Tisch machte diesen Platz zum Mittelpunkte des Raumes, welcher durch eine einzige Öllampe spärlich erleuchtet wurde. Der steinerne Fußboden war feucht und schmutzig.

Um jenen Pfeiler und runden Tisch saßen drei Kerle mit Galgenphysiognomien. Sie tranken Wein und unterbrachen jetzt einen Augenblick ihre Unterhaltung, um den edelmännisch gekleideten Herrn und den schüchtern umblickenden Renard anzusehen. Als der Edelmann aber fortwährend schwieg, auch nachdem jener mit seiner Mahlzeit zu Ende gekommen war, nahmen sie ihr Gespräch wieder auf. Es bewegte sich auch unter dieser Klasse Menschen wie damals überall in Paris um Laws Bankaktien. Die Arbeiterklasse ist immer besonders mißtrauisch gegen Papiergeld, und solch Mißtrauen schien auch im Grunde diesen Leuten inzuwohnen, aber sie legten doch keinen besondern Nachdruck darauf und schienen in anderer Weise lebhaften Anteil an Law zu nehmen. Der eine sagte: „Gebt acht, wir erleben's noch, daß Law

alle Leute zu vornehmen Leuten, und die vornehmen Herrn zu armen Teufeln macht!“ „Wie meinst du das?“ entgegnete der andre nach einigem Besinnen, „wenn die vornehmen Herrn arme Teufel und wir vornehme Herrn werden, so gibt’s ja nichts mehr als lauter arme Teufel?!“ „Ach was,“ sagte der einäugige Wirt, der zu ihnen getreten war, „so viel ist gewiß, Handel und Wandel kommt in Flor, denn jedermann gibt noch einmal so leicht einen Louisdor Papiergeld als einen Louisdor Silbergeld aus!“ „Ja, das muß wahr sein, ich werde alle Tage schneller fertig mit meinem Verdienste!“ sprach derjenige, welcher vor dem Wirt gesprochen hatte, und welcher ein untersetzter Kerl mit rabenschwarzem Haare und ein paar kleinen, überaus beweglichen schwarzen Augen war. „Gott erhalte nur“, setzte er etwas leiser hinzu, „unsern Satan noch eine Zeitlang in guter Lage. Seit er den Law befördert, und seit die Mausefalle erfunden worden ist, fehlt’s doch keinen Tag an Aufträgen. Wißt Ihr denn noch immer nicht, Meister Brouillard,“ wendete er sich zum Wirt, „wo diese Mausefalle eigentlich steckt?“ Der Wirt sagte nicht nein, er sagte aber auch nicht ja, sondern drückte nur seine Verwunderung aus, daß Leute, die so viel zu tun hätten, über solch eine wichtige Sache nicht besser unterrichtet waren. „In der Nähe der St. Denisstraße muß sie sein, und wenn wir’s dem Satan einmal nicht recht machen, dann erfahren wir’s an den eigenen Knochen ganz genau. Der Law ist aber doch ein Hauptkerl! Wie lang ist’s her, so war er nicht viel mehr als wir, war ein Spekulant — hatte nur so und so viel Mittel mehr zum Spekulieren!“ „Na, ein paar hundert Livres mehr oder weniger, das ändert doch im Charakter nichts! Denkt ihr denn, daß die Bankeinlage sein Geld ist?! Possen! Kredit war’s, Kredit ist’s, Kredit ist alles, wie ich immer gesagt habe, Kredit ist so viel mehr als bar Geld, wie ein kluger Kopf mehr wert ist als ein schönes Gesicht. Das bare Geld

kann mir gestohlen werden — und den Kredit kannst du verlieren!" „Ja, aber was kostet das für eine Arbeit von Unglücksfällen, eh' ich den verliere. Ein einziger geschickter Spitzbube dagegen kann mich ums bare Geld bringen. Freilich, Leben bleibt Leben, und man ist darum noch nicht sicher vor Verdruß. Dem Law soll auch was Fatales passiert sein; er sah garstig aus, als ich heute das dicke Fräulein zu ihm brachte in die Quicampoix mit dem Wagen voller Goldsäcke, und es kommt mir immer vor, als ob der heutige Auftrag des Satans mit Laws verdrießlichem Gesicht zusammenhinge. Wißt ihr wohl," setzte er ganz leise hinzu, „warum ich vorhin den feinen Herrn da so aufmerksam betrachtete? Ich dachte einen Augenblick, es wäre der, dem wir uns anhängen sollen. Ganz blaß soll er sein. Aber 's war ein dummer Gedanke, denn 's ist der hochmütigste Seigneur in Frankreich, und der tritt sein Lebtag nicht in Brouillards Keller, wenn nicht vorher alles ausgeräuchert ist mit Orangenessenz." „Als ob's hier stänke!" schaltete mißmutig der Wirt ein. „Als ob!" fuhr der Schwarzkopf fort, „hört doch mit Unparteilichkeit! Ich wollt' mich drauf hängen lassen oder der alte Esser neben ihm ist Laws Kassierer oder so was aus dem Lawschen Hause, zu dem man nur kommt, wenn's um große Summen geht. Heute freilich war er nicht da. Aber unser Horn, der dem Law die Tochter hat sitzen lassen, läuft in Ewigkeit nicht mit dem Kassierer umher!" „Na," unterbrach ihn ein anderer, „die genaueren Instruktionen werden wohl heute kommen; der Beschreibung nach hab' ich kein groß Verlangen, diesem Grafen auf den Fuß zu treten, es soll ein Satan mit kurzem Prozeß sein, wie unser Satan einer mit langem Prozesse ist." „Der lange wird den kurzen schon unterkriegen," lachte der Schwarzkopf laut, „und 's schwant mir immer so, als ob unser Alter dabei zwei Hände nach zwei Seiten im Spiele hätte. Das Lawsche Mädchen soll wunderschön sein, und

wer weiß, ob er sie nicht im Traisnelharem hat!" Sie lachten alle, und einer meinte, dies Harem im Kloster sei doch d'Argensons schönste Erfindung.

„Welches Kloster ist dies?" fragte unter dem lärmenden Gelächter Anton den betrübten Renard.

„Das Kloster Madelaine de Traisnel," erwiderte dieser.

„Da müssen wir hin!" rief Anton und sprang auf.

„Um Gottes willen nicht, gnädigster Herr Graf! Das kostet uns allen die Köpfe, d'Argenson ist in diesem Punkte fürchterlich."

„Was d'Argenson! Vorwärts!"

Die Trinker am Pfeiler waren hierdurch still und aufmerksam geworden, und es gab sogleich noch mehr zu hören und zu sehen für sie. Der Chevalier von Milhe nämlich trat ein mit Antons rückkehrendem Diener. In seiner verzweifelten Lage nämlich hatte er sich entschlossen, sein zerschelltes Lebensboot dem verwegen segelnden Schiffe des Grafen Horn anzuhängen. Gleichviel, was es für ein Ende nehme; auf der andern Seite war doch alle Aussicht abgeschnitten, und neben dem reichen Grafen gab es doch Hoffnung auf kecke Unternehmungen, auf beiläufige Rache, auf irgendwelchen Gewinn. In Antons Hotel kommend, traf er den Herzog von Havré, welcher in großer Sorge war, den Grafen Horn nicht zu finden und ihn, den Äußerungen des Leibdieners nach, in unbedachtem Wagnis glauben zu müssen. Obwohl er dem Chevalier nicht eben hold war, so nahm er doch in so drängendem Augenblicke das Anerbieten desselben an, dem Grafen nachzueilen und die Bitte des Herzogs um schleunige Rückkehr zu überbringen. Der Herzog schrieb zu größerm Nachdrucke sogleich ein Billett, welches der Chevalier dem Grafen einhändigen sollte. Mit diesem Billett trat er jetzt zu Anton in Brouillards Keller. Anton, im Fortstürmen begriffen, riß es auf und trat damit an die Öllampe, halblaut vor sich hinlesend: „Sie sind in größter

Gefahr, lieber Graf, die Marquise von Parabère versichert mir soeben, d'Argenson sei bevollmächtigt gegen Sie, und dessen Leute seien beauftragt, Sie in irgend einen Exzeß zu verwickeln und zu verhaften. Sie setzt hinzu, Ihr Verderben sei unzweifelhaft beschlossen, und sobald man sich unter irgend einem Vorwande Ihrer bemächtigt, werde Ihre für verleumderisch erklärte Aussage von Laws Menschenpresse und was weiß ich sonst noch dergestalt zugestutzt werden, daß, solange der Regent herrsche, die Bastille Sie nicht mehr freigebe. Kehren Sie eiligst heim, ich habe alles vorbereitet für Ihre Flucht und Sicherheit — die Marquise sagte, Sie müßten Orleans aufs empfindlichste beleidigt haben, sie habe ihn, der sonst ohne Rachedurst, nie so entschlossen gesehen zum Verderben eines Edelmannes."

„Possen!" rief der Chevalier, „man kann nicht gegen einen Grafen Horn verfahren, wie gegen einen von der Rotüre!"

Auf Anton schien diese Mitteilung gar keinen Eindruck gemacht zu haben; er griff, ohne eine Miene zu wechseln, nach einem zweiten Briefe, welchen ihm der Diener auf einen eiligst dazu verwendeten zinnernen Teller Brouillards überreichte. Der Brief war vom Leibdiener des Grafen und enthielt die Anzeige, die Wohnung der weisen Frau sei ausgemittelt und diese über die Summe Banknoten befragt worden. Sie habe ausgesagt, die Summe habe volle 50000 betragen. Danach müsse der Lombard 5000 für sich behalten haben.

Nur ein flüchtiger Blick Antons streifte Renard, dann schob er die Briefe in die Tasche, und mit den Worten: „Fort nach Traisnel," verließ er den Keller. Der Chevalier und der Diener drängten Renard hinter ihm hinaus.

„Es ist der belgische Graf!" rief der Schwarzkopf. „Ihm nach! Ihm nach! Und den Satan warnen!"

„Ja, wenn Ihr so gut traben könntet wie flandrische

Rosse,“ sprach Brouillard, als die drei Gäste hinauseilten. „Blitz!“ setzte er hinzu, „das Essen ist ja nicht bezahlt.“ Als er vor die Tür kam, fand er seine Vermutung, die Edelleute hätten Rosse in der Nähe, bestätigt, indem er die Kutsche fortrollen hörte. Es war so stockfinster, daß nicht das mindeste zu sehen war. Die Einforderung der Zeche bis auf günstigere Gelegenheit verschiebend, stellte Brouillard für seine Kunden ein Lämpchen über die Haustür, welches bei der großen Finsternis weit zu sehen war und die Spießgesellen der Nacht anlocken sollte. Er zweifelte nicht, daß der Schwarzkopf und dessen zwei Begleiter im Laufe des Abends oder der Nacht wieder einsprechen würden, möge ihnen nun der Vorsprung nach dem Traisnelkloster gelingen oder nicht.

Sie kannten alle Schlüpf- und Richtgassen sehr genau, blieben aber doch zurück hinter dem scharfen Trabe der Rosse. Und diese Rosse führten einen Herrn, dem für Zögerung kein Augenblick Zeit verloren gehen durfte, sobald sein Fuß die Schwelle des Klosters überschritten. Je mehr Gefahr und Hindernis dem Grafen Anton entgegentrat, desto gesteigerter und jacher wurde sein Wesen, desto rücksichtsloser warf er alles neben und hinter sich, was nicht auf der geraden, einzigen Linie zu seinem Ziele lag. Jeanne, Jeanne herausholen aus dem tiefsten Gewirr, sie herausholen aus einem einschließenden Feindesheere, aus der Hölle selbst, um sie an sein Herz zu ziehen, dies allein war sein Augenpunkt, und insofern war er bereits für die ganze übrige Welt außer sich. All sein Denken und Trachten war im Herzen zusammengedrängt, im Herzen, welches Jeanne liebte, und welches den Stolz eines Edelmanns zusammenpreßte, den Stolz, welcher auf Erden keine Macht über sich anerkannte.

Solch einer Stimmung allein in solch einem Menschen war es möglich, in das geheimste Innere eines Hauses einzudringen, welches halb Kloster, halb Haus des mächtigsten

Ministers war, ein Schloß d'Argensons in ursprünglicher Bedeutung des Wortes Schloß. Es gab nämlich gar keinen offenen Zugang zum Hause d'Argensons, welches er sich unmittelbar am Kloster gebaut hatte, es war ein stets verschlossenes Haus, dessen Zugang nur mitten durch die Klosterhöfe und -gänge erreichbar war. Diese Kenntnis der Örtlichkeit wurde unterwegs Renard abgepreßt, denn Renard war in Lawschen Aufträgen einige Male in diese verschlossene Herrlichkeit d'Argensons gesendet worden, wenn es sich um eine unverzügliche Maßregel gehandelt hatte. Von später Abendstunde an war nämlich d'Argenson nie in seiner offiziellen Wohnung zu finden, und bei dringlichen Angelegenheiten wurde von seinen Vertrauten hierher berichtet. Der Pförtner dieses Frauenklosters war aber natürlich nicht geneigt, ein paar zudringliche Edelleute, denen die von d'Argenson angeordnete Parole unbekannt war, ohne weiteres einzulassen. Renard verriet diese Parole nicht, weil er von dieser Zudringlichkeit eine Katastrophe befürchtete, in die er durch Verrat der d'Argensonschen Parole mitverwickelt würde. Überhaupt faßte er sich auf diesem, wie er meinte, äußersten Punkte ein Herz und widersprach und widerstrebte mehr als vorher. Anton aber machte keine Umstände mit dem hartnäckigen Pförtner; er zog sein Schwert, setzte es dem erschrockenen Laienbruder auf die Kutte und befahl ihm, als Führer vorauszugehen bis in den innersten Schlupfwinkel d'Argensons, wenn er nicht auf der Stelle vom Leben zum Tode befördert sein wolle. In einer friedlichen, sonst vorzugsweise respektierten Klosterwelt mußte solch ein Attentat von augenblicklicher Wirkung sein, namentlich da es von einem Manne ausging, der mit seinem totenblassen, von Spannung fast verzerrten Antlitze furchtbar aussah. Der Laienbruder ließ sich also mit der Spitze des Schwerts über Höfe und Gänge treiben, und Renard, der sich bei dieser Gelegenheit gern entfernt hätte, ward vom Chevalier, welcher dessen Ver-

derben nur zu gern gesehen hätte, hinterher genötigt. Aus der Klosterkirche drang schwach der Horengesang in das Ende des Kreuzgewölbes, bis zu welchem sie in solcher kriegerischer Weise vorgedrungen waren, ohne jemand zu begegnen. Eine hohe geschlossene Tür war am Ende dieses Kreuzganges, und vor dieser Tür standen sie. „Hier beginnt das Haus Seiner Exzellenz, und hier ist das Ende meines Klosters und meines Dienstes," stotterte der Laienbruder.

„Öffne und führe mich bis zu Fräulein Jeanne Law, welche in vergangener Nacht hierher gebracht worden ist!"

„Gott sei mir armen Sünder gnädig, gnädigster Herr, ich kenne diese Dame nicht, ich weiß nur, daß der Minister hier zur Nacht speist mit seinen Bekannten und vielleicht mit einigen Kostgängerinnen des Klosters."

„Öffne!"

Hinter dieser Tür entwickelte sich eine eigentümliche Hauseinrichtung. Das Gebäude war in der Grundform klostermäßig angelegt, aber Fußboden und Wände waren mit ostindischen Teppichen und Kattuntapeten bedeckt, prächtige Bilder in goldenen Rahmen lockten von den Wänden des Vorsaals, Diener in Mönchskutten aus feinen Stoffen und mit zierlichen Stutzperücken trugen silberne Schüsseln mit Speisen ab und zu, große Angorakatzen saßen auf Lehnstühlen, schlanke, hochbeinige Hunde sprangen auf und knurrten den Fremdlingen entgegen, und eine nach Myrrhen und Weihrauch duftende Luft strömte den Eintretenden zu. Die mönchisch angetanen Diener, denen das Weltkind von den feisten Backen lächelte, blieben erstaunt stehen mit ihren Schüsseln, als sie eine so unglückliche Gruppe hereindringen und darunter den hohen, blassen Grafen mit nacktem Schwerte sahen. Dieser aber erkannte, daß er an Ort und Stelle sei und zunächst keines Führers mehr bedürfe, er schritt also allein vorwärts den offenen Türen nach, welche ihn in einen kleinen, runden Saal führten. Dort fand er um einen runden Tisch fünf

oder sechs junge Damen zum Nachtessen versammelt. Sie bemerkten ihn nicht sogleich, und mit einem raschen Blicke musterte er die meist jungen, teils novizen-, teils nonnenartig, teils weltlich gekleideten Damen — er sah Jeanne nicht darunter. Plötzlich schrie eine auf, die ihn erblickte, schreiend flogen alle übrigen von ihren Sesseln, als nun auch sie des fremden, furchtbar dreinschauenden Mannes ansichtig wurden.

„Was gibt's?!“ rief eine männliche Stimme aus einer Nische, die durch einen rotseidenen Vorhang verdeckt wurde.

„Nachfrage gibt es, Le Voyer!“ sprach Graf Anton, den Vorhang zurückschlagend und in die Nische tretend, welche ein prachtvolles kleines Eizimmer bildete. Die überall runde Mauer war durchaus gepolstert und mit Seide überzogen, und auf einem Diwan saß in brokatenem Schlafrocke barhäuptig Voyer d'Argenson, unter den Armen, hinter dem Nacken von Kissen gestützt wie ein Sultan. Neben ihm je zur Rechten und je zur Linken eine bildschöne Dame, vor ihm ein lockend angerichteter Eßtisch. Er schrie auf wie von einem Schuß getroffen, als er den Grafen eintreten sah. Hinter dem Grafen aber fiel der Vorhang wieder zu, und es ist nie genau ermittelt worden, was zwischen diesen beiden Männern damals vorgegangen ist. „Die Le Voyers sind entartet!“ wollen noch einige der flüchtenden Damen verstanden haben, im übrigen wird nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit behauptet, d'Argenson habe den Grafen zu beruhigen gewußt, habe ihm überzeugend auseinandergesetzt, daß er niemals gegen das Verhältnis zu Jeanne eingenommen, ja daß er demselben bisher immer förderlich gewesen sei. Fräulein Jeanne ferner befinde sich nicht in diesem Kloster, es solle aber Sorge getragen werden, den wahrscheinlichen Versteck derselben binnen einer Stunde auszukundschaften und dem Grafen mitzuteilen. Kurz, d'Argenson habe mit der Kunst eines Polizeimeisters und mit dem Grimme eines

überraschten und racheburstigen Schwelgers alles das vorbereitet, was sich in der nächsten Stunde über den Grafen zusammendrängte. Gewiß ist's, daß die drei Kreaturen d'Argensons aus Brouillards Keller während dieser geheimen Unterredung ankamen und dem Leibdiener des Ministers ihre Meldung zukommen ließen, daß der Diener diese Meldung auf ein Blatt Papier schrieb und dem Minister überreichte, als dieser mit dem Grafen Anton endlich aus der Nische hervortrat. Während des Abschiedskompliments warf d'Argenson einen Blick auf das Blatt und sprach: „Noch einen Augenblick schenken Sie mir, Graf Horn, ich bitte. Soeben kommt mir eine Nachricht zu, durch deren Benutzung wir rascher zum Ziele kommen, als bei den beschlossenen Maßregeln möglich wäre. Man meldet mir soeben, daß Sie durch den vertrautesten Agenten Laws, einen gewissen Renard, hierhergeführt worden und überhaupt den Ratschlägen dieses Mannes geneigt seien. Welch eine Politik, Graf Horn! Dieser Mann führt Sie ja offenbar im Interesse Laws in der Irre umher! Dieser Mensch weiß ja doch offenbar den Aufenthalt des Fräuleins Jeanne. Allen Andeutungen nach ist dieser Aufenthalt ganz in der Nähe eines Wirtshauses, in welchem Sie ganz vor kurzem mit diesem Renard gewesen sein sollen, und in welches er Sie offenbar nur geführt hat, um nebenher irgend eine neue Vorkehrung für den sicheren Versteck anzuordnen, denn dieser Mensch ist der durchtriebenste Schuft in Paris!“

Anton riß den Brief seines Dieners aus der Tasche, und es flog ihm dabei durch den Kopf, wie ihn Renard mit dem Wechselgeschäfte betrogen, wie er sich ferner bei der weisen Frau unerwartet eingestellt und ihn also wahrscheinlich dorthin gelockt und dort verwickelt habe — die Mitteilung des Dieners zeige untrüglich, daß er spitzbübisch mit dem Gelde umgegangen sei.

„Sie werden recht haben!“ sprach der Graf, als er

einen Blick in den Brief geworfen hatte. „Auch alle Reden in jenem Wirtshause beschäftigten sich mit Law!“ setzte er hinzu.

„Also benutzen Sie den Schlüssel, der sich Ihnen selbst in die Hände gegeben! Führen Sie ihn in das Wirtshaus zurück, welches dem Aufenthalte Fräulein Jeannes nahe sein soll, und zwingen Sie ihn dort, Sie ans nahe Ziel zu bringen. Machen Sie keine Umstände, es ist ein Jud! Gold und Eisen sind wirksam gegen ihn.

So schieden äußerlich die beiden Herren in Friede und Freundschaft. d'Argensons Freundlichkeit verwandelte sich freilich, als Graf Horn das Zimmer verlassen hatte. Er winkte seinem Diener, und griff nach seiner schwarzen Perücke. Der Diener öffnete eine unsichtbare Tapetentür und schritt leuchtend voraus. d'Argenson, der burlesk in seiner bunten Tracht erscheinen konnte, wäre doch jedem Zuschauer furchtbar erschienen, so grell sprang die Wut auf seinem vergelbten Antlitze umher. Er folgte nach einer kleinen Weile raschen Schrittes dem Diener auf jenem Wege, der in ein Gemach des Untergeschosses führte. Hierher gelangte man wahrscheinlich durch einen versteckten Eingang unmittelbar von der Straße oder unmittelbar aus einem versteckten Winkel des Klosterhofes. Der Mann selbst, der eingeführt war, um eine Mitteilung zu machen, stand mit verbundenen Augen bereits mitten im Zimmer. Es war jener „Schwarzkopf“ aus Brouillards Schenke, dessen Bericht dem Minister schon zugefertigt worden war durch den Hauptdiener. Denn jener wohlgeschulte Diener hatte sogleich erkannt, daß dieser Bericht mit dem Überfalle des Grafen zusammenhänge und auf der Stelle mitgeteilt werden müsse. So hatte denn der Schwarzkopf nicht mehr viel zu erzählen, sondern nur die Befehle des Ministers zu empfangen. Sie lauteten dahin, daß er stracks mit seinen beiden Genossen in Brouillards Keller zurückkehren, den Grafen zum Exzeß gegen Renard oder sonst jemand reizen, und zur Verhaftung desselben beiwirken solle.

Soldaten würden binnen einer Viertelstunde das Wirtshaus besetzt haben, um die etwa nötige Unterstützung und den Ausschlag zu leisten.

Wie schnell aber auch der Schwarzkopf mit den Seinigen nach der Schenke zurückeilte, er kam schon zu spät, einen Streit einzuleiten, der bereits durch d'Argensons Vorsorge in drohendster Entwicklung begriffen war. Es stand zu besorgen, daß die erwünschte Katastrophe früher eintreten werde, als die militärische Macht zum Ausschlage herbeigeeilt sei. Denn ohne eine solche Macht den wilden Grafen zu überwältigen, schien den drei Schergen ein allzu gefährliches Wagstück. Und das Schicksal Renards war in der Tat einer gefährlichen Wendung schon ganz nahe gerückt, als sie eintraten: neben dem Tische, an welchem der Unglückliche vor einer halben Stunde seine Mahlzeit verzehrt, stand der Graf, die Hand auf die Tischkante stützend; vor ihm kniete Renard, und verschwor sich hoch und teuer, er wisse den Aufenthalt Jeannes nicht, und er habe den Herrn Grafen um keinen Sou betrogen! Fehlten wirklich 5000 Livres an jener Summe, so müsse sie die Sochne unterschlagen haben, und er wolle sie, um nur den Herrn Grafen zu beruhigen, aus seiner Tasche ersetzen. — „Hier, gnädigster Herr Graf," rief er in gepeinigter Hast, indem er sein Taschenbuch herauszog, „hier sind 5000 Livres in Bankscheinen, die ich morgen in Gold einwechseln will."

„Was schiert mich dein Lumpengeld!" stieß mit unterdrückter, von furchtbarer innerer Bewegung zitternder Stimme Graf Anton hervor und schlug dem armen Manne die Brieftasche aus der Hand, daß die Banknoten ringsumher flatterten, „nenne den Aufenthaltsort des Fräuleins, oder du bist des Todes!"

„Ich weiß ihn nicht, gnädigster Herr, soll mir Gott in meiner letzten Stunde helfen."

„So helfe er dir!" schrie der Graf, und riß an seinem

Degen, verwickelte ihn aber in der Wut, die sich seiner bis zur Sinnlosigkeit zu bemeistern schien, dergestalt im Gehenk, daß er ihn nicht herausziehn konnte, und daß Renard Zeit gewann, einen Versuch zur Flucht zu machen, indem er, sich aufraffend wie ein Verzweifelter, dem seitwärts die Brieftasche aufhebenden Chevalier zuschrie: „Helfen Sie mir, Herr Chevalier, und kein Mensch soll etwas von den Schuldscheinen erfahren!“

Diese Erinnerung an die Schuldscheine war aber das schlechteste Mittel, diesen, der vor der Welt davon nichts verlautbart sehn wollte, zum Beistande zu bewegen. Er stürzte sich dem Aufspringenden entgegen und stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er neben dem Grafen zu Boden stürzte. Der Graf aber hatte, da er des Schwertes nicht mächtig werden konnte, nach dem an der Kette hängenden Tischmesser gegriffen und stieß damit nach Renard. Renard war nicht nahe genug am Tische, und das angekettete Messer reichte nicht weit genug, der arme Mann ward nur gestreift, und warf sich in der Todesangst wieder rückwärts auf den Chevalier zu, in dieser Todesangst nichts weiter vorbringend als „Die Schuldscheine! Die Schuldscheine!“

„Da sind sie!“ rief dieser, der sein Schwert gezogen hatte und es ihm unter dem Nacken tief in den Leib stieß. Renard hauchte einen einzigen Seufzer aus, und sein Leib schlug tot auf das feuchte Kellerpflaster.

Der Augenblick des Entsetzens, welcher diesem Morde folgte, war der geeignete für den Schwarzkopf und dessen Genossen, den Akt der Verhaftnahme eiligst ins Werk zu setzen, obwohl die militärische Hilfe zu ihrem Leidwesen noch immer ausblieb. Der Schwarzkopf faßte sich denn auch ein Herz, gab den Seinigen ein Zeichen, und stürzte mit ihnen auf den Chevalier, welcher ihnen den Rücken zukehrte, und welchem sie im ersten Anfalle das Schwert aus der Hand wanden. Hiermit war er für seine Person verloren, denn

die beiden Schergen hielten ihn mit eisernen Fäusten an den Armen. Aber die Hauptperson, der Graf, blieb davon unberührt, und es war als ob eine leichte Schaumwelle gegen einen Granitfels spritzte, da der Schwarzkopf ihn anredete und um Auslieferung des Degens bat. Dabei sah er sich obenein nach Brouillard um, der sich vielleicht zur Hilfe erboten hatte, dem es aber jetzt an Mut gebrach angesichts dieses hohen, mehr und mehr wieder totenbleich werdenden Grafen, dessen Augen nur mühsam ihre Stätte in den Augenhöhlen einzunehmen schienen, so grauenvoll waren sie vorgedrängt gewesen, dessen Sinn und Trachten endlich allem Anscheine nach über den Mord und die Szene in diesem Keller hinausgerichtet war. Wäre Graf Horn vollkommen bei sich gewesen, so hätte er diesen Augenblick noch zu seiner Rettung benutzen können. Schweigend trat er über die Leiche hinweg, schweigend schleuderte er den Schwarzkopf, der sich entgegenstellen wollte, mit einem Faustgriffe zur Seite, daß dieser in den morschen Pfeilertisch hineinflog, und ihn mit seiner Körperschwere prasselnd zusammenbrach, schweigend schritt Anton auf den furchtsam ausweichenden Brouillard zu, und folgte diesem, der sich verloren glaubte, bis in den äußersten Winkel des Kellers, wo der einäugige Wicht nicht mehr rück- noch seitwärts weichen konnte, und mörderlich den übrigen zuschrie, ihm zu helfen. „Höre!“ sprach Graf Anton mit halber Stimme, „führe mich zu dem Aufenthaltsorte des Fräuleins, und ich will dich fürstlich belohnen — ich zermalme dich aber, wenn du dich weigerst.“

„Wie Sie befehlen — gnädigster Herr Graf!“ stotterte die Verschmitztheit Brouillards die ihm treu blieb in dieser Not, und ihm eingab, nur um jeden Preis Zeit zu gewinnen. Sein feines Ohr hatte nur einen Moment lang den ihm wohlbekannten Takt eins, zwei! Eins, zwei! heran marschierender Soldaten aus der Ferne gehört, un er bat den Grafen, ihm nur so viel Zeit zu lassen, daß er die Blend-

laterne anzünde, deren sie bedürften. Als ob es sich darum handle, wendete er sich sogleich nach einem Wandschrank, der hinter ihm war, und kramte in dem Gerät darin.

„Du weißt? Du kannst?“ schrie jubelnd und am ganzen Körper zitternd Graf Anton.

„Ich denke,“ erwiderte Brouillard, „wenn ich nur die Laterne finde.“

Jetzt hörte man das Aufstoßen der Gewehre im Hause, und ein Offizier trat ein. Es war derselbe, welcher damals zur Nachtzeit das Duell Laws und Antons gestört hatte. Nur der Graf bemerkte nichts, seine Augen waren leuchtend auf Brouillards Hantierung gerichtet. Der Schwarzkopf winkte dem Offizier, und hinkte ihm entgegen. Nach kurzer leise abgemachter Mitteilung trat der Offizier wieder bis an die Tür zurück, und gab Befehl wegen des Wagens, der unweit der Türe hielt. Man hörte übrigens jetzt auch das eintönige Geräusch, welches heranrückende Reiter auf dem Steinpflaster erregen.

„Rasch, Brouillard,“ rief nun der Offizier, „du brauchst die Laterne nicht. Seine Exzellenz Herr von Argenson haben mich beauftragt, den Herrn Grafen von Horn an Ort und Stelle zu führen!“

„Kennt er den Weg?“ fragte Graf Anton den Wirt, welchen die Zutraulichkeit dieser Frage wie ein Schauer des Wahnsinns durchrieselte.

„Ja, Herr Graf, er kennt ihn!“

„Also vorwärts, mein Herr!“ sprach Anton und schritt unter die Soldaten hinaus, deren er weder dort noch außen, wo Kavallerie seinen Wagen umgab, achtete. Er war so eilig, daß der nicht mehr von ihm weichende Offizier kaum Gelegenheit fand, wegen Abführung des Chevalier Befehl zu erteilen. Damit jeder Aufenthalt vermieden werde, sollte dieser zu Fuß folgen, eine Unanständigkeit, die man sich nur gegen einen kleinen Edelmann zuschulden kommen ließ.

Des Grafen Karosse fuhr im Trabe von dannen und rollte bald inmitten der sie umgebenden Reiter über eine schwanke Zugbrücke, durch ein finsteres Tor. Sie rollte in die Bastille.

In den Gesellschaftszimmern der Marquise von Parabère, welche sonst so belebt waren, zeigte sich die Gesellschaft jetzt ohne die sonstige Munterkeit. Graf Horns Schicksal hatte die Marquise verstimmt und den vornehmen Adel der Hauptstadt in eine peinliche Spannung versetzt. Broglie hatte als wie von etwas ganz Wahrscheinlichem von einem peinlichen Prozesse gegen den Grafen Horn gesprochen und hinzugesetzt, daß er für die Ermordung eines friedlichen Menschen wohl den Tod durch Henkershand erleiden werde. Das klang entsetzlich für die Standesgenossen Antons! Sie sahen darin eine bei den Haaren herbeigezogene Gelegenheit, den hohen Adel zu erniedrigen. In der Hitze einen Lombarden über den Haufen gestoßen zu haben, war doch nie und nimmermehr für einen Edelmann ersten Ranges ein Verbrechen gewesen, welches den Tod für den Täter verwirkt hätte! Und hier war obenein durch die Aussage von Antons Diener, welcher vom Flur aus zugesehen, erwiesen, daß der Chevalier von Milhe der Mörder gewesen sei, Graf Anton aber den unglücklichen Renard nur leicht verwundet habe.

Das Gericht schien aber des Dieners Aussage mißtrauisch aufgenommen zu haben, weil der Diener günstig parteiisch für seinen Herrn aussagen könne, und man konnte sich's an jenem Abende bei der Marquise von Parabère nicht mehr verhehlen, daß der Urteilsspruch des Gerichts dahin zu erwarten sei: Graf Horn und Chevalier Milhe seien gleichmäßig des Mordes schuldig. Bei dem Gerichte nämlich war ebenfalls scharfe Parteinahme gegen den Adel vorauszusetzen: es waren über Vertretungsrechte im Parla-

mente feindselige Kämpfe im Gange, und eine beißende Schrift gegen den hohen Adel, worin die Herkunft der ältesten Familien bitterlich heruntergesetzt worden war, hatte das gegenseitige Verhältnis zwischen diesen beiden Ständen, dem Erbadel und dem Adel der Robe, äußerst schwierig gemacht.

„Mein armer Horn“, sprach der Herzog von Havré zur Marquise, „soll das Opfer dieser widerwärtigen Streitigkeiten und Prätensionen werden, und ich beklage es bitterlich, Frau Marquise, daß Sie Ihres Standes nicht lebhafter eingedenk sind und sich nicht lebhafter zu seinen Gunsten verwenden!“

„Sie überschätzen den Grafen Horn, Herr Herzog, der doch offenbar einen krankhaften Trieb hatte, mit den Rotüriers, die ihn ins Unglück gestürzt, sich einzulassen, und Sie überschätzen meinen Einfluß auf den Regenten. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie ungewöhnlich streng er mich unterbrach, als ich gestern die Angelegenheit des Grafen Horn seiner Gnade empfehlen wollte. Es muß da ein mir unbegreiflich tief wurzelnder Grimm zugrunde liegen, denn mit unerhörter Heftigkeit verbat sich der Regent, ihn mit dem Namen dieses belgischen Grafen zu behelligen. Soll ich mich einer Szene aussetzen, Herr Herzog, für diesen allerdings unglücklichen, aber auch allerdings beispiellos unbesonnenen jungen Mann? Ich kenne mein Terrain und versichre Ihnen: nur bei den Richtern haben Sie Aussicht auf Milderung.“

„Aber mein Gott! Sie wissen ja, in welcher unglückseligen Stellung Grandseigneurs und Parlamentsräte einander gegenüberstehen?!“

Die Marquise zuckte die Achseln und schwieg. Ein Diener trat in diesem Augenblicke zum Herzoge und meldete ihm, daß von der Dienerschaft des Herrn Herzogs ein fremder Mann, der sich Kastellan des Fürsten von Horn und Overik nenne, ins Vorzimmer geführt worden, und daß dieser Mann dringend bitte, den Herrn Herzog sprechen zu dürfen. Der Herzog

folgte dem Diener sogleich. An der Türe begegneten ihm der Regent und d'Argenson, die in eifrigem Gespräche eintraten. Der Regent war ungewöhnlich ernsthaft und grüßte die vornehmen Edelleute kalt, welche seit Graf Horns Verhaftung zahlreicher als sonst die Gesellschaftszimmer der Marquise besuchten. Er zog sich auch in die entfernteste Ecke des Saales zurück, nachdem er der Marquise einige Worte geschenkt hatte, und schien aufmerksam dem Vortrage d'Argensons zuzuhören. Nur Nocé und Broglie waren in seiner Nähe und schienen geflissentlich die Annäherung der Gesellschaft zu verhindern. Die Marquise blieb auf ihrem Sofa, etwa zehn Schritte von seiner Ecke entfernt, und versuchte es mit geringem Erfolge, eine heitere Unterhaltung mit den herzutretenden Edelleuten anzuknüpfen. Jedermann empfand es, daß eine drohende Gewitterwolke über dem französischen Adel stehe. Nachdem auf solche Weise eine unersprießliche Viertelstunde vergangen war, trat der Herzog von Havré wieder ein, und zwar zeigte sich der alte, durch vornehme Haltung sonst ausgezeichnete Herr auffallend erregt. Alle sahen ihn fragend an. Er schritt bis zum Sofa der Marquise, blickte einen Augenblick starr auf den Regenten und sah sich dann im Kreise um, als winke er mit den Augenlidern alle Anwesenden herbei.

„Was ist, Herr Herzog? Doch kein Unglück?“ fragte hastig die Marquise, indem sie einen halben Blick nach dem Regenten warf.

„Allerdings ein Unglück, gnädigste Frau!“ erwiderte der Herzog mit so lauter Stimme, daß der Regent jedes Wort vernehmen konnte. „Aber ein Unglück, welches hoffentlich nur erschienen ist, um ein größeres zu verhüten. Ein Kastellan des Fürsten von Horn und Overick, nach Paris geführt durch die Nachricht von der Anwesenheit des Grafen Anton von Horn, hat mir soeben Mitteilungen gemacht, welche die Lage des Grafen Anton in ein neues Licht stellen. Es ist seit

zwei Generationen eine erbliche Geisteskrankheit bei einigen Gliedern der Hornschen Familie sichtbar geworden, die sich bis zur Wut steigert, wenn ihr ein unbilliger Widerstand entgegentritt. Unter den jetzigen Mitgliedern des Hauses Horn hat der Oberforstmeister von Flandern und Artois seine Frau, eine Agnes von Créquy, in einem Anfalle von Wut getötet. Der Ursprung solcher entsetzlichen Krankheit scheint von der Mutter der jetzigen Herren von Horn, einer Prinzessin von Ligne, herzustammen. Deren Vater ist toll gewesen und deren Bruder desgleichen, und unser unglücklicher Graf Anton hat leider schon früher gezeigt, daß er solcher traurigen Erbschaft nicht entgangen sei. Sehr jung noch ist er in österreichische Dienste getreten, und hat dort schon die Eigenschaft großer Heftigkeit, welche keinerlei Widerspruch ertragen kann, verraten: er hat dem Generale der österreichischen Heere, dem Prinzen von Baden, den ordnungsmäßigen Respekt verweigert. Daraus ergibt sich, daß es nur seinem krankhaften Naturell, nicht aber einer andern Absicht zuzuschreiben ist, wenn er hochgestellten Personen ungebührlich entgegentritt. Auch seinem älteren Bruder, dem Fürsten Maximilian Emanuel, hat er sich auf eine unschickliche Weise widersetzt, und dieser hat sich genötigt gesehen, ihn festzusetzen. Leider hat er zu solchem Orte der Haft das alte Schloß Wert im Lande Horn auserwählt, welches von einem rohen Manne, einem Enkel des berühmten Johann von Wert, einem Bastarde der Horn, befehligt ward. Dieser Wert hat ihn so gröblich behandelt, daß die krankhafte Anlage zum Äußersten gesteigert wurde und in völlige Wut ausbrach. Nach sechs Monaten gelang es dem jungen Grafen, der eine große Körperkraft besitzt, zwei seiner Kerkermeister niederzuschmettern und aus dem alten Schlosse Wert zu entkommen. Wert hatte dem Fürsten Horn von alledem nichts mitgeteilt, und man kann sich dessen Schreck vorstellen, als sein Bruder Anton plötzlich wie ein Gespenst zu Boussigny bei ihm erschien.

Fürst Horn behandelte ihn mit der zartesten Fürsorge, er ließ ihn in seinem eignen Zimmer wohnen und schlafen und bei Tage und bei Nacht von drei Dienern sorgfältig bewachen und pflegen. Dieser Sorgfalt gelang es denn auch, den Grafen Anton leidlich wiederherzustellen. Namentlich die liebevolle Behandlung schien den besten Einfluß zu üben. Graf Anton fand die Herrschaft über seine Geisteskräfte wieder, nur vor jeder rauhen Begegnung, vor jedem Widerspruche mußte er aufmerksam behütet werden, diese weckten immer wieder den ruhenden Sturm seines Innern. So standen die Sachen, als der Fürst eines Morgens von seinem Schlosse an der Maas auf die Jagd ritt. Graf Anton war seit mehreren Wochen im wesentlichen hergestellt, und der Fürst hatte ihn schon öfter ohne irgend einen Nachteil allein gelassen; ein treuer Diener, eben jener Kastellan, der jetzt angekommen ist, wußte jede Störung von ihm abzuhalten. Da führt das Unglück eine schöne Dame in das Schloß, Graf Anton sieht sie und will ihr um jeden Preis nahen. Die Dame ist erschreckt und entflieht. Graf Anton will ihr nach, und der Kastellan wagt es nicht, ihn zurückzuhalten, weil mit Recht zu besorgen stand, es werde ein nachdrücklicher Widerspruch die Krankheit wieder erwecken. So dringt Graf Anton ungestüm wieder in die Welt heraus, so ungestüm, daß ihm der Diener nicht folgen kann. Ärzte, welche man um Rat fragt, erklären, man solle eine erwachte Liebe nicht im geringsten behindern, sie sei vollkommen geeignet, den Grafen gründlich zu heilen. Deshalb geschah von seiten des Fürsten gar nichts mehr, um des Bruders wieder habhaft zu werden, im Gegenteile ward der Kastellan auf unsre Anfrage in Boussigny wegen des Grafen hierhergesendet, damit er alles fördern helfe, was dem Grafen wünschenswert sei. Zum Beispiele die Versicherung des Fürsten mitzuteilen, daß ihm die Herzensdame Antons willkommen sein werde, sie möge hoch oder niedrig geboren sein. Hier ankommend erfährt der

Kastellan das Schicksal seines Herrn und sucht mich, an den er Briefe vom Fürsten hat. Mich dünkt, er komme mit seiner Kunde zur rechten Zeit, die Begnadigung eines unglücklichen Mannes zu erwirken, den man nicht für zurechnungsfähig erklären kann."

Während dieser Erzählung hatte auch d'Argenson geschwiegen, und es herrschte, nachdem der Herzog geendet hatte, eine Totenstille.

„Warum unterbrechen Sie Ihren Vortrag?" sprach nach dieser Pause allgemein verständlich der Regent zu d'Argenson, und dies schien ein sicheres Zeichen zu sein, daß der Regent keine weitere Notiz von diesen Aufklärungen nehmen wollte.

Die zahlreich versammelten Edelleute waren entrüstet über diese Gleichgültigkeit und vereinigten sich auf der Stelle, alle nur möglichen offiziellen Schritte für Befreiung des Grafen Horn zu tun. Der Regent gab ihnen volle Freiheit dafür, indem er nach kurzer Unterhaltung mit der Marquise die Gesellschaft verließ. Die Marquise selbst war sehr verstimmt: es war schwer zu unterscheiden, ob ihre Eitelkeit durch das frühere Benehmen Antons verletzt oder ob sie niedergeschlagen sei. Das letztere war das wahrscheinlichere, denn sie wiederholte nach dem Weggange des Regenten gegen den Herzog von Havré, daß sie kein Vertrauen fassen könne. Es müsse da noch eine unbekannte Macht zum Verderben Horns wirksam sein, sie habe den Regenten niemals so abgeschlossen und unzugänglich gefunden.

„Ist es Law?" entgegnete der Herzog, „oder hat Graf Anton in der Widerrede, welche er einige Male gegen den Regenten erhoben, irgend einen empfindlichen Familienfleck verletzt?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber ich kann das abscheuliche Bild nicht los werden, welches mir fortwährend den Grèveplatz zeigt mit einem Schafott und auf dem Schafott den bleichen, schönen Grafen, der links einen Henker niederschlägt,

während rechts ein andrer Henker ihm einen Strick um den Hals wirft."

„Davor bewahre uns Gott! Das ist ja nicht möglich! Das wäre ja eine unauslöschliche Schmach für den Adel!"

Man kam denn überein, in den nächsten Tagen sich zahlreich nach dem Justizpalaste zu begeben, und — mit Verleugnung aller Mißverhältnisse, die zwischen Adel und den Landesrichtern herrschten — die Richter zu „begrüßen". Dies war eine alte Sitte, durch welche symbolisch ausgedrückt wurde, man empfehle den Angeklagten dringend der richterlichen Milde. Es wurde eine beratende Zusammenkunft auf übermorgen beim Herzog von Havré festgesetzt, und eben wollte man sich trennen, als der Fürst Claude von Ligne kam und die bestürzende Nachricht brachte, das Urteil des Grafen Horn werde ungewöhnlich beeilt, ein Todesurteil sei nur zu wahrscheinlich, und der Ausspruch desselben stehe morgen schon, spätestens übermorgen bevor. Diese Nachrichten kämen aus einer nur zu sichern Quelle, nämlich vom ersten Präsidenten de Mesmes.

Dieser Bericht, welcher anfangs die größte Verwirrung erzeugte, führte nach vielen leidenschaftlichen Äußerungen zu dem Beschlusse, sich am nächsten Vormittage schon in den Justizpalast zu begeben, und zwar vom Hotel Créquy aus. Das Haus Créquy sei am nächsten verwandt mit dem Hause Horn, und jedermann, der nur in entfernter verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Berührung zum Hause Horn stehe, habe sich dieser „Begrüßung" anzuschließen.

Nach dieser Bestimmung, die eiligst allen Familien des hohen Adels mitgeteilt werden solle, trennte man sich.

Um den Chevalier bekümmerte sich niemand. Die Marquise von Parabère, die sich bei so gefährlicher Wendung des Grafen Anton Lage mehr und mehr zu Herzen nahm, schickte eilig einen Diener der scheidenden Gesellschaft nach, um den alten Kastellan rufen zu lassen. Die Äußerung des

Fürsten, daß er in jegliche Vermählung Antons willigen werde, gab ihr einen neuen Hoffnungsschimmer, und sie wollte den alten Diener zu Law führen, damit er dort die Aussage wiederholen könne. „Gewinnen wir Law, der ihn ins Verderben gestürzt," sagte sie zu sich, „so haben wir sichrere Aussicht auf leidlichen Ausgang, als die Begrüßung der Richter oder sonst ein Schritt gewähren mag."

Es war ein rauher Morgen, und weißer Reif lag auf den Dächern, als man einen unabsehbaren Zug reichbespannter Karossen in langsamer Bewegung über den Pont neuf rollen und am linken Seineufer vor den Justizpalast fahren sah. Aus mancher Karosse blickte flüchtig und mit trauriger Miene ein Damenhaupt rechts auf das schwarze unregelmäßige Gemäuer, welches zur Conciergerie gehörte, und welches den unglücklichen Grafen Horn barg, seit er, um gerichtet zu werden, hierher gebracht worden war. Niemand wußte, wie es ihm persönlich erginge, denn niemand wurde zu ihm gelassen.

Aus den Karossen stieg in voller Pracht damaliger Kleidung die Blüte des französischen Adels in erstaunlicher Anzahl, denn man zählte der Karossen gegen sechzig. Die Türsteher des Gerichtshauses geleiteten die hohen Gäste die beiden Treppen hinauf, nach dem sogenannten Gemach des heiligen Ludwig, wo die Richter in ihren langen Talaren des Besuches harrten. Die Szene der Begrüßung, welche sich nun ereignete, in ihrer stummen Förmlichkeit an China erinnernd, hätte etwas Lächerliches haben können, wenn nicht der Grundgedanke, die Bitte um Rettung eines Menschenlebens, schweren Ernst über die Zeremonie gebreitet hätte. Die Richter nämlich machten ihre Verbeugung nach Art der Frauen, und zwar einzeln vor jedem der sie Begrüßenden. Diese wunderliche Verbeugung war damals noch all den

Ständen eigen, welche lange Gewänder trugen, und Memoiren aus jener Zeit erzählen, daß die Einübung solcher Knixe ein Bestandteil der Knabenerziehung gewesen sei.

Das Ansehen der Richter im Gemache des heiligen Ludwig war übrigens so erschreckend ernst und feierlich, daß es nichts Gutes weissagte, und daß die gefügigeren unter den Edelleuten beim Hinweggehen wieder auf den Vorschlag zurückkamen, auch dem Regenten in corpore die Aufwartung zu machen. Dieser Vorschlag war heute schon einmal im Hotel Créquy verworfen worden, weil der Adel dem Regenten allzu abgeneigt war, als daß er ohne äußerste Not zu solcher Bittweise sich verstanden hätte. Die Ligne, Havré und Créquy erklärten sich auch jetzt auf der Treppe des Justizpalastes gegen einen solchen Schritt, und die Ankunft der Marquise von Parabère und die Nachrichten, welche sie dem Herzoge von Havré mitteilte, schienen auch eine bessere Aussicht zu eröffnen. Law hatte sich anfangs zurückhaltend, später aber, nachdem die Marquise die Stimmung des französischen Adels geschildert, und die Äußerung des Fürsten Horn erzählt, mild und persönlich gezeigt. Man tue ihm sehr unrecht, habe er erklärt, ihm irgend eine besondere Einwirkung auf das Schicksal des Grafen Horn zuzuschreiben, obwohl er allerdings durch diesen in vielfachen Nachteil gebracht worden sei. Denn der Verlust seines Geschäftsführers Renard und all der wichtigen Papiere, welche mit ihm abhanden gekommen, sei kein geringer. Aber er werde sich ja doch nicht in einer den ganzen Adel so nahe betreffenden Sache parteiisch dem Adel, dessen er für den Kredit seines Instituts bedürfe, gegenüberstellen! Deshalb habe er sich bis jetzt ganz passiv verhalten, werde aber auf Wunsch der Frau Marquise und des hohen Adels heute noch sich mit Fürsprache an den Herrn Regenten wenden.

„Ich will nicht hoffen, Frau Marquise, daß Sie in unserm Namen diesen Menschen um eine Gefälligkeit ersucht

haben!“ unterbrach sie hierbei der etwas hitzige Fürst von Ligne.

„In meinem Namen, Herr Fürst, hab' ich's getan, und der gehört meines Wissens zum hohen Adel.“

Der Fürst von Ligne verbeugte sich, und man begab sich nach den Karossen. Nur dem Herzoge von Havré sagte die Marquise noch, daß sie bei alledem in größter Besorgnis für den Grafen Anton bleibe. Es sei eine geheimnisvolle Feindschaft hierbei tätig, und dies habe auch Law angedeutet. Law selbst sei schwer zu beurteilen, und es sei nicht zu ermessen, wie weit er bei jener Feindschaft tatsächlich beteiligt sei. Seine Tochter halte er auch noch immer verborgen, selbst vor der Mutter, deren Verzweiflung ihn ununterbrochen, aber vergeblich bestürme. Ich habe eine Ahnung, setzte sie beim Scheiden hinzu, daß d'Argenson den Dolch wetzt.

Und ihre Ahnung war sehr richtig. Jenseits des Flusses flog soeben Laws Wagen vorüber, er trug den Bankier zu d'Argenson. Der abenteuerliche Charakter dieses Mannes hatte durch das Gespräch mit der Marquise einen sanguinischen Aufschwung gewonnen, wie er ihn mitten in feindlicher Welt nur selten noch gewann; die Äußerung des Fürsten Horn hatte ihm noch einmal die Hoffnung für seine Jeanne belebt, und er hatte den Kastellan, welchen die Marquise zur Bestätigung ihrer Aussage bei sich gehabt, rufen, er hatte sich von der Verzweiflung seiner Gattin rühren lassen. Dieser nämlich hatte er den Aufenthalt der Tochter mitgeteilt, und den Kastellan nahm er zu sich in den Wagen, um eine Unterredung mit dem Grafen Anton nachzusuchen. Dies sollte bei d'Argenson geschehen, und Law zweifelte nicht an Erreichung derselben. Vor der amtlichen Wohnung des Ministers anlangend ließ er also den Kastellan im Wagen zurück, weil er meinte, es werde nur einer kurzen Audienz für ihn bedürfen.

Aber der Kastellan hatte eine volle Stunde im kalten Wagen zu warten, und als Law endlich wiederkam, war sein

zuversichtliches Wesen sehr verändert. Er sagte zu dem alten zitternden Manne, es sähe übler aus, als er vermutet habe; jetzt sei der Zutritt zum Grafen durchaus nicht gestattet. Vielleicht gelinge dies heut abend; um zehn Uhr also erst möge sich der Kastellan wieder einstellen in die Straße Quicampoix.

Law selbst war bestürzt: d'Argenson hatte mit eisiger Kälte vom Grafen Anton wie von einem rettungslos verlornen Mann gesprochen, und Law gewarnt vor jeder Verwendung beim Regenten, der in dieser Angelegenheit einen unerschütterlichen Beschluß gefaßt zu haben scheine. Auf Laws Mitteilung dessen, was Fürst Horn geäußert, was eine Vermählung des Grafen mit einer Nichtadeligen zugebe und was jedenfalls von entscheidender Wirkung auf des Grafen Lebensplan sein werde, hatte d'Argenson, nachdem er das Wort „Lebensplan" mit einem entsetzlichen Lächeln wiederholt, nach einigem Besinnen entgegnet, er glaube nicht mehr an solche Möglichkeit, er wolle indessen seine Vermittlung nicht vorenthalten. Man solle ihm nicht nachsagen, daß er für den Untergang dieses Mannes tätig gewesen sei. Eins nur bedinge er sich, Law solle den Namen d'Argensons mit keiner Silbe gegen den Grafen erwähnen. Wahrscheinlich werde noch heute in den Abendstunden das Urteil desselben gesprochen. Erst nachdem dies geschehen sei, könne eine Unterredung mit ihm bewilligt werden. Vor zehn Uhr also dürfe Herr Law keine Zufertigung der Art erwarten.

Law hatte den Minister noch niemals so gesehen, und da er selbst kein gutes Gewissen hatte, so trieb es ihn, die Unterhaltung noch auf andre Gegenstände auszudehnen. Teils wollte er erfahren, ob die Eiseskälte nur das Verhältnis des Grafen Horn beträfe, teils wollte er den zusammenschnürenden Eindruck, welchen der mächtige Minister auf ihn ausübte, zerstreut sehn. Und d'Argenson war in andern Punkten allerdings freundlicher, wenn ihm auch eine

gewisse Feierlichkeit heute vorherrschend eigen blieb. Law wurde den peinlichen Eindruck nicht los, daß die mächtigen Herren bei einem Gunstwechsel das ganze Wesen furchtbar wechseln können, und er fragte bei der Heimkehr hastiger als sonst, ob nichts vorgefallen sei im Bankgeschäft. Jedes Symptom einer Kreditabnahme wäre ihm heute doppelt erschreckend gewesen. Aber es war kein solches vorhanden.

Am späten Abende erhielt er auch die Zufertigung d'Argensons, welche ihm das Gefängnis des Grafen öffnen sollte, und er fuhr mit dem alten Kastellan nach der Conciergerie. Er hatte eine große Scheu vor Gefängnissen und schritt unter großer Aufregung durch die feuchten düstern Gänge. Als der Schließer die Gefängnistüre öffnete, drang ihm eine Stimme, welche ihm wohl bekannt, aber nicht die des Grafen war, mit den Worten entgegen: „Könnt ihr den Tag nicht erwarten! Es wird euch niemand stören, auch wenn mich am lichten Tage der Henker mißhandelt!“

Es war die Stimme des Chevalier, der ebenso wie Law über die Begegnung erstaunt war. Law sah sich nach dem Grafen um, den er nun in demselben Gemache vermutete, und während dieser Pause fuhr der Chevalier mit einem wilden Gelächter fort: „Willst du noch Schulden eintreiben, Schwiegervater?! Unter dem Rade bezahl' ich alles in Bausch und Bogen!“

Law entsetzte sich über den verwilderten jungen Mann und fuhr den Schließer an, wo der Graf Horn sei, zu dem er ihn habe führen sollen. Dadurch klärte sich's auf, daß er nur durch Mißverständnis des Schließers in ein falsches Gefängnis gebracht worden sei. Als sie aber zurücktreten wollten, stürzte der Chevalier auf Law zu, ergriff ihn am Arme, und beschwor ihn in den wildesten Ausdrücken um Verwendung und Rettung. „Ich will Euch dienen statt Renards,“ rief er halblaut und hastig, „ich will die schmutzigsten Wege für Euch gehn, nur rettet mir das Leben, Law!

Seid billig, Law! Wir gehören zueinander, ich hab's nur ungeschickter angefangen als Ihr, und wenn Euer Tag der Verantwortung kommt, so sollt Ihr an mir einen tüchtigen Helfer zu Flucht und Rettung finden. Verblendet Euch nicht! Dauerndes gibt es nicht für uns Parvenüs, und wie lange Ihr es treibt, die Wucht des festen Besitzes bricht Euer Schwindelgerüst doch einmal entzwei. Dann helf' ich Euch, Gewinn und Leben in Sicherheit bringen. Rettet mich, rettet Euch in mir einen Menschen, der Euch alles zu verdanken hat, und der dann alles für Euch wagt!"

Es schien unmöglich, sich von der krampfhaft haltenden Faust des Chevalier loszumachen, und Law erwiderte ihm leise: „Stellt mich nicht bloß vor dem Schließer, ich bin auch Euretwegen hier. Aber erst muß ich mit dem Grafen sprechen. Wenn ich dann wiederkomme, so redet nicht eher, als bis der Schließer uns allein gelassen. Es wird keine Hexerei sein, Euch zu retten!"

„Wirklich?" rief Milhe und ließ ihn los, und ehe er sich anders besinnen konnte, war Law außerhalb der Tür, und diese war wieder geschlossen.

Unter heftigen Vorwürfen trieb Law den Schließer den Gang aufwärts vor sich her, vor dem Eintritte in ein neues Gefängnis fragend, ob es auch wirklich das des Grafen Horn wäre.

„Es ist's, es ist's!" rief der Kastellan, der durch die halb geöffnete Tür seinen Herrn erblickte und der hineinstürzte, ihn schluchzend zu begrüßen. Anton saß in dem großen gewölbten Raume auf einem hölzernen Lehnstuhle und schien wenig betroffen zu sein von der Erscheinung des alten Dieners, der seine Knie umschlang. Sein bleiches Gesicht, schwach vom Schein einer Lampe beleuchtet, hatte einen ruhigen Ausdruck und zeigte nichts mehr von der Verzerrung, die in den letzten Tagen der Freiheit darauf gelagert gewesen war. Freundlich legte er die Hand auf

das graue Haar des Kastellans, und ließ sich dann von der Heimat erzählen. Erst als der Kastellan selbst den Namen Laws nannte, sah Anton auf nach diesem und er schien ihn erst jetzt gewahr zu werden, nachdem der Schließer auf Laws Wink das Gemach verlassen hatte. Aber nur der Blick Antons war ein fragender, über seine Lippen kam keine Frage.

Law schilderte nun sein Verhältnis zu ihm und sprach von dem Schmerze, welchen er über das Unglück seiner Tochter empfinde. Diese könne ihm verloren sein, wenn des Grafen Schicksal einen unglücklichen Ausgang nehme, denn sie liebe den Grafen schwärmerisch. Nach den Mitteilungen des Kastellans nun über die Ansicht des Herrn Fürsten von Horn wäre wohl die Schranke, welche den Grafen früher erschreckt, so gut wie beseitigt, und wenn der Graf ebenso dächte, so böte er ihm all seine Verwendung an zur Wiedererlangung der Freiheit.

„Freiheit?! — Ich bin verurteilt!“

„Verurteilt?!“ riefen Law und der Kastellan, und letzterer sprang vom Boden auf.

„Zum Tode verurteilt!“

„Heilige Mutter Gottes!“ schrie der Kastellan mit herzzerreißender Stimme.

„Noch mehr! Zum schimpflichen Tode durchs Rad!“

Dabei stürzte sich der Kastellan über seinen Herrn, als wolle er ihn mit seinem Leibe decken, und Law fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich einen Nebel von den Augen streifen. Man hörte in der eintretenden Pause nur das Wimmern des Kastellans.

„Haben Sie d'Argenson beleidigt?“ fragte endlich Law.

„O ja!“ erwiderte Anton.

„Daher muß der Streich kommen, und dann ist die Rettung sehr schwer.“

„Wo gäbe es Rettung? Kann ich aus diesen Mauern heraus und mitten durch Frankreich hindurch entfliehn?“

„Nein.“

„Und kann ich das würdig tun, nachdem ich einen Menschen am Leben beschädigt, nachdem ich wenigstens beigetragen habe, daß er getötet wurde? Wäre es meiner würdig, zu entfliehn, wenn der Unglückliche, welcher neben mir den Todesstreich geführt, dafür hingerichtet würde!? Wo gäbe es also Rettung für mich?!“

„In der Gnade des Regenten!“

„Schweigen Sie! Gnade suche ich nur bei Gott. Die Geburt hat mich so hoch gestellt, daß ich gelernt habe, von keinem Menschen Gnade zu erbitten. Ich habe Wert gelegt auf diese hohe Stellung, so ist es denn auch meine Schuldigkeit, die strengen Anforderungen derselben zu achten. Was wäre es für eine Vornehmheit, wenn sie sich zum Betteln erniedrigte, weil es ums Leben geht! Nur weil wir als freie Edelleute sterben können, haben wir das Recht, als freie Edelleute zu leben. Und von diesem Herzoge von Orleans Gnade erbitten, von diesem Manne der Unsittlichkeit! O nein, mein Herr. Wir haben uns nicht verstanden, eh' mir das Unglück begegnete, wir werden uns heut nicht miteinander verständigen, obwohl Sie mich ruhiger finden als ich je im Leben gewesen bln. Diese Ruhe verdanke ich Gott und Ihrer Tochter, und weil diese letztere einen schönen Teil daran hat, bin ich nachsichtiger gegen Ihre — alltäglichen Vorschläge, als ich es sonst gewesen wäre und als ich es sein sollte.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Dann wären wir auch nicht durch einen Abgrund voneinander getrennt, wenn Sie mich verstünden. Aber Sie sind der Vater Jeannes, scheiden wir in Frieden. O mein Herr, der Zusammenhang zwischen Geist und Seele war sonst überall leicht zu stören in mir, und als ich zur Nachtzeit in der Bastille mich fand, getäuscht und gefangen, da stand mir der Ausbruch wahnsinniger Raserei bevor — aber die

Augen Ihres Kindes, die in der Stille des Gefängnisses keinen Augenblick von mir wichen, die wie magnetisches Licht fortwährend auf meiner Stirn ruhten, sie haben mein gärendes Innre beschwichtigt. Ich habe die Kraft gefunden, alle Gegensätze unsers Lebens, alle Hindernisse zwischen mir und Jeanne aufmerksam zu betrachten. Diese Aufmerksamkeit hat mich gelehrt, daß wir um unsrer Stellung in der Welt, um unsrer Angehörigen in der Welt willen nimmer vereinigt werden könnten, wenn nicht eins von uns beiden die ihm organisch zugehörige Welt aufgeben wolle. Ich könnte dies nicht, und diese Entäußerung, diese gewaltsame Verarmung möchte ich meinem Weibe nicht zumuten. Das Schicksal also hatte uns getrennt."

„Die menschliche Grille, sagen Sie vielmehr, welcher wir uns jämmerlich unterworfen!"

„So heißt es Ihnen, der Sie einem andern Lebenskreise angehören. Ich kann nicht mit anderer Gedanken denken. Ach, ich leugne es nicht, es bleibt mir ein Wunsch, es bleibt mir eine Sehnsucht übrig — Jeanne möchte ich vor dem Scheiden aus dieser Welt noch einmal vor mir stehen und auf mich blicken sehen. Nur ihren Blick, nur die Luft, auf welcher ihr Blick schwebt, möchte ich noch einmal küssen mit meinem Atem — sonst nichts!"

War es nur der Vater, welcher sich durch solche Liebe zu seinem Kinde, oder war es der edlere Menschenteil in Law, welcher sich gehoben fühlte — Law überhörte alle Beleidigung, vergaß alle eigennützige Absicht, um derentwillen er gekommen. Er fühlte sich von einem Drange geschwellt, diesen überspannten jungen Mann zu retten, von einem Drange, wie er ihn seit seiner Jugendzeit in Schottland nicht mehr empfunden hatte. Unwillkürlich griff er nach Antons Hand und sprach: „Ich hoffe, Sie sollen leben und noch oft in die Augen meiner Jeanne blicken!"

„Mann! — Ist Jeanne in deiner Nähe?"

„Nein! Was wäre es auch, wenn ihr euch nur noch ein einziges Mal sehen solltet."

„Was es wäre? Besteht denn das Glück in der Zeitausdehnung? Genießt man nicht in einem Momente den Schatzeswert einer Welt?!"

„Sie sind ein Schwärmer, Graf Anton! Aber ich eile, die karg zugemessene Zeit zu benutzen, damit nur etwas von den überschwenglichen Dingen wahr werde. Hoffen Sie!"

„Mann! Law! Es gäbe Hoffnung? Mein Gott, mein Gott!"

„Gewiß! Vorwärts, Kastellan, wir müssen die Nacht benutzen."

Anton umarmte den zerknirschten Diener — jeder von ihnen war in einer unbeschreiblichen Aufregung.

Und Law fuhr in der Tat unmittelbar von der Conciergerie nach dem Palais Royal, um den Regenten zum ersten Male im Interesse Graf Horns zu sprechen. Er hegte die nicht unwahrscheinliche Idee, der Regent treibe nur ein terroristisches Spiel mit dem Schicksale des Grafen, terroristisch für den hohen Adel Frankreichs, und an den Stufen des Schafotts werde der Herzog von Orleans, der vornehmste Edelmann des Königreichs, diesem Spiel ein Ende machen. Dies werde um so eher geschehn, wenn er, Law, ein Hauptanstifter gegen den Grafen, als Fürsprecher des Grafen auftrete.

Als am andern Morgen das Todesurteil gegen den Grafen Horn bekannt wurde, entstand eine wahre Revolution unter dem hohen Adel in Paris. Die Begrüßung der Richter war also nichtig geblieben, ja — und dies war empörender als alles, zu unmittelbarer Verhöhnung des Adels hatte man die Todesstrafe durchs Rad ausgesprochen! Durchs Rad! Ein Grandseigneur gerädert wie der gemeinste Mörder!

Laufer, Reiter und Karossen flogen durch die Straßen von Paris an diesem Morgen, als ob der Erbfeind vor den Toren der Stadt und ein Anführer gegen ihn zu wählen, ein Verteidigungsplan zu entwerfen sei.

Als der Adel endlich in Masse versammelt war im Hotel Créquy, zeigte sich auch wirklich eine Stimmung, als ob das Vaterland in Gefahr oder bereits geschändet wäre. Es bedurfte all der Formen, welche zur Selbstbeherrschung mehr als je ausgebildet waren seit Ludwig XIV., um Ausbrüche der Entrüstung niederzuhalten. Seigneurs von heftiger Gemütsart, wie der Fürst von Ligne, ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Auge und rasch in Bewegungen, machten sich in Worten Luft, daß die ebenfalls zahlreich versammelten und von dem Urteile ebenfalls tief empörten Damen vor diesen Worten zusammenschraken wie vor einer neuen Gefahr, der Gefahr der Barbarei. Die Versammlung hatte übrigens ein sehr feierliches Ansehen dadurch, daß viele Mitglieder der hohen Geistlichkeit im Ornat zugegen waren, und daß der größere Teil der übrigen Anwesenden in Trauerkleidern erschienen war. Die entfernteste Verwandtschaft oder Verbindung mit dem Hause Horn war bei so entsetzlicher Gelegenheit als ein hinreichender Grund zur Traueranlegung erachtet worden.

Der Herzog von Havré, obwohl am empfindlichsten betroffen, zeigte die Fassung, welche nötig war, um in geordnetem und durch Ordnung doppelt wirksamem Gange für den Grafen einzuschreiten. Was man tags vorher abgelehnt, eine unmittelbare Ansprache des Regenten, das war nun allein übrig, und der Herzog schlug vor, eine Requête — das deutsche Wort Bittschrift klingt zu demütig, das Wort Vorstellung klingt zu herb dafür — an den Regenten aufzusetzen und mit dieser Vorstellung sich stracks ins Palais Royal zu begeben. Er hatte unter Beiziehung des Kastellans, der die Schicksale der Hornschen Familienglieder bis ins

kleinste genau kannte, bereits ein Schema dafür aufgesetzt und legte dies jetzt der Versammlung zur Redaktion vor. Damit zunächst noch jede empfindliche Rangfrage außer Spiel bleibe, hatte sich das Schema auf Herzählung der Gemütskrankheiten in der Hornschen Familie beschränkt, um daraus die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen Anton von Horn zu folgern. Trotz heftiger, weiter drängender Einsprüche wurde denn auch die Vorstellung in diesem Sinne redigiert, und von 57 Edelleuten, den stolzesten Namen Frankreichs, unterzeichnet. Es waren außer den Ligne, Havré und Créquy, welche eine leitende Rolle übernahmen, die Montmorency, Haucourt, Guise, Tremouille, Rohan, Tour d'Auvergne, Caumont, Lusignan, Noailles und Guesclin darunter vertreten, und mit dieser Vorstellung ausgerüstet wollte man noch denselben Abend vor den Regenten treten. Es wurde die vorläufige Anzeige des Vorhabens, welche im Palais Royal zu machen sei, besprochen und das Rendezvous für den Abend verabredet. So trennte man sich. Der Abend kam und war stockfinster. Alle Seigneurs erschienen also mit fackeltragenden Vorreitern, und es war ein feierlicher Anblick, als der prachtvolle Karossenzug mit verhüllten Wappen vor dem Palais Royal erschien. Dort ankommend, verfügte sich die Versammlung in den Gardensaal und ließ um Audienz bitten bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs. Es erfolgte von seiten der Hofbeamten des Regenten eine kurze und leise Besprechung mit dem Kardinal Rohan, dem Herzoge von Havré, dem Fürsten von Ligne und dem Herrn von Créquy, welche sich als die Sprecher der Versammlung darstellten, und es trat darauf, als die Hofbeamten sich wieder zurückgezogen hatten, eine lange Pause ein. Endlich öffneten sich die Flügeltüren, die Huissiers in der roten Orleanslivree verbeugten sich, und der Zeremonienmeister schritt der Versammlung voraus bis in den Ratssaal, wo die obersten Hofbeamten die Versammlung

erwarteten und mit allen damals gebräuchlichen Ehren begrüßten. Bei alledem wurde kein Wort gesprochen, und es herrschte eine lautlose Stille. So vergingen an zehn Minuten. Da ging die Tür auf, welche zum Kabinett des Regenten führte, und ein Hofbeamter trat ein, verbeugte sich und meldete, daß des Regenten Königliche Hoheit die Deputierten der Versammlung erwartete. Sogleich traten die vier erwähnten Sprecher vor und verfügten sich nach dem Kabinett. Die übrige Versammlung blieb in demselben lautlosen Schweigen zurück und harrte des Ausgangs in gespannter Erwartung. Das Kabinett des Regenten war noch durch ein Gemach von dem Ratssaale getrennt, und man konnte hier nichts vernehmen. Nur zuweilen drang der unbestimmte Schall einer lauten Stimme durch die Türen, und man wollte in diesen Tönen die Stimme des Fürsten von Ligne erkennen. Die zahlreiche Versammlung stand unbeweglich, in den flackernden Kerzen, welche den hohen Saal beleuchteten, schien mehr Leben zu sein als in diesen gespannten Menschen, die kaum zu atmen wagten, und von denen einige wohl mit trauriger Ahnung auf das lebensgroße Bild Gastons von Orleans blickten, welches neben der Tür die Wand schmückte. Zu wiederholten Malen hatte dieser Gaston unter Ludwig XIII. seine politischen Freunde preisgegeben und untätig dem Blutgerüste überlassen, war von seinem Enkel wärmere Teilnahme für einen politischen Feind zu erwarten? Mehrere Damen beteten eifrig ihre Rosenkränze. — Da ging die Tür des Kabinetts, man hörte Schritte, die Tür des Saals öffnete sich — einer der Deputierten kam zurück, nur einer, der Kardinal von Rohan! Was hatte das zu bedeuten? Jedenfalls nicht Gutes! Stand die Frage noch auf so blutigen Ausgang, daß sich ein Mann der Kirche zurückziehen mußte? Die Starrheit der Versammlung wandelte sich plötzlich in lebhaftes Gedränge, jedermann wollte herbei zum Kardinal, jedermann fragte, und erst als der Kardinal zu sprechen begann, schwieg alles.

„Seien Sie gefaßt, meine Freunde,“ begann er. „Seine Königliche Hoheit der Regent empfing uns nicht besonders gnädig, aber sehr ruhig, und als er unsere Vorstellung angehört, erwiderte er rasch, wer um die Begnadigung dieses Verbrechers bitten könne —“

„Verbrechers?“ riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Dieses Wortes bediente er sich. Wer also um dessen Begnadigung bitten könne, dem läge mehr am Hause Horn als am Dienste des Königs. Herr von Créquy bezog sich nach dieser Äußerung auf den Gedankengang unsrer Vorstellung. ‚Wenn Sie zugeben,‘ entgegnete der Herr Regent darauf, ‚daß dieser Graf Horn verrückt sein könne, so müssen Sie auch zugeben, daß seine Verrücktheit toll genug ist, um die Beseitigung solch eines Mannes aus der Gesellschaft zu heischen.‘ ‚Aber mein Herr,‘ rief hierzu der Fürst von Ligne ziemlich stark, ‚es ist ja möglich, daß ein Prinz Ihres Hauses verrückt werde, werden Sie ihn rädern lassen, wenn er Torheiten begeht?‘“

„Sehr richtig!“ rief man von allen Seiten.

„Ich fand für nötig, meine Freunde, diesen gereizten Ton dadurch zu unterbrechen, daß ich Seine Königliche Hoheit inständig zu bedenken bat, eine so herabwürdigende Strafe entehre ja nicht bloß die Person des Verurteilten, sondern das ganze Haus Horn, und nicht bloß dies, sondern alle hohen Familien, in deren Wappen ein Feld des Hornschen Hauses sei! Und das berühre nicht nur den hohen Adel Frankreichs und des Deutschen Reichs, sondern erstrecke sich noch weiter, und es würde damit den vornehmsten Häusern Europas die Ahnenprobe gestört, deren sie bedürften zum Antritte fürstlicher Abteien, souveräner Bistümer bis zu dem Eintritt in geistliche Ritterorden, welche alle nach solchem Vorgange bis zur vierten Generation ihnen verschlossen blieben. ‚Mein Herr,‘ unterbrach mich hier wiederum der Fürst von Ligne, ‚ich habe in meinem Wappen vier Hornsche Schilde!

Soll ich sie auskratzen oder auslöschen, und so klaffende Lücken und Löcher in meine Ahnenprobe bringen?! Es existiert nicht ein souveränes Haus, welchem durch solche Härte Eurer Königlichen Hoheit nicht Beleidigung angetan würde, und jedermann weiß, daß in den zweiunddreißig Feldern Ihrer Frau Mutter der Hornsche Schild zu finden ist.'"

„Das ist die Wahrheit!" riefen hierzu alle Versammelte einstimmig.

„Herr von Créquy übernahm es diesmal, die Heftigkeit des Fürsten von Ligne durch Einsprache zu mildern, aber der Regent erwiderte mit unbeschreiblicher Kaltblütigkeit: ‚Meine Herren, ich werde die Schande mit Ihnen teilen!'"

„Entsetzlich! Zynisch!" rief alles durcheinander — „Hier ist vorgefaßter Haß!"

Mit dem Haupte nickend und die Achseln zuckend, setzte der Kardinal noch hinzu, daß man nach solcher Äußerung sich benötigt gesehn, auf Begnadigung zu verzichten und nur noch auf Verwandlung der Todesart zu denken, und als nun von Enthauptung zu verhandeln gewesen sei, habe er sich als Geistlicher, der nur um Lebensgnade bitten dürfe, zurückziehn müssen.

Soweit war der Kardinal in seiner Mitteilung gekommen, als Herr von Créquy, ebenfalls allein, aus dem Kabinett des Regenten zur Versammlung zurückkehrte. Er sah bleich und verstört aus, brachte aber doch noch keine entscheidende Nachricht. Er hatte sich entfernt, weil er von dem Gesuch um lebenslängliche Haft für den Grafen Horn nicht zurücktreten und nicht auf des Fürsten Ligne Gesuch um Hinrichtung durch das Schwert eingehen wollte. Daß es dem Fürsten mehr um das Wappen als um den Grafen Anton zu tun, und daß nichts zu hoffen sei, sprach er unumwunden aus, und die Versammlung war durch ihn und den Kardinal ebenso in Bestürzung wie in Zorn versetzt. Ja, sie schwieg kaum, als endlich die Flügeltür zum dritten

Male geöffnet wurde, und der Regent mit dem Fürsten von Ligne und dem Herzoge von Havré erschien. Die gegenseitigen Verbeugungen waren sehr frostig, und daß der Regent an einige Damen ein paar Worte richtete, war nicht geeignet, die Mißstimmung aufzuheben, unter welcher man den Ratssaal verließ. — Im Gardensaale erst drängte sich noch einmal alles um Ligne und Havré, damit man von diesen das letzte Resultat erfahre. Es war denn kein andres als das gefürchtete: Graf Anton von Horn sollte am nächsten Morgen im Hofe der Conciergerie hingerichtet werden. Aber nicht durch das Rad, sondern durch das Schwert. Darauf hatte der Regent sein Wort gegeben.

Unter den mannigfachsten Äußerungen des Unwillens und Zorns stieg man die Treppen hinab, um sich zu trennen. Von größter Traurigkeit war der Herzog von Havré, dessen Diener lange Zeit unbeachtet am Portale einen Brief präsentierte. Der Herzog war so schmerzlich in sich versunken, daß er weder sah noch hörte. Endlich erreichte ihn doch der Name „Marquise von Parabère“, welchen der Diener zum dritten Male aussprach, und welcher wohl dem Gedankengange des Herzogs über noch mögliche Rettungsschritte nicht ganz abliegen mochte. Der Brief war von ihr. Der Herzog trat zu einer Lampe und las:

„Soweit ich den Regenten kenne, ist Ihr Schritt in Masse unnütz. Der Regent hat eine tief vorgefaßte Meinung. Graf Anton soll ihn durch ein einzig Wort unauslöschlich beleidigt haben. Dies vermut' ich nach den Mitteilungen Laws, der vergangene Nacht *für* den Grafen beim Regenten gebeten hat. Es ist nur ein Mittel noch übrig, und zwar ein widerwärtiges. Ich entschließe mich dazu, weil ich dem Grafen Anton herzlich wohl will, weil ich seinen Tod und die Erbitterung, welche daraus dem Regenten erwachsen würde, nicht erleben will. Der Regent ist fest, solange nicht eine neue Passion in ihm aufflammt. Und eine solche

ist im Aufflammen begriffen. Hören Sie! Die wunderliche Madame Law hat endlich gestern den verborgenen Aufenthalt ihrer Tocher entdeckt, und hat heute die Unvorsichtigkeit gehabt, dem armen Mädchen die Nachricht vom Todesurteile des Grafen zu verraten. Fräulein Jeanne hat nun darauf bestanden, zu mir geführt zu werden, weil nach ihrem Ausdrucke Himmel und Erde in Bewegung gesetzt werden müsse zur Rettung Horns. Der Regent und ich, oder ich und der Regent sind ihr Himmel und Erde. Die schwache Mutter hat nachgegeben, und heute nachmittag war sie mit dem unglücklichen Kinde bei mir. Dieses eigentümliche Mädchen verlangte nichts mehr und nichts minder von mir, als zum Regenten geführt zu werden. Sie verstand es nicht, als ich sie auf die Inkonvenienz aufmerksam machte. Der Zufall will es, daß sie beim Weggehn aus meinem Hause dem eben in mein Haus tretenden Regenten begegnet. Er sieht sie und kommt entzückt von ihrer Schönheit zu mir, unablässig fragend, wer dies schöne Mädchen sei. Ich halte den Namen zurück unter der Ausflucht, es sei diesem schönen Mädchen verboten, von Seiner Königlichen Hoheit gesehen zu werden. Dies steigert sein Verlangen. Gut, sage ich, sie hat etwas vom Regenten Frankreichs zu bitten. Wenn es ihr im voraus versprochen wird, so will ich sie nennen. — Es ist ihr versprochen! Wer ist sie? heißt die Entgegnung — Es ist die Geliebte des Grafen Horn! — Nicht möglich! Das ist pikant! Sie soll mir ihre Bitte selbst vortragen! — Und wann? — Sobald als möglich; bei unserm Maskensouper heute nacht, zu welchem Sie, Frau Marquise, Ihre maskierte Gegenwart versprochen haben.

Ich habe dies Versprechen oft gegeben und nie gehalten, die Wirtschaft der Roués bei diesen Gelegenheiten im Palais soll gar zu bunt sein, sie sollen die Trivialität mitunter soweit treiben, die Lichter auszulöschen. Heute will ich's halten, damit der Regent das seinige halte, welches er im

voraus dem Fräulein Law gegeben. Ich führe sie hin, und sie verlangt natürlich die Begnadigung des Grafen. Morgen in aller Frühe sollen Sie erfahren, ob es zwei Frauen gelungen ist, was der ganze hohe Adel nicht zustande gebracht hat. Und nun haben Sie allerdings recht, mich gutmütig zu nennen. Also getrost!

Ihre
Madeleine de Parabère."

Der alte Herzog, wie innig er die Rettung Antons wünschte, konnte sich über den Brief nicht freuen. Er empfand nur zu tief und zu wahr, daß Anton selbst um solchen Preis die Rettung verschmäht haben würde. Und doch konnte sich der alte Herr nicht verleugnen, daß er auch kein Recht habe, abwehrend einzuschreiten. Es handelte sich ja um ein Menschenleben! Zudem war ihm unbekannt, ob die Neigung Antons für Jeanne in so wahrhaftiger Kraft und Tiefe bestehe, wie sie bestand. Er hielt es also für die ihm zustehende Aufgabe, die Dinge geschehen zu lassen ohne weiteres Zutun oder Hindern von seiner Seite, und so fuhr er, der letzte dieser auseinanderfliegenden, merkwürdigen Adelsversammlung, nach seinem Hotel. Es war schon nach Mitternacht, der Schlaf blieb ihm fern, und er nahm seinen Dichter Corneille, um in einer edel geträumten Welt die unedle peinliche Welt, welche ihn umgab, zu vergessen. Peinlich war sie ihm nicht bloß um Antons Geschick und um alles dessen willen, was sich um das Geschick dieses jungen Grafen gruppiert hatte. Nein, der alte Herzog, wie stolz sein adliger Sinn auch sein mochte, war doch keineswegs in Vorurteilen verblendet, und hatte Geist genug, den Verhältnissen der Gesellschaft tief in das Herz zu sehen. Und dadurch war sein Geist schon seit längerer Zeit beunruhigt. Manche Züge in der Politik des Regenten hatten ihn nicht nur wie den übrigen Adel empört, sondern auch befremdet und zum Nachdenken genötigt. Hinter der Frechheit der Neuerung, wie der

Adel sie bezeichnete, hatte er eine verworrene aber weite Aussicht entdeckt. Desgleichen in den Ideen Laws. Und darum unterhielt er einen gewissen Verkehr mit diesem Spekulanten und besuchte zuweilen dessen Haus. Er ahnte, daß in diesen frechen Neuerungen doch eine vernünftige Berechtigung sich entwickeln könne, und daß man Kenntnis davon nehmen müsse. Nun war das Liebesverhältnis Antons und Jeannes erschienen: er hatte im alten Stile unbedenklich den Stab darüber gebrochen und hatte doch schon damals, als er dies getan, unklar empfunden, daß hier die alte und neue Welt persönlich aneinander stoße und daß er wohl gar unrecht handle, diesen Anton, welcher den schroffsten Ausdruck der alten Adelswelt in sich ausgebildet trage, zur beleidigenden Äußerung seines Wesens, zur unversöhnlichen Trennung zu drängen. Jetzt sah er, daß seine Besorgnis gegründet gewesen sei. An diesem Liebesverhältnisse hatten sich die Widersprüche der Zeit so fruchtbar entwickelt, waren die Widersprüche der Stände so ergiebig handelnd geworden, daß der Vertreter des schroffen Adeltums am Fuße eines unadligen Schafottes stand, daß der Adel von der Regierungsmacht schnöde abgewiesen wurde, und daß die letzte Zuflucht in dem verschmähten bürgerlichen Mädchen beruhte.

Solche Gedanken trieben ihn immer wieder von seinem Buche auf und im Zimmer umher, und infolge der Gedankenschlacht, die sich in ihm entzündete, rief er zu wiederholten Malen laut aus: Anton kann nicht mehr bestehen in der jetzigen Welt! Nein, und wir alle haben unsre Grundsätze unter neuen Gesichtspunkten aufzufassen!

Die Stunden fliegen, wenn die Kämpfe des Innern sich uns dramatisch gestalten, und so ward der Herzog durch die Nachricht seines Leibdieners, es sei heller Tag draußen, überrascht. Er stieß selbst einen Fensterladen auf, und die Morgensonne fiel blendend auf ihn. Um zu entschuldigen, daß er sich die Störung erlaubt, setzte der Diener hinzu,

er habe dem Herrn Herzoge mitteilen zu müssen gemeint, daß in der Stadt das Gerücht umherliefe, Graf Horn würde doch noch an diesem Vormittage gerädert.

„Gerädert! Freches Volk! Ich glaube, es freut sich, daß diese Schmach nur von fern hat angedeutet werden können! — Ist keine Nachricht von der Frau Marquise von Parabère für mich angekommen?“

„Nein, gnädigster Herr! Aber Herr von Créquy hat ein Billett gesendet.“

Es enthielt folgende Zeilen: „Meine Diener, die ich seit gestern zu eifrigster Beobachtung ausgesendet, melden mir, daß am Schafott keine Änderung vorgenommen sei, ja der Mann hoher Justiz, kurz, der Henker, da es doch ausgesprochen werden muß — beiläufig gesagt: dieser Mensch hat kein Geld angenommen! — der Henker also hat um sieben Uhr noch nichts gewußt von einer Umwandelung der Todesart. Ich beschwöre Sie, bemühen Sie sich zu mir! Es müssen Schritte geschehen, im äußersten Falle gewaltsame, wenn man uns täuscht. Ach, mein armer Vetter!“

Natürlich war der Herzog von diesen Nachrichten sehr beunruhigt, obwohl er voraussetzen durfte, sie würden sich als irrtümlich erweisen. Aber es war keine Nachricht von der Marquise eingegangen, und doch hatte sie solche zum frühen Morgen versprochen. — Er befahl, daß angespannt und vorgefahren werde; er wollte zunächst zur Marquise.

Als er dort ankam, war zunächst natürlich seitens der Dienerschaft davon die Rede, daß die Frau Marquise noch zu Bett sei, und des Morgens um acht Uhr keinen Besuch annehme. Eh' der Herzog sich geltend gemacht, eh' es von den männlichen Dienern bis zu den weiblichen gedrungen, und durch diese endlich die Kammerfrau, welche erst einigermaßen Toilette zu machen sich gemüßigt glaubte, herbeigeführt war, verging eine halbe Stunde Zeit. Die Kammerfrau erzählte denn, die Frau Marquise sei sehr verstört nach

Hause gekommen, wie es geschienen habe, infolge eines heftigen Ärgers. Ja, ein heftiger Krampfanfall habe sie niedergeworfen, ehe sie noch völlig ausgekleidet gewesen sei. Bis zum Morgen habe sie außerordentlich gelitten und kein Auge geschlossen, erst seit einer halben Stunde schlummre sie, und deshalb könne sie um keinen Preis jetzt schon wieder geweckt werden.

Der Herzog mochte sagen, was er wollte, die Dame verstand ihren Dienst. Und doch mußte er um jeden Preis Nachricht haben! Er bot ihr einen kostbaren Ring zum Andenken an diese wichtige Stunde, und vertraute ihr, daß es sich um ein Menschenleben handle. Da versprach sie, ans Bett der Marquise zu schleichen, und sobald die Kranke irgend ein Zeichen von Unruhe mache, sie aufzuwecken.

Fürchterlich war dem alten Herrn die Viertelstunde, welche in diesem Zuwarten wieder ungenützt verstrich. Zu wiederholten Malen war er im Begriff, von dannen zu gehen, und die üblen Anzeichen als Gewißheit des Mißlingens zu betrachten, — aber, konnte es nicht gelungen, und nur die Marquise persönlich verletzt worden sein? Und konnte nicht im Augenblicke, da er den Rücken gewendet, die Tür geöffnet werden und völlige Aufklärung bereit sein? So blieb er, hin und her gehend und die Uhr betrachtend, die mit schrecklicher Eile der neunten Stunde zurückte. Endlich, endlich wurde er eingeführt.

Man hat niemals ganz genau den Inhalt dieser Unterredung, welche eine halbe Stunde dauerte, erfahren. Weder der Herzog noch die Marquise haben sich jemals ausführlich darüber geäußert. Nur durch die horchende Kammerfrau ist eine unsichere Kunde davon verbreitet worden, und dieser Kunde gemäß habe Jeanne Law im Palais Royal dem galanten Regenten eine demütigende Szene bereitet. Das arme Mädchen habe ihn kniend um Begnadigung des Grafen Horn gebeten gehabt, und die Marquise, welche mit im

Zimmer gewesen, habe den Regenten an sein im voraus gegebenes Versprechen erinnert. Darauf habe der Regent mit vieler Grazie seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und die Frau Marquise ersucht, bei der im anstoßenden Salon soupierenden Gesellschaft als Wirtin so lange die Honneurs zu machen, bis er sich mit Fräulein Law über den Grafen Horn vereinigt habe. Diesem Ansinnen sei auch die Marquise gefolgt, und es sei an der mit Roués und heiteren Schauspielerinnen besetzten Tafel sehr munter hergegangen, als Fräulein Law die Tür aufgerissen und die Frau Marquise unter auffallenden Ausdrücken zum Geleit aus diesem Hause aufgerufen habe.

Es war halb zehn Uhr, als der Herzog von Havré aus dem Schlafgemache der Marquise kam, eiligst nach seinem Wagen schritt, und dem Kutscher zurief, in gestrecktem Galopp nach dem Hotel Créquy zu fahren. Der Kutscher mußte außen halten, weil der Hof des Hotels von Wagen angefüllt war, und als der Herzog auf der Straße ausstieg, sah er über den nahen Platz den Fürsten von Ligne in voller Uniform auf seinem Schlachtrosse verhängten Zügels sprengen, und hinter ihm in voller Livree sämtliche berittene Dienerschaft des Ligneschen Hauses. In diesem Augenblicke kam auch die Staatskarosse des Herrn von Créquy mit sechs Pferden bespannt aus dem Torwege des Hotels. Herr von Créquy saß darin, ebenfalls in voller Uniform und mit dem großen Ordensbande. Er ließ halten, als er des Herzogs von Havré ansichtig wurde, und rief diesem mit schmerzlich bewegter Stimme zu: „Sie kommen zu spät, Herzog, und meine Besorgnisse waren nur zu gegründet. Ich fahre nach dem Grèveplatze.“

„Nach dem Grèveplatze? Nicht nach der Conciergerie?“

„So wissen Sie's noch nicht?“

„Ich weiß noch nichts, aber ich vermute das Schlimmste, seit ich die Marquise von Parabère gesprochen, Ihre

Worte gehört und den Fürsten von Ligne zu Pferd gesehen habe."

„Er wird nach dem Palais Royal reiten und Rechenschaft fordern für gebrochene Zusage."

„Aber der Herzog von Orleans hat uns ja das Leben des Unglücklichen nicht zugesagt!" — Und bei diesen Worten trat der Herzog, dessen Füße und Arme zitterten, dicht an den Kutschenschlag, um sich zu halten, und die jetzt leise gesprochene Rede des Herrn von Créquy zu verstehen. — „Er hat uns aber," lautete diese Rede, „den Tod durchs Schwert zugesagt, und —"

„Gerechter Gott!"

„Gott sei gerecht, da es die höchst gestellten Menschen nicht mehr sind! — Graf Horn ist heute in der Frühe gefoltert, und dann mit dem Piemontesen Milhe auf dem Grèveplatze vor aller Welt — Augen gerädert worden!"

„Gott schütze Frankreich!"

„Der Henker hat Gnade geübt und ihm vor einer Stunde den Gnadenstoß gegeben, sonst fänden wir unsern Vetter jetzt noch ringend zwischen Tod und Leben. Ich fahre hin, um der Welt und dem Regenten von Frankreich zu zeigen, daß ich des Gemißhandelten Vetter bin!"

„Und ich desgleichen!" rief der Herzog, und winkte seinen Leuten. Während diese die Straße entlang fuhren, um am Ende derselben den Wagen umzulenken, rollte die Karosse des Herrn von Créquy, bedeckt mit Dienerschaft in großer Livree, an ihm vorüber und rechts nach der Seine hinauf. Dieser Karosse folgte eine zweite Créquysche, ebenfalls mit sechs Pferden bespannt, ebenfalls so mit Dienerschaft bedeckt. Nach dieser kamen die Karossen der Rohan, der Crouy, der Ligne, die im Hofe des Hotel Créquy versammelt waren, und auf dem Wege nach dem Grèveplatze kamen bald aus dieser bald aus jener Straße neue Karossen des hohen Adels zu demselben Akte der Protestation.

Eine blitzende Runde von Musketieren umschloß das Schafott auf dem Grèveplatze, so daß ein Raum von wenigstens fünfzehn Schritte Breite frei blieb, und weder das Volk noch die Karossen hinan konnten. Herr von Créquy ließ durch den nächsten Postenanführer der Sicherheitswache — es war derselbe Führer nächtlicher Runde, welcher zweimal den Grafen Horn verhaftet hatte — nach dem Schafott hinaufsagen, er wolle mit den Herzögen von Havré und Rohan aufs Schafott hinauf. Auf dem Schafott aber stand außer dem roten Henker und dessen Knechten der Gerichtskommissarius in ebenfalls rotem, nur milder rotem Talare, und dieser ließ den Seigneurs antworten, es dürfe niemand das Schafott betreten, solange er als Vertreter des peinlichen Gerichtes auf demselben verweile.

So warteten die Seigneurs Stunde für Stunde in ihren Karossen. Die Sonne stieg in die Mittagshöhe und beschien warm den Richtplatz, die roten Gewänder selbst auf dem Schafotte leuchteten sanfter in ihrem Scheine. Von den Gerichteten sah man wenig, nur mitunter warf ein Windzug das schwarze Bahrtuch um sie in die Höhe. — Neben dem Wagen des Herzogs von Havré standen die Kerle aus Brouillards Keller, und unterhielten sich über den Vorfall, ohne ihre persönliche Teilnahme an Herbeiführung desselben zu berühren. „Ja,“ sagte der eine, „Herr d'Argenson läßt nicht mit sich spaßen!“

„Ach,“ entgegnete der Schwarzkopf, „das hätte dem jungen Herrn den Hals noch nicht gebrochen, wenn er nicht den Regenten persönlich beleidigt hätte!“

„'s ist unbegreiflich!“ meinte ein dabei stehender Bürger, „daß auch ein Seigneur gerädert werden kann wie ein einfacher Mensch!“

„Denkt ihr, er habe Knochen, die mehr aushalten als unsre? Man weiß jetzt, daß die Herren von demselben Zeuge gemacht sind!“

„Wenn auch! Es bleibt doch ein unerhörtes Anzeichen, das auf schlimme Zeiten deutet, die der guten Stadt Paris drohen!“

„Warum sagt Ihr nicht auf bessere Zeiten, in denen dem einen recht ist, was dem andern billig ist?“ sagte ein gut gekleideter Mann neben dem Bürger.

„Ist das billig,“ erwiderte dieser, „wenn das Privilegium des Standes nicht geachtet wird? Steht nicht dem Seigneur das Schwert zu, und nur uns Bürgersleuten das Rad? He? Und wenn ein Privilegium nichts mehr gilt, wer steht uns für die unsrigen, die wir vor den Nichtansässigen voraus haben?“

„Kein Mensch!“ lachte der Schwarzkopf. „'s ist auch nicht nötig!“ sagte der gut gekleidete Mann, und nahm eine Prise.

„O, wir sind leichtsinnig,“ seufzte der Bürger. „Habt ihr wohl das schöne Mädchen gesehn, das durchaus zum Schafott wollte, und so laut schrie, es herrsche keine Gerechtigkeit in diesem Lande?“

„Ob wir sie gesehn haben!“

„Sie soll eines reichen Mannes einziges Kind sein. Was nützt ihm nun der Reichtum, wenn sie nicht wieder zum Leben erwacht, denn sie war so gut wie tot, als man sie forttrug, und die geputzte Frau neben ihr weinte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen.“

„Ja, sie ist hin!“ sagte der Schwarzkopf und setzte leise zu seinen Kameraden hinzu, „die weise Frau soll prophezeit haben, daß Laws Glück an diesem Mädchen hafte. Wenn sie traurig würde, so sänke sein Kredit, und wenn sie stürbe, so machte er Bankerott.“

Der Herzog von Havré hörte starren Auges diesen Gesprächen zu, und fuhr hoch auf, als plötzlich ein wirbelnder Trommelschlag sich erhob, der Gerichtskommissarius das Schafott verließ, und die Musketiere auf ein Zeichen des

Rundenführers, welcher lange mit Herrn von Créquy gesprochen, eine Gasse öffneten für die Karossen der Seigneurs. Diese fuhren nun langsamen Schrittes in den offnen Raum hinein und reihten sich um das Schafott. Es war fünf Uhr, und Nebel waren aufgestiegen, es dunkelte bereits. Aber man unterschied noch deutlich, daß unter den das Schafott ersteigenden Edelleuten die Herren von Havré und Créquy, umringt von ihren Dienern, die ersten waren, und daß sie selbst Hand anlegten, die zerschlagene sterbliche Hülle des Grafen Horn vom Martergerüste zu lösen. „In meine Karosse! In *meine* Karosse!“ riefen dann mehrere zugleich, Herr von Créquy aber erhielt diesen gewünschten Vorzug, da sich dartut, seine zweite sechsspännige Karosse sei leer und bloß zu diesem Zwecke auf den Grèveplatz gekommen, auch sei im Hotel Créquy schon seit heute morgen der Trauersaal zum Empfang der Leiche ausgeschmückt worden. Gegen den letzteren Teil der Vergünstigung protestierte indessen eine hohe weibliche Gestalt, die aus einer Karosse an den Fuß des Schafotts getreten war und die mit lauter Stimme, so daß man es weithin hörte, ausrief: „Mir gehört der gemißhandelte Körper des Grafen Horn, ich bin die Herzogin von Montmorency-Logny, bin eine geborne Gräfin Horn, und protestiere hier unter Gottes freiem Himmel und vor ganz Frankreich gegen die Unbill, welche unserm Hause widerfahren ist!“

Es widersprach niemand, und es geschah also. Ein greiser Mann nur drängte sich zu ihr und bat sie um das Herz des Toten. Es war der alte Kastellan, der in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr imstande gewesen war, mit der raschen Folge der Begebenheiten Schritt zu halten, da ihn Law achselzuckend verabschiedet und von den großen Herren, die selbst des Ausganges unmächtig waren, immer einer zum andern geschickt hatte. So war der treuste Diener spät und ohne irgend einen äußerlichen Vorschub als

den, welchen tiefer Schmerz vor gleichgültigen Zuschauern gewährt, auf den Richtplatz, und jetzt erst bei hereinbrechendem Abende durch einen Diener Havrés bis in die unmittelbare Nähe des Schafotts gekommen. Es ward ihm gestattet, die Leiche seines geliebten Herrn zu küssen und im Créquyschen Wagen nach dem Hotel Montmorency zu geleiten. Unter welchen Schmerzen dachte er während dieser langsamen Fahrt an den beflügelten Austritt Antons vom Schlosse an der Maas!

Anderen Tages ritt er mit dem Herzen Antons in die Heimat, dem Fürsten Horn die traurige Kunde und das letzte Andenken an den unglücklichen Bruder zu bringen.

Es ist bekannt, daß Laws Schwindelsystem, welches der Anfang modernen Börsenwesens geworden, dadurch zum Bankerott getrieben wurde, daß man bei erwachtem Mißtrauen die Bank um Umwechselung der Scheine in bares Geld überstürmte. Noch ehe dies geschah, sah sich der Regent durch die allgemeine Stimme, welche Horns Verbrechen als unerwiesen und die Strafe als übertrieben bezeichnete, zu aussöhnenden Schritten genötigt. Er erklärte also, daß die eingezogenen Güter des Grafen Anton der Familie Horn zurückerstattet werden sollten, und schrieb darüber an den Fürsten Horn einen höflichen Brief nach Boussignies. Fürst Emmanuel Horn antwortete dem Regenten von Frankreich folgende Worte:

Monseigneur

Es ist nicht der Zweck dieses Briefes, Ihnen Vorwürfe zu machen über den Tod meines Bruders, obwohl Ihre Königliche Hoheit in der Person desselben die Rechte meines Ranges und meiner Nation verletzt haben; sondern der Brief soll danken für die Wiedererstattung der Güter, welche ich zurückweise. Es wäre eine andre Art der Nichtswürdigkeit von meiner Seite, wenn ich jemals von Ihnen

irgend eine Gnade annähme. Ich hoffe, daß Gott und der König von Frankreich Ihre Königliche Hoheit und Ihre Familie eines Tages mit mehr Gerechtigkeit behandeln werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder an den Tag gelegt haben, und ich bin Ihrer Königlichen Hoheit dienstergebener

Emmanuel Fürst von Horn.

Boussignies, den 3. Juli 1720.

Die äußeren Ehren des Hauses Horn haben auch in der Tat keinerlei Beeinträchtigung erlitten vor den Großen des Deutschen Reichs durch jene sonst für schimpflich erachtete Hinrichtung, und das Hornsche Wappen ist immerdar vor deutschem und brabantischem Adelshofe für unbefleckt erachtet worden.

Heinrich Laube.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

IX. 07. 9. — 200.

Einzelausgaben von

Johannes Scherrs Novellen.

Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. 2 Teile. Volksbücherei Nr. 301—307. Broschiert M. 1.40; gbd. M. 2.—.

Nemesis. Volksbücherei Nr. 316—320. Brosch. M. 1.—; gbd. M. 1.50.

Die Tochter der Luft. Volksbücherei Nr. 328—331. Broschiert M. —.80; gebunden M. 1.20.

Michel. Geschichte eines Deutschen unsrer Zeit. 11. Auflage. Volksbücherei Nr. 434—441. Broschiert M. 1.60, gbd. M. 2.50.

Schiller. Kulturgeschichtliche Novelle in 6 Büchern. 4. Aufl. Mit Bildnis u. Einleitung von Professor O. Haggenmacher. Volksbücherei Nr. 415—422. Broschiert M. 1.60; gbd. M. 2.50.

Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart. Volksbücherei Nr. 425—428. Broschiert M. —.80; gbd. M. 1.20.

Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Rafael Spruhz. — Alles schon dagewesen. — Die rote Dame. Volksbücherei Nr. 429—431. Broschiert M. —.60; gbd. M. 1.—.

Wer in Scherrs Schriften rührend Sentimentales als vermeintlich notwendigen Zubehör zu Roman und Novelle sucht, kommt nicht auf die Rechnung. Sentimentalität lag Scherrs Wesen so fern. Der Griffel, mit dem er zeichnet, ist von kräftigem, kernigem Stoffe.

Über Scherrs Werke kulturgeschichtlichen Inhalts besonderer Prospekt kostenfrei!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.